Digitized by Google

4° Per. 15 (34,2

Google

<36611986690017

<36611986690017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vierunddreissigſter Jahrgang.

1840.

Juli.

34, 2
1840

---

113 BG

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen nnd Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem Kunſtblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts,“ mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts,“ koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts,“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Drei Spanier. Von L. Seeger. 158.
Der alte Grenadier. Von Nic. Müller. 164.
Verſe von Juſtinus Kerner. 166.
Das Lied von den Bergen. Von L. Seeger. 168.
Frühlingszeilen von Karl Mayer. 171.
Lebenslauf. Von L. Seeger. 172.
Liebeslieder. Von L. Seeger. 176.
Gedichte von Friedrich Hebbel. 178.
Auf der Wache. Von F. W. Hackländer. 182.

Erzählungen.

Die treue Magd. 156—165.
Erzählungen einer Großmutter. 169—175.

Länder- und Völkerkunde.

Brüſſeler Briefe. 159—161.
Erinnerungen an Krakau. 173. 174.

Naturwiſſenſchaftliches.

Die wiſſenſchaftliche Expedition in Algier. 162.
Aſtronomiſche Notizen. 168.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Streifzüge im Meßkatalog. 156. 157.
Zur Sittengeſchichte der Deutſchen. 157. 175. 176.
Das Gutenbergsfeſt in Straßburg. 165—165.
Die Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprüchwörtern. Von J. B. 166. 167.
Die Eiſenbahn zwiſchen München und Augsburg. 167—170.
Wieland an einen jungen Dichter. 172.
Friedrichs des Großen Denkmal und die Königsbilder in Berlin. Von W. Häring. 175. 176. 177. — 179. 180. 181.
Der Brand von Sallanches. 177—180.
Verſailles und das hiſtoriſche Muſeum. 181. 182.

Korreſpondenz.

Stuttgart. 156. 157. 158. 159. 160. — London. 160. 161. — Berlin. 161. 162. 163. — Paris. 162. 163. 164. 165. — 176. 177. 178. 179. 180. — Mainz. 166. — Hamburg. 167. — Karlsbad. 168. 169. — Wien. 169. 170. 171. — Lauſanne. 170. 171. 172. 173. 174. — Frank- a. M. 174. 175. 176. 177. — Baſel. 178. 179. 180. — Bremen. 181. 182.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Deutſche Geſchichte. 1) Neuere Geſchichte der Deutſchen von K. A. Menzel. Achter Band. Geſchichte des 30jährigen Kriegs. — 2) Geſchichte des 30jährigen Kriegs aus Urkunden und andern Quellenſchriften erzählt von Dr. J. W. D. Richter.

Nro. 68.

Volkslieder. Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſti der Volkslieder germaniſcher Nationen, mit einer Ueberſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften von Talvj — Altdeutſche Literatur. 1) Glossarium saxonicum e poemate Heliand inscripto minoribus priscae linguae monum. collectum vocabulario latino-saxonico et synops grammatica. — 2) Die Klage ſammt Sigenot und Eggen liet, nach dem Abdruck der älteſten Handſchriften des Freiherrn Joſeph von Laßberg. Mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von O. F. H. Schönhuth.

Nro. 69.

Nationalökonomie. 1) Die ländliche Verfaſſung in der Provinzen Oſt- und Weſtpreußen. Von A. Freih. von

Digitized by Google

Harthauſen. — Biographie. Maria Malibran als Weib und Künſtlerin nebſt Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin von Merlin von G. Lotz.

Nro. 70.

Nationalökonomie. 2) Die aus der unbeſchränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile. Von G. L. W. Funke. — Epiſche Dichtkunſt. Otto der Große und die Ungarn. Ein epiſches Gedicht in 24 Geſängen von F**. Herausgegeben von Dr. Fr. Beck.

Nro. 71.

Vermiſchte Schriften. Bekenntniſſe aus dem Leben. Von W. Reinhard, ehemal. Staatsr. — Länder- und Völkerkunde. 1) Almanach für 1840. Der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiet der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet von H. Berghaus. 4ter Jahrgang. — 2) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von demſelben. — Nationalökonomie. 3) Der Baron und der Bauer, oder das Grundbeſitzthum. Von Dr. Grävell.

Nro. 72.

Werke über Schiller. 1) Schillers Leben in drei Büchern von Guſtav Schwab. Erſtes Buch. — 2) Schillers Dichtungen, nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen und nach ihrem innern Zuſammenhang von H. F. W. Hinrichs. Zweiter dramatiſcher Theil. — Roman. Jack Sheppard von W. Harriſon Ainsworth. Aus dem Engliſchen überſezt von J. G. Günther.

Nro. 73.

Werke über Schiller. 3) Schillers Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebſt einer vollſtändigen Nachleſe und Variantenſammlung zu denſelben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutſchen an höhern Schulanſtalten insbeſondere. Von H. Viehoff. — 4) Schillers ſämmtliche Werke in allen Beziehungen erklärt von Dr. Schlegel. — Lyriſche Dichtkunſt. Geſänge der Liebe von A. Peters.

Nro. 74.

Geſchichte. Geſchichte des brittiſchen Indien. Von James Mill. Nach der dritten engliſchen Originalauflage. — Dichtkunſt. Clio. Eine Sammlung hiſtoriſcher Gedichte mit einleitenden geſchichtlichen Anmerkungen von Dr. A. Müller.

Nro. 75.

Werke über Schiller. 5) Supplemente zu Schillers Werken, aus ſeinem Nachlaß im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von K. Hoffmeiſter. — 6) Schillers ſämmtliche Werke. Ergänzungsband zu der Ausgabe in zwölf Bänden. Enthaltend Don Carlos, nach deſſen urſprünglichem Entwurfe zuſammengeſtellt mit den beiden ſpäteren Bearbeitungen. — 7) Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum, mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poeſie und Religion, über antike und chriſtliche Poeſie von R. Binder. — Epiſche Dichtkunſt. 1) Die Jobſiade, ein groteskkomiſches Heldengedicht von Dr. C. A. K. — 2) Der Renommiſt. Ein ſcherzhaftes Heldengedicht von Zachariä.

Nro. 76.

Sternkunde. 1) Die Urwelt und die Fixſterne, von G. H. v. Schubert. — 2) G. B. Airy's, Direktors der Sternwarte zu Greenwich, Populäre Aſtronomie. Aus dem Engl. von C. L. Edlen von Littrow. — 3) Populäre Geometrie als Hülfsbuch für Leſer gemeinfaßlicher Darſtellungen aus dem Gebiete der Aſtronomie und Phyſik ꝛc. Von demſelben. — 4) Atlas des geſtirnten Himmels. Für Freunde der Aſtronomie, von demſelben. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Julie von Greßmann.

Nro. 77.

Belgiſche Literatur. 1) Souvenirs d'un pèlerinage en l'honneur de Schiller, par le Baron de Reiffenberg. — 2) Oudvlaemsche gedichten der 12, 13 en 15 eeuwen, uitg. door Jonkh Ph. Bloemaert. — 3) Liederik de Buck, in drie zangen. Von demſelben. — 4) Beknopte Geschiedenis der kamers van Rhetorica te Gent. Von demſelben. — 5) Anmerkingen over de verwaerloozing der nederduitsche tael. Von demſelben. — 6) Nouvelles archives historiques, philosophiques et litteraires. Révue trimestrielle publiée par MM. d'Hane, Huet, Lenz, Moke.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Neue Kupferſtiche. Papſt Leo X. mit den Cardinälen de' Medici und de' Roſſi, nach dem Gemälde Raffael Sanzio's, geſtochen von S. Jeſi. — Verſteigerungen. — Zu Kunſtblatt Nr. 35 S. 139 d. J. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 54.

Neue Kupferwerke. Joſeph Führich's Triumphzug Chriſti in 11 Tafeln. — Bauwerke. — Bildwerke. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 55.

Ueber den angeblichen Degenknopf Maximilians von Albrecht Dürer. — Malerei. — Alterthümer. — Statiſtik der Kunſt. — Neue Kupferſtiche.

Nro. 56.

Ueber die Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung, nach den neueren Unterſuchungen und Aufnahmen derſelben. — Neue Kupferſtiche. — Neue Kupferwerke.

Nro. 57.

Ueber die Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung. (Fortſetzung.) — Neue Kupferwerke. — Neue Lithographien. — Lithographiſche Werke. — Literatur.

Nro. 58.

Ueber die Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung. (Fortſetzung.) — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 59.

St. Petersburg, 18. April 1840. — Ueber die Denkmale in Trier und ſeiner Umgebung. (Schluß.) — Literatur. — Perſönliches. — Techniſches. — Preisbewerbung. — Verſteigerungen.

Nro. 60.

Prag, 6. Juli 1840. — Erklärung der monumentalen Decoration, die bei Gelegenheit der Säcularfeier der Erfindung des Buchdruckes in Frankfurt a. M. von Herrn v. Launitz ausgeführt worden. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 61.

Der Prozeß des Bildhauers Carew gegen die Teſtamentsexecutoren des Grafen Egremont. — Neue Radirungen. Sechs Original-Radirungen von C. Frommel. — Bauwerke. — Bildwerke. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik.

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. Juli 1840.

— He, that can endure
To follow with allegiance a fallen lord,
Earns a place in the story.

Shakespeare.

Die treue Magd.

Ein iriſches Charakterbild.*

Margaret Sheil war auf dem Stammgute der O'Dwyers geboren, und die Sage, daß ihres Vaters Groß- oder Urgroßvater am Tage einer blutigen Schlacht in der Vertheidigung Gerald O'Dwyers gefallen, fand im ganzen Lande Glauben. Am wenigſten würde ihr Margaret widerſprochen haben, die von Kindheit an in den Ruinen der einſt ſtolzen Burg gelebt hatte, eine treue Magd ihrer edeln, jezt kranken Herrin, und die mit Liebe und Verehrung dem wilden, ſorgloſen Jüngling anhing, welcher jezt der Lezte war eines unbeſonnenen, verſchwenderiſchen Geſchlechts. Ein Opfer der einfachen Wahrheit, daß der Kreuzer oft weiter reicht als der Gulden, war das Haus der O'Dwyers der tiefſten Armuth verfallen. Krank an Geiſt und Körper, und erſchöpft von den Mühen und Sorgen, unter welchen ſie ein Jahr vorher ihren Gatten in's Grab geſenkt, vermochte die Wittwe weder zu denken, noch zu handeln. Hätte ſie aber auch beides vermocht, ſie würde doch nichts haben erſinnen, nichts erringen können. Wenn in Irland eine vornehme Familie verarmt, wirft ſie ſich auf ihre reichen oder wohlhabenden Verwandten; durch eigene Kraft ſich emporzuarbeiten, gälte für einen Flecken auf dem guten Namen. Miſtreß O'Dwyer hatte in ihrer Familie keine Stütze, die Verwandten ihres Gemahls aber waren ihm, der im Schuldgefängniſſe geſtorben, in Armuth vorangegangen, und nur der Milde eines Gläubigers verdankte ſie und ihr Sohn das Obdach in den den Einſturz drohenden Mauern. Aus Anhänglichkeit an die „geweſene Herrſchaft“ beſtellten ihr die kleinen Pächter ein Stückchen Gartenland, müßigten ſie ſich Stunden und Tage ab, Kartoffeln für ſie zu legen und Torf für ſie zu ſtechen, und behandelten den wilden Jüngling, der gegen ſie ſich nicht anders benahm, als ſey er Herr des Bodens, mit der Achtung und Aufmerkſamkeit, die ſie, nach ihrem Ausdrucke, der Familie ſchuldeten.

Wie rührend auch die verſchiedenen, an Werth geringen, an Liebe reichen Dienſtleiſtungen waren, welche die unermüdliche Hand iriſcher Dankbarkeit der Wittwe erwies, ſo gab es doch Keinen und Keine, die ihr treuer dienten als Margaret Sheil. Margaret war eine kleine, thätige, reinliche Perſon, blond und blauäugig, mit Augen ſo hell und blau, als könnten ſie die Zukunft durchſchauen; und gleich ihren Augen war ihr

* Charaktere wie die Trägerin dieſes Bildes, welche zu Anfang des Jahrs 1840 noch in London lebte, ſind, obwohl jezt ſeltener, doch zur Zeit in Irland nicht ausgeſtorben.

Digitized by Google

Sinn; mit einer, den Irländern fremden Beſonnenheit blickte ſie in die Zukunft. Sie beſaß mehr Menſchenkenntniß als ihre Herrin, und unterfing ſich ſogar, ihren Liebling, Garrett O'Dwyer zu tadeln, ſo oft er etwas gethan, das ſie eines O'Dwyer unwürdig glaubte. Doch geſchah dies nur ſelten, denn in ihren Augen war er ſo vollkommen, als ein Menſch es ſeyn kann.

Garrett zählte neunzehn Jahre, focht wie ein Irländer, ſang wie ein Irländer, tanzte wie ein Irländer, war leichtſinnig wie ein Irländer, freigebig wie ein Irländer, ſtolz wie ein Irländer, arm wie ein Irländer. Als er ſechs Jahre alt war, hatte ein entfernter Verwandter ihn zu ſich nehmen und erziehen wollen; allein die Mutter hatte es verweigert, theils weil der Verwandte der einzige O'Dwyer war, der je ein Gewerbe getrieben, theils weil ihr Herz an dem Sohne hing, wie Mutterherzen an ihrem Troſte, an ihrer Hoffnung, an ihrem Ein und Alles hängen. Seit lange lebte Garrett in offener und heimlicher Empörung gegen das Weiberregiment, verlangte außer Landes zu gehen, Soldat zu werden, lieber Alles zu ſeyn und zu thun, als daheim zu bleiben. Hatte aber das Schelten und Murren der Mutter nichts ausgerichtet, dann ſiegten ihre Thränen; Garrett nahm ſeine Flinte ab und ergriff ſeine Flöte, beides der einzige Luxus, den er kannte. Sein Rock war von Fries und ſein Hut von Stroh; gleichwohl gab es weit und breit keinen ſchönern Jüngling; und keiner ſaß edler zu Roß; der benachbarte Adel lieh ihm gern ein Pferd, und er ſäumte nicht, eins zu borgen. Auch hätte ihn jeder gern an ſeiner Tafel geſehen und ihm Wein vollauf gegeben; aber ohne Ausnahme lehnte er dies ab. „Ich kann nicht hingehen,“ pflegte er zu ſagen, wenn Margaret ihm eine Einladung brachte; „das Fleiſch und der Wein müßten mir zu Gift werden, dächt' ich meiner armen Mutter, die indeſſen trockene Kartoffeln ißt. Aber lange, Margaret, kann es ſo nicht währen; ich muß fort, in jedem Fall.“ Und wie er Letzteres eines Tags abermals geſagt, antwortete ſie: „Auch wird Euer Bleiben nicht lange mehr nöthig ſeyn, Maſter Garrett; ich darf's Euch nicht verſchweigen, und wußte nur nicht, wie ich's vorbringen ſollte. Sie wird's nicht viele Wochen mehr treiben; drum, Maſter Garrett, thut jezt nichts gegen ihren Willen.“ — Garrett erſchrack. Das hatte er nicht erwartet. Er konnte nicht reden, aber er weinte auch nicht.

Margaret hatte nur zu wahr geſprochen. Eine Woche ſpäter ſah Garrett die zunehmende Veränderung im Zuſtande ſeiner Mutter; dennoch verließ er die Wohnung. Margaret konnte dies nicht begreifen; ſie wußte, wie ſehr er ſeine Mutter liebte, wie willig er Alles für ſie gethan; die arme Herrin lag ohne Bewußtſeyn, und Garrett kam nicht nach Hauſe. In der Angſt ihres Herzens, die Mutter möchte ſterben, ohne den Sohn geſegnet zu haben, ſendete ſie einen Boten um den andern nach ihm aus; immer vergebens. Und die Todesſtunde rückte merkbar naher. Darüber war es Nacht geworden; der Wind pfiff durch die Mauerſpalten in die Kammer des Todes, heulte in der öden Halle und ſauste über die unbedeckten Gänge und durch die offenen Kamine. Das Licht zu ſchirmen, hatte Margaret ihre Schürze abgebunden, einen Zipfel an die Bettpfoſte, den andern an einen Stuhl befeſtigt. Der Prieſter hatte der Sterbenden das Sakrament gereicht, und ſo oft der Körper krampfhaft zuckte, küßte Margaret das Kreuz und betete. Bis Mitternacht hatten die Nachbarn bei ihr geſeſſen, dann waren ſie heimgegangen, eine alte Frau ausgenommen, die auf einer Truhe in der Ecke des Zimmers eingeſchlafen war. Die Herrin ſeufzte tief und ihr Röcheln wurde ſchneller und lauter. „O Herrgott und Vater!“ betete Margaret, „ſende ihr Kind, auf daß der Tod ihr leicht ſey!“

„Hier bin ich,“ flüſterte eine Stimme. Es war Garrett, der leiſe eingetreten, ſein Geſicht bleich und hager, große Tropfen auf der Stirn und das ſchöne Haar wirr herabhängend. Ein paar Minuten lang redete er mit Margaret; dann warf er ſich auf das Bett ſeiner Mutter und bat und beſchwur ſie, ihn zu hören, ihm zu vergeben, ihn zu ſegnen. Die Natur überwältigte ihn und ſeine Thränen floßen. Sprechen konnte die Mutter nicht; aber ein heiteres Lächeln verklärte ihre Züge; zweimal lächelte ſie ihn an und legte ihre Hand auf ſein Haupt. Eiſigkalt fühlte er die Finger auf der heißen Stirn und näherte ſeine Lippen den ihrigen; ein kalter Hauch wehte ihn an und die Finger erſtarrten.

(Fortſetzung folgt.)

Streifzüge im Meſskatalog.

(ſ. Nr. 94.)

II.

Fremdwörterbücher.

Durchblättert man die Meßkataloge der lezten Jahre, ſo ſtößt man auf den Schacht einer ganz eigenthümlichen Literaturart, den der Buchhandel mit immer größer werdender Vorliebe zu bebauen ſcheint, ich meine die Fremdwörterbücher.

Fremdwörterbuch! in der That eine mehr als zweideutige Compoſition von Begriffen. Was mag wohl ein Nichtdeutſcher, der der Aufſchrift eines ſolchen Buches begegnet, darunter verſtehen? Fremdwörterbuch — iſt dies

Digitized by Google

ein Wörterbuch für Fremde, ein Hülfsmittel, um die deutſche Sprache kennen zu lernen? oder iſt es ein Wörterbuch für Deutſche, ein Hülfsmittel, um eine fremde Sprache zu verſtehen? Leider, gibt es noch eine dritte Bedeutung, und um dieſe klar zu bezeichnen, wäre es beſſer, man ſchriebe, ſtatt Fremdwörterbücher, Fremdenbücher für Wörter.

Die Deutſchen haben zu allen Zeiten den Ruf eines gaſtfreien Volkes davongetragen, und es iſt auch ihr ſtetes Bemühen, dieſen Ruf nicht zu verlieren. Nirgends findet das Fremde eine bereitwilligere und zuvo kommendere Aufnahme. Sind es nicht franzöſiſche Sitten, denen wir unſere Lebensweiſe, franzöſiſche Debatten, denen wir unſere Journale, franzöſiſche Dichter, denen wir unſere Theater einräumen? Wir haben Bewunderung für brittiſchen Spleen, Enthuſiasmus für engliſche Rohheit, Geld für ſpaniſche Papiere und Preſſen für ruſſiſche Politik; und die Gaſtfreiheit, die wir in der Literatur, in der Geſellſchaft, in der Kunſt wie in der Preſſe ausüben, ſollten wir allein in unſerer Sprache nicht gelten laſſen? Nein, Dank den Göttern und dem ſparſamen Geiſt der Fürſten, wir haben keine Akademie, worin die Einbürgerung eines neuen Wortes mit engbrüſtiger Bedachtlichkeit abgewogen wird; unſere Sprache iſt keine Freimaurerloge, worin über die Aufnahme eines einzelnen Mitgliedes die ganze Corporation zu Rathe gezogen wird; es iſt ein republikaniſcher Staat, eine freie Geſellſchaft, und jedem Schriftſteller iſt es frei geſtellt, Fremde einzuführen, und iſt nur erſt ihr Name in's Fremdenbuch eingetragen, dann mag er bleiben einen Monat, ſechs Monate, ein Jahr, für immer. Und daß wir nicht ängſtlich und kleinlich in der Wahl ſind, davon möge die Stärke unſerer Fremdenbücher zeugen, und ihre breiten Seiten und ihre engen Zeilen, und daß wir nicht mißgünſtig die Fremden hintanſetzen, davon mag jedes Buch Beweiſe liefern, jede Seite, jeder Satz, jede Zeile.

Es iſt eine merkwürdige Stimmung in unſerer jetzigen Literatur, daß das Rückwärtsſchauen ſo verpönt iſt, als flüchteten wir aus den Trümmern des ſchwefelflammenden Gomorra. Alles ſchreit: Vorwärts, Vorwärts! und ruft Einer einmal: Schaut euch um, wir verirren uns! ſo theilt er das Schickſal mit dem Weibe des Loth: man ſagt, er ſey ſtehen geblieben. Wollte Jemand in der babyloniſchen Wortmengung, die jezt wieder in unſerer Sprache eingetreten iſt, auf die Beſtrebungen des alten Campe zurückweiſen, ſo würde man ihn verſpotten, ihn einen Pedanten, einen Philiſter, einen Siebenſchläfer nennen, der die Emancipation, welche unſere Literatur ſeit 1830 erlebt, verſchlafen hat. Aber in der That, eben in dem Geiſte dieſer Emancipation wäre es, daß man der Sprache ihre Selbſtſtändigkeit ließe und die Schönpfläſterchen franzöſiſcher Modeworte ſo wie die Dintenklere der Schulausdrücke ihr aus dem Geſichte wiſchte. Eben weil dem Geiſte unſerer Sprache die freien jugendlichen Bewegungen wieder erobert wurden, ſollte man ihn nicht in ein aus tauſend fremdartigen Lappen zuſammengeſeztes Harlekinskleid ſtecken; eben weil jeder Schriftſteller das Recht hat, Fremde einzuführen, ſollte man vorſichtig und ſparſam in der Wahl ſeyn, eben weil wir keine akademiſche Oligarchie haben, weil unſere Literatur eine Republik iſt, wird es die Pflicht eines jeden Einzelnen, für das Wohl der Geſammtheit zu ſorgen.

Als Louis Philippe von der franzöſiſchen Kammer eine Apanage für ſeinen Sohn verlangte, da ſchrieb Cormenin jene bekannten Worte, die in ganz Frankreich ein Echo fanden. Er ſchilderte den unermeßlichen Reichthum des Hauſes Orleans und ſtellte dieſem gegenüber die Armuth des franzöſiſchen Volks; er ſpottete darüber, daß dieſes überreiche Haus ſeine Familie nicht zu erhalten vermöge und bei dem armen Volke um Unterſtützung bettle. Und iſt unſere Literatur nicht gerade ſo, wie der Louis Philippe in der Cormeninſchen Schrift? Wir, die wir den Reichthum unſerer Literatur preiſen und mit Recht preiſen dürfen, wir betteln um eine Apanage, um eine Beiſteuer an den im Verhältniß zu uns ſo armen Tiſchen Anderer! Und gerade die Literatur von 1830, jene Literatur, der der republikaniſche Sinn, das Bewußtſeyn der Selbſtſtändigkeit durch alle Adern fließt, gerade dieſe trifft der Vorwurf zumeiſt, daß ſie die Fremdwörterbücher zu einem unverhaltnißmäßigen Umfange ſchwellen macht, daß ſie unſere Sprache mit einer Schaar von Ausdrücken anfüllt, die wie Matroſen aus aller Herrn Länder gepreßt ſind. Von den „Reiſebildern“ bis auf den „Blaſedow“ wimmelt es in unſerer Literatur von Worten, die, theils Söhne des franzöſiſchen Journalismus, theils Töchter der deutſchen Philoſophie, in gemiſchter Ehe mit einander leben und Kinder erzeugen, die zwar der Literaturſtaat geſetzlich anerkennt, denen jedoch der Kultus der Sprache die Taufe verweigern muß. Die drei Elemente: Societät, Politik und Philoſophie, welche die deutſche Literatur der neueſten Zeit in ſich aufgenommen hat, ſchwimmen in ihrem Strombette noch immer neben einander her, wie der Main, der Rhein und die Nahe in ihrer Farbenverſchiedenheit, dem Auge ſichtbar, meilenweit neben einander fließen; man kann an der Oberfläche, an dem Ausdruck ſehen, daß ſich die Elemente noch nicht vermiſcht haben, noch nicht in Eins zuſammengefloſſen ſind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25ſten Juni.

Das Buchdruckerfeſt.

Die Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt ſo eben in unſerer Stadt mit einem ſchönen Feſte gefeiert worden, wobei ſich die Freude einer ungeheuern Volksmenge mit dem Jubel der Gewerbsgenoſſen miſchte. Die Incunabeln der mächtigen Kunſt und ihr heutiger Zuſtand, und damit der Geiſt zweier gleich merkwürdiger Zeitalter wurde uns dabei lebendig vorgeführt. — Mit der Buchdruckerkunſt begann noch vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Reihe der größten Entdeckungen und Offenbarungen, wodurch das ganze geiſtige und äußere Leben der Völker ſchnell faſt durchaus umgewandelt werden ſollte: das Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften, die Entdeckung des Seewegs nach Indien und der neuen Welt, die Wiederaufdeckung der heiligen Schrift, das Weltſyſtem des Copernicus. Und als die geiſtige Bewegung, durch welche dieſer reiche Inhalt der Zeit verarbeitet wurde, recht begann, da war auch ſchon das wunderbare Werkzeug völlig fertig, welches die friſch entſprungenen Quellen der Entwicklung zugleich faßte und verbreitete, den Fortſchritt im Großen auf immer ſicherte und, der Kultur des Alterthums und des Mittelalters gegenüber, der eigentliche Träger der Bildung der neuern Zeit wurde. Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann eine ähnliche, noch ſtürmiſchere Beſchleunigung der Geſchichte. Durch die bedeutendſten geiſtigen Thaten, durch die keckſten Verſuche in der innern und äußern Welt wurde in Wiſſenſchaft, in Staat und Geſellſchaft das alte Gleichgewicht der Ueberzeugungen, Meinungen und Satzungen aufgehoben und der Menſchheit der Kreis des Begreifens und Wirkens mit reißender Schnelligkeit erweitert. Betrachtet man den gleichzeitigen Aufſchwung aller Wiſſenſchaften, den tiefen Zwieſpalt in den religiöſen und politiſchen Ueberzeugungen, die ungeheure Steigerung der Induſtrie und des Handels, die Umwandlung aller ſocialen und politiſchen Verhältniſſe, die Vervielfältigung und Beflügelung des Verkehrs, ſo zeigt ſich Europa ſeit fünfzig Jahren noch innerlicher ergriffen als durch die in manchen Beziehungen ähnliche geiſtige Gährung des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. Die Preſſe, als die natürliche Vermittlerin aller geiſtigen Thätigkeit, hat ſich den Proportionen der Zeit angepaßt, und wie an ihr einſt die neuere Bildung erwachſen, ſo iſt ſie in der jetzigen geſchichtlichen Kriſis der wahre Hebel der gewaltigen Bewegung, deren Ziel uns, die wir mitten darin ſtehen, kaum verworren vorſchwebt. Durch die innere Aehnlichkeit zwiſchen dem Zeitalter der Reformation und dem der Revolution, und das Verhältniß der Preſſe zu beiden, gewinnt die diesmalige Jubelfeier der Erfindung noch ungleich mehr Bedeutung als vor hundert, vor zwei- und dreihundert Jahren. — Die beiden Zeitalter verſinnlichten ſich mir in Fauſts hölzerner Druckmaſchine und in der modernen Schnellpreſſe, wie ſie auf der Feſttribüne des hieſigen Marktplatzes nebeneinander ſtanden. So viele Gedanken und Thatſachen, welche, die jugendliche Preſſe ſie verbreitete, ſo neu und unerwartet waren, wie die wunderbare Verbreitungskunſt ſelbſt, ſind jezt die gemeinſte Geiſteshabe, etwas, das ſich ganz von ſelbſt verſteht, wie Preßbengel und Preßdeckel. So viele Begriffe und Vorurtheile jener großen Zeit erſcheinen uns jezt kindiſch und unbeholfen wie das ächzende, hölzerne Gerüſte, das die biblia pauperum ärmlich vervielfältigte. Der eherne Coloß der Schnellpreſſe mit dem kunſtreichen Gewirre von Rädern und Walzen iſt ein Bild des heutigen raſchen, ungeſtümen und doch ſichern Ineinandergreifens aller geiſtigen Thätigkeiten, wodurch die Produktion in Allem unendlich erleichtert, geſteigert und vervielfältigt, und die Literatur ſelbſt großentheils zu einem auf Bequemlichkeit und unmittelbaren Nutzen berechneten Fabrikate wird. Die Menſchheit weiß und kann ſo ſehr viel mehr als vor vierhundert Jahren; aber der Menſch ſelbſt iſt der geblieben, der er von jeher war, gerade wie der Druckbogen, den Gutenberg aus ſeiner Preſſe nahm, weſentlich derſelbe iſt, wie der, der von der Dampfpreſſe ausgeſtoßen wird: es iſt nach wie vor ein bedrucktes Stück Papier; nur daß damals der Zeug beſſer und dauerhafter und der Satz korrekter war. Von jeher aber, wie noch heute, iſt das Individuum, wie der einzelne Bogen eines Alphabets, ſie mögen enthalten was ſie wollen, für ſich ſo gut wie nichts. – Wie man hört, war der einzige Punkt, über den das hieſige Feſtcomité längere Zeit nicht wegkommen konnte, der, daß die Gehülfen durch den Plan, beim Feſte eine Schnellpreſſe öffentlich aufzuſtellen und wirken zu laſſen, ſich verlezt fühlten. Dies war ihnen auf ihrem Standpunkt eben nicht zu verargen. Leidenſchaftlich vom Gedanken eingenommen, daß jene Literaturmühle nicht nur ihren Vortheil, ſondern auch die Würde ihrer Kunſt beeinträchtige, bedachten ſie nicht, daß die Schnellpreſſe es iſt, was recht eigentlich den Zuſtand der Kunſt an dem Tage bezeichnet, da ſie vierhundert Jahre alt geworden, ja daß ſie für ein Sinnbild der Art und Weiſe der literariſchen Thätigkeit im laufenden Jahrhundert gelten kann. Die Schnellpreſſe vom Programm ſtreichen, hieß die Cenſur üben, der wir Alle ſchon ſo oft geſpottet, die Cenſur, die nicht will, daß ein Gedanke, ein Gefühl, eine Thatſache, die in's allgemeine Bewußtſeyn eingedrungen, daß eine Kunde, die von Mund zu Mund fliegt, in einen Schriftſatz eingeſchloſſen werde. — Mercuriale oevum, ipsae Musae opifices, iterum, ut olim apud Admetum, mercenarius Apollo — mit dieſen Worten bezeichnet der gelehrte Gottfried Hermann in Leipzig kräftig den literariſchen und poetiſchen Gewerbfleiß unſerer Tage, die Thatſache, daß die Literatur, und ganz beſonders die ſchöne und ſogenannte Unterhaltungsliteratur, vom Aufſchwung aller Induſtrie ergriffen, viele Charaktere derſelben angenommen hat: das raſche und wohlfeile Produciren, das Streben nach Glanz und augenblicklicher Wirkung auf Koſten des innern Gehalts und der Dauerhaftigkeit. Wir alle ſind an die Bewegung, in der, wie faſt alles in der heutigen Welt, ſo auch das Weſen der Schriftſtellerei völlig ſich umzuwandeln ſcheint, noch nicht ganz gewöhnt. Der Kritiker klagt, daß des tief Aufgefaßten, des mit Liebe und Bedacht Ausgeſponnenen immer weniger, des Gehudelten, Ephemeren, auf den Kauf Gefertigten immer mehr werde; der Drucker flucht dem Mechanismus, der für zwanzig Hände ſchafft und die Mittelmäßigkeit der Arbeit durch ſchnelle Förderung vergütet. Der Arbeiter an der Preſſe fühlte ſich bisher durch die magiſche Berührung des wunderbaren Geiſtesgutes geadelt und über den gemeinen Handwerker gehoben; ſeit aber ſo vieles, was unter die Preſſe kommt, baare Copie iſt, ohne gerade Nachdruck zu ſeyn, ſeit der Schriftſteller ſo oft ein ſchnellfertiger Arbeiter iſt, der nach einem Modell flink ſchnizt und malt und firnißt, ſeitdem iſt es ganz in der Ordnung der Dinge, daß auch derjenige, welcher mit geübtem Takt den Bengel anzieht und den Deckel hebt, immer mehr von dem verdrängt wird, der gedankenlos den nimmerſatten Rachen der Maſchine ſpeiſt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Mittwoch, 1. Juli 1840.

In Unterzeichnetem ſind erſchienen:

Johann Ladislav Pyrker's
ſämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbeſſerte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem erſten dieſer Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmoniſcher Weiſe und Versart beſungen hat, gehört zu den ſeltenſten Dichtern Deutſchlands. Wir erlauben uns hier ſtatt aller Anpreiſung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutſchlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfaſſer des Rudolphs von Habsburg den klaſſiſchen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter ſpricht ſich über daſſelbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutſches Epos, deſſen ſich, außer dem Griechiſchen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich ſetze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher ſtehe, als Virgil. — Ja, der hat's *vollbracht*, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!" (Wiener Zeitſchr. f. Kunſt und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitſchrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutſche Heldengedicht bezeichnet.

Auch ſeinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tuniſias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unſterbliches Gedicht Baggeſens (Dresdener Morgenzeitung 1827 Nr. 103) vor Klopſtock mit dem Worte Vater, den höchſten Platz ein.

Der Dichtkunſt Höchſtes iſt das wahre Epos, folglich der Verfaſſer dieſer Werke einer der erſten Dichter Deutſchlands, welches jetzt ſchon ausgeſprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Beſonders rühmlich iſt es, daß dieſe Werke in faſt alle Sprachen überſetzt worden ſind. Von der Tuniſias iſt kürzlich eine ſehr gelungene ungriſche Ueberſetzung in Hexametern von Johann Udwardy erſchienen. Auch ſoll nächſtens in gleichem Metrum eine böhmiſche Ueberſetzung von den Perlen der heiligen Vorzeit durch den Herrn Winarcitzky in Prag erſcheinen, ſo wie erſt jüngſt in Padua von dem letztern Werke eine italieniſche Ueberſetzung von Vincenzo da Caſtro erſchien. Die erſte war vom Grafen Gambara in Brescia im Jahr 1824 herausgegeben.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[198] **Neue Musikalien,**

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Benedict, Ballade a. d. Zigeunerin ital. u. deutsch m. Pfte. 27 kr.

Bertini, Fant. üb. Th. a. Robert Devereux f. Pfte. 4händig. Op. 126. 1 fl. 48 kr.

Beyer, Pariser Walzer mit Galop nach franz. Melod. f. Pfte. Op. 31. 48 kr.

— Walzer u. Galop f. Pfte. üb. Th. a. Regine. Op. 35. 48 kr.

Burgmüller, 2 brlt. Stücke a. d. Sherif v. Halévy. Op. 57. Nr. 1. Rondo. Nr. 2. Varit. f. Pfte. jedes 1 fl.

— La fille de l'exilé. Scene f. Singstimme et Pfte. franz. u. deutsch. Nr. 23. 27 kr.

Clapisson, La fiancée du deserteur. Nouvelle. Ebenso Nr. 18. 54 kr.

D'Adhémar, Therese la blonde, franz. u. deutsch m. Pfte. od. Guit. Nr. 486. 18 kr.

Donizetti, 10 Fav.-Stücke a. Marino falliero f. Pfte. arrg. 1 fl.

Gomion, Mosaiques et Fant. f. Pfte. üb. Th. von Donizetti. Nr. 1. aus Torquato Tasso. Nr. 2. aus Elisire d'amore. Nr. 3. aus Robert Devereux, jedes 1 fl. 12 kr.

Gretscher, Die Sehnsucht v. Klätke f. Sopr. mit Pfte. Nr. 11. 42 kr.

Groot & Fessy, 29te Fantas f. Clart. et Pfte. Th. a. d. Brauer v. Preston. 1 fl. 30 kr.

Hünten, Fr., Nachtrag zu seiner Klavier-Schule. Op. 60. 1 fl.

Küffner, Fant. u. Vart. üb. Th. von Auber, Bellini u. Rossini f. Flöte mit Pfte. Op. 293. 2 fl.

Liszt, Soirées italiennes. Th. v. Mercadante u. Donizetti f. Pfte. übertragen. Nr. 1 à 9. à 48 kr. 1 fl. — 1 fl. 12 kr. und 1 fl. 48 kr.

Mangold, Die Seiltänzerin von Vogel f. Singst. mit Pfte. Nr. 21. 36 kr.

Mohr, 6 leichte Fant. f. d. Clarinette üb. Th. von Rossini, Auber u. Bellini, 2 Hefte, jedes 54 kr.

Digitized by Google

Puget, Romanze. Jeune fille à quinze ans. franz. u. deutsch. mit Pfte. od. Guit. Nr. 504. 18 kr.
— Romanze. La Retraite. Ebenso. Nr. 505. 27 kr.
Rondonneau, Ebenso. Notre Baronne. Nr. 501. 18 kr.
Rosellen, Fant. u. brlt. Vart. f. Pfte. üb. e. Th. aus d. Oper v. Clapisson „La Symphonie.“ Op. 26. 1 fl. 12 kr.
Walckiers, Fant. f. Flöte mit Pfte. üb. Th. aus dem Brauer v. Preston. Op. 74. 2 fl.
Wichtl, 63 ein- u. zweistimmige Gesang-Uebungen mit Pfte. zur Erlernung des sichern Treffens. Op 4. 2 fl. 24 kr.
Walzer, schottischer, f. Pfte. Th. a. d. Brauer von Preston. Nr. 551. 8 kr.
Eisenbahn-Galop f. Pfte. von Beyer. Nr. 552. 8 kr.
Marsch für Pfte. aus Anna Bolena von Donizetti. Nr. 42. 8 kr.

---

[192] In unterzeichnetem Verlage erscheinen bis Michaelis d. J.:

Mozart's Ouverturen

für das grosse Orchester in Partitur zu den Opern: Don Juan, Idomeneo, Figaro, Zauberflöte (Il flauto magico), Belmonte und Constanze (Il Seraglio), Cosi fau tutte, Titus.

Subscriptionspreis (ohne Vorausbezahlung) für jede Ouverture ½ Rthlr. oder 54 kr. rh. oder 42 kr. C.M. Ladenpreis à 1 Rthlr. Complet 7 Ouverturen nebst einem Fac-Simile der Handschrift Mozarts 3⅓ Rthlr. Die Ouverture zu Don Juan ist bereits erschienen.

Stabat mater, componirt von Pergolese instrumentirt für das grosse Orchester mit Chören von Alexis Lvoff. Partitur. Subscriptionspreis 5⅔ Thlr.

Alle Buch- und Musikhandlungen nehmen Subscription an.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[209] **Converſations-Lerikon der Gegenwart.**

Von dieſem Werke

— ein für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Converſations-Lexikons ſowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen deſſelben —

deſſen hohes Intereſſe und Bedeutung für die Gegenwart immer mehr allgemein anerkannt wird, iſt jetzt das 22ſte Heft (bis Oeffentlichkeit) erſchienen. Es bildet nicht nur ein Werk zum Nachſchlagen für den augenblicklichen Bedarf, ſondern zugleich ein durch gewandte Darſtellung anziehendes Leſebuch über Alles, was die Zeit bewegt. Die Fortſetzung wird ſo raſch geliefert, als es die auf die Bearbeitung zu verwendende beſondere Sorgfalt irgend geſtattet. Jedes Heft koſtet auf Druckpap. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Die

achte Auflage des Converſations-Lexikons,

an das ſich das Converſations-Lexikon der Gegenwart zunächſt anſchließt, behauptet fortwährend unter allen ähnlichen Werken den erſten Rang und es iſt davon im vorigen Jahre ein neuer Abdruck erſchienen, von dem ein Ex. aller 12 Bande auf Druckp. 16 Thlr., auf Schreibp. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr. koſtet. Das Werk kann aber auch von Wenigerbemittelten in einzelnen Bänden, in Terminen wie ſie ihnen am beſten paſſen, in

einem neuen Abonnement

bezogen werden, wo dann der Band auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr. koſtet.

Das für jeden Beſitzer der 8ten Aufl. unentbehrliche

Univerſal-Regiſter

das gegen 70,000 Perſonen und Gegenſtände nachweist, über die ſich Mittheilungen im Conv.-Ler. finden, koſtet auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[223] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Schafwaide-Ablöſungen

und deren Einfluß auf die Kultur des bisher waidebelaſteten Grundeigenthums

auf

Schafzucht und Wollproduktion

in national- und privatwirthſchaftlicher Beziehung.

Zwei gekrönte Abhandlungen

von

Amtsrath **A. Karbe** und Domänenrath **C. Knaus.**

8. in Umſchl. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Durch die Entfernung des Wohnorts der Herren Verfaſſer von der Druckerei haben ſich einige Druckfehler eingeſchlichen, welche aus Verſehen in wenigen Exemplaren nicht berichtigt worden ſind, daher die Beſitzer ſolcher Exemplare erſucht werden, die Verbeſſerung derſelben ſich in den betreffenden Buchhandlungen nachträglich zu verſchaffen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[191] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

H. Königs

Literariſche Bilder aus Rußland

in ihrem wahrem Lichte dargeſtellt von N. Gretſch. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von W. v. O.

8. Berlin, 1840, bei Herbig. ⅓ Rthlr.

---

[207] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Maiheft 1840.

Inhalt: Ueber das Transportweſen in England und in Deutſchland mit Rückſicht auf das Eiſenbahnweſen. Von Amand. Ferd. Neukrantz. — Verbeſſerungen an den Dampfkeſſeln, an den Vorrichtungen zur Speiſung der Feuerſtellen mit Brennmaterial und in der Verbrennung des aus dieſen aufſteigenden Rauches, von John Juckes. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Ruderrädern und an den Käſten derſelben, von Robert Eſſex. Mit Abbild. — Ueber einen expandirbaren Gewindbohrer von der Erfindung des Hrn. de la Morimère. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Maſchinen zum Kardiren des Flachſes, der Wolle und anderer Faſerſtoffe, von Joſeph Garnett. Mit Abbild. — Vorrichtung, welche das Putzen der Kerzen unnöthig macht, von Richard Bright. Mit Abbild. — Ueber das Trocknen des Torfs. Vom Hüttenverwalter v. Kirn. Mit Abbild. —

Google

Apparat, um das Seewaſſer in trinkbares Waſſer zu verwandeln, von Theodor Cotelle. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrication von Glauberſalz, von Laurence Rowe. Mit Abbild. — Verbeſſerungen im Ausſchmelzen von Kupfer und andern Erzen, von William Jefferies. Mit Abbild. — Verbeſſerter Abdampfapparat für Zuckerauflöſungen, von Morton William Lawrence. Mit Abbild. — Ueber eine gallertartige Subſtanz, welche man bei der Fabrication des Runkelrübenzuckers erhält; von Heinrich Braconnot. — Ueber eine Verfälſchung des im Handel vorkommenden Catechu-Extracts; von den HH. Girardin und Preiſſer in Rouen. — Ueber die Anwendung des Catechu's in den Kattundruckereien; von Guſtav Schwartz. — Beſchreibung eines in der neueſten Zeit entdeckten Verfahrens ſchwarz und braun zu färben. — Völters Methode der Stärkefabrication aus Kartoffeln. — Ueber die Benutzung des Alkohols, welchen man bei der Bereitung des Knallqueckſilbers als Nebenproduct gewinnt. — Ueber eine Verfälſchung des Wachſes, von Bonnard. — Ueber den Zuſtand der Druck- und Färbekunſt im europäiſchen Rußland; von Dr. Kreutzberg. — Miscellen. Verzeichniß der vom 29. Februar bis 28. März 1840 in England ertheilten Patente. — Chapmans Verbeſſerungen an den Dampfmaſchinen. — Ueber die Dampfſchifffahrt auf dem atlantiſchen Ocean. — Billette's Rettungsbote. — Ueber eine neue hydrauliſche Maſchine des Hrn. de Caligny. — Ueber Bruniers Hebemaſchine für Flüſſigkeiten. — Einiges über die Reactionsräder. — Ueber die Erdräummaſchine des Hrn. Gervais. — Maſſé's verbeſſerter Fußtritt für Kutſchen. — Schiele's vereinfachtes Platinfeuerzeug ohne Hahn. — Ueber eine Verbeſſerung der Volta'ſchen Säule, wobei das Kupfer durch Eiſen erſetzt wird. — Coathupe's Methode Glasröhren zu eudiometriſchen Zwecken zu graduiren. — Einiges über die Behandlung des zu den Saiteninſtrumenten beſtimmten Holzes. — Ueber die Gewinnung eines Faſerſtoffes aus den Eibiſchwurzeln. — Einiges über die Verwendung des Kartoffelſtärkmehles und Stärkeſyrups. — Frankreichs Bergwerkſtatiſtik.

Zweites Maiheft.

Inhalt: Verbeſſerungen an den Dampfkeſſeln, von John Ruthven und Morris Weſt Ruthven. Mit Abbild. — Verſuche über das günſtigſte Verhältniß, welches an den Keſſeln der Locomotiven zwiſchen der Heizoberfläche der Feuerſtelle und jener der Röhren beſtehen kann. Von de Pambour. — Verbeſſerungen in der Fabrication der Räder für Locomotiven und andere Wagen, von Jeremiah Grime. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Oefen und Kaminen, von William Harper und Thomas Walker. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Oefen, von Charles Andrew Caldwell, Esq. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Korkziehern, von Charles Osborne. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrication von Stricken für Kabeltaue, von Andrew Smith. — Verbeſſerungen im Appretiren von Strumpfwirkerwaaren, von William Bates. — Verbeſſerungen in der Papierfabrication, von John Evans. Mit Abbild. — Verbeſſerte Methode auf Oberflächen vertiefte oder erhabene Figuren oder Muſter zu erzeugen und Abdrücke davon zu nehmen, von Charles Hancock. — Bericht des Herrn Péligot über die Arbeiten der Concurrenten um die Preiſe, welche die Société d'Encouragement auf das Jahr 1839 in Betreff der Runkelrübenzucker-Fabrication ausgeſchrieben hatte. — Anleitung zur Prüfung des Eſſigs auf ſeinen Gehalt an Eſſigſäure; von Dr. Fr. Otto. Mit Abbild. — Ueber eine leichte Methode zur Darſtellung der Chromſäure und ihr Verhalten zur Schwefelſäure; von J. Fritzſche. — Verbeſſerungen in der Fabrication von Schwefel, Schwefelſäure und Glauberſalz, von Edward Joſeph Duclos. — Ueber die Deſtillation thieriſcher Subſtanzen zur Gewinnung von Leuchtgas. — Bericht über Dana's Bleichverfahren für Baumwollenzeuge, von Edward Schwartz. — Ueber ein elektrochemiſches Verfahren zum Vergolden des Silbers und Meſſings; von A. de la Rive. — Ueber ein für das Licht empfindliches Papier zum Copiren von Zeichnungen und Kupferſtichen; von Ed. Becquerel. — Miscellen. Verzeichniß der vom 30. März bis 25. April 1840 in England ertheilten Patente. — Programm der von der Société d'Encouragement pour l'industrie nationale in der Generalverſammlung vom 11. März 1840 für die Jahre 1841, 1842, 1844, 1846 und 1847 ausgeſchriebenen Preiſe. — Chauſſenois Sicherheitsmittel gegen Dampfkeſſelexploſionen. — Vickers' Verbeſſerungen an den Locomotiven. — Merkwürdiger eiſerner Viaduct. — Walbeck's Schraubenbohrer. — Mechaniſcher Aufwinder (Selbſtaufwinder) für Muleſpinnmaſchinen. — Ueber Sodafabrication aus Kochſalz ohne Anwendung von Schwefelſäure. — Schobels Verfahren die Metallplatten für die Lichtbilder zu jodiren. — Seguers Verfahren die Metallplatten für die Lichtbilder zu jodiren. Ueber das Fixiren der Daguerre'ſchen Lichtbilder. — Ueber einige Vorſchriften, welche für Färber und Drucker verkauft werden. — Crompton's und Joynſons Verbeſſerungen in der Papierfabrication. — Mac Gauran's neues Material zur Papierfabrication. — Poole's verbeſſerte Gerbemethode. — Letzter Jahresbericht über den Themſetunnel.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 180 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[210] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Studien über Goethe.

Von

J. St. Zauper.

Zwei Bändchen.

12. Wien 1840. In Umſchlag geheftet.

Preis 1 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.

Des Herrn Verfaſſers früher erſchienene kleine Schriften über Goethe können unbedenklich dem Vorzüglichſten, was über den großen Dichter geſchrieben worden iſt, beigezählt werden. Selten findet man ſeinen hohen Dichtergeiſt mit ſolcher Wahrheit und Unbefangenheit aufgefaßt, ſeine Vorzüge und Eigenthümlichkeiten ſo treffend und charakteriſtiſch dargeſtellt. Auch wurde dem Verfaſſer die Genugthuung zu Theil, den Dichter ſelbſt durch die gerechte und beſcheidene Würdigung ſeiner Werke in nicht geringem Grade befriedigt und ſich deſſen perſönliches Wohlwollen erworben zu haben, wie mehrere Stellen in Goethe's Briefwechſel und in Eckermanns Geſprächen bezeugen.

Oben angezeigte Studien enthalten nun das früher Erſchienene in zweiter Auflage im erſten Bändchen, und dieſes dürfte ganz beſonders geeignet ſeyn, nicht bloß jungen Studirenden als Anleitung zur Poetik nach den

beſten Muſtern, ſondern auch andern Leſern als Einleitung zur Lektüre zum Studium Goethe'ſcher Werke zu dienen: zu beiden Zwecken möge es hiermit aufs Beſte empfohlen ſeyn.

Das zweite Bändchen, deſſen Inhalt bis jetzt noch ungedruckt war, enthält eine Fülle gediegener und geiſtvoller Bemerkungen über die wichtigſten Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, über Literatur und Kunſt, nach Form und Inhalt des großen umfaſſenden Geiſtes, durch den ſie angeregt wurden, würdig und ihm verwandt. Die angehängten Briefe Goethe's bilden gewiß eine, allen Verehrern des Dichters, deren Zahl von Tag zu Tage ſteigt, höchſt ſchätzbare und willkommene Zugabe.

---

[201] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen und Erinnerungen

aus

Algier und Algerien,

von

Auguſt Jäger,

Verf. des Deutſchen in Paris, des Deutſchen in London, der Briefe des Ben-Muſſa, u. ſ. w.

Inhalt: Die Fremdenlegion. — Algier und Algerien. — Abdl-Kadr und der heilige Krieg in Algerien. — Juſſuf und die Spahis. — Die Generale Trezel und Duvivier und der Chef der Zuaven Lamoricière. — Die Kabylen und Hadſchuten. — Algieriſche Frauen und Mädchen. — Das 67ſte Regiment. — Der franzöſiſche Soldat und Fidèle der Invalide. — Hinrichtung zweier Beduinenhäuptlinge. — Jagden in der Melidſchah und in den Gebirgen des Atlas. — Beduiniſche Reiterei und Pferdezucht. —

8. geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Lieb am Meere.

Ein Liedercyclus

von

Bernhard Reil.

8. geh. Preis 18 Gr.

Leipzig, im Mai 1840.

C. L. Fritzſche.

---

[208] **Für Leihbibliotheken und Leſezirkel.**

Bei A. Wienbrack in Leipzig ſind ſo eben nachſtehende empfehlenswerthe Romane erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Nathaliens Liebe.

Novelle von Penſeroſo. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Prinz Reinhold und ſein Führer.

Novelle von Penſeroſo. 3 Bde. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Der Fluch.

Romantiſches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. 2 Bde. 2 Thlr. 20 Gr.

Die Dioskuren.

Novelle von D. Marbach. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Die Verfaſſer obiger Romane ſind der gebildeten Leſewelt durch ihre früheren Leiſtungen bereits rühmlichſt bekannt, und zeigen wir dieſe neueſten Erzeugniſſe derſelben hier nur an, ohne den Inhalt und Werth weiter zu berühren. Jeder damit Vertraute wird immer mehr zu dieſer Lektüre hingezogen; ſolches beweiſt dem Verleger der fortwährend ſteigende Abſatz. —

---

[203] Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Vierwöchige Wanderung von Rinteln über Mühlhauſen, Gotha, Wunſiedel nach dem Fichtelgebirge und von da zurück über Baireuth, Kulmbach, Koburg u. ſ. w. Von Dr. Ludw. Boclo, Lehrer der Erdkunde und Geſchichte am Gymnaſio zu Rinteln. 8. geh. 1840. 1 Thlr.

---

[199] Als eine der intereſſanteſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Belletriſtik empfehlen wir das ſo eben erſchienene Werk:

Der Freigeiſt.

Ein Roman des 19ten Jahrhunderts

von **Theodor Oelckers.**

2 Bände. 8. broch. 2 Rthlr. 12 Gr.

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

---

[95] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte

der

brittiſchen

Baumwollen-Manufaktur,

und

Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zuſtand.

Nach dem Engliſchen

des

Edward Baine d. j.

frei bearbeitet

von

Dr. Chriſtoph Bernoulli,

Profeſſor der induſtriellen Wiſſenſchaften zu Baſel.

Mit 12 engliſchen Stahlſtichen.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Erſter Abſchnitt: Urſprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abſchnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abſchnitt: Frühere Geſchichte der engliſchen Manufaktur. Vierter Abſchnitt: Erſte Schritte zur Maſchinenſpinnerei. Fünfter Abſchnitt: Gründung der mechaniſchen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abſchnitt: Weitere Fortſchritte der Maſchinenſpinnerei. Siebenter Abſchnitt: Einführung der Dampfmaſchinen und der mechaniſchen Webſtühle. Achter Abſchnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abſchnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abſchnitt: Commercielle Verhältniſſe. Elfter Abſchnitt: Dermaliger Belang der brittiſchen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abſchnitt: Zuſtand und Lage der arbeitenden Klaſſen. Dreizehnter Abſchnitt: Ausſichten.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 2. Juli 1840.

Ein Pangeſchrei! ein Wiederhall
Aus hundert Flöten! Wiederhall
Aus hundert Klüften! Tauber Schall
Vom Schilfe Jordans und der Tiber,
Und Themſ' und Seine.

Herder.

Streifzüge im Meſskatalog.

(Schluß.)

Gerade jene Schriftſteller, die in ihrer Anſchauung neue Geſichtspunkte, in der Form freiere Wege errungen haben, gerade dieſe ſind es, die in einzelnen Wendungen ſich am wenigſten von den Ausdrücken der Schule, ſey es der philoſophiſchen, der politiſchen, oder auch nur der journaliſtiſchen losmachen können. Die kriegeriſchen Feldzeichen, mit denen die Revolution der gegenwärtigen Literaturperiode begonnen, die fremdartigen Loſungsworte, die man aus dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Erörterung auf die Wahlſtätten des literariſchen Kampfes herübergezogen, ſind ihnen ſo geläufig geworden, daß ſie nunmehr auf dem friedlichen Gebiete der poetiſchen Schöpfung ſelbſt ſich ihrer nicht mehr erwehren können. Denkt euch ein Mädchen, das in ſtiller Mitternacht in eurem Buche lieſt und alle Poren der Phantaſie und der Empfindung euren Schilderungen geöffnet hat, wie wird es aufgeſtört, wenn ihm plötzlich der kriegeriſche Helm einer philoſophiſchen oder politiſchen Schlachtrüſtung in den Schooß fällt!

Und nun erſt das Heer der Nachahmer, welche, wie überall, das Uebel noch verſchlimmern! Während die Einen ſich des fremden Ausdrucks bedienen, weil ſie ſich ſeiner nicht erwehren können; ſuchen ihn die andern hervor, um mit ihm zu prunken; während er bei jenen eine Angewöhnung der Schule iſt, die ſie, wie das Tabakſchnupfen, nicht laſſen können, brauchen ihn die Letztern, um mit dieſer Angewöhnung aufzufallen; ſie ſchnupfen, um die goldene Doſe zu zeigen, die oft nur von Tombak und auf dem Trödel gekauft iſt.

Mag der Publiziſt, der Kritiker ſich der Formel bedienen, wodurch er die Meinnng ſeiner Partei am beſten auszudrücken glaubt; wir wollen ihm nicht grollen, wenn ſein Ausdruck ein fremdartiger iſt; er ſchreibt für einen Kreis, nicht für die Geſammtheit. Wir wollen ſogar ein Auge zudrücken, wenn der Journaliſt, der in der Eile des Tages ſeine fliegende Feder bewegt, in der Haſt nach dem ihm zunächſtliegenden Ausdrucke greift, unbekümmert, ob er der Mutterſprache oder einer fremden angehört.

Aber bei der poetiſchen Schöpfung ſollte man die Jungfräulichkeit der Sprache ehren; der Dichter, der zur Geſammtheit des Volkes ſpricht, muß es mit Worten thun, die Eigenthum der Geſammtheit ſind. — Es iſt nicht zu leugnen, es liegt in dem deutſchen Volke ein großer Reichthum philoſophiſchen Bewußtſeyns, und der Schriftſteller, der Dichter darf bei einem Volke, bei dem Schiller zum Nationaldichter geworden iſt, mehr wagen

Digitized by Google

als die Dichter anderer Nationen; aber eben ſo wenig zu leugnen iſt es, daß die neuere Literatur von dieſem Vorrecht einen allzuausgedehnten Gebrauch macht. Der philoſophiſche Gedanke wird oft den deutſchen Leſer nicht zurückſchrecken, wohl aber der philoſophiſche Ausdruck, der häufig die Kenntniß des Gedankens vorausſezt. Die junge Literatur verfallt dabei in denſelben Fehler, den ſich einer unſerer größten Dichter zu Schulden kommen läßt, ein Dichter, der bei allem Reichthum ſeines Gemüths, ſeiner Phantaſie und ſeines Humors, dennoch mehr mit ſeinem Namen als mit ſeinen Werken Eigenthum des Volkes geworden iſt; ich meine Jean Paul. Bei aller Verehrung, die dieſem Namen gezollt wird, bei allen Nachahmungen, die er gefunden, iſt Jean Paul doch mit einem Bann umgeben, der die Maſſe von ihm abhält. Es iſt die große Zahl jener fremdartigen Ausdrücke, die Kenntniſſe vorausſetzen, die man dem Leſer nicht zutrauen kann, da ſie der Verfaſſer ſelbſt oft nur auf dem Wege encyklopädiſchen Sammelns gefunden. Und leider bringt dieſelbe Urſache auch jezt dieſelbe Wirkung hervor. Mehrere ausgezeichnete Schöpfungen der jüngern Literatur ſind nur deßhalb nicht in das Volk gedrungen, weil ſie Ausdrücke und Anſpielungen enthalten, die der Maſſe unverſtändlich ſind. Eine große Partie des Münchhauſen wie des Blaſedow leidet an dieſem Fehler, und ſo kommt es, daß das Leſepublikum ſich dem ſeichten Leſeſpreu der franzöſiſchen Literatur zuwendet, die ihm kein allzugroßes Wiſſen zutraut, weil ſie ſelbſt deſſen ermangelt.

Die treue Magd.

(Fortſeyung.)

„Ich wußte es,“ weinte Margaret, „daß nur Eure Gegenwart ihr einen leichten Tod bringen könne.“ Als Garrett ſeiner Stimme wieder mächtig war, flüſterte er: „Margaret, Margaret, laß ſie ein paar Minuten mit Andern und komm mit mir. Grace und Stacey und Viele wollen bei ihr wachen; ſie ſtehen draußen, ich ſah ſie. Um deiner Seligkeit willen, komm mit mir, oder ich muß verzweifeln!“ Faſt gewaltſam ſchleppte er die Widerſtrebende aus der Kammer. Sie hatte die Klagen unterdrückt, die in Irland am Lager der Geſtorbenen laut werden; deßhalb erhoben die eintretenden Weiber ein doppelt lautes Klagegeſchrei, das ſich mit dem Heulen des Windes vermiſchte.

Margaret folgte dem Eilenden über zerbrochene Stufen nach einer kleinen Thurmſtube, welche er die ſeinige nannte. Ohne auf ihre Fragen zu antworten, trat er zum Bette, blieb ſtehen, blickte umher, blickte auf Margaret und hob langſam die grobe Decke, unter welcher ein neugeborenes Kind ſchlummerte. „Mutter der Gnade!“ rief Margaret; „weſſen iſt das?“ — „Mein,“ antwortete Garrett; „das Kind iſt mein.“ — „Euer? Euer, Maſter Garrett? Der Name des Herrn ſey gelobt! Doch im Ernſte könnt Ihr das nicht meinen.“ — „So wahr mir Gott helfe und mich bei Sinnen erhalte!“ rief Garrett; „ich ſpreche im Ernſte, das Kind iſt mein!“ — „Und ſeine Mutter?“ — „Gott ſey uns allen gnädig!“ antwortete der Jüngling; „ſeine Mutter iſt in dieſer Nacht geſtorben. Seine Mutter — ſo jung — ſo — o Moyna, Moyna, wie haſt du für mich gelitten!“

Margaret Sheil zog den Blick der Zärtlichkeit, wie nur Frauen ihn für hülfloſe Säuglinge haben, von dem Kinde ab, wich einen Schritt zurück und wiederholte: „Moyna? welche Moyna? — Doch nicht Moyna aus Ferry Barrett, auf welcher die Schande gelegen hat dieſe lezten drei Monate? Doch nicht ſie, das junge, ſchöne Mädchen? O Maſter Garrett, wenn Ihr Moyna aus Ferry Barrett zu Sünde und Schande und in den Tod gebracht habt, dann möge der Herr auf Euch niederblicken, denn Eurer Sünde Farbe iſt Scharlach!“ — „Höre mich, Margaret,“ bat der Jüngling; „ich habe ſie nicht zu Sünde und Schande gebracht: Vater Myles hat uns getraut.“ — „Vater Myles!“ verſezte Margaret; „ſprecht nicht von Vater Myles, dem Abtrünnigen von unſerer heiligen Kirche, dem halben Prieſter, dem bettelnden Kuppler. Vater Myles Trauung iſt keinen Heller werth, und ſo ſchön und ſüß und ſchmuck Moyna war, für einen O'Dwyer war ſie nicht!“ — „Ich wußte, meine Mutter würde nie darein willigen,“ ſagte Garrett. „Das arme Mädchen ſchickte nach mir in der Stunde ihrer Angſt, und ſchwer habe ich gebüßt — gebüßt mit dem Spotte der Ihrigen, mit der Folter, ſie ſterben zu ſehen. Und als ſie geſtorben, nachdem ſie das Kind mir in die Arme gelegt, fluchte ihr Vater uns Beiden und ſtieß mich — mich Garrett O'Dwyer — wie einen Hund von ſeiner Schwelle. — Ja, Margaret,“ fuhr er wehmüthig fort, „ich habe viel gelitten und erduldet. Keine Thräne habe ich geweint um mein gutes, ſchönes Mädchen, das ich und das mich liebte, ſeit wir uns das erſte Mal geſehen, ehe wir noch wußten, was Liebe iſt. Sie ſterben zu ſehen, ſie, die noch nicht volle ſiebzehn Jahre — gleich einem räudigen Hunde fortgejagt zu werden von ihrer Leiche — hieher zu kommen — meiner Mutter den lezten Athem von der Lippe zu nehmen — o Moyna, um dich konnte ich nicht weinen, Thränen konnten meinen Schmerz nicht lindern! Ihr Vater hätte mich ermordet, hätte die Mutter mich nicht gerettet; mir fehlte die Kraft, mich zu vertheidigen. Dann forderte ich mein Kind; ich weiß nicht, wie ich es bekommen, weiß nur, daß ich es

Digitized by Google

warm an meine Bruſt legte, daß ſein Schreien mich nicht aufhielt, daß ich dir es brachte, Margaret, dich zu bitten um ihrerwillen, der du eben die Augen geſchloſſen, dich des Kindes zu erbarmen, ihm Mutter zu ſeyn. Das Blut der O'Dwyers rollt in ſeinen Adern und von deiner Kindheit an biſt du eine treue Magd geweſen." — „Möge der Herr ſein Antlitz nicht von mir wenden," ſprach Margaret und ſank auf die Knie. „Und wer weiß, ob's nicht zum Glücke gedeiht! Das Kind iſt eine O'Dwyer, es iſt die Naſe, der Mund, ein ſchönes Kind. O Maſter Garrett, wie danke ich Gott, daß die Herrin das nicht erlebt hat! Ihr getraut mit Moyna aus Ferry Barrett! und ihr Vater einen O'Dwyer beſchimpft! Arme, arme Herrin!"

Margaret ſprach noch mehr, Garrett hörte es nicht. Seine Augen ruhten auf ſeinem Kinde, und um zehn Jahre bitterer Trübſal ſchien ſein junges Leben gealtert. Er blickte auf das Kind, als ſollten die Züge ſich tief in ſein Gedächtniß graben, wendete ſich dann ſchweigend ab und verließ das Zimmer. Das Kind erwachte und ſchrie; Margaret wickelte es in das wollene Tuch, worin es gelegen, holte warme Milch und ließ es trinken, und beſchloß, daß es Evelyn heißen ſolle, wie die Stammmutter geheißen. Dann ging ſie, die lezten Pflichten gegen ihre Herrin zu erfüllen. Die Pächter ſammt ihren Frauen waren gekommen, ſie zum lezten Mal zu ſehen, und die Wärterinnen erwarteten die Anordnungen der treuen Magd.

Margaret beſorgte, was ihr oblag, ohne dem Schmerze Raum zu geben. Die kalten Glieder wurden geſtreckt, die Gewänder geordnet, die Lichter angezündet und das Waſſer geſprengt, und als das geſchehen, vermißte Margaret den jungen Herrn. Der Tag brach an; überall ſuchte ſie Maſter Garrett und fand ihn nirgends. Sollte, konnte er in ſolcher Zeit das Haus verlaſſen haben? — Die Wächterinnen erzählten, daß er in die Stube gekommen, eine hatte ihn neben der Leiche knieen ſehen, eine Andere ihn weinen hören; ſein Fortgehen hatte keine bemerkt, und doch war er gegangen. Magaret wußte nicht, was ſie denken, was ſie thun ſollte. Ihr Gefühl empörte ſich wider den Gedanken, daß ein Kind ſeine Mutter im Tode verlaſſe, der Sohn ſie nicht zum Grabe geleite, und in Kummer und Thränen rang die treue Magd ihre Hände. Dann fehlten die Mittel zur geziemenden Beerdigung. Der Prieſter, das wußte Margaret, würde aus Achtung für die Familie auf ſeine Bezahlung verzichten, und aus gleicher Achtung der Tiſchler den Sarg unentgeldlich zimmern. Aber das Holz, das er nicht hatte, konnte er nicht geben. Dieſem Mangel wurde durch Aufheben einiger Dielen abgeholfen. Die Reichſten unter den Armen ſchickten Geſchenke an Eß- und Trinkwaaren, weil ſolche bei einer iriſchen Todtenwache unentbehrlich ſind, und nicht allein die ehemaligen Lehnsleute der Familie, auch der benachbarte Adel verſammelte ſich zum Begräbniß. Der hiezu beſtimmte Morgen, der dritte nach dem Tode, war trüb und kalt; der Nebel lag ſchwer auf den Bergen, und das Geſchrei des Adlers und das Gekrächz des Raben klangen aus dem naſſen Gewölke. Der Zug war lang, viele zu Roß, die meiſten zu Fuß. Auch zwei Klageweiber, deren Voreltern ſeit undenklichen Zeiten die O'Dwyers zu Grabe geleitet, waren im Zuge, ohne Entgeld, um der Ehre der Familie willen. Sie gingen zur Seite des Sarges und ließen ihre Klagen erſchallen, weil „die Herrin aus dem Lande gegangen," erwähnten des Sohns, der die lezte Pflicht gegen ſeine Mutter nicht geleiſtet, und erzählten in wilden, zerriſſenen Geſängen von Heldenthaten, die einſt geſchehen, in Tagen, wo die O'Dwyers „mehr Land zu eigen beſeſſen, als der Adler überſchauen kann von den Höhen des Shinegranaugh," wo ſie auf eigenen Roſſen die Lehnsmannen zur Schlacht geführt, ihr Name gleich Blitzen durch das Land geleuchtet, jedes Auge ſie geſegnet und ihre Stimme Muſik geweſen für jedes Ohr, während jezt der Wind heule, wo einſt Wein gefloſſen, „Hartköpfige und Hartherzige" ihr Land beſaßen, und es nur zwei Augen gebe, die Herzensthränen auf das Grab der armen Herrin zu weinen, die Augen der treuen Magd.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Sittengeſchichte der Deutſchen.

Ritterweſen.

Wer nicht edel geboren, ex genere militari war, und vorher unter einem Ritter als Wappeline, Wappener, Schildknecht, Edelknecht, Knappe gedient hatte, konnte nicht zu der ritterlichen Würde gelangen. Jedoch finden ſich Ausnahmen von dieſer Regel. Ein deutſcher Soldat zeichnete ſich in einem der italieniſchen Kriege Kaiſer Friedrichs I. beſonders aus; der Kaiſer wollte ihn dafür mit dem Rittergürtel belohnen, aber der Soldat ſchlug die Ehre aus.

*

Der Ritterſchlag war keineswegs ein Ausfluß der Landeshoheit, wie der Adel ſelbſt. Kein König oder Fürſt konnte einen andern zum Ritter ſchlagen oder ihn wehrhaft machen, wenn er ſelbſt die ritterliche Würde nicht erhalten hatte, und dieſe Würde verſtand ſich im Mittelalter bei den Fürſten nicht ſo von ſelbſt, wie etwa heutzutage das Tragen von Großkreuzen. Die Geſchichte führt eine Menge Beiſpiele auf, daß Fürſten und Könige nicht Ritter wurden und ſich nicht ſo nannten, bevor ſie in Folge von wirklichen oder auch von der Schmeichelei fingirten Thaten von Andern zu Rittern geſchlagen worden. So nahm Konrad, der Sohn Friedrichs II. erſt als Kaiſer den Rittergürtel bei einem feierlichen Turnier. Noch ein Beiſpiel aus weit ſpäterer Zeit. Kurfürſt Friedrich der Siegreiche von der Pfalz ließ ſich im 37ſten Jahre, nachdem er 1462 ſein Heer bei Seckenheim in Schlachtordnung geſtellt, vom alten Wipprecht von Helmſtätt zum Ritter ſchlagen. Er ſelbſt ſchlug hierauf vor und nach der Schlacht 44 Ritter.

Digitized by Google

Früher war ziemlich die Meinung verbreitet, daß junge Edelleute und Fürſten nur vor der Mannbarkeit Knappen und Junker genannt worden ſeyen; bei den Romanſchreibern vollends iſt dies eine ausgemachte Sache. Im Gegentheil behielten Alle vom hohen und niedern Adel, bevor ſie nicht zu Rittern geſchlagen wurden, jenen Titel bei, ob ſie ſich nun verheiratheten oder nicht; dies gilt im eigentlichen Mittelalter in der Regel ſelbſt von den Fürſten. So werden in Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts regierende Grafen zwar nobiles et potentes viri, aber dennoch nur domicelli und Junchar (Junker) genannt, wenn ſie noch nicht Ritter waren. — In einem Kaufbriefe von 1510 heißt Landgraf Johann von Heſſen nur domicellus. — In einer andern Urkunde von 1530 nennen ſich die regierenden Herzoge Otto und Wilhelm von Braunſchweig und Lüneburg Junker. — Es kommt oft vor, daß Töchter ſehr angeſehener Geſchlechter, Gräfinnen von Spiegelberg, von Waldenburg, ſich mit Edelleuten vermählten, welche fortwährend in den Urkunden nur die Titel armiger oder famulus führen. — Es wiederholt ſich häufig, daß von zwei Brüdern gleichen Alters der eine Herr, Ritter, miles genannt wird, der andere armiger, famulus, Edelknecht, Knecht, Knappe „von deme Wapene,“ oder „ſo zu den Wapen geboren.“

*

Sonderbar iſt es, daß einer öfters zum Ritter geſchlagen werden konnte. Michel von Ehenheim erzählt in ſeinem Leben, er ſey fünfmal zum Ritter geſchlagen worden, das leztemal 1505 vom Biſchof von Würzburg in ſeiner Eigenſchaft als Herzog von Franken. „Der Biſchof ſolches thun mus mit einem geſungen Ampt, und er mus einem Riter, den er ſchlegt, allen ſein Harniſch und Schwert, auch Eiſenhuet und Schilt und Spieß an ſein Leib ſetlichs beſonder gepflegen, und darnach ſo ſchlegt er in mit ſeinem Schwert zu Riter.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25ſten Juni.

(Fortſetzung.)

Das Buchdruckerfeſt.

Die theils nur zweideutigen, theils wirklich ſchlimmen und abſchreckenden Seiten des heutigen Bücherweſens überhaupt ſind offenkundig; aber auch hiebei, wie bei allem geiſtigen Gute, wie bei der Erfindung der Druckerei ſelbſt, liegen Segen und Fluch, Gift und Gegengift untereinander. Sind viele geiſtige Richtungen durch die Induſtrie in die Gemeinheit hingezogen, ſo ſehen wir andernſeits alle Wiſſenſchaften eben durch die großen Prinzipe des Gewerbfleißes, durch Theilung der Arbeit und Aſſociation, auf die Bahn des raſchen, unabſehbaren Fortſchritts geſtellt. Dieſe ſchöne Blüthe der Wiſſenſchaften, indem ſie uns für manche widrige Erſcheinung in unſerer Uebergangszeit tröſtet, verbürgt uns zugleich die Zukunft unſerer Bildung und läßt uns hoffen, daß auch die Kunſt, welche ſich im lebenden Geſchlecht in Kritik und Abſichtlichkeit verliert, einſt wieder Grund und Boden gewinnen werde. Vorerſt aber ſcheint die Geſchichte darauf auszugehen, faſt in Allem die alten Traditionen, den alten Glauben, die alte Standesverfaſſung aufzulöſen, und als Hauptagenten bedient ſich dazu der Weltgeiſt der Preſſe, welche heutzutage wie mit Dampfkraft die Kultur in den Maſſen verbreitet. Wenn einmal in der Geſellſchaft die neuen Bildungen, welche überall ſchon angedeutet ſind, den Zerſetzungsprozeß überwiegen, dann wird auch das literariſche Chaos ſich lichten und ordnen, und wir nehmen es in Demuth als eine geſchichtliche Nothwendigkeit hin, daß die Preſſe am Johannistage dieſes Jahrs als die Hauptrepräſentantin einer ſtürmiſchen Bewegung erſchien, in der ſich eine neue Zeit gebären will.

Die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt fand unſere Stadt, die vor hundert Jahren 12,000 Einwohner und eine einzige Buchhandlung gehabt, als einen Hauptſitz des deutſchen Buchhandels mit 40,000 Seelen. Um's Jahr 1740 ging der einzige Stuttgarter Buchführer, Joh. Benedikt Metzler, alljährlich zu Fuß nach Frankfurt zur Büchermeſſe; gegenwärtig zählt die Stadt achtundzwanzig Buchhandlungen und ſechsundzwanzig Druckereien, wovon zehn mit den Buchhandlungen vereinigt. In Thätigkeit ſind über hundert Handpreſſen, ſieben Maſchinen-, fünfzehn Schnellpreſſen; ſie beſchäftigen fortwährend über 500 Arbeiter. Dazu kommen fünf Schriftgießereien, wovon zwei Stereotypen gießen. Mit den Buchbindern (18 mit 80 Gehülfen), Farbefabrikanten, Holzſchneidern bilden die Gewerbsgenoſſen im weiteſten Sinn eine ſehr zahlreiche Corporation. Dieſe mußte darauf denken, das Jubelfeſt in einer Weiſe zu begehen, welche der typographiſchen und literariſchen Bedeutung der Stadt entſpräche. Das Comité, aus Gewerbsgenoſſen aller Stufen, aus Literaten, ſtädtiſchen und Staatsbeamten und notabeln Bürgern beſtehend, war ſeit Monaten in ununterbrochener Thätigkeit. Die Geſchäfte wurden ihm durch das Vertrauen und die Weisheit der Regierung ſehr erleichtert: es hatte keineswegs den Behörden Conceſſionen abzuringen, man kam ihm im Gegentheil von oben freundlich und hülfreich entgegen, und ſo handelte es ſich nur davon, das Feſt ſo würdig und ſo glänzend anzuordnen, als die Mittel, worüber man zu verfügen hatte, nur immer geſtatteten. Der materiellen Schwierigkeiten waren dabei immer noch genug zu überwinden. Als Hauptelemente der Feier wurden feſtgeſezt: der große Umzug, Gottesdienſt, Rede und Preßthätigkeit unter freiem Himmel, Feſtmahl, Bälle; am zweiten Tag eine Landparthie nach einem der ſchönſten Punkte der Umgegend. — Schon lange waren die Theilnehmer eifrig, doch geräuſchlos mit den Vorbereitungen beſchäftigt. Nur das machte Aufſehen, was, ſtatt Mühe zu machen, welche erſparte, nämlich die großen Bärte, die ſich ein ganzer Trupp von Gehülfen wachſen laſſen, um uns mit dem vollſtändigen Coſtüm des fünfzehnten Jahrhunderts an die Wiege der Preſſe zu verſetzen. — Der Zufluß von Fremden war ſeit mehreren Tagen bedeutend. Am 23ſten Juni führte die königliche Hofkapelle in Verbindung mit den hieſigen Geſangvereinen das Oratorium Meſſias von Händel im neuen Reithauſe auf. Faſt alle Häuſer der langen Straßenſtrecke, durch welche der Zug ſich bewegen ſollte, wurden mit Blumen, Laubwerk und Draperien feſtlich geſchmückt, an allen Thoren und auf öffentlichen Gebäuden Flaggen in den Farben der Stadt und des Landes aufgepflanzt. Die ungeduldige Erwartung, welche die Bevölkerung durch die Straßen trieb, machte den 23ſten zur heiterſten Vigilie. Der Einladung des Comité, dem Zug und dem Feſte überhaupt beizuwohnen, waren gefolgt die ſtädtiſchen Behörden, die Geiſtlichkeit, ein großer Theil der Schriftſteller und Künſtler, ſehr viele Geſangvereine des Landes, die Lehrer und Schüler aller hieſigen höhern Unterrichtsanſtalten, des land- und forſtwiſſenſchaftlichen Inſtituts in Hohenheim.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 3. Juli 1840.

— I have done these dreadful things,
As willingly as one would kill a fly;
And nothing grieves me heartly indeed,
But that I cannot do ten thousand more.

Shakespeare.

Drei Spanier.

Südlich glüht die Luft, der Heerweg
Dehnt ſich ſchnurgerad gezogen.
Das Dragonerregiment
Sauſt dahin, von Staub umflogen.

Schwarz der Thurm und ſchwarz die Häuſer,
Die zur Nachtruh wir erkoren.
Torquemada, halbverbrannt,
Starrt uns an aus öden Thoren.

Nirgends Menſchen auf den Gaſſen,
Keine, die durch's Fenſter ſchauen;
Schutt und Hausrath liegt verſtreut,
Und darüber Todesgrauen.

Offen ſtehn die Kirchenthüren,
Keine Lamp' erhellt die Gänge,
Keine Abendglocke tönt;
Abgeſchnitten ſind die Stränge.

Wiederhallt der Roſſe Stampfen
Einſam wie im dunkeln Walde.
Auf der Steinbank regt es ſich:
„Sprecht, wer ſeyd Ihr?“ — „Der Alkalde.“

Er, ſein Bruder und der Knabe,
Wenig, wie es ſcheint, betroffen.
„Nachtquartier für Roß und Mann!“ —
„Alle Thüren ſtehn euch offen.“ —

Und des andern Morgens Frühe
Weckt die fränkiſchen Bewohner;
Roſſe ſcharren, wiehern, kaun,
Harrend ſitzen die Dragoner.

„Fünf-und-zwanzig bleiben!“ — Keiner
Will ſie führen. — „Meinetwegen,
Werft das Loos!“ — Getroffen ward
Rapatier, der alte Degen.

Und nach Torquemada ritten
Wir zurück in wenig Tagen,
Siegreich bei Valladolid
Hatten wir die Schlacht geſchlagen.

Die Dragoner? Nirgends Einer,
Nicht ein Einz'ger, den wir trafen.
Doch der Oberſt meint: „Vielleicht
Ein Convoi!“ — und legt ſich ſchlafen.

Digitized by Google

„Spanier, wo ſind die Dragoner?“
Nunez, ohne lang zu ſinnen:
„Alle miteinander fort;
Hier das Haus, behagt euch drinnen!“

Und nach allen Seiten rennen
Beuteluſtig die Soldaten,
Boden, Keller, Garten wird
Aufgewühlt mit Hack' und Spaten.

Vor dem Fenſter in dem Garten
Drängen dichter ſich die Maſſen.
„Ha, ein Schatz!“ — der Mann erhält
Eine kalte Hand zu faſſen.

Eine Hand, ein Arm, ein ganzer —
Zwei Dragoner, drei, ſie zählen:
Alle miteinander ja,
All mit abgeſchnittnen Kehlen.

Nunez ſieht durch's Küchenfenſter
Schmauchend nieder auf die Reiter;
Perico, der Knabe, legt
Zu dem Feuer neue Scheiter.

Gelb und ſteif im braunen Mantel,
Angeflammt vom Fackelſcheine,
Ruhig vor dem Fenſter ſizt
Der Alkalde auf dem Steine.

Und der Oberſt durch das Toben
Aufgeweckt, tritt vor den Alten,
Angeſichts der Leichen ward
Jetzo Kriegsgericht gehalten.

„Wer hat dieſe abgeſchlachtet?“ —
Lautlos, ohne ſich zu wenden,
Sizt der Greis, der Junge ſchürt,
„Nunez, du?“ — „Mit dieſen Händen!“ —

„Du allein?“ — Das lange Meſſer,
Die Navaja zeigt er ihnen,
„Ich allein mit dieſem Stahl,
Meinem Vaterland zu dienen.“

„Als ſie branntweintrunken lagen —
Bei dem Bruder war der Knabe —
Schnitt ich ihnen ab den Hals:
Morgens half er mir am Grabe.“

„Iſt es ein Verbrechen, nenn' ich's
Mein allein auch unverholen.“ —
Der Alkalde ſteht und ſpricht:
„Menſch, du thatſt, wie ich befohlen!“

„Schlagt uns todt, und jeder Spanier
Strafe ſo, die uns bedrängen!“
Und der Oberſt gähnt ihn an:
„Hört, Alkalde, Ihr müßt hängen,

„Hängen, ihr und euer Bruder!“ —
Nunez wendet leicht das ſtarre
Haupt: — „Ich glaub' es gern!“ — und legt
In die Kohlen die Cigarre.

Abgeführt zum Henkertode
Wurden ſie, ſobald es tagte,
In's Gehölz, wo Chriſti Kreuz
Zwiſchen grünen Bäumen ragte.

Nunez, den Alkaden führend,
Beide ruhig, feſt und heiter.
Hinter ihnen Perico
Mit den Strängen und der Leiter.

An dem Fuß des Kreuzes knieet
Der Alkalde, Gott zu danken.
Nunez aber tritt heran
Zu dem Kapitän der Franken.

„Don Juan Nunez de Guintana,
Hier Alkalde ſchon ſeit Jahren,
Und mein ältrer Bruder — laßt
Keine Schmach ihm widerfahren!“

„Wie ihr wollt, nur keine Weile,
Kurz und gut, ſo iſt mein Wille.“ —
Nunez dankt ihm, küßt und hängt
Seinen Bruder. Rundum Stille!

Nunez wartet auf der Leiter,
Die Dragoner flüſtern, ſchelten:
„Hängen war mein Handwerk nie —
Einen Schuß, das laß ich gelten.“

„Habt nicht bange!“ — ruft herunter
Nunez. Perico daneben,
Kommt auf ſeinen Wink und gibt
Ihm den Stoß in's andre Leben.

„Laß die Leiter, Burſch!“ zum nächſten
Baume trägt er ſie in Stille.
„Iſt's an mir?“ — „Dich, gutes Kind,
Hängt man nicht!“ — „Wie Gottes Wille.“

Und er ging mit uns nach Hauſe,
Schaute zu mit unbewegten
Mienen, wie die Todten wir
Wieder in die Grube legten.

Digitized by Google

Eine Stunde ſpäter war er
Aus den Augen uns gekommen,
Und er hatte Nunez's Stahl,
Die Navaja mitgenommen.

Ludwig Seeger.

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

Margaret fehlte natürlich beim Begräbniſſe nicht, und damit wenigſtens Eines vom Stamme der Herrin an ihrem Grabe ſey, hatte ſie den Säugling in den Falten ihres Mantels verborgen. Bei der Unthunlichkeit, länger in der alten Wohnung zu bleiben, entſchloß ſie ſich, zu ihrem jüngern Bruder zu ziehen, der in einem benachbarten Städtchen wohnte und ſie bereits darum angeſprochen hatte, da der Tod ihm vor Kurzem ſeine Frau genommen und zwei Kinder gelaſſen. Am Vorabend ihres Wegganges trat Moynas Mutter bei ihr ein, das Tochterkind zu ſehen. „Mein Mann,“ ſagte ſie, „betet zu Gott, daß es ſterbe; ich habe der armen Dirne verziehen; ſie glaubte vor Gott ſein Weib zu ſeyn, und das hat ſie getröſtet.“ Das weitere Geſpräch warf auf Garretts Verſchwinden einiges Licht. Bei Gelegenheit ſeiner Wanderungen hatte er ſich mit den Bergbewohnern befreundet, die damals hochverrätheriſche Plane nährten; ſein ſchneller Blick und ſeine Gewandtheit hatten ihn zu einer Art Anführer gemacht; zwei der Verbrüderten waren ſeit Kurzem verhaftet und die Soldaten zogen nach Garrett aus. „Deßhalb, meint mein Mann,“ ſagte die Frau, „werde er das Land gemieden haben.“

Dieſe Nachricht beruhigte Margaret. „Es war nicht ſeine Wahl, daß er uns verließ,“ wiederholte ſie; „ich wußte das wohl, er hätte das nimmer gekonnt.“ Und als ſie wegen dieſer That ihn entſchuldigt ſah, galten ſeine heimliche Heirath und ſeine Verbindung mit Aufrührern der treuen Magd für zwei unbedeutende Vergehen. Unter Thränen ſchied Moynas Mutter von dem Tochterkinde; aber Margaret trug Sorge, daß keine Thräne auf Evelyns Geſicht fiel; „es bringt kein Glück,“ ſagte ſie, „wenn in den erſten drei Monaten Thränenſalz die Haut beizt.

Margaretens Bruder, Murtogh Sheil, begrüßte den Säugling mit Liebe und Ehrerbietung. „In den Adern des Kindes,“ waren ſeine Worte, „fließt das Blut derer, die unſere Voreltern geſchirmt haben und die uns nicht Mangel leiden laſſen würden, wenn ſie noch wären, was ſie geweſen. Darum ſoll es auch dem Kinde nicht an Liebe und Achtung und Ergebenheit mangeln, ſo lange ich eine Kartoffel mein eigen nenne. Und lehre meine Kinder, Margaret, dem Fräulein gehorchen. Daß ſie in unſerm Hauſe wohnt, macht ſie nicht zu Unſersgleichen; ſie iſt eine O'Dwyer, Gott ſegne ſie!“

Bald verſicherte Murtogh, „das kleine Fräulein“ habe von der erſten Stunde an Segen in ſeine vier Wände gebracht, und überſah dabei nur, daß Margarets Fleiß und Wirthſchaftlichkeit den Sixpence zum Schilling machte.

* * *

Sieben Jahre und Margaret's Pflege hatten die kleine Evelyn zu einem ſchönen, blondgelockten und über ihr Alter verſtändigen Mädchen erzogen. Sie war der Liebling ihrer Geſpielen, der Liebling aller Bewohner von Tullygarrot, einer eigentlich nur par courtoisie ſogenannten Stadt. Aber dem ſchönen, blondgelockten Kopfe fehlte das Augenlicht — Evelyn war blind. Wie ſie heranwuchs, glaubte Margaret einen, ihre Augen überziehenden Schatten zu bemerken, und der Kummer, den ihr das machte, floß in dem Einen Gedanken zuſammen, daß, wenn ſie je Maſter Garret auffinden ſollte, Evelyn den eigenen Vater nicht ſehen könnte. Nach ihrem Gefühle war dies der Höhepunkt menſchlichen Elends. — Evelyn's Blindheit machte ſie zum Gegenſtande verdoppelter Aufmerkſamkeit. Sie ging beſſer gekleidet als Murtogh's Kinder, und Murtogh's Kinder zeigten weder Neid noch Mißfallen. Die mehligſte Kartoffel ſuchten ſie ihr aus und ihre Schale mit ſüßer Milch wurde ſorgſam verſchloſſen, während die ſaure Milch der Andern oft ein Raub der Katze wurde.

Da geſchah es eines Tags, daß, indem Evelyn, von Effy Sheil geführt, auf der Haide vor der Stadt ein Binſenkörbchen flocht, der Corker Poſtwagen, der täglich vorüberfuhr, unweit von ihr ein Rad verlor und die äußern Paſſagiere in das weiche Farnkraut legte. Wenn dergleichen Irländern geſchieht, poltern und fluchen ſie allerdings, aber der Unfall wird ſchnell vergeſſen, und nachdem daher die Abgeſezten viel geſcholten, gingen ſie ruhig dem Wagen voraus, es dem Kutſcher überlaſſend, wie er das Rad zu befeſtigen gedenke. Einer, angezogen von Evelyns Schönheit, näherte ſich ihr und redete ſie an. Sie ſchüttelte „the golden treasures of her hair,“ und ohne die Arbeit zu unterbrechen oder das Köpfchen zu heben, antwortete ſie mit ſüßer Kinderſtimme. Im Sprunge kam Effy Sheil herbei, und in Erwiderung auf eine von dem Fremden an Evelyn gerichtete Frage ſagte ſie: „Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, ſie kann nicht ſehen, ganz und gar nicht.“ Da erröthete Evelyn und Thränen tropften aus ihren lichtloſen Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25ſten Juni.

(Fortſetzung.)

Das Buchdruckerfeſt.

Nur die Landesuniverſität Tübingen, obgleich nicht mehr als ſieben Stunden von hier entfernt, hatte ſich weder in corpore eingefunden, noch ſogar eine Deputation abgeordnet; ſie war bei dem Feſte nur durch eine Handvoll Studenten vertreten und durch den Pedell ohne Scepter, in ſeiner Eigenſchaft als Buchbinder. Seit der Welt Lauf den Univerſitäten mit dem Nimbus der Autorität auch die äußern Zeichen der Würde und des Privilegiums verkümmert hat, haben ſie ganz die Luſt am Repräſentiren verloren. Vor hundert Jahren war es die Hochſchule zu Tübingen geweſen, die als Wahrerin der höhern Bildung das Jubiläum der Buchdruckerkunſt im Namen des Herzogthums Würtemberg gefeiert. Aber ſeitdem iſt die Republik der Wiſſenſchaften aus einer Oligarchie eine Demokratie geworden, und wenn der akademiſche Senat, wahrſcheinlich einen Prätext ergreifend, die Einladung zum Feſte ablehnen zu müſſen glaubte, ſo ging dies aus demſelben Gefühl hervor, wie wenn in einer Stadt, wo das Volk den Adel geſtürzt, der Abkömmling der alten Patricier die plebejiſchen Bankette meidet.

Zum Sammelplatz für die Kunſtgenoſſen und Buchhändler am Morgen des Hauptfeſttages hatte man die Gebäude des Druckereihofes der J. G. Cottaſchen Buchhandlung auserſehen, die vor dem Tübinger Thore gelegen ſind. Dieſe Buchhandlung, die älteſte Deutſchlands, feiert in dieſem Jahre zugleich ihr zweihundertjähriges Jubiläum, und ihre Druckerei war überdies zur Entfaltung des Zugs am günſtigſten gelegen. Die übrigen Theilnehmer verſammelten ſich theils in einem öffentlichen Garten, der Cottaſchen Offizin gegenüber, theils im neuen Schulhauſe der Eberhardsſtraße. Um neun Uhr ſezte ſich der Zug in Bewegung. Wir bezeichnen kurz die Hauptabtheilungen deſſelben. Voraus das Corps der Stadtreiter; die fremden Sängergeſellſchaften, etwa 25 an der Zahl, mit ihren zum Theil ſehr großen und koſtbaren Fahnen; Paniere mit den Wappen der Städte Mainz und Straßburg, der Erfinder Gutenberg, Fuſt und Schöffer; die erſte Preſſe auf einer Quadriga mit alterthümlich aufgeſchirrten Roſſen; die Fahnen der Städte Ulm, Reuttlingen, Eßlingen, Tübingen, Urach, Blaubeuren und des herzoglichen Stuttgarts, als der erſten Druckorte in Würtemberg; auf Kiſſen getragen, ein Katholikon, das erſte entſchieden von Gutenberg gedruckte Buch (1460), die älteſte gedruckte deutſche Bibel,* das erſte, erweislich in Stuttgart gedruckte Buch**; die große Fahne mit dem Buchdruckerwappen ex dono Friderici III. imp. Rom. 1446, in Form eines mächtigen Kirchenbanners, von drei Gehülfen getragen. Alle bei dieſer Abtheilung des Zugs fungirenden Gehülfen in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts; die Maske war mit Kenntniß und Geſchmack angegeben, ſie ſtand auch den Leuten vortrefflich, und mitten in der eintönigen Armſeligkeit der modernen Bekleidung erſchien die kleidſame Tracht doppelt männlich und maleriſch. Das geſammte Perſonal der fremden und hieſigen Druckereien und Schriftgießereien* bis zu den Packern und Maſchinentreibern, jede Offizin mit ihren Fahnen, wobei oft große Pracht entwickelt wurde; die Buchbinder, die Buchhändler ** mit ihren Gehülfen, ihnen voraus ſechs Marſchälle im Galakleid, welche durch die Farben ihrer Schärpen die ſechs größten deutſchen Bundesſtaaten repräſentirten: Oeſterreich, Preußen, Bayern, Sachſen, Hannover, Würtemberg. Die Papier- und Farbefabrikanten; bekränzte Tafeln mit den Inſchriften: Hagar, Erfinder der eiſernen Preſſe, Bauer und König, Erfinder der Schnellpreſſe; die neue eiſerne Preſſe, von einem Stuttgarter Mechaniker gebaut, auf einer Quadriga mit modernem Geſpann; Träger der jetzigen Druckwerkzeuge, die Fahnen der vier gegenwärtigen Hauptſitze des deutſchen Buchhandels: Leipzig, Berlin, Stuttgart, Frankfurt; neue Drucke in Prachtband, auf Kiſſen und Pulten getragen: Schillers und Goethes Werke, Herders Cid, von Neureuther illuſtrirt, die Jubiläumsausgaben des neuen Teſtaments von Metzler und Lieſching u. ſ. w.; endloſes Papier auf Haſpeln. Der wöchentliche Frachtwagen mit den nach Leipzig beſtimmten Bücherballen, achtſpännig, völlig reiſefertig, wie er denn auch vom Zuge weg ſogleich den Weg nach Leipzig einſchlug, beſteckt mit den Fahnen der Staaten, die er berührt, Würtemberg, Bayern, Preußen, Sachſen, rings behängt mit Epigrammen in großer Schrift auf bekränzten Medaillons. Sie laſſen den Fuhrmann ſprechen und ſind launigt in ſeinem Geiſte gehalten; nur eines berührt die Cenſur in harmloſer, nicht cenſurwidriger oder würdiger Weiſe. Ein Abdruck der Epigramme wurde während des Zugs ausgeworfen und der Wagen nahm eine Maſſe von Exemplaren mit, um ſie unterwegs zu verſtreuen. Dieſe literariſche Fracht erregte den größten Jubel; die Idee iſt, wie man hört, vom ordinären Fuhrmann ſelbſt ausgegangen. Es folgten alle übrigen, dem Gewerbe nicht unmittelbar angehörenden Theilnehmer: die Lehrer und Zöglinge des land- und forſtwiſſenſchaftlichen Inſtituts zu Hohenheim mit der großen Fahne der Anſtalt und den Bannern aller Staaten, welche Zöglinge geliefert; die Schüler und Lehrer des hieſigen Gymnaſiums, der Gewerbeſchule, der Kunſtſchule, Deputirte der höhern Unterrichtsanſtalten des Landes, mit Ausnahme, wie ſchon geſagt, der Univerſität Tübingen, Staatsbeamte, Geiſtliche, Schriftſteller, Künſtler, die ſtädtiſchen Behörden, das Feſtcomité; die Stuttgarter Geſangvereine und die Bürgermiliz zu Fuß ſchloßen den Zug.

(Fortſetzung folgt.)

* Dieſe Bibel iſt nur in einigen Exemplaren als Werk Fuſt's und Schöffer's vom Jahr 1462 bezeichnet; die Jahrszahl iſt ohne Zweifel falſch, das Werk wird aber von manchen Bücherkennern Fuſt und Schöffer ganz abgeſtritten und dem Drucker Eggeſtern in Straßburg um das Jahr 1466 zugeſchrieben.

** Eine kleine Schrift über die Königswahl Maximilians I. zu Frankfurt im Jahr 1486. Wahrſcheinlich beſizt die Stuttgarter k. Bibliothek das einzige Exemplar; es wurde im vorigen Jahrhundert von einem hieſigen bibliophilen Geiſtlichen auf dem Betthimmel eines Beichtkindes gefunden.

* Hier folgen die Namen der hieſigen Buchdruckereien und Schriftgießereien: Arnold, Autenrieth, Balz, Berge, Bibeldruckerei, der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, Cottas Erben, Eiben, Ehrhard, Gärtner, Gmehlin, Grieſinger, Hallberger, Haſſelbrink, Henne, Hering, Hoffmann, Kienzle, Kreuzer, Mäntler, Metzler, W. Müller, F. Müller, Munder, Rieger, Schweizerbart, Steinkopf, Vogel und Blum, Wachendorf.

** Die Firmen der hieſigen Buchhandlungen ſind folgende: Autenrieth, Balz, Beck und Fränkel, Belſer, Brodhag, Caſt, J. G. Cotta'ſche, Ebner u. Seubert, Carl Erhard, Etzel, Hallberger, Hoffmann, Köhler, Krabbe, S. G. Lieſching, Lieſching u. Comp., Literaturcomptoir, J. B. Metzler, Neff, Rieger u. Comp. Scheible, Schweizerbart, Sonnewald, Ferd. Steinkopf, J. F. Steinkopf, Ullrich, Weiſe u. Stoppani, neue Stuttgarter Buchhandlung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. Juli 1840.

O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis
Numina!

Juvenal.

Brüſſeler Briefe.

I.

Städte und Menſchen haben den Umſtand mit einander gemein, daß oft die bedeutendſten uns bei der erſten Begegnung kalt laſſen. Wie kindiſch hatte ich mich auf den erſten Anblick von Wien, von Paris gefreut; bereits mehrere Meilen vorher hatte ich mir vom Conducteur ſeinen Sitz im Coupé abtreten laſſen, und als wir nun endlich an die Linien der Stadt kamen, traten mir die Augen wie fieberhaft aus dem Kopfe; ich wandte mich rechts und links, um nur ja all die Herrlichkeiten in mich aufzunehmen, von denen ich die Straßen überfüllt glaubte. Aber wir fuhren faſt eine Stunde, und ich ſah nichts als Vorſtädte und Straßenreihen, die eben ſo einförmig waren als die meiner Vaterſtadt, ich ſah Häuſer, die gerade ſolche Fenſter und Dächer hatten, wie dort, ich ſah Menſchen, die mir eben ſo nüchtern und vielleicht noch nüchterner ſchienen als jene, die ich daheim *gelaſſen*. Meine Erwartungen erhielten immer größere Riſſe, und als wir endlich auf dem Boulevard, auf dem Graben anlangten, da war ich bereits zu ſehr verſtimmt und abgeſpannt, um den Eindruck gehörig in mich aufzunehmen.

Ganz anders iſt es mit Brüſſel. Die Eiſenbahn führt uns wie Mephiſtos Zaubermantel in einem Fluge mitten in die Stadt hinein; da gibt es keine lange Vorreden, keine Einleitungen von langweiligen Faubourgs; wie Minerva aus dem Haupte des Jupiters ſpringt plötzlich die Stadt aus dem Thale herauf; gleich bei dem erſten Anblick tritt ſie in ihrer ganzen Bedeutung dem Auge wie dem Verſtande entgegen; offen und beſtimmt liegt ihre ganze Phyſiognomie da, und man braucht eben kein Lavater zu ſeyn, um daraus ihren Charakter zu erkennen. Man braucht bloß die prachtvollen Thürme der zahlreichen Kirchen, die dampfenden Schlote über den Giebeln der Fabriken mit Dampfmaſchinen zu ſehen, die mit ihren kühnen Spitzen und langen Hälſen über alle andern Gebäude ſich erheben, um die beiden hervorragendſten Züge dieſes Charakters nicht zu verkennen, die beiden Götter, auf deren Altären dieſe Stadt abwechſelnd opfert: Katholizismus und Induſtrie.

Es war an einem Sonntag, als ich in Brüſſel anlangte, und wie erſtaunte ich, als ich alle Kaufläden geöffnet, die Handwerker in voller Arbeit, und ſelbſt die Gemüſeweiber in voller ſchnatternder Thätigkeit auf den Straßen feilbietend ſitzen ſah. Ich traute meinen Augen kaum. Hat die Kultur, die alle Welt beleckt, in Brüſſel ſich ſo weit erſtreckt? Aber in demſelben Augenblicke erſchollen langgehaltene, feierliche Geſänge, und eine

Digitized by Google

weitgedehnte Prozeſſion mit wallenden Kirchenfahnen, dampfenden Weihrauchfäſſern und geheimnißvollen Mönchsgeſichtern zog langſam durch die Straßen, und die Handwerker traten eiligſt aus den Arbeitsſtätten, um Stirne und Bruſt andächtig zu bekreuzen, und die Gemüſeweiber warfen ſich gläubig auf die Knie, um die Segnungen des Prieſters zu empfangen, und mein Begleiter, ein junger Deutſcher, deutete ſchweigend auf den langhalſigen dampfenden Schlot der Fabrik des Herrn W., der gegenüber der St. Gudulakirche ſich erhebt, und ſeine profanen induſtriellen Rauchſäulen mit den heiligen Weihrauchwolken der in die Pforten des Doms einziehenden Prozeſſion vermiſchte.

Der Katholizismus in Belgien iſt in der That eines der größten Wunder der neuern Geſchichte: er bringt Erſcheinungen hervor, die alle Theorien vernichten und alle Erfahrungen Lügen ſtrafen. Bisher hat ſich der Proteſtantismus immer mit dem Ruhme geſchmückt, die Ideen von bürgerlicher Freiheit erweitert, die conſtitutionelle Entwicklung befördert zu haben; aber hier tritt ihm der Katholizismus entgegen und macht ihm den Ruhm ſtreitig. Der Katholizismus in Belgien iſt ſogar noch einen Schritt weiter gegangen, er hat das Cruzifix in die Linke genommen, um mit der Rechten das Schwert zu ergreifen, er hat über die Tonſur die rothe Mütze gezogen: er hat die Revolution gepredigt. Bisher hat der Proteſtantismus den Ruhm davongetragen, daß er den Bürgerfleiß befördert, daß in den Landen, wo er herrſcht, die induſtrielle Thätigkeit am meiſten blüht; aber hier macht ihm abermals der Katholizismus den Ruhm ſtreitig, und wieder geht er um einen Schritt weiter: die Induſtrie Belgiens iſt die größte auf dem ganzen Feſtlande, ſogar der Sonntag iſt den materiellen Intereſſen preisgegeben, was ſelbſt in dem hochkirchlichen, hochinduſtriellen England unerhört iſt.

Religion und Induſtrie, wie entgegengeſezt auch ihre Pole ſcheinen und wirklich ſind, ſo waren ſie doch beide die Gleiſe, in welchen ſich die Geſchichte Belgiens zu allen Zeiten bewegte; von den erſten Tagen der ſpaniſchen Herrſchaft bis herab auf die jüngſte Zeit, ſind es die beiden Pulsadern, welche durch alle Zuſtände ſich erſtrecken. Die Induſtrie der fremden engliſchen und deutſchen Kaufleute, welche weder ihre proteſtantiſchen Glaubensgrundſätze, noch die günſtigen Stapelplätze ihrer Waaren, Antwerpen, Brügge ꝛc. aufgeben wollten, unterſtüzten den Geuſenbund, befeſtigten Antwerpen und beſoldeten die Truppen Oraniens; aber die Religion war es, welche Belgien wieder unter das ſpaniſche Scepter zurückführte, ſie unter Oeſterreichs Regierung erhielt und unter dem radikalen Joſeph II. ſich erheben ließ. Die Induſtrie war es, was die franzöſiſche Herrſchaft durch zwanzig Jahre bei dem Volke ſo beliebt machte, da es nicht Hände und Fleiß genug haben konnte, um die Bedürfniſſe des weiten, reichen Frankreichs mit den kunſtreichen Erzeugniſſen Brabants und Flanderns zu befriedigen. Die anfängliche Beliebtheit des Hauſes Oranien (1315—25) ſtüzte ſich weit mehr auf induſtrielle Realität als auf ideale geſchichtliche Tradition; und wieder trat die Religion als Reaction auf und erzeugte die Auguſt- und Septembertage; und wahrlich, nicht ihr Verdienſt iſt es, wenn der proteſtantiſche Coburg zum Thron berufen und der drohenden Anarchie ein Ende gemacht wurde, nicht ihr Verdienſt iſt es, wenn die unermüdliche Induſtrie in dieſen zehn Jahren ſich bemühte, die tiefen Wunden, welche die Revolution dem Lande geſchlagen, wieder vernarben zu machen.

Wohl aber kann man nicht leugnen, daß die Religion die einzige und lezte Garantie der Nationalität bildet, daß ohne ſie Belgien längſt im Franzöſismus verſunken wäre, wohin Sprache, Literatur und Politik es einſt unausbleiblich bringen werden. Und hierin wirkt der Gegenſatz der beiden erwähnten Elemente für das Land conſervativ. Die Induſtrie verhütet, daß die Religion das Land nicht zu einem ehemaligen Spanien und Italien macht, während die Religion verhindert, daß der ſeichte und gefährliche Materialismus der jeune France, des modernen Paris, die alte geſunde niederländiſche Sitte verdrängt.

(Fortſetzung folgt.)

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

„Blind?“ rief der Fremde, beugte ſich zu Evelyn, betrachtete ihre Augen und ſagte: „In den Augen iſt Licht.“ — „Mag ſeyn, lieber Herr,“ verſezte die kleine Effy, „nur kein gutes; aber die Muhme ſagt, es bleibe vielleicht nicht immer ſo.“ — „Iſt ſie deine Verwandte?“ — „O nein, ſie iſt ein gebornes Fräulein.“ — Der Fremde lächelte und legte dem gebornen Fräulein ein Silberſtück in die Hand. Evelyn, die inzwiſchen aufgeſtanden, glühte von Purpur und wies die Gabe zurück. „Sie iſt keine Bettlerin, Ihre Gnaden,“ rief Effy halb beleidigt, „und ich bin auch keine; aber ich nehme, was man mir gibt.“ — „Das glaube ich gern,“ erwiderte der Fremde, ihr das Silberſtück reichend; „und nun, Kind, führe mich raſch zu deiner Muhme; ich muß wegen dieſer da mit ihr ſprechen.“ — Der Fremde war ein berühmter Augenarzt aus Dublin. Er ſagte Margaret,

Digitized by Google

er habe für die Augen ihres Pfleglings die beſte Hoffnung, und wenn ſie ihm das Kind nach Dublin bringen wolle, werde er mit Vergnügen die Operation übernehmen. Er gab ihr dann ſeine Namenskarte, und wie kein Fremder aus der Hütte des armen Irländers ohne Segensſpruch entlaſſen wird, ſo auch er.

Margaret fühlte und erkannte, zwiſchen welche Pflichten das Anerbieten ſie ſtellte: ihr Bruder und deſſen Kinder auf der einen, die kleine Evelyn und ihr Garrett O'Dwyer geleiſtetes Verſprechen auf der andern Seite. Der Gedanke an lezteres entſchied. Die lange, beſchwerliche Reiſe wurde beſchloſſen, und Margaret rüſtete ſich mit derſelben Heiterkeit, als gelte es einen Kirchgang in ihrem beſten State an einem hellen Sonntagsmorgen. Gleichwohl verbarg ſie ſich die Schwierigkeiten, die Hinderniſſe nicht. Sie ſah und begriff ſie; aber ſie war eine treue Magd, und je mehr der zarte Sprößling einer Stütze bedurfte, deſto mehr fühlte ſie die Verpflichtung, ihm eine zu ſeyn.

Am nächſten Sonntage nahm Pater Roche Gelegenheit, ſeine Gemeinde vom Altar aus anzureden und ihr Margaret Sheils Entſchluß bekannt zu machen, nach Dublin zu wandern, um dort zu erproben, ob es Gott dem Allmächtigen gefalle, dem Kinde, deſſen Pflege ſie übernommen, das Licht der Augen zurückzugeben. Der Geiſtliche war ein guter Mann und kannte den Charakter ſeiner Gemeinde. Erſt ſtimmte er ſie heiter, indem er von den Vortheilen ſprach, welche es für die Männer hätte, wenn *alle* Frauen gegen deren Fehler blind wären, und dann weckte er ihre Theilnahme für Margarets heroiſchen Entſchluß. Sobald er die Augen naß und ſich nach dem Platze hinwenden ſah, wo Margaret und Evelyn ſaßen, ging er die Gemeinde an, von dem Wenigen, das ſie beſitzen, zu ſo gutem und frommen Zwecke etwas beizuſteuern. „Ihr erwerbt euch dadurch," ſagte er, „nicht bloß das Gebet und den Segen dankbarer Herzen, ſondern thut auch eine, den Augen des Allmächtigen wohlgefällige That." Die Folge war ein ſchwerer Beutel voll kleiner und großer Münze. Nur wenn der Irländer nichts zu geben hat, weiß er von ſchlechter Zeit. — Vor der Kirche dankte Murtogh Sheil dem Geiſtlichen für ſeine unerwartete Anrede und ſeinen Nachbaren für ihre Freigebigkeit. Er hoffte, es bei einer andern Gelegenheit „in's Gleiche zu bringen."

Einige Tage ſpäter waren Margaret's und Evelyn's Reiſevorbereitungen vollendet, und Alles drängte ſich, ihnen ein leztes Lebewohl zu ſagen. Evelyn wurde geküßt, bekreuzt und geſegnet; das beſte Pferd und der beſte Karren, mit einem Federbett darin und einer Decke darüber, ſollten die Reiſenden ein Stück Wegs bringen, und jede Frau, die einen alten Schuh beſaß, warf ihn hinter ihnen her, auf gutes Glück, for good luck.

In unſerer Eiſenbahnzeit laſſen die Mühen einer Reiſe von Tullygarret nach dem, 40 Wegſtunden entfernten Dublin ſich nicht gut denken, noch weniger beſchreiben. Aber Margaret ſchritt rüſtig vorwärts, und wenn Evelyn nicht mehr gehen konnte, band ſie ſich das Kind, in der den Irländerinnen eigenthümlichen Weiſe, auf den Rücken. Bisweilen geſchah es auch, daß ein Wagen oder Karren beide eine Strecke mitnahm; nur mußte es unentgeldlich geſchehen, denn Margaret hielt den Reiſezehrpfennig ſehr zu Rathe. Solch willkommene Hülfe blieb zufällig an einem Tage aus, wo Evelyn von früh an matt und ſchläfrig war, und am Abende beſtand die beſte Stärkung der todtmüden Margaret in der Nachricht, daß ſie bis Dublin nur noch ſechs Wegſtunden habe. Am folgenden Morgen war Evelyn noch matter; auch Margaret fühlte ſich unwohl; aber jeder Schritt brachte ja dem Ziele naher, und ſo betete ſie, zog ſich an, nahm Evelyn auf den Rücken und ſezte ihre Wanderung fort. Sie mochte kaum eine Stunde weit gegangen ſeyn, als ihre Kräfte gänzlich ſchwanden. Es wurde ihr übel, ihr Kopf ſchwindelte, die Knie verweigerten den Dienſt, und die traurige Landſchaft, durch welche eben ihr Weg ging, tanzte vor ihren Augen. Sie ſezte ſich bei der heißen Sonne in den Schatten eines einſamen Baumes und häkelte ihren Mantel los. Unfähig zu ſtehen, kroch Evelyn aus den Falten hervor, und ihre trockenen Lippen auf die brennende Stirn des Mädchens drückend, ſtammelte Margaret: „Nun möge der Herr in ſeiner Gnade auf uns niederblicken, denn ſie hat das Fieber oder etwas Schlimmeres, und die kalten und heißen Schauer ſchütteln mir das Leben aus." Evelyn legte ihren Kopf auf die Schulter der treuen Magd und wimmerte; Margaret ſah, daß die Augenlieder des Kindes geſchwollen, das Geſicht roth, die Hände trocken und heiß waren; ſie nahm es für Anzeichen des Fiebers, das in Irland von Zeit zu Zeit die Hütten verödet und die Paläſte nicht ſchont. Sie irrte ſich; ſie ſelbſt hatte das Fieber, Evelyn die Maſern. Von Müdigkeit überwältigt, ſchloß ſie ihren Pflegling feſt in die Arme und fiel in einen ſchweren Schlaf.

Beim Erwachen fand ſie Evelyn ſchlummernd. In halbem Bewußtſeyn verſuchte ſie aufzuſtehen; ſie vermochte es nicht, ihre geſunkene Kraft hinderte jede Bewegung; ſogar ihre Lippen konnten das Gebet nicht ausſprechen, das ihr Herz zum Allmächtigen ſendete, des ſchlafenden Kindes ſich zu erbarmen. Die Sonne war untergegangen und weit und breit keine Wohnung, das Einzige, was auf menſchliche Nähe deutete, ein mageres Pferd mit gefeſſelten Vorderfüßen, das an den Blättern eines Dornſtrauchs nagte. Bei einbrechender Nacht kam der Eigenthümer, es nach Hauſe zu führen. Es war ein armer Mann, der von Binſenflechten und

Digitized by Google

Beſenbinden lebte; aber ſowie er Margaret und Evelyn unter dem Baume liegen ſah, dem Anſcheine nach Beide von dem Fieber befallen, welches in der Gegend wüthete, ſagte ihm ſein iriſches Herz, daß er hier nicht zuſehen, ſondern helfen müſſe. In das eigene Haus durfte er die Kranken freilich nicht bringen, doch ehe der Morgen tagte, hatte er „für die Reiſenden, die am Wege umgeſunken und nur Gott zu ihrem Pfleger haben,“ kühlende Milch gebettelt, trockenes Heidekraut ihnen untergelegt und mit Beiſtand eines Nachbars ein Wetterdach über ihnen errichtet. Bald brachten auch Andere Milch und kleine Erfriſchungen, die ſie den Kranken mittelſt einer Stange zuſchoben, und Evelyn, deren Krankheit ſich ſchon am zweiten Tage minderte, pflegte nun ihre Pflegerin. Die lichtloſen Augen auf ihre mammy nurse gewendet, ſaß ſie, den Kopf derſelben in ihrem Schoße und die Phantaſieen der Kranken, die nichts als Aufrufe waren an die ganze Welt, ſich Evelyns anzunehmen, immerfort mit der Verſicherung beantwortend, daß ſie keiner weitern Fürſorge bedürfe. Nach und nach lernte ſie im Bereich des Wetterdaches und in der Nähe des Baumes ſich zurechtfinden, und ihr ſchnelles Ohr unterſchied die unbeſchuhten Fußtritte derer, die ihr armes Mahl mit den noch Aermeren theilten. Ihr zarter Sinn diente ihr ſtatt der Augen, und ſie hütete die Kranke, ohne die Verheerung des Fiebers wahrzunehmen. Als aber die Criſis eintrat, jede Lebensthätigkeit unterlag und ſie weder Margaretens Herz ſchlagen, noch den Athem ihres Mundes fühlte, da brach ſie in Klagegeſchrei und Thränen aus, ſtürzte auf die Haide, rang ihre Hände und erhielt nur das Gekrächze des Raben zur Antwort, der, ſchläfrig im Morgennebel ſich erhebend, der Störerin zu zürnen ſchien.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25ſten Juni.

(Fortſetzung.)

Das Buchdruckerfeſt.

Der Zug legte die etwa eine Viertelmeile lange Strecke durch die Hauptſtädter-, die Eberhards- und Königsſtraße an Schillers Standbild vorbei, in anderthalb Stunden zurück. Auch der Schloßplatz wurde auf den Wunſch Sr. Maj. des Königs durchzogen; der König befand ſich mit der königlichen Familie auf dem Balkon des linken Schloßflügels und wurde von den Vorüberziehenden mit lebhaftem Zuruf begrüßt. Der Zug, an dem mehr als 3000 Perſonen Theil nahmen, war äußerſt zweckmäßig angeordnet, alles Schauwerk ſehr glänzend und geſchmackvoll hergeſtellt und gruppirt. Das Ganze mit den Hunderten wehender Fahnen und Paniere, beim Brauſen einer Volksmenge, wie ſie wohl ſchwerlich je hier zuſammengeſtrömt, unter den rauſchenden Tönen mehrerer Muſikcorps, und bei der Annäherung zur Kirche unter dem Glockengeläute aller Pfarrkirchen, machte den überraſchendſten Eindruck, zugleich heiter, großartig und ergreifend. Der Zug wurde von hundert und fünfzig freiwilligen Conſtablern aus der hieſigen Bügerſchaft begleitet, und dieſe Einrichtung bewährte ſich diesmal ſo trefflich, wie im vorigen Jahre bei der Enthüllung des Standbildes Schillers; die Ordnung wurde troz des großen Gedränges keinen Augenblick geſtört; auch ein kurzer, aber ſtarker Strichregen verurſachte keine Unterbrechung. — Der Zug füllte das Schiff der geräumigen Kirche vollkommen aus. Nach dem 105ten Pſalm, in neuer Kompoſition von den Geſangvereinen, und dem erſten Verſe des Chorals: „Nun danket Alle Gott,“ von der Gemeinde geſungen, wurde die Predigt vom Konſiſtorialrath und Hofprediger Grüneiſen gehalten. Der Prediger wußte die religiöſe Bedeutung des Tages mit Klarheit und Wärme zu entwickeln. — Aus der Kirche begab ſich der Zug auf den Markt. Daſelbſt war eine große Tribüne errichtet in Geſtalt einer gothiſchen, aus Tannenzweigen gebildeten, offenen, vorerſt aber mit Vorhängen verhüllten Halle. Nach muſikaliſcher Einleitung beſtieg Dr. Menzel die Rednerbühne und hielt mit großem Feuer die ſehr zweckmäßige und eindringliche Feſtrede. Mit dem lezten Worte wurde die Tribüne enthüllt und zeigten ſich in voller Thätigkeit eine Schriftgießerei, die alte Preſſe, eine Schnellpreſſe, eine moderne Handpreſſe und eine Buchbinderwerkſtätte. Aus der alten Preſſe ging hervor ein Facſimile des obengenannten älteſten deutſchen Bibeldrucks, die Stelle Pſalm 119. V. 129 — 136, zur Seite die lutheriſche Ueberſezung und die der Vulgata. * Während die Sezer Dr. Menzels eben gehaltene Rede komponirten, druckte die Schnellpreſſe eine kurze Erfindung der Buchdruckerkunſt, worauf ſie den Saz der Rede aufnahm, welche in kurzer Friſt in Hunderten von Abzügen vertheilt wurde. Die moderne Handpreſſe lieferte ein Gedicht von Niclas Müller, dem Drucker und Poeten, der den Leſern des Morgenblatts wohl bekannt iſt. Alle dieſe fliegenden Blätter, ſo wie die friſch gegoſſenen Lettern wurden theils von der Tribüne ausgeworfen, theils durch Lehrlinge in der Verſammlung ausgetheilt. Der Choral: „Gott iſt getreu,“ ſchloß den Akt, bei dem der große, mit einer wogenden Menſchenmenge gefüllte Marktplaz und ringsum die geſchmückten, bis in die Giebel und auf den Dächern dicht beſezten Häuſer ein Bild geben, das jedem Theilnehmer unvergeßlich ſeyn wird.

(Schluß folgt.)

---

* Wir geben hier die gut gewählte Stelle des alten Textes: Wunderlich ſeien deine Zeugknus, darumb hat ſy erſucht mein ſel. Die eröffnung deyner wort die erleucht: unnd gibt die verſtändnus den kleynen. Ich tet auff meynen mundt und zoch zu den geyſt, wann ich begert deyne gebot. Schawe in mich unnd erbarme dich meyn, nach dem urteyl der die do lieb habent deynen Namen. Schicke mei geng nach deynem außſprechen, und alle ungerechtigkeit wirt nit mir herſchen. Erlöß mich von den ezwangkſalen der menſchen, dz ich behüt deyne gebot. Erleucht deyn antlitz über deynen knecht und ler mich deyne gerechtigkeit. Mein augen fürten aus die auſgeng d'waſſer, wann ſy behüten nit deyne ꝛc.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 6. Juli 1840.

— Im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten leitet.

Goethe.

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

Wie die Sonne aufging und die Vögel zu zwitſchern begannen, ſank Evelyn erſchöpft in's Heidekraut. Sie ſcheute ſich, in die Hütte zurückzukehren; es war die angeborene Scheu vor Allem, was todt iſt, die Scheu, die uns das Blut fröſteln macht, wenn wir zum lezten Male die feuchtkalte Hand berühren, die uns geliebt und die wir oft warm in der unſrigen gehalten. Sie hörte erſt auf zu klagen und zu weinen, als der Geſang einer Lerche, ihres Lieblingsvogels, ihr Ohr traf. Unwillkührlich richtete ſie ſich empor und blieb mit gefalteten Händen knieen. Diesmal von ihr unbemerkt, nahte ſich der arme Beſenbinder, der heute außer dem Töpfchen Milch ein kleines Stück Gerſtenbrod und drei oder vier Kartoffeln brachte. „Was fehlt dir?“ ſagte er; „ſteh auf und nimm das zu deiner Mammy.“ — „Sie iſt kalt *und ſteif!*“ rief Evelyn; „in ihrem Herzen iſt kein Schlag und die Augen wollen ſich nicht öffnen, ich hab's gefühlt!“

Behutſam den Wind zwiſchen ſich und der Hütte haltend, blickte der Mann auf die Kranke und verſicherte Evelyn, es ſey nur der Fieberſchlaf, eine Verſicherung, welche das Kind zwar nicht verſtand, die es aber einigermaßen beruhigte, zumal jener hinzuſezte: „Und nun iß dein Frühſtück, Corra; dann magſt du wieder beten. Gott kann ihr aufhelfen, wenn es ſein geſegneter Wille iſt. Bete zu ihm mit deinem unſchuldigen Herzen. Die Gebete der Unſchuld ſind dem Herrn ſüßer als der Duft der Blumen. Abends komme ich wieder.“ Und im Fortgehen murmelte er: „dann muß ſie todt oder beſſer ſeyn.“

Evelyn that, wie er ihr geheißen; dann kroch ſie neben Margaret, badete ihr die Lippen mit Milch und küßte und trocknete ihre feuchte Stirn. Darauf ſchlich ſie wieder fort, pflückte das längſte Gras, ſezte ſich, es gleich Binſen zu flechten, und wie die glückliche Kindheit den Schmerz vergißt, ſobald er vorüber, ſang ſie leiſe die traurigſte jener ſchönen Melodien, welche die Kinder Irlands mit der Luft einſaugen, die ſie athmen. Aber wachſam wie ein Reh hörte ſie ſchon von fern den Fußtritt ihres Wohlthäters. Ihm entgegen eilend, ſagte ſie: „Gewiß, lieber Herr, iſt es bald Nacht. Die Sonne iſt zu Bett und die Vögel haben aufgehört zu ſingen. Nun ſagt mir, wie Ihr meine Mammy findet.“

Doppelt behutſam, weil der Irländer das Fieber im Wendepunkt für doppelt anſteckend hält, nahte ſich der Mann, betrachtete die Kranke, fand ihre Züge, obgleich blaß und eingeſunken, doch minder hart, ſah eine gewiſſe aufſteigende Lebenswärme, und ihr langes, niederhängendes

Digitized by Google

Haar feucht, und ſagte: „Decke ſie ſorgſam zu, halte ſie warm und ſitze von ihr weg ſo weit als möglich. Vielleicht wird ſie morgen Früh mit dir ſprechen.“

Margaret genas; aber Tage und Wochen vergingen, ehe ſie ihre Wanderung fortſetzen konnte, und als ſie endlich, blaß und hager, in Dublin ankam, erfuhr ſie im Hauſe des Augenarztes, daß er Tags vorher, ſeiner Geſundheit wegen, nach Bath abgereiſt ſey. Der Schlag war hart, doch ertrug ſie ihn mit Faſſung. Sie berechnete die Reiſekoſten, zählte ihre Baarſchaft, und da dieſe mehr betrug, als die Ueberfahrt nach Briſtol auf dem Verdeck koſtete, ſäumte ſie keinen Augenblick, obwohl mit ſchwerem Herzen, von Irland zu ſcheiden. Sie landete in Briſtol, und ihrer Schwäche ungeachtet, traf ſie des folgenden Tags mit Evelyn in Bath ein. Nicht unbemerkt gelangten Beide zur Wohnung des Arztes. Evelyns edles Geſicht, die Fülle und Schönheit ihres Haars, die zarte Friſche ihrer Farben, die langen dunkeln Wimpern über den ſchön geformten Augen machten ſie zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit, und wenig fehlte, es wären ſelbſt für Margarets geſchmeichelten Sinn der Fragen nach ihrem Pfleglinge zu viele geworden. Endlich klopfte ſie; die Thür ging auf und ein Diener berichtete, daß ſein Herr ſehr krank, viel zu krank ſey, Jemand vor ſich zu laſſen, und daß ſie nicht wiederzukommen brauche. Das Blut ſchoß aus Margarets Wangen nach ihrem Herzen; ſie wäre umgeſunken, hätte ihr der Diener nicht einen Stuhl gegeben. „Geht zu Eurem Herrn,“ bat ſie dann, „und ſagt ihm, ſo wahr Ihr Vater und Mutter im Paradieſe wiederzuſehen hofft, ſagt ihm, die Frau ſey hier von der fernen iriſchen Heide, die Frau, die in Tullygarrett wohne, die Frau mit dem ſchönen Kinde, Evelyn O'Dwyer, die keinen Strahl der Sonne ſehen kann. Ich habe unterwegs das Fieber bekommen und ihn deßhalb in Dublin verfehlt. Sollte ich ihn auch hier verfehlen, ſo kann Evelyn nie ihren Vater ſehen.“

Der Diener entfernte ſich und ſein Herr befahl ihm, die Frau ſammt dem Kinde an ſein Bett zu führen. Nachdem er hier Evelyns Auge unterſucht, ſagte er: „Es iſt kein Zweifel, ſie kann leicht hergeſtellt werden; nur darf ich die Operation jezt nicht wagen. Ich fühle, liebe Frau, mir wird es nicht beſchieden ſeyn, das Kind ſehend zu machen; aber ſie mag mit Euch hier bleiben, bis ich ſie nicht länger ſehen kann, und dann ſollt Ihr einen Brief an einen Londoner Arzt erhalten, der um meinetwillen mit Gottes Hülfe dem Kinde die Augen öffnen wird.“

(Fortſetzung folgt.)

Brüſſeler Briefe.

(Fortſetzung.)

Ich wiederhole nochmals, Religion und Induſtrie ſaugen hier alle Intereſſen auf; es gibt keinen Kultus neben ihnen, die Literatur iſt ihnen verfallen, wie der Nachdruck ſattſam beweiſt, und ſelbſt die Kunſt iſt es zum großen Theil. Und wahrlich, man braucht bloß das Wirken des größten Repräſentanten der niederländiſchen Kunſt zu betrachten, die Anzahl von Werken, mit welchen Rubens Kirchen und Altäre geſchmückt, die Gewalt, welche er ſeiner ſinnlichen Natur durch die Darſtellung überſinnlicher Gegenſtände anthat, das Verbrechen, welches er an ſeinem Genie durch die haſtige, fabrikmäßige Produktion beging, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß auch in ſeinem Farbentopf die beiden Geiſter des Landes ihren Sitz hatten: Religion und Induſtrie.

Wenn man Brüſſel in ſeinem ganzen äußerlichen Glanze kennen lernen will, ſo muß man ſich dem langen Zuge anſchließen, der Sonntags zwiſchen ſieben und acht Abends die Alée-verte durchzieht. Die Alée-verte iſt der Prater, der Long-champ von Brüſſel. Durch die lange und ſchmale Baumreihe, die von der Reſidenz in das nahe Laken führt, drängt ſich Wagen an Wagen. Die Ariſtokratie, der Herzog von Aremberg, der Graf von Merode ꝛc. zeigen hier in ihren vierſpännigen Equipagen, im Glanz der Dienerſchaft, daß ſie der Revolution auch nicht das Mindeſte von ihren Anſprüchen und Vorrechten abgetreten haben, während der reiche Kaufmann in der gleich hinter ihnen fahrenden, nicht minder prächtigen Caroſſe ihnen in's Gedächtniß zu rufen ſcheint, daß der niederländiſche Bürger auf eine nicht geringere Zahl von Ahnen ſeinen Stolz gründet und ſich wohl erinnert, daß ſeine Vorfahren die Unterſtützer des Geuſenbundes waren, und daß ohne ſie das Joch von Spanien niemals gemildert worden wäre. Hinter dieſen reichen und ſtolzen Caroſſen, vor und zwiſchen ihnen drängen ſich „Vigilants“ (einſpännige Droſchken), in welchen die Helden von 1830, die Ouvriers in ihren blauen Blouſen, mit den derben, echt flämiſchen Geſichtern trotzig ſitzen und der adeligen und finanziellen Ariſtokratie zuzurufen ſcheinen, daß die Septembertage alle Erinnerungen an Gottfried von Bouillon und den Bürgermeiſter Strahlen, kurz alle Anlehnung an adelige und patriziſche Herkunft vernichtet habe. Neben dieſen, in vollem Galopp, produziren Offiziere und „Lions“ ihre ſchlechte belgiſche Reitkunſt, deren Mängel ein Deutſcher, der nur halbwegs mit Sporn und Zügel vertraut iſt, ſogleich herausfindet. Wie allenthalben, ſo ſtellt ſich auch hier die Nachäffung der Pariſer heraus, und wie man hier überhaupt gerne hört, wenn

Digitized by Google

man Brüſſel ein „klein Paris“ nennt“, ſo hört man gewöhnlich die Alée-verte das kurze Long-champ nennen.

Und doch hat die Alée-verte eine Eigenthümlichkeit, welche weder Paris, noch Wien, noch ſonſt ein öffentlicher Vergnügungsplatz in ganz Europa beſizt; ein Anblick, der wahrhaft großartig und erhebend iſt. Die Alée-verte, wie ſchmal auch der Raum ihr zugemeſſen iſt, vereinigt alle Erfindungen, die der Geiſt des Menſchen erſonnen, um ſich von der Scholle, auf welche die Natur ihn hingeworfen, loszumachen. Während ſich auf dem Fuß-, Reit- und Fahrweg der Allee Fußgänger, Pferde und Wagen aller Art bewegen, zieht ſich links, dicht neben den Bäumen ein freundlicher Waſſerkanal hin, worauf Boote die Luſtfahrenden von Laken nach Brüſſel und von Brüſſel nach Laken führen, während rechts — nicht einmal durch einen kleinen Graben von der Allee getrennt — die Eiſenbahn, welche nach Mecheln und Antwerpen führt, nebenher läuft, ſo daß die auf feurigem Dampfwagen hin und her brauſenden Paſſagiere ihren Bekannten in der Alée-verte ein vernehmliches guten Abend zurufen können. Gibt es noch einen Platz in Europa, wo Pferde und Wagen, Schiffe und Locomotive und Fußgänger nebeneinander, durcheinander möchte ich faſt ſagen, in ſo engem Raume ſich bewegen? In der That, der Reiſende, der auf den einſamen Höhen der Alpen ſich in die Natur verſenkt hat und über das Nichtige und Peinliche des menſchlichen Seyns, gegenüber der Größe und Allmacht der Natur, in Betrachtungen ſich verloren, der mag hieher kommen, um wieder Achtung vor dem menſchlichen Geiſt, um wieder Zutrauen zur menſchlichen Kraft zu erhalten; und iſt die Natur groß und allmächtig, um ſo größer dann der Menſch, der die Allmächtige zwingt, ihm zu dienen.

Man hat in Deutſchland noch immer nicht den rechten Begriff von dem Einfluß und der eigentlichen Thätigkeit der hieſigen Eiſenbahnen. Deutſchland zeigt ſich auch da, wo es mit Dampf befahren wird, als ein conſervatives Land, welches den allzuraſchen Fortſchritt nicht liebt. Ich bin nunmehr faſt auf allen deutſchen Eiſenbahnen gefahren, auf der Fürther, auf der Leipziger, auf der Nordbahn und auf dem Rumpelweg, der den ſtolzen Namen Taunusbahn führt. Unſtreitig gebührt unter allen der Leipziger Bahn der Vorzug; aber auch dieſe verhalt ſich zu den Brüßler Eiſenbahnen wie ein Sonntagsreiter zum Grafen Sandor. Vorſicht iſt eine ſchöne Tugend, aber bei den Deutſchen ſchwillt dieſe Tugend bis zum Laſter. Ich weiß nicht, den wie vielten Theil der Dampfkraft man auf der Dresden-Leipziger Bahn in Thätigkeit ſezt; in Wien durfte man in der erſten Zeit nur ein Drittheil, und auf wiederholte Vorſtellungen in neueſter Zeit die Hälfte der vollen Dampfkraft ſpielen laſſen. Und welcher Spektakel wurde dort gemacht, weil einige Feuerfunken aus dem Schlot gefahren ſind! Hier fährt das Locomotiv doppelt ſo geſchwind und die brennenden Kohlenſtücke fliegen ununterbrochen aus dem Kamine; aber es fällt keinem Menſchen ein, darüber Beſchwerden zu erheben. Man muß auch geſtehen, daß man troz dieſer Schnelligkeit und dieſer fliegenden Feuerbrände, ſelten, höchſt ſelten, von einem Unglück hört. Indeß iſt dies auch nur jezt der Fall, und Belgien hat im Anfang, wie jeder Neuling, ſeinen guten Theil Lehrgeld bezahlen müſſen. In Deutſchland ruft man gegen ſolches Lehrgeld die Polizei zu Hülfe; dieſe überwacht freilich getreu und väterlich alle Wege und Stege und ſezt dem Kinde einen Fallhut auf, damit ihm ja kein Unglück geſchehe; dafür aber läuft das Kind auch immer um zwanzig Jahre hinter den andern her und kommt um ein halbes Jahrhundert ſpäter zum Ziele.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Der Mordverſuch.

Bei meiner Rückkehr von Claremont am zehnten dieſes Monats ritt ich Abends acht Uhr langſam durch Hyde-Park, als ich aus einem dichten Menſchenhaufen einen nach der Sitte der hieſigen Ausrufer um den Hut befeſtigten Bogen weißes Papier hervorragen ſah, und darauf die mit großen Buchſtaben geſchriebenen Worte las: Assassination of Her Majesty and Prince Albert. Auch ohne meine Beziehungen zum Hofe war die auf ſolche Art mir vor Augen tretende Nachricht von der Ermordung der Königin und ihres Gemahls hinreichend überraſchend, um mich zweifeln zu laſſen, ob ich richtig geleſen. Aber das hatte ich, und der Eifer, mit welchem der Träger der Aufſchrift perorirte, und die lautloſe Stille, in welcher die Umſtehenden ſeinen Worten lauſchten, verboten mir faſt den Gedanken, daß ſo Gräßliches nicht wirklich geſchehen. Ehe ich meinen Schreck ſo weit meiſtern konnte, durch eine Frage an den erſten Beſten mir völlige Gewißheit zu verſchaffen, hatte der Ausrufer ſeine Harangue, von welcher ich keine Sylbe verſtanden, beendigt, brach durch den Kreis und nahm die Richtung, aus welcher ich kam. Mein Zuruf und das Vorzeigen eines Silberſtücks brachten den Mann ſogleich neben mich, und obſchon ich jezt über Assassination das klein geſchriebene Wort Attempted erkannte, ſo war doch auch der Verſuch einer Ermordung immer noch fürchterlich genug. Der Mann beruhigte mich aber auf meine betreffende Frage durch ſein einfaches: „No, Sir, nor Prince Albert, not even wounded,“ und hob die Erzählung an, die er eben geſchloſſen, und die uns im Nu mit Zuhörern umringte. Froh, daß die gräßliche That wenigſtens ohne unmittelbare Folgen geblieben war, eilte ich Hyde park corner zu, um von hier auf dem kürzeſten Wege Buckingham-Palaſt zu erreichen. Allein dieſer Weg, auf welchem die That geſchehen, war ſelbſt für diejenigen geſperrt, die ihn überhaupt nur in Folge ſpezieller Erlaubniß bereiten und befahren dürfen, und ich mußte daher den Umweg durch Grosvenorsplace an den königl. Ställen vorüber nehmen. Im Weſentlichen hörte ich bei meiner Ankunft den Bericht des Ausrufers beſtätigt. Seit

Digitized by Google

einiger Zeit fährt die Königin [illegible] Gemahl täglich von ſechs bis ſieben Uhr des Abends aus; dies iſt eine Stunde vor der üblichen Tafelzeit. Meiſt geht die Fahrt nach Hyde-Park oder Regents-Park, und der Weg nach beiden Punkten geht vom Buckinghampalaſte längs des Green-Parks zur Rechten und des Palace-Garden zur Linken über den ſogenannten Conſtitutionshügel. Der Wagen iſt, wenn das Wetter es einigermaßen erlaubt, offen und vierſpännig; zwei Vorreiter und zwei hintenaufſtehende Bediente machen die ganze Bedeckung aus. Leztere trugen bisher nicht einmal die königliche Livree, ſondern ſchwarze Fracks und Achſelſchnüre; ſeit Kurzem ſind Jäger in Grün und Silber und mit dreieckigen Hüten an deren Stelle getreten, und da dieſe unenglischen Jäger auch geborene Deutſche ſind, ſo will ich nicht behaupten, daß, nachdem John Bull an ihren Bandelieren, Hirſchfängern und Schnurrbärten ſich ſatt geſehen, ihm dieſe Neuerung beſonders gefällt. So fuhren denn die Königin und Prinz Albert am zehnten dieſes wie gewöhnlich aus, und wie gewöhnlich ſtanden am eiſernen Geländer des Green-Parks — denn Fußgängern iſt der Eintritt unbedingt geſtattet, und längs des Geländers ſteht man höher als an der Mauer des Palaſtgartens — eine Menge neugierige, müſſige, loyale Menſchen. An Jubelruf fehlt es nie, und nur wenn die Unterlippe der Königin ſich wenig und zwiſchen ihren Augen ſich eine Falte zeigt, unterläßt ſie, den Jubelnden zu danken. Das that ſie an jenem Tage nicht; im Gegentheile ſoll ſie ungewöhnlich heiter und gnädig geweſen ſeyn. Da, vierzig oder fünfzig Schritte vom Ausfahrtthore fällt ein Schuß, gleich darauf ein zweiter. Der eine Augenzeuge ſagte mir, nach dem erſten Schuſſe ſey die Königin aufgeſtanden, der Prinz ſitzen geblieben; ein anderer verſicherte das Gegentheil; die Uebrigen behaupteten, die Königin habe ſich bloß vorgebeugt und der Prinz ſie zurückgezogen. Gewiß ſcheint nur zu ſeyn, daß der Prinz die Gefahr ſchneller begriff als die Königin und ſie mit ſeinem Leben zu ſchützen ſuchte. Auf ein von ihm dem Kutſcher zugerufenes Wort flog der Wagen den Hügel hinauf. — Die unmittelbaren Folgen dieſes unbegreiflichen Angriffs, die Ergreifung des Thäters, ſeine perſönlichen Verhältniſſe, das Ergebniß der mit ihm vorgenommenen Verhöre ſind durch die Tageblätter bekannt. Die bald nach der That erfolgte Sperrung des Wegs hatte lediglich den Zweck, ſich von dem Vorhandenſeyn der Kugeln zu überzeugen. Hundert Stellen der ſteinernen Mauer wurden als ſolche bezeichnet, wo die Kugeln angeflogen ſeyen; allein ſchon in dieſer Menge von Merkmalen lag das Unzuverläſſige derſelben, und da bis zum folgenden Mittag keine Kugel gefunden war, griff die Vermuthung Platz, daß beide Piſtolen nur mit Pulver geladen geweſen ſeyen, was, wie man weiß, auch der Mörder ſtandhaft behauptet. Später iſt zwar eine platt gedrückte Kugel aus dem Sande geſcharrt worden, doch ſoll es eine Flintenkugel geweſen ſeyn. Auch iſt zu bemerken, daß weder die Königin und der Prinz, noch die Jäger und der Kutſcher eine Kugel haben pfeifen hören. Weil jedoch der Schütze ſie über die Mauer weg in den Garten geſchoſſen haben könnte, ſo iſt man auch dort noch jezt emſig mit Nachſuchen beſchäftigt.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, 25ſten Juni.

(Schluß.)

Das Buchdruckerfeſt.

Um zwei Uhr vereinigte im königlichen Redoutenhauſe ein Feſtmahl von mehr als ſiebenhundert Gedecken das Comité, die Buchhändler, die Druckerherrn, die Gehülfen und zahlreiche Feſtgäſte. Alle Elemente in der großen Verſammlung verſchmolzen in der gemüthlichſten Fröhlichkeit. Das begeiſternde Gefühl, daß es der deutſche Genius iſt, dem die Welt den mächtigſten Hebel der neuern Kultur verdankt, die Freude, daß Stuttgart durch die Gunſt des Himmels ein Hauptbrennpunkt der geiſtigen Thätigkeit des großen Vaterlandes geworden, die Hoffnung, die Blüthe des literariſchen Verkehrs hier ſich erhalten, aber auch die deutſche Preſſe überhaupt in einer ſchönen Zukunft würdig und frei ſich entwickeln zu ſehen, ſprachen ſich auf's Mannigfaltigſte, immer aber mit verſtändiger Mäßigung aus. In der erſten, dem Könige geltenden Geſundheit erinnerte der Präſident des Comité, Kanzler Wächter, die Verſammlung daran, daß im Jahre der Erfindung der Buchdruckerei Graf Ulrich der Vielgeliebte unſere Voreltern regiert, und deutete an, daß der jetzige Regent ſeine wohlerworbenen Rechte auf gleichen Titel durch die große Geſinnung, die er bei dieſer bedeutungsvollen Feier an den Tag gelegt, noch mehr bekräftigt habe. Freiherr v. Cotta feierte in ſeinem Toaſt Gutenberg und ſeine Typen; der Senior der hieſigen Buchhändler und Drucker, Steinkopf, Deutſchland und die Preſſe; der Vorſtand der Kunſtſchule und Bibliothek, Oberregierungsrath Köſtlin, die Schulen Deutſchlands u. ſ. w. — Mit dem Mahle war die Hauptfeier geſchloſſen. Den Reſt des Tages brachten die meiſten Theilnehmer in der Bürgerallee zu, wo die Sängergeſellſchaften ſich hören ließen. Nachts hatte jede der verſchiedenen Klaſſen der Gewerbsgenoſſen ihren Feſtball. — Zur Nachfeier am 25ſten Juni war das Luſtſchloß Solitude, zwei Stunden von Stuttgart auserſehen. Von dieſem herrſchenden Punkte überſieht man einen bedeutenden Theil des alten Herzogthums; hier hatte Herzog Carl Eugen ſeine militäriſche Pflanzſchule geſtiftet, die nachher in Stuttgart zur Akademie erwuchs, und hier lebte Schiller mehrere Jahre (1773 — 1775) als Zögling der Anſtalt. Schon Vormittags machten ſich die Gewerbsgenoſſen mit Fahnen und Muſik dahin auf und wurden, beim Schloß angelangt, von einem der Ihrigen (Niclas Müller) mit einer Anrede begrüßt. Trotz der zweifelhaften Witterung folgten die meiſten übrigen Feſttheilnehmer und ein großer Theil der hieſigen Bevölkerung. Leider wurde Nachmittags die Luſt durch den einfallenden Regen geſtört, aber nichts vermochte den frohen Muth der Gewerbe niederzuſchlagen. Man trat erſt zur beſtimmten Stunde den Rückmarſch an; auf der weſtlichen Höhe über der Stadt wurden Fackeln angezündet, die ein leuchtendes Band den Berg herabzogen. Im Feuerſee vor der Stadt, der Offizin von C. Hoffmann gegenüber, war eine Abbildung der Statue Gutenbergs in effektvoller Beleuchtung aufgeſtellt; die Fackeln umkreisten das Waſſerſtück, unter Kanonenſchlägen verſank das Bild und enthüllte eine Inſchrift in Brillantfeuer, welche den Schluß des Feſtes und ſeine Wiederkehr über hundert Jahre verkündete.

Das wahrhaft ſchöne, durch keine Ausſchweifung in Rede und That geſtörte Feſt hat in allen Gemüthern den bleibendſten und reinſten Eindruck zurückgelaſſen. Stuttgart hat dadurch gezeigt, daß es neben der allgemeinen Bedeutung des Jubeltages auch das zu würdigen weiß, was es der großen Erfindung insbeſondere ſchuldet. Vor Allem aber hat das Feſt klar bewieſen, daß durch Vertrauen wieder Vertrauen erzeugt wird, und Liebe und Selbſtverleugnung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 7. Juli 1840.

— Bei meinem Chriſtenthum!
Wär' ich nur frei und hütete die Schafe,
So lang der Tag iſt, wollt' ich luſtig ſeyn.

Shakespeare.
König Johann.

Brüſſeler Briefe.

(Schluß.)

Ueberhaupt wird einem ehrlichen, polizeiwohlerzogenen Deutſchen ganz ſonderbar zu Muthe, wenn er in dieſes wilde Land kommt, wo die väterliche Ueberwachung dieſes deutſchen Erziehungsinſtituts nicht einmal dem Namen nach exiſtirt, da die Polizei hier ihren verrufenen Namen abgelegt und den viel ſchöner klingenden Titel: „Administration de la sûreté publique“ angenommen hat. Der Haß, der hier gegen die Agenten dieſer Adminiſtration, bei uns Polizeimänner genannt, herrſcht, geht ſo weit, daß ſie, troß ihrer ſchönen Kleidung und civilen Ausſehens, nicht einmal in den niedrigſten Kneipen als Gäſte geduldet werden. In den wenigen Cabarets, wo ſie eintreten, befinden ſich eigene kleine Gläſer für ſie, die ohne Henkel und Deckel ſind, damit ſie ihren Morgen- oder Abendtrunk raſch leeren, und ohne zum längern Verweilen Anlaß zu finden, ſich auf und davon machen. Man kann den geringen Einfluß, den die Polizei hier auf die Bewohner hat, den Leuten buchſtäblich vom Geſichte leſen; denn der zehnte Menſch, dem man hier begegnet, iſt pockennarbig. Der Belgier hat die Erlaubniß, ſeinen Kindern die Schutzpocken einimpfen zu laſſen, aber er iſt nicht gezwungen dazu. Kein Wunder, daß Nachläſſigkeit und Vorurtheil auf allen Seiten ſich in den Weg ſtellen, kein Wunder, daß man ſtets von den Verheerungen der petite vérole hört. Eben jezt wüthen die Pocken hier in hohem Grade, Opfer auf Opfer häufend, und während ich dieſes ſchreibe, läutet man vom Dome zu dem Leichenzuge des jungen deutſchen Malers Sondheim aus Mannheim, den ich vorige Woche noch in voller jugendlicher Kraft geſehen und geſprochen, und der in fünf Tagen von dieſer fürchterlichen Krankheit hingerafft wurde, ein deutſches Opfer der ſchlechten belgiſchen Polizei.

Das königliche Theater iſt in dieſem Augenblick geſchloſſen; das kleine Vaudevilletheater im Park iſt das einzige, welches ſeine Pforten geöffnet hat. Das Théâtre royal in Brüſſel iſt dem Beiſpiel der Bank gefolgt: es hat fallirt. Herr von Broukère, der ehemalige Direktor der Bank, hat, nachdem er dort abgedankt, ſich von der Dame ſeines Herzens, die ein Mitglied des königl. Theaters iſt, bewegen laſſen, die Leitung deſſelben zu übernehmen. Aber das Fatum, welches über dem Haupte dieſes Mannes ſchwebt, erreichte ihn auch hier; wie einſt Amos Comenius überall, wohin er ſeinen flüchtigen Fuß ſezte, eine Revolution, ein Volksauflauf begleitete, ſo begleitet Herr von Broukère in allen ſeinen Unternehmungen ein Falliſſement. Das königl. Theater in Brüſſel leidet an einem innern Fehler, der ſeine Exiſtenz ſtets

Digitized by Google

unſicher macht, an einem Lebensmangel, den ſelbſt der königliche Zuſchuß von 125,000 Francs jährlich nicht zu heben vermag; es iſt dies der Mangel an Theilnahme von Seiten der Stände, die ſonſt den Fonds der Theaterbeſucher bilden, der Ariſtokratie. Jene Logenreihen, die man in Deutſchland, Frankreich und England, und ſelbſt in dem katholiſchen Italien von den erſten Familien des Landes beſezt zu ſehen gewohnt iſt, ſtehen hier öde und verlaſſen, da der finſtere Geiſt des Glaubens den belgiſchen Adel größtentheils vom Beſuch des Theaters abhält.

Wenn ich früher die Punkte ſchilderte, in welchen hier der Katholizismus ſich alle jene Attribute beilegt, die man ſonſt gewöhnlich nur im Gefolge des Proteſtantismus zu ſehen pflegt, ſo habe ich noch einen nachzutragen: es iſt der Pietismus, jene bilderſtürmende Glaubensſpitzfindigkeit, die ihre Spitzen gegen Alles wendet, was das Leben verſchönt und erheitert, die alle Freuden der Kunſt, der Poeſie und des feinen Genuſſes verdammt und bekriegt. Man hat bisher den Pietismus gewöhnlich als eine Ueberſpannung des proteſtantiſchen Verſtandes betrachtet, und die phantaſievolle, kunſtfördernde Richtung der katholiſchen Religion hat ſelbſt bei Vielen Theilnahme gefunden, die ein anderes Glaubensbekenntniß ablegen. Aber die ſonderbare Stellung, die der katholiſche Kultus überhaupt in Belgien einnimmt, zeigt ihn auch im Beſondern in einer ungewöhnlichen Richtung. Er, der ſonſt ſeinen Bekennern das Leben frei gab, ſucht es ihnen hier heimlich ſo viel als möglich zu verengen und abzuſperren. Im Momente, wo die katholiſche Kirche, um das proteſtantiſche Scepter der vorigen Regierung zu zerbrechen, den im offenen Gegenſatz mit ihrem Grundprinzipe liegenden Weg der Revolution betreten, hat ſie ihr ganzes, ſeit einem Jahrtauſend beobachtetes Kriegsſyſtem ändern müſſen, und indem ſie dem öffentlichen Rechte alle revolutionaren Zugeſtändniſſe machte und in die allgemeine Religionsfreiheit, in die Trennung des Staates von der Kirche, mit dem ganzen Gefolge von Civilehe ꝛc. zu willigen ſich entſchloß, ſah ſie ſich genöthigt, auf ſtillerem Wege zu erlangen, was ſie mit ſo geräuſchvollen Trompetenſtößen aufgegeben zu haben ſcheint; ſie hat ihr Geſchütz nach vorn vernageln und nach hinten öffnen müſſen. Die Religion in Belgien zeigt nach außenhin das freundliche Geſicht eines verſöhnten Feindes, der ſeinem Gegner alle Beweiſe von Aufrichtigkeit zu geben bemüht iſt, während er im Innern ernſter als je auf Mittel ſinnt, ihn zu umgarnen. Ja, die Religion verſagt ſich hier die gewohnten Bedürfniſſe und Genüſſe; die heitern Schöpfungen der Kunſt, die ſonſt das ſchönſte Geſtein in dem Schmuck der Tiara bildeten, werden auf den belgiſchen Kanzeln und in Beichtſtühlen, wie in den ſchwindligt langen Zeilen des Journal de Liége als Werke der weltlichen Verführung verſchrien, und das arme Théâtre royal hat darüber ſeine Thore ſchließen und die freundliche Thalia die Stadt verlaſſen müſſen, eben weil ſie freundlich iſt. Die Kunſt, wenn ſie auch nicht immer nach Brod geht, muß doch wenigſtens Brod erhalten; wenn aber diejenigen es ihr entziehen, die durch ihre überwiegende Stellung und ihre Reichthümer berufen ſind, ſie zu nähren, dann ſchüttelt ſie den Staub von ihren Füßen und zieht dahin, wo ein ſchönerer Himmel ihr lacht. In der That, jene althiſtoriſchen Namen der Grafen Mérode ꝛc., welche man aus dem Eifer, mit dem ſie die Revolution und die Volksfreiheit unterſtüzten, als Helden des Fortſchritts ſo gerne preiſen möchte, zerſtören durch die finſtern Schatten ihres Fanatismus die freudige Helle der Popularitat. So oft ich den ritterlichen Geiſt rühmen höre, womit dieſe Männer den Kampf des Volks in den Jahren 1830—31 unterſtüzten, kommt mir immer der Wolf von Wunnenſtein in Uhlands Ballade in's Gedächtniß, wie der wackere Rauſchebart in der Döffinger Schlacht plötzlich ſeinen alten Feind an ſeiner Seite gegen die Reutlinger kampfen ſieht, und wie nach gewonnenem Treffen der alte Eberhard ſeinem Feind die Rechte bietet und ihm danken will; allein:

Hei, ſpricht der Wolf mit Lachen, gefiel Euch dieſer Schwank?
Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um Euern Dank!

Gebe der Himmel, daß nicht einſt die Zeit komme, wo das belgiſche Volk die Erfahrung macht, daß die Großen des Landes nur aus Haß gegen das Haus Naſſau und nicht um ihren Dank den Kampf mitgekämpft haben; gebe der Himmel, daß das belgiſche Volk nicht erfahre, was der alte Rauſchebart auf dem Heimweg erfuhr: daß der Wolf in ſeine eigene Heerde gefallen iſt. J. K.

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

Der Arzt hatte nur zu wahr geſprochen. Eine Woche ſpäter, am Vorabende ſeines Todes übergab er Margaret einen Brief an ſeinen Londoner Freund und zehn Guineen. Aber erſt nach ſeiner Beerdigung verließ Margaret Bath; es wäre ihr als Undank erſchienen, den nicht zum Grabe zu geleiten, den Gott ihr zum Freunde gegeben. Ihr Entſchluß war wieder, den Weg zu Fuß zu machen; das Fahren war damals koſtſpieliger als jezt. Dabei hoffte ſie, gleichwie in Irland, bisweilen eine Strecke unentgeldlich mitgenommen zu werden; doch geſchah das nicht, die Engländer wollten bezahlt ſeyn. Ebenſo überraſchte es ſie, für jeden Trunk, für jedes Nachtlager bezahlen zu müſſen; in Irland war das anders.

Digitized by Google

Erſchöpft ſprach ſie eines Tags in einer, einſam an der Straße gelegenen Hütte ein und bat um einen Schluck Milch für das Kind, um einen Trunk Waſſer für ſich. Nicht ohne Zögern reichte eine Frau ihr das leztere; der Mann, von der Schönheit des Kindes betroffen, gebot, Milch zu holen. Die Frau ging zwar, murrte jedoch, daß ſie *die* ernähren ſolle, die in Irland rebellirt, bis die Rebellion ihnen das Land zu heiß gemacht.

Es war das erſte Mal, daß Margaret das Wort Rebellion in Bezug auf Irland hörte. Sie fragte, was es bedeute, und der Mann gab ihr ein Papier, aus welchem, wenn ſie leſen könne, ſie das Nähere erfahren werde. Margaret verſtand zu leſen, und was ſie las, machte ihr das Herz bluten. Gerade in ihrer Heimath hatte der Aufruhr gewüthet; von beiden Parteien waren ſchauderhafte Grauſamkeiten verübt worden, Tullygarrett die Scene fürchterlicher Auftritte geweſen. Margaret brach in lautes Weinen aus, und die Arme um ihren Nacken ſchlingend, fragte Evelyn nach der Urſache. Margaret hatte keine Antwort. Ihr Bruder war vielleicht ermordet, und das Bild ihrer unbeſchüzten Nichten ſtand grauſend vor ihr. Was ſollte ſie thun? Zurückkehren? Was konnte das frommen? — Und wich ſie jezt von ihrer Pflicht, mußte Evelyn wahrſcheinlich zeitlebens blind bleiben. Das entſchied, und ſie ging weiter, mit thränenden Augen und mit klopfendem Herzen, und ſo oft ſie Männer im Geſpräch beiſammen ſtehen ſah, verzögerte ſie den Schritt und lauſchte und fragte wohl auch, ob ſie Neues aus Irland wüßten. Verwünſchungen und Flüche waren die gewöhnliche Erwiderung. Margaret nahm ſie ſchweigend hin.

Die Wahrnehmung bei ihrer Ankunft in London, daß zehn Guineen kein ſo unerſchöpflicher Reichthum ſeyen, als ſie geglaubt, ließ ſie ohne Verzug die Wohnung des Augenarztes aufſuchen. Der Brief öffnete ihr ſeine Thür. Er betrachtete das Kind, that mehrere Fragen und erklärte, daß er zwar um ſeines alten Freundes willen die Operation vornehmen wolle, dieß aber erſt in einigen Wochen thun könne. „Einige Wochen?“ wiederholte Margaret, als ſie aus dem Hauſe trat; „und wovon inzwiſchen leben? hier, fern von der Heimath, wo ein herzlich Willkommen in jeder Hand und auf jeder Lippe iſt? — Nun, ich muß arbeiten, und das wird klüger ſeyn als der Sorge nachhängen.“ — Aber Margarets Arbeit war nicht Londoner Arbeit. Von Spinnen und Stricken wollte Niemand hören, und es gab weder Kartoffeln zu hacken, noch Getreide zu binden, noch Torf zu ſtechen. Wer indeſſen Arbeit ſucht, der findet ſie. Margaret ging ihrer Wirthin zur Hand, bis dieſe die reinliche, fleißige, ſtets willige Perſon nicht mehr entbehren konnte, und Margaret wäre heiter und zufrieden geweſen, ohne die Unruhen in Irland. Sie hatte an ihren Bruder und an den Geiſtlichen geſchrieben, nach ihrer Art, doch gewiß Beiden verſtändlich, und keine Antwort kam. Gebet und Arbeit gaben ihr Troſt; durch angeſtrengten Fleiß erwarb ſie, was ſie für ſich und Evelyn bedurfte, ſo daß ſie den Reſt ihrer Baarſchaft nicht anzugreifen brauchte. „Das Geld gehört ja ohnedies ihr, nicht mir,“ dachte ſie, „und Gott weiß, wo ſie es nöthig haben wird.“

So kam der zur Operation beſtimmte Tag. Sie ging glücklich vorüber. Der Arzt lobte die Ruhe des Kindes, hieß dann Margaret ihm in ſein Studierzimmer folgen, und ſezte ſich, ein Rezept zu ſchreiben. „Wie heißt das Kind?“ fragte er, die Feder anhaltend. — „Evelyn O'Dwyer, Ihre Gnaden,“ antwortete Margaret, die nach dem Namen ihres Pfleglings ſich nie ein zweites Mal fragen ließ. — „O'Dwyer?“ wiederholte der Arzt; „ja, ich erinnere mich, darum fiel mir der Name geſtern auf. Ich ſah geſtern einen Herrn dieſes Namens.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Tod Friedrich Wilhelms III.

Der längſt bange erwartete Tag iſt gekommen. Am 6ten dieſes Monats, in der Nachmittagsſtunde eines heitern erſten Pfingſttages, verſchied unſer König, nach einem langen, wechſel- und ſtürmevollen Leben in einem heitern Alter, im großen Kreiſe der Seinen, ein glücklicher Familienvater, ein glücklicher Monarch. Man kann ſagen, es war ein ſchönes Sterbebette. Alles, was menſchliche Fürſorge und Liebe, was ein reines Gewiſſen, feſter religiöſer Glaube und ein königliches Bewußtſeyn, nach beſter Einſicht und mit beſtem Willen für das Wohl ſeiner Unterthanen gehandelt zu haben, zur Beruhigung wirken kann, das war hier gethan, um die Schrecken des Todes zu mildern, zu entfernen. Vergleichen wir die Sterbebetten aller ſeiner königlichen Vorganger, wo finden wir etwas Aehnliches? wo eine ſolche allgemeine Liebe und tiefe Rührung bei den Unterthanen? Wer auch unzufrieden war, wer vieles anders wünſchte, wer bitter klagte und im Innern grollte, daß Verheißungen nicht in Erfüllung gegangen, die milde, väterliche Perſon des Königs trafen dieſe Klagen nicht. Jeder wußte, hätte es ſein Herz thun können, Aller Wünſche wären erfüllt worden. Es war nicht Form, es war Gefühlsſache, die ihn als einen Vater ſeines Volks betrachten ließ. Was er that, that er um den Frieden, wo ſein Urtheil fehlte, es geſchah in wohlwollender Abſicht, wo er nicht ſtreng genug die Zügel faßte und ein Auge zudrückte, es war auch aus Güte des Herzens. So vertheidigte ihn der Frondeur und Liberale, ſo wer durch ſeine Güte litt. In ganz Preußen, ich wage es zu behaupten, iſt nicht Einer, der nicht tief gerührt die Nachricht von ſeinem Tode hörte, der ihm nicht eine Thräne heiliger Erinnerung zollte. Und dies iſt viel, es iſt etwas Außerordentliches im Jahr 1840, und in einem großen Lande, wo der Geiſt

Digitized by Google

lebendig iſt. Aber eben ſo ungewöhnlich iſt ſein Sterbebette, wenn wir den Familienvater im engern Sinne betrachten. Wenden wir ab den Blick von dem, durch manche trübe Erinnerungen befleckten Tode Friedrich Wilhelms des Zweiten, auf den großen Monarchen, der ihm voranging. Da ſteht noch in Sansſouci der Stuhl, in dem der große Friedrich zum lezten Male das Tageslicht ſah. Wie einſam ſtarb er! Es war kein inniges, heiliges Geiſtesband, das von ſeinem Nachfolger fortgeſponnen wurde. Der Gedanke an dieſe Veränderung verdüſterte die lezten Augenblicke aller Könige vor ihm mehr oder minder. Unſer König ſtarb im heiligſten Frieden mit ſeiner Familie. Niemand lauerte auf ſeinen Tod, Niemand fürchtete ihn und den Nachfolger, keine Günſtlinge, die zittern müſſen, zur Rechenſchaft gezogen zu werden, keine Nachforſchungen wegen Verſchleppung, keine Geheimniſſe, keine Verbrechen. Es lag alles offen und klar da zwiſchen dem König und ſeinen Söhnen und Töchtern, Beſitzthum, Anſichten, Grundſätze: eine reine, natürliche Vererbung. Tagelang ſtanden die Prinzen und Prinzeſſinnen um ſein Lager, und es war Alles abgemacht und ausgeſprochen, was zu ſprechen war. Mit Gott und Menſchen hatte er abgeſchloſſen und konnte ruhig den Engel des Todes erwarten. So iſt Friedrich Wilhelm des Dritten Tod ein glücklicher, denn ein vollendetes Leben liegt hinter ihm.

(Fortſetzung folgt.)

London, Juni.

(Schluß.)

Der Mordverſuch.

Ich hatte gerade den Tag vor dem Attentat einen Brief an Sie angefangen, worin ich die Unverſchämtheit beſprechen wollte, mit der gewiſſe Klatſchblätter die ſcandalöſe Chronik des Hofs dem Publikum vorlegen und ſelbſt die Perſon der Königin angreifen. Ich habe ſchon früher geäußert, daß ſich überhaupt in dieſer Beziehung die alte engliſche Licenz ſeit der jezigen Regierung auffallend geſteigert und einen giftigeren Charakter angenommen habe. Wer weiß, ob nicht dieſe Richtung der Preſſe an Oxfords That bedeutenden Antheil hat? Wenigſtens ſcheint mir eine ſeiner Aeußerungen darauf hinzudeuten. Er hatte auf die Frage, warum er der Königin nach dem Leben getrachtet, geantwortet: weil es ein Schimpf für freie Engländer ſey, ſich von einem Weibe regieren zu laſſen, zumal —. Nach dieſem „especially“ hatte er geſchwiegen, aber, zum Weiterreden aufgefordert, unbedenklich hinzugeſezt: zumal wenn ihr Nachfolger ein Baſtard ſeyn ſollte. Ich weiß nicht, welchen Eindruck dieſe Worte im Seſſionszimmer hervorgebracht haben mögen; mich haben ſie in meiner eben geäußerten Vermuthung beſtärkt, weil ich ähnliche, wenn nicht ganz gleich lautende Worte in hieſigen Tageblättern ſelbſt geleſen habe. — Die Zeitungen aller Farben rufen einſtimmig Wehe über die That, und das Volk benimmt ſich, wie es in Fällen, die dem Geſetze zur Aburtheilung vorliegen, ſich allerdings benehmen ſoll, ruhig und ſtill. Doch iſt das nicht eigentlich die Art und Weiſe desjenigen Theils der hieſigen Bevölkerung, der ſich in Maſſe vor den Gerichtshäuſern aufſtellt und an die Ferſen der Angeklagten hängt. Greenacre, ſcheußlichen Andenkens, konnte nur durch die äußerſten Anſtrengungen der Polizei und durch ganz ungewöhnliche Maßregeln der executiven Gewalt des Volkes entzogen werden. Als neulich Courvoiſier nach Newgate abgeführt wurde, war das Gellen und „shouting“ Straßen weit zu hören. Oxford kommt und geht. Tauſende drängen ſich, ihn zu ſehen; doch kaum wird ein Ziſchen laut, ſo verklingt es ohne Nachhall, und das Volk ſcheut ſich, ſeine Hände an den zu legen, der ihm ſeine Königin und deren Gemahl hat nehmen wollen. Das iſt in jeder Beziehung um ſo merkwürdiger, als die heißen Junitage einen in der That fürchterlichen Einfluß auf das Gehirn der untern Volksſtände zu äußern anfangen. In einer einzigen Woche iſt ein Doppelmord und ſind zwei einfache Mordthaten am hellen Tage auf öffentlicher Straße verübt worden. Ein Mann zog ſehr kaltblütig ſeiner Frau ein breites Schlachtmeſſer durch den Hals, und während er einen Vorübergehenden, der ihn faſſen wollte, mit kräftig ausgeſtrecktem Arme würgte, gab er ſich mit demſelben Meſſer den Tod. Ein Anderer mordete ſeine Geliebte, indem er ihr meuchlings eine Kugel durch den Kopf ſchoß, und ein Dritter entledigte ſich ſeines Weibes mittelſt eines ihr um den Hals gewundenen Bindfadens. Neben dieſen conſummirten Morden fehlt es nicht an attentirten, und der ſchaudererregendſte dieſer Art hat ſich in der Familie des Herzogs von Argyle zugetragen. Die Töchter, Ladies Campbell, haben eine Schweizerin als Gouvernante. Eines Nachts fühlt die jüngere Tochter, ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, ſich an der Schulter gepackt, ſie ſchlägt die Augen auf und erblickt die Schweizerin, ſie fürchterlich angrinſend, ein Vorlegemeſſer in der rechten Hand. „Wo iſt deine Mutter?“ fragt die Schweizerin. Das Mädchen ſpringt auf und nach der Thüre; die Gouvernante faßt ſie, läßt aber das Meſſer fallen; das Mädchen ſucht ſie am Aufheben deſſelben zu verhindern; ſie ringen mit einander, und nur das Herbeikommen des von dem Lärm geweckten Bruders befreit die Schweſter. Es zeigte ſich, daß die Schweizerin wahnſinnig war. — Beweist nun aber auch ein gewiſſer Theil des Volkes gegen den Frevler an der geheiligten Majeſtät eine ſo ſonderbare — vielleicht iſt es nicht das rechte Wort, doch fällt mir im Momente kein richtigeres ein — Kaltblütigkeit, ſo bleiben dagegen Merkmale der innigſten, tiefſt gefühlten Theilnahme von andern Seiten nicht aus. Schon am Abend der That mußte die königliche Tafel um eine Stunde verzögert werden, ſollten anders die Führer unſerer Staatsparteien, die in einer Art ſtillſchweigender Uebereinkunft ſich gleichzeitig einfanden, ohne Verzug vor die Königin gelangen. An den folgenden Tagen war des Erkundigens nach der Geſundheit ihrer Majeſtät und deren Gemahls kein Ende, und neulich kamen Oberhaus und Unterhaus in feierlicher Auffahrt zu Ueberreichung einer Adreſſe. Die Auffahrt war wirklich glänzend; die Zahl der Wagen wird auf zweihundert angegeben, von denen ungefähr ein Drittel auf die Mitglieder des Ober-, zwei Drittel auf die des Unterhauſes kommen. Der Zug bewegte ſich über die Vorderterraſſe des Palaſtes durch das marmorne Thor. Minder glänzend, doch nicht minder bemerkenswerth war die Ankunft des Citykönigs mit ſeinen Miniſtern und Dienern, des Lord Mayor mit den ſprüchwörtlich wohlbeleibten Aldermännern, Sheriffs u. ſ. w.; auch ſie überreichten eine Adreſſe. Das Adreſſenüberreichen wird noch eine zeitlang fortdauern. In allen Diſtrikten Londons ſitzen die Veſtries zu Rathe, und die Provinzen werden natürlich nicht ausbleiben. Das allgemeine Dankfeſt in den Kirchen fand am 21ſten ſtatt. Die Aerzte haben kein Bedenken getragen, kürzlich der Königin die thätige Theilnahme an einem Concerte zu geſtatten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. Juli 1840.

Wohlan, ſo halt' ich in dem vollen Herzen
Den Muth, den Glauben und die Liebe feſt;
Die Gunſt des Glückes kann der Menſch verſcherzen,
Wenn nur die beßre Gunſt ihn nicht verläßt.

Th. Körner.

Die treue Magd.

(Fortſezung.)

„Einen Herrn dieſes Namens, einen O'Dwyer?" ſtotterte Margaret und ihr Athem ſtockte; gab es doch für ſie in der ganzen Welt nur Einen O'Dwyer; „und wo wohnt er, Ihre Gnaden?" — „Kann Euch das intereſſiren, liebe Frau?" lächelte der Arzt. — „Gott im Himmel! und wie ſollte es nicht?" rief Margaret; „ich denke, es kann kein Anderer ſeyn als meines Pfleglings Vater." — „Da irrt Ihr, liebe Frau, verſezte der Arzt; „der Herr, den ich meine, iſt zu jung, kann kaum vier- oder fünf-und-zwanzig alt ſeyn." — „Ach, Ihre Gnaden," rief Margaret, „er iſt's! er war ja nur ein Junge, als ſie geboren wurde, und die O'Dwyers ſahen von jeher jünger aus. Die Augen aus dem Kopfe gäbe ich, ihn zu ſehen." — „Nicht doch, liebe Frau," erwiderte der gutgelaunte Arzt; „dann könnte Ihr ihn ja nicht ſehen. Aber ſagen will ich Euch, wo er wohnt, vorausgeſezt, daß ich ſeine Karte finde und er noch in London iſt." Damit bückte er ſich auf ſeinen Schreibtiſch, hob ein Papier um das andere, eine Karte nach der andern auf, beflügelte mehrere Male Margarets Herzſchlag durch die Worte: „da iſt ſie," machte ihn wieder ſtocken durch den Beiſaz: „nein, das iſt ſie nicht," und reichte ſie ihr endlich mit den Worten: „hier iſt ſie — Garrett O'Dwyer."

* * *

„Fort! ſagtet Ihr wirklich fort?" wiederholte Margaret einige Stunden ſpäter in der Vorhalle eines der faſhionabelſten Hotels in Bond-Street. „Und um der Liebe Gottes willen, ſagt mir, ſeit wann iſt er fort und wohin iſt er?" — „Jagt die iriſche Hexe zum Hauſe hinaus!" rief der Portier hinter ſeinem Verſchlage hervor. „Rebellen und Banditen brauchen wir hier nicht." — „Nennt mich, wie's Euch beliebt," verſezte Margaret; „aber ich weiche nicht, bis ich erfahren, was aus Maſter Garrett geworden." — „Was krächzt das Weib?" fragte der Portier den Marqueur, mit welchem ſie geſprochen. — „Nichts für ungut, Herr Portier," unterbrach ein Reitknecht; „aber Sie ſehen wohl nicht, daß die arme Frau weint?" — „Gottes Dank Euch, mein guter Herr!" wendete ſich Margaret zu ihm; „Ihr habt ein lebendiges Herz in der Bruſt und könnt mir gewiß ſagen, was aus dem jungen Herrn geworden iſt, meinem Maſter Garrett O'Dwyer?" — „Wenn Ihr den Herrn O'Dwyer meint," antwortete der Reitknecht, „der in Geſellſchaft eines fremden Grafen hier war, der iſt heute früh fort." — „Und wohin?" — „Das iſt mehr, als ich weiß, gute Frau; man meint aber hier im Hauſe, es ſey Zeit geweſen,

Digitized by Google

daß er gegangen.“ — „Höchſte Zeit,“ fiel der Marqueur ein. — „Damit wollt Ihr doch nicht ſagen,“ rief Margaret und ſah dem Marqueur feſt in die Augen, „daß er etwas gethan, das ſeinen Namen beſchimpft?“ — „Durchaus nicht,“ lachte der Marqueur; „aber Kleider machen Leute und Federn Vögel; er ſtand mit den auswärtigen Katholiken in Verbindung bis hinauf zum Papſte, ja ſogar mit Bonaparte; er las nichts, als was von Irland handelte, und ich begreiſe unſere Miniſter nicht, die allen Fremden erlauben, unſern Rindsbraten und unſere Plumpuddings zu eſſen; es iſt ſchnurſtracks gegen die Conſtitution. Fort mit ihnen, ſage ich, fort mit ihnen!“ Und die Serviette bedeutſam ſchwenkend, folgte er dem zweiten, verſtärkten Schellen einer Klingel.

„Hätte ich ihn nur eine Minute lang geſehen,“ klagte Margaret, „nur den Ton ſeiner Stimme, ein einziges Wort von ihm gehört! — Seyd Ihr gewiß, lieber Herr, daß er fort iſt?“ — „Fort, ſo ſchnell, als vier Pferde laufen können,“ erwiderte der Reitknecht. — „Und von wem kann ich erfahren, wo er hin iſt?“ fragte die Unermüdliche. — „Das weiß ich wirklich nicht,“ antwortete der Reitknecht; „es heißt, er ſey auf Befehl der Regierung abgereiſt.“ — „Auf Befehl der Regierung? Nun, da habt Ihr's. Was würde die Regierung ſich um ihn bekümmern, wenn er nicht ein hochanſehnlicher Mann und ein O'Dwyer wäre!“ — Der Reitknecht lächelte und Margaret mußte das Hotel verlaſſen mit dem einzigen Troſte, daß es ihr Garrett O'Dwyer geweſen, um welchen die große engliſche Regierung ſich bekümmert.

Tag an Tag reihte ſich, und all die Mühſeligkeiten ihres Lebens, all die Stunden, die ſie an Evelyns Lager durchwacht, all die Wochen ſchwerer Arbeit, all die Sorge um ihren Bruder und deſſen Kinder, all dies und hundertfache Entbehrungen vergaß die treue Magd, als ſie den Zweck ihres Lebens erfüllt, dem Pflegling ihres Herzens das Augenlicht zurückgeben, Evelyns ſchöne Augen in die ihrigen blicken und liebend auf der alten Pflegerin weilen ſah. Und während die Magd ſo treu und wahr dem Auftrage genügte, den ihr „junger Herr“ ihr an's Herz gelegt, wo war da des Vaters Sorge für ſein Kind?

Um den Nachſtellungen der Behörde zu entgehen, hatte Garrett O'Dwyer in jener Nacht, die ihm Mutter und Gattin genommen und ein Kind gegeben, Irland wirklich verlaſſen. Des Lebens Würfelſpiel lag vor ihm; er konnte nur gewinnen. Durch Mühe und Ernſt ſich emporzuarbeiten, wäre gegen ſeine Natur geweſen. Er borgte vom Zufalle und ließ das Glück die Schuld bezahlen, und zufällig fiel ſeine Auswanderung in eine Zeit, wo der Soldat von heute der General von morgen war. Mit Muth und Entſchloſſenheit verband er die angeborene Kunſt zu gefallen, mit einer ſtarken Neigung zum Vergnügen Liſt und Gewandtheit. Als er die Brandung der See hörte, die ihn von ſeinem Alles, ſeinem Kinde, trennen ſollte, fühlte er mit der Lebhaftigkeit jedes jungen Irländers. Er riß einen Büſchel Farrenkraut von der eingeſtürzten Mauer ſeiner väterlichen Burg, barg es an ſeinem Herzen und ſchwur bei den ſchweigenden Sternen, daß er eines Tages zurückkehren wolle, die Hallen ſeiner Ahnen ſich wieder zu gewinnen. Wie er dann den einſamen Friedhof betrat, wo „der Ampfer und die Neſſel die Blakes und O'Donnels beſiegt,“ warf er ſich in das hohe Gras, das auf dem Grabe ſeines Vaters im Nachtwinde wogte, und wie ſein überreiztes Gefühl in laute Thränen ausbrach, ſank er auf die Knie, wiederholte die wenigen Gebete, die ſeine Mutter und Margaret ihn gelehrt, und ſchied aus ſeinem Vaterlande, der Lezte ſeines Stammes, mit einem Herzen voll wilden, aber edeln und veredelnden Schmerzes.

(Fortſetzung folgt.)

Die wiſſenſchaftliche Expedition in Algier.

Die Eroberungen der Franzoſen auf der Nordküſte von Afrika könnten in der Zukunft für den Handel und die allgemeine Kultur von der größten Bedeutung werden; für viele Wiſſenſchaften, beſonders für Archäologie und Naturgeſchichte, ſollten ſie unmittelbar die ſchönſten Früchte tragen. Aber die meiſten dieſer Folgen ſind durch das Syſtem der Eroberer, oder vielmehr durch den Mangel an Syſtem, in weite Ausſicht geſtellt. Sie wiſſen nicht, was ſie wollen, ihre Petulanz und Ungeduld wird ſie auch ſchwerlich dazu kommen laſſen, in die Fußſtapfen der Römer zu treten und vorerſt eine Strecke Landes durch eine feſte Grenze abzuſperren, gerade weil dieſes Mittel ein weitausſehendes iſt. Hatte ſich der Römer irgendwo einmal feſtgeſezt, ſo hieß es bald von den Ländern: limite acto promotisque praesidiis pars provinciae habentur. Aber zu einem ſolchen Verfahren gehört Ausdauer und der Glaube an eine andere Zukunft, als nur eine des eiteln Waffenruhms. Bei der Haltloſigkeit der Franzoſen in dem Lande, das ſie nicht einmal ernſtlich ihre Provinz zu nennen wagen, bei der allgemeinen Unſicherheit können auch die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, die ſie ſpät genug angeordnet, nicht recht gedeihen.

Man erfährt ſo eben Einiges über die Arbeiten der naturgeſchichtlichen Expedition, welche man unter der Leitung des etwas excentriſchen Militärs und Naturforſchers Bory de St. Vincent hinübergeſchickt. Aus dem Bericht geht hervor, daß ſie mit ihren Forſchungen bis jezt ſo ziemlich auf die Küſtenſtriche beſchränkt geblieben, dabei aber ſehr thätig iſt und ſchon manches

Digitized by Google

Intereſſante zu Tage gefördert hat. Deshayes, der Conchiliolog, ſieht ſich taglich auf den Riffen im Meeresſpiegel nach noch nicht beſchriebenen Schaalthieren um und fährt häufig mit den Fiſchern hinaus, deren Netze Manches erheben, was auf den Algierer Fiſchmarkt nicht taugt, aber der Wiſſenſchaft willkommen iſt; er hat ſchon ſehr viele bisher unbekannte wirbelloſe Thiere zuſammengebracht, unter andern eine prächtige Curiala. Bory botaniſirt auf den Riffen und in der See ſelbſt mit Hacken und Kratzgarnen, die zu jeder Tiefe reichen. Guichenot widmet ſich mit Glück der Fiſchjagd; unter ſeinen Funden werden namentlich ein kleiner ſchwarzer Krampfiſch und ein neuer Meerdrache aufgeführt. Der Zeichner Levaillant bildet alle Gegenſtände ſogleich in ihren natürlichen Farben ab, was von Werth iſt, da in Folge des ſtarken Farbenwechſels, den die Seethiere erleiden, die Unterſcheidung der Arten hinterher oft ſehr ſchwer wird.

Die Expedition hat beſonders viele Glieder aus der Familie der froſchartigen Thiere erobert. Umgekehrt, wie bei uns, iſt dort der regenreiche Winter die Jahreszeit, in der Kröten und Fröſche ihr Weſen treiben. Sie füllen dann mit ihrem Gewimmel die Waſſerpfützen, mit denen das Land bedeckt iſt; im Sommer, wo der Sonnenbrand Alles ausdorrt, verkriechen ſie ſich in die Ritzen des Bodens oder unter große Steine, während ſie bei uns die drei, vier kalteſten Monate im Schlamm verſchlafen. Enfantin, der ehemalige Vater der St. Simoniſten, da er zu Hauſe die femme libre nicht finden konnte, hat ſich in Afrika dem Reptilienfang ergeben und bereits eine prachtvolle Kröte und einen ſehr hübſchen Laubfroſch entdeckt. Letzterer ſchreit zwar gerade wie ein Rabe, ſonſt iſt er aber ein ſehr artiges Thier. Sperrt man ihrer mehrere in ein Glas, wo ſie ſich mit Fliegen erhalten laſſen, ſo ſieht man ſie langſam und gemeſſen umherwandeln, und jeden in anderem Farbenſpiel, hellgrün, kupferfarbig, nankingelb, aſchgrau, bräunlich, ſchwarz, dunkel chromgelb. Dieſe Thiere ſind ſo unterhaltend, daß ſie gewiß bald ein faſhionables Spielzeug werden, wie die Goldfiſche, oder an ihrer Statt.

Was der Expedition vorzüglich die Hände bindet, iſt der Umſtand, daß das Jagen in einem Lande, wo ein Schuß alles in Allarm bringt, ſtreng verboten iſt. Man konnte daher auch noch keiner Vögel habhaft werden, die wenigen abgerechnet, welche Levaillant mit dem Blaſerohr erlegt. Von Saugethieren hat man noch nichts zu Geſicht bekommen als das wilde Schwein, das Stachelſchwein, die Genette, eine nahe Verwandte der Zibethkatze, das Ichneumon, die geſtreiſte Ratze, den Chakal, die Hyäne, und einen Haſen mit ausnehmend langen Ohren. Bory erzählt, daß er mit Erſtaunen eine gezähmte Löwin als Wächterin einer Fleiſchbank geſehen, und eine Hyäne, mit welcher die franzöſiſchen Soldaten ſpielen, wie mit dem gutartigſten Schoosbund. — Die Commiſſion hat ſchon mehrere tauſend Inſekten geſammelt, worunter viele mit den prachtvollſten Farben.

Was die Agrikulturverhältniſſe betrifft, ſo wird bemerkt, daß die Vegetation am Meeresſtrande beginnt und ſich bis auf die hohen Gipfel des Sehel hinaufzieht, und daß ſich faſt überall die vorzüglichſte Dammerde findet. Während in den meiſten Landern ein Gürtel von Seegewächſen, welche die ſogenannten ſalzigten Wieſen bilden, zwiſchen dem Strand und dem bebauten Lande hinläuft, iſt in Algier Alles ertragsfähig. Der Fruchtboden iſt ſo mächtig und ausgezeichnet gut, daß Feld- und Gartenfrüchte an allen Flecken gedeihen, wohin nur die Meereswogen nicht reichen. Kaum daß ſparſame Agaveſtauden ſich zwiſchen die See und die Korn- und Tabaksfelder, Gärten und Wieſen drängen. Die Jujuben, Oliven und Platanen in Algier ſind ausgezeichnet ſchön. Der Mandelbaum und die weiße Pappel behalten ihre Blätter das ganze Jahr, wie bei uns die Stechpalme; viele Geſträuche bleiben immer grün, wie bei uns die Fichten. Der für die Kälte ſo empfindliche Ricinus, der in der Provence höchſtens zwei, drei Jahre aushält, wächst dort zum eigentlichen Baum, oft ſchenkeldick, fünfundzwanzig bis dreißig Fuß hoch, mit beſtändigen Blattern. Auch der Kaſtanienbaum kommt vor und der Maulbeerbaum gedeiht ſo vorzüglich, daß Bory de St. Vincent die Zeit kommen ſieht, wo hier die Seidenzucht einen unerhörten Aufſchwung nimmt und die Seide am Ende ſo wohlfeil wird wie die Baumwolle.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Revue der Nationalgarde.

Eine Revue der Nationalgarde bringt immer einen großen Theil der männlichen Bevölkerung von Paris in Bewegung, und da ſie nur ſelten ſtattfindet, weil die Regierung die Bürger nicht oft von ihren Geſchäften abzurufen wagt, ſo wird eine ſolche Revue zu einer Tagesbegebenheit, worüber die Zeitungen wohl- oder übelwollende Bemerkungen machen, je nachdem ſie für oder wider die Miniſter geſtimmt ſind. Und nicht allein die Pariſer Bevölkerung nimmt an den Revuen Antheil, ſondern auch die der umliegenden Dörfer und Städtchen, die freilich nur als eine Fortſetzung der großen Hauptſtadt anzuſehen ſind, da dort dieſelbe Lebensart, derſelbe Luxus herrſcht wie in Paris, und eigentliche Bauern faſt gar nicht mehr vorhanden ſind. Auch in der ganzen Umgegend ſind die Bewohner bewaffnet und gehören zur Pariſer Nationalgarde. Jedoch ſorgt man dafür, daß ſie nicht zu ſehr mit Wachedienſt beſchwert werden. Auch pflegen ſie nur in der Nacht auf ihren Dörfern die Wache zu beziehen; bloß wenn der Hof ſich zu Neuilly oder St. Cloud

Digitized by Google

aufhält, verſehen ſie auch dort abwechſelnd den Wachdienſt wie die Linientruppen. Die Revuen bedeuten übrigens hinſichtlich des militäriſchen Dienſtes wenig. Man verſammelt die Nationalgarde in der Gegend des Tuilerieengartens, ſtellt ſie dort auf, der König zieht mit einem zahlreichen Gefolge vorüber, ſtellt ſich neben die Siegesſäule des Vendomeplatzes, oder, wie das leztemal, neben den Obelisken auf dem Concordeplatze, und läßt die geſammte Nationalgarde vorüberziehen, womit denn freilich einige Stunden hingehen, ſo zahlreich iſt dieſe Bürgergarde. Dann werden die Fahnen der vierzehn Legionen wieder in die Mairieen gebracht, und die Bürger gehen ermüdet und beſtäubt wieder heim. Dafür, daß ſie ſich zur Revue bemüht haben, bekommen ſie am folgenden Tage ein belobendes Schreiben vom Kommandanten der Nationalgarde, dem auch ein Dankſagungsſchreiben des Königs angehängt zu werden pflegt. Da man jedoch nie ſtreng auf dem Erſcheinen der Bürger bei dieſer Muſterung beſteht, ſo pflegt ein Drittel, und zuweilen die Hälfte auszubleiben, und ſo bekommt man faſt nie die geſammte Nationalgarde zu ſehen. Was aber davon erſcheint, iſt ſehr glänzend, denn ſie iſt völlig militäriſch ausgerüſtet, und jede Legion hat ihr vollzähliges Muſikcorps. Die Maires pflegen in ihrer bürgerlichen Amtskleidung die Legionen zu begleiten, da ſie immer als die Vorgeſezten derſelben betrachtet werden, obſchon ſie kein Kommando führen. Auf ſtrenge Regelmäßigkeit bei den Märſchen und Schwenkungen wird von den Kommandanten, worunter ſich manche Militärs befinden, zwar beſtanden, aber meiſtens vergebens. Die Bürger laſſen ſich nicht wie Soldaten behandeln; es geht Alles ungezwungen und luſtig vor ſich. Die Pariſer ſind fröhliche Leute, welche aus Allem gern einen Scherz machen und dieſe Neigung auch unter den Waffen nicht ablegen. Man hat daher auch eine Menge von Karrikaturblättern über die Nationalgarde, wobei die Pariſer gleichſam ſich ſelbſt verſpotten. Wenn's Noth thut, ſo wiſſen ſie jedoch den erforderlichen Ernſt anzunehmen, und bei mehreren Aufläufen in den erſten Jahren der jezigen Regierung hat die Pariſer Nationalgarde bewieſen, daß es ihr nicht an Muth fehlt, der Gefahr zu trozen, und daß ſie ſich keineswegs ſcheut, Gebrauch von ihren Waffen zu machen, wenn's darauf ankommt, die muthwillig gefährdete Ruhe und Sicherheit wieder herzuſtellen. Allerdings ſind die Nationalgardiſten dabei zunächſt betheiligt: denn ein großer Theil der Bürgergarde beſteht aus den Kaufleuten, welche Läden in den Erdgeſchoßen der Häuſer haben und bei einer Empörung zuerſt Gefahr laufen, ausgeplündert zu werden, oder doch ihre Magazine ſchließen, folglich auf Handel und Abſaz verzichten müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Tod Friedrich Wilhelms III.

Kann etwas in Europa in dieſem Augenblick zur moraliſchen Stärkung des monarchiſchen Prinzips beitragen, ſo iſt es, wenn die Könige als Menſchen edel erſcheinen, wenn ſie in ihren Familien das Heiligthum der Sitte und Ordnung bewahren, welches ſie in ihren Völkern herzuſtellen die Aufgabe haben. Dieſe hat unſer dahingegangener Fürſt, ſo viel an einem Menſchen iſt, gelöst. Indem er den Nimbus der Majeſtät verſchmähte, was manche ihm verdachten, hat er mehr, als man glaubt, für das königliche Anſehen gewirkt, und nicht in Preußen allein. Er hat bewieſen, daß die edle Menſchlichkeit mehr Einfluß übt auf die Herzen und Geſinnungen eines deutſchen Volkes als der aus dem Orient geborgte Prunk der Majeſtät, der ſich nie recht vertrug mit dem germaniſchen Weſen. Wenn viele zweifelten, ob ein conſtitutionelles Königthum mit Preußens geſchichtlicher und örtlicher Stellung ſich vertrage, ſo zweifelten Andere, welche die Wohlthaten einer repräſentativen Verfaſſung wohl erkannten, nur aus dem Grunde daran, weil die Conſtitutionen wieder die alte Fiction der Majeſtas hervorhebend, dem Buchſtaben nach den Fürſten von ſeinem Volke trennen müſſen. Wir Preußen hielten uns für eine große Familie, und unſere Könige nicht aus anderm Stoff und Blut als wir ſind. Sie können irren und fehlen wie wir; dies ſtörte nicht unſere Achtung, es mehrte nur unſere Liebe. Das Bild von Friedrich Wilhelms Todenbette hatte dieſe unſere Fiction nur geſtärkt. Wir beweinen nicht einen König, einen theuern Familienvater; der König bleibt uns, denn der neue König iſt eins in Liebe und Geſinnung mit dem geſchiedenen. Dafür bürgt uns unſer Gefühl, und was wir von dem Sohne wiſſen, wie er am Sterbebette des Vaters ſtand.

Wer mag alle die rührenden Züge ſchon jezt berichten! Friedrich Wilhelms Leben kann erſt ſpäter geſchrieben werden; aber es iſt Pflicht, bei Zeiten die Blumen und Blätter zu ſammeln zu dem unverwelklichen Kranz der Humanität, der ſein Haupt in der Erinnerung für ewige Zeiten ſchmücken wird. Berlin iſt und war von jeher voll davon, und doch findet man nirgends etwas davon gedruckt. Es war eine eigenthümliche, keuſche Scheu des Königs, daß von ſeiner Perſon ſo wenig als möglich verlaute. Wie manche Mißdeutungen veranlaßte dies im Auslande, wo ſein edler Charakter viel zu wenig bekannt iſt! Nur einige dieſer Charakterzüge veröffentlicht, würden genügen, ein ganz anderes Licht über ihn zu verbreiten; aber, wie geſagt, dazu iſt noch nicht Zeit. Weiß man doch, bei dem Reichthum des Stoffes kaum, was man zuerſt aufgreifen ſoll, ob man nicht etwas Unerhebliches erhebt, wo dicht daneben des Ungewöhnlichen ſo viel liegt. Nur daran möchte ich hier vorläufig erinnern wie der König mit vollem Bewußtſeyn das Glück ſeiner lezten Jahre zu ſchäzen wußte. Als die Julirevolution und die polniſche Volkserhebung Europas Frieden auf's Neue zu zerſtören ſchien, weiß freilich die Geſchichte, daß Preußens König es war, der ihn erhielt. Aber man weiß nicht die rührenden Worte, die Friedrich Wilhelm im vertrauten Kreiſe ſprach: „Iſt es denn unvermeidlich, ſo haben wir wenigſtens kein Recht zu klagen; die Vorſehung hat uns ja einen fünfzehnjährigen Frieden geſchenkt. Das muß man mit Dank anerkennen." Und aus dem fünfzehnjährigen ward für ihn ein fünfundzwanzigjähriger. Und er ſchied mit der beſeligenden Ausſicht, daß dieſer Friede ſich immer mehr befeſtigte, und was ſein Geiſt gewirkt, noch lange ſegensreiche Früchte ſeinem Volke und der Welt tragen werde. — Ueber die Urſachen ſeines Todes wird es nicht an Variationen fehlen: zurückgetretene Grippe, Erkältungen, Unterleibszerſtörungen u. ſ. w. Das ſiebzigſte Jahr, nach einem Leben voll ſolcher Kämpfe, iſt ein ſo nahe liegender Grund. Darin nur ſcheinen die Stimmen der Unterrichteten einig, daß, wenn eine Autorität wie die Schönleins früher aufgetreten wäre, und entſchieden, dem monarchiſchen Willen gegenüber, auf Unterwerfung unter ſtrengeres ärztliches Regime gedrungen hätte, ſein Leben vielleicht noch auf einige Zeit uns erhalten worden wäre.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 9. Juli 1840.

Habitans de Strasbourg, les sympathies qui nous ont attirés parmi vous n'ont pu que s'accroître par le spectacle ravissant des fêtes dont nous avons été les heureux témoins.

Dupin aîné.

Das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

Baden=Baden, 30. Juni.

Wer von Badens Gäſten und Einwohnern irgend nur ſoviel Theilnahme oder auch Neugierde in ſich ſpürte, um darnach zu begehren, die Feier des Johannistages mitzubegehen, der hatte kaum eine andere Wahl, als nach der erſten Wiege des Wunderwerkes der Druckerei, nach dem altehrwürdigen Straßburg zu ziehen, deſſen Münſterthurm wir von unſern Bergen aus in duftiger Ferne erblicken, deſſen Bewohner ſeit Jahrhunderten unſern Vorfahren liebe Nachbarn und Freunde waren, wie ſie es uns noch ſind, und in deſſen alten Mauern das neue Standbild Gutenbergs noch unenthüllt ſtand, während die Statue zu Mainz ſchon vor drei Jahren an das Licht hervortrat, und die angekündigten Feſtlichkeiten in dem nahen Karlsruhe wohl Niemanden zu locken vermochten, den nicht etwa ſonſt dringende Geſchäfte nöthigten, jene troſtloſe Stadt aufzuſuchen, deren erſter Anblick allein ſchon den fremden Gaſt mit allen Schrecken der Langeweile durchſchauert. Karlsruhe ſieht ſchon viel zu neu aus, als daß ein Feſt begeiſternder Erinnerung aus alter Zeit dort ſich gut ausnehmen könnte; höchſtens daß ein blankes, wohlgepuztes, geſtriegeltes und geſchniegeltes ſoldatiſches Schaugepränge zu der nach der Schnur gezogenen Oertlichkeit paßt. So füllte ſich denn die Rheinſtraße ſchon am 23ſten mit zahlloſen Reiſenden, welche die vom Hagelſchlag des vorigen Abends grauſam verwüſteten Gefilde durchzogen, unter denen die reichen Hanffelder des ſogenannten „Hanauer Landes“ am meiſten gelitten hatten. Auf den Feldern mähten die Landleute mit raſcher Senſe die zerſchlagene unzeitige Ernte ab, um durch neuen Anbau dem verunglückten Sommer wenigſtens noch eine ſpärliche Hoffnung abzugewinnen, und ſie arbeiteten dabei ſo rüſtig und unverdroſſen, als ſchafften ſie ein noch ſo lohnendes Werk. Auch zu Straßburg ſelbſt hatte das Unwetter gar übel gehaust; in den Zimmern war es fein luftig, weil die Glaſer weder Hände noch Scheiben genug beſaßen, allen Schaden ſo ſchnell wieder herzuſtellen, und überdem hielt es ſchwer, eine paſſende Unterkunft zu finden, doch nicht etwa deßhalb, weil es an hinlänglichem Raum gefehlt hätte, ſondern nur, weil eine ſanguiniſche Berechnung die Zahl der zu erwartenden Gäſte um das Zehnfache zu hoch angeſchlagen hatte.

Am frühen Morgen des Johannistages wehten von der Höhe des Münſterthurms, von Firſten und Giebeln, an allen Fenſtern, von den Maſten und Stengen der Illſchiffe dreifarbige Flaggen und Wimpel, wodurch die Stadt ein überaus feſtliches und fröhliches Anſehen gewann, und um zehn Uhr ertönte in den Hallen des

Digitized by Google

Domes das vom Biſchof angeordnete Te Deum, dem eine große Menſchenmenge beiwohnte, obſchon ſonderbarerweiſe die kirchliche Feierlichkeit nicht im Feſtprogramm mit inbegriffen war und der Feſtzug als ſolcher dieſelbe durchaus „ignorirte;" wie überhaupt der Geiſt, „welcher verneint," bei der Anordnung der Feier den Vorſitz geführt zu haben ſchien, denn von allen Reden und Andeutungen, welche von den Führern ausgingen, war keine, in welcher nicht die Beziehung der Preſſe zu dem zerſtörenden Element vorgewaltet hätte.

Umgeben von den Kugelakazien, an deren jeder eine Stange mit einem Wimpel emporragte, ſtand inmitten des Gärtnermarktes, geheimnißvoll in einen weißen Mantel mit rothem Ueberwurf verhüllt, die Bildſäule; alle Fenſter der mit Flaggen und Blumengewinden gezierten Häuſer, die von Holz gezimmerte Eſtrade und der ganze Raum, welchen der von Soldaten gezogene Kreis frei ließ, waren dicht mit Zuſchauern beſezt, welche ſich von dem um Mittag eintretenden Regen und Hagelſchauer nicht ſcheuchen ließen und eifrig den weißgekleideten Druckern zuſahen, die vor ihren Augen die Lettern goſſen, mit denen auf der Stelle das Feſtlied geſezt und von einer ohne Unterlaß arbeitenden Preſſe zu des Denkmals Füßen abgedruckt ward, während flinke Lehrlinge fertige Abdrücke und ein friſchgegoſſenes G unter die Maſſe vertheilten. Gegen ein Uhr endlich ließ ſich Muſik vernehmen, die, aus den Banden von vier Regimentern zuſammengeſezt, vollſtimmig genug dem Zuge vorantrat, der mit wehenden Bannern einherſchritt. Die alte Stadtfahne von Straßburg, auf der die Gnadenmutter mit dem Kinde ſegnend die Hände ausſtreckt, ward mit Beifallsklatſchen empfangen. Die Typographen prangten mit dem Wappen, das ihrer Innung Kaiſer Friedrich im Jahr 1470 verliehen: den Adler im Schild für die Setzer, den geflügelten Greif mit den Druckerballen auf dem offenen Helm für die Drucker. Eine andere Fahne zeigte Gutenbergs Hauswappen, den Schild der Gensfleiſch: auf Roth einen Wanderer, Stab und Schale von Gold in den Händen, das Gewand mit der hinten herabhängenden ſpitzen Capuze ebenfalls von Gold und mit Hermelin ausgeſchlagen. Die Abgeſandten von Paris, der elſäſſiſchen und anderer Städte erſchienen auch mit ihren alten Wappen, während viele andere Fahnen, mit Inſchriften und Wahrzeichen geziert, den neuern Urſprung durch Auslaſſung alles heraldiſchen Schmuckes bethätigten. Die Banner wurden aufgepflanzt, *franzöſiſche* Reden — gehalten? nein, nur abgeleſen, und während der erſten von ihnen unter dem üblichen Lärm das Bild enthüllt.

(Fortſetzung folgt.)

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

Ein neues Land weckte neue Gefühle. Im erſten Jahre blieb die Liebe zu ſeiner Heimath unüberwältigt; er fühlte und ſprach für das Land ſeiner Geburt. Aber er war in fremde Dienſte getreten, und die raſchen Wechſel einer bewegten Zeit verdrängten die Erinnerung an Erin, an ſeine Mutter, an ſeine einſt heiß geliebte Moona, an das Pfand ihrer Zärtlichkeit. Erſt wünſchte er, daß das Kind leben möchte, ſeinem Alter Troſt und Stütze zu ſeyn; wie dann ſein Wohlſtand wuchs, dachte er nicht länger an das kommende Alter, und endlich war er feſt überzeugt, daß ohne mütterliche Pflege das Kind geſtorben ſeyn müſſe. Mehr Jahre rollten vorüber und machten den Wohlhabenden reich, und gleich allen ſeiner Art, deren Stärke und Schönheit weniger des Geiſtes als des Körpers iſt, wurde O'Dwyer vom Glück verzogen. Wie ſtolz würde Margaret geweſen ſeyn, in ihm den tapfern, hochgeſtellten Krieger, und wie traurig würde es ſie geſtimmt haben, in ihm nichts von jener Liebe und Anhänglichkeit zu erblicken, für welche ein wahrhaft iriſches Herz den lezten Blutstropfen vergießt! Während der verhängnißvollen Ereigniſſe des Jahres 1798 las er in ungeſchwächter Sympathie für ſein Heimathland alle Irland beſprechenden Artikel, und hätte gern Theil genommen an den Kämpfen in ſeinen heimathlichen Bergen, wie er es einſt ſich und andern geſchworen; aber das Land, dem er jezt angehörte, wollte den Kämpfen fremd bleiben. Er war um die Zeit, da Margaret nach England kam, in London geweſen und am Morgen des Tages, wo ſie ihn aufgeſucht, ſchleunigſt abgereiſt, aus Gründen, die Irland fern lagen und mit gegenwärtiger Erzählung nichts gemein haben.

Bald nach Evelyns völliger Herſtellung eröffnete der Augenarzt eines Tags Margaret den Wunſch einer Dame, ihren Pflegling unter Bedingungen, die ſie von ihr ſelbſt erfahren ſolle, an Kindesſtatt anzunehmen, und zur beſtimmten Stunde fand ſich Margaret mit Evelyn im Hauſe der Dame ein, die ſie früher mehrere Male im Vorzimmer des Arztes geſehen. Evelyn wurde entfernt und Margaret erzählte die einfache Geſchichte ihres Lebens. Die Dame war Wittwe und hatte ihre zwei Kinder durch den Tod verloren. Sie ſehnte ſich, den Verluſt einigermaßen durch ein fremdes Kind zu erſetzen, hatte hiezu Evelyn erſehen, ſprach nicht ohne Betonung von den *vielen* Wohlthaten, die ſie ihr erzeigen werde, und fuhr dann fort: „Wenn ich nun aber das Mädchen an Kindesſtatt annehme und Euch dadurch aller weitern Fürſorge überhebe, ſo halte ich es auch für das Beſte, daß

Digitized by Google

Ihr Euch ganz von dem Mädchen trennt. Euer Anblick würde ſie immer wieder an Früheres erinnern, das ſie nach und nach vergeſſen muß.“

Margaret ſchlug zitternd die Augen nieder. Noch hatte ſie nicht an die Möglichkeit gedacht, von Evelyn getrennt zu werden. Miſtreß Langham benutzte das Schweigen, ſich über die Vortheile zu verbreiten, welche die Trennung für ſie Alle haben würde. Da erhob endlich Margaret die Augen, ließ ſie feſt auf der Dame *ruhen* und ſagte mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit, aber tief bewegt: „Alſo Trennung, meinen Sie?“ — „Ich meine, liebe Frau,“ antwortete Miſtreß Langham, „daß ich die Abſicht habe, das Mädchen zu den Gefühlen und Sitten einer Dame zu erziehen.“ — „Und ich wünſchte,“ rief Margaret, „daß der Allmächtige Ihnen die Kraft verliehe, in das Herz des geſegneten Kindes zu ſchauen und in ihrer innerſten Seele das Ehrgefühl und den Stolz zu leſen, die einer Dame geziemen. Ich habe ſie in meinen Armen gehabt, ehe ſie vier-und-zwanzig Stunden alt war, ein weinender Säugling in einem weinenden Lande. Ich gelobte ihrem Vater, ſie zu beſchützen, und ihm und Gott habe ich meinen Schwur gehalten. Ich habe über ihr gewacht, ſtatt meiner eigenen ſchweren Sündenlaſt mich zu entledigen, habe ich für ſie gebetet, die keine Sünde kannte, und damit ſie den Engeln gleich wäre an Reinheit des Herzens und des Körpers, habe ich alle Kenntniß des Böſen von ihr *entfernt*. Als ich eine Möglichkeit ſah, ihr das köſtliche Augenlicht zurückzugeben, verließ ich Haus und Hof, Bruder und Verwandte, und ging in ein fremdes Land. Ich habe ſie geliebt und habe ſie geehrt, habe mich nie zu ihres Gleichen gemacht, bin immer ihre Magd geweſen. Und nun ſoll ich ſie verlaſſen?“

Vergebens bekämpfte Miſtreß Langham die Sprache der Natur mit Gründen des Vorurtheils. Die treue Magd war dem Kinde Vater, Mutter, Heimath, Vaterland, All und Eins geweſen, und achtete es gleichwohl für ihre Schuldigkeit, ihm ſklaviſch zu dienen bis an das Ende ihres Lebens. „Ich bin nicht blind gegen das Gute, das Sie ihr thun wollen,“ ſagte ſie, „und mag ihr auch nicht im Lichte ſtehen; ſie mag bei Ihnen wohnen, mag ihr Kind ſeyn, mit Leib und Seele Ihnen angehören. Ich habe nie erwartet, daß ſie mit gleicher Liebe an mir hängen ſollte, wenn ſie zu ihres Gleichen käme; ich will ihr und Niemand eine Laſt ſeyn, will nach wie vor mein Brod verdienen. Aber mir zu ſagen, daß nicht ich ſie ihrem Vater zurückgeben, daß ich ſie ſogar des Sonntags nicht ſehen, mich nicht mehr ihrer Augen freuen und nie wieder die Stimme hören ſoll, die ſeit Jahren allein meinem Herzen Muſik geweſen —“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Tod Friedrich Wilhelms III.

Das in der brandenburgiſchen Geſchichte verhängnißvolle Jahr 40 hat einen neuen Stempel erhalten. Wenn wieder ein Jahrhundert verfloſſen, wie werden unſere Enkel und Urenkel, und wie der Fürſt, der alsdann, lebensfriſch oder lebensmüde, auf dem Throne ſizt, dem Jahr 1940 entgegen blicken! Oder wird der Aberglaube todt ſeyn? Wo nicht, welche geſpenſterhafte Kraft muß er alsdann auf die Gemüther üben! Wäre es da nun nicht Pflicht, eine speciell patriotiſche Aufgabe, unſer und der kommenden Geſchlechter, was an ihnen iſt, den Geiſt zu ſtählen, daß dieſe Spukgeiſter machtlos werden? Gewiß, unſer vom tief religiöſen Gefühl durchdrungener König war auf den Tod vorbereitet; was man jezt von ſeinen lezten Aeußerungen, von dem Abſchied von ſeiner Familie, von ſeinem Teſtamente weiß, er ſah als Mann und Chriſt feſt und ruhig ſeiner Auflöſung entgegen. Wer aber leugnet, daß dieſer unheimliche Geiſt dennoch in den Fieberträumen des Kranken ſpukte? Die Aufmerkſamkeit, die wir der Lüge ſchenken, gibt der Lüge oft die Kraft der Wahrheit. Es ziemt nicht, die thörigten Prophezeihungen von gewiſſen Schickſalstagen zu wiederholen. Glücklicherweiſe ſind dieſe wenigſtens vorübergegangen und haben die Thorheit den Thörigten vor's Auge geführt. Die Vorſehung wollte nicht, daß der ſiebenzigjährige Fürſt noch ſieben Monate lebte, ſeine Kräfte hatten ja ſchon über Erwartung ſich erhalten; aber nur ſieben Monat früher oder ſpäter, und auch das fataliſtiſche Jahr hätte gefehlt.

Die Politik iſt noch — und es iſt, indem ich dieſe Zeile anfange, ſchon eine Woche ſeit dem Tode verfloſſen — ſtumm. Dieſes allgemeine Trauergefühl, das keine andern Gedanken, wie nahe ſie auch liegen, aufkommen läßt, ſpricht am beredteſten. Daß Alles ſchwarz und weiß einhergeht, iſt das wenigſte; Mode und Eitelkeit thun dazu das ihrige. Aber es iſt eine andere Trauer und Niedergedrücktheit im Volke. Keine Furcht vor dem Kommenden. Im Weſentlichen wird Alles wahrſcheinlich bleiben, wie es iſt; manche Regungen, bisher zu ängſtlich zurückgehalten, werden ſich auch vielleicht freier bewegen können. Alſo die Ausſicht iſt eher zum Guten. Aber die 42jährige Regierung, an eine Perſönlichkeit geknüpft, an eine edle, humane Perſönlichkeit, iſt uns Altpreußen in Fleiſch und Blut übergegangen. So vieles, was iſt, können wir uns nicht ohne den König, ohne dieſen König denken. So ſelten er öffentlich auftrat, er ſchien uns doch bei Allem gegenwärtig, Alles hatte Bezug auf ihn. Wir wiſſen noch nicht, wie ſich das löſen, anders geſtalten wird. Unwillkürlich ſprechen wir noch immer: „der König“ von dem, der nicht mehr iſt, und wenn wir vom gegenwärtigen reden, entfährt uns der Ausdruck: „der Kronprinz.“ Das dürfte noch lange dauern. Die heilige, tiefe Trauer der königlichen Familie, und namentlich ihres jezigen Hauptes und der edlen Königin, wirkt auf uns Alle mit. Wir wiſſen Alle, ſie iſt ſo ernſt und tief, daß, was uns davon zur Kenntniß kommt, nur ein ſchwaches Symbol der Herzensgefühle iſt, welche die königliche Familie erſchüttern. Ja man muß wünſchen, daß die hohen Häupter ſich nicht zu ſehr einem Schmerze hingeben, der für ſie und das Land von neuen traurigen Folgen ſeyn könnte. Was aber auch

komme, was auch Preußen unter der neuen Regierung beſchieden iſt, das iſt die Ausbeute dieſer traurigen Tage: in unſerm Herrſcherhauſe lebt noch eine tiefe Gemüthswelt, und der neue König hat ſich als Menſch ſo warm und edel gezeigt, daß wir auch von dem Regenten nur edle Regungen zu erwarten berechtigt ſind. — Ich übergehe das feierliche doppelte Leichenbegräbniß. Was Ceremonie war, iſt ja tauſendfach zu leſen. Dieſe Fahnen, Katafalke, brennenden Kerzen, dieſe Reichsinſignien, getragen von den höchſten Würdenträgern, wie verſchwanden ſie gegen das allgemeine Gefühl der Trauer! Manche hätten ſich verſucht gefühlt, dieſe alterthümlichen Schauſtellungen als fremd dem preußiſchen Geiſt und Weſen zu betrachten, aber der Gedanke kam nicht auf über der Empfindung, die Alle belebte. Wie der König und die Königin niederſanken am Sarge, ihn küßten, ſich in die Arme ſchloſſen, wie da zulezt alle Form und Ordnung aufhörte unter dem allmächtigen Schmerz und Mitgefühl, das war die echte, höchſte Todtenfeier eines geliebten, ſeltenen Königs. Der nächtliche Zug der Leiche nach Charlottenburg ſollte in aller Stille vor ſich gehen; aber das Volk ließ ſich nicht zurückdrängen. In endloſen Maſſen ſtrömte es mit und beſezte den Wald; über das Feld hinaus, durch Charlottenburg, bis an die Pforten des königlichen Gartens eine lautloſe Menſchenmaſſe, die ſich nicht trennen wollte von dem, der länger regiert als die Meiſten Lebensjahre zählten. Erſt dort wurde das freiwillige Gefolge zurückgewieſen, die Thore ſchloſſen ſich, um die königliche Leiche an dem Orte aufzunehmen, wo ſie, an der Seite der vorausgegangenen Gattin, ihre lezte irdiſche Ruheſtätte gefunden.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Die republikaniſche Partei. Luxus im Boutikenweſen.

Die Ladenbeſitzer wiſſen aus Erfahrung, daß jede politiſche Unruhe ſogleich eine Störung im Handelsverkehr hervorbringt; von ihnen gehen daher ſicher die Unruhen nicht aus, und wenn ſie an der Julirevolution Theil nahmen, ſo kam es nur daher, weil die Reſtaurationsregierung ſich ſo unklug benommen hatte, daß Jedermann von der Nothwendigkeit einer Staatsumwälzung feſt überzeugt war, und ſich darnach ſehnte, um deſto eher wieder zu einem Zuſtande der Ruhe und Eintracht zu kommen. Die ſogenannte radikale Partei, die man auch die republikaniſche nennt, zählt daher auch wenig Boutiquiers unter ihren Mitgliedern; dieſe beſtehen aus Fabrikarbeitern, welche noch keine eigene Niederlaſſung haben, aus Studenten und aus einer Handvoll Gebildeter, welche einmal die Ueberzeugung hegen, die republikaniſche Regierungsform ſey die beſte. Dieſe Partei war es, welche neulich dem allſeitig rührigen Arago öffentlich dafür dankte, daß er in der Deputirtenkammer ſich für Erweiterung des Wahlrechts kräftig ausgeſprochen. Eben dieſe Partei nahm an dem Gaſtmahle Theil, welches neulich Arago und Lafitte gegeben wurde und zu mehreren Reden Anlaß gab, welche ſich über die Nothwendigkeit einer Reform der Deputirtenwahlen verbreiteten. Die vornehm thuenden miniſteriellen Blätter nehmen von ſolchen Aeußerungen keine Notiz; indeſſen wird die Regierung ſie wohl im Stillen erwägen. Gefährlich ſind ſolche Vereine nicht, ſo lange die Mehrzahl der Bürger nicht mit einſtimmt, und dazu hat es vor der Hand gar keinen Anſchein. Der Pariſer hat ſtarke Ausgaben, in den bevölkertſten Stadttheilen, beſonders auf und neben den Boulevards iſt die Miethe der Läden ſehr theuer, und ſie müſſen, wenn man Aufſehen erregen, die elegante und reiche Welt herbeiziehen und viel abſetzen will, mit beſonderer Eleganz und ſogar Pracht ausgeſtattet werden: fünf Schuh hohe Spiegelgläſer als Fenſterſcheiben mit vergoldeten Einfaſſungen, bemalte Decken der Säle, überall Vergoldung und Malerei, und dann die koſtbaren Waaren, welche in Menge zur Schau liegen müſſen, damit der Käufer eine reiche Auswahl habe. Die Beleuchtung, die Aufwartung, alles dieſes erfordert ſehr bedeutende Auslagen, welche nur durch einen ſchnellen und ſtarken Abſatz gedeckt werden können. Die Pracht der Magazine nimmt beſtändig zu; manche Fürſtenſäle ſind nicht prächtiger geſchmückt, als die ſchönen Magazine der Straßen Vivienne und Richelieu. In lezterer hat ein Bäcker einen Laden, welcher mit koſtbar gepolſterten Sophas verſehen iſt, und deſſen getäfelte Wände Abends bei einer blendenden Beleuchtung von Gold blitzen. Sonſt gehören die Bäcker eben nicht zu denjenigen Handtierungen, welche ſich in Paris durch die Eleganz ihrer Boutiken auszeichnen. Im Gegentheil ſtehen ſie hinter vielen andern Profeſſionen in dieſer Hinſicht zurück. Die meiſten haben dunkle und ſchlecht eingerichtete Läden, welche mit einem einzigen, ſtark vergitterten Fenſter verſehen ſind, weil es eine Zeit gab, da die Bäcker der Verzweiflung des hungernden Volks ausgeſezt waren, und ſich daher in ihren Läden, wie in einer Burg verſchanzen mußten. So etwas haben ſie jezt nicht mehr zu befürchten, und die neu angelegten Bäckerläden bekommen daher auch große Fenſter mit einem einzigen Glaſe, hinter welchen die Produkte der Bäckerei zu ſchauen ſind. Am weiteſten zurück ſtehen die Kohlenhändler, welche meiſtens Auvergnaten ſind. Die Läden derſelben ſehen wie ſchwarze Höhlen aus, aber man findet ſie auch nicht mehr in den Hauptſtraßen, wo es zu theuer für ſie iſt, deſto häufiger in den Nebenſtraßen und Gäßchen, deren Häßlichkeit ſie noch vermehren. Prachtvoll ſind die Läden der Juweliere, Putzmacherinnen, Bronzehändler, Uhrmacher und der ſogenannten marchands de nouveautés, welche neue Stoffe zu Damenkleidern in bewundernswürdiger Mannigfaltigkeit auslegen, bei denen alle Produkte des Lyoner, Mülhauſer und Tararer Gewerbfleißes zu haben ſind. Hundert verſchiedene Zeuge mit eben ſo vielen Deſſins ſtehen hier, wie Bücher gefaltet, aneinander gereiht, oder liegen unter den ungeheuren Fenſterſcheiben ausgebreitet. Die mannigfaltigſten Bildungen in Bronze mit und ohne Vergoldung ziehen in den Läden der Bronzehändler die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich und machen Anſpruch auf Kunſtwerth. In den Reſtaurans und Kaffeehäuſern iſt es nicht mehr mit guter Bewirthung gethan, ſondern Vergoldungen und Spiegel und Marmor müſſen hier wie in einem Pallaſte verſchwenderiſch angebracht ſeyn, und auch die Malerei darf nicht ausbleiben. Gasbeleuchtung mit Kronleuchtern verſteht ſich von ſelbſt, und zu Gefäſſen dient nur das feinſte Porzellan, das ſchönſte Kryſtallglas. Nur das alte Café de Foy im Palais royal läßt ſich vom Taumel ſeiner Nachbarn nicht hinreißen, ſondern bleibt ſeiner alten Simplicität getreu, welche ſich in den friſchen, ſchimmernden Umgebungen beinahe wie Schmutz und Schwärze ausnimmt. Und dennoch iſt es in dieſem Kaffeehauſe meiſtens voll.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 10. Juli 1840.

— The long day's task is done,
And we must sleep.

Shakespeare.

Der alte Grenadier

bei der Statue des Generals Kleber zu Straßburg. *

Was weinſt du alter Grenadier
Vorbei an dieſem Bilde?
Erweckt es alte Schmerzen dir
Von heißem Schlachtgefilde?

„Kein Bild aus Schlachten weckt mir auf
Das Bild vom großen Kleber;
Doch heut iſt mir's, als ſteh' er auf,
Und heut iſt mir's, als leb' er.

Das Herz wird mir noch einmal weich,
Eh mir der Tod erſcheinet:
Dreimal war ich bei ſeiner Leich'
Und hab' um ihn geweinet.

Zu Kairo, wo man einſt begrub
Des Tapfern Eingeweide,
War ich noch ein Soldatenbub
Und trommelte zum Leide.

In Frankreichs Erde grub ich ein
Als Mann die theuren Reſte,
Im Münſter ſchoß in's Grab hinein
Ich beim Begräbnißfeſte.

Doch heute hab' ich ſalutirt
Vor'm auferſtandnen Kleber;
Noch einmal hat's mein Herz gerührt.
Und heut' iſt mir's, als leb' er."

So ſpricht er matt und zieht vorbei,
Der Tod hat drob Erbarmen:
Kaum gehen um der Tage drei,
Liegt er in ſeinen Armen.

Nic. Müller.

* ſ. Schwäb. Merkur 1840, Nr. 180 u. 185.

Die treue Magd.

(Fortſetzung.)

Die treue Magd konnte nicht weiter ſprechen; ſie wendete ihr Geſicht weg und weinte. Auch Miſtreß Langham empfand mehr, als ſie ſich geſtehen mochte. „Ich habe nur für mich geredet," ſagte Margaret endlich; „Evelyn mag desgleichen für ſich thun." Miſtreß Langham

Digitized by Google

klingelte und befahl, Miß Evelyn einzulaſſen. Sie kam, und mit einem Gemiſch von Freude und Schmerz ſagte Margaret: „Evelyn — Miß Evelyn, kennſt du die gute Dame, die oft mit dir geſprochen hat?“ — „Ich kenne ſie,“ flüſterte Evelyn. — „Und könnteſt du ſie wohl lieben?“ — „Ich glaube — o ja, ich kann's.“ — „Vielleicht ihr eben ſo gut ſeyn wie mir?“ — Schweigend ſchlang das Kind ſeine Arme um Margarets Nacken. — „Es wenigſtens verſuchen? Sie iſt eine gute Dame, und ganz eine Dame.“ — „Das bin ich auch,“ verſetzte die kleine O'Dwyer. — „Die Dame iſt ſehr freundlich und ſehr gut,“ fuhr Margaret fort; „ſie will dich wie ihr eigenes Kind halten, will dich Muſik lehren und wie du dich zu benehmen haſt, und du ſollſt in dieſem ſchönen Zimmer wohnen und in einer Kutſche fahren.“ — „In dieſem Zimmer wohnen, und in einer Kutſche fahren, und auf dem Clavier ſpielen!“ rief Evelyn, „o das iſt ſchön! wie glücklich werden wir ſeyn!“ — „Nicht wir,“ unterbrach Margaret, „ſondern du.“ — „Und warum du nicht? Möchteſt du es nicht?“ — „Du ſollſt mich verlaſſen, ſollſt mich nicht wieder ſehen, ſollſt ohne mich hier bleiben.“ — „Ohne dich hier bleiben?“ wiederholte das Kind, erfaßte mit beiden Händen Margarets Rechte, zog ſie nach der Thür und ſagte: „Dann laß uns gehen, dann iſt dies ein häßlicher Ort.“

Dieſer deutlichen Erklärung ungeachtet, trennte ſich Margaret von ihrer Pflegetochter, die ſie durch langes Zureden vermochte, das ihr gebotene Glück nicht abzuweiſen. „Ich bin es ihrem Stande und ihrer Zukunft ſchuldig,“ ſagte ſie und kehrte weinend aber zufriedenen Herzens zu ihrer Arbeit zurück. Da erhielt ſie einen Brief aus Irland; er war vom Geiſtlichen des Kirchſpiels und lautete im Weſentlichen folgendermaßen: „In Tullygarrett ſieht es traurig aus. Euer Bruder, arme Frau, und ſeine Mädchen ſind nicht mehr hier. Er wurde mit Andern eingezogen, und als ſie wieder frei waren, machten ſie zuſammen, was ſie konnten, und gingen in die neue Welt. So gibt es auf unſern Bergen nicht einen Schatten mehr von einem Theil. Wir haben Nachricht, daß ſie geſund und glücklich gelandet ſind, wofür wir Gott den Allmächtigen preiſen. Aber das Kirchſpiel iſt nun einſam ohne die, die ich getauft und deren Arme, wie ich hoffte, ihren alten Pfarrer zur Grube tragen ſollten. Das Lezte, was er zu mir ſagte, war: Vater Mullins, wenn Ihr Gelegenheit habt, ſo ſagt meiner Schweſter Margaret, daß ſie und das Glück uns zugleich verlaſſen; ſagt ihr aber, daß mein Gebet und mein Segen mit ihr und Miß Evelyn ſind, Tag und Nacht. Unſere Väter dienten ſeit länger als dreihundert Jahren den Herren des Bodens, den natürlichen Erben, den großen O'Dwyers, und ſo hat ſie ihre Pflicht gethan, als ſie das Beſte that für das Kind des armen Maſter Garrett. Es fiel mir ſchwer, mich von meiner Schweſter zu trennen, von der Frau, die Herz und Kopf hatte; aber ſie that ihre Schuldigkeit. Ihr ſollt bald von mir hören, Vater Mullins, ſagte er, und wenn Evelyn nicht ſehen lernt, ſo muß es mir ſehr ſchlecht gehen, wenn ich ſie nicht zu mir hole und ich und die Meinigen nicht ſtolz ſeyn ſollen, ihr zu dienen, wie es den Dienern ihrer Familie gebührt.“

So ſchmerzlich dieſer Brief die arme Margaret berührte, ſo beruhigte er ſie doch auch. Nun ſchwieg das Verlangen nach den Ihrigen und nach ihrer Heimath; nun durfte ſie in Evelyns Nähe bleiben, ohne dadurch die Pflichten gegen ihren Bruder und deſſen Kinder zu verletzen. Durch Fleiß und Sparſamkeit erübrigte ſie einen Penny nach dem andern, und als ſie es endlich zu vermögen glaubte, miethete ſie eine Stube in einem kleinen Hauſe unmittelbar neben der alten, ſtattlichen Wohnung der Miſtreß Langham, an der Ecke von Cheyne Walk, Chelſea, unweit der Themſe, und legte einen Gemüſehandel an. Und während die hundert Dinge, die ein Londoner Gemüſehändler verkauft, zierlich geordnet am Fenſter lagen und hingen, ließ Margaret, immer rüſtig, immer reinlich, die Hände nicht ruhen, und verrichtete jede Handarbeit, die ihr gebracht wurde. Der ſchönſte Lohn ihres Fleißes war Evelyns Nähe. Konnte ſie doch den Liebling an Miſtreß Langhams Seite unter den alten Bäumen luſtwandeln ſehen, und ging doch Evelyn nie bei ihr vorüber, ohne einen Augenblick einzutreten, die Arme um ihren Nacken zu legen, ihr bald dies, bald jenes zuzuflüſtern, das, wie ſie glaubte, ihr Freude mache. Auch durfte Margaret Sonntag Nachmittags Evelyn beſuchen, ſie in den Garten begleiten und mit ihr von ihrem lieben Irland plaudern.

Auf ſolche Weiſe kam das Jahr 1802, mit ihm der gebrechliche Friede von Amiens, und faſt von dem Tage an, wo die Fremden nach England und die Engländer nach dem Continente ſtrömten, wurde Margaret eine andere Perſon. Sie verwechſelte Äpfel mit Birnen, verlernte den Unterſchied zwiſchen alten und friſchen Eiern, las Zeitungen, ſtatt zu waſchen, war öfter vor den Hotels in Bondſtreet als auf dem Coventgardener Gemüſemarkte, und gab ihren Kunden mehrfache Urſache, ſie im Uebergange zur Geiſteszerrüttung zu glauben. Ihr ganzes Daſeyn verſchmolz im einzigen Gedanken, daß Maſter Garrett nach England kommen werde. Nachts hörte ſie ſeine Stimme, hörte ihn rufen: Margaret, wo iſt mein Kind? und am Tage trieb die Unruhe ſie durch alle Straßen, ſuchte ihn ihr Auge in jedem Wagen. Und obwohl ſie ihn nimmer fand, er nimmer kam und jeden Abend die Verzweiflung ihr das Herz erdrückte, doch ſtand ſie jeden Morgen mit neuer Hoffnung auf.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Fortſetzung.)

Der Eindruck dieſer Enthüllung war überraſchend, aber ſchnell vorübergehend, denn ſchon der erſte Blick brachte eine ſchmerzliche Enttäuſchung. Ich hatte mir am frühen Morgen auf dem Waffenplatz Klebers Standbild betrachtet, das herrliche und gediegene Werk eines jungen Straßburgers, deſſen Namen mir entfallen; ich hatte Friedrichs Werkſtätte betreten und dort Entwürfe zu einer Statue Gutenbergs erblickt, in denen der echte Geiſt lebt, durch deſſen Hauch der Künſtler die Verwandtſchaft mit ſeinem Meiſter Thorwaldſen ſo ſchön bethätigt, und dachte nun in meinem Sinn, wie überwiegend groß, herrlich und gediegen erſt das Werk jenes David von Angers ſeyn müſſe, daß es durch die Allgewalt des Genius den Preis vor ſo begabten Mitbewerbern davonzutragen vermocht! — Doch wahrlich, es war nichts weniger als der Genius, der hier geſiegt, und der Triumph des wälſchen Meiſters bringt dem Urtheil derer, welche ihm den Kranz zuerkannt, nicht die größte Ehre. Zwar iſt, an und für ſich betrachtet, Davids Gutenberg eine ganz ſchöne Schöpfung, und die auf ihn gefallene Wahl würde kaum einen Vorwurf verdienen, wenn nicht etwas noch Schöneres und Vollendeteres zu haben geweſen wäre; aber das Beſſere war zu erlangen und lag überdem ſo nahe. Und wäre es, ſelbſt bei nur gleichen Anſprüchen, nicht recht und billig geweſen, der Heimath ihr Vorrecht nicht zu entziehen und den deutſchen Ruhm durch ein deutſches Meiſterwerk zu feiern? Das iſt aber der uralte Fluch, der auf den Söhnen der deutſchen Zunge laſtet, daß ihnen vor Allem das Fremde wohlgefällig, und ſelbſt die ſteifen Republikaner von Straßburg ſind davon nicht frei. — Abgeſehen jedoch von dieſen Betrachtungen über das Ungenügende des Denkmals ſelbſt, war die Feier der Enthüllung würdig und herzerhebend; welche Notabilitäten ihr beigewohnt, haben Sie in den Zeitungen geleſen; ich für mein Theil bemerkte Dupin d. ä. und Blanqui unter all den Uniformen, Bändern und Orden.

Den Abend verſchönte ein Concert, in welchem Nanette Zerr aus Baden, dieſer erſt kürzlich, aber glänzend am Theaterhimmel aufgegangene Stern erſter Größe einen neuen Triumph feierte, der ihr übrigens von Seiten der Mitwirkenden nicht ſtreitig, ſogar nicht einmal ſchwer gemacht ward. — Die fröhliche Waſſerfahrt der „Geſellen der ſchwarzen Kunſt“ nach dem ehemaligen Kloſter Sanct-Arbogaſt, in deſſen Mauern Gutenberg den erſten Gedanken zu ſeiner Erfindung gefaßt haben ſoll, ſah ich nur von weitem; luſtig ſchwammen die Schifflein auf der Ill dahin und trugen die Pilger zum Ziel der frommen Fahrt, wo ſie im Andenken an den Mann, in welchem ſich ein großer und zur Reife gediehener Gedanke ſeines Jahrhunderts einſt verkörpert, fröhliche Stunden verlebten, zu derſelben Friſt, da ein Gaſtmahl bei Herr Schützenberger, dem Maire von Straßburg, die verſchiedenen Feſtgeſandtſchaften vereinte.— Der Glanzpunkt des feſtlichen Tages war die Erleuchtung der Stadt und des obern Theils des Münſterthurms, welche Wind und Wetter zwar lückenhaft erſcheinen ließen, aber doch in ihrem Geſammteindruck, im Ganzen ihrer Wirkung, nicht ſehr beeinträchtigten. Das Haupt der Bildſäule ſchmückte ein Sternenkranz von leuchtenden Gasflammen, und bei jedem Viertelſtundenſchlag gingen unter dem Schall lauter Muſik rings umher bengaliſche Feuer auf, deren zauberiſche Beleuchtung das Denkmal und ſeine Umgebung wunderbar verklärte. Auf allen Plätzen, in allen Straßen wogte ein fröhliches Menſchengedränge und beging den Namenstag Gutenbergs, der vor vierhundert Jahren vielleicht zu derſelben Stunde einſam, unbekannt und arm — auch ein Johannes in der Wüſte — dieſelben Gaſſen durchirrt, vergebens nach einem Freund, nach einem Genoſſen ſich ſehnend, von ſchweren Sorgen niedergebeugt, und nach Troſt emporblickend zu Erwins Wunderbau, nicht ahnend, daß dereinſt auch ſein Name neben dem des Meiſters von Steinbach glänzen, daß er unvergänglichen Ruhm finden werde, wo er kaum mehr als ein Stück Brod ſuchte. Oder geſchah es etwa zu derſelben Stund, daß die Ahnung künftiger Größe ſeine Seele ergriff und auf Schwingen der Begeiſterung über die niedern, vergänglichen Sorgen erhob? Solcher Silberblicke zählte Gutenberg gewiß viele in ſeinem mühſeligen Daſeyn, denn wie hätte er ſonſt all das Ungemach mit ſo beharrlicher Treue erdulden mögen!

Der zweite Feſttag war dem Umzug der Gewerbe geweiht. Gewiß hat noch kein ſterbliches Auge etwas Großartigeres und Schöneres in dieſer Weiſe erblickt. Ich liebe Straßburg von jeher, und hab' es dieſes Umzugs halber noch einmal ſo lieb gewonnen; denn er war ein Ausfluß jenes unvertilgbaren deutſchen Sinnes und Gemüthes, die mir die alte, an Erinnerungen reiche Stadt ſo theuer machen, und ich ſprech' es kecklich aus, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit jenen alten Burſchen verwechſelt zu werden, die ſich in die Begeiſterung von anno 13 dermaßen verbiſſen haben, daß ſelbſt der ſtärkſte Knebel ſie von dem ſtarren Leichnam nicht mehr losbricht: das deutſche Element wird in den Elſäßern nimmermehr untergehen, welche Mühe ſie auch zum Theil ſich ſelbſt geben mögen, es gewaltſam zu erſticken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Verbeſſerungen im Bauweſen. Penſionen.

Das Café de Foy iſt eine Ausnahme von der Regel, und ich glaube, es gibt nur dieſe einzige Ausnahme in ganz Paris. Nicht als ob der Glanz hinreichte, um die Kunden anzuziehen; aber höchſt ſelten gelingt es, ohne ſolchen Glanz Aufſehen zu erregen, und beſonders neue Anſtalten in Aufnahme zu bringen. Das Aeußere der großen und hohen Häuſer in Paris war lange von den Baumeiſtern vernachläſſigt worden, weil die Bauherrn nur darauf ſahen, im Innern viele Wohnungen anzubringen, und mithin einen ſtarken Miethzins zu ziehen. Aber der allgemeine Geſchmack für Eleganz äußert ſich nun auch im Bauweſen, und ſo eben iſt ein großes Eckhaus auf dem Boulevards des Italiens fertig geworden, von welchem die Zeitungen mit Bewunderung geſprochen haben, weil es in der That dem jungen Baumeiſter und dem Eigenthümer Ehre macht. Unten eine prächtige Kaffeeſchenke, welche das weiland berühmte Café Tortoni weit überſtrahlt, und mit ungeheuern Bogenfenſtern verſehen iſt, oben ein Altan mit künſtlich verziertem Bronzegeländer, zum Gebrauche der Mitglieder des Jockey-Klubbs, welche das erſte Stockwerk gemiethet haben, und auf dem Altan nach ihren ernſthaften Geſprächen über Pferderennen und Stutereien ſich durch den Blick auf das Getümmel der Equipagen und Fußgänger auf den Boulevards zerſtreuen können. Vielleicht wird dieſer Klubb länger beſtehen als der Schachklubb, welcher ſeit länger als einem Jahre eingegangen iſt, wie die von demſelben oder von einigen Mitgliedern herausgegebene Zeitſchrift Palamède. Auch iſt vor einiger Zeit der Hauptſchachſpieler la Bourdonnaye geſtorben, und ſomit die Seele des Ganzen verſchwunden. Jedoch beſtehen noch immer ein oder zwei Kaffeehäuſer, in welchen häufig, oder eigentlich vom Morgen bis zum Abend Schach geſpielt wird, und welche alſo gewiſſermaßen den Schachklubb erſetzen. Das genannte Gebäude iſt außen reich mit Skulpturen geſchmückt, und nimmt ſich auf den ſo ſchönen Boulevards vortrefflich aus. Der mit Bildhauerei verſehenen Façaden gibt es in Paris wenige; es iſt gut, daß der Luxus dieſen Gebrauch einführt. Die Bildhauer, welche meiſtens nur von der Regierung Beſtellungen zu erwarten pflegen, bekommen dadurch Beſchäftigung und Anregung, und die Stadt wird mit neuen Kunſtwerken verziert. Auch thut es dem Auge wohl, in den unabſehbaren, gleichförmigen Häuſerreihen auf beiden Seiten, die nichts Merkwürdiges haben als ihre Höhe und ihre Menge, etwas anzutreffen, worauf es mit Wohlgefallen ruhen kann. So lange die Straßen noch enge, dunkel und ſchmutzig waren, konnte eine ſolche Verzierung kaum beachtet werden. Jezt aber, da man Straßen erweitert, neue durch die alten Häuſermaſſen bricht, und auch Plätze anlegt, wo es möglich iſt, kann die Bildhauerei mit Vortheil auftreten. Leider bedeckt der Staub in dem gewühlvollen Paris alles öffentlich Ausgeſtellte; keine Façade, ſo ſchön ſie auch ſeyn mag, bleibt lange neu und friſch, und auch die Bildhauerei leidet hiedurch, wenn auch minder als die Malerei. Von dem Gedanken, die Brücken von Paris mit Statuen zu verzieren, iſt man wieder abgegangen, und ſeit man die koloſſalen Statuen, welche die Brücke Ludwigs XVI. zierten, oder wenn man lieber will, belaſteten, wieder abgenommen und auf den Schloßhof zu Verſailles geſezt hat, iſt dieſe Brücke leer wie die andern. — Bei der diesjährigen Erörterung des Budgets in der Deputirtenkammer iſt ein Gegenſtand zur Sprache gekommen, welcher ſchon lange hätte in's Reine gebracht werden ſollen, aber auch diesmal von den Miniſtern ſchlau beſeitigt worden iſt. Es handelte ſich nämlich von den ſogenannten Gnadengehalten der Gelehrten und Künſtler. Außer den Unterſtützungen, welche die Miniſter des Innern und des öffentlichen Unterrichts dürftigen Gelehrten und Künſtlern ertheilen, und welche ſich meiſtens nur auf einige hundert Franks für den einzelnen Fall belaufen, haben beide Miniſter noch Fonds, um auch Penſionen zu ertheilen. Würden ſolche Penſionen mit Unparteilichkeit und mit ächter Würdigung des Verdienſtes und des Bedürfniſſes der Gelehrten und Künſtler ertheilt, ſo wären ſie ſicher eine vortreffliche Anordnung, gegen welche ſich nichts ſagen ließe, und welche auch die Deputirten nicht tadeln würden. Leider iſt dies aber nicht der Fall. Die Penſionirten ſind zum Theil gewandte Leute, welche durch den Kredit in den Miniſterbureaux ſich einen Zuwachs ihres Einkommens verſchafft haben, um deſto bequemer oder üppiger leben zu können, oder vormalige Journaliſten, welche für die Miniſter gefochten haben, und dafür einen jährlichen Lohn auch für die Zukunft ſich haben zuſichern laſſen, oder endlich ſolche, welche ſich in der Zeit, da es ihnen nicht zum beſten ging, eine Penſion ertheilen ließen, und nicht ſo viel Zartgefühl beſitzen, jezt, da ſie ſich in guten Umſtänden befinden, auf den Gnadengehalt Verzicht zu leiſten, damit er einem bedürftigeren Mitbruder zu Theile werde. Iſt es nicht empörend, Leute, wie den Kompoſiteur Auber, welcher ſich durch ſeine Operetten bereichert hat und 15,000 Franks Renten beſizt, auf der Liſte der Gnadengehalte mit einer Penſion von einigen tauſend Franks anzutreffen? ferner den Kupferſtecher Baron Boucher Desnoyers, welcher ebenfalls ein ſehr vermögender Mann iſt? Von den ſchreibenden Damen in Paris, deren Zahl immer wächst, ſtehen die meiſten auf der Penſionsliſte, obſchon manche nichts als Gedichtchen und Romane geſchrieben, wodurch ſie doch ſicher dem Staate nicht den mindeſten Dienſt geleiſtet haben. Einige Deputirten verlangten, die Liſte der Penſionirten ſolle jährlich gedruckt werden, in der Hoffnung, daß dadurch dem ſchändlichen Mißbrauche werde geſteuert werden. Schon ſeit mehreren Jahren wird von den unabhängigen Deputirten hierauf angetragen; bisher hatten aber die Miniſter taube Ohren dafür. Diesmal wollten ſie ſich wohl anheiſchig machen, die Liſte der von nun an zu ertheilenden Penſionen drucken zu laſſen; aber ſie widerſezten ſich dem Antrage, die von ihren Vorgängern ertheilten Gehalte bekannt zu machen, unter dem eiteln Vorwande, dieſelben ſeyen nicht unter dem Regime der Oeffentlichkeit ertheilt worden, und mithin habe man auch nicht das Recht, ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben, und was dergleichen ſeichte Gründe mehr waren. Den Hauptgrund aber verſchwiegen ſie: ſie ſchämten ſich, die ſaubere Liſte öffentlich vorzuzeigen. Der Kommiſſion des Budgets in der Deputirtenkammer hatte jedoch die Liſte mitgetheilt werden müſſen, und ſo hat das Publikum doch manches aus dieſem merkwürdigen Verzeichniß erfahren. Natürlich hat die miniſterielle Gnadenliſte nichts gemein mit der des königlichen Hofes, worauf ebenfalls Gelehrte und Künſtler ſtehen. Einige ſollen ſogar ſo geſchickt ſeyn, daß ſie ſich von beiden Seiten Penſionen ertheilen laſſen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 11. Juli 1840.

Der Münſter ſteht in deutſchem Grunde,
Dem deutſchen Geiſt und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alſaten Munde
Auf ewig deutſchen Wortes Laut.

Aug. Stöber.

Das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Schluß.)

Der Grundgedanke des Zugs (ob ausdrücklich ausgeſprochen, oder nicht, vermag ich kaum zu behaupten) war wohl, anzudeuten, daß durch die aus Gutenbergs ſchwarzer Kunſt entſprungene Verbindung der Geiſter und die dadurch möglich gewordene allgemeine Verbreitung der Gedanken die bürgerlichen Gewerbe insgeſammt einen gewaltigen Aufſchwung genommen, den auf ſeinem jetzigen Standpunkt, wenigſtens ſymboliſch, vor Augen zu führen, als eine Pflicht ſtolzen Dankgefühles erſcheine. In dieſem Hervorheben der Steigerung des Kunſtfleißes ſprach ſich ſchön und ſinnig der Gedanke der echten und gerechten Freiheit aus, und legte ein Gewicht in die Schale, von deſſen Wucht beſtimmt das Zünglein der Wage ſich zur deutſchen Seite neigt. Auch fehlte nicht der Ausdruck der Dankbarkeit von Seiten der Landbebauer, die durch die Macht des entfeſſelten Wortes aus ſtumpfſinnigen Laſtthieren zu Menſchen theils geworden, theils noch werden können. Auf langen vierſpännigen Leiterwagen, mit Laubgewinden verziert, hatten die Dörfer die Blüthe ihrer weiblichen Jugend zur Stadt geſendet, um dem Zuge ſich anzuſchließen, begleitet von ſchmucken Reitern auf wohlgenährten Ackergäulen.

Die ſorgliche Aufzählung der unendlich reichen und bis in's Kleinſte mit Geſchmack ausgeführten Einzelheiten erlaſſen Sie mir; ſie würde nur ermüden, und dennoch den Zweck, ein Bild vor Augen zu ſtellen, nicht erreichen können. Nach hundert Jahren mag wohl ein begabter Dichter die in das Dunkel einer fernen Vergangenheit zurückgetretene Scene im bengaliſchen Feuer ſeiner Phantaſie verklären; für uns iſt Alles noch zu hell und nah, und wir können nur behaupten, daß der Zug, im Ganzen und Großen, wie das Jubelfeſt ſelbſt, einen Punkt bildet, welchen der Griffel der Geſchichte etwas tiefer auf die Tafel eingraben wird, als des Tages gewöhnliche Begebenheiten. — Und dennoch waren dieſe Einzelheiten ſo ſchön! So die Mühle auf dem Wagen, die klappernd die Brodfrucht malte, getrieben durch die Bewegung derſelben Räder, auf denen ſie einherrollte. Dieſes bewundernswerthe und phantaſtiſche Werk begleitete als Vertreter der Müllerzunft Herr Stinnes, den Kunſtfreunde als Beſitzer einer ausgezeichneten, beſonders an Bildern der niederländiſchen Schule reichen Gemaldeſammlung kennen und ſchätzen. Auf andern Wagen arbeiteten, wie am vorigen Tage neben dem Denkmal, Schriftgießer, Setzer und Drucker, und Lithographen, welche eine Abbildung des Denkmals vertheilten. Gutenbergs und

Digitized by Google

Sennefelders Bildniſſe zeigten ſich brüderlich vereint. Der Reifentanz der Küfer verlieh dem lebendigen Gemälde noch mehr Bewegung, und die fehlende alterthümliche Würze an ſcherzhaftem Mummenſchanz erſezte in gewiſſer Weiſe die löbliche Schneiderinnung: ſie hatte das Coſtüm des 15ten Jahrhunderts zuſammengenäht, und zu mehrerer Ergötzung in Gutenbergs und ſeiner Zeitgenoſſen Tracht und Maske ihre Angehörigen geſteckt. Die Schuſter führten im Triumph einen neuen, blankgewichſten Reitſtiefel für den Rieſen Goliath; die Kupferſchmiede trugen glänzende Sturmhauben, welche Mambrins Helm auf Don Quixotes Haupt nicht ganz ungleich ſahen, und trugen, gleich den Blechnern, Tapezierern, Schreinern, Drehern und andern Zünften, fertige Meiſterſtücke von ungemein gelungener Ausführung, während die Nagelſchmiede auf ihrem Wagen den Blasbalg zogen und den Hammer rührten. In all dem war eine wunderſame Verſchmelzung des alten reichsſtädtiſchen Zunftgeiſtes und biederben Bürgerſinnes mit den Anforderungen moderner Eleganz, ſo daß ſich darin das wahre Leben und Weben „derer von Straßburg“ abſpiegelte; und das war es eben, was dem Umzug ſeinen eigenthümlichen Reiz verlieh und ihn in der Erinnerung als die Krone des geſammtes Feſtes erſcheinen läßt. Und das iſt es auch, was den Fortbeſtand der angebornen deutſchen Sinnesart verbürgt, woran zu verzweifeln man ſich verſucht fühlt, wenn man ſieht, wie das Streben deutſcher Dichter im Elſaß ſo wenig beachtet wird, wie Auguſt Stöber und ſeine Freunde vergeblich ſich mühen, der Mutterſprache ihre höhere Geltung zu bewahren. Doch wenn auch die Beſtrebungen dieſer jungen und kräftig blühenden Dichterſchule bisher in gewiſſer Beziehung ſcheiterten, der Kern iſt dennoch nicht verloren, und Gottlob! auch nicht der Muth der edlen Sänger gebeugt, wie das in Straßburg ſelbſt erſcheinende „Elſaßiſche Sagenbuch“ ſo ſchön bekundet, von dem das erſte, kürzlich herausgekommene Heft vor mir liegt; der Inhalt iſt gediegen, die künſtleriſche Zugabe angenehm, die äußere Ausſtattung wahrhaft ausgezeichnet.

Es lag nicht in meiner Abſicht, dem großen Banket in der Fruchthalle als thätiges Mitglied beizuwohnen; ich laſſe es mir gefallen, mein Brod im Schweiße meines Angeſichts zu *verdienen*, wenn es nicht anders ſeyn kann, aber *eſſen* will ich es in Ruhe. Doch hatte ich nicht verſäumt, mir den freien Zutritt zu ſichern. Die gewaltige Halle war geſchmackvoll mit Blumen, Wappen und Bannern verziert und glänzend erleuchtet; die ſechshundert und dreißig Gäſte hatten ganz bequem an den reichbeſezten langen Tafeln Platz, und dabei konnte die Bedienung ganz ungehindert ſich hin und her bewegen. Als ich anlangte, wurden ſchon von den Hauptperſonen Reden gehalten, wie mir ſchien, doch konnte ich nicht verſtehen, was ſie ſprachen. Nachdem Alle endlich ihre Plätze verlaſſen, ſtimmte die Muſik das Volkslied an, von welchem die meiſten der Anweſenden zwei Strophen ſangen; dann ward es plötzlich ſtill und mehrere Stimmen äußerten Unwillen — als ob in Frankreich die beſtehenden Zuſtände durch die Marſeillaiſe angegriffen würden!

Die Illumination wiederholte ſich am Abend, und troß des ſtrömenden Regens erglänzte der Münſterthurm in buntem Feuer, das, eine halbe Viertelſtunde lang in den Farben wechſelnd, der Kunſtfertigkeit der Feuerwerker von der *ehemaligen* Nationalgarde ein glänzendes Zeugniß gab. — Die glücklichen Straßburger! ſie haben ihre Sache ſo geſchickt einzuleiten gewußt, daß die Regierung ſie, und zwar wahrſcheinlich für lange Jahre, des läſtigen Soldatenſpiels überhoben hat, und in den dumpfigen Wachſtuben nicht mehr die fleißigen Bürger ihre Zeit zu verlieren brauchen, ſondern nur die ſich langweilen, die für den Augenblick keine andere Heimath kennen, als die Caſerne.

Den dritten Tag bezeichnete keine öffentliche Feierlichkeit, da wegen des böſen Wetters die angekündigte große Revue abgeſtellt werden mußte. Die Induſtrieausſtellung war anziehend und der Feſtball ſtark beſucht. Ich brachte meinen Abend im Circus bei Franconi zu und ſah dort das Ausgezeichnetſte, was in der Art noch je geleiſtet worden. Franconi iſt ſeines großen und weitverbreiteten Rufes in der That würdig, und es wäre wahrlich einer weiten Reiſe lohnendes Ziel, die Kunſtfertigkeit ſeiner Roſſe zu ſehen.

Der Schlot wirbelt dunkle Rauchwolken, mit gewaltigen Schaufelrädern ſchlägt „der Graf von Paris“ des Rheines Wogen, und in blauem Duft verſchwimmt der Dom. Fahr wohl, Straßburg, du alte, liebe deutſche Stadt, fahr wohl auf fröhliches Wiederſehen!

Die treue Magd.

(Schluß.)

Der Sommer war im Scheiden und die Sonne im Untergehen, als Margaret einmal wieder müde und traurig von ihren Nachforſchungen heimkehrte. Sie ſezte ſich ſeufzend in die Thüre ihrer Stube und blickte wehmüthig auf den vergoldeten Strom und auf die hölzernen Bogen der von Menſchen wimmelnden Brücke, da ſchwamm ein Boot mit luſtigem Ruderſchlag an's Ufer und heiterer Geſang tönte herüber. Die Melodie war iriſch; ihre

Digitized by Google

Müdigkeit vergeſſend, ſtand Margaret auf und ging dem Geſang entgegen, nur um zu ſehen, wie ſie ſpäter verſicherte, ob etwa Maſter Garrett dabei ſey. Die Geſellſchaft war inzwiſchen ausgeſtiegen und nahm den Weg nach dem, durch Don Saltero verherrlichten, ſchon 1802 gefallenen, 1840 tief geſunkenen Kaffeehauſe. „Der Fluß iſt ſchön, ich habe nichts dawider,“ ſagte einer, Margareten hörbar; „doch fehlen die Berge; freilich vermiſſe ich die überall, ſeit ich aufgehört, ein Knabe zu ſeyn.“ — „Und dann,“ rief Margaret, dem Sprechenden ſchnell entgegentretend, die Arme nach ihm ausgeſtreckt und die Augen feſt auf ihn gerichtet, „dann denkt Ihr an Shinebrui, an Gra-na-groul — ja, ja, Maſter Garrett, Ihr ſeyd's! es iſt das Lächeln Eurer Mutter, es ſind die Augen Eures Vaters, und Ihr denkt an jene Nacht, wo Euer Weib Euch ſtarb, an die Leiche Eurer Mutter, an das Kind, den Säugling, den Ihr mir an's Herz gelegt, mir, Margaret Sheil — o Gott, ich ſterbe, ehe ich Euer Kind Euch wiedergebe!“

Damit ſank die treue Magd zu O'Dwyers Füßen. Er ſtand ſprachlos, und gleich ihm ſeine Gefährten. Doch bald ermannte er ſich ſo weit, Margaret die Hand zu reichen und jene zu bitten, ihn mit ihr allein zu laſſen. O'Dwyers Hand in der ihrigen, führte ſie ihn in ihre kleine Stube und erzählte ihm, wie ſie hiehergekommen und wie nahe Evelyn ſey. Garrett hörte ſie ſchweigend an und die treue Magd ahnete nicht, warum er ſchwieg. Es waren Gedanken in ihm, die er zu verbergen ſtrebte; er, die Sonne der Salons, fühlte einem armen Weibe gegenüber die ganze Schwere ſeines moraliſchen Unwerths, und er, der in mancher Schlacht furchtlos ſich dem Tode geſtellt, wagte kaum das Auge vor ihr zu erheben, die, weil wahr und treu, froh und glücklich zu ihm aufblickte. „Und nun, lieber, guter Maſter Garrett,“ ſchloß ſie ihre Erzählung, „avick machree möchte ich ſagen, aber Ihr habt das Iriſche wohl vergeſſen, oder Oberſter ſollte ich wohl ſagen, oder General, oder vielleicht gar Mein Lord; aber Maſter Garrett nenne ich Euch. Nun, bleibt hier, bis ich Euch Euer Kind geholt, Eure ſchöne Tochter, die Euch Ruhm und Preis und Segen bringen wird.“

„Bleibt, wartet noch!“ rief O'Dwyer; „ſeht, gute Margaret, ich werde mich allerdings freuen, das Kind, meine Tochter wiederzuſehen; aber dann, begreift Ihr — wie dankbar ich Euch auch für Eure Treue bin — kurz und gut, es iſt doch eine ganz eigene Sache, daß ein Mann von meinem Alter eine Tochter von ſolchem Alter haben ſoll. Die Unruhen in meinem Vaterlande — und weil ich nie von Euch hörte — ich dachte, das Kind ſey todt; und kurz, liebe Margaret, ich bin verheirathet, habe ein Kind, einen Knaben, und habe meiner Frau nie geſagt, daß ich bereits Vater war.“ — „Nie geſagt, daß Ihr ſchon verheirathet geweſen?“ rief Margaret; „und warum habt Ihr das nicht, Maſter Garrett? Die arme Moyna war freilich nicht Eures Gleichen, ehe Ihr ſie dazu machtet, aber dem Andenken an ein Herz, das Euch bis in den Tod geliebt, ſeyd Ihr Achtung ſchuldig.“

O'Dwyer erröthete. „Was die Trauung anlangt,“ antwortete er verlegen, „da wißt Ihr ſelbſt — ich meine, Ihr wißt, daß ich noch ſehr jung war, eigentlich noch ein Knabe, kaum neunzehn Jahre, ein dummer Junge.“— „Gott verhüte,“ unterbrach Margaret, „daß ich das Wort ausſpreche, das mir in der Kehle ſteckt! Ein dummer Junge, ſagtet Ihr? Es ſaß mir auf der Zunge, zu ſagen, ein böſer Bube. Aber ich kann's nicht ſagen, Maſter Garrett, ich kann's nicht, obgleich Ihr's verdient. Oft hab' ich Euch auf dieſen Armen gewiegt, der lezte Athem Eurer Mutter, faſt der erſte Eures Kindes hat mir gehört. Ich kann Euch nicht böſe nennen, aber die zu beſchimpfen, die — o Maſter Garrett, es war die kalte Welt, die aus Euch ſprach, nicht der Abkömmling deſſen, für den meines Urgroßvaters Vater geſtorben iſt. Ihr meintet nicht —“ — Margaret hielt plötzlich inne, lauſchte und fuhr mit leiſer Stimme fort: „Der Herr iſt über uns — er waltet ewiglich. Sie kommt, ich höre ihren Tritt, obgleich der keinen Grashalm knickt und ſchnell und leicht iſt wie Schwalbenflug.“ — In dieſem Augenblicke trat Evelyn ein. Sie konnte ihren, von der nach innen ſich öffnenden Thür verdeckten Vater nicht ſehen und ſagte: „Wir brauchen dich, Margaret, du mußt — aber was iſt dir? du ſiehſt ſo verſtört aus. Biſt du krank?“

Der Stimme nicht mächtig, ergriff Margaret Evelyn's Hand und führte ſie zu ihrem Vater, ſank auf die Knie, ſtammelte ein kurzes Gebet, erhob ſich und ſprach: „Das iſt Euer Vater, Miß Evelyn, und ſein Herz iſt in Gottes Hand! Wollt Ihr ſie nicht für Euer eheliches Kind anerkennen, Maſter Garrett? Für Euch habe ich ihr das Licht der Augen wieder erlangt, daß der Willkommen der Tochter dem Vater leuchten ſolle; für Euch habe ich durch Gottes Gnade den Segen erlangt. Und Ihr braucht ſie nicht mit Euch zu nehmen, braucht nicht für ſie zu ſorgen; das hat der Allmächtige gethan; aber im Namen deren, die aus des Himmels glückſeliger Pforte jezt auf uns niederſchauen, frage ich Euch, wollt Ihr ſie nicht für Euer eheliches Kind erkennen?“ — Da zog O'Dwyer das weinende Mädchen an ſeine Bruſt und Margaret hörte, was ſie wünſchte.

Wenige Tage ſpäter wurde O'Dwyer nach Frankreich zurückgerufen. Margaret ſah ihn ohne Bedauern ſcheiden, und ein trüber Schatten ſtreifte ſeitdem jedesmal über ihr Geſicht, wenn ſie den Grafen O'Dwyer erwähnen hörte. Sie hat oft zu ihrem Bruder, oft nach Irland gehen wollen; aber ſie iſt in London geblieben

Digitized by Google

und lebt im Hauſe Evelyns, der dermaligen Marquiſe von N., immer noch eine treue Magd.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Chateaubriand. Thierry. Mad. Taſtu. Nachdruck.

Gelehrte und Künſtler, welche mit vielen reichen Familien in Berührung kommen und glänzende Geſellſchaften beſuchen, wollen ein bequemes und üppiges Leben führen, wie ſie es in großen Häuſern ſehen, und wenn dazu das gewöhnliche Einkommen nicht hinreicht, ſo wird die Hülfe des Staats in Anſpruch genommen, oder wenn dies wegen politiſcher Spaltung nicht möglich oder thunlich iſt, ſo muß zu andern Mitteln gegriffen werden. So hat Chateaubriand, um eine ſtarke Geldſumme zu bekommen, die er bei ſeiner nichts weniger als ſparſamen Lebensweiſe nöthig brauchte, ſich gegen die Handelsleute, welche ihm ſeine, erſt nach ſeinem Tode herauszugebenden Memoiren abgekauft haben, anheiſchig machen müſſen, keine bedeutende Schrift mehr herauszugeben, ohne der Handelskompagnie das Verlags- und Eigenthumsrecht darauf zuzugeſtehen, was denn zur Folge hat, daß er faſt nichts mehr erſcheinen läßt, und daß im vorigen Jahre, als er von der Familie des verſtorbenen Grafen von Fontanes, ſeines ehemaligen Freundes und Gönners, um eine Einleitung zu den Schriften deſſelben angeſprochen wurde, er ſich in einem Schreiben, welches ſeitdem der Ausgabe der Fontanes'ſchen Schriften vorgedruckt worden iſt, mit ſeiner gezwungenen Lage entſchuldigte. Es iſt traurig, ſolch ein Geſtändniß aus dem Munde des großen Schriftſtellers zu hören, und noch trauriger, daß ſolch ein Mann nicht beſſern Nutzen aus ſeinem überwiegenden Talente und aus den einträglichen Poſten gezogen hat, welche er während der Reſtauration bekleidete, und vielleicht noch jezt bekleiden würde, wenn er keine ſo blinde Anhänglichkeit an eine Dynaſtie beſäße, die ſich ſelbſt um die Krone gebracht hat. — Die académie française hat neulich in einer feierlichen Sitzung die Rente von 10,000 Franks aus der Gobert'ſchen Stiftung dem hiſtoriſchen Schriftſteller Thierry ertheilt. Thierry hat in einer Zeitſchrift einige Aufſätze über die Regierung der merovingiſchen Könige drucken laſſen. Dieſe hat er geſammelt und in zwei Bänden neulich herausgegeben. Dafür bekommt er nun, vielleicht ſein Leben lang, 10,000 Franks jährlich. Indeſſen hat ſich kein Tageblatt über dieſe akademiſche Belohnung beſchwert, da ſie einem Gelehrten zu Theil wird, welcher ſich durch ſeine Geſchichte der Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm von der Normandie einen großen Ruhm erworben hat, und deſſen traurigen Geſundheitsumſtände allgemeine Theilnahme erregen. Thierry iſt nämlich ſchon ſeit mehreren Jahren blind und lahm. Doch arbeitet er noch unaufhörlich, und zwar mit Hülfe mehrerer jungen Leute aus der école des chartes, welche ihm beigegeben worden ſind, um die Geſchichte des Munizipalweſens in Frankreich auszuarbeiten. Dieſe jungen Leute ſuchen für ihn in den Stadtarchiven nach und ſammeln alle Urkunden, welche ſich auf das Städteweſen beziehen. Sie haben derſelben einige tauſend zuſammengebracht, beſonders im nördlichen Frankreich, und nach dieſen Urkunden will nun Thierry ſeine Geſchichte ausarbeiten; die Urkunden ſollen als Belege folgen. In derſelben Sitzung, in welcher Thierry eine ſo prächtige Belohnung erhielt, wurde der Madame Taſtu, Frau des aus Spanien gebürtigen Buchdruckers gleichen Namens, der Preis für die Lobrede auf Madame de Sevigné zuerkannt. Bruchſtücke aus dieſer Lobrede wurden verleſen; ſie waren eben nicht ſehr ausgezeichnet. Als offizielle Lobrednerin hatte Madame Taſtu geglaubt, Madame de Sevigné gegen jeden ihr von der Nachwelt gemachten Vorwurf rechtfertigen und nicht allein das allgemein an ihr anerkannte Gute und Schöne, ſondern auch das Getadelte loben zu müſſen. Dies kommt freilich daher, daß die Akademie eine Lobrede verlangt hat; würde als Preisaufgabe die Würdigung eines Schriftſtellers gefordert, ſo hätten die Preisbewerber Gelegenheit, den Schriftſteller von der guten und von der ſchlimmen Seite zu betrachten. Aus dem einſeitigen Lobe lernt das Publikum wenig, und wenn nun vollends das Lob ohne große Beredtſamkeit vorgetragen wird, wie diesmal, ſo kommt bloß für den Gekrönten ein Preis von 1500 Franks heraus, die Literatur hat aber gar nichts davon. – Die Gedichte auf Napoleon und die Vorſchläge wegen ſeiner Todtenfeier nehmen ab, ſeitdem es entſchieden iſt, daß er im Invalidendome beigeſezt wird, und Niemand außer den wenigen dazu erſehenen Perſonen ſich einſchiffen ſoll, um ſeine Leiche abzuholen. Einige Monate werden Dichter und Projektmacher ruhen; aber wahrſcheinlich wird mit dem Landen des Schiffes eine neue Fluth von Gedichten einbrechen. Unterdeſſen übt ſich der Dichtergeiſt an minder ernſthaften oder großen Gegenſtänden. Lamartine, der ſeit ſeinem chute d'un ange ſehr geſunken iſt, reist nach Italien und hat das Straßburger Comité im Stiche gelaſſen, welches auf ihn gerechnet hatte, um die Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerei zu verherrlichen. Zu dieſer Feier iſt eine Deputation der Pariſer Buchhändler und eine der hieſigen Buchdrucker abgegangen, welche in der That alle Urſache haben, dem Erfinder ihren Dank abzuſtatten, wiewohl es nur wenige unter ihnen gibt, die man als wohlhabend betrachten kann, und von den Pariſer Buchhändlern immer die Hälfte bankerott wird. In der vorigen Seſſion der beiden geſetzgebenden Kammern war von einem Geſetz über das geiſtige Eigenthum die Rede; in der diesjährigen hat man den bereits von der Pairskammer ausgearbeiteten und angenommenen Geſetzentwurf auf ſich beruhen laſſen, wahrſcheinlich weil man Eiſenbahnen und andere materiellen Intereſſen für wichtiger oder dringender hielt. Auch würde es nicht viel helfen, wenn man die ſchönſten Vorkehrungen zum Schutz des geiſtigen Eigenthums in Frankreich träfe, und die Nachdrucker in Belgien fortführen, dies geiſtige Eigenthum täglich anzutaſten. Die Hauptſache wäre alſo, wenn man die benachbarten Staaten, und vorzüglich Belgien, dahin bringen könnte, auf das Nachdrucken und Nachmachen Verzicht zu leiſten. Uebrigens kommen beim Nachdruckhandel in Belgien manche ſonderbare Erſcheinungen zu Tage. Es gibt Werke, welche, in Frankreich gedruckt, wenig Abſatz haben und den Laden hüten; zufällig wird eines oder das andere von einem gierigen Belgier nachgedruckt, und ſiehe! das Werk findet im Auslande Beifall, und der Nachdruck wird abgeſezt, wogegen die Originalauflage kaum bekannt wird. Dagegen gibt es Werke, welche in Frankreich gut aufgenommen werden. Die belgiſchen Nachdrucker fallen ſchleunig darüber her; aber der Nachdruck will nicht ziehen und bleibt wie ein Bleigewicht auf denjenigen ruhen, die ihn veranſtaltet haben.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 13. Juli 1840.

Faut il gémir? faut il chanter? —
Chantons, puisque mes doigts sont encor sur la lyre,
Chantons, puisque la mort, comme au cygne, m'inspire
Aux bords d'un autre monde un cri mélodieux.

Lamartine.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Herz und Auge.

Herz! wie biſt du inniglich
Mit dem Auge doch verbunden!
Schlägt die Welt dir blut'ge Wunden,
Zeigt im Aug' die Thräne ſich.

Aber wird dir Wonne, Herz!
Sonnig dann das Auge funkelt,
So wie's wieder ſich verdunkelt,
Kehrt in dich zurück der Schmerz.

Grün das kranke Auge hellt.
Biſt du, Herz, in Weh und Nöthen,
Schneller als der Menſchen Reden
Heilt dich's Grün in Wald und Feld.

2.

Verhaltenes Schmerzen.

Könnt' ich mit meinem Gram
Mich in mich ſelbſt verſenken,
An was der Tod mir nahm,
In ſtiller Wehmuth denken!

Könnt' in Waldeinſamkeit
Ich ein Einſiedler fliehen,
Dann würd' das herbe Leid
Mich minder heiß durchglühen.

Das laute Menſchenwort,
So lieb und gut gemeinet,
Lockt mich wohl aus mir fort,
Das Auge nicht mehr weinet;

Doch tiefer brennt die Glut
Indeß mir ſtill im Herzen.
Nicht ſchmerzlicher was thut
Als ein verhaltnes Schmerzen.

3.

Vorgefühl.

Als in mir noch Luſt und Hoffen,
Mußt' ich ſingen doch vor Gram;
War mir oft, als hätt' getroffen
Mich das Leid, das ſpäter kam.

Digitized by Google

Herz! du haſt es vorempfunden,
Weil dich traf ſchon mancher Schlag,
Und ein Glied mit alten Wunden
Vorausfühlt den trüben Tag.

4.

Sey demüthig.

Rühme dich auf dieſer Welt,
Menſch, nicht deines eignen Lichts!
Sonnen ſind ob dich geſtellt,
Gegen die dein Schein ein Nichts.

Kannſt hier hoffen, glauben nur,
Bitten, doch erzwingen nicht;
Nicht verändert's die Natur,
Wenn ein Menſchenherz zerbricht.

Hoffe, daß durch Todesnacht
Gott dich führt in Sonnen ein.
Was er immer mit dir macht,
Du biſt dein nicht, du biſt ſein.

Sey demüthig wie das Blatt,
Das im Herbſt vom Baume geht;
Niemals das geklaget hat,
Daß es jezt der Sturm verweht.

5.

Lezte Bitte.

Tief in Waldeinſamkeit ein Grab! ein Grab!
Von allen Menſchen ferne, ja, recht ferne!
Da ſenkt den müden Sänger bald hinab,
Wann funkeln durch's Gezweig die Abendſterne.

Dann aber geht und laßt das Grab in Ruh!
Verborgen und vergeſſen werd' die Stätte!
Epheu und Moos deck' ganz den Hügel zu
Und nur das wunde Reh find' ihn zum Bette.

Die Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprüchwörtern.

Von J. B.

XI.

Ruhm. Krieg.

La Gloire iſt das Zauberwort, mit dem Napoleon ganz Frankreich an ſeinen Siegeswagen feſſelte, das ihm die Macht gab, zwanzig Jahre lang die Heere von ganz Europa vor ſich herzutreiben. Dieſe Gloire iſt ein Schwindel, der von Zeit zu Zeit Frankreich ergreift und es dann zu den höchſten Anſtrengungen treibt. Es wäre ſchön, wenn immer der wahre Ruhm, die Ehre des Vaterlandes, die dieſes Wort vertreten ſoll, zu jenen Anſtrengungen Veranlaſſung gäbe, wenn Frankreich nicht neuerdings wieder durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Napoleon daran gewöhnt worden wäre, keinen höhern Ruhm, keine ſtrahlendere Glorie zu kennen, als die, die auf blutigen Schlachtfeldern geerntet wird. Der Einfluß aber, den dies Zauberwort auf die Franzoſen ausübt, iſt heute der Art, daß in ihm die höchſte Gefahr für Frankreich liegt, daß jenes Wort es vielleicht einſt zu verantworten haben wird, wenn Frankreich allen Völkern, deren Freund zu ſeyn es durch ſeine Lage berufen, als ein Erbfeind der Ruhe und des Völkerwohls erſcheinen ſollte.

Dieſer Schwindel, dieſer Rauſch der Gloire iſt in Frankreich ein Erbe des Celtenthums. Das Blut der alten Gallier macht ſich in demſelben geltend. Die Schlacht um der Schlacht willen war ihr Wahlſpruch; die Bluttaufe allein öffnete den gefallenen Helden den Nebelhimmel der celtiſchen Barden. Alle Gedichte Oſſians, des reinſten Vertreters celtiſchen Weſens, reihen ſich um dieſen Einen Gedanken der Gloire, und ſo lange kein Barde dieſem Gedanken Worte gegeben, ſo lange ſein Lied nicht am Grabe des gefallenen Helden deſſen Thaten beſungen hatte, lag derſelbe in Banden gefeſſelt und der celtiſchen Seligkeit beraubt.

Bedenkt man den Einfluß, den dies Wort von Uranfang an auf Frankreichs Geſchick ausgeübt hat, ſo könnte es beinahe auffallend erſcheinen, daß man daſſelbe kaum je im Sprüchwort findet. Es erklärt ſich dies übrigens leicht. Das Wort Gloire an und für ſich übt ſeine Zauberkraft auf den Franzoſen aus; es iſt die magiſche Formel, die Parole, das Allah ſeiner Schlachten. Und eine ſolche Parole iſt ſtets ein abgeriſſenes Wort; es in Zuſammenhang mit andern zu bringen, ihm ſo eine relative Bedeutung zu geben, wäre unnöthig, ja faſt eine Entheiligung. — Das einzige mir bekannte franzöſiſche Sprüchwort, das von der Gloire handelt, heißt: „La gloire, qui dine de l'orgueil, fait son souper de mépris.“ Das deutſche Sprüchwort überſezt dies mit: „Eigner Ruhm iſt des Neides Sonne,“ oder noch klarer und allgemeiner: „Eigenlob ſtinkt.“

Der deutſche Ruhm iſt etwas Anderes als die franzöſiſche Gloire. Er iſt friedlicherer, unkriegeriſcherer Natur, und kann im Falle der Noth ſelbſt anderswo eingeerntet werden als auf blutigen Schlachtfeldern. Wir wiſſen's bereits: „Arbeit iſt des Ruhmes Mutter,“ und ſomit der Krieg, die Schlacht, Pulver und Blut kein unerlaßliches Erforderniß des Ruhmes in Deutſchland.

Digitized by Google

Wie die Gloire ſelbſt ein Rauſch iſt, ſo kämpft auch der Franzoſe wie im Rauſche. Der Pulverdampf begeiſtert ihn, ſezt ihn in einen Fieberzuſtand, der ſich ſeiner auf eine Weiſe bemächtigt, daß er, ohne rechts noch links zu blicken, vorwärts ſtrebt, bis der fieberhafte Rauſch vorüber iſt und dann Erſchlaffung eintritt. Wo aber dieſer Rauſch dem Franzoſen fehlt — was übrigens ſelten — iſt er der ſchlechteſte Soldat von der Welt, ein Soldat, von dem ſelbſt das franzöſiſche Sprüchwort ſagt: „Le soldat fait la soupe et la soupe fait le soldat.“

Wie aber der Ruhm in Deutſchland etwas anderes iſt, als die Gloire in Frankreich, ſo iſt auch ihr Einfluß ein anderer. Die Germanen kämpften für ihre Freiheit, für Hof und Herd, Weib und Kind, oft, ſehr oft auch um der Beute willen; der Kampf hatte für ſie meiſt einen höhern Zweck, oder wenigſtens einen greifbarern, als den der Gloire. Und deßwegen fiel es ihnen nicht ein, ihre Barden mit ſich herumzuführen, um jeden guten Hieb, den ſie gethan, nach der Schlacht durch ſie beſingen zu laſſen und ſo ſich in der kaum errungenen Gloire zu ſonnen. Sie hatten auch ihre Schlachtlieder, ihre Heldenſagen, die der Ahnen Thaten aufbewahrten und auf den Enkel brachten, aber es findet ſich in dieſen Liedern und Sagen keine Spur davon, daß den gefallenen Tapfern Wallhalla unzugänglich geweſen wäre, ſo lange ihre Gloire nicht einen Lobſänger gefunden. Im Kampfe ſelbſt mochten auch ſie an den Ruhm denken, doch war es nicht einzig um ſeinetwillen, daß ſie ſich ſchlugen. Oft kampften ſie, wie ſie ſpielten, um des Kampfes, um des Spieles ſelbſt willen; die Gefähr, der Zufall des Spieles reizte die Keckheit des Mannes, und er ſtürzte ſich mit Wolluſt in den Kampf, um ſeine Manneskraft zu erproben. Ich weiß nicht, die Umriſſe ſind vielleicht weniger keck und großartig, als in der Heldenzeit des alten Germaniens, aber mir ſcheint es, als ſey im Ganzen die Art der Deutſchen noch heute die der Germanen der römiſchen Geſchichtſchreiber. Noch heute kämpft der Deutſche mit Luſt und Liebe für Hof und Herd, für Weib und Kind, für Freiheit und Beute; noch heute ſind die Schweizer die tapferſten Söldlinge der Welt; noch heute ſchlägt ſich der deutſche Burſche, wie er ſpielt, um des Schlagens, um des Spieles willen; die Gefahr, der Zufall ſind noch heute ſein höchſter Genuß.

Aber wie geſagt, der deutſche Ruhm iſt friedfertiger als die franzöſiſche Gloire, denn er bedarf eben nicht gerade des Sieges, der Eroberung, um ſich geltend zu machen. Und dieſe Eigenthümlichkeit ſpiegelt ſich im Sprüchwort, wenn es ſagt: „Draußen Ruhm erlangen, bedarf des Schnaufens.“ Was aber noch mehr dieſen Ruhm, den man draußen erlangen könnte, zurückdrängt, iſt das Bewußtſeyn, daß Krieg, troz Sieg und Ruhm, ſtets ein Volksunglück iſt, denn:

Krieg verzehrt,
Was Friede beſcheert.

Wie aber der Deutſche etwas Höheres als den Kriegsruhm kennt, ſo kennt er auch ein höheres Geſchick als das des Sieges, denn er ſagt: „Aller Sieg kommt von Gott.“ Der Sieg iſt ihm nicht Abſicht, Ziel und Endzweck, ſondern nur ein Mittel zur Erreichung eines höhern Zweckes, zur Erreichung des Friedens, und deßwegen ſagt er: „Je heißer der Krieg, deſto ſchneller drr Friede.“ Nur um dieſes Endzweckes willen kämpft er mit doppelter Anſtrengung, und immer tapferer, immer toller, je länger der Krieg dauert; im Gegenſatze zum Franzoſen, der, zuerſt unwiderſtehlich, nach und nach immer weniger gefährlich erſcheint. Aber das verhindert den Deutſchen nicht, ſelbſt nach der ruhmvollſten Schlacht zu ſagen:

Der Sieg iſt zu grob,
Der mit Blut liegt ob.

Den Sieg allein, die Gloire aber ſchäzt er ſo wenig um ihrer ſelbſt willen, daß er von ihnen ſagt: „Sieg liebt Sorg.“ Anſtatt ſich in demſelben zu ſonnen, macht er ihm Kummer, anſtatt ihn jubelnd zu beſingen, thut er am Tage nach der gewonnenen Schlacht Buße ob des vergoſſenen Blutes.

In demſelben Geiſte ſagt das Sprüchwort: „Ein Schwert halt das andere in der Scheide.“ Kraft und Stärke flößen ſelbſt dem Feinde Achtung ein; aber ſie verdienen ſie doppelt, wenn ſie ſich nur geltend machen, um den Frieden aufrecht zu halten, und nicht den Schwachen zu unterjochen. Und in dieſem Sinne macht das deutſche Sprüchwort aus dem Schwerte eine Friedenspalme. — Iſt aber der Deutſche gezwungen, das Schwert zu ziehen, ſo weiß er auch, daß „kecker Muth, der beſte Harniſch“ iſt, und geht dann mit einem: „Friſch angelaufen, iſt halb gefochten;“ oder: „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen,“ ſeinem Feinde redlich zu Leibe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Ende Juni.

Das Säcularfeſt der Buchdruckerkunſt.

Wenn je ein Feſt einen großartigen und wohlthuenden Eindruck zurückließ, ſo iſt es das Feſt, welches wir vor einigen Tagen erlebt, das vierte Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunſt. — Dem eigentlichen Säculartage ging eine Vorfeier am 25ſten Juni voraus. Der feſtliche Empfang der Fremden war der erſte Feſtakt. Man ſah faſt zu jeder Stunde einen Zug vom Rheine daherkommen, Muſik voran,

Digitized by Google

die Feſtgäſte mit ihren Fahnen und Standarten folgend, begleitet vom Jubel des entzückten Volks. Der Zug hielt immer am Gutenbergsplatz, brachte vor Allem dem Monumente ein herzliches Hoch und ging dann auseinander, um einem neuen Platz zu machen. Die Gaſtfreundſchaft, mit welcher dieſe Feſtgäſte begrüßt und bei den freundlichen Penaten der Mainzer aufgenommen wurden, iſt außerordentlich und muß bei denſelben den günſtigſten Eindruck zurückgelaſſen haben. Es war gerade Zeit für die Feſtvorſtellung im Theater, als die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren. Der Anblick, den das beleuchtete und überfüllte Haus heute gewährte, war überraſchend; ein Prolog, ein Volkslied gingen der Vorſtellung voran, Epilog und Volkslied folgten; zur Aufführung hatte man paſſend „Albrecht Dürer in Venedig“ gewählt, ein Stück, worin der deutſchen Kunſt und dem deutſchen Weſen würdig gehuldigt wird. — Nach dem Schluſſe der Vorſtellung wurde beim Scheine von tauſend Fackeln den Manen Gutenbergs an ſeinem Monumente gehuldigt, und von da zog man in Schaaren nach einer Anhöhe unfern der Stadt, wo ein ungeheures Feuer angezündet wurde, ſinnbildlich die Erleuchtung darſtellend, die durch Gutenbergs Werk über die Welt ſich verbreitet. Dieſes Feuer, das den ganzen Horizont erleuchtete, loderte gerade auf, als die Mitternachtsſtunde ſchlug und die erſte Sekunde des Säculartags erſchienen war. — Am Morgen des Johannistages Kanonendonner, Glockengeläute, ganz frühe ſchon großes Volksgewühl, die Straßen im Feierkleid, alles feſtlich verklärt, wie es am Jubeltage der Civiliſation ſeyn muß. Bald hatten ſich die Züge geordnet und die Menſchenſpaliere gebildet, und nun ging es in's Gotteshaus. Der Zug dahin war unabſehbar; alle Klaſſen, alle Stände, alle Gewerbe, alle Religionen waren im Zug repräſentirt, und das Ganze bewegte ſich ernſt und feierlich durch die herrlich geſchmückten Straßen nach der Kathedrale. Wer dachte nicht während dieſes feierlichen Zugs, daß er hier auf geweihtem Boden wandle, wo vielleicht vor vierhundert Jahren Gutenberg nachdenkend einherging und plötzlich ſtille ſtand mit dem Rufe der Begeiſterung: Ich habe es gefunden! Mich wenigſtens begleitete dieſer Gedanke in die Kirche. Das feierliche Hochamt, das vom Biſchof gehalten wurde, that dem Herzen wohl. — Aus dem Dome bewegte ſich der Zug zum Monumente Gutenbergs, zum Centrum der Feier. Die Feſtſtunde an dieſem Orte wurde leider durch Regengüſſe geſtört; dennoch wich kein Menſch, die Damen auf der Tribüne dauerten aus mit einem ſeltenen Cynismus, ebenſo die Mädchen und Knaben auf dem Sängergerüſte, 1500 an der Zahl, und der ehrwürdige Neukomm begann ſeine Cantate zu dirigiren, als ſchiene der freundlichſte Junitag, als ſey der Himmel heiter und blau. Ebenſo wenig ließ ſich der Feſtredner vom Regen ſtören, und als dieſer am Schluſſe den Hut ſchwenkte und ein Hoch für Gutenberg erſchallen ließ, brachen einige ſanfte Sonnenſtrahlen aus dem umwölkten Himmel hervor, und nun bemächtigte ſich der Menge ein ſolcher Enthuſiasmus, als wolle der Jubel die Pforten des Himmels ſtürmen. — Ein ſchönerer Moment konnte nicht nachfolgen; die Maſſe zerſtreute ſich jezt auf dem Platze; man betrachtete die großartigen, koſtbaren Verzierungen dieſer Räume und ſah zu, wie die aufgeſtellten Preſſen am Fuße des Monuments ununterbrochen arbeiteten, wie die Frauen die Statue mit Kränzen und Guirlanden ſchmückten. — Nach dem Feſtbanket, woran nur Fremde, Deputirte und Notabilitäten Theil nahmen, fand das große Muſikfeſt in dem großen Saale der neuen Fruchthalle ſtatt, welcher 7000 Perſonen bequem faßt. Es galt eine Verherrlichung des Tages in der Tonſprache Beethovens und Händels. Dieſes Muſikfeſt war ein herrlicher Feſtmoment. Beſonders tief und mächtig ergriff Händels „Alexanderfeſt,“ wobei fünfzehnhundert Sänger und Sängerinnen die Chöre vortrugen. Es bedurfte dabei der Gewalt des Tons, wie ſie Staudigls Stimme beſizt, der einſchmeichelnden Lieblichkeit des Tenors eines Haizingers, des Wohllauts, der Fülle und der Kraft des Soprans einer Pirſcher, um der alles überwältigenden Macht des tauſendſtimmigen Chors die Wage zu halten. Dieſes Muſikfeſt gewährte den Anweſenden den ſchönſten Genuß, und der Eindruck wurde von keinem der folgenden Feſtmomente verwiſcht. Die Illumination der Stadt, und beſonders des Gutenbergsplatzes, wozu die großartigſten Anſtalten getroffen worden, war prachtvoll. Aller Glanz der Beleuchtung und der Transparente war auf dem Gutenbergsplatz concentrirt; die übrigen, in einem Feuermeer ſchwimmenden Straßen ſtanden weit zurück. Architekt Geier hatte den Platz mit gothiſcher Architektur umgeben; die Transparente waren theils geſchichtlich, theils ſinnbildlich, theils als Wandgemälde, theils als Verzierung zweier großen Portale, welche den Raum des Gutenbergsplatzes gegen die Schöffer- und Fuſtſtraße hin abſchloſſen. Die grandioſen Gemälde bildeten einen Cyclus von Darſtellungen aus der Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt, wie auch aus dem Privatleben Gutenbergs, Fuſts und Schöffers, und waren von den talentvollen Malern N. Müller, L. Lindenſchmidt und K. Hämmerlein, ſämmtlich Mainzern, gearbeitet. Aber auch alle öffentlichen Gebäude, ſowie die Stammhäuſer Gutenbergs und alle Wohnungen, an die ſich irgend eine Erinnerung aus der erſten Druckzeit knüpft, waren glänzend beleuchtet und mit ſinnreichen Transparenten verſehen. Das Ganze der Illumination gewährte einen zauberiſchen Anblick. — Am Vormittag des dritten Tages Verſammlung im Caſino, wo die typographiſche Ausſtellung ſtattfand und Reden gehalten wurden; Nachmittags die Volksfeſte. Jene Verſammlung war ſehr intereſſant durch die Gegenſtände, die da zur Sprache kamen. Es hatten ſich viele Literaten, heimiſche und auswärtige, eingefunden, und die meiſten improviſirten eine Rede über Preßfreiheit. Dabei muß ehrend erwähnt werden, daß nur im Sinne der Verſöhnung von dieſem Kleinod geſprochen wurde, nicht mit der Leidenſchaft der Zerſtörung, ſondern mit ſchöner Begeiſterung, und waren es auch nur fromme Wünſche und goldene Träume, ſo muß es doch in den Analen des Säcularfeſtes ausgeſprochen werden, daß dieſen Wünſchen und Träumen Worte geliehen wurden, damit unſere Enkel beim fünften Jubiläum nicht glauben, wir hätten das koſtbare Gut der Preßfreiheit gar nicht vermißt. — Die Volksfeſte auf dem Rheine und der glänzende Feſtball in der neuen Fruchthalle beſchloſſen das Feſt auf ſehr würdige Weiſe. Man denke ſich ſolche Menſchenmaſſen bei einer öffentlichen Beluſtigung, und auch nicht eine Spur von Unordnung und Ausgelaſſenheit bei ſo unbeſchreiblichem Volksjubel! So etwas ehrt das Volk in hohem Grade und zeigt, welch tiefe Wurzeln die Bildung und der Sinn für das Anſtändige bei ihm gefaßt haben. Die Grenze, wo die Luſt bacchantiſch und tobend wird und ihre anmuthige, poetiſche Seite einbüßt, kennen unſere Mainzer ſo genau, daß die große Mehrheit ſie niemals überſchreitet. Eben deßhalb haben die hieſigen Volksfeſte einen ſo großen Reiz, ſelbſt für die gebildetſten Stände, von denen ſie auch ſtets mitgefeiert werden. — Mainz hat abermals ſeine Aufgabe ſchön und würdig gelöst, wie es der Vaterſtadt Gutenbergs am Säcularfeſte der Erfindung der Buchdruckerkunſt ziemte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 14. Juli 1840.

— Das Glöckchen erklingt, an die Abfahrt mahnend, und ruft mir
Reiſegenoſſen herbei — welch ein unendlicher Schwarm!
Nochmals Glockengeläut — und nun, erſt leis ſich bewegend,
Plötzlich in ſchwindelnder Flucht raſſeln die Wagen davon.
Häuſer und Gärten und Bäum' und Gefild, als ſtürzten ſie ſturmſchnell
Her, ſo erſcheinen ſie kaum, als ſie vorübergeflohn.

W. Strauß.

Die Eiſenbahn zwiſchen München und Augsburg.

Wir dürfen jezt auch von Eiſenbahnen mitſprechen, wir Münchner=Augsburger; wir beſitzen nicht mehr bloß das Comité, lange genug unſer einziges Unterpfand, ſondern auch wirklich die eiſernen Spuren ſeiner Thätigkeit auf viele Stunden weit, wenn auch noch nicht auf der ganzen Strecke, die erſt im Oktober fertig werden ſoll. Wir freuen uns darüber; zunächſt nicht wegen der commerziellen Folgen, die allerdings von Manchen unter Hinzudenken eines Schienenweges von München nach Salzburg und Trieſt, von Augsburg nach Nürnberg und Norddeutſchland in's Unermeßliche geſponnen werden, ſondern weil wir den Weg zwiſchen beiden Städten für langweilig halten, und alſo froh ſind, ſchnell darüber wegzukommen. Dies iſt wenigſtens der Ausdruck der Stimmung der Menge, welche der Heerſtraße über Dachau oder Fürſtenfeldbruck, die ſich zwiſchen ſtillen Weiden, über kornbewachſene Hügel, durch fruchtbare Thäler, durch Waldesgrün und freundliche Dörfer dahinſchlängelt, herzlich gram iſt. So verwöhnt ſind wir durch unſere Nachbarſchaft! Wir wollen Donauufer, Rheingegenden, Seegelände, Hochgebirge. Wie viel glücklicher iſt der knapper gehaltene Landsmann aus dem Norden, vom Strande der Oſtſee und Nordſee, aus der ſandigen Mark, aus der Limburgerhaide, der hier herum ſchon zu ſchwelgen anfängt! In unſern Hügeln achtet er die jungen Söhne der alten Berge, die am Horizonte ſtehen, in unſern Thälern ſieht er dichteriſch nur Idyllenſcenerie, aus der raſchen, grünen Iſar weht ihn der kühle Duft der Gletſcher an, aus deren Mutterhauſe ſie entſpringt, und über Alles legt ſich ihm verherrlichend der zaubervolle Nimbus des goldenen „Süden,“ von dem er daheim ſo viel geleſen und den er gutmüthig bei uns ſchon beginnen läßt.

Der Bahnhof zu München liegt eine kleine halbe Stunde vor dem Thore, ein Mißſtand, der dadurch an Gewicht verliert, daß die Gäſte durch eigene, von der Anſtalt beſtellte Fiaker aus den Ringmauern herausgeholt werden, bis es einmal zur Erwerbung eines näher gelegenen Grundes kommt, wozu die Schießſtätte auserſehen iſt, oder wenigſtens war, denn die Unterhandlungen darüber ſollen wieder aufgegeben ſeyn. Wer den Pſchorbraukeller kennt, den ungeheuern, der von ſeiner künſtlichen Eſplanade herab freundlich über die Stadt hinblickt und die endloſe Ebene, kennt auch den Bahnhof, denn er liegt zu jenes Füßen, in einer Ecke des Marsfeldes, ganz nahe an der Landsbergerſtraße, gegenüber von Nymphenburg. Es iſt ein hohes, hölzernes Gehäuſe, von deſſen Firſt herunter die Landesflagge weht, an

Digitized by Google

deſſen Fronte auf großer ſchwarzer Tafel Bedeutung und Zweck des Gebäudes ausgeſprochen ſind. Von ſeinen Seiten löſen ſich hohe Planken ab, die einen beträchtlichen Hofraum einfangen, das Arſenal der Bahn. Vor den Eingängen ſind zwei hölzerne Tempelchen, unbeſtimmbarer Ordnung, in denen der Reiſende ſein Opfer darbringt, welches er im Vergleich zu andern Bahnen immer noch etwas hoch zu finden geneigt iſt. Die Glocke, die über dem Giebel des Bahnhauſes hängt, läßt ſich vor der Abfahrt dreimal hören. Beim zweiten Male öffnen ſich die Thore des Hauſes, um ſich beim dritten Male wieder hinter der Menge zu ſchließen. Zwei große Empfangszimmer beherbergen die Reiſenden die wenigen Minuten bis zur Abfahrt. — Endlich iſt's an der Zeit und das fahrluſtige Volk ſtrömt hinaus in die große Halle, die die Anfange der Bahn überwölbt und in welcher in langer Reihe die Wagen bereit ſtehen, die rauchende Maſchine an der Spitze. Die beiden engliſchen Wagenlenker hanthieren auf dieſer und ſchüren den Brand, der glühend herausglozt aus der Eſſe, während ſie ſelbſt, ſchwarz und rußig vom Kopf bis zur Zehe, zwei Dämonen gleichen, die an den Pforten der Hölle ſtehen. Der Wagen ſind viererlei. Die lezte Claſſe iſt ein viereckiger Kaſten ohne Deckel, mit hölzernen Bänken, ohne Schutz gegen Regen oder Sonne — der Lieblingsplatz der Landleute. Die nächſte Claſſe erfreut ſich ſchon gepolſterter Sitze; vor der Sonne ſchüzt die Bedachung und gegen den einſchlagenden Regen die ledernen Vorhänge zu beiden Seiten. Wer's noch beſſer haben will, dem gewährt die zweite Claſſe nicht allein gepolſterte Sitze, ſondern auch gepolſterte Rücklehnen, und die beſten und vornehmſten Wagen führen Glasfenſter. In ihr Inneres aber guckte ich nicht hinein, gerade um mir's deſto ſchöner ausmalen zu können. Da denke ich mir ſammtene, ſchwellende Kiſſen, mit goldenen Stäben eingefaßt, weiche Eiderdunenpolſter an den Seiten zur Ruhe für das müde Haupt, und den Plafond ſchmücken vielleicht geſchichtliche Fresken von Julius Schnorr von Carolsfeld. — Eine Menge Diener laufen unterdeſſen hin und her, ermahnend, helfend und rathend, die meiſten in der Bahnlivree, einem krapprothen Frack mit ſchwarzen Aufſchlägen; das Haupt bedeckt eine Jokeimütze, deren Frontiſpice die Inſignien der Anſtalt zeigt, ein geflügeltes Rad, das auf einer Schiene ruht.

Wir ſitzen; die Maſchine gibt ſich mit einem durchdringenden Pfiffe ſelbſt das Zeichen und rollt davon. Man weiß ſchon, wie es nun geht: das Ungethüm jagt raſſelnd, dampfend, ſchnaubend dahin, und darüber kommt die ganze Gegend in Unordnung und fährt wie beſeſſen durch einander. Die fernen Höhen kommen eiligſt näher, einzelne Häuſer ſchießen pfeilſchnell daher und fahren pfeilſchnell wieder davon. Wenn man durch die Alleebäume auf die Gebirge ſieht, ſo iſt's gerade, als wenn die ungeheure Zugſpitze den andern nachjagte, die luſtig vor ihr davon laufen. Fährt man durch einen Hain, ſo laſſen ſich zwar die vordern Bäume an der Straße ganz vernünftig an, aber hinten im Walde ſieht es aus, als ob die Bäume ſcherzend durcheinander liefen. Die Menſchen, die an der Bahn ſtehen, erſcheinen von Ferne recht menſchlich, aber im Vorüberfahren verfließen ſie in's Formloſe und werden erſt hinter einem wieder conſiſtent. Und alle dieſe Wunder ſieht man auf den guten Polſtern recht ruhig an und raucht eine Cigarre dazu.

Wir fahren am Hirſchpark vorüber; jezt ſehen wir die Mauern und die Bäume des Nymphenburger Gartens und darüber die Zinnen des hohen Schloſſes. Die Anlage iſt aus jener Zeit, wo die deutſchen Verſailles geſtiftet wurden, mit den endloſen, geraden Avenuen, in denen die noblen Ahnen auf und ab parlirten, mit den Fontanen, die dem Himmel drohen, mit den Göttern und Göttinnen, deren Nacktheit jezt die Flechte deckt, und mit den wundervollen Coups d'oeil durch ausgehauene Waldungen und andere beſiegte Naturhinderniſſe hindurch auf halbe Tagereiſen weit entfernte Kirchthürme, deren Uhrblatt man mit unendlicher Freude mit dem Teleſcope heranzog. Die Luſtſchlöſſer haben auch ihre Fata; jezt ſpiegeln ſich dieſe weißen Gemäuer öde und verlaſſen in den Baſſins ihrer Springbrunnen. Berg am Wurmſee, Tegernſee und Hohenſchwangau in ihrer herrlichen Natur ſind für die Fürſten an ihre Stelle getreten, und was das Volk betrifft, ſo zählt das ländliche Ebenhauſen, vier Stunden ober der Stadt am Iſarraine gelegen, wo der ganze Zug der blauen Rieſen, die das bayeriſche Flachland gegen Süden umgürten, überſehen werden kann, an einem Tage oft mehr Beſucher als das ſtolze Nymphenburg in einem halben Jahre.

(Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprüchwörtern.

(Fortſetzung.)

Noch ſagt der Deutſche: „Beſſer fliehen, denn ſchändlich ſchlagen.“ Der Franzoſe, dem eben der Sieg allein das Ziel iſt, der überhaupt beinahe überall das nächſte Ziel für das lezte anſieht, würde einen ſolchen Spruch für Unſinn oder Feigheit halten. Der Deutſche aber, dem der Sieg nur ein Mittel iſt, kann die Flucht für natürlich, für klug anſehen, wenn ihn die Verhältniſſe zwingen wollen, ſich da zu ſchlagen, wo ihm

Digitized by Google

das Ziel, zu dem der Sieg als Mittel führen ſoll, als ein Unrecht oder eine Schmach erſcheint. Dieſer Gegenſatz wird noch klarer im Worte:

Ein Krieger, der daniederliegt,
So wohl ein Krieger als der da ſiegt.

So aber darf mit allem Fug und Recht ein Volk ſprechen, das, oft beſiegt, nie unterlag, das nach zehn, zwanzig verlornen Schlachten, in der ein- und zwanzigſten ſtärker, muthiger, ſelbſtvertrauender erſcheint als in der erſten, das noch in der lezten Schlacht, die dieſen Namen verdient, geſtern beſiegt, heute den Sieger vernichtete. So darf ein Volk von ſich ſelbſt ſagen, welches das Gefühl in ſich trägt: „Wer weicht, kann ein andermal ſchlagen,“ das ſich am Tage der verlornen Schlacht ruhig geſteht: „Fallen iſt keine Schande, aber liegen bleiben.“

Es liegt in allen dieſen Sprüchen ſo viel Ernſt, ſo viel Ruhe, ſo viel geräuſchloſe Kraft und prunkloſes Selbſtvertrauen, daß man als Deutſcher keck der Zukunft entgegenſehen kann, wie auch im Norden und im Süden Sturmwolken ſich häufen mögen. Dieſe geräuſchloſe Kraft, dieſes prunkloſe Selbſtvertrauen erklart es von ſelbſt, wenn es im deutſchen Sprüchworte heißt:

Wer droht,
Macht dich nicht todt.

Der Franzoſe hat ebenſowenig Vertrauen auf diejenigen, die viel Lärm mit ihrer Tapferkeit machen, und ſagt: „Le chien qui aboie ne mord pas.“ So unbedingt iſt aber der Deutſche nicht, und wenn er auch nicht gerade befürchtet, daß der Drohende ihn tödte, ſo ſagt er doch: „Wer droht, warnt,“ und auf die Gefahr gefaßt, rüſtet er ſich getroſt, um ihr im Falle der Noth zu widerſtehen.

Der Gegenſatz zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen geht durch alle dieſe Sprüchwörter klar durch. Es bleibt noch etwas übrig, das ihn noch ſchärfer hervorhebt. Die lezten zehn Jahre ſahen in Frankreich kaum ein Miniſterium an's Staatsruder kommen, das ſich nicht alle mögliche Mühe gab, ſich unter den Schutz eines *glorreichen Schwertes*, d'une épée glorieuse zu ſtellen. Wo der einer Regierung abging, glaubte man nicht ſicher zu ſeyn, als fehle dem Hauſe das ſchützende Dach. Das deutſche Sprüchwort aber ſagt ſtreng und einfach: „*Junge Krieger, alte Kriecher*.“ Die Weisheit auf der Straße in Deutſchland muß ihre Gründe für dies ſtrenge Urtheil haben, und es erklärt ſich ſchon halbwegs, wenn man bedenkt, daß der Deutſche den Krieg für ein Mittel und nicht für den Zweck anſieht, daß alſo der, der ſich zum Krieger, als *ſolcher*, nicht als Vertheidiger von Hof und Herd, von Weib und Kind, als Kämpfer für Freiheit und Recht hergibt, eben das Mittel über den Zweck ſtellt und ſomit dem *dient*, der den Zweck will, ihm *dient*, welches auch der Zweck ſeyn mag. Und von ſolchen Helden darf dann das Sprüchwort wahrlich mit Recht ſagen: „Junge Krieger, alte Kriecher,“ ohne zu befürchten, ſehr oft ein ungerechtes Urtheil zu fällen.

Es iſt nicht meine Sache, darnach zu ſehen, in welchem Maaße ſich dieſes Urtheil in Deutſchland beſtätigt; aber Frankreichs Geſchichte von 1813 an hat nicht von Jahr zu Jahr, ſondern von Tag zu Tag Belege dafür aufzuweiſen, daß jener Spruch in Frankreich ein Wahrwort iſt. Die Kriecherei der Generale des Kaiſerthums vor ihrem Götzen Napoleon iſt bekannt genug, und ebenſo bekannt, wie ſie ihn verließen, als es mehr denn dieſe Kriecherei gebraucht hätte, um den Sturz ihres Idols zu verhindern. Kaum war Napoleon beſiegt, als ſeine Helden eben ſo demüthig vor Ludwig XVIII. krochen. Das Julikönigthum aber habe ich ſtark im Verdacht, daß es gar wohl wußte, wie ſehr die Zeit jene épées glorieuses nach und nach abgenuzt hat, und ſie nur hervorſuchte, weil es ganz gut deutſch verſteht, und ſo einmal irgendwo dem Sprüchlein: „Junge Krieger, alte Kriecher“ begegnet ſeyn und ſich's gemerkt haben mag. Jedenfalls aber beweist denn doch das Haſchen nach jenen roſtigen glorreichen Degen im Gegenſatze zu dem angeführten deutſchen Wahrworte den Widerſpruch, der auch in dieſer Beziehung in franzöſiſchem und deutſchem Weſen liegt, und der ſich ſo ganz natürlich erklärt, wenn man bedenkt, daß der Franzoſe ſtets den nächſten Zweck zum augenblicklichen Endziele ſeines Strebens macht, während der Deutſche nie vergißt, daß über demſelben hinaus noch ganz andere Ziele liegen, wenn man bedenkt, daß die franzöſiſche *Gloire* ein *Ziel*, der deutſche *Kriegsruhm* ein *Mittel* iſt.

Die Franzoſen haben mit dem Zauberworte Gloire die ſchönſten Heldenthaten vollbracht, ſie werden mit demſelben noch manche blutige Schlacht gewinnen. Aber ſo lange die Gloire nicht ein Mittel wird zur Erreichung eines höhern Menſchheitszweckes, ſo lange ſie ſich ſelbſt Zweck und Endziel bleibt, werden alle dieſe Schlachten nur zu einer Campagne von Moskau, zu einem Abgrunde führen. Die Deutſchen können ruhiger der Zukunft entgegenſehen. Noch oft mögen ſie geſchlagen werden, da der Zuſtand des Landes vorerſt kaum die erſte Bedingung der äußern Kraft, Vereinigung aller innern Kräfte, hoffen läßt. Sie werden vielleicht noch oft ſich ſagen müſſen: „*Fallen iſt keine Schande, wohl aber liegen bleiben*.“ Aber wie oft dies auch geſchehen mag, ſo wird es doch *am Ende* ſtets heißen, wie im Sprüchworte:

Wer im Krieg will Unglück han,
Fang es mit den Deutſchen an.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Das Buchdruckerjubiläum.

Wenn gleich nicht, wie in manchen andern Städten, durch öffentliche Feſtaufzüge, ſo iſt doch auch bei uns die vierte Säcularfeier der größten Erfindung aller Zeiten auf würdige und erhebende Weiſe vor ſich gegangen. Die Schweſterſtädte Hamburg und Altona hatten ſich zu dem Zwecke vereinigt, und aus ihrer Mitte ein Comité gebildet, dem die Leitung und Anordnung des Ganzen aufgetragen worden war. Das hübſche, den gehörigen Raum darbietende Apollotheater war zum Feſtlocale erwählt und mit Gutenbergs Standbild und ſonſt ſinnig und entſprechend geſchmückt worden. Die Koſten wurden zum Theil von der Stadt, zum Theil von den hier anweſenden Typographen getragen und waren nicht unbeträchtlich. An die hieſigen Behörden und ſonſtigen Honoratioren wurden über 500 Einlaßkarten ausgetheilt; außerdem erhielt jeder hier anweſende Typograph zwei Karten, wovon er eine verſchenken durfte. Lange ſtand es dahin, ob man auch die hieſigen Literaten zur Theilnahme auffordern wolle, und erſt nach manchen Debatten kam man dahin überein, den hieſigen Redaktoren geachteter Blätter, ſo wie deren namhaften Mitarbeitern, Einlaßkarten zuzuſenden; ſo wurde der Schimpf glücklich von uns abgewendet, die Literatur von einem Feſte ausgeſchloſſen zu haben, das ſie am nächſten angeht. — Der am Morgen des 24ſten um neun Uhr ſich verſammelnden Theilnehmer mochten etwa 3000 ſeyn. Die Feſtlichkeit begann mit einer vom Paſtor Freudentheil gedichteten und von H. Schäffer trefflich komponirten Cantate, deren erſterem Theile eine Rede des Profeſſors Wurm folgte. Die Geſänge wurden von den Mitgliedern der hieſigen Liedertafel, welche einige ausgezeichnete Talente zählt, mit großer Präciſion und Begeiſterung ausgeführt. Einen wahrhaft ſtürmiſchen Beifall ärntete aber Profeſſor Wurm durch ſeine eben ſo ſchöne als freiſinnige Rede, die gegen die Cenſur gerichtet war und durch geſchichtliche Argumente zu beweiſen ſuchte, daß die Cenſur noch nie Revolutionen unterdrückt, wohl aber die Unterdrückung der Preßfreiheit ſolche hervorgerufen habe. Es iſt ſchade, daß wir nicht hoffen dürfen, dieſe in jeder Hinſicht gediegene Rede durch den Druck verbreitet zu ſehen. Unſer Cenſor für den nicht politiſchen Theil der hier erſcheinenden Schriften, Doktor Hoffmann, war nicht nur bei dieſer Rede gegenwärtig, ſondern machte auch eine gute Miene zum böſen Spiel, was ihm Lob und Ehre erwarb. Doch will man bemerkt haben, daß einige Herrn den Saal während der Rede verließen. Nach derſelben folgte der zweite Theil der Feſtcantate. Hierauf erhob ſich der Präſes des Comité, Neſtler, um einige, gleichfalls gut aufgenommene Worte, die den vorzunehmenden techniſchen Arbeiten zur Einleitung dienen ſollten, zu den Verſammelten zu reden. Während eines Feſtmarſches wurde jezt auf einer alten Preſſe, die, wie bekannt, vier Jahrhunderte hindurch nur wenige Veränderungen erlitten hat, ein getreuer Probedruck der 42zeiligen Gutenbergſchen Bibel, auf einer eiſernen aber ein von dem hieſigen Typographen C. M. Eb zur Feier des Tages gedichtetes Lied gedruckt und zum Andenken vertheilt. Auf einer neuen, von unſerm talentvollen Mitbürger, Mechanikus Schumacher gefertigten Preſſe druckte man darauf eine gedrängte Geſchichte der Erfindung des Bücherdrucks in Tafelformat, die gleichfalls an die Anweſenden vertheilt wurde. Den Schluß der techniſchen Arbeiten machte man damit, daß man einige Lettern, namentlich den Buchſtaben G nach dem älteſten und dem neueſten Schnitte goß und ſie vertheilte. Das Ganze ſchloß mit einem zu dieſem Zwecke gedichteten und von allen Anweſenden mit Begeiſterung geſungenen Feſtliede, das vom Muſikchor begleitet wurde. — Gegen vier Uhr Nachmittags verſammelte man ſich in demſelben Lokale zu einem glänzenden Feſtmahl, an dem ſämmtliche Typographen, mit Ausnahme der Burſchen, die beſonders bewirthet wurden, und viele Andere Theil nahmen; es hatten ſich etwa vierhundert Perſonen dazu unterzeichnet. An Liedern, Toaſts und Reden fehlte es auch hier nicht; die etwas freie Rede eines jezt hier anweſenden ſüddeutſchen Literaten würde vielleicht einigen Anſtoß gegeben haben, wenn die Muſik nicht ſchnell eingefallen wäre; auch unſer Profeſſor Wiebel, ein geachteter, höchſt freiſinniger Mann, würde mit ſeinem Toaſt auf das Blei und Antimonium, woraus bekanntlich die Lettern gegoſſen werden, in manchem Staate ſchwerlich gut angekommen ſeyn. Wir waren indeß unter uns und hatten uns gehütet, das hier anweſende diplomatiſche Corps zu der Feſtlichkeit einzuladen; auch hatte man nicht, wie in Frankfurt, das Anſinnen an uns geſtellt, die Lieder, Reden und auszubringenden Toaſts erſt der Cenſur vorzulegen, und der gleichfalls anweſende Cenſor drückte die Ohren zu. Die bei dem Feſtmahle geſungenen Lieder waren vom Doktor Hahn, der ſich bereits durch ſeine launige Poeſien, bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Schulgebäudes, vortheilhaft ausgezeichnet hatte, von Clemens (Gercke) und Eb; außerdem wurden mehrere ſchon bekannte und recht paſſende geſungen. — Am Sonnabend, den 27ſten, fand ein Feſtball in dem ſchönen Locale der Erholung ſtatt, damit die Frauen der Typographen, welche bis dahin ausgeſchloſſen geweſen waren, doch auch ihren Antheil an der Feſtlichkeit erhielten, und am 29ſten wurde, zur Beförderung eines wohlthätigen Zweckes, gegen Entrée, noch einmal im Apolloſaale die daſelbſt am 24ſten gehaltene Feier wiederholt, damit auch diejenigen ſie ſehen könnten, die bisher keinen Theil daran gehabt. Die Unterzeichnung ſoll indeß dürftig ausgefallen ſeyn, und dieſe Nachfeier fand überhaupt wenigen Beifall. Die Wohlthätigkeit iſt zwar eine ſchöne Sache, allein dieſes Feſt hätte ohne alle Beimiſchung bleiben ſollen. — Die Feſtlichkeiten wurden im Uebrigen durch nichts geſtört, und nicht nur die zunächſt dabei Betheiligten nahmen daran Antheil, ſondern die ganze Bevölkerung dieſer großen Stadt. Daß aus den Häuſern einiger angeſehenen Buchdruckerprinzipale geflaggt wurde, konnte nicht auffallen, wohl aber, daß die Schiffe und Barken auf der Elbe und Alſter flaggten, was immer einen impoſanten Anblick gewährt, und mehr noch, daß nicht nur einige Ewerführer — ſo nennt man Leute, welche die Waaren von den Seeſchiffen in ihren großen Kähnen oder Ewern an die Stadt bringen — flaggten, ſondern ſogar ihre Häuſer illuminirten. Man iſt gewohnt, dieſe Klaſſe von Gewerbtreibenden, obgleich man viele Reiche darunter zählt, für ungebildet zu halten; ſie hat aber bei dieſer Gelegenheit einen erfreulichen Beweis vom Gegentheil abgelegt. — Möge nun auch das große Feſt anderer Orten mit mehr Pomp und Pracht begangen worden ſeyn, herzlicher, ſinniger und erhebender gewiß nicht, als bei uns. Nichts trübte noch ſtörte es; viele ſind davon tief ergriffen worden und die Bedeutſamkeit deſſelben wurde ſelbſt dem Ungebildeten klar. Bei den Kunſtgenoſſen namentlich ſprach ſich eine Begeiſterung aus, die gewiß nicht ohne Nachhaltigkeit bleiben wird, indem man durch ſie zu dem klaren Bewußtſeyn gekommen iſt, was die vor vier Jahrhunderten gemachte große Erfindung eigentlich zu ſagen hat.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. Juli 1840.

O weckt, ihr Dichter! weckt ſie vom Schlummer auf,
Die jezt noch ſchlafen.

Hölderlin.

Das Lied von den Bergen.

Drei Jahre ſind's, daß ich mit dir
Und deinem Geiſte lebe,
O Alpenwelt, und dich in mir
Rein aufzubauen ſtrebe.
Die Wallfahrt hab' ich neu gewagt,
Und heller hat mir ſchon getagt
Der Blick auf deinen kühnen Höhn.
O Schauſpiel, ewig groß und ſchön!
Ich ſchaue, ſtaune, bebe.

Ja, wer die Zunge hätte, die
Von dieſen Wundern ſänge,
Daß die gewalt'ge Melodie
Der Berge voll erklänge!
Hinwandeln müßte ſolch ein Sang
Zum niedern Land im Donnergang,
Durchbrauſen wie ein Waſſerfall
Mit lautem Schall und Wiederhall
Das ſtaubige Gedränge.

Das wär' ein Lied voll ſichrer Ruh,
Voll Frieden und voll Schrecken,
Und Einer ſäng's dem Andern zu,
So weit ſich Berge recken.
Ein Schlachtgeſang vor jedem Krieg,
Ein Friedenslied nach jedem Sieg!
Der Hirte ſäng's im Abendroth,
Der Bauer ſäng's in Schweiß und Noth,
In Städten, Dörfern, Flecken.

Auf weitem, heißem Ocean,
Wenn ſchlaff die Segel hingen,
Fing' ein Matros es einmal an
Aus voller Bruſt zu ſingen;
Und alle Rudrer hörten auf,
Die ganze Mannſchaft ſchrie' zuhauf,
Als müßte jedes Seemanns Herz,
Der aus den Bergen ſtammt, vor Schmerz
Und herbem Heimweh ſpringen.

Von dieſem Lied, voll Kraft und That,
Hört' ich verlorne Laute,
Als auf des Faulhorns höchſtem Grat
Ich Morgens um mich ſchaute.
Die Luft war bis in's Tiefſte klar,
Die Schneewelt leuchtend wunderbar,
Rundum ein glühend Auferſtehn,
Und hinten weithin See'n an See'n —
Daß mir's vor Wonne graute.

Digitized by Google

Und lebt er nicht, ſo muß er noch,
Der Dichter muß noch kommen,
Durch den des Schweigens träges Joch
Den Bergen wird genommen.
Dann wird die ſtumme Schönheit Ton,
Vom brünſtigen Pygmalion
Umfaßt mit ſtarkem Geiſtesarm,
Da glühen alle Gletſcher warm,
Von ſeiner Brunſt entglommen.

Hab' ich einmal ein Lied gemacht,
Das voller klang und freier,
Es klang von eurer Pracht entfacht,
Ihr Alpen, euch zur Feier.
Und war es arm und reizentblößt,
War's, wie ihr ſelbſt, noch nicht erlöst;
Ich ſang, wie mir's der Gott beſchied,
Der über'm Schnee ſein heiſres Lied
Dem Adler gab und Geier.

Ludwig Seeger.

Die Eiſenbahn zwiſchen München und Augsburg.

(Fortſetzung.)

Außer dem nahen Nymphenburg ſehen wir aber auch noch weit im Süden das blaue Hochgebirge in ſeiner Alpenmajeſtät, und gegen Norden, aber um vieles näher, den Höhenzug, auf dem der Markt und das weitgeſehene Schloß von Dachau liegt, und von da herauf nach einander die uralten, agilolfingiſchen Dörfer, die ſchon lange ſtanden, ehe München erwähnt wird. — Die Maſchine hält: wir ſind in Lochhauſen, einem ſtillen, verlegenen Dörfchen, zwei Stunden von München, von welchem ehedem nur die nächſten Nachbarn etwas wußten, und das nun den Münchnern ſo bekannt geworden iſt, wie Neuberghauſen oder Heſſellohe. Dieſe Ortſchaft war nämlich viele Monden lang der Port, in dem der Dampfwagen ſeine Fahrt beſchloß, zu einer Zeit, da er noch in Windeln lag und ſich nicht weiter getraute, weil die Schienen nicht gelegt waren. Damit ging ein glücklicher Stern auf für Lochhauſen, das überraſcht und freudetrunken täglich Hunderte von Hauptſtädtern ankommen ſah, die die Eiſenbahn hatten probiren wollen. Dieſe Frequenz hat allerlei abgeſetzt; ein dergleichen Niederſchlag iſt zum Beiſpiel der ſchmucke Wirthshauspavillon von Holz rechts der Bahn, und das mächtige Belvedere gleichen Stoffes zu ſeiner Seite, eigens erbaut, damit die früher angekommenen Münchner den ſpäter daher rollenden entgegenſehen können. Linker Hand hat die Anſtalt coloniſirt und verſchiedene hölzerne Gebäude errichtet, mit zierlichen Geländern und anderm Schmuck, was Alles die Bedeutſamkeit der Station recht ſchön zu erkennen gibt. Auch iſt hier eine Anhöhe durchgegraben, deren Ränder ein gemauerter Bogen verbindet, der geſchmackvoll entworfen und nagelneu, wie er iſt, die Umgebung nicht wenig heraushebt.

Nach ein paar Minuten, während welcher rings Paſſagiere ausgeſchifft und andere an Bord geladen worden ſind, macht ſich der Zug wieder auf und eilt wieder tobend davon. Doch wird noch an verſchiedenen Dörfern gehalten, ehe wir nach Nannhofen kommen, das acht Stunden von München liegt und gegenwärtig der äußerſte Punkt iſt, bis zu dem die Locomotive geht. Allenthalben werden an den Stationen Gebäude errichtet für die Leute der Bahn und geräumige Hallen zur Unterkunft für die Wartenden. — Bald nachdem wir Lochhauſen verlaſſen haben, kommen wir in die Gegend von Fürſtenfeld, deſſen Zinnen ſich jenſeits des Waldes erheben und uns an die düſtere Geſchichte erinnern von Herzog Ludwig dem Strengen und ſeiner ſchönen Gemahlin, Maria von Brabant. Man weiß, daß der Herzog einen tapfern Feldhauptmann hatte, Heinrich von Hirſchau, der von der edlen Frau beim Schachſpiel einſt vergebens begehrte, ſie ſolle ihn duzen, wie ſie es andern Rittern that, und daß ihm ſpäter, als er mit dem Herrn in der Pfalz am Rhein verweilte, die Gebieterin ſchrieb, er ſolle gerne erhalten, was er einſt von ihr verlangt, wenn er den lange zögernden Gemahl zur ſchnelleren Heimkehr bewege. Der Brief ging mit einem andern ab, der an den Herzog gerichtet war. Der Bote verwechſelte ſie; jener an Herrn Heinrich von Hirſchau kommt in die Hände des Herzogs, der, die Worte mißverſtehend, von der Wuth der Eiferſucht zerriſſen, heranſjagt nach Donauwörth, wo Maria auf der Burg von Mangoldſtein ſeiner Rückkehr harrte, und die Herzogstochter von Brabant enthaupten ließ (18. Febr. 1256). Als er nun bald die Unſchuld der Gemordeten erfuhr, da ſoll ihm der Gram in einer Nacht die Haare gebleicht haben, und zur Sühne ſeiner That ſtiftete er das Kloſter zu Fürſtenfeld für den Orden der Ciſterz. Jezt hauſen aber einhundert Invaliden in den Cellen, wo vordem die frommen Mönche für Ludwig des Strengen Seele beteten. — Jenſeits des Waldes liegt auch die Kaiſerwieſe, dem Freunde vaterländiſcher Geſchichte denkwürdig. In dieſe Gegend war an einem Tage im Weinmonde 1347 Kaiſer Ludwig der Bayer aus ſeiner Burg zu München auf die Bärenjagd gezogen, und als er über dieſe Au ritt, ſank er plötzlich vom Roſſe und ſchloß für immer die müden Augen. Das Volk heißt deßwegen die Au noch bis auf dieſen Tag

Digitized by Google

die Kaiſerwieſe, und König Maximilian Joſeph errichtete hier 1808 zum Gedächtniß eine Denkſäule.

Nun ſind wir in Nannhofen und ſteigen immerhin zufrieden aus, wenn auch anderthalb Stunden darauf gegangen ſind, um die Strecke von acht Stunden zurückzulegen. Dieſe lange Dauer der Fahrt iſt zunächſt dem oftmaligen Anhalten zuzuſchreiben; denn außer der Zeitverſäumniß in den verſchiedenen Dörfern geht aus der Kürze der Stationen auch noch der Uebelſtand hervor, daß der Drache an der Spitze nie dazu kommt, ſeine Flügel ſo recht kräftig zu ſchlagen, weil er immer ſchon wieder am Ziele iſt, wenn er gerade in den beſten Eifer gerathen will. — Die Leute aus den Wagen der vierten Claſſe verlieren ſich nun in den Feldern und im Holze und gehen ihren Ortſchaften zu oder auf dem Fußwege nach Augsburg; die andern aber übergeben ſich den Augsburger Lohnkutſchern, die mit ihren Wagen ſchon auf ſie warten. Wir haben uns noch durch einen kurzen Feldweg durchzuarbeiten und ſind dann auf der Heerſtraße, die in einer freundlichen Gegend durch mehrere Kirchdörfer zieht, bis wir nach Merching kommen in's Poſthaus, wo gehalten und gefüttert wird. Den Reiſenden von Diſtinction empfängt hier ein ſchiefes Zimmerchen, das manches Abſtoßende bietet. Die Fliegen fallen den Eintretenden lärmend an, Alles hat ein ſchäbiges, verwittertes Anſehen und der Braten iſt verſchmort, das Salatöl ſtinkt. Es verändert auch nichts an der Sache, daß ein Groſchenbild als Ornament an der Wand hängt, das die Einnahme von Belgrad durch die Kaiſerlichen unter Laudon darſtellt. Der Poſthalter denkt freilich: was kümmern mich dieſe Gäſte? bald wächſt mir die Bahn über den Kopf und dann habe ich das Nachſehen von den Reiſenden, die da draußen vorbeirollen, und wegen weniger Wochen will ich nichts ändern in meinem Hausſtande. Eine ſolche Ideenreihe entſchuldigt aber höchſtens nur den Schmutz in ſeinem Herrenſtübchen, nie jedoch ſeine Rechnungen. Ehemals war es bei uns auf dem platten Lande lächerlich wohlfeil, dabei freilich auch nicht Alles ſo rein und blank, wie es in beſuchtern Gegenden, in der Schweiz oder am Rheine zu finden iſt. Wenn man ſich nun auch die Reinlichkeit nicht ablaufen laſſen will, ſo konnte man doch in den beſcheidenen Zechen eine Art Vergleichsvorſchlag finden, mit dem Gebotenen, wie es auch ſey, vorlieb zu nehmen, maßen es ja faſt umſonſt zu haben. Jezt aber lebt man in ſolchen Häuſern auf dem Lande theurer als in den Gaſthöfen der Städte, und wenn man das bedenkt, ſo findet man ihre Schäbigkeit doch etwas unverſchämt.

(Fortſetzung folgt.)

Aſtronomiſche Notizen.

In der Sitzung der Pariſer Akademie vom 29ſten Juni theilte Arago eine Reihe von aſtronomiſchen Beobachtungen mit, welche im vorigen Jahr auf der römiſchen Sternwarte unter Vicos Leitung angeſtellt worden.

Caſſini (geb. 1625) entdeckte zuerſt in Italien auf der Scheibe der Venus Flecken, welche er ſpäter in Frankreich, obgleich ihm weit kräftigere Inſtrumente zu Gebot ſtanden, nie wieder finden konnte. Aus dieſen Flecken und der Bewegung derſelben ſchloß Caſſini, daß ſich die Venus um ihre Achſe drehe, und zwar in ungefähr drei-und-zwanzig Stunden. Bianchini, durch fehlerhafte mikrometriſche Meſſungen irre geführt, behauptete, die Umdrehungszeit betrage vier-und-zwanzig Tage. Später beobachtete der deutſche Schröter ſorgfältig die Geſtalt der Hörner der Venus; er bemerkte, daß je nach 23 Stunden 21 Minuten 7 Sekunden genau dieſelbe Phaſe wiederkehrte, und erklärte dies für die Umdrehungsperiode des Planeten. Manche Aſtronomen wollten dieſen Schluß nicht gelten laſſen, und man ſah mit Ungeduld ferneren genauen Beobachtungen entgegen, welche dieſen wichtigen Punkt berichtigten. Die römiſchen Aſtronomen widmeten dieſer Aufgabe einen großen Theil des Jahrs 1839. Sie hatten den glücklichen Gedanken, die Flecken der Venus bei Tag zu beobachten; ſie bemerkten bald, daß die Meſſungen ſo viel beſſer gelangen, als bei Nacht, wo die ſtarke Strahlung des Geſtirns hinderlich iſt. Sie kamen dabei genau auf das Reſultat von Schröter, und durch dieſe auffallende Uebereinſtimmung iſt der bisher immer noch zweifelhafte Punkt definitiv entſchieden.

Die römiſchen Aſtronomen beſtätigen vollkommen die ſchon früher gemachte Beobachtung, daß der Ring des Saturn nicht nur in zwei, ſondern in mehrere geſonderte Stücke getheilt erſcheint. Beſtehen wirklich ſolche Unterabtheilungen? iſt der ſonderbare Ring des Planeten wirklich aus einer Menge ringförmiger, von einander geſchiedener Maſſen zuſammengeſezt, wie die römiſchen Beobachter zu glauben ſcheinen? Kommen nicht vielmehr die ſchwarzen Striche, die man für leere Zwiſchenräume hält, mit den Streifen auf der Scheibe des Jupiters und des Saturns ſelbſt überein? Arago mag hierüber nicht abſprechen; aber leztere Annahme ſcheint deſto wahrſcheinlicher, da häufig jene Unterabtheilungen zu verſchwinden ſcheinen, ohne daß ſich dies aus der Stellung des Planeten oder ſeinem größern Abſtand von der Erde oder dem Zuſtand der Luft erklärte.

Die römiſchen Aſtronomen wollen ſchon nach kurzen Intervallen am merkwürdigen Nebel im Orion bedeutende Veränderungen der Geſtalt bemerkt haben. Dergleichen Beobachtungen wurden ſchon früher gemacht, namentlich von Herſchel und Legentil. Darf man die Wirklichkeit ſolcher Veränderungen annehmen? Bis jezt iſt es immer noch wahrſcheinlicher, daß eine optiſche Täuſchung dabei zu Grunde liegt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juni.

Frühe Saiſon. Neubauten.

Die Schönheit des diesmaligen April hat ohne Zweifel Veranlaſſung zu einer ungewöhnlichen Beſchleunigung mancher

Brunnenreiſe gegeben. So war denn auch hier ſchon im erſten Drittheil des Mai eine anſehnliche Zahl auswärtiger Beſucher vorhanden, zu einer Zeit, wo in der Regel noch nicht alle für die Kur und den Aufenthalt der Brunnengäſte erforderlichen Maaßregeln getroffen ſind. So vermißten manche ſehr, daß die öffentlichen Badeanſtalten noch nicht im Gange waren. Der im Ganzen auf das Bedürfniß der die hieſigen Heilquellen Benutzenden löbliche Sorgfalt verwendenden Obrigkeit wird dies unfehlbar zu einem Winke dienen, künftig die frühere Herſtellung des für die Badeſaiſon Nothwendigen anzuordnen. Auch die nach jedem Winter unerläßliche Ausbeſſerung der öffentlichen Spaziergänge und zu den Anhöhen führenden Fußpfade, ſo wie die Aufſtellung der Ruhebänke, war in der erſten Hälfte des Mai noch nicht überall zu Stande gebracht. — Das vorige Jahr hat den hieſigen Kurort mit einer wohlthätigen Stiftung bereichert. Der auch als Gelehrter und Dichter rühmlich bekannte Erzbiſchof Pyrker hat in der Marienbadgaſſe ein „Militär-Offizier-Badehaus“ errichtet. Unter dieſem Namen iſt in der diesjährigen Badeliſte das neue Inſtitut aufgeführt, deſſen Aufſchrift über der Hausthür alſo lautet: SALVTI MILITVM. D. D. Joannes Ladislaus Pyrker, Patriarcha Archiepiscopus Agriensis. MDCCCXXXIX. Auch die allgemeine Baukunſt hat im vergangenen Jahre die Hände nicht in den Schoos gelegt. Hie und da ſind wieder Gebäude aufgeſtiegen, welche den hier im Allgemeinen noch vorherrſchenden Bauſtyl, der aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts zu ſtammen ſcheint, durch größere und angenehmere Verhältniſſe zu überbieten ſtreben. Unter anderm zeigt die immer weiter hinauswachſende Egerſtraße wieder mehrere, recht anſehnliche Häuſer. Eines davon erhielt während meiner Anweſenheit die Aufſchrift: „zum Diamant.“ Einem andern, ebenfalls anſehnlichen neuen Gebäude ſteht die Taufe noch bevor. Auf der zum Hirſchenſprunge führenden Berggaſſe entdeckte ich eben ein neues Haus; es führt den Titel: „Zum Walter Scott.“ Da von jeher der größte Raum der meiſten hieſigen Häuſer auf die Kurgäſte während der Brunnenſaiſon berechnet war, ſo dürfte die fortdauernde Vermehrung der Gebäude wohl in der ſeit einiger Zeit ſehr überhand nehmenden Vorliebe zu Neubauten, nicht aber in einer richtigen Berechnung des Ertrags ihren Grund haben, und manchem Hausbeſitzer künftig mehr zur Einbuße als zum Gewinne gereichen, während den auswärtigen Beſuchern dadurch die Bürgſchaft wird, daß die ſeitherigen Miethpreiſe ſich nicht wohl ſteigern können. — Viele, zum Theil hochbejahrte Einwohner beweiſen durch fortdauerndes körperliches Wohlſeyn den Nutzen der hieſigen Badekur. Auch der Karlsbader Sauerbrunnen bewährt ſich als ein Geſundheitsbefeſtiger. Das auffallendſte Beiſpiel liefert der Wirth des Hauſes auf der Wieſe „zum grünen Papagey.“ Sich unausgeſezt dieſes Brunnens bedienend, iſt der ziemlich wohlhabende Mann in einem Alter von 89 Jahren noch ſo rüſtig und munter, daß ihm die tägliche Feldarbeit zum Zeitvertreibe, keineswegs zur Beſchwerde gereicht. — Es wäre lächerlich, an das Schauſpielhaus eines mit Naturſchönheit reich begabten Brunnenortes, wie Karlsbad, große Kunſtforderungen zu machen. Der Kunſt fehlen hier natürlich die pecuniären Kräfte, um mit der Größe der Natur Hand in Hand gehen zu können. Gleichwohl iſt die Schaubühne (und zwar ſelbſt die mangelhafteſte) ein faſt unſchätzbarer Nothnagel bei unfreundlicher Witterung. In den erſten Tagen meines Hierſeyns verſuchte ſich auf dem hieſigen Theater die gewöhnlich in benachbarten Städten ſpielende Bratſchiſche Truppe im Komiſchen, Sentimentalen und Tragiſchen, zuweilen mit ziemlichem Erfolg. Später nahm die im Sommer regelmäßig hier ihren Sitz habende Lutziſche Geſellſchaft, diesmal unter dem Prädikate des ſtändiſchen Theaters in Klagenfurt, triumphirend die von jener verlaſſene Kunſtſphäre ein. — In diätetiſcher Hinſicht vielleicht etwas weniger angemeſſen zu einem nach richtigen Prinzipien geordneten Brunnentreiben, als das rein paſſive Hinnehmen einer auf Erſchütterung des Zwerchfells zweckenden Theaterdarſtellung, aber gleichwohl bei übelgelauntem Wetter kaum zu entbehren, iſt die literariſche Unterhaltung. Die beiden Hauptzweige derſelben ſind Politik und Belletriſtik. Neues darin wird durch die Buchhandlungen von Cronberger und Weber beſorgt, auch gibt es einen Leſeſaal im Mühlbadhauſe, wo uns das Löſchpapier der Zeitungen in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher, ruſſiſcher und böhmiſcher Zunge anredet. Das dafür zu Entrichtende kann man auch, gegen die Anzahl der dargebotenen Leſereien gehalten, nicht eben unverhältnißmäßig hoch nennen. Allein für die, welche, auf eine Mannigfaltigkeit ſolcher Art Verzicht leiſtend, nur immer irgend ein neues Buch zu durchblättern und es, wenn ſie damit fertig ſind, gegen ein anderes zu vertauſchen wünſchen, iſt der Preis viel zu theuer. Unbegreiflich daher, daß es in ganz Karlsbad keine einzige ſogenannte Leihbibliothek gibt, wie in Töplitz, wo deren mehrere ihr Fortkommen finden. Uebrigens curſirt in den öſterreichiſchen Staaten eine Maſſe, hauptſächlich auf Unterhaltung berechneter Literatur, welche anderwärts in Deutſchland nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden. So liegt hier eben ein über zwei Alphabete eng gedruckter Bogen enthaltendes Werk in Großquart unter dem Titel: „Erinnerungen an merkwürdige Gegenſtände und Begebenheiten“ vor mir, das wahrſcheinlich einzig innerhalb Oeſterreichs Grenzen ſeinen Vertrieb hat. Es gibt zunächſt Novellen, Sagen und Geſchichten, nebſt einer außerordentlichen Menge lithographiſcher Abbildungen aller Art, und beſonders auch muſikaliſcher Notenblätter. Ein Schlußwort ſagt, daß dem Jahre 1839, dem dieſes auf recht ſchönes Papier gedruckte Werk angehört, ſchon achtzehn Jahrgänge vorausgeſchickt worden. Welch eines großen Abſatzes muß ſich dieſe Zeitſchrift in ihrem Geburtslande erfreuen, da die Verlagshandlung (Medau in Leitmeriz und Prag) ihre Rechnung ſo lange dabei findet, obſchon der Preis, trotz des bedeutenden Koſtenaufwandes, nicht höher als auf 2 Gulden 24 Kreuzer C.M. geſtellt iſt. Man kann zudem nicht ſagen, daß es dem gelieferten Inhalte an Mannigfaltigkeit gebreche. Unter manchem recht Leſenswerthen gibt es darin auch ein Nachtſtück von J. N. Vogl, „der Krieger“ betitelt, das, wenn auch allerdings die Gefühle des Leſers auf die Folter ſpannend, doch durch Wahrheit und Kunſt der Darſtellung anziehend und befriedigend wird. Ob Alles, was ſich vorfindet, eigener Zuwachs oder andern Schriften entlehnt iſt, läßt ſich ſchwer beantworten; Nutzen und Unterhaltung aber gewährt die Sammlung gewiß. Der humoriſtiſche Theil der Novellen iſt freilich nicht ihre glänzendſte Seite.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 19.

Mittwoch, 15. Juli 1840.

[227] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio ſecunda.

1ſte und 2te Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

1ſte und 2te Lieferung, Subſcriptionspreis für jede Lieferung 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erſcheinen und zum Subſcriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben ſeyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten iſt, mehr als 12 Lieferungen umfaſſen, ſo wird der Preis dadurch für die Subſcribenten nicht erhöht, ſondern die nachfolgenden Bogen denſelben gratis nachgeliefert.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie **Loudon Hortus britannicus** ed. 2. London 1830—39 und **Sweet Hortus britannicus** ed 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens

Digitized by Google

nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt wird.

Der Druck dieſes Werkes wird möglichſt beſchleunigt, ſo daß jeden Monat eine Lieferung die Preſſe verlaſſen und das vollſtändige Werk innerhalb Jahresfriſt fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[182] So eben ist erschienen und an die etc. Subscribenten versandt worden:

Friedrich und Napoleon.

Parallele vom

K. Preuss. General-Lieutenant von Minutoli.

Mit Kriegstheater Friedrich d. Gr. und Napoleons und Portrait.

Subscriptionspreis 1⅔ Rthlr. — Velinp. 2⅔ Rthlr. — einzeln das Kriegstheater 16 Gr., das höchst ähnliche und als Zimmerverzierung sehr geeignete Portrait Friedrich des Grossen 12 Gr.

Für Militairs und Historiker von grosser Wichtigkeit, der höchst populären Darstellung wegen auch den Gebildeten aller Stände sehr zu empfehlen und darf wohl in keiner Lesebibliothek oder Lesecirkel fehlen.

Marsch, comp. von Friedrich dem Grossen. Partitur 10 Gr., arr. f. Piano 4 Gr., f. Flöte oder Violine 4 Gr. Dieser und der „Hohenfriedberger-Marsch" sind in die K. Preussische und Kaiserl. Russische Armee eingeführt worden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, in Wien durch Gerold, Tendler etc., in Prag durch Haase Söhne, in Pesth etc. etc.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[218] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Handschriften

der

k. k. Hofbibliothek in Wien,

im

Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen,

verzeichnet und excerpirt

von

Joseph Chmel,

regul. Chorherrn des Stiftes St. Florian und k. k. geheimer Hof- und Haus-Archivar zu Wien.

Erster Band.

gr. 8. Wien 1840. Preis 3 Rthlr. 8 Gr. sächs.

Die handschriftlichen Schätze der k. k. Hofbibliothek in Wien, soferne sie Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit betreffen, sollen nach und nach dem literarischen Publikum vorgeführt werden. Von den beiläufig 3000 Handschriften, die dahin gehören, werden in die diesem ersten Bande 240 verzeichnet und excerpirt. — Nicht wenige der interessanteren Briefe und Actenstücke sind vollständig abgedruckt. — Die Geschichte Kaisers Maximilian I., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Matthias wird durch die mitgetheilten Handschriften vorzüglich beleuchtet. Aber auch die Geschichte der Literatur und der Kultur, nicht blos Oesterreichs, wird durch die angeführten Stücke bereichert. — Der Herausgeber genoss bei der Verfertigung dieses mühsamen Werkes die dankbarst anzuerkennende Unterstützung und Förderung von Seiten der k. k. Hofbibliothek, es ist zu erwarten, dass das Publikum den Fortgang der Bekanntmachung dieser allgemein interessanten literarischen Schätze durch seine Theilnahme ebenfalls fördere und möglich mache. Ein Register erleichtert den Gebrauch.

---

[230] Im Verlage der B. G. Kurtz'ſchen Buchhandlung in Reutlingen iſt ſo eben erſchienen:

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsſtadt izt Königlich Würtembergiſchen Kreisſtadt **Reutlingen**, vom Urſprung an bis zu Ende der Reformation 1577 großentheils aus Akten und Manuſcripten gezogen, in ſo fern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformations-Geſchichte Deutſchlands, von Prof. Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Zwei Theile. 46¼ Bogen in groß Octav. Preis geheftet 4 fl. 48. oder 3 Thlr.

Dieſes, für den Liebhaber und Kenner der Geſchichte, intereſſante Werk kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

---

[222] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subſcription angenommen auf die

zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage

der

Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Das Werk erſcheint in 6 Bänden oder 24 Lieferungen, zuſammen gegen 250 Bogen enthaltend.

Jeden Monat wird eine Lieferung, alle 4 Monate ein Band ausgegeben, die erſte Lieferung am 1. Auguſt, der erſte Band am 1. November.

Subſcriptionspreiſe:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maſchinenvelinpapier, die Lieferung 12 Gr., der Band 2 Thlr.

Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Ausführliche Ankündigungen über dieſes Unternehmen ſind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[233]

Erinnerungs-Blatt

an die

IV. SÄCULARFEIER DER ERFINDUNG DER BUCHDRUCKERKUNST.

GUTENBERG

IN SEINER WERKSTATT.

GEMALT VON

H. NIEMANN.

LITHOGRAPHIRT VON

L. ZOELLNER.

20 Zoll hoch, 17 Zoll breit.

Das Original befindet sich in der Galerie

Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Das grosse und welteinwirkende Ereigniss der Erfindung der Buchdruckerkunst, deren

400jährige Jubelfeier

in diesem Jahre begangen werden wird, steht als eine so wunderbare Fügung der allgütigen Vorsehung, als ein so erhabenes Zeugniss der schöpferischen Kraft des menschlichen Geistes, und als ein so mächtiges, in seiner segensreichen, weitverbreiteten und tiefeingreifenden Wirksamkeit durch nichts aufhaltbares Mittel der Veredlung der Menschheit vor aller Welt Augen da, dass es wohl ein glücklicher Gedanke des berühmten Malers Niemann war, den Moment des endlichen Gelingens der Erfinduug durch ein meisterhaftes Gemälde zu versinnlichen.

Gutenberg sitzt im Vordergrunde und betrachtet die erste gelungene Probe des Abzuges eines Verses der heiligen Schrift. Hinter ihm steht der Gehülfe seiner Mühe und Arbeiten, **Schoeffer:** Selige Freude ruht auf dem Antlitz der beiden Erfinder, und es durchfliegt die höhere Ahnung ihren Geist, welche unzerstörbare Wohlthat sie der Menschheit für alle Jahrhunderte erwiesen haben.

Dieses Gemälde, welches die Bewunderung aller Kenner, wie aller Laien erhielt, befand sich auf der Leipziger Kunstausstellung, wurde von dem **Leipziger Kunstvereine** angekauft, fiel durch das Loos Seiner Durchlaucht dem regierenden Herrn Fürsten von Sondershausen zu, und der berühmte Lithograph Louis Zoellner übernahm es, eine Copie davon auf Stein anzufertigen. Zugleich haben Seine Durchlaucht demselben erlaubt, Höchstihm das lithographirte Blatt widmen zu dürfen.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt den verehrlichen Mitgliedern des Leipziger Kunstvereins keine schönere Erinnerungstafel an die Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst anbieten zu können, als dieses auf dieselbe den innigsten Bezug habende lithographirte Blatt, das durch seine Ausführung als Zimmerverzierung in den Räumen der Kunstgenossen, wie in den Sälen der Kunstfreunde Platz zu nehmen geeignet ist.

Der Preis in schwarzem Abdruck auf schönem Velinpapier ist 2 Thlr.
Dasselbe auf chines. Papier . . . . 3 „
Dasselbe auf das sorgfältigste colorirt . . . . . . 5 „
Dasselbe in Oel gemalt, auf Rahmen und Leinwand gezogen 4 Frd'or.

---

[229] **Aubert & Co. de Paris,**

Editeurs du Charivari, de la Caricature etc. etc.

à Leipzig chez Leopold Michelsen.

Lithographies en tous genres, — études, modeles de dessin, — Albums et livres pour les enfants, — les dames et les demoiselles, — livres comiques ornés de planches amusantes.

Die Mode in den Salons, die Tiſche mit Albums auszuſchmücken, um die Geſellſchaft auf dem Lande bei ſchlechtem Wetter, ſo wie in der Stadt in den langen Winter-Soireen angenehm zu unterhalten, iſt jetzt allgemein in Frankreich, England und Rußland angenommen; überzeugt, daß dieſe Liebhaberei gewiß auch bald in allen größern Städten Deutſchlands Aufnahme finden wird, haben ſich die Herren Aubert und Comp. in Paris, die einzigen Herausgeber ſolcher ſich dazu eignender Werke, veranlaßt gefunden, eine vollſtändige Auswahl derſelben nach Leipzig an ihren Commiſſionär für ganz Deutſchland, Leopold Michelſen, zu ſenden, der alle reſp. Aufträge aufs Prompteſte ausführen wird.

Galerie de la Presse et des Beaux Arts.

Dieſes ausgezeichnete Werk enthält in 2 Bänden in 4. 98 Portraits mit 98 Biographien der berühmteſten Männer in Paris, Schriftſteller, Künſtler, Journaliſten ꝛc., die Portraits ſind von den beſten Künſtlern in Paris lithographirt.

Digitized by Google

Le Museé pour rire.

2 Bände in 4. mit 100 Caricaturen franzöſiſcher Sitten nebſt Erklärung derſelben, ein ſchönes Werk als Album für Salons.

Les Cent et Un Robert Macaire.

2 ſchöne Bände in 4., in demſelben Geſchmack wie das vorhergehende Werk, voller beißender Satyre auf die Pariſer Sitten und Handel; von dieſem Werke wurden binnen Kurzem 5000 Exempl. in Frankreich verkauft.

Vorschriften zum Zeichnen von Julien.

Dieſe Studien und Muſter ſind für die königlichen Schulen angefertigt und in allen Collèges von der Regierung angenommen worden; es iſt das beſte Werk, was in Frankreich in dieſer Art erſchienen iſt.

Komische Albums, Albums für Kinder, Musterbücher für Fabrikbesitzer, Decorationen, Ornamente etc. etc.

---

[226] Bei C. B. Polet in Leipzig erſchien neu:

Album

deutſcher Typographen. Feſtgabe beim Hochfeſte Gutenbergs und der 4ten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt am 24., 25. und 26. Juni 1840.
8. broch. 8 Gr.

Geſchichte

der Stadt Leipzig von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Von K. Groß.
Mit vielen ſchönen Abbildungen. 2 Bde. gr. 8. 5 Thlr.

Die Volksſagen,

Mährchen und Legenden des Kaiſerſtaates Oeſterreich. Geſammelt und herausgegeben von Ludwig Bechſtein.
2r Bd. 2s Heft mit Stahlſtich. 8. 4 Gr.

---

[225] **Supplemente zu ſämmtlichen Biographien des großen Königs.**

Durch alle ſolide Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geiſt Friedrichs des Großen.

Eine Anthologie
aus ſeinen ſämmtlichen Werken
mit einer Abbildung des Modells zur Friedrichs-Statue.

12 Bogen ſauber broch. Preis 12 Gr. (54 kr. rhein. 45 kr. C.-M.)

Berlin.

Liebmann u. Comp.

---

[204] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Zur Geschichte und Geographie von Alt-Italien,

von

Dr. G. F. Grotefend,
Director am Lyc. in Hannover.

Erstes Heft. Aelteste Kunde von Italien bis zur Römerherrschaft. Mit einer Karte von Italien nach Skylax von Karianda. gr. 8. 1840. geh. ⅔ Thlr.

---

[235] Bei Ferdinand Enke in Erlangen iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schimper, Karl, Gedichte. gr. 8. 22 Bogen. geh. 2 fl. 42 kr.

In einem zahlreichen Kreiſe von Gebildeten, Kennern und ſelbſtdichtenden Freunden hatten dieſe Gedichte ſich eines beſondern Beifalls zu erfreuen, und auch unſer großer Dichter, Herr Profeſſor Friedrich Rückert fand ſie vollkommen gearbeitet und höchſt originell. Wir ſind daher in jeder Hinſicht ſicher, mehr als gewöhnliches Mittelgut zu bieten, eine geordnete Sammlung, die bei näherer Durchſicht ſich immer mehr nur ſelbſt empfehlen kann, ſo daß jeder Leſer ſie gerne wird behalten wollen.

---

[231] In der Dietrich'ſchen Buchhandlung in Göttingen erſcheinen:

G. Chr. Lichtenbergs

vermiſchte Schriften.

Neue, mit ungedruckten Aufſätzen, Briefen u. ſ. w.

vermehrte Ausgabe
herausgegeben
von den Söhnen Lichtenbergs
in 5—6 Bänden Schiller-Format.

Dieſe Ausgabe wird nur die belletriſtiſchen Schriften enthalten und ſich durch Inhalt und Ausſtattung vor der frühern bedeutend auszeichnen.

---

[95] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte
der
brittiſchen
Baumwollen-Manufaktur,
und
Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zuſtand.

Nach dem Engliſchen
des
Edward Baine d. j.
frei bearbeitet
von
Dr. Chriſtoph Bernoulli,
Profeſſor der induſtriellen Wiſſenſchaften zu Baſel.

Mit 12 engliſchen Stahlſtichen.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Erſter Abſchnitt: Urſprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abſchnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abſchnitt: Frühere Geſchichte der engliſchen Manufaktur. Vierter Abſchnitt: Erſte Schritte zur Maſchinenſpinnerei. Fünfter Abſchnitt: Gründung der mechaniſchen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abſchnitt: Weitere Fortſchritte der Maſchinenſpinnerei. Siebenter Abſchnitt: Einführung der Dampfmaſchinen und der mechaniſchen Webſtühle. Achter Abſchnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abſchnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abſchnitt: Commercielle Verhältniſſe. Elfter Abſchnitt: Dermaliger Belang der brittiſchen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abſchnitt: Zuſtand und Lage der arbeitenden Klaſſen. Dreizehnter Abſchnitt: Ausſichten.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 16. Juli 1840.

I, an old turtle,
Will wing me to some wither'd bug, and there
Lament, what's never to be found again.

Shakespeare.
winter's tale.

Erzählungen einer Groſsmutter.

Vergangene Jahre.

Ich bin eine alte, abgehärtete Frau; was Weichlichkeit und eine gewiſſe in Mode ſtehende Empfindſamkeit betrifft, ſo habe ich auch nicht ſo viel davon in meinem Weſen, als nöthig iſt, um die allergewöhnlichſte Romanfigur auszuſtatten. Aber man nennt mich eine gutmüthige Frau, die Niemanden etwas zu Leide thut, und wenn ich im Dorfe mich zeige, bin ich immer umgeben von Alt und Jung, die mich um etwas fragen, oder mir etwas zu erzählen haben. Mit dieſer Theilnahme bin ich zufrieden und verlange keinen größern Einfluß auf meine Nebenmenſchen.

Einſt war ich jung und leidlich hübſch. Mein Vater, deſſen einzige Gehülfin ich nach dem frühen Tod meiner Mutter wurde, erzog mich ſo, daß die Sonne meine Haut frühzeitig bräunte, die Kälte die feine Politur meiner Hände zu nichte machte, damit ich nicht lernte auf dieſe Dinge eitel ſeyn. Bei alle dem hatte ich eine zierliche, kleine Figur, und ich weiß mich recht wohl zu erinnern, daß ich nie einen Schnürleib angelegt, und die Leute doch fanden, daß meine Taille nicht zu den unebenſten und plumpſten gehöre. Jezt gehe ich gebückt einher; die Jahre vergehen.

Aus meinem Leben, das vielleicht das ruhigſte iſt, das jemals gelebt worden, weiß ich in der That keine einzige merkwürdige Begebenheit zu erzählen. Was ich jezt berichten will, iſt eben auch nichts, als was tauſend Menſchen erlebt haben, und von dem ſie nicht ſprechen, weil ſie überzeugt ſind, daß es Niemand intereſſiren kann. Ich denke aber hierüber anders. In den wenigen Büchern, die mir zu Geſichte gekommen, hat mich immer das am meiſten beſchäftigt, was der Verfaſſer unbewußt ſich entſchlüpfen ließ, und was nicht zur Geſchichte gehört; ich konnte hierüber lange und anhaltend nachdenken. So haben ſich auch in mein Leben gewiſſe Stunden eingeſchlichen, gewiſſe immer wiederkehrende Betrachtungen, die mir gerade wie jene Stellen in meinen Büchern abſichtlos in die Begebenheiten eingeſtreut erſchienen. Sie mögen aber doch nicht ganz abſichtlos ſeyn.

Mein Vater war in ſeiner Jugend unbemittelt, ſpäter hatte er ſich durch anhaltenden Fleiß ein recht hübſches Beſitzthum erworben, ein Landgut mit einem, eine Stunde davon entlegenen Vorwerk. Hieher ſchickte er mich oft, und zwar machte ich dieſen Weg immer in einem kleinen Wägelchen, das mir eigends zugehörte, und mit einem Pferde, das gleichfalls mein Eigenthum war und das ich ſelbſt lenkte. Dieſer Wagen hieß der

Digitized by Google

Jungfernwagen, weil nie ein Mann darin Platz genommen hatte, bis mein Bräutigam mit mir einſtieg.

Auf dieſem Gute lebe ich noch jezt und immer noch fahre ich in meinem kleinen Wagen auf das Vorwerk. — Jeder Strauch am Wege, jeder Stein, faſt jede Blume iſt mir bekannt. Zu jeder Tageszeit, in jedem Wetter bin ich dieſe Straße gezogen. Der Weg führt zwiſchen zwei Kornfeldern durch; dies gibt im Frühling einen angenehmen Blick auf eine herrliche, lichtgrüne Fläche, und im Hochſommer eine nicht minder ergötzliche Ausſicht auf wogende, von üppigem Reichthum geſchwellte goldgelbe Aehren. Hat man die Kornfelder zurückgelegt, ſo taucht Anfangs wie eine feine Spitze, dann aber immer deutlicher der Kirchthurm aus einem Gebüſche von Nußbäumen und Buchen hervor. Iſt man den Hügel hinan, ſo ſieht man die Kirche und den Gottesacker in ſeiner ganzen Ausdehnung rechts vor ſich liegen, links breiten ſich die Gehöfte des Vorwerks aus.

Neulich am dritten Sonntage nach Trinitatis machte ich den Weg in einer ſpäten Stunde der Nacht. Die Erde lag ſchweigend und ſtill. Ich kann mich nicht erinnern, eine ſo lautloſe Nacht erlebt zu haben. Der Tag war ſchwül geweſen, Höherauch hatte die Ferne gedeckt, jezt aber war der Himmel völlig wolkenleer, und nicht das leiſeſte Lüftchen ging, aber aus der Erde drang eine wohlthätige Kühlung, ein eigenthümlicher, die Bruſt ſüß beklemmender Athem der Nacht. Wie ich meinen Wagen ſachte dahinrollen ließ, hörte ich auf den Ruf der Schnarrwachtel, und dieſer Ton, den in der Stille der Nacht und zwiſchen zwei hochſtehenden Kornfeldern wohl Niemand noch ohne beſonderes Gefühl gehört hat, ſenkte auch mich in die wunderlichſten Gedanken und Erinnerungen. Ich gedachte der Tage, die nicht mehr ſind; ich gedachte der Stunden, die nie wiederkommen werden. Aber glaubt nicht, daß mein Herz deßhalb beſonders ſchwer wurde: ich bin eine alte, abgehärtete Frau.

Mein treues Thier ſah ſich nach mir um, als wollte er fragen: Warum ſizſt du ſo allein, Alte? — Wohl war einſt jedes Plätzen dieſes Wagens gefüllt. Vor vierzig Jahren ſaßen auf dieſen Bänken drei hübſche, lachende Mädchengeſtalten, eine munterer und muthwilliger wie die andere, und ich mußte dieſe loſe Truppe kutſchiren. Von dieſen Mädchen ſind noch zwei am Leben, aber es ſind greiſe Mütterchen wie ich, und lange nicht ſo rüſtig. Später führte ich meinen Vater, dann meinen Mann, und war nicht wenig ſtolz darauf; noch ſpäter, wenn ich den Weg machte, wimmelte um mich ein Neſt von Kindern. Jezt ſitze ich allein.

(Fortſetzung folgt.)

Die Eiſenbahn zwiſchen München und Augsburg.

(Fortſetzung.)

Nicht weit von Merching fährt man durch Mehring, ein anſehnliches Pfarrdorf, und hier tritt man in das breite Blachfeld, das der Lech durchſtrömt. Auf dieſer Seite heißt es die Mehringer Au und iſt zum Theil angebaut; jenſeits des Stromes dehnt ſich weithin das kahle Lechfeld, wo einſt Kaiſer Otto die Magyaren ſchlug, wovon den Augsburgern noch viel Gedächtniß geblieben, da ſie ſelbſt männlich dabei ſtritten, den heiligen Biſchof Udalrich voran, unter dem Banner ihrer Stadt, welches ein Bürger, der ſtolze Hirſch genannt, getragen hat. Rechts wird die Niederung vom Lechrain begrenzt, einem Hügelzug wechſelnder Höhe, auf deſſen Scheitel das Dorf Kiſſing liegt, wo der „bayriſche Hieſel" geboren worden, der vielbeſungene Räuberhauptmann, der einſt groß war in den Ländern zwiſchen Lech und Iller, und deſſen Ruf ein gewaltiges Echo fand auch in den bayriſchen Gauen. Weiter unten krönt die Anhöhe das Städtchen Friedberg, das freundlich herunter blickt, denn die Zeiten ſind vorbei, wo es als bayriſche Grenzveſte die kecken Augsburger ſchrecken ſollte. Unten im Thale, näher heran, bezeichnet ein Kirchlein die Stelle, wo St. Afra, die renige Buhlerin, zu Römerzeiten den Feuertod erlitten hat. Links aber ſehen wir über grauen Weidenbäumen und hohen Pappeln ſchon lange die Thürme der alten, großen Auguſta, die ſich in ihrer ganzen Länge vor uns ausbreitet. — Wir fahren über die Lechbrücke, der jezt eine Doppelgängerin erwachſen iſt, die Brücke für die Bahn, welche ſauber und nett, wie aus dem Ei geſchält, etwas weiter oben über den Fluß ſpringt. Unten rauſcht der gelbe Bergſtrom, ſeit mehr denn einem Jahrtauſende bis auf den heutigen Tag die Grenze der Bayern und der Schwaben, in Sitten und mehr noch in der Mundart. In Friedberg hört man noch die volle, tiefe Sprache der Bojoaren in alter Kraft, unter den Thoren von Augsburg ſchon die helle, niedliche der Allemannen in ihrer ganzen Reinheit. Nur die Volkstracht hat ſich nicht an den Strom gebunden, denn die zierlichen Hauben der ſchwäbiſchen Mädchen mit den langen, ſchwarzen Bändern haben ſich eine halbe Tagreiſe hereingezogen über den Lech.

Ich habe eine große Vorliebe für Augsburg. Ich bewundere die gewaltige Ausdehnung der Stadt, um ſo mehr, weil es nicht Vorſtädte und neuere Zuthaten und Anwüchſe ſind, was ſie ſo unermeßlich weit macht, ſondern weil ſie ſchon ſeit Jahrhunderten ſo groß und ſtattlich iſt in ihren Mauern, innerhalb ihrer hohen Wälle und

Digitized by Google

tiefen Graben. Mir gefällt's auch, daß ſich hier ſo viel Mittelalter in unſere Zeit hereingerettet hat, ſo viele Erinnerungen an vergangene Tage, ſo viele Wahrzeichen und Denkmäler. Welch herrlicher Spaziergang von St. Ulrichs Kirche herunter zum Fugger- und Weberhauſe, an dem gigantiſchen Rathhauſe und dem ragenden Perlachthurm, an der Veſte der Herrn von Imhof vorbei zum uralten Dome und zum weiten, grasbewachſenen Frohnhofe, wo ehemals die Turniere gehalten wurden! Faſt am meiſten freut mich das Haus der Imhofe, das ſchwarz, hoch und mächtig, wie eine der Burgen zu Florenz, über den Obſtmarkt emporragt. Von ſeinen gezackten Zinnen ſieht manch Jahrhundert auf die Obſtweiber herunter, die zu ſeinen Füßen kauern und ſich freilich wundern, daß man das alte, düſtere Haus nicht ſchon längſt weiß angeſtrichen und mit grünen Jalouſieen verſehen hat. Es ſind überhaupt ſo viele Häuſer in Augsburg, vor denen man gerne beſchauend ſtehen bleibt. In unſern neuzugerichteten Städten wollen nur die Straßen Eindruck machen; die Häuſer ſtellen ſich uniformirt in Reih und Glied und beſcheiden ſich, nur in der Linie mitzuzählen. Hier iſt es umgekehrt. Da iſt es in Stein ausgehauen, dort iſt's mit Farben aufgetragen, was das Gebäude für Anſprüche machte, was es für rühmliche Inſaßen hatte. Die frühern Zeiten mit ihrem Sinn für Oeffentlichkeit verargten's keinem, der zur Zier der Stadt mit ſeinem geiſtigen oder leiblichen Hab und Gut Prunk und Prahlerei trieb. Die Geſchlechter ſchmückten ihre Sitze mit ihrem und der lieben Vettern Wappen. Wie ſchön ſteht der gothiſche Erker an dem Hauſe der Herrn von Stetten! Wer etwas war beim Reich oder bei der Stadt, der ſetzte die Inſignien ſeiner Würde über ſein Portal und vergaß auch den Wahlſpruch nicht, dem nachlebend er es ſo weit gebracht. Der reiche Kaufherr entblödete ſich keineswegs, ſich im Federbarett und ſchwarzen Sammtrock zwiſchen die Fenſter ſeiner Wohnung malen zu laſſen, wie er weit von ſeinem Augsburg am fernen Meeresſtrande unter Palmen ſteht und vergnügten Sinnes den Mohrenknaben zuſieht, wie ſie die Säcke mit den merikaniſchen Dublonen vor ihm ausleeren. Der Gelehrte ließ ſich den ganzen Parnaß auf das Haus malen, ſammt den neun Schweſtern, der caſtaliſchen Quelle und dem Pegaſus. Seine Lieblingsmuſe führt ihn, den ſittſam erröthenden, hinauf zur Höhe, wo Apollo mit der Zither ſitzt und wohlaffektionirt herunterlächelt. Was iſt davon noch übrig? Geſchämig, ſcheu und ſchüchtern, wie wir ſind, erſehen wir das Alles durch eine Viſitenkarte, die am äußern Gitter angeſchlagen wird. Auch in Augsburg iſt das Meiſte von ſolchen Sachen ſchon überweißt. Dadurch verlieren aber die Häuſer ihre Individualität; man ſieht's ihnen an, daß ſie nicht mehr die Wohnplätze ſeßhafter Geſchlechter ſind von Jahrhunderten her, ſondern nur die Neſter heimathloſer Zugvögel, die flüchtig brüten und vorüberfliegen. — Und dann, wo iſt eine deutſche Stadt, die ſo ſchöne Denkmäler hat aus der prachtliebenden Zeit der Renaiſſance, wie die ehernen Brunnen, der Perlachthurm und das Rathhaus, die der gewaltige Elias Hell gebaut!

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Theater. Neue Dramatiker.

Sie kennen meinen Abſcheu vor dem Theatergeſchwätz. Ihre Leſer ſollen von dem Dunſt der Theaterlampen verſchont bleiben, in welchem unſere Wiener Literatur erſtickt; dies war mein feſter Vorſatz, als ich die Briefe zu ſchreiben begann, die ſeit einer Reihe von Monaten in dieſen Blättern einander folgen, und deren Verfaſſer, wie eifrig ihn auch die Wiener Neugierde zu errathen ſucht, bisher ſo glücklich war, unter dem Schutze ſeines ruhigen Incognito ſein Geſchäft und ſeine redliche Tendenz ungeſtört verfolgen zu können. In ſofern das Theater ein Spiegel der Geſellſchaft iſt, wird es freilich für denjenigen, der ihre Sitten und Zuſtände ſchildern will, zur Nothwendigkeit, auch ihm ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken; wer aber den ganzen Tag vor dem Spiegel ſteht und kein anderes, wichtigeres Geſchäft kennt als hineinzuſchauen, wie dies bei dem größten Theil der Wiener Tagesliteratur der Fall iſt, der iſt — doch wir wollen milder ſeyn und einen Menſchen für ſeine Neigungen und Fehler nicht verurtheilen, die eine Folge ſeiner Erziehung ſind. Wir wollen nicht hofmeiſtern, und zum Beweis, daß wir keine Pedanten ſind, wollen wir heute ſelbſt wieder einmal das Theater zum Gegenſtand unſerer Mittheilungen machen. – Das Hofburgtheater brachte ein neues Originaldrama: „Ines de Caſtro," Trauerſpiel von Wiesner. Wer kennt nicht Ines de Caſtro, die unglückliche Prinzenbraut, die unzählige Dichter verführte und ſie mit in ihr Unglück zog, indem ſie von ihnen als Drama behandelt wurde? Ines de Caſtro iſt kein dramatiſcher Stoff, und ohne mit theoretiſchen Gründen und Auseinanderſetzungen den Leſer zu behelligen, will ich nur die Erfahrung als Beweis ſprechen laſſen, daß keine von allen Bearbeitungen dieſes Stoffes, obgleich auch bedeutende Talente ſich daran verſucht, ſich auf den Bühnen erhalten hat. Ich wiederhole, ich will keine äſthetiſche Abhandlung hier geben. Die neue Bearbeitung hat große Vorzüge: hübſche Verſe, zarte Gedanken, einige glückliche Situationen. Allein was thut ein Drama mehr oder weniger? Nicht das Produkt iſt es, was bei einem neuauftretenden Dichter unſere meiſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt; der Dichter ſelbſt iſt es vielmehr. Die Literatur iſt eine Geſellſchaft wie jede andere: wenn man eine Zeitlang einander geſehen, iſt man ſich gewohnt; man kennt ſchon die Stoffe, über die ein jeder gerne ſpricht, die Späßchen, die der eine macht, die Escamotagen, die der andere produzirt, die Cotillonfiguren, mit welchen jener brillirt, die pathetiſchen Deklamationen des vierten, die breiten Erzählungen eines fünften; es ſind ja immer die alten wohlbekannten Geſichter, über die man ſchon unzählige Male medisirt, die man von Kopf bis zu Fuß gemuſtert hat. Aber nun tritt ein neues

Digitized by Google

Mitglied in die Geſellſchaft, ein Fremder: Alles erhebt ſich, alles lorgnettirt, Alles iſt ſtill und erwartungsvoll, Alles hofft, daß jezt ein neues Element die Geſellſchaft beleben werde. Von dieſer Seite müſſen die neuen Dramatiker betrachtet werden, und wenn „Richard Savage," „Otto III.," „die lezte weiße Roſe" lebhafter beſprochen werden, als dies bei andern Dramen geſchieht, ſo liegt der Grund nur darin, daß hier neue Namen ſich der Bühne bemächtigt. Was thut es, ob das Produkt einige Schwächen mehr oder weniger beſizt? hier handelt es ſich um den Produzenten und die Hoffnungen, die ſich an ihn knüpfen dürfen. Oft kann der erſte Schlag ein mißlungener ſeyn, weil die Hand eben allzukräftig und noch ungeübt iſt; oft kann der erſte Wurf ein glücklicher ſeyn, aus Zufall, der nicht wiederkehrt. Die neue Dichtung iſt wenig, der neue Dichter Alles. — Ich bemerkte ſeit langer Zeit im Parterre des Burgtheaters einen Mann, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn zu den jungen oder zu den ältern Leuten zählen ſollte. Eine kräftige, volle Figur, aber eine nachläßige Haltung, wie vom Leben gebeugt, ein ſchönes blaues Auge, aber halb erloſchen, wohlgeformte Züge, aber blaß, fahl ſogar. Dieſe Erſcheinung ſah ich faſt jeden Abend im Theater immer auf demſelben Flecke, das Auge ſtier auf jene Bretter gerichtet, welche dieſe elende Welt bedeuten ſollen. Ich erkundigte mich nach dem Namen dieſes ſonderbaren Mannes und hörte, er heiße Wiesner und ſey ein Dichter. Was hat er geſchrieben? fragte ich. Ich weiß es nicht, war die Antwort. Ich wußte es auch nicht und ſchämte mich deſſen. Die Zahl unſerer öſterreichiſchen Dichter iſt nicht ſo groß, daß man nicht die Wenigen, die zu dem hartbedrängten Kultus der Poeſie ſich bekennen, kennen ſollte. Ich erkundigte mich bei einem andern, und ich hörte, und die Thränen traten mir in die Augen. Ja, ihr Glücklichen, die ihr da draußen an dem Ruder der Preſſe ſizt und mit einer leichten Handbewegung das Schiff eurer Gedanken nach allen Richtungen lenkt, die ihr im Uebermuth eures Glücks hochmüthig über uns ſpöttelt und kalte, herzloſe Wize reißt, ſchaut unſere Herzen, ob ſie minder heiß von dem heiligen Feuer durchzogen werden als die euren. Ich will euch nur eine kleine Geſchichte erzählen von einem Poeten in Wien, deſſen Namen ihr nicht kennt, deſſen Wort nie zu euch gedrungen iſt, und deſſen Herz doch glühender und treuer an der Gottheit hängt, die wir Poeſie nennen, als das der meiſten unter euch.

(Fortſezung folgt.)

Karlsbad, Juni.

(Schluß.)

Karlsbad. Literatur. Kirchenfeſte. Klima.

Die noch wirkenden Aerzte Pöſchmann, Fleckles, Glawaczeck u. A. haben Manches über Karlsbads Brunnen und Localitäten bekannt gemacht, und in der neueſten Zeit erſcheint jährlich des Doktors de Carro zweckmäßiges Taſchenbuch. Dieſe Karlsbad-Literatur iſt ſo eben durch ein neues Werk vermehrt worden; in Prag ſind erſchienen: Memorabilien vom Jahr 1325 bis 1839, eine 506 Seiten ſtarke, chronologiſch zuſammengeſtellte Geſchichte von Karlsbad. Dem Verfaſſer, dem jezigen, in vielfacher Beziehung thätigen und nüzlich wirkenden Bürgermeiſter Lenhard ſtanden mehr als manchem Andern die Quellen zu einem ſolchen Werke zu Gebote. Auch hat er bei Verfolgung ſeines Zieles nicht verſäumt, durch manches hübſche geſchichtliche Curioſum die Aufmerkſamkeit ſelbſt derjenigen Leſer zu gewinnen, für deren Appetit das bloß Wiſſenſchaftliche eine zu trockene Schüſſel geweſen wäre. — Viel Theilnahme bewieſen die hieſigen Einwohner am Feſttage des Schuzpatrons von Böhmen, Johann von Nepomuk. Die Kirche war Vormittags mit Andächtigen gefüllt. Ein junger Prediger von anſprechendem Aeußern hielt dem Heiligen, der die Ausübung ſeiner Pflicht mit dem Leben büßen mußte, eine zweckmäßige, nicht mit kirchlichen Dogmen überfüllte Lobrede. Sein wohlklingendes Organ und natürlicher Ausdruck empfahl die herzlichen, einfachen Worte. Vor der Kirche ſtimmte am Feſte, und eine ganze Woche nachher alle Abende eine zahlreiche Verſammlung hieſiger Einwohner einen Chorgeſang an. Die Lieder waren das Tedeum und andere, von denen mehrere in proteſtantiſchen Kirchen ebenfalls vorkommen. Ueberhaupt ſcheint ein recht frommer Sinn den Bewohnern der Stadt und Gegend beizuwohnen. So gab es am 25ſten, 26ſten und 27ſten Mai in den Morgenſtunden Prozeſſionen aus der Kirche durch die Stadt nach der nächſten Umgebung. Voran zogen die Schulkinder männlichen und weiblichen Geſchlechts, an welche ſich ein Theil des Bürger- und des Bauernſtandes anſchloß. Ein Prieſter führte den durch Vortragung religiöſer Sinnbilder und Fahnen geſchmückten Zug. Erbaulicher Geſang belebte die Schritte der Theilnehmenden. Der Sinn der Handlung war ein vereintes Gebet von Stadt und Land um Segen zum Gedeihen der Feldfrüchte. Etwas Eigenthümliches dabei iſt, daß es allezeit den drei jüngſten Stadtbürgern obliegt, drei Heiligthümer, das Krucifix, ein Abbild der Auferſtehung und die Oſterkerze, als Symbol des ewigen Lichtes, voranzutragen. — Unſtreitig wird es wenige Jahre geben, in denen, wie diesmal, ſchon während des erſten Drittheils des Juni eine ſo große Anzahl fremder Brunnengäſte hier war. Und ſie haben nicht Urſache, es zu bereuen; wiewohl Morgen und Abende oft ſehr kühl waren, ſo hat doch im Allgemeinen eine verhältnißmäßig recht angemeſſene Temperatur vorgeherrſcht, eine Temperatur, welche unſtreitig auf das Gedeihen der Kur glücklicher einwirkte, als die vielleicht bevorſtehende erſchlaffende Hundstagshize. Im Allgemeinen hat freilich jeder Kurgaſt ſich auf einen häufigen Witterungswechſel gefaßt zu halten. Nicht ſelten fängt der Tag überaus warm an, wird aber bald nachher ſo kühl, daß ein nach der frühern Wärme ganz angemeſſen Bekleideter große Gefahr läuft, ſich zu erkälten. Nach den behaglichſten Sommertagen blickten einmal Morgens mitten aus den reizvollen Baumblüthen vollſtändig mit Schnee überzogene Dächer hervor. Es war am 21ſten Mai. Noch Mittags flimmerten im Sonnenglanze einzelne Schneeflocken. Glühendheiß dagegen war der zweite Juni; deſto eiſiger aber der ihm folgende Morgen, dem ein ſo kurzes als ſchweres Nachtgewitter vorangegangen war. — Obſchon die Brunnen und Promenaden die immer ſteigende Zunahme der Bevölkerung darthun, auch der glänzenden Equipagen immer mehr hin- und herrauſchen, ſind noch der Wohnungen, ſelbſt in den belebteſten Theilen der Stadt, zur Genüge vorhanden. Zu den ſehr frühzeitig Anweſenden gehörte unter andern der jezt in Jena lebende Hofrath Dahlmann. Täglich war er Morgens und zum Theil auch Nachmittags am Sprudel zu ſehen, hat aber nunmehr Karlsbad wieder verlaſſen. Er ſoll jezt hauptſächlich die Fortſezung ſeiner Geſchichte von Dänemark im Auge haben. — Der Badeliſte nach beläuft ſich die Zahl der angekommenen „Parthieen" (das heißt Einzelner ſowohl als ganzer zuſammen angelangter Familien) bereits auf nahe an vierhundert, und es ſind noch ſehr viel Wohnungen beſtellt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 17. Juli 1840.

Avant le canon, c'était une ville de guerre; on peut en juger par les remparts. Le sang y est superbe, la vie y est excellente; une société choisie, des promenades pittoresques. —

Picard.
La petite ville.

Die Eiſenbahn zwiſchen München und Augsburg.

(Schluß.)

Auch außerhalb der Thore iſt's ſchön und lieblich zu luſtwandeln. Hohe Mauern ziehen ſich um die Stadt, von vielen alterthümlichen, epheubewachſenen Thürmen überragt. Darunter iſt ein tiefer Graben, da und dort mit Waſſer eingelaſſen, in welchem Enten ſchnattern, an den meiſten Stellen trocken. Am Ufer des Grabens ſind die Spaziergänge, wohl um die ganze Stadt herum, oft von Thoren und Thorbrücken unterbrochen, mit dichtem Laubdach überdeckt, einerſeits mit der Anſicht des grauen, maleriſchen Gemäuers, andernſeits mit dem Einblicke in die Gärten der Landhäuſer, die am Wege ſtehen. In dieſem Umfange liegen manche ſchöne, öffentliche Luſtörter, wo ſich die Augsburger gütlich thun bei *ihren* herrlichen Würſten und ihrem Bier, das alle Jahre beſſer wird.

An einem Bache, der unter Gebüſchen eilfertig dahinrauſcht, iſt ein luſtiger Garten, wohin die ſchöne Welt zum Frühſtück kommt. — Da iſt Alles mit der dieſer Stadt eigenthümlichen Reinlichkeit geputzt und geſcheuert; die Bänke und Tiſche ſind ſo glatt, die Kieswege ſo zierlich, die Blumenbeete ſo niedlich und geſchmackvoll. Und die Mädchen und Frauen ſind ſo artig und lieblich und ſprechen eine ſo melodiſche Sprache mit ſo ſüß klingender, weicher Leierſtimme, wie man es nur in Schwaben hören kann. Vor Allem aber, was in der ſchönen Umgebung der Stadt erheitert und ergözt, glänzt der Spickel oder die Inſel, wie ſie ihn jezt euphemiſtiſch nennen, ein lichter Waldplaz, eine halbe Stunde von Augsburg, den die Arme des Lechs durchſtrömen. Da ſind freundliche Häuschen, aus denen ſchmucke Kellnerinnen Kaffee, Wein und Bier und anderes Labſal hervortragen, da ſind unter den nahen Zweigen viele Tiſche und Bänke, da iſt auch ein anmuthiger Tanzplaz. Wie herrlich iſt der Ort, wenn an warmen Sommerabenden Blechmuſik durch die Bäume tönt, wenn die ſchönen Augsburgerinnen tanzen und durch den ſäuſelnden Wald, auf deſſen höchſten Wipfeln ſich die lezten Sonnenſtrahlen wiegen, frohes Koſen und Geflüſter geht, in das die Bäche rauſchen und die Vögel ihr Schlummerlied hineinſingen! Es iſt noch zu erwähnen, daß man jezt auf der Eiſenbahn in die Inſel fährt, nämlich auf der kurzen Strecke, welche die Augsburger, den Münchnern entgegen zu kommen, herausgearbeitet haben, und die vom rothen Thore bis zum Lech geht. Der Dienſt wird durch Pferde verſehen, denn ſie beſizt noch keine Locomotive.

Digitized by Google

Ich weiß wahrhaftig nicht, warum die Münchner dieſe Stadt die langweilige nennen. Ihren ſocialen Ton loben die Augsburger ſehr. Es ſoll da weder Geldſtolz noch — was eher zu glauben — Adelſtolz geben, lauter Güte und Verträglichkeit; das muß ſchön ſeyn, wenn es ſo iſt. Noch iſt zu bemerken, daß die Augsburger immer anhänglicher werden an das Haus Bayern, mit dem ſie in frühern Zeiten ſo manchen Strauß gehabt. Anfangs zwar wollte es den Patriciern und Bürgern der uralten, reichsfreien Auguſta Vindelicorum ſeltſam dünken, daß ſie nun mit den Friedbergern und Lechhauſern, den geringeſchäzten Nachbarn, unter einem Scepter ſtehen ſollen, aber dies Gefühl hat ſich allbereits verloren. Die Söhne der Geſchlechter nehmen recht gerne Sitz und Stimme ein in unſern Collegien, und die Bürger freuen ſich, daß der Handel und die Gewerbe wieder ſo ſtattlich aufblühen.

Und nun zum Schluſſe eine Bemerkung, die in einem Blatte am Platz iſt, das gelegentlich über Trachten und Moden allerlei erzählt. Wie die Bänderhauben, freilich ſchon vor Menſchengedenken, über den Lech herübergekommen ſind, ſo haben jezt die Münchner Riegelhäubchen einen Eroberungszug nach Augsburg gemacht und ſchon viele bürgerliche Köpfchen ſich unterworfen. Es iſt dies ſehr erfreulich, denn im Urſitze zu München ſcheinen ſie nachgerade untergehen zu wollen, wofür die Münchnerinnen allerdings Gründe anzugeben wiſſen. Ehedem, ſo ſagen ſie, als die breiten Spitzen des Randes über die Stirne hereingriffen und der Hauptſchmuck gleich vertheilt und leicht über dem Scheitel lag, da war es ein Spaß, eine Ringelhaube zu tragen. Jezt aber, wo das kleine Kunſtwerk, in ſeiner lezten Redaktion, wie ein verwegenes Bergſchlößchen auf dem Hinterhaupte hängt und durch ſeine Wucht die Haare auszieht und Kopfweh macht, jezt iſt es eine Aufopferung für Standesart und altes Herkommen, die man ohne Unbeſcheidenheit nicht verlangen kann. Vielleicht iſt das Alles richtig, vielleicht aber ſteckt in ſolchen Reden der Münchnerinnen auch nur Neuerungsſucht und verbotenes Gelüſte nach franzöſiſchen Hüten. Das werden uns nun bald die Augsburgerinnen ſagen können.

Auf der Rückfahrt nach München war es abſcheuliches Wetter. Platzregen, Hagelſchauer und Sturm nach- und durcheinander den lieben langen Tag; zuweilen, auf Minuten nur, die matte, bleiche Sonne, die ſich aus den dicken Wolken mühſelig herausarbeitete, um in die Kothlachen hineinzuſchielen. Dabei jezt, um den längſten Tag herum, eine Temperatur, froſtig wie um Lichtmeß. Welch ein Klima! Und da gibt's noch Optimiſten, die behaupten, wir müßen einen Winter haben, damit uns der Sommer deſto beſſer ſchmecke, da doch jede Sommerwoche ihren ſpeziellen Winter mit ſich führt.

Erzählungen einer Grosſmutter.

(Fortſetzung.)

Es duldete mich nicht länger im Wagen. Die Geiſter derjenigen, die einſt mit mir den Platz getheilt, trieben mich hinaus. Ich kletterte hinab und band mein Pferd unter dem einzigen Lindenbaum an, der auf dem Wege ſteht. Ich kenne auch dieſen Baum recht gut. Ich hatte ihn geſehen, wie er noch eine ſchöne Blätterkrone hatte; jezt hat er einen Theil ſeiner Zweige im Laufe der Jahre eingebüßt; aber noch iſt er ein ſtattlicher Baum und ſein Schatten und ſeine Kühlung werden noch immer von dem müden Wanderer geſucht. — Einige Schritte vom Baum iſt eine Steinbank, auf die ich mich ſezte. Auf dieſer Bank hatte ich einſt eine bange Stunde zugebracht. Ich erwartete meinen Vater, der des Weges daher kommen ſollte, um über mein Schickſal zu entſcheiden. Ich war damals mit Johannes verſprochen, wir hatten uns heimlich das Wort gegeben, aber er wußte ſo gut als ich, daß aus der Sache nichts werden könne ohne die Einwilligung des Vaters. Man kann ſich denken, wie ich auf ſeine nahenden Tritte lauſchte, wie mein Herz pochte, als ich zuerſt ſeinen grünen Sommerhut über den Kornähren auftauchen ſah. Der tiefe Schatten, den der Hut warf, machte, daß ich nicht in ſeine Augen blicken konnte; dennoch glaubte ich den Ausdruck des Zorns und des Widerwillens in ihnen leuchten zu ſehen. Der Athem verging mir, und ich klammerte mich mit beiden Händen feſt an den Stein, auf dem ich ſaß. Endlich kam er ſo nah, daß ich den Ausdruck ſeines Geſichts deutlich unterſcheiden konnte. Es lag in den von mir heilig geachteten Zügen nichts von Unwillen, wohl aber Bekümmerniß, Sorge für meine Zukunft. Er brachte mir ſeine Einwilligung, und ich verließ dieſe Steinbank als Braut.

Ich blickte in die dämmernde Ferne, und mein Auge wurde nicht müde, die wunderſam ſtille Welt in ſich zu ſaugen, mein Ohr nicht müde, den Tönen zu lauſchen, die heimlich und unbewußt die Natur, wie ein träumendes Kind an der Mutter Bruſt, hinmurmelt und hinſeufzt. Ich blickte zu meinen Füßen und ſah eine Gruppe rother Mohnköpfe, die ihre flammenden kleinen Kelche geſchloſſen hatten. Dieſe Blume rief mir meine Eliſabeth lebendig vor's Auge, meine geliebteſte und vertrauteſte Geſpielin. Sie war blond, und öfters ſchmückte ſie ihr goldenes Haar mit Mohnblüthen. Auch damals, als wir drei junge Mädchen dieſen Weg machten, auch damals trug ſie eine ganze Fülle rother Blumen im Haar. Sie war ſo ſchön! nie habe ich die Jugend reizender erblickt. Ihr Lächeln mußte den

Digitized by Google

kälteſten Greis zur Mitempfindung bewegen; ihr Scherz war immer anmuthig, ſie bewegte ſich in ihrer Heiterkeit, wie eine Blume am ſchwankenden Stiel bei einem Sommerlüftchen ſich bewegt. Nichts war an dieſer reinen Seele, was beleidigen oder ſtören konnte. Wo war ſie jezt? Ein früher Tod hat ſie dahingerafft. Ihr Grab iſt ſchon eingeſunken, und vielleicht bin ich die Einzige, die die Stelle bezeichnen kann, wo man ſo viel Jugend und Liebreiz eingeſenkt. Die Jahre vergehen.

Aber hier ſtanden noch Eliſabeths Blumen; ihre dünnen rothen Blättchen ſind noch ſo friſch wie vor dreißig Jahren, und die unendlich feſter und dauerhafter gebaute menſchliche Blume mußte dahingehen! Arme Eliſabeth! Unſere Hände lagen damals feſt zuſammengekettet; ich ließ den Zügel des Pferdes, den ich ſonſt nie aus der Hand gab, den ich weder dir noch der ſchwarzäugigen Helene anvertraute, hingleiten, um meinen Arm um deinen ſchlanken Leib zu legen. Ihr lachtet über mich, und wenig hätte gefehlt, ſo wäre der Wagen in den Graben gefallen. Jezt hab' ich Zeit, auf die Zügel zu achten; es verlockt mich keine Umarmung, kein Kuß zur Unachtſamkeit. Die Jahre vergehen.

Je länger ich den Blick auf das Kornfeld richtete, je mehr war es mir, als ginge ein bleicher Glanz darüber hin, wie beim herannahenden Morgen; aber es blieb ſtill wie früher; der Morgen war noch weit entfernt. Noch eine Erinnerung tauchte in mir auf, eine aus den früheſten Tagen. Nicht weit von der Linde, dort wo eine alte Schlehdornhecke ihr Gewirr von nackten, ſtachligten Aeſtchen ſchützend für die nahe Wieſe emporſtarren ließ, hatte ich als Kind in einer Sommernacht ein Neſt voll junger, eben ausgebrüteter Grasmücken gefunden. Aengſtlich, man möchte mir meinen kleinen Schatz rauben, zog ich Niemanden in's Geheimniß und beſuchte immer allein und ganz in der Stille die kleine Familie. Dieſes Neſt war viele Jahre an dem Platze geblieben; ein neues Geſchlecht hatte davon Beſitz genommen, es wieder geräumt und einer andern Familie überlaſſen. Ich war immer mit im Bunde; die neue Sippſchaft mochte ſeyn, wie ſie wollte, ich entzog ihr nicht meine Protektion, und wie eine gütige Fee wachte ich über der kleinen Baſtwiege. Das lezte Mal hatte ich als Braut das Neſt beſucht, dann nie wieder; ich hatte andere Dinge im Kopfe. Als ich ſpäter den Weg machte, hatte ich ſelber ein ganzes Neſt naſeweiſer und ſchreiender Gelbſchnäbel um mich her und vollauf zu thun, dieſe zu zähmen. Noch weiß ich, wie der älteſte dieſer ungezogenen Burſchen, ein wilder Lockenkopf, der es wußte, wie ſchwach das Mutterherz für ihn war, mir einmal die Zügel aus der Hand zerrte, und damals war zum zweitenmale mein Pferd auf Augenblicke ſich ſelbſt überlaſſen. Ich faßte die kleinen Arme, welche die Zügel hielten, dieſe lieben Arme, die mich einſt durch's Leben geleiten ſollten, und ſo fuhr der ungezogene Bube mit ſeiner Mutter dahin über Stock und Stein, und das ganze Neſt um mich her kreiſchte und lachte, und ich lachte ſelbſt aus vollem Herzen, recht wie eine unkluge, thörichte junge Mutter. — Dieſer wilde Lockenkopf liegt in fremder Erde verſcharrt, ſeine Bruſt iſt von einer Kugel durchbohrt. Die Jahre ſind vergangen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

Methodismus und Radikalismus.

Wer dies Jahr im Campanerthal oder gar in Sicilien dem Winter hätte aus dem Weg gehen wollen, der würde die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn dort wäre er ihm überall begegnet, dort ſchneite und ſtürmte es unmäßig viel und lange; der Winter hatte ſich da recht einheimiſch gemacht und eingebürgert, während in unſerem ſchönen Lemanlande der Frühling eigentlich gleich dem vorigen Herbſt die Hand gereicht hat, ſo daß ſich beide brüderlich da niederließen und gar nicht an's Fortgehen dachten. Seit dem Februar ſchon hatten wir die ſchönſten Tage, grünend, blumig, warm und ſonnig, während es, am ſüdlichen Abhang der Penniniſchen und Grajiſchen Alpen, in den ſonſt ſo frühwarmen Thälern Piemonts hart fror und der Schnee an vielen Stellen fünf Fuß tief lag. Wollte doch der Triton auf dem Platz Barberini in Rom die dicken Eiszapfen am Bart ſelbſt im März nicht laſſen. Eiszapfen aber haben wir den ganzen Winter über nicht geſehen. — Gefühlt aber haben wir dergleichen in unſerer Geſellſchaft, denn darin wird Jahr um Jahr der Winter heimiſcher und hartnäckiger, ja ſie ſcheint ſich zu einem Gletſcher geſtalten zu wollen. Ich weiß mich recht gut der Zeit zu erinnern, und viele Fremde, die früher länger hier waren, werden mir Recht geben, der Zeit, wo unſere Lauſanner Geſellſchaft munter, farbig und angenehm war, ja an echter Heiterkeit der in Genf vorgezogen werden mußte, wiewohl dieſe immer gediegenern Boden hatte und nicht bloß macadamiſirt iſt. Damit nimmt es ſeit zehn Jahren ſichtlich bei uns ab, ja, wer die alte waadländiſche Heiterkeit und Weidlichkeit noch bei uns ſuchte, den müßten wir tief in's Innere des Landes weiſen, wo die Erzfeinde des echten Frohſinns noch nicht herrſchend hindedrungen ſind. Es wäre wohl eine Kunſt, im Lande einen Ort zu finden, wo der Methodismus oder der Radikalismus nicht Wurzel geſchlagen hätten, manchmal ſogar dicht neben einander und in derſelben Familie. Vielleicht iſt ſo eine glückliche, reingebliebene Freiſtatt im Oberland, im Ormontthal, in den Gebirgen, am Fuß der Diablerets; vielleicht nicht einmal da. — Beide Extreme wirken auf verſchiedene Art nachtheilig auf die Geſellſchaft und ihr Treiben. Dem Methodismus iſt heitere, etwas laute Geſelligkeit ein Gräuel, denn über ſeiner dunkeln, ſternenloſen Welt ſizt ein Gott mit Familie, der ſich darüber zu ärgern ſcheint, daß er den Keim der Luſt und des Sinns für das Schöne in des Menſchen Bruſt gelegt. In Beziehung auf Familienleben und Geſellſchaft wirkt der Methodismus häufig entfremdend, trennend und iſolirend, immer aber erkaltend. — Mit dem Radikalismus verhält es ſich ganz anders, denn er ein iſt potenzirter Materialismus,

der alles negirt, was nicht in ſeinen Kram paßt. Wie ihm keine der in Europa beſtehenden politiſchen Formen taugt und genügt, ſo auch keine religiöſe und ſociale. Ihm nach muß alles Vorhandene zerſtört und von Grund aus neu gebaut werden. Mit welchen Materialien und nach welchem Plan, iſt weit weniger klar, als wem zu Nutzen. Eine Verbindung, bei der Religion, Sitte, Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt ohne Bedeutung ſind, bei der alles Materielle vorherrſcht, bei der, die Hauptführer etwa ausgenommen, ſehr wenig Elemente der Kultur vorhanden ſind, der ſich größtentheils nur untergeordnete Leute hingeben, eine ſolche Verbindung kann nur ſtörend und zerſtörend auf das ſociale Leben wirken. Der Methodismus operirt von Oben nach Unten, durch die Idee auf den Leib, der Radikalismus hingegen von Unten nach Oben, vom Leib auf die Idee. Gegen die Mitte ſtehen noch einige geſunde Stämme im Garten des Bürgerthums, aber ſie ſind einzeln, und von Oben dringt der Methodismus, von Unten der Radikalismus auf ſie ein. Ganz daſſelbe zeigt ſich in den waadtländiſchen Seeſtädtchen Nyon, Rolle, Morges und Vevey, die einſt gerühmt wurden wegen ihrer gaſtlichen und heitern Geſelligkeit, nun aber immer ſtiller und todter werden. Hier wirkt noch ein drittes Element nachtheilig auf die Geſellſchaft, das ich Winismus nennen möchte, das Trinken. Es iſt nie methodiſtiſch, oft aber radikal. Was kann aus der Geſellſchaft werden, wenn die Männer nach Tiſch ſelten anderswo zu finden ſind als im Weinkeller, wo beim Zapfen Familienangelegenheiten wie merkantile, adminiſtrative und politiſche Geſchäfte verhandelt werden? — Die armen Frauen, welche ſo weſentlich bildend, hebend, erwärmend und verſchönernd in der Geſellſchaft wirken können und ſollen, ſind nun auf die Einſamkeit des oft kinderloſen Hauſes verwieſen, und da auch dieſes durch die barſche Art der Männer nicht angenehm iſt, ſo wenden ſie ſich häufig dem Methodismus zu, wo ſie wenigſtens Sitte und bei den Gleichgeſinnten Theilnahme und Freundſchaft finden. — In dem Sinken der Männer, in ihrem Materialismus und in ihrer Entfremdung von Haus und Herd ſehe ich überhaupt — auch in Deutſchland — die Urſache von dem bei den Frauen ſo ſtark überhandnehmenden Methodismus und Pietismus. Wer möchte ihnen dies Flüchten in eine reinere und befreundetere Sphäre übel nehmen? Einſt waren dies die katholiſchen Kirchen, Klöſter und Congregationen, jezt ſind es die methodiſtiſchen Betſäle, Vereine und Schulen.

(Fortſetzung folgt.)

Wien, Juli.

(Fortſetzung.)

Wiesner. Bauernfeld.

Wiesner iſt Juriſt. Unter Kummer und Nahrungsſorgen hat er ſeine Studien beendet; während der Tagesſtunden mußte er durch Unterrichtgeben für ſeine Gegenwart ſorgen, bei Nacht ſollten das Corpus juris und das bürgerliche Geſezbuch ihm eine Zukunft verſchaffen helfen. Aber die Sorgen des Tags und die Oede der Nacht konnten in ſeinem Innern den Drang zur Poeſie nicht vernichten. Er ſchrieb; ein Drama ward geſchaffen. Er übergab es der Direktion des Burgtheaters, er wartete ein Jahr — es wurde ihm zurückgeſtellt. Er ſchrieb ein neues Drama — ein neues Jahr verging, das Stück hatte das Schickſal des vorigen. Er ſchrieb ein drittes, ein viertes, ein fünftes — drei, vier, fünf Jahre vergingen; das eine ward ihm als untheatraliſch zurückgeſtellt, das zweite konnte die Cenſur nicht paſſiren, das dritte nicht beſezt werden. — Er ſah wohl ein, daß ihm, dem Armen, ohne Protection, ohne Stellung nicht ſo leicht der Zugang geöffnet werden würde, er verlor aber nicht den Muth, nicht die Geduld, nicht die Ausdauer; er änderte, beſſerte aus, ſchrieb neues; endlich drang er durch. Der unermüdliche, rührende Eifer zog die Aufmerkſamkeit des Intendanten Grafen Czernin auf ſich; ein Drama ward angenommen. Der Glückliche, welcher Jubel für ihn! — Nach zwei Monaten trat Graf Czernin von der Intendanz zurück und das Drama von Wiesner ward bei Seite gelegt. — Hat er ſich dadurch abſchrecken laſſen? Nein! Neun Jahre ſezte er ſeine Bemühungen fort, vierzehn Stücke hat er nach einander eingereicht. Es liegt etwas Komiſches im leztern Umſtand, aber rührend, unendlich rührend iſt das erſtere. Es iſt darin etwas vom Geiſt des Ritters Toggenburg, und wahrlich! es iſt nicht minder poetiſch, obgleich es ſich nicht im mittelalterlichen Koſtüm bewegt und ſtatt des Kloſters ein Komödienhaus figurirt. Neun Jahre, und tauſend vergebliche Gänge, Beſtellen und wieder Beſtellen; oft hieß es, das Stück ſey angenommen und werde nächſtens in die Scene gehen, und als er nach zwei Monaten wieder kam, und über die Anordnung dieſer oder jener Scene ſprechen wollte, da zeigte es ſich, daß man das Stück noch gar nicht geleſen hatte. Welcher Andere hätte da nicht Alles aufgegeben? Aber Wiesner beharrte. Ines de Caſtro, der lezte dieſer Verſuche, brauchte eine Zeit von zwei Jahren, um endlich durchzudringen. Auch wäre lezteres keineswegs geſchehen, wenn nicht ein hochgerühmter Staatsminiſter, dem es bekanntlich um deutſche Literatur und Kunſt mehr zu thun iſt, als dies gewöhnlich bei uns der Fall, das Gedicht geleſen und deſſen Aufführung gewiſſermaßen befohlen hätte. Brauche ich noch einen Commentar zu dieſer von Wort zu Wort wahren Thatſache zu machen? — Auch Bauernfeld iſt nach längerem Stillſchweigen wieder mit einem Luſtſpiel hervorgetreten: „Die Geſchwiſter von Nürnberg,“ romantiſches Luſtſpiel in vier Akten, ein mißlungenes Produkt, das an die alten Ziegler'ſchen Ritterkomödien erinnert, ohne jedoch mit ſo geſundem Spaß ausgeſtattet zu ſeyn. Das Stück hat total mißfallen. Sonderbares Schickſal der Wiener dramatiſchen Dichter! ihr erſtes Auftreten iſt ein Triumphzug, aber ſpäter verlieren ſich die Kränze und der Beifallruf wird immer ſchwächer. Selbſt Held Grillparzer hat dieſes Schickſal erfahren, und Halm, und nun gar Bauernfeld. Dieſer Luſtſpieldichter hat ein Element in ſich, daß jezt ein Loſungswort der Literatur geworden iſt: modernes Element. Seine „Bekenntniſſe“ haben einen Reiz, der wirklich größtentheils darin liegt, daß ein Charakter der Zeit, ein moderner Charakter, um den Lieblingsausdruck beizubehalten, ſich darin abſpiegelt. Aber ſtatt auf dieſer Höhe ſeines Talentes zu bleiben, griff Bauernfeld nach dem Charakter-, nach dem Genreſtück, und überſtürzte ſich. Schon der „Selbſtquäler“ konnte ſich nur durch Löwes und der Peche meiſterliches Spiel erhalten; „die Geſchwiſter von Nürnberg“ konnte ſelbſt die Kunſt der Schauſpieler nicht retten. Der glückliche Wurf, den Deinhardſtein mit ſeinem Hans Sachs gethan, ein Luſtſpiel, das, wie ſehr man auch dagegen geſtritten hat, doch immer zu den beſten gehört, die wir in deutſcher Sprache beſitzen, ſcheint Bauernfeld für das Fach des ſogenannten hiſtoriſchen Luſtſpiels geſpornt zu haben; allein unſtreitig iſt Deinhardſteins Talent ein viel poetiſcheres als das, welches Bauernfeld beſizt, deſſen eigentliche Würze darin beſteht, was man im Salon mit dem Ausdruck bezeichnet: er weiß allerliebſt zu ſchwatzen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. Juli 1840.

Ade, du ſchöne Frühlingszeit,
Ihr Felder, Wäld' und Wieſen,
Laub, Gras und Blümlein neu geſtick't,
Mit ſüßem Thau berleſen;
Ihr Waſſer klar,
Erd, Himmel gar,
Ihr Pfeil' der gülden Sonnen!

Friedrich von Spee.

Frühlingszeilen von Karl Mayer.

1.

Mich freut der Vogel durch Geſang,
Ergözt des Bächleins Plauderklang;
Nie bin ich für das Lüftchen taub,
Das freundlich ſäuſelt durch das Laub.

Am wenigſten bin ich Verächter
Des Schalls aus froher Menſchenbruſt.
Von fern aus blauer Luft Gelächter,
Wie füllt mich's eben jezt mit Luſt!

2.

Ich wandl' empor den Kirchenweg
Durch Dorf und blühendes Geheg;
Die Biene durch die Blumenruh
Summt ihren Wohllaut ſanft mir zu.

O Pfarrer auf der Kanzel drin,
Nicht leicht iſt heute dein Beginn:
Freund! ohne daß er Worte ſezt,
Spricht ja von Gott der Frühling jezt.

3.

Aus dem Waſſerklar, dem friſchen,
Sieht der Mai das Fiſchlein ſpringen,
Und der Vogel nun bei Fiſchen
Nezt die fluggewohnten Schwingen.

Alles Leben will ſich miſchen,
Glanz und Farb' entgegenbringen,
Und der Wohlgeruch dazwiſchen
Mit dem Wohllaut ſich verſchlingen.

4.

Wie rauſcht der Wellen raſcher Guß,
Wie voll dort ſingt ein Knab' am Fluß,
Dazu der Glocken heil'ger Gruß!
Erſchallet, Töne, durch die Flur!
Und öffne ganz mein Herz ſich nur
Den Menſchen, Gott und der Natur!

5.

Waldeinſamkeit,
Ich bin bereit,
Bei deinem wilden Vogelrufe
Herabzuſteigen eine Stufe

Digitized by Google

Jn's Leben grünender Natur.
Laß mich's mitleben heute nur
Recht unzerſtreut,
Waldeinſamkeit.

6.

Ein Vielfuß macht die ſchnelle Reiſe
Auf ſeine vielbewegte Weiſe
Hier vor dem aufmerkſamen Blick.
Ein Froſch, ein Schmetterling daneben
Zeigt andre Form und neues Leben,
Verſchiednes Treiben und Geſchick.
Und die Bewundrung hält im Banne
Mich feſt nur hier auf Einer Spanne!

7.

Das iſt ja heut' ein wahrer Lärm
Jm vogelreichen Hain,
Und jeder ſtimmt ſo laut und ferm
Sein Lied zu andern ein.

Die Amſel und die Nachtigall
Verſchmähn im frohen Klubb
Sich zur Geſellſchaft nicht den Schall
Des Wiedhopfs: Hub, Hub, Hub!

Und daß es überall kuckuckt,
Macht andre Vögel froh.
Jhr Sänger, die man liest gedruckt,
Friedloſe, werdet ſo!

8.

O gehe nun Land aus, Land ein,
Du biſt auf keinem Schritt allein.
Wie's keiner beſſer mit dir meint,
Der Frühling geht mit dir als Freund.

9.

Des Froſchfangs, wie es ſcheint, vergaß
Der Storch und ſtolzet durch das Gras;
Er ſezt mit Luſt ein rothes Bein
Um's andere bedächtlich ein,
Und lehrt dich durch ſein Beiſpiel nun
Die Kunſt, mit Anſtand nichts zu thun.

10.

O Halme, bliebt ihr noch zurück!
O ſchwiegt, ihr Wachteln, noch vom Glück
Des ſommerlichen Ackerlebens!
Schon dringt ihr ein in meinen Mai
Mit Aehrenheer und Feldgeſchrei!

11.

O ſchnelles Vermiſſen!
Daß Tulpen, Springen,
Jacinthen, Narziſſen
Den Mai nicht verbringen
Jm grünenden Garten,
Mit ihnen zu welken,
Nicht Roſen erwarten
Und Lilien und Nelken,
Und alle zuſammen
Mit Duft und mit Farben
Zur Luſt uns entflammen,
Und Veilchen ſchon ſtarben!
O raſches Erleben
Und ſchnelleres Miſſen!
Was Frühling gegeben,
Jm Nehmen entriſſen!

Erzählungen einer Großmutter.

(Fortſetzung.)

Jezt gelüſtete es mich, nach ſo langer, langer Zeit wieder nach dem Neſte zu ſehen. Jch näherte mich vorſichtig der Hecke; ſie hatte ihre Dichtigkeit und ihre Schönheit eingebüßt. Zitternd vor Erwartung, bog ich die Zweige auseinander, und ſiehe da, tief im Grunde, völlig an der alten Stelle, zeigte ſich mir wieder der kleine, vergängliche Bau; und wie ich, nicht achtend die ſtachlichten Zweige des Schlehdorns, welche die Spitzen meiner Haube zerriſſen, immer tiefer den Kopf hinein ſtecke, gewahre ich das ärmliche Bettchen mit lebendiger Brut gefüllt. — Mein Herz klopfte vor Entzücken, als ich das ſah. Leiſe, wie eine Mutter die Vorhänge vor dem Bette ihres Kindes wieder zugleiten läßt, damit die kniſternden Falten den Schlummer nicht ſtören, ſo ließ ich die Zweige des Schlehdorns wieder zuſammenfallen, nachdem ich meine Augen und mein Herz geſättigt hatte an dem köſtlichen Anblick. Mit demſelben ſchleichenden Schritt entfernte ich mich, wie ich als Kind weggeſchlichen war. Jch war wieder jung! die frühern Tage waren wieder gekommen! Aber nein, ſie ſind nicht wieder gekommen. Die luſtige Brut, die damals hier zwitſcherte, ſie iſt längſt dahin. Wie jene Vögel in alle Welt verflogen, ſo ſind auch die guten Stunden dahingeflattert und kommen niemals wieder. Die Jahre ſind vergangen. — Aber glaubt darum nicht, daß ich bekümmert und troſtlos war. Jch bin eine abgehärtete alte Frau, und als ich jezt meinen Wagen wieder beſtieg,

Digitized by Google

geſchah es rüſtiger als vorhin, da ich herabgeklettert. Noch einen Blick warf ich auf die Bank, noch einen auf die Schlehdornhecke, dann ergriff ich meine Zügel.

Der Weg zieht ſich noch lange zwiſchen den zwei Kornfeldern hin. Ich verſuchte, an die nahe Ernte zu denken, und freute mich des Reichthums, den ich durch ſorgſames Haushalten und durch Glück allmählig geſammelt und jezt meinem Tochtermann übergeben hatte. Ich erblickte um mich her den Schauplatz meiner Thätigkeit, und indem ich dieſem ſtolzen Bewußtſeyn mich hingab, richtete mein treues Thier auch ſeinen Kopf höher empor, als theile es meine Gedanken. Ein kühles Lüftchen wehte um meine graue Locken, der Morgen kam jezt wirklich. Zu lange hatte ich mich auf der Bank aufgehalten; ich mußte machen, daß ich das Vorwerk erreichte.

Wie ich bereits bemerkt habe, führt der Weg faſt ausſchließlich durch die Kornfelder, zulezt jedoch, dort wo er die Wendung um einen Hügel herum macht, wird man die Dorfkirche gewahr und muß dicht am Kirchhofe vorbei. Ich war längſt daran gewöhnt, aber in dieſer Nacht ſollte Alles tiefere Bedeutung für mich erhalten, und ſo durchfuhr mich das erſte ſchwarze Kreuz, das mich über die Mauer anblickte, mit einem ſeltſamen Schauer. Unter dieſem Kreuze ſchlummerte mein Johannes. Die Kirche ſtand in Morgennebel gehüllt, der Kirchhof war einſam und ſtill. Ich weiß nicht, wie mir geſchah, aber ich ließ die Zügel fallen und drückte meine Hände an die Augen. Dies war das dritte Mal, daß mein Pferd ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Hinfort ſoll es nicht wieder geſchehen. Ich zähle jezt ſechzig Jahre, und hoffe noch zehn Jahre den Weg nach dem Vorwerk zu machen.

I.

Das alte Haus.

Mein Vater hatte nur eine Schweſter; dieſe war unverheirathet und bewohnte in der äußerſten Vorſtadt ein altes, wunderliches Haus. Wir Kinder durften faſt nur an den großen Feſten des Jahres die Tante beſuchen. Es war nur zu gewiß, daß ſie die Kinder nicht liebte. Ihre Freundlichkeit gegen uns war von jener demüthigenden Art, die manchmal Erwachſene gegen Kinder annehmen, und die ganz von derſelben Natur iſt wie die übermüthige Herablaſſung eines Reichen gegen einen Armen. Meine Brüder rächten ſich dafür, indem ſie hinter dem Rücken der alten Tante ſie lächerlich machten, ich aber, ſey es nun, weil ich von Natur ſanfteren Charakters war, oder weil ich hinter der geringſchätzenden, heuchleriſchen Freundlichkeit der Tante ein eigentlich wohlwollendes Herz zu finden glaubte, ich ſtimmte in dieſen Hohn nicht ein. Gewiß aber war es, daß ich es nicht that, weil man mich beſſer behandelte; mein kleiner Egoismus mußte von der Tante oft am meiſten leiden. Nicht allein, daß ich ihr nie gerade genug ging, ich hatte auch das Unglück, immer Kleider anzulegen, die, was Schnitt und Farbe betraf, der Tante entſchiedene Mißbilligung erfuhren.

Eines Tags, wo ſie mich beſonders übel behandelt hatte, und ich eben im Begriff war, mit heimlichen Thränen in den Augen ihr Zimmer zu verlaſſen, rief ſie mich zurück, und ich mußte, während meine Geſchwiſter fortgingen, allein bei ihr bleiben. Sie winkte mir, mich auf einen altväteriſchen Stuhl zu ſetzen, deſſen Lehne zweimal ſo hoch war wie ich. Ungewiß, was nun mit mir geſchehen ſolle, zwang ich für's Erſte meinen Rücken zu einer ſo ausgelaſſenen Steifigkeit, daß er die Form eines Violinbogens bekam und ich mit dem Kopf die Stuhllehne berührte, während ich doch nur auf dem Rande des Stuhles ſaß. Dieſe Künſte ſchienen nicht ohne Lohn zu bleiben. Der Blick der Tante hatte zum erſten Mal etwas wahrhaft Gütiges, und ſie ſagte mit einem Tone, der ſehr verſchieden war von dem, den ſie noch fünf Minuten vorher hatte hören laſſen: „Nun, Sophie, wie gefällt es dir denn bei mir?" — „Ganz beſonders wohl, liebe Tante," erwiderte ich. — „Das iſt mir lieb zu hören," hob ſie nach einer Pauſe wieder an; „denn du wirſt auf eine Woche bei mir wohnen. Deine Eltern verreiſen, und es iſt nirgends anderswo ein ſchicklicher Ort, dich unterzubringen."

Ueber dieſe Nachricht hätte ich aufſchreien mögen, aber ich bezwang mich und blieb bewegungslos auf meinem Stuhl ſitzen. In dem geſpenſtiſchen Haus der alten Tante, in ihrer Nähe, die mich nicht leiden konnte, ſollte ich acht lange Tage wohnen! Das war ein entſetzlicher Gedanke. Wenn mein Rücken es auch aushielt, immer dieſe convulſiviſche Steifheit zu behaupten, ſo war doch mein Herz nicht ſo ſtark gebaut, um ohne das allerheftigſte Klopfen dieſe dunkeln Stiegen, dieſe hohen Stuben, mit den wunderlichen Bildern geſchmückt, immer wieder zu betreten. Waren die Tage ſchon abenteuerlich, wie mußten erſt die Nächte im Hauſe der Tante ſeyn! Und wo ſollte ich ſchlafen? vielleicht gerade in demſelben Zimmer, wo die unheimliche Alte ſelbſt ſchlief.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

(Schluß.)

Beck's Saul. Gaſtſpiele. Die Ritter Caſtelli und Brinkmayer.

Carl **Becks** „Saul" iſt in ſeiner Vaterſtadt Peſth zur Aufführung gekommen, und alle Nachrichten, die wir hierüber erhielten, ſtimmen darin überein, daß das Drama viel

Digitized by Google

Poeſie enthält und einen Succès d'estime erhalten hat. Wenn man unter den hieſigen Schauſpielern andere Nachrichten auszuſprengen verſuchte, ſo kann man die Urſache hievon leicht errathen. Weder „Richard Savage,“ noch „Otto III.,“ noch „die lezte weiße Roſe,“ noch der „Saul“ dürfen hier aufgeführt werden, kein hieſiges Journal erwähnt ihrer, obgleich die Verfaſſer der beiden leztern geborene Oeſterreicher ſind. — Das „Peſther Tagblatt“ enthält eine trefflich geſchriebene Kritik von Adolf Neuſtadt, worin die Vorzüge und Mängel dieſer neuen Beckſchen Produktion mit Ruhe und Klarheit auseinander geſezt ſind. Allerdings iſt ein bibliſcher Stoff kein Vorwurf für ein Drama der heutigen Zeit; aber die Poeſie ſteht höher als der Stoff, wie die Kunſt über dem Material ſteht. Wenn der Bildhauer eine Statue aus Sandſtein meißelt, iſt ſie darum minder ein Kunſtwerk? Wir wünſchten ſie freilich in carariſchem Marmor zu ſehen, allein auch ſo wird ſie unſern Tempel zieren. Noch einmal, es iſt weniger das Produkt, welches wir bei einem neuauftretenden Dichter zu beurtheilen haben, als vielmehr der Geiſt, der daraus ſpricht. Es iſt ſehr zu bedauern, daß das Peſther Tagblatt hier verboten iſt; wir hätten gerne geſehen, daß die Produktion unſeres reichbegabten Landsmannes hier vom gehörigen Standpunkt bekannt worden wäre. — Soll ich Ihnen auch von Schauſpielern etwas erzählen? Sie erinnern ſich, daß ich vor einigen Monaten den Wunſch ausſprach, einige andere Gäſte hier zu ſehen als die Damen Bauer und Haitzinger, die wir ſchon zur Genüge kennen. Ich habe damals die Namen Rott, Dahn ꝛc. ausgeſprochen, und der Zufall hat es gefügt, daß wir dieſe Schauſpieler wirklich zu Geſichte bekamen. Das Dahnſche Ehepaar aus München machte hier viel Glück, vorzüglich Madame Dahn. Sie ſpielte auch in der Joſephſtadt, wo zum Vortheil einer wohlthätigen Anſtalt die Räuber von Schiller (die ſonſt hier verboten ſind) gegeben wurden, und worin Löwe den Carl, Laroche den Franz und Mad. Dahn die Amalie ſpielte. Von einem Engagement kann aber nicht die Rede ſeyn, da wir, wie ich Ihnen bereits ſchrieb, über ein Dutzend Damen haben, die alle erſte Liebhaberinnen ſind. Herr Dahn wäre freilich für unſere Bühne eine nöthige Acquiſition, obgleich er nicht in dem Grade gefallen hat wie ſeine Frau; allein er iſt jung, kräftig und unſere erſten Liebhaber haben, mit Ausnahme des mittelmäßigen Herrn Lucas — ſämmtlich graue Haare oder gar keine. Rott von Berlin iſt der alte: genial in excentriſchen Charaktern, in gemäßigten oft das Maaß verachtend. Auch Dem. Anſchütz hat die Direktion aus Achtung vor ihrem verdienſtvollen Vater hier gaſtiren laſſen, obgleich dies etwas zu früh iſt; das Publikum hat ſich ſehr freundlich gegen das reizende, begabte Mädchen gezeigt. — In dieſem Augenblicke ſind die beiden Hoftheater geſchloſſen. Das Kärnthnerthortheater hat dieſes Jahr mit ſeiner italieniſchen Oper größere Triumphe gefeiert als je; nach Paris beſitzen wohl Wien und Mailand die beſten Opern in der Welt; die beiden lezten Städte haben bekanntlich Einen Impreſario, Ballochini. Man erwartet hier Mayerbeer, der zu Ende des Monats Juli eintreffen ſoll, um bei der neuen mise en scène ſeines Crociato zugegen zu ſeyn. Die Oper wird mit allem Aufwand von Glanz wieder über die Bretter gehen, auf welchen ſie ſeit mehr als zehn Jahren nicht mehr geſpielt wurde. Viel zu lachen gab hier das Journal des débats, welches dieſe Neuigkeit ſeinen Leſern mittheilt. Es heißt darin unter anderm: „der Crociato werde gegeben d'après une traduction faite exprès par deux de nos poëtes lyriques les plus distingués, M. M. le Chevalier de Castelli et de Brinkmayer.“ — Ritter von Caſtelli, Ritter von Brinkmayer!

Lauſanne, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Akademie. Der Courrier Suisse.

Ein Glück für Waad iſt es, daß unſere Akademie, trotz mancher Verſuche, weder methodiſtiſche noch radikale Tendenz hat. Sie hat vor Kurzem eine ſehr glückliche Wahl getroffen indem ſie A. Mickiewicz den Lehrſtuhl der lateiniſchen Literatur übertrug. Er iſt jezt unſtreitig die größte Illuſtration unſerer Akademie, die ſchon vorher an Vinet und Monnard ausgezeichnete Männer beſaß. Darum bezieht er auch die größtmögliche Beſoldung eines Profeſſors, 5000 Schweizer Franken, während alle andern Lehrer nur 1800 bis 2100 Franken bekommen. Leicht hätte er aber anderwärts, von wo ihm ſehr günſtige Anerbietungen gemacht wurden, bei weitem mehr haben können, wenn der hochpoetiſche und in ſeinem Privatleben ſehr würdige Mann nicht den Aufenthalt in unſerem reizenden Seeland dem in glänzenden und verdorbenen Großſtädten vorgezogen hätte. Hoffentlich wird ihn hier wieder ſeine edle Muſe begeiſtern und zur Dichtung führen, da ja vor ſeinen Augen immer ein herrliches Gedicht aufgeſchlagen liegt. In lateiniſcher Literatur gibt er nicht nur Unterricht an der Akademie, ſondern auch am Colleg. Seine Darſtellung des Gegenſtandes iſt hier ganz neu. — In Waad erſcheint ſeit einiger Zeit eine neue politiſche Zeitung, die freilich kein europäiſches Intereſſe hat, aber deſto mehr lemaniſches und ſchweizeriſches. Es that wirklich Noth, denn unſere bisherigen Zeitungen ſind faſt unbrauchbar geworden. Der Nouvelliste Vaudois, den einſt Monnard in ſeiner Bewegungsphaſe gründete, um damit Oppoſition gegen die vorige Regierung zu machen, dieſer Nouvelliſt iſt, ſeitdem Monnard von ihm zurückgetreten, immer mehr geſunken, und ſeit einigen Jahren iſt er nur noch das ausſchließliche Organ für die radikalen Ergüſſe Druey's in Lauſanne und Fazy's in Genf. Allerdings ſind dieſe oft mit Geiſt und Talent geſchrieben, aber ihre Farbe behagt nur den Anhängern der Partei. — Die alte Gazette de Lauſanne iſt in die Schwäche und in das Lallen des Greiſenalters verfallen. Da man dies im Land fühlte und vielfach ausſprach, ſo traten mehrere tüchtige und wohldenkende Männer in Lauſanne und Genf zuſammen, um ein neues politiſches Blatt mit echt liberaler Tendenz ohne radikale, wie ohne ſtagnirende oder gar retrograde Färbung zu gründen, und ſahen ſich in der Schweiz und auch im Ausland nach guten Korreſpondenten um, was nicht fehlen kann, da ſehr viele Genfer und Waadländer in Europas und Amerikas wichtigſten Städten wohnen. Dies iſt der Courrier Suisse, der ſich in ſeiner engen Sphäre bisher recht gut gezeigt hat und in der Folge noch mehr zu leiſten verſpricht. Mommard hat wieder den größten Antheil daran. Redakteur für das Laufende iſt der als Dichter bei uns durch ſeine Chants d'un voyageur günſtig bekannte Delâtre. Manche Sachverſtändige behaupten aber, dieſe neue Zeitung werde ſich nicht halten, gerade weil ſie keine ſcharf ausgeſprochene Farbe trage. Die Leute ſind hier noch immer nicht für eine „allgemeine Zeitung“ reif; wie in Frankreich wollen ſie für ihr Geld eine ſcharf formulirte Anſicht, kein Anerkennen des Guten und Rechten, welcher Partei es auch angehöre. Um ſich darüber ein Urtheil zu bilden, muß man Kenntniſſe, Ueberlegung und Urtheil haben, man muß nachdenken. Dies hat bei unſern Leuten ſeine Schwierigkeiten, und ſie wollen lieber fix und fertig in ihrer Zeitung finden, was ſie über eine Sache denken und reden ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 20. Juli 1840.

> Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis,
> Indoctusque pilae, discive, trochive quiescit:
> Qui nescit, versus tamen audet fingere. Quidni?
> Liber et ingenuus.
>
> Horat.

Wieland an einen jungen Dichter.

Es iſt ein Moment in der Entwicklungsgeſchichte des Menſchen, daß in der erſten Jugendzeit das Saitenſpiel der Bruſt von ſo vielen, eben erwachten Trieben wunderbar zu den ſeltſamſten, die ganze Tonleiter der Gefühle ſtürmiſch durchlaufenden Akkorden gerührt wird, denen zur Poeſie nichts fehlt, als das faſſende Wort. Jeder Jüngling iſt um die Zeit, wo er Helenen in jedem Weib erblickt, ein halber Naturdichter, und der normale Zuſtand beſteht darin, daß er dies nicht weiß. Aber im Glashaus der Kultur wachſen ja alle natürlichen Triebe zu ſo ſeltſamen, oft monſtröſen Formen aus, daß man das urſprüngliche Gewächs kaum wieder erkennt, und ſo iſt es auch mit jenem ſchönen poetiſchen Jugenddrang. Auf der einen Seite der naive Junge, der pfeifend und ſingend und ſeufzend ſeiner ſonderbar beklommenen Bruſt Luft macht und ſich nur des Wiederhalls ſeiner halbartikulirten Laute freut, den ihm in Feld und Wald das *Echo neckiſch* zurückwirft; auf der andern Seite der gebildete Jüngling, der viel geleſen und etwas gelernt, der, wenn nun bei ihm Gefühl und Einbildungskraft aus den Puppen brechen, ſeine disciplinirten Empfindungen in landesübliche Versmaße hineinzählt, der dichtend und ſchreibend an den vervielfältigenden Preßbengel denkt und das Labſal der Anerkennung vorauskoſtet.

Ein Dichter ſeyn — es iſt ſo ſchön! und der junge Mann weiß, daß es ſchön iſt, und warum; er weiß aber auch, daß der wahre Dichter nicht **wird**, wie einer, der ſeines Glückes Schmied iſt, daß er geboren wird, wie echte Prinzen und Grafen. Drum, in einer Weiheſtunde, wenn der Waſſerfall ſeiner Reime in recht vollem Bogen ſtürzt, überkommt ihn der wonnige Verdacht, er ſey einer jener Geiſtesfürſten, von denen geſchrieben ſteht, daß ſie mit den Königen auf der Menſchheit Höhen geben ſollen. Er wird meiſt viel zu ſpät gewahr, daß er ſeine Begabung allein einem leicht erworbenen Gemeingut, der gebildeten Sprache verdankt. Die Gefühle des jugendlichen Naturſohns ſind deſto ſüßer und inniger, je weniger er einen Ausdruck dafür findet und einen ſolchen ſucht; aber dem jungen Poeten ſind die ganz fertigen Formen zur Hand, und ſo gelingt ihm unſchwer ein Geſchäft, das in den allerwenigſten Fällen die geringe Mühe verlohnt; denn was er in die Sprachmodel gießt, iſt meiſt nicht die reine, gemein menſchliche Jugendpoeſie, ſondern auch ſchon gebildeter Stoff, den ihm die Erinnerung aus allen Strichen des gebildeten Bewußtſeyns zuträgt.

Die Kultur ſcheint es mit ſich zu bringen, daß immer ein bedeutender Theil der Jugend, welche in der Bildung der Zeit erzogen wird, die Blüthe der Phantaſie, welche in jedem phyſiologiſch aufgeht, für eine der Wunderblumen hält, deren Duft ganze Geſchlechter begeiſtert

Digitized by Google

und berauſcht. Dieſe *levis insania* iſt es beſonders, was ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt die ſchöne Literatur in dem Maaße geſchwellt hat, in dem die Sprache ein fertigeres, vielſeitigeres, leichter zu handhabendes Werkzeug geworden iſt. Das Uebel, wenn es eines iſt, erhielt aber durch die Preſſe nur ganz andere Proportionen und Wirkungen; an ſich iſt es ſo alt wie alle Kultur: ſchon die griechiſchen und römiſchen Poeten überſchütten die Poetaſter mit Spott und weiſen Lehren, was beides damals ſo viel geholfen hat als heute. Es war auch von jeher Sitte, daß einer, der den Gott im Buſen ſpürte, ein poetiſches Orakel wegen ſeiner Miſſion befragte. Heutzutage hat freilich Manches zuſammengewirkt, um den poetiſchen Autoritätsglauben zu erſchüttern, um den jungen Talenten die Skrupel zu benehmen und das Selbſtvertrauen zu ſteigern. Die poetiſchen Akten werden nicht mehr ſo häufig an Spruchcollegien verſendet. Indeß kommt es noch ſo oft vor, daß der folgende Brief Wielands für ein Circular gelten kann, von dem auch diejenigen gefälligſt Einſicht nehmen mögen, welche nicht gemeint ſind, ihren poetiſchen Schädel von einem renommirten Phrenologen betaſten zu laſſen.

Hochwohlgeborner Herr,

Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr zu tadeln iſt, Sie, daß Sie einem 75jährigen Greiſe, deſſen Perſönlichkeit, Lage und Verhältniſſe Ihnen (wie natürlich) ganz unbekannt ſind, ohne eine andere Entſchuldigung als Ihre allzugroße Meinung von ſeiner Gefälligkeit, das Richteramt über einige Ihrer poetiſchen Verſuche und über Ihren Beruf zum Dichter (an welchem Sie ſelbſt zu zweifeln ſcheinen) beinahe mit Gewalt aufdringen wollen, und da Sie die Nichtbeantwortung Ihres erſten Briefs billig für eine mehr als hinlängliche Antwort auf Ihre Fragen anſehen konnten, einen zweiten Brief den langen Weg von Eiſenſtadt * nach Weimar machen laſſen, um ihn zu einer Antwort, die er Ihnen lieber erſparen mögen, zu nöthigen: oder Ich, daß ich Ihren erſten Brief lieber unbeantwortet ließ, als daß ich alle das Verbindliche und Schmeichelhafte, was Sie mir darin ſagen, mit einer Antwort, deren Sie ſich vermuthlich nicht verſahen, erwidern wollte — und daß ich mich gleichwohl durch Ihren zweiten Brief bewegen laſſe, Ihrer zwar gutmüthigen, aber mir nothwendig läſtigen Zudringlichkeit nachzugeben.

Es ſind ſchon viele Jahre, ſeit ich weder ſelbſt Verſe mache, noch leſe, was heutzutage von Andern in dieſer Gattung gemacht wird. Ich bin alſo um ſo weniger geſchickt, über den Beruf neuangehender Dichter zu urtheilen, da ich auf der einen Seite kein echtes, aber noch unentwickeltes Talent abſchrecken möchte, auf der andern aber mit Horaz überzeugt bin,

— *mediocribus esse poëtis*
Non Di, non homines, non concessere columnae.

Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Sie haben, wie ich ſehe, eine gelehrte Erziehung genoſſen; Sie lieben die Dichtkunſt; Sie haben, wie die meiſten jungen Leute heutzutage, große Luſt, ſich ſelbſt mit dieſer ſchönen Kunſt abzugeben; Sie glauben Anlagen dazu in ſich zu fühlen, haben ſich vermuthlich bereits darin geübt, und machen, ſo viel ich davon verſtehe, wirklich ganz artige Verſe. Ein ſolches Talent iſt weder zu verachten, noch ganz zu vernachläſſigen: es kann oft ein Mittel ſeyn, ſich den Großen angenehm zu machen, und iſt wenigſtens eines, im Kreiſe unſerer Freunde, bei mancherlei Gelegenheiten das geſellige Vergnügen zu vermehren. Aber dies iſt nicht genug, die Dichterei zum Geſchäft Ihres Lebens zu machen, und wenn ich Ihr Vater, Oheim oder älterer Bruder wäre, würde ich Ihnen ernſtlich abrathen, ſich durch den Reiz der Muſen dazu verführen zu laſſen. In beſondere Gründe hierüber einzugehen, habe ich weder Zeit noch Luſt. Genug, ein ſicheres Zeichen, daß Sie nicht zum Dichter von Profeſſion geboren ſind, iſt, daß Sie mich fragen, ob Sie es ſeyen oder nicht? Kein von den Muſen wirklich beſeſſener Jüngling hat jemals eine ſolche Frage gethan.

Nehmen Sie die Aufrichtigkeit, womit ich Ihnen ſo ohne alle Complimente ſage, was ich denke, ſo gut auf als ſie gemeint iſt. Mehr als hundert junge Männer haben mir im Laufe meines Lebens (ohne daß ich weiß, wie ich zu dieſer Ehre gekommen bin) die nämlichen Fragen vorgelegt wie Sie, und 95 von 100 haben die nämliche Antwort von mir erhalten, und unter dieſen waren nicht wenige, die es mir in der Folge herzlich dankten.

Noch einmal — ſpielen Sie mit Ihrer Muſe zu Ihrem eigenen und Ihrer Freunde Vergnügen, in Nebenſtunden, ſo viel Sie wollen; aber machen Sie Ihr Hauptwerk immer aus einer ſolchen Anwendung Ihrer Geiſteskräfte, wodurch Sie ihrem Fürſten, Ihrem Vaterland und ſich ſelbſt nützlich werden können.

Weimar, 31ſten Julius 1808.

Wieland.

* Königl. Freiſtadt in Nieder-Ungarn.

Erzählungen einer Großmutter.

(Fortſetzung.)

Dieſe und noch mehr furchtbare Vorſtellungen gingen mit Blitzesſchnelle durch meinen Kopf, und ich fühlte,

daß ich ihn feſter an die goldgeblümte Lederlehne ſtützen mußte. Meine Tante, der es nicht in den Sinn kam, mich um meine Einwilligung zu befragen, ſah die Sache für abgemacht an, und auf ihren Ruf erſchien eine alte Kammerfrau, die den Befehl erhielt, mich auf die acht Tage in ihre beſondere Obhut zu nehmen.

Nie werde ich die erſte Nacht vergeſſen, die ich im alten Hauſe der Tante zubrachte. Fern von meinen Eltern und Geſchwiſtern, fern von der guten alten Bonne, die uns Mährchen erzählte und uns mit ihren Liedern zur Ruhe ſang, fern ſelbſt von der belebten Straße, in der bis tief in die Nacht hinein die Kutſchen raſſelten, lag ich nun hier in einem ungeheuer großen Bette, deſſen Vorhänge ſich fortwährend leiſe regten, in einem Zimmer, das dunkel und unheimlich war; und nichts unterbrach die Stille der einſamen Straße, deren Bewohner alle frühzeitig zu Bette gingen und von denen wohl kein Einziger über eine Kutſche zu gebieten hatte.

Dicht an meinem Bette, nur durch einen Schirm getrennt, lag die alte Magelone. Es brannte ein Nachtlicht in unſerem Zimmer, und bei ſeinem trüben Schimmer ſah ich oft die Alte ſich erheben und mit lautloſen Tritten zu ihrer Gebieterin ſchleichen, um ihr in regelmäßigen Zeitabſchnitten ein Medikament einzugeben. Statt des Geſprächs dabei hörte ich nur den trockenen Huſten der Tante. Dann war alles ſtill, und man konnte das Picken der großen Wanduhr hören, die unten auf dem Abſatz der Treppe ſtand. Ich hielt faſt die ganze Nacht meine Augen immer weit offen, ſo daß ſie mich zuletzt zu ſchmerzen anfingen; denn kaum hatte ich ſie ein wenig geſchloſſen, als ich ſogleich Geſichter wahrzunehmen glaubte, die durch die Spalten der Vorhänge ſich hindurchſteckten, um mich mit ſtarren Blicken zu betrachten. Eines dieſer Geſichter glich einem alten Herrn mit einer ſonderbaren Perrücke, deren Locken in einem Wulſte tief in's Geſicht gekämmt waren; ein anderes war ein blaſſer Kopf mit einer weißen Haube und auf einem unendlich langen Halſe. Von einem dritten Geſichte ſah man nur eine lange ſpitzige Naſe, die ſich bewegte, wie ſich der Rüſſel einer Fliege bewegt. Wie froh war ich, als der Tag endlich anbrach und ich das Bett verlaſſen durfte.

Eine neue Qual wartete meiner. Die Tante hatte mit Magelonen Rath gepflogen, und die leztere mußte aus einem alten Kleiderſchranke einen Anzug hervorholen, den ihre Gebieterin getragen hatte, als ſie ungefähr ſo alt war wie ich. Man kann ſich denken, wie dieſe Kleider ausſahen. Durch die ſorgfältigſte Aufbewahrung hatten die Stoffe nichts von ihrer eigenthümlichen Farbenpracht eingebüßt, aber der Schnitt — wie uralt, wie wunderlich war der! Ueberall, wo man's nicht erwartete, hingen Bänder herab, und Wulſte waren aufgedreht, und bildeten Roſen und Blätter, die aus Holz geſchnizt ſchienen. Der Rock war mit Fiſchbeinreifen wohl gepanzert, und wo es nöthig war, hatte man auch Draht zu Hülfe genommen. Wie ich das Kleid am Leibe hatte, fühlte ich, daß ich mich kaum ſo weit bewegen konnte, um der Tante die Hand zu küſſen. Am zweiten, dritten Tage jedoch hatte ich mich ſchon an daſſelbe gewöhnt.

Eine auffallende Veränderung wurde durch dieſes Koſtüm im Betragen der Tante gegen mich zu Wege gebracht. Verſchwunden mit einemmale war alle Härte, alle gleisneriſche Freundlichkeit; ſie liebte mich jezt wirklich, und zeigte mir das ganz offen. Ich durfte thun, was ich wollte, ich konnte das alte Haus von oben bis unten durchſtöbern, ſie wehrte mir den Eingang in keines der Gemächer; ja, was noch mehr war, ich konnte Magelonen Befehle ertheilen, gerade als wäre ich die Frau des Hauſes. Ich war von dem Augenblick, wo ſie mich im Kleide ihrer Jugend ſah, der Abgott ihrer Seele; ſie ſah ſich ſelbſt und die ſchönſten Tage ihres Lebens in mir wieder neu erblüht, und ihr altes Herz, ungewohnt einer ſo lebhaften und wohlthätigen Erſchütterung, vergalt mir durch tauſend Liebkoſungen dieſe köſtlichen Erinnerungen. Ich beobachtete ſie oft, wie ſie mir heimlich nachſah, wenn ich durch's Zimmer ging, und einſt ertappte ich ſie ſogar, wie ſie ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte.

Ich benuzte dieſe Günſtlingsſchaft in reichlichem Maaße. Für's Erſte lag mir daran, das Haus der Tante näher kennen zu lernen. Es hatte nach der Straße zu drei Giebel, und jede dieſer Giebelſpitzen zierte ein Erker, der eine kleine, faſt aus lauter Fenſtern zuſammengeſezte Stube bildete. Ich trat abwechſelnd in dieſe geräumigen Laternen und beſah mir die Straße und ihre wenigen Spaziergänger. Ein Bäckerladen war der einzige Gegenſtand, der einige Bewegung in die Gegend brachte, durch ein fortwährendes Kaufen von Semmeln und Broden. War aber das lezte Brod ausgewandert, ſo wurde der herausfallende Klapptiſch wie eine Zugbrücke an einem alten Kaſtell in die Höhe gezogen, und das Haus des Bäckers ſtand nun eben ſo ſtill und müſſig da, wie die übrigen Häuſer in der ſonderbaren Straße.

(Fortſetzung folgt.)

Lebenslauf.

Im tiefen Thal erwacht das Kind,
Dem Mutterſchooß entriſſen,
Die Morgenlüfte ſpielen lind
Um ſeine Wiegenkiſſen.

Digitized by Google

Es kriecht auf allen Vieren fort,
Bald läuft es wie die Andern,
Den Knaben treibt's von Ort zu Ort
In ungeſtümem Wandern.

Er rennt durch Wieſen, Feld und Bach,
Und ſchont nicht Schuh und Strümpfe,
Bei Tag geht er der Naſe nach,
Bei Nacht dem Licht der Sümpfe.
Wohin, wohin im tollen Lauf?
Was gilt es zu erwerben? —
Er keucht den grünen Berg hinauf,
Um auf dem Eis zu ſterben.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

(Fortſetzung.)

Literatur. General de la Harpes Denkmal. Kanäle und Eiſenbahnen.

Monnards Ueberſetzung von Joh. Müllers ſchweizeriſchen Geſchichten geht nun raſch zu Ende. Vor Kurzem hat er auch eine neue Biographie Joh. Müllers und eine ähnliche Schrift über den voriges Jahr hier verſtorbenen Pfarrer Manuel herausgegeben. Beide verdienen durch Inhalt und Darſtellung auch in Deutſchland ein leſendes Publikum, da beide Männer dort einen guten Theil ihres Lebens zugebracht und vielfache Berührungen gehabt haben; nur daß Müllers Leben dort ein vielumfaſſendes, politiſches und reiches, wenn gleich nicht immer reines und würdiges war, Manuel hingegen in Frankfurt a. M. ſich in durchaus reinem, ſtillen, religiöſen und ſittlichen Wirken nur Verehrer und Freunde erworben hat. — Wenn man an Manuel und Vinet denkt, ſo freut es Einen, jezt in Lauſanne auch einen deutſchen Schriftſteller in ihrem Sinn und Geiſt zu ſehen. Wir meinen den Dr. Bruch, deſſen kleine Schrift über das Chriſtenthum als organiſches Prinzip aller Menſchenbildung unſtreitig zu dem Beſten gehört, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben und geſagt worden iſt. Hoffentlich wird dies Wort zu ſeiner Zeit bald in's Franzöſiſche überſezt werden, damit es bei unſern Waadländern nütze und Frucht trage, in unſerem Lande, wo dem Chriſtenthum durch Methodismus und Radikalismus in neuerer Zeit ſehr geſchadet worden iſt, und wo ihm ſolche Fürſprache beſonders hinſichtlich der Schulen Noth thut.

Voriges Jahr habe ich im Morgenblatt angeführt, daß die kleine Seeſtadt Rolle ihrem Landsmann, General de la Harpe ein Denkmal errichtet. Dazu wurden ſeit einem Jahre mehrere bei niederem Waſſerſtand aus den Seewellen hervorragende Felſen benuzt, um aus ihnen ein kleines Eiland zu bilden, parkartig zu bepflanzen und darauf ein Denkmal zum Andenken des Verſtorbenen zu errichten. Die Inſel ſteht nun hoch und recht ſtattlich da, wohl ummauert und durch Felsblöcke gegen die hier in der größten Seebreite oft ſehr ſtürmiſchen Wogen geſchüzt. Seit Anfang Aprils waren die Einwohner der Stadt und die umliegenden Gutsbeſitzer bemüht, die beſte Dammerde auf die ſteinige Inſel zu führen, und am 14ten April — dem Feiertag der Unabhängigkeit Waads — war da noch ein anderes Feſt. Es wurden von allen Ständen, auch ſchöne Frauen und Mädchen aus den erſten Familien fehlten nicht, von Groß und Klein die ausgeſuchteſten Bäume und Gebüſche gepflanzt und Raſenſtücke angelegt, welche die reizende Anlage bilden ſollen, und denen das herrliche Wetter, wie das umfluthende Waſſer ſehr gedeihlich iſt. Es fehlte nicht an freudiger Bewegung und an patriotiſchen Hymnen. Der Bildhauer Leeb in München wurde von hier aufgefordert, Plane mit Zeichnungen und Koſtenüberſchlägen für ein ſolches Denkmal in dreifacher Abſtufung einzuſenden. Dies geſchah auch, und in allen dieſen Kompoſitionen zeigte ſich das ſchöne Talent des Künſtlers in der glücklichen Auffaſſung des Gegenſtands. Sehr gern hätte man das große Monument nach ſeinem Plan ausgeführt. Dazu aber ſind die pecuniären Mittel des Vereins zu ſchwach. Er muß ſich auf die Errichtung eines einfachen Obelisken aus ſchwarzem Marmor mit dem Reliefmedaillon des Gefeierten beſchränken. Wenn auch einſt das Monument verfiele, ſo bleibt die Inſel immer eine dankenswerthe Anlage; denn ſie gewährt nicht nur einen ſehr freundlichen Anblick, ſondern iſt auch für die Schiffe in Sturmzeit ein ſehr willkommener Schuz. Ich wünſchte, daß auch Manuel, der, wie General de la Harpe, in Rolle geboren iſt, zwiſchen den freundlichen Bäumen ein beſcheidener Denkſtein geſezt würde; dann wäre dieſe Inſel das Roller Pantheon.

Das Land müßte ausnehmend gewinnen, wenn die vielbeſprochene Verbindung des Sees mit dem Neufchateler See durch den Kanal von Entreroches oder durch eine Eiſenbahn zu Stande käme. Davon wurde voriges Jahr viel geredet; was ich aber damals ſchon ſagte, erfolgt nun. Das Unternehmen hat ſo wenig induſtriellen und kommerziellen Grund und Boden, daß es nicht eher zur Ausführung kommen kann, als bis andere große Linien damit in Verbindung ſtehen, beſonders die von Marſeille nach Lyon. Dieſe iſt aber troz alles Vielſprechens in Frankreich noch im weiten Felde. Wäre die Anlegung eines Seitenkanals der Rhone von Seyſſel bis Collonge zur Vermeidung der Perte du Rhone, oder die Anlegung einer Eiſenbahn auf dem linken Ufer, auf ſavoyiſcher Seite leicht thunlich, ſo würde ſie die ſardiniſche Regierung gewiß ausführen, und dadurch vor der franzöſiſchen einen großen Vorſprung gewinnen, wie in ſo manchem andern. Das Terrain iſt aber ſo ungleich, der Mont du Vache ſteht gerade wie eine Mauer vor und geht beim Fort de l'Ecluſe bis dicht an die Rhone. Mit ungeheuern Koſten ließe ſich vielleicht ein Göthakanal oder ein Eiſenbahntunnel durch den Berg graben; dies möchte aber wohl ſchwerlich Mühe und Koſten verlohnen, da bereits von Lyon aus treffliche und wohlfeile Kommunikationswege durch Neuſchatel und auf dem Elſäßer Kanal nach Süddeutſchland führen, Genf, Waad und Bern aber durch ihre hohen Tranſitogebühren den Waarendurchgang immer mehr von ſich entfernen und der weſtlichen Richtung zuwenden. Der Waarenbedarf der Schweiz ſelbſt, von Marſeille her, iſt viel zu gering, um ſeinetwegen ſo koſtſpielige Werke anzulegen. Ueberdies bekommt jezt die Schweiz einen Theil ihrer Colonialwaaren von dem mächtig aufblühenden Trieſt, über den Splügen, Bernhardin, St. Gotthard und Simplon, ein Weg, der noch viel frequenter werden dürfte, wenn erſt Trieſt durch die lombardiſche Eiſenbahn in kürzeſter Zeit bis an den Fuß der rhätiſchen Alpen reichen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. Juli 1840.

Erſtaunt, verachtet, weinet, lacht — es beut
Sich Anlaß hier zu jeder Stimmung dar.

Byron.

Erinnerungen an Krakau.

Wenn die Krakauer bei jedem Groſchen, den ſie ausgeben, das Geldſtück anſehen und fragen: weſſen iſt das Bild und die Ueberſchrift? ſo muß ihnen, wenn ſie nebenbei an ihren Freiſtaat denken, ganz ſonderbar zu Muthe werden. Mir iſt kein Geldſtück zu Geſicht gekommen, welches unmittelbar von dieſem Staat ausgegangen wäre; was ich ſah, war entweder altpolniſches, oder ruſſiſches, oder öſterreichiſches, oder preußiſches Geld. Da man nun durchaus nach polniſcher Währung rechnet, ſo kommt der Fremde mitunter in große Verlegenheit, bis er ſich etwas zurecht findet. Ein polniſcher Gulden zerfällt in dreißig Groſchen, und da erſterer ſich netto mit einem Sechtelsthaler preußiſch ausgleicht, ſo iſt ein Groſchen zwei preußiſche Pfennige. Der Preuße iſt alſo ſchnell orientirt; der Ruſſe freilich noch eher, weil er aus Polen kommt und die hieſige Währung kennt. Schlimmer geht es dem Oeſterreicher; denn gleicht ſich auch ein Groſchen mit einem halben Kreuzer Conventionsmünze aus, ſo läßt ſich derſelbe nicht ſo leicht auf Wiener Währung reduciren, worin er 1¼ Kreuzer macht. Und dann wieder das preußiſche Geld, welches er weder genau kennt, noch zu berechnen weiß! — Eine faſt nicht minder ſchwer zu löſende Aufgabe iſt der Freiſtaat Krakau ſelbſt. Am leichteſten iſt man damit fertig, wenn man ihn eine hiſtoriſche Erinnerung nennt. Vielleicht geht es manchem Andern wie mir: ich ſuchte Krakau immerfort, während ich darin umherwandelte.

Das Aeußere der Stadt läßt ſich mit wenigen Linien zeichnen. Manche Straßen ſind ſchön und einer großen Stadt vollkommen würdig, aber die meiſten ſind erbärmlich. Die vielen Kirchen würden eine Zierde der Stadt ſeyn, wenn nicht die meiſten verſteckt ſtänden und mitunter mit elenden Buden umſtellt wären. Der Hauptplatz ſieht eher aus wie ein Gänſe- und Schweinemarkt, als wie ein Platz in einer großen Stadt. Eine Menge hölzerner Buden ſteht auf demſelben, und von Sauberkeit iſt keine Spur. Er gleicht einem Bettler, der über ſeine Lumpen ein ſeidenes Kleid gehängt hat. — Die Stadt wimmelt von Juden; die Einwohnerſchaft beſteht freilich faſt zur Hälfte aus dieſem Volksſtamme. Denkt man an das Gaſſenleben deſſelben, ſo kann man ſich einen Begriff machen, wie es hergeht. Charakteriſtiſch ſind die Judenmädchen, welche alle mit herabhängendem ſchwarzen geringelten Haare gehen und meiſt in dieſem Putze nicht übel ausſehen. Als Prieſterinnen der paphiſchen Göttin hüten ſie häufig die Thüren kleiner Häuſer, an denen als Zeichen eines Schankes ein Reiſigbüſchel ausgeſteckt iſt. — Häßlich wie die Nacht ſind die zahlloſen alten Weiber dieſes Volks, aber ſie werden von den Männern faſt

Digitized by Google

noch übertroffen. Die Krakauer Juden ſind ſo eigenthümlich, daß man ſie allenthalben wieder erkennt, und mir war bei ihrem Anblicke, als ſähe ich ſie unmittelbar nach der Zerſtörung von Jeruſalem.

Um die Stadt herum ſind anmuthige Spaziergänge, die man an ſchönen Abenden ziemlich ſtark beſucht findet. Ich fand in den Umriſſen derſelben viel Aehnlichkeit mit Augsburg, auch hat die Weichſel hier ohngefähr dieſelbe Breite, wie dort der Lech, nur daß die Ufer des leztern anmuthiger ſind.

Der Slave iſt überall ſehr religiös, und welchem Kultus er auch huldigen mag, in jedem iſt er eifrig. Der katholiſche entſpricht ſeinem Sinne am meiſten. Pomphafte Umzüge liebt er, eben ſo Wallfahrten. Einem ſolchen Umzug begegnete ich auf dem Hauptplatze, wo unter der Menge von Geiſtlichen, die ihn begleiteten, einer mit wahrer Stentorſtimme den Vorſänger machte. Das Volk ſtrömte andächtig hinterher, aber die Juden zogen ſich in die Winkel der Gaſſen zurück, weil ſie weder den Hut abnehmen, noch ſich den Inſulten des Pöbels ausſetzen wollten.

Ich pilgerte in die Schloßkirche, die viel Pracht und Erhabenheit hat, aber eben völlig menſchenleer war. Schon auf dem Vorplatze ward ich unangenehm berührt von dem profanen Treiben öſterreichiſcher Soldaten und der Zerrüttung, die in den Schloßgebäuden herrſcht, und meine Stimmung ward zur Wehmuth, als ich dieſen Tempel ſo verlaſſen ſah. Wie eine Geiſterſtimme klang aus ferner Kapelle ein Geſang herüber, der immer nur wenige Töne gab, dann inne hielt und wiederholt in ſo klagenden Tönen vom hohen Gewölbe wiederhallte, daß mir ganz eng um's Herz ward. Von wo er kam, konnte ich nicht erforſchen; auch machte er einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß ich darüber Alles vergaß, und erſt nach einer Weile, wie aus einem Traume erwachend, mich umſah. Die Vergangenheit Polens liegt in dieſem Tempel, wie in einem aufgeſchlagenen Geſchichtsbuche, offen da, ſeine Größe und ſein Fall. Todte und lebende Denkmale derſelben ſtanden vor meinen Augen. Kosziuskos und Poniatowskys Denkmäler und den alten gebeugten Klopicky hatte ich kurz nach einander geſehen. — Wird Polen noch einmal erſtehen? Wer wollte es bejahen oder verneinen? — Die Hyder der Zwietracht allein hat ſeinen Lebensbaum benagt und zerſtört, und ſie iſt noch nicht erſtorben, ſondern liegt lauernd an ſeinem Stamme.

Eine Tour nach Wieliczka zog mich auf einen Tag aus Krakau. Wer würde dieſe Stadt beſuchen und nicht auch die weltberühmten Salzwerke ſehen wollen? — Die Umgegend iſt reizend und Wieliczka liegt zwiſchen ſchön drapirten Hügeln. Der hieſige Verkehr iſt überaus lebhaft durch die große Zahl von Bergleuten und Beamten, die vielen täglich ankommenden Fremden und die Menge von Fuhrwerken, welche die aus der Erde geholten Schätze abführen. Wohl ſind es Schätze, die man hier gewinnt, und Millionen gehen durch dieſelben dem Staate jährlich ein. — Was ſollte ich mich umſonſt bemühen, eine Beſchreibung der ſich hier aufthuenden Unterwelt zu geben, da über dieſelbe ſchon ſo viel geſagt worden iſt? Ich begnüge mich, in wenigen Worten den Eindruck zu ſchildern, den ſie auf mich gemacht. Der Eingang iſt ſo bequem, daß man nicht die Beengung fühlt, von welcher man ſonſt beim Einfahren in ein Bergwerk befallen wird. Wie man durch weite Gänge in ein großartiges Gebäude eingeht, ſo iſt es hier. Ehrwürdig werden dieſe Gänge durch ihr Alter, welches über drei Jahrhunderte hinaufreicht, und man hört mit einer Art von Andacht die Legende von der Heiligen, deren Bild man hier gefunden haben will. Ihren Namen habe ich Profaner vergeſſen. Wenn man durch lange Gänge immer tiefer in den Schooß der Erde dringt und in die weiten Hallen gelangt, die durch Erhebung von Millionen Centnern dieſer Gottesgabe entſtanden ſind, ſo hat man Mühe, die Vorſtellung feſtzuhalten, daß dieſe Räume nicht durch Erdrevolutionen, ſondern durch Menſchenhände gebildet worden. Nur wenig braucht die Einbildungskraft angeregt zu ſeyn, um auf Augenblicke ſich der Vorſtellung hinzugeben, man ſey in die Unterwelt verſezt, zumal wenn man am Kocytus Charons Nachen beſteigt und über die dunkle Fluth ſezt.

(Schluß folgt.)

Erzählungen einer Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Im Erdgeſchoß befanden ſich, den drei Giebeln entſprechend, drei Zimmer, aber ſie waren unbewohnt und ihre Läden immer geſchloſſen. Ich wußte mir den Eingang in das mittelſte dieſer Gemächer zu verſchaffen und fand es voll alten Gerümpels. Da das Licht nur durch ein paar dürftige Spalten der alten verquollenen Läden einfiel, ſo mußte man erſt lange das Auge an die Dämmerung gewöhnen, ehe man etwas von den Gegenſtänden umher unterſcheiden konnte. Das erſte, was mir auffiel und mir einen kleinen kalten Schauer abnöthigte, war das Bild einer Frau in rothen ſteifen Gewändern und mit einem, wie von Raupen zerfreſſenen Geſichte. Ein Augenblick Ueberlegung überzeugte mich, daß ich dieſe ſchreckliche rothe Dame ſelbſt war, und daß ein alter Wandſpiegel, dem ein Theil ſeiner Folie abhanden

Digitized by Google

gekommen war, mir dieſen ſpuckhaften Dienſt leiſtete. Es machte mir nun Spaß, mich vor dieſem düſtern Spiegel hin und her zu bewegen, Zeichen zu machen, die Arme auszuſtrecken und ſo in der unheimlichen Polterkammer ein unheimliches Weſen mit einer geſpenſtiſchen, grotesken Figur zu treiben.

Lange konnte ich es in dieſem Zimmer nie aushalten. Ein unerträglicher modriger Geruch, wie er in Stuben, die man verſchloſſen hält, zu herrſchen pflegt, trieb mich von dannen. Aber ich ging nie, ohne dieſe oder jene Kleinigkeit mitzunehmen, die ich mir dann oben, bei beſſerem Lichte und beſſerer Luft, in Muße beſah. Ein alter Koffer, der in einem Winkel meiner Polterkammer ſtand und der bis dicht an den gewölbten Deckel mit allerlei wunderlichem Kram gefüllt war, zog mich am lebhafteſten an und verurſachte am häufigſten meine Wiederkehr. Dieſer Koffer mit ſeinen Eiſenbeſchlägen war ein wahres Paradies für die Neugier eines Kindes. Ich fand dort Stücke Zeug von einer wunderſam ſchönen Farbe, ganze Bündel vergelbter Spitzen und Bänder, mit Silbertreſſen eingefaßt. Mehr als Alles machte mir ein Maskenanzug Freude, und die Larve, die dabei lag und mit ihrer eingedrückten Naſe einen Zug von unbeſchreiblicher Unverſchämtheit, aber zugleich einen gewiſſen rührenden Charakter an ſich trug, wurde von mir vor demſelben dunkeln, zweifelhaften Spiegel anprobirt. Der Effekt war wahrhaft grauſenerregend, und ich mochte den Verſuch nicht wiederholen. Ich packte leiſe Maskenanzug und Larve wieder zuſammen und ſchob das Bündel in den Koffer zurück, indem ich es recht tief auf den Boden drückte.

Mittlerweile waren aus den acht Tagen, die ich im Hauſe der Tante bleiben ſollte, vierzehn Tage geworden, ohne daß es mich beſonders bekümmerte. Wahrlich, ich hätte nie gedacht, daß mir der Aufenthalt in dem alten Hauſe ſo lieb werden könnte. Der Zurückkunft meiner Eltern ſtellten ſich unerwartete Hinderniſſe entgegen; endlich aber kamen ſie doch, und ich ſollte nun aus der Obhut der Tante in das elterliche Haus zurückkehren. Den Abend vor meinem Scheiden brachte ich noch eine ganze halbe Stunde in meiner geliebten Polterkammer zu. Die Hälfte dieſer Friſt war dem Koffer gewidmet. Ich durchwühlte ihn bis in ſeine tiefſten Eingeweide, und als ich mit einem herzhaften Griff in eine bisher noch undurchforſchte Gegend kam, ſtieß ich die Hand unſanft an die Ecke einer kleinen Truhe, die ich hervorzog und mit Neugier betrachtete. Was mich ſchaudern machte, war, daß dieſe Truhe die Form eines kleinen Sarges hatte, aber auf das wundervollſte mit Gold und Elfenbein in Schnörkelzügen ausgelegt. — Die vier Ecken der Truhe wurden durch kleine, ſehr ſauber gearbeitete Engelsköpfchen von Elfenbein geziert. Jeder Engelskopf hatte ein blaues Halsband von Email, mit einem ſchmalen Goldreif eingefaßt. In die Mitte des ſchwarzen Käſtchens war ein Namenszug eingelegt, aber ſo ſehr ich mir Mühe gab, ich konnte ihn nicht enträthſeln, ſo phantaſtiſch ging das Gewinde der Buchſtaben durcheinander. Vergebens ſah ich mich nach einem Schloſſe um; es war auch nirgends etwas zu bemerken, das darauf ſchließen ließ, daß das Käſtchen geöffnet werden konnte.

Während ich ſo eifrig beſchäftigt war, erſchien ſehr ungelegen die alte Magelone, die mich zu der Tante beſchied. Ich verbarg das Käſtchen und ging hinauf. Die Tante ertheilte mir eine Menge Ermahnungen und Verhaltungsregeln für die Zukunft, die ich nur mit halbem Ohre anhörte, immer in Gedanken beſchäftigt mit dem Inhalt meines Käſtchens. Ich konnte das Ende der Mittagstafel nicht erwarten und ſaß zerſtreut und mißlaunig da. Die Tante ſchien es nicht zu bemerken und war auf gewohnte Weiſe ſehr gütig gegen mich. Endlich durfte ich mich entfernen, und nun flog ich auf mein Zimmer, ſchloß es hinter mir zu, um ungeſtört zu ſeyn, und nahm das Käſtchen wieder zur Hand. Indem ich es immer hin und her drehte, ohne es öffnen zu können, ſtieg meine Ungeduld und meine Neugier auf einen Grad, daß ich faſt ein Fieber bekam. Ich mußte die Lade aus der Hand legen, und indem ſie ſo vor mir ſtand, betrachtete ich ſie mit glühenden Blicken. Ich rang die Hände und ſtampfte in meinem kindiſchen Verdruſſe mit beiden Füßen. Einen Augenblick war ich zweifelhaft, ob ich das Käſtchen der Tante überbringen ſolle, denn ohne Zweifel wußte ſie, wie man's öffnen müſſe; dann aber fand ich, daß es zu gefährlich ſey, meinen Schatz aus den Händen zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Sittengeſchichte der Deutſchen.

Ritterweſen.

(ſ. Nr. 157.)

Die Urkunden, wo Biſchöfe und Fürſten Ritter und Edelknechte um Sold „zu Dienern gewinnen," wie der Ausdruck lautete, ſind ſehr häufig. So bittet 1340 Graf Gerhard von Holſtein die Grafen Otto und Heinrich von Hallermund in einem Briefe um Beiſtand in einer Fehde. Er nennt ſie Junker (domicelli) und verſpricht ihnen eine ihrem Adel gemäße Belohnung; jedem Ritter (miles), den ſie ſtellen, 12, und jedem Knappen (armiger) 10 Mark. — Im Jahr 1344 gelobte Philipp von Iſenburg dem Erzbiſchof Heinrich von Mainz ſeine Dienſte unter folgenden Bedingungen. Er wolle ihm mit ſeinem Leibe, mit zwölf Mann mit Helmen zu allen Zeiten das ganze Jahr dienen, wenn man ſein bedürfe, „uf

Digitized by Google

myns Herren Koſt und Schaden, als zytlich und gewonlich iſt.“ Alle ſeine Schlöſſer ſollen ſechs Jahre dem Erzbiſchof offen ſtehen. Dafür erhielt Philipp 500 Pfund Heller. Aller Vortheil durch Brandſchatzung und alle Gefangenen gehörten dem Biſchof. Schickte dieſer Leute in Philipps Burgen, ſo mußten ſie ſich ſelbſt verköſtigen, und machten ſie von den Burgen aus Beute oder Gefangene, ſo wurde Alles getheilt. — Im ſelben Jahr 1344 verdingte ſich Gerlach von Rebelnheim, Ritter, demſelben Erzbiſchof Heinrich auf ein Jahr wider alle Feinde, ausgenommen das römiſche Reich und ſeine Verwandten (geborn mage); er erhielt dafür 70 Pfund Heller. — Einige dienten wohlfeiler, andere theurer. So mußte der genannte Erzbiſchof dem Heinrich Philipp von Ingelheim, Knecht, 70 Pfund Heller, dem Johann Fleſch von Winoltsheim nur 50 geben; beide aber bedingten, mit einem Helm und einem Panzer und ſo lange zu dienen, als die Fehde dauerte.

*

Konrad, ein Sohn des Markgrafen Dietrich in der Lausnitz, ging 1176 zu einem Turnir nach Oeſterreich, wo er von einer Lanze durchſtochen ward. „So ſehr,“ ſagt Tylich in ſeiner Meißniſchen Chronik, „hatte dieſes peſtartige Spiel um ſich gegriffen, daß in Einem Jahr ſechzehn Ritter dabei das Leben verloren haben ſollen. Erzbiſchof Wichmann befahl ſogleich ſeiner Geiſtlichkeit, alle Turnirenden zu excommuniciren, und ſchickte nach Oeſterreich die Weiſung, dem getödteten Konrad das Begräbniß zu verſagen. Markgraf Dietrich, ſammt andern Grafen und Edeln, ging zu Wichmann und bat ihn fußfällig und mit Thränen, dem Erſchlagenen ein Begräbniß zu geſtatten, ſie wollen Zeitlebens nicht mehr turniren, auch es ihren Dienſtmännern und Lehensleuten unterſagen. Wichmann willigte endlich ein, wenn der Pabſt es beſtätigen würde. So ward er endlich vor dem Eingang einer Kirche begraben. Koſtete aber viel Schenkung.

*

Kaiſer Maximilian II. hatte eine natürliche Tochter, Helene Scharfegin genannt, obgleich ihre Mutter eine Gräfin von Oſtfriesland war. Das Fräulein war ſchön und aufgeweckten Geiſtes und hatte eine Menge Verehrer. Zwei derſelben hielten ſich ihrer Kraft und Ritterlichkeit halber zum Beſitz der Schönen beſonders berechtigt. Da beſchloß Kaiſer Max, der ein luſtiger Herr war, es auf einen abſonderlichen Zweikampf ankommen zu laſſen. Derjenige, der in des Kaiſers Gegenwart ſeinen Gegner in einen zu dem Zweck zugerichteten Sack ſteckte, ſollte die Schöne davon tragen. Den Preis erhielt der Ritter und Hofkriegsrath Eberhard Tauber zu Talberg und Reineck, ein Mann von ungemeiner Stärke und einem mehrere Fuß langen Bart. Der weit größere Spanier ward in den Sack geſteckt und zog aus Schaam vom Hofe ab.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juli.

(Fortſetzung.)

Kanalbauten. Das Laveybad.

Dagegen bereitet ſich jezt ein für unſere lemanſchen Uferlande ſehr nützliches Unternehmen vor. Wer in unſern Gegenden etwas herumgekommen iſt, kennt gewiß das reizende Land, das ſich an der Oſtſeite des Sees von Villeneuve bis Bex hinzieht und das den Ruhm verdient, nicht nur bei Ivorne den beſten waadländiſchen Wein zu erzeugen, ſondern auch von Aigle bis Bex und St. Maurice hinauf die üppigſte und reichſte Vegetation Mitteleuropas in einem durchaus reizenden Land, das weſtlich in einiger Entfernung die trübe Rhone beſpühlt. Wenn dieſer pittoresken Celebrität noch eine hiſtoriſche beigefügt werden ſoll, ſo kann bemerkt werden, daß gerade hier das große Schlachtfeld iſt, wo ein Jahrhundert vor Chriſtus der Helvetier Divico mehrere Tage hindurch die mächtigen römiſchen Legionen unter Longinus ſchlug und einen herrlichen Sieg über ſie errang. Damals ſahen die Undinen des Stroms die gefangenen Römer durch das Joch kriechen. Es war das Vorſpiel zur Varusſchlacht im Teutoburger Wald, nur daß dieſe Großgermanien von der Römerherrſchaft rettete. — Wer ſollte es glauben? dieſe reiche Gegend an der Rhone iſt doch oft ſehr ungeſund durch die von dieſem Fluß gebildeten Niederungen und Lagunen, die ſich da mit einem Delta endigen, wo die Rhone in den See ſtrömt. In dem gegenüberliegenden Wallis ſind dieſe Niederungen noch viel bedeutender und machen durch ihre Ausdünſtungen das ſchöne Land von Monthey bis St. Gingoulph am Leman ſehr fieberhaft. Die Anlegung des Kanals Stockalper hat hier dem Uebel lange nicht genug abgeholfen. Jezt hat ſich ein Verein gebildet, der nach den gehörigen Studien und Vorarbeiten daran gehen wird, einen Hauptkanal mit mehreren Seitenkanälen auf dem rechten Rhoneufer anzulegen. Sie werden nicht nur weſentlich zur Austrocknung und Geſundung der Rhonebrüche dienen, ſondern auch die Beſchiffung des unregelmäßigen Stroms ſehr erleichtern. Dies Unternehmen wird auf eine Million Franken angeſchlagen. — Von Bex die Rhone hinauf kommt man in das erſt ſeit einigen Jahren beſtehende Bad Lavey, deſſen Mineralquelle bekanntlich mitten aus dem Rhonebett herausquoll und durch eine Kuh entdeckt wurde, die oft durch den Fluß wadete und ſich an dieſer Stelle immer auffallend lang aufhielt. Seitdem ſind in dieſer reizenden Gegend die nöthigen Badeanſtalten angelegt worden, und viele chroniſche Nerven- und Hautkrankheiten ſind hier geheilt worden; ja ſelbſt alte Uebel ſolcher Art haben dieſem Waſſer nicht widerſtanden. Wenige Mineralbäder haben ſo gänzlichen Mangel an brillanten Vergnügungen, wenige aber liegen ſo günſtig für ſtärkende, Körper und Geiſt erhebende Spaziergänge und weitere Ausflüge in's Gebirg. Lavey, dicht an der Rhone und am Fuß der Dent de Morcles (8948 F.) liegt mitten in dem Thor, wo ſich dieſer Strom, von Süden kommend, zwiſchen jenem Bergzahn und der Dent du Midi (9880 F.) durchzwängt. In der Nähe hat man das herrliche waadländiſche Oberland zwiſchen den Diablerets (9600 F.) und dem Genferſee, das an friſcher Landſchaftlichkeit dem Berner Oberland nicht nachſteht und ihm durch die echtſchweizeriſche Eigenthümlichkeit und Sittlichkeit ſeiner Einwohner weit vorzuziehen iſt. Weiter hin liegt der Leman mit all ſeinem mannigfachen Zauber, mit Lauſanne, Genf und den kleinen Seeſtädten auf beiden Ufern. Will man in der Nähe bleiben, ſo lockt das reizende Val d'Illier, die ſchönen Thäler und Berge Savoyens; ja das Sixtthal mit ſeinen ſieben Waſſerfällen im Kreis, Chamouny mit ſeinen Eiswundern und der große St. Bernhard liegen gar nicht fern und können in einem Tag erreicht werden. Das ſind die Laveyer Herrlichkeiten; dagegen ſuche man da ja nicht Farobank, Bälle, Theater, große Soiréen und dergleichen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. Juli 1840.

Deine Lenzgefühle
Wähn' ich mir erneut,
Du, der Kinderſpiele
Süße Blumenzeit!

Matthiſſon.

Erzählungen einer Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Von Neuem ging ich daran, Verſuche zu machen, und ſiehe da, diesmal mit Glück. Wie ich die vier Engelsköpfchen näher betrachte, ſo entdecke ich, daß der eine derſelben nicht ganz feſt auf ſeinem Halſe ſizt, daß ein bedeutender Zwiſchenraum zwiſchen dem Goldreif und dem kleinen blauen Halsband ſich zeigt. Ich verſuche mit einer Nadel, in dieſen Zwiſchenraum einzudringen, und, o Wunder! indem ich mit der Nadel drücke, fängt das Köpfchen an, ſich mit großer Geſchwindigkeit zu drehen, als wenn eine Schraube abliefe, und in demſelben Moment ſpringt auch der Deckel meiner Truhe auf. Man kann ſich mein Entzücken denken; mein Herz ſtand ſtill vor Wonne und Ueberraſchung. Schnell ſchob ich ein kleines blauſeidenes Kiſſen bei Seite und fand im Innern der Truhe —

Aber ehe ich ſage, was ich im Bauche meines wunderbaren Käſtchens fand, muß ich noch eines andern kleinen Abenteuers Erwähnung thun, das mir im Hauſe der Tante aufſtieß. Die vordere Seite des alten Gebäudes war, wie ich ſchon erzählt, der einſamen Straße zugewendet; die Rückſeite ſah nach einem Garten, der in einem noch viel jammervollern Zuſtande der Zerfallenheit ſich befand, als das Haus, zu dem er gehörte. Durch die Unordnung, welche der Bau eines benachbarten Kanals herbeigeführt, war ein kleiner Teich, der bei der urſprünglichen Anlage des Gartens viel zu deſſen Verſchönerung beigetragen, ungebührlich vergrößert worden, und hatte ſich in einen breiten Sumpf verwandelt, der rückſichtslos die Plätze und Wege des Gartens überſchwemmte und bis dicht an die Mauer des Hauſes reichte. Es war betrübend, wie in dieſem modernden Waſſer, das die Luft mit ungeſunden Dünſten füllte, einzelne Hecken, die einſt Lauben gebildet hatten, noch hervorſtanden, wie hie und da eine Statue ohne Arme ihr bemoostes Haupt aus dem Schlamme emporhob. Die Ortsbehörde hatte im Laufe der ſechs Jahre, während welcher die allmählige Verſchlimmerung des Gartens vor ſich ging, einige Mal Gelegenheit genommen, die Beſitzerin auf dieſen Mißſtand aufmerkſam zu machen; allein meine Tante hatte immer erinnert, ſie könne die Fehler ihres Gartens nicht eher verbeſſern, als bis man den Gebrechen des Kanals abgeholfen habe; und ſo waren denn die Unterhandlungen immer erfolglos geblieben. Da meine Tante nie ihr altes Haus verließ, da man ſich nicht erinnern konnte, ſie in den lezten zehn Jahren auch nur einen Augenblick auf der Straße geſehen zu

Digitized by Google

haben, ſo war es ihr völlig gleichgültig, ob ſie einen Garten hatte und wie er ausſah.

Ich ſtand öfters auf der kleinen Treppe, die früher auf einen Weg, jezt aber geradezu in den Sumpf hinableitete. Eines Abends befand ich mich auf dieſem Plätzchen, als ich jenſeits auf einer Inſel einen bildſchönen Knaben gewahrte, der im Graſe kniete und kleine Flotten aus Tannenrinde auf's Waſſer ſezte. In dieſer Beſchäftigung begriffen, blickte er auf und bemerkte plötzlich mich. Mein altmodiſcher Reifrock mochte ihm auf's Höchſte imponiren, denn er wäre beinahe in's Waſſer gefallen; wenigſtens ſtieß er einen ſo lauten Schrei der Verwunderung aus, daß ich fürchtete, die ganze Nachbarſchaft werde zuſammenlaufen. Aber in dieſer ſtillen Gegend war dies nicht zu befürchten. Da das Haus der Tante im Rufe ſtand, daß es darin ſpucke, ſo mochte der artige Kleine glauben, ich ſey eine Art Ungethüm, und er traf deshalb Anſtalten, ſo ſchnell wie möglich aus meiner Nähe zu kommen. Dieſe Flucht hatte etwas zu Beleidigendes für mich, als daß ich nicht getrachtet hätte, ſie zu verhindern. Ich rief alſo mit der ſanfteſten Stimme, die mir zu Gebote ſtand, und verſicherte laut, ich ſey kein Geſpenſt. Der Knabe blieb und ſah mich ſchen an und hielt dabei den Hut halb vor's Geſicht. Dieſe Pantomime machte mich lachen, ich verfehlte eine Stufe, das morſche Geländer wich aus den Fugen, und ich wäre ohne Zweifel ſammt meiner königlichen Kleidung in's Waſſer gefallen, wenn nicht der brave Junge ſeine Furcht eiligſt bezwungen hätte und in ſolcher Haſt durch den Sumpf gewatet wäre, daß er noch zur rechten Zeit kam, um mich am Arm zu faſſen und das Gleichgewicht meines Körpers, das auf ſehr unſichern Pantoffeln mit hohen Abſätzen ruhte, wieder herzuſtellen. Er war dabei über und über naß geworden, und dicke, grüne Schlammguirlanden hingen ihm um die Hüften. „Puppe," ſagte er zu mir, „geh in dein Haus." Ich folgte dieſem Rath, und erſt nachher fiel mir ein, daß ich ihm hätte danken oder etwas ſchenken ſollen.

Das nächſte Mal, als ich wieder auf der Treppe erſchien, erwartete er mich ſchon, auf ſeiner Inſel ſitzend. Ich bemerkte ſogleich, daß er ſein Haar glatt gekämmt und ſich, ſo gut er konnte, ſchön gemacht hatte. Er grüßte mich und rief: „Ach, da biſt du ja wieder, Puppe!" Ich beſtätigte dieſe Bemerkung, indem ich ein lautes Lachen aufſchlug. Ohne Zweifel war dies die Art, die er am meiſten im Verkehr mit ſeinen Bekannten liebte, denn er wurde ſogleich ſehr vertraulich, ſagte mir, wie er heiße, wie alt er ſey und wo ſeine Eltern wohnten. „Und du, ſchöne Puppe," ſchloß er ſeine Rede, „wie heißt denn du? Unmöglich kannſt du wie unſer Eins von Fleiſch und Blut ſeyn, denn ſeit Menſchengedenken hat man Niemanden in dieſem alten Hauſe geſehen, als eine große ſchwarze Katze und ein mürriſches altes Weib, das bei dem Bäcker Semmeln holt, und das wir Knaben nur das alte Fegefeuer nennen. Unmöglich kannſt du die Tochter des alten Fegefeuers ſeyn." — „Das bin ich auch nicht," erwiderte ich und wollte mich todtlachen über dieſe Späße. Unſere Freundſchaft war jezt geſchloſſen. Fritz kam alle Abende; er ging auf hohen Stelzen trockenen Fußes durch das Waſſer und wir ſaßen dann auf der Treppe beiſammen und plauderten bis in die ſinkende Nacht. Es war ſo ſtill und ruhig, kein Laut drang zu uns herüber, nur hie und da quackte ein grüner Sumpfbewohner, der in ſeinem kleinen Hängebettchen von Binſen ſich behaglich ausſtreckte und in der friſchen Kühle ſein Abendlied ſang.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Krakau.

(Schluß.)

Während dies geſchieht, leuchten da und dort Sterne aus den langen, nach allen Richtungen ſtreichen den Gängen, und oben auf dem Salzfelſen vor uns ſteht ein ſchwarzer Genius mit einer hellodernden Fackel. — Nachdem man gelandet und noch eine Strecke weiter gedrungen, findet man ſich auf einmal mitten im Lärm und der Bewegung des Bergwerks. Eine Schaar von Arbeitern iſt hier mit Loshauen und Verpacken des Salzes beſchäftigt, und ihrer elenden Geſtalten ſpottet das Salzgeſtein, das ringsum in tauſendfachen Strahlen flimmert. Von der Stirne heiß rinnt hier der Schweiß, obgleich die Arbeiter faſt nackt ſind. Die recht Geübten erringen des Tages bis zu vierzig Kreuzer C.M., ja auf einen Gulden ſollen es manche bringen. Ihre Zahl iſt bedeutend, und ſie ſind in einer Menge von Gängen und Kammern zerſtreut. Hier geht man auf lauter Geld, meinte mein Führer in Beziehung auf den unermeßlichen Schatz, der hier im Schoß der Erde ruht.

Um alle Gänge und Hallen zu durchwandern, brauchte man mehr als einen halben Tag. Auf 100 Klafter Tiefe war ich gelangt, hatte aber noch nicht die tiefſten Gänge betreten, und unter andern auch nicht die da unten arbeitenden Pferde geſehen, die ſich übrigens im beſten Zuſtande befinden ſollen. Hinlänglich befriedigt und ermüdet kehrte ich nach drei Stunden auf die Oberwelt zurück, ſtärkte mich und trat meine Rückreiſe nach Krakau an, wo ich noch früh genug ankam, um einen Spaziergang auf den Koſziuskohügel machen zu können.

Digitized by Google

Die Sonne fing ſchon an ſich zu neigen, als ich meine Wanderung antrat, und ich mußte daher meine Schritte beſchleunigen. Die zwiſchen Krakau und dem Berge liegende Ebene bewirkt die Täuſchung, daß man die Entfernung für viel geringer hält, als ſie wirklich iſt. So kam es, daß ich, troß meines raſchen Schrittes, nur kurz vor Sonnenuntergang oben ankam; aber dies war gerade die geeignetſte Zeit. Der ganze Horizont war rein und klar, nur einzelne kleine Wolken zogen von Norden her. Auf dem Gipfel angekommen, wußte ich kaum, wohin ich meinen Blick zuerſt richten ſollte. Er traf zunächſt auf das am Fuße des Hügels errichtete Denkmal des Patrioten und Helden, der, wäre es im Rathe der Vorſehung beſchloſſen geweſen, wohl der einzige war, der ſein Vaterland retten und wieder herſtellen konnte. Sieht man aber den gemeinen Polen und denkt man an die Uneinigkeit und Zwietracht, welche von jeher unter den Gebildeten dieſes Volks geherrſcht hat, ſo gibt man jede Hoffnung für das Land auf. — Tiefe Wehmuth durchdrang mich, und ich konnte mein Auge nur mit Mühe von dem Denkmale wegwenden. — Das Hi! Ho! der Bauern, welche in der Nähe mit ihren Ochſen das Feld pflügten, weckte mich. Für Bürger eines Freiſtaats war ihr Anſehen nicht beſonders: rohe Leinwandkittel, zerlumpte Knaben als Treiber, halb verhungerte Zugthiere. Eine angenehmere Staffage des Gemäldes war ein Hirtenknabe. Seine Rinder weideten am Fuße des Hügels und er ſang, an das Denkmal gelehnt, Nationallieder. Sein ganzes Weſen zeigte große Unbefangenheit und Selbſtgenügſamkeit, und er war eigentlich der einzige echte Republikaner, den ich bis jezt in Krakau geſehen.

Meine Augen gegen Süden erhebend, ſah ich in der Ferne die im reinſten Weiß ſtrahlenden Karpathen, die wie eine lange Mauer mit Zinnen und Thürmen ſich hinzogen. So rein und durchſichtig war die Luft, daß man, obgleich die Entfernuug fünfzehn Meilen beträgt, jeden einzelnen Berg unterſcheiden und die Schluchten und Rillen erkennen konnte, in denen der Schnee den ganzen Sommer hindurch glänzt. Dieſe Berge waren die Wegweiſer, welche mir die Fahrt bezeichneten, die ich morgen antreten wollte.

Als ich ſo im Anſchauen verſunken war, flötete eine Nachtigall unten am Denkmal ſo melancholiſch, daß es mir wie ein Klaglied um den Helden klang. Und nun wandte ich mich gegen das alte Krakau, welches mit ſeinen Thürmen und Kirchen zu meinen Füßen lag. Am nächſten war meinem Blicke das Schloß, das auf dem beſten Wege iſt, Ruine zu werden. Die Sonne warf ihre lezten Strahlen auf die vergoldete Kuppel. Ein dumpfes Geräuſch vom Leben und Treiben in der Stadt drang herüber. Die Abendglocke ertönte vom Schloßthurm, und bald ſtimmten die aller Kirchen ein. Mir klangen ſie wie ein Todtengeläute und riefen Kosziuskos Worte: „finis Poloniae!" vor meine Seele. Es war mir, als ſey ich bei der Leichenfeier dieſes Landes. — Siehe, da ſtand zur Rechten der Mond im freundlichſten Lichte, ſeine Strahlen fielen auf Kosziuskos Denkmal, und es bedurfte nur einer wenig gereizten Phantaſie, um ſeinen Geiſt über demſelben ſchweben zu ſehen.

So heiter die Unterhaltung an der Abendtafel war, an welcher ich mich bei meiner Rückkehr nach Krakau niederließ, ſo vermochte ſie doch nicht den tiefen Eindruck zu verwiſchen, den ich zurückbrachte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Das Gutenbergsfeſt.

Die Gutenbergsfeier liegt zum Theil hinter uns, denn die Ausſtellung von alten und ſeltenen Drucken, wie von Bildniſſen berühmter Frankfurter dauert noch fort. Die Feſtfeier am 24ſten und 25ſten Juni betreffend, ſo iſt über dieſelbe in den Zeitungen viel hin und her geſchrieben worden, ob ſie enthuſiaſtiſch, oder nüchtern geweſen ſey, patriotiſch, oder indifferent. Dieſen Streit mochte zunächſt das Bedürfniß veranlaßt haben, einige Korreſpondenzen zu ſchreiben, die durch ungewöhnliche Auffaſſung pikant erſchienen; im Uebrigen iſt aber der ſchiefe Geſichtspunkt daran Schuld, unter dem man deutſche Volksfeſte, im Hinblick auf andere Länder, wo öffentliches Leben und eine freie geiſtige Regſamkeit in der Maſſe ſtattfindet, ſo häufig betrachtet. Endlich traten auch in Frankfurt mancherlei Verhältniſſe einer Gutenbergsfeier beengend entgegen, da, was anderwärts ziemlich unverholen geäußert werden darf, hier nun einmal formellen Rückſichten unterworfen iſt. Rechnet man zu dem Allen noch, daß in Frankfurt nur einzelne Literaten, die aber meiſt in amtlichen und brodwiſſenſchaftlichen Beziehungen ſtehen, die Literatur repräſentiren, ſo mußte allerdings die äußere Feier bedeutender erſcheinen, als der geiſtige Mittelpunkt, den man gewiß eben ſo gern, wie anderwärts, in voller Kraft und Wirkſamkeit zugelaſſen hätte. Da man es nicht konnte, ſo verwandte man auf die würdige Herſtellung des Programms alle Mühe und Anſtrengung, und fühlte ſich nun unangenehm betroffen, daß die Ausſchmückung des Feſtes, die vielleicht in keiner andern deutſchen Stadt blühender und ſtrahlender hervortrat, nicht in dem Grade, als man erwartet, gewürdigt, ja wohl gar von Unberufenen angefeindet worden iſt. Ich kann verſichern, daß der Geiſt des Feſtes der beſte war und daß die Ausſtellungen, die Sie in den Blättern leſen werden, lediglich auf Zufälligkeiten beruhen, die von den Verhältniſſen Frankfurts herrühren. Aus den lezteren iſt auch zu erklären, daß man keine fremden Literaten einlud, im Uebrigen aber den anweſenden die Zuvorkommenheit bewies, die ſeit der Begehung des Sängerfeſtes in ſo gutem Andenken ſteht. Daß nun einige kleine Patrioten, die ſich an jedem Worte ſtoßen, das nicht zu ihrem Geſichtspunkt paßt, die Gutenbergsfeier zu einem Fehdehandſchuh gemacht haben,

Digitized by Google

konnte in jeder andern Stadt vorkommen und braucht deßhalb auch nicht als ein kleinſtädtiſches Merkmal angeſehen zu werden. Es gibt keine Stadt in Deutſchland, von der aus in der Literatur ſo viel korreſpondirt wird, wie Frankfurt, und die ehrlichen Leute, die den Höhepunkt des Feſtes nach den Mühen und Anſtrengungen beurtheilen, die es gekoſtet, ſind außer ſich, wenn ihnen jeden Tag ein Zeitungsblatt zu Geſicht kommt, in dem das Alpha und Omega iſt: „es fand kein Enthuſiasmus ſtatt.“ Als wenn ſich der Enthuſiasmus hinterher auf dem Papiere beſchreiben ließe, laſſen ſie Tags darauf drucken: „es fand Enthuſiasmus ſtatt; wer daran zweifelt, kann von Deutſchland nur mit Verachtung angeſehen werden.“ Und gewiß — wir wiederholen es — es fand Enthuſiasmus ſtatt; wie könnte man daran nur zweifeln, in irgend einer gebildeten Stadt? aber wir Deutſche ſind ſo ehrlich, daß uns jeder Schadenfroh die Freude verderben kann: ein W e n n und ein A b e r iſt im Stande, uns in einen dreißigjährigen Krieg darüber zu verflechten, ob in Frankfurt oder in Mainz das Gutenbergsfeſt erhebender begangen worden ſey. Wer ſolchen Streit lieſt, ſollte glauben, wir haben, ſtatt Gutenberg, nur uns gefeiert, und beim vierten Jubiläum der Buchdruckerkunſt habe man keine höhere Frage gekannt, als die: welche Stadt hat es am glänzendſten begangen? Man iſt ſo weit gegangen, aus denen, die Ausſtellungen vorgebracht haben, Verräther zu machen, und in der Kölniſchen Zeitung hat ſogar ein Korreſpondent, der für die Ehre Frankfurts das Wort nahm, erklärt, da ſein Korreſpondenzzeichen mit dem eines Korreſpondenten der entgegengeſezten Meinung zufällig ein und daſſelbe ſey, ſo müſſe er vor ganz Deutſchland erklären, er habe mit ſolchen Menſchen nichts gemein. Was ſoll man dazu ſagen? Es iſt ein Erbfehler der Deutſchen, daß ſie ſich über dem Tüpfelchen auf dem J den Hals brechen, und über die Rangordnung rief ſchon der brandenburgiſche Geſandte, bei Gelegenheit der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen aus: „Wir könnten wohl etwas Gutes mit einander ausrichten, wenn nur die gottloſe Excellenz nicht wäre.“ Nun, in Frankfurt haben ſie in der That viel Gutes mit dem Gutenbergsfeſte ausgerichtet, aber durch ein paar übelwollende Korreſpondenzen iſt man in eine Deduction über die Vortrefflichkeit des Feſtes hineingerathen, die von Spaßvögeln in der komiſchſten Weiſe benützt werden könnte. Um dieſem vorzubeugen, wollen wir den Ernſt des Feſtes reden laſſen. Der Feſtzug und die andern Feierlichkeiten ſind den Leſern zum großen Theile ſchon aus den öffentlichen Blättern bekannt. Wären ſie es nicht, ſo wird von dieſem Theil der Gutenbergsfeier eine eigene Beſchreibung erſcheinen, die um ſo mehr am Orte iſt, da wir in der That der Meinung ſind, daß kein Feſtzug ſinniger und poetiſcher, kritiſcher und hiſtoriſcher geordnet und ausgeführt worden iſt, als der Frankfurter. Er war gleichſam ein bunte allegoriſche Kette von der romantiſchen Dämmerung des Mittelalters bis zu dem hellen bürgerlichen Mittag der Gegenwart, den Gutenberg heraufbeſchwor.

(Fortſetzung folgt.)

Lauſanne, Juni.

(Schluß.)

Deutſche Oper. Napoleons Piqueur. Muth und Dankbarkeit.

Es iſt doch auch zu Zeiten ein Theater in der Nähe von Lavey. Ich meine die Edeleſche deutſche Oper in Lauſanne, von der ich ſchon voriges Jahr Rühmendes geſagt habe. Ich könnte dies hier nur wiederholen. Dieſe Geſellſchaft gab im April und Mai wieder eine Reihe von Vorſtellungen, nicht nur mit Erfolg, ſondern mit Auszeichnung. Nur die unermüdete Thätigkeit des Direktors, ſeine Kunſt und Sachkenntniß macht es begreiflich, was von ſeiner Geſellſchaft im Einzelnen und im Zuſammenwirken geleiſtet wird. Nie hat unſer kleines Theater etwas Aehnliches geſehen; denn Alles, was franzöſiſche Schauſpielertruppen bisher hier geleiſtet haben, war nur mittelmäßig und ſtand weit unter der deutſchen Oper. Gerade ihre Vorzüglichkeit und ihr tüchtiger Ruf hat ihr ſehr geſchadet, zwar nicht hier, aber in Genf, wo Edele bei der Munizipalität um Erlaubniß zu einer kurzen Reihe von Vorſtellungen bat, und ſie eben erhalten ſollte, als der franzöſiſche Theaterdirektor Clément offiziell erklärte, er müſſe ſeinen Kontrakt aufgeben, wenn die deutſche Oper Vorſtellungen vor den ſeinigen geben dürfe, wiewohl dieſe erſt im Herbſt beginnen. Für künftigen Frühling aber hat Edele bereits die Conzeſſion zu einer Reihe von Opern erhalten. In Lauſanne ſchloß er Anfangs Juni ſeine Vorſtellungen mit einer Haydnſchen Schöpfung, die in der Kathedrale ſehr gut ausgeführt wurde.

Zu der Napoleon'ſchen Komödie, die in einigen Monaten in Paris aufgeführt werden wird, und wozu man dort jezt ſchon exerzirt und repetirt, iſt auch ein hieſiger Schauſpieler abgegangen. Noverraz aus Waad war lange Piqueur bei Napoleon, folgte ihm auch nach Elba und St. Helena, lebte da, bis Napoleon ſtarb, wurde in deſſen Teſtament bedacht und kehrte dann ſpäter nach Lauſanne zurück, wo er ſich von dem Erworbenen und Ererbten ein ſchönes Landgut kaufte und gemächlich darauf lebte. Kaum kam das Projekt mit der Napoleonsache auf's Tapet, ſo war Noverraz nicht mehr zu halten. Er iſt nach Paris geeilt, um ſich da die Erlaubniß zu erwirken, der Expedition nach St. Helena beiwohnen zu dürfen. — Am 20ſten Oktober 1827 ſpielte Joſeph Bernier an einem Wege oberhalb Nyon, als eine leichte Kaleſche mit durchgehendem Pferd herankam; der Kutſcher that ſein Möglichſtes, aber umſonſt, es riſſen die Zügel und das tollgewordene Pferd war eben im Begriff, ſich mit dem Wagen einen tiefen Rain hinunter zu ſtürzen. Im Wagen ſaß eine Dame mit ihrem Kind und der Bonne. Der kleine Joſeph dachte nicht an Gefahr, ſondern warf ſich muthig auf das Pferd, bekam aber von dem aus allen Kräften rennenden Thier einen ſo heftigen Stoß, daß er auf die Seite geſchleudert wurde, glücklicherweiſe ohne Schaden zu nehmen. Sein Muth war aber doch nicht ohne gute Folgen, denn durch ſein Eingreifen war das Pferd vom Weg abgekommen, lief noch einige Zeit zwiſchen den Hecken fort, mußte aber am Ende vor einer Gartenthür ſtill ſtehen. So wurde die Dame mit ihrem Kinde gerettet. Joſeph hatte in Kurzem den Vorgang vergeſſen, als er eilf Jahre ſpäter eine goldene Doſe mit fünfzig Napoleon erhielt. Dabei lag ein freundlicher Brief, der ihn dankend an den 20ſten Oktober 1827 erinnerte, ſonſt aber nichts andeutete. Seitdem vergingen faſt zwei Jahre. Joſeph war indeſſen Bräutigam geworden und wollte ein kleines Gut kaufen, konnte aber das nöthige Geld nicht zuſammenbringen; ſeine Heirath ſollte verſchoben werden, weil ſeine Braut ein armes, aber wackeres Bauernmädchen war. Da bekommt ſie eines Tags eine leichte Schachtel von unbekannter Hand; ſie findet darin einen Brautkranz und darunter den Kaufbrief des Bauernguts, auf Joſephs Namen ausgeſtellt. Die Leute ſind ſeit einigen Monaten glücklich, haben aber troz alles Nachforſchens den Namen ihrer Wohlthäterin nicht erfahren können. M r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 23. Juli 1840.

> Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzuſtellen!
> Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
> Am Rande meines Stroms! Ich brenne, ſeine Schwellen
> Mit Blumen zu beſtreun.
>
> Ramler.
> 1759.

Friedrichs des Groſsen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

I.

Ein großer Moment ſchloß des dritten Friedrich Wilhelm lange Regierung, bedeutungsvoll für Preußen, noch bedeutungsvoller für den Charakter des Monarchen ſelbſt, den ſein königlicher Sohn mit Recht einen „Heldenkönig“ nennt. Nicht die gewonnenen Schlachten, nein, die Ausdauer im Unglück, die allbewährte preußiſche Kraft, ſich am Rande des Abgrunds wieder zu erheben, mitten in Verwirrung und Auflöſung ſich ſelbſt zu ſammeln und die Ordnung, die zum künftigen Siege führt, wieder zu finden, dies iſt ſein Heldenthum. Ueber ein anderes, nicht geringeres, wird erſt die ſpätere Geſchichte berichten dürfen, über die von ihm vielfältig geübte Kraft der Selbſtüberwindung. Wenn es als die nächſte Aufgabe der preußiſchen Könige nach Friedrich dem Großen erſchien, *ihm* ein Denkmal zu ſetzen, ſo traten doch mannigfache Rückſichten, Bedenken, Zwiſchenvorfälle ein, die es jezt unmöglich machten, jezt den Plan aufzuſchieben zwangen. Die Pflichten der Pietät können zu Conflicten werden.

Friedrich Wilhelm III., der freudig eilte, ſeinem Vater in Ruppin, einer Stadt, die Friedrich Wilhelm II. nach dem Brande wieder aufgebaut, ein Ehrendenkmal zu errichten, und noch freudiger, mit königlicher Dankbarkeit den Helden des Befreiungskriegs Standſäulen zunächſt ſeiner eigenen Wohnung zu ſetzen, Friedrich Wilhelm hat zwei-und-vierzig Jahre gezögert, bis er den Grundſtein zum Denkmal ſeines größten Ahnherrn legte. Es gibt viele Gründe dafür. Die Erſchütterungen der franzöſiſchen Revolution, die Kataſtrophe von Jena und der Verluſt eines halben Königreichs ſind nicht Momente, wo man den Ruhmeshelden der Vorzeit Tempel erbaut. Auch die nächſtfolgende Zeit nach dem Wiedererwachen des Vaterlandes, nach der jüngeren Siegesglorie, war nicht dazu geeignet. Mit Recht nahm die große Gegenwart die Lorbeeren, die ehernen und ſteinernen Denkmale in Anſpruch für ſich. Auch gab es damals eine große Patriotenpartei, von würdiger, deutſcher Geſinnung, welche den jüngſten Ruhm Preußens nicht für geehrt hielt, wenn er in einem Athem mit dem genannt würde, den ein König, wie ſie ſagten, mit undeutſcher Geſinnung, nicht mit ſeinem Volke, ſondern nur als Commandeur deſſelben, einſt erfocht. Dieſe Zeit aber iſt längſt vorüber, auch jene, in ihrem einſeitigen Patriotismus blinde Partei iſt, bis auf wenige Spuren, die in andern Richtungen ſich wieder finden, zerſtreut und verſchwunden. Das zur ruhigen Beſinnung gekommene Vaterland ließ tauſendſtimmig den Ruf nach Friedrichs Ehre erſchallen, das

Digitized by Google

Ausland richtete wunderbare Fragen an uns, die Berliner Stadtverordnetenverſammlung erklärte feierlich, zu keinem andern Kunſtdenkmal beiſteuern zu wollen, da das erſte, nöthigſte, heiligſte, zum Gedächtniß Friedrichs, noch in ſeiner Hauptſtadt fehle.

Dieſe Stimmen, immer lauter, immer mächtiger, drangen durch. Wenn der von uns geſchiedene König länger zögerte, als die Ungeduld gut hieß, dürfen wir nicht vergeſſen, daß jene Pflicht für ihn keine Pflicht des Herzens war, das überall zuerſt in ihm ſprach. Ja, wenn die Recht hätten, die da meinen, die kindliche Pietät habe ſich dagegen geſträubt, welch ein echt königlicher Sieg, daß er, der höheren Pflicht nachgebend, dieſe Gefühle überwand! Wäre dem ſo, dann iſt die Grundſteinlegung zu Friedrichs Denkmal ein um ſo bedeutungsvollerer Moment, der würdigſte, größte Schlußactus dieſes königlichen Lebens.

Aber es iſt nicht ſo. Schon weit früher erkannte Friedrich Wilhelm die Aufgabe ſeiner Stellung. Es curſiren mannigfache Gerüchte von embryoniſchen Planen zu Ehrenſäulen für Friedrich, die, bis in's vorige Jahrhundert zurückgehend, wohl mehr im Kopf als auf dem Papier exiſtirten. Bis zum nächſten Stadium vor der Ausführung ſcheint keiner, auch der nicht gelangt, von dem ich hier nach den wahrſcheinlichſten Mittheilungen berichte. Bereits vor dem unglücklichen Kriege von 1806 war eine Commiſſion ernannt, um über die Errichtung eines Standbildes zu conferiren. Was von den Entwürfen verlautet, läßt kaum bedauern, daß ſie nicht zur Ausführung kamen. Nach einem derſelben war ein kleiner Tempel, in deſſen Mitte der König ſtehen ſollte, beſtimmt, entweder am Ausgang oder Anfang der Linden ſich Platz zu ſuchen. Friedrich in einem griechiſchen oder römiſchen Tempel hätte freilich der Idee derer entſprochen, welche ihn als einen Helden undeutſcher Geſinnung von ſeinem Volke trennten; aber das Volk will ſeinen alten Fritz nicht in einem fremden Tempel, ſondern unter ſich, nicht als Imperator, ſondern mit dem dreieckigen Hute und den faltenreichen Stiefeln. Und von welchen Dimenſionen hätte dieſer Tempel zwiſchen den beiden Häuſerreihen werden können! Auch inmitten eines der beiden Plätze errichtet, wäre er doch nur wie ein Kartenhäuschen gegen die hohen Schloßbauten und Thore erſchienen. Die Kunſt liebte damals noch Spielereien, wie ja auch die Architektur aus jener Zeit, die leider ihre unvertilgbaren Spuren in Berlin zurückließ, uns mit Schrecken gemahnt, was herauskommt, wenn man große Verhaltniſſe mit kleinen Augen betrachtet.

(Fortſetzung folgt.)

Erzählungen einer Großmutter.

(Fortſetzung.)

Fritz hatte mir die wunderlichſten Geſchichten berichtet, die über das Haus der Tante im Umlauf waren. Seine Phantaſie war unerſchöpflich, immer neue Poltergeiſter zu beſchwören, die in den Stuben, wo ich aus- und einging, rumoren ſollten. Meine Tante ſtand mit ihnen in der innigſten Verbindung, ertheilte ihnen Befehle und empfing die ſchuldigen Beweiſe unverbrüchlichen Gehorſams. Als Wiedervergeltung für dieſe Geſchichtchen berichtete ich dann ſehr umſtändlich meine jedesmaligen Entdeckungen in der Polterkammer, und ſo war denn auch mein erſter Gedanke, als ich das geheimnißvolle Käſtchen öffnete und deſſen Inhalt betrachtete, zu Fritz zu laufen, um es ihm mitzutheilen. Leider war es aber nicht die Stunde, in der wir zuſammenzukommen pflegten; ich konnte nicht hoffen, ihn im Garten zu finden.

Aber was war nun der Inhalt meines Käſtchens? — Ein kleines, aus einem rothen, durchſichtigen Stein geformtes Herz. Als ich dieſes Herz gegen das Licht betrachtete, ſah ich einen kleinen goldenen Schlüſſel darin. Nichts konnte zierlicher ſeyn, als dieſer allerliebſte Schlüſſel in dieſem durchſichtigen Edelſteinherzen. Ich wurde nicht müde, es zu betrachten, und erſt als ich auf dem Gange Tritte hörte, legte ich meinen Schatz ſchnell in die Umhüllung des blauen Atlas und ſchloß das Käſtchen.

Am Abend, es war der lezte, den ich in dem alten Hauſe zubringen ſollte, zeigte ich meinem Freunde das Herz. Es gelang uns, es vorſichtig zu öffnen und den Schlüſſel herauszunehmen. Aber zu welchem Schloß paßte dieſer Schlüſſel, der kaum die Größe eines Viertelzolls hatte und deſſen Arbeit ſo fein und bewunderswürdig war, als rührte ſie von einem kleinen Goldſchmied unter den Gnomen her? Wir tauſchten gegen einander unſere Vermuthungen aus, aber ſie blieben, ſo ſchien es mir, alle ſehr weit von der Wahrheit entfernt. Endlich legte ich meinen Schlüſſel wieder in das Herz, das Herz wieder in den kleinen Sarg, und dieſen nahm ich zu mir in mein Bett, um recht ſicher zu ſeyn, daß er mir nicht entwendet werden möchte.

Ich ſchlief dieſe Nacht ſo unruhig, wie in keiner vorher, ſelbſt nicht in der erſten, die ich im alten Hauſe zugebracht. Immer war es mir, als regten und bewegten ſich die Vorhänge; das Licht flackerte ganz beſonders unruhig und die alte Magelone ächzte im Schlaf, als wäre ihre lezte Stunde gekommen. Kaum war ich ein wenig eingeſchlummert, als mir auch ſogleich ſchreckliche Bilder vorſchwebten, die alle Bezug auf das Herz mit

Digitized by Google

dem Schlüſſel hatten. Ich ſah die Tante, wie ſie vom Bette ſich erhob, in die Kammer unten ging und den Koffer durchſuchte. Ihr Geſicht verrieth den ſchrecklichſten Zorn, als ſie das Käſtchen nicht fand. Ihre Geſtalt nahm eine entſetzliche Größe an, und nachdem ſie einige ſeltſame Bewegungen in die Luft gemacht hatte, ſtand ein häßlicher Kobold vor ihr, dem ſie befahl, den geraubten Schatz ihr wieder zu ſchaffen. Der Kobold verſchwand und bald darauf hörte ich ihn in mein Zimmer eintreten. Er kam mit leiſen, tappenden Tritten an mein Bett, ſtreckte einen langen Arm durch die Vorhänge und bemächtigte ſich des Käſtchens. Ich ſchrie auf und erwachte. Es war Alles ſtille um mich her; ich griff nach dem Käſtchen, es war fort. Im Dämmerlicht ſah ich, wie die Thür ſich öffnete und wieder ſchloß. Den Hinausgehenden erkannte ich: es war Fritz; aber er ſchien mir in dieſem Augenblick größer und ſeine Geſtalt war wie buckligt. — Meine Sinne waren ſo betäubt, daß ich ſogleich wieder in Schlaf verfiel. Ich ſah jezt, wie der Kobold das Käſtchen der Tante überreichte, wie ſie den Schlüſſel nahm und ſich damit einem alten Bilde näherte, das im Vorſaal hing und eine Frau in alterthümlicher Tracht darſtellte. Sie ſtieg auf einen Stuhl und ſezte den Schlüſſel in das rechte Auge des Bildes, und alsbald ſprang eine kleine Thüre auf zu einem mit Eiſen beſchlagenen Behälter. In dieſen Raum leuchtete die Tante hinein und ſchaudernd erkannte ich, daß er voll blutiger Herzen und ſtarrer, ausgeriſſener Augen war, die im Lichtglanze ſeltſam flimmerten und zuckten. „Das ſind meine koſtbarſten Edelſteine," murmelte die Tante, „und ich werde meinen Schatz noch heute Nacht um zwei Augen und ein Herz vermehren." — Sie ſchloß bei dieſen Worten den Behalter und ſtieg vorſichtig vom Stuhle herab. Zugleich zog ſie ein Etui aus der Taſche, aus dem ſie ein blitzendes, in Silber gefaßtes Meſſer nahm. Eine Weile darauf hörte ich Tritte an meiner Thür. Wiederum ſchrie ich laut auf und erwachte. Die alte Magelone ſtand vor meinem Bette. Ich ſtürzte auf ſie zu. „Wo iſt das Meſſer?" rief ich. „Ich weiß, was mit mir geſchehen ſoll. Wo iſt das Meſſer?" — „Was für ein Meſſer?" rief die Alte und ſchüttelte den Kopf. — „Ach!" rief ich und Thränen fielen über meine Wangen, „was iſt das für ein altes gräßliches Haus! Ich will fort, jezt gleich!" — „Sie werden die gnädige Tante in ihrem Morgenſchlummer ſtören!" rief Magelone. — „O ſie ſchläft nicht!" entgegnete ich zitternd vor Angſt. „Ich habe ſie herumwandeln ſehen. Sie hat das Bild aufgeſchloſſen mit dem Schlüſſel, den ich geſtern im rothen Herzen fand."

Magelone ſchüttelte wieder den Kopf. „Sie haben geträumt," ſagte ſie kurz und entfernte ſich. Es blieb Alles ſtill; bald darauf kam der Morgen. Ich gewöhnte mich nach und nach an den Gedanken, daß ich ſo ſeltſame Dinge nur geträumt habe; aber das Käſtchen war fort. Hatte Fritz es mir entwendet? Ich ſah ihn und das Käſtchen nie wieder. Am Vormittag verließ ich das Haus, nachdem ich Abſchied von der Tante genommen, die mich ſehr gütig, und mit Geſchenken begabt, entließ. Im Winter darauf ſtarb ſie und das alte Haus wurde an die Behörde verkauft, die es als baufällig niederreißen ließ. Jezt ſteht an ſeiner Stelle ein großes ſteinernes Gebäude, in das eine Abtheilung des Juſtizcollegiums verlegt wurde. Niemand ſpricht mehr von Spuckgeſchichten in dieſer Gegend.

Zur Sittengeſchichte der Deutſchen.

Ritterweſen.

Nachdem um's Jahr 1416 die Stadt Augsburg ihre Irrungen mit Bayern beigelegt hatte, kamen eine Menge Fürſten und Herren dahin. Dieſen zu Ehren ward ein prächtiges Turnier auf dem Frohnhof angeſtellt. Die Herzoge ſtachen ſelbſt mit, und namentlich zeigte Herzog Wilhelm von Bayern ausnehmende Geſchicklichkeit. Georg Stem, ein vornehmer Augsburger Handelsmann, hielt ſich ebenfalls ſo tapfer, daß der Herzog rief: „Wer iſt denn die ſchwarze Kuh, die ſo tapfer um ſich ſtößt? (er führte eine Kuh im Wappen und auf dem Helm). Sie ſoll hieher kommen und ſich nicht ſcheuen; wir wollen auch Eins mit ihr wagen." Stem kam und ſtach und warf den Herzog aus dem Sattel, ſo daß es ihm im Fall ohnmächtig ward. Als Wilhelm wieder zu ſich kam, ſagte er: „Die Kuh hat uns hart geſtoßen. Wir müſſen den Mann kennen lernen, denn er hat ſich wacker gehalten." — Stem mußte mit ihm ſpeiſen, und als hierauf beim Tanze Wilhelm den erſten Dank, einen mit einer Perlenſchnur umwundenen Lorbeerkranz, erhalten ſollte, ſprach er: „Nein, der erſte gebührt der ſchwarzen Kuh," und begnügte ſich mit dem zweiten.

*

Einer der berühmteſten Turnierer von Augsburg war Max Walter. Er ſchreibt Folgendes von ſich ſelbſt: „Im Jahr 1489 führt ich Max Walter einen überaus großen Spies, und er war alſo groß, daß in Otto Tauginger auf ſein Roß nit führen kundt; der was mein Wappenmeiſter; aber ir zween trugen ihn, Einer da vornen, der Andere da hinden. Da meinten meine Widertail, Ich füert in aus einer Kunſt, das dann nit on was, dann mit dem Vortheil, des mihr niemand weren mocht. Alſo ginge darnach die Red aus, der Spies were hol. Da fuer ich Max Walter zu, und beritt mich ungefehr auf dem Fronhof zu Augsburg, und hat bei mir einen Knaben dienen, der was im vierzehnten Jahr; den ließ ich mir auf den Spies ſetzen und fuert in über den Fronhof und wieder herübert. Das hat geſehen und iſt dabey geweſen Graf Friedrich von Oetlingen und ſonſt viel Leuth, und darnach ſchlug ich das Eiſen vom Spies herab, da goß ich ein Maas Weins ins Spieseiſen hinden ins dickh und dranks aus.

*

Bei der Hochzeit Ferdinands I. mit Anna, Königin von Ungarn, vollzogen zu Linz 1521, war ein ſpaniſcher Ritter

Digitized by Google

am Hof, der die Deutſchen verachtete und ſich erbot, um Leib und Leben zu kämfen. Anfangs achtete man, die Hochzeitfreude nicht zu ſtören, der Prahlerei wenig. Aber als er es zu arg machte, traten zwei Ritter auf, Sebaſtian von Loſenſtein und ein Herr von Hohenberg, und ſtritten um die Ehre, die Beſchimpfung deutſcher Nation zu rächen. Weil aber die Schmähworte im Lande ob der Ens ausgeſtoßen worden, ſo erhielt Loſenſtein, als ein Eingeborner, den Vorzug. Der Spanier zog mit großer Pracht und vielem Gefolge zum Donauthor herein; Loſenſtein von der andern Seite mit Wenigen, ihm voran vier Reiter mit Stäben roth und weiß. Beide tummelten ihre Streitroſſe; Loſenſtein hatte ein zweihändiges Schwert an der Seite hängen. Auf dem Plaze waren Bühnen für die Fürſten und das Frauenzimmer. Sie rannten mit Lanzen gegen einander; da dieſe nichts ausrichteten, griffen ſie zu den Schwertern. Nach einiger Zeit erſah Loſenſtein die Gelegenheit, ließ dem Pferde, das dazu abgerichtet war, den Maulkorb fallen, und dieſes packte nun das des Spaniers. Er ſelbſt aber hieb dem Gegner den Helm auf, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht Ferdinand Frieden geboten hätte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſezung.)

Das Gutenbergsfeſt.

Die Zünfte traten mit ihren Fahnen, Zeichen und Emblemen auf, und in jener hiſtoriſchen bunten Kleidung, die ſich am beſten auf dem Römerberg ausgenommen hätte, in jenem engen, ſchwarzen, gleichſam vergangenen Stadttheil, wo der alten Wahlſtadt der reichsſtädtiſche Charakter im Bauſtyl der Häuſer, in Straßen, Kirchen und öffentlichen Bauten ſo deutlich ausgedrückt iſt. Indeß der Roßmarkt war der einzige Plaz, der die ungeheure Menſchenmenge faſſen konnte, und dorthin bewegte ſich der lange, unabſehbare Zug, deſſen lezte Abtheilung noch am Allerheiligenthor ſeyn mochte, als die erſte ſchon innerhalb des für die Feier beſtimmten Umkreiſes war. Dieſe Feier nun beſchränkte ſich zunächſt auf Inſtrumental- und Vocalmuſik, aus welcher das Tedeum von Neukomm mächtig hervortrat. In dieſem Raum, unter freiem Himmel, konnten nur die Maſſen wirken; aber des Herkommens wegen hatte man auch eine Feſtrede beſchloſſen, die von Doktor Friedrich, einem unſerer erſten Kanzelredner, gehalten wurde. Man mußte bedauern, daß dieſer Theil der Feier, den ich im Gegenſaze zum poetiſchen, katholiſchen Theil, den proteſtantiſchen nennen möchte, für faſt alle Anweſenden bis auf die Geſten und das begeiſterte Geberdenſpiel des Redners, verloren ging; indeß war die Rede, in dieſer Vorausſicht, bereits vor der Feſtfeier in unzähligen Exemplaren gedruckt worden, nachdem die Cenſur eine die Feier in andern Bundesſtaaten betreffende Anſpielung geſtrichen hatte. Andere Exemplare wurden auf den ſpäter in Bewegung geſezten Preſſen abgezogen, und eines derſelben, das der Wind fernhin trug, wurde von der Menge jubelnd begrüßt, die hierin ein glückliches Omen für die freie Preſſe künftiger Zeiten erblicken wollte. Die Hauptaufgabe des Feſtredners beſtand, den gegebenen Verhältniſſen gemäß, in einer Anregung und Erneuerung lokaler Intereſſen und einer Anknüpfung dieſer Ideen an die plaſtiſchen Gruppen des Herrn von Launiz. Somit ging die Haupttendenz des Redners dahin, zu zeigen, wie auch vorzüglich in Frankfurt wiſſenſchaftlich gebildete, ausgezeichnete und vom Genius überreich begabte Männer mittelſt der Buchdruckerkunſt, von ihrer Erfindung an bis auf die Gegenwart, Hohes und Treffliches geleiſtet haben. Die kurzen Charakteriſtiken der verſchiedenen Gelehrten Frankfurts, die die fragliche Feſtrede enthält, ſind hiſtoriſch genau und haben ſich einer beſonders günſtigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Daß der Feſtredner in Jamben ſprach, geſchah deßhalb, weil ein Vortrag in gebundener Rede conciſer und prägnanter gefaßt werden konnte. Schade nur, daß der Vortrag ſelbſt ſo ganz und gar in die Lüfte verhallte, daß ſelbſt die Nächſtſizenden, troz aller Aufmerkſamkeit, die der hochbegabte Redner jezt, wie immer, in Anſpruch nahm, den unmittelbaren Eindruck nicht erfaſſen konnten. — Das v. Launizſche Monument, oder — wie man beſcheiden ſagt — die monumentale Dekoration betreffend, ſo macht ſie in der That dem Schüler Thorwaldſens alle Ehre. Sie wurde nur für die Dauer des Feſtes aus vergänglichem Stoffe hergeſtellt, und hat die Begeiſterung der geſammten Bevölkerung in dem Grade in Anſpruch genommen, daß der von dem geheimen Hofrath Dr. Stiebel ausgeſprochene Wunſch, das Werk der Nachwelt in dauernder Compoſition zu überliefern, in allen Klaſſen der Geſellſchaft einen Anklang gefunden hat, der vollkommen beweist, wie wenig jene Recht haben, die, wegen fehlender unmittelbarer Aeußerung des Enthuſiasmus, dieſen ſelbſt in Frage ſtellen. Die Idee, die dem Werke des Herrn von Launiz zu Grund lag, war, die vorzüglichſten Beziehungen anzudeuten, in welchen die Erfindung des Bücherdrucks zu den Hauptrichtungen des menſchlichen Geiſtes ſteht. Die Architektur der monumentalen Dekoration, deren Baſis aus mehreren ſich über einander erhebenden Plateaux beſteht, iſt in gothiſchem Style, der als der paſſendſte erſcheinen muß. Auf einem zwanzig Fuß hohen Piedeſtal erblickt man die drei Figuren von Fuſt, Gutenberg und Schöffer. Gutenberg, in der Mitte der Gruppe, hält in der Linken eine bewegliche Letter, indem die Rechte auf ein Buch mit in der neu erfundenen Art gedruckten Zeilen zeigt. Schöffer erklärt ſeine Erfindung durch eine in der Linken emporgehaltene Form, in welche die Matrizen der Buchſtaben geſchlagen ſind, die früher mühſam geſchnitten und unvollkommen ausgegoſſen wurden. Die Rechte hält die erhaben geſchnittene Letter nebſt dem Prägehammer. Bei Fuſt iſt der Antheil, den er an dem Gelingen des Ganzen hatte, durch eine Anzahl Bücher angedeutet, die er in dem rechten Arme hält. Fuſt müßte ein tüchtiger Buchhändler geworden ſeyn, hätte er einige Jahrhunderte ſpäter gelebt; im fünfzehnten Jahrhundert förderte er durch ſeinen Unternehmungsgeiſt die merkantile Richtung des Bücherdrucks. Die Linke Fuſts zeigt auf Gutenberg, als den Schöpfer des Ganzen. Unter dem Hauptgeſimſe befindet ſich ein mit vierzehn Köpfen gezierter Raum. Sie ſtellen die Männer vor, welche an der Ausbildung und Verbreitung der Erfindung Gutenbergs vorzugsweiſe Theil nahmen. Unter denſelben ſind an den vier Hauptſeiten die Wappen von Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt angebracht, als den Druckorten, die im erſten Jahrhundert des Bücherdrucks vorzugsweiſe blühten.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 24. Juli 1840.

Was Wahrheit kann man von dir ſagen,
O Lieb', denn das, wo du willt ſeyn,
Da iſt zugleich viel Freud', viel Pein.
Nicht weiſ' ſind die, ſo ſich verliebet,
Doch wird der Witz durch Lieb' geübet.

R. Weckherlin.

Liebeslieder.

1.

Von meinen Liedern les ich dir,
Und ſchiele ſeitwärts im Geheimen,
Da ſitzſt du ruhig neben mir
Und machſt dir wenig aus den Reimen.

Und wenn's auch ganz alltäglich tönt,
Du mußt mir ſchon das Klimpern gönnen.
Ich bin's zu lange ſchon gewöhnt,
Und werd' es kaum mehr laſſen können.

Vermag die Liebe noch ſo viel,
Den Mohren wäſcht ſie nicht zum Weißen,
Doch will ich mich beim müß'gen Spiel
Der Kürze mindeſtens befleißen.

2.

Mir iſt ſo fremd, mir iſt ſo neu,
Daß ich ſo ganz an dich gekettet,
Daß ich dir treu, daß du mir treu,
Und daß du mich, ich dich gerettet.

In dieſer Welt nicht recht zu Haus,
Was hält uns noch als dieſer Glaube?
Komm, ruh an meinem Herzen aus,
Du arme, müdgeſcheuchte Taube.

3.

König im weiten Liebesreich
Bin ich in dieſer Stunde,
Und iſt dein Glück dem meinen gleich,
Gib mir davon nur Kunde.

Nur was das Herz verſchloſſen hält,
Genießt es unverkümmert;
Ein Siegel drauf vor aller Welt,
So wird es nie zertrümmert!

4.

Warum getrennt viel Meilen?
Es iſt um mich ſo todtenſtill.
Zuſammen laß uns eilen,
Und werde draus, was will!

Ich weiß, du biſt die Meine,
Doch ſchreibſt du mir's auch fort und fort.
Nur Wiederſchein vom Scheine
Iſt ein geſchriebnes Wort.

Digitized by Google

Selbſt die Gedanken müſſen
Erlahmen auf dem weiten Flug.
Dich ſehn, dich haben, küſſen —
Der Reſt iſt Traum und Trug.

5.

Wie ich's lange mir gedacht,
Selig könnt' ich ſchweigen,
Nun in meines Lebens Nacht
Liebe führt den Sternenreigen.

Doch im höchſten Wonnedrang
Dauert mich das Leben,
Daß es ohne Sang und Klang
Spurlos ſoll vorüberſchweben.

Lieb' und Frühling, jede Luſt,
Mein' ich, ſey gegeben,
Daß der Dichter aus der Bruſt
Seinen innern Schatz ſoll heben.

Unausſprechliches genug
Bleibt nach allem Sprechen.
Denker ſchweigen: ſchön und klug;
Dem Poeten wär's Verbrechen.

Gnade ſey mit dir, Poet,
Wenn du laut verkündigſt,
Was kein Andrer gern geſteht,
Was du liebſt und was du ſündigſt!

6.

Die Trennungsſtunde wird uns ſchlagen,
Ihr mögt mich täuſchen, wie ihr wollt:
Allnächtlich hör' ich ſchon den Wagen,
Der fort mit ihr in's Weite rollt.

Doch werd' ich fortzuleben wagen,
Von ihr verlaſſen; ſeyd nicht bang:
Ihr habt mein Wort, ich werd' es tragen,
Doch fragt nicht: wie? und nicht: wie lang?

7.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen will,
Es iſt ſo ſchwarz, ſo todtenſtill;
Ich irre durch die Gaſſen,
Die Mitternacht iſt längſt vorbei,
Es iſt wohl um den Hahnenſchrei,
Ich weiß mich nicht zu faſſen.

Da ſteht das Haus, kein Lichtlein brennt,
Und einen ſüßen Namen nennt
Mein Geiſt in tiefer Trauer.
O Gott, wo biſt du hin, mein Kind?
Mir weht der feuchte Morgenwind
In's Antlitz kalten Schauer.

Geſtorben? Nein, doch fern, ſo fern,
Als wie der bleiche Morgenſtern,
Der über'm Hauſe zittert.
Und hab' ich denn dich je geküßt?
Das Haus ſteht ja ſo fremd, ſo wüſt,
Die Mauern ſo verwittert.

Und doch, es iſt ſo lange nicht,
Da war an jenem Fenſter Licht,
Dahinter zwei Verſteckte.
Es war die ſchöne Abendſtund,
Wo ich der Holden Hand und Mund
Und Aug mit Küſſen deckte.

Hinweg von dieſem öden Haus,
In's Morgengrau, zur Stadt hinaus:
Rundum welch ein Gewimmer!
Ein aufgeſcheuchter Vogel ſtreicht
An mir vorbei — o Gott, vielleicht
Verlor ich ſie für immer!

Ludwig Seeger.

Friedrichs des Groſsen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

(Fortſetzung.)

Der Plan gerieth natürlich mit dem Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs in's Stocken. Da drohte ihm ein neues Fatum. Napoleon, als Sieger in Berlin eingerückt, affektirte bekanntlich eine große Verehrung für Friedrich und ſeine Reliquien. Er hatte von dem Projekt gehört und ſandte ſeine kaiſerlichen Boten an den Künſtler des ehemaligen Comités mit der Weiſung: er ſolle die kaiſerliche Ankunft nicht als ein Hinderniß, vielmehr als einen Sporn betrachten; die Majeſtät von Frankreich, die allen großen Männern ihre Lorbeeren und Ehren gönne, befehle ihm ſofort, das Werk zu vollenden. Welche Summen die Ausführung auch koſte, das Geld ſolle aus der kaiſerlichen Chatulle bezahlt werden. — Das Geld würde freilich nicht gefehlt haben; fünfzig oder hunderttauſend Thaler Plus zu den Contributionen, die

Digitized by Google

Preußens Mark ausſaugten, waren noch aufzutreiben. Aber welche Erbſchaft für unſer Nationalgefühl nach dem Siege! Würde der Patriotismus von 1813 es für Pflicht gehalten haben, das Werk der Fremdherrſchaft zu zerſtören, eine Statue des großen Friedrichs zu zerſchlagen? Oder hätte uns Pietät und Kunſtſinn gezwungen, in Ewigkeit an dem drückenden Gefühl zu nagen: wir verdanken die Ehre Friedrichs den Franzoſen? Die Säule wäre eine furchtbare Ironie geweſen. Daß es nicht ſo wurde, verdanken wir dem alten Schadow. Dieſer Kernmann aus der Friedericianiſchen Zeit fühlte ſich durchaus nicht begeiſtert, einen Friedrich auf Beſtellung des franzöſiſchen Kaiſers zu arbeiten. Gewohnt, in ſeinen Verhandlungen mit Hohen und Höchſten, ob legitimen oder illegitimen, ſeine Künſtlerwürde feſtzuhalten, ließ er dem Mächtigen antworten: ſolch ein Kunſtwerk laſſe ſich nicht wie eine Parade kommandiren, und ehe es fertig würde, könnten noch viele Jahre hingehen. — Napoleon, von andern Dingen gefeſſelt, hielt es nicht für nöthig, ſeine Autorität in die Wagſchaale zu legen; die Sache ſchlief ein und die Beſtellung kam, unter der Macht der Zeitläufe, in eine glückliche Vergeſſenheit. — Es war bei Napoleon wahrſcheinlich mehr eine Aufwallung des Augenblicks als eine politiſche Spekulation. Er war zu klug, um ſich in Preußen davon die Früchte zu verſprechen, welche Thiers von ſeinem Napoleondenkmal für ſich in Frankreich berechnet. Das Compliment für ſeinen großen Ahnherrn hat übrigens Friedrich Wilhelm III. auf würdige Art erwidert, als er befahl, daß Napoleons Bildſäule im Muſeum der des Cäſar gegenüber aufgeſtellt werde.

Aber auch in künſtleriſcher Beziehung können wir dankbar ſeyn, daß die Errichtung des Denkmals ſich bis auf unſere Zeit verzögerte. Was ſind uns die Statuen des Wilhelmsplatzes anders als Symbole eines guten Willens? Der Patriotismus muß ſich zuſammennehmen, um die äſthetiſche Lachluſt zu unterdrücken, beim Anblick des dünnbeinigen Schwerin in römiſcher Tracht mit der franzöſiſchen Friſur, die Fahne in den Armen. Schadow war vielleicht vorzugsweiſe berufen, den Meißel zu Ehren des Königs zu erheben, dem er als Knabe nachgelaufen, den er als Jüngling bewundert. Seine Statue Friedrichs in Stettin iſt ein Meiſterwerk und läßt in ihrer Art nichts zu wünſchen. Aber ein Friedrich, wie ihn die Dankbarkeit einer Provinz für ihren Hauptort aufſtellte, genügt noch nicht der Hauptſtadt des Staates, der hiſtoriſchen, weltgeſchichtlichen Bedeutung des Helden und Monarchen. Es muß mehr gegeben werden als die Naturwahrheit. Wäre auch Schadow in ſeinen kräftigen Jahren der Mann geweſen für dieſe Aufgabe, ſo ſtand er, wenn gleich als Künſtler über ſeiner Zeit, doch von ihren Bedingungen umſtrickt. Wie manche Zugabe hätte der Geſchmack jener Jahre ſeiner Schöpfung angehängt, gegen die der unſere, wir hoffen in der plaſtiſchen Kunſt ein reinerer, ſich geſträubt! Die Wirkung aller Statuen iſt leider bedingt von der Architektur, die ſie umgibt. Auch Phidias würde auf Petersburgs großen Märkten keinen wirkungsreichen Zeus hinſtellen *. — Auch Rauchs Kraft mußte ihr leztes Stadium erreichen, ehe ihm der große Auftrag wurde. Glücklicherweiſe iſt er noch in der vollen Schöpferluſt, talentvolle Schüler umſtehen ihn, und die Begeiſterung für dieſes Werk ſtählt auf's Neue ſeinen Genius. — Als in den lezten Jahren die Aufrichtung des Denkmals wieder in Anregung kam, drohte ein neues Verhängniß. Der hohe Wille glaubte den großen König zu ehren, wenn er ihn auf die Spitze einer Trajansſäule ſtellte. Es wäre eine neue Rechtfertigung für die geweſen, die Friedrich von ſeinem deutſchen Volke trennen wollten. Was wäre für den Preußen der alte Fritz, eine kleine Puppe, kaum ſichtbar in den Lüften! In conspectu omnium, in ſeines Volkes Mitte gehörte Friedrich. Stand er auch zu ſeiner Zeit über derſelben, die folgenden haben ſeine Bedeutung ganz erkannt. Rauchs Widerſtreben, vereint mit dem Vieler und darunter der höchſten geiſtigen Potenzen, haben wir es zu verdanken, daß dieſer Plan, ſehr ungern, wieder aufgegeben wurde. — Von zwei Entwürfen, die er endlich vorlegte, iſt der eine gewählt worden. Von dieſem zu reden, ziemt erſt, wenn das Werk vollendet, der Guß gelungen, und auch dann erſt, wenn es an der Stelle, für die es erfunden und gebildet, ſtehen wird. Der zurückgewieſene ſtellte den König zu Pferde dar, inmitten ſeiner großen Generale, die um das Piedeſtal ebenfalls zu Pferde ſich gruppirten, doch ſo, daß Friedrich, ſie, wie auf einem Hügel, überragend, den erſten Blick in Anſpruch nahm. Eine ſchwierige, koſtbare Aufgabe; doch nicht deßhalb wurde ſie beſeitigt.

(Fortſetzung folgt.)

* Man erzählt ſich von einem ſeltſamen Entwurfe, der auch wahrſcheinlich mehr vom flüchtigen Worte getragen, als bereits in Linien und Figuren niedergelegt worden, und Schinkels reicher Phantaſie entſprungen ſeyn ſoll. In einer halb offenen Tempelhalle Friedrich hoch in der Mitte, rings um ihn die Helden ſeines Heeres. Das Ganze aber iſt zugleich eine Sonnenuhr. Friedrichs Schatten der Zeiger, die Generale die Stunden, die er anzeigt. In jeder Stunde fällt des Königs Schatten auf einen andern General.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Spontini und die große Oper.

Einige Tage lang hat Spontini den Pariſer Geſellſchaften und Journalen Stoff zur Unterhaltung geliefert. Der

berühmte Tonkünſtler ſezt vortreffliche Muſik, iſt aber bei weitem nicht ſo geſchickt in ſeinem geſelligen Benehmen und macht darin oft ſtarke Schnizer. Vor einem Jahr erregte er den Unwillen der Pariſer dadurch, daß er, ſobald die académie des beaux arts ihn zum reſidirenden Mitgliede gewählt hatte, wieder in ſeinen Berliner Dienſt ging. In dieſem Jahr erſchien er zwar wieder, aber nur um einen Prozeß gegen die große Oper anzufangen, und zwar weil ſie ſeine Oper „Fernand Cortez“ aufführen wollte. Zu eben dieſer Zeit führte ein dramatiſcher Dichter, Viennet, einen Prozeß gegen das Théâtre français, weil es ſeine Trauerſpiele nicht aufführt. Spontinis Antrag ging dahin, das Gericht möge der großen Oper verbieten, die beabſichtigte Darſtellung vorzunehmen. Jouy, der Verfaſſer des Textes jener Oper, verlangte dagegen, man ſolle ſie aufführen; denn er hat nicht oft das Vergnügen, ſeine Stücke aufführen zu ſehen. Was Spontini bewog oder ihm zum Vorwand diente, die Vorſtellungen ſeiner Oper zu hintertreiben, war, daß man ſie nicht von ausgezeichneten Sängern und Sängerinnen aufführen laſſen und auch auf die äußere Ausſtattung keine Koſten verwenden wollte, was den Tonkünſtler fürchten ließ, ſein Kunſtprodukt möchte keine günſtige Aufnahme beim Publikum finden. Er berief ſich dabei auf das Recht der Verfaſſer, ihre Stücke zurückzuziehen, wenn ſie es für gut halten. Man hat in den Zeitungen geleſen, daß die Operndirektion Spontinis gerichtliche Inſinuation erſt am Tage der angekündigten Vorſtellung erhielt, und daß, obgleich das Handelsgericht Spontini Recht gegeben und der Oper bei Strafe von 6000 Fr. verboten hatte, „Fernand Cortez“ aufzuführen, die Direktion die Oper dennoch gab, die Strafe zahlte, aber ſogleich an den königlichen Gerichtshof appellirte, und bei dieſem ihren Prozeß gewann, ſo daß auch die bezahlte Geldbuße zurückgegeben werden mußte. Spontinis Anmaßung iſt alſo völlig zurückgewieſen worden. Unparteiiſche Journaliſten beſchuldigen ihn, durch ſein unkluges Betragen das Recht der Verfaſſer gefährdet zu haben, welches nun nicht mehr ſo ſicher ſtehe als zuvor. Es war allerdings vorherzuſehen, daß der königliche Gerichtshof der Operndirektion Recht geben werde. Dieſe Direktion iſt ſeit einiger Zeit in andere Hände übergegangen. Ein Herr Leon Pillet, welcher in dem nun nicht mehr beſtehenden Tageblatt Journal de Paris für die Miniſter gekämpft hat, und zur Belohnung zum maître des requêtes und dann zu dem angenehmeren Geſchäfte eines Operndirektors berufen worden iſt, hat ſich mit dem bekannten ſpaniſchen Bankier Aguado verbunden, welcher bekanntlich neulich ſeinen Landſiz aufgegeben hat, weil ihm die Eiſenbahn einen kleinen Theil davon wegnahm, und nun zur Zerſtreuung ſein Geld in das Operngeſchäft ſteckt. Man hatte der neuen Direktion anempfohlen, oder doch den Wunſch geäußert, ſie möchte einige ältere Opern wieder vornehmen, da ſeit vielen Jahren nur neue Opern gegeben werden, wie die zweihundert Vorſtellungen von Meyerbeers „Robert le Diable“ hinlänglich bezeugen. Sie hatte demnach Spontinis „Fernand Cortez“ gewählt, da dies eine der Opern des alten Repertoires iſt, welche ihrer Zeit am meiſten Beifall gefunden. Anſtatt ſich hierüber zu freuen, wie ſein Mitarbeiter, der Dichter Jouy, ereiferte ſich Spontini, und wollte die Vorſtellung aus oben erwähntem Grunde verhindern. Freilich hat Dupré in derſelben keine Rolle; aber der arme Dupré kann doch nicht unaufhörlich ſingen, und hat Ruhe nöthig; eine Sängerin wie Madame Branchu war, tritt in Spontinis Oper auch nicht mehr auf; die Direktion kann aber nicht geben, was ſie nicht beſizt. Auf die Ausſtattung mag ſie mit weiſer Abſicht nicht viel verwendet haben, weil ſie wohl mit Recht fürchtete, Schaden dabei zu haben. Seitdem ein Bankier an der Opernleitung Theil nimmt, wird dabei ſehr ſubtil gerechnet und die Kunſt auf Zahlen reducirt.

(Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſezung.)

Das Gutenbergsfeſt.

Ob Frankfurt in dieſer Hinſicht gerade als eine Stadt insignis momenti anzuſehen iſt, ſteht noch dahin, ſintemal die „Reformation der Stadt Frankfurt“ vom Jahre 1509 noch in Mainz gedruckt worden iſt, woraus man ſchließen möchte, es habe damals noch keine Buchdruckerei in Frankfurt beſtanden. Auf dem untern Theile des Piedeſtals ſind die Namen Gutenberg, Schöffer und Fuſt, der Stellung der Figuren entſprechend, zu leſen; auch ſind hier die Wappen der Genannten angebracht. Den vier Hauptecken des Piedeſtals gegenüber und durch Nebenpfeiler mit dem Ganzen verbunden, ſind auf vier niedern Poſtamenten vier weibliche Figuren angebracht, die Theologie, Poeſie, Naturforſchung und Gewerbsthätigkeit darſtellend. Der Gedanke und die Ausführung dieſer Figuren ſind eben ſo ſinnreich, wie ſchön; nur wollen mir die erläuternden Diſtichen an einem Werk der Bildhauerei, das durch ſich ſelbſt ſprechen ſoll, nicht gefallen, um ſo weniger, da es in der That durch ſich ſelbſt ſpricht. Die räumliche Ausdehnung der Erfindung iſt durch die vier Welttheile ausgedrückt, die hier, und dies will mir das Verfehlteſte dünken, durch einen Stier (Europa), Elephanten (Aſien), eine ruhende Löwin (Afrika), und durch ein Lama (Amerika) repräſentirt werden. Wie es heißt, ſollen dieſe Symbole, die zugleich Fontainen abgaben, um die Quelle des neuen Lebens zu veranſchaulichen, bei einer dauernden Ausführung des Kunſtwerkes wegbleiben.

Die Ausſtellung ſeltener alter Drucke, die in einer geſchmackvoll hergeſtellten Bude hinter der Hauptwache ſtattfand, hat gewiß — mag man über den Charakter des Feſtzugs und die dabei obwaltende Stimmung urtheilen, wie man will — eine der geiſtigen Bedeutung des Feſtes vollkommen angemeſſene Theilnahme gefunden. Die erſten Anfänge der Buchdruckerkunſt, ihre Blüthe, ihr Verfall, ihr Höhepunkt wurden hier durch Werke von der erſten lateiniſchen Bibel Gutenbergs an bis zu dem Meyerſchen Prachtalbum der vierten Säcularfeier verſinnlicht. Der beſchränkte Raum, der der Ausſtellung angewieſen war, mahnte an eine ſorgfältige Auswahl, und dieſe Auswahl iſt von dem Comité mit eben ſo viel Geiſt als Umſicht getroffen worden, ſo daß ſelbſt der Nichttypograph, unter Anleitung des Katalogs, einen genauen Ueberblick über die Erfindung Gutenbergs von 1440 bis 1840 erhielt. Der Ausſtellung der Drucke ſchloß ſich eine Bilderausſtellung an, die in Büſten und Gemälden, bis zu Holzſchnitten herab, das Gedächtniß der Männer erneuerte, die ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert in Frankfurt in irgend einer Beziehung um Bildung und Humanität ſich verdient gemacht. Das Comité wollte durch dieſen Bilderſaal ein lebendiges hiſtoriſches Intereſſe gewähren, und die jüngeren Geſchlechter zum Studium des Bodens, dem die Männer entwachſen, anregen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. Juli 1840.

Non quasi fortuitus, et ventorum rabie, sed
Iratus cadat in terras et judicet ignis.

Juvenal.

Der Brand von Sallanches.

Eines der eigenthümlichſten Feſte unſeres Gebirgslandes ſind die Feuer in der Nacht des erſten Faſtenſonntags, genannt fête des Brandons. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den Johannisfeuern in Deutſchland, nur ſind ſie großartiger, weil ſich hier die Berge mächtiger erheben und mit ihrem nächtlichen Leuchten weiterhin herrſchen. Bald ſieht dies aus wie ein glänzendes Feenſchloß, wenn lange Berglinien im Feuer ſtehen, bald ſind wirklich die Ruinen alter Burgen erleuchtet; anderwärts ſcheint ein Vulkan zum Ausbruch zu kommen oder eine Stadt in Flammen zu ſtehen. Diesmal waren dieſe in herrlicher Frühlingsnacht leuchtenden Freudenfeuer das flammende Vorwort zu einem glutvollen Drama einige Wochen ſpäter.

In der Römerzeit lag am ſüdlichen Fuß der herrlichen Aiguille de Varens eine kleine Stadt, nach Plinius ein Emporium für den Binnenhandel des Landes, beſonders für die Centronen, und zu gleicher Zeit eine Militärſtation auf der Straße, die wahrſcheinlich vom Leman nach Lugdunum und Vienna führte, und von der noch vielfache Spuren übrig ſind. Dieſe Stadt hieß Vatiscum. Unweit davon lag eine andere kleine Stadt, Namens Dyoniſia, von der auch noch Spuren vorhanden ſind. Beide wurden durch Bergſtürze von der Aiguille de Varens und Ueberſchwemmungen der Arve zerſtört. — Aus ihren Trümmern baute eine Sallaſſiſche Kolonie die kleine Stadt Sallentinum oder Sallanches, die im neunten Jahrhundert und ſpäter in der goldenen Zeit der Barone von Faucigny, beſonders der trefflichen Beatrix, im Genuß glücklicher konſtitutioneller Freiheit zu beſonderem Gedeihen kam, und in der mehrmals die Stände des Landes ihr kleines Parlament hielten.

Und doch war die Stadt nicht glücklich angelegt. Zwar ſchüzten ſie die mächtigen Bollwerke der Aiguille de Varens vor dem ſchneidenden Nordoſtwind, dagegen litt ſie zu Zeiten an unbewegter, den Kretinismus erzeugender Luft, und doch war ſie wieder von mehreren Seiten den heftigen Luftſtrömungen ausgeſezt, die ſich hier oft aus den Thälern von Maglans, Megère, Montjoie begegnen. — Außerdem werfen die kahlen Felſen jener Aiguille de Varens (7190′) und der Croix de Fer (7056′) zur Frühlings- und Sommerszeit die zurückprallenden Sonnenſtrahlen faſt verſengend auf die Stadt. Auch von den wilden Bergſtrömen in der Nähe hatte Sallanches bei anhaltendem Regen und beim ſchnellen Aufthauen des Schnees viel zu leiden. Deſſenungeachtet ſtand es im Gedeihen bis in's ſechzehnte Jahrhundert; ſelbſt die wiederholten Verheerungen Savoyens durch franzöſiſche Corps thaten der Stadt wenig Schaden.

Digitized by Google

Ihr war Schlimmeres vorbehalten, denn am 14ten April 1519 brach Feuer aus, wurde wie von einer Windsbraut schnell nach allen Gegenden getrieben und legte in kurzer Zeit die ganze Stadt in Asche. Sogar die drei Brücken wurden brennend vom Strom weggerissen. Der Herzog Karl III. von Savoyen unterstüzte die unglücklichen Einwohner auf das Mildeste, ließ ihre Stadt wieder aufbauen und auch die wilde Arve dämmen. Er bestätigte ihre alten Privilegien und erließ der Baronie Faucigny alle Steuern und Abgaben für fünf Jahre. Die unglücklichen Einwohner von Sallanches waren in die benachbarten Städte und Dörfer geflohen. Manche zogen blutarm in's Ausland und erwarben sich, wie Savoyarden pflegen, bedeutendes Vermögen, sogar Reichthümer. Bedeutende Summen wendeten sie ihrer Vaterstadt zu, die dadurch wieder zu Gedeihen kam.

Manche andere günstige Umstände brachten die neue Stadt immer mehr empor, und bald konnte sie wieder für eine der wohlhabendsten Landstädte Savoyens gelten, wenn gleich die alten Zeiten nicht ganz wiederkehrten. Wohl wütheten manchmal die Arve und die angeschwollenen Waldströme, wohl stürzten gegenüber von der Aiguille de Varens wieder Felswände ein, dem neuen Sallanches aber thaten sie nicht weh. Selbst Erderschütterungen gingen schadlos vorüber. Unzählige Wetter waren über der Stadt hingezogen und ihre Donner hatten sich rings an den gewaltigen Felswänden und Nadeln gebrochen, als am 12ten April 1768 ein tückisch aus einer gelben Wolke schießender Bliz in Sallanches einschlug und zündete. Eine mächtige Lohe flackerte sogleich empor, und in einer halben Stunde war die Flamme zum Flammenmeer geworden, das, von heftigen Winden getrieben, nach allen Seiten wogte und brandete. Das Ungewitter war vorüber, blauer Himmel lachte wieder, aber die Sonne schien nur über die rauchenden Trümmer der armen Stadt, die jezt zum zweiten Male ganz in Asche lag.

Wie aber die Einwohner am Fuß des Vesuvs und des Aetnas sich wieder um den Lavastrom anbauen, der ihre Häuser begrub, immer hoffend, der Feuerberg werde sie nicht wieder heimsuchen, wie sie nach kurzer Frist auf dem erkalteten Lavastrom selbst Häuser aus Lavastücken errichten, so auch die Einwohner von Sallanches. Unterstützung kam von allen Seiten, die rauchenden Trümmer wurden weggeräumt und die dritte Stadt erhob sich schnell wieder, etwas ansehnlicher und regelmäßiger als vorher, aber doch mit engen, krummen Gassen, mit Häusern größtentheils von Holz und mit Schindeln gedeckt. Es kam auch bald eine Zeit, wo sich für Sallanches eine neue Quelle des Wohlstandes aufthat.

(Fortsezung folgt.)

Friedrichs des Grossen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

(Fortsezung.)

Lange verhandelte man über den Plaz, wo das Denkmal am würdigsten stände. Kein Markt und keine vorspringende Ecke, die sich dazu eignen konnte, welche nicht ihre Fürsprecher gefunden hätte. Ein frappanter Einfall war es, auch Friedrichs Reiterstatue auf die lange Brücke zu sezen, gegenüber der des großen Kurfürsten. Friedrich, der Schöpfer, gehörte aber nicht in das alte Berlin; auch ist seine Größe von der Art, daß sie ein so enges Feld mit keiner andern theilen darf. Er stand allein im Leben, seine Welt und seine Helden schuf er sich, gleich wie er seinen Staat sich geschaffen. — Die Künstler hegten, als solche, einen Wunsch, der aber, wo es ein Nationaldenkmal galt, keine Berücksichtigung finden konnte. Auf einem beschränkteren Plaz mit vielen Winkeln, Ecken und architektonischen Linien, wie der kleine Werdersche Markt, zwischen der Kirche dieses Namens und dem Münzgebäude, würde das Reiterbild allerdings von großem Effekt seyn. Wer aber würde dort Friedrich suchen, während Blücher, Bülow und Scharnhorst im glänzenden Mittelpunkte des modernen Berlins, nahe dem Schlosse, am Ausgang der prachtvollen Avenue der Linden stehen! In diese Regionen, die die Stadt repräsentiren, in die Nähe seiner eigenen großen Bauwerke gehört nothwendig der große König. Darüber wurde die öffentliche Stimme einig. Allein die lezte Hast, mit der man die Legung des Grundsteins, durch die Umstände gedrängt, betreiben mußte, hat einen Mißgriff veranlaßt. Es ist freilich eine schöne Vorstellung, Friedrich als einreitend durch das Thor, über dem die Victoria schwebt, sich zu denken; am Ende der Linden, vor sich die Prachtbauten und das königliche Schloß, macht er Halt und schaut auf die großen Werke, die das neue Berlin zieren. Aber zur Vervollständigung dieser Vorstellung gehörte sein Heer, das hinter ihm einzöge und seinen Rücken deckte. Dieser ist in der projectirten Stellung ganz bloß gegeben, und unglücklicherweise nach einer Seite, von wo der Hauptstrom der Beschauer kommt. Jezt noch geben freilich die Lindenbäume dem Rücken des Pferdes und des Reiters einen zweifelhaften Schuz; aber man will einen Theil derselben bis zur Charlottenstraße abhauen lassen. Für was sollen diese natürlichen Zierden des Plazes fallen, schöne alte Bäume, zwei oder vier große Reihen, während des seligen Königs Pietät nur mit Schmerzen daran ging, wenn es einen alten Baum zu fällen galt? — Um einen Fehler gut zu machen. Und wird er dadurch gehoben? Er wird nur um so sichtbarer. Es wird ein großer Plaz frei, um das

Digitized by Google

Denkmal von hinten zu ſehen. Zudem können die Fußgänger, die es von vorne zu ſehen wünſchen, nur auf den beiden Seiten zu einem günſtigen Standpunkt gelangen, da, wo zugleich der unvermeidliche, geräuſchvolle Weg der Wagen und Reiter iſt. Noch wird behauptet, es ſey die Beleuchtung hier ſo ungünſtig, daß man nur in wenigen Tagesſtunden die Statue werde betrachten können, ohne vom Metallglanz geblendet zu ſeyn.

Früher hatte man den Opernplatz, da wo er nach der Univerſität zu mündet, vorgeſchlagen. Noch paſſender ſchien der Vorſchlag, ihn dieſer Stellung gegenüber, in einer Rundung, welche halb vom Vorhofe der Univerſität, halb von dem großen Platze davor gebildet würde, aufzuſtellen. Hier, wenn die Reiterſtatue ſelbſt etwa da zu ſtehen kam, wo jezt das Thor des Gitters iſt, richtete der König den Blick gerade auf drei ſeiner Hauptbauwerke, auf ſein erſtes, das ſchöne Opernhaus, auf ſein bizarrſtes, die Bibliothek, und auf die nach antikem Muſter im edelſten Styl errichtete Kirche, welche Friedrich nach dem Kriege der katholiſchen Bevölkerung ſeiner Hauptſtadt erbaute. Links ab fiele ſein Blick, ohne Zwang, auf Blüchers Standbild, auf das königliche Palais und das Schloß. Dieſer ſymboliſch bedeutungsvolle Standpunkt hatte außer dem Vortheil, daß man das Reiterbild von allen Seiten mit Bequemlichkeit ſähe, zugleich den, daß der Reiter von dem Univerſitätsgebäude und ſeinen Flügeln gedeckt würde. Dieſer Hof iſt jezt wüſt und das Gitter davor, das ihn gegen die Straße ſchließt, ohne alle Bedeutung. Wenn es wegfiele und ein grüner runder Platz, in der Mitte die Reiterſtatue, die Architektur belebte, würde es nicht wenig zur Verſchönerung dieſes glänzenden Theils von Berlin beitragen. Aber hatte es nicht auch Bedeutung: Friedrich ausreitend aus dem Sitze der Wiſſenſchaft? Die Bedeutung könnte ſich noch ſteigern, wenn dereinſt — und werden wir lange darauf zu warten haben? — für das Denkmal Friedrich Wilhelms III. ein Platz geſucht wird. Wo könnte dieſes würdiger ſtehen als in der Mitte der Vorderſeite des Opernplatzes, Front machend gegen den königlichen Ahn? Ihre ernſten Blicke begegnen ſich; ſie Beide haben ihre große Aufgabe, den Staat zu erhalten und neu zu gründen, gleich würdig gelöst.

Rauch war abweſend in Nürnberg, als der Grundſtein an jener Stelle gelegt wurde. Sein Einſpruch wäre damals zu ſpät gekommen; aber wäre es noch jezt zu ſpät? Eine Grundſteinlegung iſt ja nur ein Symbol. Es conſtatirt den Geiſt und die Zeit, nicht den Ort. Und bliebe nicht ihre Bedeutung, auch wenn man dieſen Stein um hundert Schritte verlegte? Doch, wo es auch zu ſtehen komme, das ſind Nebenrückſichten: das Faktum bleibt, eine der erhabenſten Erinnerungen für das preußiſche Nationalgefühl. Die Haſt, mit der es betrieben wurde, iſt nur zu preiſen, wären auch noch größere Verſehen begangen worden. Der Grundſtein zum Denkmal des großen Friedrich iſt einhundert Jahr nach ſeiner Thronbeſteigung, am Tage derſelben, noch unter des dritten Friedrich Wilhelms Regierung gelegt worden, des Königs lezte That, eine der Pietät gegen den großen Ahnherrn, und ein hochfeierlicher Staatsakt, und würdig, mit einer ſeltenen, einſtimmigen Theilnahme des Publikums begangen. Wir ſind nicht an ſolenne, repräſentirende Staatsaktionen gewöhnt; ſie fallen, wo die Verhältniſſe ſie mit ſich bringen, nicht immer glücklich aus. Hier waren alle Anordnungen zweckmäßig, ſinnreich; kein leerer Prunk, lebendige Symbole des lebendigen Geiſtes. Es war ein erhebendes und zugleich ein tiefrührendes Feſt. Was kein Mund ausſprach, jeder Blick ſagte es dem andern. Aus ſeinem Fenſter ſah, in ſein Kriegerkleid gehüllt, der kranke König zu. Es war ſein leztes Schauſpiel, wie ſeine lezte Handlung, beide groß und königlich. Auch das Publikum ſah hier ſeinen König zum lezten Male. Daß es der Abſchied Friedrich Wilhelms von ſeinem Volke war, keiner ſprach es, aber jeder fühlte es.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Das Gutenbergsfeſt. Theater.

Als ein zweites, vorzugsweiſe geiſtiges Moment der hieſigen Säcularfeier kann das „Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt“ angeſehen werden, das von den hieſigen Buchdruckern und Buchhändlern gegründet und im Verein mit hieſigen Literaten, die in Frankfurt geboren oder feſtanſäſſig ſeyn mußten, ausgeführt wurde. Wenn dieſes Gedenkbuch, das auch die literariſche Kritik wird ertragen können, da ſich hier tüchtige Beiträge von Theodor Creizenach, Dr. med. Hoffmann, Dr. Weismann, Dr. Berchl, Wilhelm Wagner, Buchhändler Jägel, Profeſſor Heſſemer, J. M. Jäger, dem Schriftſetzer Ludwig Hub, dem Maler Ruſtige finden, zunächſt aus dem Geſichtspunkte der allgemeinen Begeiſterung zu betrachten iſt, ſo wollen wir es, abgeſehen von dem literariſchen Werthe, ſchon wegen der Idee gut heißen, deren Ausführung am beſten einige grobe Anſpielungen widerlegen wird, als habe es dem Feſte an geiſtiger Weihe gefehlt. Nein, die geiſtige Weihe war im Ganzen, wie im Einzelnen vorhanden, aber der geiſtige Mittelpunkt konnte nicht gefunden werden, einmal der Verhältniſſe wegen nicht, und dann aus dem Grunde nicht, weil eine Verſchmelzung kleinlicher formeller Intereſſen zu einem großen Ausdruck nicht nur in Frankfurt, ſondern in allen deutſchen Städten ſchwer zu vollbringen iſt, und in dieſer Hinſicht natürlich zwiſchen dem Buchhandel und der Literatur die ſchärfſte Scheidung ſtattfindet, da ſich keiner dem andern

ſubordiniren will, und die Literatur, ſo hoch ſie auch in moraliſcher und intellektueller Hinſicht über dem Handel ſteht, der mit ihr getrieben wird, in merkantiler und ſelbſt in bürgerlicher Hinſicht gar häufig von jenem abhängig iſt. Wenn hier im Formenweſen eine Nachgiebigkeit oder gar eine Aufopferung ſtattfinden ſoll, ſo muß ſie vom Buchhandel ausgehen, da ja die Literatur in dieſer irdiſchen Welt, oder wenigſtens in Deutſchland, am Ende nichts aufzuopfern, ſondern nur etwas anzuſprechen hat.

Im Theater gaſtirt jezt Emil Devrient, ein Schauſpieler, der gleichſam im Triumphzuge von einer deutſchen Bühne zur andern gezogen wird, und den die kleine Journaliſtik unſerer Tage — ich nenne ſie ſo, weil den meiſten deutſchen Journalen, die ſich mit der deutſchen Bühne beſchäftigen, ein dramaturgiſcher Geſichtspunkt fehlt — mit Phraſen und Parallelen (die unter anderem ſo lauten: Seit der Taglioni hat hier kein Künſtler ſolches Aufſehen erregt, wie Emil Devrient) überſchüttet. Wenn auch ſolche Weiſe heutzutage in Deutſchland, das leider in der Bühne nur noch eine Unterhaltung erblickt und ſie eben deßhalb dem Lobe, wie dem Tadel nach Belieben preisgibt, nur vorübergehenden Eindruck macht, ſo fordert ſie doch auf der andern Seite die Kritik zu einer Aufklärung heraus. Daß ein Schauſpieler, der ſo, wenn auch oft in nüchterner und gemachter Emphaſe, geprieſen wird, kein gewöhnlicher Schauſpieler ſeyn kann, liegt am Tage; aber wenn wir das, was über ihn geſchrieben wird, leſen, ſo müſſen wir uns häufig fragen: wie iſt es denn eigentlich mit der Kunſt des Meiſters? denn die Redensarten beſchreiben nichts. Somit verſtehe ich unter Aufklärung die Bemühung, einen allgemein verſtändlichen Standpunkt zur Beurtheilung eines Künſtlers zu gewinnen, dem ja ſelbſt mit einer vernünftigeren Anſicht, als einer Parallele mit der Taglioni, gedient ſeyn muß. Wenn ich in einem folgenden Briefe einen ſolchen Standpunkt aufzufinden bemüht bin, ſo hafte ich natürlich für nichts, als für meine Ueberzeugung. Nachträglich muß ich noch Ihres Moritz erwähnen, der hier in einer Reihe von Gaſtrollen ſich als ein geiſtreicher Darſteller bewährte und, beſonders im Converſationsſtück, die feinſte Form mit der leichteſten Darſtellung verband. In der Tragödie fehlte ihm wohl die poetiſche Blüthe der Jugend, wenn ſolche als Weſentliches hervortreten ſollte, wie in „Kabale und Liebe.“ Den „Hamlet“ dagegen habe ich auf der deutſchen Bühne nicht tiefſinniger, philoſophiſcher und gehaltener geſehen. Wenn ich gehaltener ſage, ſo mögen Sie darin auch die Form erblicken, die den Prinzen von Dänemark und den Studenten von Wittenberg in ſo geiſtreicher und chevaleresker Weiſe verſchmolz, daß ſich Auge und Geſchmack an dieſer Leiſtung nicht weniger erfreuten, als die Reflexion und Kritik. Den Hamlet von Emil Devrient habe ich noch nicht geſehen.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Spontini und die große Oper.

Die meiſten Journale haben die Abweiſung Spontinis durch das Gericht gut geheißen. Was würde in der That aus der Oper werden, wenn alle Tonkünſtler berechtigt wären, die vorbereiteten Darſtellungen zu unterſagen, aus dem Grunde, weil man ihre Opern nicht ſchön genug ausſtatte? Was heute Spontini thut, könnte morgen Roſſini, übermorgen Meyerbeer und Tags darauf Auber ebenfalls thun, und die koſtbare Opernanſtalt müßte darüber zu Grunde gehen, oder beſtändig mit den Verfaſſern vor Gericht in den Haaren liegen. Allerdings ſpricht das Geſetz den Verfaſſern das Recht zu, ihre Opern nach der zwanzigſten Vorſtellung zurückzuziehen. Dies hat aber Spontini nicht gethan. Erſt als das Stück nach langer Unterbrechung wieder vorgenommen wird und Alles vorbereitet iſt, fällt es ihm ein, ſich der Vorſtellung zu widerſetzen. Dafür hat er aber auch harte Worte vor Gericht und in den Zeitungen vernehmen müſſen. So ſagt das Tageblatt La France: „S'il est un esprit orgueilleux et infatué de son propre mérite, c'est sans contredit celui de M. Spontini.“ Der Advokat, welcher vor Gericht die Sache der Operndirektion vertheidigte, ließ verlauten, der Zorn Spontinis gegen die Oper rühre daher, weil dieſe ein gewiſſes Stück des Tonkünſtlers nicht habe annehmen wollen; ſie ſey aber durch das Durchfallen ſeiner Oper „Olympia“ belehrt worden, daß nicht Alles, was aus Spontinis Feder komme, ein Meiſterſtück ſey. Wahrſcheinlich wünſchte Spontini deßhalb eine neue Oper zur Aufführung zu bringen, weil nach einer ſeit lange beſtehenden Verordnung der Tonkünſtler, welcher drei Opern geſezt hat, die ſich eine gewiſſe Reihe von Jahren auf dem Repertoire erhalten, oder eine beſtimmte Anzahl von Vorſtellungen erlebt haben, Anſpruch auf eine Penſion von 1000 Francs machen darf. Die Regierung befindet ſich wohl nicht oft in dem Fall, dieſe Penſion ertheilen zu müſſen, und außer Roſſini und Auber glaube ich nicht, daß irgend ein Tonkünſtler drei beliebte Opern auf dem Repertoire der großen Pariſer Oper hat. Dadurch, daß Spontini ſeinen Prozeß gegen die Oper verloren hat, iſt er in die komiſche Nothwendigkeit verſezt, wider ſeinen Willen ein gutes Honorar beziehen zu müſſen. Wie manche Autoren möchten an ſeiner Stelle ſeyn und ähnliche Prozeſſe verlieren! Die Oper benüzt das durch den Prozeß erregte Aufſehen dazu, die Spontiniſche Oper, welche ſonſt vielleicht nicht ſehr beachtet worden wäre, fleißig zu geben, ſo daß dem Tonkünſtler mit jedem neuen Honorar, das ihm zukommt, ein neuer Stich in's Herz verſezt wird. Der arme Spontini iſt wirklich zu bedauern. Ich habe oben erwähnt, daß, wenn man auch ziemlich allgemein Spontinis Verfahren mißbilligt, man doch auch mit der Entſcheidung des königlichen Gerichtshofs nicht ganz zufrieden iſt; wenigſtens erheben dramatiſche Dichter Zweifel und Einwendungen dagegen in den Tageblättern. Soll nämlich eine Operndirektion nach Belieben ein Geiſtesprodukt verhunzen können, und ſoll es dem Verfaſſer nicht frei ſtehen, es der von ihm mit Recht gefürchteten Vorſtellung zu entziehen? Freilich läßt ſich nicht wohl vorausſetzen, daß eine Direktion ſo blind ſeyn werde, um gegen ihren eigenen Vortheil zu handeln und dem Publikum ein Stück zu verleiden, anſtatt ihm daſſelbe gefällig zu machen. Indeſſen hat ſich dieſer Fall doch wohl ereignet, und ſollte dann dem Verfaſſer nicht das Recht zuſtehen, dem Direktor die Aufführung zu unterſagen? Dies iſt die wichtige Frage, welche bei dieſer Gelegenheit zur Sprache gekommen und durch die Entſcheidung des Gerichtshofs nicht ganz erledigt worden iſt. Es ſteht zu befürchten, daß ſich in Zukunft die Operndirektion auf dieſes Urtheil berufen wird, auch wenn ſie nicht Recht haben ſollte, wie ſie es diesmal offenbar hatte. Somit hätte Spontini die Lage der Tonkünſtler verſchlimmert oder doch wenigſtens compromittirt, anſtatt ſie zu beſſern oder zu ſichern.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Erinnerungsblatt an die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 27. Juli 1840.

Die, frantic wretch! death for a deadly deed!
Shakespeare.
Titus Andronicus.

Gedichte von Friedrich Hebbel.

Vaterunſer.

Blitze lauern hinter Wolken,
In den Eichen wühlt der Sturm;
Dicker Wald; ein Nothgeläute
Hallt ſchon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baume,
Seine Pfeife in dem Mund,
Liegt der alte Räuberhauptmann;
Ihm zu Füßen ſchläft ſein Hund.

Und ein Jüngling, bleich, wie keiner,
Streckt ſich ihm zur Seite hin.
„Schleif' dein Meſſer!" ſpricht der Alte,
Er gehorcht mit ſchwerem Sinn.

Roth und ziſchend zwiſchen Beide
Springt ein Blitz, doch trifft er nicht.
„Vater unſer!" ruft der Jüngling,
Doch der Alte flucht und ſpricht:

„Vater unſer laß' ich gelten,
Wenn man auf dem Richtſtuhl ſitzt,
Wenn die Scheere in den Haaren
Und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet' ich dir das Beten,
Denn zum Herrn erkor'ſt du mich,
Und ich ſtell' den Mord noch heute
Dunkel zwiſchen Gott und dich!

Ja, ich ſchwör's, du ſollſt den Erſten,
Den du hier erblicken wirſt,
Tödten, daß du nicht noch einmal
Dich von mir zu Gott verirrſt.

Du erſchrickſt? Ich will's nicht ſchelten;
Mir auch ſchien das einſt gar viel,
Und auch du erlebſt die Zeiten,
Wo du's treibſt, wie ich, als Spiel.

Mir iſt ſolch ein Muth gekommen,
Seit ich, weil er zornig ſprach
Vom Gericht und andern Dingen,
Meinen Vater niederſtach.

Nur als Vatermörder führe
Ich den Hauptmannsſtab mit Recht —
Kommt dereinſt ein Muttermörder,
Dien' ich ihm, wie du, als Knecht."

Digitized by Google

Angſtdurchſchauert ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer, thatſt du das!"
Kräftig ſchmauchend ſpricht der Alte:
„Ei, ich that's, und iſt's denn was?" —

„Wohl, da muß ich freilich halten,
Was du ſchwurſt, und thu's mit Luſt!"
Ruft's, und ſtößt dem grauſen Alten
Feſt ſein Meſſer durch die Bruſt.

Jener ballt die Hand verröchelnd;
Doch er ſieht es ohne Graus,
Betet, wie nach einem Opfer,
Laut ſein Vaterunſer aus.

Lebensgeheimniß.

1.

Welle, du trägſt mich,
Spülſt mir ſo lind um die Bruſt,
Ach, und erregſt mich
Mächtig in Schauer und Luſt.
Könnteſt du mich nicht verſchlingen:
Möcht' ich wohl ringen?

2.

Die Welle ſpiegelt licht und mild
Das klare Gold der Sterne,
Und jedes ahnungreiche Bild
Der wundervollen Ferne.

Du greifſt hinein; da iſt alsbald
Die holde Pracht verſchwunden,
Die Welle hat, ſo leer als kalt,
Nicht Stern, noch Schein gebunden.

Schilt nun nur nicht in deinem Schmerz
Die ew'gen Sterne Lügen,
Sprich nicht: die Hoffnung will mein Herz
Mit falſchem Glanz betrügen!

Der Blinde.

Der Blinde ſizt im ſtillen Thal
Und athmet Frühlingsluft;
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
Des erſten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, ſteht er auf,
Sucht, bis die Nacht ſich naht,
Und ahnt nicht, daß im irren Lauf
Sein Fuß es längſt zertrat.

Der Brand von Sallanches.

(Fortſetzung.)

Das Chamounithal wurde nach Cores erſter Entdeckung Mode. Reiſende in Menge, beſonders Engländer, ſtrömten herbei und brachten viel Geld in das Land, was beſonders Sallanches zu gut kam, weil das von Gletſchern und Bergen eingeengte Chamounithal ſeine meiſten Bedürfniſſe von da bezieht; denn keine andere Stadt, kein anderer, nur etwas bedeutender Ort liegt ſo nahe und ſo bequem, nach keinem andern kann mit Wagen gefahren werden. Außer dieſem Marktweſen gewann die Stadt auch unmittelbar durch den Verkehr mit den Touriſten, oder mit denen, die nach St. Gervais in's Bad gingen. Wer hätte ſich nicht gern ein Stündchen in Sallanches oder auf deſſen Brücke aufgehalten, um von da zum erſtenmal den rieſigen Montblanc mit ſeinen Eisfeldern und Schneethälern im Früh- und Abendlicht zu ſehen? Es iſt ein prachtvolles Bild, vielleicht das maleriſchſte und impoſanteſte von dem Titanen, in einem herrlichen Rahmen von goldenen Bergformen und ſilbernem Flußbande auf grünblumigem Grund.

So ſtand Sallanches wieder zwei-und-ſiebzig Jahre in zunehmendem Gedeihen bis zum Oſtertag 1840. Der ganze April war in Savoyen wie anderswärts ſehr warm und trocken; zudem herrſchen hier zur Frühlingszeit gewöhnlich heftige Windſtrömungen, die ſich aus den benachbarten Thälern begegnen und dann zu heftigen Wirbelwinden werden. — Am Oſtermorgen (19ten April) war Alles froh und öſterlich gepuzt in der Meſſe, und gleich nach Mittag zogen Viele in die benachbarten Orte zum Beſuch bei Bekannten und Verwandten, nach Mégère, Maglans, Paſſy, Servoz und St. Gervais. Von vielen Familien waren nur die kleinen Kinder mit den Cretins und den alten Leuten zu Haus geblieben. Die Kleinen ſpielten gegen fünf Uhr luſtig vor den Häuſern, als auf einmal aus einem kleinen hölzernen Barbiershauſe faſt in der Mitte der Stadt nach einer dicken Rauchwolke eine mächtige Lohe aus Dach und Fenſtern ſchlug. Kaum hatten die Leute Zeit, darüber zu erſchrecken und an Hülfe zu denken, als die Flammen ſchon an den Nachbarhäuſern links und rechts hinaufleckten und deren äußeres, zundertrockenes Balken- und Sparrenwerk ergriffen, daß ſie wie Lindwürmer ziſchend umwanden, worauf ſie in die Bodenräume drangen, aus denen ſie nach Kurzem wieder mächtiger heraufſchlugen. Bald kam auch der Sturm heran, der die Flamme brauſend ſucht, aber nicht bloß einer, ſondern drei und vier aus allen Thälern, als wollten ſie dem Feuer helfen, damit nur raſch ein Ende werde. Schnell vereinigten ſie ſich zu einem

Digitized by Google

Wirbelwind; es war ein Veitstanz mit den Flammen, ſo raſch, ſo furchtbar, ſo dämoniſch, daß ſchon nach einer halben Stunde an keine Hülfe mehr zu denken war; denn die ungeheuern Flammenzungen drangen nicht mehr bloß von einem Haus, ſondern von einer Straße zur andern. Verſuche, durch Löſchen und Einreißen der zunächſt bedrohten Häuſer dem Feuer Einhalt zu thun, wurden zwar gemacht, aber bald als ganz unnütz aufgegeben. An Fortbringen von Habſeligkeiten und Vieh war faſt nicht zu denken. Die allermeiſten mußten froh ſeyn, wenn ſie das eigene Leben aus dem entſetzlich wüthenden Element retteten; ja ſelbſt dieſe Rettung gelang nicht allen. Mitten in dem Glutmeer ſtand die flammende Kirche, deren Thurm mit den ſchmelzenden Glocken bald einſtürzte und das Unglück noch ärger machte. Alle großen öffentlichen Gebäude brannten wie die kleinen Häuſer. Hoch auf ſchlugen die Flammen aus den Kirchen, aus dem Hotel de Ville, dem ſchönen Hotel de Bellevue und ſeinen Nebengebäuden, niedriger aus dreihundert und ſieben-und-vierzig Privathäuſern, ein furchtbares, nach allen Seiten wogendes Flammenmeer, gleich dem Beginnen eines Weltbrandes. Die Glut war fürchterlich, nicht bloß in der Nähe des Feuerherds, ſondern ſelbſt jenſeits der Arve und an den Bergen. Den ganzen Tag und in der folgenden Nacht trieb der heftige Nordoſtwind die Funken bis Mégère, einem hochgelegenen Dorf (3480′), zwei Stunden von Sallanches; ja ſie flogen ſo dicht und drohend heran, daß die Einwohner Tag und Nacht nicht von ihren Dächern kamen, um ſie durch Löſchen vor dem Brand zu ſchützen. Ohne dieſe ununterbrochene Sorgfalt wäre auch dieſes Dorf in Feuer aufgegangen. Der luftdünne Raum über dieſem ungeheuern Feuerherd bewirkte eine ſonderbare Erſcheinung. Balken und Bretter flogen in die Luft, ſchienen Anfangs dunkel und entzündeten ſich nicht eher wieder als in einer Höhe von mehr denn ſechshundert Fuß, wo ſie dann wie Kometen nach Weſten fortſchoſſen.

Fragſt du nun, lieber Leſer, was aus den Einwohnern und den Kindern auf der Straße wurde, ſo graut mir, davon zu ſprechen. Im Schrecken über ſo Entſetzliches und über die furchtbare Schnelligkeit, mit der es vernichtend auf ſie eindrang, glaubten Viele, es ſey das Beginnen des jüngſten Tags; ſie warfen ſich auf die Knie, weinten und baten um Gnade und Barmherzigkeit. Andere hatten ſich zeitig genug aus der brennenden Stadt auf die Felder geflüchtet und rannten da in unſäglicher Angſt umher. Kinder riefen nach ihren Müttern, Mütter ihre Kinder, fanden ſie nicht und Verzweiflung packte ſie. Dieſe vom Rauch geſchwärzten, von entſetzlicher Angſt zerriſſenen Geſichter, viele heulend über ihre Wunden und kaum ſich noch fortſchleppend, glichen in der Flammenbeleuchtung der Nacht eher Geſpenſtern als Menſchen. — Als die Flammen aus dem erſten Hauſe ſchlugen, hatten die Kinder und Cretins eine große Freude darüber und klatſchten luſtig in die Hände, bald aber liefen ſie entſezt und hülflos in den engen, brennenden Straßen umher und viele wurden von den ſtürzenden Feuerbalken erſchlagen. Andere retteten ſich mit ihren Großeltern in die Keller, wo ſie Schutz und Sicherheit vor den Flammen zu finden wähnten, fanden aber da nur furchtbaren Tod, denn ſie erſtickten und ſpäter ſtürzten die Keller ein und über ihnen die ganze Laſt der brennenden Häuſer; die Flammen drangen hinunter und verbrannten oder röſteten die Leichen. Furchtbares, Unſägliches mag in dieſen Kellern vorgegangen ſeyn, ehe der Tod hineindrang; das bewies der Zuſtand der ausgegrabenen Leichen am folgenden Tag.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Juli.

Kunſtausſtellung. Buchdruckerfeſt.

Die erſte Hälfte dieſes Sommers iſt für unſere Stadt, die ſonſt in dieſer Jahreszeit meiſt nur auf die ſchönen Umgebungen der Natur angewieſen iſt, eine überaus feſtliche geweſen und reich an Kunſtgenüſſen für Einheimiſche und Fremde. Die den Monat Juni über dauernde erſte Ausſtellung des ſchweizeriſchen Kunſtvereins, die nun in Zürich und Bern ſich fortſetzen ſoll, bot unter manchem Mittelmäßigen, das ſich, wie überall, auch hier eindrängte, viel des Trefflichen und Beachtenswerthen dar. War auch das hiſtoriſche Gebiet nur ſchwach repräſentirt, ſo zog das Landſchaftliche und die Genremalerei, wie auch einige der gelungenen Porträts die Blicke der Kenner und Nichtkenner auf ſich. Erſtere rühmen uns beſonders die Landſchaften einiger Genfer Maler, namentlich den Sturm auf dem Genferſee von F. Diday, und die Thierſtücke von L. Burckhardt in Baſel, die auch einem Jeden, der nur die Natur verſtändig beobachtet hat, ohne einen einzigen Pinſelſtrich techniſch zu begreifen, von ſelbſt anſprechen müſſen. Daſſelbe iſt, und vielleicht noch in höherem Grade, der Fall mit den dem Menſchenleben entnommenen, tief aus der Pſychologie des Volkslebens geſchöpften Genrebildern, aus denen uns gleichſam das Ideal des vulgären Lebens in ſeiner anſpruchloſen Verklärung entgegenleuchtet. Wir denken hier vor Allem an die beiden Bettelkinder des Malers Dietler von Bern, ein echtes Ecce-homo-Bild, das dem tiefern chriſtlichen Gemüthe zehntauſendmal mehr ſagt, als all die trockenen und mittelmäßigen Copien von Chriſtusköpfen und Madonnen; denn während dieſe uns kalt laſſen, rufen jene uns in's Herz: wer ein ſolches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. Weniger tritt uns dieſe ideale Seite aus dem kleinen Schornſteinfeger von Bonjour in Lauſanne entgegen, obwohl die harmloſe Fröhlichkeit des Knaben, der aus

ſeinem ruhigen Belvedere über die Dächer hinſchaut, etwas ungemein Befriedigendes hat, und zugleich die Miſchung von Licht und Schatten auf dem ſchwarzen Geſichte von der großen techniſchen Fertigkeit des Künſtlers zeugt. Der Trinker von demſelben Künſtler, ſowie der Nachtwächter von Profeſſor Geyer in Augsburg wecken durch ihre treffliche und wahre Naturzeichnung mehr den Eindruck des echt Komiſchen, während das Maleratelier von Guywiller, die engliſche Kohlenfuhr von Kunz in Karlsruhe u. a. durch die ruhige Haltung des Ganzen und die nette Ausführung des Einzelnen den Uebergang in das Stillleben machen. Einen ſchönen Gegenſaz bilden auch die beiden Aquarellgemälde von L. Vogel in Zürich, die Freiburgertanzkilbe und das Gebet am Grabe (Landleute auf einem katholiſchen Kirchhofe der Schweiz ihre Andacht verrichtend), während über das hiſtoriſche Stück desſelben Malers: Herzog Karl der Kühne bei Granſon, die Urtheile der Kenner getheilt ſind. Unter den Porträts ſind die von Belz und Moriggia in Baſel, von Eck in Mühlhauſen ausgezeichnet. Mehrere dieſer Stücke ſind bereits von Privaten und auch von dem Kunſtverein angekauft worden, um ſeiner Zeit unter die Aktionäre verloost zu werden. — Auch bei uns wurde mit dem größten hiſtoriſchen Rechte die Erfindung der Buchdruckerkunſt am Johannistage gefeiert. War auch die Feier, in Beziehung auf den äußern Glanz und im Vergleich mit andern Städten, die hier in den Vordergrund treten, nur eine beſcheidene, ſo war ſie doch eine herzliche, geiſt- und gemütherhebende, und gewiß auch in ihren Folgen wohlthätige Feier. Die ſchon länger hier beſtehende und eine immer größere Thätigkeit entwickelnde hiſtoriſche Geſellſchaft hatte dazu den erſten Anſtoß gegeben, und wenn die Theilnahme ſich zuerſt nur auf die Buchdrucker und die Gelehrten beſchränken zu wollen ſchien, ſo nahm dieſe mit dem Herannahen des Termins auch in den weitern Kreiſen immer mehr zu, ſo daß außer den Behörden, der Geiſtlichkeit, der Univerſität, dem Lehrerperſonal, der Bibel- und Miſſionsgeſellſchaft und den übrigen gelehrten, gemeinnützigen und literariſchen Vereinen, auch ein großer Theil der Zünfte an dem Zuge, der Kirchenfeier und dem Feſtmahle Theil nahm.

(Fortſezung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortſezung.)

Alphons Karr und Mad. C. Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften.

Im Ganzen haben ſich dramatiſche Dichter und Tonkünſtler in Frankreich über die beſtehende Geſezgebung hinſichtlich ihres Eigenthumsrechts wenig zu beklagen; denn es iſt hier ſicherer als in irgend einem andern Lande, und finden ihre Stücke Beifall, ſo ernten ſie noch leichter als die Theaterdirektionen den Lohn ihrer Arbeit oder ihres Genies. Wenn ſie ihn im voraus veräußern, oder wenn dieſer Lohn jezt bei der fortwährend ſteigenden Zahl der Theater nicht mehr ſo bedeutend iſt als früher, ſo liegt die Schuld nicht am Geſeze, ſondern an den Umſtänden. Auch hatte Frankreich allen Grund, das Säcularfeſt der Erfindung der Buchdruckerei zu Straßburg mitzufeiern, denn es genießt ſeit der Julirevolution der Früchte dieſer Erfindung in vollem Maaße, und nichts hindert ſeitdem die freie Aeußerung und Mittheilung der Gedanken, in welchem Fache es auch ſeyn möge. Nur iſt zuweilen Privatgefahr bei der allzufreien Aeußerung, wie der Herausgeber einer Zeitſchrift neulich erfahren hat. Alphonſe Karr gibt bekanntlich in Heftchen ſeine „Weſpen" heraus, die nach allen Seiten hin zu ſtechen ſuchen. So hatte er in der lezten Zeit auch eine ſchöne, aus dem ſüdlichen Frankreich gebürtige, und alſo mit leicht aufwallendem Blute begabte Dichterin mit ſeinen Weſpenſtichen beleidigt, und zwar dadurch, daß er ſie einer Liebſchaft mit einem der jezigen Miniſter beſchuldigte. Die Dichterin C**, welche auch Theaterſtücke verfertigt, wurde dadurch ſo aufgebracht, daß ſie den Verfaſſer in ſeiner Wohnung aufſuchte und ihm einen Meſſerſtich beibringen wollte. Glücklicherweiſe weiß ſie die Feder beſſer als das Meſſer zu führen. Alphonſe Karr iſt kaum verlezt worden, und die beleidigte Frau hat ſich wieder entfernt, ohne daß er ſie bei der Polizei angegeben. Anfangs wollte man die Sache nicht glauben, und es fehlte nicht an Spottvögeln, welche behaupteten, der Herausgeber der Weſpen laſſe das Gerücht eines Mordverſuchs ausſprengen, um dadurch ſeine Weſpen in der Leute Mund zu bringen; man konnte ſich nicht überzeugen, daß eine ſo ſchöne Hand im Stande ſey, einen Weſpenſtich mit einem Meſſerſtich zu vergelten, daß eine ſo hochgebildete und in den glänzendſten Zirkeln aufgenommenen Frau eine Mörderin werden könne. Die Sache ſcheint jedoch wahr. Da die Dichterin hochſchwanger iſt, ſo ſchiebt man die Schuld vorzüglich auf dieſen Umſtand, und beim gänzlichen Schweigen des Angegriffenen läßt man auch die Angreiferin ruhig gehen, welche viele Freunde, Gönner und Anbeter hat. Uebrigens hat man gerade jezt Beiſpiele, daß auch ſchöne und junge Damen ſchreckliche Dinge ausüben, oder doch derſelben beſchuldigt werden können. Der verwickelte Kriminalprozeß der Madame Laffarge iſt bekannt. Durch das Aufhören der parlamentariſchen Debatten, und durch das allmählige Erlöſchen des Bürgerkrieges in Spanien wird der Neugier des Publikums ſo manche Nahrung entzogen, daß es ihr, wenn der Kampf in Algier gegen die Araberhorden nicht wäre, nächſtens an Stoff gebräche. Von Zeit zu Zeit gibt es jedoch noch öffentliche akademiſche Sizungen, merkwürdige Todesfälle und andere Begebenheiten, welche das Publikum wieder ein wenig anregen. Die öffentliche Sizung der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, welche vorigen Sonnabend ſtattfand, gehörte zu dieſer Gattung. Man hatte ſich Anfangs, als Guizot dieſe von Napoleon unterdrückte Akademie wieder herſtellen ließ, nicht viel von ihrer künftigen Wirkſamkeit verſprochen, und gefürchtet, ſie möchte ſich, wie andere gelehrte Vereine, mit leeren Spekulationen und Theorien ohne Einfluß auf das Leben und die geſellſchaftlichen Einrichtungen abgeben, alſo für den Staat ſo gut als nicht vorhanden ſeyn. Daß aber das Gegentheil erfolgt iſt, beweiſen ihre Preisaufgaben, welche großentheils praktiſcher Natur ſind. Auch beſteht die Akademie großentheils aus Männern, welche als Beamte, Deputirte oder in einer andern Eigenſchaft Gelegenheit gehabt haben, die Bedürfniſſe der Geſellſchaft, ſowie den Mechanismus und die Wirkungen der Staatseinrichtungen genau kennen zu lernen. Man ſieht aus der Menge der Preisbewerber, daß gerade die Aufgaben, welche ſich auf's praktiſche Leben beziehen, die meiſte Theilnahme erregen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 28. Juli 1840.

In animis pulcherrimae imagines, et mansurae.

Tacitus.

Friedrichs des Groſsen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

II.

Die Grundſteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen darf man nicht als ein vereinzeltes Factum betrachten. Sie war der Schlußſtein, das lezte Siegel, welches Friedrich Wilhelm auf die Urkunden ſeines Lebens drückte. Sie hängt aber auch mit unſerer hiſtoriſchen Vergangenheit zuſammen, ſie verweist uns auf unſere Zukunft.

Iſt die ſpäte Gerechtigkeit, Friedrichs Andenken erwieſen, ein Symbol dafür, daß Preußen ſeine großen Männer einem langen Todtengericht unterwirft, ehe ſie dieſelben der Ehre der Heroen, der irdiſchen Unſterblichkeit für würdig erklärt? — Wenigſtens iſt ſie es dafür, daß wir nicht leichtſinnig die Thaten von geſtern durch Bürgerkronen und eherne Säulen belohnen, die man, zur beſſern Beſinnung gekommen, nachher wieder gezwungen iſt, abzureißen. Unſere Straßen und Märkte ſind nicht voll Bildſäulen von Helden, Staatsmännern und Weiſen; es iſt in Berlin noch ſehr viel Platz für Statuen, ohne daß man Hallen und Walhallen für Preußens große Männer zu bauen nöthig hätte. Aber desgleichen, wenn wir ſie ehren wollten, hätten wir nicht nöthig, nach vergeſſenen Größen in den Chroniken und Geſchichtsbüchern zu blattern. Noch iſt, anders wie mit manchen Orden, die Errichtung eines öffentlichen Standbildes eine wirkliche Auszeichnung, eine außerordentliche Auszeichnung. Wo, wie in der franzöſiſchen Akademie jedes neu eintretende Mitglied gehalten iſt, wie ſauer es ihm auch werde, ſeinem Vorgänger, der ihm Platz gemacht, eine Lobrede zu halten, auch jeder neue König dem vorigen, der ihm den Thron geräumt, ein ehernes Denkmal ſetzen muß, hat die Sache eine ganz andere Bedeutung. Müſſen alle todten Könige in Erz gegoſſen werden und aufgeſtellt auf die Märkte und an die Straßenecken, wie es zum Beiſpiel in Schweden den Anſchein hat, ſo iſt dagegen nichts zu ſagen. Es iſt vielleicht in einer Beziehung ſogar gut. Ein Fürſt, der da weiß, daß ſein Gedächtniß für alle Zeit und tagtäglich einem Jeden durch ſein ehernes Bild zurückgerufen wird, findet in dem Gedanken wohl eine Mahnung, daß er ſeine Handlungen zügle und ſo regiere, daß die Nachwelt ſein Bild ohne Schaudern und ohne Achſelzucken betrachten kann. Dennoch erſcheint es mir würdiger, daß die Nachwelt nur der wirklichen Größe und dem wahren Verdienſte Säulen errichtet. Und ſo war es bei uns.

Nur einmal ſchien ein anderer Weg eingeſchlagen. Die Geſchichte hat darüber ein wunderbares Gericht

Digitized by Google

gehalten, und es iſt wohl werth, daß wir uns daran erinnern. Friedrich III., nachmals Preußens erſter König, ſezte ſeinem Vater, dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, die impoſante Reiterſtatue auf der langen Brücke; ein Werk der Pietät und der Gerechtigkeit. Sie iſt als ein Meiſterſtück der Schlüterſchen Bildnerkunſt anerkannt und von dem damaligen Stiglmayer in der Gießerkunſt, von Jacoby, in Erz gegoſſen. Sie iſt troß des römiſchen Kriegerkleides unſeres durchaus deutſchen Fürſten, ein ſchönes, würdiges Nationaldenkmal, wobei unſer Gefühl nur die vier gefetteten Sklaven zu ſeinen Füßen wegwünſcht. Unſer Wiß hilft ſich indeß mit ſcharfſinnigen Auslegungen, etwas zu erklären, was ein nicht wegzuleugnender hiſtoriſcher Ausdruck der vorherrſchenden Staatsphiloſophie war. Die Stände waren unterdrückt, Ludwigs XIV. l'état c'est moi machte ſeine nothwendige Runde durch alle monarchiſchen Puiſſancen, und die unterthänige Kunſt ſtellte die Unterthanen als gefeſſelte Sklaven vor. So matt war die Zeit, ſo der Geiſt dem Volksleben entfremdet, daß wir nirgends einen Widerſpruch finden.

Friedrich, der erſte König, nachdem er dem Vater dieſes Denkmal geſezt, glaubte ſich aber auch berufen, ſich ſelbſt eines zu errichten. Für die Anſichten jener Zeit liegt darin nichts Ungewöhnliches. Wie er mit eigener Hand die Krone auf ſein Haupt gedrückt, glaubte er dem befeſtigten und durch ihn erhobenen monarchiſchen Prinzip auch dieſe eherne Säule ſetzen zu dürfen. So wäre, durch die conſumirte Thatſache, Preußen das geworden, was es Gott ſey Dank nicht iſt, ein legitimer Staat wie andere, Diadem und Nimbus forterbend mit der orientaliſchen Majeſtas. Die Vorſehung fügte es anders. Unſere Könige wurden nicht aus einem ebenmäßigen Guſſe. Auf Friedrich, der dies träumte, folgte ein Friedrich Wilhelm, auf Friedrich Wilhelm der große Friedrich. Der Gott, der über Preußen wacht, behütete die jüngſte Schöpfung eines germaniſchen Königsſtaats vor zu früher Verknöcherung und förderte, ſo verſchiedenartige Geiſter in's Leben und auf den Thron rufend, den großen Entwicklungsprozeß, der, ſo hoffen wir, noch lange nicht geſchloſſen iſt. Es bedurfte ſolcher verſchiedenartigen Eigenthümlichkeiten wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., die jeder die Schöpfung ihres Vordermanns umſtießen, um einen neuen, ſelbſtſtändigen, geiſtig größeren Bau aufzuführen, damit der Blutumlauf des jungen Staates ſich friſch erhalte und nicht verderblich zu früh das conſervative Element darin vorherrſche. Sich Statuen zu ſetzen, überließen ſie der Nachwelt.

Aber die Geſchichte jener Statue, die Friedrich der Erſte ſich und ſeiner Majeſtas zu errichten beſchloß, ſchließt in ſich die Lehre von einer wunderbaren Nemeſis. Ein zufälliger Umſtand — wenn dabei Zufall iſt — verknüpft ſie mit dem Grundſtein zu Friedrich des Großen Denkmal. Von Schlüter modellirt, von Jacoby gegoſſen, war ſie ſchon vor der Erhebung des Kurfürſten zum Könige von Preußen fertig geworden, und ſollte einſtweilen im Hofe des Zeughauſes aufgeſtellt werden; dies unterblieb. Auch nach der Krönung ſcheint man in großer Verlegenheit geweſen zu ſeyn, wo man ſie hinſtellen ſolle. Im Jahr 1706 ſollte ein Invalidenhaus vor dem Königsthore erbaut werden, und man beſtimmte der neuen Königsſtatue ihren Platz auf dem Giebel deſſelben! Glücklicherweiſe unterblieb der Bau des Hauſes ſelbſt, und damit dieſe unnatürliche Erhebung. Der nun begünſtigte Baumeiſter, welcher Schlütern verdrängt, ergriff die Gelegenheit, den König zu überreden, daß er durch ihn das Königsthor neu bauen laſſe; auf daſſelbe wollte er dann die Bildſäule ſetzen. Friedrich genehmigte den Plan, ſtarb aber vor der Ausführung. Friedrich Wilhelm I. hielt es nun für Sohnespflicht, dieſe einmal fertige Statue auf einem geeigneten Platz aufzuſtellen. Der Staatsminiſter Freiherr v. Prinz, mit der Beſorgung beauftragt, glaubte aber die Sache zuvörderſt zweien Sachverſtändigen zur Begutachtung vorlegen zu müſſen. Dieſe waren der Hofrath und geheime Archivar Chuno und der berühmte Wachter, welcher unter Friedrich des Erſten Regierung eine Art Monopol über die Inſchriften auf Ehrenpforten, Leichengerüſten und andern öffentlichen Denkmalen hatte. Beider gelehrter Männer Begutachtungen, die ebenſo von ſubtilem Scharfſinn als barroker Gelehrſamkeit ſtrotzen, ſind noch im königlichen Archiv vorhanden, merkwürdige Belege, womit der Geiſt einer Zeit ſich beſchäftigen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Der Brand von Sallanches.

(Fortſetzung.)

So rechnet man bei hundert Brandopfer, eine entſetzliche Hekatombe! Viel zahlreicher waren die Verwundeten, von denen manche ſchon am nächſten Tage ſtarben, faſt hülflos, denn ein Arzt von Sallanches war ſelbſt ſchwer verwundet und der andere hatte zwei Kinder und, wie Jener, alle ſeine Habe verloren. Gegen fünf Uhr hatte das Feuer begonnen, um ſechs Uhr waren alle Gebäude und Wohnungen niedergebrannt und vieles Leben unter ihnen begraben. Das Holokauſt war vollbracht und eine dicke, ſtinkende Rauchmaſſe lag wie ein Alp über dem großen Grab. Auf ihm war es menſchenſtill,

Digitized by Google

nur das Element ſauſte, ziſchte und fraß noch an den eingeſtürzten Häuſern, und hie und da hörte man noch eine Mauer zuſammenſtürzen. Lebendes zeigte ſich da nirgends mehr, denn Alle, die zeitig hatten entrinnen können, waren vor der Glut und dem herumfliegenden Feuer weit weggeflohen. — Noch ſchrecklicher war die Heimkehr der vielen Unglücklichen, die nach der Meſſe in die Umgegend gegangen waren, zwei, drei Stunden weit. Vom fröhlichen Imbiß ſchreckte ſie dort das Gerücht auf, gegen Sallanches hin zeige ſich ein entſetzlicher Rauch. Alles eilte auf die nächſten Anhöhen, und da ward ihnen die gräßliche Beſtätigung. Man lief Sallanches zu, aber die Weiber ſanken jammernd alle Augenblicke zuſammen; ſie wußten ihre Kinder faſt allein in der brennenden Stadt. Endlich kamen ſie da an, wo um Mittag noch Sallanches geſtanden hatte. Ungeheure Glut, erſtickende Rauchwirbel — kein Gedanke, auch nur in die Nähe der Stadt zu dringen. Ueberglücklich die, welche ihre Kinder auf den Feldern weinend, hungrig und erſchöpft wieder fanden und von ihnen vernahmen, daß all ihr Habe niedergebrannt und verloren ſey, ſelbſt das Lamm, die Katze und der treue Hund.

Gegen Abend kamen aus den nah und entfernter liegenden Orten, ſelbſt aus den Städtchen Cluſe und Bonneville viele Leute mit Feuerſpritzen und Wagen. Sie wollten retten, wo nichts mehr zu retten war. Hätten ſie doch an das Nöthigſte, an Brod gedacht! Denn nach dem Jammer und der Erſchöpfung kam in der Nacht und den ganzen folgenden Tag noch der Hunger. Alles Brod, alles Mehl, alle Vorräthe waren verbrannt. Zweitauſend fünfhundert Menſchen hatten nichts zu eſſen. Dies war um ſo beängſtigender, da in der ganzen bergigen Umgegend wenig Korn gebaut wird, kaum genug für den eigenen ordentlichen Bedarf. Dieſe Qual, dies fieberhafte Kämpfen mit Jammer, Angſt, Verzweiflung und Hunger vor den rauchenden, immer wieder aufflammenden Trümmern ehemaligen Glücks dauerte faſt zwei Tage.

Von nun an war die Gefahr freilich im Abnehmen, wenn man das abnehmen heißen kann, was allen Andern jammervoll und unerträglich ſcheint. Als an den folgenden Tagen Alles ausgebrannt war und die abnehmende Glut erlaubte, ſich den Trümmern zu nähern, ging man an die Aufräumung des Brandſchutts, um wo möglich noch einige verſchüttete Menſchen zu retten. In der Ferne glänzte blauer Frühlingshimmel, auf den Schneefeldern des Montblancs, der ernſt auf all dieſen Jammer niedergeſehen hatte, lag das ſchönſte ſonnige Gold, über und um Sallanches aber war die Luft ſo dick und trüb, daß die Sonnenſtrahlen nicht durchdringen konnten.

Schon die erſten Nachgrabungen brachten Grauſenhaftes zu Tag. In einem eingeſtürzten Keller wurden fünf Unglückliche gefunden. Man jammerte und klagte und ging zu anderer Arbeit über. Und nachdem ſich das Schauderhafte mehrmals wiederholt hatte, gewöhnte man ſich faſt daran, und nur die Angehörigen jammerten noch, die Andern ſahen abgeſtumpft und ruhig zu. Die vielen Umgekommenen, die ausgegraben wurden, waren erſtickt oder verbrannt. Leztere waren am ſchrecklichſten anzuſehen, denn das Feuer hatte ſie ganz zuſammengezogen; erwachſene Perſonen waren nicht größer als ſechsjährige Kinder. Manchmal wurde nur die Hälfte einer Leiche gefunden, ohne alle Spur von Organiſation, die andere Hälfte war in Rauch und Aſche aufgegangen. Unter den Erſtickten glichen einige den Mumien auf dem großen St. Bernhard und auf ihren Zügen lag convulſiviſches Lachen. Auf dieſe Zerſtörung, dieſen Jammer paßt ganz, was Plinius über die Kataſtrophe von Pompeji, über ſeine Leichen, ſeine Verzweiflung und ſeine Ruinen geſchrieben hat. Alles fand ſich hier wieder: Entſetzen, Verwirrung, Leidenſchaften, Laſter und Tugenden.

Wie die Leichen und Leichenſtücke ausgegraben wurden, legte man ſie auf dem Markt aus; eine ſchreckliche Morgue. Viele hundert Hungrige liefen herum, und ihren Augen konnte man leicht anſehen, was ſie gethan haben würden, wenn ſie ſich nicht vor den Andern geſcheut hätten. Andere wühlten unter der dünn überdeckten Glut nach halbverkohlten Nahrungsmitteln; darüber ſtürzten oft morſche Mauern ein und erſchlugen die Unglücklichen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Juli.

(Fortſetzung.)

Das Buchdruckerfeſt.

Wir wollen die Leſer mit keiner nähern Beſchreibung des Feſtes ermüden, da, von Weitem betrachtet, eine der andern ziemlich gleichſieht, und da eine ſolche noch überdies mit den von Antiſtes Burckhardt und dem Rektor der Univerſität, Profeſſor Hagenbach, im Münſter gehaltenen Feſtreden noch beſonders herauskommen ſoll. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, daß es an wiſſenſchaftlichen, techniſchen und literariſchen Leiſtungen auch bei uns nicht gefehlt hat. Zwei Mitglieder der hiſtoriſchen Geſellſchaft, die Herrn Stockmeyer und Raber, haben in ihren in der Schweighauſerſchen Offizin gedruckten Beiträge zur Basler Buchdruckergeſchichte manches aufgehellt, was auch für die Chronologie und Geſchichte der Typographie im Allgemeinen von Bedeutung ſeyn dürfte, wie dies namentlich die von Profeſſor Wackernagel geſchriebene Vorrede treffend und im Gegenſatze gegen manche noch herrſchenden Irrthümer und Vorurtheile (rückſichtlich der älteſten Schweizer Drucke) heraushebt. Die dem Werke beigefügten Buchdruckerſtöcke der alten

Digitized by Google

Basler Drucker ſind auch in künſtleriſcher und antiquariſcher Hinſicht merkwürdig; ſowie auch die von Bory in Paris geprägte Denkmünze auf Johann Froben hiſteriſchen und künſtleriſchen Werth zugleich hat. Eine bei Saul und Maß gedruckte Liederſammlung enthält deutſche, franzöſiſche, italieniſche, engliſche, lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Feſtgedichte, wozu die Herausgeber der Alpenroſen und der Weihnachtsgabe mit ihren Freunden reichlich beigeſteuert haben. Da jeder am Feſt Theilnehmende die Jubelſchriften geſchenkt erhielt, ſo ſind dieſelben ſchon am Tage der Feier ſelbſt faſt gänzlich vergriffen worden, und doch wäre die Verbreitung derſelben auch über Baſels Mauern heraus, ſowohl des Inhalts als der ſchönen typographiſchen Ausſtattung wegen, wünſchenswerth; man ſpricht von neuen Auflagen. Was die Feſtfeier ſelbſt vielleicht vor manchen in großartigerm Style begangenen auszeichnete, war die echte, weder durch ängſtliche Vorkehr von oben, noch durch zutäppiſche Wühlerei von unten geſtörte Harmonie und die große, manchen mit den einfachen, faſt familienartigen Verhältniſſen unſeres Gemeinweſens Unbekannten faſt unbegreifliche Freimüthigkeit, die ſich in den Liedern und Trinkſprüchen kundgab; daher konnte und durfte auch in dem Toaſt auf die Regierung Folgendes geſagt und daſſelbe ſogleich auf offenem Platze durch die Preſſe vervielfältigt und unter die Menge vertheilt werden: „So lange eine Regierung wie die unſrige das Bewußtſeyn in ſich trägt, treu zu halten an der Verfaſſung, ſo lange können ihr weder anonyme, noch genannte Verfaſſer etwas anhaben; je ſtrenger ſie hält am Buchſtaben und mehr noch am Geiſte des Geſetzes, deſto weniger darf ſie beängſtigen, was ſonſt für Buchſtaben mögen geſezt werden. Je freier ihr Bewußtſeyn iſt von aller Ausübung des Druckes, deſto weniger hat ſie den Druck als Concurrenz zu fürchten. Je mehr ſie bei neuen Auflagen auf das Nothigſte ſich beſchränkt, deſto weniger erſchrickt ſie vor noch ſo großen Auflagen von Büchern und Schriften. Ein einziges Regale hat ſie ſich vorbehalten, und das iſt der Nachdruck; nicht aber der diebiſche Nachdruck, der das Eigenthum Anderer verlezt, ſondern der würdige Nachdruck, den ſie ihren Geſetzen und Verordnungen zu geben weiß, und womit ſie einzig und allein dem unbefugten Drucke, wie dem unbefugten Nachdrucke, zum Schutze der ehrlichen Leute begegnet u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften. Roſſi.

Zwei-und-zwanzig Abhandlungen waren eingelaufen zur Beantwortung der von weiland Baron v. Beaujour aufgegebenen Frage: „Auf welche Weiſe wird der Grundſatz der freien Aſſociation am beſten und praktiſchſten angewendet, um dem Elend abzuhelfen?“ auf deren Beantwortung er einen Preis von 5000 Fr. geſezt hat. Keine hatte der Akademie des Preiſes würdig geſchienen. Indeſſen waren einige Abhandlungen ausgezeichnet worden, und die Akademie hatte unter ſie die von Baron Beaujour ausgeſezte Summe vertheilt. Dem ungeachtet wird die Aufgabe von Neuem geſtellt, und zwar diesmal für's Jahr 1845, wobei der Preis von 5000 Franks unverändert bleibt. Zwei andere von dieſer Akademie geſtellte Preisaufgaben ſind nicht weniger praktiſch; die eine betrifft die Art, wie die Strafgeſetzgebung mit dem beſten Pönitenziarſyſtem in Einklang gebracht werden könne, und die andere fragt, wie im beiderſeitigen Intereſſe der Sklaven und der Pflanzer die Sklaverei in den franzöſiſchen Kolonien am beſten abzuſchaffen wäre. Beide Aufgaben betreffen wichtige Angelegenheiten, mit welchen ſich jezt auch die Regierung beſchäftigt; mithin leiſtet die Akademie dem Staate gute Dienſte, indem ſie außerhalb der geſetzgebenden Kammern und des Miniſteriums das Nachdenken verſtändiger Männer über künftige Geſetze in Anſpruch nimmt, und ſie durch Belohnungen lockt, die Reſultate ihrer Forſchungen mitzutheilen. Die Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften wird ſo eine Ergänzung der Staatseinrichtungen; natürlich kann ſie nur in einem Staate beſtehen, wo alle Erbrterung über öffentliche Angelegenheiten freigegeben iſt. Und ſo iſt es nicht auffallend, daß Frankreich das einzige Land iſt, in welchem ein ſolcher Verein vom Staate unterhalten wird. Andere von beſagter Akademie für die folgenden Jahre geſtellten Preisaufgaben ſind hiſtoriſcher Natur, greifen aber gleichfalls in's Politiſche und Praktiſche ein. Die diesmal von der Akademie gekrönten Preisſchriften betrafen den öffentlichen Volksunterricht, die Wirkungen des deutſchen Handelsvereins, und die Geſchichte der Fortſchritte des Völkerrechts ſeit dem weſtphäliſchen Frieden. Der Preis für die Beantwortung der lezten Aufgabe wurde einem noch ganz jungen Manne, Namens d'Hauterive, zuerkannt, welcher allerdings eine ſolche Frage nicht hätte beantworten können, wenn er ſich nicht in der günſtigſten Lage dazu befände. Dieſer junge Mann iſt nämlich der Sohn eines Beamten des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten, und der Neffe des vormaligen Archivars Grafen d'Hauterive, welcher für einen der gewandteſten Diplomaten Frankreichs galt, den Napoleon und Talleyrand zu Rathe zogen, und deſſen diplomatiſches Leben und Wirken neulich ein anderer Diplomat, Artaud, in einem anziehenden Werke ausführlich beſchrieben hat. Der junge d'Hauterive hat die von der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften geſtellte Aufgabe in vier Bänden gelöst, und dies wurde ihm nur durch die Materialien im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten und im Nachlaß des Grafen d'Hauterive möglich. Leichter oder geſchwinder war die Frage über die Wirkung des Handelsvereins der deutſchen Staaten zu beantworten, da es hier nur darauf ankam, die bekannt gewordenen Reſultate, und beſonders die ſtatiſtiſchen Mauthrechnungen zu ſammeln, zu vergleichen und Folgerungen daraus zu ziehen. Fix, ein Deutſcher, welcher in mehrere Zeitſchriften ſtaatswirthſchaftliche Aufſätze liefert, und auch ſelbſt eine zeitlang eine ſtaatswirthſchaftliche Zeitſchrift hier herausgegeben hat, iſt von der Akademie gekrönt worden. Seine Arbeit wurde vom Vorſtande ſehr gelobt. — Roſſi, welcher bei der öffentlichen Verſammlung den Vorſitz führte, muß ganz betäubt ſeyn von dem ſchnellen Glückswechſel, den er in wenig Jahren erlebt hat. Es ſchien für ihn wenig Hoffnung, je aus dem kleinen Genf wegzukommen; aber zum Glück für ihn war er mit Broglie, Frau von Staels Eidam, und durch dieſen mit Guizot und den andern Doktrinärs bekannt geworden; dieſe beriefen ihn, als ſie das Staatsruder in Händen hatten, nach Frankreich, und ſchufen für ihn einen neuen Lehrſtuhl am Collège de France, und bald darauf einen andern an der Rechtsfakultät, und obgleich Profeſſoren und Schüler ſich wider ihn empörten, drang der doktrinäre Miniſterwille durch. Auch erkannte man in ihm allmählig mehr Gelehrſamkeit und Einſicht, als der Parteigeiſt anfangs hatte zugeben wollen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. Juli 1840.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.

Schiller.

Der Brand von Sallanches.

(Schluß.)

Dieſe Qual, dieſes fieberhafte Kämpfen mit Jammer, Angſt, Verzweiflung und Hunger vor den qualmenden Trümmern dauerte faſt zwei Tage, da kamen endlich Wagen mit Brod von Genf, mit ihnen auch Doktor Mayor, als Wundarzt wie als Menſch gleich trefflich; er hatte mehrere Tage lang von Morgen bis Abend zu thun. Ganze Reihen von Wagen brachten von Genf Geld, Brod, Getreide, Decken, Kleider und Wäſche. Der König von Sardinien dankte ſpäter den Genfern eigens für ihren Edelmuth. Eine ſchöne, verſöhnende Erſcheinung in der Geſchichte, wenn man bedenkt, wie viel, wie lange und wie ungerecht Genf von Savoyen zu leiden hatte, beſonders ein gutes Gegenſtück zur Escaladenacht, wo die Pechkränze zu Genfs Zerſtörung vom Savoyer Herzog ſchon angehängt waren.

Aber nicht bloß Genf hat ſich wohlthätig gezeigt, auch die Städte Savoyens und Piemonts, Lauſanne, Lyon, und ſelbſt Paris. Die benachbarten Orte haben wieder wie ehemals die verarmten und heimathloſen Sallancher beherbergt und die verwaiſten Kinder bei ſich aufgenommen. Selbſt aus dem entfernten Deutſchland ſind vor Kurzem mehrere hundert Franken eingekommen.

Bei dem Aufgraben zeigte ſich eine neue, nicht geringe Gefahr für die wenigen noch außer der Stadt ſtehen gebliebenen Häuſer. Nicht weit von ihnen ſtand ein altes Pulvermagazin, deſſen Dach verbrannt und eingeſtürzt war, großentheils nach Innen auf das Gewölbe, in dem mehrere Centner Pulver verwahrt wurden. Sollte man es wagen, dieſen Vulkan anzurühren und die noch glimmenden Balken wegzuräumen? War das Gewölbe durch den Einſturz des Dachs brüchig und ſchadhaft geworden, ſo konnte leicht bei dem Aufräumen ein Funken hinunterfallen. Räumte man aber nicht auf, ſo war zu fürchten, daß das Gewölbe unter der Laſt der noch glimmenden Balken einſtürze. Niemand wagte ſich in die Nähe.

Aber auch ohne Ironie war das gräßliche Drama nicht geblieben. Mitten in der Stadt, an der Ecke eines Platzes wohnte der Barbier, in deſſen kleinem Haus das Feuer ausgekommen; über der Thür ſtand die gewöhnliche Inſchrift: Ici on rase. Das Haus war niedergebrannt, ein Theil der Vorderwand aber mit der Inſchrift ſtehen geblieben. Dieſe drei kleinen Worte hatten jezt eine ſchwere Bedeutung. Nicht weit davon lehnte an einer halb eingefallenen Gartenwand ein bunter Kiosk aus dürrem Holzwerk, ganz erhalten. Die ringsum wüthenden

Digitized by Google

Flammen, die dicke Mauern niedergeworfen, hatten ihn verſchont, und er war ſtehen geblieben wie einer der drei Männer im Feuerofen.

Die Einwohner haben nicht bloß das Ihrige an Wohnungen, Vieh und Vorräthen verloren, auch die Wiſſenſchaft und Kunſt bedauert einen bedeutenden Verluſt. Der Advokat Chenal, einer der geiſtreichſten und unterrichtetſten Männer Savoyens, hatte ſeit langen Jahren an einem bändereichen Werk gearbeitet, wodurch er eine ſehr fühlbare Lücke auszufüllen bemüht war, an ſeiner hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Darſtellung des Landes, beſonders nach deſſen großen Veränderungen und Fortſchritten in der neuern und neueſten Zeit. Sein Manuſcript war der Vollendung nahe, als es bei dem Brand in Rauch aufging, und mit ihm die vielen reichen hiſtoriſchen Noten und Excerpte des fleißigen Verfaſſers, ſeine anſehnliche Bibliothek und Antikenſammlung, die er erſt vor Kurzem ſelbſt in Italien angelegt hatte.

Durch die reichen Sammlungen, die doch Alles in Allem keine Million betragen, iſt nur ein kleiner Theil des Schadens gedeckt, den die Behörden auf zehn Millionen Franken berechnen. Indeſſen erhebt ſich doch Sallanches wieder, jezt zum dritten Mal, nur nicht auf der alten Stelle, ſondern etwas nördlicher, in klimatiſcher Hinſicht beſſer gelegen und den zerſtörenden Thalſtrömungen der Winde nicht ausgeſezt. Wer dieſen Sommer von Genf nach Chamouni reiſt, ſieht da luſtig die neuen Häuſer am Fuß der Croix de Fer und an der Arve entſtehen und groß werden. Das alte Sallanches aber, auf deſſen Stelle ein Fluch zu ruhen ſcheint, wird verlaſſen und der Erde gleich gemacht. Ici on rase.

Dr. Mr.

Friedrichs des Groſsen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

(Fortſetzung.)

Beide Autoritäten waren darin einig, daß der Statue eine Krone aufgeſezt werden müſſe, weil es für einen König zu ſchlecht laſſen würde, wenn er baarhaupt daſtände. Wachter gab als beſondere Urſache an, weßhalb die Krone nothwendig auf den Kopf, nicht aber auf das Wappen geſezt werden müſſe, weil „die Königskrone ſey aus Sr. Majeſtät Haupte, wie Pallas aus Jupiters Gehirn geſprungen; und darum gehört ſie nicht auf Dero Wappen, ſondern auf Dero Haupt.“ Sie waren aber nicht einig, wie es mit dem Aufſetzen der Krone gehalten werden ſolle. Wachter fürchtete, wenn die Krone auch noch ſo feſt angelöthet würde, könnte ſie doch einmal mit der Zeit abfallen und der Poſterität ein übles Omen geben. Chuno hingegen verſicherte, Jacoby erbiete ſich, die Krone ſo feſt anzugießen, daß ſie mit dem Haupte nur einen Körper machen ſolle; auch wolle er den ehemaligen Churmantel königlich mit Kronen und Adlern beſtreuen, die niemals abfallen würden. Noch weniger waren die Gelehrten darüber einig, wo und wie die Statue geſezt werden ſolle. Wachters von vielen gelehrten Gründen unterſtüzter Vorſchlag überbietet noch an barocker Monſtroſität die früheren Invaliden- und Thorplane: „Weil Schlüter die Statue auf einen Schild geſtellt, und weil die alten Deutſchen ihre Könige auf Schildern getragen, ſo ſolle man zwei koloſſale Bildſäulen von Unterthanen gießen, welche des Königs Bildſäule hoch über ihren Köpfen tragen ſollten.“ — Obgleich es in Friedrich Wilhelms Garde wohl nicht an Modellen zu ſolchen koloſſalen Schildträgern gefehlt hätte, muß der Plan doch auch dem damaligen Kunſtgeſchmack zu abſurd erſchienen ſeyn. Weder er noch ein anderer wurde ausgeführt.

Als aber König Auguſt von Polen 1729 nach Berlin kam, ward die einmal fertige Statue eiligſt auf dem Molkenmarkt aufgeſtellt. Die Sklaven fehlten damals noch; alſo mußte Koch in größter Schnelle vier Subjekte von Gyps formiren, die man fein bronzirte. Die Sache hatte ein Anſehen, ſo lange der König in Berlin war. Aber bald darauf erweichten ſtarke Regengüſſe den Gyps; die Farbe ging ab und die Rinnen des abſchüſſigen Molkenmarktes waren von dem weißen Sklavenblute gefärbt. Damit ſie nicht ganz auseinander gingen, mußte man ſie ſchnell abnehmen und warf ſie in die Spree. Aber auch Friedrichs Statue wurde wieder weggenommen und in's Zeughaus zurückgebracht. Man konnte ſich keinen König ohne Sklaven denken. Um dauerhafte Sklaven zu erhalten, wurde nun dem Erzgießer Meyer der Auftrag, vier dergleichen nach Kochs Modellen zu gießen, die aber ſo ſklaviſch gerathen ſeyn ſollen, daß der Abſtand zwiſchen einem Könige und einem Sklaven nicht ſtärker ſeyn konnte, als zwiſchen Schlüters und Kochs Arbeit.

Endlich im Jahre 1737 war beſchloſſen, Friedrichs Statue in der Neuſtadt, am Anfang der Linden aufzuſtellen, alſo muthmaßlich an derſelben Stelle, wo jezt der Grundſtein für das Denkmal des ſo viel größern Enkels gelegt worden. Ja, ſchon damals ein Erhebungsplan: das eherne Bild ſollte auf eine fünfzig Fuß hohe Säule kommen; vermuthlich aber nur der König ſelbſt; und wenn man nicht vielleicht ſchon zum Beſchluß gekommen, die Sklaven ganz wegzulaſſen, ſollten ſie unten an die Säule gekettet werden. Schon war der Grund gegraben, der Grundſtein gelegt und das marmorne Fußgeſtell fertig, als Friedrich Wilhelm der Erſte ſtarb

Digitized by Google

und die Aufſtellung unterblieb. Friedrichs II. Aufgabe war nicht, das Symbol des Königthums zu erheben, ſondern das Symbol in eine Wahrheit zu verwandeln.

Seltſame Geſchicke einer Königsſaule! Sie ruhte im Zeughauſe, faſt vergeſſen, als ſie 1761 mit vielem Geſchütz und anderm im Zeughauſe befindlichen Waffengeräth vor Feindesgefahr nach Spandau geflüchtet wurde. Nach dem Hubertsburger Frieden, um 1764, nach Berlin zurückgebracht, lag ſie eine Zeitlang, mit dem Kopfe zu unterſt und den Beinen in der Höhe, unter unbrauchbaren Kanonen in einem Winkel. Es hing nur von dem Stückgießer Fuchs ab, ſie einzuſchmelzen. Aber nachdem er die Bedeutung der vergeſſenen Saule erkannt, zeigte er es dem General von Dieskau an, der ſie im Zeughauſe aufſtellen ließ, bis ſie per varios casus, per tot discrimina rerum, zwar nicht in Berlin, aber in Königsberg in Preußen endlich zu einer ihrer Bedeutung angemeſſenen Stelle gedieh.

Die Geſchichte dieſes Königsbildes ſteht vielleicht einzig in der Geſchichte da. Was der Vendomeſaule in Paris begegnete, hangt zu offenkundig mit den Parteikampfen in Frankreich zuſammen, und ihre Schickſale waren natürlich und von den Begebenheiten bedingt. Auch nichts nur Aehnliches bewahren unſere eigenen Erinnerungen. Es war aber Pflicht, an dieſe vergeſſene Geſchichte gerade in dieſem Augenblicke zu erinnern, wo Viele noch meinen, man habe zu ſpat an Friedrichs II. Denkmal gedacht. Beſſer ſpate Ehren als zu frühe, wo die Nachwelt den Wechſel auf Unſterblichkeit nicht acceptirt oder, was noch ſchlimmer, die gezahlte Valute beſtreitet.

Unſere Geſchichte, ſo dürftig ſie auch erſcheine, weist uns große Männer nach, wohl würdig der Ehre, durch Guß und Marmor dem Volk in's Gedächtniß gerufen zu werden. Wir fordern es nicht, denn es gibt Dinge, die uns näher angehen; aber an ſich wäre kaum darin etwas Unpaſſendes, wenn ein Fürſt, mit den Mitteln und der Begeiſterung wie Bayerns König, in Preußens Hauptſtadt dem Gründer der brandenburgiſchen Herrſchaft im Slavenlande, dem Bären Albrecht eine Reiterſtatue aufrichtete. Unter den Ascaniern ſind viele ausgezeichnete Helden und Regenten, wie die Heldenbrüder Johann und Otto und der große Waldemar, die ſolcher Ehre vollkommen würdig wären. Die bayeriſche Herrſchaft in den Marken iſt freilich beſſer mit Stillſchweigen zu übergehen, und unter den Luxemburgern verdiente nur Kaiſer Karl IV., aber dieſer mit vollem Rechte, einen ſolchen ſpäten Dank der Lande, welche ihm ſo viel verdankten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Roſſi. Daunou.

Bald wurde Roſſi Mitglied der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, und zulezt ſogar Pair de France. Es fehlt ihm alſo weiter nichts mehr als die Miniſterſtelle. Und alles dieſes war das Werk weniger Jahre. Ohne die Julirevolution würde es Roſſi ſchwerlich gelungen ſeyn, irgend eine Anſtellung in Frankreich zu bekommen. Auch bezeigt er ſich gegen die ihn mit Ehrenſtellen überhäufenden Miniſter höchſt erkenntlich, und hütet ſich wohl, in der Pairskammer Einwendungen gegen die von ihnen vorgeſchlagenen Maaßregeln zu machen. Sehr unzufrieden war man neulich mit dem von ihm in der Pairskammer erſtatteten Berichte über die von den Miniſtern verlangte Erneuerung des Bankprivilegiums. Die Herren Unternehmer der Banque de France gewinnen über 100 Procent durch ihr Bankmonopol; es wäre daher billig geweſen, dieſen Herren, als ſie um die Erneuerung ihres Privilegiums anhielten, Bedingungen zu ſtellen, welche dem Staate hätten erſprießlich werden können. In den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, wo die Banken ſicher nicht ſo viel eintragen, als die hieſige Bank, zwingt man ſie, Eiſenbahnen anzulegen, oder doch ein Drittel oder die Hälfte der Aktien ſolcher Unternehmungen anzukaufen. Es wäre für Frankreich ſehr nützlich geweſen, wenn man der Banque de France eine ähnliche Bedingung, z. B. die Anlegung der Eiſenbahn von Paris nach der belgiſchen Grenze, auferlegt hätte. Aber in der Deputirtenkammer, wo viele Aktienbeſitzer und Theilnehmer an den Bankgeſchäften ſitzen, wurde ihnen das Privilegium unentgeldlich erneuert. Man hoffte, die Pairskammer werde den Fehler der Deputirten wieder gut machen und die Erneuerung des Privilegiums zum Vortheil des Staates wenden. Roſſi hatte den Bericht der Kommiſſion zu erſtatten. Der Herr Profeſſor machte eine gelehrte Abhandlung über Banken und Bankgeſchäfte daraus, und nach ſeinem gutmüthigen Berichte wurde das Bankprivilegium auch von der Pairskammer ohne irgend eine Bedingung erneuert. Somit iſt die Gelegenheit, eine Eiſenbahn unentgeldlich zu bekommen, für Frankreich verloren gegangen. — Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften hat neulich eines ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder verloren, den Reichsarchivar Daunou, einen Mann, welcher an den Staatsreformen in Frankreich einen wichtigen Antheil genommen, und, was in Frankreich seltener iſt, als politiſches Talent, einen ſo feſten und unerſchütterlichen Charakter hatte, daß nichts im Stande war, ſeine politiſchen Grundſätze zum Wanken zu bringen, und er unter den verſchiedenen Regierungen, die auf einander gefolgt ſind, ſtets ſeine Unabhängigkeit erhalten hat. Er hat viel dazu beigetragen, die Grundſätze, welche der jetzigen Verfaſſung zur Stütze dienen, einzuführen. Er war ein gelehrter und dabei politiſch ſcharfſinniger Mann. Die Verfaſſung des Jahrs III. der Republik war großentheils ſeine Arbeit. Als die Franzoſen Rom erobert hatten, entwarf er die Verfaſſung der neurömiſchen Republik. Während des Kampfes der ehemaligen ſpaniſchen Kolonien in Südamerika wurde er von einigen wegen der einzuführenden Verfaſſungen zu Rathe gezogen. Dieſer Mann blieb immer fern von allen Intriguen, machte keinem Fürſten, keinem Miniſter den Hof, arbeitete

Digitized by Google

vom Morgen bis zum Abend in ſeinem Studierzimmer, und nahm nicht den mindeſten Antheil an den Zerſtreuungen, von denen auch die Gelehrten in Paris ſich gewöhnlich nicht entfernt halten. Im Nationalkonvent hatte er ſich der Verurtheilung Ludwigs XVI. widerſezt; dafür hätten die Bourbonen ihn belohnen ſollen, ſtatt deſſen nahmen ſie ihm ſeine Archivarſtelle; die Julirevolution verſchaffte ſie ihm wieder und erhob ihn zur Pairswürde, ohne daß er einen Schritt darum that. Solche edle Charaktere ſind ſeltene Erſcheinungen hier zu Lande, und vermuthlich überall. D g.

Baſel, Juli.

(Schluß.)

Buchdruckerfeſt. Freimaurerei. Bibelgeſellſchaft. Muſikfeſt.

Das heitere Zuſammenſeyn der Bürger mit den Regierungsgliedern, wo der älteſte der Druckerherrn an der Seite des Bürgermeiſters ſaß, im Uebrigen alle Rangordnung getilgt war, mußte auch den lezten Gedanken an ariſtokratiſches Weſen bei denen verſchwinden machen, die uns um eben dieſer ariſtokratiſchen Tendenzen willen befehdeten. Der von ſeiner Stelle zurückgetretene ehemalige Bundespräſident und Bürgermeiſter von Zürich, Herr Heß, der als Gaſt anweſend war, ſprach mit Wärme die Ueberzeugung aus, daß gerade in den Städten der echte Republikanismus ſeinen Siz habe. Und ſo konnten auch alle Anweſenden in Wackernagels Trinkſpruch einſtimmen:

„Ja ſing', und kling', erlauchte Stadt!
Lobpreiſe den, der alſo hat
Vor vielen Städten dich geehrt,
Und doppelt ſiegreich dich bewährt!
Die Bürgerkron' auf deinem Haupt,
Wie herrlich prangt ſie heut umlaubt
Mit Lorbeer und mit Blumenduft!“ u. ſ. w.

Nichts von Transparentbildern und Fackelzügen, da all dies anderwärts ſplendider war, hier aber gleichwohl viel Freude machte. Nur eins iſt noch, als für den Geiſt und Sinn der Basler Bürgerſchaft charakteriſtiſch zu erwähnen, daß man, ſtatt die Feſtfreude in Raketen verpuffen zu laſſen, lieber etwas Soli es und Wohlthätiges ſtiftete, einen Fonds zur Unterſtüzung der Wittwen und Waiſen von Buchdruckern, wozu der erſte Grund durch eine Collekte gelegt wurde, und der ſich durch den Verkauf der Feſtreden und Feſtbeſchreibung, ſowie durch andere noch zu erwartende Geſchenke vermehren und in ſpäteren Jahren (wohl noch vor dem nächſten Jubelfeſte 1940) zinsbar gemacht werden ſoll.

Unmittelbar an dieſe Feier ſchloß ſich (freilich nur den Eingeweihten zugänglich) der Congreß ſämmtlicher ſchweizeriſcher Logen an, deſſen Zweck, wie man vernimmt, eine durchgreifende Umgeſtaltung, namentlich eine größere Centraliſation der geſammten Maurerei ſeyn ſoll. Den lezten Juni und die erſten Tage des Juli aber wurden die chriſtlich populären jährlich wiederkehrenden Feſte der Bibel- und Miſſionsgeſellſchaft und des Wohlthätigkeitsvereins von Benggen ſo begangen, daß, wenn ſonſt über die pietiſtiſche Einſeitigkeit der Basler eben ſo vorlaut und unglücklich, als über den Ariſtokratismus deſſelben gefabelt wird, vielmehr die rege Theilnahme, welche auch dieſe Feſte an ihrem Orte fanden, ohne dadurch der Theilnahme an den übrigen verſchiedenartigen Feſtgenüſſen Abbruch zu thun, das ſchönſte Zeugniß für die bei uns herrſchende Vielſeitigkeit ablegte, da keine Tendenz die andere ausſchloß, die wiſſenſchaftliche nicht die religiöſe, und dieſe wieder nicht die bürgerlich-geſellige oder die künſtleriſche. Die Anweſenheit von Pinkerton und dem Legationsrath Bunſen gab diesmal dieſen chriſtlichen Meetings ein beſonderes Intereſſe. — Den Schluß ſämmtlicher Feſtfreuden bildete die Verſammlung des ſchweizeriſchen Muſikvereins, die ſeit zwanzig Jahren zum erſten Male wieder in Baſel ſtattfand und zahlreich beſucht wurde. Das Oratorium Samſon von Händel und der 42ſte Pſalm von Mendelsſohn Bartholdy bildeten nebſt der Beethovenſchen Symphonie aus D-dur das Thema der erſten, und ein mit ausgeſuchten Vokal- und Inſtrumentalſtücken faſt nur zu reichlich bedachtes Künſtlerconcert das der zweiten öffentlichen Aufführung, welche beide in der feſtlich geſchmückten, vermittelſt großer Tribünen in ein muſikaliſches Amphitheater umgewandelten Münſterkirche ſtattfanden. Der Sängerchor, deſſen Kern der wohleingeübte Baſelſche Geſangverein unter der vorzüglichen Leitung des Herrn Ferdinand Laur bildete, und der nunmehr durch den zahlreichen Beitritt der eidgenöſſiſchen Sänger und Sängerinnen ſich zu einem Perſonal von 400 erweiterte, wirkte ſchon impoſant auf das Auge des Zuſchauers, geſchweige der alle Erwartungen, ja, wie man verſichert, alle frühern Leiſtungen ähnlicher Art übertreffende Wirkung dieſer Tonmaſſe auf Ohr und Geiſt und Herz der Hörer. Als Perle leuchtete aus dem Kranze der Sängerinnen Mad. Stockhauſen hervor, neben deren bei aller Gehöre doch immer milden und beſcheidenen Glanze auch manches einheimiſche und vaterländiſche Talent ſich auszuzeichnen berechtigt und ermuthigt ward. Auch das Orcheſter war von anerkannten Virtuoſen vom Fache, wie von kunſtfertigen Dilettanten, vorzüglich aus Baſel, Zürich, Winterthur, Lenzburg, deren mehrere in dem zweiten Concerte ihre Fertigkeit noch beſonders entwickeln konnten, beſezt. Indem wir es Andern überlaſſen müſſen, die Leiſtungen im Einzelnen zu würdigen, thut es uns wohl, neben dem muſikaliſchen Genuſſe auch den vaterländiſchen Geſichtspunkt herauszuheben, unter den wir Schweizer ſolche Feſte von jeher zu bringen gewohnt waren. Das Zuſammenwirken aller, der größern wie der geringern Kräfte auf einen harmoniſchen Zweck hin findet ſeine nächſte politiſch-moraliſche Nuzanwendung in ſich ſelbſt. Kommt aber dazu noch der freundliche, von dem Geſammtjubel der Bevölkerung lebhaft unterſtüzte Empfang einer alten, leider oft verkannten Bundesſtadt, die ſichtbare Annäherung der Gemüther, der herzliche Austauſch ſo mancher lang verhaltenen Gefühle, wozu die gaſtfreundlichen Veranſtaltungen von Banketen, Bällen, Dampfſchifffahrten, Illuminationen, Ständchen u. ſ. w., an denen es nicht fehlte, nur den ſinnlichen Hintergrund bilden, während der Geiſt der einenden und Alles verſöhnenden Liebe dabei ſein unſichtbares, aber gewiß nicht unfruchtbares Werk hat, ſo darf man ſich wohl Glück wünſchen, daß bei all den theilweiſe erneuerten Anſtrengungen der zerſtörenden Gewalt in unſerem Vaterlande, doch auch das Edlere und Beſſere unter uns noch immer ſeine Pflege und ſeinen Boden findet. Hat Baſel in dieſen Tagen durch die genannten Feſte auch ſein Scherflein dazu beigetragen, ſo möge ihm die Anerkennung nicht fehlen, deren es ſich im Auslande nur ſelten zu rühmen hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 20.

Mittwoch, 29. Juli 1840.

[254] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente
zu Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von
Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung: Nachleſe und Variantenſammlung.
Zweiter Band:
Dichtungen der zweiten Periode, von Don Carlos bis zu ſeiner Rückkehr zur Poeſie.

Taſchenformat. Velinpapier. Preis 45 kr. oder 12 Gr.

„Die verſchiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngſten Zeit erſchienen ſind, und das ungemeine „Intereſſe, welches Deutſchland für Alles an den Tag legt, was Schillers geiſtiges Wirken und ſeine Perſon betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeſchiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'ſchen „Werke **Supplemente** zu denſelben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig ſeyn und ſo viel als möglich in „ſeinem eignen Geiſte veranſtaltet werden ſollen."

Durch vorſtehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernſt von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'ſchen Familie das Werk an, deſſen zweiter Band ſo eben erſchienen.

Dieſe Sammlung enthält in ihrer erſten Abtheilung nicht nur Gedichte, Aufſätze und Varianten, die den bisher erſchienenen Nachträgen fehlen, ſondern ſie zeichnet ſich auch durch ihre Anordnung und durch die ſtrenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologiſches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum beſſeren Verſtändniß der Werke ſelbſt dienen, theils wird es für den Leſer ein Leitfaden ſeyn, durch welchen er den Zuſammenhang der einzelnen Beſtandtheile dieſer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht erſehen und ihre Stelle ſchnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[231] Bei Gerhard in Danzig erſcheint demnächſt:

Friedrich Wilhelm III.,
ſein Leben, ſein Wirken und ſeine Zeit.
Ein Erinnerungsbuch für das preußiſche Volk,

von **J. C. Kretzſchmer**, Regierungs-Rath, Ritter des eiſ. Kreuzes 2c. 2c.

Zwölf Lieferungen in gr. 12.

Mit 48 Portraits

der Königl. Familie und hoher Staatsbeamten aus der Regierungs-Periode des hochſeligen Königs.

Selten ward ein Monarch geliebt und verehrt wie **Friedrich Wilhelm der Dritte**, und nie war der Schmerz über den Hintritt eines theuern Entſchlafenen gerechter, wie über ihn, in dem ſein Volk ſeinen geliebten und theuern Vater, ſeinen Wohlthäter beweint; daher wird ein Werk willkommen ſeyn, welches das ſegenreiche Leben und Wirken des hohen Verewigten, ſchmucklos und wahr, wie Er ſelber war, beſchreibt. Damit die Anſchaffung Jedem, auch dem Unbemitteltſten möglich werde, iſt der Preis auf **5 Sgr. pro Lieferung** geſtellt worden. Monatlich erſcheint ein Heft; das erſte am 15. Juli. — Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an, und geben auf jede 6 Exemplare ein Frei-Exemplar.

Google

[263] In der Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig ſind eben erſchienen:

Papſt und Kaiſer.

Hiſtoriſcher Roman frei nach Dinocourt bearbeitet von G. H. F. de Caſtres de Terſac. 2 Thle. 8. geh. 1⅚ Thlr.

Die dramatiſche Poeſie der Deutſchen.

Verſuch einer Entwicklung derſelben von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. Von Joſ. Kehrein. 2 Bde. gr. 8. Velinpapier. geh. 2¼ Thlr.

An 1200 Dichter werden darin beſprochen mit Angabe ihrer wichtigſten Lebensverhältniſſe.

Knowles', James Sheridan,

Luſtſpiele (Liebesjagd, und der Bettler) überſetzt von Dr. E. Suſemihl. — A. u. d. Titel: Bibliothek engliſcher Luſtſpieldichter. 3s Bdchen. 8. geh. 1840. ⅔ Thlr.

Reiſen

für die Jugend und ihre Freunde von *r. Erſter Theil: Die fröhliche Reiſe nach Thüringen. Mit 2 Anſichten. 8. cart. 1 Thlr.

[219] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Neun und achtzigſter Band. 1840.

Januar. Februar. März.

Inhalt:

I. 1) Narrative of a journey to the site of Babylon in 1811, now first published, by the late *Claudius James Rich;* edited by his Widow. London 1839.

2) Winter journey trough Russia, the Caucasian alps, and Georgia; thence across mount Zagros, by the pass of Xenophon and the then thousand Greeks, into Koordistaun, by capitain *R. Mignan.* London. 1839.

II. Tesoro del *Teatro Español,* desde su origen hasta nuestros dias, arreglado por *Don Eugenio de Ochoa.* Tomo *cuarto y quinto.* Paris 1838. (Schluß).

III. 1) A dissertation on the nature and character of the chinese system of writing, in a letter to John Vaughan, Esq., by *Peter S. de Ponceau.* Philadelphia. 1838.

2) Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord; ouvrage qui, à la séance publique annuelle de l'institut royal de France le 2 Mai 1835, a remporté le prix fondé par M. le comte de Volney, par *M. P. Et. du Ponceau.* Paris. 1838.

IV. Spicilegium Vaticanum, Beiträge zur näheren Kenntniß der vatikaniſchen Bibliothek, für deutſche Poeſie des Mittelalters. Von Carl Greith. Frauenfeld. 1838.

V. 1) Observations on the oriental plague and on quarantines as a mean, of arresting its progress addressed to the british association of science assembled at Newcastle in August 1838, by *John Bowring.* Edinburgh 1838.

2) Darbringung der Billigen und Gebildeten in den Streitfragen über die Behutſamkeit gegen die Peſt, arabiſch, und:

3) Ueberſetzung der Darbringung der Gebildeten, türkiſch. Beide in Einem Octavbande von 139 Seiten, gedruckt zu Konſtantinopel im halben Dſchemaſiulewwel 1254, d. i. Anfangs Auguſt 1838.

VI. Italieniſche Skizzen, von Carl Czoernig. Mailand. 1838. (Schluß).

VII. China opened; or, a display of the Topography, History, Customs, Manners, Arts, Manufactures, Commerce, Literature, Religion, Jurisprudence etc., of the Chinese Empire. By the Rev. *Charles Gutzlaff. London.* 1838.

VIII. Gedichte Ludwig's des Erſten, Königs von Bayern. Drei Theile. Dritte Auflage. München. 1839.

IX. Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und ſein Freund, Karl XII., König von Schweden. Ein biographiſch-hiſtoriſcher Verſuch von Sigmund Schott. Stuttgart.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. 89:

Die Münzen der Mamlukken-Sultane in Aegypten im k. k. Münzkabinete. Erläutert von Albrecht Krafft. (Mit einer lithographirten Tafel.)

Ueber die Abkunft und Wanderung der Longobarden. Von Dr. Franz Johann Richter.

Ueber Schnorr von Karolsfeld's neueſtes Werk: „Die Speiſung der Fünftauſend.“

[239] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Juniheft 1840.

Inhalt: Napiers Verbeſſerungen an den eiſernen Dampfbooten. Mit Abbild. — Shuttleworths verbeſſerte Methode, aus der geradlinigen Bewegung der Kolbenſtange einer Dampfmaſchine oder einer andern Maſchine eine rotirende Bewegung abzuleiten. Mit Abbild. — Naſmyths Verbeſſerungen an den Zapfenlagern oder Anwellen der Locomotiven und anderer Dampfmaſchinen, welche ſich auch auf die Anwellen der Maſchinen im Allgemeinen anwenden laſſen. Mit Abbild. — Faulkners Verbeſſerungen an den Pumpen und Ventilen, welche auch an den Feuerſpritzen und an andern derlei Apparaten anwendbar ſind. Mit Abbild. — Rabb, Verbeſſerungen im Baue der Brücken, Viaducte, Dachſtühle und dergleichen. Mit Abbild. — Williams Verbeſſerungen an den Keſſeln und Oefen der Dampfmaſchinen, Locomotiven ꝛc., wodurch an Brennmaterial erſpart werden ſoll. Mit Abbild. — Browns Verbeſſerungen an den Kochapparaten. Mit Abbild. — Groß, Apparat zur Anwendung heißer Luft in Verbindung mit Waſſerdämpfen bei Schmiedefeuern. Mit Abbild. — Horsfields Verbeſſerungen an den Mahlmühlen. Mit Abbild. — Overtons Verbeſſerungen an den Apparaten zur Fabrication von Schiffszwieback. Mit Abbild. — Griffiths verbeſſerte Methode, Stahl, Kupfer und andere Platten abzudrucken. — Gentele, die Fabrikation des blauſauren Kali's. — Münzing, über die Anwendung des Manganvitriols als Mittel gegen den Trockenmoder des Holzes. — Bouchers Verfahren Rohzucker aus den Runkelrüben zu gewinnen und ihn in raffinirten Zucker zu verwandeln, ohne daß er aus den Formen genommen wird. — de Lirac, über das Trocknen der Runkelrüben und das wohlfeilſte Verfahren den Zucker aus denſelben zu gewinnen. — Biot, über die Ausmittelung des

Zuckergehalts der in den Zuckerraffinerien und Runkelrübenzucker-Fabriken vorkommenden Syrupe und Flüſſigkeiten vermittelſt der optiſchen Eigenſchaften des Zuckers. — Jenneck, Beiträge zum chemiſchen Theil der Bleichkunſt. Mit Abbild. — Vorſchrift zur Bereitung einer Seife, womit man die Wollentuche und andere Zeuge waſſerdicht machen kann, ſo daß ſie die Luft deſſen ungeachtet noch durchlaſſen. — Miscellen. Ueber den Betrieb von Dampfmaſchinen durch das bei der Kokkalfabrikation entwickelte Gas. — Ein neuer Funkenaufhälter für Locomotiven. — Betriebskoſten einiger engliſchen Eiſenbahnen. — Jouffroy's Ruder für Dampfſchiffe. — Poole's Verbeſſerungen an den Büchſen der Wagenräder. — Greens neuere auf die Luftſchifffahrt bezügliche Verſuche. — Regnaults Verbeſſerungen an den Telegraphen. — Herſchels Verbeſſerungen an der Argand'ſchen Lampe. — Ueber die Beſtandtheile des Zuckerrohrſaftes. — Ueber das Fixiren des Blauholz- und Catechupigments mittelſt doppeltchromſauren Kali's. — Ueber einige wenig bekannte oſtindiſche Farbſtoffe. — Banafons, über das Trocknen der Runkelrüben mittelſt des Froſts. — Bertelli's gefärbte Cocons. — Vauquellins Verbeſſerungen in der Gerberei. — Monnots Steindruck mit Farben.

Zweites Juniheft.

Inhalt: Verſuche über die Verdampfung, welche in den Keſſeln der Locomotiven durch die Heizſtelle und die Röhren bewirkt wird. Von Hrn. de Pambour. — Deſſen weitere Notizen über die Wirkung der Gefälle oder Rampen an den Eiſenbahnen. Nowions Verbeſſerungen an den Maſchinen zum Ausgraben von Canälen, zum Abebnen des Bodens für Eiſenbahnen und zu andern derlei Erdarbeiten. Mit Abbild. — Whitacker, Verbeſſerungen an den Methoden und Apparaten zur Verbindung oder Stückelung der Treibriemen der Maſchinen. Mit Abbild. — Ceethams Verbeſſerungen an den Maſchinen, welche zur Zurichtung der Baumwolle und anderer Faſerſtoffe zum Spinnen dienen. Mit Abbild. — Watſon, Beſchreibung einer Maſchine zum Brechen des neuſeeländiſchen Flachſes. Mit Abbild. — Hodgſons verbeſſerte Formen für das Bau- und Straßenbau-Material und Verbeſſerungen in der Verbindung deſſelben. Mit Abbild. — Williams Verbeſſerungen in der Reinigung des Terpentins, des Harzes, des Peches, des Theeres und anderer bituminöſer Subſtanzen. — Robinſons Verfahren, beim Färben wollener, baumwollener, ſeidener und anderer Zeuge verſchiedene Muſter zu erzeugen. Mit Abbild. — Jennecks Beiträge zum chemiſchen Theil der Bleichkunſt. Mit Abbild. — Weeke's Beſchreibung eines vollkommen ſichern Knallgasgebläſes. Mit Abbild. — Ueber die Fixirung mikroſkopiſcher Lichtbilder mittelſt des Knallgas-Mikroſkops. — Davidſon, über die Entfärbung des Palmöls. — Miscellen. Humphrys' Dampfmaſchine. — Große eiſerne Dampfboote für den Verkehr zwiſchen England und Amerika. — Verbeſſerte Methode die Räder der Dampfboote auszuheben und zu befeſtigen. — Die Maſchinen des Dampfſchiffes Preſident. — Ueber die Geſchwindigkeiten der Locomotiven auf der Great-Weſtern- und der Grand-Junction-Eiſenbahn. — Verſuche mit der ſogenannten pneumatiſchen Eiſenbahn. — Dampfpflüge für Zuckerplantagen in Weſtindien. — Davidſon und Parks' Schermaſchine für Caſhemirs und feine Tücher. — Ueber die Fabrication von Bändern in St. Etienne. — Pritchard's Methode Ziegel zu fabriciren. — Verbeſſerungen an der Sicherheitslampe des Hrn. Baron Du Meſnil. — Neuere Verſuche über die Entzündung des Schießpulvers. — Vorzüglicher Buchbinderlack. — Notizen für Seidenraupenzüchter.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 gGr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[236] So eben iſt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Spion.

Hiſtoriſcher Roman

von

F. Th. Wangenheim.

Inhalt: 1. Band: „Die Schlacht bei Jena."
2. „ „Die Schlacht bei Wagram."
3. „ „Die Schlacht bei Leipzig."
4. „ „Paris und St. Helena."

Der rühmlichſt bekannte Verfaſſer hat in ſeiner ihm eigenthümlichen lebendigen Darſtellungsweiſe ein Werk gegeben, welches zu der bevorſtehenden Jubelfeier in Preußen ſich würdig den Pracht- und Geſchichtswerken über Friedrich den Großen anſchließt, und mit dem Beweis über deutſche Volkskraft und Fürſtenwürde den Manen des Einzigen ein reines Opfer bringt.

Adolph der Kühne,

Raugraf von Daſſel.

Dramatiſirt vom Verfaſſer des deutſchen Alcibiades.

Zweite durchgeſehene Originalauflage.

Drei Theile; mit einem Titelkupfer und einer Muſikbeilage zum erſten Theil.

Die fortdauernde Nachfrage nach dieſem vielgeleſenen höchſt anziehenden dramatiſirten Roman, hat den jetzigen Verleger beſtimmt, ihn neu aufzulegen und die neue Auflage, um der Eigenthümlichkeit des Ganzen etwas nicht zu nehmen, ganz getreu nach der vom Verfaſſer kurz vor ſeinem Tode vorgenommenen Reviſion zu veranſtalten. Auch jetzt wird hoffentlich das Buch noch viele Freunde und Leſer finden.

Leipzig, Mai 1840.

C. P. Melzer.

---

[255] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Edelſchaf

in allen ſeinen Beziehungen.

Von

J. G. Elsner.

Als Schlußſtein deſſen, was der Verfaſſer bereits über veredelte Schafzucht geſchrieben.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. **Das Edelſchaf.** II. **Die Wolle.** A. Ihr Weſen und ihre Beſchaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und ſchlaffe. 4) Gekräuſelte und ſchlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze

Digitized by Google

und lange Wolle. 9) Stumpfe und ſpitzgeſtapelte. 10) Geſunde und kranke. 11) Weiße und ſchwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgeſtaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäſche. 1) Blanke und weiße Wäſche. 2) Nicht zu ſtarke und nicht zu ſchwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. **III. Die Erzeugung der edlen Wolle.** A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. **IV. Züchtung edler Schafe.** A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Claſſification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. **V. Erhaltung des Edelſchafs auf ſeinem Standpunkte.** A. Conſequenz. B. Conſolidirung. C. Conſtanz. **VI. Die Ueberſiedlung des Edelſchafs.** A. Von den Vorſichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen ſind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhafteſten das Edelſte. 2) Man hüte ſich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverläſſige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Ueberſiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Ueberſiedelung des Edelſchafs in ſeiner Wolle hervorbringt. C. Geſchichtlicher Gang der Ueberſiedelung des Edelſchafs. **VII. Von der Degeneration des Edelſchafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumſeligkeit oder angewandte unrichtige Grundſätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man ſich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. **VIII. Einfluß des Edelſchafes auf Agricultur und Bevölkerung.** A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[251] So eben wird von uns ausgegeben und iſt in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben:

Ulm's Kunſtleben
im
Mittelalter.

Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte von Schwaben.
Beſchrieben und erläutert
von
Carl Grüneiſen und Eduard Mauch.
Mit 5 Stahlſtichen und 3 Steindrücken.
gr. 8. cart. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 24 kr.
Prachtausgabe 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl.

Franz Kugler äußerte gegen den erſtgenannten Herrn Verfaſſer: „Bevor wir uns vermeſſen, lieber Freund, eine deutſche Kunſtgeſchichte zu ſchreiben, dürften noch viele provinzielle Forſchungen nöthig ſeyn;" und dies als Motto bezeichnet mit wenigen Worten den Standpunkt und Werth einer Spezialgeſchichte. Kommt aber hiezu, daß ſolchen Forſchungen ſich Männer unterziehen, welche neben der reinſten Liebe zur deutſchen Kunſt durch die tiefſte Einſicht in dieſelbe anerkannt und ausgezeichnet ſind, wie der Verfaſſer des Niklaus Manuel und der Herausgeber der demnächſt erſcheinenden erſten Abtheilung von Architektur und Ornamentik des deutſchen Mittelalters, enthaltend das Münſter zu Ulm (Fol., mit deutſchem, franzöſiſchem und engliſchem Text), ſo wird die freudige Aufnahme eines Werkes, das Reſultat der gründlichſten Studien iſt, bei allen Kunſt- und Vaterlands-Freunden nicht fehlen. Daß Ulm in dieſer Hinſicht für Schwaben ſeine ebenſo eigenthümliche als bedeutende Stellung in gleicher Reihe mit Köln am Niederrhein, Baſel am Oberrhein, Nürnberg in Franken einnehme, wird hieraus unzweideutig erhellen. Ueberhaupt können wir verſichern, daß dieſe Schrift über deutſche Kunſtgeſchichte im Allgemeinen und über den Entwicklungsgang der ſchwäbiſchen Malerſchule ein helles und in mehreren Beziehungen neues Licht verbreitet, dagegen auch Manches, was ſeither für wahr galt, als unbegründet fallen muß. Die techniſche Ausſtattung entſpricht dem hiſtoriſchen und artiſtiſchen Werth des Inhaltes, ſo daß Ulm's Kunſtleben im Mittelalter als ein höchſt wichtiger Beitrag zur Kunde deutſcher Vorzeit und ihrer hohen Kunſtleiſtungen erſcheint.

Ulm, 1840.

Stettin'ſche Buchhandlung.

---

[242] So eben erſchien bei R. Craven in Leipzig:

Glockentöne.

Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen von Fr. Strauß.
Siebente Auflage.
3 Thle. gr. 12. Velinpap. broch. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Dieſe lieblichen Blüthen, die ſchon ſo manches Herz erhoben und erfreut, eine Schöpfung hoher religiöſer Begeiſterung, werden gewiß auch in dieſer neuen verbeſſerten Auflage jedem reinen Gemüth eine werthe Gabe ſeyn.

---

[262] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologiſche Encyclopädie
oder
alphabetiſches Handbuch
der
Technologie, der techniſchen Chemie und des Maſchinenweſens.

Zum
Gebrauche für Kameraliſten, Oekonomen, Künſtler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.
Herausgegeben
von
Joh. Joſ. Prechtl,
k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechniſchen Inſtitutes in Wien ꝛc.
Zehnter Band.
Mühlen — Papierfabrikation.
Mit den Kupfertafeln 203 bis 230.
Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der vorliegende Band dieſes mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes enthält die Artikel: **Mühlen, Münzkunſt, Nadelfabrikation, Nägelfabrikation, Natron** (künſtliche Soda), **Nickel** (Packfong), **Oele** (Preſſen und Raffiniren), **Oefen, Papierfabrikation.** Dieſe Artikel bilden eben ſo viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenſtand nach ſeinem weſentlichen und neueſten Zuſtande ſachkundig und erſchöpfend dargeſtellt iſt, ſo daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zuſammengedrängt finden kann, was er ſelbſt mit Benützung einer bedeutenden Bücherſammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfaſſern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die erſten neun Bände, mit 202 Kupfertafeln, koſten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 30. Juli 1840.

Da ſind wir am Ziel! Wir ließen die Wolken,
Die Töchter des Aethers, wir ließen die Vögel,
Die himmelanſtreifenden, weit hinter uns.

O. L. B. Wolff.

Verſailles und das hiſtoriſche Muſeum.

Die Zeitungen hatten angekündigt, daß zu Verſailles die Waſſer ſpielen würden. Vor den Bureaux der Eiſenbahn ſtand eine unermeßliche Queue über einen großen Theil des Platzes, ſo daß die Endſpitze ſich in die Nähe des Anfangs verlief. Die Queue war in ununterbrochener Bewegung und wuchs immer von Neuem nach, obgleich alle halbe Stunden ein Transport von einigen Tauſenden abfuhr. Bei der Abfahrt gings, trotz des gewaltigen Andrangs, ganz ordentlich zu. Das Zeichen wird mit einer Glocke gegeben; dann werden nacheinander die Warteſäle geöffnet, in welchen die Reiſenden nach ihren Plätzen vertheilt ſind. Zuerſt kommen die Coupés und Diligencen an die Reihe, dann die Wagons garnis, und endlich die einfachen Wageur. Ein Phyſiker hatte vorausgeſagt, man werde die Geſchwindigkeit, welche mittelſt der Locomotive gewonnen wird, nicht ertragen können. Die Gelehrten, welche Napoleon über Fultons Entdeckung befragte, erklärten ſie für eine Chimäre. Napoleon wollte ſein Heer auf Dampfbooten nach England überſetzen laſſen; was wäre dann aus England und Europa geworden? Man erſchrickt über die Veränderungen, welche in den beſtehenden Verhältniſſen eintreten werden, wenn einmal die projektirten Eiſenbahnen fertig ſind.

Kaum iſt man abgefahren, ſo kommt man durch eine Galerie, gleich darauf durch eine zweite, größere, le Souterrain des Batignolles genannt. Aus dieſem gelangt man in eine weite Ebene, wo vor fünf-und-zwanzig Jahren die ruſſiſche Armee lagerte. Damals war die Gemeinde Batignolles ein Dorf, und jetzt könnte ſie für eine mittelmäßige Provinzialſtadt gelten; ſie hat ein Theater, einen Marktplatz, eine ſtattliche Kirche. Der bekannte Reſtaurant zum Père Latuile ſteht den beſten Anſtalten von Paris wenig nach. Als der jetzige Pfarrer angeſtellt wurde, zählte die Gemeinde 5000 Seelen, und gegenwärtig an 20,000. Täglich werden neue Straßen eröffnet, neue Stadtviertel erheben ſich, wie denn überhaupt die Eiſenbahnen und der Kanal St. Martin die Bevölkerung von Paris mehr und mehr nach dem nördlichen Theile der Stadt hinziehen.

Nun kommt Clichy, das Verſailles der fränkiſchen Könige; ſie hatten ein Schloß zu Clichy, die Herrn ihres Hofs hatten ſich gleichfalls daſelbſt angebaut; von alle dem iſt aber keine Spur mehr übrig. Hier hielt der bekannte Royaliſtenklubb ſeine Sitzungen; er wurde durch den 18 Fructidor vernichtet.

Bei Asnières wenden wir uns links; die Seine zeigt ihre buſchigten Ufer, in der Ferne erhebt ſich das Schloß von Neuilly inmitten ſeines anmuthigen Parks. Die berühmte Brücke von Neuilly wölbt ſich in drei weiten,

Digitized by Google

kühnen Bogen über die Seine; der Ingenieur Peronnet baute ſie unter Ludwig XV., ſie gilt für ein Meiſterwerk. — Jenſeits Courbevoie erblickt man die ſchöne Avenue der Champs elysées, der Triumphbogen de l'Etoile erhebt ſich in ſeiner kriegeriſchen Majeſtät. Ein Souterrain führt uns unter der Landſtraße von St. Germain weg; auf den Anhöhen von Puteaux thut ſich ein prächtiges Panorama auf. Zur Rechten der ſtille und düſtere Mont Valerien mit ſeiner zerfallenden Kirche auf der Spitze, und den Gräbern zwiſchen den Cypreſſen- und Eichenbäumen am Abhange; links die Seine mit ihrem grünen Waſſerſpiegel, zwiſchen Wieſen und Dörfern und Landhäuſern. Puteaux iſt durch ſeine Roſenfelder bekannt, die in der That in der ſchönen Jahreszeit einen zauberiſchen Anblick gewähren: ſie erſtrecken ſich zu beiden Seiten der Landſtraße; die Blume entfaltet da alle ihre Reize zugleich, von den Knoſpen an, die durch die grünen Fallhütchen lugen, bis zur erwachſenen Jungfrau, und wenn der Wind ſich da hinein wühlt und die unzähligen Büſche und Sträuße wie duftende Flammen durch das Laub flattern und zucken, ſo iſt's, als wenn ein Heer von Houris vorüberzöge und die Luft mit ihrem Athem erfüllte. In dem benachbarten Surênes wird noch immer ein Roſenmädchen gekrönt; die Ceremonie findet den 15ten Auguſt ſtatt, am Tage der Himmelfahrt Mariä. Die Gewählte erhält die Krone aus den Händen des Pfarrers und dazu ein Geſchenk von 300 Francs; gewöhnlich machen ihr die Damen, welche zugegen ſind, noch beſondere Geſchenke.

Das Panorama wird immer grandioſer. Die Seine liegt da wie eine funkelnde Rieſenſchlange von St. Cloud bis Neuilly; das Gehölz von Boulogne wogt wie ein grüner See, und am Rand des Horizonts zieht ſich Paris hin; über der unermeßlichen Häuſermaſſe ragt das Pantheon in heiterer Größe, weiterhin erheben ſich die ſchwarzen, ſchweren Thürme von Notre-Dame, die Invalidenkuppel, die Thürme von St. Sulpice. Bei der raſchen Bewegung iſt's, als wenn alle die Kuppeln und Thürme durch die Lüfte ſchwebten; man kann ſich kaum ein impoſanteres, phantaſtiſcheres Schauſpiel denken.

Der Weg zieht ſodann durch den Park von St. Cloud, und zwar durch den Theil deſſelben, der früher dem Publikum nicht offen ſtand und deßhalb der Parc réservé heißt. Eine unterirdiſche Galerie führt durch die Anhöhen von Ville-d'Avray, ein Dorf, deſſen Waſſer als ſehr rein und hell geprieſen wird; von Ludwig XIV. bis 1789 wurde an der königlichen Tafel kein anderes Waſſer getrunken, daher der Brunnen zu Ville-d'Avray den Namen Fontaine du Roi führte. Ueber Marne und Chaville gelangen wir nach Viroflay, ein Dorf, das ſich bis in die Nähe von Verſailles erſtreckt. Wir haben jezt nur noch durch die Vorſtadt Montreuil zu fahren und ſind zu Verſailles. Den Weg von Paris bis hieher, der vier bis fünf Lieues beträgt, legt man gewöhnlich in 36 bis 38 Minuten zurück. Sur les chemins de fer on ne voyage plus, on arrive, ſagt ein witziger Franzoſe.

Das Debarcadère, wie man hier zu Lande ſagt, iſt großartig angelegt und hat ſehr geräumige Säle und lange Galerien im mittelalterlichen Style. Aber wer hat Zeit, ſich die Warteſäle der Reiſenden anzuſehen, die erſt geſtern gebaut ſind? wer hat Zeit und Geduld dazu? Wo iſt Ludwig XIV.? wo iſt das Schlafgemach, in welchem die unglückliche Marie Antoinette beinahe ermordet worden wäre? wo iſt der Balkon, auf welchem ſie mit ihren Kindern an der Hand vor dem Volke erſcheinen mußte? In dieſem größten und prächtigſten aller Reſidenzſchlöſſer iſt die franzöſiſche Monarchie verherrlicht und inſultirt worden wie nie eine andere.

(Schluß folgt.)

Friedrichs des Groſsen Denkmal und die Königsbilder in Berlin.

(Schluß.)

Auch unter den erſten Hohenzollern, welche thatkräftige, weiſe, wohlthätige Regenten! Erinnerten auch die drei erſten, eiſernen Geſtalten aus dieſem Geſchlechte an viele geſchlagene Wunden: Friedrich der Erſte (der Adel könnte es bitter empfinden), Friedrich der Zweite (den Städten könnte es wehe thun), Albrecht Achilles (alle Stände empfanden ſchmerzlich den Druck ſeines eiſernen Armes), ſo hinderte das doch nicht, ihre hiſtoriſchen markvollen Bilder in unſerm vaterländiſchen Ehrenſaal aufzuſtellen. Der hochgebildete, humane Johann Cicero, der durchgreifende, charakterſtarke Joachim der Erſte, der den ſtörrigen, räuberiſchen Adel zum zweitenmale niederdrückte, auch der üppige zweite Joachim, ein verſchwenderiſcher, genialer Fürſt, der aber die Nothwendigkeit des geiſtigen Fortſchritts anerkannte und die Reformation einführte, ſie alle hätten vollen Anſpruch, in Marmor oder Erz aus ihren Grüften aufzuſteigen und dem Volke gezeigt zu werden.

Wir ſind arm an Standbildern unſerer hiſtoriſchen Größen. Der älteſte ſteinerne Mann in Berlin, von dem man jezt kaum eine Kunde hat, war eigentlich kein Mann, ſondern nur ein Begriff: eine Rolandsſäule, die an der Nicolaikirche ſtand, und wahrſcheinlich von Kurfürſt Friedrich dem Zweiten niedergeriſſen wurde, als er der Stadt ihre Gerichtsbarkeit nahm. Dann, nach einer Lücke von beinahe dreihundert Jahren, ſehen wir zuerſt

Digitized by Google

wieder ein Bild eines wahrhaft großen Mannes in unſern Mauern erhoben. Für den großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm iſt würdig geſorgt, daß ihn das Volk kenne; Friedrich der Erſte, ſein Ruhm und ſeine Erinnerung iſt, nicht unbillig, nach Königsberg verſezt. Aber auch ſeinem Sohne, dem erſten Friedrich Wilhelm, gebührte ein Standbild; denn welche rauhe, ſchreckhafte Seiten dieſer König auch gehabt, wir dürfen nicht vergeſſen, daß er das ſolide Fundament war, ohne das der große Friedrich ſich und ſeinen Staat niemals zu ſeiner weltgeſchichtlichen Höhe erhoben hätte. Zudem war er ein deutſcher Mann, ein ehrenhafter Charakter. Friedrich der Zweite hat ſelbſt ſeinen Helden auf dem Wilhelmsplatze Denkmäler errichtet; ſpäter wurde auch dem von ihm vergeſſenen Fürſten Leopold von Deſſau eine ſeiner würdige Säule aufgeſtellt, und der König ſelbſt wird in einigen Jahren in Erz vor uns ſtehen. Wie viel aber bleibt noch zu thun! und es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß König Friedrich Wilhem der Vierte, kunſtſinnig wie wenige, und begeiſtert für vaterländiſche Erinnerungen, es zu ſeiner liebſten Aufgabe machen wird, ſobald die ernſteren und dringendſten Sorgen beſeitigt ſind, an die Abtragung dieſer Schulden zu gehen.

Der Phantaſie des Künſtlers und des Geſchichtsfreundes iſt ein weites Feld eröffnet. Die Generale aus Friedrichs Zeit ſind bedacht. Man muß den Willen und die That für die Kunſt nehmen. Es wäre bedenklich und eine Verſündigung gegen das hiſtoriſche Faktum, ihre unſchönen Statuen von den Piedeſtalen zu nehmen, um der Anforderungen eines beſſern Geſchmacks willen. Doch iſt ihre Zahl mit den Figuren des Wilhelmsplatzes wohl noch nicht ganz geſchloſſen. Es fehlt Prinz Heinrich und der Herzog von Braunſchweig. Auch zählte Friedrichs Regierung viele weiſe Staatsmänner und Geſetzgeber. Aus dem Befreiungskriege ſehen wir die Heldengeſtalten Bulows, Scharnhorſts und Blüchers zu ewigen Bürgern der Stadt Berlin erhoben. Damit iſt dieſer Kreis wohl ſo wenig, als mit den ſymboliſchen Figuren des ehernen Denkmals auf dem Kreuzberge geſchloſſen. Vieles hinterließ der von uns geſchiedene König mit Abſicht unvollendet; er wollte ſeinem Nachfolger, der in jugendlicher Kraft in jene Zeit mit eingegriffen, die lezte Hand, den lezten Siegeldruck auf die große Erinnerung überlaſſen. So blieb die Schloßbrücke unvollendet, indem die polirten Granitquader, beſtimmt zu Piedaſtalen künftiger Statuen, noch leer daſtehen. Wir können mit Gewißheit darauf rechnen, daß ſie ſich unter der neuen Regierung mit Bildſäulen der Männer einer jüngſten Vergangenheit füllen werden. Ob aber nur der Held in der offenen Schlacht darauf Anſpruch haben wird? Ob Hardenberg, dem genialen Regenerator des Staates, ob Stein, dem Begründer unſerer Städteverfaſſung, ob ſo manchem Andern, der ſein Alles in den entbrannten Kampf warf und mit ſeiner geiſtigen und leiblichen Habe das Feuer der vaterländiſchen Begeiſterung anfachte, nicht auch Denkmale gebühren?

Eines iſt freilich das nächſte. Auch wenn Friedrich Wilhelm dem Dritten kein ihn innig liebender Sohn folgte, auch wenn ihn nicht jene hohen Tugenden zierten, ſchon der wunderbare Wechſel ſeiner langen Regierung, die Schickſale Preußens, ſein Fall, ſein Auferſtehen, forderten es von jedem Nachfolger als heilige, hiſtoriſche Pflicht, ihn durch ein Denkmal zu ehren, und es darf nicht geringer ſeyn, als das ſeiner beiden großen Ahnen. Es iſt ein trauriges Glück, daß Friedrich Wilhelm ſtarb, um noch von Rauchs Meiſterhand für die Nachwelt verewigt zu werden. Wenn aber die Pietät des Sohnes dem Vater in der Gruft zu Charlottenburg, neben der unvergeßlichen Mutter und Gattin ein Privatdenkmal errichtet haben wird, wo und wie wird die Königsſäule, die dem Staate und Volk gehört, aufgeſtellt werden? — Der Platz dazu, Friedrich dem Großen gegenüber, ſcheint mir, wenn dieſer vor die Univerſität zu ſtehen kommt, wie von ſelbſt gegeben. Abgeſehen von der hiſtoriſchen Bedeutung, in der Nähe ſeines Schloſſes und mit dem Blicke auf alle die großen Schöpfungen gerichtet, die ſeine Regierung in's Leben rief, würde der Platz auf's Neue geweiht zu den militäriſchen Schauzügen. Wie der Lebende hier ſeine Schaaren muſterte, ſo würden ſie jezt zwiſchen ſeinem und Friedrichs des Großen Standbilde vorüber defiliren.

Aber wie wird ihn der Künſtler bilden dürfen? wie, daß die Kunſt uns den getreuſten Abdruck von ſeinem Seyn und Weſen, wie es in uns lebt, gibt? daß die Nachwelt ihn kennen lernt, wie wir ihn kannten? Sein ernſtes, edles Geſicht wird dem Künſtler eine ſchöne Aufgabe ſeyn, ebenfalls die ritterliche Geſtalt. Aber dieſer „Heldenkönig" war ein König des Friedens. Müſſen wir ihn nothwendig zu Roß ſehen, weil er ein König war? Wird dieſelbe mißverſtandene conventionelle Annahme, welche die widerſtrebende Kunſt zwang, einen Huſaren, einen Reitergeneral, deſſen „Vorwärts" in unſerer Vorſtellung vom Pferde unzertrennlich iſt, zu Fuß auf das ſchmale Piedeſtal zu ſtellen, wird ſie auch Friedrich Wilhelms Hochgeſtalt auf ein Roß nöthigen? Seine Krieger ſahen ihn wohl als Reiter, auch die jezt lebende Generation bei Manövern und Muſterungen; er wird zu Pferd nicht ſo fremdartig erſcheinen, als jener römiſche Reiter in der Hofburg zu Wien, der, wie die Inſchrift ſagt, Kaiſer Joſeph war; ſonſt ſagt es uns nichts. Aber Friedrich Wilhelms Weſen, ſein Charakter, ja die weltgeſchichtliche Bedeutung, die er in dem lezten Vierteljahrhundert als Friedensſtifter errungen, bedingten weit eher die Ruhe, die ſichere ſinnende

Digitized by Google

Haltung eines feſt auf ſeinen Füßen ſtehenden Königs. Rauchs Genius würde für ein Fußſtandbild Stellung und Embleme finden, daß auch dem Uneingeweihten die Majeſtas in's Auge ſpränge.

W. Häring.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, Juli.

Theater. Buchdruckerfeſt.

So viel ich weiß, hat kein nambaftes Journal einen ſtehenden Korreſpondenten in Bremen, und man könnte aus dieſem Consensus gentium leicht ſchließen, daß von hier aus nichts zu ſchreiben wäre, dem iſt aber nicht ſo; haben wir doch ein Theater, bei dem noch vor Kurzem raſch nach einander Agneſe Schebeſt, Caroline Bauer, Tichatſcheck und Mad. Schröder-Devrient gaſtirten, und deſſen Repertoire es an Gediegenheit mit manchen andern und berühmteren aufnehmen könnte. Wurden doch bereits Gutzkows „Richard Savage" und Blums „Schwärmerei nach der Mode" hier gegeben. Das erſte dieſer beiden Stücke iſt nun ſchon zum Ueberfluß beſprochen worden; ich halte dafür, daß eine jüngſthin in den Halleſchen Jahrbüchern enthaltene Beſprechung deſſelben nach Abzug der häufigen Animoſitäten ſehr viel Wahres enthält, und namentlich darin den Grundfehler trifft, daß das Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind, als ein unfreies, niemals die Baſis eines Dramas abgeben kann. Gutzkow hat dieſen Fehler vielleicht ſchon von vorn herein eingeſehen, aber er hatte Recht, wenn er ſich dadurch von der Ausführung nicht abhalten ließ; denn wollte er ſich mit einem einzigen Stücke die Bahn zum Theater brechen, ſo mußte er dem eingeriſſenen Theaterſchlendrian einige Conceſſionen machen, die er ſpäterhin, wenn ihm ſein Plan gelang, immerhin wieder zurücknehmen konnte. Er mußte ſeinem Stücke ein originelles Fundament geben, auch wenn daſſelbe vor der poetiſchen Kritik nicht beſtehen konnte, auch wenn ſeine Scenen in's Melodramatiſche, Effektſuchende überſchlugen. Man mag Richard Savage tadeln, man mag ihn verwerfen, aber man gebe auch zu, daß Gutzkow ſein dramatiſches Talent dadurch bewieſen hat. — Von Blums „Schwärmerei nach der Mode" würde ich gar nicht ſprechen, wenn dieſes Stück nicht in vielen Journalen als „zeitgemäß" ausposaunt worden wäre. Es iſt aber ganz und gar nichts Zeitgemäßes darin, weder in den Charakteren, noch in der Handlung, noch im Dialog. Es iſt wahr, Blum hat ſich ein Verdienſt dadurch erworben, daß er den Muth hatte, den Pietismus auf die Bühne zu bringen; aber auf ſo leichte Weiſe wird man mit dieſem verrenkten Fuße des Chriſtenthums nicht fertig. Man höre doch endlich auf, hinter dem Pietismus Betrug, Habſucht oder raffinirte Sinnlichkeit zu ſuchen; von ſolchen Potenzirungen und Extremen, wie ſie in Königsberg ſich zeigten, von ſolchen Mißbräuchen, wie ſie Stephan aus Dresden ſich erlaubte, wendet ſich der eigentliche Pietismus entſchieden ab. Als Stephan mit ſeiner unglücklichen Geſellſchaft hier war, um ſich nach New-Orleans einzuſchiffen, und noch Keiner den geringſten moraliſchen Verdacht hatte, habe ich ſelbſt geſehen, mit welchem Mißtrauen die hieſigen Pietiſten ſich gegen ihn benahmen. Wer über dieſe Richtung ſchreiben will, der gehe einmal unter die „Quäker," wie man ſie hier nennt, und ſehe, mit welcher Liebe ſich dieſe Menſchen entgegen kommen, wie raſch die Freundſchaft geſchloſſen iſt zwiſchen zwei wildfremden Menſchen, die weiter nichts von einander wiſſen, als daß ſie „gläubig" ſind, mit welcher Sicherheit, Conſequenz und Entſchiedenheit ſie ihren Weg gehen, mit welchem feinen pſychologiſchen Takte ſie alle ihre kleinen Fehler aufzufinden wiſſen, und ich bin überzeugt, er ſchreibt keine Schwärmerei nach der Mode mehr. Gegen die Vorwürfe dieſes Schauſpiels hat der Pietismus ebenſo ſehr Recht, wie er gegen den freien Gedanken unſeres Jahrhunderts Unrecht hat. — Deßhalb nahm der hieſige Pietismus auch nur in ſofern Notiz von dem Stücke, als er fragte, ob „läſterliche Reden" darin vorkämen.

Das Gutenbergsfeſt iſt hier, in der ultima Thule der deutſchen Kultur auch gefeiert worden, und zwar auf eine erfreulichere Weiſe, als in den beiden andern Hanſeſtädten. Die Buchdrucker hatten ſchon ſeit mehreren Jahren ſich wöchentlich etwas von ihrem Lohne zurückgelegt, um das Feſt würdig zu begehen; ſchon früh wurde ein Comité gebildet, indeſſen fand die Durchführung auch hier von Staatswegen Schwierigkeiten. Kleine, meiſt an Perſönlichkeiten geknüpfte Kabalen wurden geſponnen, wie es in ſolchen kleinen Staaten nicht anders möglich iſt; eine zeitlang hörte man gar nichts über die ganze Sache, und es hatte den Anſchein, als werde höchſtens ein „Feſt der Handwerker" zu Tage gefördert werden. Erſt am Vorabende wurde das Intereſſe allgemeiner, das Programm erſchien, Profeſſor Wilhelm Ernſt Weber, bekannt durch ſeine vortrefflichen Ueberſetzungen alter Claſſiker und ſeine Commentare zu deutſchen Dichtern, lenkte durch ſeine in der Aula gehaltene Rede die Aufmerkſamkeit auf das morgende Feſt, und die Kaufherren waren unſchlüſſig, ob nicht morgen den Comptoirarbeitern ein halber Feiertag zu bewilligen ſey. Der feſtliche Tag kam; alle Schiffe auf der Weſer hatten ihre Flaggen aufgeſteckt, und am untern Ende der Stadt lagen zwei Schiffe, deren Maſte an den Spitzen durch ein langes, mit unzähligen Flaggen beſetztes Band zu einer ungeheuern Ehrenpforte verbunden waren. Auf einem dieſer Schiffe lag auch die einzige disponible Kanone, die den ganzen Tag hindurch donnerte. Das Comité begab ſich mit den ſämmtlichen Buchdruckern in feierlichem Zuge zur Kirche und von da zu dem neuerbauten Dampfſchiffe „Gutenberg," dem ſchönſten Steamer, der je auf der Weſer gefahren, mit ſchneeweißem, goldverziertem Rumpf. Für dieſe ſeine erſte Fahrt war er feſtlich mit Kränzen und Flaggen verziert; der Zug ging an Bord, fuhr unter Muſik und Geſang die Weſer hinauf und hielt an der Brücke, wo ein Choral geſungen und von einem Buchdrucker eine Rede gehalten wurde. Während die ſämmtlichen Theilnehmer des Feſtes an Bord ein von dem Eigner des Schiffes, Herrn Lange von Vegeſack, veranſtaltetes Frühſtück einnahmen, fuhr der „Gutenberg" mit einer Schnelligkeit, die dem Erbauer Ehre machte, durch die Flaggenpforte nach Lankenau, einem Vergnügungsorte unterhalb der Stadt, während Tauſende von der Brücke und dem Quai ihm ein Hurrah nachriefen. Durch den feierlichen Zug und dieſe Weſerfahrt erhielt die Feier erſt den Charakter eines Volksfeſtes, noch mehr aber durch die, anfangs beſchränkte, ſpäter indeß freigegebene Austheilung der Karten zu einem für dieſen Abend in Beſchlag genommenen und erleuchteten öffentlichen Garten, wohin ſich das Comité nach eingenommenem Feſtmahl begab. Hier wurde das Feſt bei Muſik und Lichterglanz mit Haut-Sauternes, St. Jülien und Champagner beſchloſſen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 31. Juli 1840.

— Fancy, wild dame,
By twin-cameleons drawn does gaily ride;
Her coach there follows, and throngs round about
Of shapes and airy forms a soundless rout.

Cowley.

Auf der Wache.

I.

Vor einem Fort ſtand ich allein auf Wacht,
Und hatte freie Audienz gegeben
Den Träumen, die in ſtiller Sommernacht
Geheimnißvolle, ſüße Bilder weben.

Er ragte ſtolz empor, der Feſtungsbau,
Und gleich dem Baum, den gift'ge Früchte kränzen;
Denn durch das Laub, die Mauern fahl und grau,
Sah ich die tödtlichen Geſchoſſe glänzen.

Rings lag die weite Eb'ne um mich her,
Und däuchte mir, vom Zauberlicht des hellen
Mondſcheins beſtrahlt, ein unermeßlich Meer,
Und wallendes Getreide ſind die Wellen.

Darinnen liegt das Fort, ein Kriegesſchiff;
Ich blieb allein mit den gigant'ſchen Maſſen.
Es iſt geſtrandet auf dem Felſenriff,
Im großen Boot hat Alles mich verlaſſen.

Dort liegt das Land, und auf dem Land mein Glück,
Ich aber bin von Wellen rings gehütet;
Mich hält das Schickſal und mein Wort zurück
Auf dieſem Wracke, wo die Peſt gewüthet.

Ha! Phantaſien! Hätt' ich bald geglaubt,
Daß in der Ferne dort ein Nachen käme,
Vom Ruderſchlag das Waſſer Silber ſtaubt',
Und mich der düſtern Einſamkeit entnähme.

Es war ein Traum, dies iſt mein Schilderhaus,
Hier iſt mein Säbel, aus des Schloſſes Hallen
Schreit eine Eule in die Nacht hinaus;
Ich bin der armen Wirklichkeit verfallen.

II.

Im Schloßhof ſchritt ich lange hin und her;
Dumpf ſchallt mein Tritt, ich phantaſirte wieder,
Wie wenn ich auf dem Platz verſevet wär',
Um mich im tiefen Zauberſchlaf die Brüder.

Sie ritten in das Schloß vorwitzig ein,
Die Drachen und die Rieſen zu beſiegen;
Die ſchönen Königstöchter zu befrein,
Die tauſend Jahre hier verzaubert liegen.

Digitized by Google

Die Armen ſtehn mit hochgeſchwungner Wehr,
Wie ſie, zum Hieb bereit, der Bann befallen.
Sie zu befreien, ſtürmte ich hieher,
Und bin nun ſelbſt gefangen in der Fallen.

Und wär die Fee nicht, welche für mich wacht,
So würd' ich auch jezt hier als Steinbild prangen;
Doch ſo hält mich des Zaubers ſchlimme Macht
In dem Rayon des Schloſſes nur gefangen.

Du ſüße Fee, es glänzt des Nachtlichts Schein
Aus deinem Haus durch Laub und Mauerlücken.
O! ſchließe mich in deine Träume ein,
Das wird dem Zauberbanne mich entrücken.

Wie — kommſt du ſelbſt? ich höre fernhin ſchon
Hell durch die ſtille Nacht ein zaubriſch Klingen;
Doch nein — es iſt des Poſthorns muntrer Ton.
Ein Wagen kommt ſo früh, was mag er bringen?

Es iſt vielleicht ein glücklich, liebend Paar,
Die ſüß dem Morgenroth entgegen träumen,
Ein gutes Omen iſt es mir fürwahr;
Die Liebe naht ſich dieſen öden Räumen.

Halt, werda! — Poſtillon. — Was bringſt du hier? —
Ach Herr, ich führe gar betrübte Waare,
Im Wagen liegt ein ſtiller Paſſagier,
Ein todter Mann, den ich nach Hauſe fahre.

III.

Die ernſte Nacht betritt ihr Reich
Und zieht den Schleier über uns zuſammen,
Den dunkeln Schleier, prächtig reich
Mit Gold verbrämt und rings geſtickt mit Flammen.

Noch wallt er um die Königin,
Vom raſchen Flug erregt in ſchönen Falten,
Und nun allmählig ſinkt er hin
Auf mich, vom Mond, dem Diadem gehalten.

Ich ſteh' auf Wach' am Pulverhaus,
Es ſummt und ſurret in der Stadt die Menge,
Verworren dringt's zu mir heraus,
So wie des Zapfenſtreichs gedämpfte Klänge.

Nacht ſpricht mit mir und Windeswehn,
Von Kugelhaufen bin ich rings umgeben,
Die ſich erzählen, was geſchehn
In ihrem kurzen, mörderiſchen Leben.

Euch Kugeln ſchütz' ich alle gleich,
Iſt meine treue Sorgfalt nicht verloren! —
Und wird wohl eine unter euch
Zum Dank mir einſt die Bruſt durchbohren?

Nachts im Walde.

Es ſtehn die Eichen beiſammen, die Zweige trüb geſenkt,
Um ihre rieſigen Leiber der Nebelmantel hängt.
Sie ſchüttelten die Wipfel, es wall'n wie Trauerflor
Die langen naſſen Flechten um's ſtille Rieſenchor.
Die kleinen Sträucher halten die Blätter vor's Geſicht,
Die Gräſer und die Mooſe weinen und lachen nicht;
Denn heute haben die Menſchen eine Eiche umgehaun,
Um aus dem edlen Holze einen Galgen zu erbaun.

F. W. Hackländer.

Verſailles und das hiſtoriſche Muſeum.

(Schluß.)

Von welcher Seite man anlangt, kaum hat man einige Schritte gethan, ſo erblickt man das Schloß. Zwei Paläſte erheben ſich rechts und links von der Avenue de Paris; es ſind die königlichen Ställe. Das eine Gebäude faßt 800, das andere 600 Pferde. Gegenwärtig werden beide von den Angeſtellten des hiſtoriſchen Muſeums bewohnt. Der Raum zwiſchen denſelben und dem Schloßhofe heißt Place d'armes, der Schloßhof heißt Cour des Ministres; er iſt von erſterem durch ein Gitter getrennt, mit vergoldeten Trophäen und dem königlichen Wappen über dem Haupteingang. Ich habe vergeſſen nachzuſehen, ob die Julirevolution Ludwig XIV. ſeine Lilien im Wappen gelaſſen; denn Verſailles gehört ihm noch immer, ſelbſt Napoleon fühlte ſich nicht ſtark genug, ihn zu vertreiben. In der Mitte des Hofes ſteht die Reiterſtatue des Königs: die Züge jugendlich ſchön, die Stellung befehlend und ſtolz, wie er einſt war, da er ſich den Sonnengott zum Symbol nahm und als Phöbus Apollo auf dem Theater tanzte, obgleich er nicht ein Wort griechiſch verſtand. Um ihn her ſtehen die koloſſalen Standbilder ſeiner Generale und Miniſter. Condé, Turenne, Colbert, auch einige ältere und neuere Perſonen finden ſich in ſeinem Gefolge, Duguesclin, Sully, Richelieu, Lannes und der rieſige Marſchall Mortier, der ſechs Schuh maß und bekanntlich durch Fieschis Höllenmaſchine zu Boden geſtreckt wurde.

An den Miniſterhof ſtößt der Königshof und dieſer verläuft in den Marmorhof, der 130 Meters über dem Waſſerſpiegel der Seine liegt. Hier ſind wir

Digitized by Google

an der Hauptfaçade; ſie iſt von dem Schloſſe übrig geblieben, welches Ludwig XIII. erbaut hatte. Aus Pietät für das Andenken ſeines Vaters wollte ſich Ludwig XIV. nicht dazu verſtehen, es niederzureißen; der Architekt Leveau mußte es in ſeinen Plan aufnehmen. Die Façade iſt aus rothen Backſteinen und bildet eine Diſſonanz mit dem Uebrigen. Auf der Hauptfaçade ſenkrecht ſtehen die beiden Flügel, welche Ailes des ministres heißen. Dieſe mittlern Gebäude und der Park wurden angefangen im Jahr 1661 und im Jahr 1684 vollendet unter der Leitung von Lebrun, Manſart und Lenotre. Die Hofräume, die Baluſtraden, die Balkone wimmeln von Statuen, Gruppen und ſymboliſchen Figuren; darunter ſind Werke von berühmten Meiſtern, Coyſerox, Girardon u. ſ. w. Nach dem Park zu bildet die Hauptfaçade einen bedeutenden Vorſprung; die beiden Flügel ſind 300 Toiſen lang.

Wir betreten zuerſt die großen Appartements. Sie imponiren durch eine wahrhaft grandioſe Pracht. Die Vergoldungen haben wenig gelitten und das Gold rieſelt nur ſo am Plafond hin und von den Wänden herab und dringt in jeden Winkel. Unter jenem Namen begreift man die Säle oder vielmehr Salons zwiſchen dem Salon d'Hercule und der Galerie des glaces; ſie heißen Salon de l'Abondance, de Venus, de Diane, de Mars, d'Apollo, de la guerre. Auf dem Plafond jedes Salons iſt die Gottheit abgebildet, deren Namen er führt, mit ihrem ganzen Gefolge; die Malereien ſind von Lebrun, oder doch unter ſeiner Leitung ausgeführt. Im Salon des Mars pflegte Ludwig XIV. Appartement zu halten; heutzutage ſagt man eine Soirée geben. Im Apolloſaal ſtand der Thron; hier gab der Monarch ſeine öffentlichen Audienzen, hier war es, wo er den Dogen von Genua empfing. Bei jedem Schritte erblickt man ein Porträt Ludwigs XIV., bald als heranwachſendes Kind, bald als Jüngling, bald in voller Mannesblüthe, und da iſt er in der That eine majeſtätiſche und anmuthige Erſcheinung: volle Wangen, Züge von einer Feinheit, um die ihn ein Mädchen beneiden könnte, und doch wieder ſo königlich ernſt und ſtolz. Im Alter prägt ſich dieſer Stolz mehr und mehr aus und nimmt etwas Hartes und Düſteres an.

In der Galerie des glaces wurden die Feſte gegeben; die Spiegelſcheiben, womit ſie verziert iſt, würde heutzutage kein Schneider im Palais-royal an ſeiner Bude dulden; ſie halten keine anderthalb Schuh im Gevierte; das Enſemble macht aber noch immer Effekt. Eines der intereſſanteſten Gemächer iſt das Schlafzimmer Ludwigs XIV.; das Bett iſt mit gewirkten und in Gold geſtickten Tapiſſerien behängt, welche Frau von Maintenon durch die Penſionäre von St. Cyr fertigen ließ. Zu beiden Seiten des Bettes hängen eine Madonna von Raphael und ein anderes Gemälde, das von Domenichino ſeyn ſoll; am Plafond ſieht man das bekannte Bild von Paul Veroneſe, das Napoleon aus Venedig mitbrachte; es ſtellt Jupiter vor, wie er den Donnerkeil auf die Titanen ſchleudert. Auf einem Tiſche ſeitwärts liegen Scepter und Krone unter einer Glasglocke. Dieſes Zimmer ſtößt an das Oeil de boeuf, das außer einigen Malereien nichts Merkwürdiges hat, als das ovale Fenſter, welches auf das königliche Schlafgemach geht und dieſem weltberühmten Vorzimmer ſeinen Namen gegeben hat.

Die Galerie des batailles iſt modern; man verdankt ſie dem König der Franzoſen. Sie wäre zu lang, wenn man ſie nicht durch eine Art Periſtyl in zwei Theile getheilt hätte. An Pracht und Reichthum ſteht ſie den Schöpfungen Ludwigs XIV. nicht nach. Hier ſind die Großthaten der franzöſiſchen Heere abconterfeit von der Schlacht bei Tolbiac bis zur Schlacht von Friedland. So viel Schlachtengemälde ſind wohl an keinem andern Orte angehäuft. Die ältern, wie van der Meulens u. A. haben meiſt bedeutenden künſtleriſchen Werth, den man bei vielen der neuern vermißt; allein immerhin lebt darin das Nationalgefühl, der militäriſche Fanatismus, der die Franzoſen charakteriſirt. Die Gemälde in der Galerie des batailles waren bekanntlich vorher im Louvre ausgeſtellt; ich weiß nicht, kommt es von der Pracht des Lokals, aber ſie ſcheinen mir hier eine ganz andere Wirkung zu thun als im Louvre. Die Schlacht bei Taillebourg von Delacroix iſt eines von den weniger guten Bildern dieſes Künſtlers, der ſeine Gaben ſyſtematiſch verderbt, und aus Eigenſinn ſeine poetiſchſten Geſtalten auf ſchiefe Beine ſtellt, weil er die fixe Idee hat, ein Coloriſt dürfe nicht zeichnen können. Der Sieg Karl Martels über die Sarazenen iſt, wie das vorige Bild, ein Gewirre von Soldaten, Lanzen, Helmen und Schwertern, die ſo ineinander verwickelt ſind, daß ſie das Auge nicht faſſen kann, und ſich nicht leicht von einer Waffe ſagen läßt, wohin ſie allenfalls treffen würde. Karl Vernet hat die Bataille beinahe zum Genregemälde herabgebracht; wenn er aber durchaus ohne Poeſie iſt, ſo hat er dafür den franzöſiſchen Troupier ſehr geiſtreich aufgefaßt, und in ſeinen Gemälden iſt immer irgendwo eine ergötzliche Epiſode, wie das denn meiſtens in der Wirklichkeit bei den Franzoſen der Fall iſt. Die Schlacht von Tolbiac iſt von Ary Scheffer; zum Schlachtenmaler ſcheint er aber nicht geboren. Sein Talent iſt zu ſpiritualiſtiſch, und es leben ihm zu liebliche, melancholiſche Geſtalten im Buſen; darum hat er den Augenblick gewählt, wo Clovis ſich bekehrt; ſo brauchte er ſich mit den trivialen Effekten des blutigen Handgemenges weiter nicht zu befaſſen.

Unter den Statuen zieht die Jungfrau von Orleans von der Hand die Prinzeſſin Marie wohl die meiſten

Digitized by Google

Blicke auf ſich, weil ſie von der Prinzeſſin iſt, und weil man ſich in der That nichts Anmuthigeres denken kann. Eine Heldin iſt es aber nicht, und noch weniger ein Bauermädchen, das die Schafe gehütet; dazu iſt ſie zu zart gebaut und hat zu feine, vornehme Züge; es iſt eine Prinzeſſin, wie die Künſtlerin, und eine Jungfrau, die entzückt zu dem Ideal aufblickt, das ſich ihr im Innern enthüllt, und die das grimmige Schwert an ihren Buſen drückt, wie die heilige Thereſia das Cruzifix.

Zwei neue Galerien werden nächſtens eröffnet werden: la Salle des Croisades und la Salle de Constantine. Leztere enthält die drei Gemälde von H. Vernet, welche die Einnahme der Stadt darſtellen. Es befremdet allerdings, daß eine ganze Galerie für eine einzelne Feſtung beſtimmt iſt. Der Saal der Kreuzzüge iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, im mittelalterlichen Style dekorirt. Auf dem Plafond und an den Wänden ſind die Wappen der Ritter zu ſehen, welche an den Kreuzzügen Antheil genommen. Auch iſt hier die Thüre von Rhodus aufgeſtellt, ein Geſchenk des Sultan Mahmud an den Herzog von Nemours; ſie iſt von Cedernholz und ſtand früher in einem Saale des ehemaligen Palaſtes der Johanniter zu Rhodus.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, Juli.

(Schluß.)

Literatur.

Im Uebrigen iſt das hieſige Leben ziemlich einförmig und kleinſtädtiſch; die haute volée, d. h. die Familien der Patrizier und Geldariſtokraten, ſind den Sommer über auf ihren Landgütern, die Damen der mittlern Stände können ſich auch in der ſchönen Jahrszeit nicht von ihren Theekränzchen, wo Karten geſpielt und die Zunge geübt wird, losreißen, und die Kaufleute beſuchen Tag für Tag das Muſeum, die Börſenhalle oder die Union, um über Kaffee- und Tabakspreiſe, und den Stand der Unterhandlungen mit dem Zollverband zu ſprechen; das Theater wird wenig beſucht. — Eine Theilnahme an der fortlaufenden Literatur des Geſammtvaterlandes findet hier nicht Statt; man iſt ſo ziemlich der Anſicht, daß mit Goethe und Schiller die Schlußſteine in das Gewölbe der deutſchen Literatur gelegt ſeyen, und läßt allenfalls die Romantiker noch für ſpäter angebrachte Verzierungen gelten. Man iſt in einem Leſezirkel abonnirt, theils der Mode halber, theils um bei einem Journal bequemer Sieſte halten zu können; aber Intereſſe erregt nur der Skandal und Alles, was etwa über Bremen in den Blättern geſagt wird. Bei vielen der Gebildeten mag dieſe Apathie freilich in dem Mangel an Muße begründet ſeyn, denn beſonders der Kaufmann iſt hier gezwungen, ſein Geſchäft ſtets im Kopfe zu behalten, und den etwaigen Reſt der Zeit nimmt die Etikette unter der meiſt ſehr zahlreichen Verwandtſchaft, Beſuche ꝛc. in Anſpruch. Dagegen exiſtirt hier eine abgeſchloſſene Literatur, die ſich theils in Brochüren, meiſt auf theologiſche Streitigkeiten ſich beziehend, theils in der Journaliſtik zur Genüge ausbreitet. Die „Bremer Zeitung,“ ein mit Takt redigirtes, referirendes Blatt, erfreute ſich eines bedeutenden Rufes in weitem Umkreiſe, der indeß ſeit den unfreiwilligen Verwickelungen in die politiſchen Verhältniſſe des Nachbarſtaates abgenommen hat. Ihre weſteuropäiſchen Artikel werden mit Geiſt geſchrieben, wenn ſie auch nicht entſchieden freiſinnig ſind. Ein Beiblatt zu ihr, das „Bremiſche Converſationsblatt,“ verſuchte Bremen in der deutſchen Tagesliteratur zu vertreten, und brachte geiſtreiche Artikel von Profeſſor Weber und Dr. Stahr in Oldenburg; die Gedichte lieferte Nicolaus Delius, ein talentvoller junger Philologe, der ſich auch als Dichter allmählig eine ehrenvolle Stellung erringen dürfte. Bedeutende auswärtige Mitarbeiter waren aber ſchwer zu erwerben, und ſo mußte das Blatt aus Mangel an Beiträgen eingehen. Eine andere Zeitſchrift, der „Patriot,“ deſſen Beſtreben dahin ging, ſich als würdigeres Organ für die Beſprechung lokaler Intereſſen hinzuſtellen, und zugleich in äſthetiſcher Beziehung Gediegeneres zu leiſten als die kleinen Lokalblätter, ſtarb an der ſchwankenden Stellung zwiſchen einem Lokal- und belletriſtiſchen Blatte. Zäheren Lebens können ſich die kleineren Lokalblätter rühmen, die mit Skandal, Streitigkeiten zwiſchen Schauſpielern, Stadtgeklatſch und dergleichen gefüttert werden. Das „Unterhaltungsblatt“ beſonders iſt durch ſeine zahlreichen Mitarbeiter (faſt jeder Comptoiriſt kann ſich rühmen, ein paar Zeilen für's Unterhaltungsblatt geſchrieben zu haben) zu einer ſeltenen Allwiſſenheit gediehen. Wenn im Theater ein Nagel aus der Bank hervorſticht, wenn in der Union eine Brochüre nicht angeſchafft iſt, wenn ein betrunkener Cigarrenmacher auf der Straße die Nacht verjubelt hat, wenn ein Rinnſtein nicht gehörig gefegt iſt — wer zuerſt aufmerkſam darauf wird, iſt das Unterhaltungsblatt. Wenn ein Offizier der Bürgerwehr Kraft ſeines Amtes auf Fußwegen reiten zu dürfen geglaubt hat, ſo kann er gewiß ſeyn, daß in der nächſten Nummer dieſes Blattes die Anfrage ſteht, ob Offiziere der Bürgerwehr auf Fußwegen reiten dürfen. Man könnte dieſes vortreffliche Blatt die Vorſehung von Bremen nennen. Sein Hauptmitarbeiter aber iſt Criſchan Tripſteert, der pſeudonyme Verfaſſer plattdeutſcher Gedichte. Es wäre beſſer für die plattdeutſche Sprache, daß ſie nach Wienbargs Forderung abgeſchafft würde, als daß ſie ſich von Criſchan Tripſteert zu ſeinen Gedichten muß mißbrauchen laſſen. Die übrigen Lokalblätter ſind zu ordinär, um auch nur ihren Namen vor das größere Publikum zu bringen. Ganz abgeſchloſſen ſteht der „Bremer Kirchenbote“ da, ein pietiſtiſch-aſcetiſches Blatt, von drei Predigern redigirt, wofür zuweilen Krummacher, der bekannte Parabeldichter, Beiträge liefert. Das Blatt eifert ſo ſehr, daß die Cenſur häufig einſchreiten muß, was bei dem Anklang, den ſeine Tendenz höhern Orts findet, gewiß nur im Nothfalle geſchieht. Es polemiſirt fortwährend gegen Hegel, den „Vater des modernen Pantheismus,“ und „ſeinen Schüler, den eiskalten Strauß,“ wie gegen jeden Rationaliſten, der ſich zehn Meilen in der Runde blicken läßt. — Nächſtens etwas über Bremerhafen und über die ſocialen Zuſtände Bremens.

F. O.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 77 und Monatsregiſter Juli.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Vierunddreissigſter Jahrgang.

1840.

Auguſt.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtande der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**,“ mit Einſchluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sonette von Camoëns. Von L. Schücking. 186. 187.
Der Freiherr von Brandis. Von L. Seeger. 191. 192.
Das Schiff. 200.
Des Schmetterlings früher Tod. Von Nic. Müller. 201.

Erzählungen.

Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe. Von Auguſt Freiherr v. Sternberg. 193—196.
Tizians Tochter. Von F. Kugler. 203—208.

Naturwiſſenſchaftliches.

Gaſtrologiſche Spaziergänge. 197—199.
Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean. Von Dr. Nürnberger. 199—205.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Brüſſeler Briefe. 183—185.
Feine Welt in Moskau. 188—191.
Warum haben nur die Deutſchen das Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt gefeiert? 183.
Die Touriſten. 184—190.
Vorſchlag zu einer Preisaufgabe. 185.
Ein engliſcher Kritiker über Leſſing. 186. 187.
Die Juliusfeſte in Paris. 192—198.
Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straßburg. 201. 202. — 206. 207. 208.
Amerikaniſche Alterthümer. 208.

Korreſpondenz.

Berlin. 183. 184. — 206. 207. 208. — Paris. 185. 186. 187. 188. — 201. 202. — Erlangen. 187. 188. 189. 190. 191. — Aus Schleſien. 189. 190. — London. 191. 192. — Frankfurt a. M. 193. 194. — Mainz. 195. — Prag. 196. 197. — Aus dem Oſterlande. 197. 198. 200. — München. 198. 199. — Dresden. 203. 204. 205.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Geſchichte. Beiträge zur neuern Geſchichte aus dem britiſchen und franzöſiſchen Staatsarchive von Friedrich von Raumer.

Nro. 79.

Geſchichte. Beiträge zur neuern Geſchichte aus dem britiſchen und franzöſiſchen Staatsarchive von Friedrich von Raumer. (Schluß.) — Werk über England. Skizzen engliſcher Charaktere und engliſcher geſellſchaftlicher Zuſtände, von Anton Langerhanns. — Vermiſchte Schriften. Winterſtudien und Sommerſtreifereien in Canada. Ein Tagebuch von Mrs. Jameſon. Aus dem Engliſchen überſezt von A. W.

Nro. 80.

Biographien. 1) Jugendleben und Wanderbilder. Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Herausgegeben von ihrer Tochter. — 2) Porträts und Genrebilder. Von O. L. B. Wolff. — Altdeutſche Dichtkunſt. 1) Heinrich von Oſterdingen und das Nibelungenlied. Ein Verſuch, den Dichter und das Epos für Oeſterreich zu vindiciren. Von Anton Ritter von Spaun. — 2) Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausg. von Moriz Haupt. — Lyriſche Dichtkunſt. Weihnachtsgabe zum Beſten der Waſſerbeſchädigten in der Schweiz. Herausgegeben von Fröhlich, Hagenbach, W. Wackernagel.

Digitized by Google

Nro. 81.

Lyriſche Dichtkunſt. 1) Gedichte von Robert Burns, überſezt von Philipp Kaufmann. — Armins-Literatur. 1) Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae ex collectis veterum locis comp. I. L. Massmann. — 2) Armin, Fürſt der Cherusker und Befreier Deutſchlands. Von demſelben. — 3) Arminius Cher- uscus, zu deutſch Erwin, Herr von Uxter (Höxter). Ueberſezt und nachgewieſen von K. Mücke. — 4) Hermann der Cherusker, ein dramatiſches Bild von W. Werner. — 5) Victor Käfers Gedichte.

Nro. 82.

Lyriſche Dichtkunſt. 2) Robert Burns Gedichte, deutſch von W. Gerhard. — Sagen und Mährchen. Altfranzöſiſche Sagen, geſammelt von H. A. Keller. — Geſchichte. Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. Herausgegeben von Dr. H. Schreiber. — Roman. Leben und Abenteuer John Davys. Von Alex. Dumas. Nach dem Franzöſiſchen von Weſché.

Nro. 83.

Handelswiſſenſchaft. Ueber den Handelsverkehr der Völker. Von H. F. Oſiander.

Nro. 84.

Handelswiſſenſchaft. Ueber den Handelsverkehr der Völker. (Schluß.) — Seelenkunde. Die Symbolik des Traums von Dr. G. H. von Schubert. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlaſſe Oberlins ꝛc.

Nro. 85.

Politiſche Schriften. Adam von Müllers geſammelte Schriften. Erſter Band. — Lyriſche Dichtkunſt. Klänge aus der Welt des Gemüths. Eine Reihe pſychiſcher Dichtungen von Wilhelm Saint-Paul. — Roman. Carlo Broschi. Roman von Eugene Scribe. Nach dem Franzöſiſchen von Weſché.

Nro. 86.

Aeltere Geſchichte Deutſchlands. 1) Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rückſicht auf das Zehntland und Germanien überhaupt. Ein antiquariſch-topographiſcher Verſuch von Domdekan v. Jaumann. Mit 28 Lithographien. Herausgegeben vom königl. würtemb. Verein für Vaterlandskunde. — 2) Geſchichte der Allemannen und Franken bis zur Gründung der fränkiſchen Monarchie unter Chlodwig. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. J. F. Huſchberg. — Romane. 1) Tableaux aus dem Leben. Von E. Janinsky. — 2) Der moderne Liebeshaß. Skizzen und Novelletten von G. Hänle. 3) Sein und Schein. Roman von Dr. W. Francke.

Nro. 87.

Geſchichte. Geſchichte und Zuſtände des Herzogthums Schleswig oder Südjütland, von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von C. v. Wimpfen. — Blumenkunde. 1) Das Buch der Roſen. Eine populäre Monographie für Dichter, Botaniker, Gärtner und Blumenfreunde. Von Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. — 2) Der Schönheit Blumenflor. Eine Huldigung, Deutſchlands Frauen dargebracht. Vom Verfaſſer des Werkes: der Salon des Orients. — Dichtkunſt. Wilhelm Waiblingers geſammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. von Canitz. — Geographie. Kurzer geographiſcher Abriß des öſterreichiſchen Kaiſerthums. Von W. C. W. Blumenbach.

Nro. 88.

Witterungslehre. 1) Vorleſungen über Meteorologie von Prof. L. F. Kämpz. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte in hochdeutſcher, oberbayriſcher und pfälziſcher Mundart. Von Franz von Kobell.

Kunſt-Blatt.

Nro. 62.

Kunſtgeſchichte. A Treatise on Wood-Engraving, historical and practical, illustrated by John Jackson. — Neue Radirungen. Bilder und Randzeichnungen zu deutſchen Dichtungen von Sonderland. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 63.

Kunſtgeſchichte. A Treatise on Wood-Engraving, historical and practical, illustrated by John Jackson. (Fortſetzung.) — Dresden im Juni 1840. — Malerei. — Neue Kupferſtiche.

Nro. 64.

Kunſtgeſchichte. A Treatise on Wood Engraving, historical and practical, illustrated by John Jackson. (Schluß.) — Nekrolog. — Neue Kupferſtiche. — Kupferwerke.

Nro. 65.

Das Foreign Quarterly Review und die neue deutſche Architektur. — Kupferwerke. — Lithographiſche Werke. — Statiſtik der Kunſt. — Alterthümer. — Literatur.

Nro. 66.

Der Pariſer Salon im Jahr 1840. (Fortſetzung von Nr. 52.)— Coſtüme. Trachten des chriſtlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunſtdenkmalen herausgegeben von J. v. Hefner, unter Mitwirkung von Ph. Veit, J. D. Paſſavant ꝛc. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 67.

Der Pariſer Salon im Jahr 1840. (Schluß.) — Perſönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 68.

Das neuentdeckte etruskiſche Grab bei Perugia. — Akademien und Vereine.

Nro. 69.

Philipp Otto Runge, Fragmente aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Kunſtausſtellungen. — Denkmäler.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Auguſt 1840.

Könnt' ein Troſt mich tröſten, er wäre, daß Du vorangingſt
Auf der erhabenen Bahn; aber er tröſtet uns nicht.

Klopſtock.
Sie und nicht wir.

Warum haben nur die Deutſchen das Jubelfeſt der Buchdruckerei gefeiert?

Das neueſte Heft des Londoner Foreign quarterly review enthält einen Aufſatz über die Feier des Jubiläums der Buchdruckerkunſt in Deutſchland. Bei ſeinen Betrachtungen, warum das Feſt nur bei uns gefeiert worden, erwähnt der Verfaſſer mit keinem Wort des Umſtands, daß die Preſſe eine deutſche Erfindung iſt. Die Engländer, wie die Franzoſen, lieben es, unſere praktiſchen Erfindungen und Entdeckungen zu ignoriren, ergreifen aber jede Gelegenheit, um unſerer Erfindſamkeit auf ſpekulativem Gebiete alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Wir überſetzen die Hauptſtellen ohne Commentar.

* * *

Die Feier dieſes Jubiläums erſcheint uns beſonders deßhalb ſo erfreulich, weil es ſich hier von Segnungen handelt, die nicht nur Einem Volk, nur Einem Sprachgebiet gelten, ſondern der ganzen civiliſirten Welt. Faſt alle Nationalfeſte haben etwas Eigenſüchtiges, Ausſchließliches, feiern Erfolge, die mit dem Blut oder dem Unglück Tauſender von Mitmenſchen erkauft worden; es gibt nicht leicht eines, auf dem der Blick des Philoſophen und Menſchenfreundes mit reiner Freude verweilen könnte. Aber am Tage Johannis, wo kein Nationalvorurtheil, keine trübe Erinnerung in's Spiel kommt, können ſich einmal alle Menſchen als Brüder fühlen.

Der Engländer iſt im Beſitz der vollen Freiheit der Preſſe und gewöhnt, dieſelbe vorzugsweiſe aus dem politiſchen Geſichtspunkt zu betrachten, und ſo mag es ihm auf den erſten Blick ſonderbar vorkommen, daß die Deutſchen, die doch nur ſehr mäßiger Preßfreiheit genießen, ſo ziemlich das einzige Volk in Europa ſind, welches dieſen Säculartag als ein allgemeines Jubelfeſt feiert. Und doch iſt es vielleicht gerade jener Umſtand, nebſt einigen andern Zügen des deutſchen Charakters, was dieſen ſcheinbaren Widerſpruch erklärt. Wir genießen irgend eines Gutes nur dann im vollen Maaße, wenn alle Reflexion darüber im wirklichen Beſitze untergegangen iſt. Der Engländer rühmt ſich ſelten ſeiner freien Preſſe oder ſeiner Verfaſſung, weil er ſich England ohne dieſe Güter gar nicht denken kann; ſie bilden einen weſentlichen Beſtandtheil ſeines Weſens. Aber die Deutſchen ſind ein nachdenklicheres Volk, es liegt ganz in ihrem Weſen, daß ſie nichts genießen, ohne ſich von der Art des Genuſſes Rechenſchaft zu geben, und in ihre Betrachtungen bei gegenwärtigem Jubelfeſt miſchen ſich gewiß Hoffnungen und Wünſche, welche, ſo Gott will, in Erfüllung gehen mögen. Die politiſche Preſſe iſt bei

Digitized by Google

ihnen ſo beſchaffen, daß wir uns auf den erſten Blick billig wundern, wie ein in Geiſt, Kultur und Rechtsgefühl ſo hochſtehendes Volk, dem es dazu an Freiheitsſinn keineswegs gebricht, einen ſolchen Zuſtand hinnehmen mag.

Wir ſind an Lebensbequemlichkeit, an praktiſche Thätigkeit, an die Freiheit und mitunter Frechheit unſerer Preſſe ſo ganz gewöhnt, daß wir leicht die einfachen Sitten der Deutſchen und die Gelaſſenheit ihres Charakters falſch beurtheilen und vor Allem bei der Hand ſind, uns über die Erbärmlichkeit ihrer Tagespreſſe luſtig zu machen. Aber der Verſtändige bleibt hiebei nicht ſtehen, er fragt ſich, ob erſtere Eigenſchaften nicht auch ihre Vortheile haben, und kommt unſchwer zum Schluſſe, daß irgend etwas den Gebrechen der Preſſe das Gleichgewicht halten muß. Selten iſt die Natur ungerecht; ſie vertheilt ihre Güter mit billiger Hand. Die Freiheit, die ſie ſchenkt, trägt nicht in allen Ländern daſſelbe Gewand, aber einem Volke, das der Freiheit ſo würdig iſt, kann ſie dieſelbe nicht verſagt haben: die deutſche Freiheit findet ſich in den Hochſchulen des Landes und in der philoſophiſchen Spekulation. — Wir ſind viel zu ſtark von unſern Parteifragen befangen, viel zu ſehr mit der Gegenwart, mit materiellen Intereſſen und drohenden Anzeichen in der Ferne beſchäftigt, als daß wir ſo leicht die Vorzüge der deutſchen Philoſophen und Gelehrten vollkommen ſchätzen könnten. Der Politiker mag der farbloſen Berichte ſpotten, welche der Cenſor durchgehen läßt, der Elegante mag mit Verachtung auf Röcke blicken, die nicht bei Stultz gemacht ſind, auf Manieren, die, herzlich und einfach, nicht aus der d'Orſay-Schule kommen; aber der denkende Mann blickt mit Hochachtung, ja wohl mit Beſchämung auf ein Volk, das Jünglinge hervorbringt, wie jener (Schelling), aus deſſen Geiſte Coleridge die Anſichten ſog, die ihm in ſeiner Heimath den Ruf eines ſo tiefen Denkers verſchafft haben. Der echte Ausdruck des deutſchen Charakters, der edelſte Repräſentant deſſelben iſt der deutſche „Gelehrte." Nicht gehemmt durch Staatshändel, frei von den zwängenden Feſſeln der Parteiverhältniſſe, geht er einſam, unabhängig ſeinen gemeſſenen Weg, nicht rechts, nicht links abſchweifend, unbekümmert, zu welchen Reſultaten ſeine Spekulationen führen mögen; er fragt ſo wenig als der alte Archimedes nach der etwaigen praktiſchen Anwendbarkeit derſelben, er verfolgt geradezu den Lichtſtrahl der Wahrheit und in ſeiner unbeſchränkten Freiheit der ſpekulativen Forſchung denkt er gar nicht an die Schranken, welche die ängſtliche Politik des Bundestags zieht. Allerdings mag dieſe Freiheit der Forſchung hie und da ausarten und zum Irrthum führen; aber ſelbſt der Irrthum iſt ja nur ein weiterer Sporn zur Verfolgung der Wahrheit; denn der wäre ein unwürdiger Jünger der Philoſophie, der auch nur einen Augenblick glaubte, der Irrthum könne am Ende den Sieg davontragen. Magna est veritas et praevalebit. Aus dieſem Geſichtspunkt müſſen wir uns Erſcheinungen begreiflich machen, wie das Strauß'ſche Werk, das den Orthodoxen ſo großes Aergerniß gegeben; nach unſerer Meinung gereicht es den deutſchen Regierungen zur Ehre, daß ſie, ſtatt das Werk in den Bann zu thun und es durch das Märthyrthum populär zu machen, nur die Gottesgelehrten aufgefordert haben, es zu widerlegen.

Die eigenthümliche, ehrenvolle Sendung des deutſchen Geiſtes beſteht darin, allgemeine philoſophiſche Ideen zu verbreiten; dieſe werden ſofort für das praktiſche Leben von Nationen ausgebeutet, welche die Vorſehung in dieſer Beziehung beſſer bedacht hat, und ſie kehren ſo umgewandelt in ihr Heimathland zurück, um daſelbſt neue Impulſe zu wecken und dem geſelligen und politiſchen Leben größere Regſamkeit zu geben. Schon daraus erklärt ſich hinreichend, warum dieſes Volk die Preſſe ſo hoch hält, und bemerken wir noch, daß dort jedes Kind leſen und ſchreiben lernen muß, ſo kann uns die große Theilnahme an einem Feſte, das ſo genau mit dem Cosmopolitismus der Deutſchen verknüpft iſt, nicht überraſchen. — — —

Vergleicht man den Zuſtand der deutſchen Nation beim Jubiläum der Buchdruckerkunſt vor hundert Jahren mit dem heutigen, ſo ſollte man kaum glauben, daß man daſſelbe Volk vor ſich hat. Dieſes Volk, das vor hundert Jahren einen Gottſched bewunderte, iſt jetzt das erſte in tiefſinniger Forſchung über das Weſen des Geiſtes; eine ganze glänzende Reihe von Dichtern, Kritikern, Hiſtorikern verkündet laut die Ehre des deutſchen Namens, in der Muſik kommt ihnen Niemand gleich, Malerei und Skulptur ſtehen in Blüthe. Napoleon hatte in ſeinem gigantiſchen Ehrgeiz die Nation ſo zugerichtet, daß ſie in politiſcher Hinſicht gerade ſo ausſah, wie vor hundert Jahren in intellektueller; dadurch wurde aber eine tabula rasa hergeſtellt und ſo viele Hemmniſſe weggeräumt, welche die ſchwerfällige Reichsverfaſſung mit ſich brachte. Die Schuld liegt an den Deutſchen ſelbſt, wenn ſie dieſe Vortheile nicht zu nützen wiſſen. In der Literatur iſt die Periode der großen Geiſter vorüber. Wenn ſich aber Deutſchland keiner großen ſchöpferiſchen Schriftſteller rühmen kann, welche Nation kann dies gegenwärtig? Das Zeitalter der Dampfſchiffe und Eiſenbahnen iſt dem ruhigen Schaffen des Genius nicht förderlich. Deutſchland hat aber die allgemeine Richtung der neuern Zeit eingeſchlagen. Es herrſcht dort große, allgemeine literariſche Thätigkeit; der Geſchmack der Nation hat ſich an ihren großen Muſtern gebildet, ſtatt ſklaviſch eine fremde Sprache zum Mittel des Verkehrs zu machen, wiſſen die Deutſchen die bedeutenden Schönheiten ihrer eigenen Sprache zu ſchätzen, und auf ein Gebäude, wie

Digitized by Google

Grimm es errichtet, können die andern Nationen nur mit Bewunderung und Eiferſucht blicken. Die Bildung iſt dort allgemein, faſt möchten wir ſagen univerſell geworden, weil alle Kinder leſen lernen müſſen, der Buchhandel hat ſich ungeheuer ausgedehnt, der Handel im Allgemeinen ſchwingt ſich auf, der Sinn für Comfort gewinnt Boden, und ſo war es natürlich, daß ſich Leipzig rüſtete, das gegenwärtige Jubiläum in einem ganz andern Style zu begehen, als vor hundert und zweihundert Jahren.

Brüſſeler Briefe.

II.

„Die Weisheit predigt öffentlich, an den Straßenecken erhebt ſie ihre Stimme,“ ſagt König Salomo. Wollt ihr eine Stadt kennen lernen, ihren Geiſt, ihren Charakter? Stellt euch an die Ecken, leſet die Namen der Straßen, leſet die buntfarbigen Affichen, und wenn ihr euch nur ein wenig darauf verſteht, zwiſchen den Zeilen zu leſen und die Abbreviaturen zu ergänzen, ſo könnt ihr an einer Straßenecke mehr erfahren, als in zwanzig Journalen und Geſellſchaften. Die Chroniken der großen Städte liegen aufgeſchlagen an ihren Ecken; die Namen der Straßen erzählen euch die Geſchichte der Vergangenheit; der Inhalt der Tagesaffichen enträthſelt euch das Treiben der Gegenwart. Ich will bloß von lezterem ein Beiſpiel geben. Ein ſonderbarer Aufzug feſſelte vor einigen Tagen meine Aufmerkſamkeit; ein langer Zug von Perſonen, deren Kleidung, Geſichter und Haltung ſie durchaus als der untern Volksclaſſe angehörend bezeichneten, ritt auf ziemlich gut ausſehenden Roſſen langſam durch die Stadt, eine Fahne an der Spitze, welche von einer Anzahl von Trompetern umgeben war, die ſchmetterten und lärmten, würdig der Poſaunen des jüngſten Gerichts. Bei den zahlreich herbeilaufenden Zuſchauern, welche den Zug begleiteten, konnte ich keine befriedigende Auskunft über die Bedeutung deſſelben erhalten; endlich wieß mich Jemand an die Straßenecke, wo unter den Affichen, welche den jungen, acht Fuß hohen Rieſen und die Gaſtvorſtellungen Obrys im Parktheater ankündigten, auch ein Zettel folgenden Inhalts ſich befand: „Le doyen et les membres de l'Archiconfrérie des S. S. Eloy et Guidon, Patrons contre la peste et les maladies des chevaux, désirant continuer la Devotion d'aller en pélerinage chaque année à Anderlecht, où repose le corps de S. Guidon, ont l'honneur de vous inviter à vous rendre le Mardi 9. Juillet 1840, à 6 heures précises, en l'Eglise du Sablon pour y chercher l'étendard de la Confrérie et de là se rendre en cortège à cheval ou autrement à Anderlecht où une Messe solennelle sera chantée à 8 heures à l'honneur du dit S. Guidon. — N. B. Indulgence de 60 jours est accordée chaquefois qu'on assiste aux offices de la confrérie, de même indulgence le jour qu'on s'y fait inscrire.“

Man denkt ſich leicht, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſeine Pferde vor Krankheit zu ſchützen, nicht unbenüzt vorbeiſtreichen wird, um ſo mehr, als Anderlecht ein freundliches Dorf iſt, welches kaum zehn Schuß weit von der Stadt entfernt liegt, und überdies der Ablaß vom Pabſte ſelbſt bewilligt iſt, und obendrein die Reliquien des Heiligen wirklich echt ſind, da die Kapelle, bereits im neunten Jahrhundert erbaut, ſie gleich nach ſeinem Tode aufgenommen; wie denn Belgien überhaupt das Glück hat, daß kein frecher Zweifel an der Echtheit ſeiner heiligen Gebeine nagen darf, da die meiſten derſelben bereits von Carl dem Großen geſammelt wurden. Den größten Theil der Wallfahrer und Mitglieder requirirt die Brüderſchaft des heiligen Guido aus den Fiakern und Lohnkutſchern von Brüſſel, deren Zahl ſich auf vierhundert beläuft, zum Theil auch aus den begüterten Bauern der Umgegend, welche im Beſitz von Pferden ſind. Von der hieſigen höhern Bürgerſchaft waren faſt gar keine Repräſentanten beim Zuge, wohl aber hörte ich, daß einige der ſchönſten Pferde einem bekannten Namen des hohen Adels angehörten, der ſich durch ſeine Kutſcher und Stallknechte bei der Brüderſchaft vertreten läßt. Daß der Zug an einem Dienſtag ſtattfand, zeigt, daß man ſich hier nicht auf die Sonn- und Feiertage beſchränkt; faſt jeden Tag finden öffentliche religiöſe Akte ſtatt, die ſehr oft nichts ſind als Demonſtrationen der Prieſterpartie.

Im Ganzen iſt die Haltung der Liberalen hier ruhiger, und mehr vertheidigend als angreifend, beſonders da ihre Zahl die kleinere iſt. Aber bei der ewigen Reibung können Exceſſe unmöglich ausbleiben. Schon daß die Geiſtlichen hier nicht, wie in Deutſchland, in Civilkleidung über die Straße gehen, ſondern, auch wenn ſie nicht in ihrer Amtstracht ſind, ſich doch durch einen dreigeſpizten Hut, durch eine alterthümliche Chauſſure ꝛc. auszeichnen, gibt zu allerlei Demonſtrationen Anlaß, und ich habe oft geſehen, daß ein ſolcher Mann in der einen Straße mit Ehrfurchtsbezeugungen, Handküſſen und dergleichen wie ein Heiliger überſchüttet wurde, während er in der nächſten Straße ſich wie ein Verbrecher durchſchleichen mußte, um den lauten Spottreden, mit denen man ihn begleitete, ſo ſchnell als möglich zu entgehen. Selbſt der päbſtliche Nuntius hat, als er, Brüſſel nach Rom beurtheilend, das erſte Mal in eigenthümlicher Tracht, von zwei Bedienten gefolgt, durch die Stadt ſpa-

Digitized by Google

zieren wollte, ein ähnliches Schickſal erfahren, und nur ein raſch herbeigerufener Fiaker konnte ihn von den beißenden Calembourgs befreien. Wie ungezogen und verächtlich auch ſolche Demonſtrationen, namentlich in dem Auge des Deutſchen erſcheinen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß alles dies ein kriegeriſches Manöver iſt, ein ewiges Angreifen und Abwehren, und daß weder die Einen noch die Andern loszuſprechen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Ausſichten.

Die erwartungsvolle Stille dauert bei uns noch fort, und wird, allem Anſchein nach, noch lange dauern. Auch die Muthmaßungen über die Dinge, die da kommen ſollen, haben einen ruhigen Charakter. Es ſind keine Strömungen und Stürme da, die ſchnelle Abhülfe fordern. So wiegt man ſich gern in ſüße Hoffnungen, die doch zum Theil enttäuſcht werden konnten, und zum Theil es werden müſſen. Denn wie kann ein Wille eines Menſchen allem dem, was man von Tilſit bis Trier hofft, entſprechen! Der neue König hat ſchon viel gethan. Er hat das perſönliche Vertrauen geweckt, indem er perſönliches Vertrauen gezeigt. Das Lebensblut pulst wieder lebhafter in den Adern, denn es bleibt nicht Alles durchaus Maſchine; durch die endloſe Verkettung unſeres Controllewеſens regt ſich eine menſchliche Ader. Wir hoffen Alle, die Polizeiwiſſenſchaft wird nicht für das Höchſte gelten, wo ein Monarch an der Spitze ſteht, mit ſo glühendem Geiſte für die höchſten Intereſſen der Menſchheit, und zugleich ein Monarch, der, der Sohn guter Väter, und aus einer Schule großer Erfahrungen hervorgegangen, ſeine Kräfte nicht einſeitig einer Richtung, einer Lieblingsneigung ſchenken wird. So greifen wir, in dieſer freudigen Erwartung, auch das Kleinſte, Unbedeutendſte auf, und wärmen und nähren es als ein Symbol einer glücklichen Zukunft. Es wird Ihnen lächerlich klingen, daß wir uns freuten, als man am Tage vor dem Begräbniß die Drahtgitter des Luſtgartens abnahm und dem Volke erlaubte, auf dem ſo ſorgfältig gehüteten Raſenplatze zu gehen und zu ſtehen, und den Kindern, darauf zu ſpielen. Die Einzäunung war nur vernunftgemäß, und die Freigebung war nur durch zufällige Umſtände herbeigeführt; aber es war für das Gefühl erquickend. Wir nahmen es als Symbol, daß die furchtbare Regelrechtigkeit, die polizeiliche Beoberaufſichtigung unſerer unſchuldigſten Bewegungen, dieſe, wenn auch vom wohlwollendſten Sinne gezogenen Schranken um unſer Thun und Laſſen denn doch möglicher Weiſe einmal aufhören können, daß man zur Einſicht kommen könne, daß wir für Vieles erwachſen ſind und für uns ſelbſt ſorgen mögen. Was wir vom Privatcharakter des Kronprinzen wußten, berechtigt uns zur Zuverſicht, daß der König dieſes Gefühl eher nähren als unterdrücken wird. Wer die grenzenloſe Aengſtlichkeit unſerer Zeitungen verfolgt, wie alles Inländiſche, auch das Beſte und Rühmenswürdigſte, nur verſteckt, beiläufig geſagt werden durfte, wie Alles, was den Hof, den König und die Prinzen betraf, mit Argusaugen behütet wurde, aus Furcht, daß irgend eine Aeußerung, auch nur die Erwähnung eines gleichgültigen Faktums, Mißfallen erregen könnte, der wird jezt ſchon einen Fortſchritt zum Beſſern bemerken. Schon das erſte Zeitungsblatt brachte den König perſönlich vor ſein Volk. Wie er ausſah, wie er ſprach, wie er dem Magiſtrat die Hände gedrückt, wie er geweint und ſeine Freunde umarmt, ſtand gedruckt in einer in Berlin erſcheinenden Zeitung zu leſen; es war für das Gefühl ſo überraſchend als erquickend. Vierzig Jahr lang hatte das Volk ſeinen Monarchen gleichſam nur hinter einer Gardine erblickt, aus der er nur in den unvermeidlichſten Augenblicken als König hervortrat. Und Alle wußten doch, daß er auch als Menſch ſich nicht zu ſcheuen habe.

Verſchweigen darf ein aufrichtiger Korreſpondent nicht, daß bei dieſen mannigfachen Hoffnungen auch Befürchtungen ſich regen. Freilich gründen ſie ſich allein auf die bekannte Vorliebe, die der König als Kronprinz unverholen für mittelalterliche Inſtitution gezeigt; aber die Anekdote von dem Geſpräche Friedrich Wilhelms mit Humboldt, obgleich nur erfunden, iſt doch gewiß in ihrer Weſenheit wahr. Ein wahrer König, der für ſeine Nation fühlt und ſich für ihren erſten Vertreter erkennt, kann nicht mehr der Sympathie für einen Stand alle Rückſichten opfern. Was Friedrich der Große ausſprach, daß nur der Adel gute Offiziere liefere — eigentlich nur Infanterie- und Küraſſieroffiziere, denn bei den Huſaren und der Artillerie ließ auch er gern Bürgerliche gelten — wird doch ſelbſt der eingefleiſchte Ariſtokrat heut zu Tage nicht mehr im Ernſt zu behaupten wagen. Man muß daher ſehr vorſichtig ſeyn gegen die Anekdoten, die von Mund zu Munde gehen; zugleich aber dürfen wir das nicht vergeſſen, daß es im Intereſſe der aſpirirenden Partei liegt, dem neuen König vor dem Publikum einen ſolchen Schein zu geben, wie ſie ſelbſt wünſcht, daß es zu ihrem Vortheil Wahrheit wäre. Warum nicht auch Gerüchte aufbieten, wo die Erdichtung ſich als bereitwillige Partiſanin jeder hartnäckigen Partei darbietet? Das verſtändige Publikum hält ſich an die wenigen offiziellen Fakta; dieſe zeugen dafür, daß Preußens neuer König über dem warmen Eifer für das Gutachtete nicht die umſichtige Prüfung vergißt. Er billigt gewiß vieles von dem nicht, was er vorfindet, aber er läßt es beſtehen, bis er von dem Beſſeren ſich überzeugt hat und die Männer dafür findet, es in's Werk zu ſetzen. Wenn die Furcht begründet war, daß der königliche Wille wirklich einen Mann zum Miniſter des Unterrichts zu ernennen beabſichtigt habe, der zu dieſem unendlich wichtigen Poſten nur einen uralt hiſtoriſchen Namen und pietiſtiſche Geſinnungen mitgebracht hätte, und wir, daß er es nicht wurde, der Rechtlichkeit dieſes Mannes verdanken, der ſich ſelbſt nicht dem Amt gewachſen hielt, ſo hat der König auf der andern Seite im ehemaligen Kriegsminiſter von Boien einen der rechtlichſten und unbeugſamſten Vertreter des Fortſchrittes ſo eben wieder in ſeine Dienſte berufen. Dieſe eine Ernennung wiegt auf und gleicht vieles aus, was wir fürchteten, und von dem das Meiſte doch nur in der erhizten Einbildungskraft beruht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 21.

Sonnabend, 1. Auguſt 1840.

[261] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Deutſche Vierteljahrs-Schrift

für 1840.

3tes Heft oder Juli bis September.

Inhalt: Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der politiſchen Oekonomie. — Oekonomiſch-politiſche Fragmente von Gentz. — Die deutſchen Reiſebeſchreiber über Italien. — Die franzöſiſchen Departementsräthe (Conseils généraux) und die deutſchen Provinzialſtände. — Zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt. — Hiſtoriſcher und politiſcher Proteſtantismus. — Ueber die Haupterſcheinungsformen der Sucht ſchnell und mühelos reich zu werden, im Gegenſatze des Mittelalters und der neuern Zeit. — Gedanken über moderne und ſchöne Literatur. — Ueber das deutſche Vereinsweſen. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[249] Neue Verlagswerke von **J. Engelmann** in Heidelberg ſind in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Kreuznach, ſeine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächſt für Kurgäſte. Von Dr. Carl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlſtichen. In elegantem Umſchlag brochirt. 8. 2 Thlr. 6 gr.

CREUZNACH, ses sources minérales et leur mode d'administration. Principalement à l'usage des personnes qui prennent les eaux, par le Docteur C. Engelmann, médecin practicien à Creuznach. Traduit du manuscrit allemand par Fr. Nusbaum, Docteur en philologie. Orné de trois gravures sur acier et d'une carte des environs de Creuznach. 2 Thlr. 6 gr.

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, ſeines milden Klima's wegen, beliebten Winteraufenthaltsort in Ober-Italien. Beſonders auch für Aerzte, entworfen von Dr. E. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Worcell, Ehrenmitgliede des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan. broch. 1 Thlr. 8 gr.

MANUEL FOR TRAVELLERS TO HEIDELBERG and its environs. Third edition of the description of Heidelberg, Mannheim etc. by Helmina v. Chezy, worked out and improved after a new plan. A guide for foreigners and natives. With an appendix and the panorama of the Heidelberg castle maps and plans. Cart. 1 Thlr. 8 gr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Feſtgeſchenk für edle und gebildete deutſche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weiſe. Mit einem Stahlſtich. Cart. 12. 1 Thlr. 15 gr.

Chriſtliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geſchlechts. Von A. Schoppe geb. Weiſe. 12. 1 Thlr. 8 gr.

In einer Zeit, wo ſo Viele darauf hinarbeiten, ſowohl die chriſtliche Lehre, als Geſinnung zu untergraben, dürften dieſe Erzählungen aus der Feder einer Amalie Schoppe, geb. Weiſe, gewiß Vielen höchſt willkommen ſeyn. Wie hoch ſie den wahren Chriſtenſinn hält, wenn er ſich nicht blos in Worten, ſondern in Werken zeigt, thun dieſe trefflichen Erzählungen dar, deren jeder ein Spruch der Bergpredigt zum Grunde gelegt und als Motto vorangeſtellt iſt. Ueber den Beruf der Verfaſſerin zu Schriften der Art noch etwas ſagen zu wollen, wäre höchſt überflüſſig, da 140 Bände von ihr, mit gleicher Gunſt vom Publikum aufgenommen, wohl zur Genüge für ihr Talent ſprechen. Familien, die es wahrhaft gut mit ihren Kindern meinen, empfehlen wir mit vollſter Ueberzeugung dieſe ausgezeichnet chriſtlich-moraliſchen Erzählungen.

Feſtgabe in zehn neuen dramatiſchen Spielen für die deutſche Jugend. Von Lina Reinhard. 12. 1 Thlr.

Cornelia. Taſchenbuch für deutſche Frauen auf das Jahr 1840. (Unter den ſchönen 7 Stahlſtichen, das vortrefflich geſtochene, ſehr ähnliche Portrat des Herausgebers Dr. A. Schreiber. Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curio, Lina Reinhardt, Bernd von Guſeck, A. v. Schönau ꝛc. 2 Thlr. 16 gr. (Die früheren Jahrgänge zu herabgeſetzten Preiſen.)

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogeſen. Geſammelt von Dr. A. Schreiber. 2 Bändchen. 2 Thlr. 16 gr. Einzeln à 1 Thlr. 8 gr.

Dieſelben auch in engl. und franz. Sprache mit vielen Kupfern. à 3 Thlr. 4 gr.

HISTOIRE ET DESCRIPTION D'AIX-LA-CHAPELLE, de Borcette et de Spa, par A. Schreiber. 2me

Digitized by Google

édition. Revue etc. par le Docteur Tietzel. broch. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Leonhard, K. C., Ritter von, Geheimer Rath und Profeſſor an der Univerſität Heidelberg: Grundzüge der Geologie und Geognoſie, Lehrbuch für öffentliche Vorträge, beſonders in Gymnaſien und Realſchulen, ſowie zum Selbſtſtudium. Mit Tafeln. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. broch. 3 Thlr.

Handbuch für Reiſende nach Heidelberg und in ſeinen Umgebungen. Dritte, nach neuem Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ꝛc. Von Helmina von Chezy. Mit Panorama vom Heidelberger Schloſſe, Karten und Planen. Gebunden. 1 Thlr. 12 gr.

Die Donaureiſe von der Einmündung des Ludwigs-Kanales bis Konſtantinopel, Handbuch für Reiſende von Ulm bis Wien, Preßburg, Peſth, Konſtantinopel, dem Archipelagus, Griechenland, über die joniſchen Inſeln nach Italien. Als Fortſetzung der Reiſehandbücher in die Schweiz und am Rheine von Dr. A. Schreiber. Mit den Excurſionen: 1) Von Ulm nach Hohenſchwangau; 2) von Linz nach dem Salzkammergute; 3) nach den Bädern von Mehadia; 4) von Konſtantinopel nach den ruſſiſchen Häfen am ſchwarzen Meere ꝛc. Nebſt den Poſtſtraßen von Ulm nach Semlin, ſonſtigen nützlichen Notizen, einem Anhange geſchichtlicher Gemälde und Sagen, und einigen Nachrichten über den Aufenthalt Lord Byron's in Griechenland. Mit 2 Stahlſtichen und 2 Karten. Gebunden. 2 Thlr. 16 gr.

Taſchenbuch für Schnellreiſende auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen, am Rhein, in Belgien und Holland, im ſüdlichen Deutſchland, im Elſaß und der Schweiz. Mit einem fortlaufenden Atlas der Routen des Laufs der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffe, und einem kurzen begleitenden deutſchen und franzöſiſchen Texte, mit näherer Beziehung auf die Handbücher für Reiſende von Dr. A. Schreiber. Erſtes Bändchen. Unter dem Titel: Taſchenbuch für Dampfſchifffahrt zwiſchen Rotterdam und Baſel. Kurze Andeutungen für Schnellreiſende in Beziehung auf die ausführlichen Reiſebücher von Dr. A. Schreiber. Mit einem fortlaufenden Routen-Atlas des ganzen Laufs der Dampfſchiffe von Rotterdam an bis Baſel. Mit deutſchem und franzöſiſchem Texte. 12. Geb. 18 gr.

Von vielen der folgenden Werke ſind die Preiſe bedeutend herabgeſetzt:

Schreibers Handbuch für Reiſende am Rhein, von ſeinen Quellen bis Holland, in die ſchönſten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. 4te Auflage. Mit 3 Karten von Dr. Streit. 2 Thlr. 16 gr.

— **Auszug aus dieſem Handbuche**, enthaltend die Reiſe von Mainz bis Düſſeldorf und in die Bäder des Taunus ꝛc. Nebſt einem Anhange. 2te Auflage. Mit 1 Karte. 1 Thlr. 8 gr.

— **Anleitung für Reiſende** durch Baden, Würtemberg, Baiern und der Pfalz, in dem Elſaſſe und der Schweiz, Tyrol, Salzburg ꝛc. Mit 2 Karten. 2 Thlr. 16 gr.

— **Handbuch für Reiſende** in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Baiern. Als Fortſetzung des Handbuchs für Reiſende am Rhein ꝛc. Mit 1 Karte. 1 Thlr. 4 gr.

Hellers Handbuch für Reiſende in Franken ꝛc. Mit 1 Karte. 1 Thlr. 8 gr.

Jägers Handbuch für Reiſende in den Neckargegenden und dem Odenwalde ꝛc. 1 Thlr. 8 gr.

Streits Handbuch für Reiſende durch Deutſchland und den wichtigſten Städten der Nachbarſtaaten ꝛc. Mit 1 Poſtkarte. 3 Thlr. 8 gr.

Wegweiſer durch den Schwetzinger Garten. Mit 1 Plane. 12 gr.

Faſt ſämmtliche Reiſebücher ſind auch in franzöſiſcher und engliſcher Sprache zu haben.

C. Geibs Sagen der Rheinlande. 2 Bändchen. Mit vielen Kupfern. Einzeln à 2 Thlr., zuſammen genommen 3 Thlr. 16 gr.

Wilhelmis Beſchreibung der 14 alten deutſchen Todtenhügel welche bei Sinsheim, im Großherzogthum Baden, geöffnet worden ſind. Mit Abbildungen. 1 Thlr.

(Auch franzöſiſch um denſelben Preis.)

PANORAMA DE LA VILLE DE PARIS. Orné de 12 vignettes et d'un joli plan col. 1 Thlr. 8 gr.

Dr. J. B. Engelmanns erneuerter Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein. Mit 50 Abbildungen. 2 Thlr. 16 gr.

(Auch franzöſiſch um denſelben Preis.)

— **Xenion.** Gabe der Erinnerung an Heidelberg. Mit 10 Anſichten. 22 gr.

(Auch franzöſiſch um denſelben Preis.)

Daſſelbe in engliſcher Sprache mit 6 Kupfern. 4. 1 Thlr. 8 gr.

RICHARD, Guide du Voyageur en france etc. Avec une Charte. 1 Thlr. 8 gr.

— Guide classique du voyageur en Europe. 2 forts vol. et atlas. 2e edit. 7 Thlr. 8 gr.

THE CHOURIST'S POCKET JOURNAL new. edit. 16 gr.

Maleriſche Anſichten des Rheins, der Moſel, der Haardt- und Taunusgebirge ꝛc. 72 Blätter in Fol. ſchwarz 16 Thlr. Vor der Schrift 24 Thlr.

(Einzelne Blätter ſind auch zu haben.)

Maleriſche Reiſe nach Heidelberg. 10 Blätter, gez. und geſt. von Meyer ꝛc. Fein ausgemalt. Nebſt dem nöthigen Texte. Groß Fol. in Portefeuille. 23 Thlr. 8 gr. Einzeln 2 Thlr. 16 gr.

(Iſt auch mit franzöſiſchem Texte zu haben.)

---

[260] In dem Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anſichten

über den

Geſangbuchs-Entwurf

für die evangeliſche Kirche Württembergs.

Zur Ausgleichung verſchiedenartiger Wünſche und Vorſchläge.

Zugleich ein Beitrag zur deutſchen Hymnologie.

Von

Albert Knapp,

Archidiaconus an der Stiftskirche zu Stuttgart.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[244] In der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen und Novellen

von

Guſtav Nieritz.

1ſter und zweiter Band. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Die Vertriebenen. — Schuld und

Büßung. — Der Schwede auf Rügen. — Der Wundarzt. — Die Incognito's.

Veilchen

für ſeine Freunde nah und fern.

Von **Carl Maien.**

(Eine Sammlung Gedichte.) 8. broch. 12 Gr.

[238] In der **J. G. Cotta**'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland,

Ein Tagblatt

für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat Juni 1840.

Größere Aufſätze.

Das brittiſche Colonialreich. — Die Daiaks in Borneo. — Ferdinand Joſe Artigas. — Die Ruinen in den Carolinen. — Statiſtiſche Notizen über die Cycladen: Nio; Melos; Pholegrandos; Sikynos; Antimelos; Polino; Kimolo; Syphanto. — Die Pferde in Chiwa. — Mittheilungen aus einem Reiſetagebuch über Java. 1) Ankunft vor Surabaya. 2) Surabaya. — Bemerkungen über den Ackerbau in Sicilien. — Alterthümer in Cervetri. — Der Handel von Malaga und Motril. — Die indiſchen Frauen: Harem oder Zenana. — Die Debatte im engliſchen Parlament über die Korngeſetze. — Türkiſche Waſſerleitungen. — Der Sklavenhandel in Braſilien. — Ueberſicht der neuen geographiſchen Entdeckungen; Amerika. — Beludſchiſtan (Mit einer Karte). 1) Das Land und ſeine Bewohner. 2) Neuere Verhältniſſe. — Engliſche Colonialzuſtände: Die Canada-Bill. — Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche. — Die Bevölkerung Portugals. — Poltawa und Kleinrußland. Die Begräbnißgrotte von Mapimi. — Ein Beſuch der Ruinen von Kteſiphon. — Die Extreme in Ungarn. — Die holländiſche Geſandtſchaft an den König von Aſhantee im Jahr 1856–57. — Die Miſſionen in Neuſeeland. — Die Grotte von Cacahuamilpa in Mexico. — Ein Blick auf die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur. — Die engliſche Staatskirche in den Colonien. — Etwas über Miſſionen und Miſſionäre. — Naturgeſchichtliche Bemerkungen aus Braſilien. 1) Landplattwürmer. 2) Die Luftſpinne; die Schmarotzerſpinne; die geſellige Kreuzſpinne. — Franzöſiſche Colonialzuſtände: Das Journal Outremer. — Brittiſcher Holzdiſtrict auf der Honduraskuͤſte. — Die geheimen Geſellſchaften der Chineſen. — Der Verfall von Bagdad. — Fanny Elsler in Nordamerika. — Benützung des Rhonedelta's. — Ueber die Beſchiffbarkeit des Indus.

Chronik der Reiſen.

Reiſe zu den Mordwinen im Gouvernement Kaſan.

Kleinere Mittheilungen.

Hawkſhaw über foſſiles Holz. — Temperatur des algieriſchen Küſtenlandes. — Hydrographie des Canals. — Kohlſpinat und Kohlſpargel. — Merkwürdige Goldgeſchiebe. — Die Sumachpflanzungen in Sicilien. — Franzöſiſche Handelsunternehmungen nach Abyſſinien. — Die große Vaſe von Präneſte. — Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel Gorée. — Monographie der Farrenkräuter. — Wiſſenſchaftliche Commiſſion in Algier. — Stephens Reiſe nach Guatimala. — Erdbeben in Oceanien. — Die Bewohner der ruſſiſchen Colonien. — Richtung der Luftſchiffe. — Gold und Silberertrag der ruſſiſchen Bergwerke. — Tod des provençaliſchen Dichters Dioulouſet. — Opiumeinfuhr und Verbrauch in England. — Normanniſche Alterthümer in Braſilien. — Gaſparino's Mordmeſſer. — Fund alter engliſcher Münzen. — Dießjährige Zuſammenkunft der italieniſchen Naturforſcher. — Reiſe der Aſtrolabe. — Medaillenaustheilung der engliſchen geographiſchen Geſellſchaft. — Ausgrabungen im Parthenon und der Akropolis von Athen. — Notiz über die Reiſen des Lieutenants Wood. — Preiſe der franzöſiſchen Akademie. — Auswanderung nach Canada. — Ueberſetzung Shakſpear's ins Polniſche. — Der Stamm der Tſchongs in Siam. — Der Toreador Montes. — Sonderbares Grab in einer Eiche. — Geſchichtliche Arbeit Uſtrialows. — Vulcaniſche Erſcheinung im Dep. du Nord. — Vervollkommnung der Lithographie. — Neue antarktiſche Expedition. — Beleuchtung unter dem Meere. — Erdbeben in Polen. — Das Queckſilberbergwerk zu Almaden. — Räubereien in Rußland. — Auffindung von Champollions nachgelaſſenen Werken. — Verminderung des Wagengeräuſches durch Holzräder. — Beiſpiel von Saponification. — Denkmal für Ludwig den Heiligen in Tunis. — Auffindung eines Werks von Euſebius. — Erdbeben in Frankreich.

Inhalt des Literaturblatts.

Miß Grace Kennedy. — Zwei politiſche Komödien. — Neugriechiſches: Abſchiedslied; die Wahrzeichen; zweizeilige Lieder. — Zehn Jahre ſpäter in der Literatur. Von Ste. Beuve. — Gedichte von Shelley und Coleridge. O there are spirits; bei Conſtanzens Geſang; in einem Concertſaal; an eine Dame mit Falconers „Schiffbruch"; Liebeserinnerungen. — Die britiſchen Dichter des 19ten Jahrhunderts. — J. Janin über Hrn. v. Balzacs Vautrin. — Hegeſippe Moreau. — Däniſche Literatur: Oehlenſchläger. — An die ewige Liebe. Von Shelley. — Der Traum. Nach dem Portugieſiſchen des blinden Dichters Dr. Antonio Feliciano de Caſtilho. — Gedichte von Don Manuel de Breton de los Serreros. — Ueber die Volksgeſänge der Zaporoger-Koſaken.

[250] Die

Buchdruckergeſchichte Ulm's

zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt geſchrieben

von

Dr. Konrad Dieterich Haßler,

Prof. am K. Gymnaſium daſelbſt.

Mit neuen **Beiträgen zur Kulturgeſchichte**, dem **Facſimile** eines der **älteſten und merkwürdigſten Drucke** und vielen **artiſtiſchen Beilagen** insbeſondere zur Geſchichte der **Xylographie.**

4. cart. 3 Rthlr. oder 4 fl. 36 kr.

Es iſt dem Verfaſſer gelungen, einen uralten Druck aufzufinden aus der Kindheit der Kunſt und einzig in ſeiner Art, einen Druck zwar bereits mit beweglichen Lettern, die jedoch noch zum großen Theil die Behandlung mit der Hand verrathen, und welcher nur erſt auf einer Seite des Papiers ausgeführt iſt. Ein treues Facſimile dieſes merkwürdigen Druckes macht ſeine Anſchauung und Beurtheilung allgemein möglich.

Ferner wird hier einer der erſten Drucker, und der erſte zu Ulm, **Ludwig Hohenwang**, in ſeiner reichen Beziehung zu Kunſt, Wiſſenſchaft und Geiſtesentwicklung während eines mehr als vierzigjährigen Wirkens aufgezeigt, und zwar als Formſchneider durch zum großen Theil bisher noch nicht beachtete Holzſchnitte, welche einestheils den erſten aber beſten Anfängen angehören, anderntheils noch vor Albrecht Dürer auf einer Höhe ſtehen, welche in Rückſicht auf Erfindung und Ausführung für jene Zeit von andern nicht erreicht iſt;

ſodann durch Drucke, die in einem Manne die Geſchichte der Kunſt von ihren roheſten Anfängen bis zu ihrer vollkommenſten Entwicklung darſtellen,

Google

und endlich als Gelehrten in mehreren für Sprachforſchung wichtigen Ueberſetzungen, ſowie ausgezeichnet durch ſeinen Anſchluß an die humaniſtiſche Richtung und beginnende reformatoriſche Thätigkeit der edelſten Zeitgenoſſen.

Dieſen allgemeinen Werth der Geſchichte der Buchdruckerkunſt zu Ulm erhöht noch ein zum erſtenmal vollſtändiges Verzeichniß der Incunabeln, die aus Ulmiſchen Offizinen hervorgingen.

Iſt ſomit dieſes Werk jedem Freunde der großen deutſchen Erfindung von Wichtigkeit, ſo kann es der Geſchichtsforſcher und Geſchichtsfreund, der Bibliograph und Bibliothekar, der Gelehrte und der Künſtler nicht vermiſſen, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß wir Allem aufgeboten haben, um durch die Ausſtattung wie durch die vortrefflich ausgeführten artiſtiſchen Beilagen, darſtellend Proben Hohenwangſcher Holzſchnitte und verſchiedene Alphabete, dem Inhalte des Werkes in jeder Hinſicht zu entſprechen.

Das Titelblatt giebt ein getreues Bild der prachtvollſten Druckart jener Zeit, wogegen die Namen der geehrten Abnehmer auf einem in Stahl geſtochenen, die Verdienſte Ulms um die Typographie und Xylographie darſtellenden Erinnerungsblatt eingetragen werden, und dadurch erhält das Werk für jeden Erwerber und ſeine Angehörigen noch ganz perſönlichen Werth eines individuellen Denkmales.

Zur zahlreichen Abnahme dieſer nach ihrem Inhalt höchſt intereſſanten und durch ihre Ausſtattung ausgezeichneten Jubelſchrift ladet ein:

Ulm, 1840.

Stettin'ſche Buchhandlung.

---

[255] In dem Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Pascals Leben

und der

Geiſt ſeiner Schriften,

zum Theil nach neuaufgefundenen Handſchriften

mit Unterſuchungen über die Moral der Jeſuiten,

von

Dr. Hermann Reuchlin.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Der Verfaſſer hat ſich durch ſeine Geſchichte von Port-Royal und durch das glückliche Wiederauffinden der Familien-Papiere der Pascal-Perier berufen geſehen eine gründlichere und umfaſſendere Biographie dieſes Mannes zu ſchreiben. Pascal iſt in mehreren Gebieten des Geiſtes als Klaſſiker anerkannt und ſtand voran unter den Männern, welche die wichtigſten Intereſſen ſeines Jahrhunderts verfochten, daher ſein Leben und ſeine Schriften bei den Gebildeten aller Zeiten lebhafte Theilnahme finden mußten. Für unſere Tage haben ſie eine ganz beſondere Bedeutung; mit den unwiderſtehlichen Waffen ſeines Scharfſinns und ſeines Witzes, mit unvergleichlichem Erfolge hat er eine jeder freieren Entwicklung der Menſchheit feindſelige Macht bekämpft. Vor Allem aber ſteht Pascal, in ſeinem Leben, wie in ſeinen Schriften, vor uns als einer der auserwählten Träger der Wahrheiten, von welchen die Menſchheit ſelbſt getragen wird. Wie dieſer Beruf der Mittelpunkt ſeines Lebens war, ſo hat es auch vorliegende Biographie ſich zur erſten Aufgabe gemacht, ihn darin zu erfaſſen und von da aus die ganze Entwicklung dieſes großen Geiſtes zu verfolgen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[264] Leipzig, bei Hinrichs iſt erſchienen und zu haben:

Conversations-Taschenbuch

für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehre und im geselligen Umgange gebräuchlichen Ausdrücken bekannt zu machen. (Nach Frau von Genlis.) In sechs Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch und Russisch. 7te umgearb. u. verm. Aufl. 16. cart. 1½ Thlr.

Dasselbe in sechs Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch. 7te umgearb. und verm. Auflage. 16. cart. 1½ Thlr.

Wagner, Dr. K. Th.,

Handbuch für Reiſende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland. Eine Fortſetzung zu Stein's Reiſen nach den Hauptſtädten von Mittel-Europa. Mit 1 Reiſekarte und 4 kleinen Städteplänen. 8. (20½ Bogen) in engl. Leinwand gebunden. 1⅔ Thlr. roh 1½ Thlr.

Je mehr die Verbindung mit den nordiſchen Reichen erleichtert wird und die Zahl der dahin Reiſenden anwächst, deſto fühlbarer wird das Bedürfniß eines handlichen und zuverläſſigen Führers. Dies Werkchen wird nach dem Urtheile der Kenner allen billigen Erwartungen entſprechen.

---

[211] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Der Orient

in ſeinem

gegenwärtigen Zuſtande

mit

Rückblicken auf die Vergangenheit,

dargeſtellt

in einer Reiſe über Konſtantinopel, Kleinaſien, Syrien und Paläſtina.

12. Wien 1840. In Umſchl. broch. Preis 1 Rthlr. ſächſ.

Der Orient hat in der neueſten Zeit wieder ein ſolches Intereſſe erlangt, daß ein compendiöſes Werk, wie obiges, welches in einfacher, angenehmer Darſtellung eine vollſtändige Kenntniß der wichtigſten jetzt beſtehenden Verhältniſſe deſſelben in geographiſch-hiſtoriſcher und topographiſcher Hinſicht zu gewähren verſpricht, der Leſewelt nicht anders als höchſt willkommen ſeyn kann. Unſere Reiſebeſchreibung umfaßt die auf dem Titel genannten Länder in der Weiſe, daß alle von dem Reiſenden berührten Gegenden und Orte mit genauer Berückſichtigung deſſen, was ſie Wichtiges und Merkwürdiges enthalten, auf eine lehrreiche und anziehende Art beſprochen, und nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande dargeſtellt werden. Wir glauben daher das Werkchen allen Gebildeten als eine zugleich belehrende und unterhaltende Lektüre beſtens empfehlen zu können.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Auguſt 1840.

Jede zarte Blume der Bekanntſchaft
Pflanzet ſchon der Trennung Dorn in's Herz.

Herder.

Die Touriſten.

III.

Es iſt ungefähr drei Jahre her, daß ich an einem ſchönen Morgen von Chamouni nach Martigny im Wallis gehen wollte. Viele andere Touriſten machten es an dieſem Tage ebenſo. Alle hatten Maulthiere, ich allein war zu Fuß; Fußgänger haben in den hohen Bergen und tiefen Thälern einen entſchiedenen Vortheil vor andern Reiſenden durch Schnelligkeit und Unabhängigkeit. Auf dem Weg gingen mehrere Gruppen Reiſender, mit und ohne Damen, in einiger Entfernung von einander. Ich erreichte bald die mir nächſte Geſellſchaft, und bei ihr wäre ich gerne den ganzen Tag geblieben, denn es ritt da ein ſehr anmuthiges, ſchönes Mädchen. Soviel iſt aber gewiß, auf dergleichen Reiſen ſind die Männer eindrucksfähiger als ſonſt. Das Gefühl erhält einen romanesken, abenteuerlichen Schwung, das Herz geht ſchneller und leichter auf und iſt entſchieden zärtlicher; Frauen ſcheinen einem mehr denn ſonſt der Huldigung würdig. Ueberdies treten hier die hindernden Ehegedanken nicht ein; das Gefühl kann ſich freier und unabhängiger regen. An dieſer Claſticität iſt allerdings die großartige, immer wechſelnde Natur und die reine Gebirgsluft mit ſchuld. So aber ſind nicht bloß Männerherzen geſtimmt, auch die Mädchen erhalten unter ſolchen Umſtänden einen Reiz, den ſie in einem Salon ſelten haben. Das Mädchen iſt zuerſt ungekannt, einzeln, fern von liebenswürdigern und ſchönern ihres Geſchlechts. Es iſt eine Blume, die in einem reichen, prächtigen Blumenſtrauß verſchwinden würde, die aber voll Lieblichkeit und Anmuth erſcheint, wenn ſie auf einſamer Stelle blüht und duftet. Auf einer Gebirgsreiſe kommt man ſich bald durch eine Menge Umſtände näher; kleinere oder größere Aufmerkſamkeiten, Geiſtesgegenwart, Muth und Kraft des Mannes ziehen das Mädchen an oder machen ſie wenigſtens mittheilender als gewöhnlich.

Die Umſtände waren mir recht günſtig, denn das Maulthier, auf dem das Mädchen ſaß, ſezte mit ungewöhnlichem Unverſtand den Fuß auf einen wankenden Stein und ſtrauchelte. Wiewohl es nun damit gar keine Gefahr hatte, ſo ſprang ich doch herbei und nahm das Thier beim Zügel, zumal es ſich nach ſeiner Art in den Kopf ſezte, ganz dicht an der über Granitblöcke wegbrauſenden Arve wegzugehen. Sie dankte freundlich und ließ es geſchehen, daß ich das Thier fortan am Zaume führte und dabei dicht am Waſſer hinging. Unglücklicherweiſe war kein Abgrund da. Bei dem Tourgletſcher hielten wir. Vor uns lag die tiefe, enge und wilde Thalenge, wo das Chamounithal am Abhang des Col

Digitized by Google

de Balme endet. In dieſer Tiefe war noch dunkler Schatten; aber wenn wir hinter uns ſahen, zeigte ſich ſchon voller Morgenglanz. Die Sonne ſtand bereits in einiger Höhe und warf durch bläulichen Dunſt ihre Strahlen in die Thalvertiefungen und Schlünde, auf die kryſtallgezahnten Gletſcherſpitzen und die unzähligen Felſennadeln von Bois, Boſſons und Taconnay; die Arve und ihre bewachſenen Inſeln lagen noch im Schatten, und eben drang die Sonne am Fuß der Breventwand dahin, wo die erſten Hütten von Chamouni ſtehen. — „Welch herrlicher Anblick!" ſagte das Mädchen, „ich möchte abſteigen." Ich half ihr; mit einer Hand machte ich den Steigbügel von ihrem Fuß los und mit der andern faßte ich die ihrige, und darauf geſtüzt, ſprang ſie leicht zur Erde. Dann ſezten wir uns auf einen Granitblock, das Maulthier aber hielt ich ſo am Zügel, daß es bei uns graſen konnte.

Es gibt auf Reiſen, und zumal auf Gebirgs- und Alpenreiſen, Augenblicke, wo betrachtende Bewunderung unvermeidlich iſt, darum aber gerade nicht leicht. Auch hier mußte bewundert werden, wir hatten uns ja deßhalb niedergeſezt; aber nach dem erſten ſtillen Beſchauen gerieth das Mädchen in Verlegenheit, ſich ſo allein mit einem Unbekannten zu finden, und ich erkundigte mich nach etwas, das mich jezt mehr intereſſirte, als ſämmtliche Berge und Gletſcher im Morgenglanz. „Sie ſehen, Fräulein, daß ſich hier der Weg theilt. Darf ich Sie fragen, ob Ihre Eltern ſich für den Col de Balme oder für die Tête noire entſchieden haben?" — „Ich weiß es wahrhaftig nicht," war ihre Antwort, und dabei wendete ſie ſich ab, um ihr Erröthen nicht ſehen zu laſſen; „aber gleich werden ſie ſelbſt da ſeyn. Ich glaube, dort kommen ſie ſchon."

Und wirklich kam die ganze übrige Caravane heran, die wir hinter uns gelaſſen hatten. Der Vater und die Mutter des Mädchens ritten voran, und man ſah, wie ſie ihre Maulthiere antrieben. Als ſie uns erreicht hatten, grüßte der Vater etwas ernſt und ſagte: „Nun müſſen wir uns entſcheiden, welchen Weg wir nehmen wollen;" und mich fragte er: „Und Sie, Herr, welchen Weg gehen Sie?" Dieſe hinterliſtige Frage wunderte mich weniger, als ſie mir ungelegen kam; denn Tags vorher hatte ich unklugerweiſe dieſem engliſchen Herrn geſagt, ich wolle über die Tête noire gehen, weil ich dies für klug hielt, denn dieſer Weg iſt leichter und bequemer als der andere, und man wählt ihn gewöhnlich, wenn Damen dabei ſind. Darauf erwiderte aber der Herr noch viel klüger, er habe ſich noch nicht entſchließen können, wie er es machen wolle. Meiner Eitelkeit war es nun klar, daß der Herr Vater, der mich bei Tiſch viel mit ſeiner Tochter ſprechen ſah, ſich einen Ausweg für alle Fälle frei halten wollte, und nun den Weg einſchlug, den ich nicht ging. Gar wohl verſtand ich die Bedeutung ſeiner Frage, und um wenigſtens meine männliche Würde zu retten, antwortete ich: „Wie ich Ihnen geſtern ſagte, ich war Willens über die Tête noire zu gehen," worauf er, einen Nachſatz fürchtend, mich ſchnell unterbrach: „Leider zieht mich der Col de Balme und ſeine herrliche Ausſicht ſehr an; dies thut mir in einer Beziehung recht leid, denn es bringt mich um das Vergnügen, länger in Ihrer Geſellſchaft zuzubringen; alſo glückliche Reiſe!" Ich erſchöpfte mich in gleich aufrichtigen Artigkeiten, und ſo ſchieden wir.

Da ſaß ich nun, ärgerlich über die ſchöne Natur vor mir, auf dem Granitblocke; die Natur ſchien mir nun gar nicht mehr ſchön. Chamouni kam mir düſter vor und die Boſſons fatal. Meine Betrachtungen über die Tyrannei der Väter waren eben im beſten Zug, als ein anderer Trupp Fremder ankam. Er beſtand aus drei Männern zu Fuß und einem mit Steinen beladenen Mauleſel. Es waren reiſende Geologen. Dergleichen ſind eine herrliche, gar anmuthige Geſellſchaft, aber nur für ſie ſelbſt; ich ließ ſie ziehen.

(Fortſezung folgt.)

Brüſſeler Briefe.

(Fortſezung.)

Lieſt man die katholiſchen Journale, ſo erſtaunt man, mit wie wenigem Aufwand von Talent man es hier wagen darf, für das *Alte* zu kämpfen; aber wie wird einem zu Muthe, wenn man den radikalen „Mephiſtopheles" zur Hand nimmt! Das Blut ſtieg mir oft vor Unwillen zu Kopfe, wenn ich ſah, mit welcher Gemeinheit der Geſinnung, mit welcher Hintanſetzung des ſittlichen Gefühls man für das *Neue* zu ſprechen ſich erfrecht. Eben weil der Kampf mit ſo ſtumpfen Waffen geführt wird, ſind die beigebrachten Wunden breiter und klaffender. Der Ultramontanismus hat hier keinen Görres, der die Tiara mit dem Glanz der Poeſie umgibt; die Liberalen haben keinen Armand Carrel, der durch das Erz ſeines Charakters dem Fluge der Rede einen Schwerpunkt gibt; Gendebien hat ſich zurückgezogen, de Potter iſt von der öffentlichen Meinung verdammt. Und doch war de Potters Hand eine der wenigen unentweihten, welche ihr Banner trugen. De Potter ſteht Armand Carrel weder an Talent noch an Geſinnung nach, wohl aber an Feſtigkeit, an Conſequenz. Armand Carrel war ein rein choleriſcher Charakter, de Potter hat zu viel

ſanguiniſchen Beiſatz; er iſt zu weich, um im ſtürmiſchen Meer als ein Fels rnhig und unbewegt zu ſtehen; er iſt ein zu guter Menſch, Gatte, Vater, Freund, um nicht momentanen Gefühlen nachzugeben. Nun aber de Potter ſchweigt und die wenigen andern Talente politiſche Aemter und Stellen gefunden und ſich von der Preſſe zurückgezogen haben, iſt leztere der Miſère heimgefallen. Ignoranz, Dummheit und Trivialität ſtreiten um die Gunſt der Maſſe.

Noch von einer Prozeſſion muß ich erzählen, von einer ganz andern, als die zu Ehren des h. Guido war. Zwar fehlte es dabei auch nicht an Trompeten und großer Begleitung, aber die Gebeine des Heiligen liegen nicht in Anderlecht, ſondern ſie werden in dieſem Augenblicke erſt abgeholt aus weiter Ferne, von einer einſamen Inſel, von St. Helena. Wir haben in Deutſchland auch unſere Napoleonsenthuſiaſten, und wenn die Mainzer ſich eben ſo oft damit rühmen, daß Napoleon ſie ſeine lieben Mainzer genannt hat, als die Prager, daß Mozart einſt ſagte: „nur die Böhmen verſtehen mich," ſo iſt dies freilich nicht ganz dem Charakter einer Stadt angemeſſen, deren Beſtimmung es iſt, die deutſchen Grenzen vor der Eroberungsſucht der Franzoſen zu ſchützen. Doch ſind die deutſchen Napoleoniſten dabei gute, ehrliche Chriſten; hier aber wird die Napoleonsanbetung bis zum Götzendienſt getrieben.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß das ſo katholiſche Brüſſel ſich darin auszeichnet, daß man jene ſchlecht geſchnizten, gemeißelten und gemalten Heiligenbilder, die in den katholiſchen Städten Deutſchlands zum Aerger des guten Geſchmacks in jeder Hausflur aufgeſtellt ſind, hier nur ſelten in einem Privathauſe ſelbſt der unterſten Stände findet. Die Anſchauung der unzähligen Meiſterwerke der Kunſt, mit welchen der Himmel Belgien geſegnet hat, ſcheint in der Maſſe einen Sinn für das Schöne hervorgebracht zu haben, der anderswo mangelt. Selbſt der gemeine Mann, von Jugend auf an den Anblick der Mutter Gottes und des heiligen Erlöſers in jenen Formen gewöhnt, wie Rubens, Van Eyk, Quentin Meſſys ꝛc. ſie in ſeiner Pfarr-, Stadt- oder Dorfkirche aufgeſtellt, ſieht in rohen, fratzenhaften Statuen und Bildern nur Karrikaturen, die ſeinen religiöſen Sinn beleidigen. Da die meiſten Gypsabgüſſe von Napoleons Büſte, die hier verkauft werden, nach Davids Meiſterwerk geformt ſind, ſo können ſie auch den Sinn für das Schöne nicht ſtören. Und ſo ſieht man überall, ſtatt der Heiligenbilder, die Statue des Kaiſers; auf jeder Hausflur ſteht Napoleon, auf jeder Etagère ſteht Napoleon; in den Schenken wie im Palaſte, bei dem ärmſten Schuhflicker wie bei dem reichſten Bankier, überall findet man Napoleon. Es gibt hier ein Napoleonscomité, welches aus lauter Mitgliedern beſteht, die unter Napoleon gedient haben. Dieſes Comité, welches ſich an jedem Abend verſammelt, um ſich in der Erinnerung an die Kaiſerzeit, und nebenbei auch in gutem Farobier zu berauſchen, unterläßt keine Gelegenheit, um die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen. Wohl wiſſend, welche Begeiſterung für den Kaiſer hier herrſcht, trachtet es, einen Theil dieſer Sympathie für ſich zu vindiziren und ſich ein Relief zu geben. So durchzog vor wenigen Tagen ein Ausſchuß dieſes Comité Nachts um eilf Uhr mit klingendem Spiel und brennenden Fackeln die Stadt; die alten Kaiſerlieder wurden im Chorus geſungen, die Fenſter öffneten ſich, das Volk ſtrömte hinzu, man zog auf die Grande Place und brachte dort ein Vivat. Dem Kaiſer? nein, aber dem Kapitän der Geſellſchaft, der ſein Namensfeſt an dieſem Abend feierte; denn dieſes und nichts anderes gab Gelegenheit zu dieſem Schauſpiel. Bis ſpät nach Mitternacht dauerte das Muſiciren, Singen und Jauchzen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Ausſichten.

Der nächſte große Actus, dem wir entgegenſehen, iſt die Amneſtie. Sie ſchien ſchon lange etwas Unvermeidliches. Daß alle Staaten ringsum, auch Oeſtreich, das ſie in ſo großſinniger Weiſe in Italien geübt, uns zuvorkommen mußten! Es lag aber in der Eigenthümlichkeit des verſtorbenen Königs, daß er auch vor Maaßregeln, zu denen ihn doch ſeine Herzensgüte von ſelbſt trieb, zurückſchreckte, ſobald die öffentliche Stimme ſie ihm als Pflicht vorſchreiben wollte. Hätte er es im Stillen thun können, ohne daß die Zeitungen davon Lärm gemacht, ſo hätte gewiß Niemand lieber und früher die Riegel der Kerkerpforten für die unglücklichen Demagogen geöffnet, als Friedrich Wilhelm der Dritte. Zwei Verbrechen begnadigte er ungern, und das eine davon war die Beleidigung der Majeſtät, eben weil ſie die Perſönlichkeit, die er in ſeinem keuſchen Sinne ſo gern vor den Blicken behütete, vor's Publikum brachte. Aber auch dieſen Widerwillen hätte der edle Verſtorbene gewiß überwunden, wo es Menſchenwohl und Verſöhnung galt, wenn er nicht den Schein einer Partheihandlung gefürchtet hätte. Er erſchrack gewiß in innerſter Seele bei dem Lobe, das alle Zeitungen dem öſterreichiſchen Kaiſer damals ſpendeten, wenn er daran dachte, daß ihm daſſelbe begegnen könnte. — Möchte das Verſäumte nun bald nachgeholt werden. Vieles läßt ſich nicht wieder gut machen. Die Lebensausſicht vieler Einzelnen, das Glück vieler Familien iſt auf immer zerſtört. Möchte auch, wenn der Actus erfolgt, die Begnadigung, die eine

Digitized by Google

vollſtändige ſeyn wird, nicht wieder dadurch getrübt werden, daß in demſelben Athem auch den gemeinen Verbrechern ein Erlaß ihrer Strafe gewährt wird. Gern gönnen wir ihuen dieſelbe; aber es iſt ein auderer Actus, verirrte Jünglinge wieder aufnehmen in den Kreis der freien Bürger, nnd ein anderer, aus dem Füllhorn königlicher Gnade das wohlverdiente Schickſal wirklicher Verbrecher erleichteru.

Wir hören aus Auſtralien von der freundlichen Aufnahme, welche unſere ausgewanderten Lutheraner dort gefunden haben. Man ſchäzt ſie vor allen Koloniſten wegen ihres Fleißes, ihrer Treue, Beſcheidenheit und frommen Lebensweiſe. Jezt würden dieſe Armen ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht zu der ſchweren, weiten Reiſe veranlaßt ſehen. Hier ſteht gewiß ein Rückweg zur Milde und Toleranz zu erwarten. — Was die Preſſe für ſich hoffen darf, wir wollen es abwarten. Der beſte Wille von Seiten des Königs iſt ganz gewiß vorhanden. Es war etwas Ueberraſchendes, unſere Zeitungen einige Tage lang voll des Lobes der Preßfreiheit zu finden. Freilich nur nachgedruckte Reden; aber auch dieſe durften ſonſt hier nur beſchnitten vor's Publikum treten. Die Uebel, welche unſere Cenſur in den zehn bis fünfzehn Jahren herbeigeführt, laſſen ſich nicht ſo bald wieder auswiſchen, auch wenn der König das freiſinnigſte Preßgeſez ertheilte. Ein friſcher Windſtrom reinigt zwar die Luft, in der Krankheit geherrſcht, die Gemüther erheben ſich wieder, aber Geiſt und Körper ſind noch ſchlaff. Da es längſt bekannt war, wie der Kronprinz über die Cenſur dachte, hofften Einige, was Andere befürchteten, daß eine vollkommene Preßfreiheit gleich nach dem Regierungsantritt werde gegeben werden. So, meinten die leztern, würde die freie Preſſe, nach dem bisherigen Zwange, ſich übernehmen, daß alsbald neue Preßbeſchränkungen nothwendig werden müßten. Thörigte Beſorgniß! Unſere Federn wurden ſtumpf; wir verlernten nicht das Schreiben, im Gegentheil, es wurde eine Kunſt daraus, unſere Gedanken in Worte zu verkleiden, die nur andeuteten, nicht ſprachen; aber die elaſtiſche Kraft ging aus. Wir ſahen das im Kleinen und Großen. Wie klangen unſere Proklamationen in der Kölner Streitſache! Wo erhob ſich nur eine Feder in der Kraft von 1815 gegen die hierarchiſchen Anmaßungen! Und das Gefühl war doch da. Res optima pessime gesta. Varnhagens von ſeinen Verehrern viel und hoch gerühmter Styl iſt gewiſſermaßen das Symbol, wohin es unſere Schreibkunſt gebracht hat. Sie kann Alles ſagen und ſtößt nirgends an, reißt aber auch nicht mit ſich fort. Populär in ihrer Tendenz, hat ſie ein Hofkleid angezogen, und kann überall präſentirt werden; aber in Sturm und Regen iſt ein Hofkleid ein ſchlechter Schutz.

Der viel beſprochene Johannistag, gefeiert durch alle Länder, wo deutſche Zunge klingt, iſt bei uns ſtumm vorübergegangen. Es wäre das Beſte, wenn man es dabei beließe. Warum wir nicht mitfeierten, dafür hat uns das Schickſal einen ausreichenden Grund gegeben. Was ſoll nun noch eine Nachfeier, nachdem an Aufzügen, Schauſpielen, Reden, Statuen, Gaſtgelagen an andern Orten Alles erſchöpft iſt? Hier käme demnach doch nur etwas Mattes zum Vorſchein. Unſere Wünſche ſind in Leipzig, Stuttgart, Frankfurt repräſentirt und ausgeſprochen worden; unſere beſondern Wünſche wären Elegien. Wie die Sache jezt ſich ſtellt, ſtößt man ſich überdies an eine Schwierigkeit, die nicht ſo leicht zu überwältigen iſt. Der König, wenn er frei, ohne Präcedenzen handeln könnte, bewilligte gewiß gern Alles, und vielleicht noch mehr, als man verlangte: Aufzüge der Zünfte, Fahnen, Glockengeläute und klingende Muſik, Toaſts und Reden und Volksſchauſpiele. Ein Volksfeſt im Sinne des Mittelalters, je bunter es wäre durch Trachten und Deputationen der getrennten Stände, würde ihn nur erfreuen. Aber nur mit äußerſtem Widerſtreben hatte der hochſelige König zuerſt etwas, dann etwas mehr nachgegeben. Die Oeffentlichkeit, der Charakter des Volksfeſtes war ihm etwas Peinliches; und entſchieden hatte er ſich gegen die kirchliche Feier ausgeſprochen, weil dieſelbe, ſo nahe auf das Reformationsfeſt folgend, ihm deſſen Bedeutung zu beeinträchtigen ſchien. Der pietätvolle Nachfolger kann hierin kaum mehr nachgeben. Alſo, da es für die Bedeutung des Feſtes und für die preußiſche Hauptſtadt zu wenig wäre, lieber die ganze Sache fallen laſſen, als einen matten Nachklang voller Töne. Die einzelnen Buchdruckereien haben übrigens das Feſt in der Stille jede für ſich begangen.

Der Stadt Berlin in ihrem Aeußern ſtehen gewiß große Veränderungen und Verſchönerungen bevor. Bildhauer und Architekten dürfen einer erſprießlichen Zukunft entgegenſehen. Friedrich des Großen Denkmal wird nicht das einzige bleiben, das ſich auf unſern Straßen erhebt. Das längſt erwogene Projekt einer Bewäſſerung der Rinnſteine durch fließendes Waſſer hatte ſchon am Kronprinzen einen eifrigen Vertheidiger, und es fragt ſich nur, ob die Fontainen durch Dampfmaſchinen oder durch Mühlwerke geſpeist werden ſollen. Die Mauer zwiſchen dem Halleſchen und Brandenburger Thor wird fallen, die Fleiſchzollgränzen werden ſich weiter über das Weichbild der Stadt erſtrecken. Der wüſte Exerzierplatz wird als Gartenanlage dem Thiergarten zurückgegeben, und die Stadt wird ſich am rechten Spreeufer nach den Pulvermühlen und Moabit zu erweitern. Im königlichen Schloſſe wird ein innerer Anbau im Hofe zur zweckmäßigen Erweiterung der königlichen Wohnung vorgenommen. Aber auch bei dieſen Projekten hat man ſich vor keiner Uebereilung zu fürchten, eben ſo wenig als vor einem Zwang, wie wir bauen ſollen, ſchön, mittelalterlich oder charaktermäßig. Im Gegentheil wird der lebendige Sinn des Königs für alles Schöne, wie es ſich auch geſtalte, eine Mannigfaltigkeit geſtatten, welche uns bis jezt gebricht. Unſere ſtädtiſche Baupolizei, vom löblichen Prinzip der Sicherheit ausgehend, hatte nur zu conſequent dieſes geübt für eine Stadt, deren große Räumlichkeit ſie nicht immer nothwendig bedingt. Es iſt ſchwer, für Ausnahmen Regeln zu finden, aber es iſt gut, wenn eine Macht da iſt, die zuweilen ſolche Ausnahmen zu Gunſten menſchlicher Regungen auch in dieſer Sphäre ſanctionirt.

Noch ſind unſere Straßen und Geſellſchaften mit ſchwarzen Geſtalten gefüllt, aber die lichteren Kleider kommen doch bereits zum Vorſchein; die Trauerglocken verſtummen und die Muſik kommt wieder. Der berühmte Operateur, Geheimerath Gräfe, iſt bekanntlich in Hannover plözlich geſtorben. Seine Geſundheit wankte längſt, ſeine Autorität war vielfach angegriffen. Man will, daß die Beſorgniß vor einer Operation, von der die Kundigen ſich wenig Erfolg verſprachen, ſein Gemüth zerrüttet. Auch ſollen die heftigen Angriffe, welche er in Folge einer unmäßigen Lobſchrift auf ſeine Verdienſte zu erdulden hatte, nicht wenig dazu beigetragen haben. Dem Gerüchte nach hinterläßt er ein ungeheures Vermögen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Auguſt 1840.

— Why, friends, you do you know not what:
Wherein hath Caesar thus deserv'd your loves?
Alas, you know not!

Shakespeare.

Brüſſeler Briefe.

(Schluß.)

Zwei Stunden vom Schauplatz dieſer Huldigungen, auf dem Felde von Waterloo, liegt der belgiſche Löwe mit rieſigen Gliedmaßen und bewacht, die unten ſchlummern, damit ja keiner erwache und an dem Triumphe Theil nehme, den die Hauptſtadt des Landes dem todten Kaiſer weiht, daß keiner ihm entwiſche und den Ruhm des Landes ſchmälere, das ſo ſtolz darauf iſt, daß auf ſeinem Boden die Krone von dem Haupte des großen Helden geriſſen wurde. — Wahnſinnige Widerſprüche eines Volks, das in der einen Hand den Voltaire und in der andern das Brevier trägt, das einen Helden wie einen Gott verehrt und auf die Stätte ſeines Falles ein triumphirendes Denkmal ſezt!

Man denkt ſich leicht, welche Aufregung hier die Nachricht der franzöſiſchen Journale hervorbrachte, daß eines der erſten Geſchäfte des neuen Geſandten Frankreichs am belgiſchen Hofe ſeyn werde, die Zerſtörung des Löwen von Waterloo zu fordern. Den Löwen von Waterloo, den Ruhm Belgiens zu zerſtören! Und noch dazu es zu *fordern*! — Und doch iſt der Löwe von Waterloo weniger ein belgiſches als ein niederländiſches Eigenthum. Belgien war immer napoleoniſch geſinnt, und wäre es nach ſeinem Sinne gegangen, ſo hätte es in den hundert Tagen den franzöſiſchen Adler eben ſo raſch erhoben, wie Frankreich ſelbſt; damals aber war Holland, das franzoſenhaſſende Holland, mit ihm vereint. König Wilhelm ſaß auf dem Thron und der belgiſche Löwe wurde auf Waterloos Felder geſezt; Napoleon war gefallen und die Belgier machten gute Miene zum böſen Spiel, da ja die Franzoſen ſelbſt es thaten. Nun aber das Haus Naſſau vom Throne geſtiegen, nun hätten die Belgier Zeit, zu erklären, daß ſie es nicht geweſen, welche jenes Monument errichtet. So ſprechen die Napoleoniſten. Wird ihre Meinung die Oberhand behalten? Ich zweifle. Belgien ſucht nach einer Nationalität, und da es dieſelbe nicht innen finden kann, ſo hält es ſich an Aeußerlichkeiten; es ſucht eine Geſchichte, und kann daher der Denkmaler nicht entbehren. Der Löwe von Waterloo wird ſtehen bleiben, aber auch die Statue des Kaiſers im Innern der Häuſer, und während das Denkmal da draußen die Reiſenden und Fremden herbeilockt, erzählen ſich die Belgier in ihren Wohnungen Anekdoten von dem „großen Mann,“ als wollten ſie ihm im Stillen Abbitte thun, daß ſie ihn öffentlich verunglimpfen. Die Zahl der Kaiſeranekdoten überſteigt jedes Maß, und um die Hälfte derſelben erlebt zu haben, dürfte Napoleon nie aus Brüſſel gekommen ſeyn. Die meiſten ſind leider

Digitized by Google

abgeſchmackt und ſo übertrieben, daß ſie die Franzoſen ſelbſt desavouiren. Eine der artigſten iſt folgende; wenigſtens hat ſie das Verdienſt, wahr zu ſeyn.

Es war im Jahr 1810, als Napoleon, im Zenith ſeines Glücks, zum erſtenmale an der Seite ſeiner jungen Gattin, der reizenden Marie Louiſe, durch die Thore von Brüſſel ritt, wo ihm die Schlüſſel der Stadt unter dem toſenden Zujauchzen des Volkes übergeben wurden. Der belgiſche Löwe, wie alle Löwen zum Katzengeſchlechte gehörend, kroch und ſchmiegte ſich zu jener Zeit zu den Füßen des Adlers; erſt ſpäter, als dieſem die Federn ausgerupft wurden, ſchnappte er nach ihm und ſezte den Fuß auf ſeinen Leichnam. Das Thor, durch welches Napoleon in Brüſſel einzog, erhielt an jenem Tage ſeinen Namen; vier Jahre darauf taufte man es um und nannte es Porte Guillaume; fünfzehn Jahre ſpäter taufte man es wieder um, und wahrſcheinlich weil man die Mühe ſcheute, es in einigen Jahren wieder umtaufen zu müſſen, gab man ihm nicht mehr den Namen eines Herrſchers, ſondern es heißt jezt ganz ſchlicht Porte d'Anvers. Auch die Poeſie bemühte ſich, an jenem Tage dem Kaiſer zu huldigen — die belgiſche Poeſie! die Poeſie aus der Kaiſerzeit! Kein Wunder, wenn dieſe Poeſien nicht auf die Nachwelt gekommen ſind. Einen dieſer Verſe nur hat ſie behalten, das Diſtichon eines alten Schöffen von Brüſſel, den der Kaiſer zum Unterpräfekten des Departements der Dyle ernannt hatte. Ein Unterpräfekt hat auch ſeine Poeſie; der gute alte Schöffe hatte lange über eine poetiſche Anrede nachgegrübelt, und als endlich der Kaiſer ſich näherte, um die Schlüſſel der Stadt aus ſeinen Händen zu empfangen, empfing er zugleich folgendes Diſtichon:

Il n'a pas fait une bêtise
En épousant Marie-Louise.

Die ſtrengen Züge des Kaiſers konnten hier einem Lächeln nicht widerſtehen, und der gute Schöffe war darüber ſo glückſelig, daß Abends ſein Haus illuminirt war und auf allen Seiten die Worte ſtrahlten: Il n'a pas fait une bêtise — En épousant Marie Louise. Am andern Tage, als der Kaiſer ſeine mächtige Hand öffnete und das Füllhorn ſeiner Gnaden und Gunſtbezeugungen ausleerte, wie es kein Anderer je verſtand, da erhielt auch der ehrliche Unterpräfekt eine reiche, mit Brillanten beſezte Doſe, worauf die Worte ſtanden:

Lorsque vous prendrez une prise
Souvenez-vous de Marie Louise.

J. K.

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

In Valorſine kam ich endlich zu drei andern Touriſten, einem Franzoſen und zwei Engländern; jenen hatte auch nur der Zufall zu leztern geführt. Ich war dieſen ſchon vor einigen Tagen begegnet. Im Gaſthof bei Tiſch erſchienen ſie immer im vollen Decorum engliſcher Gentlemen; auf der Reiſe hatte ich ſie oft unter einander oder mit vorübergehenden Fremden ſcherzen ſehen, wobei ſie manchmal nahe daran waren, zu weit zu gehen. Dabei kamen ſie mir vor wie jene großen Neufundländiſchen Hunde, die im Augenblick, wo ſie zu ernſt und drohend werden könnten, ſich eines Beſſern beſinnen, einen luſtigen Sprung machen und mit den kleinen Kläffern des Continents ſpielen.

Der Franzoſe war ein eleganter junger Mann, ſeines Zeichens ein Carliſt nach Sprache und Schnurrbart, einer von den unſchuldigen Salonspolitikern, die ſich mit der Idee ſchmeicheln, daß ſie conſpirirt haben, denen es iſt, als hätten ſie den Krieg in der Vendée mitgemacht, und die überzeugt ſind, daß ſie es nun, wo der Weſten endlich pacificirt iſt, der Ruhe ihrer Familie ſchuldig ſind, eine zerſtreuende Reiſe in die Schweiz zu machen, um der Regierung einen guten Vorwand zu geben, daß ſie über ihre frühere Kühnheit ein Auge zudrückt. Uebrigens war's ein gar jovialer und gefälliger junger Mann mit weißen Glacéhandſchuhen.

Die beiden Engländer ſprachen nur wenig, waren etwas linkiſch in ihren Manieren, aber ziemlich empfänglich für die Schönheiten des Landes. Die friſche Vegetation, der Waſſer Kryſtall und beſonders die kühnen Berggipfel und Nadeln machten ihnen große Freude; ja ſie drückten dieſe lebendig und mit kurzen Worten aus, wenn ihnen nicht der Gedanke kam, dies ſey ihrer Torywürde zuwider. Beautiful! ſagten ſie gar manchmal halblaut zu einander und ſahen ſich dabei herzlich an. Sie waren ſo comfortabel, einfach und fein gekleidet wie die meiſten engliſchen Touriſten. Ihre feinen Strohhüte mit breiten Krämpen waren zwar vom Gebrauch zerknittert, ſonſt aber ſehr reinlich, und ſaßen ihnen leicht auf dem Kopf; ſie trugen Kleider aus ſtarker grauer Leinwand, nicht elegant, aber ſehr bequem, mit tiefen Taſchen, aus denen Dollondſche Fernröhre, ſilberne Cigarrenbüchſen und noch andere für Gebirgsreiſen nützliche Dinge herausguckten. Gleiche Einfachheit, Feinheit und Reinlichkeit zeigte ihre Wäſche. Zwar hatten ihre Bewegungen etwas Schwerfälliges, dafür aber eine gewiſſe männliche Sicherheit, die ihnen gar gut ſtand und mit einem andern Vertrauen Hand in Hand ging, nämlich

Digitized by Google

mit dem auf ihr gutes, faſhionables Ausſehen und ihre Guineen, die wenigſtens den Gaſtwirthen auf dem Continent Reſpekt einflößen.

Der Franzoſe hingegen war äußerſt mittheilend, ſehr leicht, gewandt und lebhaft in ſeinen Manieren, dabei lärmender Lobpreiſer aller Schönheiten der Alpennatur, für die er aber eigentlich kein Gefühl hatte. Wie die Engländer freute ihn das reine kryſtallene Waſſer, aber nur um ſeine Friſche mit der lauwarmen Flüſſigkeit zu vergleichen, die man in Paris Waſſer nennt und trinkt. Auch die Berggipfel entzückten ihn, aber nur wegen der entſetzlichen Sprünge, welche die Gemſen machen müßten, um von einem zum andern zu kommen, beſonders aber weil er hoffte, ſie nächſtens zu jagen, ſobald er die treffliche Jagdflinte von Lepage aus Paris erhalten haben würde, die er eilig beſtellt habe. „Die erſte Gemſe, die ich ſchieße," ſagte er, „ſchicke ich nach Prag." Angethan war er wie Robinſon Cruſos, wenn ihn eine Modiſtin zu kleiden gehabt hätte. Zuerſt ſaß ein netter, regendichter Hut mit ſchmalem Rande kokett auf ſeinem wohlgeordneten, glänzenden Haar; eine ebenfalls regendichte Halsbinde ſchnürte ihm den Hals ein. Dazu trug er einen kurzen Rock von veilchenblauem Sammt, vorn rund ausgeſchnitten zur Erleichterung des Gehens, eng anliegend, um recht leicht auszuſehen. Daran waren eine Menge kleiner Taſchen und in dieſen viele microſcopiſche, unnütze Dinge, die man in Paris für Alpenreiſen nöthig halten und anpreiſen mag, die aber an Ort und Stelle gar nichts taugen, weil ſie auf Berge wie der Montmartre und auf Walder wie das Bois de Boulogne berechnet ſind. Ein Meiſterſtück der Kunſt war, wenn man ihn hörte, ſein Stock. Zuerſt konnte man einen Stuhl daraus machen, um bequem eine Ausſicht zu genießen; dann wurde er zum Sonnenſchirm, um ſich gegen den heißen Strahl zu ſchützen, dann wurde das Wunder wieder ein Stock, um Berge hinauf zu klimmen. Das Ding war alles, nur kein Stock, denn man durfte ſich nicht feſt darauf ſtützen, und dabei war es ſchwer wie ein Balken. Der ausgezackte Sonnenſchirm glich Fledermausflügeln und der Stuhl war ſo bequem wie ein Seſſel ohne Sitz. Bei alle dem war der Beſitzer überglücklich, ſo einen Stock voll geſchmackvoller und nöthiger Agremens zu beſitzen; er koſtete drei Louisdor und war de chez Lenoir, Rue Vivienne.

Ich kam zu den Herren, als ſie gerade mit ihren Mauleſeln auf dem Raſen ein kleines Mahl nahmen und mit dem Franzoſen im Geſpräch waren. Dieſes gehörte zu neunzehn Zwanzigtheilen lezterem allein an. So eben hatte er gründlich die dynaſtiſche Frage, die Kapitel Republik und Doktrinars abgehandelt; er war gerade zu Henri V. übergegangen, als ein Schuß im Gebirge fiel. Dieſer brachte ihn auf die Gemſenjagd. Ueber dieſes Thier, ſo wie über die Politik, waren ſein Wiſſen und ſeine Ideen abgeſchloſſen, ſeine Grundſätze und Axiome formulirt, wie man jezt in Frankreich modiſch ſagt. Offenbar hatte er die Gemſen in Alexander Dumas, Raoul-Rochette und in den Schriften anderer berühmten franzöſiſchen Autoren über die Schweiz ſtudirt, freilich als Schüler, der viel weiter geht als ſeine Lehrer, und der alle früher ausgeſprochenen Theorien für Kinderei hält in Vergleich mit dem, was er ſelbſt in der Schweiz an Ort und Stelle geſehen, geprüft und gelernt hat. Gar komiſch war es, den lebhaften Franzoſen zu ſehen, wie er in die zwei phlegmatiſchen Engländer hineinſprach, die zu verſtändig waren, um ihm zu glauben, und doch zu artig, um ihm zu widerſprechen. Ich ſah es ihnen aber an, ſie erlagen faſt unter der Laſt ſeines raſchen, unerſchöpflichen, abſpringenden Geſchwätzes. Sie gaben freilich nicht viel auf ſein Reden acht, rauchten ruhig ihre Cigarren, dachten ihr Theil, und nur einmal ſagte Einer leiſe zum Andern: „combien la nation française été foolish, loquace et tute habillé comme une maiter à danser."

(Fortſetzung folgt.)

Vorſchlag zu einer Preisaufgabe.

Keine Nation hat ſo viel über ſich ſelbſt nachgedacht als die deutſche, und wenn ſie nicht blöde iſt, wo es gilt, ihre Vorzüge auf dem Papiere geltend zu machen, ſo hat ſie anderntheils auch einen ſtarken Hang zum demüthigen Selbſtanklagen. Es gibt eine ganze Literatur über den Geiſt und Charakter der Deutſchen. So erſchien 1508 zu Leipzig Libellus de laudibus Germaniä, von C. Scheurl; 1698 zu Roſtock Meditationes de Germania artibus literisque nulli secunda, von B. Carl. Im neuen deutſchen Muſeum v. J. 1790 beſpricht Dr. H. W. Marcard ſehr emphatiſch die Frage: „Iſt die deutſche Nation die erſte Nation des Erdbodens?" Dagegen erlangte Hüllmann, Lehrer zu Kloſterbergen, im J. 1795 die philoſophiſche Doktorwürde zu Göttingen durch eine Diſſertation über die Frage: „de causis, cur Germanorum gens careat indole ingenii animique propria." Meines Wiſſens gibt es nur Ein Gebrechen, und zwar ein ſehr offenkundiges und ärgerliches, das man noch nicht aus unſerem Weſen zu conſtruiren verſucht hat. Ich mache im vierten Säcularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunſt hierauf aufmerkſam. Sollte nicht irgend ein Verein, oder gar eine Akademie, die Frage zur Preisaufgabe machen: „Wie kommt es, daß die deutſche Nation, welche bei ihren Nachbarn ſo ſehr im Rufe der Gründlichkeit ſteht, diejenige iſt, welche am wenigſten Sorgfalt darauf verwendet, ihre Bücher von Fehlern zu reinigen, von ſolchen, die nur das Auge beleidigen, wie von ſolchen, die den Sinn entſtellen und die Sprache ſchänden?" — Wäre einmal die nächſte Urſache des Uebels erkannt, ſo könnte man einen rationellen Heilplan

Digitized by Google

entwerfen. Bei der bisherigen ſymptomatiſchen Kurmethode kommt erfahrungsmäßig nichts heraus. E.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Spontini. Marochetti.

Spontini hätte ſich den Prozeß gegen die Operndirektion erſparen können; denn nachdem dieſe wider ſeinen Willen die Oper „Fernand Cortez" einigemal wieder aufgeführt hat, wird ſie durch die kalte Aufnahme des Stücks bewogen, die Vorſtellungen wieder einzuſtellen, alſo zu eben der Maaßregel zu greifen, welche der Tonkünſtler durch einen Prozeß hatte erzwingen wollen. Nach dieſer Probe ſteht für ihn zu befürchten, daß eine von den beiden Kompoſitionen, welche ſich von ihm auf der Opernbühne erhalten haben, nie wieder aufkommen wird. Spontini hat allerdings den Troſt, daß die geringe äußere Ausſtattung ſeines Fernand Cortez zu der kalten Aufnahme beigetragen hat. Hätte man auf die Vorſtellungen viel verwendet, und wären die Hauptrollen von ganz ausgezeichneten Sängern und Sängerinnen übernommen worden, wie der Verfaſſer es verlangte, ſo hätte das Publikum freilich mehr Vergnügen an dieſem Stück gefunden, auch ohne die vorgeblichen Verbeſſerungen, Einſchiebſel und Zuſätze, welche Spontini, wie es heißt, anbringen wollte. Aber dieſes Stück leidet an einem Mangel, welcher manchen andern Opern derſelben Zeit jezt bedeutend ſchadet: die Muſik ſagt dem jezt herrſchenden Kunſtgeſchmacke nicht mehr zu, welcher etwas Raſcheres, Lebhafteres will. Wenn die vortrefflichen Gluckſchen Opern für's Pariſer Publikum veraltet ſind, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Spontiniſchen, obſchon ſie beinahe ein halbes Jahrhundert jünger ſind, demſelben auch nicht mehr behagen. Es iſt Spontini im Morgenblatte vor Jahren vorgeworfen worden, daß er in Frankreich ſich angewöhnt habe, „den Worten ihren Redewerth zu geben, ſtatt ſich nur an die Empfindung zu halten, welche ſich in den Worten ausſpricht." * Wenn dies wäre, ſo könnte man meinen, er müßte den Franzoſen mehr als andern behagen; aber gerade in Frankreich werden jezt die ſchärfſten Kritiken über ſeinen Opernſtyl laut, und die laue Aufnahme der lezten Vorſtellungen ſeines Fernand Cortez beweist, daß, wenn dieſer Styl jemals den Pariſern behagt hat, dies jezt nicht mehr der Fall iſt. Die beſten Kunſtrichter in den hieſigen Tageblättern erkennen die Schönheit von drei oder vier Nummern in dieſer Oper an, und klagen über den Mangel an Originalität in allen übrigen, über das Vorherrſchen und allzu häufige Wiederholen einiger weniger muſikaliſchen Gedanken und über die veraltete Form mehrerer Züge. Nach dieſem Verſuche wird die Operndirektion es wohl bleiben laſſen, ſobald wieder etwas Spontiniſches zu geben; ſie hätte einerſeits mit dem Tonkünſtler Prozeß zu führen, und andernſeits gegen die Lauigkeit des Publikums zu kämpfen. Das Gewinnen ihres erſten Prozeſſes gleicht dem Siege des Pyrrhus über die Römer; noch einige ſolche Siege und die Operndirektion müßte zu Grunde gehen. Es heißt, Spontini habe ſeine berühmte Oper erſt bei der Ankunft der Gebeine Napoleons mit großem Gepränge aufführen laſſen wollen. Hat er wirklich ſo etwas vorgeſchlagen, ſo muß man geſtehen, daß er keinen ungereimteren Einfall hätte haben können, und daß die Direktion Recht hatte, den Vorſchlag abzuweiſen. Uebrigens iſt es eine merkwürdige Erſcheinung, daß ſich ſeit zehn Jahren nur drei neue Opern beſtändig in der Gunſt des Publikums erhalten haben, nämlich Meyerbeers „Robert" und deſſen „Hugenotten" und Halevys „Jüdin." Die beiden israelitiſchen Tonkünſtler haben alſo ſämmtliche chriſtliche Tonkünſtler in der Gunſt des Publikums überflügelt, wie das Rothſchildſche Haus ſämmtliche chriſtliche Bankierhäuſer hinter ſich gelaſſen hat. Spontini hatte ſchon dadurch, daß er fortwährend in preußiſchem Dienſte ſteht, obſchon ihn die hieſige Kunſtakademie zum reſidirenden Mitgliede ernannt hat, die öffentliche Gunſt verwirkt. Ein Ausländer hat hier nöthig, ſich noch weit vorſichtiger zu betragen als ein Eingeborner; denn es herrſcht große Nationaleiferſucht gegen jeden Ausländer, der ſich auszeichnet und auf den Beifall des Publikums, oder auf Auszeichnungen und Belohnungen von Seiten des Staates Anſpruch macht. Wie eifert man nicht eben jezt gegen den Bildhauer Marochetti, weil dieſem vor allen franzöſiſchen Künſtlern der Auftrag geworden iſt, die Bildhauerarbeit an Napoleons Grabmale auszuführen: und doch iſt Marochetti von Geburt ein Franzoſe, obgleich aus einer piemonteſiſchen Familie. Sein Vater hatte nach der Vereinigung Piemonts und Savoyens mit Frankreich ſeine Heimath verlaſſen und war als Wechſelagent in Paris ein vermögender Mann geworden. Seine Frau, auch eine geborene Italienerin, hatte ſich nach der Geburt zweier Söhne von ihm ſcheiden laſſen und ſich zu Rom wieder verheirathet. Die beiden Söhne haben alle Rechte franzöſiſcher Bürger, und können nicht als Ausländer betrachtet werden. Aber bei dieſer Gelegenheit ſieht die Eiferſucht nur auf die italieniſche Herkunft Marochettis, und wirft dem Miniſter des Innern den Vorzug, den er dieſem Künſtler geſchenkt, als eine unpatriotiſche Handlung vor. Liefert Marochetti kein Meiſterſtück, ſo wird er bittern Tadel von den Redaktoren der Tageblätter und Zeitſchriften vernehmen. Auch haben die Künſtler bereits ein wachſames Auge auf den Plan des Grabmals, welchen der Architekt Düban entwirft. Da dieſer Baumeiſter mit ganz beſonderer Vorliebe zum Renaiſſanceſtyl aus Italien zurückgekommen iſt und bereits das ſogenannte Palais des beaux arts in dieſem Style angelegt und verziert hat, ſo vermuthet man, daß auch Napoleons Grabmal im Renaiſſanceſtyl gehalten werden ſoll. Es wird, wie man ſagt, dem Grabmale Königs Franz I. ähnlich werden, nur weit höher; auf daſſelbe ſoll die Reiterſtatue Napoleons zu ſtehen kommen. Da Marochetti durch ſeine Statue des Herzogs Emmanuel von Savoyen ſeine Meiſterſchaft bewieſen hat, ſo ſteht zu hoffen, daß auch die Statue Napoleons ſehr gut ausfallen wird. Nur weiß man noch nicht, ob ſie aus Marmor gehauen oder in Erz gegoſſen wird. Welcher Pariſer Künſtler würde nicht ſtolz auf den Auftrag ſeyn, ein ſolches Denkmal zu arbeiten? Marochetti iſt ein vermögender Mann, der die Kunſt aus Liebe treibt, und nicht aus Gewinnſucht. Er hat den Auftrag nicht nöthig, um zu leben oder um berühmt zu werden; aber man begreift leicht, daß er denſelben mit Freuden angenommen und vielleicht mit Begierde darnach verlangt hat.

(Fortſetzung folgt.)

* Mittheilungen über Spontini im Morgenblatt vom 5ten November 1825.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Auguſt 1840.

— So miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Shakespeare.

Ein engliſcher Kritiker über Leſſing.

Im lezten Hefte des Foreign quarterly review knüpft ein Kritiker an Leſſings Biographie (Berlin 1838—40) und die neue Ausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (Berlin 1835) Betrachtungen über den Charakter und die Thaten eines Mannes, dem unſere Literatur weit mehr verdankt, als das jetzige Geſchlecht zu ſchätzen weiß. Aus dergleichen Urtheilen fremder, unſere Nationalität aus der Ferne beobachtender Geiſter lernt man immer mancherlei, ob nun der Schilderer Menſchen und Zuſtände richtig faßt, oder ob er ſie verzeichnet, wenn er nur ehrlich iſt.

* * *

Kritiker und Gelehrte verfallen leicht und natürlich in die Pedanterie, daß ſie berühmte Männer nur nach dem beurtheilen, wie ſich ihr geiſtiger Charakter oder eine Seite deſſelben auf dem Papier ausnimmt. So findet Hallam an Martin Luther nichts als ein „Gebrülle in ſchlechtem Latein;“ und allerdings, wenn Elegantiae latinae in Lehre und Beiſpiel die zuverläſſigſten Mittel ſind, einem in der Reihe groſſer Männer die Bewunderung der Nachwelt zu ſichern, ſo wird der Wittenberger Mönch von einem Valla und Erasmus weit überſtrahlt. Aber ein Mann iſt nicht durch das groß, was er ſchreibt, oder was von ihm geſchrieben ſteht, ſondern durch das weiſe, lebendige Wort zur rechten Zeit und durch derbe Hiebe, die den rechten Fleck treffen. Es iſt auch ſonderbar, aber es iſt ſo, daß die Größe eines Mannes auf dem Papier, ſeine Bedeutung in irgend einem Zweige der Literatur oft in gar keinem, ja nicht ſelten im umgekehrten Verhältniß ſteht mit ſeiner Größe in Wort und That, im thatſächlichen ſchweren Kampfe zwiſchen Wahrheit und Irrthum, zwiſchen Gutem und Böſem. Ein Mann kann eine ganze Welt aufregen und umgeſtalten, und keine Sylbe ſchreiben. Auch wollen und können gerade die höchſten Gedanken oft nicht in eine Form gebracht werden, daß ein literariſches Frauenzimmer ſie abzählen kann wie die Paternoſter am Roſenkranz. Ein formloſer Feuergeiſt wie Martin Luther ſchleudert mit triumphirender Zuverſicht die Wahrheit in die Welt, die Herzen entzünden ſich, und im allgemeinen begeiſterten Jubel über die Entfeſſlung des Gedankens fragt kein Menſch darnach, ob die Sache ſelbſt oder der ſaubere Abguß der Sache in der Geſtalt eines Buchs dem müßigen Leſer in kommenden Zeiten Vergnügen macht oder nicht. Troz aller Koketterie und Prahlerei mit der Feder ſchäzt die groſſe Mehrzahl auch jezt noch die Dinge nach ihrem wahren, lebendigen Werth, und das veni, vidi, vici des

Digitized by Google

echten Genius wird zu allen Zeiten bewundert, nicht weil es geſchrieben ſteht, ſondern weil es geſchehen iſt.

Gotthold Ephraim **Leſſing** war in keiner Beziehung ein ſo gigantiſcher Charakter, ein ſolcher Feuergeiſt wie Martin Luther. Er konnte nicht „brüllen“ wie der große Reformator, wohl aber eben ſo tüchtig ſchneiden, und zierlicher, wiſſenſchaftlicher. Dennoch hat ſein ganzes Weſen etwas Unregelmäßiges, für den oberflächlichen Beobachter Paradoxes, etwas, das ſich nicht in die gewöhnlichen kritiſchen Kategorien fügen will, etwas, das ſich auf dem Papier ſehr unvollſtändig und unbefriedigend ausnimmt: unzählige Striche, fein angelegte, kräftig entworfene Skizzen, aber Alles fragmentariſch, im Zickzack, mit ſeltſam aus- und einſpringenden Winkeln, nirgends, für unſere Begriffe, ein Zweck und Ziel dabei abzuſehen. Aber allerdings war Leſſing mehr darauf aus, auf ſeine Zeit, als für die Nachwelt zu wirken; die Umſtände brachten es mit ſich, daß er beſtändig in kritiſche, theologiſche, philoſophiſche, äſthetiſche Streitigkeiten verwickelt war, und dieſe Kämpfe wirkten äußerſt wohlthätig auf ſein Zeitalter und ſein Vaterland, wenn auch der heutige engliſche Kritiker ſich nicht recht dafür intereſſiren kann und, weil ihm das Reſultat völlig gleichgültig iſt, etwas vorſchnell den Schluß zieht, der Mann, der ſo manche Pygmäen niedergeſtreckt, möchte ſelbſt einer geweſen, oder doch als Kämpfer ſehr überſchäzt worden ſeyn. Das Intereſſe für Schlachten, in der Literatur wie in der Geſchichte, iſt ephemer; aber die Früchte gut angelegter und tüchtig ausgefochtener Schlachten dauern fort. Die Conſubſtantiation iſt vergeſſen, aber die deutſche Reformation bleibt beſtehen; für den ſchleſiſchen Krieg kann ſich jezt Niemand beſonders begeiſtern, aber das preußiſche Königthum gebietet Achtung; und ſo iſt es auch mit Klotz und Götze und Gottſched: ſeichtes Wiſſen, bigotte Sektirerei, pedantiſches Franzoſenthum ſind jezt in Deutſchland verſchollene Dinge (?); aber es beſteht eine deutſche Literatur, tief, human, eigenthümlich, wie nicht leicht eine, und Leſſing war einer der edelſten Vorkämpfer dieſer Literatur; die deutſche Sprache wird von allen denkenden Köpfen in Europa ſtudirt, und Leſſing war es, der dieſe Sprache am meiſterlichſten handhabte.

Trotz der bedeutenden Vorzüge ſeiner Werke, gründet ſich Leſſings Ruhm doch weit mehr auf das, was er, als großer literariſcher Reformator, ſeiner Zeit war, als auf das, was er uns und der Nachwelt iſt. Nicht als ob etwas Falſches und Ephemeres an ihm wäre; nein, er war in dem, was er leiſtete, ſo echt und wahr, ſo kernhaft und geſund, als nur einer ſeyn mag; aber was er für uns Engländer des neunzehnten Jahrhunderts gethan, iſt in allgemeiner, populärer Bedeutung ſo gut wie nichts gegen das, was er für ſeine Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts gethan, und nicht nur, was er **gethan**, ſondern auch, was er **geweſen**. „Es gibt glänzendere Geiſter,“ ſagt Goethe; „aber wo findet ſich ein ſolcher **Charakter**?“ Leſſing war in ſeinen Handlungen und in ſeinen Schriften das eigentliche Ideal ſchöner Männlichkeit, und ein ſolches den Deutſchen des vorigen Jahrhunderts vor Augen zu ſtellen, gerade dies that mehr Noth als irgend etwas. Nicht nur platt und öde wie der märkiſche Sand war die deutſche Literatur im Jahr 1750; was ſchlimmer iſt, ſie war weibiſch, kindiſch, albern. Das ganze Zeitalter war verdorben; in jedem kleinen Fürſtenthum ein wucherndes Regiment von Prieſtern und Pompadours, franzöſiſchen Köchen und engliſchen Hunden; und nirgends etwas, was ſich dieſem ſchimmernden Elend ernſt entgegenſtellte, als Friedrichs eiskalte Sarkasmen, die hochtrabende, pedantiſche Schulgelehrſamkeit und die ſteife, hartköpfige Orthodoxie des Lutherthums. Wie durchaus verdorben die Zeit war, das erkennt ein geſundes engliſches Auge unſchwer in den Werken ſelbſt der größten Köpfe, welche ſpäter Europa mit ihrem Ruhme füllten. Der feine, duftige Platonismus in Wielands früheſten Werken war Kränklichkeit; die Sinnlichkeit ſeiner ſpätern Werke war eine Reaction dagegen, und ging, nach der Weiſe der Reactionen, etwas zu weit.

(Schluß folgt.)

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

„Meine Herrn,“ exklamirte der Franzoſe, „ich will Ihnen einen ganz ſonderbaren Umſtand mittheilen, den Sie ſchwerlich wiſſen; ich habe ihn von einem Jäger, der in einem Jahr zwanzig Steinböcke und neun-und-neunzig Gemſen, ja einmal ſogar zwei auf Einen Schuß getödtet hat, was ich Ihnen ſpäter erzählen will. Es iſt ein ganz eigener Umſtand bei dieſer Jagd, der einzigen, die ich noch nicht mitgemacht habe, denn ich habe Rehböcke und wilde Schweine gejagt, wie viel! Ja, einmal hätte ich eines geſchoſſen, hätten wir nicht dem Könige die Ehre des Schuſſes laſſen müſſen. Der ganz ſonderbare Umſtand beſteht aber darin, daß die Gemſen nicht in gerader Richtung geſchoſſen werden wie Haſen und Schnepfen. Sie müſſen wiſſen, die Gemſen ſind feine, liſtige und ſehr ſcheue Thiere; wenn ſie die Mündung einer Flinte ſehen, ſo laufen ſie windſchnell davon, und dann gute Nacht Jagd. Was thut nun der Gemſenjäger? Nehmen wir an, die Gemſe ſtehe da oben auf dem

Digitized by Google

Felſen; der Jäger hat ſich verſteckt, legt auf einen benachbarten Felſen an, es iſt ein's, ob weit oder nah, drückt los, die Kugel prallt am Felſen ab und die Gemſe fällt, ohne zu wiſſen, woher der Schuß kam." — Hier ſahen ſich die Englander an, ſtanden raſch auf und ſagten zu ihrem Führer, er ſolle ihnen nachkommen, ſie wollen zu Fuß voran, denn nach ſo viel Wind fürchteten ſie Unwetter.

So ſtanden wir alle vier auf, um weiter zu gehen. Nun begannen die wilden Schlünde und Abgründe der Tête noire. Das am Morgen ſo heitere, ſonnige Wetter hatte ſich ſchon ſehr geandert und drohte noch ſchlimmer zu werden. Weiße, feine Dünſte waren früher pfeilſchnell über den blauen Himmel gezogen und hatten die Sonne manchmal getrübt. Nun bildeten ſich drohende Wolken und zogen dicht und ſtürmiſch um die Berghäupter. Aus dem walliſer Rhonethal drang ein warmer Wind herauf, kam ſtürmiſch immer höher in dem engen Schlund, trieb heftig den Sand auf, legte das Gras nieder und pfiff in den Hochtannen. Dies brachte uns zum Nachdenken und zum Stillſchweigen. — Manchmal kamen wir an kleinen hölzernen Kreuzen am Wegesrand vorüber. Da ſind im Winter durch Kalte oder im Frühling durch Lawinen Gebirgsleute umgekommen. Am Fuß eines Kreuzes kniete eine arme Frau und betete für den hier Umgekommenen; ihre Ziege aber erſchrack über unſere Erſcheinung, ſprang von Stein zu Stein und blieb endlich am Rand eines Rains ſtehen, um uns von da neugierig zu betrachten. Bald darauf brach das Gewitter aus und es regnete heftig. Glücklicherweiſe waren wir eben bei dem „Stein der Englander" und ſuchten da Schutz. Dieſer Stein iſt ein ungeheurer Felsblock, der über den Pfad herüberragt. Aus einer machtigen, ſich ſehr ſichtlich und breit machenden Inſchrift mit überſtehendem Wappen erfahrt man, daß eine Lady dieſen Block von der Gemeinde gekauft hat. — Als der Franzoſe die Inſchrift geleſen hatte, brach er in lautes Lachen aus: „Die Lady will Einem hier ihre engliſche Hoſpitalität aufdringen, für welche ſchon die Natur auf ewige Zeiten geſorgt hat; das Edelſteinchen wird Niemand einſtecken, die Geologen werden es nicht wegtragen. Wir ſind alſo hier in England, wir mögen wollen oder nicht." Und zu den Englandern wendete er ſich lachend mit den Worten: „viel Dank, ihr Herrn, für die Gaſtfreundſchaft! ich möchte hier nur Roaſtbeef und Bordeaux haben."

Den beiden Britten war der ſpottende, unehrerbietige Ton zuwider, mit dem der Franzoſe über die Anmaßung ſprach, deren Wunderlichkeit (Excentricity) ihnen „jonne chose grand" und „jonne chose national beaucoup" ſchien. Sie ſchwiegen daher, man konnte ihnen aber anſehen, daß ſie ſich ärgerten. — Doch bald wurde ihnen volle Genugthuung. Der Franzoſe hatte ſich auf ſeinen mechaniſchen Stuhl geſezt, kaum aber war er darauf, als alle drei Füße auf einmal zuſammenbrachen und er der Länge nach hinfiel, die Beine in der Luft, den Rücken im Kothe und den Kopf in einer Regenrinne. Darüber brachen die Engländer in ein homeriſches Gelächter aus, in dem ihr Groll aufging. Der kluge Franzmann nahm dies nicht übel, ſondern warf erſt die Trümmer ſeiner Mechanik in den Abgrund, dann aber lachte er herzlich mit. Indeſſen hörte der Regen nicht auf, ſondern wurde im Gegentheil immer heftiger. „Zwar ſind wir hier," ſagte der Franzoſe, „in England, darum aber iſt mir nicht wohler. — Im Grunde iſt's noch beſſer, durch und durch naß zu werden, als trocken zu bleiben und nicht vom Flecke zu kommen. Ich gehe, und die mich lieb haben, folgen mir nach." Damit ging er trällernd fort. Bald machten es die Engländer auch ſo, und ich blieb nicht zurück.

Wenn die Seele die friſche Heiterkeit des Morgens, die glühenden, hellen Strahlen des Mittags wie ein Seeſpiegel aufgenommen und ſich daran erfreut hat, ſo läßt ſie ſich auch vom Sturmhauch des Windes, vom Kampf der Naturgewalten mit Luſt aufregen. Um dieſe großartigen Eindrücke in Sturm und Wetter recht zu genießen, war ich hinter meinen Reiſegefährten zurückgeblieben. Gar gern ſah ich mich allein im furchtbaren Schlund der Tête noire, in deſſen Gründen und zwiſchen deſſen rieſigen Wänden alle Dämonen loßgelaſſen zu ſeyn und zu wüthen ſchienen. Strömende Regengüſſe, die mit Gewalt gegen die Felſen klatſchten und als Staub zurückfuhren, das immer lauter werdende Getöſe der Waldſtröme, die häufig große Steine und Felsblöcke mit ſich fortriſſen, rechts und links zuckende Blitze, der Donner, bald knatternd und krachend in der Nähe, bald dumpf und majeſtätiſch rollend in der Ferne wie ein Götterwagen unter ehernem Dom. Dieſe Scenerie war ſo herrlich und feſſelte mich ſo ganz, daß ich an die Durchnäſſung gar nicht dachte und mich ungern in der Nähe der Hütten von Trient ſah, von denen ich mich noch fern glaubte. Da ſchallte mir von einer Holzgalerie ein herzliches Lachen entgegen. Es war der Franzoſe, der mir ſchon von weitem zurief: „Hier gibt's Wein! gießen Sie ein wenig in Ihr Waſſer." Dies gefiel mir ſo, daß ich in die Hütte trat.

(Fortſetzung folgt.)

Sonett von Camoëns.

Wie dehnen endlos ſich von Jahr zu Jahren
Die Mühen, die des Lebens Wirren ſenden,
Wie kürzen ſich, wie ziehn hinab zum Enden,
Was meines eiteln Trachtens Bahnen waren.

Digitized by Google

Die Jugend flieht, es wachſen die Gefahren;
Verloren hab' ich, die mir Hülfe ſpenden;
Nur wie die lichten Hoffnungen ſich wenden
Zu dunklen Täuſchungen, hab' ich erfahren.

Nach Einem drängt mich ſchmerzhaft das Verlangen,
Doch halberreicht ſeh' ich es wieder ſchwinden,
Und das Vertraun wird ſchüchternes Erbangen;

Dann ſteh' ich zag und zögernd, und befangen
Schlag' ich die Augen auf, ob ſie es finden —
Doch ſelbſt der Hoffnung Blicken iſt's entgangen! —

Levin Schücking.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Concordebrücke. A. Karr.

Ein Denkmal der Art wird vielleicht nie wieder in Paris errichtet. Es gibt aber noch manche Arbeit geringerer Art für die Bildhauer: ſo z. B. die Verzierung der Concordebrücke, mit welcher man ſeit beinahe vierzig Jahren umgeht. Bekanntlich führt dieſe Brücke zu dem Palaſte der Deputirtenkammer. Die Façade deſſelben, mit vier koloſſalen Statuen davor, ſteht der Brücke gegenüber. Man hatte gedacht, und Napoleon war auch dieſer Meinung, es wäre recht paſſend, auf beiden Seiten der Brücke die Statuen berühmter Franzoſen aufzuſtellen, gleichſam als Beiſpiel für die durch die beiden Reihen durchziehenden Volksrepräſentanten. Der Kaiſer vergaß dabei nur eines, daß er nämlich Gehorſam und Unterwürfigkeit unter ſeinen Willen als Haupttugenden eines Volksrepräſentanten betrachtete, und daß ihnen mithin keine Beiſpiele anderer Tugenden vorzuſtellen waren, wenn er conſequent handeln wollte. Zum Glück für die Deputirten erfolgte ſein Sturz eher als die Aufrichtung der Statuen, die ihnen als Muſter dienen ſollten. Erſt unter der Reſtauration wurden die Rieſenſtatuen fertig, und zwar nachdem dieſer und jener von Napoleon auserſehene Held ausgemerzt und von den Bourbons durch einen andern, in ihrer Meinung größern oder verdienſtlichern erſezt worden war. Als aber die ſteinernen Rieſen endlich aufgerichtet daſtanden, erſchien die Brücke kleiner als ſie, und man fürchtete, dieſe möchte unter ihnen einſtürzen. Der jetzige König benuzte den Umſtand, um ſich die Statuen für das Verſailler Muſeum zu erbitten, das wie ein Schlund alle hiſtoriſchen Denkmäler verſchlingt. Nachdem man die Statuen abgetragen, trug man auch die ungeheuern Poſtamente ab, und fragte ſich nun, was man an die Stelle ſetzen ſolle. Einige ſchlugen große Leuchter in antikem Style vor, und um zu ſehen, wie ſich das Ding ausnähme, errichtete man einen zur Probe. Der antike Leuchter ſchien zu mager für eine Brückenverzierung. Auch wäre dieſe doppelte Leuchterreihe wie ein Epigramm auf die hindurchgehenden Deputirten erſchienen, als ob ſie des Lichtes ſehr bedürften. Eben jezt nimmt man wieder den alten Plan auf, die Brücke mit Statuen zu beſetzen, nur nicht mit ſo rieſenhaften wie die in's Verſailler Muſeum verwieſenen. Dies wird alſo den Bildhauern neue Beſchäftigung geben. Die Bildhauerei in der großen Magdalenenkirche naht ſich der Vollendung, und ſchwerlich wird ſo bald eine Kirche von dieſer Größe erbaut werden. An neue Triumphbogen und Siegesſäulen iſt in dieſer Friedenszeit nicht zu denken; ſomit haben die Bildhauer keine großen Arbeiten für den Staat zu hoffen, und müſſen froh ſeyn, wenn Grabdenkmäler, Bildſäulen in den Departementsſtädten oder für's Ausland, Basreliefs für Façaden, oder endlich neue Springbrunnen beſtellt werden. Manche ſehen ſich alſo genöthigt, für Privatleute zu arbeiten und Häuſer zu verzieren, da die Zahl der Künſtler außerordentlich zunimmt. In ſeinem Unmuthe wünſcht zuweilen wohl ein Künſtler ſeinem Vaterlande eine recht deſpotiſche Regierung. Er meint, ein Deſpot würde nicht ſo knauſern, und unter ihm würde nicht alle Jahre die Fortſetzung der künſtleriſchen Unternehmungen wieder in Frage geſtellt. Dieſe Klagen ſind aber ungegründet; keine einzige großartige Unternehmung iſt bisher von den geſetzgebenden Kammern verworfen worden. Die Gelder werden ſehr freigebig, zuweilen ſogar allzufreigebig bewilligt, und nur der häufige Miniſterwechſel verurſacht Stockungen in den Unternehmungen. – Alphonſe Karr hat in ſeinem lezten Weſpenheftchen die Geſchichte des ihm von Madame C. verſezten Meſſerſtiches erzählt, und zwar in halb ſcherzhafter, halb ernſthafter Weiſe; er hat das Meſſer (ein ganz proſaiſches Küchenmeſſer, wie er ſagt) abbilden laſſen, um zu zeigen, daß die Sache ernſtlich gemeint geweſen; er habe daſſelbe, ſagt er, in ſeinem Arbeitszimmer aufgehängt, mit der Inſchrift: donné dans le dos le 9 juin. Die Dame, ſezt er hinzu, habe nicht ganz Unrecht gehabt, ſich an ihm zu rächen, denn er habe ſich ein Vergehen gegen den bon gout ſchuldig gemacht. Wahrſcheinlich betrachtet er das Ausſchwatzen von Privatangelegenheiten einer Dame als eine Sache, welche bloß den guten Ton betrifft; ſonſt widerruft er nichts, und Alles bleibt auf ſich beruhen. Er behauptet auch noch, der Stich wäre tödtlich geworden, wenn die Dame nicht den Arm hoch über dem Haupte erhoben hätte, um ihm den Stich zu verſetzen, wahrſcheinlich damit man ſie ſpäter in dieſer theatraliſchen Stellung abbilden könne. Das Publikum hat aber ſchon längſt aufgehört, an dieſer Begebenheit Theil zu nehmen. A. Karrs Weſpen machen keinen ſolchen Lärm, daß das Publikum ſich für den Verfaſſer, der ſchon an manchen Tageblättern gearbeitet hat, lebhaft intereſſiren kann. Ueberhaupt iſt es jezt eine ſchwere Aufgabe für Zeitſchriften, ein zahlreiches Publikum zu bekommen. Außer den politiſchen Tageblättern leſen die Pariſer wenig Zeitſchriften, und manche Schriftſteller, welche ſich längſt einen gewiſſen Ruf erworben haben, befinden ſich doch in keiner ſehr günſtigen Lage. P. Lacroix, der Verfaſſer mancher Romane und halb geſchichtlichen Werke, unter dem Namen Jacob, le bibliophile, iſt, wie es ſcheint, durch die Noth gezwungen worden, ſeine Bibliothek und ſeine Autographenſammlung verſteigern zu laſſen. Eine ähnliche Verſteigerung hat unlängſt der als Melodramendichter ſeit dreißig Jahren bekannte Guibert Pixericourt veranſtaltet, welcher ſehr ſeltene Bücher beſaß. Er that es nicht aus Noth, denn er iſt vermögend; aber Guibert Pixericourt iſt hoch bejahrt; das ſtürmiſche Leben in Paris behagt ihm nicht mehr; er hat ſich alſo wieder nach Lothringen, woher er gebürtig iſt, begeben, und will ſein Leben auf einem Gute beſchließen, das er neben der Stadt Nancy beſizt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. Auguſt 1840.

Vous connaissez l'impétueuse ardeur
De nos Français; ces fous sont pleins d'honneur.

Voltaire.

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

Die Häuſer von Trient liegen mitten in einem durch ſeine Geſtaltung merkwürdigen Thal. Nach keiner Richtung mißt es mehr als eine halbe Stunde; überall iſt es von ungeheuern Bergen umſtanden. Darum ſcheint die Sonne nur um Mittag einige Stunden hinein. An einem Ende zieht ſich der Trientgletſcher zwiſchen einer engen Granitwand herunter. Unaufhörlich kracht dumpf das Eis auf ihm, und unten ſprudelt aus ſeinem dunkelblauen Rachen ſchäumendes Waſſer heraus und beruhigt ſich erſt nach einiger Zeit, wo es dann ſachte durch den Wieſengrund fließt. Auf der andern Seite ſteht ein ſenkrecht bis auf den Grund geſpaltener Berg. Tief unten in ſeiner Höhlung, in dunkelm Abgrund, jedem menſchlichen Auge unzugänglich, fließt der Gletſcherſtrom, bis er unten bei Martigny wieder herauskommt und in die Rhone fällt. Die Lage des Thals, ſeine Schatten, der Gletſcher und das Waſſer unterhalten da immer anmuthige Friſche. Ja, wenn man von der ſteilen, von Felſen und Gletſchern umgebenen Höhe des Col de Balme kommt, iſt der Anblick des friſchen Raſengrüns ſehr anmuthig, eigentlich verſöhnend. Es iſt, als ſähe man auf einen unentdeckten Erdfleck, wo ſeit Jahrtauſenden die Ureinwohner dieſes Thals wohnten. Mit Freuden ſteigt man in ſeinen friſchen grünen Schatten nieder. Hier vereinigen ſich wieder die Wege über die Tête noire und den Col de Balme, am Fuß der Forclaz, über die man hinunter nach Martigny gelangt.

Zum Unterkommen in Trient iſt nur ein einziges Haus eingerichtet: unten ein Stall mit Heuboden, darüber ein kleines Zimmer mit hölzernen Bänken für Reiſende. Vor dieſer Stube iſt die Galerie, von der mir der Franzoſe zugerufen hatte. Von Zeit zu Zeit geſchieht es, daß ein Reiſender in Trient von der Nacht oder vom Unwetter überraſcht wird und nicht weiter kann. Für ſolchen Fall ſtehen in der Stube zwei kleine Betten. Dieſe hatten eben die zwei Engländer eingenommen, denn bei ſo furchtbarem Wetter wollten ſie nicht bis Martigny gehen; ſie hatten Wäſche und Kleider gewechſelt und lagen recht behaglich, die Cigarren im Mund, auf ihrem Pfühl.

Das Wetter war ſo furchtbar geworden, daß ich mit Unruhe an die Reiſenden, eigentlich an die junge Engländerin dachte, die ich am Morgen beim Scheideweg verlaſſen hatte. Eben wollte ich die Wirthsleute fragen, ob ſie ſchon vom Col de Balme nach Trient heruntergekommen und von da weiter nach Martigny gegangen ſeyen, da kam ein Mann vorübergelaufen. Ich rief ihn

Digitized by Google

an, da ich mich gleich erinnerte, ihn Morgens bei den Eltern der Miß geſehen zu haben. Auf dem Gipfel des Col de Balme hatte man ihn vorausgeſchickt, um in Martigny Quartier zu beſtellen; eine Stunde darauf war das Gewitter ausgebrochen. Der Franzoſe hatte ſeine Erzählung mit angehört und rief gleich: „Wie? dort oben Damen? Damen in dieſem Sturm? Parbleu, das ſoll mir Niemand nachſagen, daß ich ihnen nicht herausgeholfen. Wer will mit mir?“ — „Ich bin Ihr Mann,“ ſagte ich, „wie Sie der meine; vorwärts! Ich nehme die zwei Schaffelle mit, die hier auf der Mauer hängen.“ — „Und ich das Labſal;“ damit goß er unſern Wein in ſeine Reiſeflaſche.

Ohne alle weitere Vorbereitung machten wir uns auf den Weg, als eben die Geologen ankamen. Jämmerlich waren ſie anzuſehen; das Waſſer rann überall von ihnen, aus den Aermeln, aus den Taſchen, aus Naſe und Ohren, ja von den fünf Fingern herunter. Sie glichen Maikäfern, die von einer Goſſe fortgeriſſen werden. Bei alledem waren ſie auf jeden Stein aufmerkſam und ſchielten unter ihren triefenden Hüten nach allen Schichten und Lagerungen. Sie traten in die kleine Herberge, als wir eben herauseilten. —Bald waren wir am Abhang des Col de Balme. „Die Pariſer Kaufleute ſind Spitzbuben,“ ſagte der Franzoſe, „mit ihren undurchdringlichen Hüten und Kleidern; ich habe einen Eimer Waſſer in meinem Hut. A propos, ſind Ihre Engländerinnen hübſch?“ Ein heftiger Donnerſchlag erſparte mir die Antwort. Ohnehin hatten wir viel Mühe, uns zu verſtehen. Der Fußpfad war das Bett eines wüthenden Waldbachs geworden. Von allen Seiten ſchoß das Waſſer in Katarakten vom Berge herunter, und je höher wir kamen, je kälter ward es. Ueber dem Holz Magnin war der Regen ſchon eiskalt und mit Graupen gemiſcht, und bald darauf gingen wir mitten im Schnee. Von nun an war es ſtill, kein Waſſer rauſchte mehr und der Sturm ſauſte und brach ſich nur unter uns im Wald.

Es war nicht länger möglich, den Fußpfad zu unterſcheiden, und Niemand antwortete auf unſern Ruf, ſo daß wir ſchon an allem Erfolg verzweifelten, als wir über uns ein vom Col herunterkommendes Maulthier ſahen, allein, geſattelt und den Zaum auf der Erde ſchleifend. Um es nicht zu erſchrecken, verſteckten wir uns hinter einem hervorſpringenden Felſen, und als es herankam, trat ihm Charles (ſo hieß der Franzoſe) in den Weg, ich aber ergriff den Zügel. Gleich erkannte ich das Thier, auf dem Emilie am Morgen geritten, ich erkannte den Zaum, an dem ich es vor einigen Stunden geführt hatte. Nun fürchteten wir das Schlimmſte. Charles meinte, es ſey keine Zeit zu verlieren, er ſchwang ſich ſchnell auf das Maulthier und ich ging hinterher, es manchmal mit Schlagen antreibend. So ſollte es uns den Weg zeigen; kaum aber waren wir oben auf einem nach allen Seiten offenen Plateau, ſo ſprang das Thier ſchnell auf die linke Seite und riß aus, indem es mächtig ausſchlug und den Reiter abzuwerfen ſuchte. Der Franzoſe aber war ein guter Reiter, blieb feſt im Sattel, und ich verlor ihn bald aus den Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein engliſcher Kritiker über Leſſing.

(Schluß.)

Schillers Räuber, Goethes Werther, Klopſtocks Bardenweſen waren gleichfalls Symptome von Kränklichkeit: überall Mißvergnügen mit der Gegenwart, ſchmachtendes Hängen am Vergangenen, oder unſinnige Griffe in die Zukunft. Jean Pauls Empfindung iſt nicht immer ganz frei von Empfindelei, und der poſt-wertherſche Goethe (allerdings in jeder Hinſicht ein anderer Mann) kroch zu bald unter im warmen Hauſe der Hofgunſt, als daß er zu einem recht kräftigen, derben Baume hätte aufwachſen können. Unter ſolchen Umſtänden that Deutſchland nichts ſo ſehr Noth, als ein geſunder, kräftiger Mann; einer, der, wenn auch kein poetiſcher Titane, noch ein Imperator in der Bücherwelt, doch in den weſentlichen Punkten ein ganzer Mann war mit hellem Auge, die Dinge dieſer Welt recht anzuſehen, mit einem geſunden Herzen, ihrer zu genießen, mit ſtarkem Arm, die hochgeſtellte Thorheit in den Staub zu werfen, mit einem Munde, der ohne Umſchweif die Wahrheit ſagt, und mit der ſcharfen Spitze des Witzes, um der verdorbenen Zeit zur Ader zu laſſen. Und ein ſolcher Mann war Leſſing. — — —

Sich von einem Cardinal unterhalten zu laſſen, wie Winkelmann, oder von einem Herzog, wie Goethe, war Leſſings literariſchem Stolz das Allerwidrigſte. Er prahlte aber nicht mit ſeiner Unabhängigkeit; er angelte nur nicht nach Penſionen und weltlicher Auszeichnung, weil ihn die Natur mit der echt poetiſchen Genügſamkeit begabt hatte. Er konnte in Berlin für einen Groſchen und ſechs Pfennige zu Mittag eſſen und dazu ſein Gratias mit dem echten Dankgefühl eines Menſchen ſprechen, der noch herzlich hungrig iſt. Er wußte, daß die Güter dieſer Welt dem Poeten nicht beſchieden ſind, daß Geld nicht die Münze iſt, in der er zahlt, in der er bezahlt werden kann, weltliche Größe nicht die Gottheit, von deren Gnade er etwas zu hoffen, von deren Zorn er etwas zu fürchten hat. Vom Anfang bis zum Ende war ſeine oberſte Lebensregel: „Wer geſund iſt und arbeiten

Digitized by Google

will, hat in der Welt nichts zu fürchten.“ An dieſem Grundſatz muß kein Menſch ängſtlicher feſt halten als der Schriftſteller, wenn er dem Erbtheil des Dürftigen, der Demüthigung, und dem Looſe des Diebes, der Schande (und es gibt in der literariſchen Welt ganz reſpektable Diebe und Dürftige) aus dem Wege gehen will. Man kann mit Wahrheit ſagen, der Schriftſteller, der nicht fähig iſt, mit heiterem Stoicismus Hungers zu ſterben, iſt ſeines Berufs unwürdig und hat das Herz nicht auf dem rechten Flecke. Bei Leſſing finden wir nie eine Spur, daß die res angusta domi, womit er nur zu gut bekannt war, ſeine Gedanken niedergezogen, ihn in ſeiner Liebe und ſeinem Haß ſich ſelbſt untreu gemacht hätte. —

Als Dramatiker erſcheint Leſſing frei von allem falſchen, aufgeſchwollenen Heldenthum, von alle der träumeriſchen, verſchwommenen, charakterloſen Poeterei, die an ſo vielen deutſchen dramatiſchen Produkten unſern männlichen brittiſchen Geſchmack mit ſo vollem Recht beleidigt. Leſſing war der Poet des Realen, der lebendigen, thätigen Natur, ſo weit er ſie kannte, oder in einer deutſchen Welt kennen konnte. Von den drei großen deutſchen Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, Leſſing, Goethe, Kant, iſt Leſſing der am wenigſten künſtliche und in der Manier der am meiſten engliſche. Kant kleidete ſeine praktiſche Philoſophie in eine ſcholaſtiſche Phraſeologie, welche die Sache geheimnißvoller erſcheinen ließ als ſie wirklich war, und Goethes vielbeſprochene Objektivität war zu ſeiner, ſinnlicher und künſtleriſcher Natur, als daß ſie den derben, rauhen Britten geradezu anſprechen konnte. Leſſing war vollkommen frei von aller philoſophiſchen oder äſthetiſchen Manierirtheit. Was er zu ſehen vermochte, das ſah er klar, und er ſprach klar aus, was er ſah; darum ſind ſeine Dramen, innerhalb ihrer eigenen Grenzen, nach Stoff und Form ſo vollendet. Sie ſind vollkommen wahr und natürlich, völlig frei von allem Geſchwätz und Geſchnörkel. Er duldet nichts Falſches, und wäre es noch ſo zierlich, nichts, was, genauer beſehen, bloße Phraſe iſt, und wäre ſie noch ſo glänzend. Er ſpricht geradezu von der Sache, ſie weder ausmalend noch umſchreibend; und darin liegt recht eigentlich das Geheimniß des dramatiſchen Styls. Für die Deutſchen war und iſt ein ſolcher Mann unſchatzbar. Wir mit unſerm Shakespeare und einer Menge achtbarer Satelliten können freilich ziemlich gleichgültig auf ihn niederblicken, und doch möchten wir, von Shakespeare abgeſehen, nicht viele Stücke aufzuweiſen haben, welche ſo vollendet klaſſiſch ſind, wie Leſſings drei reife Stücke, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weiſe. Allerdings kommen ſie uns, neben unſere Meiſterſtücke gehalten, kalt, ſogar kahl vor; was erſcheint aber uns Engländern nicht kalt, die wir auf unſerer Bühne an ſo viel Feuer und Flamme gewöhnt ſind? Und was ſieht uns nicht kahl aus neben dem mit Schmuck überladenen poetiſchen Styl, den wir uns als Erſatz für die habituelle Kahlheit unſerer Proſa zum Geſetz gemacht zu haben ſcheinen? —

Es gibt wenige Schriften, aus denen der Gelehrte und Schriftſteller von Profeſſion einen ſo edeln Geiſt ſchöpfen kann, als aus Leſſings; es gibt wenige Schriftſteller, die einem die ſo ſchwere Aufgabe, Bildung eines literariſchen Charakters, ſo ſehr erleichtern können. Wir nehmen daher die Anfangs gemachte Bemerkung wieder auf und empfehlen unſerer ſtudirenden Jugend das Studium Leſſings, nicht inſofern er greifbar in vollendeten Werken auf dem Papier erſcheint, ſondern wegen des Geiſtes der Wahrheitsliebe, der in allen ſeinen Schriften athmet, wegen der ſchönen Proben edler Fechtkunſt mit Geiſteswaffen, die er durch ſein Beiſpiel lehrt. Wir möchten ihn aber nicht gerne zu hoch preiſen; wir ſind keine blinden Verehrer deutſcher Literatur. Wenn Goethe ein Herkules war, ſo war Weimar die Omphale, in deren Armen der kraftvolle Mann zum Weibe wurde. Der Dichter des Fauſt war ſtoffreich und üppig, aber es fehlte ihm die Männlichkeit. Leſſing iſt weder ſtoffreich noch üppig, aber ein ſchönes Bild von geiſtiger und moraliſcher Kraft.

Sonett von Camoëns.

Der Augen ſanftes, huldvolles Bewegen,
Auf Keinem haftend, und ein ſanft, beſcheiden,
Erzwungen Lächeln faſt, bei lautren Freuden
In ſüße Demuth ſchwindend, wie verlegen;

Ein ſtilles, wie verſchämtes Nahn und Regen,
Ein Aug', das Züchtigkeit und Ernſt umkleiden,
Reinheit und Engelgüte, die nur leiden,
Daß milder Klarheit die Gedanken pflegen;

Gehaltne Kühnheit voller Lieblichkeit,
Scheu ohne Schuld dann wieder, heitre Mienen,
Ein lang gehorſam Dulden, ſtilles Leiden:

Das war der Himmelsſchönheit Zauberkleid,
In dem Du, meine Sehnſucht, mir erſchienen,
Um all' mein Sinnen von mir ſelbſt zu ſcheiden.

Levin Schücking.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erlangen, Juli.

Charakter der Stadt.

Seit langer Zeit iſt in den Korreſpondenz-Nachrichten, welche dem Morgenblatt von allen Orten zuflieſſen, Erlangens keine Erwähnung gethan worden. Erlauben Sie mir, dieſe Lücke auszufüllen. Freilich für fortlaufende Korreſpondenzen dürfte unſere freundliche proteſtantiſche Stadt keine hinlängliche Ausbeute darbieten; denn in Bezug auf Gröſſe und Bevölkerung, auf Fabrikation und Induſtrie, auf Handel und Verkehr hat ſchon das ſtädtereiche Franken, in deſſen Mittelpunkt ſo ziemlich Erlangen liegt, theils viele Städte gleichen Ranges, theils weit beträchtlichere, aufzuweiſen, wie Nürnberg, Fürth, Bamberg, Würzburg, Aſchaffenburg, Anſpach, Baireuth; auch wird es von den meiſten der gröſſern fränkiſchen Städte an äuſſerer Schönheit, an Eleganz, an prächtigen Kirchen und andern Gebäuden, überhaupt im Reichthum an Kunſtgegenſtänden, an Schmuck und Zierde übertroffen. Erlangen, das, wie Caſſel und andere Städte, ſeine erſte Vergröſſerung hauptſächlich der Anſiedelung reformirter franzöſiſcher Refugiés, ſeine ſpätere Wichtigkeit der Gunſt der Regierung und vor Allem der Univerſität verdankt, hat nichts Mittelalterliches, kein Denkmal, das an die Kunſtblüthe jener Zeit erinnert, die uns noch ſo ſchön, friſch und lebendig aus den Nachbarſtädten Nürnberg und Bamberg, ja ſelbſt aus dem nahen kleinen, mit Wall und Mauern umgebenen, uralten Vorchheim — einem der Lieblingsſitze Karls des Groſſen — entgegentritt. Endlich beſitzen wir zwar noch aus der markgräflichen Zeit ein Schauſpielhaus, das an innerer Geräumigkeit und Eleganz ſich mit dem Nürnberger Stadttheater immerhin meſſen kann, allein keine eigene, ſelbſtſtändige Bühne; nur Winters kommt je einmal wöchentlich das Nürnberger Theaterperſonal zu uns herüber und unterhält uns mit leichten Vorſtellungen. Ausnahmsweiſe fand in dieſem Monat eine Gaſtdarſtellung des H. Döring aus Stuttgart ſtatt. Zu jeder andern Zeit müſſen wir uns zur Befriedigung unſerer Schauluſt nach der ehemaligen freien Reichsſtadt wenden, die zu Wagen von hier aus in anderthalb Stunden gemächlich zu erreichen iſt. In dieſer wie in den meiſten andern Beziehungen verhält ſich Erlangen zu Nürnberg gerade ſo wie Bonn zu Cöln: auf beiden Seiten ehemals eine alte Reichsſtadt gegenüber einer Reſidenz, jezt ein groſſer Handelsplatz einer Univerſitätsſtadt; Erlangen und Bonn ſind der Sitz der Gelehrſamkeit in ihrer Gegend, Cöln und Nürnberg waren von jeher unter allen Reichsſtädten wegen ihres Witzes berühmt, der ſich auch ſchon in der eigenthümlichen Sprache beider auf das treueſte abſpiegelt. Die Aehnlichkeit dieſes Verhältniſſes lieſſe ſich in Allem, auch im Leben und in der Natur, bis auf geringfügige Dinge nachweiſen. Können wir daher auch für unſere Stadt nicht den Ruhm in Anſpruch nehmen, einen groſſen Centralſitz für Handel und Wandel, für materiellen und geiſtigen Verkehr, für wichtige Ereigniſſe und Bewegungen zu bilden, ſo dürfte es doch angemeſſen ſeyn, daran zu erinnern, daß wir uns hier, im räumlichen Mittelpunkt von Deutſchland, eines heitern und geſunden Lebens in einer freundlichen, blühenden Landſchaft unter dem biedern, gutmüthigen, kernhaften Frankenvolk erfreuen, daß wir uns auch hier in der Wiſſenſchaft regen und rühren und mit der Zeit unausgeſezt fortſtreben. Der gegenwärtige Zeitpunkt dürfte dazu um ſo geeigneter erſcheinen, als die Naturforſcher und Aerzte aus allen deutſchen Gauen im Monat September ihre jährliche Verſammlung in unſerer Stadt halten werden, und ihnen beſonders einige überſichtliche Nachrichten von unſerem Leben und Treiben angenehm ſeyn dürften.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Sidney Smith.

Paris hat ſeit einigen Monaten eine bedeutende Zahl von Gelehrten, Künſtlern und andern berühmten Männern durch den Tod verloren, von welchen ich nur einige anführen will, die mir perſönlich bekannt waren. Zuerſt den engliſchen Admiral Sidney Smith, der ſich bekanntlich ſeit zwanzig Jahren in Paris aufhielt. Der Mann mußte groſſe Vorliebe für Frankreich haben, da er, trotz der ſchlechten Behandlung, welche er unter Napoleon erlitten, trotz ſeiner damaligen harten Gefangenſchaft im Tempel, doch wieder nach Paris kam und den Aufenthalt daſelbſt dem in ſeinem eigenen Vaterlande vorzog. Freilich hatte er in England Schulden, und obſchon ihm von ſeiner Regierung eine ſehr anſehnliche Penſion ausgeſezt war, ſo reichte ſie doch ſelten zu ſeinen Ausgaben. Sidney Smith, wie ſo manche groſſen Geiſter, verſtand nichts von der Kunſt, gut hauszuhalten und die Ausgaben mit den Einnahmen in Uebereinſtimmung zu bringen. In Frankreich konnte er weit wohlfeiler leben als in England, und doch waren auch hier ſeine Ausgaben bedeutend. Er hatte in der lezten Zeit ſeines Lebens drei Wohnungen in Paris, eine bei einem Neffen in einer Vorſtadt, eine andere in der Mitte der Stadt, neben dem ſogenannten Fremdenklubb, in welchem er den Abend und einen Theil der Nacht zubrachte, und eine dritte in einer abgelegenen Gegend, wo er den Genuß eines Gartens hatte, in welchem er zuweilen ſeine Freunde bewirthete. Ruhig zu leben, erlaubte ihm ſein thätiger Geiſt nicht, er brauchte Bewegung, Anregung, er hatte groſſe Zwecke im Auge, welche nur nicht immer gehörig überlegt zu ſeyn ſchienen. Einige Zeit lang gehörte er zu einem Verein von ſogenannten Rittern, welche die Seeräubererei auf der Küſte von Afrika abſchaffen wollten, und wozu auch Chateaubriand gehörte. Sie hatten aber keine Mittel, zu ihrem Ziele zu gelangen und benuzten die Gelegenheit des Bombardements von Algier durch Lord Exmouth, um ihren Verein wieder aufzulöſen, unter dem Vorwande, ihr Zweck ſey erreicht. Später gehörte Sidney Smith einem andern Vereine an, welcher die Sklaverei abſchaffen wollte. Auch dieſer hat wenig gewirkt, auſſer etwa durch die von ihm verbreiteten Schriften über das Gehäſſige der Sklaverei. Zulezt war der engliſche Admiral ſehr thätig in einem Vereine, welcher zum Zwecke hatte, die Schiffbrüchigen zu retten. Als Seemann ſtand er hier an dem rechten Fleck, und er mag nicht wenig zur Vervollkommnung und Bekanntmachung der Rettungsmittel beigetragen haben. In einer ſeiner Wohnungen ſind ſämmtliche dazu nöthigen Geräthſchaften und Maſchinen beiſammen. Wahrſcheinlich waren ſie ſein Eigenthum und werden, wenn er ſie nicht etwa dem Vereine oder einer andern Anſtalt vermacht hat, öffentlich verſteigert werden. Einſtweilen bleiben ſie noch unter Siegel, ſowie ſeine ganze Verlaſſenſchaft. Der Bruder des Admirals, Spencer Smith, hat, wie dieſer, ſchon lange ſein Vaterland verlaſſen und wohnt zu Caen in der Normandie. Hier nimmt er thätigen Antheil an den Arbeiten des akademiſchen Gelehrtenvereins, und gibt ſich mit der morgenländiſchen Literatur ab. Von ſeinem Bruder wird er ſchwerlich etwas erben; denn was der Admiral nachgelaſſen hat, wird kaum hinreichen, ſeine Schulden zu bezahlen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. Auguſt 1840.

Ah! je suis ravi que vous vous mettiez à la raison, et que les choses se passent doucement.

Molière.

Feine Welt in Moskau.

Kein Volk verbirgt unter dem Anſchein der äußerſten Gutmüthigkeit und Bonhommie ſo viel Schelmerei und Argliſt wie die Ruſſen. Der treuherzige Deutſche iſt Anfangs unter ihnen faſt immer betrogen; nur wer Furcht einzuflößen, ſich ein Anſehen zu geben weiß, kommt ungeſchoren durch. Wie ein Ruſſe verfährt, wenn er einen kleinen Gewinn zu machen gedenkt, und wie man ſelber verfahren muß, wenn man die Zeche nicht bezahlen will, erſieht man deutlich aus einem Geſpräche, welches ſich zwiſchen mir und meinem Twoſchtſchik, der mich unſerm Kontrakte gemäß nach dem Petrowſchen Garten hinausführen ſollte, entſpann, als er, am Ende der Stadt angekommen, rechts vom Wege abbog. — „Wohin?" fragte ich. — „Hier iſt ja das Kaffeehaus Sehora!" — „Was geht mich das Kaffeehaus Sehora an! Ich will ja nach dem Petrowſchen Garten." — „Ei, da habe ich Euch nicht recht verſtanden. Das iſt was anderes; da müßt Ihr mir aber auch einen andern Lohn geben. Das iſt ja anderthalb Werſt weiter." Und damit hielt er die Pferde an. — Ich ſah alsbald, wo der Schelm hinaus wollte, und im vollen Bewußtſeyn meines Rechts faßte ich ihn an den Schultern und rief wüthend: „Stupai na lewa! Stupai! Durak!" (Links gefahren! fort, Schelm!) Dies imponirte ihn, doch murmelte er noch in den Bart: „Aber Ihr werdet mir dann einen andern Lohn geben müſſen." — „Mottschi, Shukin ssin!" (Schweig, Hundeſohn) rief ich ihm zu, meine Handbewegung wiederholend, und auf dieſe Weiſe kamen wir ſehr raſch an Ort und Stelle. „Hier," ſagte ich jezt, „haſt du, was dir gebührt." — Jezt zog er andere Saiten auf, nahm freundlich ſchmunzelnd den Hut ab und ſagte: „Vinowat wasche Blagorodie. Ich habe gefehlt, Ew. Hochwohlgeboren; ich bitte um Verzeihung. Ihr werdet mir aber eine kleine Pribawka (Zulage) nicht verſagen." — „Du mußt nie mehr verlangen, als was ausgemacht iſt. Dieſe Lehre nimm als Zulage mit. und damit packe dich." Das that er denn auch ohne Weiteres, indem er den Hut wieder aufſezte und den Bart ſtrich.

Ich befand mich nun mitten in dem großen Garten, den Katharina anlegen und Nikolai in ſeinen jezigen angenehmen Zuſtand verſetzen ließ. Das Schloß, welches in der Mitte liegt, iſt von Katharina in einer Art von gothiſchem Geſchmack gebaut. Die Kaiſer und Kaiſerinnen ſteigen, wenn ſie nach Moskau kamen, hier gewöhnlich ab, um ſich zu ihrem feierlichen Einzuge in die Stadt vorzubereiten. Das Innere des Schloſſes bietet wenig Intereſſe, und das Aeußere iſt ſehr auffallend in ein grellrothes, weiß geſprenkeltes Gewand gekleidet. Die Gartenanlagen zunächſt dem Schloſſe ſind alt und

Digitized by Google

haben hohe Bäume; Alles von Nikolaus hinzugefügte iſt ganz neue Anlage und hat noch unentwickeltes Gebüſch und junge Bäume. Einſtweilen kann ſich daher der Petrowſche Garten keineswegs dem Münchner engliſchen Park, oder dem Berliner Thiergarten, oder dem Dresdner großen Garten, geſchweige dem Brüſſeler Park oder dem Wiener Prater an die Seite ſetzen. Hauptſächlich leidet er Mangel an dem, woran jene, beſonders der Münchner und Berliner Garten, ſo angenehmen Ueberfluß haben, an Waſſer. Außer ein paar kleinen Teichen ſieht man keinen Waſſerſpiegel in ſeinen Teppich verwebt. Zudem iſt der ganze Garten faſt völlig eben, von Natur ſogar faſt ganz kahl, ohne irgend eine Anſchwellung des Bodens, ſo daß man nicht begreift, was die Moskauer bewogen hat, mit ihren Schlöſſern, Landhäuſern, Gärten und Spaziergängen gerade in dieſe Gegend vorzurücken, welche die unerquicklichſte der ganzen umliegenden Landſchaft ſcheint. Es erklärt ſich aber wohl aus dem Geſchmack, den die Ruſſen an den großen „Gulanien" finden, dieſen in Moskau, Petersburg und in ganz Rußland üblichen großen pomphaften Spazierfahrten, die nur auf ebenem Boden ſich gut ausnehmen, wo man die Wege lang und gerade machen kann. — Die Geſchichte dieſes Gartens iſt alſo in Kürze dieſe: Man wählte die Umgegend des Schloſſes zur Entwicklung des Equipagenpompes bei den Gulanien; zur Verſchönerung der Fahrwege wurden die Gartenanlagen hinzugefügt, und die Landhäuſer legten ſich dicht an die Wege, um zu ſchauen und beſchaut zu werden. — Der Petrowſche Garten und Schloß ſind für Moskau ganz das, was der Katharinenhofſche Garten und Schloß für Petersburg. Nur die nationalruſſiſchen Kaffeehäuſer mit ihren weißgekleideten Dienern hat der Moskauſche Garten vor dem Petersburger voraus, ferner die zahlreichen Gebäude des neuerrichteten Vauxhalls, deſſen Einweihung es eben war, was heute ſo viele elegante Leute durch die häßlichen Staubwolken, die ſich, die Sonne verfinſternd, vom Boden erhoben, hinausgelockt hatte.

Als ich den Garten betrat, war ſchon Alles in vollem „Gulaien." * Die Wagenzüge durchkreuzten in allen Richtungen die Gartenanlagen, und dichte Maſſen von Fußgängern drängten ſich in langen Reihen zur Seite, Blicke mit ihnen tauſchend. Die Jugend hüpfte auf den grünen Grasplätzen; das Alter ſaß auf den Bänken unter den Bäumen, die Eitelkeit ſpreizte ſich ſo breit als möglich und der Durſt erlabte ſich an Tiſchen und Bänken. Die einen hatten ſich Stühle und Tiſche erobert, Andere ihr Shamowar (Theemaſchine) auf freiem Felde aufgeſtellt und ſich auf Taſchentüchern umhergelagert, ſo daß die heißen Theequellen unmittelbar aus dem Graſe hervorſprudelten. Das kochende Shamowar bildete in jeder durſtigen Gruppe den Mittelpunkt, denn der Ruſſe kennt eigentlich keinen andern Durſt als den Theedurſt; das Shamowar iſt der eigentliche Haltpunkt aller ihrer geſelligen Freuden.

* „Gulaß" heißt „ſpazierengehen" oder auch „müſſig umhergehen, flaner." Weil das Wort für die Art des Spazierengehens der Ruſſen ſehr bezeichnend iſt, ſo haben die Deutſchruſſen es in ihre Sprache aufgenommen und „Gulaien" daraus gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

So war ich denn allein, ohne zu wiſſen, wo ich hingehen ſollte. Nach einiger Zeit fand ich glücklicherweiſe im Schnee die Spur des Maulthiers beim Herunterkommen, und ihr ging ich aufwärts entgegen. Daran hatte ich ſehr wohl gethan, denn ſchon nach einer Viertelſtunde traf ich auf einen Mann, der herunterkam, indem er derſelben Spur folgte. Es war der Führer, der ſein Thier ſuchte. „Wir haben Euer Maulthier," rief ich ihm zu; „wo aber ſind Eure Leute?" — „Was weiß ich!" antwortete er. „Vor etwa einer Stunde, da war ein Sturm, der Tannen umriß, alle vier Schritte ein Blitz, es war an kein Sehen mehr zu denken, kein Fußpfad, keine Spur mehr! Wir kamen auseinander; ich kannte glücklicherweiſe in der Nähe eine Höhle, dahin führte ich mein Maulthier, um das Fräulein wenigſtens in Sicherheit zu bringen; dort iſt ſie jezt, aber voll Angſt um ihre Eltern, und ohne mein Thier kann ich ſie von da nicht weiter ſchaffen, das Thier aber iſt mir fortgelaufen."

Dies beruhigte mich, ich wußte nun wenigſtens Emilien in Sicherheit, und zugleich, wie ich es anfangen konnte, ſie wieder zu ſehen. Darum ſagte ich ſchnell zum Führer: „Macht, daß ihr fortkommt, ſucht die Leute zuſammen, ich will indeß nach der Höhle; dort bleibe ich, bis Ihr wiederkommt. — Aber wo iſt die Höhle?" „Gerade unter dem ſchwarzen Felſen da oben, Sie können nicht fehlen." Damit ging er eilig fort; ich aber machte mich nicht ohne Herzklopfen auf den Weg. Mancherlei Gedanken drängten ſich in meinem Kopf durcheinander, und ich freute mich, daß es lauter gute waren; aber anziehend konnte ich mir immer die Situation denken, und ſo kam es auch.

Nicht lange brauchte ich, um zur Höhle zu gelangen, die keine Didoshöhle ſeyn durfte. Als mich Emilie erblickte, erſchrack ſie nicht wenig, faßte ſich aber ſogleich

zu jungfräulicher Würde. Um ſich dem kalten Luftzug zu entziehen, hatte ſie ſich in dem entlegenſten, dunkelſten Winkel zuſammengekauert. So wie ich eintrat, verließ ſie gleich dieſe Stelle und ſezte ſich vorn an's Licht, gleichſam in des Tages und des Himmels Schutz; die eiskalte Luft ſchien ſie nun nicht mehr zu fühlen. Dieſer Zug freute mich und that mir doch auch wehe, denn er verrieth das Mißtrauen des Mädchens. Um ſie zu beruhigen, erzählte ich ihr ganz einfach den Hergang, wie ich hieher gekommen, was ich angeordnet, um ſo bald als möglich ihre Eltern aufzufinden; ich äußerte, ſie ſeyen in dieſem Augenblick wahrſcheinlich ſchon aufgefunden und auf dem Wege hieher. Dadurch wurde Emilie ruhiger, ſie lächelte und Thränen der Rührung traten ihr in die Augen, ihre Verlegenheit wich ſichtlich und ihr Dank ſprach aus dem Ton jedes Worts.

Indeſſen hatte es aufgehört zu ſchneien. Auf der Hochebene lag ein grauer, trauriger Tag, feuchte Nacht in den Schlünden, und aus ihren Tiefen erhoben ſich Dunſtwolken in zerriſſenen Schichten. Von der Stelle, wo wir ſaßen, konnten wir dies Alles überſehen. Zuerſt unterhielten wir uns von den Ereigniſſen und Vorgängen des Tags, von der Wuth des Sturms, von den herrlichen Contraſten im Umfang weniger Stunden. Wie freute es mich, bei ihr vielen Eindrücken zu begegnen, die nur ich recht empfunden zu haben glaubte, die ſie aber viel ſchärfer ausſprach. Dadurch gewann unſer Geſpräch an Herzlichkeit und Wärme. Emilie geſtand mir ſogar, daß, wenn ſie nur ihre Eltern wiedergefunden, ſie dieſen Tag, ſo reich an Aufregung, Schreck und Freude, zu den ſchönſten ihres Lebens rechnen werde. — Dieſe Aeußerung gab mir den Muth, ihr auszuſprechen, daß es für mich der ſchönſte Tag ſey, weil ich heute zum erſten Mal das Glück gehabt, ſie allein zu ſehen u. ſ. w. Darüber gerieth ſie in peinliche Verlegenheit; um ſie daraus zu reißen, und um zugleich das arme, vor Froſt zitternde Mädchen zu erwärmen, drang ich in ſie, das Schaffell anzuziehen, das ich für ſie von Trient mitgebracht. Es iſt dies eine Art Mantel für die Hirten auf den Alpen; in Chamouni tragen alle Mädchen dergleichen, wenn ſie auf den hohen Bergen ihre Ziegen weiden. Erſt wollte Emilie nicht, endlich willigte ſie lächelnd ein. Ich verſicherte ſie eben, daß ihr das rohe Fell vortrefflich ſtehe und ihre natürliche Anmuth nur noch erhöhe; ſie war im Begriff, mir zu antworten, als ſich Stimmen hören ließen. Wir ſtanden ſchnell auf; da trat der Führer herein, und hinter ihm der Herr Vater.

Nie habe ich auf einem väterlichen Antlitz das Ungleichartigſte in ſolcher Miſchung geſehen: die Freude, ſeine Tochter wieder zu finden, und den Aerger, ſie nicht allein zu finden. Emilie hatte ſich, um ihm ihr Erröthen zu verbergen, in ſeine Arme geworfen, und ich ſelbſt verſicherte ihn, welch herzlichen Antheil ich an dieſem glücklichen Wiederfinden nehme. Dies half aber wenig, in ſeinen Worten blieb etwas Kaltes, Steifes und Gezwungenes, ſo viel Mühe er ſich auch gab, über das Wiederfinden ſeiner Tochter Freude zu zeigen und mir zu danken. Seine Verlegenheit fing ſchon an uns anzuſtecken, als er auf ein gutes Mittel verfiel, ſeine Haltung wieder zu gewinnen; er brach nämlich über Emiliens Hirtengewand in lautes Lachen aus. Dies war uns gerade recht, auch wir lachten, ſo wenig es uns auch darum zu thun war. — Nun kamen die Aufklärungen über die Ereigniſſe des Tages. Mein franzöſiſcher Reiſegenoſſe hatte Wunder gethan. Er fand den Führer, den Vater und die Mutter; er wollte auch Beide durch die Verſicherung beruhigen, ihre Tochter ſey ſeit einer Stunde mit mir in einer Höhle. Dieſe wohlgemeinte Abſicht ſchlug aber fehl, denn der Papa zeigte darüber nicht nur keine Freude, ſondern brach ſchnell auf, um uns in dieſer bedenklichen Grotte aufzuſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Redouté. Turpin.

Der Blumenmaler Redouté ſtarb in ſeinem achtzigſten Jahre, und zwar an einem Schlagfluſſe vor ſeiner Staffelei, wo er eben an einem kürzlich angefangenen Gemälde arbeitete. Eine ungewöhnliche Unruhe hatte ſich des Künſtlers kurz vor ſeinem Tode bemächtigt, und er ging mit verſchiedenen Projekten um; ſo wollte er troz ſeiner achtzig Jahre dieſen Sommer eine Reiſe nach Rußland antreten. Dann faßte er den Plan, ein großes Blumengemälde zu verfertigen, und da er im Schreiben nicht ſehr bewandert war, ſo hatte ſeine Tochter eine Bittſchrift an den Miniſter des Innern gerichtet, worin ſie im Namen ihres Vaters die Beſtellung eines Blumengemäldes nachſuchte und ſich dafür 10,000 Franks erbat. Der Miniſter antwortete aber, er bedaure, daß er keine Fonds zu einer ſolchen Beſtellung habe. Jules Janin hat dieſen Vorfall im Journal des Débats auf ſeine Weiſe erzählt, und da dieſes Journal mit dem jezigen Miniſterium nicht gut ſteht, das Betragen des Miniſters bei dieſer Gelegenheit ſehr gehäſſig dargeſtellt. Jules Janin meint, es ſey himmelſchreiend, daß man einen ſo vortrefflichen Künſtler, wie Redouté war, Hungers habe ſterben laſſen, indeß man dem, der liberalen Sache abtrünnig gewordenen und zum Miniſterium übergelaufenen Dichter Barthelemy eine ſtarke Penſion bezahle. Er erzählt, Redouté habe auf ſeinem Krankenbette mit großer Ungeduld auf eine günſtige Antwort des Miniſters gehofft; endlich ſey der Brief angekommen, man habe ihn ſchnell erbrochen, aber ſiehe da, ſtatt der ſehnlich erwarteten Beſtellung eine abſchlägige Antwort! dies habe dem Künſtler den Todesſtoß verſezt u. ſ. w.

Digitized by Google

Alles dieſes wird in dem Janinſchen Aufſatze ſehr lebhaft, faſt dramatiſch geſchildert, und machte auf manche Leſer großen Eindruck; aber Janin haſcht immer nach Effekt, und es iſt ihm nicht ſehr um die Wahrheit zu thun. Wenn Redouté in ſchlechten Glücksumſtänden war, ſo lag die Schuld großentheils an ihm ſelbſt, denn ſeine vortrefflichen Zeichnungen, beſonders aus ſeiner frühern Zeit waren ſehr geſucht. Kein Künſtler hat mehr Gelegenheit gehabt, aus ſeinem Talente Nutzen zu ziehen; denn es bedurfte keiner großen Kunſtkennerſchaft, um ſeine Leiſtungen zu würdigen. Er hatte auch eine Menge Schüler, und ſein Atelier wurde ſtark beſucht; außerdem gab er Unterricht bei den Reichen, und ſchon dies hätte hingereicht, ihm ein bequemes Leben zu verſchaffen. Aber Redouté war, wie mancher andere Künſtler, kein guter Haushälter, er lebte flott, und das Geld verſchwand bei ihm, wie es einging. So erreichte ihn das Alter, ohne daß er für daſſelbe geſorgt hatte. Seine Arbeiten waren ſo verbreitet, daß man ſich dieſelben leicht verſchaffen konnte, er hatte alſo weniger Hoffnung, ſeine neuen Blumenzeichnungen gut anzubringen, oder häufige Beſtellungen zu bekommen. Ich habe bereits in einem frühern Berichte erwähnt, daß er vom Hofe, wo er den Prinzeſſinnen Unterricht gab oder gegeben hatte, einige Unterſtützung erhielt, und daß ſeine erlauchten Schülerinnen ihm zuweilen aus der Noth halfen. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, von Neuem hineinzugerathen, und wahrſcheinlich, um ſich wieder herauszuziehen, hatte er ſich wegen einer Beſtellung an den Miniſter des Innern gewandt. Von Redouté kennt man übrigens nur ſehr wenige Oelgemälde, faſt alle ſeine Meiſterſtücke ſind Zeichnungen mit Waſſerfarben. Vielleicht hatte Redouté eben wegen der Seltenheit ſeiner in Oel gemalten Blumenſtücke dasjenige, welches er für die Regierung verfertigen wollte, zum enormen Preis von 10,000 Franks angeſchlagen. — Einige Zeit vor Redouté war auch ein anderer Pflanzenzeichner geſtorben, Turpin, welcher aber die wiſſenſchaftliche Pflanzenkunde vor Redouté voraus hatte, und wegen ſeiner ſcharfſinnigen Beobachtungen in der Botanik Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war. Pflanzen und Früchte zeichnete er mit ausnehmender Geſchicklichkeit. Man weiß, daß Alex. v. Humboldt auf der Rückreiſe von Amerika, da er ſich mit Turpin auf demſelben Schiffe befand, auf dieſe Geſchicklichkeit aufmerkſam wurde, und ihn hernach vermochte, Zeichnungen für den botaniſchen Theil ſeiner Reiſebeſchreibung zu verfertigen. — In Paris vermißt man ſelten einen Mann, ſo talentvoll er auch ſeyn mag, und Cuvier iſt vielleicht der einzige Gelehrte, deſſen Verluſt tief gefühlt worden iſt, und den man nicht erſetzen konnte. Dg.

Erlangen, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Univerſität.

Ich beginne mit der Hochſchule, als dem Hauptinſtitute, der eigentlichen Herzkammer unſerer Stadt, aus welcher der — wenn auch zunächſt nur geiſtige, doch auch materielle — Lebensſtrom ſich über alle Kreiſe und Klaſſen, durch alle Adern und Pulſe derſelben ergießt. Bekanntlich gehört Erlangen zu den weniger beſuchten deutſchen Univerſitäten. Dies rührt nicht vom Lehrerperſonal, überhaupt nicht von innern Gründen her, ſondern von äußerlichen Verhältniſſen. Erlangen ſteht bei der Concurrenz mit andern Univerſitäten in einem entſchiedenen, natürlichen Nachtheil. Weder die Wohlfeilheit des Aufenthalts (Franken iſt der gewerbreichſte und folglich der für die gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe nicht eben billigſte Theil von Bayern), noch ein weitgediehenes Kunſtleben, noch andere Lockungen können die ſtudirende Jugend hieher ziehen. Die Univerſität München, nach Berlin die beſuchteſte, an Kunſtſchätzen und Mitteln die reichſte, hat Erlangen nicht nur ausgezeichnete Lehrer — Schelling — ſondern auch viele Studirende entzogen. Selbſt in Franken beſitzen wir an Würzburg eine Nebenbuhlerin, die über größere Mittel verfügt und auch in Bezug auf die Annehmlichkeiten des Aufenthalts größere Anziehung ausübt. Dabei iſt die Nähe der thüringſchen und ſächſiſchen Univerſitäten im Norden, der würtembergiſchen, badiſchen und heſſiſchen im Weſten in Anſchlag zu bringen, während der Oſten von der nahen öſtreichiſch-böhmiſchen Grenze ſo gut wie von uns abgeſchnitten iſt. Wollte ich die obige Parallele zwiſchen Bonn und Erlangen weiter ziehen, ſo würden alle Vortheile in Bezug auf äußere Lage und Mittel zu Gunſten Bonns ausſchlagen; denn dieſes iſt die einzige Univerſität im ganzen weſtlichen Theile des preußiſchen Staats, welcher Theil eine kaum geringere Bevölkerung zählt als das Königreich Bayern. Nichts deſto weniger hat die Zahl der Studirenden an der hieſigen Univerſität in lezter Zeit wieder zugenommen und ſie beträgt im gegenwärtigen Sommer faſt vierhundert. Die meiſten ſtudiren Theologie und ſind Proteſtanten aus Franken und Rheinbayern, der Ausländer gibt es nur wenige. Nach denen, die ſich der Theologie befleißigen, kommen der Zahl nach die Juriſten und ſodann die Mediziner. Faſt alle Richtungen der proteſtantiſchen Theologie finden an der hieſigen Univerſität ihre Vertreter. Am Hervorragendſten jedoch iſt Profeſſor Harleß, der ſich auch bei den Landſtänden als Univerſitätsabgeordneter rühmlich auszeichnete. Harleß hat ſich für ſeine im Allgemeinen orthodox-lutheriſche Richtung ein beſonderes Organ geſchaffen, die „Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche," das einzige hier erſcheinende theologiſche Blatt, in welchem er ein ziemlich lebhaftes polemiſches Talent entwickelt, das Anfangs hauptſächlich gegen die Münchner hiſtoriſch-politiſchen Blätter gerichtet war. Die hieſigen Juriſten — mit einer rühmenswerthen Ausnahme — rühren ſich am wenigſten; keine einzige auf Jurisprudenz und die verwandten Wiſſenſchaften bezügliche Zeitſchrift erſcheint in Erlangen. Der Mangel eines öffentlichen Rechtslebens, den wir in Deutſchland leider noch immer zu beklagen haben, erſtreckt ſeine kalten, hemmenden Arme ſelbſt tief in die Wiſſenſchaft hinein. Auch kein politiſches Blatt kommt hier heraus, vielleicht in Erinnerung der berüchtigten Quittung, welche ſich im Feldzug von 1759 ein preußiſcher Offizier über ſeine ſchmähliche Züchtigung eines „Zeitungsfederhelden" ausſtellen ließ, weil dieſer nicht für Preußen witzig geweſen war. Im hiſtoriſchen Fach wird manches Beachtenswerthe an's Licht gefördert. In Bezug auf Zeitſchriften jedoch regen ſich am meiſten die Mediziner: wir haben deren für die meiſten Zweige der mediziniſchen Wiſſenſchaft, auch eine Zeitſchrift für Pharmacie, und ſogar einen „Waſſerfreund." In der hieſigen Verlagshandlung von Ferdinand Enke ſoll, wahrſcheinlich noch in dieſem Jahr, eine neue mediziniſche Zeitſchrift für das ſüdliche Deutſchland erſcheinen, deren Redaktion Dr. Eichhorn übernehmen wird, und der auch Profeſſor Wagner ſeine lebhafte Theilnahme zugeſagt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Auguſt 1840.

— Durch kleine Mühen
Wächſt man am größten in der Weiber Gunſt.
Addiſſon.

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

Dies hing ganz natürlich zuſammen, und ich muß den geneigten Leſer darüber aufklären. Bereits in Turin hatte ich Emilien in Geſellſchaften und auf Bällen mit beſonderem Wohlgefallen bemerkt; ich ſah ſie mit noch mehr Intereſſe im folgenden Frühling in den Tagen, wo die Mädchen ihre Wollkleider, ihre Müffe und Pelze ablegen und gegen leichte Kleider und flatternde Schärpen vertauſchen, wo ſie reizenden Blumen gleichen, die eben aus der dunkeln, dichten Hülle ſchlüpfen. Ich war Emilien wieder begegnet, als ſie im Auguſt nach den Gebirgen und Gletſchern reiſte, wo ich dann gleich ihrer Spur folgte. Vielleicht hatte auch ſie mich bemerkt, vielleicht auch nicht; ſoviel iſt gewiß, ihre Eltern hatten mich gar wohl bemerkt. Ja, ich weiß ſelbſt von guter Hand, daß meine Bemühungen, mich Emilien zu nähern, den Vater bewogen, Turin für einige Zeit zu verlaſſen und in die Gebirge zu gehen. Darum wollten ſie auch nicht länger in Chamouni bleiben und darum zogen ſie den unbequemeren Weg über den Col de Balme vor, um mich zu vermeiden. Allerdings mochte es dem Papa ſehr ärgerlich ſeyn, nun auf einmal zu erfahrn, daß ich mit ſeiner Tochter allein in einer Höhle ſey.

Das Wetter war zwar noch düſter, aber doch nicht mehr ſtürmiſch. Der gefallene Schnee ſchmolz wieder, hie und da brachen ſich die Wolken und verſprachen einen heitern Abend. Wir verließen daher die Höhle und gingen in einer Richtung bergunter, wo hinter einem Waldſtück ſtarker Rauch hervorkam; denn da erwartete man uns. Charles war eben abweſend, dagegen fanden wir Madame Quincey ganz comfortabel in einem allerliebſten Bivouak. Sobald ſie mich erblickte, rief ſie mir zu: „Ihr Freund iſt ein herrlicher Mann.“ Wer möchte auch nicht den galanten Eifer rühmen, womit die Franzoſen überall auftreten, wo ſie Damen in Noth finden? Charles beſaß dieſe liebenswürdige Eigenſchaft in hohem Grade. Da Madame nicht auf dem naſſen Boden ſitzen konnte, ſo hatte er in kurzer Zeit einen bequemen Sitz für ſie gemacht aus mehreren platten Steinen, die er zuſammentrug, neben einander legte und dann mit Moos und Zweigen bedeckte. Ueber der Dame hatte er die Nachbaräſte zuſammengeflochten, um den niederfallenden Schnee abzuhalten. Darauf hatte er Feuer angezündet, Holz zuſammengetragen und Querſtangen auf Gabeln angebracht, um darauf die Kleider zu trocknen. Ich konnte das Lachen nicht halten, als ich ein kleines Gefäß von Silber am Feuer ſtehen ſah. Es beſtand aus drei oder vier künſtlich ineinandergefügten Stücken: es war die mechaniſche Kaffeekanne, die zu mancherlei

Digitized by Google

gebraucht werden kann, und die uns Charles bei Valorſine unter dem Block der Engländerin gezeigt und ihren großen Nutzen demonſtrirt hatte. Er hatte darin eine Handvoll Schnee geſchmolzen und einige Tropfen Pariſer Kaffeeſſenz hineingegoſſen.

Er ſelbſt kam jezt und zog mit Mühe hinter ſich eine Kuh herbei; er hatte ſie von einer nicht ganz nahen Alp hergeholt. So wie er uns alle wieder beiſammen und beruhigt ſah, rief er uns ſchon von fern zu: „Bravo! bravo! Mademoiſelle, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen! Da bringe ich Milch für Alle, der Kaffee aber iſt nur für die Damen. — Legen die Herrn gefälligſt die Shawls und Mäntel auf dieſe Stäbe zum Trocknen; ich beſorge Alles." Darauf holte er eine kleine, zierliche ſilberne Zuckerbüchſe aus der Taſche und ſtellte ſie neben die Damen; darin waren kleine, niedliche Stücke Zucker wie für Puppen. Hierauf molk er die Kuh in die zwei kleinen Kokustaſſen, goß aus der winzigen Kaffeekanne den Kaffee dazu und präſentirte ihn den Damen mit triumphirender Zierlichkeit. Ich lachte, diesmal aber mit Anerkennung und Dank, nicht mit jener Schadenfreude, als Charles bei Valorſine mit ſeinem mechaniſchen Stuhl hinfiel.

Wenn die Angſt vorüber iſt, öffnen ſich die Gemüther leicht der Nachſicht, dem Frohſinn und der Herzlichkeit, wo dann aller Unwille ſchwindet. Schon war's, als wenn Maſter und Lady Quincey ſich weder an die Höhle, noch an andere ältere Verdrießlichkeiten erinnerten; ich aber war dankbar für dieſe Freundlichkeit und vermied es, ihnen durch zu eifriges Geſpräch mit ihrer Tochter Unruhe zu machen. Emilie ſelbſt war zwar nicht mehr unruhig, es ging aber in ihrem Innern etwas vor, was ſie mit Mühe unter angenommener Heiterkeit verſteckte. Charles bemerkte glücklicherweiſe von dem Allen nichts, denn er war beſchäftigt, ſein Küchengeräth zuſammenzupacken und in die Taſche zu ſtecken, auch mit den Guides Anſtalten zum Weiterkommen zu machen.

Gerade wie wir fort wollten, erſchien die Sonne am Horizont und die Decke von grauen Wolken, die bisher über unſern Köpfen hing, überzog ſich auf einmal mit dem Purpurroth der untergehenden Sonne; ein unerwarteter, herrlicher Anblick. Aber bald ſchwand dieſer Glanz, es ward ſchnell dunkel, die Sterne traten hervor, und es war ſchon Nacht geworden, als wir mit Vorſicht den ſteilen Abhang hinuntergingen. Es war nun nicht mehr daran zu denken, daß die Familie heute noch Martigny erreichte; auf der andern Seite ſchien es ein verzweifelter Entſchluß, in Trient zu übernachten. Die Führer ſelbſt riethen uns nicht dazu. „An Schlafſtellen iſt da nicht zu denken, und überdies nicht viel zu eſſen als Eier." — „Eier?" rief Charles, „Eier? das iſt genug, ich übernehme es, Ihnen ein Abendeſſen zu ſchaffen." — „Aber Betten?" — „Auch dies! Ich habe Betten für die Damen. Ich muß aber vorausgehen; alſo glückliche Reiſe, auf Wiederſehen!" Wir wollten ihn zurückhalten, ihm wenigſtens danken, er war aber ſchon weg.

(Fortſetzung folgt.)

Feine Welt in Moskau.

(Fortſetzung.)

In Petersburg ſieht man ſo natürliche Auftritte im Grünen ſehr ſelten. In Moskau geht es viel ungezwungener zu als dort. Beide Städte verhalten ſich in ſehr vielen Stücken zu einander wie Wien und Berlin. Ein Moskauer könnte auch ſingen: „In Petjer * mußt du fein, ſagt er, und geſcheit, ſagt er, immer ſeyn u. ſ. w." Ein Petersburger entbehrt in Moskau eben der Dinge, die der Berliner nicht in Wien findet, und jeder echte Großruſſe denkt nur mit Thränen in den Augen daran, daß es nur Eine Kaiſerſtadt gibt, nur Ein Moskau. Es iſt dies auch gar kein Wunder; denn, glaubt man dem Geſchrei der Verkäufer, ſo ſieht man, daß hier in Moskau Alles Shanuochoroschojo (auf's Allerbeſte) iſt. „Allerbeſtes, allerdelikateſtes Eis!" ſchreit Einer, der ſich mit einem Eiskübel herumſchleppt, aus welchem er auf der Stelle für zehn Kopeken das zierlichſte Glas Eis drechſelt, indem er es aus rothem und weißem Stoffe componirt. „Die allerbeſten Apfelſinen!" ruft ein Anderer, „feinſte Petersburger Waare!" und bietet die ſaftigſten Früchte des Südens, die über Petersburg in's Land gekommen ſind, in ſolcher Fülle an, als wäre eben in den baltiſchen Tannenwäldern Ernte gehalten worden. — Bei den Krimſchen Aepfeln trifft das Shanuochoroschoje wenigſtens ihrem Aeußern nach am beſten zu, denn ſie prangen ſämmtlich ſo untadelich mit rothen Wangen, wie die geſchminkten ruſſiſchen Mädchen. Am ſchlechteſten aber klingt es im Munde der Cigarrenverkäufer, die ihre Krimſchen Blätter für echtes, allerſchönſtes Havannahprodukt ausgeben. Sie würden auch ſchlechte Geſchäfte machen, wenn ſie nicht daneben noch geſtopfte Pfeifen anböten, aus denen man, der ruſſiſchen Rauchweiſe gemäß, einige Züge thut und ſie dann zurückgibt. Nicht nur die Pfeife, ſondern auch die Cigarre raucht der galante Verkäufer oder Wirth zuvor an und präſentirt dann mit verbindlichen Redensarten beide brennend. — Die beſten Geſchäfte machen, wie auf allen ruſſiſchen Feſtplätzen, die Pirogenhändler, welche die von dem gemeinen Ruſſen geſuchteſte Waare verkaufen. Von

* Abkürzung bei den gemeinen Ruſſen für Petersburg.

Digitized by Google

nicht eßbarer Waare bemerkte ich beſonders viele Spielſachen, als Zeugen des kindlichen Sinnes der Ruſſen, denen es immer ein Bedürfniß iſt, den Kindern etwas zu ſchenken. Wo ſieht man dergleichen in unſern öffentlichen Kaffee= und Biergärten?

Die Kaffeehäuſer des Petrowſchen Gartens ſind ſchlecht genug; doch dachte ich von den Kaffeehäuſern wie Plinius von den Büchern, von denen er meinte, daß keines ſo ſchlecht ſey, um nicht etwas zu lehren. Ich täuſchte mich darin nicht, denn kaum hatte ich begonnen, meinen Thee zu brauen, als ſich mir auch gleich ein Vogel beigeſellte, der mir geiſtige Nahrung zubrachte. Es war der mir bereits bekannte Konſul der Stadt Moskau, Michael Jephimowitſch K., mit dem ich die Angelegenheiten der Republik beſprach. In den kleinen ruſſiſchen Städten heißt ein ſolcher Magiſtratus Gorodnitſche (Stadtvorſteher), in den größern aber Golowa (das Haupt). Dem Golowa zur Seite ſtehen für Finanzangelegenheiten der „Duma,“ und für andere Verwaltungsgeſchäfte die „Ratmanni“ (Rathsherrn). — Ein Golowa von Moskau iſt natürlich immer ein ſehr gewichtiges Haupt und dabei, wie Herr K. mich verſicherte, ein mit Sorgen äußerſt beſchwertes. Er behauptete, er müſſe wenigſtens 30 bis 40,000 Rubel jährlich nur in Suppen und Saucen verdampfen laſſen. Dafür ſey denn freilich auch ſeine Ehre groß. Er ſehe den Adel des Reichs und den Generalgouverneur von Moskau oft auf ſeinen Bällen; ja, er werde zur kaiſerlichen Tafel gezogen, und zwar jedesmal am Tage nach der Ankunft des Kaiſers in Moskau, nachdem er ihm im Namen der Stadt Brod und Salz überreicht. Stets aber begnüge ſich ein Moskauer Bürgermeiſter mit einmaliger Wahl, und beſtehe nach dreijähriger Amtsführung durchaus jedesmal auf ſeinem Recht, ſich nicht wieder wählen laſſen zu dürfen. Es ſey daher weit weniger von der Herrſchſucht und dem Ehrgeiz der moskauſchen Konſuln zu fürchten, als von den weiland römiſchen.

Ich nahm dieſe Belehrungen dankbar auf, kaufte beim Abſchiede zur Erkenntlichkeit dem Moskauer Konſul ein Entreebillet zum Vauxhall des Gartens ab, das er gerne los geweſen wäre, und eilte den Sälen deſſelben zu. Auch dieſes Vauxhall iſt eine eigenthümliche Aeußerung Moskauſchen Lebens. In Petersburg exiſtirt etwas der Art nicht, und ſelbſt für Moskau ſchien das Unternehmen Einigen noch zu gewagt. Eine Actiengeſellſchaft hat im Petrowſchen Garten ein großes elegantes Haus bauen laſſen mit einem Tanzſaal, mehreren Speiſeſälen, Billardzimmern u. ſ. w., daneben kleine Kaffeehäuſer; Alles von hübſchen Gartenanlagen umgeben, und darin ein ganzer Apparat zur Luſtbarkeit, Schaukeln und Rutſchbahnen in bunteſter Verzierung und von allerlei Form und Schwingungsarten.

Heute ſollte der Eröffnungsball dieſes Etabliſſements ſtattfinden, und ich kam eben noch zeitig genug, um dem Beginn der Feierlichkeit beizuwohnen. Die äußern Mauern und Geländer waren illuminirt, und vor den Thoren prangten die Namenszüge N. und A. Ich tauchte mich ein in das wogende Gedränge, um Färbung, Temperatur und Tiefe der Geſellſchaft zu ſondiren. In den mit tauſend Wachskerzen erhellten Sälen zeigte ſich faſt bloß „Dworanstwo“ (Adel), deſſen Häupter unzählig waren, während ſich die Bärte der Kaufleute faſt auf ein halbes Dutzend reduzirten. In einem der Säle entdeckte ich ſogleich eine adeliche Eliteneck e, die augenſcheinlich den eigentlichen Kern der ganzen Geſellſchaft bildete, um welchen ſich alles theilnehmend und mitredend, oder nur von nahe oder fern vorüberſpazierend und hinblickend herumdrehte. Hier bemerkte man den alten Fürſten N., der nun ſchon ſeit einem halben Jahrhundert den unveränderlich Liebenswürdigen ſpielt, den dicken Grafen O., der ſeine Wohlbeleibtheit ſo wenig als ſein kahles Haupt allzuangeſtrengtem Studium verdankt, und viele andere großmögende Geſichter,* deren Namen ſich alle auf „ſki,“ „ow“ oder „in“ endigen. Die Damenwelt ſchien friſcher und heiterer als in Petersburg.

(Fortſetzung folgt.)

* „Welmoschni bolschize lize,“ ruſſiſcher Ausdruck für vornehme Leute.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, Juli.

Eiſenbahnen.

Schon ſeit einem Monat hat die Unterhaltung über „ſchleſiſche Eiſenbahnen“ neuen Aufſchwung genommen, nachdem das Comité für dieſelben den Intereſſenten einen Bericht abgeſtaltet hat und dieſer veröffentlicht worden iſt. Zunächſt wird die ſchon ſeit drei Jahren projektirte Bahn von Breslau nach Oberſchleſien verhandelt, welche ſowohl der innern Induſtrie= und Verkehrsverhältniſſe, als der auswärtigen Handelsbeziehungen wegen, ſeit der Anlegung der Kaiſer=Ferdinands=Nordbahn und der Warſchau=Wiener=Bahn ſich als unumgängliche Nothwendigkeit darſtellt. Mit dieſen beiden Bahnen ſoll die ſchleſiſche ſich dicht am Zollhauſe bei Neubrunn an der Weichſel verbinden, und ſomit die drei Hauptorte Breslau, Wien und Warſchau in einen Bezug bringen, deſſen Wichtigkeit ohne Weiteres einleuchtet. In Ausſicht bleibt noch die weitere Führung der ſchleſiſchen Bahn entweder zur Vereinigung mit der Dresden=Leipziger oder mit der Frankfurt=Berliner. Doch iſt der Anſchluß an die erſtere wahrſcheinlicher, da die ſächſiſche Regierung die Anwendung des Expropriationsgeſetzes für die Bahn von Dresden bis zur preußiſchen Grenze bei Reichenbach ausgeſprochen hat, und ein Comité für die Errichtung derſelben auch bereits zuſammengetreten iſt. Die Baukoſten der oberſchleſiſchen Bahn (28 Meilen) ſind auf 2,857,312 Thaler, die jährlichen Unterhaltungs= und Verwaltungskoſten auf 258,255 Thaler veranſchlagt, und es wäre dies Unternehmen in merkantiliſcher und induſtrieller Hinſicht, namentlich Bergbau und

Hüttenweſen betreffend, das großartigſte und lohnendſte der Provinz; nicht minder aber auch in agronomiſcher Hinſicht, ſobald man die Marktpreiſe der oberſchleſiſchen Städte mit denen Breslaus vergleicht, und dabei den Umſtand erwägt, daß ſchon jezt die Controle in Brieg ein erhebliches Quantum von Victualien und Marktwaaren nachweist, welche achtzehn bis zwanzig Meilen weit aus Oberſchleſien dem Breslauer Markte zugeführt werden. Von hier iſt dann die Bedeutung in's Auge zu faſſen, welche unſer Handel mit Getreidefrüchten von Oberſchleſien aus für die Oſt- und Nordſee durch eine Eiſenbahn gewinnen könnte, während dieſem bisher, ſowie aller erhöhten merkantiliſchen Lebensregung von dorther, die Unzuverläſſigkeit der Stromfahrt als weſentliches Hinderniß entgegenſtand. Endlich iſt noch die Verſorgung unſerer Märkte mit Schlachtvieh aus Oberſchleſien und dem benachbarten Auslande von Wichtigkeit, welche vielleicht, mit Erſparung aller Quarantainen, direkt aus dem Innern von Ungarn auf Eiſenbahnen geſchehen könnte. Außer dieſen materiellen Intereſſen aber dürfte wohl noch andern höheren in unſerm Staatsleben durch die oberſchleſiſche Eiſenbahn entſprochen werden, daher auch gewiß die Staatsregierung ſie durch jede thunliche Förderung begünſtigen wird. Es iſt nun auch durchaus nicht länger geſäumt worden, um das erforderliche Anlegekapital von drei Millionen durch 30,000 Stück Aktien à 100 Thaler aufzubringen, zu deren Zeichnung für die in Schleſien lebenden Intereſſenten der 20. Juni, für auswärtige aber der 30ſte als peremtoriſcher Termin beſtimmt ward.

(Schluß folgt.)

Erlangen, Juli.

(Fortſetzung.)

Gewerbe und Handel.

Studirende der Philoſophie (ſchon ſeitdem Schelling in München lehrt) und der Philologie befinden ſich hier nur in geringer Zahl. Wir haben einen großen Orientaliſten, den Dichter Friedrich Rückert. Dieſer lieſt über den Sanſcrit, doch ſelten vor mehr als vier Zuhörern. Daher begibt ſich Fr. Rückert häufig auf ſein freundliches Landgut im Coburgſchen, dort in ſtiller, ländlicher Zurückgezogenheit der Muſe lebend, die ihm wie keinem Andern günſtig iſt und ſeine Phantaſie mit immer neuen und ſchönen Gaben beſchenkt. Rückert ſcheint dieſes innige, gemüthliche Leben mit ſeiner Muſe jedem andern geräuſchvollern vorzuziehen. Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt iſt, daß er hauptſächlich dieſerhalb einen frühern Ruf nach Berlin, der von dem jetzigen Könige, damaligen Kronprinzen von Preußen veranlaßt wurde, abgelehnt hat.

Die Gebäulichkeiten der Univerſität laſſen Vieles zu wünſchen übrig; aber die disponibeln Mittel der Univerſität ſind ſchwach. Neuerdings werden die Gebäude erweitert und die Locale verbeſſert. Zweckmäßig iſt, daß ſie ſich um den Schloßgarten gruppirt zuſammenfinden. Das Muſeum erfährt eine vollſtändige Umänderung und ſoll bis zur Ankunft der Naturforſcher völlig hergeſtellt ſeyn, um dieſen als Sitzungslokal zu dienen. Es befindet ſich wie der botaniſche Garten auch gleich beim Schloßgarten. In der Nähe deſſelben, noch innerhalb der Stadtmauer, ſteht ebenfalls das neue große Irrenhaus für Mittelfranken, das langſam — aus Mangel an Mitteln, da die Regierung dem Landrath von Mittelfranken bis jezt nicht geſtattet hat, Behufs des ſchleunigen Baues deſſelben eine Anleihe zu machen — ſeiner Vollendung mit jedem Jahr näher kommt. Im ehemaligen markgräflichen Schloß befindet ſich das naturhiſtoriſche Kabinet und die Univerſitätsbibliothek, welche ſehr bändereich iſt, namentlich in den Fächern der Medizin, Theologie und Geſchichte. Nebenbei ſey bemerkt, daß Erlangen drei Verlags- und außerdem noch zwei Sortimentsbuchhandlungen beſizt; die erſtern ſchöpfen den größten Theil ihres nicht unbeträchtlichen Verlags aus den Geiſteserzeugniſſen der hieſigen Profeſſoren und Doktoren an der Univerſität und am Gymnaſium, was für deren Thätigkeit einen ſichern Maaßſtab liefert. Ueberhaupt dürften nur in Deutſchland und in keinem andern Lande Städte von verhältnißmäßig ſo geringer Größe wie Erlangen zu finden ſeyn, die ein ähnliches reges, wiſſenſchaftlich-geiſtiges Leben darbieten. Weder Frankreich, noch England, noch Italien haben ſie aufzuweiſen.

Nennt ſich nun auch der Magiſtrat von Erlangen Magiſtrat der „Univerſitätsſtadt," ſteht das Univerſitätsleben hier unbezweifelt oben an, ſo beſitzen wir doch auch eine von demſelben völlig unabhängige Gewerbthätigkeit. Wir haben Handel und Fabrikation. Am bedeutendſten ſind die Spiegelfabriken, am zahlreichſten die Strumpfwirkereien und die Werkſtätten der Handſchuhmacher. Die Strumpfwirker (und die kleinen Gärtner) ſind die ärmſten Bewohner unſerer Stadt. Ihr Verdienſt iſt gering und unſicher; der Schwung ihres Gewerbes hängt von äußern Conjunkturen ab, die ſich häufig ſehr ungünſtig geſtalten, ihr Fabrikat geht in's Ausland, ſelbſt nach Amerika, und die Handelskriſen in dieſem Lande wirken auch auf unſere armen Strumpfwirker zurück. Das Geſchäft iſt leicht gelernt, geht vom Vater auf den Sohn und nährt in guten Zeiten; die Leute verheirathen ſich dann ohne Ausnahme und fallen ſpäter nur zu häufig in bittere Armuth. Sie bewohnen die abgelegenen Straßen der Stadt, wo allerdings Aermlichkeit herrſcht, man jedoch niemals auf Schmutz und Unanſtändigkeit ſtößt. Dagegen blüht der Landbau hier wie in ganz Franken. Reizende, wogende Kornfelder umgeben die Stadt und drängen ſich an einzelnen Punkten wie zwiſchen die Mauern hinein. Namentlich ſieht man in dieſem Jahr wegen der etwas naſſen Witterung, die für den Sandboden günſtig iſt, hier der ergiebigſten Ernte entgegegen. Auch der Obſtbau hat eine ungewöhnliche Blüthe in unſerer Gegend erreicht. Einzelne Dörfer ſollen in dieſem Jahr an zwölftauſend Gulden bloß für Kirſchen einnehmen. Eine Ortſchaft in der Nähe zieht auf ihren meiſten Feldern junge Obſtbäume, die nicht bloß nach allen Gegenden Deutſchlands, ſondern auch in's Ausland, ja ſelbſt bis Petersburg und Odeſſa verſandt werden. So gibt Deutſchland auch in dieſer Beziehung an den Oſten zurück, was es einſt von dorther empfangen hat. Es hat die fremden Obſtbäume wie ſeine Schafe mehr als ſonſtwo veredelt, und wo wächst ein edlerer Wein als am Rhein und am Main? Bei dem Städtchen Baiersdorf, anderthalb Stunden von hier, wohnt ein Bauer, der auf ſeinem Felde eine ſo große Menge Meerrettig zieht, daß mit dem Abſatz deſſelben einer ſeiner Söhne Jahr aus Jahr ein in Hamburg beſchäftigt iſt, von wo er ſich nur auf kurze Zeit zum Beſuch jährlich in die Heimath begibt. Hier gewonnener Meerrettig geht nach Holland, England und Rußland. So ließen ſich noch andere eigenthümliche Landprodukte hieſiger Gegend aufführen, welche Artikel eines großen und weiten Handels bilden.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Subſcriptionsanzeige der Pracht- und Jubelausgabe der „Geſchichte Friedrichs des Großen" von Franz Kugler. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. Auguſt 1840.

— In longum tamen aevum
Manserunt, hodieque manent vestigia ruris.
Horat.

Feine Welt in Moskau.

(Fortſetzung.)

Als Alles verſammelt war, erſchien der Generalgouverneur von Moskau, ein Mann von impoſantem Ausſehen. Er wurde mit einem Tuſch der vollen Muſik begrüßt und brachte ſeinen Glanz dem Mittelpunkt der Geſellſchaft zu, wo ſeine Edelſteine in der paſſenden Faſſung erſchienen. Bald begann die Polonaiſe, die von einem mächtigen Muſikchor geſpielt und zugleich von einem eben ſo großen Sängerchor geſungen wurde. Der Generalgouverneur trat mit einer ältlichen Dame aus dem Glanzmeer hervor und führte den Tanz an, und Alles, was Gewicht genug hatte, tauchte in daſſelbe und holte ſich eine ſchöne athmende Perle heraus, um mit ihr den allgemeinen Trab mitzumachen. Die Worte, welche zum Tanze geſungen wurden, waren eigens für dieſen Tag gedichtet, und die gewählte Melodie war die des „Sa Zara, sa Russ swätuja“ („Für den Zaren und das heilige Rußland), des ruſſiſchen „God save the king.“ Es hieß darin ungefähr, das Vaterland ſey lange Schüler der Fremden geweſen, aber unter dem Scepter Peters ſey es herangereift, unter Nicolaus habe es ſich völlig dem Guten geöffnet, und Künſte, Wiſſenſchaften und geſellige Bildung blühen jezt fröhlich in ſeinen Städten. Dann wurde auch noch der Namäſtnik (Statthalter) * des Zaren und die Verſammlung begrüßt. „Russ swätaja“ (das heilige Rußland) kam zu wiederholten Malen vor, zwei Worte, die gewiß nie ihre Wirkung auf ein ruſſiſches Herz verfehlen, wie die Worte „Old England“ und „la belle France“ auf engliſche und franzöſiſche Herzen. Dieſe drei Ausdrücke ſind gewiß höchſt charakteriſtiſch für die betreffenden Völker. Welchen Titel haben wir Deutſchen für unſer geliebtes Vaterland? Nichts, als das matte, lauwarme „gut,“ wenn wir ſagen „in unſerm guten Deutſchland.“

Uebrigens wurde das Vauxhall in gewiſſer Hinſicht unter ſehr ungünſtigen Auſpicien eingeweiht. Der Wirth hatte lauter ſchlechte Wachslichter genommen und die Tauſende von Kerzen waren in beſtändig tröpfelnder Arbeit. Schon in der erſten halben Stunde waren die Wachsformationen äußerſt mannigfaltig. Dem Grafen N. hatte es einen langen Strich durch ſeinen Orden gemacht; dem Fürſten N. hing es in Geſtalt einer reichen Traube im Haare; meinem Bekannten, dem Staatsrath

* „Namäſtnik“ iſt eigentlich ein veralteter Ausdruck für Gouverneur, deſſen man ſich aber in Moskau noch zuweilen bedient, wie des auch veralteten Worts „Bojaren“ für Adel, „Zar“ für „Imperator.“ Jezt heißt der Namäſtnik „Gubernator.“

H., der gern ſtehen blieb, wo er einmal Poſto gefaßt, war ein langer Zopf den Rücken hinab kryſtalliſirt, und mich ſelber hatte es in Folge meiner Unruhe auf allen Seiten geſtreift. Wie viel Aerger und Verdruß hatte da die emſige ruſſiſche Biene aus den Blumenkelchen zuſammengetragen. Welche Geſichter mochten die jezt ſo hübſchen Damen ſchneiden, wenn die Kämme nicht glatt durch die verklebten Haare glitten!

Am drolligſten nahm ſich ein alter Tſcherkeſſengeneral aus, deſſen Geſicht mir auch ſchon in Petersburg mehrfach vorgekommen war. Es waren einige dicke Tropfen Wachs dicht unter der Naſe in ſeinen Schnurrbart gefallen und er ging damit von einer Dame zur andern, die Cour zu machen. Ich folgte dem narbenreichen Kaukaſier, um zu ſehen, wie ſich dieſe Gebirgskinder in der feinen Geſellſchaft betragen. — Die Artigkeiten, welche er einigen Damen ſagte, machten dieſe ſchaamroth und alle ihre Nachbarinnen ſchlugen die Augen nieder. Es mußte etwas Erkleckliches geweſen ſeyn, denn der General biß ſich ganz liſtig auf einen Finger, drehte ſich lachend auf dem Bein herum und erzählte die Geſchichte voller Freude einem ſeiner Freunde, der ihn zur Rede zu ſtellen ſchien. Nachdem er noch mehreren Damen gleiche Streiche geſpielt, ſchien er ſeinen Witz erſchöpft zu haben, und ſtellte ſich ruhig, die Hände über dem Rücken, bei einem Whiſttiſche auf. Es iſt unglaublich, welch wilde Naturen oft in dieſen civiliſirten ruſſiſchen Uniformen ſtecken.

Später erſt bemerkte ich die Affiche, in der man das Publikum zum Vauxhall einlud. Sie lautete, in mannigfacher Hinſicht charakteriſtiſch, ſo: „Par autorisation suprême un Vauxhall vient d'être construit. Ce lieu doit servir d'abri aux promeneurs, leur offrir des amusemens de toutes espèces. Il est destiné à la réception de la noblesse, des marchands, des étrangers, des artistes, des voyageurs, qui en seront les Membres. Les Membres y trouveront toutes sortes de journeaux russes et étrangers, ainsi que des billards. On pourra y déjeûner, diner et y souper à des prix modérés. Des buffets particuliers offriront aux amateurs des fruits, des glaces, des boissons rafraichissantes, du thé, du chocolat, du café, et pendant l'été on pourra prendre le thé à l'air sur de petites tables placées à cet effet dans les bosquets, qui entourent le Vauxhall. — Man ſieht an dem Tone dieſer reizenden Einladungen und Explicationen, wie neu hier noch ſolche Sachen ſind.

In jeder ruſſiſchen Stadt pflegt ein großer öffentlicher Platz den Volksvergnügungen beſtimmt zu ſeyn. In Moskau iſt dies der lange Platz „Pod Nowinskim." Da ich eines Sonntags alle Einwohner der „Stolitſchnago Goroda" (der Thronſtadt) Moskwa auf einem überall angeſchlagenen Zettel zu einer großen Gulanie, und zwar der lezten nach Oſtern, eingeladen fand, ſo begab ich mich dahin. Der Platz iſt ganz ſo geformt, wie die ruſſiſchen Gulanien ihn brauchen, d. h. ziemlich ſchmal, dabei aber einen ganzen Werſt lang. In der Mitte des Platzes war eine unabſehbare Reihe von Schaukeln aller Art, von Buden mit wilden Thieren, für Harlekins und Tauſendkünſtler aufgeſtellt; Nußhändler und Nußknacker in Fülle, Branntweinladen und Honigkuchenverkäufer und dergleichen. — Unmittelbar in der Nähe der Buden tummelte ſich das „ſchwarze Volk." Zu beiden Seiten unter einer Allee junger Bäume ſpazierten die höhern Claſſen auf und ab, und die vornehmſte Welt fuhr auf den äußern, das Ganze umringenden Wegen in beſtändig kreiſenden doppelten und dreifachen Reihen rund herum, während alle Fenſter und Balkons der den Platz begrenzenden Häuſer mit lorgnettirenden Zuſchauern beſezt waren, die wiederum ſelbſt im bunten Schauſpiele nicht die unbedeutendſten Acteurs waren. Die Leidenſchaft der Ruſſen für Gulaien und Katſchaien * iſt ein Hauptcharakterzug des Volks. Der Schaukeln ſind auf dem Moskauer Pod Nowinskim ſo viele bei einander, als der Mühlen bei Harlem, und ſie befinden ſich beſtändig in ſo geſchäftiger Bewegung, als wenn ſie eine eben ſo wichtige Arbeit hätten wie dieſe. Alle ſind fortwährend gefüllt, ertönen immer von fröhlichem Geſang, von Dudelſack und Flöte.

(Schluß folgt.)

* „Katſchaien," ruſſiſch-deutſches Wort, ſo viel als ſchaukeln.

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

Nach anderthalb Stunden glänzte uns aus einem Hauſe ſtarkes Licht entgegen; es war die Herberge von Trient, und wir zweifelten nicht, daß da unten Charles bereits thätig ſey. Als wir näher kamen, ſahen wir zwei Reiſende, die ſo ſpät den ſteilen Pfad der Forclaz hinaufgingen. Es waren unſere zwei Engländer. Als Charles unten angekommen war, hatte er nichts eiligeres zu thun gehabt, als ſie zu wecken, um ihnen die angenehme Nachricht zu geben, daß er auf ihre Menſchlichkeit und Artigkeit gegen Damen gerechnet und daher zwei vom Sturm ganz erſtarrten Frauenzimmern, die bald ankommen würden, ihre Betten verſprochen habe. So ſehr die Gentlemen darüber murrten, waren ſie endlich doch aufgeſtanden und fortgegangen.

Ich habe oben ſchon von der Trientiniſchen Herberge geſprochen. Erſt gegen zehn Uhr kamen wir daſelbſt an.

Digitized by Google

Die Küchenthür ſtand weit offen, und darin ſahen wir viel Bewegung von Frauen und Männern. Inmitten ſtand unſer Franzoſe im Schimmer des Feuers vor dem Herd; vor ihm eine Caſſerole, worauf er ſehr Acht gab, weil etwas Schaumiges darin kochte. „Nur hinauf, nur hinauf!" rief er uns zu, „ich kann Ihnen unmöglich den Weg zeigen, denn ich muß bei meinem Sambayon bleiben; davon hängt mein Ruf und Ihr Eſſen ab." Wir gingen alſo in die Oberſtube, wo die drei Geologen ſaßen, die uns freundlich empfingen. Unſer Freund hatte ſie ſchon zum Mahl eingeladen. Unbegreiflich war es mir, wie ſich das dunkle, rauchige Zimmer auf einmal verändert hatte. Die zwei Betten hatten freilich nicht weggeſchafft werden können; ſie waren aber ſehr decent behangen. Charles hatte ſich alle weißen Tiſch- und Bettücher des Hauſes geben laſſen, um ſie vor den Betten und Fenſtern aufzuhängen und in Feſtons aufzuziehen. Schon dieſe Verſchönerung nahm der Kneipe ihr häßliches Ausſehen, machte ſie zu einem reinlichen, faſt eleganten Zimmer und erhöhte dadurch ſehr unſer Vergnügen, beſonders das der Damen. Noch weit mehr aber war der Tiſch zu bewundern. Sechs Talglichter waren in Ermanglung paſſender Leuchter reinlich auf Flaſchen geſteckt. Ein grobes, aber reinliches Tiſchtuch trug ländliches Geſchirr mit den wenigen vorhandenen Victualien. In der Mitte ſtand eine dampfende Suppe, für uns Alle ein herrlicher Anblick; rechts und links drei oder vier verſchieden zubereitete Eierkuchen, rund herum und in ſymmetriſcher Ordnung hellgepuzte zinnerne Becher, dazwiſchen Flaſchen, einige mit Muskatwein aus Wallis, andere mit friſchem Waſſer. Der erſte, ſeit langer Zeit entbehrte Genuß war, uns ordentlich ſetzen zu können. Wir freuten uns aber nicht bloß, nach ſo vielen ausgeſtandenen Mühen endlich unter Dach zu ſeyn, ſondern auch über den gedeckten, reichlich beſezten Tiſch, über alle dieſe, wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde hervorgerufenen Dinge, über den liebenswürdigen Eifer unſeres Freundes.

Endlich kam er ſelbſt; hinter ihm trug die Wirthin mit Bedacht und Würde den Sambayon. Er wurde mit allgemeiner Acclamation empfangen. „Nicht wahr?" erwiderte Charles; „dies Alles gelang mir aber nur, weil ich," und damit kehrte er ſich zu der Wirthin, „ſo gute Leute gefunden habe, die mir gern Küche, Keller und Waſchſchrank öffneten und Alles freundlich hergaben, was ich darin fand. Nun, gute Frau, bleibt in der Küche und ſagt mir, wenn der Wein im Kochen iſt; ich mache Ihnen noch einen Négus. — So ſetzen wir uns denn. Hier Madame Quincey, hier Mademoiſelle Emilie, Herr Quincey oben, ich unten, die Herrn Geologen in der Mitte." Mir aber war es gelungen, meinen Stuhl zwiſchen denen Emiliens und ihrer Mutter einzuſchieben.

Unſere Mahlzeit war äußerſt angenehm, daran wird wohl Niemand zweifeln. Von der Suppe an, die gut, aber etwas dünn war, bis zum Ende wiederholten ſich bei jedem Gericht die lärmenden Aeußerungen des Erſtaunens. Wer einen Tag unter Anſtrengung und Entbehrungen in den Hochalpen zugebracht hat, der weiß den Werth einer mittelmäßigen Suppe und anderer ganz geringen Gerichte zu ſchätzen. Der Jubel nahm noch zu, als die Reihe an den trefflichen Sambayon kam. Der Franzoſe war überdies noch fröhlicher als wir Alle, ein gutes Witzwort über das andere entfiel ſeinem Munde; er glich einer Flaſche trefflichen Champagners. Als der Négus eingeſchenkt war, baten Alle auf einmal um Erlaubniß, einen Toaſt ausbringen zu dürfen. Herr Quincey aber machte als Doyen d'age den meiſten Anſpruch darauf und ſagte auch ſchnell: „Ich trinke auf das Wohl unſeres Wirthes; möge er mir verzeihen, daß ich ihn ſo nenne, ſo lang ich ſeinen Namen nicht weiß, der uns Allen werth bleiben wird, beſonders mir und meiner Familie. Sie, werther Herr, haben uns nach einem Tag der Mühe, Anſtrengung, Beſorgniß und Angſt den froheſten, unterhaltendſten Abend bereitet; dafür ſpreche ich Ihnen meinen lebhaften, innigen Dank aus." — Wir ſtanden Alle auf, um mit dem Franzoſen anzuſtoßen. Er aber erwiderte ſogleich: „Mein Name thut nichts zur Sache, ich bin der Vicomte P. Seit ich reiſe, habe ich noch keinen ſo fröhlichen Tag erlebt, noch nie habe ich mich in ſo angenehmer Geſellſchaft befunden, als heute. Ich trinke auf Ihr Wohl, meine Herren und Damen."

Bald darauf ſagten wir den Frauenzimmern gute Nacht, machten uns auf den Heuboden, gruben uns da ſo gut wie möglich ein, und nach der Anſtrengung des Tages war es kein Wunder, daß wir bis an den hellen Morgen ſchliefen.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erlangen, Juli.

(Fortſetzung.)

Der Ludwigskanal.

Der Ludwigs-Main-Donau-Kanal, ſowie die Eiſenbahn von Nürnberg über Bamberg an die bayriſche Nordgrenze, welche beide dicht an Erlangen vorüber das Rednitzthal hinab zum Main führen, werden auf unſere geſammten Handels- und Induſtrieintereſſen den nachhaltigſten, günſtigſten Einfluß äußern. Der Main-Donaukanal iſt ein wahrhaft großartiges Werk, wie Deutſchland kein zweites, kein nur entfernt ähnliches aufzuweiſen hat. Man überſehe dieſe lange Strecke (über 35 Stunden Wegs) von Kellheim an der Donau bis Bamberg am Main! Freilich gibt es höher aufwärts Stellen, wo Rhein und Donau durch Würtemberg

und Baden näher miteinander zu verbinden wären; allein der direkte Waſſerweg zwiſchen der Nordſee und dem ſchwarzen Meer konnte nicht gerader und näher gewählt werden, und eine ſolche möglichſt gerade, ununterbrochene Waſſerverbindung herzuſtellen, war zunächſt die Hauptſache; die Anlage eines Kanals vom obern Rhein nach der obern Donau bleibt darum jezt nicht minder wichtig und wünſchenswerth als früher. Zudem wird von Kellheim (Regensburg) abwärts die Donau bereits mit Dampfſchiffen befahren und der Main iſt bis Bamberg aufwärts ohne große Schwierigkeiten für die Dampfſchifffahrt herzurichten. Der Bau des großen Kanals wird mit der größten Umſicht geleitet und Alles an ihm mit einer Dauerhaftigkeit ausgeführt, die für ewige Zeiten berechnet ſcheint; zugleich zeichnen ſich die Bauten durch einen einfach edeln Styl aus, ſo daß die zukünftigen Geſchlechter nicht bloß den Fleiß und Unternehmungsgeiſt, ſondern auch den geläuterten architektoniſchen Geſchmack der Jeztzeit daran erkennen werden. Sämmtliche Kunſtarbeiten auf der Kanalſtrecke von Nürnberg bis Bamberg werden, wie die Ingenieurs mit Beſtimmtheit verſichern, noch in dieſem Jahre beendet werden, und wir dürften demnach bereits im nächſten der theilweiſen Eröffnung des Kanals entgegenſehen, da ihn von Erlangen abwärts das Waſſer der Rednitz ſpeiſen ſoll; in ſeiner ganzen Länge aber wird er erſt im Jahr 1842 vollendet ſeyn. Schon jezt iſt der größte Theil der Arbeiter, welche mit Aufwerfen des Grabens, mit Karren und ähnlichen rohen Arbeiten beſchäftigt waren, entlaſſen worden. Der Graben iſt meiſt fertig. Von hier bis Bamberg durchſchneidet der Kanal wiederholt die große Landſtraße; breite, prächtige, maſſive Brücken, die auch ſämmtlich bereits fertig daſtehen, führen dieſe über ihn weg; er durchſchneidet ferner mehrere kleine Gewäſſer, die ſich vom Gebirge herab in die Rednitz ergießen und mittelſt eines Stollens unter der Sohle des Kanals durchgeleitet worden ſind. Eine der ſchwierigſten Stellen iſt bei Erlangen zu überwinden, bei der Mühle; hier reiht ſich Brücke an Brücke, Kunſtbau an Kunſtbau; eine halbe Stunde weit liegen die gewichtigen, behauenen Felsblöcke umhergelagert, welche in den nahen großen Kalkſteinbrüchen gebrochen ſind und noch der Zuſammenfügung warten. Alles rührt und regt ſich, kracht und ſchnurrt hier, und wie Ameiſen laufen die vielen Arbeiter an dem großen Werk geſchäftig hin und her. Es macht einen überaus impoſanten Eindruck, wenn man dieſe Anſtalten, dieſe Maſſen, dieſe Menſchen und Maſchinen, alles zu einem großen Ziel in Thätigkeit und ineinandergreifen ſieht. Die ſchwierigſte Stelle iſt bei Neumarkt, wo der Kanal ſeine Hauptſpeiſe erhält und große Bauten ausgeführt werden. Stellenweiſe hat man hier das Bett 90 Fuß tief ausgegraben oder auch wieder über Brücken legen müſſen. Deßwegen findet ſich hier auch ſieben Stunden weit keine Schleuſe.

(Schluß folgt.)

Aus Schleſien, Juli.

(Fortſetzung.)

Theater. Schleſiſche Geſellſchaft.

Ein anderes ſpezielles Intereſſe, durch den fortſchreitenden Neubau des Theaters herbeigeführt, entſtand in Breslau bei der Frage, welcher Art die Verwaltung des neuen Inſtituts ſeyn werde. Wahre Kunſtfreunde wünſchten natürlich, daß die Aktionäre das Theater wieder ſelbſt übernehmen, und, wie vor der Verpachtung im Jahr 1825, im reinen Kunſtintereſſe leiten möchten, ſtatt daß dieſes in den Augen des Pächters bisher deſſen pecuniären Privatintereſſen meiſt gänzlich untergeordnet erſchien. Allein die Frage iſt von der Direktion des Theateraktienvereins abermals für die Verpachtung entſchieden worden, und es bleibt jezt nur zu wünſchen übrig, daß derſelben alle Vortheile abgewonnen werden, welche ſie möglicherweiſe bieten kann. Dahin gehört, daß man bei der neuen Wahl des Pächters nicht einzig und allein, wie dies zulezt der Fall war, auf die durch deſſen Geldmittel bedingte Sicherheit ſehe, ſondern vielmehr auf ſeine Bühnenkenntniß und das ihr zu Grunde liegende geiſtige Vermögen. Hiebei müßte er in der Leitung der Anſtalt im Allgemeinen eine gewiſſe Verantwortlichkeit vor dem Aktienvereine behalten, mindeſtens durch wohlgeprüfte Bedingungen hinſichtlich des Repertoires und Perſonals verhindert ſeyn, die Bühne geradehin zu entwürdigen und verwildern zu laſſen. — Auf der Seite, wo das neue Theater ſich erhebt, wächst die Vorſtadt immer näher an die eigentliche Stadt heran, und nach einem Jahrzehent dürfte dieſe hier einen ganz neuen ſchönen Theil in dem angebauten Tauenzienplatze gewonnen haben, der, bei Anlegung der Eiſenbahn, zwiſchen der Strehlener und Ohlauer Barriere ohne Zweifel ſich ebenſo ausdehnen würde, als die Neubauten in Leipzig zwiſchen dem Grimma'ſchen und Halle'ſchen Thore. — Die Schleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur hat wieder die jährliche Ueberſicht ihrer Arbeiten und Veränderungen an die Mitglieder vertheilen laſſen, und man erſieht daraus ihre verdienſtliche vielſeitige Thätigkeit, wie ſeit einer Reihe von Jahren. In dem Berichte der naturwiſſenſchaftlichen Abtheilung iſt beſonders die Mittheilung des Profeſſors Göppert und des Direktors Gebauer über die Fixirung mikroſkopiſcher Lichtbilder mittelſt des Hydro-Oxygengasmikroſkops intereſſant. Auch die Jahresberichte der medizinischen und entomologiſchen Sektion enthalten mehrere höchſt lehrreiche Mittheilungen, denen ſich die der botaniſchen Section beachtenswerth anreihen. Unter leztern befindet ſich der Auszug eines Vortrags des Prof. Göppert über die Stigmarien, eine neue Familie der vorweltlichen Flora, und über die Coniferen. Hinſichtlich der Sudetenkunde hat der verdiente Premierlieutenant Lutz, gewiß der gründlichſte Autopt für dieſen vaterländiſchen Wiſſenſchaftszweig, eine umfaſſende Darſtellung der hypſometriſchen Angelegenheiten geliefert, und im Felde der Geſchichte der Geh. Archivrath Prof. Stenzel neue ſpezialhiſtoriſche Unterſuchungen und Beiträge. Endlich wies in der muſikaliſchen Section Prof. Henſchel Spuren vorhandenen Kunſtſinns in Schleſien im dreizehnten Jahrhundert und ſchon entwickelte Kunſtbeſtrebungen im vierzehnten Jahrhundert nach. — Wichtig für die Baukunſt ſind die „Kunſtwerke Zmudzinskis" aus Elbing, welche dieſer in Breslau ausſtellte. Dieſe Arbeiten, über dreißig Stücke, ſind getreue Kopien ausgezeichneter Bauwerke älterer und neuerer Zeit nach verjüngtem Maaßſtabe, in einer von ihm erfundenen, aus Holz und Papier zuſammengeſezten Maſſe, wobei die treue Auffaſſung aller Verhältniſſe, und dabei dennoch eine gewiſſe künſtleriſche Freiheit in der Behandlung des Ganzen, der kleinſten Verzierungen, des Kolorits, die Anerkennung jedes Kunſtverſtändigen in Anſpruch nimmt. Einzig in ihrer Art dürfte dieſe Sammlung zu nennen ſeyn, ſobald ſie einſt vollendet iſt.

J. Kr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. Auguſt 1840.

— A suffering country
Under a hand accurs'd.

Shakespeare.

Der Freiherr von Brandis.

Schloß Brandis an der Halde,
Nicht wo das abgebrannte ſtand,
Hoch drüber aus dem Walde
Lugt' er vor Zeiten in's Land.

Aus ſteinernen Fenſterbogen
Sah ein verſteinert Angeſicht,
Die Stirne wild verzogen —
Wer kennt den Freiherrn nicht?

Sein Aug' ſchießt Todesbolzen,
Er ſchaut hinab aus ſchwarzen Brau'n,
Wie ſie ihm pflügen, holzen,
Ihm fiſchen, jagen, bau'n.

So ſaß er lange Stunden,
Rundum war Land und Leute ſein,
Und ſah, wie ſie ſich ſchunden,
Die armen Bäuerlein.

Nimmt Einer eine Labe,
Iſt Einer, der die Arme hängt.
Auf rothem Hengſt im Trabe
Kommt er herangeſprengt.

„Ich helf' euch auf die Beine,
Ihr Hunde!" und er haut hinein,
Und peitſcht ſie, daß die Steine
Drob hätten mögen ſchrein.

Und ſprach von alten Briefen
Und Rechten ein verwegner Mund,
Den ſchloß er in den tiefen
Gewölben ein zur Stund;

Bei Kröten dickgeſchwollen
Und Schlangen lagen ſie im Grab;
Der Armen Seufzer ſchollen
Bis tief in's Thal hinab.

Der Winter war zu Ende;
Vom Süden weht der laue Föhn,
Schon tropfen Dach und Wände,
Im Nebel ſtehn die Höhn.

Der Müller hat ſeit lange
Nach Mühl' und Dämmen nicht geſehn,
Die Flühluft macht ihm bange:
Er will an's Schwellen gehn.

Digitized by Google

„Ja, Weib, wie ich dir ſage,
Ich geh' zum gnäd'gen Herrn auf's Schloß;
Ich brauche kaum zwei Tage,
Die Bitt' iſt ja nicht groß.

Beſſr' ich nicht aus die Dämme,
So iſt's vor'm Sonntag mit uns aus,
Dann reißt die wilde Emme
Mir Mühle weg und Haus."

„„Nein, Uli, nein, bei Leibe!
Die alte Schwelle hält wohl noch.
O bleib bei deinem Weibe!
Willſt du in's Schlangenloch?

Und hält ſie nicht, ſo fahre
Viel lieber Mühl' und Haus dahin,
Als daß ſie dich am Haare
Mir in die Grube ziehn!""

Er hört's nur halb im Schlafe;
Des Morgens geht er in der Früh,
Im Kirchlein noch zwei Ave
Spricht er zu Lützelflüh.

Der ſtarke Mann, wie ſeine
So ſtraff gibt's keine Sehnen mehr;
Doch wurden ihm die Beine
Den Berg hinauf ſo ſchwer.

Sind's Hunde, die da bellen?
Heult ein Gefangner im Verließ? —
Im Schloßhof ſtehn Geſellen
Mit Stangen, Schwert und Spieß.

Um einen Bauern ſtehen
Sie her, der hat Bericht gebracht:
Er hab' im Wald geſehen
Zwei Bären dieſe Nacht.

„Zwei Bären!" Aufgefahren
Mit Jubel war der Herr vom Schloß.
„Treibt mir die Bauernſchaaren
Zuſammen! Schnell, mein Roß!"

Er kommt, die Knechte zittern,
Sein Aug' blizt durch den Schloßhof hin,
Als wollt' er ſie zerſplittern,
Die ihm zu lang verziehn.

Da trat ihm gar verlegen
Der arme Müller vor's Geſicht:
„O Herr, laßt euch bewegen,
Und ſchenkt mir heut die Pflicht.

Seht hier den Berg: ein Streifen
Breit wie der Schloßweg geht umher
Und graue Wolken ſchweifen,
Von warmem Regen ſchwer.

Der Schnee vergeht, die Quellen
Rings offen ſprützen hoch herein.
Nur heute laßt uns ſchwellen,
Die Mühl' iſt dein wie mein!"

(Schluß folgt.)

Feine Welt in Moskau.

(Schluß.)

Die Harlekins machen hier ſo abgeſchmackte Späße, wie überall, und auch hier fiel es mir auf, daß eigenthümlich ruſſiſches Salz dabei völlig fehlt. Die Ruſſen ſind ſehr witzig und haben im gewöhnlichen Leben ihre Pfeile weit ſchneller zur Hand als die Deutſchen, aber für Geld, ſcheint es, fällt es ihnen ſchwer. Einen ruſſiſchen Bajazzo, Harlekin oder Buffo gibt es gar nicht, und alle Policinelltheater werden ausſchließlich von Ausländern bedient. Ich trat in eines dieſer Theater, vor welchem in ſchwarzmancheſternem Rock ein alter Italiener ſaß, dem man es bald anſah, daß er in ſeinem langen Leben nichts als Marketenderei und Marktſchreierei getrieben hatte. Er machte in gebrochenem Italieniſch-Ruſſiſch den Mädchen den Hof, um ſie in ſeine Bude zu locken, handhabte aber zu gleicher Zeit einen ſchwanken Stock, mit dem er die unberufenen Zuſchauer derb abtrieb. Man ſah, daß er ſein Publikum kannte, denn bei unſerm nicht ſo geduldigen Pöbel hätte er ſich durch die gewandte Handhabung eines ſolchen Stocks gewiß mehr Prügel als Platz verſchafft. Policinell brachte hier übrigens ganz daſſelbe auf die Bretter, was er auch auf den Bühnen anderer europäiſcher Städte produzirt. Er betrank ſich in Branntwein, brachte ſeine Frau um's Leben, wartete ſein Kind, ließ es todt fallen und wurde endlich vom Teufel geholt. Nur ſchienen mir hier noch weit ſchrecklichere Abenteuer in ſeiner Lebensgeſchichte vorzukommen.

Auf der Gulanie ſah man weit mehr Pferde als in Petersburg; wie denn überhaupt in der Provinz immer weit mehr und beſſere Pferde vorgeſpannt werden als in der Reſidenz. In allen Provinzialſtädten haben die öffentlichen Fiaker zwei Pferde, in Petersburg gewöhnlich nur eines. Das Futter iſt in Petersburg ſehr theuer, und im nächſten Gebiet der Stadt iſt der Pferdeſchlag klein und ſchlecht. In Moskau dagegen und in andern

Digitized by Google

Städten im Innern ſieht man eine Menge der ſchönſten, feurigſten Thiere. Die beſten und eleganteſten Pferde ſind in Moskau meiſtens die beiden Rappen, die der ruſſiſche Kaufmann vor ſeinem Wagen hat. Sie ſind immer groß, wohlgenährt, ſauber gehalten und faſt durchweg ſchwarz, ſelten dunkelbraun, niemals weiß. Mähne und Schweif ſind gewöhnlich in eine Menge ſehr künſtlicher Flechten zuſammengelegt. Die Leute, welche in ſolchen Equipagen ſitzen, ſind nicht ſelten Millionärs, tragen aber lange Bärte, wie die „Muſhiks“ (Bauern), während ihre Frauen ſtatt der franzöſiſchen oder deutſchen Hüte und Hauben ein kaffeebraunes ſeidenes Tuch um den Kopf geſteckt haben, wie es ihre ruſſiſchen Großmütter trugen.

Das eigentliche Publikum Moskaus erſchien auf dieſer Gulanie entſchieden hübſcher als in Petersburg. Ueberall weit friſchere Geſichter, weit fröhlichere Mädchen. Es fehlt hier das finniſche Element unter den Weibern, das in Petersburg ſo bedeutend vorwiegt. Die echtruſſiſchen Züge zeigen ſich in dem reinruſſiſchen Moskau am ſchönſten, wie denn hier in jeder Hinſicht das Gepräge des ruſſiſchen Typus zu der Vollkommenheit ausgebildet iſt, deren er überhaupt fähig iſt.

Der Platz „Pod Nowinskin“ hat gerade in der Mitte eine Vertiefung; man überſieht daher von beiden Seiten bequem das ganze Getümmel; ein um ſo anziehenderes Bild, da auch die Häuſer auf der Seite ihr Mögliches thun, es zu verſchönern. Bunte Tücher flattern aus allen Fenſtern, beſternte Herrn und prächtig geputzte Damen ſchmücken alle Balkone, reich gallonirte Diener gruppiren ſich vor den Thüren und auf den Treppen; das ſitzende Publikum begafft das fahrende, das fahrende beſchaut ſich das wandelnde, das wandelnde ſieht dem Gulaien und Katſchaien zu: jeder iſt Schauſpieler und Zuſchauer zugleich.

Die Ruhe erhaltende Polizei beſteht bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich aus Koſacken, die man als Polizeidiener in Petersburg ſelten ſieht. Zu Anfang der Gulanie waren dieſe Leute in impoſanter Anzahl auf einem Haufen verſammelt, der Befehle ertheilenden Obern gewärtig. Ein Trupp derſelben bildete eine maleriſche Gruppe um einen Honigtopf. Sie hatten ihre Picken in die Erde geſteckt, und ihre Pferde hinter ſich, leckten Alle äußerſt begierig ein Papierſtück ab, auf das ſie ſich für drei Kopeken Honig hatten ſtreichen laſſen. Man konnte ſich deutlich die mancherlei Gruppen vergegenwärtigen, die dieſe honigleckenden Plünderer auf den Märkten der ſo oft von ihnen verwüſteten Städte Trapezunt, Sinope u. ſ. w. gebildet haben mochten. — Nach verzehrter Süßigkeit griffen ſie zu ihren ſchön geflochtenen Nagaiken und ſchwangen ſich auf ihre raſchen Pferde, die gegebenen Ordres zu vollziehen.

Zum Schluſſe gelegentlich eine Bemerkung, ſo wenig ſie zur Ueberſchrift dieſes Artikels paßt. — Die Krähen gehören wohl zur Fauna jeder europäiſchen Stadt; nie aber habe ich ſie in ſo ungeheuern Schaaren geſehen, wie in Moskau. — Die vielen halbwilden, herrenloſen Tauben, welche Moskau bewohnen, hat es mit jeder andern ruſſiſchen Stadt gemein. Etwas Moskau Eigenthümliches iſt aber die ungemein große Menge von Habichten und Falken, die ſich hier über jedem Gehöfte, auf allen öffentlichen Plätzen, in allen Gärten zeigen. In dem Gehöfte meines Wirthshauſes ſah ich oft zehn bis zwölf Habichte von bedeutender Größe. Sie ſollen zuweilen den Fiſch- und Hühnerhändlern auf den Märkten ihre Waaren aus den Buden rauben. — Ich weiß nicht, woran es liegt, daß dieſe ſonſt ſo ungeſelligen Raubvögel ſich hier dem Menſchen ſo vertraulich nähern, und woher ihre erſtaunliche Vermehrung rührt. Die große Menge von Tauben kann es nicht allein ſeyn, weil auch in den andern ruſſiſchen Städten der Tauben eben ſo viele ſind, ohne daß die Habichte ſich ſo häufig zeigten. Nachläſſige Polizei kann eben ſo wenig Schuld daran ſeyn, weil man der Polizei in den übrigen ruſſiſchen Städten noch mehr Vorwürfe machen könnte als der Moskauſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Wohlfeile Literatur. Der Wollſack.

Eine Statiſtik der Londoner periodiſchen Literatur gilt immer nur für einen Augenblick. Es vergeht kein Monat, ohne daß nicht zum wenigſten ein neues Sonnabends- oder Sonntagsblatt erſchiene. Am raſcheſten iſt natürlich der Wechſel in der ſogenannten cheap literature, d. h. unter den Wochenblättern, von denen das Stück nicht über zwei Pence koſtet. Im Augenblick gibt es 96 Blätter der Art, und zwar 65 zu einem Penny, 6 zu anderthalb Penny und 26 zu zwei Pence, 17 vermiſchten, 9 politiſchen, 10 wiſſenſchaftlichen, 2 medíziniſchen, 6 religiöſen, 4 theatraliſchen und 8 liederlichen Inhalts, 22, die bloß Novellen und Erzählungen, 11, die bloß Lebensbeſchreibungen und Memoiren, 2, die bloß Angelegenheiten der Mäßigkeitsvereine, und 2, die bloß Lieder und Gedichte bringen, endlich 58 mit Holzſchnitten, 2 mit Lithographien, 1 mit einem Stahlſtiche und 55 mit ni l'un, ni l'autre. So eben aufgetaucht iſt „The Actors' Magazine,“ eine Wochenſchrift, welche ausſchließlich „the Drama and its Professors“ beſpricht, ſtatt auf England ſich zu beſchränken, Deutſchland, Frankreich und Italien in ihren Kreis zieht, meiſterhafte Porträts in Stahlſtich als Zugabe liefert und zwei Pence die Nummer koſtet. Der Herausgeber hat, wie er ſagt, zwiſchen zwei und drei Pence geſchwankt, wegen der enormen Koſten auf der einen und der dem Publikum ſchuldigen Rückſicht auf der andern Seite, und vom Uebergewichte der leztern ſich beſtimmen laſſen.

Digitized by Google

Dabei — und beſonders deßhalb erwähne ich dieſe Zeitſchrift — fordert er „berühmte, in großen Städten Deutſchlands lebende **deutſche** Literaten“ auf, ihm Theaterkorreſpondenzen einzuſenden, Adreſſe: H. Hetherington, 126, Strand, London, und bietet für die Druckzeile von fünfzehn bis ſiebzehn Sylben ein Honorar von ſechs guten Groſchen. Gehen die Beiträge deutſch geſchrieben ein, ſo läßt der Herausgeber ſie überſetzen und bricht dafür zwei Groſchen auf die Zeile ab; bedürfen die engliſch eingehenden der „ſprachlichen Nachhülfe eines Eingeborenen,“ ſo ſoll dafür ein Groſchen auf die Zeile in Abzug kommen. Die Honorarzahlung erfolgt vierteljährig. — Kürzlich wurden die erſten Nummern eines Sonnabendblattes ausgegeben: the Woolsack, a new national newspaper. Dieſe neue Zeitung in klein Folio hat die 48 Spalten ihrer 16 Seiten einem einzigen Zwecke gewidmet, der Reform des Court of Chancery, eines der oberſten, vom Lord-Kanzler präſidirten Gerichtshofes; ſie hat davon, daß dieſer im Oberhauſe auf einem ſogenannten Wollſacke ſizt, ihren Namen entlehnt, und in ihrem Gegenſtande wirklich einen aufgegriffen, der ein Zeitbedürfniß iſt. Doch gehört ſie nicht zur wohlfeilen Literatur, ſondern hat ihren Preis auf ſechs Pence geſtellt. So unmöglich es nun faſt ſcheinen möchte, daß die Beſchwerden gegen einen einzigen, wenn auch einen oberſten Gerichtshof einer Zeitung von ſolchem Formate genügenden Stoff darbieten könnten, ſo weist doch gleich die erſte Nummer nach, daß es daran, vorläufig für ein Jahr, nicht fehlen dürfte, und man ſchlägt in der That ob der Beſchaffenheit dieſes Stoffes die Hände überm Kopfe zuſammen. Der Court of Chancery hat freilich ſchon geraume Zeit für ein eiterndes Geſchwür gegolten, und das Idiom der Fauſtkämpfer die Unannehmlichkeit, Schlag auf Schlag auf den Kopf zu bekommen, nicht treffender zu bezeichnen gewußt als durch die Phraſe: to get the head in chancery; dennoch ſind die häufig beantragten Curen ſtets ohne Erfolg geblieben, und gelingt es daher dem Wollſacke, auf dem Wege eines „determined appeal to the national sense of humanity and justice“ ſein Ziel zu erreichen, durch die Reform des Gerichtshofes England von Abſcheulichkeiten zu befreien, „gegen welche die Sternkammer eine Kleinigkeit, und ſelbſt die Inquiſition ein erträgliches Uebel war,“ ſo verdient der Unternehmer die ſchönſte Bürgerkrone.

(Schluß folgt.)

Erlangen, Juli.

(Schluß.)

Der Ludwigskanal. Eiſenbahn.

Die gewöhnlichen rohen Arbeiten am Kanal verrichten hauptſächlich Landleute aus der Umgegend im Taglohn; da ſich aber auch andere arbeitsloſe und mitunter ſchlechte Menſchen dazu einſchleichen, die einen übeln Einfluß auf die übrigen ausüben, ſo ſoll es leider an Unſittlichkeiten nicht ganz gefehlt haben. Man hätte wohl, wie es auch an einigen andern Orten geſchehen iſt, Weiber und Mädchen entweder gar nicht, oder doch mindeſtens nicht gemengt mit Männern bei der Arbeit verwenden ſollen. — Die Kanalaktien, welche bei der frühern plözlichen, allgemeinen Kriſe in derartigen Unternehmungen bedeutend herabſanken, ſtehen ſeit längerer Zeit wieder bedeutend höher und ziemlich feſt mit Vorneigung noch zum Steigen. Die Befürchtungen, daß ſich das große Anlagekapital nicht rentiren werde, ja daß der Kanal ſogar wegen des Sandbodens auf den längſten Strecken ſein Speiſewaſſer nicht bewahren und alſo mißlingen werde, verſchwinden wieder mehr und mehr. Lezterer Befürchtung widerſprechen alle Sachverſtändige mit der größten Beſtimmtheit. Durchaus günſtig dem Kanal iſt der eigentliche Gebirgsgrund der Gegend, Jurakalk, der ſich von Süden her bei Donauwörth über die Donau auf das Fichtelgebirge hinzieht, das ſelbſt, wie der Böhmerwald, bekanntlich Urformation iſt. Zwar iſt auf dieſen Kalk nach den Thälern hin häufig Sandſtein aufgelagert; allein durch die obere Sandſchicht ſtößt man bald auf Lettenboden, der kein Waſſer durchläßt, in welchem die Sohle des Kanals auch meiſt liegt, und unter dem ſich der mit quellreichen Adern durchzogene Kalk gewöhnlich nahe vorfindet; ſo daß auf der Strecke von Nürnberg nach Bamberg, auf welcher man das Verſickern des Waſſers am meiſten fürchtete, ſich der Graben ſtellenweiſe, wie ich aus eigener Beſichtigung verſichern kann, ſchon bald mit Waſſer angefüllt hat, das aus der Sohle hervorquillt. Indem will man, wo der Graben in der Sandſchicht bleibt, denſelben mit Letten ausſchlagen; endlich hat man auf einen weit größern Speiſezufluß aus der Rednitz und einer Menge von Bächen Bedacht genommen, als nach der genaueſten Rechnung ſelbſt im ungünſtigſten Falle nöthig erſchien. Das ſchöne Werk wird zu Stande kommen und gedeihen, und noch in ſpäten Jahrhunderten als eines der größten und nützlichſten Denkmale aus unſerer Gegenwart geprieſen werden. Bei Erlangen wird auch eine ſchöne Gruppe den Kanal ſchmücken, die Schwanthaler in München in Arbeit hat. Das Fundament dazu iſt bereits fertig. In dieſer Gruppe befinden ſich Main, Donau, Rhein, der Handel und die Schifffahrt perſonifizirt. — Die Ausſichten auf die Eiſenbahn von Nürnberg über Erlangen nach Bamberg ſind zur Zeit noch weniger günſtig. Die Eiſenbahn wird indeſſen wahrſcheinlich in allen Fällen gebaut werden. Läßt die Geſellſchaft ſie aus der Hand fallen, ſo dürfte der Staat ſie wieder aufnehmen, der auch bereits Vermeſſungen von Bamberg nach Coburg und Hof anſtellen läßt. Ihre Vortheile für das gewerbthätige Franken ſpringen in die Augen. Der Kanal würde ihr nicht ſchaden, vielmehr nützen, ſowohl bei der Anlage als beim Verkehr. Zugleich würde die Nürnberg-Bamberger Bahn, als im Mittelpunkt von Deutſchland liegend, unzweifelhaft der Treffpunkt der großen deutſchen Eiſenbahnlinien werden: von ihrem nördlichen Ende (Bamberg) liefe der eine Zug nach Nordweſten (Weſer und Niederrhein), der andere nach Nordoſten (Elbe und Oſtſee); von ihrem ſüdlichen Ende (Nürnberg) liefe ein Zug nach Südweſten (Schweiz), der andere nach Südoſten (Prag, Wien, Trieſt). Der leztere würde überdem für ganz Franken reiche Steinkohlenlager eröffnen, die ſich in vorzüglicher Güte an der nahen böhmiſchen Grenze (von wo ſie unſere Fabrikherrn heute ſchon auf der Achſe herholen laſſen) befinden, und welcher mächtige Hebel zum Aufſchwung der Induſtrie unſerer Gegend bisher noch zu ſehr mangelt, da die Kohlen bei Kronach nicht viel werth ſind. Der Transport auf einer Eiſenbahn von Zweibrücken nach dem Rhein und zu Schiffe den Main hinauf iſt weit. Dies Alles iſt ſo einleuchtend, daß es, von umſichtigen Männern längſt eingeſehen, gewiß zu Stande kommen wird. Nur bleibt zu wünſchen, daß der Unternehmungsgeiſt ſich unter uns etwas raſcher und kräftiger entfalten möge. — Ein andermal von unſern Umgebungen und unſerer Geſelligkeit.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Auguſt 1840.

— Duas populus tantum res anxius optat,
Panem et Circenses.

Juvenal.

Die Juliusfeſte in Paris.

Die diesjährigen Julifeſte, zehn Jahre nach dem großen Ereigniß, hatten ungleich mehr Bedeutung als bisher. Ich verſuche es, den ſolennſten Akt der Feier, und daneben die luſtigſte Seite derſelben flüchtig zu zeichnen.

Die neuern Volksfeſte der Franzoſen, wie faſt aller europäiſchen Völker, ſind äußerſt einförmig und proſaiſch; es fehlt an der poetiſchen Bedeutung, von der ſocialen gar nicht zu reden. Die Poeſie, der Humor der frühern Volksbeluſtigungen iſt mit dem religiöſen Element verloren gegangen; alle heutigen Feſte beſtehen hauptſächlich in offiziellen Illuminationen und Feuerwerken. Aber iſt es nicht genug, und erreicht es nicht in mancher Hinſicht ſeinen Zweck, wenn der große Haufe, oder, um mit den franzöſiſchen Journalen zu reden, die Majorität, wofür ſie beſtimmt ſind, ſich daran ergötzt? Die Volksvergnügungen, welche ſchon in der alten Welt für nothwendig erachtet wurden, ſind auch in neuerer Zeit keineswegs ein überflüſſiger Luxus. Die Deviſe der römiſchen Patrizier: panem et circenses! und der Wahlſpruch der Ariſtokratie der Republik Venedig: „Brod und Maskenfreiheit!" paſſen ſo gut für das ſouveräne franzöſiſche Volk, als für den altrömiſchen Plebs und den venetianiſchen Pöbel des Mittelalters. In dieſen öffentlichen Feſten findet der Haufen einen gewiſſen Erſatz für das, was ihm an Rechten und Lebensgenüſſen abgeht, und die kleinen Leute, ſo wie die arbeitenden Claſſen in Paris würden ſehr böſe werden und über Knickerei, Tyrannei und Gott weiß was ſchreien, wenn man dieſe Feierlichkeiten einſtellen wollte. Um ſich von der Wahrheit dieſer Behauptung zu überzeugen, muß man ſehen, mit welchem Eifer und Behagen ſich das Pariſer Volk zu den öffentlichen Spielen und Beluſtigungen drängt. So oft ein Feuerwerk abgebrannt oder ein Fiſcherſtechen auf der Seine gehalten wird, ſind alle Kais und Brücken mit einer unermeßlichen Zuſchauermenge aus den untern und unterſten Volksclaſſen bedeckt. Schon in aller Frühe beſetzen die Taglöhner in ihren kurzen Jacken und die Gamins in Hemdärmeln oder Blouſen die Brückengeländer und Bruſtwehren der Kais, wo ſie Stunden lang auf den Anfang des Schauſpiels warten, und am Abend klettern ſie, allen Verboten und Munizipalgardiſten zum Trotz, auf die Bäume der elyſäiſchen Felder und des Tuileriengartens. In unſern großen Städten kann ſo ziemlich die ganze Bevölkerung an den öffentlichen Feſten Theil nehmen; in Paris dagegen ſind es beinahe ausſchließlich Benefizvorſtellungen für die niedern Volksclaſſen; ihnen gehören die erſten Ranglogen, Bäume und Eckſteine, und diejenigen, welche ſich um zehn Franken einen Sperrſitz in der großen Oper kaufen, wenn die Taglioni

Digitized by Google

tanzt, ſind beim Feuerwerk auf die lezten Pläze verwieſen und ſehen die Herrlichkeiten des Feſtes nur hinter einem wogenden Meer von Köpfen. Die Collektivbeſtie, wie die Publiziſten aus der Schule des Herrn v. Haller das Volk nennen, wird an ſolchen Tagen für lange Zeit abgefüttert und gibt ihre Zufriedenheit durch einſtimmiges Beifallsgebrüll zu erkennen. Iſt es ihr zu verdenken, wenn ſie ſich die wenigen Tage im Jahr, wo ſie den Vorſitz führt, nicht nehmen laſſen will? Die Menge würde viel eher auf ihren Arbeitslohn, als auf ihre Feſte verzichten; ſie beklagt ſich ohnehin ſchon bitter, daß das freie Schauſpiel in den königlichen Theatern aufgehört hat.

Das Publikum war bei ſolchen Gratisvorſtellungen auf den vornehmen Bühnen allerdings höchſt ſonderbar zuſammengeſezt und weder ſehr ruhig, noch beſonders manierlich. Schwarze Arbeiterſchaaren aus der Vorſtadt St. Antoine, ſchmierige Damen der Halle vom Markte der Unſchuldigen, rauhe Taglöhner der Banlieue füllten die mit Sammt gepolſterten Bänke, Galerien und Logen. Die Unterhaltungen und Zwiegeſpräche vom Parterre in's Paradies hinauf, das Zurufen und Begrüßen von einer Logenreihe zur andern hinüber waren allgemein; kurz, Ton und Benehmen ganz wie in den kleinen Volkstheatern der Boulevards. Vor dem Anfang des Stücks und in den Zwiſchenakten ein polternder Lärm, lautes Gerede, wildes Gekreiſch und beſtialiſches Beifallswiehern über den ſcharfen, aber groben Witz einer Poiſſarde oder eines Packknechts. So wie indeß der Vorhang in die Höhe rollte, trat plötzlich tiefe Stille ein, die nur durch ſtürmiſches Beifallklatſchen und durch gewaltiges Lachen der Menge über witzige Einfälle unterbrochen ward. Es war in der That bewundernswürdig, und wer es nicht ſelbſt mit angeſehen, kann ſich keine Vorſtellung davon machen, mit welchem richtigen Gefühl, mit welchem feinen Verſtändniß dieſer rohe, aus der Hefe der Geſellſchaft zuſammengefloſſene Haufe bei ſolchen öffentlichen Schauſpielen jede ſchöne Stelle haſchte und jeder gutgeſpielten Scene ſeinen Beifall zollte. Man dachte unwillkührlich an den athenienſiſchen Demos, welchen einzelne Klänge und Wortfälle ſeiner Redner gleich dem Donner des Himmels elektriſirten, und für deſſen feines Ohr es eine Folter war, wenn ein Wort nicht ſeine rechte Ausſprache bekam.

Die franzöſiſche Regierung hat, ich weiß nicht aus welchem Grunde, das Vergnügen des freien Schauſpiels auf den königlichen Theatern dem Pariſer Volke entzogen, welches ſich nunmehr mit den übrigen Beluſtigungen begnügen muß, die freilich immer noch zahlreich genug ſind, um einen frohen Tag zu bereiten. Es gehört die marmorkalte Gleichgültigkeit, die vornehm bequeme Gleichmüthigkeit der höhern Pariſer Stände dazu, um das geſtrige Feſt nicht gut angelegt, nicht abwechſelnd und unterhaltend zu finden. Es wurde vom Volke, zwar ohne laute Aeußerung der Freude und des Jubels, aber doch gemüthlich und behaglich, in ungeſtörter Ruhe und Ordnung genoſſen. Dies war um ſo wohlthätiger nach all den fatalen, dumpfen Gerüchten von einer an dieſen Tagen ausbrechenden Revolution, von einem großen Unternehmen der geheimen Geſellſchaften ꝛc. Ich glaubte an keines dieſer unzuſammenhängenden Gerüchte, die ſeit einer Woche in Paris umherſchlichen und vermuthlich von der ſpießbürgerlichen Furchtſamkeit erfunden, oder vom Muthwillen und von der Bosheit ausgeſtreut waren. Im Vertrauen auf die vorſichtige Pariſer Polizei und auf einen heitern Himmel — denn es regnete ſeit mehreren Tagen — überließ ich mich, ſo leicht und kurz als möglich geſchürzt, von Morgens zehn Uhr bis ſpät in die Nacht dem Strom der fluthenden Menge auf den Boulevards und in den elyſäiſchen Feldern, den beiden Hauptſchauplätzen des Feſtes.

Der erſte Tag verſtrich ohne Feierlichkeit; vor dem Louvre, auf dem Marsfelde und dem Markte der Unſchuldigen war man mit dem Ausgraben der Todten beſchäftigt und in der Stadt ſah man keine andern Feſtzeichen als die drei bewimpelten Maſten auf dem Vorſprung des Pont neuf, wo die Reiterſtatue des guten Heinrich ſteht, der für dieſen Tag eine neue dreifarbige Fahne erhalten hatte. — Schon am frühen Morgen des 28. Juli war die große Stadt in außerordentlicher Bewegung; in allen Straßen wurde die Nationalgarde zuſammengetrommelt, welche ſich ſehr zahlreich unter den Waffen einfand und ſich in und um Saint-Germain-l'Auxerrois verſammelte, wo das Todtenamt zum Andenken der gefallenen Julihelden gefeiert wurde. Dieſe neuerdings reſtaurirte Kirche, welche bekanntlich der Pariſer Pöbel im Jahr 1832 zugleich mit dem erzbiſchöflichen Palaſt zerſtörte, war für die Ceremonie prächtig geſchmückt. Vor dem Eingang, in der ganzen Breite des Platzes, hatte man aus Brettern und Balken einen Gang zuſammengezimmert, der von zehn Pfeilern mit antiken Graburnen getragen ward, worüber eine Draperie von ſchwarzem Tuch, mit ſilbernen Franſen beſezt, herabhing. Die Hauptfaçade der Kirche war ebenfalls von unten bis oben ſchwarz ausgeſchlagen. Oben zwiſchen den zwei kleinen, gothiſch durchbrochenen Thürmen ſah man drei Immortellenkränze mit den Chiffern 27, 28, 29, und darunter in einer Eichenguirlande las man: Juillet 1830. Von beiden Thürmen wehten dreifarbige Fahnen. Von den Anordnungen und Verzierungen in der Kirche weiß ich nichts zu ſagen, da es mir nicht vergönnt war, in's Innere vorzudringen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Freiherr von Brandis.

(Schluß.)

„„Ei, hört mir doch, wie klug er
Mir da von Wind und Wetter ſpricht!““
Den Eiſenhandſchuh ſchlug er
Dem Müller in's Geſicht.

„Zur Bärenjagd! Laßt ſchmettern
Das Horn! Hurrah!“ Der Müller wiſcht
Mit alten Buchenblättern
Vom Mund den blut'gen Giſcht.

Schon iſt die Spur der Bären
In dichter Wildniß aufgeſucht.
„Wie lange ſoll's noch währen?
Jagt auf ſie aus der Schlucht!“

Und plötzlich tauſendſtimmig
Scholl Hundsgebell und Jagdgeſchrei.
Die Bären fuhren grimmig
Den Ritter an zu zwei.

Der Müller ohne Grauen
Reißt aus der Hand dem Knecht den Spieß;
Er läßt nicht ab zu hauen,
Bis er ſie niederſtieß.

Der Ritter hat's gelitten.
Kein Wort, kein Dank! „Packt auf in Eil!“
Die Bauern ziehn den Schlitten,
Der Müller vorn am Seil.

Er zieht, daß auf den Wangen
Der Schweiß in hellen Tropfen ſchwamm.
Der Schnee iſt ſchon zergangen,
Der Boden weicher Schlamm.

„Was iſt das für ein Brauſen?
Sind wir denn nicht im Freien bald?
Das iſt nicht wie das Sauſen
Der Wipfel in dem Wald.“

O wie das Herz ihm blutet!
Er denkt an Weib und Kind zumal.
Hilf Himmel! überfluthet
Das ganze Emmenthal!

Da ſtürzt er aus dem Walde
Und läuft den Rain hinab geſchwind;
Dort unten an der Halde
Sein Weib —: „Mein Kind, mein Kind!“

Er hört ſie jammern, ſchreien,
Verſchlungen hat's der wilde Bach.
Sie halten ſie zu Dreien,
Die Mutter will ihm nach.

Er weiß, das iſt ſein Ende,
Der Müller ſieht's, er kann nicht mehr,
Er ringt die wunden Hände;
Der Freiherr ſprengt daher.

„Du hier? Willſt du zurücke
Zum Schlitten? Gibt's zu gaffen hier?
Ich haue dich in Stücke,
Du widerſpenſt'ges Thier!“

Der Müller hob die Fäuſte:
„Du Kindermörder, Teufelsbrut!“
Weh, weh, da lag der treuſte
Geſell in ſeinem Blut.

Der Ritter hielt am Walde
Und ſchwang die Streitart, roth von Blut,
Bis der hinab die Halde
Gekollert in die Flut.

Die Müllerin reißt im Grimme
Sich aus der Männerarme Bann,
Und flucht mit lauter Stimme
Dem fürchterlichen Mann.

„Der Mord ſoll dir vergällen
In Ewigkeit die Ruh' im Grab,
Und ſchwellen ſollſt du, ſchwellen,
Die Emme auf und ab!“

So ſprang ſie in die Wogen,
Dem Mann und ihrem Kinde nach.
Es ſchwamm ein rother Bogen
Auf dem empörten Bach.

Das Blut aus dem geſpaltnen
Gehirn des Müllers zog den Kreis,
Die fluchend emporgehaltnen
Hände, ſie ragten ſo weiß.

Des Ritters Leib verzehrte
Von Stund' an heimliche Gewalt.
Eh' noch der Mond ſich jährte,
Verkam die Schreckgeſtalt.

Digitized by Google

Was rauſen ſich die Raben
Um's Kirchenfenſter ſpät und früh? —
Der Freiherr liegt begraben
Im Chor zu Lützelflüh.

Und geht am Berg ein Streifen,
Breit, wie der Schloßweg einſt, umher,
Und wenn die Wolken ſchweifen,
Von warmem Regen ſchwer:

Dann rührt ſich's unterm Steine,
Die Streitart hin am Emmenſtrand
Erglänzt im Mondenſcheine,
Es blizt ſein Stahlgewand.

Sein Schlagen und ſein Hämmern
Hallt in der Schläfer Ohren nach,
Und wenn ſie ſorglos dämmern,
Er warnt und hält ſie wach.

So geht er, um zu ſpähen,
Ob nirgends morſch die Dämme ſey'n.
Wo lockre Pfähle ſtehen,
Schlägt ſie ſein Beil hinein.

Und bis des Morgens Kühle
Er wittert, muß er ſchwellen gehn,
Bis drunten aus der Mühle
Herauf die Hähne kräh'n.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Schluß.)

Der Wollſack. Der Orden der luſtigen Kauze.

Wie dem Uebel abgeholfen werden ſoll, läßt die erſte Nummer unberührt. Sie beſchäftigt ſich bloß mit der gebieteriſchen Nothwendigkeit der Abhülfe, und in Betreff des Wie ſtellt ſich vor der Hand nur ſo viel heraus, daß bei einer Vermehrung des Kanzleiperſonals, wie die neue Chancery-Bill verordnet, nichts herauskommt. Ueber Mangel an Perſonal hat man ſich bei dieſem Gerichtshofe am allerwenigſten zu beklagen. Zuoberſt ſizt, wie geſagt, der präſidirende Lordkanzler; dann kommt der Oberkanzleidirektor, dann der Vicekanzler; zunächſt zehn ordentliche und zehn außerordentliche Aſſeſſoren, jeder mit zwei Sekretären, thut vierzig; ſodann der Oberſt-Rechnungsführer mit fünfzehn Sekretären; weiter acht Regiſtratoren, acht Viceregiſtratoren und acht Vice-Viceregiſtratoren; ferner der Direktor der Anmeldungskammer mit zwei Präſentanten, zwei Examinatoren und acht Schreibern; der Archivarius mit vier Sekretären; demnächſt ein ganz narioſer Beamter, der Chaff wax Patentee heißt und ſammt dem Deputy Chaff wax Patentee nur das Unterſiegeln der Urkunden zu beſorgen hat; kurz und gut, nahe an dreihundert Expedienten, deren geſammte Beſoldung gegen fünfzigtauſend Pfund Sterling beträgt, und von denen der mit ſechstauſend Pfund jährlich bedachte Vicekanzler der einzige iſt, der kein Recht auf Douceurs hat; alle Uebrigen ſind auf ſogenannte Fees oder Sporteln angewieſen, und wie hoch dieſe Jahr aus, Jahr ein ſich belaufen mögen, iſt zur Zeit Geheimniß. Dagegen betragen die beim Gerichte deponirten Gelder und Schuldverſchreibungen, laut der dem Parlamente vorgelegten Berechnung, die niedliche Summe von 47 Millionen Pfund und der Werth der in Streit befangenen Rechte und Anſprüche ſoll noch viel größer ſeyn. Vor vierzig oder fünfzig Jahren wurde die Zahl der über zwanzig Jahre alten Rechtsſachen auf dreiundzwanzigtauſend angegeben und neuerlich im Parlamente verſichert, daß, wenn damals drei Engel die Reſte aufzuarbeiten vermocht hätten, es deren dazu jezt ein ganzes Corps bedürfe. Wer alſo etwa in Deutſchland mit der Rechtspflege unzufrieden und kein Gegner des Troſtes iſt, socios habuisse malorum, dem empfehle ich zu beruhigender Lektüre den Woolsack; er findet gewiß darin Fälle, die den ſeinigen weit überwiegen. — Ich erwähnte unlängſt in dieſen Blättern (Nr. 59 d. J.) eines ſonderbaren, über ganz England unter dem Namen: „the independent order of odd fellows“ wirkſamen Vereins. Es freut mich, aus der von der Stammgeſellſchaft zu Mancheſter veröffentlichten Jahresüberſicht zweierlei nachtragen zu können, das für den Orden der luſtigen Kauze ein ſehr ſchönes Zeugniß ablegt. Das Eine beſteht darin, daß die Mitglieder einer einzigen hieſigen Loge vom März 1839 vorigen bis März dieſes Jahres Kranke und Hülfsbedürftige mit einer Geſammtſumme von 2556 Pfund Sterling unterſtüzt haben. Das Andere geht den ganzen Orden an. Dieſer zählt jezt in runder Zahl 140,000 „Brüder.“ Sowohl wer an den Statuten des Ordens, als wer an den Geſetzen des Landes frevelt, wird ausgeſtoßen, und wie viele ſind im lezten Rechnungsjahre ausgeſtoßen worden? Nicht mehr als hundert und achtzehn, nämlich 65, weil ſie aus dem allgemeinen Fonds Unterſtützung angeſprochen und erhalten, ohne deren wahrhaft bedürftig zu ſeyn, 53, weil ſie ſich dem Trunke ergeben, und 50, weil ſie ſich an den Landesgeſetzen vergangen. Und wenigſtens neun Zehntheile dieſer Maſſe von 140,000 Menſchen gehören der arbeitenden Klaſſe an, die im Ganzen keinen oder ſchlechten Schulunterricht genoſſen, und für die es meiſt weder Wiſſenſchaft, noch Literatur gibt. Man kann wohl mit Recht fragen, in welchem andern Lande ein günſtigeres Verhältniß ſich herausſtellen würde? Es iſt aber gut, mit ſolchen Thatſachen der viel verbreiteten Meinung zu begegnen, als liege England gerade in ſeiner niedern Volksklaſſe krank, als ruhe in ihr das Element eines herannahenden Umſturzes. Dem iſt nicht ſo. Gerade in ſeiner erwerbenden Klaſſe iſt England geſund und ruht ſeine Stärke. Ja, ſelbſt die Rohheit, die man dem gemeinen Engländer gern zum Vorwurfe macht, iſt ſo arg nicht. Wenigſtens ſollte mancher vornehme Engländer ſich hüten, darüber zu klagen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Mittwoch, 12. Auguſt 1840.

---

[257] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Geſchichte Rußlands

von

N. Uſtrialow.

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt

von

E. W.

Zweiter Band erſte Abtheilung.

Preis 1 fl. 21 kr. oder 21 Gr.

Inhalt: Neuere Geſchichte. Einleitung. I. Peter der Große. a) Entwicklung der geiſtigen Eigenſchaften Peters. b) Anfang der Umwandlung des Staates. c) Kampf mit Karl XII. d) Erhebung Rußlands. Schwedens Fall. f) Uebergewicht Rußlands im Norden. g) Innere Einrichtung Rußlands unter Peter dem Großen. h) Die Mitarbeiter Peters. — II. Die Nachfolge Peters des Großen bis auf Katharina II. 1) Katharina I. 2) Peter II. 3) Anna Joannowna. 4) Johann III. 5) Eliſabetha Petrowna. 6) Peter III. 7) Rußland im Jahr 1762.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[217] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Vom

Ackerbaue

und von dem

Zuſtande der den Ackerbau treibenden Klaſſen

in

Irland und in Großbritannien.

Auszüge

aus den

amtlichen Unterſuchungen und Akten, welche das Parlament vom Jahr 1833 bis auf den heutigen Tag öffentlich bekannt gemacht hat.

Sammt

einigen Bemerkungen des Herausgebers.

Zwei Bände.

gr. 8. Wien 1840. In Umſchl. br. Preis 3 Rthlr. ſächſ.

Obiges in zwei Bänden erſchienene Werk, wovon der erſte Band über Irland, und der zweite über Großbritannien handelt, gründet ſich, wie der Titel beſagt, auf Unterſuchungen der agrariſchen Zuſtände der drei vereinigten Königreiche von Seiten des Parlamentes von England, und enthält nicht allein die Ergebniſſe dieſer Unterſuchung, ſondern auch die Vorſchläge der mit derſelben beauftragt geweſenen Kommiſſionen zur Verbeſſerung des Ackerbaues im Allgemeinen, ſo wie die Beleuchtung dieſer Vorſchläge durch die aus tiefer Einſicht und ausgebreiteter Erfahrung geſchöpften Bemerkungen der Herausgeber. Das vorliegende Werk liefert nicht bloß eine umfaſſende Anſchauung der inneren Verhältniſſe Großbritanniens, namentlich des Grundbeſitzes mit ſeinen Eigenthümlichkeiten, des Pachtſyſtemes, des Ackerbaues in ſeiner rationellen und induſtriellen Betriebſamkeit, der Schaf-, Vieh- und Pferdezucht, des Handels- und Fabrikweſens, der Lage und Beſchäftigung der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, ſondern iſt durch die darin ausgeſprochenen Prinzipien ganz geeignet, eine völlige Umgeſtaltung der bisherigen Anſichten über National-Oekonomie zu bewerkſtelligen.

Daſſelbe Werk iſt auch in franzöſiſcher Sprache erſchienen und um gleichen Preis durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[258] Für Leihbibliotheken und Leſevereine.

In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſammelte Erzählungen

von der

Verfaſſerin der Bilder des Lebens.

Zweiter Band.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1) Herr und Sklave. 2) Meine Schweizerreiſe. Epiſode aus einem Tagebuch. 3) Der Vorabend des Weihnachtsfeſtes. 4) Liebe! Liebe waltet überall! Einfach aber wahr.

In dieſen Darſtellungen liegt ein ſo großer Schatz von den mannigfaltigſten Lebenserfahrungen und ein ſolcher Reichthum von tiefer Kenntniß des menſchlichen, hauptſächlich aber des weiblichen Herzens, wie ſie nur von einer aufmerkſamen und denkenden Beobachterin ſolcher und ähnlicher Erſcheinungen im Menſchenleben aufgefaßt und wieder gegeben werden können. Wer

kann uns aber beſſere und richtigere Aufſchlüſſe über ſo manche Geiſter- und Gemüthszuſtände in den verſchiedenſten Lebenslagen ertheilen, als gerade Frauen, welche die Sprache, in der ſie ſchreiben, wie die Gabe der Darſtellung, deren Gegenſtand ihr ganzes Weſen beſchäftigt, ſo in ihrer Gewalt haben, wie die Verfaſſerin der Bilder des Lebens, die mit ſeltenem Scharfſinn die geheimſten Triebfedern und Beweggründe, welche durch That und Handlung ins Leben treten, zu enthüllen und in deren Folgen, für die handelnden Perſonen ſelbſt, wie für ihre Umgebungen, als verderblich oder als wohlthätig darzuſtellen und fruchtbar zu machen weiß. Alles iſt belehrend und warnend, lebendig und unterhaltend, ſo daß der löbliche Endzweck gewiß nicht verfehlt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[278] Bei mir iſt erſchienen:

Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Coblenz. In 16 Lieferungen, mit 32 Kupfern und Karte. gr. 8. geh. 1—5te Lieferung mit 10 Kupfern. à 8 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die folgenden 11 Lieferungen werden binnen 2—3 Monaten fertig werden.

Coblenz, 20. Juli 1840.

J. Hölscher.

---

[267] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen:

Correſpondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthſchaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XVII. Jahrgang 1840.

Erſter Band. Zweites Heft.

Mit 1 Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt.: **I. Aufſätze und Abhandlungen.** 1) Ueber Leinbau und Flachsbereitung. 2) Vorſchlag zu einer Dreſchmaſchine. 3) Die verbeſſerte Flachsröſte von Schultheiß Heinſch zu Kemnath, für welche derſelbe im September 1839 einen landwirthſchaftlichen Preis erhielt. **II. Mittheilungen der Centralſtelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe.** Auszüge aus den Protocollen der Centralſtelle. a) Centralſtelle. Ernennung neuer Mitglieder. b) Auszeichnung. c) Beitrag zur Bibliothek. d) Patentertheilungen. e) Hohenheim. Perſonalveränderungen. f) Verzeichniß der Vorleſungen zu Hohenheim im Sommer 1840. Verhandlungen der Bezirksvereine. Vortrag über die verſchiedenen Pflüge; Erfahrungen im Anbau von Farbegewächſen. Erfahrungen über den J. Fr. Ebner'ſchen Magazins- und Schwarm-Bienenkorb, angeſtellt zu Hohenheim. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Landwirthſchaftliche Berichte. a) Von Tuttlingen. b) Von Gaildorf. c) Von Mergentheim. 1) Landwirthſchaftliche Bemerkungen. a) Aus dem obern Remsthal. b) Aus Schönthal. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber das Schlämmen der Ackererde. 2) Ueber die Kultur der Runkelrüben in Bezug auf eine eigenthümliche Art und Weiſe des Legens der Samen. 3) Papier und Leinwand vom Piſangbaum. 4) Ueber ſchädliche Inſekten. 5) Die Muscardine. 6) Wiener Pechleder. 7) Das Waſſerglas. 8) Ueber neue Zinncompoſitionen. 9) Ueber eine neue Fabrikation des Bleiweißes. 10) Ueber die Gewinnung des Salmiaks aus dem wäſſerigen Deſtillate der Steinkohlen. 11) Ueber Stärkezuckerwein. 12) Ueber das Bablach oder den indiſchen Gallus. 13) Verſuche über die Gährung. 14) Ueber die Anwendung der Kohle zur Reinigung des kohlenſauren Kalks von Kieſelerde. 15) Benützung der Erdwärme zu techniſchen Zwecken. 16) Eine Seife, um Stoffe für Waſſer undurchdringlich zu machen. 17) Elektricität als Prüfungsmittel von Nahrungsſubſtanzen. 18) Mittel gegen Wanzen. **V. Literatur.** 1) Ueber den Nutzen und die Verwendung des hydrauliſchen Kalks aus der Fabrik der Gebrüder Leube in Ehrenſtein bei Ulm. 2) Ueber Maſchinen- und Fabrikweſen von Charles Babbage, Prof. der Mathematik an der Univerſität von Cambridge u. ſ. w. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. G. Friedenberg. Mit einer Vorrede von K. L. Kibben, Director der Berliniſchen Gewerbsſchule. **VI. Meteorologiſche Chronik.**

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[243] **Empfehlenswerthe Schrift für Theologen und Volksſchullehrer.**

Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Die Aufſicht des Geiſtlichen über die Volksſchule, nach den Grundſätzen des deutſchen Schulrechtes. Ein Beitrag zur Paſtoralklugheit von K. Kirſch, Diakonus und erſtem Mädchenlehrer zu Königsbrück. gr. 8. 30½ Bog. Preis 2 Thlr.

Die Aufſicht über die Volksſchule, dieſer höchſt wichtige Theil der geiſtlichen Amtsführung, wird in den Lehrbüchern der Paſtoralklugheit meiſtens nur ſehr oberflächlich behandelt; deſto willkommner muß jedem Schulinſpector ein Buch ſeyn, welches, wie das oben angekündigte, ſich über alle Gegenſtände der Schulaufſicht verbreitet. Die Brauchbarkeit des Werkes wird dadurch erhöht, daß es auf die Geſetzgebung aller deutſchen Länder Rückſicht nimmt.

Als ein Anhang zu dieſem Buche iſt von demſelben Verfaſſer erſchienen:

„Entwurf eines Unterrichtsplanes für Volksſchulen“ —

gr. 8. 11 Bogen. Preis ⅔ Thlr.

und verdient beſonders auch von Schullehrern benutzt zu werden.

---

[256] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Griechische Mysterienbilder.

Zum ersten Male bekannt gemacht von

Eduard Gerhard.

Auch unter dem Titel:

Vases grecs relatifs aux mystères,

publiés par

Edouard Gerhard.

Royal-Folio. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Dieſe Sammlung bildet zunächſt ein Ergänzungsheft zu den „Antiken Bildwerken,“ welche von demſelben Herausgeber in Italien geſammelt wurden und in gleichem Verlag erſchienen ſind; nur wegen der ungewöhnlichen Ausdehnung der in gedachtem Heft enthaltenen Denkmäler wurden beide Werke durch Verſchiedenheit des Formats von einander getrennt.

Außerdem wird dieſes Werk zugleich als ſelbſtſtändige Auswahl großgriechiſcher Vaſenbilder erſten Ranges,

durch künſtleriſchen wie durch antiquariſchen Werth, den Freunden des klaſſiſchen Alterthums willkommen ſeyn, und hat die Verlagshandlung es ſich angelegen ſeyn laſſen durch einen ungewöhnlich wohlfeilen Preis, wie ſolcher bereits für die Antiken Bildwerke ſtattfindet, auch den Ankauf dieſer Myſterienbilder zu erleichtern.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[245] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ciceronis, M. T., Orationes selectae XIII. Editio XVIII. auctior et emendatior. (Edid. Dr. F. A. Eckstein. 8. 15 Sgr. 12 Gr.

Cont. orationes hae: I. Pro Sexto Roscio Amerino. II. Pro lege Manilia s. de imperio Cn. Pompeii. III. Orationes Catilinariae quattuor. IV. Pro A. Licinio Archia poeta. V. Pro T. Annio Milone cum Q. Asconii Pediani argumento. VI. Pro P. Sestio. VII. Pro Q. Ligario. VIII. Pro rege Deiotaro. IX. Accusationis in Verrem liber quartus. X. Oratio Philippica secunda in M. Antonium.

Echtermeyer, Th., Auswahl deutſcher Gedichte für die unteren und mittleren Klaſſen gelehrter Schulen. Zweite vermehrte und mit einem Anhange für obere Klaſſen erweiterte Ausgabe. 8. cart. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Göttling, K. W., Geſchichte der Römiſchen Staatsverfaſſung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäſars Tod. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr. oder 3 Thlr. 12 Gr.

---

[273] In dem Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anſichten

über den

Geſangbuchs-Entwurf

für die evangeliſche Kirche Würltembergs.

Zur Ausgleichung verſchiedenartiger Wünſche und Vorſchläge.

Zugleich ein Beitrag zur deutſchen Hymnologie.

Von

Albert Knapp,

Archidiaconus an der Stiftskirche zu Stuttgart.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Früher iſt in demſelben Verlag erſchienen:

Ueber

Geſangbuchsreform

von

Dr. C. Grüneiſen.

gr. 8. in Umſchlag geheftet. Preis 18 kr. oder 4 Gr.

In dieſer Schrift, deren beſonderer Abdruck aus der Deutſchen Vierteljahrsſchrift von verſchiedenen Seiten gewünſcht worden iſt, wird dieſer neuerdings allerorten beſprochene Gegenſtand in ſeinem dogmatiſchen, poetiſchen und muſikaliſchen Theile auf hiſtoriſcher Grundlage erörtert und mit der billigen Rückſicht, welche alle in der kirchlichen Gemeinſchaft neben einander beſtehenden Anſichten und Bedürfniſſe anzuſprechen haben, von einem Manne behandelt, bei welchem zu Studium und Neigung in dieſem Fache auch ein äußerer Beruf für die evangeliſche Kirche ſeines Vaterlandes hinzugetreten iſt.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[276] Ulm. In der Stettin'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Populationiſtik

oder:

Bevölkerungswiſſenſchaft

von

Dr. Chriſtoph Bernoulli,

ordentlichem Profeſſor an der Univerſität in Baſel.

Erſte Hälfte.

Allgemeine Bevölkerungsſtatiſtik oder Verhältniſſe der Lebenden, Gebornen, Verehelichten und Sterbenden.

gr. 8. Velinp. broch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr.

Dieſes auf vieljährige Beobachtungen und Studien gegründete Werk des berühmten Herrn Verfaſſers befriedigt zum erſten Mal die wiſſenſchaftlichen Anforderungen der Bevölkerungsſtatiſtik und iſt ſowohl für Regierungs- und Juſtizbeamte, Gerichtsärzte und Aerzte überhaupt, als auch für jeden höher Gebildeten von größter Wichtigkeit. — Die zweite Hälfte wird noch in dieſem Jahr das Werk beendigen.

Ulm, im Juli 1840.

Stettin'ſche Buchhandlung.

---

[277] Im Verlage von Joh. Leonhard Schrag in Nürnberg iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Biographie

des Dr. Friedrich Wilhelm v. Hoven,

von ihm ſelbſt geſchrieben und wenige Tage vor ſeinem Tode noch beendigt, herausgegeben von einem ſeiner Freunde und Verehrer.

Mit einem Anhang von 18 Briefen Friedrich Schillers und dem Portrait als Titelkupfer.

gr. 8. in Umſchl. 1840. Preis 3 fl. 36 kr.

Es war nach einem an Erfahrung ſehr reichen und in einer durchaus wohlthätigen Wirkſamkeit hingebrachten Leben die Aufgabe, die ſich der Verewigte noch in den letzten Jahren deſſelben machte, durch eine gewiſſenhafte Darſtellung deſſen, was er gethan und erfahren, wie auch deſſen, was er gewollt und was er als Ergebniß vielfältigen Nachdenkens gefunden hatte, auch noch dem nachfolgenden Geſchlechte nützlich zu ſeyn, und zugleich eben damit ſeinen zahlreichen Freunden ein, wie er hoffen durfte, werthes Vermächtniß zu hinterlaſſen. Dieſe ſeine Freunde und Alle, die den Arzt und den Menſchen in ihm geſchätzt haben, werden ihn in dem, was er von ſich ſelbſt ſchreibt, ganz wieder erkennen; es liegt nicht allein ſein äußeres, ſondern auch ſein inneres Leben hier mit voller Klarheit dargeſtellt vor unſerm Blicke. Auch die, welchen der verewigte Verfaſſer perſönlich unbekannt geblieben iſt, werden

Google

in ſeiner Darſtellung die Sprache derjenigen Wahrheitsliebe erkennen und achten, die den mit ſich ſelbſt einigen, und in ſeinem Streben conſequenten Geiſt verräth, und die auch für die Bekenner abweichender und entgegengeſetzter Principien immer ihren Werth behält.

Uebrigens werden die hier zum erſten Mal gedruckten 18 Briefe von **Friedrich Schiller** an **Hoven**, es wird die aufrichtige Hochachtung, die der große Dichter für des Verfaſſers Geiſt an den Tag legte, noch ein weiteres Zeugniß dafür abgeben, daß das Leben und die Thaten des Mannes in weitern Kreiſen bekannt zu werden verdienen.

---

[274] Neuer Verlag von F. Rubach in Berlin:

Druckeriana zweites Heft. Auch unter dem Titel: Originalflaſchen. Lieder des Weines von deutſchen Dichtern. Geſammelt und herausgegeben von Louis Drucker, vergnügtem Weinhändler in Berlin. Mit dem Portrait des Herausgebers und einer Beigabe über ſein Leben, ſein Weſen, ſein Wirken und ſeine Verdienſte um die Menſchheit. 12 Gr.

Curioſitäten-Cabinet. Schnacken und Schnurren für Erſchütterung des Zwerchfells; in Reime gebracht und mit anſchaulichen Bildern verſehen von Heinrich Lami. Mit 40 illum. Kupfern. 20 Gr.

---

[285] **Waſſerheilkunde.**

So eben iſt im Verlage von Friedrich Fleiſcher in Leipzig erſchienen:

Taſchenbuch der Waſſerheilkunde
nach der Prießnitz'ſchen Methode.
Mit geſchichtl., phyſiolog., pathol., diätetiſchen und therapeutiſchen Bemerkungen.
Nebſt einer Beſchreibung der Waſſerheilanſtalt zu Kreiſcha bei Dresden
für Kurgäſte und alle Diejenigen,
welche ſich mit der Wirkſamkeit dieſer Methode bekannt zu machen wünſchen,
von Friedrich Stecher,
vorſtehendem Arzte der Heilanſtalt.
Elegant geb. Preis 12 Gr.

---

[259] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Colonia sumlocenne.

Rottenburg am Neckar
unter den Römern.

Mit Rückſicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt.

Ein antiquariſch-topographiſcher Verſuch
von
Domdekan v. Jaumann.
Mit 28 Lithographien.

Herausgegeben vom K. Württembergiſchen Verein für Vaterlandskunde.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

A) Topographie. 1. Geographiſche Lage überhaupt. 2. Lage und Umfang der Römerſtadt. 3. Römiſche Kaſtelle, Lager und ſonſtige Befeſtigungen. 4. Römiſche Waſſerleitungen. 5. Römerſtraße. 6. Zeit des Beſtandes unſerer Römerſtadt nach Denkmälern und Schriftſtellern. 7. Bewohner des Zehentlandes und unſerer Römerſtadt. 8. Beſchaffenheit des Zehentlandes. 9. Name unſerer Römerſtadt. 10. Schlacht bei Solicinium.

B) Antiquarium. 1. Einiges über Regierung, Militairverfaſſung, Religion, Gebräuche, Kultur der Römer. 2. Gebäude, Bäder, Heizungen, Säulen, Frieſe, Kapitäler, Moſaik, Wandbekleidungen, Ziegel, Cement, Thürgerüſte, Nägel, Schlöſſer, Schlüſſel u. ſ. w. 3. Monumente. 4. Grabhügel auf dem Hexenbuckel und im Schönbuch aufgedeckt. 5. Römiſche Geſchirre. 6. Verſchiedene Gegenſtände. 7. Münzen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[266] Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kaſchmir-Shawl

von
Charles White,
Verfaſſer des Herbert Milton ꝛc. ꝛc.
Roman in drei Bänden.
Aus dem Engliſchen
von
C. Richard.

8. Drei Bände, elegant geheftet, Preis 4 Thlr.

Unter allen Ländertheilen unſers Erdkreiſes bietet im gegenwärtigen Zeitabſchnitte vielleicht keiner ſo allgemeine, an die neueſten Weltereigniſſe geknüpfte Anziehung dar, als Mittel-Aſien. Deßhalb war es ein glücklicher Gedanke des geiſtvollen Verfaſſers, ſeine lebenvollen, farbenprunkenden Gebilde in den Rahmen dieſes wunderſchönen Landes zu faſſen. Sitten, Gebräuche, Lebensgewohnheiten und Denkweiſen von Afghanen, Turkomannen, Khoraßanen, Perſern und vielen andern Völkerſtämmen gewähren reichen Stoff zu Schilderungen voller Lebendigkeit, Kraft und Reiz, ſind in einem reizenden Blüthenkranze um einen Faden gewunden, der hohes romantiſches Intereſſe darbietet. Leſer und Leſerinnen werden dieſe Bände mit lohnendem Vergnügen zur Hand nehmen.

---

[270] Im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Reiſeſcenen

in
Bayern, Tyrol und Schwaben
von
Emma von Niendorf.

In Umſchlag geheftet. 21 Bogen.
Preis 1 Thlr. 15 Gr. oder 2 fl. 36 kr.

Dieſe Schilderungen floſſen aus der Feder einer Dame, der manche unſrer geleſenſten Zeitſchriften, das Morgenblatt u. ſ. w. geiſtreiche Spenden verdanken, aber ihre vorliegende Reiſebilder zeichnen ſich beſonders durch die Gabe einer treuen Naturauffaſſung, nicht ſowohl der Gegenden, als auch der Menſchen aus, und aus den in ſie eingeſtreuten Poeſien ſpricht Zartheit und Tiefe eines ächt weiblichen Gemüthes. Ueberhaupt werden der Reichthum des Inhaltes und die vortreffliche Schreibart dieſe Blätter zu einer beliebten Lektüre machen. — Für eine elegante Ausſtattung in Druck und Papier trug die Verlagshandlung alle Sorge.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. Auguſt 1840.

> O Neugier! O Verlangen! Ahndeſt du,
> Was dieſe Gabe mir bedeuten kann?
>
> Goethe.

Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe.

Von Auguſt Freiherrn v. Sternberg.

Mein guter alter Oheim, der mich als Waiſe in ſein Haus genommen und mir jezt ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen hatte, war ſchon ſeit drei Monaten todt, und noch wagte ich es nicht, während ich doch die übrige Verlaſſenſchaft ſchon in Beſiz genommen, eine gewiſſe, mit Schildkröte eingelegte und mit Silberbeſchlägen prunkende Kiſte zu öffnen, in der kleine Andenken und beſonders liebe Erinnerungszeichen vom Alten aufbewahrt wurden. Ich wußte, daß mir dieſe Sachen eine traurige Stunde bereiten würden, denn mein Onkel liebte es, dann und wann Geſchichten zu erzählen, und immer öffnete er dann die Kiſte und brachte eine Kette, einen Ring oder etwas dergleichen hervor, was die Geſchichte erläuterte und in meiner leicht erregten Phantaſie einen tiefen Eindruck hinterließ. Er nannte dies: auf das Gemüth der jungen Leute wirken. In der That, eine nackte Moral hätte nie dieſen Eindruck auf mich gemacht; ich hätte jede Moral der Welt vergeſſen, denn ich war damals leichtſinnig, gerade wie mein guter Oheim in ſeinen jungen Jahren es geweſen ſeyn ſoll.

Endlich ging ich aber doch daran, die Kiſte zu öffnen. Ich nahm ein Stück nach dem andern heraus, legte es vorſichtig bei Seite und griff mit zitternder Hand immer tiefer an den Boden. Ich gerieth in ein Gewirre von Bändern, die einſt ſehr farbig geſchimmert haben mochten, denen aber die Zeit und mit dieſer im Bunde ein Stück Ambra eine dumpfe, gelbbraune Färbung mitgetheilt hatte. Mein Oheim wußte von jedem dieſer Bänder eine Geſchichte. Jezt kam das Bereich der Locken; es war eine anſehnliche Sammlung, und ſehr ſchönes blondes Haar darunter. Ich wußte, daß an dieſen feuchten Ringen die Thränen meines Oheims hafteten, und legte ſie daher mit einem beſondern Gefühl der Ehrfurcht bei Seite. Kleine Bücher in Sammet mit verblaßter Stickerei, und duftend von einem ſcharfen Wohlgeruch, enthielten nichts als etwa einen mit Bleiſtift gekritzelten Frauennamen und den Tag, an dem ſie geſchenkt worden waren. Die übrigen Blätter waren leer. Was ſollte auch auf ihnen ſtehen? Mein Oheim ſchrieb eine große, breitausgefloſſene Kanzleihand, und mit einer ſolchen Hand hatte er ſich wohl nicht getraut, auf ſo winzig kleine Blättchen zu ſchreiben.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die kleinen Reliquien aufzählen wollte, die ſich nach und nach meinem forſchenden Blick enthüllten, indem ſie wie Schatten theurer Lebensſtunden aus dem Dunkel der Kiſte emporſtiegen. Nur eines Fundes will ich Erwähnung thun, der mir noch neu war. Es war dies ein

Digitized by Google

ſauber gebundenes Buch und daran, mit einer Seidenſchnur befeſtigt, eine Tabaksdoſe und einige zuſammengelegte beſchriebene Bogen. Ich betrachtete die Doſe näher; ſie war einfach aus Horn gedrechſelt, ohne einen andern Zierrath als auf dem Deckel die Worte: Pater Lorenzo. Dieſe waren mit goldener Schrift eingelegt. Als ich die Doſe öffnete, entdeckte ich auf der innern Seite des Deckels den Namen: Yorick. Es fand ſich noch ein wenig Tabak darin, aber von einer Sorte, die mein Onkel in der lezten Zeit nicht mehr zu ſchnupfen pflegte, deren er aber in ſeiner Jugend ſich bedient hatte. Das Buch war die früheſte Ausgabe von Jacobi's Schriften, und ein Zeichen war eingelegt an einer Stelle, die, nachdem ich ſie geleſen, mir die Horndoſe ſammt ihren zwei Inſchriften erklärte. Ich will dieſen Brief, den Johann Georg Jacobi im Jahre 1769 an ſeine Freunde ſchrieb, hier mittheilen:

Düſſeldorf, 1ten April.*

„Den Augenblick, mein liebſter Freund, gab ich, unter fremdem Petſchaft, an Sie ein Päckchen auf die Poſt, worin Sie eine hornerne Schnupftabaksdoſe finden werden, mit der Inſchrift auswendig auf dem Deckel: „Pater Lorenzo," und inwendig: „Yorick." Erſt jezt ſchreib ich den Brief dazu, und dieſen ſollen Sie in einem öffentlichen Blatte leſen. Den Sinn des Geſchenks werden Sie ſogleich errathen; allein ich wünſchte, daß Sie eben ſo ſchnell den Geber deſſelben erriethen und es dem Herzen Ihres Jacobi zutrauten; aus dieſer Urſache halte ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken laſſe? — Weil er in die Hände Vieler kommen ſoll, die unſere Freunde ſind, oder es ſeyn könnten. Hören Sie alſo, mein Liebſter, die Geſchichte der Doſe. — Meinem Bruder, der mit mir gleiches Gefühl hat, und einem Cirkel von empfindſamen Frauen las ich vor einigen Tagen Yoricks Reiſe vor. Wir kamen an die Geſchichte des armen Franziskaners Lorenzo, welcher Yorick um ein Almoſen bat, von ihm abgewieſen wurde, durch ſein ſanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Verſöhnung von ihm eine ſchildkrotene Doſe bekam, wogegen er ihm die ſeinige von Horn gab u. ſ. w. Wir laſen, wie Yorick dieſe Doſe dazu gebraucht, um „den ſanften, gelaſſenen Geiſt" ihres vorigen Beſitzers hervorzurufen und den ſeinigen bei den „in der Welt zu kämpfenden Kämpfen in Faſſung zu erhalten." Der gute Menſch war geſtorben; Yorick ſaß bei ſeinem Grabe, zog die kleine Doſe hervor, riß einige Neſſeln zum Kopfe des Begrabenen aus und weinte."

„Wir ſahen einander ſtillſchweigend an. Ein Jeder freute ſich, in den Augen des Andern Thränen zu finden. Wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greiſes Lorenzo und zugleich das Andenken des gutherzigen Engländers. Unſer Herz ſagte uns: Yorick hätte, wären wir ihm bekannt geweſen, uns geliebt, und der Franziskaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende, canoniſirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menſchen, dieſe erſten Tugenden lehrt er ſeine Schüler. Wie viel beſſer ſind ſie, als der fromme Stolz der mehrſten geſtifteten Orden! Wie ſüß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der ſo willig von ihm lernte! Viel zu ſüß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden. Wir Alle kauften uns eine Schnupftabaksdoſe von Horn, worauf wir mit goldenen Buchſtaben die Schrift ſetzen ließen, die auf der Ihrigen ſteht. Wir Alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns anſprechen würde. Sollte in unſerer Geſellſchaft ſich Einer durch Hitze überwältigen laſſen, ſo hält ihm ſein Freund die Doſe vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieſer Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerſtehen. Wäre Einer ſo unglücklich, daß dieſes nicht ſogleich den verlangten Eindruck auf ihn machte, ſo muß er zur Strafe die hornerne Doſe mit einer andern verwechſeln, bis er durch eine beſonders gutherzige oder ſanftmüthige That ſie ſich wieder erwerben kann. Unſere Damen, die keinen Tabak brauchen, müſſen wenigſtens auf ihrem Nachttiſch eine ſolche Doſe ſtehen haben; denn ihnen gehören in einem höhern Grade die ſanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihrem Urtheil ſchöpfen ſollen."

(Fortſetzung folgt.)

Die Juliusfeier in Paris.

(Fortſetzung.)

Das Todtenamt begann gegen halb zehn Uhr; um eilf Uhr erſchien der König mit der Prinzeſſin Clementine und dem Conſeilspräſidenten in einfachem Leibrock auf dem Balkon des Louvre, dem Pont des Arts gegenüber, von welchem Karl IX. das Signal zur Bartholomäusnacht gegeben und ſogar auf das Volk geſchoſſen haben ſoll. Die Königin mit dem Herzog und der

* Sämmtliche Werke von J. G. Jacobi. Halberſtadt bei J. G. Groß. 177[illegible].

Digitized by Google

Herzogin von Orleans befanden ſich auf einem weiterhin, der kleinen Auguſtinerbrücke gegenüber liegenden Balkon des langen Verbindungsflügels zwiſchen Louvre und Tuilerien, der die Gemäldegalerie enthält. Ohngefähr gleichzeitig mit dem Erſcheinen der königlichen Familie, welche von der auf dem Kai verſammelten Nationalgarde mit lautem Hurrah- und Vivatrufen begrüßt ward, endigte die religiöſe Feierlichkeit, und nachdem die Särge der Gebliebenen aus der Kirche in den auf dem Platze aufgefahrenen koloſſalen Leichenwagen geſchafft worden, bildete ſich nach und nach der Zug. Denſelben eröffnete eine Schwadron Küraſſiere, Trompeter voraus; der Platzkommandant von Paris mit ſeinem Stabe; zwei Schwadronen Jäger; eine Batterie reitender und fahrender Artillerie mit Kanonen und Pulverwagen; verſchiedene Abtheilungen Fußvolk ohne Trommeln und Feldmuſik; vier Reihen Sapeurs in großen weißledernen Schürzen, eine blankgeſchliffene Axt auf der Schulter, lauter athletiſche Männer von martialiſchem, faſt ſchreckhaftem Anſehen in ihren ungeheuren Bärenmützen, woran ſich der das ganze Geſicht bedeckende ſchwarze Bart ſchließt. Hinter den Sapeurs folgten ſämmtliche Trommelſchläger unter Anführung eines einzigen Tambourmajor, einer wahren Rieſengeſtalt in reicher Uniform. Darauf kamen der Kommandant der erſten Militärdiviſion mit ſeinem Stab, eine Schwadron Kavallerie, drei Schwadronen Nationalgarde zu Pferde, die, reich und geſchmackvoll gekleidet, ſchon von weitem an ihren dreifarbigen Federbüſchen kennbar iſt und größtentheils aus jungen Männern beſteht, deren Familien der Geldariſtokratie oder dem wohlhabenden Mittelſtande angehören. Sie ſcheinen alle von Einem Stamm, ſich gleichende Söhne derſelben Familie, eine Täuſchung, welche die gleichförmige zierliche Haltung Aller hervorbringt. Man ſieht es ihnen an, ſie ſind die vorzüglich begünſtigten Söhne des Vaterlandes und des Staatsoberhauptes. Louis Philippe kann auf ihre Anhänglichkeit und Treue rechnen; ob er auch in der Stunde der Gefahr auf ſie zählen darf, iſt eine andere Frage, da dieſen eleganten Herrchen und reichen Mutterſöhnen das Leben vielleicht zu lieb iſt, als daß ein anderer als ein Paradedienſt von ihnen zu erwarten ſtände. Hinter der Nationalgarde zu Pferde folgten zwei Bataillone der Nationalgarde zu Fuß, ein zweihundert Mann ſtarkes Muſikcorps unter Anführung von Berlioz, welcher für dieſe Feierlichkeit eigene Kriegsſymphonien und Trauermärſche componirt hatte; wieder zwei Bataillone Nationalgarde, von der herrlichen Munizipalgarde zu Pferde flankirt; der Kommandant der Pariſer Nationalgarde, der ehrwürdige Marſchall Gérard mit ſeinem Stab, dem ſich der Miniſter des Innern und des öffentlichen Bauweſens, v. Remuſat und Graf Jaubert, zu Pferde angeſchloſſen; die Wagen der Geiſtlichkeit von Saint-Germain-l'Auxerrois mit zwei vormarſchierenden Schweizern in ſonntäglichem Putze; dann der monſtröſe, zwei Stockwerke hohe Leichenwagen, von vierundzwanzig, zu vier und vier in ſechs Reihen angeſpannten und prächtig aufgeſchirrten Rappen gezogen, die zwölf Roſſebändiger in Trauerkleidern am Zügel führten. Zwei an den Vorderecken liegende Löwen trugen den viereckigten Wagenkoloß, der mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagen und auf jeder Seite mit fünf Schildern geſchmückt war, worin 27., 28., 29. Juillet 1830 zu leſen. Der obere Theil, in Geſtalt eines Sarkophags, war gleichfalls mit einem ſchwarzen Sammetlaken behangen, in deſſen Mitte ein großes ſilbernes Kreuz aufgenäht und deſſen Zipfel mit zierlichen Stickereien beſezt waren. — Um den obern Rand des viereckigten Untergeſtells, welches in drei Abſätzen über einander die fünfzig Särge der Gebliebenen enthielt, lief eine Reihe von weißen Federbüſchen, worüber Immortellenkränze hingen. An allen vier Ecken war ein verſilberter galliſcher Hahn in Relief angebracht. Das mit reichen Silberſtickereien verzierte Leichentuch reichte bis auf die ſechs Räder von verſilberter Bronze herab, worauf ſich der mit zahlreichen Bündeln dreifarbiger Fahnen geſchmückte Leichenwagen langſam und ſchwerfällig fortbewegte. Ein Ehrenpiket und fünfzig Mann aus dem Offizierkorps der Artillerie, welche die Särge in den Wagen gehoben, dienten dem Rieſenkatafalk zur Bedeckung. Hinterher folgten die Deputation der Julidekorirten, der Seinepräfekt und der Stadtrath von Paris, eine Abtheilung Munizipalgarde und ein Bataillon Linientruppen; alsdann die Legionen der Nationalgarde, deren Zahl leicht an 50,000 betragen mochte, und an dieſe ſchloß ſich in der ganzen Breite der Straße vermiſcht an, was Luſt hatte.

Der Zug bewegte ſich vom Platz Saint-Germain-l'Auxerrois über die Kais längs des Louvre und des Tuileriengartens nach dem Concordeplatz. So oft eine Abtheilung Nationalgarde und Linie unter dem Balkon des Königs vorbeimarſchirte, ertönte laut und eifrig der Ruf: „Es lebe der König!" Ludwig Philipp zog mit der rechten Hand den Hut, beugte ſich mit halbem Leibe über das Balkongeländer herüber und warf mit der linken Hand nach allen Seiten Grüße und Dankſagungen aus. Als der Leichenwagen vorüberfuhr, ſalutirte er mit der Ehrerbietung und Demuth eines vom Volke geſchaffenen Bürgerkönigs. Die Königin und die Prinzeſſin Clementine ſchienen über dieſe unverhofften Huldigungen der wandelbaren Volksgunſt ſehr gerührt; dem Könige ſelbſt waren ſie vielleicht eine angenehme Ueberraſchung, und für Herrn Thiers ein Grund zur Eitelkeit; ich meinte wenigſtens in dem Geſicht des kleinen Mannes, deſſen überwiegend großer Kopf kaum über den Balkon

Digitized by Google

hinausſah, eine ziemliche Doſis gaskogniſcher Selbſtgefälligkeit wahrzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

Mozartſtiftung. Sommerluſt.

Am 29ſten Julius hat der Frankfurter Liederkranz die zweite Erinnerungsfeier des Sängerfeſtes von 1838 begangen. Dieſer Tag erhielt diesmal eine beſondere Weihe durch den Umſtand, daß er die neue Mozartſtiftung in's Leben eingeführt. Obwohl der Grundſtein zu dieſer ſchönen Stiftung erſt vor zwei Jahren gelegt worden, obwohl bis jezt noch keine der größeren Städte des Vaterlandes ſich beitragend angeſchloſſen hat, ſo iſt es doch der unermüdlichen Thätigkeit des genannten Sängervereins gelungen, einen Kapitalfonds von 10,000 Gulden zuſammenzubringen, deſſen Zinſen von 400 Gulden nun zu einem Stipendium für einen talentvollen, aber unbemittelten jungen Mann, der ſich dem Studium der muſikaliſchen Compoſition zu widmen gedenkt, verwendet werden ſoll. Wie klein auch dieſer Anfang ſeyn mag, ſo iſt er darum nicht minder erfreulich, und der Himmel wird ſeinen Segen dazu geben. Alles Menſchliche muß erſt wachſen und reifen, und wie oft ſchon iſt das anfänglich Kleine zum Großen gediehen. Manche unſerer reichen Mitbürger haben, als ſie das Zeitliche verlaſſen mußten, Tauſende ihres aufgehäuften Vermögens zu milden Zwecken vermacht; ein Senkenberg hat eine großartige Stiftung begründet, deren Ruf ein vaterländiſcher geworden, und ein Städel ein Muſeum eröffnet, in welchem Meiſterwerke der Malerei aus alter und neuer Zeit vereinigt ſind, eine Malerſchule, an deren Spitze gegenwärtig Ph. Veit glänzt, um welchen ſich vielverſprechende junge Künſtler geſammelt haben. Möge es nun Einem einfallen, auch der Mozartſtiftung mit edler Freigiebigkeit zu gedenken und ihr dadurch den rechten Aufſchwung zu geben! Senkenberg und Städel ſind bei uns hochgefeierte Namen; wer wird in ihrem ſchönen Bunde der Dritte ſeyn? Iſt einmal ein Kapital von 60,000 Gulden vorhanden, dann erſt ſoll und kann das Mozartconſervatorium erblühen. Sein Zweck wird ſeyn, eine förmlich organiſirte Geſang- und Compoſitionsſchule zu eröffnen, und ob eine ſolche Noth thut, ob ſie ſegensreich wirken könne, wer möchte dieſe Fragen verneinen? Wir haben freilich der Sänger und Sängerinnen genug, aber ſolcher, die eine gründliche muſikaliſche Bildung beſitzen, gewiß nur wenige. Der bei weitem größere Theil iſt von der Natur mit etwas Stimme oder mit einem leicht und ſchnell auffaſſenden Ohre ausgeſtattet, prägt dem Gedächtniß ganz mechaniſch ein paar ſingbare Opernpartieen ein, und glaubt nun ein Phänomen zu ſeyn. Man darf behaupten, neunundneunzig mechaniſche, ungebildete oder wenigſtens nur oberflächliche Sänger kommen auf Einen von wahrer Bildung. Und nun gar die Componiſten! Jedes junge Genie, dem ein tanzbarer Walzer geglückt iſt, geht an die Compoſition einer großen, heroiſchen Oper. Iſt dieſe vollendet, ſo wird ſie einer Hofbühne zur Aufführung überſendet, und wird ſie hier abgelehnt, ſo klagt der junge Mozart, daß Deutſchland ſeine Propheten nicht anerkenne. Die Wurzel des Uebels liegt aber im Mangel an muſikaliſcher Bildung.

Wir befinden uns gegenwärtig inmitten der ländlichen Vergnügungen der ſchönen Jahreszeit. Sie beginnen mit dem Mai und endigen erſt nach dem 18ten Oktober, dem Tage unſeres Conſtitutionsfeſtes. Alle Stände geben ſich gegenwärtig dem Genuſſe der Sommerfreuden hin, deren Zahl bei uns ſehr groß iſt. Wohl an wenigen Orten Deutſchlands iſt die Gelegenheit zu Zerſtreuungen häufiger zu finden, als in unſerer von der Natur ſo gütig bedachten Mainſtadt. Beſonders aber ſind der Sommervergnügungen der verſchiedenſten Art ſo viele, daß auch der minder Bemittelte noch eine große Auswahl hat, und ſelbſt der Arme nicht leer ausgeht. Unſer großartiges Waldfeſt, das jährlich am Pfingſtdienſtage begangen wird, hatte auch diesmal wieder zahlreiche Theilnehmer aus allen Ständen vereinigt, die unter grünen Bäumen gelagert, durch keinen kleinlichen Rangunterſchied getrennt, ſich dem fröhlichen Lebensgenuſſe überließen. Während unſere Kaufherrn und Bankiers für die Dauer der ſchönen Jahrszeit ihre außerhalb der Stadt gelegenen, zum Theil fürſtlichen Villen beziehen, hat der Handwerksmann ſein beſcheidenes Gärtchen vor dem Thore, wo er die Abende im Kreiſe ſeiner Familie zubringt. Der Reiche ſucht an den Quellen von Baden, Kiſſingen, Ems, Wiesbaden ꝛc. Erquickung und Zerſtreuung, während die uns näheren Badeorte Soden und Homburg, ihrer bürgerfreundlichen Phyſiognomie und geringern Koſtſpieligkeit halber, ſchon ſeit Jahren Vereinigungspunkte unſeres Mittelſtandes ſind. An Sonntagen befindet ſich ein Theil der hieſigen Bevölkerung auf Landparthieen, die, ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn, bis nach Bingen und weiter ausgedehnt werden, und ein anderer Theil beſucht die Wein- und Biergärten der Stadt, unter denen die Mainluſt und die neu errichtete Mainſchanze, ihrer ſchönen Lage wegen, am beſuchteſten ſind. Der größte Theil der Einwohnerſchaft aber ſtrömt nach den Flecken und Dörfern der Nachbarſchaft, die, wie man ſchon Tags vorher in dem Intelligenzblatt geleſen hat, ihr Kirchweihfeſt feiern, und deren Wirthe bei dieſer Gelegenheit ihre Ernte halten. Iſt die Witterung günſtig, ſo wird der betreffende Ort von einer wahren Menſchenfluth überſchwemmt; alle Schrecken der Uebervölkerung walten und der Selbſterhaltungstrieb ſiegt über alle edleren Gefühle; der Bruder kennt den Bruder, der Freund den Freund nicht mehr. Man iſt genöthigt, ſich ſelbſt zu bedienen; nur mit Lebensgefahr gelangt man an die Stufen des Throns, auf dem der Wirth das Scepter führt, und Dutzende von Händen langen gierig nach den von ihm dargereichten Getränken und Speiſen. Der Glückliche, dem die Beute zufällt, dankt Gott, wenn er nebenbei noch ein ſtumpfes Meſſer erhaſchen kann; an Gabeln oder Trinkgläſer iſt kaum zu denken. Die Aufwärter und Kellnerinnen haben an dieſem Tage ihre gewöhnliche Feinhörigkeit verloren; man mag lärmen ſo viel und ſo lang man will, ſchnell wie ein Pfeil ſauſen ſie vorbei und haben ſelbſt kein Erbarmen mit dem Stammgaſt. Damit aber auch der ruhigere Bürger, dem das beſtändige Gedränge und Getümmel ein Greuel iſt, ſeine Kirchweihfreuden genießen kann, hat man die löbliche Einrichtung getroffen, daß die ſonntägige Feier Montags und Mittwochs fortgeſezt wird, an welchen Tagen man es ſich wegen der verminderten Frequenz bequemer machen kann.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. Auguſt 1840.

Men, wives and chidren stare, cry out and run,
As it were doomsday.

Shakespeare.

Die Juliusfeſte in Paris.

(Fortſetzung.)

Die ganze Länge der Boulevards, über die der Zug nach dem Baſtilleplatz ging, war links und rechts mit einer wogenden Menſchenmenge bedeckt und alle Fenſter, alle Balkone, ſelbſt die Dächer zum Theil mit Zuſchauern beſezt, die in ehrfurchtsvoller Stille das Leichengefolge vorbeiziehen ſahen und beim Vorüberkommen des Wagens das Haupt entblößten. Bis auf den Boulevard du Temple ging Alles ſtille und friedlich zu. Hier wurde es einen Augenblick laut und unruhig; es verbreitete ſich ein paniſcher Schrecken unter den ruhigen Zuſchauern und Begleitern des Zugs. Mit einem Male ſtopften ſich die Maſſen: ein wildes Geſumme, ein dumpfes Murmeln, das, wie niedrige Gewitterwolken über der dampfenden Erde, ſo über der dichtgedrängten Volksmenge ſchwebte, der Ruf: Vive la nation! Vive la réforme! welcher aus einigen hundert Kehlen erſchallte und ſofort unter dem Wirbeln der Trommeln und dem Kommandowort der Führer verhallte, das Geſchrei von Weibern und Kindern, die ſich von den Trottoirs und den Fenſtern retteten, das pochende Aufſtoßen der Gewehrkolben, das klirrende Aufſtecken der Bajonette — dies Alles drang plötzlich in bunter, ſchauriger Miſchung zu meinen betäubten Ohren und meinem beſorgten Herzen. Ich drängte mich, ſo gut es ging, durch die bewegten Haufen, die ſich vor mir wogend öffneten, dann hinter mir ſtürmiſch ſich ſchloſſen. Ich ſuchte in irgend einer Richtung einen Ausweg aus dem Gedränge, um nicht in den Wirrwarr hineingezogen und verhaftet oder gar mit dem Bajonett niedergeſtoßen zu werden; denn ich ſah den Moment nahe, wo die erzürnte Nationalgarde mit gefälltem Gewehr vorrücken und dem Haufen das Bajonett buchſtäblich in die Rippen ſetzen würde. Ich brach mir Bahn, ſo viel ich mit beiden Armen vermochte; allein ich fand mich bald ſo in den Haufen verwickelt, daß weder an ein Vorwärts, noch an ein Rückwärts zu denken war. Ich überließ mich meinem Schickſale und verharrte eine gute Viertelſtunde in dieſer ungewiſſen, beklemmenden Lage. So lange blieb die Scene die nämliche: keine Thätlichkeiten von Seiten des Volks, gänzlich paſſives Verhalten der Linientruppen und Nationalgarden, welche Halt gemacht und die Bajonette aufgeſteckt hatten. Zum Glück hielt die Nationalgarde Reihe und Glied, wodurch ſie die Unruhſtifter einſchüchterte, welche auf das Auseinandergehen derſelben gezählt hatten, um Gott weiß welchen tollen, wahnſinnigen Streich auszuführen. Nachdem die Munizipalgardiſten und Polizeiſergenten einige der Hauptmeuterer und ärgſten Schreier, die dieſen Tumult und Aufſchub veranlaßt,

Digitized by Google

ergriffen hatten, ſezte ſich der Zug von Neuem in Bewegung, worauf alsbald auch die eingekeilte Menge auf den Trottoirs wieder flott wurde. Ich ließ mich vom Strome forttreiben.

Gegen Mittag näherte ſich der Zug dem Baſtilleplatz. In den vorderſten Reihen nicht ohne Mühe angelangt, erblickte ich den vor der Juliusſäule errichteten Tempel, auf deſſen Stirnfeld ein Löwe mit grimmig geſträubter Mähne abgemalt war. Die Säule war in ihrer ganzen Höhe ringsum mit einem ſilbergeſtickten Trauerflor umhangen. Der ganze weite Platz ſtarrte von Bajonetten. Das Abladen und Beiſetzen der Särge in den Gewölben unter der Säule ging ohne Störung ab. Nach beendigter Ceremonie defilirten Linie und Nationalgarde vor der Säule, das Gewehr präſentirend. Die Nationalgarde zog nach Hauſe; mehrere Bataillons der Linie und ſtarke Abtheilungen der Munizipalgarde zu Pferde blieben bei der Säule, die am Abend mit Gas erleuchtet und fortwährend von einer großen Zuſchauermenge belagert war. Die Haltung der Truppen war gemeſſen und ruhegebietend, und der Andrang des Volkes nicht zu ungeſtüm und Beſorgniß erregend, die ganze Scene überhaupt ſehr gemiſcht und die Gefühle und Abſichten der Anweſenden äußerſt verſchieden. Hier bloße Neugierde, die ſich in gedankenloſem Gaffen befriedigte, dort verdächtige Geſichter, die finſtere Blicke auf die Munizipalgardiſten warfen, deren gelbe Helme über den Häuptern der Menge im Lampenlicht glänzten. Dieſe Munizipalgarde iſt, man darf es behaupten, die ſchönſte reitende Truppe in Europa: lauter ſchlanke, rüſtige, ausgeſuchte Männer im kraftvollen Alter, von martialiſchem Anſehen. Ihr Betragen bei Emeuten und Volksaufläufen iſt äußerſt vernünftig und in der That muſterhaft; es verhütet manches Unglück, das bisweilen durch ein brutales Einmiſchen der bewaffneten Macht erſt hervorgerufen wird. So wie auf einem freien Platz Zuſammenlauf entſteht, ſetzen ſich einzelne kleine Patrouillen der Munizipalgarde nach verſchiedenen Richtungen langſam in Bewegung, fordern die Volksgruppen mit gütlichen Worten auf, auseinander zu gehen, ohne jedoch die geringſte Gewalt, ſelbſt nur durch rauhe Reden, anzuwenden, und reiten ſo gemächlich den Platz auf und ab, bis er geſäubert und Alles in das gewöhnliche Geleis zurückgekehrt iſt. Ihre Geduld und Langmuth überſteigt allen Glauben; ſie laſſen ſich oft die gröbſten Schmähungen gefallen und ſcheinen ſelbſt ihre trefflichen Pferde auf Emeuten abgerichtet zu haben; denn die Dreſſur dieſer Thiere iſt ſo groß, daß beim Vorrücken und Reinigen eines Platzes die halsſtarrige Menge nicht niedergetreten und niedergeritten, ſondern bloß bei Seite geſchoben und hinausgedrückt wird.

Während eine wogende Volksmenge um die illuminirte Juliusſäule verſammelt war, drängten ſich viele Tauſende nach den elyſäiſchen Feldern, um die halbfertigen und vollendeten Zurüſtungen zu dem Feſt des nächſten Tags zu ſehen, die Theater, Tanzſäle, Marktbuden, Zelte u. ſ. w. Von der Esplanade der Invaliden herüber donnerten Kanonen beim Untergang der Sonne, und donnerten wieder, als ſie am dritten Feſttage, dem 29ſten, über Paris aufging. — Es war zwei Uhr, als ich durch die Tuilerien nach den elyſäiſchen Feldern ging, die heute eine ungeheure Meſſe bildeten, wo alle Jahrmarktsfreuden zuſammengedrängt waren. Es iſt unmöglich, ein getreues Bild von dieſem Volksfeſte zu geben. Da iſt ſo Vieles, was zuſammen und neben einander hingemalt werden ſollte, und ſo hintereinander dargeſtellt, ſteif und todt wird; da ſind ſo viele Aufzüge, Auftritte und Verwandlungen nach den verſchiedenen Stunden des Tags, daß man unmöglich Alles haſchen und darſtellen kann, was darſtellbar iſt und alſo dargeſtellt werden ſollte. Ich will indeſſen verſuchen, wenigſtens einige Hauptzüge des Feſtes zu zeichnen.

Wie ſchon geſagt, es iſt Jahrmarkt hier, und zwar im großartigſten Style. Ein Toben, Laufen, Schreien, Stoßen, Rufen, Locken, daß man faſt die Beſinnung verliert. Hier iſt Alles zuſammengetrieben und ausgeſchüttet, was man ſonſt auf hundert Kirchweihen und Jahrmärkten zerſtreut findet. Zum Glück hat die vorſichtige Polizei das Fahren und Reiten in der mittlern Avenue verboten, ſo daß die Maſſen der Fußgänger ſich frei und unbeſorgt in allen Richtungen bewegen können. Die beiden erſten Seitengänge links und rechts von dem breiten Wege der Mitte waren ſchon um zwei Uhr gepfropft voll, und vom Eingang des Concordeplatzes bis zur Sternbarrière hinauf ſah man Kopf an Kopf. In den anſtoßenden Alleen hatten ſich die Gewerbe und Spiele gelagert und die Schenk- und Speiſewirthſchaften ausgebreitet, welche leztere jedoch wenig Zuſpruch fanden. An's Eſſen und Trinken ward vor der Hand noch nicht gedacht; die Schauluſt verdrängte die Eßluſt. Linker Hand, auf dem größten freien Platze der elyſäiſchen Felder, dem ſogenannten Carré Marigny, hatte die Regierung zwei Theater erbauen laſſen, wo die Choriſten von Franconi und die Truppen der Garniſon mit Aufführung von kriegeriſchen Spektakelſtücken und pantomimiſchen Ballets abwechſelten. Dieſe Schauſpiele haben äußerſt wenig Intereſſe; ſie beſtehen hauptſächlich in Gewehrfeuer und Parademärſchen; allein da ſie unentgeltlich ſind, ſo läßt ſich das Volk dieſe magern Vorſtellungen gefallen und genießt ſie nebenbei mit, ohne zu murren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe.

(Fortſetzung.)

„Nicht genug war es uns, dieſe Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben, wir wünſchten auch, daß auswärtige Freunde ſich uns darin gleichſtellten. An Einige ſchickten wir das Geſchenk, das Sie bekamen, als ein uns heiliges Ordenszeichen, Andern ſoll dieſer Brief unſere Gedanken mittheilen. Viele Leſer werden gar nichts dabei fühlen, Andere nicht Muth genug haben, ſich in eine Verpflichtung zum Kampf gegen ſich ſelbſt einzulaſſen, Andere wohl gar klein genug ſeyn, ſich an den Wohlſtand zu kehren, der ihnen durch eine Doſe von Horn beleidigt ſcheint. Die Erſten bedauern wir, von den Zweiten hoffen wir einige Beſſerung und die Dritten leben nicht für uns."

„Vielleicht habe ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten hie und da einen Unbekannten anzutreffen, der mir ſeine Doſe von Horn mit den goldenen Buchſtaben reicht. Ihn werde ich dann eben ſo vertraut als ein Freimaurer den andern umarmen. Er kennt menſchliche Tugend und wünſcht beſſer zu werden. O wie wollte ich mich freuen, wenn ich unter meinen hieſigen Mitbürgern einen mir ſo theuern Gebrauch einführen könnte! Dann würde die Religion ſie nicht mehr entzweien; einen gemeinſchaftlichen Heiligen hätten ſie. Der proteſtantiſche Geiſtliche würde den katholiſchen Ordensbruder ſeinen Freund nennen, ihm verzeihen, daß er ein langes graues Gewand trägt, und der Ordensbruder lernte bei ſeinen Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle alle Menſchen lieben wegen der Gottheit, die für alle Menſchen aus Liebe den Hain ſchuf."

Als ich dieſen wunderlichen Brief geleſen hatte, der ſo ganz das Gepräge des empfindſamen Zeitalters trägt, gelüſtete mich's auch nach den geſchriebenen Dokumenten. Ich zweifelte nicht, daß ſie über die Doſe, über den Brief Jacobis und über die Weiſe, wie beides in den Beſitz meines Onkels gelangt, Auskunft geben würden. So war es auch. Die Papiere enthielten in ſchmuckloſer Weiſe eine kleine Erzählung von meines Onkels Hand. Sie ſchilderte eine Begebenheit aus ſeinem Leben, die mir bis jezt unbekannt geblieben war. Hier iſt ſie.

Ich war, ſo erzählt mein Onkel, in meinen jungen Jahren ein wilder, leidenſchaftlicher, ſogar roher Geſelle. Frühzeitig reich und unabhängig geworden, nahm ich jenen ſchrankenloſen Uebermuth in meinem Weſen auf, der den Herrn bezeichnet gegenüber einer Schaar Leibeigener; denn ich gebot über Weſen, welche dieſen bedauerlichen Titel führten. Ich unternahm eine Reiſe nach Deutſchland. Das Neue, das ich ſah, gefiel mir nicht, ich wußte keine Vergleiche anzuſtellen, mein Geiſt war eben ſo unausgebildet, als meine Laune fortwährend ſchlecht. Ich verſchwendete viel und erkaufte mir dadurch doch nicht jene tiefe Unterthänigkeit, die mir zu Hauſe auf jedem Schritte entgegenkam; dies legte ich für Trotz aus, und war in Verzweiflung, daß ich ſo viele boshafte und widerſpenſtige Sklaven nicht züchtigen durfte. Es fiel mir nicht ein, die veränderte Verfaſſung des Landes, die gänzlich verſchiedenen Sitten in Betracht zu ziehen. Ich hatte keine Kenntniſſe vom Leben und der Geſellſchaft, ich wußte nur, daß ich ein Herr war, reich und unabhängig, und ich war überzeugt, daß dieſes genug ſey, um die Hälfte der Menſchheit zu meinen Füßen zu ſehen.

Die Poſten in Deutſchland gehen einen langſamen Trott. Im Vergleich, wie man in meinem Vaterlande fährt, ſind die Pferde Schnecken, wie zum Hohn vorgeſpannt. Eines Morgens kam ich in der übelſten Laune vor einem Poſthauſe an. Ich murmelte einen Befehl, mein Diener verſtand nicht ſogleich, was ich wollte, und durch ſeine wiederholten Fragen ſtieg mein Unmuth auf's Höchſte. Ich ergriff den Stock und ſchlug aus allen Kräften auf den Menſchen los, der am Kutſchenſchlage ſtand. Nicht zufrieden, ihm eine Anzahl derber Hiebe auf Kopf und Schultern verſezt zu haben, griff ich mit der metallenen Handhabe des Stocks in den Verband ſeiner verwundeten Schulter, und zerriß mit einem kräftigen Zug die Leinwandbinde, die der Arzt noch am geſtrigen Abend erneuert hatte. Er ſprach kein Wort, er zog nur mit einer leiſen Bewegung den wunden Arm zurück; allein hiedurch ward meine Wuth nur noch geſteigert, ich ſtürzte aus dem Wagen und riß den Unglücklichen am Arm, indem ich ihn mit aller Gewalt an die nahe Mauer des Poſthauſes ſchleuderte.

Alle Umſtehenden wichen bei dieſem Auftritt ſcheu zurück; kein Ton wurde laut, ſie machten mir Platz, als ich in's Haus ging. Unter der Thüre warf ich noch einen flüchtigen Blick auf meinen Diener; er war leichenblaß und lehnte am Wagen. Es war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, kräftig gebaut und an Stärke mir gewiß zweifach überlegen; aber er war mein Leibeigener, er hatte die Beſchimpfung, die Schläge geduldet, er hatte geduldet, daß ich ihm unter unſäglichen Schmerzen den kaum geheilten Arm aus dem Gelenke riß, und nicht das kleinſte Wort des Vorwurfs oder der Klage entwand ſich ſeinen Lippen. Er hatte alles ruhig erlitten, denn er war der Sklave, ich der Herr. Es war nichts Auffallendes am ganzen Vorgang. — Eine Viertelſtunde darauf trat er wieder in mein Zimmer, um meine Sachen zu ordnen. Sein Arm hing in einer Binde, er war freundlich und ehrerbietig wie immer, nur ſeine Bläſſe fiel mir auf. Ich ſprach kein Wort.

Digitized by Google

Dieſe Scene hatte, wie geſagt, am Morgen geſpielt; beim Mittagstiſch, der unten in der Stube des Poſtmeiſters gedeckt war, traf ich mit einigen Gäſten zuſammen, die vom Orte waren. Sie ſahen mich ſcheu von der Seite an, Keiner richtete an mich das Wort, und bald entfernten ſie ſich wieder. Nur ein ältlicher, ſtiller Mann blieb ſitzen, der in einen ſchwarzen Rock geknöpft war, und ſehr bedächtige Züge aus einer langen, ſchwarzen Pfeife that, die einige Aehnlichkeit mit ihrem Beſitzer hatte. Dieſe Geſtalt kam mir bekannt vor, ich erinnerte mich jezt, ſie in der Poſthausthüre ſtehen geſehen zu haben, als ich die brutale Züchtigung vornahm. Er war offenbar Zeuge derſelben geweſen, und ſeine Gedanken, indem er mich von Zeit zu Zeit verſtohlen anblickte, beſchäftigten ſich, zu ermitteln, in wie weit man ſich mit mir einlaſſen dürfe, ohne mit der metallenen Handhabe meines Stocks in Bekanntſchaft zu gerathen. Um ihm Muth zu machen, warf ich einige naive Bemerkungen hin, die er mir eben ſo erwiderte. Endlich zog er mit vieler Umſtändlichkeit eine Horndoſe hervor und bot mir eine Priſe an. Ich griff in die Doſe, und indem ich Zeigefinger und Daumen kunſtgerecht mit Tabak füllte (dergleichen Kenntniſſe hatte ich nicht verfehlt, mir zu eigen zu machen, weil ich ſie für die einzigen wahrhaft unentbehrlichen und wichtigen hielt), fragte ich, was der Name „Yorick" bedeute, der innen auf dem Deckel zu leſen war. Dieſe Frage ſchien meinem Geſellſchafter ganz gelegen zu kommen. Er erzählte mir nun des Breiten den ganzen Inhalt des Romans von Sterne, von dem ich noch nie ein Wort gehört hatte, und von dem ich nicht begreifen konnte, daß er ſo berühmt ſey. Indeß gefiel mir die Geſchichte, ſie prägte ſich mir in's Gedächtniß, und einige Züge daraus ließ ich mir zweimal erzählen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Kuranda. Ferd. Hiller. Nr. 16.

Bei dieſen, ſo wie überhaupt bei allen Volksfeſten erſcheint als Hauptgetränk der Aepfelwein, dem übrigens in lezter Zeit in dem Bier ein gefährlicher Rival erwachſen iſt. Das frühere gehaltloſe, gebräunte Waſſer, welches unter dem Namen „Bier" hier verzapft wurde, hat einem malzreichen, nahrhaften Gerſtenſaft weichen müſſen. Die erſte Anregung zu dieſer heilſamen Umänderung ging von einem hieſigen Bierbrauer, Henrich, aus, welcher es zuerſt unternahm, nach der bayriſchen Methode zu brauen, obgleich ein verjährtes Vorurtheil dieſelbe als für unſere Gegend nicht anwendbar bezeichnet hatte. Der günſtige Erfolg dieſes Unternehmens veranlaßte ſpäter mehrere andere Brauer zur Nachahmung, und jezt liefert die Mehrzahl derſelben ein Produkt, das dem bayriſchen wenig nachſteht.

Wenn, wie kaum zu bezweifeln iſt, die Sommerwanderluſt ſich erhält wie bisher, ſo wird die Taunusbahn glänzende Geſchäfte machen. Viele hört man klagen über die ſogenannten ſchlechten Zeiten und über Mangel an Erwerb, aber Keiner bleibt zurück und Keinem fehlen die Geldmittel, wo es gilt, ſich Vergnügen zu machen.

Zwei der Beachtung würdige Produktionen wurden uns kürzlich geboten, ein neues Drama von J. J. Kuranda und ein neues Oratorium von Ferd. Hiller, die lezte weiße Roſe und die Zerſtörung von Jeruſalem. Kurandas Drama wurde auf hieſiger Bühne zweimal mit lebhaftem Beifall gegeben. Eine geſchickt angelegte und lebendig durch alle Acte gehaltene, anziehende Handlung, mit vielen effektvollen Scenen und Situationen, ſpricht für das dramatiſche Talent des jungen Dichters; ſchöne, bilder- und gedankenreiche Verſe zeugen dabei für ſeine poetiſche Befähigung. Weniger wollte die Behandlung der Charaktere anſprechen, welchen wohl mehr Einheit und Conſequenz zu wünſchen wäre. Jedenfalls läßt ſich von der ferneren Thätigkeit dieſes jungen Dichters für unſere Bühne Erfreuliches erwarten. Das genannte Oratorium unſeres Frankfurter Landsmanns Ferd. Hiller wurde zum Vortheil der Mozartſtiftung vom Cäcilienverein aufgeführt. Obwohl nun nach Abzug aller Unkoſten noch ein Deficit von 101 Gulden ſich herausgeſtellt hat, ſo verdient doch die freundliche Abſicht des Tonſetzers Anerkennung. Seine Compoſition ſelber gehört zu dem Werthvolleren, bekundet ein ernſtes, ſchönes Streben und eben ſo ſehr ein produktives Talent, als gediegene Muſikkenntniß. Vorzüglich ſind die kräftigen und theilweiſe meiſterhaft gearbeiteten Chöre des Oratoriums hervorzuheben. Der Componiſt möge fortfahren, nach dem höhern Ziele der Kunſt zu ſtreben und ſich vom oberflächlichen Modegeſchmacke nicht irre führen noch hinreißen zu laſſen. Da F. Hiller bei der Theilung der Erde etwas früher angekommen iſt, als Schillers Poet, ſo ſieht er ſich der Nothwendigkeit überhoben, ſeine Muſe nach Brod gehen zu laſſen.

Seit zwei Jahren iſt die lange Reihe der in Frankfurt beſtehenden Privatvereine, Klubbs, Geſellſchaften, Caſinos und, wie man ſie gewöhnlich hier nennt, Collegien durch einen Künſtler- und Gelehrtenverein vermehrt worden. Obwohl es ſolcher Geſellſchaften in unſerer Stadt gegen vierzig, ja vielleicht noch mehr gibt — denn wer kennt ſie alle? — ſo iſt doch der Künſtler- und Gelehrtenklubb kein überflüſſiger. Er beſteht gegenwärtig aus mehr als achtzig Mitgliedern, zu welchen die notabelſten hieſigen Maler, Tonſetzer, Virtuoſen, die erſten Mitglieder der Bühne, Journaliſten, Schriftſteller, Pädagogen, Aerzte u. ſ. w. ſich zählen. Die Geſellſchaft nennt ſich ſcherzweiſe Nr. 16, nach einem alſo numerirten Gaſthofzimmer, in welchem ſie begründet wurde und ihre erſten Zuſammenkünfte hielt. Ohne ſich eine beſtimmte, wiſſenſchaftliche oder andere Aufgabe geſtellt zu haben, verfolgt Nr. 16 nur geſellige Zwecke, und die wöchentlich einmal ſtattfindende Verſammlung iſt heiterer und wohl auch ernſter Beſprechung und in freien Formen ſich bewegendem Gedankenverkehr gewidmet. Auch wird hier allen nach der Mainſtadt kommenden Künſtlern und Gelehrten ein freundlicher Empfang bereitet, und ſchon mancher hat frohe Stunden in dieſem Kreiſe verlebt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Auguſt 1840.

Der Gerechte ſchlage mich freundlich und ſchlage mich; das wird mir ſo wohl thun, als ein Balſam auf meinem Haupt.

Pſalm.

Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe.

(Fortſetzung.)

Der ſchwarze Mann wurde nicht müde, mir die Sanftmuth und Herzensgüte des guten Yorick zu ſchildern; er ſprach, als wäre er ſelbſt der arme Franziskaner, über deſſen Tod Yorick ſo empfindſam klagt, in ſeinem Blicke lag ſo viel Wohlwollen, in ſeinem Tone ſo viel tiefe und wahre Herzlichkeit, daß ich, der ich von Natur kein ganz ſchlechtes Herz hatte, die Rührung ſo lebendig in mir aufkeimen fühlte, daß ich endlich in Thränen ausbrach.

Kaum ſah mein Mann dieſe Wirkung ſeiner Worte, als er plötzlich meine Hand erfaßte und mir mit eindringlicher Stimme zurief: „Wie, junger Mann, Sie weinen über einen Roman, über eine erdichtete Geſchichte, deren Perſonen nie gelebt haben, und Sie konnten es über's Herz bringen, heute früh Ihren armen Diener ſo unmenſchlich grauſam zu behandeln?“

Zu jeder andern Zeit wäre bei einem Vorwurf dieſer Art meine Rohheit heftig ausgebrochen; jetzt aber war es mir unmöglich, etwas darauf zu erwidern. — „Wußten Sie denn nicht, daß ſein Arm verwundet war?“ fragte der ſchwarze Mann. — „Ich wußte noch mehr,“ entgegnete ich. „Ich wußte, daß er dieſen Arm gefährlich aus der Schulter gerenkt hatte, um mir das Leben zu retten; denn ohne ſeine ſchleunige Hülfe hätte ich vor wenig Wochen einen tödtlichen Fall gethan.“ — „Ach, mein Herr, und Sie konnten —“ — „In meiner Wuth, in meinem Jähzorn waren einfache Schläge mir nicht genug. Ich wußte, daß ich ihn am empfindlichſten an dieſer Stelle packte, darum that ich's.“

Der lange ſchwarze Mann wandte ſich, indem ich dieſe Worte ſprach, von mir ab und ſah lange ſchweigend in ſein leeres Glas. Ich wollte es wieder mit Wein füllen, aber er zog es eilig zurück und fuhr ſich dabei mit der Hand über die Stirne, wie Einer, der etwas mit Gewalt vergeſſen will. „Ich bin aber ein Thor,“ rief ich, „daß ich Ihnen das erzähle. Sie ſind ja kein Arzt und können dem Menſchen, wenn ich ihm wirklich Schaden gethan haben ſollte, nicht helfen.“ — „O wohl bin ich ein Arzt,“ ſagte der Schwarze mit einem kleinen bittern Lächeln. „Aber ich verſtehe mich nicht auf die Uebel des äußern Menſchen, nur auf die des innern.“

Ich verſtand das nicht. „Ich möchte Sie gerne heilen,“ ſetzte er hinzu und ſah mich mit ſeinen ſanften Augen ſcharf und bedeutſam an.“ — „Mich?“ rief ich verwundert. „Mir fehlt nichts.“ — „Doch etwas,“ entgegnete er. „Sie haben Yoricks Enthaltſamkeit und Sanftmuth nicht. Sonſt hätten Sie das nicht thun können, was ich Sie heute habe vollführen ſehen.“ —

Digitized by Google

„Allerdings," rief ich betreten, „Yorick hätte nicht ſo gehandelt." — „Und wenn er auch ſo gehandelt," rief der Schwarze, „ſo hätte er es im nächſten Augenblick auf's Tiefſte bereut und ſich ernſtlich vorgenommen, nie wieder einem ſo thieriſchen Ausbruch kindiſcher Wuth ſich hinzugeben." — „O, ich will den Schuft, den Andreas mit einer Summe Geldes abfinden!" rief ich; „ja, das will ich!" — „Das iſt nicht genug," entgegnete mein Sittenprediger. „Sie müſſen ſich ſelbſt eine Strafe auflegen, und dazu empfehle ich Ihnen dieſe Horndoſe. Ich mache ſie Ihnen zum Geſchenk. Sie iſt von geringem Werthe, aber jene Tugenden der Seele, die wir nicht mit Golde kaufen, liegen in dem kleinen Raum dieſer Doſe von Horn. Allemal, wenn Sie ſie aus der Taſche ziehen, werden Sie an den Vorfall des heutigen Morgens erinnert. Der arme Andreas mit ſeinem gebrochenen Arm wird Ihnen lebhaft vor dem Geiſte ſtehen, und mit ihm zugleich der edelmüthige Yorick, und ganz zulezt auch meine geringe Perſon. Die Schlußfolge aller dieſer Erinnerungen wird ſeyn, daß Sie ſich vor einem ähnlichen Ausbruch Ihres wilden und leidenſchaftlichen Temperaments hüten, und mehr will ich und Yoricks Schatten nicht. Nehmen Sie die Doſe."

Er drückte ſie mir in die Hand und war aus der Gaſtſtube verſchwunden, ehe ich mich noch recht auf den ganzen Hergang dieſer für mich ſonderbaren Angelegenheit beſinnen konnte. Ich ſaß da und drehte die Doſe mechaniſch in der Hand, wie Einer, der im Traume handelt. Allmählig wurde mir jedoch der ganze Sinn dieſes Geſchenkes klar. Ich ſagte aber Niemanden etwas davon, ſondern entfernte mich aus dem Orte, wo ich eine ſo ſanfte und doch ſo eindringliche Ermahnung erhalten hatte, in meiner gewöhnlichen barſchen, herriſchen Weiſe. Die hornerne Doſe packte ich eigenhändig, vielleicht daß Andreas ſie nicht ſehen ſollte, in meinen Koffer.

Ich muß zu meiner Schande aufrichtig geſtehen, daß ich ſchon am nächſten Tage das Ereigniß faſt ganz vergeſſen hatte. Es war, als ſey noch nicht der Zeitpunkt gekommen, wo ich empfinden lernen ſollte. Dieſe Zeit kam jedoch, als ich drei Jahre ſpäter zufällig die kleine Wohnung betrat, die Andreas bewohnte. Ich hatte ihn bald nach jenem Vorfall ſeines Dienſtes entlaſſen, und er hatte geheirathet.

Drei Jahre in einem Menſchenleben machen viel aus, beſonders wenn dieſe drei Jahre in die Zeit moraliſcher Entwicklung fallen. Ich hatte nachdenken, beobachten, vergleichen gelernt und war nicht mehr ſo roh wie früher. Andreas empfing mich mit ungeheuchelter Freude; ſein Hausſtand war beſchränkt, aber durch den Fleiß ſeines Weibes und durch ſeine eigene redliche Thätigkeit nicht ohne Segen. Ich bemerkte eine kleine Verlegenheit an Andreas. Es war am ſpäten Abend, es dunkelte im kleinen Zimmer, und als Licht angezündet wurde, hielt er ſich abſichtlich im Schatten. Bald darauf benuzte er eine Gelegenheit, um ſich aus dem Zimmer zu entfernen. Ich wandte mich zur Frau. „Ihr arbeitet wohl viel?" fragte ich. — „Das muß man," entgegnete ſie. „Die kleine Familie nimmt jährlich zu und der Erwerb iſt eben nicht der reichlichſte. Wir könnten wohl mehr vor uns bringen, wenn Andreas nicht den Schaden hätte." — „Welchen Schaden?" — „Nun, daß er eben nur Einen Arm hat. Es hat Mühe gekoſtet, bis er ſich mit der Linken nur einigermaßen zurecht gefunden." — „Andreas hat den Arm verloren!" rief ich mit ſchreiender Stimme. „Und bei welcher Gelegenheit, Weib?" — „Das weiß ich nicht, das hat er mir nie ſagen wollen."

(Schluß folgt.)

Die Juliusfeier in Paris.

(Fortſezung.)

An drei Stellen des Plazes waren zierliche chineſiſche Kioske errichtet, jeder mit einem Orcheſter verſehen, welches gratis aufſpielte. Um dieſe Kioske wurde den ganzen Nachmittag luſtig und wacker getanzt, während die andern, in den elyſäiſchen Feldern vertheilten Tanzplätze, über zwanzig an der Zahl, ſtill und leer daſtanden bis zum Abend, wo aus allen rauſchende Muſik und lauter Jubel erſcholl. In der Mitte des Carré Marigny, zwiſchen den zwei eben erwähnten Theatern, war der Klettermaſt aufgerichtet, an deſſen Spitze an einem mit Laub umwundenen Reiſe die Preiſe für diejenigen hingen, welche die Höhe erreichten. Der Erſte, welcher den Maſt erklomm, griff nach der Taſchenuhr; die nachfolgenden hatten die Wahl unter ſilbernen Bechern und Löffeln, ſeidenen Tüchern und dergleichen. An Preisbewerbern fehlte es nicht; jeder, ſo leicht als möglich bekleidet, hatte zwei Säcke mit Kleie umgebunden, um ſich das Hinaufklettern am glatt gehobelten und eingeſeiften Maſt zu erleichtern. Mühevolle und doch vergebliche Arbeit für Viele! Nach kaum halb erkletterter Höhe glitten ſie an dem ſchlüpfrigen Maſt wieder herab; Pfeifen und Lachen war ihr Lohn. Diejenigen, welche mit nervigter Muskelkraft die Höhe und den Preis erreichten, ließen ſich unter dem Jauchzen des Volks wieder an dem Maſte herunter. Der lezte junge Burſche, welcher die Fahne und den Kranz herunterholte, machte zum Beſchluß aus freien Stücken die halsbrechendſten Stücke: er ſtellte ſich auf dem ſpitzen Maſtende auf den Kopf, legte ſich auf den Bauch und ſchwamm eine Zeit

Digitized by Google

lang mit Händen und Füßen in der Luft, fuhr eine Strecke weit verkehrt, die Beine nach oben, den Kopf unten, am Maſte herunter, kletterte auf dieſelbe Art wieder in die Höhe u. ſ. w. Dieſe tollen Uebungen trieb er eine gute halbe Stunde; lauter Beifall belohnte ihn, als er ſich endlich am Maſte herabgleiten ließ. Ich geſtehe, daß ich nie einen vollendeteren Künſtler im Klettern geſehen habe, als dieſen jungen Burſchen. Auch die andern bewieſen meiſt große Fertigkeit im Klettern; überhaupt habe ich nirgends gewandtere Turner getroffen, als bei den Volksſpielen in Frankreich. Die Franzoſen haben von Natur weit mehr Anlage für gymnaſtiſche Uebungen, als wir Deutſche. Wo wir langſam einherſchreiten, da hüpft der Franzoſe, wo wir bedächtig auftreten oder gar zaudern, da macht er Purzelbäume und Bockſprünge. Kein Volk beſizt eine ſolche Schnellkraft des Körpers, keines erlangt eine ſolche Herrſchaft über ſeine Glieder, wie die Franzoſen: ſie ſind wie zum Springen und Tanzen, zum Voltigiren und Equilibriren geboren. Es iſt ein entſchiedener und ſtark ausgeſprochener Charakterzug dieſes Volks, daß es faſt alle Bewegungen der Seele äußerlich mit dem Körper darſtellt und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in den anatomiſchen Bau heraustreten läßt. Jedem in dieſem Volke, dem Kleinſten und Geringſten, iſt ein gewiſſer Sinn für Abglattung, Vervollkommnung und Beherrſchung, ich möchte ſagen Idealiſirung des Leibes angeboren. Wer ſich frei, kühn und ungezwungen der hieſigen Menge darſtellt, hat ſogleich in ihrer Meinung weit mehr gewonnen, als bei einer andern Nation der Fall wäre, bei welcher dieſer Sinn nicht ſo lebendig iſt. In allen Künſten und Wiſſenſchaften haben die Franzoſen frühe und wacker mit den übrigen Völkern Europas gewetteifert; in allen geſtehen ihnen die Fremden große Verdienſte zu, rühmen ſich aber, in manchen Zweigen Gleiches, in andern Beſſeres und Höheres geleiſtet zu haben. Nur wenn vom Tanzen, Feſtſpielen und Turnieren, von der Grazie, Leichtigkeit und Fertigkeit dieſer freien Künſte die Rede iſt, haben die Franzoſen nicht viel Widerſpruch zu fürchten, wenn ſie ſich für die première nation du monde erklären.

Während im Carré Marigny geklettert und Theater geſpielt wurde, machten in einiger Entfernung davon die italieniſchen Polichinelle, die franzöſiſchen Harlekins und Pantalons ihre Hanswurſtſpäße, die Seiltänzer ihre Luftſprünge, die Taſchenſpieler ihre Hexereien, die Kunſtreiter ihre Uebungen, die Glücksdeuter ihre Prophetenkünſte, alle auf einmal. Dieſe kleinen Markttheater ziehen ſehr viele Menſchen an, und ihnen folgen Kleinkrämer und Detailhändler aller Art, Garköche und Waſſerverkäufer, die ebenfalls ihre Waaren ausſchreien, während die Budenmänner ihre Karrikaturen der Natur und Kunſt ausposaunen. Ein betäubendes Uniſono! Der Puppenſpieldirektor: „Entrez, Messieurs et Dames! Aujourd'hui la première représentation de Paul et Virginie, drame en 5 actes. Prix d'entrée 5 sous.“ — Der Herold der ſchönen Rieſin: „Venez voir, Messieurs et Dames, le chef-d'oeuvre de la nature, la belle Elisa, haute de six pieds sept pouces et accompagnée de serpents instruits!“ — Die Waſſerträger: „À la fraîche, à la glace! qui est-ce qui veut boire?“ — Die Blumenweiber: „Fleurissez-vous, Messieurs et Dames! tout-ça de dalhias pour deux sous!“ — Die Ausrufer von Mißgeburten, hier: „Allons, venez voir la bizarrerie de la nature, un enfant à quatre pieds avec une tête au genou!“ dort: „Vous verrez ici le beau phénomène d'un veau à deux natures, — sous la protection et avec la permission du gouvernement: cet animal unique a fait les délices et l'admiration de toutes les Académies savantes de l'Europe et de la France!“ — Der Taſchenſpieler: „Entrez, entrez vite, Messieurs et Dames! pour un sou vous saurez le secret du fameux Cagliostro, vous verrez des spectacles surprenans du mélange du feu et de l'eau, des transformations de magie, et on vous expliquera comment tous ces personnages (auf eine Leinwand deutend, worauf viele Perſonen abgebildet ſind) n'en font qu'un!“ — Die Obſtfrauen: „Des belles anglaises! des Montmorency!“ (Kirſchenſorten.) — Die Kleinhändler zu feſten Preiſen: „A cinq sous, à quinze sous la pièce; voyez, achetez, c'est le non plus ultra du bon marché!“ — Die Gehülfen der Wahrſagerinnen: „Venez consulter Madame **; pour trois sous elle vous dira le destin de votre vie aussi bien et mieux encore que Mlle. Lenormand.“ — Dies iſt das unüberſetzbare Vokalconcert, den Julitagen zu Ehren.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Auguſt.

Liſzt. Die deutſche Oper in London. Dampfſchifffahrt.

Der Klavierheros Liſzt hat hier, ſowie in Ems, Wiesbaden und Frankfurt, Concerte gegeben, hat überall viel Beifall gefunden, viel Geld verdient, viel Staunen erregt; aber einen tiefen Eindruck hat ſein Spiel nirgends zurückgelaſſen. Denn die beiſpielloſe Bravour, die Liſzt, wie Thalberg, und vielleicht mehr als dieſer, beſizt, iſt es nicht, was beim Pianoſpiel fortreißt und mächtig wirkt; nur durch ein Spiel, das Sprache der Empfindung, Nachahmung des Geſangs wird, nur durch ein Spiel, wo der Virtuoſe der ſeelenvollen Kunſt unterthan iſt, kann am Piano ergreifend gewirkt werden. Liſzt ſteht hoch da als Klaviervirtuos, vielleicht unerreichbar, aber nicht dadurch, weil er etwa mit

Digitized by Google

ſeinen Tönen unwiderſtehlich auf das Gemüth des Zuhörers eindringt, ſondern durch ſeine beiſpielloſe Technik, und durch eine eigenthümliche, räthſelhafte Behandlung des Inſtruments, das ſich unter Liſzt's Fingern zu allem fügt. Dieſes Spiel eröffnet uns eine ganz eigenthümliche Tonwelt, worin Alles groß, erhaben, mächtig erſcheint; es iſt aber weniger ein ſüßes Wohlbehagen oder eine Rührung, was den Hörer dabei ergreift, als vielmehr ein tiefes Staunen, für das wir keine Worte haben. Und wie Liſzt's Spiel, ſo gerade ſind ſeine Compoſitionen; ſie tragen alle den Anſtrich des Genialen, Geiſtreichen, Tiefen, ohne der Klarheit zu entbehren, allein die Seele fehlt. In Ems hat Liſzt zweimal in Soiréen bei der Kaiſerin vor einem ſeltenen Kreis hoher Notabilitäten geſpielt, und iſt dort mit Entzücken aufgenommen worden. Darauf gab er ein Concert im neuen Kurſaal, ließ ſich zwei Thaler Entrée bezahlen, und fand ein vollgeſtopftes Auditorium. In Wiesbaden ſpielte Liſzt im Theater, und der Erfolg war derſelbe. Hier in Mainz wurde Liſzt ganz beſonders von den Damen der höchſten Kreiſe in Affection genommen; ſie drängten ſich in ſeine Nähe, um den Zauber ſeiner Finger zu ſehen, und applaudirten raſend mit ihren zarten Händen. In Frankfurt ſpielte Liſzt ebenfalls im Theater und erhielt 1000 Gulden für den Abend. So hat Liſzt am Rheine zwar keine Ehrenſäbel, aber viel Bewunderung und viel Geld gefunden.

Unſere hieſige Oper, die bekanntlich in London ſo viel Beifall gefunden hat, iſt zu Ende Julis wieder hierher zurückgekehrt. Dieſe Rückkehr war feſtlich; von ferne verkündeten Freudenſchüſſe die Ankunft, und als das prächtig beflaggte Dampfboot „Victoria," auf welchem die Geſellſchaft die Fahrt von Rotterdam hierher machte, ſich der Stadt näherte, erſcholl ein vieltauſendſtimmiges Hoch, und die ungeheure Menſchenmenge am Rheinufer begrüßte Bekannte und Fremde mit dem herzlichſten Jubel. Die Londoner Lorbeerkränze, an denen goldene Früchte hingen, waren ſchön, aber dieſe Liebe der Vaterſtadt war doch noch ſchöner. Ich freute mich herzlich über dieſe Theilnahme der Bevölkerung an dem Gelingen eines Unternehmens, das großartig begann und ehrenvoll endete. Ich ſah überhaupt im erfolgreichen Wirken unſerer Oper in London mehr einen Sieg der deutſchen Kunſt im Allgemeinen, und ſo viele Lorbeeren auch dem Einzelnen gereicht worden, der Triumph gebührt der Sache. Nicht dem Chor, nicht dem Orcheſter, nicht den erſten Sängern galt der Beifall, ſondern der Einheit und Gediegenheit des deutſchen Inſtituts, und dem Fleiße, der von der Geſammtheit auf die unvergänglichen Werke Mozarts, Beethovens, Webers, Spohrs ꝛc. verwendet wurde. Deßhalb nahm auch ganz Deutſchland Theil an den Erfolgen der Mainzer Oper in London, und Direktor Schumann darf ſich geſtehen, daß ſeine Unternehmung in ihrem Endreſultat weit mehr war, als eine Privatſpekulation. Das ſinn- und ſtammverwandte engliſche Volk, das bis jezt nicht höher als bei der italieniſchen Oper ſchwur, hat nun durch die deutſche Oper erkannt, daß Tamburini und Lablache mit ihren herrlichen Stimmen, daß Donizetti und Bellini mit ihrem ſüßen Getändel, die gewaltigen Mittel, die einer deutſchen Oper zu Gebote ſtehen, nicht aufzuwiegen im Stande ſind. Von nun an wird eine deutſche Oper in London Bedürfniß ſeyn, und Direktor Schumann hat wohl gethan, auch auf die vier folgenden Jahre in London abzuſchließen. — Kaum zurückgekehrt aus London, ließ Schumann mit ſeinem vollſtändigen Londoner Perſonal einige Opernvorſtellungen hier geben, auf die man längſt geſpannt war. Wir ſahen Iphigenia von Gluck, Don Juan, Jeſſonda, Euryanthe ꝛc. Ich kann mir ſeit dieſen Vorſtellungen recht gut denken, wie das berechnende, trockene und beſonnene Albionsvolk unſere Oper mit ſo vieler Wärme aufnehmen, und von derſelben ſo ſehr begeiſtert werden konnte. Ein deutſcher Chor von dieſer hinreißenden Kraft und Rundung übt auf das trockenſte Gemüth ſeine Gewalt; ein Orcheſter von dieſer Präciſion und Tüchtigkeit muß dem Kälteſten ein Wohlbehagen abnöthigen, und was die Sänger betrifft, was namentlich die Fülle, der Wohllaut und die Kraft des Soprans einer Clara Heinefetter und Fiſcher, was der Reiz des Tenors eines Schmeyer, Breiting und Wild, was die überwältigende Macht der Stimme eines Staudigl und Pöckh vermögen, das haben wir hinreichend bei dieſen glänzenden Vorſtellungen wahrgenommen.

Bei unſerer rheiniſchen Dampfſchifffahrt tritt jezt eine neue, wichtige Epoche ein, nämlich eine, gewiſſermaßen ſo zu nennende Vereinigung der Mainz-Düſſeldorfer und der Kölniſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, die bisher ſo feindlich einander gegenüberſtanden. Die beiden rivaliſirenden Geſellſchaften, unſtreitig beide von dem Wunſche beſeelt, einander weniger wehe zu thun, als ſeither, haben ſich mit einander über ihre gegenſeitigen Intereſſen verſtändigt, und ſich dahin vereinigt, daß beide zu gleichen Preiſen fahren wollen, während ſie bisher gegenſeitig die Preiſe herabdrückten. Von Erhöhung der Fahrpreiſe, die man bei aufgehobener Concurrenz befürchtete, iſt vorerſt keine Rede. Die Düſſeldorfer Geſellſchaft hat in Folge dieſer Verſtändigung die Perſonalkarten für Salon und Pavillon wieder eingeführt. Die Kölniſche Geſellſchaft ſtellt ihre Fahrten zwiſchen Köln und Rotterdam, die ihr bisher wenig Nutzen brachten, ein; dagegen hat die Düſſeldorfer Geſellſchaft ihrerſeits die Verpflichtung übernommen, auf das Befahren des Oberrheins zu verzichten, wogegen ihr der Niederrhein ungetheilt bleibt. Die ſeitherige Concurrenz zwiſchen Mainz und Köln bleibt, nur daß in dieſem leztern Hafen die Düſſeldorfer Schiffe alle Paſſagiere übernehmen, welche mit den Kölniſchen Schiffen rheinabwärts kommen, um dieſelben weiter nach Düſſeldorf, Emmerich, Rotterdam und London zu befördern. Ebenſo geben die Düſſeldorfer Schiffe in Mainz ihre Paſſagiere, welche den Oberrhein befahren wollen, an die Kölniſchen Boote ab. Dieſe Convention iſt mit dem 5ten Auguſt in's Leben getreten. Daß die Perſonalkarten, welche die eine Geſellſchaft ausgibt, auch bei der andern gültig ſeyn ſollen, iſt bis jezt bloß Behauptung. Es iſt ſehr erfreulich, daß beide deutſche Geſellſchaften endlich zu dieſer Verſtändigung gelangt ſind, und daß ſomit die kleinliche Rivalität aufhört, die bisher ſo widerwärtig war. Nur mögen mit dieſer Verſtändigung die Vortheile nicht aufgehoben werden, welche die reiſende Welt aus der Concurrenz zog, und die in möglichſt billigen, bequemen und raſchen Fahrten beſtehen. Hätten die Geſellſchaften im Sinne, dieſe Vortheile wieder aufzuheben, dann würde bald die niederländiſche Dampfſchifffahrt, die durch die Vereinigung unterdrückt werden ſoll, in Blüthe ſtehen. Allein wir haben Urſache zu vermuthen, daß durch die Verſtändigung auch das Intereſſe des reiſenden Publikums gewahrt iſt.

Beilage: Ankündigung einer „Sammlung vorzüglicher Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei." Verlag der Enslinſchen Buchhandl. (Ferdinand Müller) in Berlin.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. Auguſt 1840.

Die Leute ſchreien wie beſeſſen. —
Es gilt um's Abendeſſen.

Goethe.

Die Juliusfeſte in Paris.

(Fortſezung.)

Die Begleitung dazu iſt eine barbariſche Muſik, wie ſie die Wilden in Amerika nicht ärger aufführen können. Vor jedem Theater iſt nämlich ein Gerüſt herausgebaut, auf welchem ſich jede Truppe vor der Vorſtellung mit ihrem Orcheſter produzirt. Das Orcheſterperſonal iſt gewöhnlich auf's Barrokſte verkleidet; auf einem Gerüſte war der türkiſche Trommelſchläger ein Seekalb; auf einem andern blies ein Skelett mit ſtarker Lunge die Trompete, wodurch ſich unwillkührlich der Gedanke an den Poſaunenbläſer des jüngſten Gerichts aufdrängte. Man wählt natürlich die lärmendſten Inſtrumente und Muſikſtücke, welche die Ohren zerreißen. Wenn das Orcheſter fertig iſt, tritt der meiſt in Civiltracht gekleidete Sprecher der Truppe vor und hält an das zuſammengeblaſene verehrliche Publikum eine Standrede, worin er die merkwürdigen Naturerſcheinungen erklärt, welche draußen abgebildet ſind, und die unerhörten Wunderdinge aufzählt, welche drinnen zu ſchauen. Macht die Rede des Sprechers, welcher in der Regel der Herr und Entrepreneur dieſer wandernden Truppe iſt, keine beſondere Wirkung, ſo geben die Spieler einzelne Proben, und die Primadonna oder das am beſten abgerichtete Pferd wird auf's Gerüſt geführt, um die Zuſchauer in die Bude zu locken. Manche derſelben begnügen ſich indeſſen mit dieſen Außenſpielen, die in jeder Pauſe zwiſchen den Vorſtellungen wiederholt und ſelbſt bisweilen nach begonnener Vorſtellung noch zum Beſten gegeben werden. Auf jeder dieſer bunt dekorirten Marktbühnen wird des Tags über wenigſtens zehn, oft zwanzig Mal geſpielt; man geht von einer zur andern und für weniger als einen Fünffrankenthaler macht man die Runde, da die Eintrittspreiſe in der Regel zwiſchen ein und fünf Sous wechſeln und nie zehn Sous überſteigen. — Da finde ich zuerſt ein paar Herkules und Springer; ich trete für drei Sous ein und ſehe ſie in allerlei Stellungen zwiſchen Schwertern und Spießen tanzen, die größten Gewichte mit Leichtigkeit aufheben und forttragen, glühende Kohlen verſchlingen, Fröſche ausſpeien, Werg verſchlucken, Feuer aus dem Halſe blaſen ꝛc. zur großen Beluſtigung und unter wildem Geſchrei der Menge. Daneben hat ein Seiltänzer ſeine Bude und macht um zwei Sous mit ſeinem Hanswurſt wirklich bewundernswürdige Künſte. Doch ſteht man ihm nicht und eilt zu ſeinem Nachbar, einem Taſchenſpieler, der für einen Sou durch ſeine Fingerfertigkeit und Schlangengeſchwindigkeit die gaffende Menge in Erſtaunen ſezt. Iſt man der Herenkünſte überdrüßig, ſo geht man in eine Soirée amusante und ſieht die „heilige

Digitized by Google

Genoveſa" oder die „keuſche Suſanna" aufführen. Aus dieſem kleinern Puppenſpiel eilt man in eine benachbarte größere Bude, wo die Tour de Nesle oder die Hinrichtung der Margarethe von Burgund traveſtirt, d. h. ernſtlich gegeben wird. Iſt einer Liebhaber von Rieſen, Zwergen, Mißgeburten überhaupt, fünf Schritte weiter nehmen ihn dichte Leinwandzelte auf, wo er den ſtärkſten Appetit nach Abnormitäten ſtillen kann. Will man ſeine Zukunft wiſſen, in der Bude daneben offenbart Herr Moreau Sohn für ein Zehnſousſtück Jedem ſein „Schickſal." Monſieur Moreau iſt kein gemeiner Kartenſchläger und Zeichendeuter, ſondern ein Révélateur de la destinée, wie in großen Buchſtaben über dem Eingang in ſein Allerheiligſtes angeſchrieben ſteht; er ſcheint ein Anhänger von Gall und Lavater, denn zu beiden Seiten hängen Tafeln mit der Inſchrift: Système de Gall, Système de Lavater. — Wer in der Jugend eine ausſchließlich claſſiſche Erziehung genoſſen und demnach keine Chemie ſtudirt hat, der thut wohl, in jenen Zuſchauerkreis zu treten, wo ein Charlatan die Menge im buchſtablichen Sinne des Worts elektriſirt. Dieſer Ehrenmann und, wie er ſich ſelbſt nennt, professeur de Chimie hat in einem mit einer Schnur umzogenen Raume zwiſchen den Bäumen eine Elektriſirmaſchine unter freiem Himmel aufgeſtellt und explicirt ſeinen Zuſchauern die Erſcheinungen der Elektrizität, die Entdeckungen Franklins, die Verdienſte Lavoiſiers, die Säule Voltas, den modernen Trog- und Becherapparat. Kurz allenthalben iſt etwas zu hören, zu ſehen, zu belachen, zu beklatſchen, zu beobachten, und allenthalben ſind Zuhörer, Zuſchauer, Lacher, Klatſcher und Beobachter.

Faſt den ſtärkſten Zulauf hatten die Volksſpiele. Die beiden alten franzöſiſchen Volksſpiele, das trou Madame und das Balliſtenſpiel ſind noch immer im Gange. Daneben ſieht man eine Menge neuer Erfindungen, z. B. ein Kriegsſpiel: eine Menge Soldaten aus Pappe werden durch ein Uhrwerk in Gang geſezt und man ſchießt nach ihnen in einer gewiſſen Diſtanz aus Büchſenläufen mit kleinen hölzernen Bolzen, während die Truppen in einer Art Feſtung aus einem Thor heraus und zum andern ſchnell wieder hinein marſchiren. — Eine Abart dieſes Spiels iſt das Jagdſpiel: zu beiden Seiten des Kaſtens Gebüſch, in der Mitte ein freier Raum, über welchen alle Beſtien der Wüſte und alle Thiere des Waldes mittelſt eines Uhrwerks paſſiren und mit kleinen Thonkugeln umgeſchoſſen werden. Bei allen dieſen Spielen beſteht die Kunſt darin, ſeinen Wurf oder Schuß beim Umdrehen der Figuren, beim Vorbeimarſchiren des wilden Heeres ſo zu berechnen, daß man die mit den höchſten Preiſen beſezten Menſchen oder Thiere trifft. Die Preiſe, welche der geſchickteſte Schütze gewinnt, ſind zwar nicht der Rede werth; allein es handelt ſich ja bei dieſen Kinderſpielen, hier Jeux d'adresse genannt, wogegen unſere deutſche Ehrenfeſtigkeit ſich ſträubt und woran die franzöſiſche Flatterhaftigkeit ſich ergözt, nicht ſowohl um Gewinn, als um Unterhaltung, Zerſtreuung und Darlegung von Geſchicklichkeit. Hier bekommt man einen Blumenſtrauß, wenn man mit einem ſpitzen Bolzen das Herz eines Türken durchbohrt, der, ſo getroffen, vor ſeinem Mörder auf die Knie fällt, mit der Rechten demüthig den Turban lüftet, mit der Linken ſeine Herzwunde bedeckt und in dieſer Stellung ſo lange liegen bleibt, bis er wieder aufgerichtet und von Neuem den feindſeligen Geſchoſſen preisgegeben wird; dort erhält man ein Dutzend Makkaronen als Schußgeld für einen Tiger oder Panther; ein kolorirtes Bild belohnt die Kugel, welche einen Unteroffizier zu Boden wirft, und ein Honigkuchen iſt der Preis für eine zerſchmetterte Gypsfigur.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe.

(Schluß.)

Ich verließ die kleine Wohnung; der Boden brannte unter mir. Plötzlich ſtand all das Unheil, das ich angerichtet, klar vor meiner Seele. Alſo durch mich zum Krüppel gemacht! Und wie hatte er ſich ſorgfältig gehütet, mich etwas merken zu laſſen! ſelbſt ſeinem Weibe hatte er es verſchwiegen! Und dieſer Arm, um den ich durch die empörendſte Brutalität ihn gebracht, hat mir das Leben gerettet! O wie verächtlich kam ich mir in dieſem Augenblick vor! Wie brannte plötzlich mit jäh aufflackernder Glut das Unrecht in meiner Seele! Armer Andreas! kann ich dir jemals genug thun? Kann ich dich je den ſchwarzen Undank, die grauſame Herzloſigkeit vergeſſen machen, die du von mir erfahren? Welch ein Scheuſal muß ich in deinen Augen ſeyn! Wie beſchämend deine Großmuth, mit der du trachteteſt, meine Schande mir geheim zu halten! Ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen.

Das Erſte, was ich that, war jezt, daß ich die Horndoſe hervorholte und mich lebhaft all der Worte erinnerte, die jener Fremde damals zu mir ſprach. Jezt fanden ſie eine gute Stätte in meinem Herzen. Sogleich beſchloß ich, zur Büßung meine goldene Doſe abzulegen und jene Lorenzodoſe ſo lange im Gebrauch zu behalten, bis es mir gelingen würde, mein Unrecht irgend gut zu machen. Daß ich Geld gab, was der ſtolze Andreas nicht einmal annehmen wollte, hielt ich für kein Opfer und keine Buße.

Digitized by Google

Fünfzehn Jahre vergingen, ich war in Militärdienſte getreten, der eben ausgebrochene Krieg gab mir vollauf zu thun. Nicht weit von den Grenzen meines Vaterlandes wurde eine bedeutende Schlacht geliefert; unſere Partei ſiegte, wir zählten jedoch viele Verwundete. Unter den leztern war auch ich, eine Kugel hatte meinen Arm getroffen; ich mußte mich einer gefährlichen Operation unterziehen, die jedoch glückte. Ich blieb einige Stunden vom Hauptquartier entfernt in einem Dorfe, wo man mich auf's beſte verpflegte. Eines Abends, als ich an dem kleinen, mit Epheu behangenen Fenſter im Stuhle ſitze, ſehe ich einen Trupp Soldaten, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führen. Ich rufe ſie an und erfahre, daß ſie einen Deſerteur dem Kriegsgerichte zu übergeben im Begriff ſeyen. Ein Vorfall dieſer Art war nichts Seltenes, und ich wollte mich eben gleichgültig abwenden, als mein hinſtreifender Blick auf den jungen Sträfling trifft, und ich Züge erſchaue, die mir bekannt ſind. In dieſem Augenblick ſtürzt der Jüngling zu mir an's Fenſter und fleht mich an, ihn zu retten. Es iſt der Sohn meines Andreas. Ich frage ihn, was ihn zu dieſem Fehltritt verleitet, und er geſteht mir unter Thränen, daß daheim in ſeinem elterlichen Dorfe Jemand krank ſey, und er nur auf wenige Stunden ſich fortgeſtohlen habe. Er ſey eben im Begriff geweſen, freiwillig zurückzukehren, als man ihn gefangen genommen.

„Sprichſt du die Wahrheit?" fragte ich ihn. — Er ſah mich an, wie erſtaunt, daß ich daran zweifeln könne. Es waren die treuen Augen, die Miene ohne Falſch meines Andreas. — „Wer iſt krank daheim?" fragte ich weiter. — Er ſtockte, wurde roth und ſenkte ſeinen Blick. „Wenn ich jezt ſterben ſoll," rief er, „ſo jung ſterben ſoll, wer wird meinen Vater in ſeinem Alter unterſtützen? Die Mutter iſt todt; ſeine ganze Hoffnung beruht auf mir, und ach! noch Jemandens Hoffnung beruht auf mir!" — „Was kann ich thun?" entgegnete ich. „Du kennſt die Strenge der Geſetze." — „Ach, ich kenne ſie. Man wird wenig Umſtände mit mir machen. Man wird mir die Augen verbinden, mich auf einen Hügel niederknien laſſen; den nächſten Morgen erlebe ich nicht."

Er zitterte, indem er dieſe Worte ſprach, und ſeine Thränen floßen reichlich. Der Unglückliche ſtand noch einige Minuten vor meinem Fenſter; man mußte ihn mit Kolbenſtößen forttreiben. Er ſah ſich im Fortgehen bis zur Straßenecke bittend nach mir um. — Dieſes Bild wich nicht aus meiner Seele. Ich ſuchte den Schlaf, aber ich fand ihn nicht. Vergebens hielt ich mir die Unmöglichkeit vor, den Jüngling zu retten. Schon hatte ich einige Mal die Feder in der Hand, um an den General zu ſchreiben; aber ehe mein Brief abgegeben wurde, hatte wahrſcheinlich, bei der Eile, mit der die Executionen in Kriegszeiten vor ſich gehen, der Unglückliche zu athmen aufgehört. Und dann, einen Brief wirft man bei Seite, ein geſchriebenes Wort wird wenig beachtet. Nur Ein Mittel verſprach Hülfe: wenn ich ſelbſt in's Hauptquartier ritt. Ich ſchickte zu meinem Arzt; er trat herein. — „Glauben Sie," fragte ich ihn, daß meine Wunde einen Ritt von ein paar Stunden verträgt?" — „Welche Tollkühnheit!" erwiderte der alte Mann erſchrocken. „Sie wollen reiten, in die Nacht hinein, bei dieſem kalten, feuchten Wetter?" — „Ich frage Sie, ob meine Wunde es ertragen wird?" — „Sie wird es nicht. Sie verlieren Ihren Arm." — „Es muß gehen!" rief ich mit einem plötzlichen Entſchluß, indem ich meine Uhr hervorzog. „Es gilt, ein Menſchenleben zu retten. Machen Sie Ihren Verband, mein Herr, und für das Weitere laſſen Sie mich ſorgen."

Der würdige Greis, der mich ſo entſchloſſen ſah und dem der Ausruf: „es gilt ein Menſchenleben!" an's Herz gegriffen hatte, ſchüttelte das Haupt, ohne ein Wort zu ſprechen, und indem er ſich mit ſeinen Binden beſchäftigte, ertheilte ich den Befehl, mein Pferd zu ſatteln. Eine Viertelſtunde darauf ſaß ich im Sattel und flog auf dem Weg zum Hauptquartier dahin. — Wozu ſoll ich weitläufig erzählen, was ich that und ſagte? Genug, es gelang mir, den Sohn meines Andreas zu retten. Während ich leidenſchaftlich thätig war, fühlte ich nichts von Schmerz; als aber auf dem Rückwege meine Seele ruhiger empfand, erinnerte mich mein armer Körper, daß ich grauſam mit ihm umgegangen war. Ich empfand die wildeſten Schmerzen im Arm. Das Wort des Alten tönte mir in den Ohren: „Sie werden den Arm verlieren." Gut, dann ſind wir quitt, mein Andreas!

Es ging glücklicher, als ich gefürchtet. Die ſeltene Geſchicklichkeit meines guten Arztes brachte mich durch und erhielt mir den Arm, der nur von der Zeit an etwas ſteif blieb. Ein langes Krankenlager war das Einzige, womit mich der Himmel züchtigte. Eine heilſame Züchtigung. Als ich vom Schmerzensbette aufſtand, war die rauhe Schale der Jugend von mir geſtreift; ich empfand die Leiden meines Nebenmenſchen, denn ich hatte ſelbſt gelitten. Meine Freunde wollen behaupten, ich ſey ſpäter ſogar etwas zu weichherzig geworden; das will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Als es der Arzt geſtattete, ſah ich Andreas mit ſeinem Sohn an meinem Bette. Sie knieeten und bedeckten meine Hände mit Küſſen. Neben dem Jüngling, ſcheu zurückweichend, ſtand ein recht hübſches Mädchen. Ich brauchte nicht zu fragen, in welcher Beziehung ſie zu dem jungen Burſchen ſtand. Ihretwegen hatte er den dummen Streich gemacht, ihretwegen hatte er die Todesangſt erlitten. Ich ſegnete den Bund, und wißt

Digitized by Google

ihr, Freunde, die ihr dieſe Blätter leſet, wißt ihr, welch eine Freude ich mir ſelbſt bereitete? Eine köſtliche Freude, eine prächtige Belohnung! Ich ſteckte meine Horndoſe wieder in den Koffer und trug wieder nach fünfzehn Jahren eine goldene Doſe. Es war die Tugend ſelbſt, ſo ſchien es mir ſelbſtgefälligem Thoren, die mir eine goldene Doſe ſchenkte. Von keinem Fürſten wäre ſie mir ſo ehrenvoll und erwünſcht erſchienen. Die erſte Priſe, die ich nahm, zog ich mit ſo vielem Geräuſch in meine Naſe, daß die umſtehenden Kameraden bedenklich einander anſahen, weil ſie meinten, ich habe auch die Narrheit angenommen, den alten König Friedrich nachahmen zu wollen, den größten Tabakſchnupfer ſeiner Zeit.

Seitdem habe ich die Horndoſe nicht wieder getragen; wahrlich, ich hatte es nicht nöthig. Aber ich habe ſie heilig aufbewahrt, nebſt dem Buche, worin jener denkwürdige Brief Georg Jacobis ſteht. Ich weiß wohl, heutigen Tages liebt man dergleichen nicht; unſere jungen Herrn nennen das „ſentimental;“ aber ich meine, gut genug, wenn eine ſchlechte Horndoſe unſere Beſſerung übernimmt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Auguſt.

Kunſtnachrichten. Daguerrotype. Bevölkerung Prags.

Die Akademie der zeichnenden Künſte hat im Laufe des Jahres ihren Direktor, Franz Kadlik, verloren, und zur Beſetzung dieſer Stelle (welche Wenzel Manes einſtweilen proviſoriſch vertritt) iſt ein Concurs ausgeſchrieben worden. Des verſtorbenen Akademidirectors lezte Arbeit war die Zeichnung des an die Geſellſchaftsmitglieder zu vertheilenden Geſellſchaftsdiploms. Ein Auftrag der Landesſtelle an die Geſellſchaft beſtand darin, die Reſtaurirung der in der königlichen Burg vorgefundenen Gemälde zu überwachen; dieſe Arbeit wurde durch die Herrn Burde, Harcziezka und Markowsky mit möglichſter Rückſicht auf die Erhaltung der Originalität der Bilder vollzogen, und kann gegenwärtig als größtentheils vollendet angezeigt werden. Man beginnt ferner die bereits vor zwei Jahren eingeleitete Reſtaurirung der Burg Karlſteiner Heiligenbilder. Sie wurden zu dieſem Zwecke ſämmtlich nach Prag gebracht und einſtweilen in den Zimmern der königlichen Burg aufbewahrt; ihre Wiederherſtellung ſoll nach und nach bewerkſtelligt werden. – Eine neue, recht erfreuliche Erweiterung ſoll das Lehrinſtitut im nächſten Spätherbſt durch Vorträge über Aeſthetik und Kunſtgeſchichte erhalten, wozu ſich der Gymnaſial-Profeſſor Joh. Zimmermann erboten hat. Die Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde will dem Direktor Kadlik auf dem Altſtädter Gottesacker ein Denkmal errichten laſſen, deſſen Ausführung der Bildhauer Joſeph Max übernommen hat. – Nach dem dreizehnten Jahresbericht des „Vereins der Kunſtfreunde für Kirchenmuſik in Böhmen“ ſind die Fortſchritte dieſes Inſtituts gleichfalls höchſt erfreulich. Es zählt gegenwärtig 159 hieſige und 111 auswärtige Mitglieder, unter leztern S. k. H. den Erzherzog Karl, die Erzbiſchöfe von Wien, Lemberg, die Biſchöfe von Budweis, Leitmeritz und Königgrätz und Olmütz, die Fürſten von Metternich, Fürſtenberg, Lichtenſtein, Lobkowitz und Schwarzenberg, die Grafen von Chotek, Harrach, Hartig, Stollberg u. ſ. w., und die jährliche Geſammteinnahme beläuft ſich nahe an 2500 Gulden C.M. Eduard Graf Clam-Gallas beſchenkte das muſikaliſche Archiv mit einigen bereits ſelten gewordenen Partituren alter italieniſcher Meiſter, und der ſeit Kurzem von einer Kunſtreiſe nach Rom zurückgekehrte Maler, Herr Joſeph Hellich, verehrte demſelben eine Sammlung klaſſiſcher älter Kirchenmuſik-Compoſitionen, welche gegenwärtig neu aufgelegt in Rom erſcheinen. An der Spitze dieſer Sammlung befindet ſich die berühmte Meſſe von Paläſtrina, bekannt unter dem Titel „Missa del Papa Marcello.“

Der hieſige Profeſſor der Phyſik, Dr. Heßler (welcher in den heurigen Ferien im Auftrage des Vereins zur Beförderung des Gewerbsgeiſtes eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Deutſchland, Belgien, Frankreich und England unternimmt, und erſt im Spätherbſt zurückkehren wird) hat mehrere ſehr glückliche Verſuche mit dem Daguerrotype — die erſten in Böhmen — gemacht. Auch der geiſtreiche Profeſſor der Phyſik zu Wien, v. Ettinghauſen, verfertigte zu Leitomiſchl verſchiedene ſehr gelungene Lichtbilder; auf dem Einen (dem Leitomiſchler Stadtplatz) ſollen ſogar mehrere Perſonen ſehr wohl getroffen ſeyn. Der dortige Profeſſor der Phyſik, P. Florian Staſchok, folgte dieſem Beiſpiele, und hat die Stadt Leitomiſchl von mehreren Seiten mit dem Daguerrotype aufgenommen.

Nach der Volkszählung vom heurigen Jahre beſizt Prag gegenwärtig eine Bevölkerung von 112,065 Seelen (Altſtadt 35,358, Neuſtadt 48,567, Kleinſeite 18,815, Hradſchin 4616 und Judenſtadt 7415) und zählt 3289 Häuſer. Folglich hat ſich die Bevölkerung ſeit der lezten Zählung (1837) um 4712, die Häuſerzahl um 50 vermehrt. Die lezte Zählung im Jahr 1837 zeigte nur eine Bevölkerung von 107,353; doch entſteht dieſe raſche Zunahme nicht aus der Mehrzahl von Geburten gegen die Todesfälle, ſondern es fand in dieſen drei Jahren die Einwanderung von 5809 Individuen ſtatt. Auffallend iſt überhaupt die Zunahme der Nichteingebornen in der lezten Zeit. Im Jahr 1785 hatte Prag bei einer Einwohnerzahl von 72,874 Seelen nur 4181 Fremde; gegenwärtig aber unter den oben angeführten 112,065 nicht weniger als 44,743. Die Volkszahl in Böhmen hat in dieſem Jahre wieder ungefähr um 40,000 zugenommen; geboren wurden 161,069, geſtorben ſind 121,000 Menſchen.

Die böhmiſchen Bäder werden auch heuer viel beſucht. Teplitz, welches trotz des großen Verluſtes, den es durch den Tod des Königs von Preußen erlitten, heuer doch wieder eine, wenn auch nicht beſonders glänzende, doch ſehr zahlreiche Saiſon zu bekommen ſcheint, zählte am 16ten Juli 1508 Parthieen mit 2151 Perſonen, Karlsbad am 11ten Juli 1728 Parthieen mit 2925 Perſonen, und Marienbad am 9ten 614 Parthieen mit 1185 Perſonen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. Auguſt 1840.

L'homme est un sublime alambic.

Brillat-Savarin.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

Erſte Wanderung.

Wir wandeln an einem ſchönen Sommertage auf dem Lande umher, in der Nähe einer Stadt. Uns ergözt das geſchäftig muntere Leben, das ſich unter Gottes blauem Himmel und auf der grünen Erde hin und her bewegt. Bäuerinnen begegnen uns, Körbe mit grüner Waare tragend, andere mit ſchreiendem Geflügel; ihnen folgt ein Mann, der einen Kober mit Fiſchen trägt. Sie bringen das Alles in die Stadt. Weiterhin begegnet uns ein Wagen mit gebundenen, ſchreienden Kälbern; wir wenden unſer Auge gern hinweg und, ſchneller vorwärts wandelnd, betrachten wir lieber in einem ſeitwärts ſtehenden Garten die Kirſchbäume, deren glänzendrothe Früchte ſüße Erquickung verſprechen. Der Pfad aufwärts führt an einem bebüſchten Hügel vorbei; wir entdecken Erdbeeren im Geſträuch und pflücken die leichte, würzige Frucht. — Aber ein Wagen rollt ſeitwärts auf der ſtäubenden Straße vorüber: es iſt der Küchenwagen des Herzogs, der auf eines ſeiner Güter zieht. — Unter einem Eichbaume ſizt ein Fußwanderer; er holt ſich aus dem Ranzen, der ihm Küchenwagen, Flaſchenkeller und Garderobe zugleich iſt, etwas Brod, eine beſcheidene Wurſt und eine Feldflaſche hervor und genießt unter dem freien Himmel das einfache Mahl. — Hierauf wandeln wir durch ein Meer hochwogender Saaten, aus welchem uns die Hoffnung einer glücklichen Ernte lacht. Ein ſchöner Thalgrund eröffnet ſich vor uns; wir vernehmen das Klappern einer Mühle, die von Bäumen halb verſteckt liegt, und ſehen Leute, welche Säcke in die Mühle tragen. Auf einer ſaftgrünen Wieſe weiden Kühe; ihre Euter füllen ſich mit der lieblich nährenden Milch; dickwampige Stiere lagern an dem Saum der Wieſe, in behaglicher Ruhe wiederkäuend, und ſtarren die Vorübergehenden an. Unten, näher dem Fluſſe, ſchreitet der ſtelzbeinige Storch gravitätiſch einher; er ſucht ſich Nahrung im feuchten, hohen Graſe. Ein Mann ſizt am Ufer und ſieht mit hingeheftetem Blick auf die im Waſſer ſchwebende Angel. Weiterhin ſehen wir auf einer Grastrift Gänſe und Enten, die abwechſelnd freſſen und ſchnattern, während die kleine Gänſerin — das Wort, nach der Analogie von Schäferin gebildet, verdient Aufnahme — ihr trockenes Brod verzehrt. In uns ſelbſt meldet ſich ein Mittelding von Hunger und Durſt. Wir eilen dem nahen Dorfe zu, aus welchem die hohe Linde hervorragt, die das Gaſthaus umſchattet. Ein angenehmer, gemiſchter Duft von Flieder und friſch gebackenen Kuchen weht uns entgegen. Wir werden gaſtlich empfangen; ſchmackhaftes Brod und ein friſcher Trunk erquicken

Digitized by Google

uns vorerſt im Schatten der blühenden Linde, die von emſigen, ſüße Nahrung ſuchenden Bienen umſchwärmt iſt. Wir beſchließen, das Mittagsmahl hier einzunehmen. Mancherlei Ländliches erblicken wir. Ein freundliches Mädchen tritt aus der Hausthüre und ſtreut Futter aus für das Geflügel, das, von allen Seiten durcheinander flatternd, herbeieilt. Auch ungeladene Gäſte und Paraſiten finden ſich ein; vor allen die Sperlinge, die, wie Luther ſagt, das ganze Jahr über die allerbeſten Tage haben. Während wir ſelber zu Mittag ſpeiſen, nahen ſich auch uns Geſchöpfe, die paraſitiſch mit uns genießen möchten: eine lauernde Katze ſchleicht ſich daher, und ein ehrlicher Hund ſtellt ſich vor uns hin und blickt uns mit ſtillſchweigender Bitte und Erwartung an.

So rennt denn und geht und fliegt und kriecht und ſchwimmt Alles ſeiner Nahrung nach, was auf Erden einen Magen oder dieſem Aehnliches hat. Von dem kleinſten Wurme, der am Graſe ſich labt, bis zur Anakonda, die Stiere hinabſchlingt; von Einem, der im weiten blauen Gaſthof zur Sonne eine Rübe ſpeiſt, bis zu denen, die an königlicher Tafel offene Mahlzeit halten, Alles gehorcht dem Magen, den der alte Rabelais mit Recht den „messire gaster“ und den „erſten Künſtler der Welt“ nennt. — Wir wollen nun, nachdem wir abgeſpeiſt, wenn's anders dem freundlichen Leſer gefällt, wie auf einem luſtigen Spaziergang, uns über dieſen Gegenſtand weiter verbreiten, und aus dem Reiche der Natur und der Menſchenwelt uns einzelne gaſtroſophiſche Blumen und Früchte wie im Vorbeigehen beſehen und abpflücken.

Daß der Magen ein Haupttheil des thieriſchen Körpers iſt, brauchen wir nicht erſt aus jener Fabel des Römers Menenius Agrippa zu erfahren; ein jeder kann es für ſich wiſſen, der einen hat und etwas Kopf dazu. Jedes Thier i ſ t, weil es i ß t. Das Trinken ſelbſt iſt wieder nur ein flüſſiges Eſſen, ſo wie umgekehrt auch die ſolideſte Speiſe erſt im Magen zur Flüſſigkeit werden muß, bevor ſie nähren und ſtärken kann. Als vier Hauptfunktionen des Lebens können wir Eſſen, Trinken, Athem und Schlaf annehmen; ja das Athmen ſelbſt iſt wieder nur ein Eintrinken und Auswerfen des Getrunkenen, nämlich der Luft, und vom Schlaf haben ſchon die Alten geſagt: er diene als Speiſe für Schwache und Magere. — Nach Boerhave iſt eigentlich der Magen und der damit verbundene Darmkanal für die Thiere das, was die Wurzel für die Pflanzen iſt, und der geiſtreiche Helmont ſezt ſeine anima sensitiva in den Magen. Wirklich dreht ſich auch um die Organe der Verdauung und Saftbereitung das ganze vegetative oder Pflanzenleben des Menſchen, auf welches erſt das höhere Thierleben ſich gründet.

Die vorzüglichſten Theile nach jenen ſind beim höhern Thiere der Mund, mit ſeinen Kaumuskeln und Zähnen, und die Zunge. Kaum iſt der Menſch geboren, ſo iſt ſeine erſte Bewegung, die Zunge zu rühren und die Händchen nach dem Mund zu bringen, um daran zu ſaugen. Saugen — welches ein trinkendes Eſſen iſt — und Schreien oder Weinen ſind ſeine erſten Lebensäußerungen. Und ſpäterhin, wenn kaum die Fingerchen des kleinen Galaktophagen etwas zu faſſen vermögen, wird nicht Alles, was ſie ergreifen, an den Mund gebracht, an den Mund, dieſen „Magen im Kopf,“ wie ihn Oken nennt?

(Fortſetzung folgt.)

Die Juliusfeier in Paris.

(Fortſetzung.)

Neben dieſen Kaſten mit Kriegs-, Jagd-, Türken- und Gypspuppenſpielen, die in Menge vorhanden und alle beſezt waren, ſtanden Glückshäfen, wo Kleinigkeiten an Galanteriewaaren ausgeſpielt wurden, die im ordentlichen Handel nicht hatten abgehen wollen. Dieſe Glückshäfen nebſt den Volksſpielen hielten ſich vorzüglich auf der rechten Seite der elyſäiſchen Felder. Hier hatten ſich auch die kleinen Gewerbe gelagert, welche ſogar dieſe Gelegenheit nicht verſäumten, ihren Trödelkram zur Schau und zum Verkauf auszulegen. Beſonders war hier neben den Lebkuchenbuden der alte Eiſen-, Buch-, Bilder- und Landkartenhandel im Flor. Bei einem dieſer Bilderhändler, die ſelten Blätter über einen halben Franken haben, durchblätterte ich eine Mappe mit Zeichnungen, das Stück zu zwei Sous, und war nicht wenig erſtaunt, dieſen ärmſten Winkelantiquar die großen Künſtlernamen Italiens eben ſo häufig im Munde führen zu hören als den reichſten Kunſt- und Kurioſitätenhändler in Paris.

Müde endlich all dieſes Spielkrams, miſche ich mich in das unendliche Getümmel, welches jezt, um die ſechste Abendſtunde, in dieſen Revieren herrſcht, und laſſe mich zwecklos vom Strome fortreißen. Sehr vernünftig hatte es die Polizei ſo eingerichtet, daß die Volksmaſſen durch Vertheilung der Schauſpiele aller Art auf verſchiedene Plätze zerſtreut, getheilt, in beſtändiger Bewegung gehalten, und ſo gleichſam eine regelmäßige Ebbe und Fluth in dem Auf- und Abwogen dieſes unabſehbaren Menſchenmeers bewirkt wurde. Es drängte nicht Alles auf einen Punkt hin, und es entſtand ſomit keine gefährliche Stockung und Verwirrung. Für Speiſe und Trank war reichlich geſorgt; allein die Eß- und Trinkwaaren reizten

Digitized by Google

auch den nagendſten Hunger, den brennendſten Durſt nicht. Alle Genüſſe hatten einen unreinlichen, widerlichen Anſtrich. Manche Alleen gewährten den Anblick ekelhafter Speiſekammern und Garküchen, deren hundert Bratpfannen die Luft mit einem Fettduft parfümirten, der meine Geruchsnerven auf's Unangenehmſte affizirte. An Sitzen und Ausruhen im Freien durfte man nicht denken. Der Ermüdete mußte einen Platz zwiſchen den Füßen der Gehenden oder in einem abgelegenen Theil des Waldes an der Erde ſuchen.

Um ſieben Uhr gab ein Paukenſchlag das Signal zum Concert im Tuileriengarten, wo ein über hundert Mann ſtarkes Orcheſter in einem eigens zu dieſem Behuf errichteten Pavillon unter den Fenſtern des Schloſſes Kriegsſymphonien, Militärmärſche, Chöre, Ouvertüren ꝛc. aufführte. Der König wurde beim Heraustreten auf den Balkon am Uhrpavillon der Mitte mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Ein fröhliches Brauſen, ein wildes Geſumſe ging durch die fünfzigtauſend auf dem großen Platze verſammelten Zuhörer, als der Marſeiller Marſch geſpielt wurde. Es liegt in dieſem berühmten Gaſſenhauer, der die Heere der franzöſiſchen Republik zu Schlacht und Sieg begeiſterte, noch heutiges Tags ein geheimer Zauber, der, wie jeder Zauber, Erſtaunliches leiſtet.

Der Abend graute kaum, da flammten ſchon Pechkränze, Lichter und Lampen in einigen Theilen des Tuileriengartens und der elyſäiſchen Felder. Nach einer halben Stunde waren beide ganz beleuchtet und glänzten in buntſchimmerndem Feuer. Die große Avenue der elyſäiſchen Felder war mit vielfarbigen Kronleuchtern illuminirt, welche in der Mitte über der Chauſſee hingen; zu beiden Seiten brannten pyramidenförmige, mit Talgſchalen beſezte Gerüſte, die durch Lampengehänge mit einander verkettet waren und bis an die neue Fontäne reichten, die heute zum erſten Mal ſprang. Wie in einer Glorie verklärt, erhob ſich im fernen Hintergrunde der herrlich mit Gas erleuchtete Triumphbogen, deſſen hohes Dach den ganzen Tag über von Beſuchern nicht leer geworden war. Am Ausgang der Concordebrücke, vor der Deputirtenkammer, hatte man diesmal das Feuerwerk angeordnet, mit vielem Geſchmack und ſeltener Reichlichkeit. Einige Gondeln auf der Seine eröffneten daſſelbe mit einer Art Seeſchlacht, indem ſie ſich gegenſeitig Feuerkugeln zuwarfen und mit römiſchen Lichtern bombardirten. Bald ſtiegen am Ufer zahlreiche Raketen, Lichtkugeln und Bomben einzeln auf, bis plötzlich drei krachende Meteore feuerſprühend über den Gerüſten erſchienen. Es waren drei große, mit Feuerwerk aller Art gefüllte Ballons, die ſich erſt hoch in der Luft entluden. Die Tuilerien und elyſäiſchen Felder, die Deputirtenkammer, die Häuſer des Quai, die weite Gegend umher war bei der ſtarken Exploſion hell erleuchtet; die lodernden Luftſchiffe zerplazten mit tauſend Feuerkugeln und Raketen an der finſtern Folie des nächtlichen Himmels. Es war der ſchönſte Theil des Feuerwerks, der ſchönſte Augenblick dieſer Nacht. Nur ein Moment, der lezte des Feſtes, die Exploſion des ſogenannten Raketenbouquets, womit hier jedes Feuerwerk beſchloſſen wird, machte noch bedeutende Wirkung. — Während dieſes eine ganze Stunde dauernden Feuerwerks drängte ſich die Volksmaſſe zum Erſticken auf der Terraſſe des Tuileriengartens an der Waſſerſeite, auf dem Eintrachtsplatz um den Obelisken und auf dem Quai de Paſſy, längs des Cours la Reine, von welchen Punkten man die Raketen und Bomben am beſten aufſteigen ſah. „A bas les chapeaux! à bas les femmes! à bas les enfans!“ rief man von allen Seiten, wo durch die hohen Hüte und durch die in die Höhe gehobenen Frauen und Kinder die Ausſicht gehindert ward; denn die Pariſer haben die ſehr verzeihliche, aber bei ſolchem Gedränge gefährliche Gewohnheit, ihre ganze Familie, Groß und Klein, mitzuſchleppen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Oſterlande, Auguſt.

Geſchichtliche Rückblicke.

Es iſt des Vergleichs wegen intereſſant, von dem Terrain, wo gegenwärtig die Weltgeſchichte die meiſte Lebenswärme entwickelt, bisweilen nach Gegenden hinzublicken, wo früher bedeutende Impulſe für jene vorhanden waren, oder doch die locale Bedeutſamkeit in irgend einer öffentlichen Lebensbeziehung nach außen hin ſich vorzugsweiſe geltend machte, während jezt, rings um die Ruinen überlebter Größe, alle politiſchen und ſocialen Pulſe dort zu ſtocken ſcheinen. Merkwürdig erſchien mir in ſolcher Hinſicht immer das ehemalige Stift Naumburg-Zeiz, im alten Oſterlande Sachſens, welches ſo viele, ja die meiſten Phaſen des deutſchen Weltſchickſals nachzuweiſen vermag, und jezt faſt zur völligen Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken iſt. Ich wähle indeß die Stiftsſtadt Zeiz, als mir genauer bekannt, zum Gegenſtande der nähern Betrachtung. Ringsum deuten hier noch manche Spuren auf das Urdeutſchthum und ſeine Götter; ſo das Dorf Oſteran, wo Oſtera, die Frühlingsgöttin, verehrt wurde. Andere Merkmale erinnern an die in der Völkerwanderung eingedrungenen Sorben-Wenden. Es gibt ein wendiſches Thor in Zeiz, und Proſen, eines der anſehnlichſten Dörfer des Stiftslandes, hat ſeinen Namen von Provo, der von den Slaven allgemein verehrten Gottheit der Gerechtigkeit. Mit dem Kirchenthume begann hierauf die eigentliche Bedeutſamkeit des Landes. In der langen ehrwürdigen Bildergalerie der Biſchöfe von Naumburg-Zeiz, welche immer einen bedeutenden Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten ausübten, ragt zunächſt Eppo oder Eberhard, ein Niederſachſe, durch einen

Digitized by Google

edeln, ritterlichen Charakter hervor. Er ſtand bei den Kaiſern Heinrich III. und IV. in großem Anſehen, und blieb dem leztern in jenen unglücklichen Tagen des Bannes unerſchütterlich treu, als Prieſter und Laien von ihm abgefallen waren. Ungleich großartiger noch erſcheint dann in der ſtürmiſchen Zeit der Reformation Julius Pflug, der ſeltene Mann, mit welchem würdig die Reihe der römiſchen Biſchöfe ſchloß, von denen das Stift 600 Jahre lang regiert worden war. Er war einer der gelehrteſten, weiſeſten und edelſten Männer ſeiner Zeit, von welchem ſelbſt Luther in einer ſeiner Schriften ſagt: daß er Vernunft, Kunſt und viel Gaben Gottes genug habe, auch wohl zum Papſtthum ſelbſt tüchtig ſey. Aus Pflugs Schriften iſt erſichtlich, daß er ſeiner Ueberzeugung nach eigentlich Proteſtant, und nur durch die Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe verhindert war, ſeine Geſinnung auch öffentlich zu bekennen. Seine ſchwierige Aufgabe begreifend, führte er mit vorſichtiger Kühnheit das ihm anvertraute Staatsſchiff auf der ſturmbewegten Meereshöhe ſeiner Zeit durch Klippen und Brandungen, und wußte dabei in allen weitern und engern, höhern und niedern Kreiſen ſeines vielbewegten Lebens ſich die Kränze allgemeiner Achtung und unbefleckten Nachruhms zu erwerben, aus welchen auch ſeine würdigen religiöſen Gegner kein Blatt zu rauben wagten. Das Stift hatte bereits durch Friedrich den Großmüthigen, den eifrigen Beſchützer des Lutherthums, einen evangeliſchen Biſchof in Nikolaus von Amsdorf erhalten. Luther ſelbſt, der König der Reformation, weihte ihn in der Domkirche, nachdem er für ſeine Perſon die ihm vom Kurfürſten angebotene Würde abgelehnt hatte. Nur durch die beſondere Gunſt Karls V., nach dem Treffen bei Sieartshauſen, gelangte Pflug auf den biſchöflichen Stuhl, von welchem Amsdorf ſchied. Nach dem Tode jenes Edeln wurden dann für das Stift Adminiſtratoren erwählt, und es erhielt ſich bis auf die preußiſche Zeit in einem Zwitterzuſtande katholiſcher Form und evangeliſchen Geiſtes. Mit der Stiftung der ſächſiſchen Nebenlinie von Sachſen-Zeiz wurde Herzog Moriz poſtulirter Adminiſtrator, und das alte Biſchofsſchloß zu Zeiz unter dem Namen „Morizburg an der Elſter“ eine herzogliche Reſidenz. Der Nachfolger des Herzogs, Moriz Wilhelm, iſt durch ſeine zweimalige Glaubensänderung bekannt geworden. Mit ihm erloſch jene ſächſiſche Nebenlinie wieder, und die Adminiſtration des Stiftes fiel an das Kurhaus zurück. Zu Zeiz beſtand damals eine Stiftsregierung, ein Kammerkollegium und eine beſondere Gerichtsverwaltung der kurfürſtlichen, ſpäter königlichen, magiſtratualiſchen und ritterſchaftlichen Güter. Mit der Uebergabe an Preußen hörte die uralte Bedeutung des Stiftes, daher die amtliche und ſomit auch die größere öffentliche Regſamkeit zu Zeiz auf.

(Fortſetzung folgt.)

Prag, Auguſt.

(Schluß.)

Böhmiſche Reiſende. Literatur. Theater.

Das „Moulmain Chronicle“ brachte zuerſt die traurige Kunde, daß unſer wackrer Landsmann, Dr. Helfer, ein Opfer der Hinterliſt der Volksſtämme der „Nicobariſchen und Abamaninſeln“ geworden ſey. Die „Bohemia“ ſprach Anfangs die Anſicht aus, die Nachricht ſey vielleicht ungegründet, da ſeine hieſigen Verwandten und Freunde keine Nachricht von ſeiner Gattin erhalten; leider aber ſcheint auch dieſe Hoffnung immer mehr zu ſchwinden, da die Nachricht ſeines Todes auch von dem Schiffe „Katharina,“ auf welchem er die Expedition machte, dem „Calcutta Courier“ mitgetheilt wurde.

Ein junger Mann von 22 Jahren, aus Leitomiſchl gebürtig, Johann Gilek, zeigte ſchon während ſeiner Studien in den untern Klaſſen eine beſondere Vorliebe für die Geographie. Im dreizehnten Jahre widmeten ihn ſeine Eltern dem Fleiſcherhandwerk, vor vier Jahren aber ging er auf der Wanderſchaft über Berlin und Danzig nach St. Petersburg, und von da durch Rußland über Oſtindien nach Auſtralien. Er befindet ſich gegenwärtig in Sidney, und will die Rückreiſe über Amerika machen. Die böhmiſche Zeitſchrift „Blüthen“ brachte intereſſante Auszüge aus deſſen Briefen an ſeine Eltern.

Von Sommers trefflichem Werke: „Das Königreich Böhmen,“ iſt bereits der achte Band erſchienen, und enthält den Prachiner Kreis. Profeſſor Zippe hat ſeinen Freund abermals thätig unterſtüzt, und nebſt der allgemeinen Ueberſicht noch die Beſchreibung von neunzehn Dominien dazu geliefert. — Die böhmiſche Literatur hat in der nächſten Zeit ein höchſt intereſſantes Werk von Schafarik und Palacky „über die älteſten Denkmäler der böhmiſchen Sprache“ zu erwarten. Auch von E. Wocel, dem Dichter der „Premisliden,“ erſcheint nächſtens eine Sammlung epiſch-lyriſcher Poeſien unter dem Titel: „Schwert und Kelch.“ Die neun böhmiſchen Zeitſchriften in Prag ſchreiten mehr und minder rüſtig fort. Das lezte Heft des Wlaſtimil bringt unter andern Julius Seidlitz's Abhandlung über die neuere deutſche Lyrik, die wohl für die Leſer einer böhmiſchen Zeitſchrift nicht ganz zweckmäßig ſeyn dürfte. Das Drama von Wiczkowsky: „Die Tochter Jephta's oder des Feldherrn Gelübde“ (der böhmiſche Titel: „Jeſtowna“ iſt etwas ruſſiſch gebildet) iſt nach griechiſchen Muſtern gearbeitet, und die Sprache neigt ſich zu ſehr der altböhmiſchen Weiſe zu, die heutzutage nicht mehr allgemein verſtändlich iſt. Möchte der talentvolle Dichter doch künftig einen vaterländiſchen Stoff wählen. Der tüchtige böhmiſche Dramaturg J. N. Stepanek iſt unermüdet thätig für die vaterländiſche Bühne, beſonders durch zahlreiche Ueberſetzungen, er hat in der lezten Zeit überſezt: Raymunds „Verſchwender,“ Wolfs „Cäſario,“ „Verbrechen aus Ehrſucht,“ von Iffland, „das Nachtlager von Granada“ (die Oper von Braun von Braunthal nach F. Kind), „Jeſſonda“ von Gehe, Kotzebues „Wildfang“ der „dreizehnte Mantel“ nach Scribe und Blum ꝛc. — Pieeks Drama: „Wilhelm von Roſenberg“ hat zu viel oratoriſchen Schmuck, zu wenige echt dramatiſche Elemente. In Tomiceks Gedichten ſpricht eine reine Vaterlandsliebe und inniges Gemüth. Vorzüglich gelungen ſind einige der Balladen und Romanzen. — Unſere Bühne gleicht einem Hotel, ſie lebt von Gäſten, welche die einheimiſchen Mitglieder (mit wenigen Ausnahmen) gleich ungeſchickten Marqueurs ſchlecht bedienen. Auf La Roche und Neſtroy folgte die k. k. Hofopernſängerin, Frau v. Haßelt-Barth, Dem. Enghaus, k. k. Hofſchauſpielerin, und Dem. Botgorſchek, k. ſächſiſche Hofopernſängerin, die mit vielem Glücke gaſtirten. Vorzüglich gehört Frau v. Haßelt-Barth unſtreitig unter die erſten deutſchen Sängerinnen unſerer Zeit.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Auguſt 1840.

Falſtaff ſagt: „Das dünne Getränk kühlt ihr Blut ſo übermäßig, daß ſie in eine Art von männlicher Bleichſucht verfallen," und: „es kann ihn kein Menſch zum Lachen bringen, denn er trinkt keinen Wein." Mag dies für uns wahr ſeyn oder nicht, ſoviel iſt gewiß, das von Natur gleich nüchterne und heiß'ſte Volk der Franzoſen gehen dergleichen Sprüche nichts an.

H. Bulwer.

Die Juliusfeſte in Paris.

(Schluß.)

Merkwürdig war die allgemeine Ruhe und Ordnung, die während des ganzen Feſttages unter der ungeheuern Menſchenmaſſe, welche man ohne Uebertreibung auf mehr als eine halbe Million anſchlagen kann, herrſchte. Nur Ein Gedanke, Eine Begierde, die zu ſehen, beſeelte Alle. Man hörte keinen Zank, kein Geſchrei, empfand kein muthwilliges Gedränge, kein bübiſches Stoßen, man ſah ſelbſt keinen Betrunkenen. Die Ordnung herrſchte unter den Zuſchauern von ſelbſt, ohne Erinnerung durch angeſchlagene Plakate, ohne Zwang der Bajonette, die an dieſem Tage unſichtbar waren. Durch Ruhe und Ordnung bei den Volksfeſten haben ſich die Pariſer von jeher ausgezeichnet. Dieſe nüchterne Nation, welche ſich nur bisweilen in politiſchem Enthuſiasmus benebelt, braucht zu ihrer Freude nicht das Vehikel des brauſchenden Getränks. Statt deſſen trinkt jeder einen Becher à la fraiche oder aux groseilles — mit Eis gekältetes oder mit Johannisbeerſaft gefärbtes Waſſer — eine Flaſche Waizenbier oder höchſtens ein Glas Wein, und bleibt bei Sinnen. Man trifft hier unter den höhern Ständen wenig Weintrinker, und doch iſt Frankreich das Land, wo der beſte europäiſche Wein wächst, und der Traubenſaft faſt allen Claſſen der Geſellſchaft zugänglich. Der Franzoſe miſcht gewöhnlich Waſſer unter ſeinen Wein, iſt wenig lüſtern nach ſeltenen alten Jahrgängen und trinkt höchſtens ein paar Gläſer eines edleren Saftes raſch, ohne lange daran zu nippen. Wie ſelten ſieht man hier einen Trunkenbold, der ſich recht zum Wein hinlagert, um nach Herzensluſt zu zechen! Je näher gegen den Norden, deſto mehr eigentliche Säufer. Nach Norddeutſchland wenigſtens kommt der Wein wie eine ſüße Gabe der Götter, fernher zu Schiffe; in unſerem zehrenderen Klima bedarf es zuweilen eines feurigen, erwärmenden Aufguſſes auf die in der Kälte und in den Nebeln erſtarrenden und erſchlaffenden Leiber; unſer Gemüth ſelbſt iſt wechſelnder und unſerem Klima gleich; daher ſtürmen und lärmen wir oft ſo bei unſern Freuden und Vergnügungen, während der Franzoſe bei ſeiner Weinflaſche nicht froher, herzlicher und lauter iſt, als bei ſeinem Waſſerglaſe.

Es war nach Mitternacht, als ich den großen Platz verließ, wo die Tanzorcheſter noch immer fortſpielten. Glänzend erleuchtet ſah ich noch den Concordeplatz, den Garde-meuble, die Invalidenbrücke und mehrere öffentliche Gebäude jenſeits der Seine. Der ferne ſtrahlende Triumphbogen an der Sternbarrière machte eine herrliche Wirkung. — Ich dachte an den Rückzug, den ich

Digitized by Google

durch die Menge im eigentlichen Sinn erkämpfen mußte. Der enge Durchgang in den Tuileriengarten war nicht ohne Gefahr. Die ganze Menſchenmaſſe drängte ſich gegen das Gitterthor; man ward in dem Gedrange fortgetragen. Irgend eine zufällige Stockung im Thor, oder ein durch Unruhſtifter oder Diebsgeſindel verurſachter Lärm auf dem Platze wäre für Viele tödtlich geworden. Es gab einen ſolchen kurzen Augenblick, wo Geſchrei in dem enggepreßten Haufen entſtand und mich mit Entſetzen an die bekannte gräßliche Scene am Abend der Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans erinnerte. Nach dem Feuerwerk auf dem Marsfeld wurden damals im Durchgang bei der Militärſchule fünfzehn bis zwanzig Menſchen durch eine plötzliche Stockung im Gedrange der Weggehenden theils erſtickt, theils todtgetreten. Wie wohl war mir, als ſich die drängende Maſſe durch das Thor hindurchgearbeitet hatte und ich nun frei in den Tuileriengarten hinausſchweifen konnte! Der ganze Garten und das Finanzminiſterium der Rivoliſtraße waren herrlich erleuchtet; deſto ſparſamer aber brannten die Lichter und Lampen an den Fenſtern oder über den Thüren der Privathäuſer. Die höheren und mittleren Bürgerclaſſen enthielten ſich der Theilnahme am Feſte; aber auch bei denen, welche es mit Vergnügen mitmachten, war keine Spur von Begeiſterung ſichtbar. Sie iſt nothwendig allen Volksfeſten fremd, denen die religiöſe Weihe fehlt, und unſere entgeiſterte Zeit weiß dieſe nur durch den Fieberparoxysmus des politiſchen Enthuſiasmus zu erſetzen. — Feierlich wirkte die nächtliche Stille in allen Gaſſen des Tuilerienviertels zu einer Zeit, wo in einem andern Revier faſt noch ganz Paris auf den Beinen war. Die Polizei hatte alles Fahren und Reiten in den anſtoßenden Straßen verboten; dies war eine Behaglichkeit weiter an dieſem Tage; mir aber ſchien der Eintritt in mein ſtilles Zimmer um zwei Uhr nach Mitternacht über alle Maßen behaglich. E. E.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Doch wir wollen, als gründliche Deutſche, ehe wir uns weiter mit unſern gaſtroſophiſchen Betrachtungen verbreiten, die wichtige phyſiſch-chemiſche Operation, die wir Eſſen, Trinken und Verdauung nennen, in genauere Betrachtung ziehen. Ohne einen Trieb dazu würde das Thier nicht eſſen und trinken; Triebe überhaupt ſind es, die daſſelbe zu allen Bewegungen nach Innen und nach Außen veranlaſſen, d. h., es ſind — Triebe. Der Trieb zum Eſſen und Trinken nun iſt der Appetit, d. h. wieder, überſezt, das Begehren oder Verlangen: jene, im alten Homer wie im Leben ewig wiederkehrende Begierde nach Speiſe und Trank. Dieſes Wort „Appetit,“ das erſt ſpäter in dieſem Sinne allein gebraucht ward, ſpricht der Bauer ſo gut aus als der Fürſt, und kommt ſo häufig vor wie das von ihm Bezeichnete ſelbſt. Der Appetit nun, der im geſteigerten Grade Hunger iſt und, beiläufig zu ſagen, in dem Sakramentale eines ältern ſpaniſchen Dichters nicht unpaſſend als Bauer vorgeſtellt wird, wie entſteht er nun? — Ich ſetze mich, lege den Finger an die Naſe und docire wie folgt: Durch den ewigen Prozeß des Ausſonderns und Aſſimilirens entſteht er. Wenn nämlich der ſalzſäuerliche, aus den unendlich kleinen, cylinderförmigen Drüſenſäckchen des Magens ausgeſonderte Magenſaft, den ſchon jeder Käſebereiter aus dem Kälbermagen kennt, ſich mehr und mehr angeſammelt hat und keinen Stoff, das heißt Speiſe findet, der ihn abſorbiren könnte, und mithin gewaltig auf die Magenwände einwirkt, dann knurrt und murrt der leere Magen, unzufrieden über den Mangel an Beſchäftigung, und der Appetit oder der Hunger iſt da. Da wird nun ein, dem organiſchen Körper verwandter (homogener), d. h. Pflanzen- oder Thierſtoff genommen, in die kleinſten, feinſten Theile getrennt und in den Magen hinabgeſchickt. Dabei ſpielt nun der Mund eine Hauptrolle, vor allen das Schneide- und Mahlwerk der Zähne, durch welche Maſchine die Speiſe erſt mechaniſch getödtet, d. h. zermalmt wird, wozu der etwas ſalzige Speichel kommt, der chemiſch auflöſend einwirken muß, damit das Bischen Leben, das noch im organiſchen Stoff vorhanden ſeyn könnte, gänzlich vernichtet werde.

Nun gibt es aber auch Thiere, die gar keine Zähne haben, wie unter den Säugethieren einige Wallfiſcharten, das Schuppenthier und der Ameiſenfreſſer, die ganze Claſſe der Vögel und viele unter den Reptilien und Fiſchen. Aber die Mutter Natur weiß, wie eine gute, verſtändige Mutter, überall Rath, ſie erſezt immer das Fehlende auf andere Weiſe. — Der Wallfiſch, könnte man ſagen, hat dafür die Barten; wenigſtens dienen die Haare, womit ſie beſezt ſind, dazu, daß die winzige Nahrung, welche dieſe ungeheure Fleiſchmaſſe verzehrt, daß die kleinen Fiſche, noch mehr die Inſekten und Würmer, die er verſchlingt, daran hängen bleiben. Der Ameiſenfreſſer hat einen ganz rauhen und muskulöſen Magen, der die Inſekten, nach welchen er benannt iſt, gar leicht zermalmt. Bei den Vögeln muß der Schnabel die Schneidezähne erſetzen und ihr Magen iſt gleichfalls ſo rauh und muskulös, daß er, nach Spalanzani, Reaumur und andern, ſelbſt Glas, Metallſpitzen, Münzen u. ſ. w. vertragen kann, die darin abgeſtumpft, ordentlich glatt geſcheuert werden. Dazu kommt noch bei den Körner

Digitized by Google

freſſenden Vögeln der Vormagen oder Kropf, in welchem die harte Speiſe eingeweicht und ſo erſt nach und nach dem eigentlichen Magen überliefert wird. Man hat ſchon vielmals die Operation dieſes Körnermagens mit der der Backzähne verglichen. Außerdem verſchlucken auch viele Vögel Sand und kleine Steinchen, der Zermalmung und mithin beſſern Verdauung wegen, wozu andere Leute nicht Steinchen, ſondern lieber guten Steinwein oder Nierenſteiner zu ſich nehmen. So werden denn bei den zahlloſen Thieren die Zähne vielfach erſezt. Wenn man ſie nur auch anderwärts, wo ſie verloren gehen, wieder durch ein Surrogat erſetzen könnte! — Zähne! ſie gehören, wie geſunde Augen, ein gutes Gewiſſen und der Schlaf, bei welchem das zweite ein ſanftes Kopfkiſſen iſt, unter die Dinge, welche die Menſchen nur zu häufig nicht achten, ja auf heilloſe Art verderben, und deren hohen Werth ſie erſt dann einſehen, wenn's zu ſpät iſt. Wie viel Mühe und Geburtsſchmerzen macht es, bis ſo ein Zahn auf die Welt kommt! und dann, wenn er krank und ſchadhaft wird, welche Höllenqualen bereitet er! — Wer nun weiß und fühlt, was für ein großes Gut geſunde Zähne ſind, zum Reden wie zum Beißen, wie ferner der „Zaun der Zähne," um mit Homer zu reden, ganz weſentlich iſt zur Schönheit des Geſichts, der kann wahrlich nicht begreifen, wie vormals ein ſchwärmeriſcher Araber, Namens **Urweis**, ſo weit gehen konnte, daß er zu Ehren ſeines **Propheten**, welcher am Tage der Schlacht beim Gebirge **Ohod** zwei Zähne verloren hatte, ſich gleichfalls, nicht etwa zwei Zähne, ſondern, um des Guten recht viel zu thun, alle ſammt und ſonders herausreißen ließ. Und das nämliche Zahnopfer verlangte er auch von ſeinen Jüngern. Aus begreiflichen Urſachen war aber der Orden der zahnloſen Mönche etwas gering. Am wenigſten hätte er im Abendlande ſein Glück gemacht. Die meiſten occidentaliſchen Weltentſager wußten und wiſſen den Werth der Zähne beſſer zu ſchätzen.

Ich will hier nicht erwähnen, daß die Zähne auch für den Naturſyſtematiker ſehr wichtig ſind, und zwar zur Anordnung der Claſſen, Familien, Geſchlechter und Arten der Thiere; ich will dies nicht erwähnen — aber ich hab's ja ſchon erwähnt; ich bin in jene närriſche Redefigur gerathen, wo man ſich die Miene gibt, etwas mit Stillſchweigen vorüberzugehen, und es gerade recht heraushebt. Ich bemerke nur noch, daß der ohnedies ſtark bezahnte Haifiſch es gut hat, weil er gleichſam Reſervezähne beſizt, die er an der Stelle der verlornen aufrichtet, und ſo auch der Krebs, bei welchem jährlich Magen und Zähne ſich erneuern; ferner, daß man ſchon an ſehr alten Leuten bemerkt hat, wie ihnen wieder Zähne wachſen, ſowie friſches dunkles Haar, welche Erſcheinung mit einer andern im Spätherbſte mancher Jahre verglichen werden kann, wo wieder Frühlingsblumen hervorſproſſen, die Bäume zu blühen anfangen und ſelbſt Erdbeeren reifen. — So berichtet der ältere Plinius von einem Samothracier, Namens Zankles, der im Alter von 104 Jahren wieder neue Zähne bekommen habe. — Aber bald hätte ich vergeſſen, den bei den Neu-Perſern gewöhnlichen Dendan musd, d. i. Zähnelohn zu erwähnen. So heißt nämlich das Geld, welches durchziehende Große von den Bewohnern eines Ortes, deſſen Vorräthe ſie aufgezehrt haben, als billige Entſchädigung für Abnützung ihrer Zähne zu nehmen pflegen. Mich wundert, daß unter den vielen Inſtitutionen des geprieſenen, feudalen Mittelalters, worunter das, bis auf den heutigen Tag herein noch gewöhnliche Sterb- und Handlohn mit oben anſteht, nichts dem Dendan musd der Perſer Aehnliches gefunden wird.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Auguſt.

Shakeſpeares Was ihr wollt.

Geſtern ging zum erſten Male Shakeſpeares „Was ihr wollt" über die Bühne. Bei dieſer Gelegenheit erprobte ſich wieder die Unverwüſtlichkeit der Shakeſpeare'ſchen Stücke. Denn obwohl der Bearbeiter es ſich hatte angelegen ſeyn laſſen, in pejus zu melioriren, und die meiſten Schauſpieler ihre Rollen falſch auffaßten, ſo ſprach das Stück im Ganzen doch ſehr an und erweckte bei den Hauptſtellen allgemeine Heiterkeit. Was ſind aber das für Prinzipien, die den deutſchen Bearbeiter geleitet haben? Er hat, um es kurz zu ſagen, dem Stück, wo er änderte, Poeſie, Wahrheit und Würde genommen. Shakeſpeare wollte an Olivia und Viola die ſchnellwirkenden Pfeile des Liebesgottes darſtellen, und das Reizende des Gedichtes iſt eben, daß Sehen, Lieben und entſcheidendes kluges Handeln vor unſern Augen ſo raſch aufeinander folgen. Was bewog nun den Bearbeiter, den Zauber ſchnell entſchiedener Liebe durch die Annahme einer vorausgegangenen Ballbekanntſchaft zu tilgen? Bei ihm nämlich haben ſowohl Viola den Herzog als Olivia den Sebaſtian auf einem Ball (in Venedig, wenn ich nicht irre) geſehen, und unterdeſſen freilich Zeit gehabt, ſich gründlich in ihre Liebe zu finden; das ſchöne Wunder iſt genommen, und wir haben nur eine freilich ſehr begreifliche Alltäglichkeit. Sodann hat der Bearbeiter — ganz ohne Noth — viele witzige Züge ausgelaſſen, und dadurch namentlich den Charakter des Andreas Bleichwang verkümmert, deſſen Einfallsloſigkeit und luſtiges Nachſprechen gar nicht ſo hervortritt, wie bei Shakeſpeare. Die ſchlimmſte Aenderung erlaubte er ſich aber mit Malvolio. Hier wollte er, wie es ſcheint, Shakeſpeares Humor überbieten und der Thorheit Malvolios die Krone aufſetzen. Er läßt deßhalb den Narren als Doktor — nicht als Pfarrer — zu Malvolio kommen und den verkleideten Doktor

Digitized by Google

dem Gefangenen eine gute Meinung von der Theilnahme des Narren beibringen, ſo daß er ihn zu ſehen wünſcht. Der Doktor entfernt ſich, erſcheint als Narr wieder und bringt dem Malvolio ſeine Narrenkappe nebſt Mantel auf, damit er ungehindert zu Olivia entfliehen könne. Malvolio kommt nun im Narrengewand zu Olivia und ſpricht ſeine Thorheiten. Dies iſt gewiß nicht im Charakter Malvolios, und hatte auch auf der Bühne keine komiſche Wirkung. Malvolio iſt ja ein Anſtandspedant, und wäre wohl nie in Narrenkleidern vor ſeiner Herrin erſchienen, die er, da er einmal frei war, ſo leicht mit andern vertauſchen konnte! Dagegen läßt Shakespeare ihn aus ſeinem Gefängniß einen Brief an Olivia ſchreiben, der, wie der Herzog ſelbſt ſagt, nicht ſehr nach Verrücktheit ſchmeckt. Denn das iſt eben das Intereſſante, daß ein in ſeiner Weiſe vernünftiger Mann, der ſo gern und nicht ohne alle Berechtigung den Moraliſten macht, durch Eitelkeit der Geprellte ſchelmiſcher Geiſter wird. Deßhalb iſt es wahr und fein, Malvolio zum Schluß noch vernünftig (wenn auch auf der Baſis einer falſchen Annahme) erſcheinen zu laſſen, damit nochmals in Erinnerung gebracht werde, daß eben eine gewiſſe Gattung Vernünftiger durch Eitelkeit am leichteſten zu albernen Streichen gebracht werden kann. Die Bearbeitung iſt ein neuer Beweis, wie unrathſam es iſt, den Meiſter meiſtern oder ihn nach dem Bedürfniß unſeres Publikums verändern zu wollen. Unſer Publikum bedarf gerade den echten Shakespeare mit allen Kühnheiten ſeines Genies. Eben das, was dem gewöhnlichen Verſtande nicht ſogleich einleuchtet, ſoll am meiſten vor das Publikum gebracht werden, damit es an ihm ſich übe und heranbilde. Die Pflicht der Dramaturgen wäre vielmehr, die genialen Conceptionen Shakespeares dem Publikum einleuchtend zu machen (wozu es manche Gelegenheit gäbe, durch geſchickte Prologe, ſogar auf dem Theater ſelbſt), nicht aber ſie zu verſchneidern! Doch genug! In vielleicht nicht ganz ferner Zukunft werden wir aus den dramatiſchen Meiſterwerken der Vergangenheit mehr für unſer Theater zu machen wiſſen als gegenwärtig. Wir leben in der Zeit der Wiedergeburt und Wiedererkennung; auch die dramatiſchen Heroen werden in begriffener Eigenthümlichkeit wiedererſtehen und das Ihre zur Erhebung und Weiterbildung des Geſchlechts beitragen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Oſterlande, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Vergangenheit und Gegenwart.

Später ſuchte in Zeiz das Fabrikweſen einen Aufſchwung, beſonders aber der Abſchluß des Zollverbandes ließ es zu keiner Blüthe kommen, und die Folge war eine durch die herbeigezogene Arbeitermenge vermehrte, aber arme Bevölkerung. Es iſt traurig, in einem früher durch innere und äußere Verhältniſſe geſegneten Orte die materiellen Lebensquellen immer mehr verſiegen zu ſehen. Wenn aber mit dem geſunkenen allgemeinen Wohlſtande der brutale Geldſtolz und die Ueppigkeit herabgeſtimmt ſind, welche ſonſt den Bürger und Bauer charakteriſirten, ſo kann dadurch in einer Mittelſtadt von 10,000 Einwohnern und mit hiſtoriſchen, nachhaltig wohlthätigen Fundationen, wie Zeiz, das Streben nicht gelähmt werden, ſich auf der Höhe eines ſo achtungswerthen Zeitgeiſtes zu erhalten, wie es der unſere iſt, vorausgeſezt, daß nicht überhaupt aller öffentliche Lebensgeiſt gänzlich fehlt. Der unbefangene Beobachter der Gegenwart kann, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht verkennen, wie ſehr die Generation bemüht iſt, moraliſch und phyſiſch eine Radikalkur gegen die Weltkrankheit einzuleiten, welche die verkehrte hiſtoriſche Erziehung der Menſchheit einimpfte, und die grell genug heraustritt, ſobald man vergleichend einen Blick auf das ſchöne, urkräftige Leben der Alten wirft, woraus man leider bisher keinen andern als philologiſchen Nutzen, und auch dieſen oft nur in armſeliger Phraſeologie und Sylbenſtecherei zu ziehen wußte. Vorüber iſt die Zeit, wo es offene Ohren gab für die politiſchen Weltſtürmer, welche, gleich den Allopathen, die endlich gefühlte zehrende Krankheit durch revolutionäres Gift und Blutentziehungen von außen her heilen wollten, ſtatt den großen Lazarusleib von innen zu reinigen. Das erkannten die Verſtändigen, und die Vernünftigen und Hochherzigen brachten Rath und That. So ſehen wir faſt überall das alte morſche Schulgebäude der Menſchheit ausbeſſern, in dem Principe, das reale Streben dem idealen anzunähern, und beide in beſtändige, heilſame Wechſelwirkung zu bringen. Man beginnt, den gelehrten Schulſtaub von der Lebensbühne abzufegen, inſoweit er zur Befruchtung ihrer geſunden Elemente nicht mehr taugt; man errichtet Bürger- und Gewerbeſchulen, wo Kinder, und Gewerbevereine, wo Männer lernen, und die Wiſſenſchaft tritt aus ihren Bücherhallen fördernd in die Werkſtätten. Turnplätze und Waſſerheilanſtalten abſolviren dabei von den bisherigen Erziehungs- und mediziniſchen Vergiftungsſünden des Leibes. Das aufwachſende Geſchlecht wird ferner bedacht in Kleinkinderbewahranſtalten, in der Erziehung ſittlich verwahrloſter Kinder, in der Verbeſſerung der öffentlichen Strafanſtalten, der hülfsbedürftige Theil des Volkes aber in wohlthätigen Inſtituten aller Art. Endlich ſtreben auch die krankhaften ſocialen Zuſtände nach Geſundheit, wie namentlich in größern Städten erſichtlich iſt. Dieſe wird immer kräftiger heraustreten, je ſtrenger nach Leiſtungen und nicht mehr nach Symbolen gerechnet, je mehr in einer angemeſſenen Volkserziehung der Communalgeiſt und damit ein gerechter Stolz des Bürgers in der Würdigung ſeiner Pflichten und Rechte geweckt ſeyn wird, mit welchem er der arroganten Bornirtheit gegenüber zu treten befugt iſt. So will es der Geiſt der preußiſchen Städteordnung, ſo will es die preußiſche Regierung. Mit Beſonnenheit fördert ſie überall das Rechte, Gute und Wahre, und lächerlich iſt es, wenn irgend ein conſervativer Schreier ſich auf ſie beruft, weil ſie den einen und andern Uebelſtand noch fortbeſtehen läßt. Es iſt nicht Schlaffheit oder Lauheit, welche als wirkliche Unterlaſſungsſünden ſich documentiren; es iſt die Weisheit, welche das Zuvielregieren ſcheut, und bei freigegebener Kraft zur Heilung dieſe in den meiſten Fällen aus dem ſocialen Organismus ſelbſt erwartet, wie ſie nach dem Naturgeſetz der phyſiſche verſucht. Aber die Regierung leitet dieſe intellektuelle Selbſtkur durch das Geſetz, wie Vincenz Prießnitz die phyſiſche durch das Waſſer.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. Auguſt 1840.

> Restat iter coelo; coelo tentabimus ire.
>
> Ovid.

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

Von Dr. Nürnberger.

Faſt alle engliſchen Blätter und nach ihnen die deutſchen beſprechen ſeit längerer Zeit den Plan des bekannten und berühmten engliſchen Luftſchiffers Green, im Ballon von England, quer über dem atlantiſchen Ocean, nach Amerika zu fahren. Die Sache iſt zwar nur noch Projekt; Green aber, welcher allerdings die erſte Stimme hat, behauptet, geſtüzt auf ſeine neueſten Vervollkommnungen der Luftſchiffkunſt, die abſolute Ausführbarkeit und geht Wetten darauf ein. Gleichwohl erheben ſich von andern Seiten her manche Einwendungen dagegen; und es erſcheint daher zeitgemäß, den Gegenſtand näher zu beleuchten, den Entwicklungsgang der Luftſchiffkunſt überhaupt kurz zu bezeichnen, den Erfolg der früheren Luftfahrten zu ſchildern und endlich die Bedeutung jener neueſten Vervollkommnungen der Aeronautik zu prüfen, wo dann die Leſer im Stande ſeyn werden, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden, welchem ich abſichtlich nicht vorgreifen mag. Von großer Wichtigkeit iſt der Gegenſtand offenbar, und ich darf mir daher wenigſtens ſchmeicheln, daß die folgenden Auseinanderſetzungen nicht ohne Intereſſe werden geleſen werden.

Verſuche, ſich in die Luft zu erheben, dieſelbe zu durchfliegen, ſind gewiß ſchon in den älteſten Zeiten gemacht worden; das Beiſpiel der Vögel lag zu nahe, der Reiz war zu verführeriſch. Die Sage vom Dädalus und Icarus iſt den Leſern aus Ovid bekannt. Viele erinnern ſich auch, daß Gellius (Noctes Atticae X. 12.) von einer hölzernen Taube erzählt, welche Archytas von Tarent durch einen „eingeſchloſſenen Hauch" (aura spiritus inclusa) belebt (das ſoll doch wohl heißen: zum Emporſteigen in die Luft, zum Fliegen gebracht) habe. Der bekannte engliſche Franziskanermönch Roger Baco († 1292), einer der ausgezeichnetſten philoſophiſchen und mathematiſchen Köpfe und ein überaus geſchickter Mechaniker, äußert in ſeinem Werke Opus majus: „es dünke ihm nicht ſchwer, eine Maſchine zu bauen, womit ſich ein Mann ſo leicht wie ein Vogel durch die Lüfte bewegen könne;" daß damit aber keine bloße Flugmaſchine, ſondern eine aeroſtatiſche Vorrichtung im heutigen Sinne gemeint ſey, geht aus der Beziehung auf Archytas oben erwähnte Taube hervor. Baco hat ſo vieles, ganz Außerordentliches geleiſtet, daß dieſe Aeußerung gerade aus ſeinem Munde die größte Aufmerkſamkeit verdient. Schade daß ihn der finſtere Geiſt ſeiner Zeit, über welcher er ſo hoch ſtand, und die beſtändige Furcht, als Zauberer verfolgt zu werden, abhielten, ſeine Ideen zur Ausführung zu bringen. — Ueber manche andere alte, zum

Digitized by Google

Theil abenteuerliche Projekte zur Luftſchwimmkunſt gehe ich hier weg; man beſizt ein ausführliches Werk von Kramp: „Geſchichte der Aeroſtatik, hiſtoriſch, phyſiſch und mathematiſch ausgeführt. Straßburg, 1784, 1785," darüber, auf das ich diejenigen Leſer verweiſen muß, die ein Detail verlangen, für welches der Umfang dieſer Blätter nicht geeignet iſt.

Die wahre Begründung der Aeroſtatik, in der wiſſenſchaftlichen Bedeutung des Wortes, darf überdies erſt in das Jahr 1766 geſezt werden, in welchem der vortreffliche engliſche Naturforſcher Henry Cavendiſh († als 80jähriger Greis 1810) die wichtige Entdeckung machte, daß das Waſſer in zwei Beſtandtheile, in Sauerſtoff und Waſſerſtoff zerlegbar, und daß der Waſſerſtoff, wegen ſeiner Entzündlichkeit auch „brennbare Luft" genannt, ein ausnehmend leichter Körper iſt. — Da lezterer Umſtand die Hauptgrundlage der Luftſchwimmkunſt noch in ihrer heutigen Geſtalt iſt, ſo führe ich gleich im Voraus an, daß das reine Waſſerſtoffgas über dreizehn Mal leichter als die atmoſphäriſche Luft und überhaupt der (bekannte) leichteſte Körper in der Natur iſt, daß demnach z. B. ein Ballon von dreißig Fuß Durchmeſſer, welcher beiläufig 4000 Cubikfuß deſſelben aufnimmt, noch mit einem Gewichte von 255 Pfund beſchwert werden und damit zu einer ſehr bedeutenden Höhe (ſetzen wir eine deutſche Meile) in der Luft aufſteigen kann. *

Bald nach dem Bekanntwerden dieſer wichtigen Entdeckung äußerte ein anderer engliſcher Naturforſcher, Dr. Black, öffentlich, eine mit ſolchem Waſſerſtoffgaſe gefüllte, hinreichend leichte und undurchdringliche Hülle müſſe nothwendig in der Atmoſphäre aufſteigen, womit das wahre Prinzip der Aeronautik ausgeſprochen war. Er ſchlug zu ſolchen Hüllen die Harnhaut (Allantois) des Kalbs vor, ward aber durch andere Geſchäfte an der eigenen Ausführung des Verſuchs verhindert. Lezterer gelang erſt etwas ſpäter Corollo (Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften zu London), welcher Seifenblaſen mit Waſſerſtoffgas aufſteigen ließ; und es iſt bekannt, wie ſehr die Wiederholung dieſer Verſuche unſern geiſtreichen deutſchen Phyſiker Lichtenberg ergözte.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Ich darf, um das Techniſche des Verfahrens in den wichtigeren Punkten ſogleich ganz vor das Auge der Leſer zu führen, daran erinnern, daß man jenes Waſſerſtoffgas am leichteſten gewinnt, wenn man auf Eiſenfeilſpäne etwas Schwefel- oder Salzſäure und ſechsmal ſoviel Waſſer gießt, wodurch das Waſſer in ſeine oben angegebenen Beſtandtheile zerſezt wird, ſo daß man das ſich erzeugende, aufſteigende Waſſerſtoffgas durch Röhren in den Ballon leiten kann. Um es noch mehr zu reinigen, leitet man es durch Kalkmilch.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Noch wichtiger als die Zähne iſt in gaſtroſophiſcher Hinſicht die reich mit Nervenwärzchen verſehene Zunge mit dem Gaumen. Ohne dieſes Organ des Geſchmacks, wodurch der Genuß von Speiſe und Trank erſt geadelt wird, wär's eine mühſelige Arbeit, eſſen und trinken zu müſſen. Dieſem epikuriſchen Körperglied, welches die Speiſen und Getränke erſt prüfen und gleichſam betaſten muß, verdanken wir eigentlich die edle Kunſt des Kochens, die ganze Gaſtronomie und unſere Geſchmacks-lehren oder Aeſthetiken. Und da ohne die Zunge überhaupt keine Zungen oder Sprachen, mithin auch keine Staats- und Kanzelreden, keine akademiſchen Vorträge, keine Plädoyers, keine dramatiſchen Dialoge, keine Coterien- und Theecirkel-Geſpräche ſtattfänden, ſo müſſen wir bekennen, daß ſie, neben dem Magen, das Körperglied iſt, deſſen Thätigkeit und Kultur am meiſten zur Bildung und Veredlung des Menſchengeſchlechts gewirkt hat. Freilich, auch viel Böſes hat es geſtiftet, dieſes kleine Glied, namentlich die Läſterzunge; aber meiſtens doch nur, wenn es ſprach, am wenigſten, wenn es mit Eſſen und Trinken beſchäftigt war.

Im Wettſtreit der fünf Sinne, welchen Klopſtock in einer ſeiner ſpätern Oden anſtellt, wird auch der Geſchmack redend eingeführt, der aber ſo ſchlau iſt, die mehr ſubſtanziellen Schüſſeln zu übergehen und beſonders die mehr geiſtigen Freuden des Pokals herauszuheben. Vorher beklagt ſich das Geſicht darüber, daß ſich dieſen Sinn der Schwelger der menſchliche Geiſt erkoren habe, das auszudrücken, „was er empfindet und denkt, wenn ſich mit ſeinem Reiz ihm das Schöne zeigt." Die äſthetiſche Urtheilskraft iſt gleichſam die geiſtige Zunge, die das Schöne vom Häßlichen, das Erhabene vom Niedrigen unterſcheidet. Man hat ſich gewundert, warum in den neuern Sprachen das Vermögen der äſthetiſchen Beurtheilung mit einem Ausdruck bezeichnet werde, der ſich auf ein gewiſſes Sinnorgan und die durch daſſelbe geſchehene Unterſcheidung und Wahl genießbarer Dinge bezieht, und der alte Kant, der ſelbſt auf gutes Eſſen etwas hielt, hat die Urſache darin gefunden, weil es keine Lage gebe, wo Sinnlichkeit und Verſtand ſo lange in Einem Genuß vereinigt bleiben können, als eine gute Mahlzeit in guter Geſellſchaft. — Ein altes Sprüchwort ſagt: de gustibus non est disputandum; doch dies gilt zunächſt vom leiblichen Geſchmack. Es gibt wohl hier ein allgemeines Urtheil: das iſt bitter, oder ſauer, oder ſüß u. ſ. w. Der dummſte Kalmuck, oder der Kamtſchadale,

Digitized by Google

welcher Giftſchwämme frißt, weiß das eben ſo gut als der erſte Feinſchmecker bei Jagor oder bei Very; allein ob dieſes Bittere, oder Saure, oder Süße mehr oder minder angenehm oder unangenehm iſt, dies hängt lediglich von der ſubjektiven Empfindung eines Jeden ab. Zucker und Honig, beide ſind ſüß; aber dem einen mundet dieſer mehr, dem andern jener. Nach den verſchiedenen Lebensaltern, nach dem Geſchlechte, nach Nationen und Erdtheilen, ja nach ganzen Zeit- und Weltaltern iſt der Geſchmack verſchieden. Man könnte eine Kochkunſt für Kinder und Weiber aufſtellen; die ſchwediſche Küche, die Alles überzuckert, ſelbſt den Schinken und den Kaviar, iſt ſehr verſchieden von der engliſchen, die das Geſchmackhaftderbe liebt; die orientaliſche, worunter ich beſonders die türkiſch-arabiſche verſtehe, iſt charakteriſtiſch anders, als die occidentaliſche; ſelbſt die Kochkunſt der römiſchen Schwelger würde in Vielem den neuern nicht behagen, und die des Mittelalters hält im Ganzen das Mittel zwiſchen der antiken und der ſpätern modernen. Doch auf dieſen Gegenſtand werden wir im Laufe unſerer gaſtroſophiſchen Spaziergänge noch öfters zurückkommen.

Was den äſthetiſchen Geſchmack anbelangt, ſo gibt es zwar, bekanntermaßen, einen in der höchſten Potenz, deſſen Urtheile allgemein gültig ſind und der ewig derſelbe bleibt; aber es gibt auch einen albernen oder verdorbenen, einen Modegeſchmack; und dieſer läßt ſich recht gut mit dem Geſchmack an manchen Speiſen und Getränken vergleichen, die ein geſunder Sinn verſchmäht; ſo z. B. der neu-romantiſche der Franzoſen und der ſie nachäffenden Deutſchen mit dem verdorbenen Geſchmack an fauligten, aber ſtark gewürzten Speiſen, an welchen ſo manche Menſchen, wunderlicher Weiſe, Gefallen finden.

Ich kann nicht umhin, auf eine merkwürdige Stelle beim älteren Plinius zu verweiſen, wo er, bei Gelegenheit des Obſtes, dreizehn Arten von Geſchmäcken aufzählt. Die Bezeichnung von einer oder der andern iſt im Deutſchen etwas ſchwieriger zu geben. So nennt er nach dem ſüßen Geſchmack auch den suavem, was wir gewöhnlich durch: lieblich überſetzen; dann folgt der bittere, fette, herbe (austerus), ſcharfe (acutus), der beizend-ſcharfe, der ſtrenge (acerbus), der ſäuerliche und der ſalzige. Außer dieſen gebe es noch drei Geſchmäcke von gar wunderbarer Natur. Einer davon ſey jener, worin mehrere Geſchmäcke zugleich empfunden werden, wie bei den Weinen, denn hier ſchmecke man das Herbe, das Scharfe, das Süße und Liebliche zugleich. Bei der zweiten Art empfinde man theils einen fremden, theils einen eigenthümlichen, wie in der Milch u. ſ. w. Das Waſſer habe eigentlich gar keinen Geſchmack und bilde für ſich eine ganz eigene Art; es zeuge von Verdorbenheit, wenn es nach etwas ſchmecke. Bei all dieſen Geſchmäcken habe ferner der Geruch großen Einfluß; er ſtehe mit ihnen in naher Verwandtſchaft. Seltſam ſey es, ſchließt er, daß drei vorzügliche Naturelemente ohne Geſchmack, ohne Geruch und Saft (succus) ſeyen, nämlich Waſſer, Luft und Feuer. — Die erwähnte Verwandtſchaft des Geruches mit dem Geſchmacke kann jeder merken, der einen Schnupfen hat; meiſtentheils leidet dabei der Geſchmackſinn ſo gut als der des Geruches. Leztern nennt daher Kant ſehr treffend den „Geſchmack in die Ferne.“ Auch wird in ältern deutſchen Schriftwerken, ſowie noch jezt im Volke, das gern das Alte zurückbehält, ſchmecken für riechen gebraucht. „Die Bluomen geben guten Smak,“ ſingen ältere deutſche Sänger, und: die Blumen ſchmecken gut, heißt's in manchen deutſchen Provinzen. Auch borgt der Geruchſinn die meiſten Namen für ſeine Empfindungen vom Geſchmack.

Daß Geſchmacksempfindungen durch Geruchsempfindungen geweckt werden, weiß jeder aus Erfahrung. Wie man Geſichts- und Gehörideenaſſociationen annehmen kann, wenn z. B. beim Anblick einer gewiſſen Blume gewiſſe Vorſtellungen, die ſich daran knüpfen, erweckt werden, oder wenn bei den wohlbekannten Tönen eines muſikaliſchen Inſtruments eine dunkle Welt von freudigen oder wehmüthigen Gefühlen in uns aufwacht: eben ſo gibt es auch Geruchsideenaſſociationen, wiewohl ſie Locke noch nicht gekannt haben mag. Zwar auch der Anblick von manchen nicht genießbaren Dingen kann Magenideenverbindungen hervorrufen; ſo kann ein echter Altengländer beim Anblick eines Puddingſteines ſogleich ſeinen lieben Plum-Pudding ſich vergegenwärtigen. Allein Empfindungen der Art ſind nur ſchwach, und wie aus der Ferne. Ganz anders bei den Geruchsideenaſſociationen, eben weil der Geruch ſo nahe mit dem Geſchmack verwandt iſt. Eine mit Pfeffer und Zwiebeln gewürzte Eſſigbrühe erweckt durch die Naſe ſo leicht die Vorſtellung von geſottenen Fiſchen und den Appetit darnach; und ſo erweckt häufig der Geruch von Speiſen das Verlangen nach denſelben. Wie Mancher ißt erſt, weil er Andere nicht etwa eſſen *ſieht*, ſondern das Gute *riecht*, das ſie eſſen.

Kant ſagt vom Geruch: er ſey der undankbarſte Sinn und ſcheine ihm auch der entbehrlichſte zu ſeyn. Nun, der Geſichts- und Gehörſinn mögen weit edler ſeyn, was Niemand leugnen wird; was aber die Entbehrlichkeit anbelangt, ſo iſt das eine Sache, über die ſich viel ſprechen läßt. Ich wenigſtens und noch viele Andere möchten den Sinn des Geruchs nicht ſo leicht entbehren. Nichts vom Duft der Blumen und Blüthen zu reden, was iſt das allein ſchon für ein feſtlicher Genuß, wenn eine reiche Tafel von köſtlichen Speiſen duftet. Schon der alte Homer hat das geſungen. Und die mannigfaltigen Düfte der verſchiedenen Obſtarten und der

Digitized by Google

Südfrüchte, deren reizendes Element zum Genuß einladet und ihn erhöht, und der ſeelenvolle Duft des Weines, der allein ſchon zu wonnigen Vorſtellungen begeiſtern kann! Ich habe den herrlichen Lorenzo di Medici immer bemitleidet, daß der ſo Vielbegabte nur einen ſtumpfen Geruchſinn hatte.

Ich weiß nicht, wie's kommt, daß unſerer deutſchen oder vielmehr aus dem Lateiniſchen germaniſirten Naſe ein gewiſſer komiſcher Nebenbegriff anklebt. Eine ſchöne Naſe iſt gewiß etwas Schönes an einem Weibe, ja ohne Naſe, oder durch eine verſtümmelte wäre das ſchönſte Geſicht entſtellt; und doch würde ſich eine Dame ſchwerlich geſchmeichelt finden, wenn ein Dichter ihre Naſe beſingen wollte, und ſey es auch der Sänger des „Hohenliedes,“ der bekanntlich die ſeiner Auserwählten mit dem „Thurm auf dem Libanon, der gegen Damaskus ſieht,“ vergleicht. Dagegen hat dieſes „Vorgebirg des Geſichts“ von Katull bis auf Haug herab zu mancherlei geſalzenen und ungeſalzenen Epigrammen herhalten müſſen. Auch könnte man ein ganzes Büchlein ſchreiben über die Ausdrücke alle, die, meiſtens komiſch oder an's Komiſche ſtreifend, von der Naſe hergenommen ſind. Ueber dies alles und über die Urſache von allem dieſen ließe ſich viel ſagen, aber es würde zu weit von unſerem Weg abführen. Näher einer gaſtroſophiſchen Betrachtung liegt die Bemerkung, daß die Naſe häufig ein Verräther vom Genuſſe ſtarker Getränke iſt, daß aber ſelbſt die Farbe der Naſe nach der Beſchaffenheit des habituellen Getränkes charakteriſtiſch variirt, und daß eine Eintheilung in Weinnaſen — und dieſe zerfallen wieder in Burgunder-, Rheinweinnaſen u. ſ. w. — in Schnaps- und Biernaſen ſtatthaft wäre.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Auguſt.

(Schluß.)

Shakespeares Was ihr wollt. Neue Gedichte.

Geſpielt wurde, wie ſchon oben geſagt, nicht im Geiſte Shakespeares. Nur eine Rolle wurde vortrefflich dargeſtellt — Junker Tobias von Joſt. Dieſer denkende Künſtler gab den tollen Wüſtling, der hie und da feinere Bildung affektirt, auf den einfältigen Andreas, der ſich von ihm narren und ausziehen läßt, ſicher herabſieht, aber vor dem überlegenen Wiz der Maria ſich beugt, mit aller gebührenden Derbheit und Rohheit, die er aber durch Laune und einen Anſtrich würdiger Haltung luſtig und an einigen Stellen wahrhaft erquicklich zu machen wußte. Er gab eine Natur, mit Erlaubniß Goethes zu reden. In ſeiner Mimik war er ſo glücklich, daß er einmal, als Andreas Bleichwang ſich nach dem Ergebniß ſeiner Unterredung mit Ceſario erkundigt, durch eine bloſſe Handbewegung das ganze Parterre zum Lachen und Klatſchen brachte. Die übrigen Darſteller komiſcher Charaktere — Heigel als Narr, Lang als Andreas, Forſt als Malvolio – trifft der Hauptvorwurf, daß ſie ihre Rollen in's Gemeine herabzogen. Der Narr, ein kluger Burſche, muß ohnehin mit Ruhe, Feinheit und guter Haltung gegeben werden. Heigel gab ihn viel zu zappelig, ohne eine Spur der humoriſtiſchen Ueberlegenheit, die ihn auszeichnen ſoll. Auch Malvolio, ja der Junker Andreas, müſſen mit Haltung und einer Art Würde geſpielt werden, wenn ſie komiſch wirken ſollen. Dieſe Thoren ſind es ja gerade dadurch, daß ſie es nicht wiſſen, deßwegen immer ganz ernſthaft mit Selbſtgefühl auftreten, und ſich ein Anſehen zu geben ſuchen; ſie dürfen ſich nie mit Fleiß wegwerfen. Dies that aber ſowohl Forſt als Lang, obſchon der erſtere an einzelnen Stellen ſeinen Charakter traf und dadurch vor Lang auszuzeichnen iſt, der, ſonſt ein guter Komiker, ſeine Rolle ganz verfehlte, weil er durch handgreifliche äußerliche Albernheit auf ſeine Zuſchauer wie auf ein Lipperltheaterpublikum wirken wollte. Auch Mad. Dahn, die ſonſt lobenswerth ſpielte, verdarb die Viola an der Stelle, wo ſie als Ceſario zum Zweikampf mit Andreas aufgefordert wird. Hier äußerte ſie eine ſo klägliche Furcht, wie ſie nie in der Art der wohlerzogenen Viola liegen kann. Shakespeare hat keine Veranlaſſung zu einer ſolchen Auffaſſung gegeben; bei ihm ſucht ſich Viola zwar auch dem Zweikampf zu entziehen, aber mit Anſtand. Die übrigen Schauſpieler machten nichts gut, verdarben aber auch nichts.

Soviel vom Theater. In literariſcher Beziehung iſt mir in neueſter Zeit nichts Bedeutendes bekannt geworden, mit Ausnahme einer Gedichtſammlung von Karl Schimper. Die Sammlung iſt in Erlangen gedruckt, aber in München — wie ich weiß — größtentheils entſtanden, mithin als ein Münchner Erzeugniß zu beſprechen. Ich las ſie in den lezten Tagen und geſtehe gern, daß mir von den neueſten Sammlungen keine bekannt iſt, die ſich dieſer an die Seite ſtellen dürfte. Der Verfaſſer erſcheint als gereifter, philoſophiſch und äſthetiſch durchgebildeter Mann, mit genauer Kenntniß des Lebens und der Natur, mit klarer Einſicht in das, was er poetiſch empfindet. Seine Gedichte, faſt in allen meiſterhaft behandelten lyriſchen Formen, ſind ein Schaz von heiterm Humor, inniger Poeſie, großer Geſinnung und ſchlagender Satyre; dabei, was die Hauptſache iſt, das Erzeugniß eines Geiſtes, der auf die Lebensfragen der Zeit Antworten weiß und gibt, entweder durch poetiſche That oder mit ausdrücklichen Worten. Ein ſolcher Verein poetiſcher Tugenden iſt unter den neueſten Dichtern eine zu ſeltene Erſcheinung, als daß ich ſie nicht mit wahrer Herzensfreude hier öffentlich begrüßen und den Leſern des Morgenblattes empfehlen ſollte. Ich thue das um ſo lieber, als der Dichter keinem einzigen ſchwachen Gelüſten der Zeit entgegenkommt, dieſelben vielmehr, ſo viel an ihm iſt, derb geißelt, und ſomit an Verkleinerern keinen Mangel haben wird. Kann ich aber gut prophezeihen, ſo wird er mit der Zeit in den Häuſern jedes wahrhaft Gebildeten ſeyn.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Auguſt 1840.

„Ein Segel!“ ſchallt's; die Bruſt ſich hoffend hob —
Die Flagge wie? was ſagt das Teleſkop?
Wie ſtolz und prachtvoll iſt des Schiffes Lauf!
Wie im Triumph ſpannt's weiße Schwingen auf.
Byron.

Das Schiff.

Seines Heldenſohnes harrend an des Meeres felſ'gem Strand,
Bangen Herzens, ſtarren Auges, hoch der König Aegeus ſtand,
Zitternd, ob das Schiff von Creta weiße Fahnen laſſe ſehn,
Oder ob die ſchwarzen Flaggen trauernd von dem Maſte wehn?

Ob den grimmen Minotauren Theſeus ehrner Arm erſchlug?
Ob davon den ſchönen Kampfpreis, ſieben edle Paar', er trug?
Ob des Sohnes Haupt ihn grüße, das der friſche Kranz umſchlingt,
Ob man einen bleichen Leichnam, einen Aſchenkrug ihm bringt?

Endlich taucht empor ein Punkt nur an des Meeres blauem Saum;
Angeſtrengt ringt ſich das Auge durch den weiten, weiten Raum; —
Näher kommt es — ſchwarze Flaggen wehen um des Siegers Schiff —
Und es ſtürzt ſich der getäuſchte Vater in das Meer vom Riff.

Jenes Schiff, das ausgeſendet ward aus einem fränkſchen Port,
Welches mit erprobten Helden führt ein Königskind an Bord,
Welches feſtlich zu empfangen Frankreich all ſein Volk ſtrömt aus,
Daß der Stimmen mächtig Dröhnen übertönt des Meers Gebraus:

Nicht des Zweifels banges Schwanken harrt entgegen ſeiner Fracht!
Was es bringt? feſt ſteht's und ſicher — ſicher wie des Todes Macht!
Immortellen, Lorbeerkronen machen es zum Ruhmeszelt;
Unter ſeiner grünen Laube ſchläft — doch ewgen Schlaf — ein Held!

Von der Inſel, die den Namen von der ſchönen Griechin trägt,
Die zum Kampf einſt Hellas Helden gegen Ilium aufgeregt,
Holt es her die Aſche deſſen, der des Krieges Fackel trug
Durch die Welt, bis Rußlands Eisgeiſt ſie ihm aus den Händen ſchlug.

Digitized by Google

Der auf eines Eilands Felſen, drauf der Sonnſtrahl glühend prallt,
Einſog mit der Milch der Mutter heißer Leidenſchaft Gewalt,
Fand auf andern Meeres Inſel ſeines Weltlaufs ödes Ziel,
Selbſt als matter Chor erklärend ſeines Lebens Trauerſpiel.

Einſam, unter Trauerweiden, ruhte dort der Fürſt der Schlacht,
Seinem Land im Tod verweigert, von der Feinde Schaar bewacht,
Bis der Wunſch der Ruhmserinnrung ihn zur freien Heimath ruft;
Nicht verſagte mehr die Schlüſſel Albion zu des Todten Gruft.

Schwarz von hohen Maſten flattert mancher falt'ge Trauerflor,
Doch auch bunte Wimpeln wehen, Fahnen, Flaggen, tricolor!
Manches Aug', das lang verlernte Thränen, wird noch einmal feucht,
Wie heran auf flüß'gem Pfade die Fregatte Cäſars zeucht.

Seine Donnerſtimme findet wieder der Kanone Mund,
Jauchzt dem Herrſcher ihre Grüße zu aus eherngluhndem Schlund,
Pulverdampfeswolken ſchweben dem Geſchützesfürſten zu,
Draus der goldne Strahl der Sonne einen Nimbus ſchafft im Nu.

Leben ſoll der große Todte, wo ſo viel Lebend'ge todt,
Herrſchen ob den Unbotmäß'gen ſeines Namens Machtgebot,
Sich verſöhnen ſoll ſein Schatten mit der Freiheit und dem Recht,
Und zum Kriegsmuth ſeine Aſche weihn des Friedens jung Geſchlecht!

Hat er in des Grabes Stille, vom grüntiefen Meer umrauſcht,
Kronen, wüſt vom Blut und Staube, gegen reinern Kranz vertauſcht?
Hat in Lethe's Strom verſenkt er ſeines Weſens irdiſch Theil?
Quillt vom Sarg des eingewiegten Donnergottes mildes Heil?

Oder wohnt nur ſeines Volkes Augen ein die Wunderkraft,
Die aus ſeiner Freiheit Würger ſeiner Wohlfahrt Genius ſchafft?
Oder hat der Ruhmesblume Duft berauſchend ſie beſiegt,
Welche ſich auf blut'gem Stengel, über Trümmern, purpurn wiegt?

Während ſich der Gallier Blicken ein betäubend Schauſpiel weist,
Schaut der Deutſche über'm Rheine an das Aſchenfeſt im Geiſt.
Kühler ward der Haß, der gegen Frankreichs Herrn in ihm gekocht;
Leichtmitfühlend ihm das eigne Herz beim fremden Jubel pocht.

„Weg in Friedenszeit geſchüttet ſey des Krieges Oel, der Groll!
„Erſt durch der Verſöhnung Becher wird das Maß des Sieges voll!
„Den wir haßten und bekämpften — Kränze wir dem *Todten* weihn!
„Feindſchaft ſeiner Aſche darf uns keines Reſts von Furcht mehr zeihn!

„Nicht allein *dem* Stamm gehört er, der ihn ſeinen Kaiſer nennt!
„*Dem* auch, der in ihm den Weltgeiſt, ſeines Weſens Kern, erkennt!
„Unſer wird er! ſteigt, erhaben über Kämpfe trüb und heiß,
„Aus des einzeln Volkes Ringe in der Weltgeſchichte Kreis!"

Deutſche! klügelt nicht mit glatter, matter Afterweisheit Wort
Eurer Mannheit kräftge Stützen, eurer Ehre Pfänder fort!
Ohne Neid, den Haß ſich löſend in der Nachwelt ernſte Ruh,
Schaut gefaßten Geiſts des alten Feindes Aſchenrückkehr zu!

Während *drüben* ſie ihn feiern, ſitzet ihr nicht zu Gericht!
Mit der Wahrheit Klägerſtimme höhnt entzückte Schwärmer nicht!
Aber wenn der Mund auch ſtumm iſt: lüge nicht das deutſche Herz,
Und verkauf' um falſchen Jubel nicht den echten, treuen Schmerz!

Ehrt das Volk, das ſeinen Helden, deſſen Sünden hehlend, ehrt,
Das des Ruhmes Leidenstage früh, mit Dichterhaſt, verklärt!
Störe nicht dem jungen Phönix die Verjüngung eurer Fluch;
Aber werft nicht in die Flamme der Geſchichte wahrhaft Buch!

Schaut, in feſte Reihn geſchloſſen, als ein mannhaft Heer geſchaart,
Wie ſich dort in trunknem Jubel Volksgeſinnung offenbart!

Digitized by Google

Wie der ſtolzen Freude Funken durch Millionen Herzen zückt,
Und den Krüppel und den Bettler der Begeiſt'rung Glorie ſchmückt!

Doch, daß euch der Sturm nicht faſſe, faßt in's Herz das Vaterland!
Hoffnung, Treu', Erinnrung ſtärken als Oaſen euch im Sand!
Stimmt in galliſcher Begeiſt'rung Jubelruf bethört ihr ein:
Nimmer wäſcht euch ab die Schande, der ein Deutſcher bleibt — der Rhein!

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Fortſetzung.)

Faſt gleichzeitig, vielleicht durch die Nachricht von jenen Verſuchen angeregt, obwohl nach ganz andern Prinzipien verfahrend, kamen zwei Franzoſen von Genie, die Gebrüder Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay im Vivarois, auf die Idee der Aeronautik; eigentlich hätte dieſelbe beim bloßen Anblicke der bei heiterem Wetter aus den Schornſteinen ſo gerade und ſo hoch in die Luft aufſteigenden Rauchſäulen erweckt werden können. Das Mittel, deſſen ſich die Männer bedienten, beſtand darin, daß ſie unter der Oeffnung eines ganz zuſammengefalteten leinenen Sacks ein Strohfeuer anzündeten, in welches man von Zeit zu Zeit etwas gekrämpelte Wolle warf; dadurch entfaltete ſich der Sack, ſchwoll auf und ſtieg endlich in die Luft empor. Sie glaubten, es entwickle ſich dabei ein eigenes, ſehr leichtes Gas, welches ſie auch das „Montgolfierſche Gas" nannten; allein die wahre Urſache des Aufſteigens ſolchergeſtalt gefüllter Säcke iſt lediglich die, daß die in dieſelben aufſteigende Luft vom Feuer erhizt und alſo verdünnt iſt. Die Leſer haben ſomit zugleich eine Erklärung des Ausdrucks „Montgolfierſches Gas," welche oft vergeblich geſucht wird. — Es gelang den Gebrüdern Montgolfier indeß durch ein ſo unvollkommenes Verfahren, einen Ballon von Leinwand, welcher 35 Fuß im Durchmeſſer hatte und 450 Pfund wog, mit einer Laſt von außerdem 400 Pfund, zum Steigen zu bringen. Der Verſuch fand am 5ten Juni 1783 zu Annoney vor den verſammelten Ständen von Vivarois ſtatt; der Ballon erreichte in kaum zehn Minuten eine Höhe, welche man auf 6000 Fuß ſchäzte, und fiel erſt 7200 Fuß vom Aufſteigungspunkte nieder. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welchem ungeheuren Enthuſiasmus dieſer erſte bedeutendere Erfolg damals begrüßt wurde.

Auch verbreitete ſich der Ruf dieſer ſtaunenswürdigen Entdeckung ſchnell überall hin, und namentlich war ganz Frankreich davon erfüllt. Nicht ſo ſchnell aber hatten auch die von den Montgolfiers angewendeten Mittel ſelbſt bekannt werden können; und die Pariſer Naturforſcher namentlich, denen Cavendiſch's Entdeckung vorſchwebte, verfielen daher natürlich zunächſt auf den Gedanken, daß das Waſſerſtoffgas gebraucht worden ſey. Charles, Profeſſor der Phyſik zu Paris, verfertigte daher, unter Beiſtand der Mechaniker Gebrüder Robert, einen Ballon von Taft, überzog denſelben mit dem eben damals erfundenen Firniß des in Weingeiſt aufgelösten Gummi elasticum, füllte ihn auf die oben beſchriebene Weiſe mit Waſſerſtoffgas, und ließ ihn am 27ſten Auguſt 1783 auf dem Champ de Mars aufſteigen, welcher Verſuch ebenfalls vom glücklichſten Erfolge gekrönt wurde. — Alſo theilten ſich die aeroſtatiſchen Maſchinen anfänglich in zwei Klaſſen: in die nach Montgolfiers Vorſchrift mit erhizter (verdünnter) Luft gefüllten Montgolfièren, und in die Charlièren, bei denen Charles, wie angeführt, das Waſſerſtoffgas (die brennbare Luft) anwendete. Der erſtere Weg iſt, ſeiner Gefährlichkeit wegen, ſpäter ganz verlaſſen worden, und man benüzt nur noch das Waſſerſtoffgas; die Ausdrücke kommen aber in der Geſchichte der Aeronautik noch häufig vor, und man hat ſich dieſelben daher zu merken. Zur Vervollſtändigung der Kenntniß der aeronautiſchen Terminologie bemerke ich endlich noch, daß man zuweilen auch eine Verbindung von Montgolfière und Charlière verſucht und derſelben den Namen Carolo-Montgolfière beigelegt hat; auch davon iſt indeß jezt keine Rede mehr.

Bald nach dieſem gelungenen Verſuche von Charles kam der jüngere Montgolfier nach Paris, um ſein Verfahren daſelbſt zu produziren. Unter den Aufſteigungen, welche er daſelbſt veranſtaltete, iſt die merkwürdigſte diejenige, welche in Gegenwart des unglücklichen Ludwigs XVI. am 19ten September 1783 ſtatt fand, und bei welcher ein Sphäroid von Leinwand, 57 Fuß hoch und 41 Fuß breit, deſſen körperlicher Inhalt demnach 37,500 Kubikfuß betrug, durch Verbrennung von nur 80 Pfund Stroh und 5 Pfund Wolle * dergeſtalt mit erhizter und dadurch verdünnter Luft erfüllt wurde, daß es eine Höhe von mehr als 1400 F. erſtieg. Dieſer Aeroſtat, der mit den Stricken und einem daran befeſtigten Käfig, worin ſich ein Hammel, eine Ente und ein Hahn befanden, 900 Pfund wog, erhielt ſich acht Minuten lang in der

---

* Welche Rolle die Wolle, deren günſtigen Einfluß die Montgolfier bloß durch Verſuche kennen gelernt hatten, hiebei ſpielt, ſcheint doch noch nicht ganz ausgemacht. Die Phyſiker, welche ich bei meinem Vortrage beſonders benüze, nehmen an, daß dieſelbe lediglich den Erhizungs- und Dilatationsprozeß der in den Ballon zu leitenden Luft begünſtige.

Digitized by Google

Luft und kam beim Dorfe Vaucreſſon, 10,200 Fuß vom Aufſteigungspunkte, ſo ſanft zur Erde, daß jene Thiere nicht den mindeſten Schaden gelitten hatten, was denn freilich eine ſchöne Aufmunterung für menſchliche Luftſchiffer war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Oſterlande, Auguſt.

(Schluß.)

Cultur. Nepotismus. Sociale Zuſtände.

So ſehen wir fortwährend neue Strömungen der öffentlichen Lebensthätigkeit die alten Dämme des Eigennutzes, der Bosheit, Faulheit und Dummheit durchbrechen. Um ſo mehr muß es befremden, wenn man in einer ſo anſehnlichen Stadt, wie Zeiz, vergebens nach dieſer ſo erfreulichen allgemeinen Erſcheinung ſucht. Es iſt, als ob dieſer Ort, in geringer Entfernung von dem ſtrebſamen, allſeitig ſich verjüngenden Leipzig,* nicht eine einzige Schlagader des modernen deutſchen Lebens in ſich trüge. Mit offenem Munde ward ich angeſtarrt, als ich einen alten Bürger nach Gewerbevereinen, Gewerbeſchulen, Kinderbewahranſtalten und dergleichen gemeinnützigen Inſtituten fragte. Er hatte keinen Begriff davon, und vielleicht bedarf man ihrer in Zeiz auch nicht. Aus alter Zeit beſtehen hier noch einige Kranken- und Armenanſtalten. In der Gegenwart dürften ſie ihre Entſtehung ſchwerlich finden, wenn man die Thatſache erwägt, daß hinter einander fünf öffentliche Vorſtellungen zum Beſten der Armen gänzlich unbeſucht blieben, und nicht ſtattfinden konnten, weil die Armenkaſſe den größten Theil der Koſten hätte zuſchießen müſſen. Die bedeutendſte Schule iſt die ſogenannte Stiftsſchule, ein Gymnaſium in gewöhnlichem philologiſchem Styl, zu deſſen erſtem Rektor Philipp Melanchthon auf Anſuchen des Rathes den gelehrten Georg Tenßler empfahl. Unter Herzog Moritz lehrte hier der berühmte M. Chriſtoph Cellarius. Auf dieſer Stiftsſchule ſind viele Männer gebildet, welche ſich ſpäter als Gelehrte und Staatsmänner auszeichneten, unter Andern der Geheime Oberregierungsrath Streckfuß in Berlin. Die nicht unbedeutende Stiftsbibliothek, von dem Biſchof Pflug gegründet, enthält viele Schätze der alten Literatur, welche zum Vortheile der Wiſſenſchaft mehr bekannt zu ſeyn verdienten. Außer jenem Gymnaſium beſteht hier eine Bürgerſchule (nicht Realſchule), in neuerer Zeit aus einigen zerſtreuten ältern Unterrichtsanſtalten gebildet. Die überſtreng geſonderten Bildungszwecke dieſer beiden Inſtitute bleiben nicht ohne Einfluß auf das hieſige ſociale Leben, welches mechaniſch und einförmig ſich in enggeſchloſſenen Kreiſen bewegt, und ſich ſo ſorgfältig vor Berührungen hütet, wie der kleinſtädtiſche deutſche Geiſt es mit ſich bringt. Da dieſer Geiſt den Begriff der Geſellſchaft nur in der Standesrepräſentation ſucht und die Individualität ignorirt, da der Begriff des Standes ſelbſt wieder von Titel, Orden und Mammon, nicht von intellektuellen und moraliſchen Vorzügen abhängt, welche nur individuell gedacht werden können, ſo iſt aus ſolchen Faktoren bald das Facit herausgefunden. Es iſt die Stagnation aller öffentlichen Verhältniſſe, in denen nur bisweilen der Nepotismus eine wurmförmige Bewegung verſucht. Dieſer Nepotismus, der Krebsſchaden des mittelalterlichen Städteweſens, ſcheint hie und da wieder in das Repräſentationsſyſtem der modernen Communalverfaſſung eindringen zu wollen; man hört bei den Bürgermeiſterwahlen in manchen preußiſchen Städten über mancherlei unedle Umtriebe einzelner Stadtverordneten klagen, um ihren begünſtigten Candidaten die meiſten Stimmen zu verſchaffen. Erſt kürzlich fand ein ſolcher Wahlakt auch in Zeiz ſtatt, und man machte dabei dieſelbe Wahrnehmung. Zwei Einrichtungen würden hier offenbar radikale Hülfe leiſten: die öffentliche wörtliche Mittheilung der Verhandlungen der Stadtverordneten; dann von der Schule aus eine wahre Erziehung des Bürgers für den Staat und das Communalweſen. Da Begriff und Würdigung eines Gemeindeamtes nicht ſchon durch die Jugenderziehung in dem Geiſte des Geſchlechtes feſtgewurzelt iſt, ſo fehlt auch die Luſt, es ganz und würdig auszufüllen, beſonders da dies von manchen Opfern an Zeit, Mühe, und auch wohl direkter Geldausgabe, unzertrennlich iſt. Nur ſelten bemerkt man, daß ein Bürger- oder Stadtverordneter ſich die Mühe gegeben hat, über das Communalweſen ſich hinlänglich zu unterrichten, und daß er demzufolge von wahrem Communalgeiſte beſeelt iſt; die Andern halten ſich meiſt ſelbſtſüchtig lieber an den Bierkrug. Unter ſolchen Umſtänden iſt es kein Wunder, wenn die Bureaukratie einen entſcheidenden Einfluß auf das Communalweſen äußert, der gerade hier eben ſo entſchieden abgewieſen werden ſollte, als er in rein ſocialer Hinſicht für die allgemeinen localen Zuſtände zu wünſchen wäre. Auch hier liefert Zeiz als Beiſpiel eine allgemein bekannte und anerkannte Thatſache. Eine einzige bureaukratiſche Familie iſt ſo weit in die angeſehenſten Bürgerfamilien durch Verwandtſchaft und Einfluß verzweigt, daß ich jüngſt von einem ruhigen Manne die Bemerkung hörte: „Unſere Stadt iſt nicht preußiſch, ſondern — iſch!“ Wirklich iſt ſeit Jahren kein ſtädtiſches Amt oder irgend eine Prärogattve anders, als an Jemanden vergeben worden, der mit jener Familie in Verbindung ſtand. — Die ſocialen Zuſtände von Zeiz ſind nach dem vorhin angedeuteten kleinſtädtiſchen Schema zugeſchnitten, wobei die Mittelmäßigkeit ſich jederzeit wohl befunden hat. So reducirt in öffentlichem Lebensſinne dürften nur wenige Städte ſeyn. Eine reizende Umgebung ladet vergebens zu Ausflügen und Spaziergängen ein, und an den heiterſten Sommertagen ſieht man ganz leidliche Reſtaurationen mit freundlichen Anlagen leer. Der Kunſtgenuß, er beſtehe in Concert oder Theater, darf nie fünf Silbergroſchen überſteigen; ſonſt iſt mit mathematiſcher Gewißheit vorherzuſagen, daß der Schau- oder Hörplatz leer bleibt, und kämen Seidelmann und die Schröder-Devrient hierher, oder es kündigte die heilige Klavierſpielerin Cäcilia ſelbſt ein Concert an. Für die ſogenannten gebildeten Stände iſt der Sammelplatz die Reſſource und Kartenſpiel die geiſtreichſte Unterhaltung. Daneben langweilt man ſich in einigen wöchentlichen Viſiten. Man gibt ſich Mühe, zu reden; doch wovon ſoll man reden, da Jeder ſorgfältig ſich hütet, den Stoff zu liefern, der natürlich ſehr dürftig wird, ſobald es ſich immer nur von Perſonen, nicht von Sachen handelt? Bisweilen bringt ein Diner einige Lebenswärme in die Männergeſellſchaft. Dies gilt hier als eine Art politiſches Ereigniß. Hier haben Sie das Geſellſchaftsbild einer ſächſiſchen Provinzialſtadt; und wahrhaftig, es iſt kein Zug darin übertrieben.

* Die dortige Michaellsmeſſe ward zuerſt in Zeiz gehalten, und wegen einer Räuberei erſt 1484 dahin verlegt, die Petri-Paulmeſſe zu Zeiz dagegen ſchon 1429, wegen Verwüſtung der Stadt durch die Huſſiten, nach Naumburg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Auguſt 1840.

Ita magni atque humiles sumus.

Terentius.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

Erſter Brief.

Paris, Juli 1840.

In einer aus Deutſchen und Franzoſen gemiſchten Geſellſchaft war ich lezten Winter in Paris Zeuge eines neckenden Rangſtreits über den Vorzug Deutſchlands oder Frankreichs. Die Franzoſen witzelten, ſtichelten und trafen oft ſcharf genug; die Deutſchen vertheidigten ſich, ſo gut ſie konnten, und auch ihre Hiebe fielen nicht flach. Am Ende aber ſagte ein Deutſcher, eine Art paysan du Danube, ohne Umſtände und gerade heraus: „Jedenfalls haben die Franzoſen das Pulver nicht erfunden!“ Man lachte; aber ein Franzoſe antwortete: „Wenn ein Deutſcher das Pulver erfunden hat, ſo haben die Franzoſen wenigſtens bald gelernt, ſich deſſelben auf eine ganz anſtändige Weiſe zu bedienen. Deutſchland ſelbſt weiß viel davon zu erzählen.“ — Dabei blieb der Streit ſtehen, der Ton der Geſellſchaft erlaubte nicht, weiter zu gehen, da man ſchon auf der Grenze ſtand, ſie vielleicht ſchon etwas überſchritten hatte, und ein Schritt weiter aus der Neckerei Beleidigung und Ernſt machen konnte. — Das Gutenbergsfeſt in Straßburg rief mir dieſen Streit mehr als einmal in's Gedächtniß zurück. Warum wohl mein Deutſchland vertheidigender Landsmann in Paris nicht geſagt haben mag: „Die Franzoſen haben die Buchdruckerkunſt nicht erfunden!“ Ich denke, das hätte wohl ein ganz anderes Gewicht gehabt als die Erfindung des Pulvers.

Wunderbar aber iſt es jedenfalls, daß dieſe beiden Erfindungen faſt gleichzeitig und Landsleute ſind. Beide änderten gemeinſam das Geſchick der Welt, beide halfen die materielle Macht beſiegen, das Pulver, indem es ihr Weſen änderte, ſie zwang, ſich mit dem Geiſte zu verbinden, bei ihm ein Anlehen zu machen, ohne welches ſie in Zukunft nicht mehr beſtehen konnte; die Buchdruckerkunſt, indem ſie dem Geiſte eine neue Waffe lieh, eine Rieſenkeule, federleicht zu heben, centnerſchwer im Niederfallen. — Pulver, Druckerſchwärze und Blei ſind heute die Hebel der Ereigniſſe, und wo ſie gemeinſchaftlich angelegt werden, da kracht die Welt in ihren Angeln. Das Pulver und die Buchdruckerkunſt aber ſind vor Allem die Grundfeſten der Zuſtände der neuern Zeit, die Fundamentſteine der demokratiſchen Richtung, welche die Geſchichte ſeit mehreren Jahrhunderten unverkennbar genommen. Berthold Schwarz rang den Rittern das Schwert aus der ſtarken Fauſt und gab die Büchſe in die Hand des Bauern, des Knechtes. Der Tod, der lezte Beweis alles Lebens, ſprach ſein Urtheil, und dies Urtheil hieß: Gleichheit zwiſchen Knecht und Ritter vor

Digitized by Google

der Macht des Pulvers! Das Ritterthum wurde ſo erſt überflüſſig und nutzlos, dann laſtig und lächerlich. Gutenberg aber lieh den Unterdrückten jene neue, bis dahin unbekannte Waffe, die ſelbſt dem Pulver ſeine Grenze ſetzen ſollte, die die Kanone an die Preſſe zu feſſeln berufen war. Die Erfindung eines Berthold Schwarz würde ohne die eines Gutenbergs nur ein neues Mittel der Unterdrückung geworden ſeyn; denn wenn ſie auch die Macht zwang, bei dem Geiſte in die Schule zu gehen, ſo erlaubte ſie doch, den Geiſt der Macht unterthänig zu machen, und erſt die Preſſe befreite den Geiſt von ſeinen lezten Feſſeln. — Deutſchland legte in ſeinen Urinſtitutionen, in Volksgerichten, Geſchworenen, Volksvertretung den Grund der neuern Zeit und ihrer Inſtitutionen. Aber es ſollte dieſen Inſtitutionen auch die Mittel verſchaffen, ſich überall geltend zu machen, und deßwegen zeugte es einen Berthold Schwarz, einen Hans Gutenberg.

Das Alles aber iſt es nicht eigentlich, was mich ſo lebendig an jenen neckenden Streit in Paris erinnerte, ſondern vor allem die Antwort, die höchſt wahrſcheinlich ein Franzoſe auf den Satz: „Haben doch die Franzoſen die Buchdruckerkunſt nicht erfunden!" gegeben, und die gerade ſo wie beim Pulver gelautet haben würde: „Wenn ein Deutſcher die Buchdruckerkunſt erfunden hat, ſo haben die Franzoſen wenigſtens bald gelernt, ſich derſelben auf eine anſtändige Weiſe zu bedienen. Deutſchland ſelbſt weiß viel davon zu erzählen." Und leider! möchte es abermals ſchwer ſeyn, hierauf eine für Deutſchland befriedigende Antwort zu geben. Ja, Deutſchland weiß von der franzöſiſchen Preſſe nachzuerzählen! Sie hat ihr härtere Schläge, tiefere, gefährlichere Wunden beigebracht, als Frankreichs Kanonen und Bajonette. Zu allen Zeiten ließ ſich ein bedeutender Theil der deutſchen Schriftſteller von den Franzoſen in's Schlepptau nehmen, und in unſern Tagen gar ſah Frankreich keine Art Unſinn im Boden ſeiner Literatur keimen, die nicht ihre Götzendiener in Deutſchland gefunden hätte. Von den großartigen Verirrungen einer George Sand bis zu den Theaterfarcen eines père Enfantin hinab wurde alles Franzöſiſche auf deutſchen Boden verpflanzt, wodurch dann an und für ſich ſchon der Palmbaum, der in Frankreichs Luft wenigſtens eigene Lebenskraft hatte, in Deutſchlands Luft zu Heckengeſträuche zuſammenſchrumpfte, und ſo die Götzendienerei nur noch lächerlicher und dummer wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Fortſetzung.)

In der That fand ſich dadurch auch Pilatre de Rozier, Vorſteher der königlichen Muſeen zu Paris, welcher mit Montgolfier bekannt geworden war, ermuthigt, am 15ten Oktober 1783 ſelbſt mit einer Montgolfière aufzuſteigen; er hatte dieſelbe mit einer Galerie verſehen laſſen, und nahm eine Glutpfanne mit ſich, um die den Ballon erfüllende Luft nach Belieben ferner erhitzen und ausdehnen zu können, worin das bei dieſer Einrichtung hinreichende, aber freilich höchſt gefährliche Mittel zum Steigen und Senken des Ballons beſteht. Bei dieſem erſten Experimente wurde der Ballon noch mit Stricken feſtgehalten; da es aber gelang, ſo wagte Rozier, in Begleitung des Marquis d'Arlandes, am 21ſten November deſſelben Jahres eine zweite, nun mehr wirkliche Luftreiſe. „Dieſe kühnen Luftfahrer," ſagt der Bericht, „ſtiegen um ein Uhr 54 Minuten, nachdem die Maſchine in kaum acht Minuten aufgeſchwellt worden war, vom Schloßhofe zu la Muette in die Höhe, bleiben 25 Minuten in der Luft, wurden vom Winde über einen Theil von Paris und die Seine getrieben und kamen, indem ſie mittelſt geſchickter Behandlung des Feuers und dadurch bewirkter Hebung und Senkung des Aeroſtaten, den Gegenſtänden, an welche ſie hätten ſtoßen können, ausgewichen waren, weit über eine Meile vom Aufſteigungspunkte wohlbehalten wieder zur Erde." Ihre Maſchine faßte 60,000 Cubikfuß, und die Laſt, welche ſie mit ſich aufzog, betrug 1600 Pfund.

Dieſe mit Montgolfièren gewonnenen Erfolge veranlaßten den oben genannten Erfinder der Charlière, Charles, mit Beiſtand ſeines Gehülfen Robert, in einer ſolchen ebenfalls eine Luftfahrt zu unternehmen. Sie ſtiegen am 1ten December 1783 in einer am Ballon befeſtigten Art von Triumphwagen aus den Tuilerien auf, gingen, in einer Höhe von etwa 1800 Fuß, über vier Meilen weit fort und ließen ſich bei Nesle nieder, wo Robert ausſtieg, Charles aber mit dem dadurch erleichterten Ballon ſich neuerdings, und zwar bis zu einer, dem Aetna faſt gleichen Höhe von 9000 Fuß * erhob, noch 35 Minuten in der Luft verweilte und ſodann ebenfalls glücklich zur Erde kam. Seitdem wurden ſolche aeroſtatiſche Verſuche theils mit Montgolfièren, theils mit

* Dieſe Meſſungen der vom Luftſchiffer erreichten Höhen werden bekanntlich am leichteſten mittelſt mitgenommener Barometer gemacht, in welchen das Queckſilber in einem gewiſſen Verhältniſſe zu jenen Höhen ſinkt.

Digitized by Google

Charlièren ſehr häufig wiederholt, ſo daß ihre Zahl bis zum März 1785 bereits bis auf 35 geſtiegen war, ohne daß jedoch die Kunſt ſelbſt dabei ſehr ausgebildet worden wäre, noch die Wiſſenſchaft einen Vortheil davon gehabt hätte.

Ich bemerke aus dieſer Epoche der Aeronautik daher auch nur für die Leſerinnen, daß am 4ten Juni 1784 zum erſten Male eine Frau (eine gewiſſe Madame Thible) eine Luftfahrt wagte, und zu Lyon vor dem damals in Frankreich reiſenden König Guſtav von Schweden aufſtieg, eine Höhe von 8500 Fuß erreichte und zwei deutſche Meilen in 45 Minuten zurücklegte. Unerwähnt darf aber das unglückliche Ende des ſchon oben angeführten Aeronauten Pilatre de Rozier nicht bleiben. Er ſtieg, in der Abſicht, über den Kanal nach England zu gelangen, begleitet vom Parlamentsadvokaten Romain, am 15ten Juni 1785, zwiſchen Boulogne und Calais, mit einer ſehr großen Montgolfière auf; die Maſchine wurde aber von der mitgenommenen Gluthpfanne entzündet, und beide Luftſchiffer ſtürzten aus einer bedeutenden Höhe herab und wurden gänzlich zerſchmettert. Ohne die, durch dieſes traurige Beiſpiel in das grellſte Licht geſezte außerordentliche Feuergefährlichkeit der Montgolfièren, würden ſie, wegen der Einfachheit ihres Princips, unbedingt vor allen übrigen aeroſtatiſchen Maſchinen den Vorzug verdienen.

Die, Rozier und Romain nicht geglückte Ueberſtiegung des Kanals war aber indeß einem andern Luftſchiffer doch ſchon gelungen. Der bekannte Blanchard, ein geborner Franzoſe von mechaniſchen Talenten, hatte dieſelbe in einer von ihm conſtruirten Charlière, begleitet vom Amerikaner Dr. Jeffries, am 7ten Januar 1785 wirklich ausgeführt. Sie waren in Dover aufgeſtiegen, liefen, da das Waſſerſtoffgas zu ſchnell aus ihrem Ballon entwich (ein Umſtand, weßhalb eben Green, wie wir unten näher ſehen werden, ſo reines Waſſerſtoffgas nicht anwendet, ſondern gekohltes vorzieht), unterwegs die größte Gefahr, in das Meer zu ſtürzen, ſo daß ſie Alles, ſelbſt ihre Kleidung, auswerfen mußten, kamen aber doch endlich im Walde von Guiennes wohlbehalten zur Erde. — Für dieſe Leiſtung erhielt Blanchard vom König von Frankreich 12,000 Franken und außerdem eine Penſion von 1200 Franken. Dieſer Abenteurer durchzog nachher ganz Europa als Luftſchiffer, und ſtarb 1809, nachdem er 66 Aufſteigungen glücklich ausgeführt hatte, ohne jedoch dadurch der Wiſſenſchaft überhaupt, noch der Technik ſeiner Kunſt im Beſondern genüzt zu haben, wenn man nicht etwa die Erfindung des bekannten Fallſchirms, die er gemacht haben will (Andere ſchreiben ſie dem jüngern Montgolfier zu), ausnimmt. Seine Frau ſezte, wie wir gleich mit anführen, nach ſeinem Tode ſein gefährliches Handwerk fort, verunglückte aber bei einer im Juni 1819 vom Tivoli zu Paris aus unternommenen Aufſteigung, indem ſie in großer Höhe ein mitgenommenes Feuerwerk anzündete, wodurch der Ballon ſelbſt in Brand gerieth und ſie herabſtürzte. Zu den auf ähnliche Weiſe verunglückten Aeronauten gehört ferner der bekannte Graf Zambeccari aus Bologna, dem man wiſſenſchaftliches Verdienſt nicht abſprechen kann, indem er zuerſt den jezt von Green beſonders verfolgten Gedanken ausſprach, durch abwechſelndes Heben und Senken des Ballons mittelſt Auswerfens von Ballaſt oder Entlaſſens von Gas diejenige atmoſphäriſche Schicht aufzuſuchen, in welcher gerade der verlangte Luftſtrom regiert. Als er indeß zur praktiſchen Ausführung dieſer Idee am 21ſten September 1812 zu Bologna eine Luftfahrt unternahm, blieb ſein Ballon an einem Baume hängen, fing an einer mitgenommenen Weingeiſtlampe Feuer, und der Luftſchiffer fand dabei ſeinen Tod.

(Fortſezung folgt.)

Des Schmetterlings früher Tod.

Warm dringt die Sonne durch das duft'ge Moos
Und rüttelt tauſend Lebensquellen wach;
Es wachet auf die ſtille Schaar der Düfte,
Es flattern munter leichte Maienlüfte
Und binden Knospen los
Spielend am Bach.

Da wacht die Puppe aus dem bunten Traum,
In ihrer Hülle ringend nach Geſtalt;
In Werdeluſt erzittern ihre Glieder,
Sie hört die tauſend uns verborgnen Lieder,
Entzückt ſprengt ſie den Raum
Mit Luſtgewalt.

Da hängt am Baum in goldner Sonne Kuß
Der Schmetterling voll Auferſtehungsglanz,
Er dehnt die Flügel purpurn und azuren,
Ein Blumenkönig auf des Frühlings Fluren,
Ein Leben voll Genuß
Umgibt ihn ganz.

Der Schmetterling in ſeiner goldnen Pracht,
In ſüßem Schauer immer noch entzückt,
Er hat noch nicht den trunknen Flug begonnen,
Ihm hat noch nicht das bunte Heer der Wonnen,
Das aus den Blumen lacht
Den Sinn verrückt.

Digitized by Google

Doch ach, ſchon naht der Tod ihm auf der Flur,
Ich ſeh den Stachel ſchon in ſeiner Bruſt;
Du, der geraubt ein luſtbeſtimmtes Leben,
Was kannſt du, Mörder, zum Erſatze geben,
Der liebenden Natur,
Für ſo viel Luſt?

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Umwälzung der Stadt durch die Eiſenbahn.

Das zehnjährige Jubiläum der Julirevolution iſt gefeiert, die Siegesſäule iſt eingeweiht, und es läßt ſich erwarten, daß das Feſt in Zukunft auf kleinere Proportionen gebracht werden wird. Der erſte der drei Tage, der Trauertag, wurde ſchon in den lezten Jahren ſo gut wie nicht mehr gefeiert, und die bloß äußerliche, nichts mehr bedeutende Trauerfeier bleibt wohl weg. Auch iſt das Feiern zweier oder gar dreier Tage hinter einander für die arbeitenden Klaſſen, welche nichts zu eſſen haben, wenn ſie nichts verdienen, ein großer Zeitverluſt, der ihnen durch die gebotenen Schauſpiele nicht erſezt wird. Man wird daher mit Recht in Zukunft die Feier auf einen einzigen Tag beſchränken, und in der Folge wird man noch klüger thun, wenn man die Feier auf den nächſtfolgenden Sonntag verlegt. Als Fortſetzung des Feſtes konnte der Sonntag betrachtet werden, an welchem in Verſailles die Waſſerkünſte im Gang waren, was immer für die Pariſer und für die Fremden ein anziehendes Schauſpiel iſt. Es gibt jezt faſt nur Ein Mittel, ſich von Paris nach Verſailles zu begeben, nämlich die Eiſenbahn, welche über Saint-Cloud führt. Die zweite Bahn auf dem linken Seineufer, eine gute Stunde weit von der andern, iſt noch immer nicht fertig, weil die Unternehmer ſich ſtark verrechnet hatten, auf unerwartete Hinderniſſe geſtoßen waren und einige Millionen von der Regierung entlehnen mußten, um fortarbeiten zu können. Durch dieſe Stockung iſt die Vollendung und Eröffnung der Bahn bereits um ein Jahr verzögert, und man weiß noch immer nicht, wann ſie dem Publikum wird geöffnet werden. Bis dahin hat die Eiſenbahn auf dem rechten Seineufer vollauf zu thun; an den Sonntagen, beſonders an ſolchen, wo etwas Beſonderes in den Luſtgärten zu Saint-Cloud und Verſailles vorgeht, iſt der Andrang von Reiſeluſtigen ungeheuer, und Tauſende gleiten auf der Eiſenbahn zwiſchen Paris und den beiden königlichen Reſidenzen. An einem Sonntage dieſes Sommers ſoll Abends ein Zug von 40 Wagen mit beinahe 1500 Menſchen auf einmal in Paris angelangt ſeyn. Da vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend auf dieſen Bahnen gefahren wird, ſo iſt die Gegend, wo die Anſtalt ihre Bureaux hat, dadurch äußerſt belebt worden, und man baut daſelbſt unaufhörlich. Die Rue de Londres, an deren Ende die Eiſenbahn beginnt, iſt eine der ſchönſten neuen Straßen von Paris; ſie iſt breit, reinlich, hell, mit guten Trottoirs verſehen, und zu beiden Seiten ſtehen ſehr ſchöne Häuſer, welche meiſtens nur von einer oder zwei reichen Haushaltungen bewohnt werden und faſt gar keine Kramläden im Erdgeſchoße haben, wie es in den meiſten Stadtrevieren, nur nicht in dem ariſtokratiſchen Theile der Vorſtadt St. Germain, der Fall iſt. Vor dem Bahnhof befindet ſich ein geräumiger Platz, Place de Londres, an welchen bereits drei oder vier Straßen ſtoßen; man baut jezt eine ganz neue, wodurch der Platz mit der Straße St. Lazare in Verbindung geſezt werden ſoll. Die Straße Clichy, welche ſonſt öde war, wird ſehr belebt, und der in dieſer Gegend liegende Tivoligarten, nicht der alte, bereits in Straßen und Häuſer umgewandelte, ſondern ein neuer ſo benannter, ſoll ebenfalls am Ende des Jahrs verſchwinden, um einer neuen Straße Platz zu machen. In dieſem Stadtreviere bringt alſo die Dampffahrt eine eben ſo große Revolution hervor, als im Fuhrweſen; das an die Stadt ſtoßende Dorf Batignolles verdankt ſein ſchnelles Emporkommen großentheils der nahen Eiſenbahn, welche durch dieſes Dorf zieht. Es gibt manche nicht unberühmte Städte, welche nicht ſo bevölkert ſind als Batignolles. Bei ſo bewandten Umſtänden hat der Stadtrath ſchon Berathung darüber gepflogen, wie dem Verlaſſen einiger Stadtreviere und dem ſchnellen Anwachſen des nördlichen Theils der Hauptſtadt, ſowie der Auswanderung der Pariſer außerhalb der Ringmauern abzuhelfen ſey. Eigentlich, ſollte man glauben, müßte es dem weiſen Stadtrath völlig gleichgültig ſeyn, ob die Pariſer lieber im nördlichen oder im ſüdlichen Theile, lieber außerhalb der Stadt oder innerhalb derſelben wohnen; auch zweifle ich, ob die Berathung irgend einen Erfolg haben kann, denn die Pariſer werden nach wie vor ſich da anſiedeln, wo es ihnen gut dünkt, und ſich um die Zufriedenheit der Stadtbehörde wenig kümmern. Für dieſe iſt es jedoch nicht einerlei, ob viele Leute in der Stadt oder draußen wohnen, und für viele Einwohner iſt es auch wichtig, daß man nicht ein Stadtrevier verlaſſe, um ein neues zu gründen. Die beſten Einkünfte der Stadtbehörde beſtehen in der Verzollung der nach Paris eingeführten Lebensmittel, beſonders des Weins; ſiedeln ſich nun viele Familien außerhalb der Barrièren an, ſo verliert die Stadtbehörde dadurch ein Beträchtliches, und kann folglich nicht mehr die ungeheuern Bauten ausführen, die jezt im Gange ſind, noch manche andere Ausgaben beſtreiten, die theils nöthig, ja unentbehrlich, theils überflüſſig ſind. Das natürlichſte Mittel, den Pariſern den Aufenthalt innerhalb den Ringmauern nicht zu verleiden, wäre die Herabſetzung der Zölle; zu dieſem Mittel greift aber eine Stadt- oder Staatsbehörde nur ſchwer. Was aber die Pariſer Behörde für Mittel erſonnen hat, um das Auswandern nach Batignolles und andern vor Paris liegenden Dörfern zu verhindern, iſt nicht bekannt geworden. Vermuthlich wird ſie etwas gehen laſſen, das ſie doch nicht ändern kann. Bei dieſen Auswanderungen iſt aber auch eine ſehr zahlreiche Klaſſe von Einwohnern ſtark betheiligt, nämlich die der Hauseigenthümer, das heißt derjenigen, welche aus dem Kaufen und Vermiethen der Häuſer ein Gewerbe machen und ihre Kapitalien auf dieſe Art anlegen. Oft haben dieſe Leute ſelbſt Miethwohnungen, um den vollen Zins aus ihren Häuſern ziehen zu können. Manche beſitzen mehrere Häuſer, und genießen dadurch ein ſehr beträchtliches Einkommen. Da dieſe Leute durch die ſtarken Steuern, welche ſie zahlen, dem Staate wichtig ſind, wäre es auch nur, weil ſie auf die Deputirtenwahlen Einfluß haben, ſo verdienen ſie beſondere Rückſicht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 23.

Sonnabend, 22. Auguſt 1840.

[286] So eben hat die Preſſe bei uns verlaſſen und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
für
Officiere des Generalſtabs,
mit beſonderer Rückſicht auf die
Organiſation des K. Württembergiſchen
und des
achten deutſchen Armee-Corps,
von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeiſterſtab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsminiſteriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ſter Abſchnitt. **Heeresverfaſſung. Stärke und Eintheilung der deutſchen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutſchen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergiſchen, Großh. Badiſchen und Heſſiſchen Armee-Corps**, je mit Aufführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüſtung, Aufſtellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abſchnitt. **Organiſation des Hauptquartiers des 8ten deutſchen Armee-Corps.** — 3ter Abſchnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalſtabs der 3 Diviſionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abſchnitt. **Organiſation des K. Württembergiſchen Generalquartiermeiſterſtabs.** — 5ter Abſchnitt. **Vorſchriften und dienſtliche Beſtimmungen über den Wirkungskreis des Generalſtabs.** 1ſte Abthl. Bureaugeſchäfte. 2te Abthl. Geſchäfte im äußern Dienſte. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abſchnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abſchnitt. **Militäriſche und allgemeine Notizen.**

Wir glauben dieſes Handbuch nicht allein Officieren vom Fach, ſondern überhaupt allen Militärs empfehlen zu dürfen, welche über die Organiſationsverhältniſſe der obenbezeichneten Truppentheile ſich auf dienſtliche und offizielle Quellen gegründete Angaben zu verſchaffen wünſchen. Insbeſondere möchten dieſe Nachweiſungen durch die bevorſtehenden Kriegsübungen des 8ten deutſchen Armee-Corps an Intereſſe gewinnen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[272] Im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Sage
vom
Minneberg des Neckarthals.
Ein Romanzenkranz
von
Friedrich Ernſt.

Mit Umriſſen und einer Muſikbeilage.

In engl. Carton. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

In dem von Wandrern immer zahlreicher beſuchten romantiſchen Neckarthale zwiſchen Heilbronn und Heidelberg zieht ſich, von der alten ſtattlichen Ruine des Hornbergs, der berühmten Behauſung des Ritters Götz von Berlichingen, bis zu dem verfallenen Gemäuer auf der hohen Waldkuppe des Minnebergs, der ſein Hinterhaupt, wiewohl unerkannt, halb Schwaben entgegenſtreckt, die Ranke einer lieblichtraurigen Sage aus der Zeit der Kreuzzüge, die von treuer und unglücklicher Minne das alte Lied in friſchen Variationen fabelt. Das Gewinde dieſer Geſchichte ſchlingt ſich, von der erſtgenannten Burg ausgehend, in allerlei Abenteuern durch's ferne Morgenland, bis es ſeine Kette von hellen und dunkeln Blumen mit einem Cypreſſenzweige an den Thurmgiebel der Minneburg wieder anknüpft. Zum erſten Male hat dieſe Sage Geſtalt und Glanz durch einen Dichter erhalten, und die Verlagshandlung hat, unterſtützt von Künſtlern verſchiedener Fächer, dafür

geſorgt, daß die „Sage vom Minneberg des Neckarthals“ der Liebe zur willkommenſten Gabe, der Erinnerung zum ſchmuckſten Denkmale dienen könne.

---

[289] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Juliheft 1840.

Inhalt: Ueber die Wirkungen des Dampfausblaſerohres auf die Verdampfungskraft der Dampfkeſſel. Von Hrn. de Pambour. — Ueber die Heizung der Dampfkeſſel mit Anthracit. Bericht der HH. Civilingenieure Parkes und Manby. — Verbeſſerungen an den Apparaten zur Erzeugung von Dampf, zum Verbrennen des Rauches und zum Heizen von Zimmern; von Proſſer, Civilingenieur in Birmingham. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an einigen für die Eiſenbahnen und Eiſenbahnwagen beſtimmten Verrichtungen und Apparaten; von Hawkshaw, Civilingenieur in Mancheſter. Mit Abbild. — Verbeſſerungen im Schiffbaue, von Fell, Schiffbaumeiſter. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Ketten für Hängebrücken, Ankertaue, Bergwerke und andere Zwecke, und verbeſſerte Methode, deren Glieder und Bolzen zu verfertigen, von Job Cutler. Mit Abbild. — Heilmanns Bericht über Stone's mechaniſchen Webeſtuhl, Namens des Comité für Mechanik der Société industrielle in Mühlhauſen erſtattet. Mit Abbild. — Ueber eine von Hrn. Capitän Leblanc verbeſſerte Burel'ſche Reflexions- oder Spiegelwage. Aus dem Berichte des Hrn. Francoeur. Mit Abbild. — de Rivemonts Methode Platten und Röhren aus Blei und andern Metallen ohne Anwendung eines Lothes zu vereinigen. Mit Abbild. — Ragons Verbeſſerungen in der Fabrikation von Glas und andern zu architektoniſchen Zwecken verwendbaren verglasten Gegenſtänden. Mit Abbild. — Siemens Vorrichtung zum Waſchen der thieriſchen Kohle in Zuckerfabriken. Mit Abbild. — Beſchreibung eines Apparates, um die in den Zuckerraffinerien gebrauchte thieriſche Kohle vollkommen wieder zu beleben. Mit Abbild. — Verſuche über die Runkelrübe; von Braconnot. — Nelſons Verfahren die Gallerte ſo zuzubereiten, daß ſie die Eigenſchaften des Leimes beſitzt. — Schwartz, über einige gerbſtoffhaltige Färbematerialien, welche man zum Färben der gedruckten Baumwollzeuge benutzt. — Verfahren den ſtinkenden Fiſchthranen ihren üblen Geruch zu benehmen; von W. Davidſon. — v. Kobells neue Anwendung der galvaniſchen Kupferpräcipitation zur Vervielfältigung von Gemälden und Zeichnungen in Tuſchmanier durch den Druck. — Miscellen. Engliſche Patente. — Verſuche mit Cleggs pneumatiſcher Eiſenbahn. — Neue Probefahrten auf der Great-Weſtern-Eiſenbahn. — Hicks verbeſſerte Hohldocke für Drehbänke. — Erine's Methode Gabeln, Löffel, Prägſtempel ꝛc. zu fabriciren. — Colcheſters verbeſſerte Seifenſiederformen. — Pneumatiſcher Filzungsproceß. — Joſeph Richards Eiſenſchmelzproceß. — Ueber das Färben des in Handel kommenden weißen Arſeniks, um Vergiftungen mit ſolchem zu verhindern. — Smee's neue volta'ſche Batterie. — Verbeſſerte Methode Holz zu kyaniſiren. — Gasparin, über den Seidenbau. — Ueber die Urſache der Farbe des rothen Steinſalzes. — Ueber die Benützung von Schieferplatten zur Pflaſterung. — Statiſtik der Londoner Gasbeleuchtung.

Zweites Juliheft.

Ueber die amerikaniſchen Dampfboote im Vergleich mit den engliſchen. — Halls verbeſſertes Ruderrad. Mit Abbild. — Todds verbeſſertes Ruderrad. Mit Abbild. — Séguiers Vorrichtung, womit das Waſſer in den Dampfkeſſeln immer auf gleicher Höhe erhalten werden kann. Mit Abbild. — Poole's verbeſſerter Sicherheitsapparat für Dampfkeſſel. Mit Abbild. — Lees' Verbeſſerungen an den Maſchinen zum Spinnen, Zwirnen und Dupliren der Baumwolle, Seide und Wolle, ſo wie auch des Hanfes, Flachſes und anderer Faſerſtoffe. Mit Abbild. — Wright verbeſſerte Methode aus Eiſen mit andern Metallen eine Legierung zu erzeugen, welche eine größere Stärke und Zähigkeit beſitzt, und welche ſich hauptſächlich zur Fabrikation von Ketten eignet, und Verbeſſerungen an den zur Verfertigung der Ketten dienenden Maſchinerien. Mit Abbild. — Rogers' Verbeſſerungen im Aufführen der Mauern von Gebäuden. Mit Abbild. — Winnerls Vorrichtung zur Verhütung des Zurückſchlagens des Rauches in die Kamine. Mit Abbild. — Gardners Verbeſſerungen an den Maſchinen zum Schneiden der ſchwediſchen Rüben, der Runkelrüben und anderer zur Fütterung des Viehes beſtimmter Wurzeln. Mit Abbild. — Dyars verbeſſerte Methode den Schwefel aus den Schwefelkieſen und gewiſſen andern in der Natur vorkommenden Schwefelmetallen zu gewinnen. Mit Abbild. — Die Löthung der Metalle theoretiſch und praktiſch betrachtet; von Hrn. Th. Spencer Esq. — Robiquet über das Verhalten des Waſſers auf ſtark erhitzten Oberflächen. — Ueber die Zuſammenſetzung der Wolle, die Theorie ihres Entſchweißens und einige durch ihre näheren Beſtandtheile bedingte Eigenſchaften derſelben, welche bei verſchiedenen techniſchen Operationen berückſichtigt werden müſſen; von Hrn. Chevreul. — Ueber die Produkte der Einwirkung der Salpeterſäure auf das Aloeharz und ihre Anwendung in der Färberei; von Hrn. Bouin. — Bericht der HH. Thenard d'Arcet und Dumas über Sellique's neues Verfahren Leuchtgas zu bereiten. — Ueber die Behandlung des Holzes, um ihm eine längere Dauer zu ſichern; von A. Boucherie. — Ueber die Verwendung der Kinder in den Fabriken und Werkſtätten und über die für die Geſundheit und Stärke der Individuen daraus erwachſenden Folgen. — Miscellen. Engliſche Patente. — Eiſernes Dampfboot mit oscillirenden Dampfcylindern. — Unwirkſamkeit des amerikaniſchen die Dampfſchifffahrt betreffenden Geſetzes. — Mac Ewens Sicherheitsapparate für Dampfkeſſel. — Biſſels Luftmaſchine. — Ueber einige neuere, auf die Verfertigung von Angelgewinden bezügliche engliſche Patente. — Smiths Verbeſſerungen an den Maſchinen zum Kämmen oder Reinigen der Schafwolle und des Ziegenhaares. — Perrots lithographiſche Preſſe. — Weitere Verſuche verſunkene Schiffe durch Sprengen mit Pulver zu beſeitigen. — Eine neue Anwendung der Photographie. — Verfahren die Daguerre'ſchen Lichtbilder wie Kupferplatten abzudrucken. — Raiſe's Lichtbilder auf Silberpapier. — Soleils Verfahren, wonach ſich im voraus beſtimmen läßt, wie lange die Lichtbilder der Camera obscura ausgeſetzt werden müſſen. — Die Schwefelſäure als Dünger benützt.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[252] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ANTIKE BILDWERKE,

zum ersten Male bekannt gemacht

von

Eduard Gerhard.

Vierte Centurie, erstes Heft.

Tafel CCCI—CCCXX.

gr. Folio. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

CCCI. 1) Gaea Olympia. 2) Eleusinische Gottheiten. — CCCII. Götterpaare. Jupiter in Knabenbildung. — CCCIII—CCCVI. Griechische Kopfbedeckungen. — CCCVII. CCCVIII. Götterbilder mit bedeutsamer Kopfbedeckung. — CCCIX. Daedali et Daedalidarum quae supersunt reliquae. — CCCX—CCCXIII. Cerealische Mysterienbilder. — CCCXIV. Hekate. — CCCXV. Leichenmahle. — CCCXVI. CCCXVII. Rückkehr der Kora. — CCCXVIII—CCCXX. Gottheiten in Hermengestalt.

Stuttgart und Tübingen, Auguſt 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[302] Bei Tobias Löffler in Mannheim iſt erſchienen und daſelbſt wie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

K. J. Schuler.

Elegant brochirt 1 fl. 30 kr.

Dieſer von allen Seiten gehörig gewürdigte geiſtvolle junge Dichter gibt hier zum erſtenmale den Freunden der Poeſie eine Sammlung ſeiner Geiſtesblüthen. Aus Herz und Gemüth, Religion und Natur athmen die freundlichen Bilder, die der beſcheidene Verfaſſer in roſigem Gewande den Geiſtverwandten bietet. Wahr und treu ſind die Gemälde, und auch in dieſer Sammlung wird ſich das Urtheil von W. Menzel (über deſſen Sommer), „daß Schuler einer der erſten Landſchaftsmaler ſey," gewiß beſtätigen.

---

[213] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Kurzer

geographiſcher Abriß

des

öſterreichiſchen Kaiſerthums.

Von

W. C. W. Blumenbach.

Wien 1840.

gr. 8. In Umſchlag brochirt. Preis 10 Gr. ſächſ.

Dieſer mit vielem Fleiße ausgearbeitete Abriß gibt ein Bild des geſammten öſterreichiſchen Staates nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, mit vorzüglicher Rückſichtnahme auf die materiellen Intereſſen unſerer Zeit, namentlich auf Production, Gewerbe und Handel. Seiner Bearbeitung lag die Abſicht zu Grunde, ein Supplement zu allen geographiſchen Handbüchern, zumal des Auslandes, in welchen der öſterreichiſche Staat, wie bekannt, meiſtens ſehr mangelhaft geſchildert oder entſtellt iſt, zu liefern, und es entſpricht nicht nur dieſer Abſicht im vollen Maße, ſondern eignet ſich auch, da es alles Weſentliche, ſo wie alle neuen, auf die Wohlfahrt der Staatseinwohner abzielenden Anſtalten und Einrichtungen angibt und würdiget, als belehrendes Hülfsbuch ſowohl für Studierende, als für Staats- und Privatbeamte jeder Art, für Oekonomen und Gutsbeſitzer, Fabrikanten, Handelsleute und für jeden Mann von Bildung, der ſich einen ſchnellen und faßlichen Ueberblick alles deſſen, was der große Kaiſerſtaat an Merkwürdigkeiten in geographiſch-ſtatiſtiſcher, naturhiſtoriſcher, ökonomiſcher, induſtrieller, commerzieller, religiöſer, wiſſenſchaftlicher ꝛc. Beziehung enthält, verſchaffen will.

---

[284] Subſcriptions-Anzeige.

Im Verlage von Friedrich Fleiſcher in Leipzig erſcheinen in neuen, gleich den von Schiller, Klopſtock, Wieland ꝛc. gedruckten Taſchenausgaben:

I.

Salomon Geßners

ſämmtliche Werke.

Zwei Bände mit Portrait.

Subſcriptionspreis 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr. rhein.

Es wird dieſe Ausgabe eines unſerer geſchätzteſten deutſchen Claſſiker mit größter Sorgfalt von einem der Sache gewachſenen Gelehrten beſorgt, und mit Hottingers Lebensbeſchreibung und einer Sammlung ausgewählter Briefe des Dichters bereichert werden. Der in allen Buchhandlungen zu findende ausführliche Proſpectus, giebt darüber nähere Nachricht und verheißt Sammlern auf gewiſſe Anzahlen von Exemplaren, intereſſante Prämien, oder auch Freiexemplare. Zu Michaeli d. J. wird das Ganze erſcheinen.

II.

M. T. Cicero

ſämmtliche Briefe,

überſetzt und erläutert von

C. M. Wieland.

Vollſtändig in 12 Bänden.

Subſcriptionspreis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Der Werth dieſer klaſſiſchen Ueberſetzung iſt längſt

Digitized by Google

anerkannt, und es dürfte einer ſo wohlfeilen, jedoch ſehr ſorgfältig beſorgten und eleganten Ausgabe der Beifall aller Freunde klaſſiſcher Literatur wohl nicht ermangeln. Dabei können die Beſitzer der neuen ſchönen Taſchenausgabe von Wielands ſämmtlichen Werken obiges, in Druck und Papier ganz gleichmäßig ausgeſtattete, Werk als ein werthvolles Supplement betrachten. Die 3 erſten Bände erſcheinen zu Michaelis, und dann von 3 zu 3 Monaten wieder 3 Bände. Die erſte Hälfte des Subſcriptionspreiſes iſt bei Empfang des 1ſten und die zweite Hälfte bei Empfang des 7ten Bandes fällig. Auch hier erhalten Sammler die in dem in allen Buchhandlungen zu bekommenden Proſpectus verſprochenen Freiexemplare.

---

[275] Bei Rubach in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Satori, (Neumann), Buch für Töchter gebildeter Stände. Mit 3 Stahlſtichen. Gebunden 1 Rthlr. 6 Gr.

Schäffer, K., Uebungsaufgaben im Briefſtyl für Töchterſchulen ꝛc. 2te verb. und vermehrte Aufl. 10 Gr.

Preußiſche National-Encyklopädie. 12s Heft. 8 Gr.

---

[291] **Zwei neue wichtige literariſche Erſcheinungen.**

Steffens Memoiren.

Im unterzeichneten Verlage iſt ſo eben erſchienen und zu haben:

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben
von **Henrich Steffens.**

Erſter Band.

Mein geiſtig einſames Knaben- und erſtes Jugendleben.

Zweiter Band.

Univerſitätsleben. — Literariſches Treiben. — Wiſſenſchaftliches Treiben. — Politiſches Treiben. — Das einſame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

8. 1840. Fein Velindruckp. und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Dieſe Memoiren gehören zu den bedeutendſten Erſcheinungen in der Literatur. Seit Goethe's „Wahrheit und Dichtung" dürfte kein Werk von gleich großem Intereſſe erſchienen ſeyn. Der Reichthum des Inhalts dieſer Lebensdarſtellung, welche zugleich eine Darſtellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachſen und die Theilnahme geiſtreicher Leſer in hohem Grade in Anſpruch nehmen.

Vittoria Accorombona.

Ein Roman in fünf Büchern,
von **Ludwig Tieck.**

Zwei Bände.

8. 1840. Fein Velindruckp. und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Vittoria Accorombona, dem kräftigen und hochbegabten Papſte Sixtus V. nahe verwandt, und berühmt durch ihre wunderbaren Schickſale, ihre Schönheit, Anmuth, Kenntniſſe und Geiſtesgaben, ſo wie durch die hochtragiſche Kataſtrophe ihres Todes, iſt im obigen Romane poetiſch zur meiſterhaften Darſtellung gebracht.

des großen Dichters mit Dank entgegennehmen und ſich daran erfreuen.

Einige bedeutſame Worte des Dichters über ſein Werk glaubt der Verleger, Freunden und Verehrern deſſelben nicht vorenthalten zu dürfen:

„Den Roman habe ich mit großer Liebe und mit nicht nachlaſſender Begeiſterung ausgearbeitet, er iſt das Reſultat mancher Jahre. Die wenigen Freunde, denen ich ihn mittheilte, ſind hingeriſſen worden und ſtellen ihn höher, als die meiſten meiner Werke. Das Urtheil von Kennern iſt kaum zu erwarten; ſollte es denn keine mehr geben? — oder: warum ſchweigen ſie alle? —"

Die Verlagshandlung **Joſef Max u. Comp.**
in Breslau.

---

[298] **Conversations-Lexikon.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt zu beziehen:

Converſations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Erſter bis dritter Band, in 23 Heften. A — O. Gr. 8. Jedes Heft auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Dieſes Werk iſt ein für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes, bildet aber zugleich einen Supplementband zur 8. Auflage des Conv.-Lex., ſowie zu allen frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen deſſelben.

Converſations-Lexikon. Achte Original-Auflage. 12 Bände. Gr. 8. Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr.

Hiervon iſt ein unveränderter Abdruck veranſtaltet worden, von dem die einzelnen Bände auch nach und nach in einem neuen Abonnement bezogen werden können, wo dann der Band auf Druckp. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr. koſtet.

Univerſal-Regiſter zur achten Auflage des Converſations-Lexikons. Gr. 8. Geh. Druckp. 16 Gr., Schreibp., 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſes Regiſter gibt eine vollſtändige Nachweiſung der ſelbſtſtändigen Artikel dieſes Werkes, ſowie auch aller in andern Artikeln behandelten Perſonen und Gegenſtände. Die Anſicht dieſes Regiſters wird am beſten die Unentbehrlichkeit deſſelben für jeden Beſitzer der 8. Auflage darthun.

Leipzig, im Juli 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[280] Literariſche Anzeige.

Bei uns iſt erſchienen:

Erinnerungen aus dem äußern Leben

von

Ernſt Moritz Arndt.

Mit Bildniß.

gr. 8. Gebunden. Preis 2 Rthlr.

Leipzig, 1. Juli 1840.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Auguſt 1840.

Jamque novum delectat iter, positoque timore
Icarus audaci fortius arte volat.

Ovid.

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Fortſetzung.)

In die Kategorie der bei meiner Abſicht beſonders zu berückſichtigenden Luftfahrten über Meer gehört noch die Reiſe von Crosbie, welcher am 19ten Juli 1800 in Dublin aufſtieg, um über den hier etwa fünfzehn Meilen breiten St. Georgskanal nach Holyhead in England zu gehen. Seine Gondel war, wie ich hervorzuheben habe, mit einem zweckmäßig conſtruirten Rande verſehen, um im unglücklichſten Falle als Kahn zu dienen; auch hatte ſich der Luftſchiffer ſo eingerichtet, daß er gegen 300 Pfund Ballaſt mitnehmen konnte. Anfangs trieb ihn ein ſteifer Weſtwind in der gewünſchten Richtung gerade nach England; bald aber wurde die Windrichtung Nordoſt, ſo daß er länger in ziemlich gleicher Entfernung von der iriſchen und engliſchen Küſte blieb, deren Anblick aus dieſer Höhe er in ſeinem nachherigen Berichte als unbeſchreiblich prächtig ſchildert. Die Kälte war aber in dieſer Luftſchicht ſo ſtark, daß ihm die Dinte gefror und das Queckſilber des Thermometers bis in die Kugel ſank (ein Fingerzeig für Green, daß höhere Luftſchichten, wenn in ihnen auch die entſprechende Windrichtung herrſcht, doch vielleicht wegen der Temperatur ausgeſchloſſen bleiben müſſen). Crosbie ſelbſt litt darunter ſehr und empfand zugleich einen heftigen Druck gegen das Paukenfell; er ließ daher etwas Gas entweichen und ſank nun, kam aber dabei in einen nördlichen Luftſtrom, welcher ihn ſo ſchnell gegen das Waſſer trieb, daß ihm keine Zeit blieb, Ballaſt auszuwerfen, und das Waſſer in die Gondel drang und ſeine Papiere zerſtörte. Hier zeigte ſich aber der Nutzen der oben erwähnten Einrichtung des Randes ſeiner Maſchine, indem er dadurch über dem Waſſer erhalten wurde, über welches ihn der Sturm pfeilſchnell gegen die Küſte trieb, wo ihn ein Schiff auffing, den Ballon befeſtigte und Alles glücklich in den Hafen brachte.

Ich gehe nunmehr zu den Aufſteigungen über, welche einen beſtimmteren wiſſenſchaftlichen Zweck hatten, und rechne dahin zunächſt den in militäriſcher Abſicht, nämlich zur Auskundſchaftung der öſterreichiſchen Stellung am Tage der Schlacht von Fleurus, durch franzöſiſche Offiziere unternommenen aeroſtatiſchen Verſuch, über welchen mir ein Bericht von Fourcroy („Ueber die Künſte, die der Republik zur Vertheidigung dienten") vom 3ten Januar 1795 vorliegt, aus welchem ich, der wirklich großen Merkwürdigkeit wegen, einige Stellen entlehne. „Jedem denkenden Menſchen," heißt es in dieſem Berichte, „muß der große Vortheil einleuchten,

Digitized by Google

das Lager einer feindlichen Armee, ihre Stärke, ihre Beſtandtheile, ihre Stellung, ſelbſt ihre Bewegungen mit allen Veränderungen in den entſcheidenden Augenblicken des Kampfes beſtimmt überſehen zu können. Was ſind die Nachrichten theuer bezahlter Spione, die Depoſitionen von Ueberläufern, die kleinern und größern Recognoscirungen im Vergleich zu vollen Ueberblicken von oben herab, denen keinerlei Detail entgehen kann? — Der am Tage des Treffens bei Fleurus zu einem ſolchen Zwecke benuzte elliptiſche Luftballon hat 29 Fuß im größten, 19 im kleinſten Durchmeſſer und 57 im Umfange. Von der Gondel aus können mit Blei beſchwerte Fäden zur Erde herabgelaſſen werden, an welche die beobachtenden Offiziere Papiere mit den niedergeſchriebenen Notizen befeſtigen. Den Nutzen, welchen dieſer Ballon an dem genannten Schlachttage gewährt hat, war unermeßlich; man hat denſelben aber außerdem mehr als dreißig Mal angewendet; er iſt bei Maubeuge vergeblich von einer ganzen Batterie beſchoſſen worden, und unſere erfahrenſten Generale ſchätzen die Vortheile, die ſich davon erwarten laſſen, einer Verſtärkung von 50,000 Mann gleich." — Troz dieſer emphatiſchen Anpreiſungen hat man aber von fernerer militäriſcher Anwendung der Aeroſtaten nichts gehört; die Schwierigkeiten der Füllung, beſonders aber der Lenkung ſcheinen abgeſchreckt zu haben.

In der eigentlichen Abſicht, phyſikaliſch-atmoſphäriſche Beobachtungen zu machen, ſtieg dagegen am 25ſten Juli 1799 der bekannte Aſtronom Lalande mit dem Luftſchiffer Garnerin („premier Aëronaute du Nord," wie er ſich ſeit einem zu Petersburg geglückten Verſuche mit dem Fallſchirme nannte) zu Paris auf; das wiſſenſchaftliche Reſultat dieſes Verſuchs beſchränkte ſich aber auf genaue Berechnung der erſtiegenen Höhe (12,300 Fuß) nach Beobachtungen des Fallens eines mitgenommenen Barometers.

Bedeutender fiel in dieſer Hinſicht die von Gay-Luſſac am 24ſten Auguſt 1824 in Begleitung von Biot unternommene und vom erſteren am 16ten September deſſelben Jahrs allein wiederholte Luftfahrt aus, bei welch lezterer der beherzte Naturforſcher eine Höhe von 21,600 Fuß (1800 Fuß höher als die Spitze des Chimborazo und überhaupt die größte von einem Luftſchiffer bis jezt erſtiegene) erreichte. Beide Aufſteigungen wurden mit großer Präciſion bewerkſtelligt und haben zur Kenntniß der Beſchaffenheit der höhern Luftſchichten manches intereſſante Detail geliefert, deſſen Entwicklung hier aber nicht in meinem Plane liegt.

Auf dieſem Standpunkte etwa befand ſich die Aeronautik in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts; und man ſieht bei einer genaueren Vergleichung des Angeführten, daß ſie ſeit ihrer erſten Ausübung eigentlich ſehr geringe wirkliche Fortſchritte gemacht hatte. Zur Löſung ihres Hauptproblems, der horizontalen Lenkung des Ballons, war, mit Ausnahme der angeführten, aber praktiſch auch noch lange nicht gehörig verwirklichten Idee Zambeccaris, ſo viel wie nichts geſchehen, und zur Beſeitigung des aus ſchneller Entweichung des bisher allein angewendeten reinen Waſſerſtoffgaſes entſpringenden Uebelſtandes hatte vollends Niemand auch nur einen Vorſchlag gewagt. Jezt aber trat Green als Aeronaut auf, und indem wir zu ihm übergehen, treten wir gleichſam in eine neue Epoche der Luftbeſchiffungskunſt.

Green, ein geborner Engländer, iſt Mechanikus zu London, und hat ſich aus Neigung ſeit einer Reihe von Jahren mit aeronautiſchen Verſuchen beſchäftigt, ſeinen Luftballon ſelbſt verfertigt, eine Menge von Luftreiſen (man zählt an 200) gemacht, und namentlich die bekannte große von London nach dem Naſſau'ſchen (am 27ſten November 1837), die weiteſte und längſte bis jezt von irgend einem Luftſchiffer unternommene. Bei dieſer leztern, deren ſich wohl die meiſten Leſer erinnern, ſtieg Green in Begleitung zweier andern Londoner Herrn, Holland und Maſon, am genannten Tage Nachmittags zwei Uhr in London im Vauxhallgarten auf; die Luftſchiffer gelangten gegen fünf Uhr Abends nach Dover, paſſirten, durch eben eintretenden günſtigen Wind unterſtüzt, den über fünf deutſche Meilen breiten Kanal in nicht mehr als zehn Minuten,* ſahen ſich kurz vor ſechs Uhr über Frankreich, um 11½ Uhr Abends über Namur, hatten am Morgen darauf nach fünf Uhr, bei einem Barometerſtande von 20 Zoll, die größte Höhe (von beiläufig einer halben Meile) erreicht und ließen ſich endlich zwei Stunden ſpäter, Dienſtag den 28ſten November, Morgens ſieben Uhr, bei der Lochmühle zwiſchen Dillhauſen und Niederhauſen, im herzoglich Naſſau'ſchen Amte Weilburg nieder. Die Entfernung von London in gerader Linie beträgt etwa 100 Meilen, welche demnach in ſiebzehn Stunden zurückgelegt worden waren (der Betrag der Umwege möchte kaum zu ermitteln ſeyn).

(Fortſetzung folgt.)

* Dieſe Geſchwindigkeit könnte Wunder nehmen, läßt ſich aber aus der Kürze der Zeit, in welcher ſcheinbar ſelbſt mäßige Winde große Strecken durchlaufen, ſehr gut erklären. Auch iſt eine wenigſtens ähnliche Geſchwindigkeit bei Luftreiſen öfters beobachtet worden. So legte z. B. bei einer von Garnerin, in Begleitung des Kapitän Sowdon, am 20ſten Juli 1802 von London nach Colcheſter ausgeführten Luftfahrt, der Ballon in kaum einer Stunde achtzehn deutſche Meilen zurück. — Ich führe vergleichungsweiſe noch an, daß Brieftauben ſehr oft dreißig deutſche Meilen in der Stunde machen, was genau dieſelbe Geſchwindigkeit wie oben gibt.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Fortſetzung.)

Wenn ferner heutzutage jene deutſchen Urinſtitutionen, Volksvertretung, Geſchworene, zwar in Frankreich, aber nicht in Deutſchland zu finden ſind, ſo kommt dies nicht allein vom Geiſt der Anwendung, der Application, der in Frankreich ſo mächtig iſt; die Urſache liegt tiefer. Selbſtbewußtſeyn iſt die Seele jeder Kraft, das Leben des Lebens, jener Glaube, von dem der Chriſtenlehrer ſagt, daß er Berge verſetze. Die Franzoſen beſitzen dieſes Selbſtbewußtſeyn, dieſen Glauben an ſich ſelbſt, der an nichts zweifelt, den Deutſchen fehlt er. Die geſchichtliche Entwicklung Deutſchlands iſt daran vor Allem ſchuld. Die Germanen ſind die jüngſten Söhne der europäiſchen Civiliſation. Wie Herkules erdrückten ſie ſchon in der Wiege die Rieſenſchlange des alten Roms; dann aber wußten Germaniens ältere Brüder, Griechenland, Italien und Gallien den jungen Rieſen zu bereden, daß er bei ihnen in die Schule gehen, daß er ihr Weſen nachahmen müſſe. Man zwängte ihn in fremde Kleider ein, und das fremde Kleid — die Kunſt Griechenlands, das Geſetz Roms, die Mode Frankreichs — verhinderten ihn, ſich ſeiner Glieder naturgemäß zu bedienen. Erſt in den Flegeljahren empörte er ſich wieder gegen die fremde Zwangsjacke und zerriß ſie ungeduldig in der Reformation; aber ungewohnt, ſich ſeiner Kraft zu bedienen, verfiel er nach dieſer Empörung bald nur in eine neue, größere Erſchlaffung, aus der er abermals nur nach und nach wieder erſtehen ſollte. So hatte Deutſchland bis jezt nur ausnahmsweiſe Gelegenheit, ſeine ganze ihm inwohnende Kraft zu zeigen, zu üben und ſich ihrer bewußt zu werden. Es kam zu ſolchen Kraftäußerungen meiſt nur gezwungen, gegen das alte Rom, weil daſſelbe ihm Sklavenketten bot, gegen das neue Rom, weil es ihm Geiſtesfeſſeln anlegen wollte, gegen das neue Frankreich, weil es verſuchte, Deutſchland an ſeinen Siegeswagen zu feſſeln. Wo Kraft iſt, iſt auch Ruhe, die ſtarken Menſchen ſind meiſt auch die mildeſten. Bewegung freilich iſt Leben, aber Nervenzucken iſt Krankheit, wenn auch der Nervenkranke auf Augenblicke viel größere Kraft aufzubieten hat, als der Geſunde. Deutſchlands innere Schöpfungskraft und äußere Thatkraft haben ſich ſtets bewährt, ſo oft ſie der Welt Noth thaten. Die demokratiſchen Inſtitutionen, Pulver und Preſſe, der Kampf gegen Rom, gegen die Sarazenen, gegen die Slaven, gegen den Papſt, gegen Napoleon ſind Beweiſe dafür.

Troz des Zuſtandes der deutſchen Preſſe feierte Deutſchland, ja beinahe nur Deutſchland — denn am Ende iſt auch Straßburg im Geiſte und in der Wahrheit, troz hundertjähriger Trennung von ſeinem Mutterlande, noch immer mehr deutſch als franzöſiſch — das Feſt der Buchdruckerkunſt, der geiſtigen Wiedertaufe der Menſchheit, und man hatte Recht, das Feſt zu feiern; die Verbote ſelbſt, die demſelben entgegentraten, die es beſchränkten und mit Argusaugen bewachten, ſind der klarſte Beweis dafür. Die Preſſe, die Buchdruckerei war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur die Puppe deſſen, was ſie dereinſt ſeyn ſollte. Seitdem iſt der Schmetterling ausgekrochen, der Tagvogel, das Tageblatt. Erſt im neunzehnten Jahrhundert konnte das Publikum die Erfindung Gutenbergs ſo feiern, wie es in Straßburg und an zahlreichen Orten in Deutſchland gefeiert worden iſt. In den frühern Jahrhunderten konnte dieſer Tag ein Feſt des Buchhandels und der Gelehrten ſeyn; erſt jezt hatte er ein Recht, zu einem Volksfeſte zu werden, und das war er denn beſonders in Straßburg.

Wenn man in Frankreich nicht wagen durfte, das Feſt zu verbieten, oder auch nur zu beſchränken, ſo gab es doch Leute genug, die ſich vor dem Rieſenſchatten, der über der Preſſe ſchwebt, nicht wenig fürchteten. Mit den friedlichen Verehrern Gutenbergs ſtrömten Hunderte von verkleideten Gensdarmen und Polizeiagenten nach Straßburg. Zwei Regimenter Cavalerie, Uhlanen und Cüraſſire, waren zur Verſtärkung der Garniſon von dem Feſte zur Einweihung der Statue Klebers zurückgeblieben, und am Vorabend des 24ſten Juni wurde die Citadelle geſchloſſen, die Kanonen in Bereitſchaft geſtellt, die Pulverwagen aufgefahren, und Alles ſo angeordnet, als ob man einem feindlichen Ueberfalle entgegenſähe.

Uebrigens erklärt ſich dieſe Angſt ziemlich natürlich. Einmal heißt es im Sprüchworte: „Man deckt den Brunnen zu, wenn einmal das Kind hineingefallen.“ Ein Knäblein fiel vor Kurzem zu Straßburg in einen Brunnen, weil es eine Mausfalle nicht von einem Triumphbogen zu unterſcheiden wußte, und ſeit dem Unglück des kleinen Napoleon wurde die franzöſiſche Regierung vorſichtig und deckte den Brunnen zu. Dann aber ſtehen die Straßburger in dem Rufe, gar böſe Republikaner zu ſeyn, und ſie hatten noch überdies die Herrn Arago, Lamenais, Cormenin, Beranger, Martin de Straßbourg und viele andere des Republikanismus verdächtige Leute zum Feſte eingeladen. Was Wunder, daß man auch in Paris und auch anderswo Angſt bekam! Die Pariſer aber ſind und bleiben Pariſer, und ſo hielten die Eingeladenen das Feſt nicht der Reiſe werth, da es doch immer nur eine Provinzialſtadt war, die es angeordnet hatte. Nur Monſieur Dupin kam, weil er es zufällig ſo einzurichten wußte, daß die Académie de France und die Regierung die Reiſekoſten nach Straßburg und Baden zahlen mußten.

(Schluß des erſten Briefs.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Modequartiere. Oper und Théâtre français. Ein deutſcher Gauner.

Durch das Auswandern der Miethsleute aus einem Stadtreviere in's andere verlieren die Häuſer der Miethsherrn natürlich ihren Werth, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Stadtbehörde auf Mittel ſinnt, wie der Sache abzuhelfen ſey. Aber auch hier vermag ſie wenig. Größerer Verkehr, allerlei Bequemlichkeiten, auch bloße Mode oder Eigenſinn haben bald dieſes, bald jenes Stadtrevier emporgebracht. Vor Alters war die ſogenannte Cité das Hauptrevier; in ſpätern Zeiten zog man ſich nach der Straße St. Honoré, nach dem Marais; am Ende des lezten Jahrhunderts erhob ſich die glänzende Chauſſée d'Antin an der Stelle von Gemüſegärten, und wurde das Moderevier. Jezt geht man über dieſe Chauſſée d'Antin nach Norden hinaus und ſiedelt ſich am Fuße des Montmartre an, und da der Platz innerhalb der Ringmauern nicht hinreicht, geht man über die Ringmauern hinaus und baut eine neue Stadt jenſeits derſelben. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo man die Ringmauern abbricht und die Pariſer ſich nach Herzensluſt gen Süden oder Norden ausdehnen läßt. Aber dann müſſen neue Geldquellen ſtatt der Eingangszölle aufgefunden werden. Einiges wird die anzulegende Eiſenbahn nach Orleans thun, um die Pariſer Bevölkerung im Südoſten der Stadt zurückzuhalten, welchen ſie verlaſſen zu wollen ſcheint. Dieſe Eiſenbahn wird neben dem Pflanzengarten beginnen, in einem ſchlecht bewohnten Stadttheile, wo es der Armen zu viel und der Reichen zu wenig gibt, und wo zwar einige große Anſtalten liegen, aber wenig Großhandel getrieben wird. Steigen nun in dieſer Gegend die aus Orleans und dem ganzen mittlern Frankreich kommenden Reiſenden ab, ſo werden dort Waarenlager, Kaufläden, Schenken u. ſ. w. erbaut werden müſſen, und es wird ſich hier ein Mittelpunkt allgemeinen Verkehrs geſtalten, wie bei der Eiſenbahn nach Verſailles und St. Germain, nur nicht ſo prachtvoll und modiſch. Denn nach Orleans wird man meiſtens nur Geſchäfte halber reiſen, wogegen man nach Verſailles und St. Germain fährt, bloß um Luft zu ſchöpfen und ſich in Luſtgärten und Wäldern zu erholen, wie bisher im Boulogner Gehölze bei Paris.

Der Sommer iſt die ſchlimmſte Jahrszeit für die Pariſer Theater. Oper und Théâtre français machen daher weislich eine Pauſe; ſie haben ihre Vorſtellungen unterbrochen, um ihre Häuſer ausbeſſern zu laſſen. Die Oper gab zuvor noch vier ausgezeichnete Vorſtellungen, oder eigentlich Dmlle. Taglioni gab ſie bei ihrem kurzen Aufenthalt in Paris. Leon Pillet, ehemaliger Herausgeber des weiland journal de Paris, dann maitre des Requêtes, und jezt Operndirektor, war nach London gegangen und hatte ungefähr folgende Anrede an die Tanzvirtuoſin gehalten: „Verehrungswürdige, Unnachahmliche! dem Vernehmen nach wollen Sie nach Paris; die große Oper wird ſich eine Ehre daraus machen, Sie auf der Bühne aufzunehmen, wo Sie früher wie ein Stern erſter Größe geglänzt haben. Wir wünſchen auch ſehnlich, Sie nach Verdienſt zu belohnen, obſchon wir wohl wiſſen, daß keine Belohnung je Ihrem Verdienſte angemeſſen ſeyn kann. Aber leider haben wir weniger Geld als guten Willen, oder eigentlich beſitzen wir nur leztern. Um Ihnen jedoch zu beweiſen, wie ſehr die Oper wünſcht, ſich dankbar gegen Sie zu bezeugen, ſo mache ich Ihnen folgenden demüthigen Vorſchlag: Sie geben vier Vorſtellungen; die drei erſten ſollen zu unſerm Vortheil, die vierte und lezte zum Ihrigen ſeyn, wobei Sie die Preiſe ſo hoch anſetzen können, als Ihnen beliebt. Der Vorſchlag iſt, wenn ich mir nicht zu ſehr ſchmeichle, ſehr annehmlich." Dmlle. Taglioni lächelte, fand, daß der maitre des Requêtes ſeine Worte recht zierlich ſezte, und ſagte Topp. Die vier Vorſtellungen haben die ganze elegante Welt, die fremde und die einheimiſche, herbeigezogen, und die vierte und lezte Vorſtellung hat der Dmlle. Taglioni über 20,000 Franks eingebracht, ſo daß ihr jeder Abend mit 5000 Franks bezahlt worden iſt, und ſie alſo gar keinen übeln Handel mit dem Operndirektor geſchloſſen hat. Freilich tanzt auch Niemand wie ſie. Warum konnte die Oper dieſe graziöſe Sylphide nicht feſthalten? und warum wandelt ſie immer nach dem Norden, ſtatt hier die erſte Operntänzerin zu ſeyn und zu bleiben? Die Oper hat nun weder Taglionis noch Elslers mehr, und bei der Wiedereröffnung wird das Ballet nicht mehr die erſte Rolle ſpielen können. Dies fühlt die jetzige Direktion auch recht wohl, und ſucht ſich daher in der Oper auszuzeichnen. Aber hier ſtößt ſie auf dieſelbe Schwierigkeit; es iſt unendlich ſchwer, eine große Oper zu bekommen, welche alle Bedingungen erfüllt, alle Erwartungen befriedigt und alle Welt herbeizieht. Das verwöhnte Pariſer Publikum ſpannt ſeine Forderungen ſo hoch, daß keine Direktion im Stande iſt, ihm lange Genüge zu leiſten, und die Ausrüſtung eines neuen großen Stücks iſt ſo koſtſpielig, daß die Direktion nicht daran geben kann, wenn ſie nicht einigermaßen ſicher iſt, daß das Stück großen Beifall erhalten wird und oft gegeben werden kann. Eine ſolche Garantie kann ſie aber nur in der Berühmtheit (Popularität iſt bei der großen Oper nicht wohl möglich) des Dichters und des Tonſetzers finden. Ein großer Virtuoſe oder eine Virtuoſin im Geſange kann ebenfalls zur Aufnahme eines neuen Stückes beitragen; aber nur dann, wenn ein intereſſanter Text einer meiſterhaften und faßlichen Muſik untergelegt, der Geſang vortrefflich vorgetragen und die Oper auch für's Auge glänzend ausgeſtattet wird, kann die Direktion auf eine lange Reihe von Vorſtellungen rechnen. Eine ſolche Vereinigung gehört leider zu den ſeltenen Erſcheinungen; mit allen ihren lezten Verſuchen war die Pariſer Oper nicht glücklich; ſie ſieht ſich daher eifrig nach einem Meiſterwerke, nach Virtuoſen und Virtuoſinnen um. Bis dieſe erſcheinen, wird ſie genöthigt ſeyn, an die Taglionis und andere durchreiſenden Virtuoſinnen Anreden wie die obenerwähnte zu halten. Das Théâtre français kann mit leichterm Herzen zur Wiedereröffnung ſeines Hauſes ſchreiten; es beſizt eine Menge von neuaufgenommenen und noch unbekannten Stücken; fallen unter zehn auch fünf oder ſechs durch, ſo entſchädigen die andern für den Verluſt. — Unter den Tagesbegebenheiten verdient die Verurtheilung des deutſchen Theologen Frenzel zu Evreux in der Normandie eine kleine Stelle. Wenn ein deutſcher Gauner in Frankreich etwas ausrichten will, ſo muß er ein Virtuos in der Gaunerei ſeyn, denn ſonſt kann er mit ſeinen franzöſiſchen Nebenbuhlern nicht wetteifern. Ein ſolcher iſt der Bayer Frenzel, einer der furchtbarſten Diebe, die es je in Frankreich gegeben hat, und doch iſt es ihm zulezt ergangen, wie ſeinen Collegen; man hat ihn ertappt und zur Galeere verurtheilt. Er ſteht, glaube ich, auf gleicher Höhe mit einem ehemaligen Huſarentrompeter, Namens Picard, von welchem die Zeitungen oft geſprochen haben, und welcher überall ſtiehlt, überall verhaftet und verurtheilt wird, und ſich überall wieder losmacht.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. Auguſt 1840.

Wie ſchön iſt's im Freien!
Bei grünenden Maien
Im Walde, wie ſchön!
Wie ſüß, ſich zu ſonnen,
Den Städten entronnen,
Auf luftigen Höh'n.

Salis.

Tizians Tochter.

Ein Capriccio.

Der Mai war auf's Neue über die Felder gegangen, Thüren und Fenſter ſtanden auf, um ſeinem erquickenden Athem Einlaß zu geben und die alte, verdumpfte Winterluft hinauszuſcheuchen. Bei Tage lärmten die Kinder jubelnd auf den Straßen umher; bei Nacht hörte man von allen Seiten, aus Gärten und aus Käfigen, den ſchmetternden Schlag der Nachtigallen, und dazwiſchen leuchteten die Blitze und rollte der Donner. Mich ergriff die alte Wanderluſt; ich ließ das Porträt der Gräfin X., mit deren Blondenhaube ich ſchon unterſchiedliche Tage beſchäftigt geweſen, ruhig auf der Staffelei ſtehen, ſteckte ein Skizzenbuch in die Taſche und zog hinaus vor das Thor.

Freilich war es mir nicht vergönnt, meinen Flug bis zum Gebirge zu nehmen; ich durfte mich nicht auf längere Zeit von Berlin entfernen. Die Umgegend von Berlin iſt nicht ſonderlich ſchön; aber der Frühling iſt für die Natur, was innerliche Herzensgüte für das Geſicht des Menſchen: ſie verſchönt auch die häßlichſten Züge; und eine jede Gegend, wo es nur keimt und ſprießt und blüht, wo nur laue, durchſichtige Lüfte drüber hinziehen, bietet dem Auge unendlichen Reiz. Ich ging hinaus auf die weite Fläche. Tauſendſtimmiger Lerchengeſang um mich und über mir, tauſend grüne Halme auf den Saatfeldern hervorſchießend, die Bäume an den Wegen überall von zartgefärbten Blattchen umſchimmert. Ich ging weiter, wo kleine Seen heimlich zwiſchen den Hügeln liegen, von Schilf, Binſen und Waſſerblumen umkränzt, und das Blau des Himmels und die weißen Wolken widerſpiegelnd. In den Dörfern begannen die hohen Linden und Maulbeerbäume wieder einen jugendfriſchen Kranz um die alterthümlichen Kirchen zu ſchlingen; die Bienen ſummten fleißig in den Blumen der Kirchhöfe; die Obſtbäume in den Baumgärten waren von dichtem Blüthenſchnee ganz überdeckt.

Den ganzen Tag trieb ich mich im Freien umher. Ich ſog die balſamiſche Luft mit vollen Zügen, in meine Glieder kam keine Müdigkeit. Zuweilen ſezte ich mich nieder, um dieſen oder jenen maleriſchen Gegenſtand in mein Skizzenbuch einzutragen. Aber es ließ mich nicht raſten; ich konnte gar nicht recht zum Zeichnen kommen; hundert alte Lieder gingen mir durch den Sinn, und ich freute mich daran, ſie laut vor mich hin zu ſingen. Ich hätte neue Lieder dichten mögen, hätte ich nur mit Worten und Reimen Beſcheid gewußt.

Als ich wieder in die Stadt zurückkehrte, war es ſchon dunkle Nacht geworden. Ich fühlte mich wie berauſcht; zum Schlafen hatte ich noch keine Luſt, und ich wußte nicht, was ich daheim in meinem Zimmer anfangen

Digitized by Google

ſollte. Ich ging in eine Weinſtube und forderte ein Glas Maitrank. Der Kellner war mein guter Freund ſchon ſeit geraumer Zeit her. Er wußte, wie ich es am liebſten hatte, und brachte mir einen großen gläſernen Humpen, in dem all jene würzigen Kräuter, von kühlem Weine übergoſſen, lagen. Er fragte, ob ich auch die franzöſiſche Zeitung haben wolle, es ſtänden die wichtigen, lang erwarteten Kammerverhandlungen darin. Aber ich dankte für ſeine Gefälligkeit; was gingen mich heute die franzöſiſchen Kammern an!

Ich hatte mich ſtill in eine Ecke geſezt und ſchlürfte behaglich den duftigen Trank. Nach und nach ward es ruhiger in mir, und mit dem Hauche des Weines kamen alte, liebe Erinnerungen in mein Gemüth gezogen. Ich ſah mich wieder mit leichtem Wandertritt, das Ränzel auf dem Rücken, das ſchöne deutſche Vaterland durchſchweifen. Das Harzgebirge ſtieg vor meinem innern Blicke empor; ich zog unter den feierlichen Felſenpfeilern des Bodethales hin, ſtieg über Wurzeln, Moos und Steine, zwiſchen Quellen und Sümpfen, zum alten Blocksberg empor und wanderte jenſeits wieder in die Schluchten und Thäler hinab. Bald lagen die ſegenvollen Fluren der goldnen Au vor mir. Ich ſchritt eine Weile an den heitern Ufern der Unſtrut hin, zog dann hinüber nach dem Thüringer Walde und tauchte mich in die Fluthen des grünen Laubes, die ſeine Berge umſchatten. Und wieder ging es weiter hinab in das ſchöne Frankenland, den Mainſtrom entlang, zwiſchen dem Speſſart und Odenwald hindurch, bis ich den lieblichen Rheingau erreicht hatte. Hier raſtete meine Phantaſie, hier weilte ich ſtets in Gedanken ſo gern, hier war mir ja einſt der Stern meines Lebens, der Stern, nach dem ich, wie der Schiffer auf ſturmbewegtem Meere, fort und fort ſehnend hinausblicke, aufgegangen. Rüdesheim und den grünen Niederwald ſah ich wieder vor mir; ich ging den Berg hinauf, ich ſezte mich auf die Stufen des Säulentempels, von dem man Strom und Berge und Land weit überblickt; da kam es durch das Gebüſch gezogen, eine bunte, fröhliche Reiſegeſellſchaft, lachend, ſcherzend, ſingend, und unter ihnen war ſie, war Marianne. O ihr glücklichen Tage im Rheingau, warum ſeyd ihr ſo ſchnell entſchwunden! und o Marianne, wann, wo werde ich deinen Schritten wieder begegnen? wann kehrſt du zurück aus dem fernen Süden, in den ſie dich hinübergeführt haben?

Unangenehm wurde ich aus meinen Träumereien durch eine kreiſchende Stimme aufgeweckt. Sie erſcholl aus dem Nebengemache, in dem ſich, wie gewöhnlich des Abends, eine Geſellſchaft von Archäologen und Kunſtkennern verſammelt hatte. Es ſchien ſich ſo eben ein heftiger Streit über Kunſtgegenſtände zu entſpinnen. „Was, verehrteſter Herr Profeſſor," ſo rief jene, mir übrigens wohlbekannte kreiſchende Stimme aus, „was, das Bild wäre ein Original? Den Berliner Theegeſellſchaften mögen Sie das weiß machen; aber unſer Einen, der auch ſeine Jahre auf italieniſchem Boden zugebracht hat, ſollten Sie nicht hinter's Licht zu führen ſuchen!" — „Wie ich Ihnen ſage, lieber Baron," erwiderte der tiefe Baß des Profeſſors in gewohnter Ruhe, „das Bild iſt ein Original, von Tizian ſelber gemalt, gegen das Ende ſeiner mittlern Periode: ſchon etwas breiter Pinſel, aber noch immer die größte Zartheit in den Uebergängen." — „Ei was!" rief der Andere noch heftiger aus; „Uebergänge hin, Uebergänge her! die Töne, liebſter Freund, die Töne! haben Sie denn das troz Ihrer Hornbrille gar nicht bemerkt? dumpf, ſtumpf, grau, kalt." — „Die Töne," fuhr der Profeſſor fort, „ſind allerdings hie und da nicht mehr durchaus in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten; es iſt wohl hie und da eine leichte Retouche darüber gekommen. Aber gerade, daß das Bild troz dem eine ſo außerordentliche Wirkung hervorbringt, iſt nur um ſo mehr ein Beweis ſeiner Originalität. Und wo hätten Sie ein Tizianſches Bild mit ſo geringen Retouchen?" — „Und doch hab' ich ſchon vor Jahren," warf der Baron wieder ein, „doch hab' ich ſchon vor Jahren das Bild gründlich genug unterſucht, in Italien bei ſeinem frühern Beſitzer! Der machte freilich großes Weſen davon, aber alle vernünftigen Leute waren ſchon damals meiner Meinung. Tizians Tochter ein Original! Es curſiren ihrer noch etliche in Italien, in England, in Spanien, vielleicht auch noch in Frankreich und Holland; das müßte eine Originalgeſellſchaft ſeyn, wenn die alle einmal auf einen Haufen zuſammen kämen!"

Jezt fing das Geſpräch an mich zu intereſſiren. Es war die Rede von dem Bilde Tizians im Berliner Muſeum, das ſeine Tochter Lavinia darſtellt, wie das ſchöne Weib eine ſilberne Schüſſel mit Früchten emporhebt und zu dem Beſchauer hinausblickt. Ich hatte es vor einiger Zeit auf den Wunſch eines fremden Kunſtfreundes copirt; mir war während der Arbeit, indem ich täglich das glühende, verlockende Weib anſchauen, indem ich alle dieſe Glut, dieſe Fülle, dieſen Reiz in meine Phantaſie aufnehmen mußte, um ſie lebendig neu zu geſtalten, gar wunderſam zu Muthe geworden. Ich hatte mich wie aus einer ſchwülen Luft befreit gefühlt, als ich den lezten Strich am Bilde machte. Jezt war ich geſpannt, das Urtheil ſo berühmter Kenner, als in dem Nebengemache verſammelt waren, unbemerkt zu vernehmen.

Aber, wie es gewöhnlich geſchieht, der Streit kam zu keinem Reſultat. Jeder blieb feſt auf ſeiner Meinung, der eine ſah ſchwarz, wo der andere weiß ſah, an eine Vereinigung der Widerſprüche war nicht zu denken. Auch wandte man ſich bald von dem Tizianſchen Bilde zu den andern Gemälden des Muſeums. Doch Gott weiß, was für ein Teufel der Streitſucht heute in die ehrbaren

Digitized by Google

Herren gefahren war. Immer neue Widerſprüche kamen zum Vorſchein. Dem Baron ſchien die ganze Einrichtung der Gemäldegalerie zuwider zu ſeyn, er ſchimpfte auf die alten Italiener, an denen ſie einen beſondern Reichthum beſitzt, er ſagte, er wiſſe nicht, was ein geſunder Geſchmack aus dieſen alten Kruſten herauskauen könne, und der Profeſſor ließ es ſeinerſeits auch nicht an derben Entgegnungen fehlen. Er behauptete zuletzt barſch, ein Dilettant habe über ſolche Dinge gar nicht mitzureden. Schon rückte der Baron mit ſeinem Stuhle, als ob er die Geſellſchaft verlaſſen wolle. Da warf ein anderer, ablenkend, einige Fragen über das neuerworbene Bild von Lebrün dazwiſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Fortſetzung.)

Dies iſt die längſte und weiteſte bis jezt von Luftſchiffern ausgeführte Reiſe, und da Green dabei reuſſirt hat, was allerdings ein großes Vertrauen zu ihm erweckt, ſo kommt es für unſern Zweck nur noch darauf an, die von ihm damals aufgebotenen Mittel, ſammt den indeß von ihm noch ausgeſonnenen Vervollkommnungen der Aeronautik mit Bezug auf das jezt vorliegende Projekt der ſo viel weitern Luftreiſe quer über den ganzen atlantiſchen Ocean genau in Erwägung zu ziehen.

Die erſte und wichtigſte der von dieſem denkenden, gewandten und glücklichen Aeronauten in Ausübung gebrachten Verbeſſerungen beſteht in der Anwendung eines andern Stoffes zur Füllung ſeines Ballons. Bis auf ihn hatte man nämlich (abgeſehen von dem zu gefährlichen Montgolfierſchen Mittel), wie ſchon angeführt, nur das reine, durch Zerſetzung des Waſſers zu gewinnende Waſſerſtoffgas gebraucht, welches ſich allerdings durch ſeine außerordentliche ſpecifiſche Leichtigkeit empfiehlt, dabei aber den großen Nachtheil hat, ſehr ſchnell zu entweichen, ſo daß man den Ballon gar nicht ängſtlich genug verwahren kann, und doch auf ein längeres Erhalten niemals rechnen darf. Wir haben oben geſehen, in welche Gefahr Blanchard bei ſeiner Ueberſchiffung des Pas de Calais dadurch gerathen war; und es ſcheint ausgemacht, daß weite und lange Luftreiſen mit dieſem Stoffe nie zu hoffen ſind. Außerdem kommt dieſes reine Waſſerſtoffgas, wie man ſchon aus der beſchriebenen Art der Gewinnung abnehmen kann, ziemlich theuer zu ſtehen, und Green hatte alſo gewiß einen ſehr glücklichen Gedanken, als er verſuchte, dagegen lieber das gekohlte Waſſerſtoffgas zur Füllung ſeines Ballons anzuwenden.

Dieſes gekohlte Waſſerſtoffgas, daſſelbe, welches als „Leuchtgas“ bei unſerer Gasbeleuchtung erſcheint, wird am leichteſten durch trockene Deſtillation der Steinkohle gewonnen, und iſt daher auch unter dem Namen des Steinkohlengaſes allgemein bekannt. Freilich iſt daſſelbe bei weitem ſchwerer, als das reine Waſſerſtoffgas, von welchem ich oben bemerkt habe, daß es dreizehnmal leichter ſey als die atmoſphäriſche Luft: ſein ſpecifiſches Gewicht fällt, je nach der Beſchaffenheit der angewendeten Steinkohlen, der mindern oder größern Sorgfalt der Bereitung u. ſ. w. verſchieden aus, und das von Green angewendete Gas darf wohl kaum viermal leichter als atmoſphäriſche Luft angenommen werden. Dieſem Umſtand kann man aber durch verhältnißmäßige Vergrößerung des Ballons, mindere Belaſtung u. ſ. w. ganz wohl entgegenwirken; und der große, bei der London-Naſſauer Fahrt erprobte Vortheil, den das gekohlte Waſſerſtoffgas dagegen gewährt, beſteht darin, daß es nicht leicht entweicht, und daß daher bei längern Reiſen mit Zuverſicht auf ſeine Erhaltung gerechnet werden darf.

Die Subſtitution eines ſolchen angemeſſenern Füllungsmittels reicht aber zur Erreichung des hier vorliegenden Zweckes einer längern Luftreiſe nach einem, wenn auch nur allgemeiner beſtimmten Punkte, wie hier die Küſte von Amerika, noch nicht hin, ſo lange man die horizontale Direktion des Ballons nicht in ſeiner Gewalt hat.

Dieſe leztere iſt nun freilich auch von Green ſelbſt noch nicht erfunden; aber er hat doch durch ſeine Erfahrungen die ſchon vorne angedeutete Behauptung Zambeccaris beſtätigt gefunden, daß in den verſchiedenen atmoſphäriſchen Schichten über und unter einander auch verſchiedene, meiſt ganz entgegengeſezte Luftſtrömungen herrſchen, daher der Luftſchiffer nur durch abwechſelndes Heben und Senken des Ballons die Luftſchicht aufzuſuchen braucht, in der gerade die verlangte Windrichtung ſtattfindet. Ueber Beides iſt er aber Herr: wirft er Ballaſt aus, ſo ſteigt der Ballon, entläßt er Gas, ſo ſinkt derſelbe; nur kann weder das eine noch das andere unterwegs erſezt werden, und für längere Luftreiſen iſt alſo dieſes Mittel nicht hinreichend.

Green hat dies wohl gefühlt, und deßhalb mit Beiſtand eines engliſchen Ingenieurs, Jepſon, Allem aufgeboten, um ein anderes Hülfsmittel aufzufinden, welche Bemühungen, nach mehreren übereinſtimmenden Berichten, jezt auch wirklich geglückt ſeyn ſollen. — Die beiden Mechaniker haben nämlich eine eigenthümliche Vorrichtung ausgedacht, welche in zwei Flügeln beſteht, die ſich an einer durch den Boden der Gondel gehenden Axe befinden, alſo von der Gondel aus in Bewegung geſezt werden können, und deren Bewegung in einem oder dem andern Sinne allein hinreicht, den Ballon

Digitized by Google

ſteigen oder fallen zu machen, ohne daß man weiter nöthig hätte, Ballaſt auszuwerfen oder Gas zu entlaſſen. Green, welcher großes Vertrauen in dieſe Erfindung zu ſetzen ſcheint, hat zu London vor einem zahlreichen Kreiſe von Zuſchauern Verſuche damit an einem kleinen Probeballon angeſtellt, und es iſt ihm, nach dem Bericht von Augenzeugen, dabei nicht nur ſtets gelungen, das Steigen und Fallen des Aeroſtaten zu bewirken, ſondern er hat demſelben ſogar einen Impuls vor- und rückwärts zu ertheilen gewußt. Hätte Greens Name als Luftſchiffer einen weniger guten Klang, und hätte der Mann ſeinen Ruf nicht ſo vielfach praktiſch bewährt, ſo würde ich, aus mehrfachen Gründen, an der Behauptung zweifeln; die Sache iſt zu ernſt für ihn, und man muß nun abwarten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

Kunſtausſtellung.

Die Theilnahme des Publikums an der ſeit dem 16ten vorigen Monats eröffneten Kunſtausſtellung hat unverkennbar bedeutend zugenommen, ſeitdem einige Zeit nachher die alle drei Jahre ſtattfindende „Ausſtellung gewerblicher Leiſtungen" damit verbunden wurde. Um das erſtere dieſer beiden in Einem Lokal befindlichen Inſtitute auf der Brühlſchen Terraſſe, deſſen gedruckter Katalog 243 Nummern enthält, hat ſich der Profeſſor Vogel von Vogelſtein vorzügliches Verdienſt durch eine bedeutende Zahl, zum Theil ſehr werthvoller, Beiträge erworben. Außer mehreren trefflichen Porträts bietet uns ſeine Kunſt zwei größere Kompoſitionen, den von Chriſtus aus dem Grabe erweckten Lazarus, ein durch die ganze Anordnung, wie durch ſinnvolle Benutzung der Lichteffekte beſonders anziehendes Tableau, und den heiligen Joſeph von Calazano, Stifter der Armenſchulen im 16ten Jahrhundert. Der Heilige erfleht ſo eben, unterſtützt von ſeinen jungen Zöglingen, den Segen des Himmels für ſein nützliches Werk. Der aus Auge und Mund des braunen Antlitzes ſichtbar quellende fromme Eifer iſt ſo anſprechend, wie die mit großer Geſchicklichkeit um ihn her gruppirten kindlichen Geſtalten. Ein Knieſtück dieſes Künſtlers führt uns wieder Tieck in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit vor. Es iſt in den Nebenwerken, namentlich in den Stoffen der Kleidung, von großer Vollendung und nicht zu bezweifelnder Aehnlichkeit. Gleichwohl wollen mehrere behaupten, daß über der Sorgfalt und Genauigkeit in Auffaſſung aller einzelnen Züge und Linien, dem Verfertiger die Verſchmelzung der ſo höchſt intereſſanten Phyſiognomie in ein Ganzes diesmal weniger als früher gelungen ſey. Beſonders vermißte man auch im Blicke die bei aller Schärfe doch ſo einnehmende Milde, welche dem ſchönen, dunkeln Auge des Dichters gerade den eigenthümlichſten Reiz ertheilt. Noch iſt von demſelben Künſtler eine Marie mit dem Jeſuskinde ausgeſtellt. — Die Geſtalten des Moſes, David, Salomo, Zoroaſter und Lykurg, Cartons zu den Fresken im hieſigen Schloſſe, womit bekanntlich Profeſſor Bendemann ſchon ſeit langer Zeit ſich beſchäftigt, ſind von beſonderer Größe und Einfachheit im Styl und ſo charakteriſtiſch und impoſant, als eine Farbenſkizze deſſelben Meiſters in Oel anmuthsvoll und einnehmend iſt, Hirt und Hirtin mit der Heerde darſtellend. Eine unendliche Lieblichkeit gibt dieſem trefflich geordneten Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz. Zwei Schüler Bendemanns, Merz und von Schüßler, lieferten werthvolle Beiträge, erſterer eine Zeichnung: Naemi und Ruth, nach Bethlehem zurückkehrend, lezterer eine Farbenſkizze, die Ausſetzung des Moſes. Ein dritter Schüler dieſes Meiſters, Namens Oehring, empfiehlt ſich durch ein männliches Porträt, welches die größten Erwartungen von dem jungen Künſtler für das Feld der Charakteriſtik erregt. — Eine tüchtige Meiſterhand verrathen drei Bildniſſe auf Einer Leinwand, vom Profeſſor Hübner alla prima gemalt. Kraft und Lebensfriſche erſetzen reichlich, was, der Natur dieſes Kunſtzweiges nach, den Porträts an Sorgfalt der Behandlung abgeht. Einen Reiz mehr gewinnen ſie durch die große Verſchiedenheit der dicht zuſammengeſtellten Phyſiognomien, welche zudem drei hochgeehrten Prieſtern der neueſten Malerkunſt angehören, Leſſing, Sohn und Hildebrand. Allerdings hoffte man von dieſem Meiſter auch etwas Größeres vorzufinden; doch der beſte Troſt dafür, daß es nicht ſo war, liegt wohl in dem Umſtande, daß, wie man verſichert, die Arbeit an dem Vorhange des neuen Theaters ſchon ſeit einiger Zeit Hübners ganzes artiſtiſches Wirken ausſchließend in Anſpruch nimmt. — Ein anderes Tableau, ebenfalls alla prima, von Sully gemalt, das ihn ſelbſt und ſeine Tochter darſtellt, erfreut ſich auch der Auszeichnung von Kennern. — Sehr verdienſtlich iſt das Porträt eines Judenmädchens in Algier, nach der Natur in Oel von Theobald von Oer. Judenthum und Klima fließen auf dieſen Geſichtszügen tief in einander. In der orientaliſchen Liebesbotſchaft hat derſelbe Künſtler neben der dargeſtellten Handlung auch die verſchiedene Individualität der drei dabei betheiligten Frauen, einer Maurin, einer Araberin und einer Negerin zu Algier, beſonders zu bezeichnen geſucht. — Ein großes Oelgemälde von Hauſchild, das Innere der Kirche St. Maria in Toscanella, gewährt neben ſeinem architektoniſchen Verdienſte noch beſonderes Intereſſe durch die dahin verlegte Handlung. Der Geiſtliche auf der Kanzel, an welcher der Spruch in lateiniſcher Sprache ſteht: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd ꝛc.," iſt eine jener Phyſiognomien, in welche ſich frommer Sinn und handfeſte Gemeinheit theilen. Die heftige Geſtikulation des Ordensprieſters vollendet die ihm vom Künſtler verliehene Naturwahrheit. Sein um ihn herſtehendes und gelagertes Auditorium, aus gemeinen Leuten, jung und alt, beſtehend, erſcheint der Predigt, die man zu vernehmen glaubt, völlig angemeſſen. Eine weiſe Anwendung des Lichts gibt, wie gewöhnlich, den Produkten dieſes Künſtlers beſondere Lebendigkeit. — Der ſchon einige Zeit hier lebende Prinz Raden Saleh aus Java bewährt durch zwei mit Geiſt und Fleiß gearbeitete Oelgemälde ein vorzüglich ſchönes Talent für die Malerkunſt. Treue in Auffaſſung der Natur ſcheint ſein Hauptbeſtreben zu ſeyn. Seine Löwenjagd verſezt uns wirklich in die Lokalität der Gegend, wo ſie ſtattfindet. Und wenn man ſich auch, eben vermöge der Wahrheit ſeiner Darſtellung, einiges Unbehagens über die Nähe der blutigen Ereigniſſe nicht erwehren kann, ſo gewährt doch die Eigenthümlichkeit des Ganzen einen beſondern Genuß.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Auguſt 1840.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.

Schiller.

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Fortſetzung.)

Die Zulänglichkeit dieſer Einrichtung, ſo wie der Subſtitution des gekohlten Waſſerſtoffgaſes ſtatt des reinen zugegeben, ſo ſcheinen die Haupthinderniſſe der projektirten Luftſchiffahrt von England nach der amerikaniſchen Küſte wirklich beſeitigt zu ſeyn. Man ſchlage die Entfernung beiläufig auf 2000 geographiſche Meilen an. Green will ſich überzeugt haben, daß in einer gewiſſen Höhe über dem atlantiſchen Meere, in einer beſtimmten Luftſchicht ein beſtändiger Wind in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt, alſo in der gewünſchten wehe, und dieſe Behauptung ließe ſich vielleicht mit der Theorie der ſogenannten Paſſatwinde (Trade-winds) vereinigen, * und er ſchmeichelt ſich daher, die angegebene Entfernung, mit Benützung dieſes Windes, in hundert Stunden zurückzulegen, was zwanzig Meilen auf die Stunde betrüge, und nach dem, was wir oben von der Schnelligkeit mancher Luftreiſen angeführt haben, nicht ohne Beiſpiel wäre.

Außer den von Green alſo geſicherten Hauptbedingungen iſt ſein Ballon aber auch noch durch Größe, Sicherheit und Bequemlichkeit der übrigen Einrichtung vor den früher angewendeten Aeroſtaten ſehr ausgezeichnet. Derſelbe beſteht aus Tafft (rothem und gelbem, wahrſcheinlich um ihn durch das Abſtechen der Farben ſchon in der Ferne bemerklich zu machen), und iſt mit einer, vom Beſitzer erfundenen (oder doch verbeſſerten) * Maſſe

* Paſſatwinde (wahrſcheinlich von „paſſiren," weil man ſie nämlich abwarten muß, wenn man das Meer, wo ſie zeitweiſe herrſchen, paſſiren will) heißen eigentlich ſolche Winde, welche nur in einer gewiſſen Zeit des Jahres nach einer beſtimmten Richtung wehen. Indeß bezeichnet man mit dieſem Namen auch den bekannten Wind, welcher auf dem Weltmeere zwiſchen den Wendekreiſen und noch einige Grade darüber hinaus beſtändig in der Richtung von Oſten nach Weſten weht, nordwärts der Linie aber mehr die oben angegebene Richtung von Nordoſt nach Südweſt annimmt. Ich will hier auf eine Unterſuchung der Gründe, aus welchen die Meteorologie die Beſtändigkeit dieſes Windes erklärt, nicht eingehen, da ſie mir nicht zugänglich ſcheinen; es wäre aber nicht unmöglich, daß derſelbe, wie Green behauptet, in höheren Luftſchichten noch weiter hinauf nach Norden herrſchte.

* Da auf dieſen Ueberzug des Ballons ſehr viel ankommt, um den leichten ſeidenen Stoff für das Gas möglichſt undurchdringlich zu machen, ſo will ich darüber einige Notizen beibringen, welche man hier vielleicht gern finden wird. In Frankreich nahm man Anfangs Gummi elasticum dazu, deſſen Auflöſung in Terpentinſpiritus geheim gehalten wurde

Digitized by Google

überzogen, um „jedes“ (? ſo ſagt wenigſtens der Bericht, es wird aber in praxi ſchwer halten) Entweichen von Gas zu verhindern. Der Ballon hat eine ſphäroidiſche Form; der größere Durchmeſſer hält 60, der kleinere 51 Fuß; der Umfang beträgt 160 Fuß, die Oberfläche 8160 Quadratfuß. Zur Füllung werden 85,200 Cubikfuß Gas erfordert. Umgeben iſt derſelbe (wie gewöhnlich) von einem tüchtigen Netze, an dem ein aus Holz und Sohlleder verfertigter ſehr ſtarker Ring äußerſt ſolid befeſtigt iſt, welcher wiederum die aus Rohr geflochtene und mit rothem Baumwollendamaſt überzogene Gondel trägt. Der Abſtand vom Boden der Gondel bis zu der oben im Ballon befindlichen Klappe zum Gasentlaſſen, was, nach der beſchriebenen neuen Einrichtung, zwar nicht mehr ſo oft, aber doch noch in einzelnen Fällen nöthig werden kann, * beträgt 80 Fuß; dieſe Klappe wird von der Gondel aus durch eine Schnur dirigirt. Im Boden der Gondel befindet ſich der oben erwähnte neue Mechanismus zum Heben und Senken des Aeroſtaten, ſo daß alſo der Luftſchiffer von ſeinem Sitze aus alle Operationen mit Leichtigkeit ausführen kann. Ferner iſt in der Gondel eine Winde zur Handhabung des fünfarmigen Ankers angebracht, welcher an einem 1000 Fuß langen, der größeren Halt- und Dehnbarkeit wegen zum Theil aus Gummi elasticum verfertigten Seile hängt; die Erfahrung hat den Nutzen der ſolchergeſtalt eingerichteten Seile zur Verminderung des Stoßes beim Auswerfen des Ankers bewieſen. Zum Ballaſt rechnete Green ſonſt auch noch große kupferne, mit Waſſer gefüllte und mit Ventilen verſehene Cylinder an ſehr langen Schnüren mit Haſpeln, ſo daß man, wenn ſie geleert worden waren und nun wieder gefüllt werden ſollten, nur die Zeit der Ueberſchiffung eines Gewäſſers wahrzunehmen brauchte, um ſie in daſſelbe hinabzulaſſen; ein Gedanke, welcher ſich jedoch praktiſch nicht erprobt haben ſoll. — Ueber der Gondel hängt eine, von ſehr dickem Glaſe verfertigte Lampe, welche ſo eingerichtet iſt, daß das durch Fiſchthran genährte Licht nicht leicht verlöſchen kann; ſonſt darf keinerlei Feuer im Aeroſtaten unterhalten werden, da die Gefahr offenbar gar zu groß iſt. Die Erwärmung von Speiſen und Getränken muß vielmehr in Gefäßen mit ungelöſchtem Kalke geſchehen, auf welchen man etwas Waſſer gießt. Dies bleibt auch das einzige Mittel, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, welche in den höhern Luftſchichten oft einen ſo außerordentlichen Grad erreicht, daß man in den Berichten der allermeiſten Luftſchiffer Klagen darüber antrifft. — Der gefüllte Ballon mit Netz, Gondel, Anker, Tau, Ring wiegt 1200 Pfund; an Ballaſt hatte man bei der beſchriebenen Landau-Naſſauer Fahrt 1900 Pfund, an Proviſionen 400 Pfund mitgenommen; das Gewicht der drei Reiſenden betrug 450 Pfund; zuſammen gegen 4000 Pfund, was zugleich einen Begriff von den mittelſt ſolcher Aeroſtaten zum Steigen zu bringenden Laſten gewährt.

Dies wäre eine Darſtellung der Beſchaffenheit derjenigen Maſchine, deren ſich Green bedienen wird, und der Mittel, welche er anzuwenden gedenkt, um den Erfolg ſeines kühnen Unternehmens zu ſichern, und unter denen alſo die Anwendung des gekohlten ſtatt reinen Waſſerſtoffgaſes und der Gebrauch eines bloßen Mechanismus zum Heben und Senken des Ballons die wichtigſten ſind. Allein hinſichtlich dieſes leztern Punktes ſehe ich auf den Lippen wenigſtens einiger Leſer hier eine Einwendung ſchweben, welche ich erſt noch beſeitigen muß.

„Ein ſchwimmender Körper,“ werden ſie mir nämlich ſagen, „verdrängt bekanntlich ein ſo großes Gewicht des Fluidums, in welches man ihn verſezt hat, als er ſelbſt beſitzt. Da nun der Ballon mit einer Gasart gefüllt wird, welche leichter iſt als die atmoſphäriſche Luft in ihren untern, dichtern Schichten, ſo ſteigt er bis zu Luftſchichten auf, wo das Gewicht des verdrängten Volumens Luft nur noch genau ſeinem eigenen ganzen Gewichte gleich iſt, und nur in dieſen kann er ſich **dauernd** erhalten. Der vom Luftſchiffer angewendete **mechaniſche** Impuls mag demnach zwar wohl ein **augenblickliches** Heben oder Senken zur Aufſuchung einer Luftſchicht bewirken, in der eine geeignete Windrichtung ſtattfindet; aber um ſich in dieſer Schicht hernach **dauernd** zu behaupten, wird es immer eines Auswerfens von Ballaſt oder aber eines Entlaſſens von Gas bedürfen, und der Mechanismus hilft alſo dieſer Nothwendigkeit nicht ab.“

(Schluß folgt.)

Blanchard ſchnitt das Federharz in kleine Stücke, erweichte ſie mehrere Tage in Terpentinſpiritus, kochte dann eine Unze dieſer Auflöſung mit acht Unzen Leinölfirniß einige Minuten, ſeihte die Flüſſigkeit durch ein feines leinenes Tuch und trug ſie warm auf den Ballon. Später hat man den bloßen Leinölfirniß, mit Terpentinſpiritus verdünnt, welche Miſchung ſchnell trocknet, hinlänglich gefunden. Robertſon, der ein tüchtiger praktiſcher Aeronaut war und den ich perſönlich gekannt habe, hat mich verſichert, daß er nie etwas anderes anwende. Ob und was Green noch etwa zuſezt, iſt mir nicht bekannt.

* Man begreift, daß der Gasinhalt eines Ballons in größeren Höhen, nach Maßgabe des verminderten atmoſphäriſchen Gegendruckes, eine größere Ausdehnung erleidet und der Ballon platzen müßte, wenn in ſolchen größern Höhen nicht Gas entlaſſen würde. Aus dieſem Grunde wird der Ballon auch gleich Anfangs nicht ganz gefüllt.

Digitized by Google

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

„Ja, das iſt noch ein Bild," rief hier der Baron leidenſchaftlich aus, „das iſt ein Bild, vor dem man Freude haben kann! Wären ſolche Familienſtücke nur recht viele vorhanden, und wollten ſich unſere heutigen Maler daran nur ein Beiſpiel nehmen, um für unſere Ahnenſäle eben ſo würdige Werke zu liefern! Wie der Herr des Hauſes, der Bankier Jabach, ſo ſtattlich auf dem Bilde daſitzt und ſeine Frau und die Kinder auf ſeiner Seite und der Windhund vorn und das Porträt des Malers hinten und der Teppich und die Büſten und der Globus und die Bücher." — „Sie ſind ein Enthuſiaſt, lieber Baron," fiel ihm der Profeſſor wieder in's Wort. „Ruhe, Ruhe, ſag' ich Ihnen, und noch einmal Ruhe iſt das erſte Erforderniß, wenn man ein kritiſches Urtheil fällen will. Gewiß iſt das Bild vortrefflich, und wir müſſen es der Direktion des Muſeums Dank wiſſen, daß ſie für die Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Schule einen ſo gehaltvollen Beleg erworben. Aber bei alle dem gehört es doch eben der franzöſiſchen Schule an, iſt es eben nur von Lebrün gemalt. Das Bild iſt ganz tüchtig gemacht; aber wo iſt hier jenes mächtige Lebensgefühl, jene hohe Freiheit der Exiſtenz, jene innerliche Glut der Begeiſterung, welche wir bei den Werken der Raphaelſchen, der Tizianſchen Zeit wahrnehmen? Laſſen Sie uns das Bild in ſeine Details zerlegen. Sehen Sie erſtlich —"

Der Redner ging nunmehr in eine vollſtändige Analyſe des Bildes über, die ruhiger gehalten war und an der auch einige der übrigen Herren, beiſtimmend oder abweichend, Theil nahmen. Die Stimmen wurden wieder leiſer und ich wandte mich zu dem zweiten Glaſe Maitrank, das mir der Kellner hingeſezt hatte. Ich ließ jene kritiſiren; bald aber war ich mit meinen Gedanken wieder bei dem grünen Rheinſtrom, und die lieblichſten Bilder einer heitern Natur, eines fröhlich ungebundenen Lebens zogen auf's Neue vor meinem Geiſte vorüber.

Ich mußte von dieſen Träumereien wohl unvermerkt in wirkliches Träumen übergegangen ſeyn. Ich fühlte, daß mich Jemand leis an den Schultern rührte, und als ich die Augen aufſchlug, ſtand der Kellner, mit ſeiner Mütze in der Hand, vor mir. „Ich wollte Ihnen nur ſagen, lieber Herr," flüſterte er mir freundlich lächelnd zu, „Sie möchten ſich hier nicht ſtören laſſen und ruhig ſitzen bleiben, wenn ich zu Bette gehe. Ich hab' Ihnen den Hausſchlüſſel hergelegt; Sie ſind wohl ſo gütig, hernach das Haus zuzuſchließen und den Schlüſſel morgen früh durch Ihren Stiefelputzer wieder herzuſchicken. Befehlen Sie noch ein Glas Maitrank?" — Ich ſah mich um. Die Lichter waren ſchon bedeutend herabgebrannt, im Nebenzimmer war es ſtill geworden, und da ich mich nunmehr doch von meinen heutigen Märſchen ermüdet fühlte, ſo ſchien es mir am beſten, dem Beiſpiel der Kunſtkenner zu folgen. Ich dankte dem Kellner, bezahlte und verließ das Haus.

Mein Weg führte mich an dem Schloſſe vorbei und über den Luſtgarten. Der ſpäte Mond war aufgegangen und goß ſein heimliches Dämmerlicht über die leeren Straßen und Plätze. Das Schloß, der Dom, das Muſeum traten zauberhaft aus dem Dunkel hervor. Ich ſezte mich auf den Rand der Fontaine, die mitten im Luſtgarten ſteht und deren rieſiger Strahl bei Tag durch Dampfeskraft in die Lüfte emporgetrieben wird. Vor mir breitete ſich die weite Colonnade des Muſeums aus; die adelige Einfalt, die harmoniſche Ruhe dieſer klaren griechiſchen Formen üben auf mich des Nachts, bei Mondbeleuchtung, eine faſt wunderſame Wirkung. Plötzlich hörte ich hinter mir ein ſonderbares Geräuſch, wie wenn Waſſer auf dem Herde zu brodeln und zu ſieden beginnt. Halb erſchreckt fuhr ich auf und ſah mich um. Da hob ſich, anfangs leiſe, dann immer ſchneller und ſtärker der Waſſerſtrahl aus dem Bronzekelche im Becken der Fontaine empor. Ich rieb mir die Augen; nie hatte ich hier das Waſſer bei Nacht ſpringen ſehen. Aber der Strahl ſtand in rauſchender Majeſtät da, und ſeine Tropfen fielen wie blitzende Sterne in das Becken nieder. Sollte Jemand im Schloſſe befohlen haben, die Dampfmaſchine in Bewegung zu ſetzen, etwa, um die Wirkung des Mondlichtes auf den verſtäubenden Strahl zu beobachten? Ich blickte nach dem Schloſſe hinüber. An den Fenſtern deſſelben war nirgends ein Licht zu ſehen, und ringsum gewahrte ich keine menſchliche Seele. Gut, dachte ich, mag dies angeordnet haben, wer da will, ich für mein Theil will mich gern an dem ſchönen Schauſpiel erfreuen.

Ich verweilte einige Zeit betrachtend an dem Orte. Da fiel mir ein, ob ſich wohl der rechte Standpunkt finden laſſe, um das Mondlicht auf dem niederſprühenden Waſſer in Regenbogenfarben gebrochen zu ſehen. Beim Sonnenſchein hatte ich mir öfters das Vergnügen gemacht, das Bild des Regenbogens hier, an entſprechender Stelle, aufzuſuchen. Ich trat zwiſchen den Mond und den Springbrunnen. Da war es nun in der That ganz wunderbar. Aus leiſen, zart in einander verſchwimmenden Farben gebildet, ſtand der ſchimmernde Bogen vor mir. Anfangs ſtand er ruhig und feſt da, gerade wie der Bogen, den die Sonne auf die Regenwolken zu malen pflegt; dann aber begann er zu zittern, röthliche Strahlen, wie beim Nordlicht, ſchoſſen aus der Wölbung herab und hinauf, ſie vereinten ſich zu einer leuchtenden

Digitized by Google

Garbe, ſie ſchlängelten ſich arabeskenartig durcheinander, und dazwiſchen funkelten die fallenden Tropfen wie Smaragden, Brillanten und Rubinen. Immerfort wechſelte das feenhafte Schauſpiel, während ich zugleich ein leiſes muſikaliſches Klingen zu vernehmen glaubte, bis ein vorüberziehender Wolkenſchleier die Erſcheinung verbleichen und verſchwinden machte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Kunſt- und Gewerbeausſtellung. Franzöſiſches Theater.

Ein Seeſturm des javaniſchen Prinzen iſt höchſt ausgezeichnet. Auch des Prinzen Bildniß, ſo ähnlich, daß Jedermann es wiedererkennt, von Profeſſor Schreuel in Oel gemalt, iſt beſonders darum intereſſant, weil nur Wenige von dieſem Künſtler, der ſich bekanntlich durch ſehr nett und ſorgfältig ausgearbeitete Miniaturgemälde auszeichnet, große Oelgemälde geſehen hatten. Die jetzige Ausſtellung bietet außerdem noch ein aus einer Gruppe von vier Perſonen beſtehendes Oelgemälde des Profeſſors Schreuel. — Genrebilder ſind im Ganzen weniger, als in der Regel, aber doch mehrere recht nette vorhanden. Man vermißte den Namen Hanzſch, der unſtreitig zu unſern vorzüglichſten hieſigen Künſtlern dieſes Faches gehört, und dem beſonders auch die Auffindung komiſcher und erheiternder Sujets, wie die Ausführung derſelben, vor manchen andern zu gelingen pflegt. — An ſchönen Landſchaften iſt kein Mangel. Die Namen Dahl, Erola, Scheuren, Otto Wagner, Oehme, Goldſtein, Robert Kummer, Hammer, Leypold, Friedrich Sparmann deuten im Voraus auf Ausgezeichnetes hin. Mit der Wahl der landſchaftlichen Gegenſtände war das Publikum nicht immer einverſtanden. Sogar bei der ungemein ſchönen großen Landſchaft von Erola verlautete der Wunſch, die Bäume im Vorgrunde möchten eine vollkommenere Geſtaltung haben. Man erinnerte ſich dabei der ältern Landſchafter, welche die vorzüglich ſchön geſtalteten Bäume in der Natur zu ihrem hauptſächlichſten Studium machten und ſolche dann für ihre Landſchaften benuzten. Unter den noch nicht allzulange Verſtorbenen war beſonders Mechau einer, der neben dem Charakteriſtiſchen des verſchiedenen Baumſchlags der ſchönen Geſtalt der Bäume eine ungemeine Aufmerkſamkeit widmete. Auch hinſichtlich der maleriſchen Compoſition überhaupt iſt wohl Mechau in den meiſten ſeiner Werke als Muſter zu empfehlen. Zugleich leuchtet gewöhnlich aus ſeinen ſinnvollen Staffagen das ernſteſte, gediegenſte Studium hervor. — Die Miniaturmalerei iſt nicht vergeſſen worden. Namentlich gefielen die eleganten Beiträge von Fiorino. Die Blumenmalerei hat ſich ebenfalls recht gelungener Blätter, unter andern von Friedrich, zu erfreuen. Der architektoniſchen Ausarbeitungen gibt es im Verhältniß zu frühern Jahren nur wenige, und die Skulptur beſchränkt ſich bis jezt, nach Ausſage des Catalogs, auf einen einzigen Beweis ihrer fortdauernden Exiſtenz in einer Büſte unſeres Profeſſors Rietſchel. — Wenn überhaupt die Zahl der Werke der bildenden Kunſt etwas beſchränkt erſcheint, ſo haben ſich die Gewerbserzeugniſſe deſto zahlreicher eingefunden. Ihr Catalog beſteht aus neunthalb Druckbogen Oktav und enthält 998 Nummern, womit der Kreis übrigens keineswegs geſchloſſen ſcheint, obſchon Zweifel entſtehen, wie die etwa noch einlaufenden Beiträge unterzubringen ſeyn möchten, da ſchon jezt das doch ſehr geräumige Lokal ſo angefüllt iſt, daß ſich mehrere Geräthſchaften bis in das anſtoßende Gebiet der bildenden Kunſt eindrängen mußten. Daß die Buchdruckerkunſt mit den lebendigen Zeugniſſen ihrer Fortſchritte nicht ausbleiben würde, ließ ſich vorausſehen. Die Buchdruckereibeſitzer Teubner und Hirſchfeld zu Leipzig haben Beweiſe ihre rühmlichen Thätigkeit geliefert. Die ſo zweckmäßige als geſchmackvolle Aufſtellung der ſo mannigfaltigen Fabrikationsartikel beſchäftigt das davon überraſchte Auge überaus angenehm. Man wandelt darin wie in einem glanzvollen Irrgarten herum. Auch die Freunde der Curioſitäten gehen nicht leer aus; außer der vom Säcularfeſte der Typographie mit eingewanderten „Gutenbergsſeife“ eines Leipziger Parfümeriefabrikanten, hat der dortige Fabrikant Jung unter anderm einen aus Seife gefertigten Tempel ausgeſtellt. Ein weiteres Curioſum iſt ein aus Holz gefertigtes Kleidungsſtück, ein Gilet. Wiewohl allerdings zu bezweifeln ſteht, ob dieſe neue Induſtrie gleiches Glück machen möchte, wie die franzöſiſche, bekanntlich mit ſchönem Erfolg zu Tapeten verwendete Glasweberei, da dieſe wohl über mehr Mittel, namentlich Glanz und Elaſtizität, zu diſponiren hat, ſo erfreute ſie ſich doch des Beifalls mancher Beſucher. Die neue von Theodor Hell herausgegebene „Handwerkszeitung“ hat wohl den nächſten Beruf, ſich über dieſe Erfindung gründlich auszuſprechen. Nach den bisherigen Blättern dieſer Zeitung zu urtheilen, iſt ſie ganz zweckmäßig abgefaßt. — Der fremde Glanz, welchen unſere Bühne im Sommer durch gaſtirende Schauſpieler und Sänger zu erhalten pflegt, um die durch die Kunſtreiſen einheimiſcher Künſtler entſtehenden Lücken zu decken, war diesmal beſonders ſtark. Schon ſeit Anfang des vorigen Monats erfreuten uns die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters zu Berlin, unter der Direktion des Herrn Delcour, mit ihrer uns ſchon von früherer Zeit her bekannten Gewandtheit und Geſchicklichkeit. Mit Recht betrachtet die vornehme Welt (und viele deutſche Schauſpieler könnten ſich hierin ein Beiſpiel an ihr nehmen) Haltung und Weſen der guten franzöſiſchen Schauſpieler auf der Bühne als eine treffliche Schule für die äußere geſellſchaftliche Bildung, ſowohl in Hinſicht auf Körperbewegung, als auf richtige und elegante Ausſprache und Betonung des Franzöſiſchen. Daher finden denn dieſe Vorſtellungen der fremden Künſtler großen Beifall. Der Unternehmer wird vermuthlich mit ſeiner Einnahme um ſo mehr zufrieden ſeyn können, da gerade die erſten, folglich theuerſten Plätze des Schauſpielhauſes ſehr zahlreich beſucht zu ſeyn pflegen. Es ſind auch die Stücke von Scribe und andern neuern franzöſiſchen Luſtſpieldichtern beſonders lehrreich für die neuere Umgangsſprache. — Von Neuigkeiten kam, ſo viel ich mich erinnere, nur eine auf der deutſchen Bühne vor, eine Poſſe mit Geſang von Angely, „die Sängerin und die Schneiderin“ betitelt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 24.

Mittwoch, 26. Auguſt 1840.

[227] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio secunda.

Dritte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Dritte Lieferung: Calimeris — Clidemia. Subſcriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erſcheinen und zum Subſcriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben ſeyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten iſt, mehr als 12 Lieferungen umfaſſen, ſo wird der Preis dadurch für die Subſcribenten nicht erhöht, ſondern die nachfolgenden Bogen denſelben gratis nachgeliefert.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhangig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitſaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf,

Digitized by Google

während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt wird.

Der Druck dieſes Werkes wird möglichſt beſchleunigt, ſo daß jeden Monat eine Lieferung die Preſſe verlaſſen und das vollſtändige Werk innerhalb Jahresfriſt fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[283] Altes und neues Griechenland.

Bei Friedrich Fleiſcher in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

I.

Charikles.

Bilder altgriechiſcher Sitten

zur genauen Kenntniß des griechiſchen Privatlebens

von

W. A. Becker,

Profeſſor an der Univerſität zu Leipzig.

2 Bände mit 5 Kupfert. gr. 8. Velinpapier. geh. Preis 4 Thlr. 18 Gr.

Die Beſitzer des 1838 von demſelben Verfaſſer erſchienenen Werkes „Gallus oder römiſche Scenen aus den Zeiten Auguſts“ (2 Bände 3⅔ Thlr.) werden dies neue Werk mit Vergnügen und Vertrauen begrüßen.

II.

Reiſe durch alle Theile des Königreichs Griechenland.

Im Auftrage der K. Regierung unternommen in den Jahren 1834 bis 1837.

Von Dr. K. G. Fiedler,

K. Sächſ. Bergkommiſſar.

Erſter Band mit 6 lithographirten Anſichten. gr. 8. Velinpap. geheftet. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Der 2te und letzte Band dieſes Werkes erſcheint zu Michaeli. Außer einer für jeden Gebildeten ſehr anziehenden Unterhaltung, wird auch der Gelehrte, namentlich der Botaniker und Bergmann manche Ausbeute für ſein Studium finden.

---

[300] Bei Aug. Taubert in Leipzig erſchien ſo eben:

Clarinette.

Seitenſtück zu den

Fahrten eines Muſikanten

von

Ludwig Bechſtein.

3 Bände, Velinp. eleg. broch. Preis 5 Rthlr.

Der berühmte und geehrte Verfaſſer ſagt in ſeinem Vorwort: „Man erblickt hier einen nicht hochbegabten, aber ſeinem Glück thatkräftig nachziehenden, bisweilen auf bewegteſten Lebenswellen tüchtig geſchaukelten, und hin und hergeworfenen Mann, welcher anſpruchlos erzählt, was er erlebt, und wie es ihm ergangen. Man ſieht eine, keineswegs fingirte, beſcheidne Geſtalt ausgedrückten Verhältniſſen auftauchen, ſieht ein ſchönes Talent erfreulich ſich ausbilden, und feſte Neigung zu einem Zweige des großen Baumes der Kunſt zum Lebensleitſtern werden; ſieht aber auch Verirrungen der Jugend, Leichtſinn und Thorheit, verfehlte Wünſche und belohntes Streben, und endlich eine odyſſeiſche Irrbahn die der Held durchläuft, ohne das heimathliche grünende Ithaka erſehnter Wunſcherfüllung zu finden — mit einem Wort: man ſieht ein Leben.“

---

[294] Neue Romane.

So eben ſind bei mir erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Roland von Berlin.

Ein Roman

von

W. Alexis.

Drei Bände.

8. Geheftet. 6 Thlr.

Cordelia.

Von der

Verfaſſerin von „Agnes von Lilien.“

Zwei Bände.

8. Geheftet. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Namen der Verfaſſer dieſer beiden Romane bürgen für das hohe Intereſſe derſelben.

Leipzig, im Juli 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[307] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf

einer

Liturgie

für die

evangeliſche Kirche

im

Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf, ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Digitized by Google

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdieß durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind auſſer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[281] Bei L. Schreck in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Verwahranſtalt

für

kleine Kinder.

gr. 8. broch. Preis 8 Gr.

Allen Behörden in Städten und auf dem Lande wird dieſe vortreffliche Schrift dringend anempfohlen.

---

[282] **Nicht zu überſehen!!!**

Die in der Looſiſchen Medaillen-Münze in Kurzem erſcheinende

Denkmünze zur Erinnerung an den Todestag Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm III.

iſt in f. Siber à 3 Rthlr. 8 Gr., in Neugold à 1 Rthlr. 18 Gr., in Bronze à 1 Rthlr. 4 Gr., ein Etui dazu à 8 Gr. zu beziehen

von Ludwig Schreck's Buchhandlung in Leipzig.

---

[301] Herabgeſetzte Preiſe

vom 1. September d. J. bis Oſtern k. J.

Auffenberg, J., Frhr., v., Alhambra. Dramatiſches Gedicht in drei Theilen. 8. 1829. 30 geh. 1r Thl. Boabdil in Kordova, Vorſpiel in einem Akt; Abenhamet und Alfaïma, Trauerſpiel in vier Akten. — 2r Thl. Die Gründung von Santa Fé, heroiſches Schauſpiel in fünf Akten. — 3r Thl. in zwei Bänden. Die Eroberung von Granada, heroiſches Schauſpiel in ſechs Akten. Ladenpreis 10 fl. 48 kr. oder 6 Thlr. **Herabgeſetzter Preis** 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

— — das böſe Haus. Schauſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1834. geh. Ladenpreis 1 fl. 21 kr. oder 18 Gr. **Herabgeſetzter Preis** 36 kr. oder 8 Gr.

Kärcher, K., Graf Otto von Eberſtein, oder das Turnier zu Durlach. Novelle aus der Regierung Markgraf Rudolph I. von Baden. 2 Bände. 8. 1837. geh. Ladenpreis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. **Herabgeſetzter Preis** 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Mylius, Ch. F., Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien. 4 Theile. gr. 8. 1830. geh. Ladenpreis 10 fl. 48 kr. oder 6 Thlr. — **Herabgeſetzter Preis** 3 fl. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Vogel, W., der Onkel aus Wien, oder die ungleichen Pflegetöchter. Schauſpiel in 4 Aufzügen, frei nach dem Italiäniſchen. 8. 1838. Ladenpreis 54 kr. oder 12 Gr. **Herabgeſetzter Preis** 18 kr. oder 4 Gr.

Walchner, H., über die Lektüre, ihren Nutzen und die Vortheile ſie gehörig anzuwenden. Nach dem Lateiniſchen des P. Sachini deutſch bearbeitet und mit einem Anhange begleitet. 8. 1832. geh. Ladenpreis 54 kr. oder 12 Gr. **Herabgeſetzter Preis** 18 kr. oder 4 Gr.

Alle Buchhandlungen liefern vorſtehende Werke zu den dabei bemerkten billigen Preiſen.

Karlsruhe, im Auguſt 1840.

Ch. Th. Groos.

---

[288] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland,

Ein Tagblatt

für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1840.

Größere Aufſätze.

Inhalt: Spaniens materielle Hülfsquellen. — Zur Kunde der Philippinen. — Eine Jagd in den turkmeniſchen Steppen. — Die Sprache der Maldiven. — Die Namen bei den Chineſen. — Der Carneval in Pera. — Griechiſch-türkiſche Reiſeſkizzen. 1) Wanderung durch Athen; 2) Fahrt von Athen nach Chios; 3) Koſtaki Lambros, die Waiſe von Chios; 4) Aufenthalt in der Stadt Chios: die Chiotinnen und die Chioten; 5) Ausflug nach dem Kloſter Neamoni; 6) Ausflug nach Homers Schule und Maſtico. Abreiſe. — England und China. — Die Times vom 25 Junius. — Alte Tragödie in der Bretagne. — Geſchichtliche Fragmente über die Bewohner von Canaria. — Die Bugis auf Celebes. — Die Wallfahrt nach St. Jean du Doigt. — Ausflug von Petersburg nach Helſingfors. — Die Inſel Lombok oder Saſak. — Südperu. — Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche. — Slawiſche Nachrichten. — Die Baduis in dem Reiche von Bantam auf Java. 1) Schilderung des Volkes; 2) Reiſe in die Gebirge der Baduis. — Profeſſor Preuß über Litthauen. — Das engliſche Zuckergeſetz. — Fragmente über Kurdiſtan. 1) Urumiah; Mir von Rewendus. — Etwas über Volksunterricht in England. — Notizen aus den Verhandlungen der k. ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom Januar bis März. — Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien. 3) Die Igelfiſche. — Statiſtiſche Angaben über die Cycladen: Kythnos; Cea. — Die wilde Kartoffel. — Die Engländer in Afghaniſtan. — Nachricht über Dekedemt. — Goldausbeutung in Südaſien; Strömung der edlen Metalle. — Texas. — Die aphiniſche Sprache in Rußland. — Briefe aus Athen. Erſter Brief.

Chronik der Reiſen.

Reiſe nach den Quellen des Oxus. Von L. Wood. — Ausflug durch Galizien. — Ch. Texier in Perſien. — Abbadie's Schreiben aus Maſſawa.

Kleinere Mittheilungen.

Die franzöſiſche Colonialcommiſſion. — Franzöſiſche Anſiedelung auf Madagaskar. — Abſichten der Engländer auf die Philippinen. — Ereigniſſe in Guatimala. — Schmuggelhandel zwiſchen den franzöſiſchen und engliſch-weſtindiſchen Inſeln. — Atmoſphäriſche Eiſenbahn. — Paganini's Teſtament. — Miliana. — Nährende Kraft der Gallerte. — Erdbeben in Frankreich. — Die Karier in Siam. — Stora. — Litterariſche Notizen aus Polen. — Dſchidſchelli. — Ungeheure Trüffeln. — Naturhiſtoriſche Reiſe in Ceylon, Neuguinea und Java. — Walliſer in Liverpool. — Das X bei den Spaniern. — Tod durch einen Fiſch. — Waſſerdicht-

Digitized by Google

machung der Wollkleider. — Schomburgs Neue Reiſe nach Guiana. — Nachricht von der magnetiſchen Expedition. — Vervollkommnung der Daguerre'ſchen Lichtzeichnungen. — Nachricht von Stephens' Reiſe in Guatimala. — Amerikaniſcher Bankabſchluß. — Seltſamer Proceß. — Der rothe Schnee. — Dampfbootverbindung der Engländer in der Südſee. — Reiſe des Hrn. du Sommerard nach Italien. — Entdeckungen in Auſtralien. — Der vorjährige Sommer in der Gegend von Saratow. — Die ägyptiſchen Befeſtigungen im Taurus. — Neuer Einbruch der Katakomben in Paris. — Preisaufgabe über die verſchiedenen Berufungen der franzöſiſchen Generalſtaaten. — Brodbereitung ohne Sauerteig. — Eremitenhöhle bei Medeah in der Provinz Titeri. — Trunkenbolde in den Vereinigten Staaten. — Ungeheure Orgel in Paris. — Jahresſitzung der archäologiſchen Geſellſchaft in Athen. — Der abyſſiniſche Fürſt Ubie. — Antarktiſche Expedition. — Dr. Royle's Flora von Kaſchmir und dem Himalayagebirge. — Farbiger Druck geographiſcher Karten. — Das Manuſcript der Chronik Sigeberts von Gembloux. — Katalog der Bibliothek der Kathedrale zu Chartres. — Fahrt zur Aufſuchung der Nilquellen. — Erdbeben auf Ternate. — Byzantiniſcher Reliquienkaſten in Frankreich. — Negeraufſtand auf der Inſel Jamaica. — Sieg der Föderaliſten in Campeche. — Rache der Amerikaner an den Malayen Sumatras. — Engliſche Colonialnachrichten: über das Hinausſchieben der Canadabill; über die Begünſtigung der Auswanderung nach Neuſüdwales durch die Regierung; Ankunft von freien Negern aus Nordamerika in Guiana.

Inhalt des Literaturblatts.

Ueber die Volksgeſänge der Zaporoger-Koſaken. — Der Platzregen. Von Fr. Soulié. — Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros. — Das Mädchen von Mariendorpt. Ein Schauſpiel von Sheridan Knowles. — Das neuere franzöſiſche Drama. Von J. Duerberg. — Die Geſchichte von John Gilpin. Von W. Cowper. — Proben aus Th. Chattertons Gedichten. — An meine Seele. Von Hegeſippe Moreau. — Geburten, Todesfälle und Heirathen. Von Theodor Hook. — Däniſche Litteratur. Gedichte von H. P. Holſt. — Einleitung in das Gedicht: die ſchwarze Dame. Von Coleridge. — Gedichte von Don Fr. Martinez de la Roſa.

---

[212] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Novellen
und
Erzählungen.
Von
Emanuel Straube.
Zwei Bändchen.

12. Wien 1840. In Umſchl. broch. Preis 2 Rthlr. ſächſ.

Die Verlagsbuchhandlung übergibt hiermit dem Publikum eine Auswahl von Erzählungen, deren Gehalt dem heut zu Tage ſo allgemein gewordenen Bedürfniß einer Geiſt und Gemüth befriedigenden Lectüre in jeder Hinſicht entſprechen dürfte. Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, den Menſchen in ſeinem ſchönſten Gebiete, in ſeinen Empfindungen, zu belauſchen, und was er daſelbſt wahrgenommen, ſpiegelt er in anmuthigen Erzählungen, voll ſpannender Situationen und voll dramatiſchen Lebens ab. Den Namen des Autors kennt die Leſewelt, durch ſeine früheren, vielbelobten Schriften und durch ſeine Mitwirkung an den hieſigen Tagesblättern, viel zu rühmlich, als daß es nöthig wäre, zur Empfehlung obiger Sammlung mehr zu ſagen, als daß auswärtige Journale Herrn Straube zu den vorzüglichſten Proſaikern des Vaterlandes rechnen, und daß ſeine Novellen nicht nur mehrfaltig nachgedruckt, ſondern einzelne derſelben auch der Ehre gewürdigt wurden, in fremde Sprachen überſetzt zu werden, wie dieß neuerlich erſt von Seiten eines Pariſer Blattes geſchehen iſt. Man darf daher füglich den Leſern eine willkommene Gabe mit obigem Werke anbieten, und dieſe vaterländiſche Erſcheinung einer allgemeinen Theilnahme verſichert halten.

---

[304] Bei Tobias Löffler in Mannheim iſt erſchienen und daſelbſt wie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der Winter.
Fortſetzung des Herbſtes.
Ein Gedicht von K. J. Schuler.

12. Eleg. broch. 45 kr.

Eine äußerſt liebliche Dichtung; wer ein Freund von Kleiſt's gemüthlichem Frühling iſt, wird gerne die Fortſetzungen des Ihm geiſtverwandten Verfaſſers willkommen heißen.

Unter anderen ſehr günſtigen Kritiken, die bereits darüber erſchienen ſind, ſagt auch W. Menzel in ſeinem Literaturblatte, nebſt vielem Lobe, „daß Schuler durch ſeine lyriſchen Dichtungen" fortleben werde.

---

[271] Im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte
von
Friedrich Haug.
Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

In engl. Carton 30¼ Bogen. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 12 kr.

Friederich Haug ſteht unter den deutſchen Dichtern der neueren Zeit durch Mannigfaltigkeit und Anmuth des epigrammatiſchen Witzes im Gedanken und Ausdrucke ſo ausgezeichnet da, daß wir uns billig einer ausführlichen Einladung zu ſeinen Gedichten überheben, und nur dieß hinzufügen, daß dieſe Auswahl auf den letztwilligen Wunſch des Dichters von mehreren Freunden herrührt, welche ſeinem Leben und Genius am nächſten ſtanden. Die Sammlung zerfällt in vier Bücher, 1) Epigramme (unter dieſen die hundert Naſenepigramme), 2) Erzählungen und Anekdoten, 3) vermiſchte Gedichte, und 4) Räthſel, Charaden und Logogryphen.

---

[279] Bei L. Levit in Bromberg erſcheint auf Subſcription:

Friedrich Wilhelm III.
Herausgegeben von
T. G. von Hippel,
vormal. Staatsrath und Präſident.

a) Ausgabe auf milchweißem Papier 1 Rthlr.
b) Ausgabe auf Druckpapier 20 Gr. = 22 Sgr.

Ich erlaube mir darauf aufmerkſam zu machen, daß Herausgeber obiger Schrift auch Concipient des „Aufruf des Königs an Sein Volk 17r März 1813" iſt.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. Auguſt 1840.

Me semble que je oy quelques gens parlans en l'aer, je n'y voy toutesfois personne. — Ventre bleu, est-ce mocque?

Rabelais.

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Das merkwürdige Phänomen hatte mich außerordentlich aufgeregt; an Müdigkeit und Schlaf dachte ich gar nicht mehr. Ich harrte ungeduldig, bis der Mond wieder aus den Wolken hervortrat, doch wollten ſich der Farbenbogen und die Strahlen nicht wieder vor meinen Blicken zeigen. Ich wechſelte mehrfach meinen Standpunkt, aber das Schauſpiel erneute ſich nicht. Jezt ging ich meine geringen phyſikaliſchen Kenntniſſe durch, um auf einen vernünftigen Grund der bewegten Farbengebilde, die ich eben angeſchaut, zu kommen; meine Gelehrſamkeit reichte indeß nicht ſo weit.

Erregt, wie ich war, dachte ich nunmehr meinem Auge ein anderes Schauſpiel zu bereiten. Die Ausſicht von der obern Treppenhalle, die ſich hinter den Colonnaden des Muſeums eröffnet, mußte in der ſtillen Mondbeleuchtung einen eigenthümlichen Eindruck gewähren. Ich beſchloß hinaufzugehen. Als ich auf die untere Treppe des Muſeums zuſchritt, ſah ich mir noch einmal das impoſante Gebäude an. Mein Blick fiel auf die Gruppen der Dioskuren, welche die Zinnen deſſelben krönen. Die goldnen Sterne, die der Bildhauer über ihren Häuptern angebracht hat, funkelten ſeltſam im Glanze des Mondes, und es war mir, als ſchöſſen aus dem Glanz ordentlich Strahlen umher. Doch mochte das wohl Augentäuſchung ſeyn.

Am Fuß der Treppe ſteht ein Schilderhaus. Es ſchien mir bedenklich, ſo geradezu bei der Wache vorbeizugehen, die den bei Tage verſtatteten Beſuch der Halle zu dieſer Stunde wohl nicht erlaubt haben würde. Als ich aber meinen muthmaßlichen Feind mit den Augen ſuchte, fand ich ihn im Schilderhauſe, und näher ſchleichend, bemerkte ich, daß er, an die Wand ſeines kleinen Gemaches gelehnt, ruhig ſchlief. Ich ging vorüber und ſtieg die Treppe empor. In der obern Halle angelangt, ſtüzte ich mich auf das Geländer und blickte durch die Säulen auf den Platz hinab. Das Bild, das ſich hier meinen Augen darbot, war ungemein großartig. Die Gebäude, die den Luſtgarten umgeben, hoben ſich als mächtige dunkle Maſſen aus dem Mondendämmer empor; da das Auge in dieſer Beleuchtung durch keine Einzelheiten aufgehalten wurde, ſo verlor es den Maßſtab der Größe und Entfernung, und eine Rieſenwelt ſchien mich zu umgeben. Vor der dunkeln Wand des Schloſſes ſtand der ſilberne Strahl der Fontaine, und in den niederfallenden Tropfen glaubte ich wieder Spuren jener farbigen Gebilde zu erkennen.

Digitized by Google

Indem ich in dieſe Betrachtung verloren war, vernahm ich, wie ſich unfern von mir Jemand räuſperte. Der Ton kam mir zu dieſer Stunde und an dieſer Stelle nicht ganz unverdächtig vor. In dem Kaſtanienwäldchen hinter dem Univerſitätsgebäude waren kürzlich zu ſpäter Abendſtunde einige Raubanfälle verſucht worden; ich griff raſch nach meinem Wanderſtocke und hielt mich zur etwaigen Gegenwehr bereit. Doch mußte ich gleich über meine Furcht lächeln, als ich an die Nähe der Schildwache dachte. Vielleicht, fiel mir ein, iſt es ein Mondſcheinſpaziergänger gleich dir ſelber; vielleicht auch iſt es nur ein nordiſcher Lazzarone, der ſich hier oben ſein wenig bequemes Nachtlager zurecht gemacht hat. Es war in der Halle zu dunkel, als daß ich Alles deutlich hätte erkennen können; nur die beiden Marmorbüſten, welche an den Seitenwänden der Halle aufgeſtellt ſind und Schinkel und Wilhelm von Humboldt vorſtellen, traten heller aus dem Dunkel hervor.

Das Räuſpern wiederholte ſich und ich hörte deutlich die Worte: „Gute Nacht, verehrter Herr Geheimerath, wie haben Sie geruht?“ — Ich ſtarrte in das Dunkel hinein, aber ich konnte noch immer kein menſchliches Weſen erkennen; ich verhielt mich ganz ſtill und lauſchte geſpannt; denn ſchon hatte es ſich auch auf der andern Seite geräuſpert. „Ew. Excellenz zu dienen,“ erfolgte nun von hier die Antwort, „ganz leidlich. Mich dünkt, es war über Tag bedeutend warm.“ — „Und jezt iſt es kühl hier außen,“ lautete es von drüben halb unwillig, „und das Geſindel hat gewiß ſchon ſeinen Feſtball begonnen, ohne uns in die warmen Säle einzuladen. Was meinen Sie, Verehrter, miſchen wir uns ungeladen unter ihren Jubel?“ — „Ich möchte,“ ſo antwortete es, „ich möchte Ew. Excellenz nicht gern widerſprechen, aber ich fürchte, wir dürften Gefahr laufen —“

Eben fiel ein heller Lichtſchein in die Halle und gerade auf Schinkels Büſte; ich ſah, wie ſie den Kopf ſchüttelte und noch die Lippen bewegte. Ich will es nur geſtehen, daß mir doch ein kalter Schauer über den Rücken lief, als ich inne ward, daß die beiden Marmorbüſten es waren, die hier Converſation hielten. Niemals hatte ich bis dahin eine Büſte ſprechen hören. Indeß unterdrückte ich mein Grauen und beſchloß, der Sache auf den Grund zu kommen. Aber Grauen und Neugier machten raſch einer andern Empfindung Platz, als der Lichtſtrahl auf's Neue hereinbrach, hin und her durch die Halle flog, und ich bemerkte, daß er aus der halbgeöffneten Thür kam, die in die Gemäldeſäle führt. „Mein Gott!“ rief ich entſezt aus, „da iſt Feuer in der Galerie, und keine Spritzen und keine Leute hier, um die koſtbaren Gemälde zu retten!“ Ohne an Weiteres zu denken, ſtürzte ich in die Galerie hinein.

(Fortſezung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantiſchen Ocean.

(Schluß.)

Dies iſt zwar richtig, indeß wehrt die Anwendung dieſes Mechanismus doch wenigſtens dem Verluſte bei den bloßen Verſuchen; und wenn die geeignete Luftſchicht definitiv gefunden iſt, ſo wird ſich dann leichter beurtheilen laſſen, wie viel Ballaſt beſtimmt auszuwerfen oder wie viel Gas ein für alle mal zu entlaſſen iſt, um den Aeroſtaten nun auch gerade in dieſer Höhe zu erhalten. Ich verberge mir die Schwierigkeiten nicht, allein Green wird ſie ſich auch nicht verborgen haben; ja, man muß ihm ſogar zutrauen, daß ſie, auf ſeinem praktiſchen Standpunkte, noch genauer von ihm erwogen ſeyn werden.

Da eine direkte Methode zur horizontalen Steurung des Ballons, welche das eigentliche große Problem der Aeronautik ausmacht, bisher ſchlechterdings noch nicht hat ermittelt werden können, und ſomit das hier analyſirte indirekte Verfahren des Hebens oder Senkens des Ballons bis zur Ermittlung einer Luftſchicht mit entſprechender Windrichtung, das einzige praktiſche Aushülfsmittel bleibt, ſo iſt es doppelt intereſſant, zu bemerken, daß die Luftſchiffer in der Kindheit der Erfindung in dieſer vertikalen Direktion ihrer Ballons eine außerordentliche Geſchicklichkeit, aber leider nur durch Hülfe des gar zu gefährlichen Feuers bewieſen haben. Pilatre de Rozier, dieſer oben erwähnte Märtyrer der Luftſchifffahrt, war darin ſo geübt, daß er die feinſten Abwechslungen des Steigens und Fallens ſeiner Montgolfière durch Anzündung oder Verlöſchung einer Weingeiſtlampe mehr mit vollkommener Sicherheit bewirkte. Eben ſo wurde bei der zweiten Luftreiſe des Grafen Zambeccari deutlich beobachtet, daß das Anzünden eines einzigen Flämmchens die Montgolfière, deren er ſich damals bediente, augenblicklich ſteigen und das Verlöſchen dagegen faſt eben ſo ſchnell ſinken machte. Allein dieſes Mittel erſcheint doppelt gefährlich, wenn man bedenkt, daß der Aeroſtat oft ſehr gewaltſame Stöße und Schwankungen erleidet, welche daher rühren, daß der Einfluß jedes plötzlichen Luftſtoßes auf die Gondel anders als auf den ſpecifiſch leichteren Ballon ſelbſt wirkt. Die Leſer ſehen, daß ich die Gefahren des Unternehmens

Digitized by Google

nicht verkenne, aber auch in dieſer lezteren Rückſicht darf nicht unbeachtet bleiben, daß Green's Subſtitution eines ſchwereren Füllungsmittels für den Ballon das Mißverhältniß zwiſchen dem ſpecifiſchen Gewichte der Gondel und des Ballons, und ſomit jene daher entſpringende Beſorgniß ebenfalls vermindert hat.

Könnte man das, nach aller Erfahrung ſo vollkommen zureichende Mittel des Feuers nur mit einiger Sicherheit anwenden, ſo würde es ſchon wegen der Einfachheit den Vorzug vor Allem verdienen; es ſcheint nicht unmöglich, eine Vorrichtung hiezu zu entdecken, wir müſſen aber Praktikern wie Green die Ausführung überlaſſen. Sehr oft beſchreitet eine Erfindung gleich urſprünglich den richtigſten Weg, verläßt dann denſelben wegen aufſtoßender kleineren Schwierigkeiten, um ſich in Künſteleien zu ergehen, und kehrt endlich auf die erſte Bahn mit einigen Verbeſſerungen zurück.

Vielleicht will man ſich aber noch nicht recht überzeugen, daß es ſo ſehr ſchwer oder gar unmöglich ſeyn ſoll, eine *direkte* Methode zur *horizontalen Leitung* des Ballons zu finden, worauf, wie geſagt, *Alles* ankommt; und ich muß daher zur Erſchöpfung des Gegenſtandes ſchließlich noch auf einige Erörterungen darüber eingehen.

So weit mir bekannt iſt, ſind alle bisherigen Bemühungen um dieſes wichtige Problem unter Beziehung auf die *Waſſerſchifffahrt* gemacht worden: die Analogie lag zu nahe, und es wird doch, wenn überhaupt eine Möglichkeit vorhanden iſt, eben darauf ankommen, dieſe Beziehung ganz aus dem Auge zu laſſen. Denn bei der Waſſerſchiffahrt ſind offenbar *drei Kräfte* gegeben: die Adhäſion des Schiffes am Waſſer, der Widerſtand des lezteren, und der Windſtoß, wovon beſonders die beiden lezteren die mannigfachſten Combinationen darbieten. Bei der Luftſchiffahrt hingegen kommt wegen der ganz andern Natur des zu beſchiffenden Elements faſt nur der Windſtoß in Betracht. Adhäſion und Luftwiderſtand ſind verhältnißmäßig viel zu unbedeutend. Man kann hiernach annehmen, daß die Richtung des Ballons bloß durch die Eine Kraft des Windſtoßes beſtimmt wird, wie dies auch der Praktiker Green überall ſtillſchweigend vorausſezt; und alle bis jezt von der Waſſerſchiffahrt entlehnten Mittel, die mannigfachen, in allen Formen vorgeſchlagenen Luftſteuerruder, Segel u. ſ. w. können alſo nichts nützen, da dieſe Ruder und Segel ebenfalls die Bewegung des Windes annehmen, ſo daß ſich der Aeronaut, wie alle Erfahrungen lehren, beim heftigſten Sturme, wenn derſelbe nur gleichförmig wirkt, in völliger Windſtille wähnt. Es iſt alſo durchaus noch eine zweite hinreichende Kraft nothwendig, um von der Windrichtung, wenn dieſe nicht entſpricht, unter einem beliebigen Winkel (oder, wenn man will, in der *Diagonale*) abzulenken; und wo ſoll dieſe in einem Mittel von der Beſchaffenheit der Luft herkommen?

Durch die Betrachtung dieſer Schwierigkeiten bewogen, ſezte die Akademie zu Lyon, 1784, bald nach den erſten aeroſtatiſchen Verſuchen, einen Preis für die Löſung des Problems der horizontalen Lenkung der Aeroſtaten aus; allein alle darauf zum Vorſchein gekommenen Plane beſchränkten ſich auf Steuerruder und Segel. Zwei Engländer: Palmer und Daezel, verfielen ſpäter auf die noch viel weniger anwendbaren Schaufelräder. Da ſich die Nutzloſigkeit dieſer verſchiedenen Vorſchläge, und namentlich der *Steuerruder*, bald ergab, ſo verfiel man hiernächſt auf eigenthümlich conſtruirte *Luftruder*, welche gegen die Luft geſchwungen wurden (eine Einrichtung, die, wenn ſich, wie wir gleich ſehen werden, auch nicht viel von ihr erwarten läßt, doch vielleicht weiter ausgebildet zu werden verdiente); und in der That behaupteten die oben erwähnten Luftſchiffer, Gebrüder Robert, damit bei einer Aufſteigung am 19ten September 1784 eine Abweichung von 22 Graden von der Windrichtung erzwungen zu haben, welche Behauptung wir, da man zu ihrer Würdigung alle Umſtände genau kennen müßte, auf ſich beruhen laſſen. Noch größer ſoll die Wirkung geweſen ſeyn, welche *Vallet* und *Alban*, am 29ſten Auguſt 1785, mit ſolchen Luftrudern erreicht haben wollen; allein die Angaben darüber ſind ganz ungenügend; — und warum wäre man auch, ihre Richtigkeit angenommen, nicht auf einer ſo erfolgreich betretenen Bahn geblieben? Allein es läßt ſich vielmehr durch eine leichte Rechnung genügend zeigen, daß die Luftruder, wie wir oben angedeutet, zwar wohl einigen Effekt haben können, daß dieſer aber ſchon bei mäßigem Winde gering, und bei heftigem faſt ganz verſchwindend iſt. Angenommen nämlich, der Aeronaut mache in jeder Sekunde einen Ruderſchlag und theile der ganzen Maſſe des Aeroſtaten dadurch eine Bewegung von 1 Fuß, rechtwinklich zur Windrichtung, mit, was bei dem bedeutenden Gewichte der Maſchine wohl mehr iſt, als in der Wirklichkeit wird geleiſtet werden können, ſo würde man bei einem Winde von 12 Fuß in der Sekunde (der zweiten Seite des Parallelogramms) doch nur eine Abweichung von noch nicht 5 Grad, bei 30 Fuß Windgeſchwindigkeit höchſtens von 2 Grad, und bei 60 Fuß von kaum 1 Grad erlangen. Nun beträgt aber die Geſchwindigkeit der gelindeſten Winde ſchon an 15 Fuß in der Sekunde, und meiſtens iſt ihre Schnelligkeit viel größer, woraus ſich alſo die geringe, obwohl, wie geſagt, nicht ganz in Abrede zu ſtellende Wirkung der Luftruder hinreichend darthut.

Ich habe die Leſer ſomit auf den Standpunkt geſtellt, ſelbſt über die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs des

Digitized by Google

Greenſchen Unternehmens einer Luftreiſe von England über den atlantiſchen Ocean nach Amerika zu urtheilen, und ich habe meine eigene Anſicht von der Sache um ſo mehr zurückgehalten, da der Gegenſtand bekanntlich ſogar zu bedeutenden Wetten Gelegenheit gegeben hat, und deren, je näher die wirkliche Ausführung rückt, noch mehrere veranlaſſen könnte. Im Allgemeinen aber will ich ſchließlich doch noch bemerken, daß die Aeronautik, wie ſich auch aus meiner Darſtellung ergibt, ſeit ihrer erſten Ausübung, im Verhältniß zu andern Erfindungen, ſehr geringe weſentliche Fortſchritte gemacht hat, ja faſt ſtationär geblieben iſt, ſo daß es beinahe ſcheint, als habe es dem gegenwärtigen Jahrhunderte der Wunder vorbehalten bleiben ſollen, wie für ſo vieles andere, bisher ganz Unerhörte, ſo auch für die Aeronautik einen neuen Tag anbrechen zu laſſen. Die auf Greens Erfolg Wettenden mögen ſich indeſſen durch dieſe ſehr allgemeine Andeutung für den ſpeziellen Fall nicht beſtimmen laſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Schluß.)

Daſe. Fruchtbarkeit des Jahrs. Vogelſchießen.

Ein ſchon in andern öffentlichen Blättern gerühmter junger Kopfrechner, Namens Daſe, von Hamburg, erregte durch ſeine unglaubliche Schnelligkeit in Löſung der ſchwierigſten Aufgaben wirklich allgemeine Bewunderung. — An mehr oder minder ſehenswürdigen Erſcheinungen hatten die lezten Monate durchaus keinen Mangel; aber obſchon manche recht interreſſant waren, fanden doch ſehr wenige bedeutende Theilnahme. — Bei den raſtlos neu hervortretenden, zum Theil höchſt überraſchenden Erfindungen, muß ſich freilich das Intereſſe für ſchon eine zeitlang dageweſene mehr und mehr abſtumpfen. Kann es doch ſogar die Natur, die einmal wie das andere mit ihren längſtbekannten vier Jahrszeiten wiederkehrt, keiner Menſchenſeele recht machen, ſogar wenn ſie ſich zu recht artigen Variationen verſteht. So ließ ſie diesmal faſt unmittelbar auf einen ganz weißen März, der aller Vegetation den Weg zu verſchließen ſchien, den köſtlichſten grünen Frühling mit ſeinem bunten Blumenſchmucke hervorbrechen. Zürnten wir ihr hierüber auch nicht, ſo verdroß es uns doch deſto mehr, daß der darauf folgende Sommer gar keine Anſtalt machte, den Staub zu löſchen. Darauf bequemte er ſich zwar hiezu, aber zur Unzeit, denn wir wurden naß beim Spazierengehen. Daher fand denn bald beinahe Jedermann den Sommer unerträglich. Dieſer ließ ſich aber hiedurch nicht ſtören in ſeinem Gange, und ſo iſt es denn auch bereits dahin gekommen, daß bis jezt faſt alle Feldfrüchte in hieſiger Gegend auf das vollkommenſte gediehen ſind, und Obſt und Wein die reichſten Ernten verſprechen.

Sonntags den 2ten d. M. nahm das jährliche Volksfeſt des Vogelſchießens ſeinen Anfang. Von jeher hatte die ihm in der Nähe des Elbſtroms gewidmete Wieſe während der darauf acht Tage lang waltenden Luſt beſondere Anziehungskraft für Dresden und die umliegenden Dörfer, auch wohl ſchon die etwas entfernteren kleinen Städte. Aber ſeit Errichtung der Eiſenbahn hat die Sache einen weit umfaſſenderen Charakter angenommen. Das ſtädtiſche Feſt iſt augenſcheinlich zu einem Feſte des ganzen Landes aufgewachſen. Schon am Abend zuvor war ein außerordentlicher Dampfwagenzug von Leipzig angelangt, dem ſich unterwegs allenthalben Reiſende angeſchloſſen, und am Sonntag Vormittag trafen drei ſolcher Extrawagenzüge in Dresden ein. Dadurch hatte die Stadt ſelbſt, vermöge der Uebervölkerung auf allen Plätzen und Straßen, ein noch weit lebendigeres Anſehen gewonnen, als ihr das ſchöne Wetter an Sommerſonntagen gewöhnlich zu ertheilen pflegt. Und nun erſt die Vogelwieſe Nachmittags, da die gegen Mittag mächtig drohenden Wolken ganz verſchwunden waren, und der Himmel ſich wie eine Kryſtallglocke darüber ausbreitete! Alt und Jung, Vornehm und Gering wimmelte dort durcheinander. Wie ein Rock, dem das Kind entwachſen iſt, ſo wollte für die Unzahl der Verſammelten nichts zureichen, weder die ſehr geräumige Wieſe, noch die Zelte und Buden. Alle reiſenden Sehenswürdigkeiten Dresdens hatten ſich zu der achttägigen Villeggiatur entſchloſſen. Seiltänzer, Luftſpringer, höhere Reitkünſtler ließen hier ihre ländliche Flagge wehen, Rieſen und Monſtra, natürliche und unnatürliche Hexenmeiſter, wilde und zahme Menſchen, Affen und ſonſtige Beſtien, in größter Auswahl, ſuchten durch ungeheure Bilder die Neugier der ſie umringenden Volkshaufen zu ſtacheln. Luſtigmacher aller Art ſtrebten durch ihre Lazzi oder durch Lungenkraft die armen Seelen einander aus den Händen zu reißen, die im Fegfeuer der Ungewißheit zu keinem Entſchluß kommen konnten, welcher von zwei Buden neben einander ſie ihre paar Groſchen zuwenden ſollten. Die zahlloſen Schaukeln und Carouſſels, unter welchen leztern ſich diesmal auch als Neuigkeit ein mit Dampf getriebenes befand, hatten der Plätze nicht genug. — Unter dem Sehenswerthen gab es wirklich recht anziehende Dinge. So wird z. B. ein Werk des Mechanikers Wünſche: „die vier Jahrszeiten," gewiß Jedermann ſehr anſprechen. Der Mann hat in der That das Eigenthümliche der Jahrszeiten in der Natur und dem häuslichen und wirthſchaftlichen Leben ſehr ſinnreich und mannigfach hinzuſtellen gewußt. Und zwar iſt das verſchiedene Lokal durch eine Menge paſſender Figuren in der natürlichſten und verſchiedenſten Thätigkeit ſo glücklich und geſchickt belebt, daß ſchwerlich Jemand das Werk ohne beſonderes Behagen in Augenſchein nehmen wird. Oeffentliche Blätter haben bereits von dem bewundernswerthen Mechanismus des Kunſtwerks ſehr günſtig geſprochen; aber ich geſtehe, daß ich meinen Unglauben erſt dann ganz aufgab, als ich es in Augenſchein genommen. Da der Verfertiger ſo eben damit ſeinen erſten Ausflug nach dem Auslande zu machen denkt, ſo iſt es vielleicht nicht ganz überflüſſig, auf ſeine Geſchicklichkeit und die Vorzüge des von ihm Geleiſteten aufmerkſam zu machen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. Auguſt 1840.

Und wer nur ein Bischen Verſtand behält,
Der gibt ſich zufrieden, wie's kommt und fällt;
Denn der Regen regnet jeglichen Tag.

Shakespeare.
König Lear.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

Zweiter Brief.

Da Deutſchland, das offizielle wie das nichtoffizielle, am Straßburger Feſte keinen Antheil nahm, hatte ich um ſo mehr Muße, den ruhigen Zuſchauer abzugeben. Ich liebe die wogende Menge eines Volksfeſtes. Das Wohlbehagen, die Freude, die Neugierde, die Feſt- und Feiergedanken, die auf allen Geſichtern liegen, thun mir im Herzen wohl; in der Menge allein ſeyn, beobachtend unbeobachtet bleiben, planlos ſich vom Zufalle hin und her treiben laſſen, das ſind wahre Hochgenüſſe. Aber nicht ganz ſo, wie ich mir dieſelben zugedacht, ſollten ſie mir zu Theil werden. Als ich eben im Begriffe war auszugehen, trat David zu mir herein und ſagte: „Mich langweilen die offiziellen Feſte; überdies habe ich nicht Luſt, mich bei der Enthüllung der Statue einzufinden, um mich mit Weihrauch beſtreuen zu laſſen. Es iſt eine gar einfältige Rolle, die „de la bête curieuse.“ Er bat mich, die Seinigen zur Eſtrade auf dem Gutenbergsplatz zu begleiten, was ich mit Freuden annahm.

Das Schauſpiel, das der Gutenbergsplatz bot, war intereſſant genug. Auf dem reſervirten Raume deſſelben war an der einen Seite ein Gerüſte für Fremde und die Gäſte gebaut, ein ſchönes Blumenbeet, in dem gar niedliche Roſen- und Vergißmeinnichtgeſichter ein lebendiges Lexikon der Blumenſprache bildeten. Rings um den Platz herum ſtand Kopf an Kopf die gepreßte Menge, und die Ruhe, der frohe Ernſt, die Ordnung, die hier herrſchten und Polizei und Gensdarmen überflüſſig machten, bekundeten, daß wir halbwegs in Deutſchland waren. Aus allen Fenſtern bis in die höchſten Dachlucken ſahen freundliche Geſichter heraus, und ſelbſt die Störche — es gibt deren in Folge der Straßburg umgebenden Sümpfe hier ſehr viele — ſammelten ſich auf den Dächern, von denen man den Feſtraum überſehen konnte, oder flogen mit Grazie langſam über die Feſtſcene weg, als ob ſie Theil an dem nähmen, was unter ihnen vorging.

Auf einmal wurde es dunkel und immer dunkler. Eine ſchwere Wetterwolke verhüllte die Sonne. Zollbreite Tropfen waren die Vorboten eines dichten und langwährenden Platzregens. Alles rückte näher zuſammen, und nachdem die Damen erſt für ihre Toilette gebebt hatten, lachten ſie bald mit über die betrübten Geſichter der Nachbarinnen, obgleich ſie dieſen eine Sekunde vorher nichts vorzuwerfen hatten. Der Regen wirkte ein kleines Wunder; die Toilette iſt eine alte Hofmeiſterin, und nachdem der Regen ſie zerſtört hatte, war an der Hofmeiſterin Stelle das muntere Kind, genannt Negligé, getreten. Die Nachbarn und Nachbarinnen hatten

Digitized by Google

während des Regens ſich wechſeltig geſchickt und gefügt, um ſich mit ihren Regenſchirmen zu ſchützen, und waren ſo, als die Sonne wieder ſiegte, halbwegs alte Bekannte. Von nun an herrſchte unter den Anweſenden eine Art Gleichheit, wie ſie die gemeinſchaftlich überſtandene Todes- und Sturmgefahr ſtets hervorrufen ſoll, wie ſie — ich weiß es nun aus Erfahrung — ſchon ein gemeinſchaftliches Durchnäßtwerden hervorruft. Ich wurde mit meiner Nachbarin, einer ſehr niedlichen Baſelerin, die einigen Nutzen von meinem Regenſchirme zog, ſo vertraut, daß ſie mir zwei Tage ſpäter auf dem Balle eine Extratour im Cotillon ohne Umſtände abſchlagen konnte; ſie hätte es ſicher ſonſt mit Umſtänden gethan. — Die gute Laune, die ſo das gemeinſame Unglück hervorgerufen hatte, kam aber nach und nach wieder in Gefahr, als es zwölf Uhr geſchlagen hatte und noch immer nichts das Herannahen des Zuges hoffen ließ. Endlich verkündete Glockengeläute, daß derſelbe ſich in Bewegung geſezt habe; aber ein neuer Regenſchauer, der eben eintrat, als die Autoritäten das Rathhaus verlaſſen wollten, ſchob das Feſt abermals um eine halbe Stunde hinaus. Ich flehte in meinem Zorne um einen dritten Regenſchauer für den Augenblick, wo der Maire im beſten Fluſſe der Rede, die uns drohte, ſeyn würde. — Endlich nach ein Uhr ſahen wir die erſten Fahnen des Zuges.

Eine Beſchreibung des Zuges und der Enthüllungsceremonie käme natürlich jezt zu ſpät; was ich im Folgende gebe, ſoll nur dazu dienen, den Charakter des Feſtes zu bezeichnen.

Einige tauſend Menſchen mochten immerhin im Zuge ſeyn. Uniformen aller Art und ebenſo Moden jeder Zeit waren in demſelben vertreten; Monſieur Dupin ſchritt in ſeiner lorbeergeſtickten Livree neben Generalen und Offizieren aller Waffengattungen einher, und den elſäſſiſchen Bauern mit ihren tauſendjährigen Röcken folgten Pariſer „Löwen“ wilder und zahmer Art in Menge. — Die unbekannte Uniform Dupins, ſeine großen Sterne und die breite rothe Achſelbinde machten ihn zum Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit. Wenn man ihn auch nicht für den Kaiſer von Rußland hielt, ſo wähnte doch die Menge einen Prinzen, einen Herzog oder ſonſt ſo was in ihm zu ſehen. Er war ſehr ſchön anzuſchauen; ſeine in Wolfs-, Fuchs- und Luchsgeſichter hineinſpielenden plebejiſchen Züge bildeten einen wunderbaren Contraſt mit den Pfauenfedern, die ihm das Geſchick angehängt.

Der erſte Redner, Lichtenberger, ein ausgezeichneter Straßburger Advokat, beſizt ungewöhnliches Rednertalent; aber es hat ſeinen Hacken mit den offiziellen Feſten und einſtudirten Reden. Was er ſagte, war gut und tüchtig, aber der Geiſt Gutenbergs, der über dem Feſte ſchwebte, war ſo groß, ſo gewaltig, daß mir beinahe Alles, was ihm heute zu Ehren geſagt wurde, wie ſeiner unwürdig erſchien. — Schön war aber folgende Stelle: „Est-il un conquérant, est-il un monarque, auquel après quatre siècles la voix des nations ait dressé des statues? Non, les hommages de la postérité n'appartiennens et ne sont accordés qu'aux bienfaiteurs de l'humanité.“ — In einem Augenblicke, wo die Götzendienerei, den blutigen Manen Napoleons gegenüber, ſelbſt von der Regierung Frankreichs proklamirt und gefördert wird, war dieſe indirekte Proteſtation eines Mannes der Freiheit und des Fortſchrittes um ſo wohlthuender, und ich freute mich, daß ſie gerade von einem Elſäßer ausging.

Auch die Rede des Maire von Straßburg, Schützenberger, ſchien mir unter dem Wärmepunkt des Feſtes. Der Herr Maire iſt nicht groß und die Tribüne war ſehr tief. Dies gab ein wunderliches Bild. Dazu kam noch, daß mein unglücklicher Stoßſeufzer erhört wurde und es, während er ſprach, ſo zu regnen anfing, daß man ihm einen Regenſchirm hinaufſchicken mußte. Zufällig war der Schirmhalter ein ziemlich großer Mann, wodurch das ganze Bild nur noch drolliger wurde. Die Neckereien des Zufalls ſind oft ganz teufliſcher Art. — Endlich ſprach noch Silbermann, Beſitzer einer bedeutenden Druckerei in Straßburg. Seine Rede war vielleicht nicht die beſte, enthielt aber unſtreitig Einzelnes, das über dem Standpunkte lag, auf dem ſich die übrigen Reden hielten. — Es freut mich, daß gerade ein Drucker dem Geiſte Gutenbergs und ſeiner Erfindung am nächſten trat. — Nach den Reden wurde ein Lied, das auf dem Markte geſezt und gedruckt worden war, deutſch und franzöſiſch, nach der deutſchen Volksmelodie: „Freiheit, die ich meine,“ geſungen.

(Fortſetzung folgt.)

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Verſteinert blieb ich an der Thürſchwelle ſtehen. Es war hell drinnen wie der Tag, aber nicht von loderndem Feuer, ſondern von tauſend Lampen und Girandolen, welche die Säle entlang aufgehängt waren. In den Räumen wogte ein buntes Gedränge durcheinander, Männer und Frauen, große und kleine Geſtalten, Koſtüme aus den verſchiedenſten Zeiten und Gegenden. Hier und dort glaubte ich Phyſiognomien zu erkennen, die ich ſchon anderswo geſehen haben mußte. Ein wunderlicher Mummenſchanz! dachte ich; aber wahrhaftig, es iſt polizeiwidrig daß man das Lokal des Muſeums zu einem

Digitized by Google

Maskenballe benutzt; wie leicht kann dabei der gefährlichſte Feuerſchaden entſtehen!—In dem Augenblick ſchritten ein paar ſtattliche Herren an mir vorüber. Der eine von ihnen trug ganz das Koſtüm des Prinzen von Carignan, nach dem ſchönen Bilde van Dycks, welches einen der Glanzpunkte des Muſeums bildet; der andere war wie der Kardinal Azzolini, nach dem Gemälde von Murillo gekleidet; auch die Geſichter ſchienen, ſo viel ich im Augenblick erkennen konnte, vollſtändig den Perſonen jener Porträtbilder zu entſprechen. Verwundert blickte ich ihnen nach, indeß noch andere und wieder andere Perſonen vorübergingen, die aus den Bildern der Galerie herausgeſtiegen zu ſeyn ſchienen. Aber im höchſten Maße ward ich befremdet, als mein Auge auf die Wände des Saales fiel und ich, ſtatt der Gemälde, überall nur die leeren Rahmen entdeckte. Ich ſtarrte und ſtarrte in das Gewühl hinein, ohne zu wiſſen, was ich von alle dem denken ſollte.

Plötzlich trat ein junger Mann mit leicht gebräuntem Teint, das Kinn von kurzem Barte bedeckt, in der Hand eine ziemlich große Ballkelle führend, gerade auf mich zu. Es war der Ballonſchläger aus dem Bilde von Bernardin Pordenone. „Favoriſea Signore!" redete er mich in dem leicht verbindlichen Tone des Italieners an; „Lavinia läßt Sie erſuchen, mir zu folgen; ſie wünſcht einige Worte mit Ihnen zu ſprechen." Ich ſah ihm verwirrt und verwundert in's Geſicht. Er bemerkte meine Verlegenheit; ſeine Mundwinkel ſchienen ſich leis zu einem ſpöttiſchen Lächeln zu verziehen. Eben wollte ich ihn um Aufſchluß über all das Seltſame, das mich umgab, erſuchen, als ich ſeitwärts den Duft eines feinen italieniſchem Parfüms empfand. Ich wandte mich um, und Lavinia ſelbſt, die Tochter Tizians, ſtand bereits neben mir. Ihr großes, dunkelglühendes Auge war auf mich gerichtet. „Der Horazio," ſo begann ſie in eigenthümlichem, ſchmelzend herbem venezianiſchem Dialekt, „der Horazio verſteht ſeinen Ballon vortrefflich zu ſchlagen, aber zu Botengeſchäften iſt er wenig nütze. — Was ſäumeſt du, Francesko, wenn Lavinia zu dir ſendet?" — „Signora," erwiderte ich faſt ſtotternd und außer Stande, meine Verwunderung zu bewältigen, „um's Himmelswillen, Signora, ſprechen Sie, erklären Sie mir, was hat das Alles hier zu bedeuten?"

„Ei, mein Freund," antwortete lächelnd das ſchöne Weib, „biſt auch du ſo grauſam geſonnen, uns die karg zugemeſſene Raſt zu mißgönnen? Du, ein Maler, mußt es doch hinlänglich erfahren haben, welche Qual deine Modelle empfinden, wenn ſie ſtundenlang in der gebotenen Stellung ausharren müſſen. Und nun denke an uns, die wir Tag für Tag, lange Jahrhunderte ſchon, oft in den qualvollſten Stellungen ſtehen müſſen, wie es eben die Meiſter für gut befunden, ohne daß wir auch nur einen Muskel, nur einen Nerven rühren dürfen! O mir ſind Hände und Finger ſchon ganz verlahmt von der ſchweren Fruchtſchüſſel, die mich der Vater emporheben hieß, als er mich malte!" — „In der That, Signora," erwiderte ich, „ich hab' es oft bewundert, wie Sie trotz jener Laſt in Ihrer lebhaft bewegten Stellung auszuharren im Stande waren; aber da ich zu entdecken glaubte, daß die Farben feſt an der Leinwand hingen—" — „Und weiter," fiel ſie mir in's Wort, „weiter hätteſt du nichts entdeckt? Hing dein Auge nicht, als du mich kopirteſt, oft genug länger an dem meinen, als es eben nöthig war, um die Miſchung der paar Farben zu erkennen? Ließ dein Blick mich nicht glauben, daß du mehr in meinem Geſichte ſäheſt, als etwas Weiß und Roth? O geht, geht, ihr Menſchen! ihr ſeyd Alle Egoiſten! Wo euer ſelbſtgefälliger Verſtand nicht hineinzudringen vermag, da meint ihr gleich, es ſey auch weiter keine Vernunft, kein Gefühl, keine Seele vorhanden!"

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten ſollte. Die Gedanken wirbelten mir durch einander, wie Nebel, mit denen die Herbſtwinde ihr Spiel treiben. Mir war, als ſey ich auf die Zinne eines Thurms hinausgetreten und finde keine Bruſtwehr vor mir, die den feſten Boden vom Abgrund ſonderte. — Nach einer Pauſe legte Lavinia ihre ſchöne Hand auf meine Schulter; es durchzuckte mich wie ein elektriſcher Schlag. „Ich will es dir ſagen, Francesko," ſprach ſie mit ſüßem Schmeichelton, indem ihr Geſicht ſich zu dem meinigen neigte, ſo daß ich den Hauch ihres Mundes empfinden konnte; „ich will es dir ſagen. Es leben zwei Geiſter im Menſchen. Der eine iſt von grober, ſinnlicher Natur und gehört dem ſchweren Stoffe an, aus dem euer Körper gebildet iſt; der erwacht und ſtirbt mit dem Körper und kennt keine andere als nur die Körperwelt. Der zweite Geiſt aber iſt zart und leicht, er iſt ein wirklicher Geiſt; mit luftigen Schwingen hebt er ſich empor in Räume, zu denen ihm der erſte nicht folgen kann. Ihm iſt kein Wunder fremd, denn er ſelbſt iſt ein Wunder. Oder richtiger: für ihn gibt es das gar nicht, was der blöde Sinn eures erſten Geiſtes als Wunder benennt und was ihm nur ſein gewohntes Heimathland iſt. Bleibt etwas für ihn unbegreiflich, ſo iſt es nur das Staunen, mit welchem ſein kümmerlicher Zwillingsbruder ſeinen fröhlichen Pfaden nachblickt. Nun ſprich, Francesko, — Künſtler! hat niemals dieſer zweite Geiſt zu dir geſprochen?" — „Gewiß, Lavinia!" rief ich leichter athmend aus. „Du haſt mich recht gemahnt! Keinem Andern verdanke ich die Gebilde, die meine Hand geſchaffen, als dieſem zweiten, dieſem beſeligenden Geiſte!" — „Wohlan!" erwiderte ſie, und ein raſcher Blitz ſchoß aus ihrem dunkeln Auge. „So laß dein Grübeln; gib dich hin den Schwingen

Digitized by Google

deines leichtern Geiſtes, und glaube, was du ſiehſt! Horazio!" rief ſie, ſich umwendend, zu dem Ballonſchläger, der in einiger Entfernung ſtehen geblieben war; „mach uns den Weg frei, Horazio! Unſer Gaſt will an den Freuden unſers Feſtes Theil nehmen!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Buchdruckerfeſt. Ausſichten.

Mit unſerm Buchdruckerfeſte ſieht es noch immer fraglich aus. Eine prachtvolle Fahne des Gewerbes iſt fertig, Gelder von den Gehülfen ſind eingeſammelt, Feſtreden, Toaſte, präparirt, Gaſtgelage beſprochen, und, was das wichtigſte, die königliche Erlaubniß iſt gegeben, ſo vollſtändig, als die Pietät gegen den Willen des verewigten Königs ſie zuließ. Ja man würde gerne ein Auge zudrücken, wenn im Ueberſchwang der Gefühle dies oder jenes geſchähe, was nicht ausdrücklich erlaubt iſt. Sogar das Program iſt ſchon durch die Zeitungen publizirt, und dennoch fragt es ſich jezt, ob überhaupt etwas aus der Feier wird. In der Ungeduld und Unzufriedenheit über die erſte Verweigerung hatten mehrere der hieſigen Offizinen das Feſt bereits privatim in ihrem Lokale oder außerhalb Berlins begangen. Dieſen mag die doppelte Feier jezt ungelegen kommen; deßgleichen einer großen Anzahl Buchhändlern, welche in Leipzig oder anderwärts als Hoſpitanten waren. Allen erſcheint es als eine Angelegenheit post festum. Es iſt zudem in lezter Zeit ſo erſtaunlich viel gefeiert worden und ſteht noch ſo viel zu feiern bevor, daß man feiermüde wird. Endlich die Beſorgniß, daß alle aufgebrachten Mittel und aller guter Wille nicht ausreichen dürften, um das zu überbieten oder dem nur gleich zu kommen, was anderwärts geſchehen iſt. Von einer Seite will man dieſe eigene Unluſt und Ueberſättigung nicht geſtehen, von der andern, was gewiß löblich, an dem Prinzip feſthalten und den deßhalb errungenen Sieg nicht aus den Händen laſſen. Es kommt hinzu, daß unter den Gewerken die Luſt ſich regt, ſich als ſolche wieder zu zeigen. Die feierlichen Aufzüge derſelben an andern Orten als Genoſſenſchaften haben auch hier den zünftigen Geiſt, im beſſern Sinn, wieder etwas erweckt. Daß der Bürger ſich wieder zeigen möchte in ſeiner Eigenthümlichkeit, iſt kein böſes Zeichen für den bürgerlichen Geiſt. Seit dem Feſte der Grundſteinlegung zu Friedrichs Ehrenmal, wo unſere Zünfte zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder als ſolche repräſentirt erſchienen, haben ſich mehrere ſogenannte Patentmeiſter zur Aufnahme in die Zünfte gemeldet. Von dieſer Seite wird daher das Feſt noch immer gewünſcht und betrieben, zumal von den Buchdruckergehülfen, welche eine bedeutende Summe durch ihre Erſparniſſe zuſammengeſchoſſen haben. Profeſſor Gubitz befindet ſich zwiſchen beiden Parteien in einer unangenehmen Klemme; und gewiß verdient er für ſeinen außerordentlichen Eifer und die Opfer, welche er der Sache, für die er mit Leib und Seele als Präſident gewirkt, ſchon jezt gebracht, Anerkennung und auch da Berückſichtigung, wo er in jenem Eifer über ſeine Bevollmächtigung hinausgegangen ſeyn ſollte. Er hat das Prinzip vertreten und durchgeſezt, als die Mehrzahl beim erſten Widerſtande Seitens der Regierung die ganze Sache zu früh aufgeben wollte. Das iſt ein patriotiſches Verdienſt. Im Uebrigen ſcheint es jezt am gerathenſten, alle weitläufigen Feierlichkeiten beſeitigend, die Sache durch einen kurzen ſymboliſchen Akt abzuthun.

Der große Trauerſchleier lüftet ſich etwas. Was ſich zeigen wird, wenn er mit einem Male herabgezogen iſt, davon hat freilich noch Niemand eine Ahnung. Aber es ahnte auch Niemand, was bei jenem Lüften ſo unerwartet zum Vorſchein kam. Ob dieſe freudigen Zeichen plötzliche Eingebungen des erwachten königlichen Bewußtſeyns ſind, oder ob Vorläufer eines vorbedachten Plans, ſollte uns eigentlich nicht kümmern, indem wir uns der That und des Sinnes, aus dem ſie hervorgingen, zugleich freuen. Moritz Arndts Rehabilitirung iſt etwas, das lauter ſpricht als zehn Proklamationen mit den tönendſten Verheißungen. Es iſt mehr als Verheißung, es iſt Erfüllung, eine That, die den Worten vorangeht. Man weiß von Niemanden, der für Arndt ein Wort eingelegt hätte, es iſt der reine eigene Wille und Gedanke des Königs, der ohne alles Geräuſch ſich Luft gemacht hat. Und auf dieſelbe Weiſe wurde der treffliche Veteran, der ehemalige Kriegsminiſter von Boyen, aus ſeiner langen Quiescenz zur Thätigkeit gerufen. Ebenſo im Stillen bereitete Friedrich Wilhelm der Vierte die Wiederbeſetzung des Altenſtein'ſchen Miniſteriums vor, und darüber iſt nur Eine Stimme, daß kein würdigerer Mann dafür gefunden werden konnte als Eichhorn. Der königliche Wille war, wenn auch noch nicht reif, doch ſchon im Wachſen, als das Publikum ſich noch durch Schreckſchüſſe von gewiſſen ariſtokratiſchen und pietiſtiſchen Ernennungen in Angſt jagen ließ. Es iſt noch etwas Erfreuliches daneben, die königliche Ruhe bei allen dieſen Gerüchten. Der ſchöne Stolz, etwas Beſſeres zu geben, als man erwartet, beruht gewiß auf einem edleren Fundamente, als der Luſt, das Publikum zu überraſchen. Wir dürfen hoffen, daß auf dieſem Wege unſer Cenſurdruck von ſelbſt zuſammenfallen wird, wenn der höchſte Wille keine Angſt mehr vor dem Ausdruck der öffentlichen Meinung verräth. Denn es iſt auch nicht ein Schritt geſchehen, um offiziell oder ſemioffiziell die mannigfachen bangen Gerüchte zu rectifiziren. Die wenigen einfachen Thatſachen haben genügt, ohne Trommelſchall und Poſaunenklang die öffentliche Meinung in einer Art günſtig zu ſtimmen, wie ſie es ſeit zwanzig Jahren nicht war. Es war ein Knochenſchaden unſerer lezten altgewordenen Zuſtände, daß man, aus Furcht vor der Revolutionsluſt, gar nicht mehr offiziell einräumen wollte, daß eine Behörde Unrecht gethan haben könne; an dieſen Grundſatz hielten ſich die Erſtarrten, die Gichtbrüchigen und die Perrücken. Iſt er einmal umgeſtoßen, ſo iſt ihr Regiment vorüber. Es muß geiſtiges, neues, wahrhaftiges Leben kommen. Sey es nun auch, daß der König aus Vorliebe für den mittelalterlichen Organismus, zuerſt die Freunde deſſelben mehr begünſtigt, wenn es nur lebendige Menſchen ſind, die die Augen offen haben und den Athem der lebendigen Zeit fühlen. Es kann ſich dann nur das vom Ehemaligen erhalten, was zu dieſer in ein geſundes Verhältniß treten, was in der neuen Luft gedeihen kann. Das war ja eben das Unſelige der bisherigen Zuſtände, dieſes Hinhalten, daß keine Gelegenheit zu einer Probe dafür geboten war, was vom Alten noch ſtark genug ſey, unſerer Luſt zu widerſtehen. Man wehrte ängſtlich mit beiden Händen ſolche Probe ab. In ſolcher Atmoſphäre konnte nur das Halbe gedeihen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. Auguſt 1840.

— Das Volk, das hier vereint
In luſtigem Gewand erſcheint,
Sind Geiſter voller Sinn und Kraft,
Doch wie der Menſch voll Leidenſchaft.

Goethe.

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Lavinia ergriff meine Hand und zog mich in das bunte Gewühl hinein. „Das Feſt, das wir heute feiern," ſprach ſie zu mir im Fortſchreiten, „gilt der Jabachſchen Familie, die von Monſieur Lebrun gemalt iſt und mit der die Direktion des Muſeums unſere Geſellſchaft ſo eben vermehrt hat. Wir haben es ſo eingeführt, daß wir ſtets die neuankommenden Mitglieder feſtlich willkommen heißen, wobei freilich auf ihren Rang und ihre Würde billige Rückſicht genommen wird. Du haſt alſo heute, obgleich die Jabachs immerhin einige beſondere Aufmerkſamkeit erfordern, doch nicht den vollſten Glanz unſeres hieſigen Treibens zu erwarten. Vor einiger Zeit, als das Bild mit den ſchönen Heiligen von Andrea del Sarto angekommen war, da ſah es hier leuchtender und fröhlicher aus; da gemahnte mich's faſt, als ſey meine ſchöne venezianiſche Jugendzeit wieder zurückgekehrt. Hätten dich damals deine Schritte zu uns geführt!"

Mit Horazios Hülfe hatten wir uns durch das Gedränge hindurchgearbeitet und kamen nun zu einem freien Raume, wo eine beſondere Geſellſchaft im Kreiſe umher ſaß. Auf den Ehrenplätzen bemerkte ich die Perſonen der Jabachſchen Familie; neben ihnen hatten ſich die vorzüglichſten Porträtfiguren der Galerie verſammelt. Es ſchien die Pflicht der letzteren, den Neuangekommenen die Honneurs zu machen. Auf der einen Seite ſaßen die Italiener: die Prinzeſſin von Arragonien und Papſt Julius II., verſchiedene Künſtler, einige Prokuratoren des heiligen Markus aus Venedig u. ſ. w. Auf der andern Seite ſah ich die Deutſchen und Niederländer: eine Reihe ſächſiſcher Kurfürſten von Cranach, den alten Georg Fruudsberg von Holbein, die Pourbus, van Dycks, Rembrandts u. A. m. Durch Muſiker wurden alterthümliche Sonaten aufgeführt; Tiſchchen ſtanden umher, auf denen die ſchönen Blumenſtücke von Huyſum und von der Rachel Ruyſch prangten, oder die mit appetitlichen Frühſtücksbildern belaſtet waren. Ich ſah, wie Herrn und Damen ſich die lockenden Früchte wohl ſchmecken ließen; der alte Frundsberg war eben ſehr eifrig mit einer dampfenden Paſtete beſchäftigt.

„Findeſt du die Jabachſchen Damen ſonderlich ſchön?" flüſterte Lavinia mir zu, indem ſie einen verächtlichen Blick hinüberwarf. — „Mir ſteht eine gefährliche Vergleichung zu nahe," antwortete ich. — Sie lachte. „Sieh, ſieh!" fuhr ſie fort, „wie höfliche Complimente die Prinzeſſin von Arragonien mit Madame Jabach wechſelt! Nun, ihr mag es immer zukommen; ihre Prinzeſſenſchaft iſt nicht allzuweit her! Sie möchte die Leute gern

Digitized by Google

glauben machen, daß Raphael ſie gemalt hat; aber ſie wird Keinen mehr in die Netze ihrer rothen Haare einfangen. Die Arme! ſeit der Katalog ihre Schande offenbar gemacht und ſie eine Kopie von Saſſoferrato genannt hat, iſt ſie zahm geworden. Sie ſucht ſich nun beim Bürgervolk, unter den Bildern der Akademiker und Nachahmer gute Freunde zu erwerben.“

Ein hoher, kräftiger Greis, der auf uns zutrat, unterbrach unſer Geſpräch. Ich glaubte in ihm den Meiſter der venezianiſchen Schule zu erkennen. Lavinia ergriff ſeine Hand und küßte ſie mit kindlicher Zärtlichkeit. „Wie iſt Euer Befinden, mein Vater?“ ſprach ſie zu ihm. — „Gut, gut,“ erwiderte er, „immer gut! Was möchte dem alten Tizian die Laune verderben! — Wenn die jungen Pinſler in die Galerie kommen und ihre Staffeleien aufſpreizen, das könnte Einem zwar bös Blut machen; aber ich kümmere mich um ihr Geklekſe nicht, und wenn ſie mich ſelber abmalen. Aber wie geht es dir, mein Töchterchen? Doch ich ſehe ſchon, auch gut genug; du haſt dir wieder einmal einen neuen Kavalier herangezogen.“ — „Er iſt ein Maler, lieber Vater,“ antwortete ſie, indem ſie mich vorſtellte und dem Alten lächelnd ihre ſchönen Zähne wies. Tizian blickte mich überzwerch an. „Anchè tu sei pittore?“ murmelte er mir entgegen. „Doch,“ ſezte er raſch hinzu, „es mag gut ſeyn, da Euch Lavinia ihrer Geſellſchaft würdig hält.“ — „Meiſter,“ ſprach ich zu ihm und ſuchte die Scheu zu bewältigen, die mir dies hochverehrte Haupt einflößte, „Meiſter, ich wünſchte, es wäre heute noch wie vormals, und ich könnte Euer Schüler werden.“ — „Um mir die Farbenmiſchung abzuſehen, die ich mir zu meinem eigenen Ruhme erfunden?“ entgegnete er brummend und wandte ſich wieder zu der Geſellſchaft zurück.

„Der Alte iſt nicht ſo ſchlimm, als er ſich zuweilen geberdet,“ ſprach Lavinia begütigend zu mir. „Er iſt nur ein wenig aigrirt, da einige gelinde Zweifel obwalten, ob er auch von ſich ſelber gemalt ſey; ſelbſt der Katalog will ihn nicht anerkennen. Aber er bleibt doch immer mein lieber Vater und, glaub' es mir, er iſt ein Mann! — Doch,“ fügte ſie ſchnell hinzu, „haſt du ſo eben den Tizian geſehen, ſo blicke noch einmal auf, Francesco! Dort naht ein zweiter Fürſt deiner Kunſt!“

Ein königlich gekleideter Jüngling, zu deſſen Seiten zwei Knaben gingen, trat jezt in den Kreis. Er neigte ſich mit ſeinen Begleitern freundlich grüßend zu den Verſammelten, ſagte den Jabachs einige verbindliche Worte, verlor ſich dann aber wieder ſchweigend im Gedränge. Ich hatte ihn wohl erkannt. Es war der göttliche Raphael, wie ihn ſein Schulgenoſſe Pinturicchio auf ſeiner Anbetung der Könige gemalt hat. Der eine Knabe war er zum zweiten Mal, als zwölfjähriger Burſche, aus einem Porträtbilde, ebenfalls von Pinturicchios Hand. Der andere Knabe war Raphael noch einmal, zweijährig, aus dem Altarbilde ſeines Vaters.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Fortſetzung.)

Es iſt auffallend, daß der deutſche Text des Liedes ganz erträglich, der franzöſiſche ſpottſchlecht und, bei Lichte beſehen, gar eine Art Ironie gegen die Preſſe iſt. Das Deutſche iſt unſtreitig das Original, das Franzöſiſche die Ueberſetzung. Und die guten Elſäßer bilden ſich ein, ſie ſeyen Franzoſen, und die Franzillonerie, das Franzöſiſchthun iſt bei ihnen an der Tagesordnung. Es gibt eine Menge Leute im Elſaß, die eine ganz leidliche franzöſiſche Proſa ſchreiben, nicht Einen, der ein franzöſiſches Lied zu dichten im Stande wäre; ja im Gegentheil, faſt alle Elſäßer, wie gut ſie auch franzöſiſche und wie ſchlecht ſie auch deutſche Proſa ſchreiben, ſind gezwungen, zur deutſchen Sprache ihre Zuflucht zu nehmen, ſobald ſie poetiſch einen poetiſchen Gedanken ausſprechen wollen. Der Gott der Poeſie iſt ein Feind jeder Lüge, und ſo zwingt er die Elſäßer, die proſaiſch lügen können wie gedruckt, poetiſch wahr, d. h. deutſch zu ſeyn. Auffallend iſt es übrigens jedenfalls, daß der franzöſiſche Ueberſetzer die deutſchen Schlußſtrophen:

Lichtborn, draus erſtanden
Freiheit kühn und mild,
Sey du allen Landen
Ihr getreuſter Schild.

ſo übertrug:

Foyer d'où vient luire
Tout noble penser,
Toi qui sus détruire
Tu sauras créer!

Das deutſche Lied ſieht ſomit in der Preſſe die Quelle und zugleich den Schutz der Freiheit, das franzöſiſche dagegen läßt ſie bis jezt nur zerſtörend auftreten und hofft, daß ſie dereinſt auch aufbauen werde. Der franzöſiſche Ueberſetzer hat ſo den guten Elſäßern einen gar böſen Streich geſpielt; ein Ironieteufel guckt aus dieſem Mißgriffe heraus und ruft ihnen lächelnd zu: „Ihr ſeyd mir ſchöne Franzoſen!“

Ehe wir den Platz verließen, ſah ich mir das Monument noch einmal an. Ich hatte es im Atelier Davids werden ſehen. Ich kannte die einzelnen Theile deſſelben ziemlich genau und hoffte viel von dem Ganzen als ſolchen, und ich fand meine Hoffnungen überboten. — Die Statue Gutenbergs iſt einfach und großartig. Ernſt, Ruhe und tiefe, menſchenfreundliche Melancholie liegen

Digitized by Google

in den edeln Zügen des Reformators, des Entdeckers neuer Welten. Der Faltenwurf des mittelalterlichen Kleides iſt ſchön und kunſtreich geordnet. Gutenberg ſteht aufrecht neben einer Preſſe, den einen Fuß vorgeſezt, als ob er fortſchreiten wolle. In der Hand hält er ein Blatt, das er eben aus der Preſſe gezogen hat, und auf dieſem Blatte ſteht gedruckt: Et la lumière fût, und es ward Licht. Dieſer Spruch iſt allein mehr werth, als alle Reden, die ich bis jezt in den zahlloſen Feſtbeſchreibungen geleſen habe. — Die Basreliefs ſind eine Art Weltpantheon. Auf dem Basrelief Europa reihen ſich die großen Geiſter aller europäiſchen Völker in Gruppen um die Preſſe. Descartes, Baco, Boerhave, Shakeſpeare, Corneille, Molière, Racine, Voltaire, Buffon, Dürer, Pouſſin, Calderon, Camoens, Taſſo, Cervantes, Milton und Cimaroſa zur Linken der Preſſe; rechts Luther, Leibniz, Kant, Kopernikus, Goethe, Schiller, Hegel, Jean Paul, Klopſtock, Linné, Ambroiſe Paré, Erasmus, J. J. Rouſſeau, Leſſing, Galilei, Newton, Watt, Papin. Alle dieſe Köpfe ſind Porträts, meiſt ſprechend ähnlich, die Koſtüme zeitgemäß. Die Nationalitäten verſchwinden, der Franzoſe ſteht neben dem Engländer und der Deutſche neben dieſem, bis dann wieder ein Franzoſe kommt. Die großen Männer gehören der Menſchheit an und ſind Geiſtesverwandte, welches Volk ſie auch geboren haben mag. — Unter der Preſſe ſind kleine Kinder angebracht, die in Büchern leſen und lernen. Davids Söhnchen und Töchterlein ſitzen hier porträtirt zur Rechten und zur Linken des Knaben, der den Mittelpunkt bildet.

Auf dem Basrelief Aſien ſtehen William Jones und Anquetil Duperron neben einer Preſſe und tauſchen Handſchriften gegen Bücher von Braminen ein. Mahmud II. in ſeinem neuen Coſtüm liest den Moniteur; der Turban liegt zu ſeinen Füßen; neben ihm liest ein Türke in einem Buche. Der Kaiſer von China, Chineſen, Perſer und der indiſche Philoſoph Rammohun-Roy, dann Kinder, die von einem Europäer unterrichtet werden, und Frauen, die bei einem Götzenbilde ſtehen, füllen den Reſt des Basreliefs aus. — Auf dem Basrelief Afrika ſteht links neben der Preſſe Wilberforce, einen Neger, der ein Buch in der Hand hat, an die Bruſt drückend. Andere Europäer theilen Bücher aus und unterrichten die Schwarzen. Zur Rechten entfeſſelt Clarkſon Neger, und Gregoire hebt einen derſelben, die vor ihren Befreiern auf den Knien liegen, auf und drückt deſſen Hand an ſeine Bruſt. Dann eine Gruppe von Weibern, die ihre Kinder gegen ihre Befreier aufheben. Auf dem Boden zerbrochene Ketten und Geißeln. — Auf dem Basrelief Amerika zieht Franklin eben die Unabhängigkeitsakte aus der Preſſe hervor. Neben ihm ſtehen Washington und Lafayette, lezterer ſeinen Degen an's Herz drückend, dann Jefferſon und mehrere der Unterſchreiber der Unabhängigkeitsakte. Zur Rechten ſteht Bolivar, der einem Wilden die Hand reicht und mit der andern auf die Vertreter der Civiliſation hinweist.

Dieſe flüchtige Beſchreibung muß genügen, um die Großartigkeit der Idee anzudeuten. Davids anerkannte Meiſterſchaft läßt ſchon vorausſetzen, daß die Ausführung nicht hinter der Idee zurückgeblieben iſt. Doch mögen Andere darüber entſcheiden. Mir ſcheint es, als ob die Idee die Hauptſache wäre. Die Preſſe iſt hier als das Lebenselement der neuern Zeit, als die Schöpferin alles Großen und Edeln dargeſtellt. Sie iſt das Licht der Civiliſation, ihr Geiſt iſt es, der das Davidſche Denkmal durchweht, die Materie der Buchdruckerkunſt iſt nur Nebenſache. Nicht die Arbeit, ſondern das Reſultat derſelben iſt mit jenem: „Und es ward Licht," durch die Helden des Gedankens in Europa, die Freiheitskämpfer Amerikas, die Freunde der Sklaven Afrikas, die Verbreiter europäiſcher Kultur in Aſien ausgedrückt. Mir ſcheint es nach den Abbildungen, die ich von dem Gutenbergsdenkmale in Mainz geſehen habe, als ob dort der Geiſt weniger als die Materie, nicht ſowohl das Reſultat der Buchdruckerkunſt als die Arbeit hervorgehoben wäre.

Die Beleuchtung Abends war ſo allgemein, wie ſich kein Straßburger einer ähnlichen weder für Konſuln, noch für Kaiſer und Könige zu entſinnen weiß. Das ärmſte Dachſtübchen hatte ſo gut ſeine Lichter, wie der Rieſe, der ganz Straßburg und den Elſaß überſieht, und der heute ebenfalls ſein Feſtkleid angezogen hatte und den Vogeſen wie dem Schwarzwalde zum Feſtverkündiger wurde.

Am erſten Tag die Autoritäten, ſchöne, wohlgefügte Redensarten, am zweiten das Volk, Leben, Bewegung, rege Theilnahme. — Das Feſtcomité hatte eine Aufforderung an alle Handwerke und an die Maires der Straßburg zunächſt gelegenen Städtchen und Dorfſchaften erlaſſen, worin es dieſelben bat, an dem Feſte thätig Theil zu nehmen. Man überließ es den Gewerben und den Dorfſchaften ſelbſt, wie ſie zum Feſte beitragen wollten. Es wurde ein Zug verabredet, in dem jedes Handwerk mit einer Art Meiſterſtück erſcheinen ſollte.

Schon am frühen Morgen trieb ſich das Volk viel lebendiger als geſtern durch die Straßen. Hier und dort begegnete man einem Handwerke, das zum Verſammlungsorte zog, und die ganze, die Straßen durchziehende Menge in Bewegung ſezte, und tauſend friſche, ſchöne Frauenköpfe an die Fenſter rief. — Gegen 11 Uhr begann der Feſtzug. Gegen 1 Uhr ſah ich denſelben auf dem Gutenbergsplatze, und gegen 2½ Uhr auf dem Paradeplatze, wo es wohl über eine halbe Stunde dauerte, bis er vor den Autoritäten auf der eigens hiezu erbauten Eſtrade vorbeidefilirt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Ausſichten. Theater. Hebbels Judith.

Was hatte man nicht von einſeitigen Bevorzugungen gefürchtet, von der andern Seite von der Zurückſetzung ganzer Stände und Glaubensgenoſſen. Als Reſultat haben wir, daß noch nicht ein Einziger aus den nähern Umgebungen des bisherigen Kronprinzen zu einer bedeutenden Stelle befördert oder auch nur deſignirt erſcheint. Im Gegentheil hat die Audienz, welche der König der Berliner Judenſchaft ertheilt, die Thorheit jener Befürchtungen auf's ſchlagendſte widerlegt. Man kann ſich nicht männlicher, königlicher und intelligenter zeigen, als es Friedrich Wilhelm, nach allen mündlichen Berichten darüber, gethan. Der formelle Aktus verſchwand im lebhaften Geſpräch und der König benuzte die Minuten, um über Handels- und Gewerbsverhältniſſe ihm wichtige Nachrichten einzuziehen. Daß die Zeitungen auch über ſolche Audienzen berichten und in die Details eingehen, iſt gewiß gut und unſerm Zuſtande angemeſſen; es belehrt das Publikum und entfernt thörichte Wünſche. Auch ſchaden einzelne Unrichtigkeiten wenig; dennoch hätte man bei jener Gelegenheit dem Korreſpondenten in der Allgemeinen Leipziger Zeitung etwas mehr Takt und Diſcretion gewünſcht. Denn wenn es auch möglich iſt, daß der König in der Wärme des Geſprächs geſagt: „Es war mir ſchmeichelhaft, daß Sie mich beſucht,“ ſo ſchickt es ſich doch nicht, ſo etwas drucken zu laſſen. Darin ſollte, in einem gebildeten Gemeinweſen, Jeder ſelbſt ſich Cenſor ſeyn. Unterlaſſungsſünden ſolcher Art provociren eben die fremde Cenſur. Es iſt ein Glück, aber man kann es nicht fordern, wenn man einen König beſizt, der über ſolche Dinge lächelt, ſtatt in Harniſch zu gerathen. — Auch hätten die ſich ſo gern ſelbſt mit ängſtlichen Vorſtellungen quälen, gern einen jüngſten Vorfall mit den königlichen Anſichten in Verbindung gebracht. Der Vorfall iſt bedauerlich, aber ohne andere Bedeutung, als daß er zufällig das erſte Bücherverbot unter der neuen Regierung iſt. Juridiſch wichtig iſt der Fall um deswillen, weil das Buch in Berlin und unter preußiſcher Cenſur gedruckt und doch darauf verdammt und confiscirt worden iſt. Ueber dieſe Wichtigkeit mögen die adminiſtrativen Behörden unter ſich rechten und der Verleger ſich freuen. Denn natürlich erhält er den Ladenpreis für ſämmtliche confiscirte Exemplare, und würde gern unter ſolchen Umſtänden ſeinen ganzen Verlag ſich confisciren laſſen. Dem Verbote ſteht aber Niemand fremder als der König ſelbſt. Das Buch, vom Pſeydonymen Beta, die Erinnerungen der Jahre 40 in unſerer Geſchichte recapitulirend, enthält Wünſche und Betrachtungen, namentlich auch in religiöſer Beziehung, welche freilich nicht mit den kirchlichen Dogmen harmoniren, aber hundertfältig durch alle Parteiorgane bereits ausgeſprochen ſind. Zufällig iſt es einem ſonſt ſehr rechtlichen Mitgliede des Obercenſurcollegiums in die Hände gerathen, welches bei ſtrengen religiöſen Tendenzen daran Aergerniß genommen. Entweder daß dieſem die ganze Zeitrichtung unbekannt geblieben, und ihm Betas Wünſche als ein neuer, unerhörter Frevel gegen das poſitive Chriſtenthum erſchienen ſind, oder daß er das Buch, als für das Volk beſtimmt, für beſonders gefährlich erachtet, kurz auf ſeinen Antrag hat das Collegium das Verbot erlaſſen. In beiden Fällen ein Irrthum, wie jeder mit den Verhältniſſen Unterrichtete weiß. Man müßte dann alle Schriften der Neologen und Straußianer verbieten und ihre Journale unterdrücken, wenn es jene Anſichten allein wären, die anſtießen. War es aber die Furcht, daß das populäre Buch ſie populär machen werde, ſo war dieſe ſehr unnöthig. Das Buch lag unbeachtet; das große Publikum hat erſt durch das Verbot von ſeiner Exiſtenz Kenntniß erhalten. Der Schritt, unſchuldig in ſeinen Motiven, aber gefährlich in ſeiner Deutung, gehört dem vergangenen Regime an. Er kann dem poſitiven Chriſtenthum weder förderlich ſeyn, noch, ſo hoffen wir, wird er ihm ſchaden. Eine einſichtigere Zukunft bewahre uns aber ferner vor ſolchen wohlgemeinten Hülfsleiſtungen zu Gunſten unſeres alten Glaubens. Stände es wirklich mit ihm ſo ſchwach, daß er deren bedürfte, dann wäre es ſchlimm. Es ſteht aber beſſer.

In den Provinzen rüſtet ſich Alles zum Empfange des Königs; der kleine Binnenhandel iſt in Bewegung, tauſenderlei Beſtellungen werden hier gemacht, um ſich zu den Freudenfeſten würdig vorzubereiten. Denn ſolche werden es ſeyn, wahrhafte Volks- und Freudenfeſte, wo die echte Luſt das Ceremoniell überbieten wird. Möchte denn, wenn der König zurückkehrt, auch unſer Huldigungsfeſt ungetrübt von den politiſchen Wolken ſeyn, die jezt den Horizont umdüſtern. Wir ſind der freudigen Erwartungen voll, und im Innern bürgt uns wenigſtens Alles für einen ſchönen Frieden. — Unſer Bildhauer Rauch iſt nach Petersburg geſegelt, bekanntlich um dort die Lokalitäten zu ſtudiren, ehe er an die Anfertigung der vom ruſſiſchen Kaiſer bei ihm beſtellten Bilder unſerer Könige geht. Doch ſoll ſein beſonderer Zweck ſeyn, unter dem dortigen Kriegsmaterial Studien zu unſerm Friedrichsdenkmal zu machen. Sonſt iſt die gewöhnliche preußiſche Reiſewuth in dieſem Jahre geringer als gewöhnlich. Unſere Seebäder und unſere näher gelegenen Vergnügungsorte, wie Freienwalde, ſind weniger beſucht als in den lezten Jahren. Die Trauerzeit, die Erwartung der Dinge, die da kommen können, und das ungünſtige Wetter, mögen auf gleiche Weiſe dazu mitgewirkt haben.

Die Theater ſind wieder in vollem Gange; von der Theaterluſt läßt ſich nicht daſſelbe ſagen. Gewiß wird das hieſige von nun an unabhängiger daſtehen, man führt ſchon Beiſpiele dafür an. Nur iſt es mit der Unabhängigkeit allein nicht gethan, um zur künſtleriſchen Würde zu gelangen, und unſer Hoftheater war nicht das einzige, wo dieſe ausgieng. Allem Anſchein nach iſt die Zeit noch entfernt, wo das Theater wieder ſeine Rechte als ein Organ der Volksbildung in Anſpruch nimmt. Doch iſt rühmend anzuerkennen, daß die Direktion in lezter Zeit that, was an ihr war, um ſich aus dem Schlendrian etwas zu erheben. Die äußern Umſtände brachten es mit ſich, daß man vorzugsweiſe Tragödien und ernſte Dramen aufführte; aber es iſt auch nicht zu verkennen, daß ſie ſich bemühte, die Beſtrebungen jüngerer Talente zu unterſtützen. Wie dies mit Gutzkows Richard Savage geſchehen, meldete ich Ihnen neulich. Noch aber bin ich im Rückſtande mit der Anzeige der Tragödie eines andern jungen Mannes, der, ein Hamburger, hier ſein Erſtlingsprodukt in's Leben ſezte. Dies Leben ſcheint freilich nicht ſo nachhaltig, als die Freunde des Verfaſſers nach dem Manuſcripte es ſich verſprachen. Das Stück heißt „Judith“ und der Dichter Friedrich H e b b e l. Jede Dramatiſirung von Stoffen aus der altteſtamentariſchen Welt hat ihr mißliches. Dieſe Welt iſt unſern Sitten zu fremd. Entweder muß der Dichter mit allem archäologiſchen Aufwand uns da hinein zu verſetzen wiſſen, und über dieſer Arbeit geht viel Kraft verloren; oder er muß das alte Faktum in die Gegenwart überſetzen. Lezteres hat der Verfaſſer gewählt. Aber eine Judith, die mehr als wohl bekannte Mythe, mit einer Kataſtrophe, die nur die Malerei gern auffaßt, die wir nur gewohnt ſind als Marionettenaktus zu ſehen, wie läßt ſich deren That in unſere ſocialen Gedanken einbürgern? (Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. Auguſt 1840.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

Schiller.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Fortſetzung.)

Auf dem Gutenbergsplatze legte jedes Gewerbe einen Kranz von Immergrün am Fuße der Statue nieder. Dieſer Kranz wurde von einem Kinde auf einem Sammtkiſſen getragen, und zwei die älteſten Handwerker begleiteten daſſelbe bis zum Fuße der Statue. Dieſe Scene war ſo edel als rührend. Sie macht den Feſtordnern mehr Ehre als alle andern ſchönen Feſtgedanken, die ſie angegeben hatten und ausführten. In dieſem ganzen Akt, in dieſen grauen Arbeitern und ihren Kindern, welche Vergangenheit und Zukunft vertraten, lag etwas ſo Zartes, etwas ſo Gemüthliches, daß wahrlich das Volk, das nicht einmal ein Wort für Gemüth hat, bei dem ganzen Zuge zu verſchwinden und nur die alten, biedern, deutſchen Elſäßer hervorzutreten ſchienen.

Ich habe manchem Volksfeſte beigewohnt, nie aber etwas Größeres, Ernſteres, Sinnigeres und Beruhigenderes geſehen, als dieſen Zug, der unwillkührlich an die olympiſchen Feſte erinnerte. Jedes Gewerbe hatte ſein Möglichſtes gethan, um des Feſtes würdig zu erſcheinen, um ein Kunſtwerk ſeiner Induſtrie zu liefern, das mit denen anderer Gewerbe wetteifern könne. Ja, dieſer Wetteifer erſchien ſogar reiner und edler, als der der Griechen. Denn von Preiſen war nicht die Rede, ein Lohn nicht zu hoffen; es galt nur einen hohen Geiſt, eine große Erſcheinung zu feiern, und ihnen zu Ehren brachten die Handwerker ein Opfer ihrer Zeit, ihrer Mühe, des Schweißes ihres Angeſichts. Und faſt alle Gewerbe hatten Ausgezeichnetes, wahre Kunſtwerke zum Feſtzuge geliefert.

Höchſt intereſſant war bei dieſem Zuge auch die innere Charakteriſtik der verſchiedenen Gewerbe. Man hätte ſich bei einem offiziellen Feſte, wo man das Volk und ſeine Art nachäfft, bei Theaterzügen u. dergl. noch ſo viele Mühe geben können, und ſicher nichts Aehnliches hervorgebracht. Die Mehrzahl der Handwerke war in ihrem Benehmen und ihrer Bekleidung ſo originell, daß man ſelbſt ohne ihre Embleme nnd Meiſterſtücke ſie erkannt haben würde. Am auffallendſten trat dieſe Charakteriſtik bei den Schuſtern, bei den Schneidern und Haarkünſtlern hervor. Die Schuſter trugen meiſt etwas unbehülfliche blaue Ueberröcke, dann aber zeichneten ſie ſich durch von der Schulter herabhängende pompöſe Leibbinden aus, die gar ſchlecht zum Uebrigen paßten. Die Schneider waren ſo elegant wie möglich, leicht und luftig, Pariſer Lions. Sie hatten fünf der Ihrigen in mittelalterliche Koſtüme gekleidet, einen Ritter, einen Bauern, einen Bürger, eine Magiſtratsperſon und

Digitized by Google

Gutenberg vorſtellend. Ganz beſonders ſchön war der leztere, Alles Sammt und Seide, und damit die ſeidene Hoſe nicht unbeachtet bleibe, wußte der Gutenberg der artistes-tailleurs den Sammtrock mit der linken Hand ſehr graziös zurückzuſchieben. — Am prägnanteſten aber waren die Haarkräusler. Sie trugen leichte weiße Beinkleider, bunte Jacken und Sammtmützen. Vor ihnen her wurde in einem Tempelchen ein kleines Kind als Amor getragen. Figaro! Figaro! — Alle andern Gewerbe waren in ähnlicher Art charakteriſtiſch.

Bedenkt man die Großartigkeit dieſes Zuges und dann die Art, wie er entſtanden, ſo gibt dies zu allerlei Schlüſſen Veranlaſſung. Ich habe in Deutſchland und in Paris einer Menge Feſten, hohen und allerhöchſten Geburtstagen, Heirathen, Krönungen ꝛc. beigewohnt, und überall herrſchte die unverhüllteſte Langeweile, wenn nicht die Brutalität an ihre Stelle trat. Wahre Freude, ein Feſt mit Würde und Anſtand ſah ich in Straßburg ſo ziemlich zum erſtenmale. Und dies Feſt wurde möglich und war nur möglich, weil man das Volk als ſolches aufrief, an demſelben in ſeiner Art Theil zu nehmen, weil man ihm die thätige Rolle übertrug, ihm die Freiheit ließ, dieſelbe durchzuführen, wie's ihm beliebte. Es gab eine Zeit, wo die Könige und die Höfe allein das Recht hatten, Feſte zu geben, wo das Volk nur da war, um den Hintergrund zu bilden. Die Kinder verlangen andere Vergnügungen als die Männer, und das Volk hat allmählig doch die Kinderſchuhe ausgetreten. Le roi s'amuse war ſonſt eine Art Staats- und Grundgeſetz für das Volk, das ihm gebot, ebenfalls ſo zu thun, als ob es ſich amuſire, um dem Könige die Täuſchung nicht zu verderben. Solch Kinderſpiel iſt heute unmöglich, und daher ſind die offiziellen Volksfeſte, die der alten Mode huldigen, ſo langweilig. Jener Tag in Straßburg wird in Bezug auf Volksfeſte Epoche machen, denn er deutet klar an, wie ſolche wieder möglich werden können, wenn man dem Volke erlaubt, ſich als Mann geworden zu betragen, wenn man es auffordert, zu zeigen, was es vermag, und ihm die Freiheit läßt, in der Art, wie's ihm gut dünkt, thätig zu werden. In Straßburg war freilich in der Hauptſache nur die Induſtrie vertreten; wenn man die Kunſt und die Wiſſenſchaft ebenſo aufgefordert hätte, in ihrer Art durch Gelehrten- und Künſtlercongreſſe, durch Kunſtwerke freiwillig Theil zu nehmen, ſo wäre das Ideal eines Feſtes der neuern Zeit erreicht worden. Doch auch dieſe Zeit wird kommen, der Weg iſt gezeigt.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Unterdeß hatte ſich der Ballonſchläger dem Prinzen von Carignan, der mit im Kreiſe ſaß, genähert und ihm einige Worte in's Ohr geflüſtert. Der ſchöne Feldherr erhob ſich von ſeinem Seſſel und kam auf uns zu. „Es iſt einige Zeit her,“ begann er zu Lavinia in etwas bitterem Tone, „daß ich zum lezten Mal das Glück hatte, Euch zu begegnen, Signora! Ihr habt es ſeitdem meiſterlich verſtanden, mir aus dem Wege zu gehen.“ — „Ich hatte keine Urſache, Euch nachzulaufen, Prinz,“ entgegnete Lavinia trocken. — „Ich mache auch keine Anſprüche darauf, Signora,“ antwortete Jener mit einer Verbeugung. „Aber verzeiht meine Dreiſtigkeit: dürfte ich vielleicht nach dem Grunde fragen, weßhalb Ihr Euch neulich die ganze Nacht hindurch an den Schuft, den Pietro Aretino hängtet?“ — „Prinz!“ rief Lavinia erzürnt und ihre ſchönen Hände näherten ſich dem Geſichte des Fragers auf eine bedenkliche Weiſe, „verſchont mich mit Eurer albernen Eiferſucht!“ — „Wenigſtens ſehe ich jezt,“ fuhr der Prinz fort, indem er mir einen ſtechenden Blick zuwarf, „daß es der Pietro nicht allein mehr iſt, auf den ich eiferſüchtig ſeyn dürfte.“ — „Die Geſellſchaft hier iſt entſetzlich langweilig!“ fuhr Lavinia auf. „Komm, Francesko, laß uns weiter gehen!“ — Sie faßte meinen Arm und zog mich fort. Doch wandte ſie ſich noch einmal zu dem Ballonſchläger zurück. „Wir brauchen deine ſchlechten Dienſte nicht mehr, Horazio!“ rief ſie dieſem zu; „wir werden unſern Weg allein finden.“ — Ich ſah, wie Horazio ſich mit grinſendem Lachen verbeugte und wie der Prinz die Zähne zuſammenbiß. Wir gingen weiter durch das Gedränge hin.

„Ich weiß nicht, was der Prinz von mir will,“ ſprach Lavinia verdrießlich zu mir. „Er hat mir den Hof gemacht, als er in das Muſeum kam, und ich nahm das auf, wie es in unſerer ſchönen venezianiſchen Zeit Sitte war. Jezt meint der Thor, weil ſein Geſicht einige leidliche Züge hat, ſo brauche man auf nichts mehr zu ſehen, als auf ſeine Durchlauchtigkeit. — Nein, Francesko!“ fuhr ſie fort, als ich mit erneuter Verwirrung die unheimlichen Blitze beobachtete, die aus ihren Augen ſprühten; ſie ſtrich mir dabei die Haare aus der Stirn und ein holdes Lächeln zog wieder über ihr Geſicht. „Nein, Francesko,“ ſprach ſie mit ſüßem Tone, „laß es dich nicht irren! Folge mir getroſt! Der Künſtler muß ja in das Leben der Geiſter eindringen, wenn er geiſtig Belebtes ſchaffen will.“

Der Raum, in dem wir uns jezt befanden, wurde von den Perſonen der kirchlichen Gemälde des Muſeums

ausgefüllt. An der einen Stelle ſaßen die Heiligen aus der Periode Raphaels beiſammen, an der andern die aus der altflorentiniſchen und altflandriſchen Zeit, an einer dritten diejenigen, die von den Caraccis und ihren Zeitgenoſſen gemalt waren. Das Geſpräch wogte wie ein harmoniſches Summen auf und nieder; nur zuweilen hörte man die lauten Töne irgend eines derberen Heiligen, der von Caravaggio oder von Rubens gemalt ſeyn mochte, zwiſchendurch.

Eben ſchritten uns einige byzantiniſche Madonnen in ſteifer Feierlichkeit entgegen. „Die ariſtokratiſchen Gerippe,“ flüſterte mir Lavinia zu, „ſind über die Maßen ſtolz auf ihr antediluvianiſches Alter; wenn ich ſie ſehe, zwingt mich's unwiderſtehlich, ihnen einen Poſſen zu ſpielen.“ Sie verneigte ſich vor ihnen mit tiefem Menuetknix. „Gute Matronen,“ begann ſie, „ehrwürdige Methuſalems, lieblichſte Mumien, ſagt mir doch einmal, ich beſchwöre euch, thut es eurer unwürdigen Magd kund: ſchämt ihr euch denn gar nicht, euch hier in eurer heiligen Lächerlichkeit öffentlich zu produziren? Warum ſeyd ihr, o holdſelige Tapeten, nicht ruhig in eurer abgeſchloſſenen Seitenkammer geblieben?“ — Die braunen Madonnen warfen ihr ingrimmige Blicke zu. Eine hob den Arm, als wollte ſie ſolche Schmach auf der Stelle rächen, aber ſie gerieth durch die heftige Bewegung in's Stolpern, ſo daß die andern Mühe hatten, ſie auf den Beinen zu erhalten. „Man hätte ſich freilich,“ ſprach jene, als ſie wieder feſtgeſtellt war, „nicht unter den Pöbel begeben ſollen. Schon in unſerer Jugend vernahmen wir das weiſe Sprüchwort: Wer Pech anfaßt, beſudelt ſich!“ — Lavinia lachte hinter ihnen her, als ſie linkiſch weiter ſtolzirten; auch ich mußte in ihr Lachen einſtimmen.

Nach einigen Schritten kamen wir in einen Raum, wo es luſtiger herging. Da waren allerlei heidniſche Perſonen verſammelt, die aus ihrer antiken Naktheit kein ſonderliches Hehl machten. Einige heilige Sebaſtians, deren Mangel an Koſtüm hier freilich beſſer paßte, als auf den frommen Altarbildern, hatten ſich unbemerkt unter die Göttinnen und Nymphen geſchlichen; ſie hatten ſich die Pfeile aus ihren Wunden gezogen und unterhielten ſich mit den luſtigen Frauen auf ganz vergnügliche Weiſe. Lavinia deutete auf ein paar Liebesgöttinnen von Cranachs Hand. „Saubere Dirnen,“ ſprach ſie, „die ſich ſchämen ſollten, hier die Grazien zu ſpielen! Küchenmägde, deren Anblick man nur ertragen kann, wenn ſie einen dicken Kittel über ihre unförmlichen Glieder geworfen haben! Aber dafür ſtehen ſie auch verlaſſen auf der Seite und kein galanter Ritter iſt da, ihnen ſchöne Dinge vorzuſagen. Man ſieht es ihrem ſauerſüßen Lächeln wohl an, daß ſie ſich hier in einer wenig behaglichen Lage fühlen.“

(Fortſetzung folgt.)

Amerikaniſche Alterthümer.

In Amerika ſind wieder bedeutende Entdeckungen von Alterthümern gemacht worden. Wir bezeichnen die vornehmſten Funde, theilen die Urtheile einiger amerikaniſchen Journale mit und fügen ein paar Bemerkungen bei.

Bei Quirangua in Centralamerika haben Catherwood und Stephens zahlreiche alte Bildwerke entdeckt: Statuen von 9 bis 26 Fuß Höhe, einen 25 Fuß hohen Obelisken, mit Hieroglyphen bedeckt, und oben mit einer ausgehauenen menſchlichen Figur, einen 12 Fuß hohen Obelisken, zwei ſehr zierlich gehauene Altäre, vier Denkmale nahe beiſammen, zwiſchen denen in der Mitte ein großer runder, mit Inſchriften und Hieroglyphen bedeckter Stein liegt. Ein New-Yorker Blatt, der Evening star, bemerkt hiezu: „Man darf ſich in Folge der Forſchungen in Centralamerika, in Peru und Mexico auf neue, ſehr wichtige Entdeckungen gefaßt machen. Wir ſind längſt überzeugt, daß die neue Welt von den Nachkommen des Pelagus bewohnt war, daß dieſe Bildwerke, wie die Obelisken und Tempel von Palenque, die Waſſerleitungen und Landſtraßen in jenen Ländern Werke deſſelben Volks ſind, das Tyrus, Babylon, die Pyramiden und Carthago erbaut hat, der Phönizier, die, nachdem ſie bis in die Bretagne und die weſtlichen Inſeln vorgedrungen, vor bald 4000 Jahren im mexikaniſchen Meerbuſen landeten, von wo ſie ſich im neuen Continent bis zum ſtillen Ocean und Cap Horn verbreiteten.“ — Ein Kingſtoner Blatt dagegen läßt die Ahnen Montezumas von den Küſten von China oder Hindoſtan, oder von den großen indiſchen Inſeln her einwandern und ihre Kultur durch die „aſiatiſchen Tartaren“ zerſtören, welche über die Behringsſtraße und die Rocky-Mountains hergekommen. Der Umſtand, daß die bei Durango in Mexico entdeckten Mumien Halsbänder aus Seemuſcheln haben, die bei Zacatecas am ſtillen Meer vorkommen, ſoll ſehr für den Umſtand ſprechen, daß die Einwanderung von China oder Indien her erfolgt ſey. Die Antiquare in der neuen Welt ſcheinen ſo raſch und keck zu ſeyn als die Spekulanten.

Seltſam, daß faſt Niemand dem in ſeiner Thier- und Pflanzenwelt ſo originellen Continent ein eigenthümliches Menſchengeſchlecht und eine eigenthümliche Entwicklung deſſelben gönnen mag. Dies fließt am Ende aus derſelben Quelle, wie das hochmüthige Vorurtheil, das alle farbigen Racen als gehudelte Afterausgaben des weißen Stammes betrachtet. So lange nicht unzweideutig erwieſen iſt, daß die Reſte alter amerikaniſcher Kultur Ausflüſſe der alten Welt ſind, darf man immer glauben, daß ſich die Pyramiden von Palenque zu denen am Nil verhielten, wie der Kaiman zum Nilkrokodil oder die der neuen Welt eigene Meerkatze zum heiligen Cercopithecus, und wer an ſolchem Glauben Aergerniß nimmt, bedenkt oder weiß nicht, wie wenig man vom vorgeſchichtlichen Geſchick der ganzen Menſchheit weiß und wiſſen kann.

D.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Schluß.)

Theater. Neuer Roman von W. Alexis.

Es gehört ein ganz anderes als ein Theaterpublikum dazu, ſich mit der That ſelbſt des jüdiſchen Weibes zu

verſöhnen, und ohne daß wir an den alten Golt glauben, der ſich, uns unbegreiflicher Weiſe, im alten Bunde manifeſtirt, geht es nicht. Dieſen Nimbus hat der Dichter ganz verſchmäht. Den Orient mit allen ſeinen poetiſchen Hülfsmitteln hat er wie einen Nebel bei Seite geblaſen, und die nackte That, ohne alles Elairobſeur will er pſychologiſch uns darſtellen, begreiflich machen. Judith iſt ein von tiefer Sinnlichkeit durchglühtes Heldenweib. Sie verlangt nach einem Gleichen; ihr verſtorbener Mann, ihr Geliebter, ihr Volk bieten es ihr nicht. Da erſcheint Holofernes in canibaliſcher Heldengröße. Der Jammer ihres Volks bewegt ſie; aber dieſes Mitleid iſt es nicht, was ſie in's Lager der Aſſyrer führt; es iſt der unwiderſtehliche Drang, dieſen Götterhelden zu ſchauen, mit ihm ſich zu meſſen. Sie unterliegt, und als ſie darauf den Holofernes tödtet, iſt es, vor ihr ſelbſt, nicht Jehova, der ihren Arm lenkte, ſondern das Rachegefühl der beleidigten Weiblichkeit. Aus dieſem Conflikte der Gefühle entſpinnt ſich nothwendigerweiſe eine neue Tragödie, die der Dichter auch im Sinne hatte, die er auch wohl zum Theil in ſeinem Mannſcripte ausführte. Aber welches Publikum hält das noch aus, eine Reflectionstragödie, nachdem dem Helden der Kopf abgehauen iſt! Die Theater- und Schauſpielerkritik hatte im Intereſſe des Publikums ſchon vor der Aufführung geſtrichen, auch wohl mit Zuthun des Dichters. Aber aus dieſen gegenſeitigen Conceſſionen iſt allerwenigſtens nichts Poſitives, Ganzes geworden. Die Tragödie ſchließt nicht auf den Brettern, ſie bricht nur ab. Dieſe Dunkelheit wird noch dadurch vermehrt, daß für das Publikum der pſychologiſche Prozeß, wie wir ihn angedeutet, nicht deutlich wird. Eine Traumviſion, ſehr ſchön in ihrer Ausführung, deutet Judiths Zuſtand nur an. Es läßt ſich nicht mit dürren Worten ſagen, weßhalb ihr geſtorbener Mann dem Heldenweib kein Mann war. Aus allem dieſem mag Jeder ſchließen, daß der unmittelbare Eindruck kein befriedigender iſt. Er kann es nicht ſeyn: ein Theil der Zuſchauer iſt noch zum Schluſſe nicht mit der Auffaſſung bei ſich im Reinen, daß der Dichter den Orient und alle mit dem Namen Judith überkommenen Vorſtellungen fallen ließ; ein anderer, der ſich davon frei gemacht, grübelt nach über die Motive; ein dritter findet an dem Erliegen der Helrin Anſtoß, was ihm unnöthig dünkt, und Alle, wenn der Vorhang fällt, wiſſen nicht, was das Ganze ſoll und was ſie gewollt. Dennoch iſt man dem Theater Dank ſchuldig, daß es dies Stück in Scene ſezte. Denn es iſt etwas ganz Neues, die Auffaſſung eine rein geiſtige, von Phantaſie durchſchwängerte, welche ſich von unſern hergebrachten Tiradenſtücken frei gemacht und ihre eigene kräftige Bahn gebrochen hat. Die pſychologiſche Entwicklung iſt in beiden Hauptperſonen durchaus gehalten, die Sprache körnig und ſo ſchwunghaft, als der Dichter es wollte, deſſen beachtenswerthes Streben es iſt, ſich von allen hohlen Phraſen frei zu halten. Ja er verſchmäht gefliſſentlich jede Declamation, Schilderung, jeden Effekt, den die Mittel darbieten, ſo daß, wo er wirkt, er es der Kraft des Gedankens und der Situation verdankt. Das iſt etwas Seltenes. Möchte er ſich durch die Halbwirkung auf das Publikum nicht abſchrecken laſſen. Sie war vom Stoffe bedingt, und möchte er andern finden, wo unſere Gefühle mit dem Gegenſtande harmoniren können.

In dem Dorfe Steglitz, eine kleine Meile von Berlin, hat ſich in dieſem Sommer ein Sommertheater niedergelaſſen, das gute Geſchäfte macht. Steglitz liegt auf dem Wege nach Potsdam, und außer dem großen geht ein beſonderer Wagenzug auf der Eiſenbahn dahin. Das macht das Glück; ſonſt möchte auch für Sommertheater nicht die Zeit ſeyn, und die Leiſtungen deſſelben ſind auch für ſich ſelbſt nicht geeignet, das Berliner Publikum zu locken. Solche Theater nähren nur dann die rechte Luſt, wenn das Publikum wirklich im Freien ſizt. Dazu fehlt es aber an grünen Bäumen und ſüdlichem Himmel. Der zugeſchloſſene Kaſten bietet an warmen Tagen eine ſo unerträgliche Hitze, daß man es nur darin aushält, wenn eine eben ſo warme und herzhafte Luſtigkeit von den Brettern herab dem Publikum homöopathiſch zu Hülfe kommt.

Von des neuen Königs Vorliebe für vaterländiſche Geſchichte und Alterthümer erwartet man, daß auch unſere Dramatik Vortheil ziehen wird. Bis jezt war von den Brettern ſo ziemlich Alles verbannt, was unſere nächſte Geſchichte berührte, zumal wenn Fürſten aus dem hohenzollernſchen Hauſe auftreten ſollten. Die eigenthümliche Scheu des hochſeligen Königs vertrug ſich nun einmal damit nicht. Die Dichter, welche die Vergangenheit und ihre großen und lehrreichen Erinnerungen in poetiſche Bilder kleideten, waren gezwungen, allein zur Erzählung ihre Zuflucht zu nehmen, obgleich auch in der brandenburgiſchen Geſchichte, ſo wenig man es meint, viele Momente ſich von ſelbſt zum Drama darbieten. W. Alexis hat eben ſeinen vaterländiſchen Roman: „Der Roland von Berlin" vollendet. Ich traf den Verfaſſer neulich und er ſchien zufrieden. „So ſchwer es mir anfangs ward, ſagte er, mich heimiſch in eine Zeit zu verſetzen, welche, in äußerſter Rohheit, ſo weit entfernt liegt von unſern ſocialen Zuſtänden, ward ich doch bald zu Hauſe und Herr des wüſten Lärmens und Waffengepolters. Die kernigen Geſtalten einer geſunden Zeit erquickten mich nach allen den krankhaften Figuren, mit denen ich in den Novellen der Gegenwart verkehren müſſen, und während dieſe ehrenhaften Charaktere mir von Kapitel zu Kapitel vertrauter und lieber wurden, trennte ich mich ordentlich ſchweren Herzens von ihnen. Das iſt mir ſelten bei einem Romane paſſirt. Wir wußten bisher nur zu wenig von unſerer Vorzeit, darum verkannten wir ſie, und ahnten nicht, daß auch hier dieſelben großen Kämpfe um altes Recht und neue Freiheit gefochten wurden, wie im übrigen Europa; und in dieſen Conflikten ſollten nicht auch bedeutende Charaktere ſich entwickelt haben? Wir haben keine Chroniken, aus und über jene Zeit (Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts), kaum lesbare Geſchichtswerke, und die beſten, mit Hof- und Staatsaktionen und dürren Kriegsgeſchichten angefüllt, gehen über dieſe Kämpfe zwiſchen Fürſt und Städten weg, als wäre es das gelegentlichſte Beiwerk, das nicht zur Hiſtorie gehört; was mir Licht gab, waren nur einzelne Urkunden in den aufgefundenen alten Stadtbüchern. Dennoch trat mein Gemälde von dem geweſenen Berlin mir ſo klar und anſchaulich vor Augen, daß ich heute ſchwören möchte, es ſey Alles ſo geweſen, wie ich es ſchrieb. Unwillkürlich, während die Bürger und Fürſten in ihrer Sprache vor mir redeten, machte ſich ein Styl für das Ganze, der dem Chronikenſtyl ähnlich ſieht. Es war das natürliche Eraebniß des Stoffes; ich wills aber nicht verſchwören, daß man mir nachſagt, ich hätte irgend einen Chroniſten copirt, obgleich es keinen gibt. Meine Documente ſind in dem kräftigen, naiven Plattdeutſch abgefaßt, das ſich zu allem andern eher, als zu einer chronikaliſchen Erzählung eignet." Die Geſchichte ſpielt in den Jahren 1442—1448, wo Kurfürſt Friedrich II. von Hohenzollern die reichen, mächtigen und faſt zur Reichsfreiheit gebiebenen Städte der Marken ſo mit ehernem Arme ſich unterwarf, als es ſein Vater mit dem ſtörrigen Adel des Landes gethan.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 88 u. Monatsreg. Auguſt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Vierunddreissigſter Jahrgang.

1840.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

P o e ſ i e. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

L e b e n. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

G e ſ ch i ch t e. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

W i ſ ſ e n ſ ch a f t. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblatter beigelegt.

J e d e r M o n a t erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmaßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu erganzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**,“ mit Einſchluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Pierre von Caſtelnau. Von Nic. Lenau. 209. 210.
Gegenliebe. Von G. Zimmermann. 214.
Ottfried Müllers Tod. Von G. Pfizer. 215.
Fulco. Von Nic. Lenau. 220. 221.
Der Reichspanierträger. Von Julius Krais. 225.
Ein junges Deutſchland. Von Julius Krais. 226.
Forſchen und Genuß. Von G. Zimmermann. 229.
Palmen und Cypreſſen. Von G. Zimmermann. 233.
Aus dem Emmenthal. Von L. Seeger. 234.

Räthſel.

Der verſtohlene Blick. 211. — Der Kuß. 226.

Erzählungen.

Tizians Tochter. Von F. Kugler. 209 — 211.
Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. 219. 220. 221. 222. — 231. 232. 233.

Naturwiſſenſchaftliches.

Gaſtronomiſche Spaziergänge. 222. 223. 224. 225. — 232. 233. 234.
Von der Erdpſyche. Ein Blick in die Thierwelt. 227—231.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Brüſſeler Briefe. 211 — 214.
Friederike Brion, Goethes Geliebte. Von F. Laun. 212—217.
Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straßburg. 216 — 218.
Einiges über die neueſte Jenſeitsliteratur. 217 — 219.
Eine neue Stadt bei Paris. 224. 225.
Die Touriſten. 226 — 230.

Korreſpondenz.

Paris. 209. 210. 211. 212. — 219. 220. 221. 222. — Lüttich. 213. — Stuttgart. 214. 215. 216. 217. 218. — Erlangen. 215. 216. — Heilbronn. 223. 224. 225. — Berlin. 225. 226. 227. — Sinsheim. 228. — London. 229. 230. 231. 232. 234. — Mannheim. 230. 231. 233. Mainz. 232. 233. — Nürnberg. 234.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Witterungslehre. 2) Theorie der Wolken oder Nepheleogie, nach ihren neueſten Standpunkten bearbeitet von Anton Gundinger.

Nro. 90.

Gefängnißkunde. Handbuch der Gefängniſſe oder Darſtellung des Buß- und Beſſerungsſyſtems von Grellet-Wammy. Aus dem Franz. von K. Mathy. — Witterungslehre. 2) Theorie der Wolken oder Nepheleogie, nach ihren neueſten Standpunkten bearbeitet von Anton Gundinger. (Schluß). — Dichtkunſt. 1) Der fahrende Sänger. Nachbilder alter Legenden, Balladen und Reime. Von Johann N. Vogl. — 2) Romanzen und Lieder von F. Brunold.

Nro. 91.

Orientaliſche Literatur. 1) Falknerklee, beſtehend in drei ungedruckten Werken über die Falknerei. Aus dem Türkiſchen und Griechiſchen verdeutſcht und in Text und Ueberſetzung herausgegeben von Hammer-Purgſtall. — 2) Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher der erſten ſieben Jahrhunderte von Hammer-Purgſtall. — 3) Verſuch einer Darſtellung der Chriſtologie des Koran. Von C. F. Gerock. — Romane. 1)

Digitized by Google

Blanka. Von Mdme. Junot von Abrantes. Aus dem Franzöſiſchen von Emilie Wille. — 2) Louiſe. Von derſelben. Ueberſezt von Weſché. — 3) Zenobia, Königin von Palmyra. Aus d. Engl. überſezt von W. A. Lindau.

Nro. 92.

Erbauungsſchriften. Die erwecklichen Schriften des Märtyrers Hieronymus Savonarola. Zur Belebung chriſtlichen und kirchlichen Sinnes übertragen von G. Rapp. — Neue Reiſen. Erinnerungen aus einer Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland in das mittägliche Frankreich und nach Algier. Von Moritz von Haacke.

Nro. 93.

Neue Reiſen. Briefe aus Paris von Eduard Devrient.

Nro. 94.

Geſchichte. Geſchichte des Pugatſchew'ſchen Aufruhrs. Aus dem Ruſſiſchen des Alex. Puſchkin von H. Brandeis.

Nro. 95.

Altfranzöſiſche Literatur. Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie, sa femme. Altfranzöſiſcher Ritterroman nach dem einzigen auf der Univerſitätsbibliothek zu Jena befindlichen bekannten Manuſcript herausgegeben von O. L. B. Wolff. — Geſchichte. Geſchichte des Pugatſchew'ſchen Aufruhrs. Aus dem Ruſſiſchen des Alex. Puſchkin von H. Brandeis. (Schluß.)

Nro. 96.

Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Wilhelm Smets. Vollſtändige Sammlung. — Altfranzöſiſche Dichtkunſt. Das Gedicht von der Roſe. Aus dem Altfranzöſiſchen des Guillaume de Lorris übertragen von H. Fährmann. Mit einem Vorwort von H. H. von der Hagen. — Geſchichte. Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geſchichte von Portugal, von Dr. H. Schäfer. — Neue Reiſen. Reiſebilder aus Süddeutſchland und einem Theil der Schweiz. Geſammelt im Sommer 1838 von Guſtav von Heeringen.

Nro. 97.

Biographie. Leben und Briefwechſel Georg Waſhingtons. Nach dem Engliſchen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. — Lyriſche Dichtkunſt. Vigilien. Nächtliche Lieder von Lebrecht Dreves.

Nro. 98.

Biographie. Leben und Briefwechſel Georg Waſhingtons. (Schluß.) — Dichtkunſt. Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. Ein Romanzenkranz von Friedrich Ernſt. Mit Umriſſen, nebſt einer Muſikbeilage von Hetſch.

Nro. 99.

Kirchliche Literatur. 1) Der proteſtantiſche Gottesdienſt und die Kunſt in ihrem gegenwärtigen Verhältniß. — 2) Iſt der Kirchenbeſuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten von Theodor Schwarz, Dr. Paſtor zu Wiek auf Rügen. — 3) Rede des heil. Baſilius des Großen an chriſtliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidniſchen Schriftſteller. Ueberſezt und erläutert von F. M. Nüßlin.

Kunſt-Blatt.

Nro. 71.

Briefe aus Athen. — Nekrolog. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 72.

Athen, 11. Auguſt 1840. — Vogel von Vogelſteins Porträtzeichnungen in der königlichen Kupferſtichſammlung zu Dresden. — Bauwerke. — Bildnerei. — Medaillenkunde.

Nro. 73.

Briefe aus Athen. (Fortſetzung von Nr. 71.) — Malerei. — Neue Kupferſtiche. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Lithographiſche Werke.

Nro. 74.

Lithographiſche Werke. Esquisses Africaines dessinées pendant un voyage à Alger et lithographiées par Adolphe Otth Dr. — Briefe aus Athen. (Fortſetzung.) — Techniſches. — Alterthümer. — Statiſtik der Kunſt. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 75.

Briefe aus Athen. (Schluß.) — Neue Kupferſtiche und Lithographien. 1) Tu Rex Gloria Christi, Raffael Sanzio pinx. Pietro Anderloni sc. — 2) Gloria haec est omnibus Sanctis. Pietro Perugino pinx. Domin. Marchetti. sc. — 3) La Retraite. Horace Vernet pinx. Jazet fec. — 4) La disfida di Barletta. Marchese Massimo d'Azeglio dipins. G. Cornachia incis. le figure. Baselli insice il paese. — 5) Judith va trouver Holoferne; peint par Horace Vernet, gravé par Jazet. — Nekrolog.

Nro. 76.

Ueber Martin Schongauer als Maler und ſeine Werke in Colmar. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. (Schluß.) 6) Sta Maria (Rheiniſches Kunſtvereinsblatt). E. Deege pinx. Caspar sc. — 7) Hirt und Hirtin; nach Uhlands Gedicht. E. Bendemann pinx. Steifenſand sc. — 8) Burg Hohenſchwangau. Dom. Quaglio pinx. Poppel sculp. — 9) Erinnerung an das Düſſeldorfer Muſikfeſt 1839. Sinfonia Eroica von L. v. Beethoven, componirt und radirt von Lor. Cloſen. — 10) Sechs Blatt Thierſtudien radirt von A. Wegner in Dresden. — 11) Galerie Aguado. — 12) Album deutſcher Künſtler. — Lithographien. 1) Die Poeſie des Nordens und Südens, componirt von Götzenberger, lithogr. von J. Wölfle. — 2) Karl, königl. Prinz von Bayern, Bruſtbild, gemalt von Stieler, lithogr. von Schöninger.

Nro. 77.

Dresden, 29. Auguſt 1840. — Ueber Martin Schongauer als Maler und ſeine Werke in Colmar. (Fortſetzung.) — Persbuliches. — Akademien und Vereine. — Hamburg, 21. Auguſt 1840.

Nro. 78.

Ueber Martin Schongauer als Maler und ſeine Werke in Colmar. (Fortſetzung.) — Dresden, 29. Auguſt 1840. — Akademien und Vereine.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. September 1840.

I, from pope Innocent the legate here,
Do, in his name, religiously demand,
Why thou against the church, our holy mother,
So wilfully dost spurn?

Shakespeare.

Pierre von Caſtelnau.

Aus einem Cyklus lyriſch-epiſcher Dichtungen: „die Albigenſer.“
von N. Lenau.

Iſt der kryſtallne Becher ausgeſchwenket,
Wer ſieht's ihm an, ob er mit ſüßem Wein
Ein Herz entflammt zu ſüßen Raſerei'n,
Und mit Vergeſſen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
Und tieferes Vergeſſen ihm gebracht?
Die helle Silberwolke wird nicht ſagen:
Die Blüthen hat mein milder Thau beſprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz verſengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erſchlagen:
So ſieht am Rhoneſtrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angeſicht,
Ob er den Segen in Toulous' geſprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.
Doch, iſt es auch im Antlitz nicht zu ſchauen,
Der Wandrer kennt des Papſtes ſtrengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahndungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher voll von Fluchespfeilen.
Er iſt ein Mann von den Unwandelbaren,
Raſtlos, verachtend Freuden und Beſchwerden,
Raſch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie ſie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüſtig fort am Rhoneſtrand.
Daß er mit ſeinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulous', den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt ſich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel ſeinen Felſenglauben ſtört,
Ob Innocenz nicht ſelbſt vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und ſtrenger Rächer,
Die Welt verheert ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Caſtelnau!“
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeſchritten,
Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
Beim Grafen von Toulouſe wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!“ ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! hei! donn're zu!
Doch ſind wir nur ſelbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
Nur die Natur iſt Zeuge deiner Schrecken;
Den Bäumen aber und den friſchen Quellen
Wirſt du das alte Gaſtrecht nicht vergällen,
Daß ſie die Frucht, den Trunk vor mir verſtecken.

Digitized by Google

O zaubre hier voraus mich in die Tage,
Die jenſeits noch jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erſchüttern als die Luft.
Verſuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß ſeine Früchte meiner Hand entſpringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß ſich vor mir den Quell mit Eis verſchanzen!
Verſuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zerſticht mit ſcharfem Dorne?
Umſonſt! hier ſteht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windeshauch.
Pierr' von Caſtelnau! die Vöglein lachen,
Befiehlt dein Bann, daß ſie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald ſie Herberg machen,
Daß ſie nicht ſingen und nicht beten ſollen!"

So ſpottend folgt dem Mönche nach der Sänger;
Die Sonne tief im Weſten ſich verneigt,
Und, unbewegt von ſeinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und ſchweigt.
Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone;
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf dieſen Pfaden!
Jn dein Verderben jagte dich der Papſt,
Mit deſſen Bann= und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabſt.
Jch könnte wohl auf dich den Degen ſchwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt erſparen,
Vielleicht jedoch ihr größres Unheil bringen,
Auch ſcheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.
Jch warne dich, kehr um, kehr um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Kloſterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo ſie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da ſpricht der Mönch gelaſſen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott iſt mein erſehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnſt den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Mährlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann auf's Haupt dir ſchwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Mährlein laßt dich in die Zukunft ſchauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeſchritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, ſchieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegeſſen haben.

„Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben."

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen,
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner iſt zum Baum geſprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünſcht im Lauf dem Weidmann Glück und Segen,
Und pflückt die ſchwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eiſendrahte braten die drei Raben.

Der ſammelt dürre Reiſer für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morſchen Kreuzesſtamme.

Der Alte ſieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert ſchon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze."

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze, wo es modert,
Und wirft das Holz in's Feuer, daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köſtlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten."

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch ſteigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um ſeine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erſchrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben ſind gebraten und verſchlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen;

Jetzt hat die Nacht geworfen ſchwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix in's Feuer.

Die Jungen ſchüren mit geſchäft'ger Hand,
Der Alte ſpricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geſchlagen,
Und die Zigeuner dich in's Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Digitized by Google

Nur unſer Laudsmann lindert unſre Noth,
Der älteſte Zigeuner nur: der Tod,

Der heimathlos umzieht durch alle Lande
Und ſpielt ſein traurig Lied mit ſeiner Bande.“

Jezt lauſcht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?“

Ja! Raben, Raben ſind's, die alſo lärmen,
Sie brauſen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauſcht wie Sturm von ihren Flügelſtreichen,
Sie hacken die Zigeuner ſchnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden ſie das Kreuz hinweggenommen.

Die Aſche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündertrupp weiß ihr Gebein zu ſagen.

Doch in den Lüften ſeht ihr Raben ſchweifen
Zu Tauſenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menſchenhand vernichtet,
Hat die Natur ſchwarz in der Luft errichtet.

Daß Chriſtus hat, und auch für ſie gelitten,
Hat ſie ſich eingedenk in's Herz geſchnitten.

Haſt du den Witz, mein Mährlein zu verſtehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit ſich nährten Jene,
Iſt euch die Lehre Almerichs von Bene,

Was euch der Meiſter heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Luſt das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch geprebigt werden.

Da werden auf das Wehgeſchrei der Frommen
Zu Tauſenden die wilden Raben kommen,

Ein brauſendes Geſindel wird ſich ſchaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Luſt zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld ſich ſühne,
Bevölkert raſch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menſchenreich,
Dann wird das Land von Blut und Thränen weich;

Dann wird dies Land vor Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbſte zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächſten Kreuz zu Füßen.

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Chriſtus ſeinen Troſt in's Herz dir ſende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du biſt verworfen und gebannt!“ —

(Schluß folgt.)

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Ich hatte unterdeß meine Augen auf die reizenden Gebilde Correggios, auf Leda und Io gewandt. Lavinia zog mich raſch am Aermel zurück. „Nimm dich in Acht, mein Freund,“ ſprach ſie leiſe, aber haſtig zu mir, „nimm dich in Acht! Ihr Anblick iſt gefährlich. Sie haben dem Herzog von Orleans, der ſie vor hundert Jahren zur Zierde ſeiner Galerie machte, arg mitgeſpielt. Dafür aber iſt ihnen auch die Strafe geworden, und ſie tragen ein Denkzeichen zur Warnung für jeden redlichen Chriſtenmenſchen. Sieh nur das rothe Schnürchen an ihrem Halſe! Der Sohn des Herzogs, der ein frommer Junge war und ſeines Vaters Seele rächen wollte, hat ihnen erbarmungslos die Köpfe abgeſchnitten und verbrannt. Die Köpfe, die ſie jezt tragen, ſind unecht. Sie möchten gern wieder lächeln, wie ſie vor Zeiten gelächelt haben, wäre nur das fatale Schnürchen nicht da. Noch einmal, nimm dich in Acht!“ — Die Worte Laviniens waren wieder von jenem unheimlichen Leuchten ihrer Augen begleitet, das aber, ſo wie ſie geendet, ſchnell dem gewohnten Lächeln Platz machte.

Die Gedanken, die mir darüber aufſteigen wollten, wurden durch eine luſtig klingelnde Muſik unterbrochen. Ein Zug kleiner Figürchen kam den Saal herauf; es waren allerlei Leutchen, die den Genrebildern angehörten. Vor ihnen her ſchritt Rembrandts phantaſtiſcher Prinz von Geldern als Marſchall. In der Mitte des Saales angekommen, machte der Prinz mit wenig Umſtänden Platz, der Zug ordnete ſich in abgemeſſenen Gruppen, die Muſik ſpielte ein Tanzſtückchen auf, und alsbald drehten ſich die Figuren in zierlichem Tanze. Es war wie auf Zerlinens Hochzeit, im erſten Finale des Don Juan. Auf der einen Seite walzten die Bauern aus den Bildern von Vinckebooms und Teniers mit derben Sprüngen durcheinander; auf der andern führten die eleganten Holländer aus Terburgs und Mieris Bildern eine Menuett aus; in der Mitte drehten ſich die Kavaliere und Damen aus den franzöſiſchen Genrebildern in den graziöſeſten Balletpas, und das Alles griff auf eine überaus reizende Weiſe ineinander. Mir ward, wie ich das allerliebſte Schauſpiel betrachtete, ganz traumhaft

Digitized by Google

zu Muthe. Meine Knabenjahre und Knabenträume kamen mir wieder in den Sinn. Ich mußte an meine bleiernen Soldaten denken, wie ich die ſo oft mit Sehnſucht und mit dem innigſten Wunſche angeblickt hatte, daß ſie doch nur einmal, nur auf ein halbes Stündchen lebendig werden möchten, und wie ich ganz trunken geworden war, als mich Hoffmanns Mährchen vom Nußknacker in eine ſolche belebte Puppenwelt einführte. Bald aber ergriff Lavinia auf's Neue meinen Arm und zog mich aus dem wilden Getümmel in einen andern Saal. „Hier, mein Francesko," ſagte ſie, ſich umſchauend, „können wir ungeſtört verweilen; hier kann ich dir, was mir ſchon lange im Sinne liegt, von unſerer ſchönen venezianiſchen Zeit erzählen."

In dem Saale hauchte eine milde, erquickliche Luft. Ich blickte umher; an den Wänden ſah ich rings die landſchaftlichen Gemälde der Galerie vereinigt. Ich trat vor die Bilder meines Lieblings, des naturbegeiſterten Ruysdael. Aber als ich hineinſchaute, da war es, als ob die Blätter der Bäume ſich im Winde bewegten, die Bäche rauſchten ſchäumend nieder, die Wolkenſchatten ſtrichen über die Hügel und grünen Matten, die Wandersleute ſchritten rüſtig auf ihren einſamen Pfaden dahin. „O könnte ich mit euch ziehen," rief ich ſehnſuchtsvoll aus, „könnte ich mit euch jene Berge beſteigen, mit euch ſingen durch die Waldesnacht!" Einer der Wanderer ſchien meinen Ruf vernommen zu haben, er wandte ſich um und winkte mir mit den Armen. — „Nicht dort hinaus, mein Freund!" ſprach Lavinia ſchnell. „Was haſt du an jenen armſeligen Hügeln, an den ſchmutzigen Waſſern, den räucherigen Bauerhütten! Sieh hin! die Winde jagen ſchon heftiger über die Haide, und in der Ferne ſteigt ein dräuendes Gewitter auf. Nein! komm mit mir! Ich will dir holdere Gegenden zeigen, wo die Lüfte reiner hauchen, wo das Herz dem Menſchen aufgeht und die Feſſel des Mundes ſich löst."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Kleine Leiden und großer Schreck.

Dieſen Sommer hatten die Pariſer nur über Mangel an Waſſer geklagt, und ihre einzige Sorge ſchien das allmählige Verſchwinden der Seine, welche zu einem Flüßchen ſich zuſammenzog und die Unternehmer der ſchwimmenden Bäder nöthigte, weiter vorzurücken, als ſeit Menſchengedenken Brauch geweſen war. Die Holzflöße hatten viele Mühe, die überall drohenden Sandbänke zu vermeiden, und die Paſſagiere der Dampfboote waren keinen Augenblick vor dem Scheitern ſichern. Aber wie geſagt, der Waſſermangel war auch die einzige Noth der Pariſer, denn an Wein war kein Mangel; die ungeheure Weinhalle war voll, und die in der Nähe derſelben angefangenen Bauten ſcheinen zu beweiſen, daß ein ſtarker Menſchenzug nach dieſer Richtung hin geht, denn nur in den Revieren wird viel gebaut, wo die Hauseigenthümer hoffen können, ihre Häuſer gut zu vermiethen. Auch die Gemüſemärkte waren wohl verſehen, wiewohl die Krauthändler behaupteten, die große Dürre und Hitze laſſe kein Kraut aufkommen. Doch in Paris iſt für Geld immer alles zu haben. Das fortwährende Abnehmen der Seine iſt ein bedenkliches Zeichen; die öffentlichen Springbrunnen, die alten ſowohl als die neuen, ſprudelten indeſſen wie ſonſt und ſogar noch beſſer; denn ehemals warf man es den Pariſern vor, daß ſie zwar herrliche Springbrunnen, aber kein Waſſer darin hätten. Seitdem hat einer die Kunſt erfunden, Waſſer ſogar in der Sommerhitze in die Stadt zu bringen, und es den Pariſern ſo wenig an Waſſer als an Wein mangeln zu laſſen. Die Seine konnte man hoffen durch die Herbſtregen wieder ſchwellen zu ſehen. Oper und Théâtre français ſollten noch vor Ende Auguſts erneut und verjüngt ſich wieder aufthun. Auch die Schneider- und Schuſtergeſellen, welche ſich bekanntlich vor die Barrièren zurückgezogen hatten, wie einſt das römiſche Volk auf den heiligen Berg, hatten ſich dazu verſtanden, wieder zu arbeiten und Geld zu verdienen. Somit ſchickte ſich Alles an, die Pariſer wieder in ihre gewöhnliche Behaglichkeit zu verſetzen. Aber nun kommt die Hiobspoſt aus London, daß das Corps diplomatique zerfallen iſt, daß der Friede droht zu Ende zu gehen, und man ſich aus Vorſicht zum Kriege rüſten muß. Dies iſt noch viel ſchlimmer als das Austrocknen der Seine und der Abzug der Schuſter- und Schneidergeſellen. Man weiß ja kaum mehr, wie man es anzufangen hat, um Krieg zu führen, ſo lange hat man im Frieden gelebt. Und wie ſoll man in Harniſch gerathen, wenn man noch nicht recht weiß, weſſen Feind man eigentlich werden ſoll? Aber die Börſenſpieler haben ſogleich, ohne ſich zu bedenken, ihr Spiel begonnen, und unter dem verworrenſten Geſchrei, womit jemals die Staatspapiere ausgerufen worden, ſind dieſelben wie Blei niedergeſunken. Was helfen die bunteſten Papiere, die ehrenwertheſten Unterſchriften, die am ſchönſten geſchriebenen Ausfertigungen, wenn der paniſche Schrecken ſich der Beſitzer bemächtigt, und wenn ſie glauben, nicht ſchnell genug ihre Papiere los werden zu können? Für den ruhigen Beobachter gewährt bei einem ſolchen Ereigniſſe die Börſe ein anziehendes Schauſpiel. Die Wechſelagenten ſtehen alle um den ſchickſalsvollen geſchloſſenen Kreis umher, in welchem es ſich um das Glück oder Unglück der Spieler handelt. Der Anerbietungen geſchehen ſo viele auf einmal, und die Preiſe fallen ſo ſchnell, daß manche bleich vor Schrecken werden. Die armen Rentiers, welche mit jeder Minute ihr Kapital an Werth abnehmen ſehen oder vielmehr hören, ſtecken die Köpfe zuſammen und ſuchen ſich politiſchen Troſt einzuſprechen; der eine weiß dieſes, der andere jenes, man hofft, daß es ſo ſchlimm noch nicht ſtehe, und daß dieſer oder jener Umſtand bald dem Dinge eine andere Wendung geben, ja daß morgen nicht allein das Sinken aufhören, ſondern ſogar das Steigen wieder beginnen werde; indeß beweist ſchon die Art, wie dieſe Zuſicherungen vorgebracht werden, daß diejenigen, welche ſie vorbringen, nicht ſehr feſt von der Wahrheit derſelben überzeugt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. September 1840.

Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß;
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm,
Da — —

Goethe.

Tizians Tochter.

(Fortſetzung.)

Wir ſtanden vor einer großen Landſchaft von Johann Both. Zwiſchen hohen Felswänden zog ſich ein breites Thal in die duftige Ferne hinab; klarer Sonnenſchein lag auf der Gegend, ein bunter Jagdzug ſprengte uns mit luſtigem Hörnerklange entgegen. „Hier, Francesko,“ ſprach Lavinia, „hier geht es hinab in mein ſchönes Heimathland! die blaue Ferne dort, das iſt Italien!“— Aber ſchon wieder hatte ſie raſch meinen Arm ergriffen und mich vor ein anderes Bild geführt. Es war jenes wunderſame Bild von Claude Lorrain, wo ſich im Glanz der ſinkenden Sonne die italieniſche Flur, verklärt wie elyſeiſches Gefilde, vor dem Auge hinbreitet, während zur Seite eine Gruppe hochgewölbter Korkeichen zur beſeligenden Ruhe einladet. Aromatiſche Düfte hauchten zu mir herüber. „Jene ſchattigen Baume,“ flüſterte mir Lavinia zu, und ich fühlte den warmen Hauch ihres Mundes an meiner Wange, „jene ſchattigen Baume laden uns ein zur Raſt, Francesko, wie ſchon Mancher in glücklichen Zeiten unter ihnen geraſtet hat. — Haſt du die Bilder geſehen,“ fuhr ſie lebhafter fort, „die Bilder von meines Vaters und von Giorgione's Hand, in denen heitere Genoſſen im Graſe raſten, in denen die Laute tönt, der Wein von Cypern in glänzenden Pokalen ſchäumt und ätheriſche Luft die Wangen der Liebenden kühlt? Das war unſer Leben, als Venedig blühte. Komm mit, und es taucht dies Leben neu aus dem Schooße der Vergangenheit empor!“

Mir ward eigen zu Muthe. Ein Zwieſpalt erhob ſich in meinem Innern; der Klang von Laviniens Worten hallte mir verlockend im Ohre wieder; ich fühlte, wie mein Blut in ſchnelleren Pulſen zu ſchlagen begann, und doch konnte ich das Wort nicht finden, um Lavinien auszuſprechen, was ich bei ihrer Rede empfand. — „Du biſt ein Nordländer!“ unterbrach ſie leidenſchaftlich mein träumeriſches Sinnen. „Du haſt die Formen der italieniſchen Natur in dein Skizzenbuch aufgenommen und meinſt, du habeſt nun die holde Natur ſelbſt in der Taſche heimgetragen! Aber du haſt ihre Wonnen und Entzückungen nie mit deiner innerſten Seele geathmet. Könnte ich es dir begreiflich machen, wie man ſich der Natur hingeben muß, um Bilder zu malen, wie Giorgione und Tizian! — Doch ich will mit dir Nachſicht üben,“ ſezte ſie mit ſanfterer Stimme hinzu. „Sind unſere Bäume, unſere Fluren für dich zu ſtill, ſo will ich dich in das laute, rauſchende Leben von Venedig ſelbſt hinführen; vielleicht fühlſt du hier deine Geiſter erweckt, daß du dich willig dem Strome unſeres ſchönen Daſeyns hingibſt.“

Digitized by Google

Schnell führte ſie mich zu den venezianiſchen Bildern von Canaletto. Mir ward es vergönnt, die ſchöne romantiſche Stadt anzuſchauen, wie ſich einſt ein reiches, buntes Leben an ihren Ufern bewegte. Die Paläſte glänzten mir in ihrer alten Pracht, ohne noch die Spuren des Verfalls zu tragen, entgegen; königliche Geſandtſchaften kamen gezogen, dem Senate Venedigs den Zoll der Ehrfurcht darzubringen; Kaufmannsgüter aus den verſchiedenſten Zonen der Erde wurden auf den Quais ausgeladen; lachende Geſellſchaften ſtiegen die Treppen zum Waſſer hinab; zierliche Gondeln flogen, Schwalben gleich, durch die Kanäle, die Gondoliere ſangen Lieder von Arioſt und Taſſo. „O Venedig, Venedig!“ rief ich aus, „als ich in deinen Kanälen ſchiffte, da gemahnteſt du mich wie ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit; glückſelig, wer dich in deiner ſtolzen Herrlichkeit ſchaute!“ — „Nur ein Entſchluß, Freund!“ fiel mir Lavinia in's Wort. „Nur ein flüchtiges Ja von deiner Lippe und leicht trägt uns eine Gondel zu des alten Venedigs Ufern hinüber!“

Ehe ich aber eine Antwort geben konnte, wurden wir auf's Neue unterbrochen. Horazio, der Ballonſchläger, trat haſtig in den Saal. „Signora Lavinia,“ rief er uns entgegen, „man ſucht Euch überall, man ſendet mich her, Euch zu melden, daß man Eurer in der Geſellſchaft bedarf.“ — „Sage dem, der dich geſandt,“ gab ihm Lavinia erzürnt zur Antwort, „daß die Geſellſchaft ſich ohne mich behelfen möge.“

Horazio entfernte ſich ſchnell, wie er gekommen war. „Jezt raſch, mein Freund,“ ſprach Lavinia haſtig zu mir, „jezt raſch zum Entſchluſſe! Horazio iſt ein guter Spürhund, und die widerwärtigen Geſellen, die ihn ausgeſchickt, werden bald hier ſeyn. Sieh, eben fährt eine Gondel vorüber! — He, Giuſeppe!“ rief ſie in das Bild hinein, „hiehergeſteuert! führ' uns zum Markusplatze!“ — Ich ſah, wie der Gondolier ſeinen Nachen in raſchen Stößen gerade auf uns zutrieb. — Da ſtürmte eine lärmende Schaar, der Prinz von Carignan und Horazio an der Spitze, in den Saal herein. „Halt, Signora!“ rief der Prinz mit lauter Stimme; „wer hat Euch das Recht gegeben, die Galerie zu verlaſſen und in Euer vergeſſenes Venedig wieder heimzukehren?“ — „Und wer hat Euch,“ rief ihm Lavinia zurück, „das Recht gegeben, mich zur Rede zu ſtellen? Mein Thun zur nächtlichen Stunde iſt frei, und Ihr zumal ſollt mich am wenigſten darin ſtören! — Wage es Keiner,“ ſezte ſie mit erhobener Stimme hinzu, „näher zu mir heranzutreten!“ — Der Haufe ſtand erwartend ſtill, aber vernehmbar tönte ein höhniſches Kichern aus ſeiner Mitte hervor.

„Noch einmal, Franceſko,“ wandte ſich Lavinia mit dringendem Flüſtern zu mir, „noch einmal, ſprich ein raſches Ja! Ahneſt du es denn gar nicht, was deiner drüben wartet? Haſt du es denn ganz vergeſſen, wer über die Alpen zog und jezt in Venedig weilt? Soll ich dir ihren Namen nennen, die den Lüften ihre Trennungsleiden klagt, die tauſendmal des Tages deinen Namen ſeufzt, zu der allein ich dich hinüber führen will? Möchteſt du niemals Mariannen wieder ſehen?“ — Freudig erſchreckt fuhr ich empor und blickte Lavinien in's Geſicht. Aber wieder ſchoſſen, heftiger als zuvor, jene unheimlichen Blitze aus ihren Augen, und in faſt dämoniſchem Triumphe zuckte es auf ihrer Stirn. Mich durchrieſelte es bei dieſem Anblick mit eiskaltem Schauer; keines Wortes mächtig, kaum wiſſend, was ich that, löste ich ihre Hand, die meinen Arm umklammert hielt, und ſtieß ſie von mir. Schnell war Lavinia meinen Augen entſchwunden.

(Schluß folgt.)

Pierre von Caſtelnau.

(Schluß.)

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, iſt ſchier zu lang gerathen;
Wohl iſt was Schauerliches drin zu ſpüren,
So weit es mein zerſtreuter Sinn verſtanden;
Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verſtricken mich in euren Banden.
Die Sonn' iſt ab, es dunkelt ſchon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim ſüßen Becher Weines von Limour,
Bis mich noch ſüß're Frauenblicke laben,
Und ich vergeſſe dich und deine Raben,
Indeß vielleicht das Leben dir entfloh.
Fahr wohl! fahr wohl! Pierr' von Caſtelnau!“ —

Wie jezt der Sänger ſich gewendet ſchnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an ſeiner Schulter trägt,
Und heimlich fühlt der Mönch ſein Herz bewegt.
War's dunkle Wehmuth? — ſelber weiß er's nicht,
Der rauh ſein Herz gemahnt an ſtrenge Pflicht.
Schon iſt, erſchrocken, wieder todesſtill,
Was ſich im Herzen irdiſch regen will.
Er blickt ſeitab und ſpricht kein Scheidewort,
Und finſter zieht er ſeines Weges fort.

Er überdenkt getreu in ſeiner Seele
Des Papſtes Vollmacht, Lehren und Befehle,

Digitized by Google

Zu löſen überall im ganzen Lande
In Papſtes Namen die Vaſallenbande,
Die an den Grafen von Toulouſe heſten,
Und alle Lebenseide zu entkräften.
Wer Harniſch trägt, und wer den Bürgerrock,
Burgherrn und Grafen, Ritter und Barone,
Herab bis auf den lezten Mann der Frohne,
Und wer noch ſonſt im Lande Languedok
Dem Grafen von Toulouſe zahlt und ficht —:
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.
Des Papſtes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus in's Gedächtniß ſich gebohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu ſcheiden,
Sprach er: „Sey feſt bei Raimunds Angſt und Leiden,
Sey unerſchütterlich bei ſeinem Weh.
Brand wird mit Glut geheilt, der Froſt mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu ſeinem Heil des Treubruchs bittern Becher.“
Und eiſern ſtand der Mönch und ſah erbleichen,
Dem bleichſten Todten gleich, den ſtolzen Grafen,
Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon ſieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie rings die Freunde zagend ihn verlaſſen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeſchicke,
Das ihn umzieht in ſchwarzen Wettermaſſen.
Schon ſieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich ſturmverſchlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann ſie zurück mehr bringen.

Bei Mondſchein iſt der päbſtliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurth genaht.
Er pocht um Einlaß an das ſtille Haus,
Und öffnend tritt der ſcheue Wirth heraus.
Der ſieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Ciſterz;
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gaſt, ſo herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gaſt in ſeine beſte Stube,
Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann ſtürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutiſchen,
Und wünſcht ihm „gute Nacht“ in ſchweren Sorgen,
Entſchuldigend, er habe Gäſte morgen,
Und müſſe Nachts noch in der Rhone fiſchen.

Der Fiſcher warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunſt nur gedenkt er ſchwer und bang,
Die ob dem Lande ſchwebt in ſchwüler Brut.
Er ſtarrt hinaus, vergeſſend ſeiner Netze,
Und bei der Büſche ſauſendem Geſchwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelſchlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um ſeine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter ſich im Hauſe
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grauſe.
Und jezt der Mönch am offnen Fenſter ſingt,
In Liedern kühlt er ſeiner Seele Brand,
Der Bußgeſang in düſtern Weiſen klingt
Hinaus in's mondbeglänzte ſchöne Land.
Provence! hörſt du deine Nachtigall? —
Bald wird dich ſolch Gevögel überſchwärmen,
Bald werden ſie zu Tauſenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Roſen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Preisvertheilung in der Sorbonne.

Kleine Spekulanten, welche nicht viel wagen können, aber doch auch gerne im Trüben fiſchen möchten, ziehen ſogenannte Courtiers marrons, das heißt, Leute zu Rathe, welche das Mäcklergeſchäft betreiben, ohne als Mäckler an der Börſe eingeſchrieben und anerkannt zu ſeyn. Seitdem man den ſpekulirenden Weibern nicht mehr erlaubt, auf der obern Galerie der Börſe zu erſcheinen und dort ihre Rathsverſammlung zu halten, haben ſie in einem Hauſe der Nachbarſchaft ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, und ſenden von hier aus ihre Boten nach der Börſe, um jede halbe Stunde wenigſtens den Zuſtand der Preiſe der Staatspapiere zu kennen und zu wiſſen, was ſie wagen können und dürfen. Solch ein Tag des Schreckens an der Börſe iſt ein Schlachttag, nach welchem die Todten und die ſchwer Verwundeten gezählt werden; denn ohne ſtarken Verluſt geht es nimmer ab. Nach dem lezten paniſchen Schrecken wurde in den Börſenberichten der Zeitungen angemerkt, diejenigen, welche am meiſten verloren, haben ſich ſehr muthig und ſtandhaft bewieſen und ihre pekuniären

Digitized by Google

Angelegenheiten bei den Wechſelagenten redlich abgemacht; es ſcheint alſo, daß es nachgerade auch bei den Börſenleuten eine Art von Heldentugend gibt, und auch das Spiel mit Staatspapieren Heroen hervorbringen kann. Den Wechſelagenten und Notarien iſt in Frankreich das Spekuliren auf Staatspapiere verboten, wenigſtens das Spekuliren mit den ihnen anvertrauten Geldern, was eigentlich jedem Mandatar von ſelbſt unterſagt iſt, wenn die Geſetze es auch nicht deutlich ausſprechen. Die Sucht, ſchnell reich zu werden, verblendet aber zuweilen Glieder der erwähnten Stände, und daher iſt es in Frankreich nichts Seltenes, Wechſelagenten, und mehr noch Notarien bankerott werden zu ſehen. – Mitten im politiſchen Rumor fanden in dieſem Monat die zahlreichen Preisvertheilungen ſtatt. Eine der erſten war die Vertheilung der Preiſe im Handelsinſtitut, einer freien Anſtalt, welche unter der Reſtauration durch die Bemühungen von Lafitte, Ternaux und andern berühmten Handelsleuten zu Stande kam, und welche mehrere Jahre lang von Blanqui geleitet wurde. Sie hat den Zweck, junge Leute zu den Handelsgeſchäften vorzubereiten, ſo gut es ſich durch theoretiſche Kenntniſſe thun läßt. Am Ende des Jahrs werden den fähigſten als Belohnungen Zeugniſſe ihrer Fähigkeit, Brevets de capacité genannt, ertheilt, welche ihnen als Empfehlungen bei der Aufnahme in die Comptoirs großer Handelshäuſer dienen können. Blanqui hat nun aber einen höhern Wirkungskreis. Er iſt Profeſſor der Staatswirthſchaftslehre an dem Conservatoire des arts et métiers, einer öffentlichen Anſtalt, aus welcher man allmählig eine Akademie für den Kunſt- und Gewerbfleiß bildet; zudem iſt Blanqui Mitglied der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, hat alſo keine Zeit und Luſt, ſich mit der Leitung einer Privatanſtalt abzugeben; die Handelsſchule iſt auch nicht mehr ſo blühend wie vor fünfzehn Jahren. Ich wüßte nicht zu ſagen, ob jemals große Kaufleute aus derſelben hervorgegangen ſind. Eine zweite Handelsſchule beſteht außerhalb der Stadt; ſie ſcheint aber der erwähnten nachzuſtehen; auch geben ſich mehrere Privatanſtalten das Anſehen, als ob ſie die Knaben zum Handel vorbereiteten; einige nützliche Vorkenntniſſe können ſie allerdings den Kindern beibringen, weiter muß man aber von dieſen Anſtalten nichts fordern. Die ſogenannte Concurspreisvertheilung iſt eine große Feierlichkeit, die man jedoch noch weit intereſſanter machen könnte, wenn man das Publikum in Stand ſezte, ſelbſt über die Fähigkeiten und Talente der Gekrönten urtheilen zu können, anſtatt daß man ſich mit den feierlichen Reden des Miniſters und der Unterrichtsbehörden begnügen muß. Es beſteht bekanntlich die Einrichtung, daß die beſten Schüler aus allen königlichen Collegien in Paris und in Verſailles zuſammen ſich um die Preiſe bewerben, und zwar von den unterſten Klaſſen bis in die höchſten. Der königlichen Collegien, das heißt der auf Staatskoſten unterhaltenen, ſind in Paris fünf, in Verſailles eines; außerdem werden nach einem unter der Reſtauration ertheilten Privilegium zwei Privatanſtalten, welche auch den Titel Colléges führen, als königliche angeſehen, dürfen aber keine andern Schüler aufnehmen, als die in den beiden Anſtalten wohnenden; auch dieſe haben das Recht, ſich um die Concurspreiſe zu bewerben. Mithin beläuft ſich die Zahl der zur Mitbewerbung berechtigten Anſtalten auf acht, und da nur die beſten Schüler aus jeder dazu berufen werden, ſo gehört viel dazu, um ſich bei dieſem allgemeinen Concurſe auszuzeichnen, und es iſt daher eine große Ehre, Preiſe bei demſelben zu erhalten. Auch herrſcht unter den verſchiedenen Collegien ein großer Wetteifer, da die Journale nicht ermangeln, die Preiſe aufzuzählen, welche jedes Collegium bei dem allgemeinen Concurſe davon getragen hat, und in dieſer Preisſtatiſtik das Collegium oben anzuſtellen, welches die meiſten Belohnungen davongetragen. So erhält ſich ein reger Wetteifer zwiſchen Vorſtehern und Lehrern einerſeits, zwiſchen den Schülern andernſeits. Dieſe Preisvertheilung geſchieht in dem alten Sorbonnegebäude, dem Sitze der wiſſenſchaftlichen und der belletriſtiſchen Fakultät; dieſes Gebäude beſizt einen phyſikaliſchen Apparat, ein mineralogiſches Kabinet und eine bedeutende öffentliche Bibliothek. In der Kirche der Sorbonne befindet ſich das Grabmal des Kardinals Richelieu, welchem gegenüber jezt der Bildhauer Ramey ein Denkmal für den unter der Reſtauration geſtorbenen Herzog von Richelieu verfertigt. Die Sorbonne iſt alſo ſchon an und für ſich ein ſehenswürdiges Gebäude, wenn ſie es auch nicht durch die hiſtoriſchen Erinnerungen wäre, welche ſich an daſſelbe knüpfen: denn aus dieſem alterthümlichen Gebäude gingen ehemals die albernen Urtheile hervor, welche die theologiſchen Doktoren über neu erſchienene Bücher fällten, und welche oft deren Verdammung durch's Parlament und von der Kanzel herab veranlaßten. Die jezige theologiſche Fakultät hat noch ihren Siz im Sorbonnegebäude; ſie iſt aber unbedeutend, hat nicht den Beruf mehr, Druckſachen zu unterſuchen, und die Vorleſungen der Profeſſoren werden wenig beſucht, da die jungen Leute, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen, in den biſchöflichen Seminarien ihre Bildung zu erhalten pflegen. Doctor Theologiae zu werden, daran ſcheint den jezigen Geiſtlichen nicht viel gelegen, denn dieſe Würde gewährt ihnen nicht das mindeſte Vorrecht. Vielleicht wäre es gut, wenn man den Doktortitel den Bewerbern um hohe geiſtliche Aemter zur Bedingung machte. Aber an den geiſtlichen Einrichtungen ändert die jezige Regierung ſo wenig als möglich, weil ſie aus Erfahrung weiß, daß es klüger iſt, den geiſtlichen Stand in Ruhe zu laſſen, ſo viel es ſich ohne Nachtheil für den Staat thun läßt. Für die Sorbonne iſt die Preisvertheilung der feſtlichſte Tag im Jahre; denn an dieſem Tage begeben ſich die Behörden in ihrer Staatstracht hin, und auch einige Miniſter pflegen der feierlichen Sizung beizuwohnen, wobei der Miniſter des öffentlichen Unterrichts den Vorſiz führt und die Feierlichkeit mit einer Rede einleitet, in welcher ſich immer der Geiſt des dermaligen Miniſteriums ein wenig ſpiegelt. Die Miniſterwechſel ſind ſo häufig, daß ſelten ein Miniſter zwei Jahre nach einander bei dieſer Feierlichkeit den Vorſiz hat. Im vorigen Jahre war es Villemain, diesmal Couſin. Erſterer wurde von den Profeſſoren als der Miniſter bewillkommt, den die Univerſität ernannt haben würde, wenn ſie einen Miniſter zu ernennen hätte. Auch Couſin wurde von der Univerſität bekomplimentirt; jedoch war ſie ſo freimüthig, auch den abgetretenen Miniſter zu loben; man ſieht, daß die Univerſitätsmänner keine geübten Hofleute ſind, denn bei Hofe lobt man nur den pro tempore regierenden Miniſter, nicht den bei Seite geſezten. Couſin beſtätigte in ſeiner Rede das bereits von der Regierung gegebene Verſprechen, in der künftigen Seſſion der geſezgebenden Kammern ein Geſez über die Freiheit des Unterrichts in Vorſchlag zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 25.

Mittwoch, 2. September 1840.

Johannes von Müller's Weltgeſchichte in Einem Bande.

[324] In Unterzeichnetem ſind erſchienen:

Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geſchichten,

beſonders der

europäiſchen Menſchheit,

von

Johannes von Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers in Stahlſtich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetſten Geſchichtswerks deutſcher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die ſich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geſchichte der Deutſchen" anreiht, iſt durch ein ihren Werth gar ſehr erhöhendes Regiſter bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[292] **Neue ſehr intereſſante Schrift über Gräfenberg.**

So eben iſt im unterzeichneten Verlage erſchienen und zu haben:

Ehrenrettung des Vincenz Priesnitz

und

ſeines Heilverfahrens

oder

Beleuchtung der Anſichten des Dr. Ehrenberg über die Gräfenberger Waſſerkuren

von

Dr. med. Ruppricht,

Kaiſerlich Ruſſiſchem Hofrath.

8. 1840. Geh. Preis 18 Gr. = 22½ Sgr.

Unter den zahlreichen Schriften, die über Priesnitz und ſeine berühmte Heilmethode erſchienen ſind, iſt wohl keine aus ſo vieljähriger Beobachtung und ſo tiefer Durchdringung des Gegenſtandes hervorgegangen, als die vorliegende. Sie zeichnet ſich daher nicht bloß durch wiſſenſchaftliche Begründung dieſes Verfahrens und durch gründliche Widerlegung der dagegen obwaltenden Vorurtheile, ſondern auch durch eine ſeltene Klarheit aus, die ſelbſt dem Laien eine überraſchende Einſicht in das Weſen und die Grundſätze dieſer neuen Methode geſtattet.

Buchhandlung Joſef Max u. Comp. in Breslau.

---

[295] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt zu beziehen:

Handbuch

für

Reiſende in Italien

von

J. F. Neigebaur.

Dritte, ganz umgearbeitete, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Drei Theile.

Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

Dieſes Handbuch hat ſich ſeit Jahren den Reiſenden nach Italien als ein ſo zweckmäßiger Führer bewieſen,

daß es keiner beſondern Empfehlung dieſer **dritten Auflage** bedarf. Die innere Einrichtung iſt ganz dieſelbe geblieben, aber faſt jeder Artikel wurde mehr oder weniger umgearbeitet und durch Zuſätze bereichert. Durch die Vertheilung des Inhalts in drei Theile — von denen der erſte die allgemeinen Zuſammenſtellungen und Ueberſichten enthält, während der zweite und dritte in alphabetiſcher Ordnung alle intereſſanten Punkte Italiens ſchildert — iſt der Gebrauch des Werks weſentlich bequemer gemacht worden.

Leipzig, im Juli 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[318] Herabgeſetzter Preis.

Von heute ab bis ultimo 1840 gültig.

Seidel, Carl, Charinomus. Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte. 2 Bde. gr. 8. 1825 und 1828. Ladenpreis 5 Rthlr. 16 Gr. auf 2 Rthlr.

Berlin, 1. Aug. 1840.

Ferdinand Rubach.

---

[323] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen:

Correſpondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthſchaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XVII. Jahrgang 1840.

Erſter Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt: **I. Aufſätze und Abhandlungen.** 1) Erwiederung auf die Abhandlung des Hrn. Jacob Ernſt von Reiders, Gutsbeſitzers zu Staffelſtein in Bayern, „einige neue, wichtige Erfahrungen im Hopfenbau.“ 2) Die Landwirthſchaft als beſtes Hülfsmittel zur Linderung der Armennoth und Anwendung des Pauperismus. 3) Etwas über die Obſtbaumaleen an den Straßen. **II. Mittheilungen der Centralſtelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe.** Auszüge aus den Protocolleu der Centralſtelle. a) Die Arbeitsmaſchine zum Stehendarbeiten für Schuſter. b) Landwirthſchaftliche Bemerkungen von Stadtpfarrer Gbller zu Waldenburg. c) Schädliche Inſekten. d) Neue Mitglieder der Centralſtelle. e) Ernennung korreſpondirender Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins. f) Beiträge zur Bibliothek. g) Unterſtützungen. h) Kartoffelmehlbereitung. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Ueber den Zuſtand der Landwirthſchaft im Cameralamt Herbrechtingen. a) Ackerbau. b) Thierproduktion und Thiernutzung. 2) Einige Worte über die vormalige ſogenannte Malmsheimer Geſellſchaft von Bienenfreunden. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber Verbeſſerung des Bodens durch Düngung. 2) Ueber die Gährung, Fäulniß und Verweſung. 3) Ueber die Leuchtkraft verſchiedener Arten von Lampen. 4) Ueber die Eigenſchaft mehrerer Salze, die Entzündlichkeit brennbarer Körper und den Trockenmoder zu verhüten. 5) Ueber ein neues Mittel, das Verzinnen zu erleichtern, ſo wie die Oberflächen von Metallen zu reinigen. 6) Ueber die in Oſtindien einheimiſchen Seidenraupen. 7) Vergleichende Verſuche über umgeſchmolzenen Gußſtahl und Silberſtahl. 8) Das in England patentirte Verfahren Schlachtvieh zu tödten und das darnach genannte Patentfleiſch. 9) Zunahme der Temperatur im Innern der Erde. **V. Literatur.** 1) Lehrbuch der allgemeinen Pathologie der Hausthiere, von Dr. E. L. Schwab, K. bayeriſchem Rathe, ordentl. öffentlichem Profeſſor an der Central-Veterinärſchule u. ſ. w. 2) „Wie ſoll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung ſeiner Produkte ſpekuliren?“ Auf Erfahrung begründete Rathſchläge und Lehren für den Landwirth, von J. G. Elsner. 3) Die Fabrikation des Blauſalzes oder des kryſtalliſirten Kalium-Eiſen-Cyanürs im Großen. Eine durch Erfahrung begründete techniſch-chemiſche Abhandlung von Martin Hoefflmayr, Chemiker in Schweinfurt und C. P. Prückner, Fabrikinhaber und öffentlichem Lehrer der Chemie u. ſ. w. am techniſchen Gymnaſium zu Hof. 4) Beiträge zur phyſikaliſch-technologiſchen Kenntniß des Holzes rückſichtlich des Schwindens und Gewichtsverluſtes durch Lufttrocknung und Verkohlung, ſo wie rückſichtlich der ſpezifiſchen Schwere als Holz und Kohle, abgeleitet aus einem mit vierundzwanzig einheimiſchen Holzarten ausgeführten Verſuche, von Ferd. Klein, K. bayeriſchem Revierförſter zu Muth in Niederbayern. 5) Ueber das Gewerbeſchulweſen, oder: welche Erziehung muß in unſerer Zeit den gewerblichen Ständen zu Theil werden? und welche Gründe ſprechen für die Errichtung von techniſchen Anſtalten überhaupt, und insbeſondere für die Errichtung einer Gewerbeſchule in Hamburg? Von J. Andreas Romberg. Meteorol. Tabellen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[320] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Druckeriana.

Schnurpfeiffereien aus dem Gebiete der Wahrheit und der Phantaſie, geſammelt in den Druckerſchen Soireen, und herausgegeben

von

Eulalia Rindfleiſch.

Erſtes Heft.

Mit dem Portrait des Kapellmeiſters Hirſch.

Preis 6 Gr.

Derſelben 2tes Heft: Auch unter dem Titel:

Original-Flaſchen.

Lieder des Weins von deutſchen Dichtern.

Geſammelt und herausgegeben

von

Louis Drucker,

vergnügtem Weinhändler in Berlin.

Mit dem Portrait des Herausgebers und einer Beigabe über ſein Leben, ſein Weſen, ſein Wirken und ſeine Verdienſte um die Menſchheit.

Preis 12 Gr.

---

[293] **Anzeige für Botaniker und Freunde der Botanik.**

Von

Dr. W. L. Petermann, das Pflanzenreich in vollſtändigen Beſchreibungen dargeſtellt, nach dem natürlichen Syſteme geordnet und in naturgetreuen Abbildungen gezeichnet, vollſtändig, 30 und etliche Lieferungen. Subſcriptions-Preis für die Lieferung 16 ggr.

iſt ſo eben die 16 und 17 Lieferung (Bogen 39—42 und Tafel 85—96) erſchienen und ſind bis dahin 81 Familien und 700 Pflanzen beſchrieben und davon 523 Pflanzen auf Tafel 11—96 abgebildet, auch iſt jede dieſer Pflanzen durch beſondere Abbildungen der wichtigſten Theile noch weiter veranſchaulicht und erlautert. Außerdem ſind noch 426 erläuternde Abbildungen der Pflanzentheile

auf Tafel 1—10 dem Werke vorangeſchickt und mit dem nöthigen Texte verſehen.

Fernere Subſcriptionen auf dieſes vollſtändige und ſorgfältig bearbeitete botaniſche Werk werden noch durch alle Buchhandlungen angenommen, durch welche auch Exemplare zur Anſichtung zu bekommen ſind.

Leipzig, im Auguſt 1840.

Eduard Eiſenach.

---

[299] **Iſchl und ſeine Umgebungen.**

Zwölf Anſichten nach der Natur gezeichnet, in Stahl geſtochen, mit kurzem erläuternden Texte verſehen und herausgegeben von Ludwig Schütze. gr. 4. geh. 2 Rthlr.

iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buch- und Kunſthandlungen Deutſchlands zu beziehen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[303] **Literariſche Anzeige.**

Bei Tobias Löffler in Mannheim iſt ſo eben erſchienen und daſelbſt, wie durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

Verhandlungen der zweiten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Mannheim 1839.

gr. 4. eleg. broch. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Es iſt wohl allgemein bekannt, welche tüchtige Männer dieſen Verſammlungen ihre Gegenwart ſchenkten, und wenn Männer wie Creutzer, Herrmann, Jakobs ꝛc., nebſt anderen gefeierten Gelehrten, Beiträge zu den Verhandlungen lieferten, bedarf es wohl keiner weitern Empfehlung um das Intereſſe des Mannes vom Fache, wie das jeden gebildeten Leſers zu erregen.

---

[309] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Fabeln
und
poetiſche Erzählungen
von
Gottl. Conr. Pfeffel,
in Auswahl herausgegeben von
H. Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus, und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und die Wechſel der großen Zeitgeſchichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele ſeiner Schöpfungen in dieſem Fache ſind den beſten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu ſetzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe ſind faſt alle Fabeln und ein großer Theil der poetiſchen Erzählungen vereinigt. Beigegeben iſt aus den proſaiſchen Werken die Biographie eines Pudels, in der ſich Pfeffels munterer Geiſt ſo rein ausſpricht.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[215] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Liedertafel.
Von
Johann Gabriel Seidl.

12. Wien 1840. Auf feinem Druck-Velin. In Umſchlag broch. Preis 1 Rthlr. ſächſ.

Der Verfaſſer der Bifolien, welchen die Heidelberger Jahrbücher (Jahrg. 1836, 11. Heft, Nro. 72) mit Anaſt. Grün und N. Lenau an die Spitze des lyriſchen Dichterchores in Oeſterreich ſtellten, und über welchen erſt neuerlich das Menzel'ſche Literaturblatt (1838, Nro. 130) ſich ſo vortheilhaft geäußert hat, übergibt hier der Leſewelt eine Sammlung ſeiner beſten lyriſchen Gedichte, welche dem Staats- und Konferenz-Miniſter Grafen Kolowrat gewidmet iſt.

---

[314] In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Emmrich, G. C. Fr., Auswahl chriſtlicher Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres. 2 Theile. gr. 8. 4 fl. 12 kr.

Köhler, L., Gedichte. gr. 12. geh. 54 kr.

Märcker, Fr., Theorie der Parallel-Linien. gr. 8. geh. 14 kr.

Taſchenliederbuch, neues. Eine Auswahl von 200 der bekannteſten und beliebteſten Geſellſchafts-, Commers-, Trink- und Scherzlieder. 1s Bdchn. 4te Ausg. 12. geh. 18 kr.

Deſſen 2s Bdchn. 2te Ausg. 12. geh. 18 kr.

Meiningen, Juli 1840.

Keyßner'ſche Hofbuchhandlung.

---

[315] In meinem Verlage erſchienen ſo eben und ſind in allen Buchhandlungen zu finden:

Der Diamant. Ein Spiel der Phantaſie. Von C. Terben. gr. 12. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Eliſabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz, oder: Der Religionskrieg in Deutſchland. Von Profeſſor Dr. Söltl. 1ſter Theil. gr. 12. geh. 1 Thlr. 21 Gr.

Maria Stuarts, Königin von Schottland, Schönheit und Unglück wurde durch Dichter und Geſchichtsſchreiber beinahe aller europäiſchen Nationen beſungen und verherrlicht; aber nur Wenige kennen das Schickſal ihrer gleich ſchönen und gleich unglücklichen Enkelin Eliſabeth, welche in der Jugend als die Perle von England geprieſen, dann, nachdem ſie als die Gemahlin eines der erſten deutſchen Fürſten das Unglück ihres

Geſchlechtes nach Deutſchland gebracht und durch ihre verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu den Regentenhäuſern Englands, Dänemarks, Schwedens, Braunſchweigs und Brandenburgs jenen furchtbaren 30jährigen Religionskrieg, die ſo denkwürdige Entwickelungsperiode des Proteſtantismus, herbeigeführt hatte, als die Unglücks-Helena Deutſchlands geſchmäht wurde.

Wie dieſes geſchehen, hat der Herr Verfaſſer in ſeinem Gemälde nach vielen gedruckten und den koſtbarſten handſchriftlichen Quellen darzuſtellen ſich bemüht, und wird dieſes daher nicht nur den Geſchichtsfreunden eine willkommene Gabe ſeyn, ſondern auch den Hiſtorikern neue Aufſchlüſſe über jene Zeit bieten.

Der 2te Band, den Schluß des Werkes enthaltend, folgt in Kurzem.

Hamburg, im Juli 1840.

Johann Auguſt Meißner.

---

[308] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Gedichte

von

Wilhelm Smets.

Vollſtändige Sammlung.

8. broch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[316] Bei Eduard Eiſenach in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beigeſetzten Preiſen zu bekommen:

Vollſtändiges Engliſch-Deutſches und Deutſch-Engliſches Taſchen-Wörterbuch.

Inhalt: I. Bezeichnung der engliſchen Betonung und Ausſprache eines jeden Wortes nach der Walkerſchen Methode, und der deutſchen Betonung nach Heinſius. II. Alle gebräuchliche einfache und zuſammengeſetzte Wörter, Redensarten und ſprichwörtlichen Ausdrücke. III. Die poetiſchen und neuen, ſo wie die in der ältern Literatur vorkommenden Wörter. IV. Die der engliſchen und deutſchen Sprache eigenthümlichen Ausdrücke. V. Die eigenen Ausdrücke für Wiſſenſchaft und Kunſt. VI. Ein vollſtändiges Verzeichniß der Namen der Länder, Städte, Flüſſe, Männer, Weiber ꝛc. VII. Eine Tabelle der unregelmäßigen engliſchen und deutſchen Zeitwörter.

Nach den beſten Quellen bearbeitet

von

F. A. Webſter.

2te Auflage. 61½ Bog. gr. 8. Leipzig 1840. brochirt. Preis: Patent-Druckp. 2 Rthlr. Velinp. 2 Rthlr. 12 Gr.

Das Ziel des Verfaſſers bei Bearbeitung dieſes Wörterbuches war, ein Werk zu liefern, das in Betreff ſeiner Vollſtändigkeit und innern Gediegenheit bei einem Umfange von 60 etlichen Bogen mit Recht an die Seite der bisher erſchienenen engliſchen Wörterbücher, welche dieſes an Preis und Bogenzahl um das mehrfache überſteigen, geſtellt zu werden verdient.

Prüfende Kenner fanden, daß dieſes Ziel bei raumerſparender und ſorgfältigſter typographiſcher Einrichtung und Ausführung, ſo wie nichts zu wünſchen übriglaſſender Korrektheit, keineswegs unerreicht geblieben iſt, und die günſtige Aufnahme im Publikum beſtätigt es noch dadurch, daß kurze Zeit nach Erſcheinen der erſten Auflage, bereits dieſe Zweite nothwendig wurde.

---

[321] **Le Répertoire français du théâtre français à Berlin,**

welches jetzt 230 vollständige Theaterstücke von Scribe, Delavigne, V. Hugo, Dumas Bayard etc. in gr. Octav-Format enthält, und je nach dem Erscheinen bedeutender Stücke auf der Pariser Bühne fortgesetzt wird, theilt seinen Abonnenten alle vom Théâtre français aufgenommene Stücke mit, und ist der Preis der Stücke aus dem Théâtre français auch im Répertoire nur 2 Gr. = 9 kr. rh. und für Nicht-Abonnenten 3 Gr. Der Abonnementspreis für 12 vollst. Stücke 2 Thlr., wobei 2 Stücke des Théâtre français für eine No. gerechnet werden. Wir empfehlen zum Unterricht No. 227: La fille du Cid, tragédie par C. Delavigne, 6 Gr. Das vollständige Inhaltsverzeichniss des Répertoire in allen Buchhandlungen (in Wien bei Gerold, Tendler, in Prag bei Borrosch, in Pesth bei Hartleben etc.) gratis.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[313] So eben iſt in unterzeichneter Buchhandlung erſchienen:

Eine Pariſer Familien-Geſchichte. Von S. Hänle. 260 S. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Geachtete deutſche Journale (Gersdorfs Repertorium, Abendzeitung, Helios, deutſche Blätter) rühmten bei Beurtheilung des „modernen Liebeshofes" des Verfaſſers, ſeine Menſchenkenntniß und Darſtellungsgabe. Die Schilderung des innern und äußern Lebens von Paris, — Die Aufgabe, welche ſich der Herr Verfaſſer in dem gegenwärtigen Buche geſtellt hat, — iſt ein ſo dankbarer Stoff für die eben bezeichneten Talente, daß wir hoffen können, dem Publikum eine intereſſante Lektüre mit dieſer Schrift darzubieten. Die äußere Ausſtattung entſpricht jeder billigen Anforderung.

Stahel'ſche Buchhandlung in Würzburg.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen:

Hohenſtaufen.

Ein Cyklus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. ſuchte in dieſer Schrift ſowohl die vornehmſten Data der glorreichen hohenſtaufiſchen Geſchichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebſt mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutſchen Leſer in verſchiedenartiger Form darzuſtellen. Die Hauptgeſichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabſchnittes ſind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verſtändniß der einzelnen Parthien erleichtern. Wenn dieſes Buch ſich namentlich den Beſuchern des herrlichen Hohenſtaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, ſo werden dieſelben gerade auf jener begeiſternden und doch ſo tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Chriſtenthums beleuchtete Natur und Geſchichte wohl um ſo weniger verſchmähen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. September 1840.

Ich will euch eure Inſtrumente um den Kopf ſchlagen. Ich will euch befa ſ ſol ſ laen. Das notirt euch!

A. W. Schlegel.
Nach Shakespeare.

Brüſſeler Briefe.

III.

Es iſt noch nicht lange her, daß Beriot, der bekannte Violinſpieler, eine Reiſe durch Deutſchland machte und unſern vielgeplagten Journaliſten die Unluſt bereitete, nachdem ſie kurz nacheinander die Geigengeiſter Lipinſkys, Vieutemps, Moliques, Ole Bulls, Ernſts in Hoffmannſchen Viſionen geſehen und beſchrieben hatten, nun wieder von Neuem in Verzuckungen fallen, Hoſiana ſchreien und die Ankunft des neuen Heilands verkünden zu müſſen. In der That, unſere Journale waren erſchöpft, und die Reiſe Beriots iſt ſpurloſer vorübergegangen, als zu erwarten ſtand. Doch nur bei Männern; bei den Frauen hat Beriot einen ſichern Ruf, der keiner journaliſtiſchen Auffriſchung bedarf — er war der Gatte der Malibran! — Erinnern Sie ſich noch jenes Concerts, welches Beriot im vorigen Jahre in Stuttgart gab, wobei er die armen Stuttgarter mit ſeinem Tremolo und einer Partie unbedeutender Variationen abſpeiste? Am Morgen nach jenem Concerte wagte ich gegen eine, Ihnen wohlbekannte, durch Genie und perſönlichen Liebreiz gleich ausgezeichnete Dame die Bemerkung, daß Molique als Künſtler höher ſtehe, als ſein Brabanter Bruder in Apoll. Aber kaum hatte ich dieſes ausgeſprochen, ſo blitzten die ſonſt ſo ſanften Augen in zornigem Eifer, der kleine Mund ſpitzte ſich wie eine feine Dolchklinge. „Ein Mann, den die Malibran zum Gatten wählte,“ ward mir zur Antwort, „ſteht erhaben über das gewöhnliche Urtheil; er hat eine ganz andere Seele, einen andern Geiſt als ihr Alle, eine Seele, die freilich nicht Jeder begreifen mag.“ — Nun denn, ſchöne Dame, ich will Ihnen einen kleinen Zug dieſer außerordentlichen Seele erzählen, und wenn ich Ihnen eine Illuſion dadurch raube, ſo iſt dies eine kleine Rache für die Art und Weiſe, wie Sie über uns arme Männer abgeurtheilt haben, denen der Zufall keine Malibran in die Arme führte.

„Superbes bijoux et parures, provenant d'une femme célèbre, à vendre publiquement.“ Dies iſt der Inhalt einer Affiche, die in dieſem Augenblick an allen Straßenecken angeſchlagen iſt. Une femme célèbre! Man kann ſich leicht denken, daß die Neugier des Publikums nicht wenig gereizt ward durch eine ſo myſteriöſe Ankündigung; man forſchte, erkundigte ſich, und die Journale fragten endlich laut an. Jetzt erfuhr man den Namen jener unglücklichen Frau, der der Schmuck gehört — er heißt Malibran. In der That iſt Monſieur Beriot, der trauernde Wittwer, vor wenigen Tagen mit einer zweiten Gattin vor den Altar getreten; was ſollen ihm da die

unnöthigen Erinnerungen? Die erſte Frau hat ihre Dienſte gethan, ſie hat Herrn Beirot jenes Intereſſe verliehen, welches man braucht, um ein berühmter Mann zu ſeyn, ſie hat ihm zu einem Vermögen von einer Million Franken verholfen; nun iſt ſie todt, man heirathet eine neue; was ſollen da die ſentimentalen Souvenirs? — Aber nein, man irrt ſich, wenn man Herrn Beriot eine ſolche Denkweiſe zuſchreibt; Herr Beriot weiß die ſentimentalen Souvenirs wohl zu ſchätzen, und weil er ſie zu ſchätzen weiß, verkauft er das Geſchmeide ſeiner verſtorbenen Gattin auch nicht im Stillen, wie vielleicht ein Anderer gethan hätte, ſondern öffentlich, nicht den Schmuck ſeiner Frau, ſondern den Schmuck einer berühmten Frau, den Schmuck der Madame Malibran. Sein ſeltener Geiſt weiß ſelbſt ſeine todte Frau noch zu beleben und ihre Leiche in Gold zu verwandeln. Beriot hat vielleicht einmal einen jener Straßengeiger beobachtet, die ihre blinde ſingende Frau führen und von dem Mitleid, das ſie erregt, eine Steigerung ihrer Einnahme erwarten. Halt, dachte Beriot, von dieſem Manne läßt ſich etwas lernen! Die Narren ſollen mir die Berühmtheit meines Weibes bezahlen. — „Superbes bijoux provenant d'une femme célèbre! Aufgepaßt, ihr Engländer mit den vollen Brieftaſchen! hier gibt es Beute für euch! Seht her, dieſe Perlen umſchlangen den weißen Hals meiner Frau, dieſes Diadem umzog ihre ſchwarzen Locken, dieſer Gürtel ihren Leib. Und dieſer Hals, dieſe Locken, dieſer Leib waren mein Eigenthum. Aber wenn ihr eure Taſchen öffnet, geſtatte ich euch, in Rapport damit zu treten. Ihr könnt dies Geſchmeide euren Weibern, Töchtern, euren Maitreſſen ſchenken, aber gut zahlen müßt ihr; wer am meiſten bietet, dem wird es zugeſchlagen!"

Geſtehen Sie, es iſt empörend, wenn man das Zartgefühl und jene Pietät, die man dem Andenken einer geachteten Verſtorbenen ſchuldet, auf eine ſo offene Weiſe mit Füßen treten ſieht. Und das von einem derer, welche das höhere ideale Leben in dieſer miſerabeln Welt repräſentiren ſollen, von einem Künſtler! — Es iſt ein undankbares Geſchäft, die Schattenſeiten der Menſchen aufzudecken und die Schminke von dem Geſichte des Schauſpielers zu wiſchen, aber es iſt einmal Zeit, daß man von dieſem Götzendienſt der Geiger und Klavierhämmerer zurückkommt.

Man überſchaue die deutſchen Journale in den lezten fünf Jahren und zähle die Zeilen, welche — abgeſehen von allen übrigen — ganz allein Lißt, Thalberg und Ole Bull gewidmet ſind. Kein Kunſtwerk der alten Welt hat ſo viele Commentatoren gefunden als die Geige und das Klavier dieſer drei Menſchen, und doch hat keiner von ihnen dem Schönen eine Seite abgewonnen, welche ein Eigenthum der Nachwelt bleiben wird. Und nicht einmal bedeutende Perſönlichkeiten, nicht einmal eine hervorragende Individualität in dieſem ganzen Schwarm! Mit Ausnahme Lißt's, der etwas von dem Geiſt des Salvator Roſa in ſich hat, ſind faſt alle dieſe Geiger und Hämmerer die flachſten Alltagsmenſchen, die von andern Menſchenkindern nur das voraus haben, daß ſie in ihrem Leben einige Stunden länger vor dem Notenpulte zugebracht haben. Nicht das Genie, nicht die Vorzüge eines höhern Geiſtes, einer tiefern Empfindung hat ſie auf dieſe Höhe gebracht — die Geduld iſt es. Der Eine ſizt ſeit ſeinem neunten Jahre von Morgens ſechs Uhr bis Nachts neun Uhr am Klavier. Zehn Jahre lang hat er ununterbrochen gehämmert und gefingert; muß die Welt nicht dieſen Hiob anſtaunen? Allein ein Zweiter kommt, der ſchon in ſeinem achten Jahre begonnen, und zwar von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Nachts; der Lorbeerkranz auf dem Haupt des Erſten welkt vor der Sonne des Zweiten. Jezt kommt ein Dritter und tritt beide in den Staub, denn er hat noch um ein Jahr früher begonnen und iſt noch um eine Stunde früher aufgeſtanden und eine Stunde ſpäter zu Bette gegangen. Die Konkurrenz unſerer gegenwärtigen Künſtler hört an dem Tage auf, wo einer ſich zeigt, der vom Mutterleibe weg ſich ſogleich an's Klavier geſezt und ſich täglich vier-und-zwanzig Stunden geübt hat. Nicht die höhere Seele iſt es, die den Künſtler bei uns auszeichnet, die Hand iſt es. Darum verſchwinden ſie auch ſo ſchnell aus dem Auge der Welt, darum erbleicht das Geſtirn des geſtrigen vor dem des heutigen. Nur der Genius iſt unſterblich, die Fertigkeit wird jeden Tag überboten.

Sonſt war der Künſtler auch Dichter, ſeine Seele und ſeine Kunſt waren eins, und jeder Ausfluß der erſtern war eine Bereicherung der leztern. Der beſte Beweis für den Mangel des eigentlichen Genius, der die meiſten berühmten Virtuoſen unſerer Zeit bezeichnet, iſt ihre Inproduktivität. Ihre Kunſt beſteht im Variiren und Zuſammenkneten verſchiedener Themata, und wo Roſſini und Bellini und Meyerbeer nicht geſäet haben, da können ſie nicht ernten. Etudes, Fantaisie, Caprice, und wie alle die modernen Titel heißen, ſind nichts als Aushängeſchilde, die ſo viel ſagen als: hier iſt kein Originalthema zu ſuchen. Dieſe Art von Modulationen bildet den Hauptfonds ſelbſt desjenigen modernen Virtuoſen, der noch das meiſte Compoſitionstalent beſizt, Thalbergs. Aber ſelbſt den compoſitionsreichen Thalberg, ſelbſt den genialeren Lißt mit eingeſchloſſen, Clara Wiek, Henſelt, Dreiſchock, Pleyel, Roſenhain, Döhler, hat einer von ihnen ein Thema erfunden, wie Hummel ihrer hunderte ſchuf? Ole Bull, Ernſt, Prumer, wo ſind eure Compoſitionen, die euch einen Platz neben Rode, neben Meyſeder einräumen? Nur Molique und, um gerecht zu ſeyn,

Digitized by Google

auch Beriot ſind von dieſem Vorwurfe frei, nur dieſe Beiden nehmen einen Rang unter den Tondichtern ihres Inſtruments ein, obgleich Beriot der Manier Thalbergs ſehr nahe ſteht. In neueſter Zeit ſtehen ſich die beiden Componiſten auch leiblich näher. Beriot hat auf ſeiner Reiſe nach Wien daſelbſt ſeine jetzige zweite Gattin, eine muntere junge Wienerin, kennen gelernt. Dieſe Dame iſt die natürliche Tochter des Fürſten D., deſſelben, deſſen natürlicher Sohn Thalberg iſt. Von dieſer Seite hat die Wiedervermählung des Gatten der Malibran viel Natürliches.

(Fortſetzung folgt.)

Tizians Tochter.

(Schluß.)

Nun aber ſtürmte jener Haufe wie eine gellende Meute auf mich los. „Wer ſeyd Ihr? was wollt Ihr hier? was drängt Ihr Euch unter uns? wer hat Euch den Eingang verſtattet?“ ſo erſcholl es von allen Seiten. Horazio erhob ſeine Stimme gewaltig und bat um Ruhe. „Wir wollen dieſen gelehrten Thebaner ſyſtematiſch examiniren, meine Freunde!“ ſprach er zu den Umſtehenden, „wir wollen zu entdecken ſuchen, an welchem Baume dieſe ſaubere Frucht gewachſen!“ — Dann wandte er ſich zu mir und fragte mit wenig höflichem Tone: „Herr, aus welcher Schule ſchreibt Ihr Euch her?“ — Kaum von meinem Grauſen über Lavinien zurückgekommen, ſezte mich dies Alles in neue, peinliche Verlegenheit. Aber ich ſah ein, daß ich der unbequemen Geſellſchaft ſchwerlich auf eine andere Weiſe entgehen würde, als indem ich ihnen Rede und Antwort gab. Ich faßte mich alſo kurz und ſagte, ich ſey ein Autodidakt. — „Ein Autodidakt!“ rief Horazio lachend aus. „Ein Autodidakt, ein Autodidakt!“ jubelte der Haufe wie toll durcheinander; „das mag eine wunderſame Pflanze ſeyn!“

Horazio bat noch einmal um Stille. „Wer hat Euch gemalt, Herr?“ fragte er wieder. Die Frage war verfänglicher wie die vorige. Ich ſann nach, was darauf wohl am beſten paſſen dürfte. — „Ich will's Euch ſagen!“ quäckte eine Stimme aus dem Haufen hervor. „Wer anders kann einen ſolchen abgeſchmackten Geſellen gemalt haben, als der Bucklige von Cortona?“ — „Der Bucklige von Cortona! der Bucklige von Cortona!“ jauchzte es wieder durch die lärmende Schaar. — Ich muß es geſtehen, daß ſich meine Eigenliebe bei dieſer ehrenrührigen Behauptung etwas verlezt fühlte. Ich ſprang unter eine der Lampen, die an der Wand hingen, ſo daß mein Geſicht von oben herab mit grellem Lichte beleuchtet ward. „Seht ihr's nicht,“ rief ich aus, „daß mich Niemand anders als der große Rembrandt gemalt hat?“

Ein unmäßiges Gelächter erſcholl bei dieſen Worten durch den Saal. Der Prinz von Geldern aber, der mit unter dem Haufen war, trat mit zornſprühenden Augen auf mich zu und hielt mir die geballte Fauſt unter die Naſe, gerade ſo, wie er auf Rembrandts Bilde dem gefangenen Vater droht. „Tauſend Teufel!“ fluchte er mir entgegen; „Du windiger Burſche, du Milchgeſicht, du mattherzige Copie von der Copie einer Copie! du willſt von meinem herrlichen Meiſter gemalt ſeyn? — Sprecht, meine Freunde,“ wandte er ſich zu zu dem Haufen zurück, „darf eine ſolche Schmach auf Rembrandts Namen haften?“

Ein gellendes Geheul war die Antwort, augenblicklich ſah ich zwanzig Fäuſte über mir. Schon gab ich mich verloren, da bemerkte ich zu meinem Glück, daß ich neben einer Thüre ſtand; ein kräftiger Fußſtoß ſprengte ſie auf, und ich flüchtete mich aus dem Saale. Aber der Haufen drang mir nach, wie Waſſer durch eine halbgeöffnete Schleuſe. — Ich war in das Zimmer gerathen, welches dazu dient, die Bilder des Muſeums zu reinigen und ihre ſchadhaften Stellen zu reſtauriren. Eine Leinwand ſtand auf der Staffelei, eine Palette mit Farben und Pinſeln lag davor auf dem Stuhle. Wie ein Blitz ſchoß es mir durch den Sinn, was allein mir Rettung geben könne. Ich ergriff raſch Palette und Pinſel und trat der empörten Schaar in kühner Fechterſtellung gegenüber. „Nun heran,“ rief ich aus, „nun heran, ihr wilden Geſellen! heran, du tyranniſcher Prinz von Geldern! Siehſt du? ich habe ſchönes Kremnitzer Weiß im Pinſel; ich will dein Geſicht trotz deines Meiſters zu einem Milchgeſicht färben, daß alle Welt ein Grauen vor dir haben ſoll! Heran, wen nach neuer Colorirung gelüſtet! immer heran, wer nach einer gründlichen Uebermalung Verlangen trägt!“ — Der Haufe ſtand wie eine Mauer, kein Laut war zu hören. Ich ging näher auf ſie mit dem ausgeſtreckten Pinſel los. Sie drängten ſich in den Saal zurück; ich verfolgte ſie auch hier. Sie flohen in den zweiten Saal; ich immer kampffertig hinter ihnen. Da krähte der Hahn. Ein wunderliches Zittern ſchien durch ihre Reihen hinzufliegen, ſie wirbelten nebelartig durcheinander, ſtrichen an den Wänden hin, und in kurzer Friſt ſtand ein Jeder regungslos in ſeinem Rahmen.

Wenn ich ſeit jener Nacht die Galerie beſuche, kann ich mich theils eines Lächelns, theils auch eines grauſigen Nachgefühls ſelten erwehren. Die Freunde fragen mich

Digitized by Google

zuweilen, warum ich mich vor dieſem oder jenem Bilde ſo ſeltſam geberde, doch mag ich von der abenteuerlichen Begebenheit nicht gern ſprechen. Neulich wollte Jemand bei mir eine zweite Copie der Tochter Tizians beſtellen, weil man die erſte allgemein als wohlgerathen anerkannt hatte; er bot mir einen ſehr annehmlichen Preis; ich konnte mich indeß nicht dazu entſchließen.

Franz Kugler.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Madame Laffarge. Politiſche Nachrichten.

Nach der beſtehenden Geſetzgebung, welche ſich aus der Napoleonſchen Zeit herſchreibt, ſind ſämmtliche Privatunterrichtsanſtalten der Univerſität unterworfen und müſſen ihr eine Abgabe zahlen, ob ſie die Zöglinge in die königlichen Collegien ſchicken oder nicht. Gegen dieſe Anordnung haben ſich die Liberalen und Obſcuranten zugleich erhoben, erſtere, weil nach ihnen die Freiheit des Unterrichts eben ſo gut ein Artikel der Staatsverfaſſung ſeyn ſollte, als die Freiheit der Meinung und des Gewiſſens; die andern, weil den geiſtlichen Unterrichtsanſtalten der Einfluß der weltlichen Obrigkeit hinderlich iſt, und weil die Bigotterie nicht wohl dabei beſtehen kann. Die Freiheit des Unterrichts iſt ſo oft und ſo einſtimmig verlangt worden, daß die Regierung endlich nachgegeben hat. Den öffentlichen Unterrichtsanſtalten wird die Lehrfreiheit wenig Abbruch thun, denn ſie ſind überfüllt, und wer ſich zu einer gelehrten Laufbahn vorbereiten will, kann ihrer nicht entbehren. Wahrſcheinlich wird ſich die Regierung das Recht vorbehalten, die freien Lehranſtalten zu überwachen, um Mißbräuche zu verhüten. — Wenn nun die Pariſer bald mit Preisvertheilungen geſättigt ſeyn werden, ſo ſtehen Kriminalprozeſſe bereit, um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Der erſte derſelben, der wider Madame Laffarge verhängte Kriminalprozeß wegen Vergiftung ihres Mannes, wird zwar nicht in Paris geführt werden; aber die Pariſer nehmen lebhaften Antheil daran, und die dabei betheiligten Perſonen ſind großentheils in Paris bekannt. Anfangs wurde ſehr geheimnißvoll von der Sache geſprochen und Madame Laffarge als eine unſchuldig Angeklagte dargeſtellt, welcher es nicht ſchwer fallen werde, ihre Unſchuld zu beweiſen. Seitdem dieſe ſonderbare Frau, deren Bildniß mit einer höchſt ominöſen Phyſiognomie jezt in allen Bilderläden ausgehänat iſt, des Diebſtahls von Edelſteinen im Hauſe einer ihrer Freundinnen beſchuldigt und überwieſen worden iſt, findet man es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihren Mann durch einen ihm zugeſchickten Kuchen vergiftet, oder eigentlich angefangen hat, ihn zu vergiften; denn ſie ſcheint bei dieſer abſcheulichen That langſam fortgeſchritten zu ſeyn, und da der erſte Verſuch nicht ganz gelang, dem kranken Mann das Gift auf alle mögliche Art beigebracht zu haben. Und dieſe Frau iſt nicht allein eine ſehr gebildete, höchſt anziehende, ja ſogar bezaubernde Perſon, wie man verſichert, ſondern gehörte auch einer angeſehenen Familie an und lebte in der vornehmen Welt. Haben die Künſtler, welche bei dem erſten Prozeſſe zu Brives die Beklagte abkonterfeyten, getreu ihre Züge dargeſtellt, ſo müſſen furchtbare Leidenſchaften die Seele dieſer jungen Frau durchwühlt haben, und ſie muß ein gefährliches Weſen ſeyn, ein böſer Genius, mit welchem es ein Unglück iſt in Berührung zu gerathen. Hat ſich doch neulich ein junger Mann, welcher vor mehreren Jahren von ihren Reizen gefeſſelt worden war und ſie hatte heirathen wollen, erſchoſſen, als er ſeine ehemalige Geliebte als Diebin und Giftmiſcherin vor ein Kriminalgericht ſtellen ſah. Zwar hat es zu allen Zeiten Verbrecher auch in den höhern Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft gegeben. Die berüchtigte Giftmiſcherin, die Marquiſin von Brinvilliers, unter Ludwig XIV, gehörte zu der ausgezeichneten Geſellſchaft. Wird Madame Laffarge ſchuldig befunden, ſo muß man geſtehen, daß ſie dieſer zwar an der Menge der begangenen Verbrechen, nicht aber an der ſchrecklichen Kaltblütigkeit in der Ausführung nachſteht. — Minderes Aufſehen erregt bis jezt die Vorbereitung zu dem Kriminalprozeſſe wegen Louis Bonapartes Landung in Frankreich. Wenige Perſonen würden ſich hier willig gezeigt haben, das unbeſonnene Wageſtück dieſes thörichten Bonapartiden zu unterſtützen; aber viele würden ſich daſſelbe zu Nutze gemacht und der Sache wahrſcheinlich einen ganz andern Ausſchlag gegeben haben, als der Unternehmer beabſichtigt hatte. Ueberhaupt wollen einſichtsvolle Perſonen aus manchen Zeichen der jetzigen Zeit den Schluß ziehen, daß ſich ſpäter, in zwanzig oder fünfzig Jahren, vielleicht aber auch früher, die Staatsverfaſſung hier ganz anders geſtalten, und auch diesmal Paris dem ganzen Reiche mit einem Beiſpiele vorgehen werde. Die arbeitenden Klaſſen machen immer mehr und mehr ihre Rechte geltend. Sie verſtändigen ſich über ihre Bedürfniſſe und über ihre Intereſſen. Sie ſehen, daß nirgends die gehörige Rückſicht auf die Noth des Volks genommen wird, welche überall groß iſt; der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen üppigem Reichthum und bitterem Mangel liegt Jedermann vor Augen, die Kluft, welche beide trennt, iſt groß; ſie allmählig zu füllen und ein gewiſſes Ebenmaaß herzuſtellen, wäre die dringendſte Aufgabe unſerer Zeit; man eilt aber damit nicht, in der Ueberzeugung, daß die Sachen gehen werden, wie ſie bisher gegangen ſind, und daß einige kleine Maßregeln hinreichen, den dringendſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Es liegt aber am Tage, daß man damit nichts ausrichtet, und die Ruhe des Staates immer mehr gefährdet wird. Dies ſieht man jezt ſchon in England ein, und einigermaßen auch in Frankreich.

(Schluß folgt.)

Räthſel.

Das ſiebente Gebot: Du ſollſt nicht ſtehlen,
Paßt nicht auf meinen Dieb;
Ich habe den, und möcht' es gern verhehlen,
Recht innig lieb.

Was er mir ſtiehlt, was wir einander ſtehlen,
Das könnten Küſſe ſeyn;
Daß ſie es nicht ſind, dient uns nur zu quälen,
Nun rathet fein! —

Es läßt ſich mit den Händen nicht befaſſen
Und iſt ein heimlich Glück;
Doch wer es kennt, der kann's auch ſehen laſſen
Im Augenblick.

J. G. M.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. September 1840.

Geiſt und Leben entſchlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Schiller und Goethe.
Xenien.

Friederike Brion,

Goethes Geliebte.

Eines der köſtlichſten Bilder in Goethes aus Dichtung und Wahrheit zuſammengeſchmolzener Selbſtbiographie, ja wohl das lieblichſte und reinſte iſt das Verhältniß des jugendlichen Dichters zu der liebenswürdigen Tochter des Pfarrers von Seſenheim. Jeder Verehrer des großen Dichters hat das entzückende Bild im Schatze ſeines Innern als ein Juwel zu gelegentlichem Genuſſe niedergelegt. Kürzlich iſt es nun aber der deutſchen Sucht nach literariſcher Alterthümelei und Leichengräberei glücklich gelungen, uns daſſelbe gründlich zu verderben, uns wenigſtens zweifelhaft zu machen, ob nicht, was wir für ein Juwel nahmen, nur ein gemeiner Stein in reicher, geſchmackvoller Faſſung iſt. Dieſes Verdienſt gebührt den von Varnhagen herausgegebenen Mittheilungen des verſtorbenen Profeſſors Näcke, der eine Wallfahrt nach Seſenheim unternommen und davon nicht viel Kluges zurückgebracht hat, außer der intereſſanten Nachricht, daß die liebliche Friederike zu ſchwerem Fall gekommen, was denn freilich den definitiven Bruch zwiſchen ihr und Goethen, den Manche nicht begreifen mögen, ſehr begreiflich machte. Man kann darüber ſtreiten, ob es edelmüthig und vernünftig iſt, über ein längſt verſtorbenes Weſen, welches ſo unglücklich war, in den Lebenskreis eines großen Geiſtes gezogen zu werden, Klatſchereien zu verbreiten, welche möglicherweiſe ſchwarze Verläumdungen ſeyn können; unſerem Gefühl widerſtrebt es, und dieſer ganze Handel erſcheint uns noch unerfreulicher dadurch, daß ſich die deutſche Kritik, nach unſerem Dafürhalten, bei Beſprechung deſſelben hin und wieder ziemlich lächerlich gemacht hat. Iſt es nicht zum wenigſten ſonderbar, wenn man eine Geſchichte aus einem Buche, das Dichtung und Wahrheit — Dichtung voran — überſchrieben iſt, ganz wie ein hiſtoriſches Faktum zerlegt und beleuchtet? Der Dichter, indem er uns ein aus Erinnerung und Phantaſie zuſammengeronnenes Bild als ſchöne Wirklichkeit aufdrängt, bekundet ſeine Uebermacht; die Art, wie wir damit umgehen, zeugt von unſerer Schwachheit. Wir ſollten uns mit der poetiſchen Wahrheit des Bildes weiſe begnügen; treibt aber einen die literariſche Neugier, daſſelbe durch das platte Faktum zu ergänzen, das heißt zu zerſtören, ſo kann es ihm doch nicht erlaubt ſeyn, in ſentimentaler Begeiſterung die allgemeinen Grundſätze hiſtoriſcher und pſychologiſcher Kritik aus den Augen zu ſetzen. Bei dieſer Gelegenheit ſind aber Aufſätze erſchienen, in denen Friederikens Geliebter nach einem ganz außermenſchlichen Maßſtabe gemeſſen und auf ihn gleichſam eine Ausnahmspſychologie angewendet wird; ja nicht nur auf den Dichter ſelbſt,

Digitized by Google

ſondern ſogar auf Perſonen, welche in nicht zu ermittelnder Proportion Gebilde ſeiner Phantaſie ſind. So wird irgendwo behauptet, ein Mädchen, das einmal Goethen geliebt und von ihm geliebt worden, habe ſich nimmermehr vergehen können; und in Betracht der aus Geiſt und Sinnlichkeit ſo eigenthümlich gemiſchten Natur Goethes ließe ſich doch mit geringem Aufwand von Dialektik gerade das Gegentheil ungleich wahrſcheinlicher machen. Alle Geſchichte zeigt, daß die großen Geiſter in Kunſt und Wiſſenſchaft als Menſchen unter das gemeine Niveau fallen, und daß ſie ſich in ihrem bürgerlichen Thun und Laſſen vielmehr durch Unregelmäßigkeit als durch irgend etwas anderes auszeichnen. Die Pietät mag ſich ſträuben, das Leben eines großen Todten zu bekritteln, zumal es ja mit den Werken deſſelben nichts zu ſchaffen hat. Aber in dieſem Seſenheimer Handel ſind über Goethes Weſen die ſeltſamſten Spitzfindigkeiten zu Tage gefördert worden, und ſo darf man es wohl ſagen: in ſeinem ganzen Leben, ja in ſeiner Erzählung ſelbſt iſt nichts, was einen berechtigen könnte, ſein Benehmen gegen das liebliche Mädchen andern als gemeinmenſchlichen, um nicht zu ſagen gemeinen Beweggründen zuzuſchreiben. Wenn man aber nicht nur die Schritte eines großen Mannes nach einem eigenen Canon deutet, ſondern ſogar für ihn eine Exemtion vom Richterſtuhl der Moral fordert, ſo fließen ſolche abgeſchmackten Verſuche aus der im Weſen unſerer Zeit wurzelnden Neigung, die Handlungen und die Werke, den Menſchen und den Schriftſteller nicht von einander zu ſondern.

Es hat wohl allen Leſern wehe gethan, Friederikens Bild durch eine ſonſt ſo zarte Hand, wie die Varnhagens, ſo plump verdorben zu ſehen; jeder müßte ſich freuen, wenn es zu reſtauriren wäre. Dies beabſichtigt der folgende Aufſatz eines ſchatzbaren Mitarbeiters. Ob und in wie weit ihm das Geſchäft gelungen, müſſen wir dem Urtheil und dem Gefühl eines Jeden überlaſſen. Jedenfalls werden die mitgetheilten Jugendgedichte Goethes eine willkommene Gabe ſeyn.

* * *

Der Name Goethe iſt ein Stern von unerſchöpflichem Zauber für jeden wahrhaft Gebildeten. Wie oft er auch bereits vorgeführt worden, ſo kann er doch niemals irgendwo von Neuem unſer Auge berühren, ohne daß dieſes davon feſtgehalten und deſſen volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen wird. Eben ſo bietet das geſammte weibliche Perſonal, welches im Inhaltsverzeichniſſe zu Goethes Werken unter der Benennung ſeiner Geliebten erſcheint, keinen Namen von ſo reinem, melodiſchen Klange, als den Namen Friederikens zu Seſenheim. Im fünf-und-zwanzigſten und ſechs-und-zwanzigſten Bande der Taſchenausgabe wird uns ihre mannigfache Lieblichkeit auf das Einfachſte und Reizendſte dargelegt. Zugleich lodern darin die Jugendgefühle des Unvergeßlichen in köſtlichſter Friſche, im lebendigſten Glanze auf. Es grenzt an's Unmögliche, daß ein Eindruck, wie Friederike, die dritte der vier Töchter des proteſtantiſchen Pfarrers Brion zu Seſenheim, auf ihn gemacht, ſelbſt durch die gewaltigſten Forderungen einer feindlichen Wirklichkeit ſo weit verlöſcht werden konnte, daß er dem Verein mit ihr für das ganze Leben entſagen mochte. Und doch erhellt aus den ſpätern Thatſachen, daß dieſe Entſagung nicht nur wirklich erfolgte, ſondern daß auch Friederike, trotz des freundlichen Wiederhalls, der von ihrem Weſen in des Geliebten Seele zurückgeblieben, außer aller Beziehung mit ihm gekommen zu ſeyn ſcheint. Weſſen Wißbegier müßte ſich daher nicht auf das Unwiderſtehlichſte zu einem Blicke hinter dieſen geheimnißvollen Schleier angereizt fühlen?

Dergleichen iſt mehrmals verſucht worden. Wer aber auch nicht weiß, mit welch wahrhafter Pietät der Mann dabei verfuhr, welcher ſich ebenfalls zu einem ſolchen Verſuche entſchloß, der im Jahre 1838 verſtorbene Profeſſor Näcke zu Bonn, den berechtigte ſchon der ſo wohlbegründete als ausgezeichnete Ruf des Herausgebers der von dem Verewigten niedergeſchriebenen Reſultate jener Nachforſchung zu den beſten Erwartungen. Wirklich trägt die von Herrn v. Varnhagen unter dem Titel: „Die Wallfahrt nach Seſenheim" vor Kurzem veröffentliche Schrift ſchon an ſich die Spuren der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, mit der der wackere Näcke ſich dem Vorhaben widmete. Verfaſſer dieſes, der bald nach Entſtehung des Aufſatzes einer Vorleſung deſſelben durch den nunmehr Verſtorbenen ſelbſt nebſt noch einigen Freunden beiwohnte, erinnert ſich, daß Näcke damals der Publikation, welche der Kreis für angemeſſen hielt, abgeneigt ſchien. Auch erfahre ich ſo eben aus dem Munde ſeines vertrauteſten Jugendfreundes, daß Näcke gegen dieſen ſeine beſtimmteſte Abneigung, den Aufſatz jemals zu veröffentlichen, ausgeſprochen hat. Vielleicht gründete ſich dieſe Abneigung hauptſächlich auf die darin erwähnte ſpätere Aufführung Friederikens, welcher, nach den Mittheilungen des Pfarrers Schweppenhäuſer zu Seſenheim, beſonders eine nicht ohne phyſiſche Folgen gebliebene Verführung durch einen katholiſchen Prieſter zur Laſt fallen ſollte. Trotz des Zutrauens, welches er Schweppenhäuſern im Allgemeinen ſchenkte, müſſen doch in dem gewiſſenhaften Näcke immer ſtärkere Zweifel gegen die leztere Thatſache aufgeſtiegen ſeyn, da er, beſage des Schluſſes ſeines Aufſatzes, ſpäter, von Bonn aus, zu einer ſchriftlichen Frage an den Prediger Schweppenhäuſer nach der Quelle jener Mittheilung ſich bewogen fand.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Brüſſeler Briefe.

(Fortſetzung.)

Beriot lebt übrigens ſehr zurückgezogen, auf ſeinen Lorbeeren ruhend überläßt er das Feld dem nachwachſenden Geſchlecht der jungen Geigenhelden, deren Zahl hier immer größer wird. In der That, unter den reichen Produkten, die Belgien in's Ausland verſendet, ſind neben den Coquerilſchen Maſchinen ſeine Geigenſpieler diejenigen, die am meiſten Aufſehen machen. Beriot, Vieurtemps, Ghys, Prume, Hauman und noch ein ganzes Dutzend mehr oder minder berühmter Violinſpieler ſind auf belgiſchem Boden gewachſen. In der That, eine merkwürdige, unnatürliche Erſcheinung, da dieſer Boden ſonſt ſehr unfruchtbar für Muſik iſt. In Deutſchland iſt die Muſik ein Kultus, der in jedem Hauſe ſeinen Altar hat, hier bildet ſie eine Zunft, die einzelne vortreffliche Meiſter beſizt, aber von der Geſammtheit ganz abgeſondert iſt. In den untern Ständen iſt Muſik etwas Ungewöhnliches, ja Unerhörtes, und während man in Deutſchland über dem Bette manches Handwerksburſchen eine Geige, eine Flöte, eine Guitarre, eine Zitter findet, erregt hier ſchon der Anblick dieſer Inſtrumente bei einem Theil der untern Claſſen naive Verwunderung. In den Häuſern der höhern Geſellſchaft findet man zwar überall ein Piano, aber ſelten Einen oder Eine, die es ſpielen; es iſt ein Möbel wie eine Uhr, die man zur Zierde im Zimmer hat; wenn die Uhr nicht geht, ſchickt man zum Uhrmacher, und wenn das Piano tönen ſoll, ſchickt man nach einem Muſiker. Der Dilettantismus, der in Deutſchland die großen Liedertafeln hervorbringt und die großen Oratorien durch achthundert bis tauſend Muſiker ausführbar macht, liegt hier noch in der Wiege, und einige franzöſiſche Romanzen mit ſchüchternem Accompagnement gelten bereits für eine hohe Stufe, auf welche ſich ein Dilettant emporgeſchwungen. Man kann den Mangel an harmoniſchem Sinn ſelbſt auf der Straße beobachten; der Unterſchied, der hierin zwiſchen Deutſchland und Belgien herrſcht, ſtellt ſich ſelbſt bei den Bänkelſängern heraus. Der deutſche Bänkelſänger zieht mit einer Harfe, mit einer Guitarre herum; wie ſchlecht auch ſein Geſang, wie beſchränkt auch ſein muſikaliſches Vermögen ſeyn mag, immer wird er ſich mit einem Inſtrument begleiten, welches ihm einen Accord zu greifen möglich macht; ſelbſt ſein ungebildetes Ohr verlangt den harmoniſchen Dreiklang. Hier und auch in Frankreich zieht der Bänkelſänger mit der Geige herum. Wie geringfügig dieſer Umſtand auch erſcheint, ſo gibt er dem Beobachter doch einen Fingerzeig für den bedeutenden Unterſchied in der muſikaliſchen Capacität der Volksmaſſen beider Nationen. Die deutſchen Muſiker wie die deutſchen Lyriker wachſen wild auf wie die Waldvögel. Wie dieſe werden ſie von innen heraus zum Geſang getrieben, und wo Keiner ſie belehrt, da lernen ſie von ſelbſt. In Frankreich iſt der Muſiker ein Sohn des Inſtituts, der Lyriker ein Kind der Akademie. Deutſchland hat keine Kunſtſchule aufzuweiſen, welche ſich mit dem Pariſer Conſervatorium meſſen, kein Inſtitut, welches man mit der Akademie vergleichen kann; aber die Capacität des Volks braucht dieſes nicht, und es iſt ſtärker in ſeiner Wildheit als jene in ihrer Muſtererziehung.

*

La grande kermesse! la grande kermesse! Wie Kinder wochenlang vorher Plane und Anſtalten machen, um den Geburts- oder Namenstag des Großvaters zu feiern, ſo Brüſſel mit der grande kermesse. Alles ſtrengt ſich an, das Beſte zu bringen: die Geiſtlichkeit ſchreibt Prozeſſionen aus, kündigt Ablaß an auf dreißig, ſechzig, auf hundert Tage; die Stadtbehörden veranſtalten öffentliche Volksſchauſpiele, Pferderennen, Fiſcherſtechen; die Harmoniegeſellſchaft gibt freie Concerte, die Muſeen und öffentlichen Sammlungen ſtehen alle dem Publikum offen, die großen Tableaux in St. Guldula ſind ausgehängt, die Häuſer mit grünen Zweigen geſchmückt, die Straßen mit Landvolk und Fremden gefüllt; in der That, es iſt, als ob die Stadt ihr Wiegenfeſt feierte.

Aber durch alle dieſe fröhlichen Haufen, durch die Gebete wie durch den Jubel dieſer feſtlichen Stadt, tönt ein Schrei des Wehs, ein Ton der Klage, der Anklage. Denn dieſe Freuden wachſen aus dem Boden der Barbarei, dieſe friedlichen grünen Zweige feiern die Erinnerung an fanatiſch vergoſſenes Blut, dieſe frommen Prozeſſionen mahnen an jene Indianer, welche die Leichen der geopferten Feinde in religiöſem Reigen umtanzen. Die grande kermesse, wozu ſich Brüſſel ſchmückt und Wochenlange vorbereitet, feiert kein anderes Ereigniß, als das von tauſend Menſchenopfern. Die Geſchichte iſt kurz. Ein Jude hat eine Hoſtie geſtohlen, ſoll eine Hoſtie geſtohlen haben, und die ganze Judenſchaft von Brabant beſteigt den Scheiterhaufen, Mütter, Kinder und Greiſe. Dieſes ſchöne und fröhliche Ereigniß feiert noch nach Verlauf von vierhundert Jahren die gute Stadt Brüſſel, die einen König verjagte, weil er die Geſchwornengerichte, den freien Unterricht und die allgemeine Religionsfreiheit nicht geſtatten wollte, und Eiſenbahnen und Dampfwagen führen das Landvolk der Hauptſtadt zu, um Theil an dieſem Feſte zu nehmen; die raffinirte Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts bietet ihre Maſchinen dar, um die Barbarei des vierzehnten im Triumphe einherzuführen.

Digitized by Google

Wer ein Feuerwerk geſehen, der hat alle andern geſehen, und wer die Geſchichte einer Judenverfolgung geleſen, der hat alle geleſen. Das berühmte Juden-Autodafé in Brüſſel ſieht dem neulichen in Damaskus wie ein Haar dem andern ähnlich. Aus der Catharinen-Kapelle iſt ein Ciborium mit geweihten Hoſtien auf eben ſo unbegreifliche Weiſe verſchwunden als in neueſter Zeit der Pater Thomas. Die Juden traf der Verdacht. Wirklich, eines Tags kam zu dem Pfarrer der Catharinenkirche ein altes Weib, welches das Gefäß mit den Hoſtien brachte und erklärte, ſie habe es von den Juden empfangen, welche es ihr gegeben, um es zu ihren Glaubensbrüdern nach Cöln zu bringen. Dieſes Weib hieß Catharine und war eine Jüdin, die, nachdem ſie wegen ſchlechten Lebenswandels aus der Gemeinde verjagt worden, in den Schoos der Alles verſöhnenden Kirche gegangen war. Auf die Ausſage dieſes Weibes wurden alle Juden ſogleich in den Kerker geworfen, damit keiner entfliehen könne. Ein feierliches Gericht wurde niedergeſezt, und Catharine ſagte vor demſelben aus: ſie habe ſelbſt geſehen, wie die Juden in einer großen Verſammlung die Hoſtien mit Stöcken geſchlagen und mit Meſſern durchbohrt. Aber in dieſem Augenblicke ſey ein großer Blutſtrom hervorgedrungen, der alle Anweſenden bedeckt, worauf ſie entſezt auseinander gegangen, und da ſie nicht wußten, wie ſie ſich nun der Hoſtien entledigen ſollten, ſo haben ſie ſelbe ihr übergeben und ihr eine große Summe verſprochen, wenn ſie das Ciborium nach Cöln zu den dortigen Juden brächte.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Physiologie du billet doux. Kartenſchlagen. Die Fourierianer.

Emil de Girardin, welcher ſich in einem neulich erſchienenen Werke über den öffentlichen Unterricht in Frankreich einen „homme de transition" nennt, behauptet, Frankreich lebe in den Tag hinein und ſtehe zwiſchen zwei Staatsumwälzungen, wovon die eine nicht einmal ganz vollendet ſey, die andere noch bevorſtehe. Es kann ſeyn, daß leztere nicht ausbricht, wenn man ihr zeitig genug zuvorkommt. Emil de Girardin mag auch wohl die Sache übertreiben; aber etwas der Art iſt ſicher vorhanden. Sich nach dem Vergangenen zu ſehnen, das Alte wieder hervorrufen zu wollen, iſt unnüz; denn es kann nicht wieder kommen. Man muß die Zeitumſtände nehmen, wie ſie ſind, und ſich nach den Bedürfniſſen der jezigen Generation fügen; dies iſt das klügſte Mittel, das man ergreifen kann. Iſt nun aber hiezu eine Umgeſtaltung des öffentlichen Unterrichts erforderlich? Emil de Girardin glaubt es, und einigermaßen wird es einleuchtend, wenn man bedenkt, welch wichtige Stelle jezt Mechanik, Geognoſie und andere praktiſche Wiſſenſchaften im Unterrichte einzunehmen berufen ſind. Der erwähnte Verfaſſer verlangt die Errichtung einer Fakultät der agronomiſchen, Gewerb- und Handelswiſſenſchaften, ferner einer Fakultät für Staatswirthſchaft und Staatsverwaltungslehre, ohne deren Diplom man nicht zur Ausübung des Wahlrechts befähigt ſeyn ſolle. Vielleicht hat er ſagen wollen: des Rechts, Deputirter zu werden; denn es iſt nicht einleuchtend, weßhalb man die Staatsverwaltung ſtudirt haben müßte, um einen Mandatar wählen zu können. – Indeſſen nun ſo wichtige Gegenſtände das Nachdenken beſchäftigen, kommt es einem ſonderbar vor, wenn man die frivolſten Gegenſtände vor die Augen bekommt, zum Beiſpiele eine neue Schrift unter dem ſonderbaren Titel: „La Physiologie du billet doux." Wer hätte es ſich einfallen laſſen, daß Jemand eine „Phyſiologie des Liebesbriefes" ſchreiben könne! In welchem Kopfe konnten ſich zwei ſo heterogene Worte mit einander zu einem Büchertitel vereinigen? Der Verfaſſer heißt, oder gibt vor, er heiße Brunet de Furey. Wahrſcheinlich hat dieſer Mann viel Muße, und vielleicht gibt es auch einige müßige Leute, welche wiſſen wollen, was die Phyſiologie mit einem Liebesbriefe zu thun habe. Ferner iſt da eine Madame Thomas, welche Karten auf den Straßen austheilen läßt, folgenden Inhalts: „Madame Thomas, aus Marſeille zurückgekommen, will in der Hauptſtadt Beweiſe ihres Talents ablegen; ſie ſchlägt die Karten, erklärt Träume und Geſichte im höchſten Grade der Vollkommenheit, und zwar alles nach einem neuen Verfahren." Mit Träumereien gibt ſich der Pariſer wenig ab, und Geiſtererſcheinungen ſind hier gänzlich unbekannt. Unter dem eigentlichen Volke gibt es jedoch Leute, welche etwas auf ihre Träume halten und glauben, ihr Schickſal aus den Karten erfahren zu können. Seitdem die berüchtigte Demoiſelle Lenormant nicht mehr ihr Weſen treibt, iſt keine Kartenſchlägerin für die vornehme Welt mehr aufgetreten. Entweder hat alſo die vornehme Welt auf die Hoffnung verzichtet, ihre künftigen Schickſale aus den Karten zu erfahren, oder ſie begibt ſich heimlich zu einer Winkelſibylle. Madame Thomas ſcheint keine Kartenſchlägerin des beau monde zu ſeyn, denn ſie wohnt in der Straße Vieille Draperie, in der alten Cité, wohin ſich der beau monde ſelten begibt; Madame Thomas hat es alſo wahrſcheinlich nur mit dem Pöbel zu thun, welcher ſonſt in den Schenken Kartenſchläger findet, ſeitdem dieſe nicht mehr auf öffentlichen Pläzen ihr Handwerk treiben dürfen. — Die Fourierianer, welche bekanntlich auf die Saint-Simoniſten gefolgt ſind, fahren unterdeſſen in ihren Bemühungen fort, ihre Utopie eines glückſeligen Dorfes, wo man am Tage gemeinſchaftlich arbeiten und am Abende gemeinſchaftlich ſich beluſtigen ſoll, in's Werk zu ſezen. Ihre Zeitſchrift, La Phalange, ſoll nun häufiger erſcheinen als bisher, und ſie kündigen in einer der lezten Nummern derſelben an, daß ſie eine hinlängliche Summe zuſammengebracht haben, um einen Landſtrich zu kaufen und daſelbſt ein Phalanſtère anzulegen. Die Praxis iſt allerdings das beſte Mittel, die Leute von den Vorzügen einer Theorie zu überzeugen; und iſt einmal ein irdiſches Paradies in einem Fourierſchen Dorfe vorhanden, ſo wird man ſich ohne Zweifel in allen Gegenden bemühen, mit oder ohne „allerhöchſte Privilegien" dergleichen Paradieſe zu erbauen, oder ſich in die bereits beſtehenden zu begeben. Hat die Fourierſche Lehre auch nur die Folge, daß ſie bei der arbeitenden Klaſſe den Aſſociationsgeiſt weckt und zu gemeinnüzigen Unternehmen anregt, ſo leiſtet ſie ſchon damit der bürgerlichen Geſellſchaft einen wichtigen Dienſt. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. September 1840.

Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude
Als Menſch? —

Leſſing.

Brüſſeler Briefe.

(Fortſetzung.)

Hierauf wurden die Juden ſämmtlich auf die Folter geführt, worauf einer von ihnen den Segen der Taufe verlangte und die chriſtliche Religion annahm. Dieſer beſtätigte ſogleich die Ausſage der Catharina, er drang darauf, daß man alle Juden, die, merkwürdig genug, inmitten der größten Qualen ſtarben, ohne einzugeſtehen, ſogleich verbrennen möge; „denn," ſagte er, und die Chronik hat dieſe Worte aufbewahrt, „warum ertragen dieſe häßlichen Menſchen die Qualen der Tortur? Weil ſie wohl wiſſen, welch ungeheuern Verbrechens ſie ſich ſchuldig gemacht!" Dieſe Worte überzeugten den Herzog Wenzeslaw (Bruder des frommen Kaiſers Karl IV.), der damals Burgund regierte, und er befahl, daß man alle Juden durch die Hauptſtraßen der Stadt führen und mit glühenden Zangen zwicken, hierauf aber vor der Porte de Hall ſie an Pfoſten binden und bei lebendigem Leibe verbrennen ſolle. Dieſes geſchah denn auch, wie die Chronik ſagt, „zum großen Heile der chriſtlichen Kirche am zwei-und-zwanzigſten Mai des Jahres ein tauſend drei hundert und ſiebenzig nach der Geburt unſeres Herrn." Noch vor wenigen Jahren zeigte man dem Volke die Blutstropfen, die ununterbrochen aus der Hoſtie qnollen.

Aber ſo allmächtig und unaufhaltſam iſt der Schritt der Zeit, daß in der Mitte dieſes Volks, welches an dieſe Blutstropfen glaubt und Freudenfeſte zu ihrem Andenken feiert, daß in Mitte dieſes Volks, ſage ich, die Juden froh und glücklich im vollſten Genuſſe aller bürgerlichen und politiſchen Gleichheit leben, und was noch mehr als dieſes Alles iſt, der Gleichheit mit ungeſchmälertem Vertrauen genießen, nnd dieſes Vertrauens ſich auch würdig zeigen. Der Vorwurf, den man den Juden macht, daß der Handelsgeiſt bei ihnen vorherrſche, verſchwindet in Belgien, wo die ganze Nation ihn theilt, wo Alles Handel treibt, vom Miniſter bis zum Bauer, und wo ſelbſt Perſonen von der älteſten Ariſtokratie, wie Villain XIV. ꝛc., die Börſe beſuchen. Uebrigens gibt es in der belgiſchen Armee und unter den Gelehrten viele jüdiſche Namen, die mit eben ſo vieler Achtung genannt werden, als die Firma der großen jüdiſchen Handelshäuſer zu Antwerpen und Brüſſel. An der hieſigen Univerſität ſind mehrere Profeſſoren dieſes Glaubens, deren Namen auch in der deutſchen Gelehrtenwelt bekannt ſind und von welchen ich nur den gelehrten Juriſten Oulif zu citiren brauche. Man erzählte mir, daß unter den belgiſchen Offizieren, welche bei der franzöſiſchen

Digitized by Google

Armee in Algier Dienſte genommen haben, ſich zwei Juden befinden.

Hier iſt die Emancipation der Juden eine vollſtändige, denn keiner denkt an ihre Religion. Wenn hie und da Vorurtheile ſich breit machen, wie eben die grande kermesse, ſo muß man doch gerecht ſeyn und geſtehen, daß ſie mehr dem Namen als der Perſon gelten, mehr den Juden, als dem Juden; der Name iſt der Geſchichte verfallen, aber die Perſonen der Geſellſchaft. In Deutſchland iſt es umgekehrt; die Juden möchte man ſchon emancipiren, wenn man nur den Juden nicht neben ſich dulden müßte. — Indeſſen haben die hieſigen Juden, wie auch die Juden in Frankreich und Italien, einen Umſtand für ſich, der ihre ſociale Emancipation erleichtert: es iſt die weniger markirte Aeußerlichkeit. Nicht als ob der belgiſche, franzöſiſche italieniſche Jude anders ausſähe als der deutſche, aber der Deutſche ſieht anders aus als der Franzoſe, Italiener und Belgier. Mitten unter den deutſchen blauen Augen, blonden Haaren und hellen Geſichtsfarben trägt der Jude ſein Glaubensbekenntniß zur Schau in ſeinen ſchwarzen Locken, in ſeinen glühenden Augen; ſein dunkler Teint verräth ihn ſogleich als einen, den das heilige Waſſer der Taufe nicht gewaſchen hat, und was ſein Geſicht noch verſchweigt, das ſagt er durch Geſtikulation, durch die Bewegungen ſeiner Hände, wenn er ſpricht. Aber in Frankreich, Italien, Belgien, wo Alles ſchwarze Augen, und ſchwarzes Haar und dunkeln Teint hat, wo jeder beim Sprechen geſtikulirt, fällt dieſe Unterſcheidung von Außen ſo ziemlich weg, und der erſte Schritt zur ſocialen Emancipation iſt von ſelbſt geſchehen. Man kann dieſe Bemerkung ſchon in Wien machen, wo die bürgerlichen Rechte der Juden um kein Haar größer ſind als im übrigen Oeſterreich, während ihre ſociale Stellung eine viel angenehmere iſt. Und warum? Weil erſtens der Zuſammenfluß von Fremden, namentlich Italienern und Griechen, den Juden unter dieſen verſchwinden läßt; andernſeits hat der Wiener ſelbſt in Haaren, Blick und Teint etwas dem Juden Aehnliches, und mancher Wiener von gutem römiſchkatholiſchem Glauben wurde in Prag und andern Städten für einen Sohn Abrahams, Iſaks und Jakobs gehalten und erhielt einen Vorgeſchmack der chriſtlichen Liebe, mit welcher die Söhne des neuen Teſtaments die des alten behandeln.

Eine andere Stütze der ſocialen Emancipation der Juden in Belgien wie in Frankreich iſt das Geſetz der Civilehe. Dadurch, daß der Segen der Kirche oder der Synagoge nicht abſolut nothwendig iſt und der Streit über gemiſchte Ehen nie ſtattfinden kann, iſt die Hauptſcheidewand zwiſchen Jud und Chriſt niedergeriſſen, und ich kenne aus perſönlicher Bekanntſchaft Familien, wo Chriſt und Jüdin, und Jud und Chriſtin in glücklicher Ehe leben und ihre Kinder theils im Glauben der Kirche, theils im Glauben der Synagoge erziehen. Es iſt ſchon oft ausgeſprochen worden: die Geſtattung der Ehe zwiſchen Juden und Chriſten iſt das vollſtändigſte Mittel der Beſſerung der äußern wie der innern Verhältniſſe der Juden. Der Staat könnte dabei nur eine höhere Garantie für die geſtatteten Bürgerrechte gewinnen, und ſelbſt die Kirche gewänne mehr als ſie einbüßte; die Liebe würde ihr manchen Bekenner zuführen, den das Dogma allein ihr nicht erobern kann.

(Fortſetzung folgt.)

Friederike Brion,

Goethes Geliebte.

(Fortſetzung.)

Zuverläſſig hat Herr von Varnhagen durch Auffuchung und Herausgabe der Näckeſchen Schrift gegründeten Anſpruch auf den Dank jedes Verehrers des großen Dichters ſich erworben. Die vollkommenſte Aechtheit der Handſchrift wird nicht nur durch die Umſicht und den anerkannt ehrenwerthen Charakter des Herausgebers, ſondern auch durch ein zweites Exemplar des Aufſatzes von Näckes Handſchrift verbürgt, welches aus deſſen Nachlaſſe gekommen iſt. Mit wenigen Ausnahmen ſtimmt das in dieſem vorgefundene Manuſcript mit dem abgedruckten größtentheils buchſtäblich überein. Bloß gegen das Ende hin ſtößt man auf eine bedeutendere, doch ebenfalls nicht weſentliche Abweichung. Die S. 39 der Wallfahrt nach Seſenheim befindlichen Umriſſe der Wohnung des Paſtors ſind in der mir vorliegenden Handſchrift zwar auch wie dort, als beigefügt, im Texte angezogen, dabei aber nicht wirklich vorhanden.

Das Dorf Seſenheim, mit ſeiner halb katholiſchen, halb proteſtantiſchen Gemeinde iſt durch das innige Verhältniß eines ſo weit über alle ſeine Jugendgenoſſen hinausragenden Geiſtes mit einer dortigen Jungfrau ſo zu ſagen zu geſchichtlichem Ruhme gelangt. Jedem Fühlenden prägen ſich die aus Goethes Schilderung hervortretenden Hauptzüge der dortigen Perſonen, wie des ganzen ländlichen Rahmens der gemüthlichen Idylle tief und unvergeßlich ein. In den Meiſten ſteigt gewiß noch jezt der Wunſch auf, die dortigen landſchaftlichen und häuslichen Räume, worin das Duodrama ſich ſo reizend bewegte, ſelbſt zu ſchauen, um aus dem Jezt das Vormals herauszugrübeln und das Ganze mit dem längſtverſchwundenen, intereſſanten Perſonal aus dem Fonds des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft wieder zu

Digitized by Google

beleben. Aber auch vom Lokal und deſſen vormaliger Beſchaffenheit wird der darüber hingefloſſene Zeitſtrom nur wenig übrig gelaſſen haben. Vielleicht nichts als das geheimnißvolle Waldrauſchen, unter dem Goethe und Friederike glücklich waren, möchte am Ende noch ganz daſſelbe geblieben ſeyn.

In ſeiner köſtlichen Novelle: „Der Mondſüchtige," ſchildert Tiek den heutigen Zuſtand von Seſenheim. Ich verweiſe den Leſer darauf. Da mir aber aus der ſicherſten Quelle bekannt iſt, daß wir dieſe Beſchreibung einem perſönlichen Beſuche Tieks verdanken, ſo kann ich nicht umhin, hier die ihm damals gewiß aus der Seele gequollenen Klagelaute zu wiederholen:

„Wie es ſo wunderlich mit allem Menſchlichen geht, mit ſo Vielem, das uns lieb und werth iſt! Glauben Sie wohl, daß es mich gewiſſermaßen gereut, daß ich Seſenheim beſucht habe? Zwar nicht gereut, der Ausdruck paßt nicht. Aber eine unpoetiſche Wehmuth erfüllt mich, daß Alles dort ſo anders, ſo ganz anders war, als meine Phantaſie es mir, nach der unvergleichlichen Schilderung unſeres Dichters, vorgemalt hatte. Denn dieſe Schilderungen in ſeinem Buche von dieſem Theile ſeines Lebens, die Darſtellung dieſer Gegend und jener liebenswürdigen Familie, das ſüße Licht, das Alles magiſch umſpielt, dieſe liebenvollen Töne, die ſo ungeſucht ſich dem Erzähler bieten und die uns ſo heimathlich einführen, daß wir uns dort als lang eingewohnt befinden — alles dies hat ſich in der jetzigen Wirklichkeit nur zu wenig erfüllt." — „Die Wälder hier herum ſind ſehr gelichtet, ſo daß die Gegend gewiß dadurch ihr Charakteriſtiſches zum Theil verloren hat. Eine Bank hat der alte Prediger, der jezt jenes Haus bewohnt, Friederikens Ruh getauft, ſo wie es damals eine Stelle gab, die ſo genannt wurde. Aber der Himmel iſt drüben, in der Nähe des Schwarzwaldes glänzender, die Erde und die Bäume grüner, die Vegetation üppiger und Alles poetiſcher."

Wenn aber auch Näcke des großen Unterſchieds der Gegenſtände zu Friederikens Zeit und zu der Zeit ſeiner Wallfahrt in Seſenheim und der Umgegend gedenkt, und in dieſer Beziehung in Druſenheim, bei Gelegenheit der dortigen neuen Häuſer, bemerkt, er hätte lieber Alles, ſtatt ganz neu, fünfzig, ſechzig Jahre alt geſehen, ſo ſpiegelt ſich doch nach der natürlichen Verſchiedenheit der Gemüther, Stimmungen und Umſtände das Meiſte in ihm ganz anders als in Tiek ab. Während Tiek mißmuthig geworden über die Täuſchung ſeiner Erwartungen, äußert Näcke, obſchon es deſſen Erwartungen im Ganzen nicht beſſer ergangen, er habe in Seſenheim einen glücklichen Tag erlebt. Ja, obſchon, wie gedacht, des Pfarrers Mittheilungen auf das durch Goethes Liebe verklärte Bildniß Friederikens einen betrübenden Schatten geworfen, läßt er ſich nachher noch über ſeine Stimmung alſo aus: „Ich kann nicht ſagen, daß an jenem Tage in Seſenheim die Erinnerung an den tragiſchen Ausgang von Friederikens Geſchichte — ſie ſollte nämlich außerdem, nebſt ihren Schweſtern, nach des Vaters Tode in eine traurige Lage gekommen ſeyn — meine Entzückungen irgend geſtört habe." Ferner gibt er zu vernehmen, daß ſchon der Tag in Seſenheim ein ganz unerwartetes und über alle Hoffnung großes Glück geweſen, zu welchem noch einen Zuſatz zu wünſchen, thöricht, ja frevelhaft ſey. — Tiek verſinkt darüber, daß alle die hinreißenden Spuren eines längſt zerronnenen Liebesglückes, womit Goethes Bericht der ganzen Gegend einen durch die eigene Dichterphantaſie vielleicht noch erhöhten Schimmer des Paradieſes verliehen, in der jetzigen Wirklichkeit nicht wieder zu finden ſind, in die rührendſte Melancholie; Näcken dagegen gelingt es, nicht nur die ſehr unvortheilhaften Lokalveränderungen, ſondern ſogar die troſtloſen Veränderungen mit Friederiken ganz vergeſſend, ſeinen Geiſt vollſtändig in das ſelige Leben Goethes und Friederikens zurückzuverſetzen. — Die meiſten Leſer, die unter andern auch ſicher von Näckes Conjekturen über den hiſtoriſchen Zuſammenhang des Verhältniſſes zwiſchen Goethen und Friederiken und die Entſtehung der in dieſe Periode fallenden, bekannten lyriſchen Ergüſſe des herrlichen Dichters ſich unſtreitig recht angezogen fühlten, werden es gewiß ſehr bedauern, wenn es ihnen, verſtimmt durch die Schatten, die ſeitdem auf Friederikens Weſen gefallen, nicht gelingen will, Näckes freudige Laune zu theilen. — Um ſo größer iſt aber auch meine Freude darüber, daß ich im Stande zu ſeyn glaube, ihnen das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Eine im literariſchen Unterhaltungsblatt enthaltene Kritik der „Wallfahrt nach Seſenheim" (deren ehrenwerther Verfaſſer mir ganz unbekannt iſt) gibt bereits einen Fingerzeig darauf, daß in des Profeſſor Näckes Nachlaß ſpätere Notizen vorgefunden worden, welche die vom Pfarrer Schweppenhäuſer herrührenden, gegen die Sittlichkeit der trefflichen Friederike gerichteten, gänzlich entkräfteten, und daß das Unrecht dieſer Notizen nicht auf Näcke, „dem edlen Manne, laſte, der überall dem Schönen und Wahren gehuldigt," ſo wie auch darauf, daß die Sache bald zur Veröffentlichung kommen werde. Und lezteres eben iſt der Hauptzweck dieſes Aufſatzes. Ich gebe im Folgenden aus Näckes Nachlaß Nachrichten, welche Varnhagen unbekannt geblieben waren, und wodurch theils den wider Friederikens Sittlichkeit erhobenen Beſchuldigungen widerſprochen, theils über die Verhältniſſe der Familie Brion Manches beigebracht wird.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lüttich, Auguſt.

Charakter und Geſchichte der Stadt.

Man denke ſich einen Reiter, der an einem ſchönen Morgen auf leichtem Roſſe die Fluren durchſtreift und die balſamgetränkte Luft in vollen tiefen Zügen einhaucht, und ſeine Augen ſchwelgen läßt in dem Grün der Wälder und Wieſen, durch die ihn der flüchtige Huf ſeines Thieres trägt. Plötzlich ſtürzt das Roß, ein Hufeiſen hat ſich losgemacht, und der Reiter iſt gezwungen, abzuſteigen und in die dunkeln Räume einer Schmiede zu treten, wo die rothe Eſſe das Sonnenlicht vertritt und ſchwarzer Rauch den Morgenduft; ſtatt fröhlicher Lerchen hört er das ſchwere Keuchen des Blaſebalgs, ſtatt Blumen, Bäumen und Gräſern umgeben ihn Hämmer, Zangen und Nägel, ſtatt heiterer Landleute finſtere Cyclopen. Ungefähr ein ähnliches Gefühl bemächtigt ſich des Reiſenden, der, von den Ufern des Rheins herkommend, durch die engen Thore und Verſchanzungen der Stadt Lüttich einfährt. Seine Phantaſie, noch aufgeregt von den tauſend lachenden und erhabenen Bildern, die er geſehen, erlahmt plötzlich beim Anblick dieſer langen, finſtern Straßen, wo die raucherfüllte Atmoſphäre nur die Farbe des ſchwarzen, kothigen Bodens abzuſpiegeln ſcheint. Statt der rebenbewachſenen Hügel, ſtatt der mährchenhaften Burgen auf faſt unzugänglichen Bergesſpitzen, ſtatt der bunten Winzer und Schiffer ſchwarze, unförmliche Häuſer und Läden, ſchwere Wagenzüge mit Steinkohlen und Eiſen, ſchwarze Wallonenaugen mit halb kühnem, halb berechnenden Ausdruck. Alles erſcheint in Lüttich ſchwarz, Menſchen und Häuſer, Luft und Erde, das Waſſer ſelbſt, die breite Maaß rollt dumpf und ſchwarz unter den Bogen der Brücke hin, die ſo oft, in wildem Aufruhr von Blut getränkt, ihre Zuflüſſe ſendete, von denen die Wellen ſich dunkler färbten. Mit Recht kann man Lüttich eine Schmiede nennen. Die Waffen, die hier erzeugt werden, ſind weltberühmt, Coquerills Hämmer und Feuereſſen arbeiten unaufhörlich, und als hätte die Natur ſelbſt der Stadt ihre Beſchäftigung angewieſen, ziehen ſich die ungeheuern Steinkohlenlager bis tief unter dem Fluſſe hin. Es liegt ein guter Theil Poeſie in den Räumen einer Schmiede, aus der die Werkzeuge des Friedens wie des Kriegs hervorgehen, die welterobernden Brüder Schwert und Pflug; aber man muß dieſe Poeſie nur nicht an einem Auguſtmorgen aufzufinden genöthigt ſeyn. Die Stadt Lüttich hat großartige Seiten — wer wird es leugnen? Jeder Reiſende, der, von der franzöſiſchen Seite kommend, ihr Gebiet betritt, wird ihre anmuthige Lage, ihre fruchtreichen Umgebungen, ihren Gewerbfleiß, ihre großartige Induſtrie preiſen, bewundern ſogar; aber man muß nicht fordern, daß derjenige, der von der Rheinſtraße aus dahinkommt, deſſen Herz und Sinn noch Rheinweintrunken ſind, berauſcht von den Eindrücken der Natur und der Geſchichte, Sinn für Hämmer und Keſſel, für Nadelfabriken und Gemüſereichthümer haben ſoll. Die Stadt Lüttich verſieht mit ihrem Gemüſe zehn Meilen in der Runde; bis nach Aachen ſendet ſie ihre gelben und rothen Rüben, und ihre Gurken werden auf deutſchem Boden, in der Stadt, wo Carl der Große begraben liegt, verehrt und verzehrt. — Es iſt eine ſchöne Sache um Steckrüben und Aepfelmoſt, aber auf Rheinwein wollen ſie nicht munden. Rothe Rüben! gelbe Rüben! Steckrüben! Gurken! holde Penaten, freundliche Hausgötter, wir lieben euch, wir verehren euch, aber Zeus iſt größer als ihr. Die Natur iſt mehr als ein Gemüſegarten, und die Geſchichte erhabener als die Induſtrie. Lüttich hat auch ſeine Geſchichte, eine heiße, kampfreiche Geſchichte; ſeine ſchwarzen Pflaſterſteine waren oft roth gefärbt von dem Blut gefallener Streiter, aber dieſe Geſchichte hat wenig Großartiges, dieſe Kämpfe ſind meiſt ſo monoton wie die Kämpfe einer Bauernſchenke; die Lütticher kämpften nicht, wie die deutſchen Reichsſtädte, um ihre Freiheit, ſie kämpften um Freiheiten. Die Aufſtände der Stadt Lüttich haben mehr einen philiſterióſen als ritterlichen Charakter; ſie kämpften nicht um die Idee, ſondern um Geld, um einige Gulden mehr oder weniger Abgaben, die ſie ihren Biſchöfen, mit denen ſie ſonſt zufrieden waren, zahlen ſollten. Die Wallonen ſind ein tapferes, induſtrielles Volk, ihre Tapferkeit ſelbſt iſt Induſtrie, und ſie verkauften ſie an Burgund, an Oeſterreich, an Frankreich, an Jedermann, der ſie bezahlte. Sie ſind aufrühreriſch, eben ſo ſehr aus Gewinn- als aus Freiheitsluſt, und als 1830 die Revolution losbrach, plünderten ſie ſogar den Mann, dem Lüttich den größten Theil ſeiner heutigen Bedeutung verdankt, die Fabriken Coquerills. — Walter Scott hat der Stadt Lüttich ein gutes Denkmal geſezt; die Scenen in Quentin Durward können ſich an Wahrheit der Charakteriſtik mit Shakespeares hiſtoriſchen Dramen meſſen; auch das ſtimmt zuſammen, daß beide große Dichter die hiſtoriſche Wahrheit oft außer Acht ließen. Scott läßt ſogar Lüttich von F l a m ä n d e r n bevölkert ſeyn und f l ä m i ſ ch ſprechen, eine Verwechslung, welche man ihm hier weniger verzeiht, als daß er die Stadt lächerlich gemacht hat. Die Lütticher thun ſich nicht wenig zu gut auf ihre walloniſche Nationalität und auf ihren ſchlechten franzöſiſchen Jargon. Die Hoffnung auf Frankreich, die Scott ſo meiſterlich ſchildert, hat ſich in den vierthalbhundert Jahren, die zwiſchen Ludwig XI. und Louis Philipp liegen, wahrlich nicht vermindert; hier war es, wo die Jacobiner den meiſten Enthuſiasmus fanden, hier war es, wo die Stimmen für Frankreich ſich in den Jahren 1830—31 am lauteſten erhoben. Und wieder iſt es die Induſtrie, die auch hierin die Räder der Intereſſen treibt. „Gebt uns, was wir brauchen, und wir geben euch, was ihr bedürft," ſagten die Lütticher zu den Franzoſen. „Ihr habt Wein und Geld, wir haben Kohlen und Coquerill!" Was ſoll die Stadt und das Gebiet von Lüttich für den Gedanken eines unabhängigen Belgiens begeiſtern? Bis zum Jahre 1794 gehörte es zu Deutſchland, bis 1814 gehörte es zu Frankreich. Sollen die fünfzehn Jahre, die es mit den andern belgiſchen Provinzen gemeinſchaftlich unter holländiſchem Scepter ſtand, einen ſo großen Enthuſiasmus für den Namen Belgien erzeugt haben, daß es lieber die Provinz eines für ſeine Natur- und Induſtrieerzeugniſſe viel zu engen Staates, als eine Provinz des weiten Frankreichs bleiben wollte? An einem ſchönen Morgen, da wird der belgiſche Löwe verſchwunden ſeyn aus dem Stadthaus von Lüttich, und auf dem Pont des Arches werden wieder Bajonette blitzen, aber die brabantiſche Fahne wird nicht unter ihnen wehen; an jenem Tage wird die Aufruhrglocke von Lüttich zum lezten Male geläutet haben, und die franzöſiſchen Nordprovinzen werden eine Schweſter mehr zählen. Und Deutſchland? — —

Auflöſung des R ä t h ſ e l s in Nr. 211:

D e r v e r ſ t o h l e n e B l i c k.

Verlag der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. September 1840.

— No, 'tis slander,
Whose edge is sharper, than the sword; whose breath
Rides on the posting winds, and doth belie
All corners of the world.

Shakespeare.
Cymbeline.

Friederike Brion,

Goethes Geliebte.

(Fortſetzung.)

Wie ſchon erwähnt wurde, ſchloß der von Herrn von Varnhagen herausgegebene Näckeſche Aufſatz damit, daß er bei dem Pfarrer Schweppenhäuſer ſchriftlich angefragt habe, woher ihm die ſpäteren, Friederikens Rufe nachtheiligen Umſtände aus des Mädchens Leben bekannt geworden. — Hierauf brachte Näcke'n nun, beſage einer, mit deſſen Hand geſchriebenen Notiz, im September 1835 ein vormaliger Zuhörer ſeiner Vorleſungen, Herr Kr*, von Seſenheim zurückkehrend, Grüße und Entſchuldigungen wegen der Nichtbeantwortung des an ihn erlaſſenen Briefes von dem alten Pfarrer, zugleich aber andere Nachrichten über Friederiken, die von den aus Schweppenhäuſers Munde vernommenen ganz abwichen. — Obſchon Kr* — dem Näcke das Zeugniß eines nicht nur für dieſe Sache höchſt eifrigen, ſondern auch im Allgemeinen zur Unterſcheidung von Wahr und Falſch wohlbefähigten jungen Mannes erhielt — daſſelbe vom Pfarrer und dem dieſem ſubſtituirten Sohn mit dem Beiſatze gehört, daß *Jedermann* die mitgetheilten, Friederikens Ruf nachtheiligen Umſtände wiſſe, ſo haben doch alle andern, darum von ihm Befragten *nichts* davon gewußt. Vielmehr ſagten die beiden noch lebenden Hauptzeugen, der Schulze und der alte Ochſenwirth in Seſenheim, nichts als Liebes und Gutes von Friederiken und den Brions überhaupt. Der Schulze habe gemeint, wenn etwas an der Sache wahr ſeyn ſollte, ſo wäre das ſicher bekannt worden, zumal es eine Pfarrerstochter betreffe. Ueberhaupt ſey Friederike gar nicht mannſüchtig geweſen und habe jederzeit für ein „reputirliches" Frauenzimmer gegolten. Der alte Ochſenwirth habe feierlich betheuert, daß Alles auf *Verläumdung* beruhe, und vermuthet, daß ſie von dem Pfarrer Schweppenhäuſer herrühre, den er, ohne ihn gerade ſchlecht zu nennen, doch als wenig glaubwürdig geſchildert.

In Niederbrunn fand Kr* eine Schweſter Friederikens, Sophie Brion, vom Alter niedergebeugt, aber munter und verſtändig, in kleiner, ſchmaler, doch ſauber gehaltener Stube. Sie war die vierte Tochter des Pfarrers Brion, die älteſte, früh, aber verheirathet geſtorben, die zweite Salome (bei Goethe Olivia), die dritte Friederike. „Wahrheit und Dichtung" hatte Sophie geleſen und ſich geärgert, daß nicht eben *Alles* darin wahr ſey. Doch dünkte Herrn Kr*, was ſie der Art angab, nur außerweſentlich. Von der „Friederikensruh," d. h. von dieſem Namen, hatte Sophie nichts gewußt. „Nachtigallwäldel" habe man den Ort geheißen, weil die

Digitized by Google

Nachtigallen, wie die Bauern geſagt, ſo viel darin plärrten, daß man Nachts kaum ſchlafen könne. Sie ſprach beſonders von vier dort geweſenen ſchönen Buchen, ſo ſtehend, daß man darunter beim Regen nicht naß geworden. Eines Tags haben ſie eine vom Schreiner beſorgte Tafel mit den Namen vieler Freunde dort aufgehangen. Zu unterſt habe Goethe ſeinen Namen unter folgende Verſe geſchrieben:

„Dem Himmel wachſ' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz;
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verſchont das heil'ge Holz.
Und ſoll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht;
Es mag der Dichter ſterben,
Der dieſen Reim gemacht."

Sophie erzählte ferner: Sie ſey damals ſieben Jahr alt geweſen, Friederike fünfzehn oder ſechzehn. Goethe habe immer bläßlich ausgeſehen, aber lebhafte Augen habe er gehabt. Nach ſeinem Weggange ſeyen immer noch Briefe und Werke von ihm angekommen. Dann habe er einmal geſchrieben: Er müſſe dem Herzog gehorchen und einem Fräulein, das er auch genannt, ſeine Hand geben; aber ſein Herz werde ſie, Friederike, immer behalten. Wie er darauf das lezte Mal ſie beſucht, haben ihn die Eltern mit möglichſter Unbefangenheit aufgenommen. Noch vor acht Jahren habe er ſie, Sophien, grüßen laſſen durch einen Geſellen, den er in Weimar bei einem Schloſſer getroffen. Sie hatte noch erlauternd hinzugefügt: „Denn er kannte und konnte viele Handwerker, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Seſenheim Körbe flechten gelernt."

Familiennachrichten von den Brions hatte Herr Kr* viele und genau notirt, theils aus dem Munde der alten Leute in Seſenheim, theils, und beſonders nach den Mittheilungen Sophiens. Friederike hat nachmals mehrere Heirathsanträge gehabt, ſolche aber unter der Aeußerung zurückgewieſen: „Wer einmal von Goethen geliebt worden iſt, kann keinen andern lieben."

Richtig iſt es, daß nach der Eltern Tode Friederike und eine ihrer Schweſtern (ob Salome oder Sophie, das war Nacken entfallen) im Steinthal eine Zeitlang Handel getrieben mit Steingut, vielleicht auch mit Kinderunterricht ſich beſchäftigt haben. — Nachdem ſie den Handel aufgegeben, wurden beide von einer Frau von Dietrich aufgenommen, die ihnen unentgeldlich einige Zimmer einräumte, ſie oft zur Tafel zog und anſtändig behandelte. Ueberhaupt war durch die alten Leute, namentlich den Schulzen zu Seſenheim, ebenfalls im Widerſpruch mit Schweppenhäuſers Notiz, in Erfahrung gebracht worden, daß dieſe zwei Schweſtern „nimmer ſchlechte Zeiten gehabt." Herr von Dietrich (der bei Goethe in Beſchreibung ſeiner Reiſe von Straßburg aus vorkommt) iſt nachher nach Beſançon geführt und dann zu Paris guillotinirt worden, worüber ſeine Gemahlin in Wahnſinn gerathen. Als Salome ſtarb, ließ ſie ſich auf dem Sterbebette von Friederiken verſprechen, daß ſie ihr einziges Kind (eine Tochter aus der Ehe mit einem Pfarrer) erziehen wolle. Dies hatte damals Sophien leid gethan, weil ſie mit Friederiken fortan zuſammen zu leben gehofft hatte. — Friederike erlebte es noch, daß ſich ihr Pflegling verheirathete. Nach der Hochzeit, als die Gäſte ſchieden, ſagte ſie zu Sophien, die auch bei dem Feſte geweſen war: „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend iſt da. Bitte, liebe Schweſter, bleibe bei mir. Die jungen Leute leben für ſich: ich fühle mich ſo allein." Sophie blieb. Sechs Wochen nach der Hochzeit trug man Friederikens Sarg aus dem Hauſe. „Sie war abgelebt, ohne zu altern."

Alles ſtimmt darin überein, daß Friederike von ganz ausgezeichnet ſchönem Wuchſe geweſen. Eigentliche Schönheit ſoll ihrem niedlichen Geſichte abgegangen ſeyn. Ihre Haare waren dunkelblond und ihre Augen blau. Die alten Leute in Seſenheim, namentlich der Schulze, meinten, daß man wohl geſehen, wie ſie ſich durch Gaben und Art vor den andern Schweſtern ausgezeichnet, und rühmte beſonders ihre große Dienſtfertigkeit.

Die ganze Familie Brion hat in Seſenheim ein großes Anſehen genoſſen. Sophie erzählte, wie ſie einmal wieder dahin gekommen, ſeyen die Leute vom Felde mit ihrem Geräth zuſammengelaufen, um ſie zu ſehen. Sie fügte hinzu: „Sie könnten denken, ich flattire mir: aber ſo iſt es, und es hat mich ſehr gerührt." Dann ſey das Pfarrhaus ganz voller Menſchen geworden, ſo daß Schweppenhäuſer geſagt: er hoffe, daß es den Seinigen einmal auch ſo gehen werde.

Als Goethe ſeinen wahrſcheinlich lezten Beſuch in Seſenheim machte, kam er auf einem Leiterwagen von Druſenheim und ſagte, daß er einen Freund in lezterem Orte gelaſſen. Auf die Aeußerung des Vaters Brion, warum er ihn denn nicht mitgebracht, kam heraus, daß es der Herzog geweſen. „Ja freilich," erwiderte Brion, „für einen Herzog iſt mein Haus nicht." Goethe antwortete hierauf lachend: „O das (daß es der Herzog ſey) hätte ich nicht geſagt."

Sophie hatte wohl dreißig Briefe Goethes an Friederiken gehabt, ſie aber verbrannt. „Dieſe Briefe ärgerten ſie." Ein Neffe, bemerkte ſie, hat noch dergleichen, ſo wie das Manuſcript der Mitſchuldigen. Anderes und eine Ueberſetzung des ganzen Oſſian von Goethes Hand war ihr böslich entkommen; ein Pfarrer, Namens Spohr, dem ſie es, wie ſie dergleichen Andern gern zum Abſchreiben lieh, gegeben, hatte ihr es unter nichtigen Vorwänden zurückbehalten. Er ſey ſpäter dem Vernehmen

Digitized by Google

nach im Elend geſtorben. — Noch hatte ſie ein Bändchen Gedichte, theils von Friederikens Hand geſchrieben, theils von des Dichters bald ſehr zierlicher, bald nachläſſiger Handſchrift.

(Fortſetzung folgt.)

Brüſſeler Briefe.

(Fortſetzung.)

Die faktiſche Religionsfreiheit, die in Belgien troß des katholiſchen Uebergewichts ſtattfindet, ſpricht ſich am ſchönſten bei der Taufe der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen in Laeken aus. Die Kinder des Königs Leopold werden bekanntlich im katholiſchen Glauben erzogen und die Taufe wird von dem Kardinal-Erzbiſchof von Mecheln ſelbſt vorgenommen. Dem Herkommen gemäß erfolgt die Taufe in Gegenwart des Bürgermeiſters der Stadt, der als Zeuge den Taufſchein unterzeichnet und das neugetaufte Kind in das Regiſter einſchreibt. Nun iſt aber der Bürgermeiſter von Laeken zufällig ein Jude, und der Taufſchein des Kronprinzen von Belgien iſt ſomit von einem König, von einem Prieſter und von einem Maire unterſchrieben, wovon der erſte ein Proteſtant, der zweite ein Kardinal und der lezte ein Jude iſt.

Ein Seitenſtück zu der oben erwähnten Judenſcene bietet ein Auftritt aus der Zeit der Bilderſtürmerei, welche die Chronik der Sct. Gudulakirche ſorgfältig aufbewahrt hat, und welche auch andere Chroniſten beſtätigen. Die Sct. Gudulakirche iſt eines der herrlichſten Werke gothiſcher Baukunſt; Fürſten und Künſtler haben ſich bemüht, mit den reichſten Gaben ſie zu ſchmücken. Natürlich, daß die Wuth und Beuteluſt jener fanatiſchen Horden, die im Jahre 1566 binnen fünf Tagen über 400 Kirchen in Brabant und Flandern verwüſteten, ſich raſch auf einen Tempel ſtürzte, wo die goldenen und ſilbernen Gefäße ihrer Habſucht, die Meiſterwerke der bildenden Kunſt ihrem Fanatismus ſo reiche Sättigung boten. Die Juden hatten mit einer Hoſtie ſich begnügt, aber Chriſten zerbrachen im Namen Luthers und Calvins Altäre, Kreuze, Taufbecken und Orgeln, zerriſſen die Bilder und Kirchengewänder, verunreinigten die geweihten Gefäße, ſtahlen die heiligen Lampen und ſchmierten mit dem heiligen Oehle ihre Schuhe. Dieſelben Sacrilegien, die Schiller von der Cathedrale zu Antwerpen erzählt, wurden auch in der Hauptkirche zu Brüſſel verübt. Man ſtellte ſich vor das Bild des Gekreuzigten und verhöhnte es. „Wenn du ein Gott und ein Wunderthäter biſt,“ rief man ihm zu, „wohlan, rette dich von der Zerſtörung, wiederhole den Ruf: es leben die Geuſen! und es ſoll dir kein Leid widerfahren.“ — Und wie nun das Bild in ſtiller Ruhe auf die Frechen herabſah, zerſchmetterten ſie es lachend, um ſich zur Statue eines Heiligen zu wenden und ihr das gleiche Schickſal zu bereiten. Unter dieſen Geuſen — erzählt nun der Chroniſt — war ein Genter, der eine große Liebe für ſeinen Schutzpatron, den heiligen Michael, hatte. Der heilige Michael genießt überhaupt in Belgien einer beſondern Verehrung, und auf der Thurmſpitze des Hotel de Ville in Brüſſel hat Carl der Kühne die Statue des Erzengels Michael aus vergoldetem Erz in einer Größe von ſiebzehn Fuß aufſtellen laſſen, und noch bis auf dieſen Tag glänzt ſie in der Morgen- und Abendſonne Meilenweit. Unſer Genter half wacker ſeinen Genoſſen das Bild des Erlöſers und alle andern zerſtören, aber den heiligen Michael hatte er aus der Liſte geſtrichen. Ueber einem der Altäre bemerkte er ein Gemälde, welches den Erzengel, ſeinen Schutzpatron, vorſtellte, und er beſchloß dieſen zu retten. Allein wie? Seine wüthenden Gefährten konnte er nicht zu beſchwichtigen hoffen, und bald ſollte an den heiligen Michael die Reihe kommen. Da kommt dem Genter der Gedanke, ſich hinter das Bild zu verſtecken, und wenn die Stürmer es auffordern würden, in den Ruf: Es leben die Geuſen! einzuſtimmen, anſtatt ſeiner zu antworten; ein Mirakel, von welchem er ſich die Rettung des Heiligen verſprach. Er ſäumte auch keinen Augenblick und ſchlüpfte, ohne geſehen zu werden, zwiſchen die Leinwand und die Mauer, während ſeine Brüder in einer andern Gegend der Kirche mit Plündern beſchäftigt waren. Aber unglücklicherweiſe war der arme Genter ſeit zwei Tagen ſchon betrunken; kaum hatte er in ſeinem Schlupfwinkel hinter dem Heiligen es ſich ein wenig bequem gemacht, als er einſchlief, und obgleich ſein Bauch die Leinwand etwas anſchwellte, ſo fiel es doch Niemand auf. Indeß kamen die Plünderer, gleichfalls betrunken, aber doch noch ziemlich auf den Beinen. Einer von ihnen befahl ſogleich dem Heiligen, den Ruf: Es leben die Geuſen! ertönen zu laſſen. Dreimal ward die Aufforderung wiederholt, aber nichts ließ ſich hören. Alsbald durchſtach er den Heiligen mit einer Hellebarde, die den Bauch des Erzengels mit dem des Genters zugleich ſpießte. Das Blut rieſelte hervor, und die Frevler, eingedenk des Mirakels, welches ſich einſt an der Hoſtie in dieſer Kirche in Gegenwart der Juden zugetragen, ſtürzten vor Entſetzen auf ihre Knie, in gewiſſer Erwartung, daß jezt das jüngſte Gericht über ſie hereinbrechen werde. Allein die Leinwand des Gemäldes, bereits alt und morſch, hatte durch den gewaltſamen Stoß ihren lezten Halt verloren, ſie ſtürzte herab und ließ plötzlich die Jammergeſtalt des Genters erblicken, der alsbald ihr nachſtürzte und auf das Pflaſter entſeelt niederfiel. Mit

Digitized by Google

wildem Gelächter ſprangen jezt die Plünderer auf und umtanzten mit ſchrecklichen Gebärden die Leiche ihres Gefährten; von Neuem begannen ſie ihr frevleriſches Werk, bis die Schaffote Albas die Rache über ſie brachten.

Gegenliebe.

Nur wer liebt, wird geliebt; dem öffnet des zärtlichen Buſens
Inniger Reichthum ſich, wer ihm mit Liebe ſich naht.
Nur wer innig und treu mit frommem, ſehnendem Auge,
Mit anſchmiegender Bruſt, wie mit begeiſterter Glut,
Hohe Natur, dich umfaßt und deine Werke betrachtet,
Dem enthülleſt du gern deinen unendlichen Reiz:
Herrlich im Kleinen, im Großen noch ſchön, anmuthig, erhaben,
Selber im furchtbaren Ernſt ihm noch, dem Liebenden hold.
Er nur vernimmt dein Liſpeln und deutet deine Symbole;
Was du dem Klügling verhüllſt, faßt er mit kindlichem Sinn;
Er nur gibt dein Bild, dein wahres, in ruhiger Seele
Reinem Spiegel zurück, harmlos, ſich ſelbſt unbewußt.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Auguſt.

Centraliſation und Partikularismus.

Ein centraliſirtes Volk lebt im Grunde nur in ſeiner Hauptſtadt ein höheres Leben. Dort wird für das ganze Land in allen geiſtigen und vielen materiellen Beziehungen das Nothwendige, das Nützliche, das Angenehme und das Ueberflüſſige, ſey es als Vorbild, ſey es als wirkliche Waare, zubereitet. Das große Getriebe des Verkehrs, der den Menſchen glatt reibt, der Pomp der Waffen, der Prunk der Architektur, die großen Tempel aller Muſen, der Wiſſenſchaft heiliges Feuer, der Literatur bunter Schimmer, die Orthodoxie der Manieren, das anſpruchsvolle Spiel des Luxus und der Mode — Alles findet ſich nur im großen Herzen des Landes. Die Metropolis iſt im vielkammerigen Nationalgebäude der Salon, wo die große Familie Alles vereinigt, um in ihrem Vermögen, in ihrer Bildung, in ihrem Geſchmack ſich ſelbſt zu beſpiegeln und von dieſem Allen den Fremden die beſte Meinung beizubringen. Wir Deutſchen haben kein ſolches nationales Prunkgemach, wo man unter auserleſenen Gemälden und Sculpturen in der Vollkommenheit ſich ziert und converſirt, muſicirt, ißt und trinkt. Bei uns iſt das Große und Schöne vom Keller zum Speicher in allen Winkeln zerſtreut: nirgends Alles beiſammen, aber an vielen Flecken Vieles; hier multa, dort multum; am einen Ort im ſtockenden äußern Leben einzelne weithin ſtill wirkende Geiſtespunkte, am andern vieles, das ſich breit und laut macht, aber das Beſte und Höchſte abhanden. Wo der Menſchenverkehr ſich am großartigſten und ungezwungenſten geſtaltet und der Lebensgenuß am munterſten und höchſten ſprudelt, da ſtockt in dieſer und jener Richtung der Gedanke und der Genius flattert mit naſſen Schwingen. Wo auf einem ausgedehnten Markte in Gewerbfleiß und Handel im größten Maßſtab geſäet und geerndet wird, da iſt für die Wiſſenſchaft nur ein kümmerlicher Acker beſtellt. Wo die bunten Blüthen bildender Kunſt zugleich die Kraft des Volks, des Jahrhunderts und des Einzelwillens beurkunden, da wiſſen die redenden Muſen nicht viel zu ſagen. Wo um einen kleinen Kirchthum die Langeweile des öden bürgerlichen Treibens bleiern auf einem kleinen Gemeinweſen liegt, da geht die Ehre deutſcher Nation, der berühmte Poet, einſam am bebüſchten Bache ſpazieren. Kein einziger Ort hat die Repräſentanten des Höchſten und Beſten, was die Nation an Menſchen und Dingen beſizt, auch nur zur Hälfte aufzuweiſen; es gibt für Handel und Verkehr, für Opulenz und Lebensart, für Wiſſenſchaft und bildende Kunſt, für Gaſtronomie und Comfort ungefähr gleich viel Mittelpunkte, und eine ideale académie des quarante hauſt in faſt eben ſo vielen Bundesſtaaten.

Es gibt nur eine einzige öffentliche Aeußerung geiſtigen Lebens, die bei uns an einem Dutzend und mehr Orten ſo ziemlich dieſelbe iſt, nur Ein Inſtitut, wo die Deutſchen aller Provinzen ſich unmittelbar ſinnlich als Brüder fühlen, und das iſt die Bühne. In jeder Stadt, welche ſo glücklich iſt, ein Theater zu beſitzen, wird anders als in der andern gebaut und gemalt, fabricirt und geſchrieben, gegeſſen und getrunken; aber der Pariſer Taugenichts geht aller Orten ungefähr in derſelben Weiſe über die Bretter. Es ſieht aus wie ein Hohn des Schickſals, daß der Deutſche gerade bei den Aeußerungen derjenigen Kunſt, zu der er am wenigſten Geſchick hat, ſich überall im großen Vaterlande am allermeiſten zu Hauſe fühlt; es kommt aber nur daher, daß an der deutſchen Bühne, nicht bloß an ihrem Repertoire, das Allerwenigſte deutſch iſt.

Wir brauchen hier nicht auseinanderzuſetzen, was unſere Stadt in die Wagſchale zu legen hat, wenn es ſich davon handelt, Deutſchlands jeweiligen Beſitz an materiellen und geiſtigen Gütern zu wägen. Es iſt faſt ganz geiſtiger, und zwar literariſcher Natur. Wir wiſſen uns mit dieſem Theil, ſo wenig ſcheinbar er für den Fremden, ja für die meiſten Einheimiſchen iſt, zu begnügen. Im Glanz des commerziellen, in der Regſamkeit und Leichtigkeit des geſelligen Lebens, in der Entfaltung der ſchönen Künſte, ſey es als öffentlicher Schmuck, ſey es als verwahrtes Beſitzthum des Staats und der Privaten, ſtand bisher Stuttgart unter den größern Städten Deutſchlands auf einer ſehr beſcheidenen Stufe.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. September 1840.

Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.
Hölderlin.

Ottfried Müllers Tod.

Wo einſt ob Völkerfeſten
Der Aether hat geblaut,
Vor heil'gen Tempelreſten
Von Marmor, längſt ergraut,
Um die der ungeſtörte
Epheu ſich leis jezt ſchlingt,
Daran die ſonngenährte
Lazerte fröhlich ſpringt:

Dort kniet, einſam und ſchweigend,
Mit ernſtem Angeſicht,
Ein Mann, ſich dreh'nd und neigend;
Sein Mund nur lautlos ſpricht;
Es iſt, als könnt' er leſen
Im Stein, neu aufgefriſcht,
Die Dinge, die geweſen,
Die faſt die Zeit verwiſcht.

Er trägt die Tracht der Fremde.
Fern ſchaut, in Schattens Ruh,
Der Hirt im griech'ſchen Hemde,
Erſtaunt dem Manne zu,
Der in des Mittags Hitze
Sich um die Quadern quält,
Deß Antlitz oft, wie Blitze,
Ein Lächeln hell beſeelt.

Des heißen Sonnenbrandes
Der Forſcher wenig denkt,
Der ſich in Griechenlandes
Entrückte Welt verſenkt;
Der nährt die blaſſe Flamme,
Worin die Vorzeit ſchwebt,
Der mit der „Dorier“ Stamme
Im Geiſte hat gelebt.

Was er aus dunkeln Lettern
Früh mit des Fleißes Haſt,
Aus Erzen, Marmorn, Blättern
Sorgſam in Eins gefaßt:
Das ſteigt ihm jezt aus Namen
Zu heller Sichtbarkeit,
In ſeines Auges Rahmen
Zur Gegenwart erneut.

Ihn tragen Zauberhoren
In Zeiten dunkelfern;
Des Lands, das ihn geboren,
Vergißt er doppelt gern.

Digitized by Google

Von ſeinen Laren nahm er
Ein blutend Herz mit fort;
Lethe zu ſuchen kam er
Zu ſeiner Sehnſucht Port. —

Die alten Götterſagen —
Wer nennt ſie eitel ganz?
Glüht, wie in frühern Tagen,
Nicht noch Apollos Glanz?
Die Strahlenglut ausgießt er,
Die ihm nie ward geraubt,
Ha! goldne Pfeile ſchießt er
Grad auf des Fremdlings Haupt!

Wie der manch heil'ge Worte
An ſeines Tempels Stein,
Von Säule, Giebel, Pforte,
Prägt ſeiner Seele ein:
Da läßt noch einmal ſchauen
Der Delphier ſeine Macht,
Ruft ihn vom ſonnig blauen
Licht in die ſtille Nacht!

Doch ſind nicht Delphi's Trümmer
Des Todten Ruheſtatt;
Nein, wo des Lebens Schimmer
Sich neu entzündet hat,
Wo aus der Fabeln Hülle
Der Gott vergeiſtigt brach,
Und höhrer Weisheit Fülle
Durch Platons Lippen ſprach.

Guſtav Pfizer.

Friederike Brion,

Goethes Geliebte.

(Fortſetzung.)

Das Verlangen nach Aufſchluß über die Möglichkeit, daß ein Paar, das, wie Goethe und Friederike, durch die innigſte Verſchmelzung aller Gefühle zu einem unzertrennbaren Weſen geworden ſchien, ſo gänzlich auseinandergekommen, erhielt durch die von Näcke in Perſon zu Seſenheim eingezogenen Nachrichten allerdings Befriedigung, aber leider eine, das Gemüth überaus ſchmerzlich berührende. Friederikens Bild war aus dem höchſten Sonnenlichte in einen ſo tiefen Schatten gerathen, daß ihm nicht nur aller Farbenreiz, ſondern auch alle Umriſſe verloren gingen. — Im Glauben an die Authenticität obgedachter Nachrichten mußte Näcke ſich durch den unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" im neun-und-vierzigſten Bande der Taſchenausgabe von Goethes Werken aufgenommenen Aufſatz noch mehr beſtärkt fühlen. Der Inhalt deſſelben war nämlich, nachdem Näcke den Bericht über das Reſultat der von ihm zu Seſenheim angeſtellten Nachforſchungen, bald nachdem ſie erfolgt, an Goethen geſandt hatte, in Form eines, vom 31ſten Januar 1823 datirten, mit G. unterzeichneten Briefs, der im Nachlaſſe Näckes ſich vorfand, an dieſen gelangt.

Wie Näcke in Seſenheim ſelbſt, ſo hält ſich in dieſem Briefe, der hauptſächlich von allgemeinen menſchlichen Zuſtänden mit Beziehung auf Friederiken handelt, auch Goethe an das vormalige herrliche Bild der lezteren, die inzwiſchen darauf gefallenen Schatten ganz ignorirend. Näcke mußte beinahe zu dem Glauben kommen, daß Goethe, wäre ihm etwas Anderes, als das Friederiken neuerlich Nachgeſagte, von ihr bekannt geweſen, eine Beſtreitung deſſelben nicht würde unterlaſſen haben. Er fühlte ſich indeſſen doch nicht nur zum erwähnten Schreiben an den Pfarrer Schweppenhäuſer, ſondern wahrſcheinlich auch zu andern Nachforſchungen und Aufträgen gedrungen, von denen die durch Kr* ihm überbrachten Notizen wohl die Folge geweſen ſeyn mögen. Je entſetzlicher es für die Gewiſſenhaftigkeit des guten Mannes geweſen ſeyn müßte, nach Eingang dieſer Notizen jene ganz grundlos erſcheinenden Beſchuldigungen ohne Widerlegung veröffentlicht zu ſehen, um ſo mehr war es Pflicht, ſie mit dieſen Notizen zu bekämpfen. Das Licht, das auf die Auflöſung des Verhältniſſes zwiſchen Goethen und Friederiken gefallen, war zu ſchmerzlich verletzend, als daß man nicht herzliche Freude darüber empfinden müßte, wenn man es als ein bloſes Irrlicht betrachten kann. Auch dem edleren Theile des Publikums war man dieſe Anzeige von der Wiederherſtellung Friederikens in den vorigen Stand, und am meiſten ihren Manen eine ſolche Genugthuung ſchuldig.

Ob Goethe von der Schuld an Zerreißung des ſo reizenden Jugendbandes ganz freizuſprechen ſey? Wer wollte ſich ein Urtheil hierüber anmaßen, bei der gänzlichen Unbekanntſchaft mit den meiſten, zur Beurtheilung der Sache nothwendigen innern und äußern Verhältniſſen und Umſtänden? Wird doch bei ruhigerer Erwägung ſogar der Mann, deſſen edle Geſinnung der gedachte Aufſatz in den Blättern für literariſche Unterhaltung ſo überzeugend ausſpricht, ſich vielleicht eingeſtehen, daß ſein wahrhaft heiliger Zorn Goethes Perſon in dieſer Angelegenheit doch wohl allzu beſtimmt und finſter in's Auge faßte.

Bis hierher war ich bereits in dieſen Betrachtungen gekommen, als meine Wißbegier und Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

durch eine Abhandlung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30ſten Juni und 1ſten Juli dieſes Jahrs, überſchrieben: Goethe und Friederike, ſehr geſpannt werden mußte. Was ich im vorliegenden Aufſatze über Goethe, Friederike, Seſenheim u. ſ. w. nur ſchwach und oberflächlich andeutete, das hat der Verfaſſer auf das Umſtändlichſte und Kräftigſte ausgeſprochen. Seine Abhandlung iſt ſo voll Seele und Gedanken, daß der ganze köſtliche Eingang, nebſt den Hauptſachen des Uebrigen, jeder künftigen Auflage von Goethes Werken beigefügt werden ſollte, beſonders wenn der Verfaſſer in Folge der Berichtigungen aus Näckes Nachlaſſe ſich zu einem hierauf Bezug nehmenden Schluſſe bewogen ſähe. Denn zu Anregung des rechten Verſtändniſſes über das Verhältniß Goethes zu Friederiken, ja man könnte ſagen über den Charakter und die Erzeugniſſe unſeres größten Dichters überhaupt iſt ſchwerlich noch ein ſo prägnantes Wort in ſolcher Kürze ausgeſprochen worden. Sehr einleuchtend iſt unter andern auch das, was der Verfaſſer der Abhandlung auf den Fall, daß die Auflöſung des feſten Bündniſſes zwiſchen Goethe und Friederike einzig dem erſtern zur Laſt fallen ſollte, geäußert hat.

Uebrigens möchte wohl die Verunglimpfung Friederikens aus dem Munde des zweiten Nachfolgers ihres Vaters im Predigeramte zu Seſenheim, des Bewohners derſelben Pfarre, wo ſie den ſchönſten Theil ihres Lebens im Kreiſe der Eltern und Geſchwiſter zubrachte, keineswegs eine wiſſentliche ſeyn. Wahrſcheinlicher dünkt es mir, daß Anderer Neid und Mißgunſt (Laſter, die gegen ein heiteres, reizendes Mädchen immer am gehäſſigſten verfahren) dieſe ſo beſtimmte üble Nachrede allmählig zu Stande brachte und der Pfarrer nur darin einen, allerdings großen Fehler beging, daß er das ihm zu Ohren gekommene giftige Gerücht ohne gehörige Bürgſchaft glaubte und als ausgemachte Wahrheit weiter verbreitete. Profeſſor Näcke war bei aller natürlichen Gutmüthigkeit ſcharfſichtig genug und in der Menſchenkenntniß keineswegs ſo weit zurück, um für einen Fremden, mit dem er zum erſten Male zuſammentraf, augenblicklich ſo eingenommen zu werden, wie es in Hinſicht dieſes Predigers geſchah, hätte er ſich nicht durch das ganze Weſen des Mannes dazu aufgefordert gefühlt. Auch erſcheint ja der Paſtor, nach dem Ausſpruche der die verläumderiſche Sage von Friederiken Beſtreitenden, nur als unzuverläſſig, was ein Leichtgläubiger gemeiniglich ſeyn wird, keineswegs aber als ſchlecht.

Genug, daß aus demſelben Pfarrhauſe, welches von der heiligſten Unſchuld, Liebe und Anmuth Friederikens und dem ganzen Kranze weiblicher Tugenden dieſes holden Weſens Zeuge war, aufgeſtiegene tückiſche Geſpenſt iſt in ſein Nichts zurückgewieſen und das edlere Publikum wird ſich Herrn v. Varnhagen für die Herausgabe der ſo einfachen als innigen Schilderung der Wallfahrt nach Seſenheim doppelt verpflichtet fühlen, nun aus des Wallfahrers Nachlaſſe ſelbſt der daran klebende Schmutzflecken der Verläumdung abgewaſchen werden konnte. Der Umgebung Seſenheims iſt durch Rehabilitation Friederikens die volle Heiligkeit des Andenkens an ein Liebesband zurückgegeben, das, obſchon in der Wirklichkeit der Zerſtörung nicht entronnen, doch im Herzen des ganzen gemüthvollen Deutſchlands glänzend fortleben und ohne Zweifel noch gar manche Wallfahrt dahin veranlaſſen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erlangen, Auguſt.

Naturumgebung.

Nachdem ich in einem frühern Briefe aus unſerer Stadt (ſ. Nr. 181 ꝛc.) der ernſten Intereſſen der Univerſität, der Induſtrie, des Handels und der großen Hebel dazu gedacht habe, laſſen Sie mich jezt auch Einiges über die freundlichen Umgebungen Erlangens und unſere gewöhnlichen Vergnügungen ſagen. Wie ſich das Rheinthal, von Cöln her, bei Bonn zu engen und zu ſchließen, ſchön und romantiſch zu werden beginnt, ſo auch das Rednitzthal, von Nürnberg her, bei Erlangen. Sie ſehen, ich komme auf die in meinem frühern Schreiben angeſtellte Parallele zurück; allein keinen Schritt kann ich ſie weiter ziehen, alle andern Naturverhältniſſe ſind völlig verſchieden, wenn auch die erweiterte Mainlandſchaft bei Bamberg, die man italiſch nennt, einige Aehnlichkeit mit der Rheinlandſchaft haben ſollte, die bei Bingen aufwärts beginnt. Gleich unterhalb Erlangen nähern ſich die Berge des fränkiſchen Landrückens der Rednitz. Der nächſte heißt der Rathsberg, zu deſſen oberſten Rücken, der ſich weit in die Ebene bis eine kleine halbe Stunde von der Stadt hineinzieht, man über zwei Terraſſen hinaufſteigt. Die freie Ausſicht oben nach allen Seiten lohnt auf's reichſte die kleine Mühe des Hinaufſteigens durch dichte, ſchattige Waldungen, die nur Obſtgärten unterbrechen. Ueberdem gibt's auf dem Rücken Häuſer und Gärten genug, wo man ſich niederlaſſen und erquicken kann. Freilich habe ich Ihnen auch mit dem einen leichten Schritt unſer ganzes kleines Paradies aufgeſchloſſen. Nach Süden überblickt man die Ebene des glänzenden, bethürmten Nürnbergs, auf der das große diesjährige Uebungslager gebaut wird, nach Norden ſieht man über Baiersdorf und Vorchheim das Rednitzthal hinab, etwas mehr öſtlich blickt man bis Streitberg tief in den fruchtbaren, wieſen- und obſtreichen, felſenumragten Wieſentgrund hinein, der den Namen der fränkiſchen Schweiz führt und von Streitberg an einige Stunden aufwärts immer enger, felſiger, zackiger und grotesker wird. Dahin gehen unſere meiſten weitern Ausflüge auf das Land. Wir fahren zwar nach Nürnberg oder Bamberg hinüber, wollen wir uns eben am Städtegeräuſch beluſtigen; allein auch in den Felſenthälern der fränkiſchen Schweiz, an der kühlen,

Digitized by Google

quellreichen, hurtigen Wieſent und deren praſſelnden Beigewäſſern, namentlich um Muggendorf, Streitberg und Göſsweinſtein herrſchen Sommers Karroſſen und Wagen, Putz und Moden, kurz Ton und Leben der Städter vor. Denn in dieſer höhlendurchklüfteten Gebirgsgegend, die gerade in der Mitte zwiſchen Nürnberg, Baireuth und Bamberg liegt, finden ſich in Schaaren die naturdurſtigen Bewohner dieſer Kreiſe ein, und ſelbſt aus fernen Gegenden wenden Viele ihre Sommerausflüge nach den berühmten Höhlen von Muggendorf. Noch weniger bekannt als dieſe, doch in jedem Betracht die merkwürdigſte von allen iſt die erſt vor drei Jahren entdeckte Sophienhöhle unter der alten Burg Rabenſtein, die dem Grafen Schönborn gehört. Bei Gelegenheit der Vermählung des jungen Grafen ſollten in der geräumigen Vorhalle der Höhle, von welcher man noch keine Ahnung hatte, Feſtlichkeiten ſtattfinden; man räumte zu dem Behufe manches auf, da löſchte ein aus dem Innern kommender, feiner Luftzug ein Licht aus; ſieh da! man bemerkt eine Spalte, bricht eine dünne natürliche Wand durch und blickt in die herrlichſten, noch unberührten Tropfſteinklüfte hinein. Die Sophienhöhle wurde nach dem Namen der jungen Gräfin getauft. Ihre Höhlengänge winden ſich mehr in die Tiefe hinab, als daß ſie in derſelben Ebene fortlaufen, und bieten deshalb von oben hinab und von unten hinauf ſehr eigenthümliche Aſpecte dar; mitunter bilden ſie eine Art von Amphitheater, und man ſieht, wie von einer Galerie, auf den tiefen runden Platz in der Mitte hinab. Schädel und Knochen von Thieren finden ſich in großer Menge in ihr vor und bieten, wie manches Andere, reichen Stoff zu Unterſuchungen dar, auch wird noch immer Neues entdeckt. Gewiß werden nächſtens viele Naturforſcher von Erlangen aus die Höhle beſuchen. Für den, der bloß ſeine Neugier befriedigen will, iſt der Eintrittspreis von 1 Gulden 45 Kreuzer etwas hoch; doch brauchen Mehrere vereinigt auch nicht mehr zu zahlen. Der Sophienhöhle gegenüber iſt die Ludwigshalle, eine merkwürdig hohe und geräumige Felſeneinklüftung, in welcher Graf Schönborn dem König Ludwig — ich glaube im vorigen Jahr — ein großes Gaſtmahl veranſtaltet hat. Die Gegend iſt überaus reizend; man geht unter den Felſen in dem ſchattigen Wieſentgrund hinauf bis zur Burg Rabeneck, die ebenfalls ſehenswerth iſt, ſteigt hier den Berg hinan, um die vielen Windungen eines felſigen Seitenthals auf der Bergfläche abzuſchneiden, und geht über das romantiſche Rabenſtein bis zu dem Punkte, wo eben dieſes Seitenthal ſich erweitert und eine milde, kornreiche Landſchaft ſich vor den Blicken ausbreitet. Auf dem ganzen Wege folgt ein überraſchender Anblick dem andern, und gerade da, wo die Felspartbien des Seitenthales aufwärts gehen, befindet ſich der Eingang zur Höhle.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Architektoniſcher Charakter.

Dies iſt hiſtoriſch und geographiſch wohl erklärlich. Vor der Auflöſung des deutſchen Reichs war Stuttgart in dem an anſehnlichen Reichs- und Biſchofsſtädten reichen Süden ein wenig bedeutender Ort. Es frommte der Stadt nicht viel, daß ſie unter der langen Regierung Carl Eugens zu Zeiten der Sitz der vorzüglichſten Oper und des glänzendſten Ballets in Europa war. Durch die Auflöſung des Reichs und die Erhebung des Landes zum Königreich trat ſie auf einmal in einen ganz andern Rang als bisher. König Friedrich war ſogleich darauf bedacht, ſeine Reſidenz ſtandesmäßig zu vergrößern und zu koſtümiren; aber alle Anſtalten aus dieſer Zeit tragen nur zu ſehr die Spuren der Flüchtigkeit und des Strebens nach bloß äußerem Schein. Der faſt noch zehn Jahre fortdauernde Krieg entſchuldigte in den Augen der Zeitgenoſſen Manches, was den heutigen Kindern des Friedens faſt unglaublich dünkt. Es ging der Stadt wie einem Subalternen, der auf dem Schlachtfeld zu einer bedeutend höhern Charge befördert wird: er ſoll ſich ſeinem neuen Range gemäß equipiren, er rafft in der herrſchenden Unruhe die Stücke eilfertig und ohne Wahl zuſammen, an Einheit und Solidität des Koſtüms iſt unter dieſen Umſtänden gar nicht zu denken; und was liegt auch daran? wenn es nur nicht am Beſten fehlt, an der Würde, welche das improviſirte Staatskleid adelt. Und König Friedrichs Geiſt machte, daß die Stadt ihre neuen Decorationen an über Nacht aufgeſchoſſenen Invalidenhotels, Gardepavillons, Marſtällen und Parks mit ganz gutem Anſtande trug. Die Flüchtigkeit und völlige Charakterloſigkeit der im erſten Vergrößerungseifer unternommenen Bauten wäre indeſſen viel leichter zu verſchmerzen und auszumerzen als der große, nicht wieder gut zu machende Fehler, daß man zur Erweiterung der Stadt keinen durchgreifenden, dem Terrain und dem Zuge der Landſtraßen angemeſſenen Plan entwarf, ſondern launiſch und rückſichtslos aus dem alten Körper der Stadt bald da bald dort eine Sproſſe hinaustrieb. So kam es, daß die Verlängerungen der damals angelegten Straßen ſich überall in ſtumpfen und ſpitzen Winkeln kreuzen, und der Mangel an planmäßiger Arrondirung macht, daß aller Orten, den Mittelpunkt nicht ausgenommen, in irgend einer Richtung das Ende der an ſich ganz anſehnlichen Stadt ſehr nahe liegt. — Das Verhältniß zwiſchen Holz- und Steinpreiſen bringt es mit ſich, daß der Private es immer noch ungleich vortheilhafter findet, von Holz zu bauen. Dadurch wird der Eindruck, den die neuen Anlagen machen könnten, ſehr bedeutend geſchwächt. Es wurde vor mehreren Jahren Sitte, die Façaden der hölzernen Häuſer mit Tuff oder Backſteinen zu maskiren; durch dieſes zweideutige Mittel wurde aber wenig gebeſſert. Erſt in neueſter Zeit fangen hin und wieder auch Privaten an, maſſiv zu bauen und ſich dabei um Styl wenigſtens zu bemühen. Die jetzige Regierung war hierin in ihren Anlagen vorangegangen, während die vorige Alles, ſelbſt das Großartigſte, aus Holz hatte aufſchießen laſſen. Seit dem Frieden iſt vom Staat, wie vom König ſelbſt, durch ſolide, ſtattliche Bauten aller Art für Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt ungemein viel geſchehen. Leider bringt es einerſeits die in unſerer Zeit herrſchende Geſchmacksverwirrung, andernſeits der oben bemerkte Mangel an einem feſten Bauplan mit ſich, daß ſehr ſelten etwas entſteht, was nicht in irgend einem äſthetiſchen oder praktiſchen Punkte der Kritik eine auffallende Blöße böte. Wie die Sachen ſtehen, muß man mit Bedauern bekennen, daß die alte Sage von einem mißhandelten Architekten, der in ſeinem Grimm vor langen Jahren einen feierlichen Fluch über die Stadt ausgeſprochen, gleich ſo manchen Traditionen der Art, guten Sinn habe.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. September 1840.

Behold the French,
They shoot but calm words, folded up in smoke,
To make a faithless error in your ears.

Shakespeare.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

Dritter Brief.

Die alte und die neue Zeit gingeu an den drei Feſttagen in Straßburg immer Hand in Hand. Dem großartigen Volksfeſte folgte Abends ein offizielles Zweckeſſen, ein Banquet-monstre. Für zehn Franken konnte Jedermann ſich das Recht erkaufen, in der Fruchthalle ein nicht gerade ſchlechtes Mittagsmahl in Geſellſchaft von fünfhundert Tiſchgenoſſen mit Tafelmuſik und Deſertreden einzunehmen. Die eingeladenen Autoritäten und Fremden durften ſich deſſen gar umſonſt freuen, da die Nichteingeladenen für ſie mitzahlten. Es kam mir ein paarmal ganz luſtig vor, und ich wurde nicht wenig ſtolz, wenn ich mir dachte, daß Monſieur Dupin Aîné mit ſeinen Crachats auf meine Koſten ſich ein Bene thue. Doch muß ich geſtehen, daß er ſeine Schuld redlich, und in der Münze, mit der er ſchon manchen Andern abgefunden, gezahlt hat: er hielt uns eine Rede.

Dupin iſt unſtreitig eines der größten Rednertalente der neueſten Zeit, wenn nicht das größte. Das ſchale, proſaiſche Juſte-milieu iſt nicht dazu geſchaffen, einem Redner Gelegenheit zu geben, ſein Talent zu zeigen; aber wenn Dupin die Sache der Legitimität, etwa wie Berryer, oder die des Volkes, etwa wie Arago, vertheidigte, ſo würde er Wunder thun und die erſten Redner der Jetztzeit weit hinter ſich laſſen. Wer aber die feinen und doch thieriſchen Züge dieſes Tribunen ſeines eigenen Egoismus ſieht, ahnet bald genug, daß eine Sache, die ein Opfer verlangt, nie die ſeinige ſeyn kann. Bei dieſem Feſte konnte er übrigens, ohne irgend etwas, eine Stelle, eine hohe Gunſt oder derartiges auf's Spiel zu ſetzen, die edleren Saiten des Menſchenherzens anſchlagen, und die Begeiſterung, die ihn ſelbſt zu durchglühen ſchien, die er in alle Zuhörer, Freund und Feind warf, bekundete, was er vermöchte, wenn er einer ſchönen, großen Sache das Wort redete. Ich mag ſeine Rede nicht wiedergeben; ſie würde nur ein Schatten deſſen ſeyn, was ſie im lebendigen Augenblicke war. Der Schluß nur hat eine weitere Bedeutung, reicht über das Feſt hinaus, und deßwegen ſtehe dieſe Phraſe hier: „Honneur à Strassbourg, berceau de l'imprimerie, avant-garde et rempart de la France, Strassbourg, à qui nous restons unis par des liens à jamais indissolubles: la patrie, la gloire et la liberté!“ In Lyon, in Bordeaux, in Havre, in Calais hätte dieſe Schlußphraſe keinen Sinn. Ich geſtehe gerne, daß ſie mir im Herzen wohl that; denn ſie beweist, daß doch noch immer derartige Proteſtationen nothwendig ſind, wenn der Pariſer dem Straßburger die Hand reicht. Freunden fällt es ſelten

Digitized by Google

ein, ſich Freunde zu tituliren, die Ehegatten ſprechen nie von ihrer Liebe. Ueberdies aber ſind die Bande, mit denen Dupin den Elſaß an Frankreich feſſelt, nur theilweiſe haltbar. Das Vaterland des Elſäßers iſt bis jezt nur das Elſaß, und zwar deßwegen, weil es in Deutſchland ſelbſt noch Leute genug gibt, die nur von ihrem beſondern Vaterlande ſprechen; gäbe es in Deutſchland ein Vaterland, in dem Sinne, wie Dupin davon für Frankreich ſprechen kann, ſo ſtände zu befürchten, daß auch bald genug jene andern Bande, die des Ruhmes und der Freiheit, lockerer werden würden. Vorerſt begnügen wir uns mit der Proteſtation, mit der Liebeserklärung, die uns ein Beweis ſcheint, daß die Heirath, troß allen Proteſtationen, noch immer nicht von Gott eingeſegnet iſt.

Nach Dupin hielt auch Blanqui eine Rede, die in gewiſſer Beziehung noch charakteriſtiſcher ſchloß, denn er ſagte: „Honneur à cette cité hospitalière, française de coeur et d'âme, et fidèle avant-garde de la grande nation. Honneur à l'Alsace, qui fournit de si habiles travailleurs pour enrichir la patrie, et de si braves soldats pour la défendre.“ Abermals eine Liebeserklärung, nur mit dem charakteriſtiſchen Zuſaße, der dem Elſäßer erlaubt, die treue Vorwache der — großen Nation zu ſeyn. — Später brachte dann Lortet, Arzt aus Lyon, der Stadt Mainz einen Toaſt aus. Die edelſten Gefühle des neunzehnten Jahrhunderts klangen in dieſem Toaſte wieder. An die Stelle des egoiſtiſchen Patriotismus, der leider noch immer in Frankreich die Mehrzahl des Volkes und ſelbſt der Republikaner und Radikalen beherrſcht, war in dem elben ein ächt humaner Gedanke getreten. In den Provinzen machen ſich die Grundſäße der neuern Zeiten überhaupt reiner geltend als in Paris, und deßwegen wurde Lortet von den Lyoner Radikalen ganz beſonders beauftragt, Deutſchland ein Hoch zu bringen, um den Deutſchen zu zeigen, daß, wenn man in Paris von Eroberungen faſelt, man in der Provinz hie und da die Rechte der Völker beſſer zu ſchäßen weiß. Er ſagte: „Elle ne serait qu' éphémère, la grandeur des peuples et la puissance qui porterait atteinte à la liberté et à l'indépendance des peuples voisins. Nul peuple aujourd'hui ne peut devenir heureux par le malheur de ses frères. — Amis, fils de la France! à la prospérité de notre belle et noble soeur! à la prospérité de la nation allemande!“ — Der Himmel gebe, daß derartige Gedanken und Gefühle dereinſt die ganz Frankreichs werden! Einer meiner Elſäßer Freunde fragte mich, nachdem Lortet geſprochen: ob ich zufrieden ſey? Ich antwortete: „Vollkommen, nur hätte ich gewünſcht, daß ein Elſäßer den Toaſt ausgebracht; doch erkläre ich mir leicht, warum ihr dies den Lyonern überlaſſen. Die Pariſer hätten ſonſt gemerkt, daß ihr doch noch Deutſche ſeyd.“ Mein junger Freund proteſtirte ſo ernſtlich, daß ich ihn lachend beruhigen mußte.

(Fortſeßung folgt.)

Friederike Brion,
Goethes Geliebte.

(Fortſeßung.)

Die nachfolgenden, ebenfalls aus Näckes Nachlaſſe ſtammenden, dem vorerwähnten Liederbuche der Sophie Brion entnommenen Gedichte von Goethe, aus deſſen Seſenheimer Periode, können wohl auf das freudigſte Willkommen rechnen. An ſich mögen dieſelben zwar wenig bedeutend erſcheinen; indeſſen iſt darin die Geiſtesverwandtſchaft mit allen übrigen Werken des Dichters nicht zu verkennen. Die hauptſächlichſten Unvollkommenheiten beſtehen in der zur Zeit ihrer Schöpfung noch unzureichenden Abrundung der deutſchen Sprache, beſonders im Felde der gebundenen Rede, und in einem Mangel an Politur, den die meiſten, auf den erſten Wurf entſtandenen Schöpfungen mit ihnen theilen.

Goethe an Friederiken.

Jezt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
Nun laß mich morgen ſeyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig ſeyn.

Nun ſizt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder,
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort,
Und ſeine Seele nicht geſchwinder.

Da ſiz' ich nun vergnügt bei Tiſch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar geſottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fiſch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falke ſtolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg ſo gut, als ihn der Küſter
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer ſeßen,
Und tauſendfältig uns ergößen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden —
Wir wollen kleine Kinder ſeyn!

Digitized by Google

Als ich in Saarbrücken war.

Wo biſt du izt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo ſingſt du izt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich beſizt?

Seit du entfernt, will keine Sonne ſcheinen,
Und es vereint
Der Himmel ſich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All' unſre Luſt iſt fort mit dir gezogen.
Still überall
Iſt Stadt und Feld, dir nach iſt ſie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück, ſonſt wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Erwache, Friederike.
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll.

Iſt dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeiblich!
Noch ſchlummerſt du?
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute ſtill,
Weil dich der böſe Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenſchimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Buſen deiner Schweſter,
Der für dich ſchlagt,
Entſchläfſt du immer feſter,
Jemehr es tagt.

Ich ſah dich ſchlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine ſüße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos ſehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär er von den Zehen
Zum Kopf von Eis?

Vielleicht erſcheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Muſen ſchilt.
Erröthen und erblaſſen
Sieh ſein Geſicht,
Der Schlaf hat ihn verlaſſen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Haſt du verſäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch,
Die ſchönſte meiner Muſen,
Du ſchliefſt ja noch.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Eleganz und Comfort. Hôtel Marquardt.

Wenn unſere Stadt in den Momenten, welche vorzüglich durch ſtarken Fremdenbeſuch bedingt werden, in ſtädtiſcher Eleganz, in Glanz und Modernität der Gaſthöfe u. ſ. w. manchem unbedeutendern Ort nachſteht, ſo iſt beſonders die geographiſche Lage daran Schuld. Was wir an Kunſt- und Naturgenüſſen zu bieten haben, übt bis jezt an ſich zu wenig Anziehungskraft auf das wandernde Heer der Reichen und Müßigen, und faſt nur diejenigen treibt es unmittelbar in's Herz des bergigten Landes, welche bei Verlegern oder Schriftſtellern das Handwerk zu grüßen gedenken. Der Hauptzug des Tourismus geht längs des Rheins; dies drängt ſich jedem Stuttgarter Handelsmann ſchmerzlich auf, wenn er, von der Frankfurter Meſſe zurückkehrend, zu Heidelberg aus dem mächtigen Gehäuſe des Eilwagens in ein weit beſcheideneres Fuhrwerk übergeſiedelt wird; der Eilwagenkurs zwiſchen Heidelberg und Stuttgart iſt nur eine Abzweigung der großen Bahn von Frankfurt den ganzen Rhein aufwärts. Selbſt auf den Routen von Paris nach Wien und aus der weſtlichen Schweiz nach Norddeutſchland wird die Stadt nur zu oft geringſchätzig umgangen. Indeſſen hat ſich der allgemeine Menſchenverkehr in neueſter Zeit ſo außerordentlich geſteigert, daß die Wirkungen davon auch hier merkbar genug ſind und täglich bedeutender werden. Die Stadt iſt ſeit einigen Jahren ernſtlich darauf aus, das faſhionable Zeitgewand anzulegen und als Symbol der modernen Publicität Schneider und Schuſter zu ebener Erde hinter Spiegelſcheiben arbeiten zu laſſen. Ueberall werden die finſtern Erdgeſchoße durchbrochen und zu Boutiken eingerichtet, welche von der erwachten Luſt zeugen, durch heitern Schmuck an Malerei und Seulptur die Waare anſprechend einzurahmen. Und wie bei allen Reformen im bürgerlichen Leben, ſo geht es auch hier: was Anfangs Prahlerei oder Spekulation Einzelner war, wird, ehe man es ſich verſieht, für Alle ein Gebot werden. Der, deſſen Laden vor zehn Jahren in inſulariſcher Pracht eine Art von faſhionabelm Wahrzeichen der Stadt war, ſieht ſich links und rechts überſegelt und muß an eine zweite, vermehrte Auflage ſeiner Einrichtung denken. — Wie wenig bisher Stuttgart ein ruhender Punkt im Wirbel des Tourismus war, dies zeigt am beſten die Verfaſſung unſerer Gaſthöfe. Die beſten ſind hinter den Hôtels beſuchterer Landſtriche in aller Aeußerlichkeit weit zurückgeblieben. Man ſieht, ſie ſind vorzugsweiſe auf die ländliche Bevölkerung berechnet, deren Zug naturgemäß auf Stuttgart, als die Hauptſtadt, gerichtet iſt; ſie halten ſich noch in der Gaſtronomie und dem ganzen Styl der Bedienung vorzugs-

Digitized by Google

weiſe an das provinziell Sittliche; die Maſſe der ekeln, viel verlangenden Reiſenden war bis jezt noch nicht bedeutend genug, um den Wirthen den ſchönen Schein, die Unterwerfung unter die Gebote der Eleganz und des Comforts zur nothwendigen Tugend zu machen. Der Verkehr hat indeſſen doch auch hier nach und nach eine Höhe erreicht, daß auch in dieſem Punkte der Anfang der Reform nicht länger ausbleiben konnte, und ſo iſt denn endlich in dieſem Sommer ein Gaſthof im modernen Styl eröffnet worden, Hôtel Marquardt, der, in dem ſchönſten Theile der Stadt, in der ſchönſten Straße, der Königsſtraße, gelegen und auf's freundlichſte ausgeſtattet, mit den beſten Hôtels am Rhein und in der Schweiz wetteifern kann.

(Fortſezung folgt.)

Erlangen, Auguſt.

(Schluß.)

Kurorte. Harmonie. Kirchweihe. Bier.

Die fränkiſche Schweiz hat auch ihre Kurſaiſon. In Muggendorf ſowohl wie in Streitberg gebraucht alljährlich eine bedeutende Menge Perſonen die Molkenkur. Der Beſuch nimmt mit jedem Jahr zu, und ob in dem romantiſchen Thal zwei Kurorte entſtehen, ob einer den Sieg davontragen werde, iſt noch unbeſtimmt. Einen nagelneuen Badeort haben wir ganz in der Nähe; auf dem ſogenannten Charleshofe — einer hübſchen Gartenanlage ein Stündchen von Erlangen — iſt eine Waſſerheilanſtalt à la Gräfenberg errichtet worden, die in dieſem Jahr nahe an vierzig Badgäſte zählt und ſich durch ihre zweckmäßige Einrichtung auszeichnen ſoll. Die Anſtalt wird die Neugier mancher der Aerzte erregen, die uns nächſtens beſuchen. — Der Kunſtfreund darf nicht verabſäumen, eine Excurſion nach dem nahen, dem Grafen Schönborn gehörenden Schloß Pommersfeld zu machen, welches bekanntlich eine der reichhaltigſten und werthvollſten Gemäldeſammlungen beſizt, die ſich in Privathänden befinden. Dem Naturfreund bieten ſich in der Nähe manche herrliche Punkte dar, die eines Beſuches werth ſind. Ich will unter ihnen nur den hohen Walpurgisberg hervorheben, der von der althergebrachten Sitte ſeinen Namen hat, daß ſich am Walpurgistag viele tauſend Menſchen aus nah und fern auf demſelben zu Tanz und andern Luſtbarkeiten zuſammenfinden. Wie die Ritter für ihre Burgen, die Mönche für ihre Klöſter, ſo wußte auch das Volk für ſeine ſeltenen Vergnügungen ſich mitunter die höchſten, reichſten und ſchönſten Punkte auszuwählen.

Mich aus der Umgegend nun unſerer Stadt zuwendend, muß ich zuerſt der hieſigen, im 52ſten Jahr beſtehenden Harmoniegeſellſchaft kurze Erwähnung thun. Dieſe wird den Naturforſchern und Aerzten ihre Unterhaltungs- und Leſezimmer öffnen, ihnen auch einen großen Ball veranſtalten. Wenn die Franzoſen ſich rühmen, das geiſtige Paris ſey die europäiſche Thurmuhr, nach welcher jeder Europäer ſeine Taſchenuhr ſtelle, ihre Tagespreſſe beherrſche, wie ihre Küche und ihre Moden, Europa, mache ihnen viele fremde Geiſter botmäßig und gewinne im tiefſten Frieden ihrem Uebergewicht, namentlich in Deutſchland, große Schlachten, ſo hat dies in Bezug auf Erlangen auch keinen Schein von Grund. Die Harmonie, deren Leſekabinet ſchon Schwarzkopf gegen Ende vorigen Jahrhunderts mit denen von Hamburg, Nürnberg, Cöln, Baſel als von vorzüglicher Einrichtung rühmt, hält die meiſten deutſchen Zeitſchriften, politiſche, belletriſtiſche, wiſſenſchaftliche, kritiſche und andere; aber kein franzöſiſches Journal findet in ihren Schränken oder auf ihren Leſetiſchen einen Plaz. Ja, in ganz Erlangen bekommt man nur deutſche und keine einzige ausländiſche Zeitſchrift zu ſehen. Außer in der Harmonie und auf der Univerſitätsbibliothek findet man an öffentlichen Orten überhaupt wenig zu leſen. Bereits puzt, rüſtet und ſchmückt ſich die Harmonie zum Empfang der Naturforſcher; ſie wird für die geſelligen Vergnügungen derſelben den hauptſächlichen Mittelpunkt bilden. Der zweite Ort dazu dürfte der hübſche Pratergarten am Nürnberger Thor werden. — In der Stadt eignet ſich, außer dem Schloßgarten, keine Straße, kein Plaz zum Luſtwandeln; das Pflaſter iſt uneben, und wo das Schuſtergewerbe blüht, da haben die Straßen gemeiniglich keine Trottoirs, wie's auch hier der Fall iſt. Darum zieht Alles hinaus nach dem hochbewaldeten Fuße des nahen Berges. Gleich an der unterſten Terraſſe deſſelben ſind die kühlen Bierkeller tief in die Felſen hineingehauen. Dort unter hohen Eichbäumen und in hübſchen Gartenanlagen wird weidlich gezecht und an gewiſſen Tagen auch das dickbäuchigſte Bierfaß unter Sang und Klang ausgeſchöpft. „Nach dem Schießhauſe hinaus!" iſt ein gewöhnliches Loſungswort der Erlanger. Doch die Woche nach Pfingſten, vom erſten Pfingſttag an gerechnet, übertrifft hier an Bierverbrauch jede andere Jahrszeit. Dann iſt die Erlanger Kirchweihe, die ihren Markt, ihre Buden, ihre Spiele, ihre Gelage, ihr Leben und ihre Freuden nicht in der Stadt aufſchlägt, ſondern, charakteriſtiſch genug, an der untern Bergterraſſe bei den Felſenkellern, die in mehreren Linien übereinanderlaufen. Dort wogt alsdann, von Morgens früh bis in die Nacht hinein acht Tage lang ein unüberſehbares Menſchengewühl, und der ganze Berg dröhnt von dem Gelärm und dem Geſauchz. Die Erlanger Kirchweih iſt ein Volksfeſt nicht bloß für Erlangen allein, ſondern für Land und Städte in der ganzen Umgegend. Auch Vorchheim hält im Juli ſeine Kellerkirchweihe bei ſeinen Felſenkellern, eine Viertelſtunde von der Stadt. — Das Erlanger Bier hat viel Stoff, Gehalt, Stärke; es wirft den, der ſich an daſſelbe noch nicht gewöhnt hat, leicht um. Das Glas (die halbe Maaß) koſtet, wie meiſt in ganz Baiern, drei Kreuzer; davon müſſen zwei Pfennige (deren vier auf einen Kreuzer gehen) an den Staat und ein Pfennig an die Stadt geſteuert werden. Dieſe zwei Pfennige von jedem Glas Bier, das in Baiern getrunken wird, bilden einen der wichtigſten Zweige unſerer Staatseinnahme, und von dem einen Bierpfennig, der erſt bei 220 Maaß zum Gulden aufläuft, bezahlt unſere gute Stadt ſogar noch ihre Schulden. Daraus läßt ſich ein Schluß auf unſern wirklich koloſſalen Bierverbrauch ziehen. Dagegen ſieht man hier an keinem Ort Branntwein trinken, und an den Mund eines anſtändigen Menſchen kommt niemals das Fuſelglas. Schnapskneipen kennt man gar nicht. Leider ſoll jedoch durch die Kanalbauten der Branntwein einigen Eingang bei der Hefe des Volks gefunden haben; die Marketender führten ihn zu Markte und die fremden Arbeiter gaben das Beiſpiel. Dies wird jedoch wieder vorübergehen, und ſo lange für gutes, billiges Bier geſorgt wird, iſt der nordiſchen Branntweinpeſt hier zu Lande der ſicherſte Schutzdamm und Sanitätscordon entgegengeſtellt. Möchte der Norden dem Beiſpiel des Südens in dieſer Hinſicht bald folgen! Erſt wenn, wie bei uns, in jedem Dorfe unſeres großen Geſammtvaterlandes ein billiges, trinkbares, nährendes Bier gebraut wird, dürfen wir hoffen, die traurige, ſchmähliche Branntweinſeuche mit Stumf und Styl überall in deutſchen Landen auszurotten. Wein und Bier wirken ſpecifiſch gegen Fuſel, Mäßigkeitsvereine ſind nur Palliativmittel.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 10. September 1840.

Ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Goethe.

Einiges über die neueſte Jenſeitsliteratur.

Wenn ich an den Kaufgewölben, worin die eleganten Porzellan- und Kryſtallwaaren und dergl. zur lockenden Schau ſtehen, vorübergehe, ſo kommt mir immer wieder ein Gedanke, der, vom Nächſten erweckt, wohl auch einen weiter greifenden, hiſtoriſchen Sinn haben möchte, daß nämlich, wenn der Geſchmack einer Nation einen geraumen Zeitverlauf hindurch das Veraltete, das Ueberladene, Gezierte, Verſchnörkelte ꝛc. von ſich gethan und fern gehalten, wenn die Freunde ſolider Kunſt, gebildeten Geſchmacks daſſelbe für immer beſeitigt glauben, endlich doch wieder von der Seite der unruhigen Gelüſte, der ſuchenden und wühlenden Mode, der verführeriſchen Produktion und Spekulation her eine Rückkehr zu jenen Mißbildungen verſucht, und dann das Veraltete von dem Zeitgeſchmack wie ein lang Entbehrtes mit neu erwachtem Wohlgefallen begrüßt und günſtig aufgenommen wird.

So iſt nun in unſern Tagen das Rococo wieder Mode geworden, woneben auch chineſiſche Gebilde, ein längſt abgeſchaffter Kram, wieder in Nachahmungen ausgeſtellt und gekauft werden. Es mag jenem Schnörkelweſen, jener Ultrazier Vorſchub geleiſtet haben die Rückkehr des uns noch immer vorlaufenden, vorleuchtenden franzöſiſchen Geſchmacks an dieſer Form oder Unform, eine Art Reſtauration der Aeſthetik, das Verlangen, mit ſeinem modern neugebackenen Geiſt und Weſen in jenes altfränkiſche, noble, ſalonfähige Element zurückzutauchen, den Brodem des Neubruchs ſeiner Exiſtenz mit dem Ambraduft ehrwürdig ariſtokratiſcher Vorzeit zu vertreiben. Eine analoge Erſcheinung retrograder Geſchmacksbewegung iſt wohl auch die Nachahmung des pompejaniſchen Styls in bunter Bemalung der Häuſer, und zwar an der Außenſeite; und wir ſind nicht ſicher, daß nicht auch noch Säulen und Standbilder wieder farbig angeſtrichen werden, weil es verlautet, daß viele antike es geweſen.

In eine ganz andere Sphäre gehört die Reaktion der neuern Zeit gegen die Wirkungen der Aufklärungsperiode. Wir reden nicht etwa davon, daß ächte Religioſität, wahrer Chriſtenglaube wieder Bedürfniß, auch nicht davon, daß da und dort ein ſüßlichtes Frommthun mit Zuhülfnahme chriſtlicher Formeln Mode geworden, ſondern von der Verpönung jener Aufklärung, welche als ein Grab des Aberglaubens auftrat und uns vom Glauben an überſinnliche Einwirkungen, myſtiſche Einflüſſe, unerklärliche Bezüge in Raum und Zeit, von Geiſtererſcheinungen, von Geſpenſterſpuk, Hexen, Beſeſſenen ꝛc. befreit hat. — Die Entdeckungen in der Sphäre der Pathologie und Pſychologie haben wieder eine Leitung in das dunkle Reich hinüber hergeſtellt. In

tauſend Herzen regt ſich als tiefes Anliegen oder als Neugier der Wunſch, von dorther Kunde zu erhalten, oder auch nur eine größere Wahrſcheinlichkeit, eine Beſtätigung des Glaubens an ein Jenſeits und einige Blicke in das Wie des Dortſeyns zu gewinnen.

Vielen genügt es nicht an der chriſtlichbildlichen Vorſtellung von unſerer Fortdauer, noch an dem ernſttiefen Wort, daß von dorther Keiner zu uns zurückkehren könne. Sie möchten Zeichen und Wunder ſehen, um mit rechter Sicherheit zu glauben, obwohl das „Sehen" und das „Wiſſen was man ſieht," ſchon einen Glauben vorausſezt. So haben nun alle jene Unterſuchungen, welche ſich mit dem Hereinragen des Jenſeits in das Dieſſeits beſchäftigen, ein großes Publikum gewonnen.

Gern will ich hier für mein Einzelweſen das Bekenntniß ablegen, daß ich außer einigen Schriften über das Schlafwachen noch wenig derartiges geleſen, daß ich manchem Bemerkenswerthen dieſer Literatur noch die Lektüre ſchuldig bin, daß ich mich aber nicht ſtark angezogen fühle, hier in die Breite zu gehen, da die in ſolcher aufgethane hypernaturale Welt mit der meinigen, wie ich vorausahne, nicht recht zuſammengehen will. — Es iſt jedem Menſchenkenner bekannt, daß der Geiſt nicht gern und leicht heterogene Elemente in ſich und ſeinen organiſchen Beſtand aufnimmt. Wir ſind durch unſere Ueberzeugung, je mehr ſie in ſich ein Ganzes, eine Lebensanſicht bildet, deſto mehr prädeſtinirt gegen alles derſelben Widerſtrebende, ſie weſentlich ſtören Wollende. Sagte ich mir auch ſchon zu, von der Jenſeitsliteratur nähere Kunde nehmen zu wollen, immer hielt mich neben der Berufspflicht der Umgang mit den freundlichen Erſcheinungen natürlicher Gegenwart, ihrer künſtleriſchen Nachahmung und Erhöhung, und die Betrachtung des geſunden Menſchengeiſtes in den Thätigkeiten und Bewegungen ſeines Denkens und Empfindens von jenen Unheimlichkeiten, bei denen ich mich eines bänglichen Gefühls nicht erwehren konnte, zurück.

Man hat beobachtet, daß Vorſteher von Irrenhäuſern im Verlaufe der Zeit oft ſelbſt wahnſinnig geworden ſind. Eine ſo leidige Anſteckung fürchte ich zwar nicht. Mit was der Menſch aber viel und lange umgeht, das wird ſein Leben, das wird er. Wir ſind am Ende, was wir erleben. — Andererſeits ſagt uns ein „a priori" in unſerem Innern, mit was ſich die Feſtigkeit unſerer Anſicht vom Zuſammenhange des Lebens, der verjährte Beſtand unſerer intellektuellen Welt niemals werde vereinigen können.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Fortſetzung.)

Die Straßburger ſind in der Mehrzahl Republikaner. Das Comité des Gutenbergfeſtes hatte ſich aber ſelbſt gewählt, und ſo waren die Anhänger der beſtehenden Zuſtände in Frankreich ſtärker in demſelben als in der Bürgerſchaft. Die Republikaner im Comité ließen ſich aber dadurch nicht abſchrecken, und thaten ihr Möglichſtes, um das ganze Feſt zu einem republikaniſchen zu machen. Sie luden zu dem Ende alle Autoritäten ihrer Partei in Paris und in den Provinzen ein. Arago, Lamennais, Beranger, Cormenin, Dupont, die Redaktoren der radikalen Blätter ꝛc. ſollten dem Feſte eine Richtung geben. Einzelne hatten erſt zugeſagt, am Ende aber fanden ſie ſämmtlich Gründe, die ſie verhinderten, ihrer Zuſage nachzukommen. Ich müßte ſehr irren, wenn nicht die Regierung durch die Abſendung Dupins von dieſem Mißgriffe der Pariſer Republikaner Nutzen zu ziehen geſucht hätte, und ich kann verſichern, daß ihr dies in gewiſſer Beziehung gelungen iſt, daß ihre Partei heute in Straßburg viel ſtärker iſt als vor dem Feſte. Kamen Arago, Lamennais u. ſ. w, ſo wurde das Feſt ſicher zu einer republikaniſchen Demonſtration, und Dupin wurde dann gar nicht beachtet, oder, was wahrſcheinlicher, fand ſich gar nicht ein.

Unter dieſen Umſtänden wollten die Straßburger wenigſtens David als Künſtler und Republikaner durch ein beſonderes Banket eine Ehre erweiſen. Es wurde eine Liſte improviſirt, und in vier-und-zwanzig Stunden war die Zahl von hundert Theilnehmern, mehr faßte der beſtimmte Saal im Lippſchen Garten nicht, voll.

Bei dieſem Banket zeigt ſich nun ganz der Geiſt der Straßburger Republikaner. Die Marſeillaiſe und der Chant de départ waren die einzigen Lieder und wurden mit rauſchender Begeiſterung geſungen. Die Reden waren faſt alle voll patriotiſchen Feuers. Lichtenberger, der Präſident des Bankets, ließ David, den Bildhauer der Freiheit, der Statuen Carrels, Rouget de Lille's und Gutenbergs hoch leben. David brachte als Antwort den Straßburger Künſtlern ein Hoch. Arago, Lamennais, Cormenin ꝛc. erhielten ebenfalls ihre Toaſts. Paynert, Buchhändler aus Paris, las einen Toaſt Cormenins vor, den ich nicht wiederhole, weil die deutſchen Blätter ſicher nicht bis heute gewartet haben werden, ihn zu überſetzen. Venedey, ein deutſcher Flüchtling, brachte einen Toaſt auf Deutſchland aus, der eine ziemlich klare Proteſtation gegen die Eroberungsideen Frankreichs enthielt. Es hieß in demſelben: la civilisation européenne dont la presse est devenue la base et à la

fois l'arme invincible, ne sera hors du danger, qu'au jour où la France et l'Allemagne s'uniront dans un but de dévouement pour le bien de l'humanité, sans arrière-pensée de supériorité, de suzeraineté, de conquête, où cette union peut avoir lieu sans blesser l'honneur ni de l'une ni de l'autre. — Ob der Beifall, den dieſe Worte fanden, auch bei den anweſenden Pariſern aus dem Herzen kam, iſt eine Frage. So viel iſt aber ſicher, daß, wenn Deutſchland und alle Deutſchen von vorne herein den Franzoſen, ſo oft ſie von Rheingrenzen zu ſprechen wagten, ernſt und ruhig, ihnen die Unſinnigkeit ihrer Forderung zeigend, gegenübergetreten wären, ſie von dieſer fixen Idee längſt geheilt ſeyn würden. Oft genug aber ließen die Deutſchen, beſonders die in Paris lebenden, ſich dieſe Aeußerungen gefallen, und Einzelne ſtimmten gar mit ein. Daher denn in Frankreich der Glaube, daß die Rheinländer ſelbſt nichts mehr wünſchten, als Franzoſen zu werden. — Die merkwürdigſte Rede von allen war aber die Lagrange's, deſſelben, der in dem Lyoner Aufſtand und in dem Prozeſſe vor der Pairskammer eine Rolle ſpielte. Au peuple! hieß ſein Toaſt. Es war eine wilde, aber poetiſche Tirade, die wie ein Nachklang aus drei-und-neunzig Kampf und Schrecken witterte. So mögen die Führer des Volks damals auf den Straßen geſprochen haben, ehe ſie die Ohnehoſen zum Sturm führten. Ich ſchauderte und bewunderte zugleich, und ſchauderte um ſo mehr, als ich bemerkte, daß dieſer wilde Enthuſiasmus ſich ſelbſt den gemäßigten Straßburgern mittheilen konnte.

Wenn Arago, Lamennais, Cormenin, Beranger nach Straßburg gekommen wären, ſo würde das ganze Feſt den Charakter dieſes Epilogs gehabt haben, und deßwegen glaubte ich dieſen Epilog ſelbſt ſchildern zu müſſen.

(Schluß folgt.)

Friederike Brion,

Goethes Geliebte.

(Schluß.)

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
Mein Nam' bei deinem ſteht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Luſt verweht.
Der Wieſen grüner Schimmer
Wird trüb wie dein Geſicht.
Sie ſehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein.
Umher iſt Alles Leben,
Es ſtrudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie, was gäb' ſie mir?

Ach, biſt du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich izt zu meiner Qual?
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt dich nicht ſäumen,
Du flogſt davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſtehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von ihm ab?
O warum ließeſt du ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Thal, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen ſchauen,
Ihm ſind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und ſchreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebſt!
Ach, oder laß ihn nie dich wiederſehen,
Wenn du ihm dieſen Troſt nicht giebſt.

Wie? nie dich wiederſehn? — Entſetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es iſt zu viel — ich wanke —
Ich ſterbe, Grauſame, für dich. —

Sollten auch vielleicht Manchem einige der kleinen Gemüthsergüſſe des Augenblicks, beſonders Goethes Namen gegenüber, allzu unbedeutend vorkommen, ſo gewinnen ſie doch gewiß durch die mit ihnen zu bezweckende Vervollſtändigung des lyriſchen Commentars

Digitized by Google

über das Seſenheimer damalige Liebesleben ein ungemeines Intereſſe. So möchte z. B. der Vers, welcher mit den Worten ſchließt:

Wir wollen kleine Kinder ſeyn!

den man für eine geringfügige Kleinigkeit betrachten könnte, wegen des tiefen Blicks, den er in das Innerſte des Liebenden gewährt, als ein wahrhaftes Kleinod erſcheinen.

Fr. Laun.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Kunſt.

Wenn wir ſomit einen Anlauf genommen haben, uns in der Bequemlichkeit und Zierlichkeit des äußern Lebens mit der Zeit und ihren Anforderungen in's Gleichgewicht zu ſetzen, ſo möchten wir auch in der Pflege der ſchönen Künſte hinter Deutſchlands vornehmen Hauptſtädten nicht gerne zu weit zurückbleiben. In dieſer Beziehung iſt freilich faſt noch mehr nachzuholen als in jener. An altem Fonds, bei Privaten wie beim Staate, fehlt es faſt ganz. Die Verhältniſſe des Landes in den verfloſſenen Jahrhunderten, und auch die Perſönlichkeiten der Regenten waren nicht der Art, daß, ſey es durch Erwerbung von Kunſtwerken, ſey es durch einheimiſche Produktion, irgend Bedeutendes geleiſtet werden konnte. Herzog Carls berühmte Pflanzſchule brachte mehrere ſchätzbare Künſtler hervor; indeſſen hat ſich unter denſelben nur Dannecker einen ſehr weit reichenden Ruf erworben. Im Privatbeſitze des Königs befindet ſich allerdings Manches von großem Werth; aber das Staatseigenthum an Kunſtſchätzen war von jeher ſehr gering. Wenn bis jezt der reiſende Kunſtfreund die Werkſtätte des ehrwürdigen, vom Alter tief gebeugten Dannecker, der zugleich die ältere Sammlung von Abgüſſen antiker Skulpturen verwahrt, wenn er den königlichen Palaſt und etwa die Zimmer des Kunſtvereins beſucht hatte, ſo ſtand von dieſer Seite ſeiner Abreiſe nichts mehr im Wege. Längſt war es ein drückendes Gefühl, daß die Stadt keine Sammlung beſitze, an der ſich die Einheimiſchen bilden und erfreuen könnten, während ſie dazu diente, den Fremden von unſerem Geſchmack und unſern Mitteln eine vortheilhafte Meinung beizubringen. So entſchloß man ſich vor wenigen Jahren von Staatswegen, die Bahn dazu zu brechen. Die Stände bewilligten eine bedeutende Summe zu Errichtung eines Kunſtgebäudes. Es konnte ſonderbar erſcheinen, daß man einen Tempel baute, bevor für die Gottheiten, welche denſelben bewohnen ſollten, Rath geſchafft war; aber an Kunſtwerken beſaß man doch Einiges, während es an einem Raume, wo auch nur dieſe vernünftig aufgeſtellt werden konnten, ganz fehlte; zudem war es wünſchenswerth, für die Kunſtſchule ein neues Lokal zu gewinnen. Das Corps de Logis des Gebäudes iſt bereits fertig; gegenwärtig erheben ſich die Flügel. Das Ganze iſt in beſcheidenen Proportionen gehalten, liegt aber leider dicht an einer ſehr befahrenen, ſtaubigten Landſtraße. Die Auſpizien, unter denen die Sammlung eröffnet werden wird, ſind, wenn auch nicht glänzend, doch ermuthigend. Die alte, numeriſch ganz anſehnliche herzogliche Galerie, welche im Schloſſe zu Ludwigsburg verwahrt wird, kann immerhin ein Dutzend bis zwei werthvolle Stücke liefern; zudem iſt neuerdings von einheimiſchen und auswärtigen Künſtlern und Kunſthändlern Manches von bedeutendem Werth erworben worden; freilich zum Theil zu Preiſen, welche, wenn man den quadratiſchen Inhalt der betreffenden Bilder mit dem der zu füllenden Wände und mit dem Kunſtbudget vergleicht, nicht nur die Phantaſie deſſen erſchrecken, der gewohnt iſt, Alles materiell zu faſſen. — Von Seiten der Sculptur harren die werthvollen Abgüſſe der Werke Thorwaldſens, bekanntlich ein Geſchenk des Künſtlers, ſchon ſeit längerer Zeit der Aufſtellung; und ſo wird das Land noch immer früher den Anfang einer Kunſtſammlung beſitzen, als den einer Eiſenbahn.

Das in neueſter Zeit bei Staaten und Gemeinden faſt allgemein erwachte Verlangen, alles Alterthümliche an beweglichen und unbeweglichen Kunſtwerken und Denkmalen zu erhalten, zu reſtauriren, zum gemeinen Genuſſe hinzuſtellen, iſt keine vorübergehende, bedeutungsloſe Laune. Vergleicht man den freien, echt humanen Standpunkt, auf den ſich gegenwärtig die Geſchichtsbetrachtung erhoben, mit der hochweiſen Intoleranz, womit noch das vorige Jahrhundert alle vergangenen Zuſtände nach ſeinem Maßſtab maß und richtete, ſo wird es klar, daß jene Liebe für die überlieferten Reſte alter Art und Kunſt eben eine Folge iſt von der Erweiterung und Aufhellung des hiſtoriſchen Geſichtskreiſes. Dieſe Alterthümelei beweist aber ſo wenig eine Sehnſucht nach einem rückläufigen Gang der Geſchichte, daß man vielmehr ſagen kann: das Jahrhundert mußte auf ſeinem Pfade mit den Inſtitutionen, die aus den mittlern Zeiten heraufgewuchert, ein für allemal gebrochen, es mußte den Geiſt des Mittelalters vollſtändig überwunden haben, ehe es die Entwicklungen aller Zeiten in Staat und Kirche unparteiiſch in ihrer Nothwendigkeit zu faſſen vermochte; und je allgemeiner eine ſolche Anſchauung der Geſchichte wird, deſto mehr muß auch die Zahl derer wachſen, welche im Stande ſind, die Kunſtgebilde aller Zeiten, als gleich achtbare Manifeſtationen des Menſchengeiſtes, mit reiner Liebe, mit unverbittertem Antheil zu betrachten und zu genießen. Dieſe Stimmung iſt auch hier im Publikum und bei den Behörden erwacht. Leider fand aber der Trieb zur Erhaltung und Wiederherſtellung des Altehrwürdigen nur ſehr wenige Gegenſtände vor. Die gründliche Reſtauration der Hauptkirche, eines ſtattlichen, aber etwas nüchternen Bauwerks des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, wurde im vorigen Jahre unter Heideloffs Leitung begonnen; ſie iſt noch nicht vollendet. König Friedrich hatte aus der ihm zugefallenen reichen Benediktinerabtei Zwiefalten die berühmte große Orgel hieher führen laſſen. In jener pompöſen Zeit konnte man nicht genug Regiſter ziehen zu den Tedeum, womit man Gott für den unſern Waffen verliehenen Segen dankte. Man hatte, nach proteſtantiſcher Unſitte, mit dem prächtigen Orgelwerk den Chor der Kirche vollgeſtopft, in welchem ſich die Grabdenkmäler der alten Grafen und Herzoge von Würtemberg befinden. Man hatte dabei Orgel, Chor und Monumente gründlich verdorben. Jezt wird die Orgel auf der Bühne über dem Hauptportal in einem reichen, gothiſchen, von Heideloff gezeichneten Gehäuſe aufgeſtellt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. September 1840.

Wohl manche Runzeln noch und Flecken
Entſtellen trüb das Angeſicht
Der Braut des Herrn; dem Volk verdecken
Noch dichte Nebel Gottes Licht.
Doch unverſehrt, bewahrt im Schooße
Der Kirche, liegt die ew'ge Kraft,
Die nie die Menſchheit für die große
Beſtimmung zu erziehn erſchlafft.

v. Weſſenberg.

Briefe über das Gutenbergsfeſt in Straſsburg.

(Schluß.)

Ehe ich ſchließe noch eine beſondere und eine allgemeine Bemerkung.

Bei der Beſchreibung der Basreliefs des Gutenbergdenkmals haben wir geſehen, daß auf dem Europa darſtellenden Luther mit im Vordergrunde ſteht. Die katholiſche Geiſtlichkeit, die das Feſt redlich mitgemacht und ſogar vor der Enthüllung des Denkmals im Dom ein Te Deum geſungen, hatte vorher Nachricht erhalten, daß Luther ſich auf den Basreliefs befinde. Sie fragte deßwegen beim Comité an und erhielt eine verneinende Antwort, worauf ſie denn an dem Feſte thätig Theil nahm. Als nun das Denkmal enthüllt war, zeigte ſich, daß wirklich Luther auf demſelben ſtand. Daß ſie hiergegen Einſprache erhob, erklärt ſich leicht. Das Comité, das bona fide geantwortet hatte, trug nun bei David darauf an, daß das Bild Luthers verſchwinden möchte, und David erklärte ſich dazu bereit. Dies fand vielfachen Tadel, obgleich ſich die Sache bei näherer Berückſichtigung der Verhältniſſe als ganz natürlich herausſtellt. Straßburg iſt zur Hälfte von Katholiken, zur Hälfte von Proteſtanten bewohnt. Beide Konfeſſionen hatten gleich reichlich zum Denkmal geſteuert, gleich thätig am Feſte Theil genommen; deßwegen war von vorne herein der Grundſatz aufgeſtellt worden, daß das Denkmal weder durch politiſche noch religiöſe Anſpielungen die eine oder die andere Partei verletzen ſolle. In dieſer Ueberzeugung antwortete das Comité verneinend auf die Anfrage der katholiſchen Geiſtlichkeit, und fand ſich deßwegen auch augenblicklich bereit, ihr Genugthuung zu geben, als es ſah, daß David dennoch Luther im Basrelief angebracht hatte. David ſeinerſeits hatte andere Gründe.

Die beiden Extreme der verſchiedenen Religionsparteien in Straßburg ſind in ihrer Art gleich fanatiſch. Die niedere Volksclaſſe beſteht meiſt aus Katholiken und ſteht unter dem Einfluſſe der heftigern unter den katholiſchen Geiſtlichen, beſonders des ſehr beliebten, ſehr ausgezeichneten und hinreißenden, aber auch ſehr intoleranten Predigers Müh. Schon vor der Einweihung des Denkmals hatte dieſer gegen Luthers Bild gepredigt, und als dann die katholiſchen Marktweider daſſelbe wirklich auf dem Basrelief ſahen, war die Aufregung groß und es hätte zum Ausbruch nur einer Veranlaſſung bedurft. So ſtand der Friede der Bürgerſchaft in Frage; Blut wäre um des Bildes willen gefloſſen, und wer weiß, wo ein ſolcher Kampf in einer Zeit, in der der Fanatismus ſowohl bei Katholiken als Proteſtanten wieder ein Feuer aus den lezten Funken verſchollener Zeiten anzublaſen

Digitized by Google

ſucht, geendigt hätte, wenn er irgendwo mit Blute begonnen. Toleranz haben in dieſem Streite ſomit nur die gezeigt, die Alles gethan, um der Intoleranz nicht Gelegenheit zu geben, dem Haſſe eine neue Nahrung zu verſchaffen. Es iſt ein Weltunglück, daß die Chriſten in Proteſtanten und Katholiken getheilt ſind, und nur die werden verhüten, daß dies Unglück nicht noch größer wird, die auf beiden Seiten den Muth haben, die Gelegenheiten zum Ausbruche der Zwietracht zu beſeitigen, ohne ſich durch das Geſchrei der Fanatiker der einen oder andern Partei hindern zu laſſen in ihrem Friedenswerke. Ich achte Luther in ſeinem Kampfe gegen Rom, wenn auch der Proteſtantismus vereinzelte, zerſplitterte, individualiſirte; ich bin ſtolz darauf, daß es ein Deutſcher war, der die Welt von Prieſterherrſchaft befreite. Aber wahrlich, ich würde getroſt das kecke Bild des tapfern Helden aus der Geſchichte ausſtreichen, wenn ich damit den Zwieſpalt zwiſchen Proteſtantismus und Katholizismus, wie er ſich in der neueſten Zeit wieder herausſtellt, verwiſchen könnte.

Wunderbar! am Tage der vierhundertjährigen Gedächtnißfeier der Buchdruckerkunſt konnte dieſer Streit ſich erneuern! Der Abbé Müh ſoll gepredigt haben, der Hagelſchlag, der am Vorabend des Feſtes Straßburg heimgeſucht, ſey eine Strafe Gottes; mir ſcheint es aber, als ſey dieſer Zwiſt ſelbſt ein ganz anderer Fingerzeig des lenkendes Geſchickes geweſen. Katholiken und Proteſtanten reichten ſich die Hand am Fuße der *verhüllten* Statue des Mannes, der das Blatt mit den Worten hält: et la lumière fut! Beide Religionen huldigten dieſem Lichte der neuen Zeit und bekundeten ſo, daß ſie im Geiſte einen höhern Grundſatz gemeinſchaftlich anerkennen. Da fällt die Hülle, und es zeigt ſich das Bild Luthers, und die *Chriſten*, die ſich ſo eben, dem *Lichte* und dem *Geiſte* huldigend, die Hand reichten, werden wieder *Katholiken* und *Proteſtanten*. Der höhere Grundſatz, der ſie vereinigt, iſt der der *Duldung*, der, der ſie trennt, der des Haſſes, jener der des Chriſtenthums, dieſer der der Herrſchaft, der ſtolzen Rechthaberei, des Heidenthums und ſeines Egoismus.

Und dieſe Wahrheit ſollte am vierhundertjährigen Feſttage der Buchdruckerkunſt, am Fuße der Statue Gutenbergs abermals und zum tauſendſtenmale ſo klar als möglich werden. Das iſt der Fingerzeig Gottes. Das ſagt euch, ihr Männer der Preſſe, daß ihr ſchaffen und wirken ſollt, Duldung zu predigen, den Geiſt der Zwietracht zu bekämpfen, den höhern Gedanken zu ſuchen, in dem ſich die kleinen Parteizwiſte auflöſen und ausſöhnen. Dieſer höhere Gedanke iſt der der *Aufklärung*, des *Lichts*.

Vier Jahrhunderte lang war die Preſſe nur die Puppe deſſen, was ſie endlich jezt geworden. Sie wurde zur unbeſiegbaren Waffe des Geiſtes, vor dem ſich die Materie beugen muß; ſie ſpottet der Schlachttrompete, ſie lächelt beim Donner der Kanonen und verweht, wie der Wind Strohhalme, Millionen Bajonette, wenn ſie mit ihrem Hauche über dieſelben wegfährt. Und ſie ſollte nicht im Stande ſeyn, *Chriſten*, die ſich am Fuße des Standbildes Gutenbergs die Hand reichten, zu belehren, daß der Geiſt des Chriſtenthums, der Liebe, der Duldung, des Opfers höher ſteht als der des Haſſes und der Zwietracht, der ſie in Katholiken und Proteſtanten theilte? daß Chriſtus gleich hoch über Luther und dem Papſt ſteht? — Die Preſſe ſey die Waffe, die *einzige*, und ſie wird dem höhern, über Parteien und Secten ſtehenden Geiſte den Sieg verſchaffen; ſie ſey die einzige Waffe, und nie vergeſſe man, daß der, der zu einer andern greift, ſich ſelbſt entwürdigt. Der Edelmann zu allen Zeiten und noch heute ſchämt und ſchämte ſich des Stockes, und erklärte nur das Schwert ſeiner würdig. Der Ehrenmann aber, der zur Vertheidigung ſeiner Grundſätze von der Preſſe an Schwert und Flinte appellirt, entwürdigt ſich in einer ganz andern Art, als die Ritter, wenn ſie anſtatt Schwertwunden ſich den Stockbeulen ausſezten. Nur wer des Schwertes entbehrt und ſich dann angegriffen ſieht, mag ſich des Stockes bedienen, wie ſich, wem die Preſſe verſagt iſt, gezwungen ſehen kann, zum Schwerte zu greifen.

Das Gutenbergsfeſt von achtzehnhundert vierzig war das große Ereigniß unſerer Zeit: es bekundet den Sieg des Geiſtes über die Maſſe; das Erkennen dieſer Wahrheit wird aber erſt für die Zukunft dieſem Feſte ſeine ganze Bedeutung geben.

Einiges über die neueſte Jenſeitsliteratur.

(Fortſetzung.)

Es könnte ſcheinen, als entſpringe das Ablehnen der Kunden aus dem dunkeln Reiche aus einer kaum zugeſtandenen Beſorgniß, man möchte durch den ſich aufdringenden Glauben an eine geſpenſtiſche Bevölkerung des Lebenskreiſes in der Harmloſigkeit ſeiner Empfindungsweiſe, in ſeinen ſorgloſen Einſamkeiten und ſtillen Nächtlichkeiten geſtört, etwa gar von phantasmagoriſchen Unholden unerwartet angeſchnauzt und in paniſchen Schrecken verſezt werden. — Abgeſehen aber davon, daß dies möglicherweiſe ja auch ohne Aufregung und Schärfung des Blickes durch dahin einſchlagende Lektüre der Fall ſeyn könnte, ſo verſichern uns die Berichterſtatter über die geiſterhaften Societäten, daß das Berührtwerden von denſelben nichts ſpukartig Schauerliches habe.

Digitized by Google

Dem ſey nun nach Verſchiedenheit der Idioſynkraſie wie ihm wolle, ſo kann man nicht umhin, der Jenſeitsliteratur gegenüber ſein Leben, ſeine Erfahrung in die Wagſchale zu legen. — Nun iſt mir, freilich nur einem Einzelnen, in einem mehr als einem halben Jahrhundert niemals das Allergeringſte vorgekommen, was auf Vorbedeutungen, Ahnungen, Vorherſagungen, Erſcheinungen, Geſpenſter auch nur den leiſeſten bejahenden Bezug gehabt hatte; und nicht nur mir ſelbſt nicht, ſondern, ſo weit der Bereich meiner Erfahrung bei meinen Angehörigen, Verwandten, Freunden, Bekannten geht, auch allen dieſen nicht, inſofern ich ihren Aeußerungen Glauben ſchenken durfte. Keine einzige unzweideutige Wahrnehmung in meinem eigenen Erfahrungskreiſe, keine einzige glaubwürdige Mittheilung Anderer hat ſich mir ſo nahe gelegt, daß ſie mich wegen der Möglichkeit unerklärlicher Bezüge und Wirkungen beſagter Art hätte ſtutzig oder andern Sinnes machen können.

Was ich vernahm und las, hatte für mich keine weitere Garantie, als höchſtens die, daß der Erzählende daran glaube. Wenn ich aber recht hinſah, ſo bemerkte ich ein Hinneigen der Referenten zu dem Wunderbaren, ein Bedürfniß, dieſe Art von Geiſterwelt wahr zu finden, eine Sammlerluſt und Freude an jedem ihre Anſicht beſtätigenden Moment. — Wie unjuridiſch, unkritiſch hiebei verfahren wurde, war oft tragikomiſch mit anzuſehen. Wenn ſich der Beſonnene ſagte: es iſt nicht wahr, weil es nicht möglich iſt, ſo ſagten Jene: es iſt wahr, weil es unerklärlich iſt und die Erſcheinungen unſeres Geiſterreiches beſtätigen hilft! — Von der Unzahl von Ahnungen und Prophezeiungen, welche augenſcheinlich gemacht, hinter dem Begegniſſe her gemacht ſind, wollen wir ſchweigen.

Aber ein tüchtiger Vorhalt tritt unſerer Skeptik in den Weg, der ſich ſo vernehmen läßt: „In allen Sphären, wohin ſich unſer Intereſſe, unſer thätiger Antheil, unſere Schau und Wißbegierde nicht richtet, ſind wir mit ſehenden Augen blind. — Wenn Philadelphia bei Lichtenberg verkündet: wer nichts bezahlt, der ſieht nichts, ſo hat das im Gebiet der Beobachtung einen tiefen Sinn: wer nichts dazu bringt, der ſieht nichts. — Laß ein Kind durch das Fernrohr die vergrößerte Mondſcheibe betrachten, ſo gewahrt dieſe ihm ein nicht viel anderes Bild, als etwa ein Teller Suppe mit Fettaugen. Der Kundige ſieht aber am Mond nicht nur jeden einzelnen Flecken, ſondern er nimmt an dieſen Einſenkungen eine Struktur wahr, die ihn zu kühnen Folgerungen veranlaßt. — So mag es nun auch mit der Richtung des Blickes auf das dunkle Reich ſeyn."

Solchem nach würde Meinesgleichen um der Skeptik willen zu den Unwiſſenden und Blinden gerechnet werden. Davor müſſen wir uns aber verwahren. Wer auf die Bezüge des Lebens achtet, wer namentlich in ſeinem eigenen Schickſal mit leiſeſter Fühlung auf alle Gemüths- und Seelenerſcheinungen merkt, welche nur irgend auf die Entwicklung der Zukunft deuten könnten; wer in ſeiner nächſten Umgebung mit Antheil jede Aeußerung vernimmt, die irgend eine Vorausdeutung der Lebensevolution enthalten möchte, der wird doch wohl des Sinnes für Wahrnehmungen aus dem Nachtgebiete der Natur nicht ganz entbehren. Man kann ohne Sinn für Muſik ſeyn, wie Kant, man kann die Natur ohne ein maleriſches Auge anſchauen, man kann Gemäldeſammlungen, Kunſt- und Induſtrieausſtellungen, Naturalienkabinete ohne bedeutende Theilnahme, ohne den Blick des Kenners, des Kunſtfreundes, des Fachmannes, des Liebhabers durchwandern, und doch ein ſonſt gebildeter Mann ſeyn; aber das Intereſſe an der intellektuellen und moraliſchen Fortbildung des eigenen und der nahe gelegten Schickſale, an den Verhüllungen und Enthüllungen derſelben, an dem Hereinragen der Zukunft in natürlichen oder myſtiſchen Bezügen darf und wird Keinem fehlen, der auf den Namen eines Denkenden Anſpruch macht.

Und wer nun mit vollem und hellem Bewußtſeyn im Verlauf eines langen Lebens keinerlei Erfahrung gemacht hat, daß das Naturelement und das Menſchenthum mit andern Kräften, Bezügen, Gebilden, Weſen, Geiſtern u. ſ. w. erfüllt ſey, als welche die bisherige Ueberzeugung und Lebensanſicht, vor den neuen Enthüllungen der Nachtſeite der Natur, jedoch mit Hinzurechnung der Erfahrungen über den erweiterten Senſationskreis der Schlafwachenden, wollte gelten laſſen, wer alſo, um kurze Ausdrücke zu nehmen, ſich für die ältere klaſſiſche Anſicht bekennt und die modern-romantiſche ablehnt, dem wird man doch wohl weder Eigenſinn noch Bornirtheit Schuld geben können.

Man hat nicht nöthig, ſich barſch durchzuhelfen und etwa zu ſagen: Gäbe es auch eine ſolche Welt der Ahnungsbezüge, eine ſolche nächtliche Societät und ihren Verkehr unter ſich und mit gewiſſen Menſchen, ſo will Ich doch wenigſtens nichts davon wiſſen und damit zu thun haben. — Es kann eine begründete Pietät in unſerm Innern ſeyn, die eine ſolche Societät beharrlich verneint, eine religiöſe Wohlgezogenheit, die alle Vorenthüllung des Kommenden, alle Wahrſagerei, Divinations- und Ahnungsgabe als dem Gemüth und Zartgefühl widerſtrebend entſchieden ablehnt, die ebenſowenig eine Schlafwachende über künftige Schickſale fragen möchte, als eine Zigeunerin.

In der poetiſchen Literatur haben die ſchaffenden Geiſter ſich nie entblödet, geheimnißvolle Bezüge in der Zeit und im Raume mit einer Lebendigkeit darzuſtellen, daß ſie für den Leſer eine relative Wahrheit erhielten.

Digitized by Google

Während das Mährchen eine ſolche bloß in ſich und unter Vorausſetzung der Möglichkeit des Unmöglichen hatte, der Leſer ſich alſo gefliſſentlich und mit beſtem Wiſſen täuſchen ließ, lieh man jenen Schilderungen eine eigentlich hypothetiſche Wahrheit, gleichſam als wollte man ſagen: Wir wollen das Daſeyn eines myſtiſchen Gebiets vor der Hand dahingeſtellt ſeyn laſſen; iſt eine ſolche Nachtſeite der Natur vorhanden, ſo kann auch die erzählte wunderbare Geſchichte wahr ſeyn.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Auguſt.

(Schluß.)

Reuchlins Cenotaph. Buchhandel.

Vor dem Chor der Kirche zu St. Leonhard befindet ſich ein großer Calvarienberg aus Sandſtein: Maria, mit leidenſchaftlicher Geberde am Kreuz knieend und daran emporblickend, links und rechts Joſeph und Maria Magdalena, ein nach Zeichnung und Ausführung tüchtiges Werk des fünfzehnten Jahrhunderts. Es ſtand beſchädigt, unbeachtet da; vor etwa fünfzehn Jahren hat ein engliſcher Touriſt in ſeiner Reiſebeſchreibung eine gute Abbildung davon gegeben. Jezt iſt es mit einem gothiſchen Geländer aus Gußeiſen eingefriedigt und wird vom Bildhauer Braun mit Verſtand und Geſchick reſtaurirt. — In der Nähe dieſes ehrwürdigen Bildes, auf dem längſt in einen ſtädtiſchen Platz verwandelten Kirchhof zu St. Leonhard, ruhen die Gebeine eines der größten Männer einer großen Zeit, Johannes **Reuchlin's**. Die Stätte des Grabs iſt unbekannt und das Grabmonument verloren. Reuchlin hatte ſich indeſſen ſchon zwanzig Jahre vor ſeinem Tod im Kreuzgang des um dieſe Zeit geſtifteten Dominikanerkloſters, des jetzigen Bürgerhoſpitals, eine Gruft auserſehen und daſelbſt einen Denkſtein aufgerichtet. Aber die Predigermönche wurden die erbitterten Feinde des Mitarbeiters an den epistolis obscurorum virorum, und übernahmen die Rolle, den großen Mann den Lärm, den ein Ortuin Gratius und ein Jakob ab Hochſtraaten in Schriften gegen ihn erhoben, zu Stuttgart ſelbſt materiell vernehmen zu laſſen. Und ſo weiß man nicht recht, ob er ihnen ſeine ſterbliche Hülle nicht anvertraute, oder ob ſie dieſelbe nicht aufnahmen, als er im Jahr 1522 zu Stuttgart geſtorben war. Sein Grabſtein im Kloſter blieb ſtehen, wurde vergeſſen, hie und da von einem Schriftſteller erwähnt, von andern vergeblich geſucht. Aber noch ſteht er, ſchwerlich von zwanzig Menſchen hier gekannt, an der Mauer des Kreuzgangs, faſt des einzigen Flecks in hieſiger Stadt, der ganz den architektoniſchen Stempel der Zeit trägt, wo Würtemberg ein junges Herzogthum war, wie es jezt ein junges Königreich iſt. Es iſt ein einfacher Sandſtein mit der Inſchrift: *ΑΝΑΣΤΑΣΙΣ*. — An. Chri. MDI. Sibi et posteritati Capnionae Joannes Reuchlin Phorcensis. P. C. Dieſes Denkmal des erſten Deutſchen, der ein lateiniſches Wörterbuch und eine griechiſche Grammatik ſchrieb, würde am beſten in der Bibliothek des Gymnaſiums aufgeſtellt, das im vorigen und in dieſem Jahre ſehr anſehnlich erweitert und reſtaurirt worden iſt. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich wieder die Achtung vor den Schöpfungen der vergangenen Zeit in einem Entſchluß, der noch vor zwanzig Jahren Niemand in den Sinn gekommen wäre. Das Gymnaſium iſt ein Gebäude aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, maſſiv, einfach und zweckmäßig. Es war, troz der Entſtehung unabhängiger Real- und Gewerbeſchulen, längſt zu enge geworden, und es handelte ſich davon, neben dem alten ein gleich geräumiges neues Gebäude zu errichten. Statt daß man es nun dem Architekten überließ, etwas zu komponiren, das an allerlei erinnerte und nichts war, ergriff man den hier gewiß vernünftigſten Ausweg, daß man das alte Haus im Aeußern geradezu kopirte und ein Zwillingsgebäude hinſtellte. — Erſt jezt iſt Schillers Monument definitiv und vollſtändig in den Organismus der Stadt eingewachſen: vor Kurzem wurde an die Ebnung und Pflaſterung des Platzes um das Monument die lezte Hand gelegt. Das Bild, das ſich bereits von oben herab ſtark bräunt, hat allermittelſt Zeit gehabt, ſich bei uns einzubürgern. Gedenkt man der verſchiedenartigen Aufregung vor und nach Errichtung deſſelben, ſo ſtellt ſich einem die Macht der Thatſache klar vor Augen. Das Bild ſteht einmal da mit all ſeinen Schönheiten und Mängeln, und es iſt uns ſo, wie es iſt, gewohnt und lieb geworden. So ſchön die Begeiſterung war, durch die es geſchaffen wurde, ſeine eigentliche Bedeutung erhält ein Denkmal der Art erſt dann, wenn die Bevölkerung es, als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes, mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit betrachtet, beim Anblick deſſelben im gemeinen Lauf des Lebens nicht viel denkt. — Unſere Stadt war durch ihre Lage und alle Verhältniſſe des Landes nicht dazu berufen, durch großartigen commerziellen Verkehr oder durch Anhäufung von Kunſtwerken der Herd bedeutender äußerer Bewegung zu werden. Aber von dem kleinen Lande, deſſen Mittelpunkt Stuttgart iſt, waren von jeher, und beſonders ſeit der Reformation, für Deutſchland die bedeutendſten geiſtigen Einflüſſe der verſchiedenſten Art ausgegangen, und ſo iſt es wenigſtens in gewiſſer Beziehung eine naturgemäße Entwicklung, wenn Stuttgart in einer Zeit, wo der allgemeine Wetteifer im Gewerbfleiß alle Kräfte ſpannt, ein Focus der Induſtrie wurde, bei welcher das geiſtige Produkt gleichſam als Rohſtoff erſcheint, und die an keine geographiſchen Verhältniſſe und an keinen durch alte Gewohnheit geheiligten Markt gebunden iſt. Wenn man aber auch die Bedeutung, welche der Stadt dadurch geworden, noch ſo hoch anſchlägt, zur Regſamkeit und dem Glanz, welche auch hier ſichtbar im Steigen ſind, trägt ſie eben nicht viel bei. Literatur und Buchhandel beſpiken eine Stadt nicht mit rauchenden Schloten, bevölkern nicht die Promenaden mit überfeiner Welt, treiben keine Maſſen von Fuhrwerk durch die Straßen, und ſelbſt tauſende hieſiger Einwohner haben erſt am Buchdruckerfeſt erfahren, daß wöchentlich ein großer Wagen mit der wunderlichſten aller Waaren, mit Geiſt in Ballen, von hier abgeht. So müſſen wir es uns gefallen laſſen, daß die Maſſe der Fremden eine Thätigkeit verkennt, die für ſie latent iſt, und daß ſelbſt die Mehrzahl der deutſchen Reiſenden den hieſigen bedeutenden Perſönlichkeiten, den literariſchen „Löwen" die Ruhe gönnt, in der der deutſche Schriftſteller ſeine Kraft und ſeine Schwäche findet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. September 1840.

Roſſe gelenkt,
Muthig geſchwenkt,
Schwert an der Seite,
Friſch in die Weite!
Schiller.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

I.

Die Einkleidung.

Wenn ein jugendliches Gemüth natürlichen Muth beſizt, eine etwas lebhafte Phantaſie und einigen Leichtſinn, und viele edle Bücher geleſen hat, als da ſind Spieß und Kramer und andere, ſo kann es unmöglich glauben, daß jenes großartige, geharniſchte Zeitalter mit dem blanken Rüſtzeug, mit den wallenden Federbüſchen und den ſchönen Damen auf lichtbraunen Roſſen ſo gänzlich vom Erdboden verſchwunden ſeyn ſolle. Hat einen das Schickſal, wie mich, hinter den Ladentiſch in ein kleines Städtchen geworfen, wo es kein Militär gibt, ſo kann es ihm gar leicht ergehen wie mir.

Der Soldatenſtand war für mich derjenige, in welchem die alte Ritterzeit fortlebte, in dem noch der kriegeriſche Geiſt, das friſche, lebendige Leben der Herren und reiſigen Knechte des Mittelalters zu finden war. Nur das Thal, in dem unſere Stadt lag, ſchien mir entgeiſtert und öde; hinter den Bergen, die es begrenzten, da mußte es anders ſeyn. Unfehlbar gab es dort noch dichte Wälder, wo böſe Drachen auf den vorüberziehenden Wanderer lauerten, und ſtille Seen, an denen weißgekleidete Jungfrauen, die Hände ringend, auf Erlöſung aus den Klauen des furchtbaren Rieſen harren, welcher ſie an langer goldener Kette gefeſſelt hält.

Einmal in meinem Leben hatte ich zwei Offiziere geſehen. In dieſen beiden Perſonen concentrirten ſich nun alle meine Begriffe von der jetzigen Ritterſchaft. Ich war Augenzeuge, wie einer derſelben, mit wallendem Federbuſch, klirrendem Säbel, mächtigen Sporen und gewaltiger Reitpeitſche, eine junge Dame mit der graziöſeſten Handbewegung und den kühnen Worten: „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich,“ durch eine Schaar klaffender Hunde führte. Dieſen ſezte meine Einbildungskraft an die Ufer jenes Sees; ich ſah, wie der Rieſe vor ſeinem gewaltigen Schnurrbarte und wüthenden Blicke die Flucht nahm, und er die Dame befreite mit den Worten: „Vertrauen Sie mir Ihre Ehre und verlaſſen Sie ſich ganz auf mich.“

Nun hatte meine Phantaſie unglücklicherweiſe einen Anhaltspunkt. Ja, ſie lebte noch fort, jene edle Zeit, noch gab es einen Stand, deſſen Beſtimmung es war, die Unſchuld zu ſchützen, das Recht zu vertheidigen und mit flammendem Schwerte drein zu ſchlagen. In meinem kaufmänniſchen Herzen keimten verderbliche Saaten. Warum gab mir das Schickſal das farbige Band der Elle ſtatt der ſchwarzen Zügel eines muthigen Roſſes in die Fauſt! warum mußte ich anſtatt Rieſen mit der Länge

Digitized by Google

des Schwertes, Band und Zeug mit jenem unpoetiſchen Werkzeuge meſſen! Zur Speiſung ſolcher gefährlichen Gedanken las ich alle Ritterromane und Kriegsgeſchichten, die mir in die Hände fielen. Rellſtabs 1812 hat viel an mir verſchuldet.

Ich erfuhr, daß es außer Fußvolk und Reiterei auch Artillerie gebe. „Kanonen!“ das Wort ſchlug kühn an mein Ohr; ich ſah ſie dahinfliegen, mit muthigen Pferden beſpannt, ich belagerte ein Schloß und ſandte meiner Geliebten, welche dort in einem Thurm gefangen war, einen roſenfarbenen Liebesbrief vermittelſt einer Bombe, in welche ich ihn vorſichtig geſteckt hatte. Ich ſang beſtändig:

Burgen mit hohen,
Dräuenden Zinnen,

und als eines Tages Straßenjungen an unſerm Laden ein Fenſter eingeworfen hatten, entgegnete ich meinem Prinzipal auf ſeine Frage in der größten Zerſtreuung: „Den Schuß that die große Feldſchlange hinten am Saum des Waldes.“ — Ich fing allen Ernſtes an, Plane zu machen, wie ich mich dem verhaßten Stand nach beendigter Lehrzeit entziehen und frei, d. h. königlicher Kriegsknecht werden möchte. Dazu kam noch, daß eines Tags eine Abtheilung Artillerie durch unſere Stadt zog, und dies brachte mich vollends von Sinnen. Die muthig ſchmetternde Muſik, das fröhliche Ausſehen der Reiter, welche das Geſchütz wie eine geheiligte Perſon umgaben, das dumpfe Dröhnen deſſelben auf dem Pflaſter, alles das regte mich unbeſchreiblich auf. Einer der Unteroffiziere erkannte unſer Ladenmädchen, das vor der Thüre ſtand; es war ſeine Couſine. Er warf ſein Pferd aus der Reihe und ſprengte kühn und ſtolz an uns heran, um dem Mädchen die Hand zu drücken; ſie wechſelten einige Worte und er jagte wieder vor ſein Geſchütz, daß das Pflaſter Funken ſprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag ſtolz gehoben, und wir ſtanden dabei „in unſers Nichts durchbohrendem Gefühle.“

Einige Meilen von meinem Wohnort war die nächſte Garniſonsſtadt, wo mir ein alter Vetter, ein Obriſtlieutenant außer Dienſt lebte, mit welchem ich beſchloß, Rückſprache zu nehmen. Ich bat um Urlaub und reiſte eines Sonntag Morgens dahin ab. Mein Verwandter nahm mich ſehr freundlich auf, ein kleines Männchen mit einem ſcharf markirten Geſicht, welchem die hoch empor gezogenen Augenbraunen etwas ſehr Gebietendes gaben. In der Schlacht bei Pirmaſens kommandirte er ein Infanterieregiment, und da verſperrte ihm eine neidiſche Kartätſchenkugel den Weg zum fernern Avancement. Er trug meiſtens einen grünen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den ruſſiſchen St. Annenorden erſter Claſſe und in der Hand eine große ſilberne Tabaksdoſe, auf welcher ſein Familienwappen gravirt war. Es war ein gemüthlicher alter Herr, beſonders wenn er in ſeinem Zimmer ſaß und von ſeinen Feldzügen erzählte. Um ihn lagen auf allen Tiſchen und Stühlen kriegswiſſenſchaftliche Werke und Schlachtplane; an den Wänden hing eine Maſſe Säbel und Piſtolen, auf welche er bei ſeinen Erzählungen beſtändig hinwieß; den Sabel hatte er bei jenem Scharmützel, diese Piſtolen anderswo hauptſächlich in Thätigkeit geſezt; in der Ecke ſtand das Modell einer kleinen Schanze, mit Kanonen garnirt, in deren Original er ſich ein paar Tage tapfer gehalten; auch zeigte er gern jene Kartätſchenkugel, die er in einem Maroquinkäſtchen verwahrte. Ihm eröffnete ich nun meinen Wunſch, die kaufmänniſche Laufbahn zu verlaſſen und den edeln Stand eines Vaterlandsvertheidigers zu ergreifen.

(Fortſetzung folgt.)

Einiges über die neueſte Jenſeitsliteratur.

(Schluß.)

In dieſem Sinne laſen wir Alle die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter von Goethe, Manches aus ſeinem Leben, in den Wahlverwandtſchaften und Wanderjahren. — Welcher Erzähler hat nicht auch einmal ſolch einen immer anſprechenden Stoff zu ſeiner Darſtellung gewählt? Wenn es nur in der rechten Art, im geeigneten Tone geſchah, ſo konnte es die äſthetiſche Kritik immerhin gelten laſſen. Man war im poetiſchen Kreiſe, und etwa wie im Leben daran, wo uns hundert ſolche Erzählungen und Anekdoten begegnen und uns nach unſerer Individualität glaubig oder unglaubig finden.

Nun erſcheinen aber ſeit Jahren in zunehmender Zahl Schriften, die ſich ein fachmäßiges Anſehen geben, und in welchen die Sache ernſtlich gemeint ſcheint. Es iſt von keiner poetiſch bedingten Wahrſcheinlichkeit, ſondern von der hiſtoriſchen Wahrheit ſelbſt die Rede. Wie aber manche Autoren im Dienſte des Buchhandels die Neigung des Publikums für ſolche Stoffe auszubeuten trachten, wird taglich ſichtbarer. Kurz nacheinander kamen mir einige Schriften der Art zur Hand, worin eine Unzahl von wunderbaren Geſchichten, Begegniſſen und dergl., mit Betrachtungen durchſpickt, hererzählt war. Neben ſolchen, die, wenn man dem Zufall genug einräumte, ganz im Reiche des Natürlichen liegen konnten, kamen andere, deren Ereigniſſe ganz unglaublich, rein erdichtet oder platterdings unmöglich waren.

Einem geſunden Sinn und gebildeten Gemüth iſt wohl kaum gegeben, ſolche Galerien von Mirakel-Genre-

bildern zu durchlaufen. Poetiſch genommen, haben ſie wenig Werth, hiſtoriſch verdienen ſie keinen Glauben; ſie ſind augenſcheinlich nicht auf dem wiſſenſchaftlichen Forſchungsweg entſtanden, und ſo dienen ſie nur dazu, dem Leſer Sinn, Verſtand und Geſchmack zu verrücken. Wie es um ſolche Machwerke ſtehe, iſt mir kürzlich zufällig nahe gelegt worden.

Ich fand ein Buch angekündigt: „Das geheimnißvolle Jenſeits.“ In der beigefügten ausführlichen Inhaltsanzeige ſtand unter andern auch: „Der Klapperer.“ Dieſe Ueberſchrift fiel mir auf. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte ich eine kleine Erzählung unter demſelben Titel, und als „Dorfſage“ gegeben, drucken laſſen. Bei der Einſichtnahme von dem Büchlein fand ich meine Erzählung mit verändertem Eingang und mit Weglaſſung alles deſſen, was, wie ich wohl bemerkte, die phantaſtiſche Entſtehung hätte durchblicken laſſen. — Der Stoff iſt kürzlich folgender:

Ein reicher Bauerſohn liebt eine hübſche, jedoch arme Dirne und ſucht ſie ſeiner brünſtigen Neigung zu gewinnen. Ihre Schamhaftigkeit, ihre Zweifel an der Beſtändigkeit ſeines Willens, ſie zu heirathen, beſiegt er mit dem Schwur: „Wenn ich dir untreu werde, ſo ſollen dereinſt meine Gebeine nicht vermodern, ein Knochen ſoll an dem andern hängen bleiben, und ich will als ein ſcheußliches Gerippe von der Ruhe der Todten ausgeſchloſſen ſeyn.“ — Sie verſagt ihm nun keinen Wunſch mehr und empfindet bald die Folgen. — Er nimmt eine Reiche, lebt aber in Mißmuth und ſtirbt bald. Sie heirathet einen Schneider und es geht ihr gut.

Nach achtzehn Jahren iſt eine Hochzeitfeier im Dorfe. Die Gäſte unterhalten ſich auch mit Spielen. Ein Pfand ſollte die Aufgabe löſen, den „Klapperer“ aus dem Beinhauſe zu holen. Dies war ein Skelett, wie es ſchien auf natürlichem Weg entſtanden, das die Todtengräber dort aufgeſtellt hatten. — Es war ein kecker Burſche, dem das Pfand gehörte. Die ſtockfinſtere Nacht hält ihn nicht ab, auf den Gottesacker zu gehen, die ſchlechtverwahrte Thüre des Todtenhäuschens zu öffnen und den „Klapperer“ zu holen. Er ſtellt ihn vor die zuſammenſchauernden Gäſte. Der Wirth tadelt den unzeitigen Scherz mit dem Todtengerippe und fordert, daß Jedes ihm abbittend die Hand reiche. Sie thun es. Roſine, die Schneidersfrau, weigert ſich. Auf die Frage, ob ſie den Klapperer, den ſie ſcheu betrachtet, kenne, antwortet ſie endlich: „Ich glaube!“ Sie rafft ſich jedoch zuſammen, ergreift die knöcherne Hand und ruft bewegt aus: „Conrad, ich verzeihe dir!“ — Kaum hat ſie dies geſprochen, als Knochen von Knochen ſich löst und das Gerippe klappernd zuſammenſinkt und ein Häuflein Moder den Boden füllt. Gewiß kein ſchlechter Stoff für eine Spinnſtubengeſchichte. Aber was ſoll die Dorfſage in einem Buch „Ueber das geheimnißvolle Jenſeits oder über den Zuſammenhang der Seele mit der Geiſterwelt, bewieſen durch eine Sammlung äußerſt merkwürdiger beglaubigter Geiſtererſcheinnungen, Ahnungen und Träume ꝛc.“, das den Namen des Profeſſors Stilling — ich weiß nicht mit welchem Recht — trägt, bei welchem die Käufer doch wohl an Jung-Stilling denken ſollen, da es heißt, der Name des Verfaſſers bürge für den Werth des Buches, und das ſich an J. Kerners Seherin von Prevorſt anlehnen will? — Das Geſchichtchen, wie ich es gab, iſt bloße Dichtung, Erdichtung. An dem mir mündlich zugekommenen Grundzug iſt nicht mehr und nicht weniger, als an hundert andern Spinnrockenmährchen.

Ich las noch weiter in dem Büchlein und ſtieß auf mehrere oft geleſene Geſchichten, die wohl größtentheils nicht mehr verbürgt ſeyn mögen, als mein Klapperer. Wenn deren Schöpfer ſich ihrerſeits eben ſo hiſtoriſch inſolvent erklären, wie ich, ſo hat der Herausgeber als Geſammtbürge und Selbſtzahler einen harten Stand.

Während nun Männer vom Fache ſich mit ernſten Forſchungen in dieſem dunkeln Gebiete abgeben und uns mit den Reſultaten derſelben ihre Anſichten und Vermuthungen zukommen laſſen, ſehen wir Andere, weniger Berufene die Richtung der Zeit auf dieſes problematiſche Reich benützen und eine Menge ganz ungeläuterten, ja oft urſprünglich tauben Stoffs herbeiſchaffen, der in ſeiner leichtfertigen, geſchmackloſen Auswahl den Sinn des Publikums nur verwirrt, ſtatt ihn aufzuhellen. Schon jene gelehrten Forſcher haben ein bedenkliches Geſchäft vor ſich. Es fragt ſich nämlich, ob ſich die merkwürdigſten Erſcheinungen der magnetiſchen und anderer abnormen, geſteigerten Zuſtände nicht durch eine Erweiterung der bisherigen Begriffe der Pathologie und Pſychologie erklären laſſen, oder ob wir uns gefallen laſſen ſollen, ein Hereingreifen des Jenſeits in das Dieſſeits, ein Herzutreten abgeſchiedener Weſen von der Nachtſeite des Lebens her in die Gegenwart anzunehmen, eine Erweiterung nicht ſowohl unſerer Lehrbegriffe, unſerer Scienzen, als vielmehr eine Ausweitung unſeres Lebenskreiſes, eine in's Unendliche vermehrte Bevölkerung unſerer Menſchenſpähre, einen neuen Verkehr mit Weſen ganz anderer Art.

Es handelt ſich alſo hiebei wirklich um eine Umwälzung unſerer Ueberzeugung, um eine geiſtige Revolution, und man kann nicht wiſſen, welche ganz andern ſittlichen Motive in der Folge, wenn die Grundideen über die Nachtſeite der Natur etwa ganz zum Durchbruch kommen ſollten, wir unſern Handlungen unterſtellen werden. — In dieſem Falle werden wir aber auch eine Menge Extravaganzen zu erleben, Aufhäufungen von taubem Geſtein, Halden, Schutt zu beſeitigen haben.

Mir kommt hiebei wieder ein Wort in's Gedächtniß, das einſt Uhland in einem geſelligen Kreiſe in einer

Digitized by Google

freilich von ganz andern Intereſſen bewegten Zeit geäußert, und woraus ſein Weſen ſo recht hell blickt. — „Wenn kräftige Männer" — ſo ungefähr drückte er ſich aus — „eine zeitgemäße, reife Idee in's Leben rufen, welche einen Umſchwung der Anſichten und Verhältniſſe zur Folge hat, ſo ſtehen auch alsbald, von dieſer Bewegung angeregt und ermuthigt, die Phantaſten und Narren auf und rücken mit ihren queerköpfiſchen Planen und Einfällen hervor, weil ſie wähnen, es ſey die rechte Zeit, wo ſie mit denſelben zum Treffen kommen könnten." — In der Zeit politiſcher Bewegungen ſind es zugleich die Böſen, die dann ihre ganze Argliſt und Wuth loslaſſen, ſo daß die ſich umwälzende Nation nur durch die Verzweiflung hindurch wieder zu einer leidlichen Ruhe gelangt. — In der Literatur ſind es neben den Phantaſten, die eine neue Lehre nach ihrer Weiſe anamorphoſiren, die Eigennützigen, die Spekulanten und Fabrikanten, welche die Modeideen nutznießen wollen.

F. L. B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Das Börſenſpiel.

Durch die ſtarken Schwankungen im Werth der Staatspapiere an der Börſe vor vierzehn Tagen ſind natürlich manche reich, manche arm geworden, und zwar einige ſehr reich, und andere ganz arm, wie es bei einem Hazardſpiele zu geſchehen pflegt. Die Zeitungen haben die Börſe eine Diebshöhle, die ſich daſelbſt verſammelnde und ſpekulirende Menge eine Räuberbande genannt, und ſo ſehr auf das Einſchreiten der Polizei gedrungen, daß die Regierung endlich nicht umhin konnte, etwas zu thun, um der öffentlichen Meinung Genüge zu leiſten. Es iſt alſo eine Unterſuchung verordnet worden. Dafür haben einige Tageblätter die Regierung ſehr gelobt, andere aber das Unnütze dieſer Maßregel eingeſehen und dargeſtellt. Das Börſenſpiel nimmt bei jeder wichtigen politiſchen Begebenheit denſelben Charakter an, die lezte Kataſtrophe iſt keineswegs einzig in ihrer Art, und hätte die Regierung ein Mittel, dieſem Hazardſpiel ein Ende zu machen, ſo wäre es auffallend, wenn ſie dieſes Mittel nicht ſchon längſt ergriffen hätte. Auf Staatspapiere zu ſpekuliren, kann Niemand verwehrt werden, und der Staat gewinnt ſogar dabei. Denn je mehr darauf ſpekulirt wird, deſto mehr Kredit erhalten ſeine Effekten, und deſto höher ſteigen ſie. So lange es Staatspapiere gibt, und das Sinken und Steigen des Werthes derſelben von den politiſchen Begebenheiten abhängt, muß der Staat auch ruhig zuſehen, wenn viel darauf gewagt wird, und dabei ein Theil der Spekulanten ſich bereichert, der andere verarmt. Jeder weiß, was er zu gewärtigen hat, wenn er ſich in den Strudel des Börſenſpiels wirft, und muß es alſo ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn er dabei ſein Vermögen einbüßt. Nur dem ſogenannten Terminſpiele kann die Regierung einigermaßen ein Ziel ſetzen, da dies eine Art von Wette iſt und der Vermittlung des Wechſelagenten, einer von der Regierung beſtätigten Perſon bedarf, wie alle andern Geldoperationen an der Börſe. Dieſes Spiel beſteht bekanntlich darin, daß an einem beſtimmten Termin, zum Beiſpiel am Ende des Monats oder der erſten Hälfte deſſelben, einer der beiden Wettenden die Differenz zahlt, welche zwiſchen dem Stande der Staatseffekten zur Zeit der Wette und dem Stande derſelben am Ende des Termins ſich herausſtellt, je nachdem er auf's Steigen oder Sinken gewettet hat und die Papiere geſunken oder geſtiegen ſind. Dieſes verderbliche Spiel iſt es eigentlich, was ſo große Unglücksfälle an der Börſe verurſacht. Das Wetten kann die Regierung freilich eben ſo wenig verbieten, als das Spekuliren auf die Papiere, aber den Wechſelagenten kann ſie verbieten, die Unterhändler bei dergleichen Wagſpielen abzugeben, und dies hat ſie auch ſchon längſt gethan. Es ſcheint aber nicht, daß ſie viel dabei ausgerichtet hat; denn man ſpielt auf verſteckte Weiſe, und da die Wechſelagenten von allen Summen, welche durch ihre Hände gehen, gewiſſe Procente beziehen, ſo nehmen ſie es nicht ſo genau mit den Börſenoperationen, die ihnen angetragen werden, und thun, als ob ſie den eigentlichen Sinn derſelben gar nicht ahnten. Somit wird unaufhörlich an der Börſe gewettet; in ruhigen Zeiten, wenn der Werth der Staatspapiere nur wenig ſteigt oder fällt, iſt auch die Differenz beim Terminſpiele unbedeutend; daher macht dann das Spiel wenig Aufſehen und bewirkt auch keine Erſchütterungen im Vermögen der Spieler; bezieht ſich aber der politiſche Himmel mit Wolken, droht ein Sturm, ereignet ſich unerwartet etwas Folgenreiches, ſo wird die Spielluſt dadurch angefacht, das Sinken oder Steigen wird beträchtlich, das Riſiko wird größer, mithin iſt viel zu gewinnen oder zu verlieren. Dann müſſen ungeheure Differenzen bezahlt werden, und einer wird nach dem andern banferott. Dies war denn auch die Geſchichte der Börſe in den lezten drei Wochen. Was will nun die Polizei dabei thun? Sie wird erfahren, daß man entſetzlich viel gewagt, gewonnen oder verloren hat. Man behauptet, einige Spieler haben falſche Nachrichten ausgeſtreut und dadurch die Beſucher der Börſe getäuſcht. Es fragt ſich, ob dies als Betrug angeſehen werden kann, wenigſtens als im Bereiche der Geſetze liegender Betrug. Wenn man alle beſtrafen wollte, welche das Publikum täuſchen oder falſche Gerüchte ausſtreuen, ſo hätte man viel zu thun. Ob es nun aber ſtrafbarer iſt, an der Börſe falſche Gerüchte auszuſtreuen, als an einem andern Orte der Stadt, iſt, glaube ich, noch nicht entſchieden. Die Beſchuldigten werden zu denen, welche durch ſie zu Grunde gerichtet worden, ſagen: Warum wart ihr ſo leichtgläubig und wagtet euer Geld auf eine bloße Ausſage, auf ein unverbürgtes Gerücht? Allerdings hat man den Vorgang des berüchtigten Lord Cochrane in England, welcher dafür beſtraft wurde, daß er einen vorgeblichen Kurier durch London hatte reiten und die Nachricht eines großen, durch Napoleon errungenen Sieges ausſtreuen laſſen, um dadurch ein Sinken der Staatspapiere zu bewirken. Hier war jedoch viel unzweifelhafter eigentlicher Betrug, und auch die behutſamſten Beſitzer oder Ankäufer von Staatspapieren mußten dadurch getäuſcht werden. Ich wüßte alſo nicht, welchen Spieler man gerichtlich belangen könnte. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die aus dem Börſenſpiele entſpringenden Streitigkeiten ſo wenig vor Gericht berückſichtigt werden, als Spielſchulden, und daß die Spielenden alſo ihre Angelegenheit unter ſich ausgleichen müſſen, denn die Juſtiz befaßt ſich keineswegs damit.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 26.

Sonnabend, 12. September 1840.

[332] ## 8te Auflage von Hartigs Forſtlehrbuch.

In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch für Förſter
und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfaſſers ward ſeinem Sohne der Auftrag, ſich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förſter einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wiſſenſchaft und den geſteigerten Anforderungen an wiſſenſchaftliche Bildung der Revierförſter nicht mehr entſprechenden erſten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leiſtend, übergibt er den Fachgenoſſen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forſtwirth von beſonderer Bedeutung ſind, indem ſie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung weſentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derſelben beſtimmend. Zuſatze größeren Umfangs enthalt noch der zweite Band in den Abſchnitten über Betriebslehre, Bewirthſchaftung der Mittelwalder und über Forſtinſekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verſtorbenen Verfaſſers viele und wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten, die nach deſſen handſchriftlichen Bemerkungen in dieſe achte Auflage übergegangen ſind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieſes Werkes aufgenommen wurden, iſt die ſicherſte Bürgſchaft für den Werth deſſelben, weßhalb ſich der Herausgeber dieſer neuen Auflage keine Aenderungen, ſondern nur Zuſätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erſchien, geſtattet hat.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[329] ## Denkmal für Thomas von Kempen.

Der Wunſch, daß dem ehrwürdigen Thomas von Kempen ein öffentliches Denkmal errichtet werden möchte, iſt längſt in mancher frommen Bruſt genährt und oft genug ausgeſprochen worden; in der jüngſten Zeit aber geben ſich die Stimmen der Verehrer des Mannes eben ſo laut als allgemein kund, und alle ſind ſo ermunternd, ſo dringend an deſſen Vaterſtadt gerichtet, daß der gerechteſte Vorwurf auf der Stadt Kempen laſten würde, wenn ſie dieſer chriſtlichen Regung der Gemüther in einem ſo günſtigen Zeitpunkte nicht mit Bereitwilligkeit entgegen kommen wollte.

Dadurch aufgefordert, hat der unterzeichnete Verein das Werk, welches ihm am Herzen liegt, mit Liebe übernommen. Selbſt feſt entſchloſſen, daſſelbe auf alle möglich Weiſe zu fördern, hegt er aber auch in Betreff der Ausführung, die ihrer Natur nach nur durch Mithülfe Vieler zu Stande kommen kann, ein volles Vertrauen, daß die ſo heilige Angelegenheit überall in dem weiten Kreiſe aller Edeldenkenden, denen großes Verdienſt um die Menſchheit und Verherrlichung des Chriſtenthums theuer iſt, freudige Theilnahme und eifrige Mitwirkung finden werde.

Denn große Männer ſind nicht ihrem Geburtsorte eigen; ſie gehören dem Vaterlande oder vielmehr der Welt, die ſie durch die Kraft ihres Gemüthes veredelt, durch die Strahlen ihres Geiſtes erhellt haben. Ihr Andenken öffentlich ehren, iſt eine unerlaßliche Pflicht der Dankbarkeit, und jedes Volk iſt es auch ſich ſelbſt ſchuldig; denn ihm frommt es, daß ſie vor Augen geſtellt und gleichſam von Neuem ins Leben verpflanzt werden. Oeffentlich geehrt, finden ihre Tugenden Verehrung in den Herzen der Menſchen, erwecken zur Nachahmung und wirken ſo zum Segen der Völker Jahrtauſende fort. Hoher Muſter bedarf die Welt. Wie der einzelne Menſch durch ihr Beiſpiel an ſeine Würde gemahnt, ſich an ihnen aufrecht hält, um nicht zum Gemeinen hinabzuſinken; ſo lernt ein Volk durch die öffentliche Hochachtung großer Männer ſich ſelbſt achten, indem es ſich derſelben werth zeigt, und erwirbt ſich dadurch nicht minder, als durch glanzende Kriegsthaten, Achtung und Ruhm bei ſeinen Zeitgenoſſen und bei der ſpäteſten Nachwelt.

Digitized by Google

Sind nun überhaupt hohe Verdienſte zu verherrlichen, wie ſollten wir dann nicht den gotterleuchteten Mann ehren! Dieſen Mann, der einzig in ſeiner Art durch die Engelreinheit ſeines Wandels und durch die Kraft ſeiner himmliſchen Lehre, als ein neuer Apoſtel des Chriſtenthums unter uns aufſtand; der in ſchlichter Demuth, erhaben, wie das Göttliche über dem Menſchlichen, in den Fußſtapfen ſeines göttlichen Vorbildes wandelnd, von Neuem den Weg zur Wahrheit und zum Leben bahnte; deſſen wohlthätiges Licht aus engem Kämmerlein die Welt erleuchtete und auch jetzt noch nach vier Jahrhunderten Troſt und Himmelsfrieden in die Herzen der Menſchen gießt. Wo iſt, darf man wohl fragen, Einer unter den Sterblichen, der ſegenreicher und in weiterer Ausdehnung für das Wohl der Menſchheit gewirkt hat und noch fortwirkt! Sein Buch von der Nachfolge Chriſti, Eines der vortrefflichſten, die je von Menſchen geſchrieben worden, iſt nicht nur in den Händen, ſondern in den Herzen unzähliger Verehrer; alle gebildete Nationen leſen es, jede in der eigenen Sprache, und der Name des frommen Verfaſſers wird von Einem Ende unſeres Welttheils bis zum Andern, ja, ſo weit die Chriſtenheit ſich ausdehnt, mit Ehrfurcht und Liebe genannt. So glücklich wir uns ſchätzen, einen ſo allgemein geachteten und mit Recht bewunderten Mann den Unſrigen zu nennen, ſo rühmlich wird es ohne Zweifel durch ganz Europa erwähnt, wenn ihm, als ein Zeichen beſonderer Verehrung, das gebührende Andenken geſtiftet wird.

Wann könnte Dieſes auch paſſender geſchehen, als gerade jetzt? In einer Zeit, deren Streben in ſo manchfacher Richtung den materiellen Intereſſen ſich zuwendet; die in wiſſenſchaftlicher und induſtrieller Hinſicht ſo reich an außerordentlichen Erſcheinungen iſt und dadurch leicht in die Gefahr eigener Ueberſchätzung geräth; in einer Zeit, da ſo vieles Alte dem Neuen den Platz einräumt, da manches blendende Irrlicht täuſcht, und der Luxus mit ſeinem ganzen Gefolge ſehr bedenkliche Fortſchritte macht: Dann thut es allerdings Noth, recht lebhaft an einen Mann zu erinnern, der das Treiben nach den äußeren Dingen mäßigend, uns in uns ſelbſt auf die wahren Güter des Lebens zurückweiſe; dann iſt wohl Nichts heilſamer, als ein beſcheidener Hinblick auf die chriſtliche Demuth und Selbſtverläugnung unſeres Thomas, der darum ſo groß iſt, weil er es nicht ſeyn wollte; dann iſt es vorzüglich paſſend, an ein ſo lehrreiches Beyſpiel aus biederer Vorzeit ſich feſter anzuſchließen und die reinſte Flamme chriſtlicher Frömmigkeit auf hohen Leuchter zu ſtellen. Auch wird eben jetzt das Bedürfniß häuslicher Tugend, einfacher Sitte und ächter Gottesfurcht tief gefühlt, denn der alte deutſche Sinn iſt unter uns noch nicht erſtorben. Deutſchland ſchätzt den Werth und den Segen des Chriſtenthums nicht weniger, als den Ruhm ſeiner Kultur, ſeiner Erfindungen und ſeines Heldenmuths; es ehrt ſeinen Hermann, den unſterblichen Retter deutſcher Freiheit und der herrlichen Mutterſprache; eben ſo ſeinen Gutenberg, den großen Beförderer der Wiſſenſchaft und einer allgemeinen Menſchenbildung. Wie das Vaterland dieſen und andern durch wahres Verdienſt ausgezeichneten Männern Monumente ſetzt, ſo wird es auch unſer unvergleichbares Muſter chriſtlicher Größe nicht unverherrlicht laſſen.

Durch alle Klaſſen des deutſchen Volkes geht eine ſo edle, liberale Regung, eine ſolche Empfänglichkeit für die höheren und höchſten Intereſſen der Menſchheit, daß jeder Vorſchlag zu Gunſten der Religion, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, bisher allgemeinen Anklang gefunden hat. Viel Großes und Herrliches, was Einzelnen und Wenigen unerreichbar war, iſt durch vereinte Mitwirkung Vieler zu Stande gekommen. War aber wohl je Etwas einer allgemeinen Theilnahme würdiger! Durfte ſich je Etwas eine ſo ausgedehnte Unterſtützung verſprechen, als das jetzt unternommene Werk! Betrifft es doch die Ehre der Religion, die Ehre des Vaterlandes, die Ehre eines Mannes, deſſen überall verbreitete, geſegnete Wirkſamkeit unſchätzbar iſt; deſſen hohes Verdienſt in Städten und Dörfern, von dem Gelehrten, wie vom ſchlichteſten Landmanne, anerkannt und laut gewürdigt wird. Es iſt deßhalb zuverſichtlich zu erwarten, daß dieſer Ruf nicht unbeachtet verhallen werde. Die hier angebotene Gelegenheit zur Mitwirkung muß willkommen ſeyn und wird gewiß von allen Verehrern des ſo ehrwürdigen Mannes, in der Ferne wie in der Nähe, um ſo freudiger ergriffen werden, da das Andenken durchaus in dem Geiſte desjenigen, den es verherrlichen ſoll, für das Wohl der Menſchheit fortzuwirken beſtimmt iſt

Das Denkmal ſoll nämlich in einem Standbilde und in einem, ganz dem frommen Sinne des Thomas entſprechenden, Inſtitute beſtehen: **in einer Pflegeanſtalt, worin die Werke chriſtlicher Barmherzigkeit an Kranken, Waiſen und Alten fortwährend ausgeübt werden.**

Dieſer Plan iſt von den höheren und höchſten Staatsbehörden und ſelbſt von Sr. Majeſtät, unſerm gnädigſten Könige, genehmigt.

Auch hat Se. Exc. der Hr. General-Poſtmeiſter von Nagler, das preußiſche Porto betreffend, für die vom Vereine abgehende und an denſelben gerichtete Correſpondenz, wie auch für alle Sendungen in Briefform bis zum Gewichte von 16 Loth, die Porto-Reſtitution zugeſtanden.

Ueber die eingegangenen Beiträge wird der Rendant des Vereins eine genaue Rechnung führen, die gemäß dem Statute der Königl. Hochl. Regierung in Düſſeldorf zur Einſicht vorzulegen iſt. Das Nähere über die Ausführung des angegebenen Planes wird ſpäter, ſobald dem würdigen Manne ein würdiges Denkmal geſichert iſt, in den öffentlichen Blättern mitgetheilt.

Kempen, den 20. März 1840.

Der Verein zur Errichtung eines Denkmals für Thomas von Kempen:

Foerſter, Kreis-Landrath. **Schoenbrod**, Landdechant u. Pfarrer. **Herfeldt**, Kaufmann. **Biſter**, Director des Schul-Collegiums.

Dr. **Kauerz**, Kreis-Phyſikus. **von Pampus**, Friedensrichter. **F. Th. Foerſter**, Erſter Beigeordneter und Verwalter des Bürgermeiſteramts. **Tennhof**, Gutsbeſitzer.

[326] Zur Aufführung bei den Festlichkeiten der Huldigung

Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV.

empfehlen wir folgende berühmte Werke, welche durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu haben sind: *Righini*, 4stimmige Krönungsmesse. Partitur 7 Rthlr. *Spontini*, Gr. Sieges- und Festmarsch f. Orch. und Milit.-Musik. 3 Rthlr., f. Pfte. 14 Gr., zu 4 Händen 22 Gr. Triumphmarsche aus Olympia, Cortez, Vestalin, Alcidor f. Militairmusik u. arr. f. Pfte. und zu 4 Händen à 1/3 — 1 1/2 Rthlr. Borussia, Volksgesang der Preussen, in Partitur 3 Rthlr., für 4 Stimmen 6 Gr., f. 1 Stimme 6 Gr., dito mit Chor 1/2 Rthlr., für Piano 4 Gr., zu 4 Händen 1/2 Rthlr.

Digitized by Google

C. M. v. Weber, Jubel-Ouverture für Orchester 3 Rthlr., f. Pfte 10 Gr., zu 4 Händen 2/3 Rthlr. Jubel-Cantate in Partitur 7 Rthlr., Klavier-Auszug 2 1/3 Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[305] In allen guten Buchhandlungen iſt zu haben:

Euripides ſämmtliche Werke,

verdeutſcht von

Dr. Friedr. Heinr. Bothe.

Neueſte wohlfeile Ausgabe letzter Hand.

3 Bände. 1838. gr. 8. broch. 7 fl. 12 kr. Schreibpapier 10 fl. 48 kr.

Nach allen öffentlichen Urtheilen unſtreitig die beſte und gelungenſte Ueberſetzung.

In Mannheim bei **Tobias Löffler.**

[319] **Curioſitäten-Cabinet.**

Schnacken und Schnurren

zur

Erſchütterung des Zwerchfells;

in Reime gebracht und mit anſchaulichen Bildern verſehen

von

Heinrich Lami.

Mit vierzig Bildern.

Preis colorirt 20 Gr., ſchwarz 16 Gr.

Berlin, 1840.

Verlag von **Ferdinand Rubach.**

[317] Herabgeſetzter Preis.

Handbuch der Geſchichte der oberländiſchen Literatur und Sprachen u. ſ. w. Erläutert durch eine Sammlung überſetzter Muſterſtücke. Im Verein mit literariſchen Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. W. Genthe.

1r Bd. 1e Abthl. Ital. proſ. Lit. 1832. 2 Rthlr.
2r Bd. 2e Abthl. Ital. poet. Lit. 1834. 2 Rthlr. 12 Gr.
4r Bd. 1e Abthl. Franz. proſ. Lit. 1833. 2 Rthlr. 8 Gr.
zuſammen Ladenpreis 6 Rthlr. 20 Gr. Auf 2 Rthlr. 12 Gr. einzeln bleiben die Ladenpreiſe.

Berlin, 1. Aug. 1840.

Ferdinand Rubach.

[216] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Jahrbücher

des kaiſerl. königl.

polytechniſchen Inſtitutes in Wien.

In Verbindung mit den Profeſſoren des Inſtitutes herausgegeben von dem Director:

J. J. Prechtl,

k. k. wirkl. Regierungsrathe und Mitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften.

Zwanzigſter Band.

gr. 8. Wien 1839. Mit fünf Kupfertaf. 544 Seiten. In farbigem Umſchlag geheftet: 4 Rthlr. ſächſ.

Der vorliegende Band dieſes, bekanntermaßen an Originalarbeiten ausgezeichneten, periodiſchen Werkes enthält mehrere wichtige und intereſſante Abhandlungen aus dem Gebiete der Technik; dann das Verzeichniß der in der öſterreichiſchen Monarchie in den Jahren 1836 und 1837 auf Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen ertheilten Privilegien; endlich das alphabetiſche Sachregiſter zum 16ten, 17ten, 18ten, 19ten, und 20ſten Bande dieſes Werkes.

Die bisher erſchienenen zwanzig Bände dieſes Werkes (der erſte in einer neuen Auflage) koſten zuſammen 67 Rthlr.; einzeln aber koſtet der erſte bis ſechste Band jeder 4 Rthlr., die übrigen 3 Rthlr. ſächſ.

[262] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologiſche Encyclopädie

oder

alphabetiſches Handbuch

der

Technologie, der techniſchen Chemie und des Maſchinenweſens.

Zum

Gebrauche für Kameraliſten, Oekonomen, Künſtler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Joſ. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechniſchen Inſtitutes in Wien ꝛc.

Zehnter Band.

Mühlen — Papierfabrikation.

Mit den Kupfertafeln 203 bis 230.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der vorliegende Band dieſes mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes enthält die Artikel: **Mühlen, Münzkunſt, Nadelfabrikation, Nägelfabrikation, Natron** (künſtliche Soda), **Nickel** (Packfong), **Oele** (Preſſen und Raffiniren), **Oefen, Papierfabrikation.** Dieſe Artikel bilden eben ſo viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenſtand nach ſeinem weſentlichen und neueſten Zuſtande ſachkundig und erſchöpfend dargeſtellt iſt, ſo daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zuſammengedrängt finden kann, was er ſelbſt mit Benützung einer bedeutenden Bücherſammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfaſſern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die erſten neun Bände, mit 202 Kupfertafeln, koſten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[331] **Schiller's Album.**

Wir halten es für unſere Pflicht, den Verehrern des gefeierten Dichters anzuzeigen, daß von dieſem intereſſanten, mit einer Abbildung der Statue Schiller's im Stahlſtiche gezierten Zeit-Denkmal nur noch eine geringe Anzahl Exemplare in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung vorräthig iſt, ſo daß es bald zu einer Seltenheit werden dürfte. Der Preis iſt 3 fl. und der Ertrag bekanntlich für das Denkmal beſtimmt.

Stuttgart, Auguſt 1840.

Der Verein für das Denkmal Schiller's.

Digitized by Google

[322] # Neue Musikalien,

im Verlage

der

Hofmusikalien-Handlung

von

ADOLPH NAGEL in HANNOVER.

Deppe. J., Polonaise für Pianoforte, 20tes Werk. 4 Gr.
v. Hannover, Kronprinz K. H., 6 Gedichte von E. Schulze, für 1 Singstimme mit Pianoforte. 1te Sammlung. 1 Rthlr. 8 Gr.
— 6 Gedichte von E. Schulze, für 4 Männerstimmen 3te Sammlung. 1 Rthlr. 4 Gr.
Kiel, A., Hermanns Standbild. Für 4 Männerstimmen. 3tes Werk. 6 Gr.
— Der fromme Ritter. Ballade für Bariton mit Pianoforte. 4tes Werk. 10 Gr.
— Der Zigeunerknabe im Norden. Für Bariton mit Pianoforte. 5tes Werk. 12 Gr.
— 2 Gedichte für 2 Singstimmen mit Pianoforte. 10tes Werk. 16 Gr.
Kummer, J. A., 2 Morceaux pour Violoncelle et Pianoforte sur des motifs de Bellini et Donizetti. Oeuv. 62. Nro. 1. 10 Gr. Nro. 2. 14 Gr.
Lätitia, Nro. 21. „Nienburger Bisquitt.“ Galopp für Pianoforte von A. Wallerstein. 4 Gr.
Marschner, H., Lieder mit Guitarre. Nro. 6. Der Liebesgarten. 4 Gr.
Nicholson A., Au clair de la lune, avec Intr. et Var. pour Flûte avec Pianoforte. 16 Gr.
Riem, W. J., Verse aus den Psalmen 149 und 150 für 2 Männerchöre mit willkommener Begleitung von Posaunen, Paucken und Orgel, nebst vierstimmigem Choral. 43tes Werk. 1 Rthlr. 8 Gr.
Sachse, J., Tirolienne für Pianoforte. 2 Gr.
Sauerbrey, Polonaise für Pianoforte. 4 Gr.
Volkslieder mit Pianoforte oder Guitarre. Nro. 23. Jägerlied: Im Wald und auf der Heide. 4 Gr.
Wächter, H., An die Entfernte. Lied mit Pianoforte oder Guitarre. 4 Gr.
Wallerstein, A., Lieder aus meinem Tagebuche mit Pianoforte. 2tes Heft, 11tes Werk. 18 Gr. Einzeln Nro. 1. 7 Gr. Nro. 2. 3 Gr. Nro. 3, 4, 6 à 4 Gr.
— 2 Polonaisen für Pianoforte. 12tes Werk. 6 Gr.

---

[336] Im Verlage von L. Fort in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jeſchurun,

Taſchenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden,

auf das Jahr 5601 iſraelitiſcher Zeitrechnung.

Herausgegeben

von

Carl Maien und S. Frankenberg.

Mit G. Rieſſer's Bildniß in feinſtem Stahlſtich.

In prachtvoll vergoldetem Einbande.

Preis 2 fl.

Mit Beiträgen von Dr. H. Arndt, E. Auſterlitz, K. Beck, L. A. Frankl, Dr. J. Fries, Dr. B. Hirſchel, J. Kaufmann, Dr. W. Landau, Erneſtine Maien, Dr. M. Rappaport, C. Rößler, K. Sidori und den Herausgebern.

Schon die vorläufige Anzeige von der Herausgabe dieſes Taſchenbuches hat überall den lebhafteſten Anklang gefunden, und der reichhaltige, höchſt intereſſante Inhalt, ſo wie die prachtvolle äußere Ausſtattung deſſelben werden ihm gewiß viel Freunde und Käufer erwerben.

Portrait des Dr. Gabr. Rieſſer,
in 4. als Zimmerverzierung. Preis 8 Gr.

---

[330] Tübingen, bei L. F. Fues iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pahl, J. G. v., Präl., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von deſſen Sohne W. Pahl. gr. 8. 52 Bogen. broch. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr. 6 Gr.

Dieſe Denkwürdigkeiten enthalten ſo viele anziehende Details, ſo viele theils beſtehende, theils intereſſante Reflexionen und Urtheile über Zuſtände und Perſonen, daß ſie gewiß eine ausgezeichnete Stelle in der modernen deutſchen Memoiren-Literatur einnehmen werden.

---

[296] In meinem Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Künſtler-Geſchichten,

mitgetheilt

von

Auguſt Hagen.

Vier Bändchen.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Auch unter den Titeln:

I. II. **Die Chronik ſeiner Vaterſtadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti**, dem berühmteſten Bildgießer des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italieniſchen. 2 Bändchen. 1833. 3 Thlr.

III. **Die Wunder der h. Katharina von Siena.** 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

IV. **Leonhard da Vinci in Mailand.** 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie die beiden im Jahr 1833 erſchienenen Bändchen, ſo wird auch die Fortſetzung dieſer Künſtler-Geſchichten in gleicher Weiſe die Freunde der Literatur wie der Kunſt anziehen.

Leipzig, im Juli 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[325] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lithographie, Moſaik, Farben-Druck,

von einem einzigen Stein,
für das Colorit aller Stein-Abdrücke.

Neues Druckverfahren

von

H. W. Eberhardt.

Leipzig, bei C. B. Polet. 8. broch. Preis 12 Gr.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. September 1840.

— Wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liebesklage;
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Uhland.

Fulco

Aus einem Cyklus lyriſch=epiſcher Dichtungen: „Die Albigenſer,"
von Nicolaus Lenau.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco ſich hat geſellt dem Prieſterorden,
Der Kirche Spür= und Hetzhund iſt geworden,
Nachwitternd ohne Raſt der Ketzerſpur?
Ein Zauber mußte ſchlagen ſeinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.
Im tiefſten Forſte jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen ſchnell.
Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn ſeine Lieder rauſchten,
Wie keinem ſonſt in der Provence lauſchten;
Gib mir, wie er verwandelt ward, Beſcheid."

So ſtellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieſer ſpricht im Ton der Klage:
Auch mir iſt leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied iſt das Geringſte nicht,
Was uns in dieſem Sturme geht verloren;
Es iſt verweht, wie manches Freudenlicht.
Denkſt du des Abends noch in Carcaſſonne?
Als Fulco ſang in kühler Linden Kreiſe,
Als edle Damen ſeine ſüße Weiſe
Gerührt zu ſtillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei ſeinem ſehnſuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher ſchönen Bruſt der Friede,
Der ſolchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnſucht ſchlummerloſen Klagen.
Er ſang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Roſenwangen ſeiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher ſeine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos verſiegt,
Dem Bächlein gleich, wenn es vom Schattenthale
Hinaus ſich wagt zum heißen Sonnenſtrahle
Und in die Luft als irrer Dunſt verfliegt.
Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil ſterbend es zum Himmel wird gehoben.

So ſang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenroſen holder Frauen
Sah man die Thränen leiſe niederthauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.
Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War ſüß erleichtert, wenn auch nicht geneſen;
Denn auch ſein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventeſen.

Digitized by Google

Beglückt die Frau, der ſolche Feier gilt!
Der Sänger, dem ſie von den Lippen quillt!
Ein ſchöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wieder finden.

Nun aber will ich dir von Fulco ſagen,
Wie's kam, daß er ſein Saitenſpiel zerſchlagen,
Das Haupt ſich ſchor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenſchaft,
Wie er geprieſen einſt ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnſucht hingerafft.
Nun ſchwelgt er in geſchreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, ſo die Welt verheeren,
Wie einſt in ſchöner Augen milden Strahlen
Und in des Beifalls ſchmeichleriſchen Zähren.
Das eben war's, ein ſchöner Frauenblick,
Und ſeiner Liebe trauriges Geſchick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit ſchönem Lied ſo mächtig rührt,
Daß er ſie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt? —
Hört ihre Seele, wenn ſie lauſchen,
Im ſchönen Liede ſchon auf Erden
Die himmliſchen Gewande rauſchen,
Die ſie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz d i e Hauche ſüß erſchrocken,
Die ſchmeichelnd einſt geſpielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und ſich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat ſie dein Auge nie geſchaut
Die ſchöne Gräfin Adelheid,
Dem Grafen Barral angetraut,
So ſey es deinem Auge leid.
Wohl haſt du ihrem Ruhm gelauſcht,
Der weit durch die Provence wehte,
Alswie von einem Roſenbeete
Die Lüfte taumeln ſüß berauſcht.
Doch Namen können dir's nicht ſagen,
Wie ſie geſtrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnſte Wort muß bleich verzagen,
Wie dir der Duft kann ſchildern nicht
Der Roſe holdes Blüthenlicht.
Verwirrend war es ſie zu ſchauen,
Die ſchönſte, ſittigſte der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen ſelig bitter,
In's Paradies durch Eiſengitter.
Auch Fulco ſah ſie und ſie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, ſo ſchnell er flieht,
Iſt gnug, daß ſich zwei Herzen nie vergeſſen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermeſſen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marſeille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt;
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar;
In ihrem Blick nur konnt' er leſen,
Wenn ihr ertönte ſein Geſang,
Daß ſie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz geneſen.
Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, ſchwer zu tragen;
Weh dir, wenn ſich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle ſchlagen!
Er hatt' in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz ſich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung ſchwinde,
Und nie ſein Herz Erhörung finde.

Da wurden ſeine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend.
In ſchmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er ſtets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden ſpröden Dame.
Sie hieß in ſeinem Lied „Magnet,"
Auch „Allezeit" in ſeinen Grüßen,
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und ſpät.

Einſt ſang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der ſtrengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkeſt
Und mein in ſüßer Huld gedenkeſt.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf ſein,
Und ſtill bei Nacht dir Küſſe ſtiehlt!"
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Obgleich ihm dieſer Entſchluß ſehr gefiel, denn in ſeinen Augen galt nur der Soldat etwas, ſezte er mir doch wohlmeinend die Schwierigkeiten auseinander, im jezigen Zeitpunkte zu avanciren. Aber was vermögen Vernunftgründe über ein jugendliches Herz, welches einen Vorſatz mit heißer Liebe empfangen und mit glühender Phantaſie ausgebildet hat! Ich beſchwor den Vetter, mir die Einwilligung meines Vormunds und die nöthigen Papiere zu verſchaffen. Der alte Herr verſprach mir endlich, das Seinige zu thun, und ich kehrte in meinen Laden zurück.

Eine Woche ſpäter empfing ich von meinem Vormund einen nichts weniger als freundſchaftlichen Brief, worin er mir mit kurzen, aber kräftigen Worten auseinander ſezte, ich ſey ein Taugenichts, ihm ſey es einerlei, ich möge immerhin zum Kalbsfell ſchwören. Zugleich überſandte er mir die nöthigen Papiere, um in der Artillerie auf Avancement zu dienen, als: ſeine ſchriftliche Einwilligung, eine Erklarung, wie viel ich monatlich zuſetzen könne, meinen Taufſchein und ein Atteſtat, daß ich in meinem frühern Leben mit der wohllöblichen Polizei nie in Conflikt gerathen. Dieſe Dokumentenſammlung vervollſtändigte ich durch ein Zeugniß des Kreisarztes, welches mich körperlich geſund und zum Kriegsdienſte tüchtig erklärte, und mit einem Schein vom Gymnaſium, daß ich Secunda abſolvirt habe. Darauf packte ich meine Habſeligkeiten zuſammen, nahm von dem Prinzipal und meinen Kollegen Abſchied, welch leztere mir neidiſch nachſahen, und drückte dem Ladenmädchen die Hand, indem ich ihr die inhaltsſchweren Worte zuflüſterte: „es wird eine Zeit kommen, wo — —“ Dann fuhr ich nach D., der Garniſonsſtadt, wo mein Vetter wohnte, unter deſſen Aegide ich zum Tempel des Ruhms aufzufliegen gedachte. Ich war ſechzehn Jahre alt.

Meine Aufnahme hing vom Ermeſſen des Brigadeobriſts ab. Dieſer lag nicht hier in Garniſon, ſondern beſuchte D. nur von Zeit zu Zeit, um die hier ſtationirte Artillerie zu inſpiciren, und zu dieſem Zwecke wurde er glücklicherweiſe morgen erwartet.

Ueber den Obriſt v. T. erzählte man ſich eine Maſſe von Anekdoten. Er hatte von der Pike auf gedient, war in den lezten Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber ſeine Grobheit kannte keine Gränzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß, der Obriſt v. T. iſt in der Stadt, ſo ſah man am Benehmen und Anzug der Militärs gewiß nicht das geringſte Dienſtwidrige. Er war ſehr groß, breit geſchultert, und beſaß eine ungeheure Körperkraft; ſo hatte er einſt, als vier Kanoniere auf einer ſchlammigen Wieſe ihr Geſchütz zum Aufprotzen nicht raſch genug herumdrehten, dieſelben weggeſchleudert und es, mit Einer Hand den Protzring faſſend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Geſicht ſah beſtändig zornig drein, obgleich er es ſo böſe nicht meinte; er war im Ganzen ſehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, ſondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und die möglichſte Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten ſah das Vernünftige dieſer Forderungen ein und liebte ihn, troz der Unmaſſe von Donnerwettern, die ſeinem Munde entſtrömten. Während des Manövrirens diktirte er für den kleinſten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arreſt, und auch auf ſechs Wochen kam es ihm im Zorn nicht an. War jedoch nach dem Exercitium zum Appell geblaſen und ſein Adjudant las ihm die Liſte der Strafen vor, die er am Morgen diktirt, ſo ſtieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geſchütze lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgefallen waren, ſchrie er mit ſeiner Donnerſtimme: „Na, ik will euch Millionen Hunden noch eenmal eene vollkommene Amneſtie angedeihen laſſen.“ Nun wären aber auch alle Kanoniere für ihn durch's Feuer gelaufen; ſie drängten ſich in ſolchen Augenblicken um ihn herum und hörten vergnügt die Strafpredigt an, die er ihnen hielt, während er frühſtückte. Behufs leztern Geſchäfts ritt ihm gewöhnlich ein Bedienter nach, der eine Flaſche Rum, Geflügel, oder ſonſt kaltes Fleiſch in einer großen Jagdtaſche trug. Eines Morgens forderte der Obriſt von ſeinem Burſchen das Frühſtück; dieſer reichte ihm die Flaſche, war aber ſo unglücklich, ein gebratenes Feldhuhn, nachdem er es aus dem Papier gewickelt, in den Sand fallen zu laſſen. Darüber gerieth der Mann in eine unbeſchreibliche Wuth, ein Strom von Donnerwettern ward von einem Schlag auf des Burſchen Tſchako begleitet, welcher ihm denſelben bis über die Ohren herabdrückte; dann endigte er ſeine lange Tirade mit den Worten: „Nun det Fleiſch voll Sand is, kannſt du's ſelbſt freſſen.“ Nach einigen Minuten, während welcher der Soldat in Folge der gewaltigen Ohrfeige regungslos dageſtanden, wagte er es, ſeinen Tſchako langſam empor zu rücken. Der Obriſt ſtand eine Strecke von ihm, trank aus ſeiner Flaſche und aß ein Stück Brod dazu, warf aber dabei dem Burſchen von Zeit zu Zeit verſtohlen einen Blick zu. Dieſer, aufgemuntert durch die Stichelreden ſeiner Kameraden, welche um ihn ſtanden, hob das Hühnchen auf, blies den Sand weg und wollte eben damit zum Munde, als es ihm der Obriſt mit den Worten aus der Hand riß:

Digitized by Google

„Wenn et wirklich im genießbaren Zuſtande is, ſo kann ich et ſelbſt zu mir nehmen.“ Zur Entſchädigung des Burſchen aber beorderte er eine Marketenterin, demſelben ein Frühſtück zu reichen. — Die feinen und geſchniegelten Offiziere nannten dergleichen Scenen, wenn ſie unter ſich waren, gemein und unpaſſend. Die meiſten waren überhaupt gegen den Obriſt ſehr eingenommen; dies kam aber vorzüglich daher, daß er den Soldaten vor den Plackereien der jungen Herrn ſchüzte, welche, meiſtens in ariſtokratiſchen Sphären aufgewachſen, den gemeinen Mann wie eine Sache behandelten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

B ö r ſ e. J a g d.

Die Oppoſitionsblätter bringen aber andere Beſchuldigungen vor. Sie behaupten, Leute, welche mit den Miniſtern verwandt oder vertraut ſeyen, haben die politiſchen Nachrichten aus London, welche ein Sinken der Staatspapiere zu Paris hervorgebracht, vor allen andern, das heißt vor dem Publikum gewußt und ſich dieſelben zu Nutze gemacht, um auf die Staatspapiere zu ſpekuliren und einen bedeutenden Gewinn zu ernten. Die Regierung ſah ſich genöthigt, die Beſchuldigung, als ob ſie abſichtlich die Bekanntmachung der wichtigen Nachrichten 24 Stunden lang verſchoben hätte, von ſich abzuwälzen. Zuweilen mag wirklich irgend ein Günſtling des Hofes oder ein Verwandter eines Miniſters ſich wichtige Nachrichten zu Nutze gemacht haben, um an der Börſe große Käufe oder Verkäufe zu effektuiren. Diesmal ſcheint es jedoch nicht der Fall geweſen und die Bekanntmachung der Nachrichten von der Regierung nicht verzögert worden zu ſeyn. Auch wird dies immer ſchwieriger. Die vornehmſten Bankiers werden mit oder wider den Willen der Regierungen in die Staatsgeheimniſſe eingeweiht; ſie haben ihre Kuriere, ihre Agenten, und es iſt daher nicht wohl möglich, daß wichtige Nachrichten lange verborgen bleiben. Auch ſpielen die Tauben jezt eine wichtige Rolle bei den Börſengeſchäften, und eine zur rechten Zeit ausgelaſſene und ankommende Taube iſt im Stande, einen Börſenſpieler durch eine glückliche Spekulation zu bereichern. Es ſcheint aber nicht leicht, dieſe fliegende Poſt zwiſchen London und Paris, den beiden Hauptorten für's Börſenſpiel, regelmäßig einzurichten. Das Meer iſt ein großes Hinderniß, und der Sturm verhindert leicht die Tauben, zur Börſenzeit anzulangen. Eine Taube aber, welche nach der Börſe ankommt, iſt geeigneter, die Leute zur Verzweiflung zu bringen, als ſie zu bereichern. Indeſſen haben die leidenſchaftlichen Spieler an der kurzen Zeit von zwei bis vier Uhr nicht genug, ſondern ſetzen bekanntlich ihre reizenden Unterhaltungen über fünf und dreiprozentige, ſowie auch einige Geldoperationen Abends bei Tortoni fort, und am Sonntag erſezt vollends dieſes Kaffeehaus die an dieſem Tage geſchloſſene Börſe. Seit der lezten Kriſis iſt es indeſſen viel ruhiger in der Börſenwelt geworden, und die Fonds ſteigen oder ſinken nun wieder nicht Franks-, ſondern Centimenweiſe; daher heißt es auch in der Spekulantenſprache, die Börſe ſey flau und ſchwerfällig. – Ein großer Theil der Einwohner von Paris kümmert ſich um dieſe Angelegenheiten nicht im mindeſten, und benüzt die Ferien, um auf's Land zu gehen, oder ſich in Provinzialſtädten von der Arbeit in der Hauptſtadt zu erholen. Auch fangen nun die Jagdliebhaber an ſich zu regen. Man ſollte nicht glauben, daß eine Stadt, welche von allen Seiten mit großen Dörfern umgeben iſt, für Jäger einen großen Reiz haben könne, und dennoch zählt Paris deren eine große Menge. Manche werden freilich dem Wilde nicht ſehr gefährlich und holen ihre Beute auf dem Wildpretmarkt; andere aber nehmen die Sache ernſtlich und matten ſich entſetzlich ab, um irgend etwas zu bekommen. Ein Haſe müßte wirklich ſehr ſchlau ſeyn, wenn er den hunderten, ja tauſenden von Jägern entgehen wollte, welche auf ihn lauern; auch glaube ich nicht, daß ſeit Menſchengedenken ein Haſe ſich in der Umgegend von Paris hat blicken laſſen, er müßte denn einem königlichen Gehege entlaufen ſeyn. Die guten Leute, welche aus Paris auf die Jagd gehen, wollen es aber nicht glauben. Auch haben ſie eine Vorſtellung (ſie iſt ſogar gedruckt) an den Präfekten des Seinedepartements gerichtet, worin ſie das Paradoxon aufſtellen, das Verbot, vor dem erſten September auf die Jagd zu gehen, ſchade der Jagd vielmehr als daß es ihr nütze. Sie behaupten nämlich, die Wilddiebe nehmen ihnen mittelſt der Netze vorher alles Wild, und wenn ſie nun nach dem erſten September erſcheinen, ſo ſey gar kein Wild mehr da. Ich weiß nicht, ob ihre Vorſtellung den Präfekten vermögen wird, von dem uralten Verbote abzugehen. Ein Spekulant, welcher ſich die Leidenſchaft der Pariſer Nimrods zu Nutze machen will, hat ihnen dieſes Jahr folgenden Vorſchlag gemacht. Er will eine Landſtrecke von 2000 Morgen Landes zu ihrer Verfügung ſtellen; er verſichert, daß ſich auf derſelben Haſen, Kaninchen und Rebhühner im Ueberfluß finden. Wer nun eine Aktie nimmt, oder mit andern Worten, wer 500 Franks baar erlegt, ſoll das Recht erhalten, auf beſagtem Gebiete ſo viel Haſen, Kaninchen und Rebhühner zu ſchießen, als er nur will oder kann. Wahrſcheinlich werden ſich einige Gimpel durch dieſen lockenden Vorſchlag fangen laſſen. Ueber das Jagdgeräthe können ſich die Jäger in Paris nicht beklagen; denn man verfertigt für ſie die künſtlichſten Flinten und das eleganteſte Zubehör, und wenn die Jäger das Geld nicht achten, ſo können ſie verſichert ſeyn, daß man ſie auf's ſchönſte ausrüſtet, und daß, wenn ſie kein Wild treffen, die Schuld wahrlich nicht an ihrem Gewehre liegt. Die Jagdliebhaber, welche durch ihre Geſchäfte nicht beſtändig an Paris gebunden ſind, aber keine eigenen Güter beſitzen, gehen in die Provinz und erkaufen ſich daſelbſt das Recht, auf den Gütern von Landbeſitzern zu jagen. Obſchon es nun überall Förſter, oder eigentlich gardes-chasse, und Feldhüter (gardes-champêtres) gibt, welche die Jagdgerechtigkeit zu wahren haben, ſo vermögen ſie doch nicht allen Eingriffen zu wehren, und da ſeit der Revolution die ehemaligen harten und ſogar grauſamen Strafen abgeſchafft ſind, welche ſonſt gegen Wilddiebe verhängt wurden, ſo ſind dieſe auch nicht mehr ſo ängſtlich. Der Markt iſt daher das ganze Jahr mit Wild verſehen; aber die Brut deſſelben nimmt immer mehr ab, und nur in den Gegenden Frankreichs, welche entweder ſchlecht bebaut und wenig bewohnt ſind, oder bedeutende Wälder haben, gibt es noch viel Wildpret.

(Fortſetzung folgt.)

B e i l a g e: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. September 1840.

Feeble. — I will do my good will, sir; you can have no more.
Falstaff. — Well said, courageous Feeble! Thou wilt be as valiant as the wrathful dove, or most magnanimous mouse.

Shakespeare.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Morgen alſo ſollte ich dieſem Mann vorgeſtellt werden, und in der bangen Erwartung ſchloß ich die Nacht faſt kein Auge. Kaum ließen ſich die erſten Strahlen der Sonne blicken, ſo ſtand ich auf und ſpazierte einige Stunden umher, den Kopf voll großer, herrlicher Plane für die Zukunft. Um neun Uhr holte ich meinen alten Obriſtlieutenant ab, welcher mit dem Obriſt bekannt war und mich demſelben vorſtellen wollte. Wir trafen im Vorſaal des Gaſthofs zwei junge Leute, welche ſich ebenfalls dem Kriegsdienſte widmen wollten; der eine war eine große dürre Geſtalt mit unangenehmer Fiſtelſtimme, der andere eine kurze, gedrungene Figur. Letzterer ward durch einen Adjutanten zuerſt in das Zimmer des Obriſten gerufen und kam bald mit freudeſtrahlendem Geſicht zurück; man hatte ihn angenommen und einer ſechspfündigen Batterie zugetheilt. Nun kam der Lange an die Reihe, und dieſer trat nach kurzer Friſt als zwölfpfündriger Kanonier aus dem Kabinette. Mir ſchlug gewaltig das Herz, als nun der Adjutant meinen Namen rief.

Der Obriſt ſaß auf einer Tiſchecke und rauchte gewaltig; er trug die Uniform, auf dem Kopfe einen Federhut, und neben ſich hatte er eine große Maſſe Papiere liegen, worauf er das linke Bein legte. Er war bei guter Laune, lachte, als ich hereintrat, und ſagte zu meinem Vetter und dem Abtheilungschef, die neben ihm ſtanden: „Wenn det ſo fort geht, meine Herrn, ſo kann ick bald meine ganze Brigade aus lauter ſo Windbeuteln completiren.“ — Ich hatte mich beſtmöglichſt herausgeputzt; im Frack, mit hoher Halsbinde und noch höherem Kragen ging ich mit zierlichen Schritten auf ihn zu. Nachdem er mich einige Minuten von oben bis unten betrachtet, ſagte er: „Sie ſind mir freilich gut empfohlen, haben auch Ihre Papiere in beſter Ordnung beigebracht, aber ich muß Ihnen doch geſtehen, daß Sie zur Artillerie, beſonders zur reitenden, verdammt ſchwach ſind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter. Sechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Obriſt, dies ſind zwei Fehler, welche ſich mit jedem Tage beſſern. Ich habe Luſt und guten Willen, und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der erſten Zeit erſetzen.“ Er lachte und erwiderte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geſchütz feſtbinden laſſe, wird ſie der Wind umpuſten.“ Darauf nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligſt einmal den Verſuch zu machen. „Nun,“ ſagte er endlich, „wir wollen es denn zuſammen probiren. Merken Sie

Digitized by Google

ſich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wiſſen: dat is erſtens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dies kann den Dienſt aufrecht erhalten und begreift alles andere in ſich. Gehen Sie mit Gott in die Artilleriekaſerne zum Wachtmeiſter Löffel und ſagen ihm, ſein Obriſt mache ihm ein Kompliment und ſchicke ihm eine Kleinigkeit. Adieu, Herr reitender Artilleriſt." — Berauſcht von meinem Glück, machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thür, aber der Obriſt rief mir nach: „Wenn ich ſpäter die Ehre habe, Sie wieder zu ſehen, möchte ich gern die hohe Halsbinde und die Vatermörder vermiſſen."

Ich ging in die Kaſerne und ſtellte mich dem Wachtmeiſter vor. Er beſah meine geringe Figur mit nicht ſehr zufriedenem Blicke, murmelte etwas von zu vielen Freiwilligen, ſchwerem Dienſt, zu ſchwachem Körperbau, dann rief er einem jungen Manne, welcher am Tiſche ſaß und ſchrieb: „Bombardier, bringen Sie den jungen Mann zum Quartiermeiſter, er ſoll ihm die Montirungsſtücke anpaſſen."

Der Bombardier ging mit mir durch einen langen Corridor; endlich betraten wir Nr. 66, ein großes Gemach, einen geheiligten Raum, deßwegen auch, als der erſte ſeines Geſchlechts, kurzweg „die Kammer" genannt, wie das erſte Buch der Welt auch nur Bibel heißt. — An dieſem Orte werden ſämmtliche beſſeren Waffen und Kleider verwahrt. Hier hing nummerweiſe geordnet die ganze felddienſtmäßige Ausrüſtung, vom Hufnagel der Trainpferde bis zum neuen Vorſtwiſcher der Haubitze, vom Sprungriemen an der Hoſe bis zum warmen Tuchmantel. Bricht Krieg aus, ſo können ſich alle Kanoniere und Pferde der alten Lumpen und Geſchirre, welche ſie im gewöhnlichen Leben tragen, entledigen, können nackt zur Kammer hineinmarſchiren und wohlgerüſtet wieder hinausgehen.

(Fortſetzung folgt.)

Fulco.

(Schluß.)

Ein Wandrer ſaß bei goldner Abendröthe
Im ſtillen Wald und blies die Flöte.
Da hört' er's leiſ' im Dickicht rauſchen,
Und inne hielt ſein Hauch erſchrocken,
Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor, zu lauſchen.
So kam aus ihrer finſtern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minneſange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eiferſucht.
Sie flocht in wechſelvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten feſt und ſtach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwieſne trauernd ſchied.
Als Fulco ſtumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!"
Die ſchöne Gräfin blickte ſchweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die ſich ihr Recht nicht laſſen wehren.
Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Eſtrich rauh verwiſcht ſein Fuß
Der Liebe lezten ſtummen Gruß.

Fulco zieht ſtumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern in's Gefecht;
Ihn hat der Dame Scheideblick,
Zu tragen ſtill ſein Mißgeſchick.
Er trug es ſtill; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn ſüßen Duft die Blumen ſenden,
Als ob ſie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüſch der Vogel ruft
Den Sehnſuchtslaut in weiche Luft —
Da ſteht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schloſſe unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.
Da reißt ihn fort die Eiferſucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schloſſes Mauern,
In's Inn're iſt ſein Blick gedrungen,
Er ſieht, wie Barral Sie umſchlungen;
Da faßt ſein Herz ein wildes Trauern,
Abſcheu und grimmiges Beneiden,
Und mit den Augen möcht' er ſchütteln
Das Schloß und es zuſammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.
Und wieder ſtimmt zu ſanften Klagen
Erinnrung aus beglückten Tagen
Den Sänger; ſeine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmüthig an des Schloſſes Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Digitized by Google

Die Zeiten ſchlichen ſeinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr ſeit jenem Tag,
Als bis ſie auf der Bahre lag. —
Verworrnes Klaggelaute ſchallt,
Die Menge wandelt ernſt und ſtill
Zum Schloß, wo ſie noch ſchauen will
Der Erde lieblichſte Geſtalt,
Bevor ihr lezter, bleicher Schimmer
Verſchwunden iſt auf immer.
Nur Manche fragen trauernd ſich,
Warum ſie denn ſo früh verblich?
Der Eine meint: „Sie war zu gut
Für dieſe Welt, drum hat ſie Gott entrückt
Und hat mit ihr ſein Haus geſchmückt;
Nun iſt ihr wohl in ſeiner Hut.“
Ein Andrer meint: „Der Liebe Schmerz,
Den ſie verbarg, brach ihr das Herz;
Es iſt die ſchöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeſchlafen.“
Der dies geſprochen, ahnte nicht,
Wie ſcharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn ſeinen Schritten folgte dicht
Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Bruſt ſo ſchwer, ſo voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal iſt ſchwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen.
Solch Prunken taugt, den Tod zu ehren,
Sein hohes Anſehn noch zu mehren,
Weil für das Aug ſo höhniſch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.
Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und laſſen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, ſtillem Harme.
Und ernſte Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Todten ſich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;
Fulco, der ſie noch ſchauen will,
So bleich wie ſie, nur nicht ſo ſtill.
Er ſieht ſie todt! — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So ſchmerzlich ſeine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Roſenkranz der Hand entweicht
Und raſſelnd auf den Boden fällt.
Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geiſtereremit
Aufſchreit, den nie ein Wandrer ſieht,
Doch keiner ohne Weinen hört,
So iſt's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgeſtört
Und ſie zu Thränen übermannt;
Und jeder wünſcht im Herzensgrund:
O Todte! könnt' ich dich beſeelen
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich ſegnen euren Bund!

Und Fulco ſtarrt ſie an — und weint.
Der Roſenſchein auf ihren Wangen
Iſt hingeloſchen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen ſcheint
Für ihn ein ſüßes Wort zu ſchweben,
Ein Wort, das ſie nicht ſprach im Leben;
Die Augen, die allein geſprochen
Von ſeinem Himmel, ſind gebrochen.
Das Leben ſchwand, die Schönheit nicht
Von dieſem ſtillen Angeſicht,
Als ob vor ihr der Tod ſich ſcheue,
Als müßte der, vor ſo viel Reiz erſchrocken,
In ſeiner grauſen Eile ſtocken,
Zu ſpät erfaßt von bittrer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
Wie ſeine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angſt die Zähren rennen;
Der Schrei war ſeiner Liebe lezter Laut.

Geſchieht's, damit der Tod noch herber quäle,
Wenn ſcheidend eine ſchöne Seele
So feſten Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch ſichtbar ſind, wenn ſie entſchwunden?
Damit noch heißer bluten unſre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am lezten Ziele, Angeſichts
Der Leiche ſteht, ſie ſtumm betrachtet,
Das ſchöne, ſtarre, kalte Nichts,
Das grauſe Nichts, das taub und ſtill,
Noch immer das Verlorne ſcheinen will:
Wer kann den dunkeln Weg wohl wiſſen,
Wer kann errathen wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz geriſſen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
Mit heft'gem Schritt; die Mönche bangen,
Daß er ſie küſſend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt ſie nicht.
Was lebend ſie ſo ſtreng verſagt,
Fulco noch minder jetzo wagt,
Wo duldſam ſie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Digitized by Google

Aus ihren Händen löst er ſanft und ſacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt an's Herz das Chriſtusbild,
Und athmet tief, wie traumerwacht.
Doch ſcheinbar nur iſt ſein Beſinnen,
Ein andrer Traum zieht ihn von hinnen.
Sein Glück iſt hin, damit iſt's aus;
Doch eh des Schmerzes wilder Braus
Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jezt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Chriſti werden.
Er ſchwingt empor das Crucifix,
Entſchloſſnen Muths, entflammten Blicks,
Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder ſtarrt ihm ſtaunend nach.

Von Adelheidens Todtenbahr
Riß ihn der Wahnſinn zum Altar.
Wenn all ſein Glück ein ſtarkes Herz verloren,
Wenn ſeine Wund' am tiefſten klafft,
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Schildkröten und Schlachtvieh. Arbeitercoalitionen.

Ein aus England herüber gekommener Luxusartikel ſind die Schildkröten zu Suppen, welche bei dem Victualienhändler Chevet im Palais royal lebendig gehalten werden und feil ſtehen. Im Pflanzengarten lebten ſchon längſt kleine und große. Die, welche Chevet feil hat, wiegen wohl nicht mehr als 20 bis 30 Pfund und befinden ſich in ſeinem Eßwaarenmagazin ziemlich wohl, obſchon ſie daſelbſt in einem engen Raume beiſammenleben und kein eigenes Gehege haben, wie im Pflanzengarten. Die Zeitungen haben angekündigt, der Beſitzer geſtatte ihnen des Morgens in der Frühe einen Spaziergang oder ein Spazierenkriechen im Garten des Palais royal, und ihrem Frühſtück wohne eine Menge Neugieriger bei. Dieſer Artikel findet Abſaz bei den Leckermäulern; denn Chevet hat oft neue Schildkröten. Es wäre nicht übel, wenn Schildkröten den Mangel an Schlachtvieh, worüber in den Tageblättern oft geklagt wird, erſetzen könnten. Bei der immer wachſenden Bevölkerung Frankreichs, und beim Mangel an großen Waiden in manchen Gegenden deſſelben iſt es gar nicht zu verwundern, daß das Land nicht hinreichend Schlachtvieh liefert und daß das Fleiſch zu theuer wird, als daß die von ihrer Handarbeit lebende Klaſſe es zur gewöhnlichen Nahrung ſich verſchaffen könnte. Daher haben ſich die Pariſer Mezger auch ſchon vereinigt, um eine Herabſetzung des Eingangszolles auf fremdes Schlachtvieh von den geſetzgebenden Kammern zu verlangen. Bekanntlich hat die Deputirtenkammer das Geſuch abgewieſen, die Pairskammer aber daſſelbe den Miniſtern zur Erwägung empfohlen. Die Sache iſt indeſſen geblieben wie ſie war. Der Hauptwiderſtand rührt von den Gutsbeſitzern her, welche fürchten, durch die Erleichterung jener Einfuhr bedeutend zu verlieren, und welche daher allen ihren Einfluß anwenden, um die Herabſetzung des Eingangszolles zu verhindern; da nun dieſe Gutsbeſitzer große Steuern zahlen, und die Regierung auf ihre Lage Rückſicht nehmen muß, ſo bleibt es beim Alten. Doch wird es wohl anders werden müſſen; denn die arbeitenden Klaſſen wollen leben, und werden die Lebensmittel zu theuer, ſo entſtehen Klagen, Zuſammenrottungen, und zulezt bricht der Unwille in Empörungen aus. So ſehr man ſich über die Saint-Simoniſten und über die Fourieraner wegen ihrer abenteuerlichen Projekte von Beiſammenleben und Gütergemeinſchaft luſtig gemacht, ſo fängt die Regierung doch an, einzuſehen, daß ſie an etwas Aehnliches denken muß, wenn ſie dem Elende der Taglöhnerfamilien abhelfen will, und ſchon haben die Zeitungen angekündigt, daß ſie damit umgeht, in von der Hauptſtadt und von den großen Handelsſtraßen entfernten Gegenden Gemeinſchaften anzulegen, welche Familien in Stand ſetzen können, mit einem ſehr geringen Einkommen beſſer und bequemer zu leben, als wenn ſie einzeln wohnten. Wenn manche Verſuche dieſer Art in England und Nordamerika mißlungen ſind, ſo rührt dies wohl von den ſonderbaren Ideen her, welche die Begründer leiteten, nicht aber von dem Grundſatze der Aſſociation, der gut und zweckmäßig iſt. Ein anderer ſchwieriger Punkt, welcher jezt die Regierung beſchäftigt, iſt die Regulirung der Verhältniſſe zwiſchen den Fabrikanten oder Meiſtern und ihren Arbeitern oder Geſellen. Seitdem alle Gewerbe frei ſind und ungehindert ausgeübt werden können, gibt es nur wenig Verordnungen über die Verhältniſſe der beiden Klaſſen. Das meiſte wird ihrer eigenen Uebereinkunft überlaſſen, und die Regierung ſchreitet ſo wenig als möglich ein, um die Gewerbefreiheit nicht zu beeinträchtigen. Nur wenn ſogenannte Coalitionen Aufläufe verurſachen, muß wohl die Polizei dem Unfuge ſteuern und die öffentliche Ruhe wieder herſtellen. Indeſſen haben ſich in der lezten Zeit ſo manche Fälle dieſer Art ereignet, daß man genöthigt ſeyn wird, auf etwas zu denken, um künftigen Unruhen vorzubeugen. Die Arbeiter und Geſellen der verſchiedenen Handwerke beklagen ſich oft, entweder daß man zu viel Arbeit von ihnen verlangt, oder daß der Tag- und Wochenlohn zu gering angeſezt wird. Sie vereinigen ſich gewöhnlich, für den bisherigen Taglohn nicht mehr zu arbeiten und ſämmtlich die Werkſtätten zu verlaſſen, wenn die Fabrikanten oder Meiſter in keine Erhöhung des Arbeitslohns willigen, und da nun deßhalb nicht alle Geſellen oder Arbeiter die Werkſtätten verlaſſen, beſonders wenn ſie Familien zu ernähren haben, ſo brechen die Unzufriedenen gewaltſam in die Werkſtätten ein, um die arbeitenden Geſellen zu zwingen, die Arbeit aufzugeben. Dann muß die Polizei einſchreiten, und gewöhnlich werden die Heftigſten feſtgehalten und vor ein Polizeigericht geſtellt, beſonders wenn Thätlichkeiten ſtatt gefunden haben. Dadurch wird dem Uebel aber nicht abgeholfen; es kann ſeyn, daß die Meiſter Unrecht haben, daß ſie ihren Arbeitern oder Geſellen gerechte Urſache zum Klagen gegeben, beſonders wenn ſich die Meiſter in der Stille vereinigt haben, den Taglohn herabzuſetzen, ohne daß ſie einen triftigen Grund dafür anzuführen hätten, außer den, daß ſie mehr zu gewinnen wünſchen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. September 1840.

Les Gastrolatres tenoient Gaster pour leur grand Dieu, l'adoroient comme Dieu, luy sacrifioient comme à leur Dieu omnipotent, ne recongnoissoient aultre Dieu que luy, le servoient, aymoient sus toutes choses, honoroient comme Dieu.

Rabelais.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(ſ. Nr. 199.)

Zweite Wanderung.

Manche leben bloß, um zu eſſen, anſtatt daß wir, gleich Sokrates, eſſen ſollten, um zu leben. Jene ſind ſolche Menſchen, die, nach Platons bekannter Eintheilung, eine Bauchſeele haben. Aber mit einigem Vergnügen ſollen wir Alle eſſen. Seht die Kinder: dieſe Geſchöpfe „mit ihren reinen Gedanken und fröhlicher Spekulation," wie Luther von ihnen rühmt, eſſen eigentlich mit wahrer Luſt: jede Mahlzeit iſt ihnen ein kleines Feſt. Wir Erwachſene aber denken gewöhnlich zu viel Anderes dabei. Man könnte überhaupt die Eſſer eintheilen in einfache, in ſtoiſche, in geſchmackvolle, in epikuriſche, in cyklopiſche und harpyienartige Eſſer. Dieſe lezten, die Alles wegraffen und verſchlingen, ohne Unterſchied, um nur den ewig begehrenden Magen zu füllen, ſind ekelhafte Anomalien, Monſtra der Natur, die kaum von gewiſſen Thieren übertroffen werden. Ein ſolcher war jener Joſeph Kohlniker, der, gleich dem gefräßigen Kronos, ſelbſt Steine verſchlang. Und damit die ſpäteren Zeiten nichts, im Böſen wie im Guten, voraus haben möchten vor den früheren, ein ſolcher war auch der Vielfraß, von dem Suetonius im Leben des Nero berichtet. Dieſer Kaiſer ſoll ſogar Luſt bekommen haben, ihm lebendige Menſchen zum Zerfleiſchen und Verzehren vorzuwerfen.

Verwandt ſind die cyklopiſchen Eſſer. Ich verſtehe darunter ſolche, die dem einäugigen, brutalen Polyphem gleichen. Dieſer rohe Götterverächter nennt in dem, nach ihm benannten Satyrſpiele des Dichters Euripides ſeinen Bauch „den allerhöchſten Gott." Ueberhaupt eine merkwürdige Rede: der karrikirte Ausdruck eines durch und durch ſinnlichen Menſchen, der nichts Beſſeres kennt, als Eſſen, Trinken und Schlaf, und der, um ſeiner Begierde zu fröhnen, ſich Alles für erlaubt hält. Er war nicht bloßer Polyphag, ſondern gewiſſermaßen ſchon Gourmand; er liebte wenigſtens Wahl und Veränderung der Speiſe, freilich in ſeiner Art. Er ſey, ſagt er, der ewigen Mahlzeiten aus Bergwildpret überdrüſſig; er habe genug Hirſch- und Löwenfleiſch gegeſſen; dagegen ſey es lange her, daß er kein Menſchenfleiſch genoſſen. Dies ſchien ihm beſonders gut zu ſchmecken, etwa wie jenem Rajah von Tannah Sawa auf Sumatra, der immer krank wurde, wenn er kein Menſchenfleiſch bekam. So berichtet uns wenigſtens der Engländer John Anderſon, was übrigens ſehr glaubwürdig iſt, wenn wir die neuern Nachrichten von den kannibaliſchen Daiaks auf Borneo damit vergleichen.

Den Kannibalismus abgerechnet, gibt es cyklopiſche Eſſer zu allen Zeiten und unter allen Völkern, ſelbſt den

Digitized by Google

gebildetſten. Wem kommen nicht ſogleich die entarteten Römer zu Ciceros und der Kaiſer Zeit in den Sinn, die ebenſowohl cyklopiſche als epikuriſche Eſſer — die beiden Arten gehen gern in einander über — geweſen ſind? Dieſen Eßvirtuoſen, welche ihre Hand über einen großen Theil der Erde und deren Schätze ausſtreckten, mußten auch die entfernteſten Inſeln und Küſten ihre köſtlichen Erzeugniſſe ſenden; ja Geſchmackloſes, was ein geſunder Sinn verſchmäht, wurde geſucht, wenn es nur ſelten war. Der Römer war, wie viele Große und Reiche noch jezt, auch ehrgeizig in ſeiner Schwelgerei. Ihm war nichts heilig, wenn es galt, ſeine ſeltſame Eßbegierde zu befriedigen. Ekelhaft erſcheint oft die römiſche Schwelgerei, worüber die Edleren unter ihnen, namentlich Horaz, bitter klagen und ſpotten. — Wenn Cicero öffentlich auf der Rednerbühne in einer Philippica von den abſcheulichen Folgen der Schlemmerei ſeines Todfeindes Antonius redet, und wir anderswo leſen, daß ſelbſt die vornehmſten Römer, um immer von Neuem genießen zu können, das künſtlich bezweckten, was bei jenem durch Naturnothwendigkeit ſich zutrug, ſo erinnert das an die maleriſche Schilderung des überſatten Polyphem bei dem Sänger der Odyſſee und dem ihn noch überbietenden Virgil, dem Tiſchgenoſſen des Auguſtus und Mäcenas. Und dürfen wir noch auf die rohen, gefräßigen Kamtſchadalen zürnen, wenn ſie, wie uns Steller verſichert, die gute alte Zeit vor Ankunft ihrer jetzigen Herrſcher, der Ruſſen, zurückwünſchen, wo ihnen jene Magen- und Schlundrevolution, von welcher ſo eben die Rede war, drei- bis viermal des Tages vergönnt geweſen?

Hier verdient einer der abſcheulichſten Römer und Fürſten, die je einen Thron beſchmuzt haben, Vitellius, ſeine Stelle. Schon das Gaſtmahl, das ihm ſein Bruder gab, war ein Maximum der Schwelgerei. An 2000 der ausgeſuchteſten Fiſche und 7000 Vögel wurden aufgetragen; aber dieſes Mahl übertraf noch das von ihm ſelbſt gegebene, als er eine ungeheure Schüſſel, die er, ein witziges Ungeheuer, den „Schild des Aegiserſchütterers“ nannte, feierlich einweihte. In dieſer Schüſſel hatte er die Lebern von Meerdrachſen, das Gehirn von Faſanen, die Zungen von Flamingos und die Milch von Muränen, die weither, aus Parthien und der Meerenge von Kadix geholt waren, zuſammenmiſchen laſſen. Grauſam, wie er war, trank er ſelbſt auf dem Schlachtfeld voll Leichen öffentlich eine Menge Wein, was an den jüdiſchen, nicht ſehr bekannten König Alexander Jannäus, einen Sadducäer, erinnert, welcher ſchwelgende Wütherich an einem Tage 800 gefangene Feinde kreuzigen, ihre Frauen und Kinder vor ihren Augen niedermachen ließ und dabei, im Angeſicht der langſam Hingerichteten, ſeinen Frauen ein Gaſtmahl gab.

Das Volk der Polyphagen und Schlemmer ſtirbt nie aus, ja ganze Völker ſind es, oder zur Polyphagie geneigt, in der neuen wie in der alten Welt. Um gleich in der neuen nach den Ländern des großen Oceans hinüberzuſetzen, ſo werden uns die Südſeeinſulaner überhaupt, beſonders die Vornehmen unter ihnen, als große Eſſer gerühmt, namentlich die auf der wohlbekannten Wonneinſel Otaheite, welche ihr Entdecker, der klaſſiſch gebildete Bougainville, aus einer andern Urſache Neucythere taufte. So ein broncefarbiger Nobile daſelbſt aß, wenigſtens zur Zeit, als Ritter Banks die Inſel beſuchte, erſtaunlich viel, ſchlief erſtaunlich viel und wurde natürlich erſtaunlich fett. Täglich zwei bis drei anſehnliche Fiſche, drei große Brodfrüchte, fünfzehn große Bananen, das Schweinefleiſch nicht mit eingerechnet, nahm ein ſolcher zu ſich, oder ließ ſich's vielmehr durch ſeine Sklaven in den Mund ſtecken. Kein Wunder, daß es dort Leute gab, deren Schenkel an Dicke dem Unterleib eines Knaben glichen. — Seltſam, daß auch anderwärts in den tropiſchen Ländern und der heißen Zone tüchtig gegeſſen wird. Dies wiederlegt die verbreitete Meinung, als ob bloß die Bewohner kalter Länder Vieleſſer wären. Selbſt von der großen Eßluſt der holländiſchen Spießbürger auf dem Kap wurde ſonſt Erſtaunliches berichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Mich ergriff eine heilige Scheu, ein erhebendes Gefühl, als ich in dieſen Tempel trat; ich hätte die blanken Waffen und ſtrahlenden Uniformen an mein volles Herz drücken mögen; da tauchte der Quartiermeiſter hinter einem großen Haufen von Mänteln hervor. Mein Bombardier ſprach: „Herr Quartiermeiſter, das Dutzend (nämlich Freiwilliger) iſt voll;“ worauf der andere erwiderte: „Nun, ſo haben wir zu eilf Stockfiſchen einen Pickling.“ — Vor der Einkleidung ward ich gemeſſen; man kennt das Inſtrument hiezu, wie es auf jedem Paßbureau ſteht. Ich ſtellte mich auf den Tritt, der Quartiermeiſter nahm den beweglichen Schuh und ließ ihn ſo unſanft auf mein Haupt fallen, daß ich mich erſchrocken etwas zuſammenkrümmte. Er lachte und erklärte mir ſehr ruhig, er thue dies, um das richtige Maß zu bekommen, weil die jungen Herrn ſich gewöhnlich länger ſtreckten, als ſie wirklich wären; praktiſch, aber nicht angenehm, denn mir that der Kopf weh. Nun ward ich angezogen, aber Alles war mir zu groß

Digitized by Google

und weit, und wie ich vollſtändig ausgerüſtet daſtand, ſah ich aus wie die Kinder auf dem bekannten Kupferſtich, welche mit den Waffen ihres Vaters Soldaten ſpielen. Außer Tſchako, Uniform, Reithoſe, Säbel, Stiefeln mit Sporen, belud er mich noch mit Mantelſack, Piſtolen, Putztaſche, Mantel, und führte mich in dieſem Aufznge lachend zum Wachtmeiſter zurück, welcher ſich nicht weniger an mir ergözte. Ich ward ſofort auf die Stube Nr. 64 gebracht, welche ich mit einem Unteroffizier und zehn Kanonieren bewohnen ſollte, aber ſogleich von da in die Schneiderſtube geführt, wo mir meine Kleider angepaßt werden ſollten.

Als ich auf mein Zimmer zurückkehrte, fand ich meine neuen Kollegen, welche ſich meiner ſämmtlichen Waffen bemächtigt hatten, in voller Arbeit, dieſelben zu putzen. Das ganze Rüſtzeug ſah aber auch abſcheulich aus; man glaube ja nicht, daß einem Rekruten blanke Armaturſtücke von der Kammer geliefert werden, zumal einem Freiwilligen; einem ſolchen wird das Roſtigſte und Unſauberſte gegeben, was zu finden iſt; er kann da gleich ſein Meiſterſtück machen. Ich, der nicht wenig in Verlegenheit geweſen wäre, hätte ich zum erſtenmal meine Waffen ſelbſt putzen ſollen, war höchlich erfreut, ſie in ſo guten Händen zu finden. Ich bezeigte den Herrn Kameraden meinen Dank für ihre Gefälligkeit und wollte mich über meine Sporen hermachen, welche noch roth an den ſchmutzigen Stiefeln ſaßen; doch der Kanonier mit dem größten Barte ſagte zu mir: „Laſſen Sie nur ſtehen, wir reinigen das in wenig Augenblicken. Doch," ſezte er mit ſehr ernſter Miene hinzu, „man hat Ihnen da verdammt ſchmutziges Zeug hingehängt, und ich fürchte, ohne Branntwein wird's ſchwerlich ganz blank; auch könnte etwas Butter nicht ſchaden, um ſpäter die Säbelklinge und die Piſtolen einzuſchmieren; doch wäre ein Stück Wurſt eben ſo gut." Ich erklärte mich bereit, für Schnaps, Butter und Wurſt zu ſorgen, und zog einen Thaler heraus. Sogleich ſchickte er damit einen fort und ſagte freundlich: „Wenn Sie ſich ein wenig in der Stadt umſehen wollen, ſo finden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Sachen im beſten Zuſtande." Ich befolgte dieſen angenehmen Rath, und als ich nach einigen Stunden zurückkam, fand ich meine Waffen blank und ſauber auf dem Gerüſte. Meine Kameraden ſaßen um den Tiſch in lauter Fröhlichkeit, alle in einem Zuſtande, der deutlich verkündete, daß ſie nicht allen Schnaps zum Putzen verbraucht. Vor dem Bette, das man mir angewieſen, hing, wie an den übrigen, ein zierliches Täfelchen, auf welchem mit großen Buchſtaben zu leſen war: „H. Kanonier," und dies entzückte mich. Eine gute Weile betrachtete ich es und ſprach oft meinen Namen und nunmehrigen Titel „Kanonier" halblaut vor mich hin; ich fühlte, ich war etwas in der Welt geworden.

Am folgenden Morgen ſollte ich dem Kapitän vorgeſtellt werden. Ich kann ſeinen wahren Namen nicht herſetzen, und ſo mag er Feind heißen, denn er iſt, weiß Gott, nie mein Freund geweſen. Die Freiwilligen konnte er überhaupt nicht leiden, denn es waren meiſtens junge luſtige Leute, welche außer dem Dienſt nicht gerade immer thaten, was recht war. So gingen wir ſelten in der groben Dienſtuniform, ſondern hatten eigene feine Kleider; wir trugen nicht immer die vorſchriftsmäßige ſchwere Säbelgurte; eine zierliche von weißem Glanzleder dünkte uns zum Spazierengehen zweckmäßiger. Auch war es dem Kapitän Feind ſehr fatal, wenn wir in dem Kaffeehauſe, wo er ein Glas Zuckerwaſſer trank, eine Flaſche Wein ausſtachen, was wir ſehr häufig thaten, um ihn zu ärgern.

Eine gute Stunde mußte ich in dem Zimmer des Wachtmeiſters warten, eh der Hauptmann erſchien. Der ſteife Halskragen des Kollets, der meinen Hals zum erſten Male, und ſehr feſt umſchloß, trieb mir das Blut in den Kopf, und ein Spiegel, in welchen ich zufällig blickte, zeigte mir, daß ich ein ſehr rothes Geſicht hatte. Dies ſchien dem Kapitän aufzufallen, welcher mittlerweile eingetreten; denn ſeine erſte Frage war, nachdem er mich eine zeitlang mit verſchränkten Armen betrachtet: „Wir ſcheinen dieſen Morgen bedeutend ſtark gefrühſtückt zu haben." Dieſe Phraſe führte er beſtändig im Munde; er wollte damit ſagen, er glaube, man habe ſtark Branntwein getrunken. Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, ich habe noch gar nichts zu mir genommen; er warf mir einen böſen Blick zu und ſagte: „Wir wiſſen das beſſer." Ich verbeugte mich und ſchwieg, er fuhr fort: „Sechzehn Jahr alt?" — „Ja wohl," Herr Hauptmann." — „Man ſagt: zu befehlen, Herr Hauptmann." — „Zu befehlen, Herr Hauptmann." — „Sie ſcheinen mir ſehr ſchwach zu ſeyn." — „Zu befehlen, nein, Herr Hauptmann." — „Ich weiß das beſſer." Darauf wandte er ſich zum Wachtmeiſter: „Der Unteroffizier Doſe ſoll ihn zu ſeinem Beritt nehmen und exerziren."

So lautete die erſte Unterredung mit meinem Chef, von der ich eben nicht ſehr erbaut war. Ich hatte gehofft, er werde theilnehmend nach meinen früheren Verhältniſſen fragen, mir ſeine Freude ausdrücken über meine Liebe zum Militärſtande und dergleichen. Von alle dem nichts. Am ſonnenhellen Horizont meiner Phantaſie ſtiegen einige dunkle Wölkchen auf. Ach! wie bald ſollte ſich mein Himmel nächtig ſchwarz überziehen!

F. W. Hackländer.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Prudhommes. Reform im Gymnaſialunterricht und den juridiſchen Prüfungen.

Man ſchlägt nun als Mittel gegen alle dieſe Unruhen die Errichtung von Schiedsgerichten vor, welche zur Hälfte aus Meiſtern, zur Hälfte aus Geſellen beſtehen ſollen. Solche ſogenannte tribunaux de prudhommes gab es unter der Herrſchaft des Zunftweſens, und ſie ſind ſehr alt in Frankreich. Faſt jedes Handwerk hatte ein ſolches Schiedsgericht bereits im dreizehnten Jahrhundert, wie man aus den unter der Regierung Ludwigs IX. ſchriftlich aufgeſezten und im Jahr 1837 herausgegebenen Statuten der Pariſer Zünfte erſehen kann. Nach der Revolution wurden ſolche Schiedsgerichte in einigen großen Fabrikſtädten, beſonders in Lyon angeordnet. Wahrſcheinlich wird man, da ſie dem Staate keine Koſten verurſachen und mancher Unruhe, mancher Unzufriedenheit vorbeugen können, für die vorzüglichſten Handwerke ähnliche einrichten, wiewohl man vorherſieht, daß ſie nicht allem Uebel ſteuern, und beſonders den wichtigen Punkt des Arbeitslohns nicht allein ausgleichen können. Wenn der Arbeiter viele ſind und wenig Beſtellung auf Arbeit einkommt, ſo werden die Meiſter ſtets ſuchen, den Arbeitslohn herabzuſetzen; gibt es dagegen zu viel Arbeit für die vorhandenen Geſellen, ſo werden dieſe ihrerſeits ihre Forderungen höher ſtellen. Beides iſt eine natürliche Folge der Konkurrenz und des Verhältniſſes zwiſchen Meiſter und Geſellen. Die Erfindung der Maſchinen hat darin wenig geändert; denn man bemerkt ähnliche Gährungen und Störungen in den Fabrikſtädten Englands, welche am meiſten Maſchinen anwenden.— Im öffentlichen Unterrichte iſt eine andere Frage zur Sprache gekommen, und ihre Löſung ſo eben vom jezigen Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Couſin, verſucht worden. Soll nämlich der Gymnaſialunterricht ſich hauptſächlich auf die alten Sprachen beſchränken, oder auch wiſſenſchaftliche Gegenſtände anderer Art, ſogenannte Realien in ſich begreifen? Seit der Revolution hatte man lezteres verſucht. Es kann ſeyn, daß das Studium der alten Sprachen etwas darunter gelitten hat; dafür hat aber Frankreich eine Menge ausgezeichneter Mathematiker, Phyſiker, Chemiker und Naturhiſtoriker gebildet. Nach Couſins Grundſäzen ſoll nun das Studium des klaſſiſchen Alterthums gehoben werden, und er hat daher durch einen Miniſterialbefehl alles Fremdartige aus dem Unterrichte der untern Schulen entfernt, ſo daß künftig nicht einmal die Rechenkunſt in den untern Klaſſen der Gymnaſien oder Kollegien gelehrt werden ſoll; nur eine wöchentliche Geſchichtsſtunde wird neben der lateiniſchen und griechiſchen Sprache beibehalten. Ich kann dieſe Methode nicht loben. In den deutſchen Gymnaſien herrſcht Griechiſch und Latein nicht ſo ausſchließlich, als Couſin es ſich vorſtellt. Was ſoll dabei aus den Schülern werden, welche die Eltern zu keiner gelehrten Laufbahn beſtimmen, und welche nur die untern Klaſſen frequentiren, um ſich hernach dem Handel, dem Gewerbfleiß oder einer andern Beſchäftigung zu widmen? Ich glaube alſo nicht, daß dieſe Aenderung Beſtand haben wird. Wahrſcheinlich wird der Nachfolger Couſins die Sachen wieder ſo herſtellen, wie ſie zuvor waren, da bisher kein Uebelſtand daraus hervorgegangen iſt. Beſſer und zweckmäßiger iſt die von Couſin getroffene Anordnung wegen der an der Rechtsfakultät zu ertheilenden Preiſe, womit bei Wiedereröffnung der Vorleſungen der Anfang gemacht werden ſoll. Es war bisher kein Wetteifer unter den angehenden Juriſten, und wenn ſie nur ihre Examina beſtanden, ſo verlangte man weiter nichts von ihnen. Couſin hat es durchgeſezt, daß künftig auf ihre im Konkurſe bewieſene Fähigkeit bei ihrer Bewerbung um Staatsämter Rückſicht genommen werden ſoll. Iſt dies kein leeres Verſprechen von Seiten einiger Miniſter, und wird mit Strenge darauf geſehen, ſo kann es allerdings für die Tüchtigkeit der Beamten die beſten Folgen haben. Indeſſen werden die Miniſter ſich ſchwerlich dem Einfluſſe der Deputirten, der Pairs, der Hofbeamten u. ſ. w. entziehen, um die Aemter nicht nach Gunſt, ſondern nach Verdienſt zu beſezen. Nur die freie Preſſe vermag ſie in dieſer Hinſicht etwas in Schranken zu halten. Die Examina an der Rechtsfakultät ſind übrigens nicht ſcharf; denn da die meiſten Kandidaten ſich nicht zu Staatsämtern melden, ſondern Advokaten, Prokuratoren oder Notarien werden, ſo meinen die Profeſſoren, ſie dürfen es nicht ſo genau nehmen, da bei leztern Aemtern die Praxis wichtiger iſt als die Theorie, und ein Advokat, ein Prokurator, ein Notar ſich in ſeinem Fache auszeichnen kann, wenn er auch das juriſtiſche Examen nicht zum beſten beſtanden hat. Dieſe juriſtiſchen Prüfungen werden vorzugsweiſe im Auguſt vorgenommen. Die Profeſſoren ſind daher in dieſem Monate von ſechs Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends beſchäftigt; jedes Examen dauert etwa eine Stunde. Für die Profeſſoren ſind die Examina einträglicher als ihr Gehalt, und mit demſelben haben ſie ein Einkommen von etwa 15,000 Franken; die älteſten haben außerdem freie Wohnung in dem großen Gebäude der Rechtsfakultät. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit den Profeſſoren der medizinischen Fakultät, welche ebenfalls im Auguſt ihre Prüfungsernte halten, und deren Gehalt eben ſo beträchtlich iſt. Die Lehrſtellen an beiden Fakultäten gehören zu den beſten im franzöſiſchen Unterrichtsweſen und werden ſehr geſucht. Eine gute Einrichtung iſt, daß, wenn eine derſelben vacant wird, die Bewerber öffentlich um dieſelbe konkurriren, und nicht allein eine ſchriftliche Arbeit liefern, ſondern auch einen öffentlichen Vortrag über eine ihnen geſtellte Aufgabe halten müſſen. Daher ſind auch alle Profeſſoren an den beiden Fakultäten Leute, welche über ihr Fach gut zu ſprechen und die Wiſſenſchaft gewandt vorzutragen wiſſen. Mit dem Ableſen vom Blatte iſt es in Paris nicht gethan, und auch in der Deputirtenkammer iſt das Ableſen, das zu Anfang der Reſtauration noch ſo gewöhnlich war, bereits großentheils abgekommen. Auch die Advokaten bei den Gerichten leſen faſt nie etwas ab. Dieſes Talent des freien Vortrags wird ſich wahrſcheinlich immer mehr entwickeln, je mehr die Leute dazu berufen werden, öffentlich ihre Mitbürger anzureden. Es iſt in Frankreich nicht mehr möglich, als Staatsmann aufzutreten, wenn man ſich nicht als guter Redner ausgezeichnet hat. Hätte Thiers nicht die Gabe, geläufig und gut zu reden, ſo würde er ſchwerlich jemals zur Präſidentſchaft des Miniſterraths berufen worden ſeyn und jezt an der Spize der Verwaltung Frankreichs ſtehen. Man thäte alſo wohl, wenn man ſchon im Jugendunterrichte auf dieſes Bedürfniß Rückſicht nähme, und zwar in den Provinzialſchulanſtalten noch mehr als in den Pariſer Kollegien. Den Pariſern iſt die Wohlredenheit gleichſam angeboren, nicht aber den Provinzialen; faſt nur das mittägliche Frankreich bringt außer Paris gute Redner hervor, und man kann in der Deputirtenkammer bemerken, daß faſt alle guten Redner entweder Pariſer oder doch in Paris gebildete Männer, oder Provenzalen und Gascogner ſind. Die übrigen Provinzen liefern faſt nur ausnahmsweiſe hie und da einen guten Redner.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. September 1840.

Was hilft's, daß in die Gruft,
Der Kaiſerherold ruft,
Wenn draus kein Kaiſer ſteiget
Und ſeinem Volk ſich zeiget?

Rückert.

Der Reichspanierträger.

Held Rothbart ſcheidet vom welſchen Land,
Gekrönt mit der Kaiſerkrone;
Doch ſchirmt nur das Eiſen, gezückt in der Hand,
Ihn auf dem italiſchen Throne;
Es blitzt aus der Städte verſchloſſenem Thor
Von Speeren, wie züngelnden Schlangen, hervor,
Die ihm nachziſchen mit Hohne.

Er zieht, wo die Etſch dumpf macht ihr Thal
Von ſchäumendem Toſen erbeben,
Wo den Pfad ſie klammert, abſchüſſig und ſchmal,
An Felſen, die ſteil aufſtreben,
Wo dem mühſam klimmenden Wanderer graust
Vor dem Strome, der links tief unter ihm braust,
Und rechts vor den Rieſen daneben.

Und ſieh! dort hoch auf dem ſchroffſten Geſtein,
Da brüſten ſich thürmende Mauern,
Sie blicken ſo ſicher in's Land herein
Und drohn mit unheimlichen Schauern,
Zu hemmen das Heer und den Kaiſer von vorn,
Dem tückiſch mit rachelechzendem Zorn
Die Feinde den Rücken umlauern.

Hier will aus Verona Herr Alberich,
Mit ihm fünfhundert Geſellen,
Verbündet zu Raub und Frevel, ſich
Dem Kaiſer entgegenſtellen,
Den Engpfad ſperren für Roß und Mann,
Und wer da wagte zu trotzen dem Bann,
Den mit Steinblöcken zerſchellen.

Losbricht aus der Burg es gewitterſchwer,
Als näher die Deutſchen gezogen,
Von mächtigen Felſentrümmern daher
Kommt furchtbarer Hagel geflogen;
Sie rollen herunter mit Donnerhall
Und wühlen ein Grab ſich mit ſchmetterndem Fall
In die himmelanſpritzenden Wogen.

Da rufen nach oben, vom Kaiſer geſandt,
Die Warnung zwei ſeiner Getreuen:
„Lernt, eh' er zu eurem Verderben entbrannt,
Den Zorn des Gewaltigen ſcheuen;
Laßt ohne Gefährde ſein Heer dahin
Hier unten am Fuße des Schloſſes ziehn!
Euch möchte die Frechheit gereuen."

„Nein!" ſchallt es hernieder, „ſoll unſer Geſchoß
Euch nicht zermalmen in Splitter,

Digitized by Google

So gebt uns den Panzer oder das Roß
Von jedem der deutſchen Ritter,
Achthundert Mark Silbers dazu in den Kauf!"
Da ſchleudern jene die Lanzen hinauf,
Der Hohn dünkt ihnen ſo bitter.

Der Kaiſer ergrimmt: „Wo find' ich Rath,
Den Troß der Empörer zu rächen?
Wer zeigt mir zum Gipfel den ſchwindlichten Pfad,
Die Räuberhöhle zu brechen?
Hier faſt an der Schwelle der Heimath ſtehn
Und noch mit den Mannen zu Grunde gehn
Vor dieſem Geſindel, dem frechen!"

Zwei welſche Vaſallen im Heere fragt
Er nun: „Sprecht, was wir beginnen!" —
„Herr, ſiehſt du den Fels, der überragt
Von hinten des Schloſſes Zinnen?
Wenn dorthinauf Kühnheit ſich bahnte den Weg,
So leitet von da zu der Burg ein Steg,
Dann magſt du vielleicht ſie gewinnen.

„Doch tauſchen allein mit den Wolken den Gruß
Dort oben die furchtbaren Zacken;
Wohl trat bis heute kein menſchlicher Fuß
Dem Fels auf den ſtarrenden Nacken;
Dort baut nur der Adler den einſamen Horſt
Und fährt von dannen herab in den Forſt,
Mit den Krallen die Beute zu packen."

Doch der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach,
Um die Schmach voll bitterem Grimme,
An Muth, wie der Wirbelwind, kühn und jach,
Laut hebt er die Donnerſtimme:
„In meine Hand gabſt du des Reiches Panier,
Unwürdig ſey deſſen ich, Herr, wenn ich dir
Die Räuberburg nicht erklimme.

„Wer folgt mir von euch, wenn ich ſchreite voran?"
So ruft er den Rittern entgegen.
Ihm geſellen ſich auf der gefahrlichen Bahn
Zweihundert muthige Degen.
Das Banner des Kaiſers in Lüften er ſchwingt
Und rollt es zuſammen, und vorwärts dringt
Die Schaar mit dem Führer verwegen.

Sie hauen den Pfad ſich durch das Gebüſch,
Wo die Schrecken der Wildniß hauſen,
Und über den Waldſtrom ſchreiten ſie friſch,
Wie die Fluthen auch donnern und brauſen.
Nun, da ſie am Fuße des Felſen ſtehn
Und blicken empor zu den ſteilen Höhn,
Faßt keinem die Seele das Grauſen?

Wer oft die Gefahr ſchon umarmt als Braut,
Wag's hier, wenn ihm fehlen die Schwingen!
Wer ſonſt mit den ſchaurigſten Pfaden vertraut,
Wird er den Schwindel bezwingen,
Wo in hundert Larven aus gähnendem Spalt
Grinst des Todes geſpenſtiſch bleiche Geſtalt,
Ihn im Sturze hinunterzuſchlingen?

Doch keiner der tapferen Männer zagt;
Einander über den Rücken
Aufklimmen ſie, wo es am ſchroffſten ragt,
Als über lebendige Brücken;
Wo der Fuß gewonnen den ſicheren Stand,
Da reichen ſie niederwärts Speer und Hand;
So muß es am Ende doch glücken.

Erſtiegen der Gipfel; das Banner entrollt
Weht purpurn am Schafte der Lanze;
Um das Adlerbild webt ſich das Strahlengold
Der Sonne zu funkelndem Kranze.
„Ha," ruft nun der Pfalzgraf, „wie horſtet der Aar
Des Reiches hier oben und lacht der Gefahr,
Mit des Auges blitzſprühendem Glanze!"

Auf die Beute dann raſch, wie aus heiteren Höhn,
Hat er ſich herabgeſchwungen;
Nicht wiſſen die Räuber, wie ihnen geſchehn
Und was zu den Ohren gedrungen,
Als dröhnender Fußtritt und Stimmengewirr,
Geſänge der Schlachten und Waffengeklirr
Von obenher plötzlich erklungen.

Auch hat man im Thale das Banner geſchaut
Und den jauchzenden Ruf vernommen;
Da fliegt durch die wartenden Reihen es laut:
„Heil uns, der Fels iſt erklommen!"
Das Heer rückt an, wie wenn Mauer und Thurm
Mit dem Jubel des ſicheren Sieges im Sturm
Nun würde von unten genommen.

Wahnſinnig, mit ſchreckengelähmter Kraft,
Stürzt Mancher vom Felſen ſich nieder,
Doch kommen zur Erde nur ſchauderhaft
Zerriſſene blutige Glieder.
Bald ſteigt nun herab im Triumphe die Schaar,
Ihr hoch voran flattert und ſchimmert der Aar
Mit ausgeſpanntem Gefieder.

Schon hat er ergriffen im Felſenneſt
Und gewürgt gar viele der Schlangen;
Mit den Krallen noch hält er die anderen feſt
Und bringt ſie dem Kaiſer gefangen.

Digitized by Google

Weh, Alberich, dir für den trotzigen Hohn!
Grimm funkelt Friederichs Auge; den Lohn,
Jezt ſollt ihr ihn ſchrecklich empfangen!

O Reichspanierträger! ſtolz leuchtender Stern
Aus vorigen größeren Tagen!
Wie hat mit den Seinen den Kaiſer und Herrn
Gerettet dein muthiges Wagen!
Ihr Fürſten von heute, wenn Krieg erwacht
Mit den Fremden, wer unter euch darf in der Schlacht
Dann Deutſchlands Panier wohl tragen?

Julius Krais.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Ausgezeichnete Eßluſt und Magenvirtuoſität wird unter den Völkern Aſiens beſonders den mongoliſchen, wie unter denen in Europa den ſlaviſchen nachgeſagt. — Sehr großen Appetit, der auch Ekelhaftes nicht verſchmäht, haben beſonders die Bewohner von Tunkin, nach Dampiers Bericht. Dort iſt die Gefräßigkeit ein Maßſtab der Tapferkeit und verhilft, wie anderwärts dieſe, zu großen Ehren. Wer dort Soldat werden will, muß vorher in einem eigenen Eßeramen große Appetitproben ablegen; wer am beſten in der Prüfung beſteht, kommt in die Leibgarde des Königs. — Auch die Siameſen eſſen viel, und einen Dickbauch haben, was Erſteres vorausſezt, gilt bei ihnen als ariſtokratiſcher Vorzug, als Adelsdiplom. Im großen Lande der Stabilität, des regierenden Bambusrohres und der Spitzköpfe, im „himmliſchen Reiche,“ gilt gleichfalls Dickbauch und vornehmer Mann für eins; vor einem umfangreichen Leibe hat man Reſpekt, er gehört zur edlen Repräſentation. Aber die Chineſen eſſen auch darnach. — Einen ähnlichen Maßſtab des Vornehmſeyns finden wir übrigens auch bei uns. Wir können täglich ſehen, wie Leute, die viel Speiſe zu ſich nehmen und mit dem kräftigen Vegetationswaſſer von Kraftbrühen, trefflichem Wein u. ſ. w. innerlich begoſſen werden, und daher trefflich gedeihen und in die Breite wachſen, zu gleicher Zeit auch an Anſehen zunehmen. Denn gern verknüpfen gemeine Leute mit dem Begriff eines voluminöſen Mannes auch den eines reichen und vornehmen. Wie denn überhaupt bei ihnen und ſelbſt vielen Andern, die höher ſtehen, Eſſen und Bequemlichkeit der Maßſtab ſind, wonach ſie das mehr oder minder glückliche Leben abmeſſen. Freilich hilft nicht immer zum Laufen Schnellſeyn und zum Dickwerden Vieleſſen: es kommt hier Alles auf das Gedeihen an.

Beiläufig erwähne ich noch, daß, gewiſſen Nachrichten zufolge, auch der ſogenannte Kaiſer von Marokko, oder Miramelin, viel auf zunehmende Fettigkeit hält. Ob gleichfalls aus ariſtokratiſchem Ehrgeiz? Schwerlich, eher aus einer andern, mehr materiellen Urſache, wie man gleich ſehen wird. Er unterwirft ſich nämlich — ſo ſteht gedruckt — alljährlich einem gewiſſen Examen, das freilich viel angenehmer iſt, als manches andere, wo die Examinanden nicht nur Geld zahlen müſſen, ſondern obendrein noch durchfallen können. Den Kaiſer koſtet's keinen Asper; es trägt ihm vielmehr etwas Erkleckliches ein, weil, wie in der verkehrten Welt, die Herren Examinatoren ihm ſelber etwas zahlen müſſen. Er läßt ſich nämlich alle Jahre wiegen, hauptſächlich wegen des Gebrauchs, nach welchem die eraminirenden, d. h. wägenden Hofleute die jedesmalige Fettzunahme ihres gnädigſten Herrn mit Gold aufwiegen müſſen. Da läßt ſich denn mit Recht vorausſetzen, daß der hohe Examinand allen Fleiß anwenden werde, um immer weiter körperlich zuzunehmen, damit er im Examen wohl beſtehen möge. — Ferner las ich vor einiger Zeit, daß bei einem ſüdafrikaniſchen Volke der König allein das Recht habe, fett zu ſeyn. Wir ſehen, die Begriffe von Thronprärogativen ſind eben bei verſchiedenen Völkern verſchieden.

Die Geſchichte nennt uns manchen berühmten Eſſer. Um wieder auf die römiſche zu kommen. Der Kaiſer Marimin wird abſonderlich als großer Eſſer gerühmt. Er aß — nach Julius Capitolinus — täglich 40 bis 60 Pfund Fleiſch und trank eine Amphora Wein dazu. Aber dieſer, von kräftigen Gothen abſtammende Herr war auch darnach, ein Rieſe, höher als acht Fuß und von enormer Stärke. — Was indeß unſere deutſchen Vorfahren anbetrifft — die Gothen führen mich auf dieſes Thema — ſo hab' ich irgendwo geleſen — im Tacitus ſteht's nicht — daß ſie zwar groß und ſtark, aber in der Regel nicht fett geweſen ſeyen; ein Zeichen, meint man, daß ſie ziemlich mäßig im Eſſen geweſen. Ohne Zweifel, dies deutet auch Tacitus an, der mehr ihre Trunkliebe heraushebt. Ja ſie ſollen ſogar, gleich den Spartanern, keine fetten und faulen Bäuche unter ſich gelitten haben, und wer nicht mehr durch ihr Leibmaaß, den Kriegsgürtel, habe kriechen können, ſey ſo lange geprügelt worden, bis er wieder ſchmal geworden. Wahrlich, unſere neuern Soldaten brauchten um ſolcher Urſache willen nicht geprügelt zu werden.

Auch vom Athleten Milo wird große Eßfähigkeit gerühmt. Er ſoll einmal nicht bloß einen lebendigen Ochſen auf ſich genommen und über das Stadium getragen, ſondern auch einen ganzen gebratenen in ſich ſelber aufgenommen, d. h. gegeſſen haben. — Aber ſo

Digitized by Google

ungeheuer aß er doch nicht, als bei jener altnordiſchen Rieſenhochzeit gegeſſen wurde, von welcher die Lieder des Kampe-Wiſer in der Edda berichten. Die Braut, ein Meerweib, ſäuft allein ſieben Tonnen Ale und ißt fünfzehn Ochſen und Schweine. Ihrem Appetit entſprach ihre Größe. Wie groß ſie war, kann der Leſer daraus abnehmen, daß man Ellen weit aus der Mauer hauen mußte, um ſie in den Saal zu bringen, und die große Steinbank unter der Wucht ihres Leibes in die Erde ſank. — Aber noch übertraf dieſe Frauen-Adanſonie an Eßluſt und Magencapicität der Dicke, in den Hausmährchen von Grimm, der zu einer Mahlzeit 300 Ochſen verzehren konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heilbronn, 11ten September.

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Ich ſchreibe Ihnen flüchtig aus einem friedlichen Hauptquartier, das aber ſo geräuſchvoll iſt, daß man ſich in Mitten eines großen Heers glaubt, das morgen gegen den Feind aufbricht. Doch das ungeheure Gedränge fröhlicher Non-Combattans, welchen dieſes Bild des Kriegs zum heitern Volksfeſt wird, läßt keine kriegeriſchen Illuſionen aufkommen.

Geſtern den 10ten September haben ſich die Contingente der drei Diviſionen des achten deutſchen Armeecorps in der Umgegend von Heilbronn auf beiden Ufern des Neckars in Cantonnirungen concentrirt, um gemeinſchaftlich mit und gegen einander größere Kriegsübungen auszuführen, welche den jüngern Soldaten ein augenſcheinlicheres Bild der Gefechte und des Kriegs, und den ältern Offizieren, nach ſo vielen Friedensjahren, Gelegenheit geben ſollen, ſich in Führung großer, aus allen Waffengattungen zuſammengeſezter Truppenkörper zu üben. Ein weiterer Zweck dieſer Uebungen beſteht darin, daß wo möglich ermittelt werden möge, ob die Bewaffnung, die Dienſt- und Exerziervorſchriften der drei Diviſionen ſo weit in Einklang ſtehen, als es bei ernſtlichem Zuſammentritt derſelben zu Erreichung des gemeinſchaftlichen Zweckes nothwendig iſt; ebenſo wird zu erzielen geſucht, daß die Truppen, welche im Ernſtfalle unter einem und demſelben Kommando ſtehen werden, ſich beſſer kennen lernen und gleichſam fraterniſiren. — Freilich fehlt bei ähnlichen Uebungen zu einem wirklichen Bilde des Kriegs gar vieles. Der allgemeine Verlauf des Gefechts kann hier nur nach den Regeln der Taktik, nach der gemeinſchaftlichen Uebereinkunft und nach den zum Voraus getroffenen Verabredungen ſtattfinden; der im Kriege als mächtige Potenz ſtets in Rechnung zu bringende moraliſche Muth der Truppen, der Einfluß der Witterung, der Mangel oder Ueberfluß an Lebensmitteln, die Geſinnungen der Landeseinwohner für den einen oder den andern Theil, und noch vieles dergleichen, was nur im Kriege auftritt, bleibt ganz außer Wirkung. Hier ſieht man nicht muthige, kräftige Führer an der Spitze ihrer Truppen dem Kugelregen trotzen und, nur auf ihre moraliſche Kraft bauend, Wunder der Tapferkeit verrichten, welche die ganze Welt in Erſtaunen ſetzen und große Reſultate in der Weltgeſchichte bewirken; man ſieht dagegen aber auch nicht die Schrecken des Kriegs, die Saaten verwüſtet und niedergetreten, Ortſchaften in Brand geſteckt, die Felder und Wege mit Todten und Verwundeten bedeckt, allen Verkehr gehemmt, den geſchlagenen Feind in unordentlicher Flucht, und den Sieger alle Rechte eines Eroberers anſprechend. Bei ſolchen Uebungen entſcheiden die Regeln der Taktik und die intellektuelle Fähigkeit der einzelnen Führer, welche dieſe Regeln den Umſtänden und dem Terrain anzupaſſen verſtanden haben. — Hiebei muß nothwendig der Uebung eine Verabredung vorausgehen, und man muß zum Voraus wiſſen, welches im Allgemeinen das Reſultat der Uebung iſt; nur das Wie bleibt den Kommandirenden überlaſſen. Die Ausſtellung der Vorpoſten, die Aufſtellung des Hauptcorps und der Reſerven, die Einleitung des Gefechtes und die einzelnen taktiſchen Momente deſſelben finden ganz wie in der Wirklichkeit ſtatt; dabei ſind aber durch höhere Beſtimmungen conventionelle Zeichen mit untergelegter Bedeutung als für beide Theile gültig angeordnet. So, um nur Einiges anzuführen, weicht der Vertheidiger nicht früher aus einer guten Stellung, bis er einmal den Frontalangriff des Gegners abgeſchlagen hat, wogegen der Angreiſer den Angriff mit denſelben Truppen erſt nach zehn Minuten wieder erneuern darf; Gefangene dürfen keine gemacht werden, und die Truppen ſich überhaupt nicht näher als fünfzig Schritte kommen; ſollten ſich aber die Truppen dennoch durch zufällige Umſtände näher gekommen ſeyn, ſo hat ſich der vorgedrungene Theil wieder zu entfernen, während der andere Theil mit Gewehr bei Fuß oder mit verſorgtem Säbel wartet. Artillerie und Reiterei dürfen nicht im wirkſamen Schuß der Tirailleurs halten bleiben, Infanterie und Reiterei nicht im wirkſamen Kartätſchenfeuer ihren Aufmarſch machen, Tirailleurs und Artillerie nicht ungedeckt über eine von Reiterei beherrſchte Ebene ziehen u. ſ. w. Infanterie darf nicht unter zweihundert Schritten vor einer zum Choc bereiten Reiterei auf einem für leztere geeigneten Terrain in Bewegung bleiben. Eine Infanterieabtheilung, welche nach allen für Reiterei zugänglichen Seiten zur Vertheidigung fertig iſt, während ſie von Cavallerie angegriffen wird, gilt nicht für überwunden, wogegen ſie als überwunden anzuſehen iſt, wenn ſie auf einem für Cavallerie geeigneten Terrain in Linie bleibt, oder mit ihren Vertheidigungsanordnungen noch nicht fertig iſt, wenn die angreifende Reiterei ſich bis auf fünfzig Schritte genähert hat; ſie muß ſich alsdann zurückziehen. Das Abſchneiden von Truppenabtheilungen wird nur markirt, ohne förmlich ausgeführt zu werden; die Vertheidigung von Ortſchaften wird, wegen Feuersgefahr, nur an den entfernten Gartenzäunen markirt. — Alle angebauten Felder u. dgl. werden als unwegſam betrachtet. Die Sperrung einer Brücke wird durch eine Stange mit einem Strohwiſch angedeutet, und hält den Vordringenden fünf Minuten auf, das heißt ſo lange, als zur Entfernung einer wirklichen Barricade etwa Zeit erfordert würde. Eine abgetragene Brücke bezeichnet eine Stange mit doppeltem Strohbund, und ſie hält den Vordringenden zehn Minuten lang auf u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. September 1840.

Cy entrez, vous, et bien soyez venus
Et parvenus, touts nobles chevaliers.
Cy est le lieu où sont les revenus
Bien advenus, afin qu'entretenus,
Grands et menus, touts soyez à milliers.

Rabelais.

Eine neue Stadt bei Paris.

Vor der Revolution war Maiſons ein unbedeutendes Dorf; einige Hütten zogen ſich in krummen Gaſſen niedrig und ärmlich vom Ufer der Seine zum Schloſſe, um ſo dürftiger und trauriger zwiſchen dem blanken Spiegel des Fluſſes und der reichen Façade des Palaſtes. Da lebten, ein paar Stunden von der Hauptſtadt, einige hundert Bauern in einem Zuſtande, der an die Wildheit grenzte; bei den ſchlechteſten Communikationsmitteln waren ſie in eine düſtere Abgeſchiedenheit verwieſen. Die Bewohner ſahen ſich faſt ausſchließlich auf die Hülfsmittel beſchränkt, die ihnen die Nachbarſchaft der Marquis von Maiſons bot.

Inmitten eines ungeheuern Parks, in einer reizenden Lage, baute hier ein Maurer, deſſen Namen unſterblich geworden, einen Palaſt von mäßigem Umfang. Spätere Meiſterwerke haben ſeinen Namen verherrlicht und durch ganz Europa verbreitet, und dennoch hält man dieſes für das Ausgezeichnetſte, was er geleiſtet. Das Sonderbarſte iſt, daß die Entſtehung des Schloſſes ein Werk des Zufalls war.

Im Jahr 1650 ließ der Marquis von Maiſons (René de Longueil) in einem Gewölbe ſeines Hôtels zu Paris Nachgrabungen veranſtalten und fand dabei eine Summe von vierzigtauſend Goldſtücken. Den für die damalige Zeit ungeheuern Schatz glaubte der Marquis nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er ein Schloß in ſeinem Park zu Maiſons bauen ließ, und ſey es nun, daß ein zweites Ohngefähr ihm den Maurer Franz Mauſard zugeführt, oder daß er den großen Geiſt dieſes Mannes errathen; genug, er beauftragte ihn mit dem Bau, der heute noch ein Gegenſtand der Bewunderung iſt. Und allerdings konnten die Goldſtücke des Marquis nicht beſſer verwendet werden; man verdankt ihnen ein Meiſterſtück der Baukunſt und einen der größten Baukünſtler der neuern Zeit.

Die Façade iſt mit Säulen doriſcher, joniſcher und korinthiſcher Ordnung geſchmückt, welche ſich in drei Reihen übereinander erheben. Die Façade nach dem Garten oder nach der Seine zu iſt der vordern durchaus ähnlich, nur ſind die beiden Seitenflügel faſt auf derſelben Linie mit dem Mittelgebäude. Die Maſſen ſind auf's Glücklichſte combinirt und bilden ein harmoniſches Ganze; die Linien ſind eben ſo zierlich als korrekt; Alles iſt bis auf's Einzelnſte mit Fleiß ausgearbeitet und geſchmückt, ſo daß die Schornſteinröhren ſelbſt zur Dekoration verwendet worden.

Einige nicht unintereſſante hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſes Schloß. Voltaire hielt ſich daſelbſt eine Zeitlang auf, bei dem Enkel des Erbauers; er war

Digitized by Google

Président à mortier beim Parlament. Voltaire erzählt, daß ein paar Minuten nach ſeiner Abfahrt aus dem Schloſſe, in demſelben Zimmer, wo er krank gelegen, Feuer ausgebrochen, wobei die Möbeln des Schloſſes größtentheils zu Grund gegangen. Hätten die Flammen den genialen Affen, wie ihn Victor Hugo nennt, damals erſtickt, was wäre aus der franzöſiſchen, was wäre aus der Weltliteratur geworden?

Maiſons gehörte eine Zeitlang dem Grafen Artois; Napoleon machte es dem Marſchall Lannes zum Geſchenk. Aus den Händen der Wittwe des Marſchalls ging das Gut in den Beſitz Lafittes über, welcher es gänzlich umgeſtaltet, und dieſe Umgeſtaltung iſt es eben, was unſere Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nimmt.

Hier hat der berühmte Bankier eine ganz eigenthümliche Kolonie angelegt, eine Stadt aus lauter Landhäuſern. Der Eigenthümer jedes Landhauſes hat ſeinen beſondern Garten und den ungeheuern Park zur Benützung: es iſt eine Art Omnibus. Für 8000 Francs kann man da eine Villa kaufen. Man genießt der Freuden des Landlebens, die für den Pariſer ſo hohen Werth haben; man hat herrliche Alleen, die Seine, Dampfboote, und ganz in der Nähe die Eiſenbahn von St. Germain. Die Kolonie iſt in Viertel getheilt, in die Quartiere der Induſtrie, der Beredſamkeit, der Künſte, des Ruhms. Jeder freie Platz, jede Allee erinnert an einen berühmten Mann; Religion, Muſik, Literatur, Geſchichte, man hat aus jedem Fache die Notabilitäten gewählt und nach ihnen die Straßen und Zugänge getauft. Aus der Avenue Boſſuet tritt man in die Avenue Racine, aus der Avenue Gretry oder Méhul in die Avenue Buffon oder Lavoiſier; zwei große Plätze führen die Namen Napoleons und Karls des Großen, und die von da auslaufenden Straßen werden nach den großen Männern ihrer Zeit genannt.

Mehrere hundert Wohnungen ſind bereits fertig. Man hat dabei alle Einförmigkeit im Styl vermieden; bald erblickt man Häuſer im Pariſer Geſchmack, bald Villa's, bald Schweizerhütten; hier liegen die Wohnungen frei, dort verſtecken ſie ſich im Gebüſch. Der Park iſt geräumig genug, um tauſend und mehr Häuſer zu faſſen, die aber nie eine regelmäßig abgezirkelte und abgeſchnürte Stadt bilden werden, ſondern ſtets durch die Mannigfaltigkeit der Bauart und Lage den Blick erfreuen ſollen. Das arme Dorf Maiſons ſelbſt hebt ſich täglich mehr, blüht auf, und ſeit drei Jahren hat es ſich an Umfang verdoppelt; die alten verfallenen Hütten ſind reinlichen, geräumigen Wohnungen gewichen; Handwerker, Kaufleute haben ſich dort niedergelaſſen; alle Luxusgegenſtände kann man ſich auf die leichteſte Weiſe aus Paris verſchaffen, indem bequeme Wagen ſtündlich abgehen und ankommen. Es gibt bereits Hôtels, Reſtaurans, Bäder.

(Schluß folgt.)

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Wir ſind auf einmal, durch den Wind des Zufalls getrieben, vom feſten Lande der Geſchichte in das freie, luſtige, bunte Gebiet des Mährchens und der Sage gerathen; ſo wollen wir denn auch hier einige Zeit uns ergehen und etliche gaſtroſophiſche Blumen, die ſich hier und dort anbieten, abpflücken und zuſammenreihen.

Selbſt in der griechiſchen Sagenwelt figurirt ein Weſen, das bei den alten Dichtern, beſonders den Komikern, wegen ſeines geſunden Appetits, oder vielmehr ſeiner Gefräßigkeit, gar oftmals angeführt iſt; ich meine den Herkules. Er widerlegt die Behauptung, daß große Eſſer nicht geboren, ſondern erzogen werden. Wenigſtens der Idyllendichter Theokrit erzählt uns, wie er als Knäblein zum Mittagsmahl gebratenes Fleiſch und einen doriſchen Brodlaib zu ſich nahm, ſo groß, wie ihn kaum ein Gartenarbeiter, der den ganzen Tag gräbt, zu ſich nimmt. — Etwas Aehnliches wiſſen wir von dem rieſenhaften Heros der Perſer, dem „Streiter in ſieben Schlachten," Anter; er wurde von einer ganzen Heerde mütterlicher Schafe und von ſieben Ammen aufgeſäugt. — Die Eßluſt des griechiſchen Heros gab den alten Komikern viel Stoff. Außer dem Sicilianer Epicharmus, deſſen Luſtſpiele meiſtens Parodien von ernſthaften Gedichten, ſelbſt denen Homers waren, außer dem Eupolis und andern, hat ihn auch der mehr bekannte Ariſtophanes in dieſer Virtuoſität auf der Bühne vorgeführt. In den „Fröſchen" dieſes Dichters ruft die Magd der Proſerpina dem Sklaven Xanthias, der in den Herkules vermummt war, unter andern zu: die Göttin habe auf die Nachricht, daß Herkules in die Unterwelt gekommen, außer andern Speiſen, auch einen ganzen Ochſen für ihn gebraten. Wie ergötzlich iſt dieſe Wirthshausſcene! Sie erinnert an Shakespeare.

Komiſch feiner und höher, oder vielmehr — da es eigentlich kein höher oder niedriger Komiſch gibt, eben ſo wenig als ein mehr oder minder Erhaben, indem in allen komiſchen Darſtellungen nur eines und daſſelbe Komiſch vorwaltet, und höherer oder niederer Stand der Perſonen, feinere oder gröbere Diction u. ſ. w. nur zufälliges Gewand iſt — pikanter alſo und beziehungsreicher, ja eine der ſchönſten Scenen in der Komik

Digitized by Google

überhaupt iſt jene in den „Vögeln" des erwähnten Dichters, wo Herkules mit als Geſandter von den Göttern nach Wolkenguckuksheim geſchickt wird, um den Frieden mit den Vögeln zu vermitteln. Man wird hier unwillkührlich an Reineke Fuchs, den Meiſter in diplomatiſchen Künſten erinnert, der die Abgeſandten, Hinze den Kater und Braun den Bär, jeden durch ſeine Lieblingsſpeiſe, Mäuſe und Honig, in die Falle lockt, wenn Peiſthetäros durch Hinweiſung auf die Braten in ſeiner Röhre den Herkules ſo für ſich zu gewinnen weiß, daß er, ſeines Auftrags vergeſſend, ſchon ganz für den neuen chimäriſchen Luftſtaat eingenommen iſt. Das Salz dieſer Scene bleibt durch alle Jahrhunderte friſch, wie die Wahrheit, die es enthält. Man erinnere ſich nur, um die Anwendung zu machen, mancher diplomatiſchen Verhandlungen, Congreſſe u. ſ. w.

Warum wird überhaupt die Handlung, die wir Eſſen und Trinken nennen, leicht komiſch, oder kann doch durch kleinen Zuſatz komiſch behandelt werden? Deßwegen erſtlich, weil ſie die natürlichſte und nothwendigſte Handlung von der Welt iſt. Ueber den Magen und ſeine Appertinenzen kann die menſchliche Willenskraft eben ſo wenig gebieten, als über das Herz, welches durch ihn und ſeine Bedürfniſſe ſo oft in Unruhe geſezt wird. Jene Naturnothwendigkeit iſt der mächtigſte Monarch, dem wiederum die Fürſten dienen, und dem der transcendentale Weiſe, der über die Schranken des Sinnlichen ſich emporheben will, eben ſo unterworfen iſt, wie der Lump, der an einer Straßenecke ſeine Mahlzeit verzehrt, oder der Tölpel, der über ſeinen Tiſch hereingebogen, mit allerhand Grimaſſen des Wohlbehagens eine Speiſe nach der andern hinunterſchlingt. Und da wir Alle mehr oder minder ſinnlich ſind, eben weil wir Sinnen haben, unter welchen der Geſchmackſinn einer der mächtigſten iſt, ſo ſteckt auch in jedem Menſchen die Anlage zum Gourmand. Aber weil der Genuß von Speiſe und Trank ſo natürlich, ſo unſchuldig und der freudige Genuß ſelbſt ein Zeichen von Geſundheit iſt, nach welcher wir ja Alle verlangen, ſo wird leicht das Maß des Genuſſes überſchritten, weil wir nichts Böſes darin finden; und das Thieriſche in uns tritt mehr hervor, als wir meinen: die ganze Handlung wird komiſch. Sie kann ungeſittet ſeyn, aber ſittenlos nimmermehr, ſofern ſie komiſch bleiben ſoll; wenn das Sittenloſe eintritt, ſo iſt's ein Stoff des ſtrafenden Verlachens, aber nicht des Lächerlichen oder Komiſchen. Darum iſt die Völlerei jener entarteten Römer nicht mehr komiſch, eher noch die der dumpfen Kamtſchadalen, weil ſie, aus ihrem niedrigen Standpunkt betrachtet, weniger zurechnungsfähig ſind, als jene. — Ein Leporello, ſelbſt wenn er gierig iſt und trinkt, iſt dem ſittlichen Gefühle zehnmal weniger widerwärtig, als ſein Herr, der Wüſtling Don Juan. Wir lachen über den guten, immer eßbegierigen Sancho Panſa, und können ihn zwar als eine gemeine Natur ebenſowenig achten, als den Leporello; aber er wird uns nicht verächtlich und widerwärtig, ſondern wir ſind gern in ſeiner Geſellſchaft. Hier bemerke ich auch, daß die Hochzeit des reichen Camacho, wo für alle Magen- und Gaumengenüſſe koloſſaliſch geſorgt iſt, und wo ſich der Schildknapp mit allzeit gutem Appetit ein irdiſches Paradies verſprach, eine der ſchönſten komiſchen Idyllen iſt, die es gibt. Die Scene, wo er von den vollen Töpfen und Pfannen ſcheiden muß, hat etwas komiſch Rührendes.

Wir kehren zu unſerem Herkules zurück. Nicht bloß Komiker haben dieſen Halbgott zu einem „verſoffenen Freßnarren" karrikirt — ein Ausdruck, den ich von den fröhlichen Rheinpfälzern entlehne, womit ſie Einen, der viel ißt und nicht wenig trinkt, ſo kurz und kräftig bezeichnen — ſelbſt ernſte Tragiker haben ihn als großen Freund des Eſſens und des Weines dargeſtellt. So Euripides in ſeiner „Alceſte," wo er überhaupt als ein epikuriſcher Lebemann erſcheint, der gleich der horaziſchen Stadtmaus, die mit ihrer Lebensphiloſophie ſtark an ihn erinnert, den Leuten zu Gemüthe führt, daß der ſterbliche Menſch, nicht wiſſend, wenn ihn die Stunde trifft, der Gegenwart, die er allein ſein nennen dürfe, bei freudigem Mahle genießen ſolle. — Herkules war aber auch nur ein Halbgott, mehr ein Athlete, die bekanntlich weit mehr eſſen mußten und konnten, als andere Menſchen. Später freilich, als er die Raupenhülle der Menſchheit abgeſtreift und als himmliſcher Gott ſich emporgeſchwungen, lebte er auch wie die andern Götter, die bloß von Nektar und Ambroſia ſich nähren und daher von Haus aus unſterblich ſind.

Daß bei ſo leichter Nahrung wie Nektar und Ambroſia, wodurch kein Blut, ſondern ein Quaſiblut oder Ichor, etwas wie der Saft in den Inſekten, erzeugt wird, die Muskulatur der göttlichen Körper nicht ſo prägnant ſeyn, die Abdominaltheile nicht ſo ſtark hervortreten können, haben bereits ſchon ſcharfſinnige Gelehrte angemerkt, und wir können's noch immer an den Götterſtatuen der alten Bildhauer wahrnehmen, ſowie auch dieſes, daß bei denjenigen Menſchen, wo die Freßwerkzeuge vorherrſchen, das Geſicht am weiteſten vom griechiſchen Geſichtsideal entfernt iſt. Man denke ſich den vatikaniſchen Apoll gegenüber einem dickwanſtigen Chineſen oder Siameſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heilbronn, 11ten September.

(Fortſetzung.)

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Se. Majeſtät der König von Würtemberg iſt oberſter Anordner und Schiedsrichler, welchem der Befehl hinſichtlich der allgemeinen Aufſtellung beider Corps und die Beſtimmung über Anfang und Ende jeder Kriegsübung, ſo wie die Aufſicht über das gegenſeitige Verhalten beider Corps im Verlaufe der Uebungen, und der entſcheidende Ausſpruch über die Ausführung derſelben zuſteht. — Unter obigen Conventionen und Vorausſetzungen bleiben die Anordnung, Führung, Aufſtellung der Truppen vor und während des Gefechtes den Kommandirenden überlaſſen, welche, umgeben von ihrem Generalſtab, die im Kriege vorkommenden Arbeiten und Ausfertigungen ganz ſo wie in der Wirklichkeit beſorgen laſſen.

Die den Kriegsübungen zu Grunde gelegte ſtrategiſche Vorausſetzung iſt folgende: Eine feindliche Armee überſchreitet den Rhein bei Straßburg, um gegen die Donau und den untern Neckar vorzudringen. Zu lezterem Zwecke wird ein Corps — Rheincorps — über Raſtadt und Bretten gegen Heilbronn entſendet. — Ein befreundetes Corps — Neckarcorps — ſammelt ſich auf die erſte Nachricht von dem bevorſtehenden Rheinübergange am mittlern Neckar bei Heilbronn. Das Rheincorps trifft in der Gegend von Schweigern auf die Vortruppen des Neckarcorps, wirft dieſe gegen Heilbronn und über den Neckar zurück und zerſtört die dortige Brücke. Das unterdeſſen vollſtändig verſammelte Neckarcorps überſchreitet ſofort den Neckar bei Heilbronn, greift das Rheincorps an, drängt es nach einem glücklichen Gefechte von ſeiner Rückzugslinie über Bretten ab, und zwingt es, ſeinen Rückzug über Sinsheim, Wiesloch, Schwetzingen gegen Mannheim einzuſchlagen, woſelbſt ihm ein Uebergang vorbereitet iſt. — Die nähere Ausführung der durch dieſe ſtrategiſche Vorausſetzung geſtellten Aufgaben iſt in mehreren taktiſchen Anordnungen angegeben, welche jedesmal der Beſchreibung der einzelnen Uebungstage zur beſſern Verſtändigung der Leſer vorangeſezt ſeyn werden.

Vom heutigen Tage an ſind die um Heilbronn concentrirten Truppen der drei Diviſionen in die zwei oben angegebenen, gegen einander operirenden Corps eingetheilt, und haben zuſammen eine Stärke von 24,329 Mann und 50 Geſchützen; und zwar rückte das k. würtembergiſche Truppencorps 10,241 Mann (16 Bataillons, 18 Escadrons, 6 Batterien), das großherzogl. badiſche 8409 Mann (10 Bataillons, 12 Escadrons, 4 Batterien), und das großherzogl. heſſiſche 5681 Mann (8 Bataillons, 6 Escadrons, 2½ Batterien) ſtark aus. Das Neckarcorps wird vom badiſchen Generallieutenant v. Stockhorn, das Rheincorps vom würtembergiſchen Generallieutenant v. Bangold kommandirt. Das würtembergiſche Fußvolk iſt unter die beiden Armeecorps gleich vertheilt; die heſſiſche Infanterie befindet ſich ganz beim Rheincorps, die badiſche ganz beim Neckarcorps; Reiterei und Artillerie ſind aus den drei Contingenten gemiſcht. Das Hauptquartier der Souveraine wird ſich vom 11ten bis 13ten September in Heilbronn, vom 14ten bis 16ten in Sinsheim, und vom 17ten bis 20ſten in Schwetzingen befinden.

Die ganze Umgegend von Heilbronn, auf mehrere Stunden Entfernung, iſt ſeit dem heutigen Tage mit Truppen ſo überfüllt, daß ein einzelner Fremder kaum noch Unterkommen findet; dem ungeachtet ſtrömen von allen Seiten aus weiter Ferne Fremde, welche allen Nationen und Völkern angehören, in und um Heilbronn zuſammen. Man ſieht eine Menge Perſonen, welche an keine Entbehrungen gewöhnt ſind, ſich mit dem Nothdürftigſten begnügen, ſich in Lagen und Verhältniſſe ſchicken, welche ihnen unter andern Umſtänden unerträglich erſchienen. Heitern Sinns ſchlagen kleine Geſellſchaften in Wagen und Omnibus ihr Quartier auf und halten hier nicht nur ihre Mahlzeiten, ſondern ſammeln ſich auch im beſten Schlafe neue Kräfte für die kommenden Strapazen und Entbehrungen. Die Theilnahme an dieſen in den Augen des Volks volksthümlichen Kriegsübungen iſt allgemein. In allen Ortſchaften findet man bei den ärmſten Einwohnern Intereſſe und Freude an der Vereinigung dieſer drei Heeresabtheilungen; ſie gehen dem Soldaten, der bei ihnen eingelegt wird, nicht nur mit frohen Geſichtern entgegen, ſie heißen ihn in ihren Wohnungen von ganzem Herzen willkommen, bewirthen ihn nach Kräften auf's beſte und reichlichſte, und vergeſſen über der Freude, fremde Militairs unter ſolch friedlichen Verhältniſſen bei ſich zu ſehen, alle Laſten der Einquartierung. — Hierin gehen die Einwohner der bedeutenden Handelsſtadt Heilbronn allen übrigen mit gutem Beiſpiel voran. Sie haben ſich nicht nur bereits ſehr angeſtrengt, ſie thun fortwährend alles Mögliche, um die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften, ſo wie die übrigen Fremden ſo glänzend als möglich zu empfangen und zu bewirthen, und ihnen den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als es die Umſtände nur erlauben. Die Stadt ſelbſt hat ſich faſt ganz umgeſtaltet, alle Häuſer ſind neu verblendet und verziert, und auch im Innern ſind viele glänzend, ja prachtvoll eingerichtet worden. — So weit ich erfahren konnte, ſind folgende Fürſten bereits eingetroffen oder werden erwartet: Se. M. der König von Würtemberg; S. K. H. der Großherzog von Baden; S. K. H. der Kronprinz Karl von Würtemberg; S. K. H. Ludwig Erbherzog von Heſſen; die Prinzen Wilhelm und Friedrich von Preußen, Karl von Bayern und Prinz von Waſa; der Erbprinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der Prinz von Sachſen-Altenburg, Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar, Prinz Emil von Heſſen, Prinz Friedrich von Heſſen, Prinz Friedrich von Heſſen-Kaſſel, Prinz Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, der Fürſt von Fürſtenberg, der Erbprinz von Fürſtenberg, der Fürſt von Leiningen, der Fürſt Georg von Löwenſtein-Wertheim, der Fürſt Joſeph von Thurn und Taxis, der Prinz Felix von Hohenlohe-Oehringen, Prinz Salm, Prinz Solms, Fürſt Ernſt von Hohenlohe-Langenburg, der Erbprinz von Löwenſtein-Wertheim, die Prinzen Jerome und Napoleon von Montfort, der Herzog von Elchingen, zweiter Sohn des Marſchalls Ney. Ueber vierzig preußiſche, mehrere däniſche, öſtreichiſche, franzöſiſche, bayeriſche, hannöverſche, Churheſſiſche, ſächſiſche Offiziere u. ſ. w. nehmen an den Kriegsübungen Theil, ſo daß faſt keine europäiſche Armee ohne Repräſentanten iſt. Die bekannteſten Generale ſind: die preußiſchen Generale von Borſtell, von Krauſeneck, von Pfuel und von Thiele II.; der öſtreichiſche Feldmarſchallieut. v. Radizky und der Generalmajor Graf Giulay ꝛc.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. September 1840.

Je bats la campagne,
Et vois de Cocagne
Le pays charmant.
Terre chérie,
Sois ma patrie;
Qu'ici je rie
Du sort inconstant.

Béranger.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Wir machen einige Schritte rückwärts und verweilen wieder etwas beim Ariſtophanes. In den oben erwähnten „Vögeln“ deſſelben kommen auch „barbariſche Götter vor,“ welche über die von dem Vogelſtaat verhängte Sperre, wodurch keine fetten Opferdüfte mehr zollfrei in den Himmel gelaſſen wurden, als immer hungrige Weſen am unzufriedenſten ſind und, wie Prometheus ſich äußert, ſogar dem Jupiter Krieg drohen, wenn er nicht bewirke, daß die Handelsplätze wieder frei und Opferſtücke wieder eingeführt würden. Unter dieſen Göttern, die ziemlich barbariſch reden, ſind thraciſche gemeint; und die Götter der Thracier ſind wohl eng verwandt mit denen der alten Skandinavier und Germanen. Bei dieſen, wie wir aus der Edda und anderwärts her wiſſen, war freilich die Nahrung etwas ſubſtantieller als bei den olympiſchen Göttern. Nicht nur, daß ſie Meth tranken, der aber noch beſſer ſeyn mochte als der beſte polniſche, oder Bier, das wohl kräftiger, reiner und geſunder war, als das jetzige in manchen Gegenden: die Aſen und Einheriar in Walhalla ſpeiſen ſelbſt kräftiges Schwarzwildpret von dem Eber Sährimnir, der alle Abende verzehrt wird und wieder ſich erneut. — Ein ſolcher Sährimnir — beiläufig zu ſagen — wäre ſo vielen neuern Gourmands zu wünſchen, die ſo häufig dieſes edle, ritterliche Wildpret vermiſſen, und daher verdrießlich und mit Sehnſucht in die gute alte Zeit zurückblicken, wo die wilden Schweine ungeſtört die Saatgefilde der Bauern zerwühlten.

Im Paradieſe, das Mahomed ſeinen Gläubigen verſpricht, ſteht der idealiſirte Sidrabaum, unter welchem Manche das mythiſche Urbild des irdiſchen Lotusbaumes (celtis orientalis) verſtehen; er ragt mit ſeinen Aeſten und Zweigen über die Mauern des Paradieſes hinaus, überbreitet alle Wohnungen und Zelte ſeiner Bewohner und iſt mit köſtlichen, mannigfaltigen Ambroſiafrüchten behangen. Dort bringen 300 ſchöne, ewig junge Knaben Taſſen und Gefäſſe aus Kryſtall und gießen in ſie ein Getränk, welches die Seele erheitert, ohne zu berauſchen und Kopfweh zu erregen; eine Tugend, die auch in minderem Grade jedem geſunden und unverfälſchten Wein eigen iſt, den uns redliche Winzer zukommen laſſen. — Vielleicht hat dem Mahomed, der ſeinen Koran aus arabiſch-heidniſchen, talmudiſch-jüdiſchen und altchriſtlichen Ideen zuſammengeknetet hat, bei ſeinem Paradiesbaum jener ſymboliſche Baum des Lebens mit zwölferlei Früchten vorgeſchwebt, den der heilige Seher im neuen Jeruſalem erblickte. — Auch im Glauben anderer Völker wiederholen ſich die Genüſſe des Mahles in einer zweiten

Digitized by Google

Welt. Wir lachen bei manchen rohen Vorſtellungen, aber es ſtimmt zum Ernſt, wenn wir bedenken, wie der arme ſinnliche Menſch ſich gern allenthalben wiederfindet, wie er beſonders die, ihm ſo wichtigen Bedürfniſſe des Magens und die Freuden des Gaumens auch auf die Weſen überträgt, die er Götter nennt und die er nach ſeinem Bilde ſchafft, und ſelbſt auf jenes geheimnißvolle Daſeyn, wo nicht gegeſſen und nicht getrunken und nicht gefreit wird.

Beſſer gehört die heitere Handlung des Eſſens und Trinkens in die Mährchen- und Sagenwelt. — Der Koran fabelt von einem Tiſche Jeſu, der auf die Bitte der Maria mit Speiſen gefüllt vom Himmel herabgelaſſen wurde; hieran erinnert die complicirte myſtiſche Sage vom heiligen Gral, der nicht nur geiſtige, ſondern auch irdiſche Güter ſpendete und die Tiſche mit den köſtlichſten Gerichten füllte. Görres findet dieſe Sage ſchon auf uralten Ideen des Heidenthums ruhend, zunächſt dem Sonnentiſch der frommen Aethiopier, den wir wenigſtens damit vergleichen können. Bei den fabelhaften Makrobiern im fernen Aethiopien war nämlich, nach der griechiſchen Sage, eine Stelle, die immer mit Speiſen gefüllt war, und wo jeder nach Belieben zulangen konnte; dies hieß der Tiſch der Sonne. Wir ſehen hier zweierlei. Gern verſezt die Sage, dieſes ſeltſame Kind der dichtenden Phantaſie und der Geſchichte, ihre Wunder in ferne Länder, ſo hier nach Afrika, das ohnedies, wie die Alten ſagten, alle Tage etwas Neues gebiert. Die Nähe und die Gegenwart iſt gewöhnlich proſaiſch und nüchtern; ſie gibt der Phantaſie weniger Spielraum und wird erſt durch den Geiſt und die Empfindung des Betrachters poetiſch geadelt; aber in der nebligen Ferne der Zeit und des Raums kann jene Schöpferin ungeſtört mit ihren Wundern ſpielen. Dann finden wir in jener Sage ſchon einen Anklang an gewiſſe neue Mährchen; wir finden das Tiſchlein, das ſich auf ein Zauberwort von ſelber deckt und mit den lieblichſten Speiſen und Getränken erfüllt, nur in größerem Maßſtab wieder. Aber wir finden noch mehr bei den Alten, nämlich das ganze Schlaraffenland. Schon vor Jahrtauſenden haben es griechiſche Dichter poetiſch verherrlicht. Alle Ingredienzien zu dieſem wunderſam ergötzlichen Leben, aller mögliche Genuß ohne Arbeit; Würſte und friſche Semmeln, die an den Bäumen hängen; die Tiſche, die ſich von ſelbſt decken; die Becher, die ſich von ſelbſt füllen; die gebratenen Tauben und andere Vögel, die einem in's Maul fliegen; die Fiſche, die geſotten herbeiſchwimmen; die Bäche voll Honig und Wein; die Mauern von Kuchen — alles dieſes und anderes mehr finden wir theils wörtlich, theils in etwas anderer Form bei den Alten, namentlich den Komikern, aus denen uns Athenäus im ſechsten Buch ſeiner Deipnoſophiſten intereſſante Stellen mitgetheilt hat. Man verlegte das Schlaraffenland am gewöhnlichſten in das goldene Zeitalter des Kronos; es iſt ja eigentlich nichts anderes, als dieſes ſelbſt, nur komiſch erweitert und verzerrt.

So begegnen wir denn den Griechen faſt allenthalben als unſern Vorgängern, im Erhabenen wie im Komiſchen, in ernſter Wiſſenſchaft wie im heitern Spiel. Auch ihre Robinſonsgeſchichten und Münchhauſiaden hatten ſie lange vor uns; wir Neuern gehen, die Naturwiſſenſchaften ausgenommen, bloß als Nachahmer und Fortſetzer in ihren Fußſtapfen fort, und natürlich immer weiter als ſie, eben weil wir ihre Nachfolger ſind.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Eine neue Stadt bei Paris.

(Schluß.)

Die neue Stadt wird beſonders an Sonntagen von Paris aus ſtark beſucht. In 35 Minuten fährt man nach St. Germain, von da führen Dampfboote nach Maiſons-Lafitte. Die Dampfboote halten an der ſchönen Brücke, welche Napoleon aufführen ließ, als er das Schloß und den Park ſeinem tapfern Feldherrn ſchenkte, eine wahrhaft kaiſerliche Aufmerkſamkeit. Omnibus führen die Ausſteigenden an den Eingang des Parks. Am Ufer ſind Kaffeehäuſer und Bierſchenken unter Zelten. Gepäcke aller Art liegt umher, Packträger eilen ab und zu, und während das Dampfboot unten die lärmende Menge an's Land ſezt, drängen ſich zahlreiche Fuhrwerke oben über die Brücke hin. Ein hohes Thor von ſchönen Verhältniſſen führt in den Park. Links am Eingang iſt das Hotel zum goldnen Adler; hier halten die Wagen an. Noch befindet ſich daſelbſt ein Bureau, wo man die nöthigen Erkundigungen einziehen kann, im Falle man Luſt hätte ſich anzukaufen. Man kann ſich ſeine Villa nach Belieben beſtellen; es ſind alle möglichen Modelle da, eine wahre Muſterkarte. Man kann ein Schlößchen haben oder eine Bauernhütte; ein Gewürzkrämer kann ſich kannelirte Säulen an ſein Landhaus beſtellen, und ein emeritirter Hutmacher ſein Leben im Schatten eines Portikus beſchließen. Hat doch ein Coiffeur zu Paris 50,000 Fr. Renten; er prunkt mit ſeiner Bude, er kokettirt mit ſeinen Perrücken, er ſpeist bei offener Ladenthüre und führt eine Tafel wie ein Bankier. Der Mann kann das ganze Schloß kaufen und Maire von Maiſons werden.

In der That, es geht wunderlich in der Welt zu, und es wird einem faſt ſchwindlicht, wenn man das ſo mit anſieht. In dem herrlichen Parke, wo einſt die

Digitized by Google

Marquis von Maiſons den Hof und die königlichen Maitreſſen bewirtheten, da haben ſich jezt die Herrn Coton u. ſ. w. eingerichtet. Wer iſt Herr Coton? ich weiß es nicht; er hat ein zweiſtockiges Haus, Thür und Fenſter mit Quadern eingefaßt, oben auf dem Dache ein Thürmchen oder eine Laterne mit einem Wetterableiter, hinter dem Hanſe ein Stückchen Garten, einen Lappen vom Park, einen weiten Hofraum, den ein Gitter vom Wege ſcheidet. Das Alles hat er für 8000 Franken. Dort iſt die Wohnung des Herrn Chaulieu, compositeur de musique. Wer kennt ihn? wer hat etwas von ihm ſpielen hören? Monſieur Chaulieu hat ein wahres Schloß; ein Corps de logis von drei hohen Fenſtern zwiſchen Pilaſtern, und zwei Pavillons, jeder mit einem Fenſter; dem Eingang gegenüber ein Springbrunnen mit einem mächtigen Waſſerſtrahl, und um die Villa die ſchönſten Bäume in den anmuthigſten Gruppen; ein deutſcher Reichsfürſt brauchte ſich einer ſolchen Villa nicht zu ſchämen. Ferner iſt da das gar anmuthige Beſitzthum eines Mannes, deſſen Namen ich nicht weiß. Zwei Fenſter zu ebener Erde, drei Fenſter im erſten Stock, weiter nichts. Mehr braucht es nicht, um zu ſchlafen und ſich an einer guten Tafel des Lebens zu freuen; bei Tiſche dürfen ja nicht mehr Gäſte ſeyn, als es Muſen gibt, und auch nicht weniger als Grazien; ſo ſagt Brillat-Savarin, dieſer Eßkünſtler, dem die Grazien die Serviette umbanden und die Muſen den Medoc oder Château-Lafitte kredenzten.

Ein Architekt könnte in Maiſons intereſſante Studien machen; man findet alle möglichen Combinationen, alle möglichen Verhältniſſe. Lafitte zeigt bei Anlegung der neuen Stadt richtigen Takt, Scharfſinn und Umſicht, wie in allen ſeinen Combinationen. Das Talent und das Vermögen verflachen ſich, ſo zu ſagen, ſie nehmen ab an Tiefe und breiten ſich aus nach allen Richtungen. Dieſem Ergebniß der täglich tiefer hinabſteigenden Kultur muß die Spekulation folgen. Statt eines Palaſtes im Beſitze einer einzigen Familie, erheben ſich jezt hunderte, ja tauſende von Luſthäuschen und Schlößchen. Die Kunſt iſt nicht mehr ausſchließlich im Dienſte eines Souveräns oder einiger Großen; es gibt der Künſtler zu viele, ſie müſſen ihr Heil auf anderem Wege verſuchen. Das Genrebild verdrängt das hiſtoriſche Gemälde, zu deſſen Aufnahme die Säulenhallen eines königlichen Palaſtes, zu deſſen würdiger Belohnung königliche Schatzkammern erfordert werden; die Statuette macht die Bildhauer reich, die früher Zeit und Kräfte an große Skulpturen ohne allen Lohn verſchwendeten. Lafitte eröffnet den Architekten einen ähnlichen Ausweg, und ſein wohl berechnetes Unternehmen hat den glücklichſten Erfolg. In wenigen Jahren wird Maiſons-Lafitte daſtehen als eine der heiterſten, anmuthigſten Städte Frankreichs; Bäder und Kirchen ſind ſchon da, ein Theater wird nicht ausbleiben; nur hätten wir Eine Bitte an Lafitte: daß nämlich kein politiſches Journal daſelbſt erſcheine. Dann wüßte ich wirklich nicht, welche Stadt es mit Maiſons-Lafitte aufnehmen könnte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Furcht und Hoffnung.

Uns iſt ſo wohl, daß wir darüber nicht an die Furcht denken können. Der politiſche Himmel umdüſtert ſich. Es wäre wahrhaft traurig, wenn die Gewitterwolken von Oſten und Weſten in der Mitte zuſammenſchlügen, und uns träfe es, die wir nichts damit zu thun haben, noch damit zu thun haben wollen. Wende es der Himmel ab. Preußen iſt zum Kriege immer gerüſtet, aber es gäbe keinen Augenblick, wo es der Krieg unwillkommener für ſeine Ausſichten und Hoffnungen überraſchte. Ein weites, reiches Feld ſegensreicher Thätigkeit, heilſamer Fortſchritte vor uns, König und Volk eines Sinnes, jener noch in jugendlicher Thatkraft mit frommem Sinne und edler Rückſicht vorſchreitend, wir freudig ihm folgend. Mit Hoffnungen zwar, aber doch mit banger Furcht ſahen wir der neuen Regierung entgegen, und es iſt bis jezt alles ſo ganz anders gekommen, als man erwartet. Freilich erwartete man eine königliche Freiſinnigkeit, die nicht peinlich an Formeln haftet, man erwartete auch Thätigkeit, guten Willen, Vergeben und Vergeſſen. Die einzelnen Akte, mit denen der neue König die Herzen ſeines Volkes gewonnen, mochten wir uns als möglich denken; ſie lagen in dem Charakter, den wir von ihm als Kronprinzen kannten. Aber es ſind nicht mehr einzelne Akte, nicht Aufwallungen eines freudig erregten Herzens, es iſt bereits eine Kette aneinanderhängender Handlungen; wir gewahren ein Princip, das mit jeder Thatäußerung kräftiger und bewußter erſcheint. Ich glaube, es iſt in ganz Preußen darüber nur Eine Stimme, verſteht ſich unter denen, die es ehrlich meinen. Die andern, die ſich einmal wichtig machen wollten, kommen nicht mehr in Betracht. Der Gedanke iſt furchtbar, daß dieſes ſchöne Werden, dieſe Ausſicht auch eine Entwicklung unſerer Kräfte in deutſchem Geiſte, dieſe Eroberung des Friedens durch einen Krieg um Syrien geſtört werden könnte. Die Anzeichen ſind ſchlimm, aber der gefürchtete Ausbruch ſcheint zu unglaublich. Darum fort mit der Furcht!

Der König hat uns verlaſſen, um die Huldigungen des Herzens und der Etikette in den Provinzen zu empfangen. Gern gönnte man ihm bei ſeinem ſchleſiſchen Aufenthalte die Erholung in der Natur, deren er bedarf; aber nach allen Nachrichten begräbt er ſich in anſtrengenden Arbeiten, die ſeine Umgebungen für ſeine Geſundheit beſorgt machen. Wenn der König arbeitet, dürfen die Beamten nicht feiern. Von vielen, beſonders der ältern Beamten ſoll dies ſchmerzlich empfunden werden. Lange Jahre waren die Geſchäfte ihren ruhigen Gang in den Miniſterien gegangen. Jedes hatte ſein beſonderes Sonnenſyſtem; es waren alte Fixſterne, deren Lichtmaaß ſtreng abgemeſſen war. Nur in wenigen ausgenommenen Fällen blickte die Sonne der Majeſtas in dieſe ſelbſtſtändigen Syſteme hinein. Jezt iſt es anders; ſie will Alles ſehen, von Allem ſich wenigſtens unterrichten. Dadurch

Digitized by Google

hören freilich viele Ruhepoſten auf ſolche zu ſeyn. Es mag unbequem fallen, in der Nation aber iſt nur eine große Freude darüber.

(Fortſetzung folgt.)

Heilbronn, 11ten September.

(Fortſetzung.)

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Nachdem im Laufe des geſtrigen Tages viele Fürſten und auswärtigen Offiziere und Abends der Großherzog von Baden und der Erbgroßherzog von Heſſen angekommen waren, traf der König von Würtemberg hier ein, um ſogleich nach ſeiner Ankunft ſeine hohen und tapfern Gäſte mit einem wahrhaft königlichen Feuerwerk zu bewillkommen, zu welchem Behufe auf dem Exerzierplatz bei Heilbronn die großartigſten Zurüſtungen getroffen und für die Zuſchauer große und ſehr geräumige Tribünen errichtet waren, auf welchen alle Offiziere der drei Diviſionen neben einer bedeutenden Volksmenge Platz fanden. Eine ungeheure Menſchenmaſſe ſtrömte ſchon ſeit frühem Morgen von allen Seiten herbei, ſo daß man ſich in der Stadt kaum bewegen konnte. Aus dem Gewimmel tauchten glänzende Uniformen aller Arten empor, deren Entzifferung das angelegentliche Geſchäft vieler Perſonen ſchien. Von allen in der Umgegend in Cantonnirung liegenden Regimentern durften Kommandos von je hundert Mann dem Feuerwerk anwohnen, wozu für dieſelben beſondere geräumige Plätze reſervirt waren. Gewiß 20,000 Menſchen waren mehrere Stunden vor Beginn des Feuerwerks auf dem weiten Platze verſammelt und trieben ſich in buntem Gewühl umher. — Das Feuerwerk begann erſt um neun Uhr, nachdem beinahe eine halbe Stunde lang eine Reihe der ſchönſten Wagen mit glänzenden Livreen an der Hoftribüne angefahren war und die Theilnahme und Aufmerkſamkeit des Publikums nicht weniger in Anſpruch genommen hatte, als ſpäter das Feuerwerk ſelbſt. — Nach einer Salve von 25 Kanonenſchüſſen ward dieſes mit einem prachtvollen Raketenbouquet eröffnet, worauf ſich eine wohl 200 Fuß lange Linie dicht neben einander ſtehender Fontainenbouquets, Kaskaden, Blumenfontainen, chineſiſcher Fontainen, Palmbäume und Tiſchraketen entzündete. Neben den Kaskaden, welche das aus einem Baſſin herabfließende Waſſer ſehr täuſchend nachbildeten, waren die prachtvollſten, von der ſchauenden Menge mit dem lauteſten Jubel begrüßten Erſcheinungen die Blumenfontainen: vielfarbige Lichter von der ſchönſten Farbenpracht, grün, violett, roth, gelb, weiß, orange, blau, welche in ſolch ungeheurer Menge in die Höhe geworfen wurden, daß fünf Minuten lang eine Unzahl ſolcher Lichter in der Luft ſchwebte und das Ganze den Anſchein gewann, als würden den allerhöchſten Herrſchaften zur Begrüßung Blumen geſtreut. Tiſchraketen füllten den folgenden Zwiſchenraum, worauf ſich plötzlich aus dem Dunkel ein gothiſcher Tempel in Brillantfeuer erhob, auf welchem die Namenszüge der Souveräne von Baden, Heſſen und Würtemberg in farbigem Feuer zwiſchen Fontainen ſichtbar wurden. Sie erloſchen mit einem heftigen Knalle und ſogleich zeigten ſich zwiſchen Moſaikwänden die Wappen von Baden, Heſſen und Würtemberg in getreuer, prachtvoller Nachbildung. — Den zweiten Akt eröffnete, nach einer Artilleriesalve, eine Reihe der ſchönſten römiſchen Lichter, Luftkaſten und Raketengirandolen; leztere waren von ausgezeichneter Schönheit, aber auch von ſo tobendem Geräuſch begleitet, daß die Menge, theils von Bewunderung, theils von einem Gefühl der Angſt gefeſſelt, in lautloſer Stille verharrte; die Raketen ſtiegen zu Tauſenden empor und verurſachten ein ſo ununterbrochenes Toben in der Luft, daß es war, als ſey das furchtbarſte Ungewitter ausgebrochen und der jüngſte Tag nahe; ſelbſt der Erdboden ward in zitternde Bewegung verſezt. Nach dieſem in der That das Gemüth beängſtigenden Getöſe wurde man plötzlich durch das prachtvolle Schauſpiel der Fallſchirmraketen in eine behaglichere Stimmung verſezt, und jezt getrauten ſich auch die Zuſchauer wieder ihren Beifall laut zu äußern. Die Fallſchirmraketen, ſtatt in der Höhe zu zerplatzen, entzünden auf einmal ein farbiges Licht, über welchem ſich während des Herabfallens ein Fallſchirm entfaltet, ſo daß das Licht langſam ſchwebend, ſich allmählig zu Boden ſenkt. Dergleichen Lichter ſchwebten lange in großer Anzahl in der Luft, bis ſie durch andere, mit Schwärmern und Leuchtkugeln verſezte Raketen verdrängt wurden, und eine Sonne zwiſchen Roſen und Kaskaden aufſtrahlte, deren blendendes Licht nicht nur den Vollmond am klaren Himmel auslöſchte, ſondern auch weit umher alles taghell erleuchtete. Der Akt wurde durch umlaufende Pyramiden zwiſchen Horizontal- und Verticalrädern von verſchiedenen farbigen Lichtern geſchloſſen. Noch einmal wurden im lezten Akt die Gemüther der Zuſchauer ängſtlich berührt: die Beſchießung einer Feſtung durch zwei Batterien und die Vertheidigung derſelben wurde ſehr täuſchend, aber auch ſehr lärmend und furchterregend dargeſtellt. Gegen die aus Brillantfeuer figurirte Feſtung wurden Feuerkugeln und Bomben geſchoſſen und geworfen und ebenſo erwidert, bis Breſche geſchoſſen war und die Infanterie zum Sturm vorrücken konnte, deren Anrücken durch das Schlagen zahlreicher Trommeln angedeutet ward, während die Vertheidigung der Breſche durch Infanteriefeuer ſchön und wirklich täuſchend nachgeahmt wurde. Auch auf dieſes furchtbar ſchöne, den Erdboden erſchütternde Schauſpiel folgten wieder lieblichere Erſcheinungen, bei welchen das Publikum ſeinem Beifall wieder Luft machen konnte. — Das Feuerwerk, bei welchem 20,000 Raketen abgebrannt worden ſeyn ſollen, war in jeder Beziehung gelungen und prachtvoll, eine wahrhaft fürſtliche Begrüßung. Leider iſt auch dieſes Feſt, wie die meiſten der Art, nicht ohne Unfall vorübergegangen. Nicht nur daß viele Pferde mit den Fuhrwerken, welche in der Nähe des Platzes hielten, durchgingen, wodurch Wagen zertrümmert und Menſchen verlezt wurden, es verunglückte hiebei auf eine traurige Weiſe ein Schütze des dritten würtembergiſchen Infanterieregiments. Eine Rakete, ſtatt in die Höhe zu ſteigen, fuhr in horizontaler Richtung gegen die Zuſchauer, ſchlizte dem Schützen im Augenblicke, wo er ſich vordrängende Zuſchauer zurückwies, damit ihnen kein Unglück widerfahre, den Unterleib auf, daß ſogleich die Eingeweide vorfielen. Er ſtarb während des Transports in den Spital.

Außer obigem Feſte wird Heilbronn mehrere Tage lang, während deren ſich das Hauptquartier der Souveräne hier befindet, der Schauplatz mancher andern Feierlichkeiten ſeyn. Den 12ten d. M. gibt die Stadt Heilbronn den Souveränen einen glänzenden Ball, wozu alle Offiziere der beiden Corps eingeladen ſind; nur kann der Saal nimmer 800 Offiziere faſſen. Jedenfalls wird aber dieſer Ball ſehr intereſſant und glänzend werden; es werden ſich auf demſelben über vierzig fürſtliche Perſonen, gegen 150 fremde Offiziere aller Grade und aller europäiſchen Armeen, zudem die Mehrzahl der Offiziere der beiden operirenden Corps vereinigen. Vor Beginn dieſes Balls wird der König von Würtemberg ein großes Mittageſſen in dem hiezu militäriſch geſchmückten Saale des Aktiengartens geben, und den Beſchluß dieſer Feſtlichkeiten macht den 15ten Abends ein Fackelzug, welcher von den Bürgern der Stadt Heilbronn dem Könige von Würtemberg gebracht wird.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. September 1840.

— *Promisit Apollo,*
Ambiguam tellure nova Salamina futuram.
Horat.

Ein junges Deutſchland.

Die Wimpel wehn, der Schiffer löſt am Strande
Das Tau, mit ihm der Heimath lezte Bande:
Leb wohl, leb wohl! meerüber geht die Bahn.
Friſch in die Segel komm, o Wind, geflogen!
Geleitet ſicher, grünlich klare Wogen,
Die Wandrer bis jenſeits dem Ocean.

Sie tragen nach des fernen Weſtens Gauen,
Die Bruſt geſchwellt von fröhlichem Vertrauen,
Den deutſchen Sinn und deutſcher Arme Fleiß.
Sieh an die holde Jungfrau dort geſchloſſen,
Die noch auf ihn ihr Roſenlicht ergoſſen,
Im Silberhaar den väterlichen Greis!

Und ſieh den Säugling hier, der auf dem Arme
Der Mutter träumend lächelt, frei vom Harme,
So früh entrückt dem mütterlichen Land!
Schon wird die wilde Meerfluth ſeine Wiege,
Schlaflieder brauſen ihm des Sturmes Flüge,
In's Leben wacht er auf am fremden Strand.

Wohl Manchem ward die Heimath ſchon zu enge,
Es wächst und wogt endlos des Volkes Menge,
Drum ziehen Schaaren hin im Wanderflug,
Wo unermeßlich golden winkt die Ernte,
Wenn erſt das Rieſenwälderchaos lernte
Sich öffnen ihrer Art und ihrem Pflug.

Doch drüben herrſcht allein in Sprach' und Sitte
Auf Goldeshauſen kalt und ſtolz der Britte;
Ein Tropfen nur, der im Weltmeer zerfloß,
Iſt deutſches Weſen dort auf jener Küſte,
Wo deine Kinder, Deutſchland, in der Wüſte
Als Waiſen oft umirren, arm und bloß.

Drum, wie dereinſt an fremden Meergeſtaden
Hellas des Volkes Ueberfüll' entladen,
So ſchaff' auch du den Söhnen ein Gebiet,
Wohin mit jungen Bienenſchwarms Getümmel
Der Bürger überflüſſiges Gewimmel
Frohlockend, als zur neuen Heimath, zieht.

Vielleicht, daß dort aus jedem deutſchen Stamme
Ein Brudervolk die ungeſpaltne Flamme
Entlodern ſieht auf Einem Opferherd,
Die in zerſtreuten Funken, ſchnell verſchwommen,
Wenn ſie auch noch ſo hell und dicht entglommen,
Des alten Vaterlandes Boden nährt.

Digitized by Google

Fern hör' ich in des Urwalds dunkeln Hallen
Der Glocken Klang, das Horn des Jägers ſchallen,
Der kühn die Panther, Bären, Drachen zwingt;
Ha, wie ſo reg' und tauſendfach geſchäftig
Sich auf dem jugendlichen Grund urkräftig
Der deutſche Geiſt aus allen Banden ringt!

Wie an das Licht empor aus ſeinen Tiefen
Dort bald der Denker und der Dichter rieſen,
Was von Juwelen drin und Perlen glüht!
Wie es im Hafen flaggt von hundert Maſten
Und auf dem Markte wimmelt ohne Raſten,
Neudeutſchland auf in hundert Städten blüht!

Die Tochter ſeh' ich in die Arme fliegen
Der Mutter, deren Bild in ihren Zügen
Sich hold verjüngt hat über'm fernen Meer:
Um ihre Flotten, reich an Schätzen, ſchwellen
In ſtolzer Luſt die Nord- und Oſtſeewellen,
Wie einſt um die der Hanſa, grüßend her.

Und ob, zerſchmettert durch des Schickſals Streiche,
Die tiefergraute Mutter einſt als Leiche
Hinab zu andern Völkerleichen ſinkt:
Vielleicht, daß manch Jahrhundert unveraltet
Die Tochter noch, ſtets blühender entfaltet,
Der Jugend unerſchöpfte Quelle trinkt!

Doch — „wohin, ſprich, verirrteſt du im Traume?
Was ſteigen dir für Blaſen aus dem Schaume
Des heißen Sprudelkelchs der Phantaſie?"
„Füllt mich die öde Wirklichkeit mit Zorne,
So laßt mich ſchau'n, berauſcht von jenem Borne,
Was nirgends wirklich werden mag und nie!"

Julius Krais.

Die Touriſten.

IV.

Der ſüdliche Uebergang aus dem Sixtthal in's Arvethal über den Col d'Anterne iſt ſchon früher in einem dieſer Artikel beſprochen worden. Es gibt aber noch einen andern, weſtlich über einen hohen Gebirgszug, der ſich dem unglücklichen Sallanches gegenüber von der ſteilen Aiguille de Varens (7190') bis Cluſes hinzieht. Dieſer Weg wird jedoch nur ſelten von Reiſenden eingeſchlagen, wenigſtens nicht von denen, die aus der Fremde kommen; er wird faſt nur von Schmugglern gemacht, an denen dieſe Gegend ſehr reich iſt. Dieſe Leute kaufen die in Savoyen hochbeſteuerten oder ganz verbotenen Waaren in Wallis, beſonders in Martigny ein und ſchleichen ſich dann mit ungeheuern Bündeln auf dem Rücken am Buet weg auf unwegſamen Gebirgspfaden in die innern ſavoyiſchen Thäler, wo ſie ihre Waaren an den Mann bringen, während die Zollſoldaten an den Grenzen auf ſie paſſen. Dieſe Douaniers ſind hier Leute in Uniform, mit Säbel und Flinte, mit ſchmutzigen Händen und einer Pfeife im Mund. So ſitzen ſie bei ihren Zollhäuſern müſſig und gähnend an der Sonne, bis eine Kutſche kommt, die gerade deßhalb bei ihnen vorbeifährt, weil ſie nichts Verbotenes hat. Nun heißt es: „Der Herr haben nichts zu declariren und zu verzollen?" — „Nein." — Trotz dieſer kategoriſchen Antwort fallen ſie über Koffer, Kiſten und Nachtſäcke her, machen ſie auf, fahren mit ihren ſchmutzigen Händen in Kleidern und reiner Wäſche herum, wodurch Seidenkleider und Battiſtſchnupftücher der Damen eben nicht beſſer werden.

Die Schmuggler ſind von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und ihnen iſt's ein Kleines, dem Douanier eine Kugel durch den Leib zu jagen, wenn er ſich einfallen läßt, auf den abgelegenen Gebirgswegen herumzugehen, auf die ſie ein ausſchließliches Recht zu haben glauben. Dies wiſſen glücklicherweiſe die Douaniers recht gut, darum gehen ſie nicht auf jenen Wegen und Stegen, ſondern bleiben hübſch auf der breiten Landſtraße. — Douanen und Schmuggler ſind zwei Wunden der bürgerlichen Geſellſchaft; denn auf den Douanenlinien entſtehen und gedeihen Laſter aller Art. Das Schmuggelweſen iſt die beſte Schule für Mord und Straßenraub; jährlich bildet daſſelbe dafür zahlreiche hoffnungsvolle Schüler, die dann ſpäter in Zuchthäuſern und Gefängniſſen auf gemeine Koſten unterhalten werden. Es ſind Staatspenſionäre.

Mit den Douaniers hat man unſäglich zu thun, wenn man in Savoyen oder in Frankreich reiſt; was man da zu leiden hat, davon macht man ſich in andern Ländern keine Vorſtellung. Manchmal gibt es auch komiſche Scenen. Davon nur ein Beiſpiel, das mir eben einfällt. Ich reiste mit der Diligence nach Lyon. Auf der Grenzdouane Bellegarde unterſuchte man nicht nur unſere Koffer und Nachtſäcke, ſondern wollte uns auch die Taſchen befühlen, denn man fürchtete die Horlogerie und Bijouterie des benachbarten Genf. Ich ließ mir dies gefallen, weil es in unſerer Gegend herkömmlich iſt, nicht ſo ein engliſcher Seeoffizier, der bei uns war. Wie er die Taſchenmanipulation ſah, zog er ganz ruhig ſein großes Meſſer aus der Taſche und erklärte, er werde jedem den Bauch aufſchneiden, der nur von fern Miene mache, ſeine Taſche anzurühren. Darüber entſtand ein großer Rumor. Die Douaniers hatten die größte Luſt,

Digitized by Google

ſeine Taſchen zu inſpiciren, ſcheuten ſich aber doch nicht wenig vor dem Stahlmeſſer in der nervigten Hand. Endlich kam der Zollaufſeher und rief mit wichtiger Stimme: „Unterſucht dieſen Menſchen!“ Worauf der Engländer mit ſteigender Wuth erwiderte: „Venné! et je coupé en deux la premier, comme aussi la sécond et encore la troisième avec!“ Mit dieſem troisième meinte er den Aufſeher. Da die Sache einen tragiſchen Ausgang hätte nehmen können, ſo ſuchte ich einen Ausweg. „Seyn Sie ſo gut, Herr,“ ſagte ich zu ihm, „und werfen Sie den Douaniers Ihre Kleider zu; dann können ſie dieſelben unterſuchen, ohne daß Ihre Würde im Geringſten dabei zu leiden hat.“ — Dies gefiel dem Engländer ſehr wohl, er zog ſchnell alle ſeine Kleider aus und warf ſie den Douaniers nach einander an den Kopf; das Hemd hatte er für den Aufſeher beſtimmt, und ehe er es ſich verſah, hatte er es im Geſicht, wobei ihm der Offizier zurief: „Téné, misérabel! téné!“

Mit Schmugglern habe ich ſeltener zu thun gehabt. Ernſtlich nur einmal, als ich den vorigen Sommer allein aus dem Sixtthal nach Sallanches über jenes Gebirg hinüber gehen wollte, von dem ich oben ſprach. Ich ging ohne Führer, bloß nach der Angabe meines Itineraire. Ungefähr eine Stunde, bevor man auf die Berghöhe kommt, geht man an einem kleinen See weg, der Gersſee heißt. Von da kommt man auf einem ſteilen Felſengrat über eine ſchneebedeckte Ebene, und dann ſteigt man wieder zum Wald herab, der nach Sallanches hin den Waſſerfall des Arpenas krönt.

Drei Stunden lang war ich ſteil aufwärts geſtiegen bis zu dem Gersſee. Dieſer Teich liegt zwiſchen grünen Höhen, die ſich dunkel darin abſpiegeln. Das Waſſer iſt ſo ſtill, rein und durchſichtig, daß man die Waſſermooſe und Kräuter auf dem Grund ſehen kann. Ich ſezte mich an's Ufer und betrachtete mich darin wie Narciß. Ich verzehrte ein Stück gebratenes Huhn, und dabei verlor ich das ſpiegelhelle Waſſer keinen Moment aus den Augen.

Außer meiner Wenigkeit ſah ich in dem ruhigen Waſſer auch das umgekehrte Bild der umſtehenden Berggipfel, Wälder und Felſen mit der ganzen Natur, unter anderm zwei Raben, die ganz hoch in der Luft flogen, aber hier im Spiegel auf tiefem Waſſergrund bei den Antipoden hinzuſchweben ſchienen. Während ich ſo vergnüglich und träumend hineinblickte, war es mir, als ſähe ich darin am Abhange eines benachbarten Berges einen Kopf hervorgucken und ſich bewegen; was für einen Kopf, ob von einem Mann, einer Frau oder einem Kalb? das war mir auf den erſten Blick nicht gleich klar. Es war am Berg, den ich gerade hinauf mußte. Ich wandte gleich die Augen nach der Stelle ſelbſt, ſah aber nichts mehr und glaubte daher, Alles komme nur von einer Bewegung des Waſſers. Bei alledem war ich nicht ruhig und ſah mich beim Hinaufgehen vielfach um, blieb vorſichtig an allen Bäumen und Felſen ſtehen. Dieſe Unruhe hatte ihren guten Grund. Man hatte mir am Morgen eine Geſchichte von dieſen Bergen erzählt, die mir nicht wenig im Kopf herumging.

Achtzehn Schmuggler, jeder mit einem Sack Berniſchen Schießpulvers auf dem Rücken, ſchlichen ſich über dieſen Col, um das Pulver in Savoyen einzuſchwärzen. Der Hinterſte bemerkte, daß ſein Sack ein kleines Loch hatte, aus dem Pulver herauslief und einen feinen ſchwarzen Streifen auf der Erde bildete. Gleich erkannte er die Gefahr, daß ſie dadurch entdeckt werden könnten. Er rief alſo Halt, und wie es bei dieſen Leuten Sitte iſt, hielten die andern ſiebzehn an und ſezten ſich auf ihre Pulverſäcke, um auszuruhen und einen Schluck Branntwein zu nehmen. Der Rufer aber ließ ſeinen Sack liegen, und ohne ein Wort zu ſagen, lief er zurück, um wo möglich den Anfang der Pulverlinie zu finden. Bald gelangte er auch dahin, und um ſie ſchnell zu vertilgen, ſchlug er Feuer an und legte den Schwamm darauf. Aber wie erſchrack er, als ihn gleich darauf eine furchtbare Erſchütterung umwarf. Auf der Pulverlinie war das Feuer ſchnell bis zu ſeinem Sack gelaufen, hatte dieſen entzündet und mit ihm in einem Augenblick die ſiebzehn andern, ſo daß die Schmuggler, die auf ihnen ſaßen, im Nu gegen die eng zuſammengerückten Felſenwände geſchleudert wurden und umkamen. Nur der anſtiftende Feuerwerker kam mit dem Leben davon, getraute ſich aber lange nicht mehr hinunter in ſein Dorf.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortſetzung.)

Vorbereitungen zum Empfang des Königs. Buchdruckerfeſt.

Der Preuße will nicht wie der Engländer einen König Block, er will den monarchiſchen Organismus durch einen lebendigen, Alles ſehenden, thätigen König belebt. Auch ein König kann irren, das irrt uns aber nicht, wenn wir ihn lieben und von ſeiner thätigen Liebe überzeugt ſind. Die Provinzen wetteifern in Veranſtaltungen, ihn zu empfangen, und wir hier, um ihn würdig bei ſeiner Rückkehr zu begrüßen. Wie die Stimmung jezt in der Bürgerſchaft iſt, würde man kein Opfer ſcheuen. Die Stadtverordneten, denen man nicht eben zu große Liberalität vorwirft, bewilligen gern jede Summe, um den Empfang nicht allein feierlich zu machen, ſondern man ſtudirt förmlich, was dem geliebten Fürſten beſondere Freude machen könnte. Der Magiſtrat hat die Notabilitäten unſerer Künſtler, und vorzugsweiſe diejenigen, welche ſich der perſönlichen Gunſt des Königs als Kronprinzen zu erfreuen gehabt, dabei zu Rathe

Digitized by Google

gezogen; und wo Rauch, Schinkel und ähnlich Geſinnte gehört werden, iſt zu erwarten, daß die Widmungen der Loyalität auch der künſtleriſchen Bildung und dem Geſchmacke unſerer Zeit Ehre bringen werden. Friedrich Wilhelm iſt mit beſonderer Vorliebe der Architektur zugeneigt. Berlin ſtehen auch im Aeußern gewiß große Veränderungen bevor, und man darf nicht beſorgen, daß ſie zu mittelalterlich ausfallen werden. Könnte es aber geſchehen, ſchon jezt durch eine Zauberruthe Alles aufzuführen, ſo wie es der König wünſcht, am Willen der Stadt würde es nicht liegen, daß er es nicht ſo bei ſeiner Rückkehr fände. Was man bereits beſchloſſen, davon ſpreche ich lieber, wenn es zur Ausführung gekommen iſt; deßgleichen von den projektirten Aufzügen der Gewerke. Es iſt ſchon an mehreren Orten bemerkt worden, wie hier der *Corporationsgeiſt*, den man in einer verhängnißvollen Zeit, halb aus einem irrigen liberalen Princip, halb wohl auch aus deſpotiſcher Furcht, zu raſch zerſtörte, wieder auflebt. Unſere Gewerbe fangen an, ſich in ihrer Vereinzelung unbehaglich zu fühlen. Ohne alle äußere Anregung treten ſie jezt zuſammen, erinnern ſich der Zeiten, wo ſie durch Gemeinweſen und Zuſammenhalten in den Städten etwas bedeuteten, und verſtärken ſich durch Aufnahme der ſogenannten Patentmeiſter, die es ſich auch zur Ehre ſchätzen, durch ein Meiſterwerk in die Zunft aufgenommen zu werden. Ganz, wie es ehedem war, kann und ſoll es freilich nicht werden, aber es iſt ſchon von Vielen ausgeſprochen, daß eine Vereinigung zwiſchen Gewerbefreiheit und Zunftweſen möglich iſt. Beſonders hat unſern Gewerben in lezter Zeit die Ehre geſchmeichelt, die ihnen von höchſter Seite wurde, durch Repräſentanten bei der Grundſteinlegung zu Friedrichs Denkmal mitzuwirken. Der Bürgerſtand fühlte es, und es ſind gute Keime bei dem unſern, die man pflegen muß. Ein König, der dem Bürger zugänglich iſt, der ihn liebt, kann unendlich viel Gutes wirken. Die Zünfte nun freuen ſich insbeſondere, ihren König zu empfangen, und bereiten ſich nach ihren Kräften zu einem Feſtzuge. Fahnen werden geſtickt, die verſchiedenen Symbole der Innungen hervorgeholt, und wo ſie fehlen, neue angefertigt. Es iſt dabei gewiß nichts Schlimmes, wenn der Bürger an ſeltenen Freudentagen ſeine Sorgen bei Seite ſezt und das Individuum über dem Stand vergißt, den er repräſentirt; es iſt ſogar etwas Gutes, wenn wir in unſerm Staate nach ſo langer Zeit andere Paradezüge ſehen, als die uniformirten mit Bajonetten und Säbeln. Man ſollte auch nicht allzuſtreng auf den feierlichen Ernſt ſehen. Liefe etwas barok Komiſches mitunter, was wäre es für ein Unglück, wenn wir bei einer Feier auch einmal lachten? Unſere Vorfahren ſtörte das nicht; der derbe Scherz gehörte vielmehr als ein nothwendiges Ingrediens dazu.

Unſere *Buchdrucker* und *Buchhändler* muß man indeſſen jezt nicht zum Beiſpiel nehmen, wenn aus dem zünftigen Geiſt etwas Freudiges hervorgehen ſoll. Sie liegen noch immer in Streit wegen der Gutenbergsfeier. Es iſt eine recht betrübende Sache. Meine Anſicht, welche die Anſicht Vieler iſt, ſprach ich Ihnen ſchon neulich aus. Wo es in den Verhältniſſen lag, daß man post festum kommen mußte, ſchien es gerathener, das Feſt ganz fallen zu laſſen, und nur durch irgend einen ſymboliſchen Akt in möglichſter Kürze die preußiſche Theilnahme an der großen deutſchen Feier zu bethätigen. Es galt nur noch das Prinzip zu retten. Indeſſen die Luſt zum Feiern war einmal da, beſonders bei den Gehülfen; es läßt ſich nichts dagegen ſagen, ſie haben jahrelang ſich darauf gefreut und geſpart, um einmal von Herzen froh zu ſeyn und es der Welt zu zeigen. Es kam hinzu, daß der jezige König, was an ihm, dem Feſte geneigt, ihm gern jeden Vorſchub thun möchte. Alſo die Feier war motivirt und ſanctionirt; aber über die Modalitäten konnte und kann man ſich nicht vereinigen. Sie erlaſſen mir, den ganzen unerfreulichen Hergang des noch ſchwebenden Prozeſſes zu berichten. Die Parteien ſtehen ſich im Ganzen gegenüber als Drucker und Buchhändler, doch nicht ganz ſchroff nach den Ständen geſondert, indem mehrere Druckerherrn bei den Buchhändlern, und mehrere der leztern bei jenen ſind. Man ſtreitet ſich um Wahlen, Comités, Vorſtände, um Rangordnung, um begangene Verſehen; aber auch perſönliche Animoſitäten mögen mitunterlaufen. Möglich, daß von Seiten der Gehülfen und ihres Chefs, des Profeſſors Gubitz, einzelne Schritte eigenmächtig geſchehen ſind, welche das Gefühl der Andern verlezt haben; das hätte eine Rüge, allenfalls eine Abſetzung der Wortführer begründet, auf keinen Fall aber eine Theilung oder gar ein Abſtehen von der ganzen Sache. Jedenfalls ſcheint dem Unbefangenen, daß, wenn es auf einen unſeligen Rangſtreit ankommt, in dieſem Falle die Buchhändler den Druckern den Vorrang laſſen müßten. Es iſt zuerſt ein Erinnerungsfeſt dieſer leztern; die Buchhändler ſind, wenn gleich die Reichen und vornehmer Geſtellten, doch erſt die lezten Vermittler der Preſſe. Selbſt die Buchbinder, wenn von den Schriftſtellern nicht die Rede iſt, gingen bei dieſem Feſte ihnen vor. Einzelne, wie Herr Karl Duncker, der ſchon als Stadtverordneter einige Praxis in öffentlichen Verhandlungen beſizt, haben ſich durch rühmlichen Eifer im Verſöhnungswerke ausgezeichnet. Der Argwohn ſchleicht ſich aber immer wieder ein, und noch weiß Niemand, wie es enden wird; denn im Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe, haben die Gehülfen abermals erklärt, ſich ganz zurückziehen zu wollen, inſofern nicht ihr erwählter Wortführer in den Vorſtand gezogen wird. Daß die oberſten Polizeibehörden jezt thätig für die Verſöhnung, und ſomit für das Gedeihen des Feſtes wirken, iſt gewiß gut, aber es iſt nicht gut, daß unſer Corporationsgeiſt zur Zeit noch ſo ſchwach iſt, daß es der polizeilichen Einmiſchung bedarf, um Einigkeit hervorzubringen.

(Schluß folgt.)

Räthſel.

(Vergl. den Diebſtahl in Nr. 211.)

Der Raub.

Ein Räuber iſt geworden aus dem Dieb,
Und was er mir geraubet, ſollt ihr ſagen,
Doch muß ich *mich* des Raubes auch verklagen,
Der ohne meine Schwachheit unterblieb.

Ich hatte nicht, was mir geraubet ward,
Und hab' es erſt durch dieſen Raub bekommen,
Und ob es mir der Räuber gleich genommen,
So nahm er ſich dabei doch ziemlich zart.

Es brannte heiß, als er es von mir nahm,
Doch glaub' ich kaum, daß er verbrannt die Finger;
Auch achtet' ich darum ihn nicht geringer,
Und fühle ſchon, daß er mir näher kam.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. September 1840.

So ſehet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.

Goethe.

Von der Erdpſyche.

Ein Blick in die Thierwelt.

Aus Scheitlin's Thierſeelenkunde.

Nächſtens erſcheint in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung: Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde, von P. Scheitlin. Zwei Bände. Der Verfaſſer entwickelt ſehr lebendig die Vorſtellungen aller Zeiten und Völker vom Geiſtigen in den Thieren, von ihrem Verhältniß zur Natur und zum Menſchen. Er macht ſodann den erſten umfaſſenden Verſuch einer Eintheilung des geſammten Thierreichs nach pſychiſchen Momenten, und zeigt, in wie weit dieſe geiſtigen Merkmale in der Thierreihe mit den phyſiologiſchen übereinſtimmen oder nicht. Er entwirft ein allgemeines Gemälde von den geiſtigen Aeußerungen der Thiere und gibt eine Charakteriſtik der vornehmſten Hausthiere. Der Verfaſſer ſtellt das Thier ungleich höher als die meiſten ſeiner Vorgänger, aber keineswegs auf Unkoſten des Menſchen; er ſucht in eben ſo geiſtreicher als gemüthvoller Weiſe das Thier dem Menſchen, ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen näher zu bringen, ohne daß er darum die Kräfte und die Rechte des Menſchen zu niedrig anſchlüge. Wir geben aus dieſem an intereſſanten Ideen reichen Buche einen Abſchnitt allgemeinen Inhalts, der für ſich als ein Ganzes gelten kann.

* * *

Die Sonne iſt der Mittelpunkt unſeres Planetenſyſtems und hält die Erde an ſich, wie eine Mutter das Kind. Was die Erde vollbringt, vollbringt ſie theils mit Hülfe der Sonne, theils mit eigener Hülfe. Was mit ihr geſchieht, iſt ſolariſch-telluriſch. — Wie der Sonne, ſo iſt auch der Erde eine Aufgabe gegeben, die ſie mit relativer Selbſtſtändigkeit zu löſen hat. Sie iſt in einem höhern Dienſte Organ. Organe aber ſind der Ausdruck von Kräften und Mittel zum Handeln. Soll ſie ihre Aufgabe löſen, ſo muß ſie von einem außer ihr oder in ihr ſeyenden Geiſte regiert werden. Sie iſt höher zu ſtellen, als es gewöhnlich geſchieht. Ihre Beſtimmung iſt nicht nur, daß eine Menge kleiner Weſen auf ihrem runden Dache wohne; ſie kann ein lebendiges, athmendes, Unregelmäßigkeiten und Krankheiten unterworfenes, ein veraltendes und ſterbendes Kugelthier ſeyn. Was ſie thut, wiſſen wir eher, als was ſie iſt.

Wir nehmen in der Erde, weil Veränderungen auf ihr mit augenſcheinlichſter Unterſcheidung geſchehen, eine Unterſcheidungsgabe, mithin eine Pſyche an. Ob und wie ſie fühle, Triebe und ein Wollen habe, können wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Sie benuzt ſich ſelbſt zu

Digitized by Google

Handlungen; ſie unterſcheidet ihre Handlungen, demzufolge wird ſie ſie auch wollen.

Die Erdpſyche hat ſich mit den Pſychen der andern Weltkörper, entfernteſten und nächſten, in Verbindung geſezt. Sie dreht darum abwechſelnd eine Seite der Erde, mit dem gleichen Zwecke wie die Sonnenblume und das Menſchenauge, der Sonne zu, trinkt ihr Licht. Sie unterſcheidet Zeit und Raum genau, ſie läßt die Erde in dreihundert fünf-und-ſechzig Tagen u. ſ. w. einmal um die Sonne gehen, und holt, weil ſie etwa einmal langſamer geht, Verſäumtes wieder nach. Sie kugelt ihren Körper in vier-und-zwanzig Stunden um ſich ſelbſt. Wenn ſie mit der Umwälzung bald zu früh, bald zu ſpät, bald vor zwölf Uhr Mittags, bald nach zwölf fertig iſt, ſo zeigt ſich am Ende des Jahres ihre ſcheinbar unſichere Rechnung und Zeitkenntniß vollkommen ſicher und genau. Sie ſieht, eine eigentliche Tagwählerin, auf Tage und Stunden. Sie hat in Krankheiten menſchlicher und thieriſcher Organismen die kritiſchen Tage angeordnet, dem Küchelchen im Ei, wie lange es darin weilen, und der Eintagsfliege, in welcher Stunde ſie am Ufer ſterben ſoll, in's Ohr geraunt. Selbſt jede Blume weiß von ihr, wann kommen und blühen, wann welken, ſterben und verſchwinden. Nicht minder kennt ſie den Raum oder Platz für jedes Ding genau. Sie erfindet, die Größe und Form der Dinge betreffend, in's Unglaubliche; ſie hat gewiß mehr als hunderttauſend Pflanzenarten, zehn- bis zwanzigtauſend Fiſcharten, wohl eben ſo viele Inſektenarten erfunden. Es gibt Wallfiſche von hundert Schuh Länge und hunderttauſend Pfund Gewicht, und Punktthierchen, die man nur unter einer zehntauſendfachen Vergrößerung ſieht. Sie macht Thiere, die wie Bänder, Fäden, Kugeln, Cylinder, Würfel, Bretter, wie Holzblöcke und Blumen ausſehen. Die ausſchweifendſte Einbildungskraft eines Fiebermenſchen kann, wenn ſie ſich außer Athem liefe, mit ihr nicht Schritt halten. Was Plinius ſagte, daß man von ihr rein nichts, als was ſich im Begriffe widerſpreche, für unmöglich halten ſolle, iſt ganz richtig.

Sie ſcheint ſich in Allem zu gefallen, ſcheint ſogar etwa einmal nicht recht zu wiſſen, was ſie will, oder Launen zu haben. Sie erzeugt ganze große Claſſen von Weſen, von denen die geübteſten Seher und Denker nicht wiſſen, ob ſie Pflanzen oder Thiere ſind, ſo daß ſie dieſelben, je nachdem dieſes oder jenes Moment vorzuwalten ſcheint, Thierpflanzen und Pflanzenthiere nennen. Was ihr zu Sinne kam, bildete ſie. Im Kugelthierchen läßt ſie uns drei oder vier immer kleinere Nachkommenſchaften ſehen, in den Schildläuſen bildet ſie Mann und Weib unähnlicher, als Käfer und Schmetterling ſind. Den Polypen hat ſie zu einem Magen, die Schlange nur zu einem Arm mit Kopf und Schwanz, die Schnecke zu einem ſchleimgefüllten Sack gemacht. Bisweilen ahmt ſie, als ob ihre Erfindungskraft zu Ende geweſen ſey, ſich ſelbſt, z. B. in den Inſekten die Würmer, ſogar Pflanzen, ja in kryſtalliſirten Pflanzenſäften die Mineralien nach. Die Gottesanbeterin ſieht völlig wie ein grünes, die Egelſchnecke wie ein verdorrtes Blatt, die Rieſenmantis wie ein Pflanzenſtyl aus. Eines braſilianiſchen Käfers Hinterfüße gehen ganz wunderbar in Blätter aus. An einem Strauche hängen als Blüthen Pflanzenbienen. Hat nicht das paradore Schnabelthier, das eine Schnauze haben ſollte, einen wahren Entenſchnabel? — Sie ahmt ſich ſelbſt in den innern Einrichtungen nach. In Blumen ſezt ſie die Staubbeutelchen, in einigen Inſekten und Fiſchen die Augen auf Stiele, und wie ſie in einzelnen Blumen gewiſſe Theile auf eine Seite drängte, ſo hat ſie, wie durch ein Verſehen, einer ganzen Fiſchgattung beide Augen auf dieſelbe Seite geſezt.

Blumen und Thieren dreht ſie den Kopf nach der Sonne, Blumen und Thiere lehrt ſie ihre Blätter und Glieder bei Sonnenuntergang einziehen und ſchlafen, Blumen und Thiere in der Nacht erwachen, aufſtehen und ihre Geſchäfte verrichten (Nachtviole und Nachtthiere), Blumen und Thiere erſt gegen Mittagläuten ſich ausſtrecken, aber ſchon Abends um vier Uhr ſich zuſammenziehen. In Allem dieſem liegt ihr Reichthum und ihre Armuth. Ihre Genügſamkeit im Bilden liegt darin, daß ſie nur einige wenige Elemente hat und benuzt, und immer und ewig ganz ebendieſelben wieder anwendet. Es ſtehen ihr auch keine andern als die empfangenen zu Dienſte. Sie macht aus denſelben Elementen Elephanten, Würmer und Schmetterlinge, ſie macht aus Blättern Raupen, und aus dem, woraus die Blätter beſtehen, am Morgen und Abend Wolkengold.

(Fortſetzung folgt.)

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

In dieſem Felſengang war ich gerade jezt. Mir ſchien es ſehr heiß, obgleich in ſolcher Höhe immer kühle Luft geht und die Großartigkeit der Bergansſicht auch alle kleinen Unannehmlichkeiten vergeſſen läßt. Vor mir ſah ich nahe den Eis- und Schneedom des Buet, und ich wollte ihn eben ſehr impoſant finden, als mir wieder war, als ſähe ich hinter den Tannen etwas Menſchliches ſich bewegen. Ich bin immer ſehr vorſichtig geweſen, und unter den obwaltenden Umſtänden hatte ich hier

Digitized by Google

wohl Urſache dazu. Man konnte über mich herfallen, und an Hülfe war gar nicht zu denken. Meine Mutter würde nicht einmal etwas davon erfahren haben, wenn man hier ihren Sohn umgebracht hätte. Dieſer Gedanke ergriff mich ſo gewaltig, daß ich es für das Sicherſte hielt, mich hinter Felſen zu verbergen, um von da zu beobachten, was hier vorgehe.

So zuſammengekauert hatte ich ungefähr eine halbe Stunde beobachtet, als ein Mann, der gar ſchlecht und verdächtig ausſah, leiſe hinter den Tannen hervortrat. Lange ſah er in der Richtung meines Felſens, dann ſchlug er zweimal in die Hände. Auf dieſes Zeichen kamen gleich zwei Männer hervor. Alle drei nahmen große Säcke auf ihre Schultern, zündeten ihre Pfeifen an und gingen ruhig aufwärts. Bald kamen ſie an die Stelle, wo ich hinter dem Felſen kauerte, und ſezten ſich da auf ihre Säcke, gerade wie jene ſiebzehn. Glücklicherweiſe kehrten ſie mir den Rücken zu. Ich hatte vollauf Zeit, Bemerkungen zu machen und zu beobachten. Die Herren waren ſehr gut bewaffnet; jeder hatte eine Büchſe und zwei Piſtolen. Die großen Säcke, welche ſie abgeworfen, füllte meine etwas aufgeregte Phantaſie ſchnell mit Berner Pulver. Mir graute ſchon vor einer Pulverlinie, als einer von den Mannern aufſtand und in ſeine Pfeife blies, daß Funken herausfuhren. Da ihm die Andern nichts darüber ſagten, ſo hätte ich ganz ruhig ſeyn können; daran dachte ich jedoch nicht, ſondern gerieth in eine entſetzliche Angſt; ich befahl meine Seele Gott und dachte nur an die fürchterliche Explosion, die nun nicht ausbleiben könne. Sie blieb aber aus und ich drückte mich vergebens hinter meinen Felsblock, um dem Schlag wo möglich zu entgehen. Der Mann ſtieg auf eine Anhöhe, von wo er den Weg überſah, der vor ihnen lag, dann kam er zurück und ſagte zu ſeinen Kameraden: „Man ſieht ihn nicht mehr.“ — „Wenn auch,“ wurde ihm erwidert, „der Menſch kann uns verrathen, ja gerade darum iſt er wohl vorausgelaufen. Es iſt gewiß ein verkleideter Douanier. Er ſtand eine Zeitlang ſtill, wie um zu ſchnuppern; er ſchaute bald Rechts, bald Links, hinauf und hinunter. Warum haben wir ihn nicht gleich auf's Korn genommen! hier an dieſer günſtigen Stelle hätte kein Hahn darnach gekräht. Nur die Todten kommen nicht wieder.“ — „Darum,“ ſagte der Dritte, „iſt auch Jean-Jean nicht wieder gekommen. Seht doch! es war gerade am Felſenabhang hier; da unten iſt noch das Loch, wo ſein Gerippe verfault iſt. Wißt ihr es noch? Als der Kerl merkte, daß er uns nicht entkommen könne, warf er ſeine Büchſe in den Buſch; es iſt gerade der da. Aber Peter traf ihn auf's Haar an die Schläfe; er ſtürzte, und da rief ihm der Spaßvogel zu: „Jean-Jean, dein Stoßgebet!“

Auf dieſe Worte folgte ein gräßliches Lachen, dann ſtand Einer auf und drehte ſich um, weil er ſeinen Sack aufnehmen wollte, und das Unglück wollte, daß er mich erblickte, wo er dann gleich ausrief: „Halloh, halloh! da ſizt der Haas im Pfeffer! da haben wir ihn!“ — Schnell fuhren die Andern auf, und mir war's, als würde eine ungeheure Menge Piſtolen gegen meine Schläfe gerichtet. „Ihr Herren,“ ſagte ich — „hochgeehrte Herren — Sie irren ſich — erlauben Sie — thun Sie gefälligſt dieſe Piſtolen weg, es könnte unverſehens eine losgehen. — Ihr Herren, ich bin der ehrlichſte Mann von der Welt; ich bin ein Literat, der nicht das Geringſte mit Douanen und Douaniers zu thun hat. — Ich bin verheirathet, Familienvater. — Thun Sie doch die Piſtolen weg und erlauben Sie mir, daß ich wieder zu Gedanken komme. Gehen Sie nur gefälligſt Ihren Weg, ohne ſich um mich zu bekümmern. Ich intereſſire mich ſelbſt für Ihr verdienſtliches, gefährliches und mühſames Geſchäft. Sie ſind ehrliche Leute; Sie wollen den Fehler und Druck einer gehaſſigen Fiskalität wieder gut machen; ſo iſt's. — Ich habe die Ehre, mich Ihnen, meine Herren, zu empfehlen.“ — „Du biſt hier, Lump, uns zu beobachten!“— „O nein! keineswegs!“ — „Um uns zu beobachten und dann zu verrathen. Wir kennen dich, Spitzbube; wir haben dich geſehen, wie du nach allen Seiten ſpionirteſt und ſelbſt in's Waſſer ſahſt.“ — „Alles nur um Naturſchönheiten zu finden und zu bewundern; verlaſſen Sie ſich darauf, meine Herren.“ — „Naturſchönheiten? Und der Winkel hier, wo du dich hinter dem Felſen verſteckteſt, welche Naturſchönheit fandſt du da? Höre, du treibſt ein ſchlechtes Handwerk. Dieſe Berge gehören uns, und wehe dem, der da herumſchnuppert! Dein Stoßgebet!“

Bei dieſen fürchterlichen Worten richtete er die Piſtole auf mich; da traten die zwei Andern heran, gerade nicht um abzuwehren, ſie wechſelten aber mit dem Sprecher einige Worte, und dieſer zog zwar ſeine Piſtole zurück, legte mir aber dafür ohne Umſtände ſeinen Sack auf die Schultern und rief mir zu: „Yu! yu!“ gerade wie man zu den Eſeln und Maulthieren ſpricht. So nahm ich alſo wider meinen Willen an einer Schmuggelei Theil. Es war zum erſten Mal in meinem Leben, und ich habe mich ſeitdem wohl gehütet, wieder zu contrebandiren.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Schluß.)

Verein wider den Luxus. Schönlein. Rauch. Theater.

Von einem Vereine, um dem Luxus und der Modeſucht unter den Frauen zu ſteuern, theile ich Ihnen gern

ein Näheres mit, wenn ich viel mehr davon wüßte, als was die Zeitungen gelegentlich bringen, nämlich Aufforderungen an die Theilnehmerinnen zur Verſammlung. Angeſehene Damen ſtehen dem Vereine vor, deſſen Tendenz gewiß ſehr löblich iſt und dringend von den Umſtänden gefordert wird. Möchte man geſchickter dabei zu Werke gehen, als bei dem in ſeinen Motiven gewiß eben ſo trefflichen Mäßigkeitsvereine. Weil man zu viel wollte, weil man einſeitig zu Werke ging, iſt er geſcheitert; wenigſtens erfährt man nichts von ſeiner Wirkſamkeit. Durch welche Impulſe die Damen auf die weibliche Eitelkeit einwirken wollen, iſt nicht bekannt; auch nicht, ob es auf den Luxus der höhern Stände, oder des Dienſtperſonals vorzugsweiſe abgeſehen iſt. Das Feld iſt jedenfalls groß. Die Voßiſche Zeitung brachte neulich das Auftreten des berühmten Minoritenmönchs Johann von Capiſtrano in Erinnerung, welcher Bußprediger des fünfzehnten Jahrhunderts auch in Berlin Wunder wirkte und die eiteln Schönen von damals durch ſeine feurige Beredtſamkeit zur Trauer in Sack und Aſche hinriß. Das vermag der Pietismus von heut nicht mehr; er bildet nur Separatiſten. Aber eine klare, bündige Vernunft könnte hier viel thun. Ob aber nicht auch jener wieder angefachte Zunftgeiſt dabei mitthätig ſeyn könnte, das weibliche Dienſtperſonal auf ſeine Stellung zurück zu verweiſen? Ob ſich den dienenden Mägden durch keine Vernunft beweiſen ließe, daß eine einfache, geſchmackvolle Bürgertracht ſie mehr ziert und ehrt, als der geborgte Plunder des Damenſtaates, in dem das ſcharfe Auge doch ſogleich den wahren Stand herauskennt?

Den unangenehmen Vorfall in Schönleins Vorleſungen wiſſen Sie im Faktiſchen. Billigen wird Niemand den Ausfall, wenn man ihn auf eine ſcharfe Wagſchale legt; und dazu zwingt Schönleins bedeutende Stellung zur Wiſſenſchaft und zur Oeffentlichkeit. Sonſt wurden ähnliche und auch ſtärkere Ausbrüche der Laune auch berühmten Univerſitätslehrern als ein Ueberſprudeln der Genialität gern zu gut gehalten. Heut iſt es anders, wo das flüchtige Wort nicht in den Auditorien bleibt oder verhallt, ſondern ſofort durch hundert Organe in wenigen Tagen bis an die Grenzen Europas fund über das atlantiſche Meer fliegt. Schönleins Stellung hier wird dadurch ſchwierig. Es verlautet ſchon lange, daß ſie ihm überdies unbehaglich ſey. Es konnte nicht anders kommen. Sie erinnern ſich, was ich Ihnen vor ſeinem Herkommen und gleich darauf ſchrieb. Keines Aeskulaps Ankunft hätte ſo beſprochen, ſo gefeiert werden können. Es gehörte ein numen divinum dazu, wenn er ſich auf gleicher Höhe halten wollte. Am charakteriſtiſchen bezeichnet jener Berliner Witz ſeine damalige Stellung: man ſchickte ihm eine Leiche in's Haus, mit der Bitte, ſie zu kuriren. Ich mag dem Argwohn nicht nachhängen, daß man ihn mit Abſicht in die Wolken erhoben, weil Niemand ſich in den Wolken hält. Wenn aber eine gewiſſe große Partei, wie verlautet, es war, die ſeinen Ruhm vorzüglich ausposaunte, ſo war es mindeſtens unbeſonnen, dieſe ſelbe Partei zu verletzen. Da Schönleins außerordentliche Gaben als Lehrer über allem Zweifel ſtehen, ſo wäre es ſehr zu bedauern, wenn Berlin um ſolche Klatſchangelegenheiten ihn verlieren ſollte.

Profeſſor Rauch iſt aus Petersburg zurückgekehrt. Er iſt vom Kaiſer mit den größten Ehren, die einem Künſtler widerfahren können, aufgenommen worden, ſoll indeſſen die vielen großartigen Aufträge haben ablehnen müſſen. Der fleißige und gewiſſenhafte Mann iſt nächſt ſeiner Nationalaufgabe, Friedrichs Denkmal, durch Beſtellungen aus München allzu ſehr beſchäftigt. Möchte er ſeine noch friſchen Alterskräfte von jezt an ganz für das preußiſche Vaterland ſparen; denn an ehrenvollen Aufträgen wird es nicht fehlen. In allen geiſtigen Beziehungen, in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſehen wir einer frohen Zukunft für Deutſchland entgegen. Des Königs Gnade gegen Tieck iſt in den Augen des Gebers nur ein Akt der Gerechtigkeit, mit derſelben königlichen Liebenswürdigkeit ertheilt, wie er mit königlicher Beſcheidenheit, wenn das Wort hier paßt, die Amneſtie erließ. Deutſchland ſchuldete viel dem edeln Sänger. Der König von Sachſen hatte, was in ſeinen Kräften, gethan; Preußens König kam es zu, die Schuld voll abzubezahlen, da Tieck ein Preuße von Geburt und Sinn iſt. Ich hoffe nicht, daß irgend Jemand, der die Verhältniſſe kennt, in dem Akt, einen ſeltenen Genius der Nation in ſeinem Alter vor der Entbehrung zu ſchützen, eine verſchwenderiſche Großmuth ſieht. Wäre dies aber möglich, ſo bedenke er, was in den Gaben an Künſtler bisher geſpart und was mit vollen Händen ausgeſtreut iſt. Die Penſion an den Dichter, auch verdoppelt, wöge kaum die Zinſen derjenigen Summe auf, welche alljährig hier an Geſchenken für Tänzer und Tänzerinnen abſorbirt wurde. Daß dies geſchah, hat Niemand verargt, denn wer hat das Recht, Lieblingsneigungen zu controliren, wenn die Gaben dafür aus der Privatkaſſe des Betheiligten fließen? aber dem Preußen ſey es auch erlaubt, dankbar anzuerkennen, daß ſeines Königs erſte Gunſt für Künſtler einen vaterländiſchen Dichter traf.

Seit langen Jahren war man hier daran gewöhnt, die Theaterangelegenheiten als Staatsſachen zu betrachten. Daß Tänzer, Sänger und Virtuoſen ſacroſancte Perſonen geweſen, gegen die zu ſprechen ein crimen laesae war, wird die Nachwelt, wenn ſie es lieſt, vielleicht für eine Fabel halten. Und doch war es ſo; und man iſt ſo in der Gewohnheit, daß man ſich jezt wundert, daß es anders iſt. Mit einem Male iſt das Theater emancipirt. Wäre eine eigenthümliche Kraft da, Luſt, Begeiſterung, Vertrauen in ſeine Bedeutung, was könnte unter dieſem Könige aus dem deutſchen Theater werden! — Das wöchentliche Repertoire wurde nach der bisherigen Uſance dem Könige zur Billigung vorgelegt. Der Generalintendant ſoll ſich für verpflichtet gehalten haben, dasſelbe auch dem jetzigen Könige vor der Bekanntmachung durch den Druck einzureichen. Man mag ſich die lächelnde Miene des geiſtvollen Fürſten denken, mit welcher er es dem Grafen zurückgab. „Das iſt nicht mein Departement. Laſſen Sie geben, was Ihnen gefällt, oder was dem Publikum recht iſt; dieſes hat darüber zu entſcheiden.“ Die Worte mögen erfunden ſeyn, der Sinn iſt gewiß wahr. Es iſt ohne Zweifel eine Fabel, daß eine vielgerühmte Sängerin bei der neuen Majeſtät um Erhöhung ihres hohen Gehaltes eingekommen; denn man darf ihr zutrauen, daß ſie weiß, wie ſolche Immediatpoſtulate in ihrer Sphäre nicht mehr an der Zeit ſind. Aber das Publikum gefällt ſich, dem Könige eine ſchlagend witzige Antwort, die ſie zurückweist, in den Mund zu legen. — In dieſem Augenblick gaſtiren hier zwei Sängerinnen aus Hannover, die Schweſtern Mad. Gentilhuomo und Fräulein Spatzer, welche des allgemeinſten Beifalls bei der Kritik, wie beim Publikum ſich erfreuen; und dieſer Beifall ſcheint kein Modeimpuls. Wäre ihre Erſcheinung auch ein Symbol einer beſſern Zeit?

Beilage: Kunſtblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. September 1840.

Fool, there was never man so notoriously abused!

Shakespeare.

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

Mein Loos war Allem nach bereits entſchieden, denn die Männer bekümmerten ſich nicht mehr um mich. Sie gingen ganz ſtill hinter mir her und trugen abwechſelnd die andern zwei Säcke. Ich glaubte noch einigemal von meiner Unſchuld anfangen zu müſſen, es war aber ganz unnöthig, denn ihr geübtes Auge ſagte ihnen recht gut, woran ſie waren, beſſer als ich es thun konnte. Nur Eins konnten ſie ſich nicht erklären, warum ich mit ſo großer Vorſicht gegangen und mich immer umgeſehen? Ich erklärte es ihnen aus dem Umſtand, daß ich einen Kopf im Waſſer geſehen, und daß mich dieſe Erſcheinung unruhig gemacht. „Das iſt ganz gleich,“ ſagte der Schlimme; „du magſt ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, du kannſt uns immer verrathen; alſo vorwärts! wir kommen gleich in den Wald, da wird es mit dir abgemacht.“

Nach allem Vorgegangenen konnte ich dieſen Worten nur einen ſehr beängſtigenden Sinn beilegen. In der halben Stunde, die wir noch bis zum Wald zu gehen hatten, konnte ich mir eine Vorſtellung von dem machen, was ein armer Sünder auf ſeinem Gang zur Richtſtätte auszuſtehen hat. Gewiß, es war nichts Geringes. Freilich hatte ich noch Chancen für mich, einmal meine Unſchuld und dann den Umſtand, daß uns Jemand begegnen konnte; ich konnte mich auch mit meiner Laſt in einen Abgrund ſtürzen. Es kam aber Niemand und das Hinabſtürzen war doch auch ſehr bedenklich. So kamen wir in den Wald. Hier nahmen mir die Herren meine Laſt ab und banden mich feſt an einen Baum; ſtatt mich aber zu erſchießen, wie ſie mit Jean-Jean gethan, ſagten ſie zu mir: „Wir brauchen vier-und-zwanzig Stunden Sicherheit. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden; morgen um dieſe Zeit kommen wir wieder und binden Sie los. Aus Dankbarkeit werden Sie dann wohl verſchwiegen ſeyn.“ — Darauf nahmen ſie ihre Säcke wieder auf und verließen mich.

Ich glaube, die Natur iſt mir nie herrlicher, glänzender und ſtrahlender vorgekommen, als in dieſem Augenblick. Sonderbar! mein Baum war mir gar nicht hinderlich. Vier-und-zwanzig Stunden an ihn gebunden zu ſeyn ſchien mir eine Viertelſtunde; dieſe Männer kamen mir vor wie ganz ehrliche Leute, nur etwas barſch aus Noth, übrigens ſehr achtungswerth und gebildet. Dies begreift ſich, wenn man bedenkt, daß ſie mir das Leben geſchenkt hatten und daß ich es neu und friſch vor mir ſah; ich dachte wieder mit Freuden an meine Kinder, ich wollte gleich fort, ſie zu umarmen, da fiel es mir zum erſtenmal unangenehm auf, daß ich an einen Baum gebunden war.

Digitized by Google

Es mochte ohngefähr zwei Uhr ſeyn, ich hatte alſo nur noch drei-und-zwanzig Stunden zu warten. Die Stelle war wild und rauh, nahe beim ewigen Schnee und unbegangen. Wäre aber auch in der erſten Stunde Jemand gekommen, wo ich noch voll Reſpekt vor meinen Verfolgern war, die noch nicht weit ſeyn konnten, ſo hätte ich ihn gewiß gebeten, mich nicht loszubinden, ſelbſt nicht näher zu treten. Gegen vier Uhr hatte mein Reſpekt abgenommen in dem Maaß, als die Schmuggler weiter weg waren; auch fing mein Baum an, mich ſehr am Rücken zu drücken. Mein Unmuth ſtieg von nun an immer mehr, zumal es Abend werden wollte. Endlich kam Jemand; es war ein Savoyard aus der Gegend, gar komiſch in ſeiner Art. Er trug einen alten, durchlöcherten Hut, keine Strümpfe und unter der Naſe eine Art Schwarzwald von ſtarkem Tabakſchnupfen. Ihm rief ich zu: „Holla! he! Landsmann, zu Hülfe!“ Er aber kam nicht heran, ſondern ſtand ſtill und nahm eine ungeheure Priſe. Der ſavoyiſche Bauer iſt überlegend und vorſichtig. Er übereilt ſich in nichts und ſtreckt den Arm nicht eher aus, als bis er klar ſieht; auch miſcht er ſich nicht eher in eine Sache, als bis er gewiß iſt, daß ſie ihm weder bei den Behörden, noch bei den Nachbarn, noch mit den königlichen Carabiniers Unannehmlichkeiten zuziehen kann. Außerdem iſt der Savoyard höflich, gutmüthig und gefällig. Dies wird Jeder bezeugen, der je im Lande gereiſt iſt.

So war auch mein Mann. Aber ein Menſch, an einen Baum gebunden, das war ihm noch nicht vorgekommen, das wollte ihm nicht in den Kopf. Dies Menſchenanbinden konnte von der Obrigkeit, von den Carabiniers oder von jemand Anderem verfügt ſeyn; darum wollte er nicht vorwärts. Endlich rief er mir von Weitem zu: „Es iſt recht ſchönes Wetter, nicht wahr?“ — „So kommt doch her und bindet mich los, anſtatt mir vom ſchönen Wetter zu ſprechen!“ — „Nu, nu, man wird Sie ſchon losbinden. Sind Sie denn ſchon lange ſo da?“ — „Seit drei Stunden; alſo vorwärts, kommt her!“ — Er ging drei Schritte, fragte aber dann: „Sind Sie nicht von böſen Leuten angebunden worden?“ — „Das will ich Euch Alles erzählen, bindet mich nur los.“ — Darauf kam er wieder drei Schritt näher, und ich glaubte, meine Plage ſey nun zu Ende; da aber nahm er auf einmal eine geheimnißvolle Miene an und fragte: „Sagen Sie mir doch, Herr, haben Sie nicht etwa Leute von der Contrebande angebunden?“ — „Getroffen! dieſe Spitzbuben haben mich hier im Walde angebunden.“ — Dieſe Worte wirkten wunderſam auf den Mann. Er fuhr erſchrocken zurück und machte Miene, ganz fortzugeben und mich im Stiche zu laſſen. Jetzt konnte ich meinen Zorn nicht mehr mäßigen, ich ſchimpfte und ſchalt auf ihn, was mir nur in den Mund kam. Er aber ließ ſich dadurch nicht aus ſeiner Ruhe bringen und ging wirklich fort mit der tröſtlichen Bemerkung: „Man wird Sie ſchon losbinden.“ Damit verſchwand er und ich ſchickte ihm eine Menge Verwünſchungen nach.

(Fortſetzung folgt.)

Von der Erdpſyche.

Ein Blick in die Thierwelt.

(Fortſetzung.)

Sie liebt das Maskenſpiel. Wer nimmt im Ei ein Küchelchen wahr? wer hinter der Maske, Raupe genannt, den Schmetterling? Der Raupe langer, ſchmaler Leib, Freßzangen, kurzſichtige, einfache Augen laſſen ewig nie auf breite Flügel, tauſend Augen, lange Beine und ein freudiges Schweben im Sonnenſchein ſchließen. Welcher Künſtlerſinn, welche Kunſtgeſchicklichkeit! Und wie leicht arbeitet ſie! Niemand hat je wahrgenommen, daß es ſie die mindeſte Anſtrengung koſte, eine Roſenknoſpe zu öffnen, aus einem Ei ein Huhn zu bilden, einen Engerling in einen Maikäfer umzugeſtalten. Es iſt, als ob ſie Alles im Schlafe thue und könne. (Den Seinen gibt's Gott im Schlaf.) Darum können die Mineralien, was ſie thun, eben im tiefſten, die Pflanzen im halben, die Thiere im leiſen Schlafe thun; ſie ſchlafen auf ungleichen Stufen, die Erdpſyche aber ſchläft und ſchlummert nicht.

Außer den Elementen läßt ſie Alles ſich in Tod verwandeln. Sie kann keiner Sache Beſtand geben, doch bringt ſie alles Verſchwundene wieder ganz oder theilweiſe hervor. Aus dem dürren Winterbaume ſproſſen bald wieder neue Blätter und Blumen, wie aus dem Scheitel des Menſchen neue Haare. Die Haut des Menſchen erſezt ſich wieder, und der Schnecke wächst der ſcharf und ohne Quetſchung abgeſchnittene Kopf mit den Fühlfäden (und allem Verſtand) wieder nach. Die Gazelle zernichtet das Gras, es gibt wieder Gras; der Löwe die Gazelle, es gibt wieder Gazellen; das Alter den Löwen, es gibt wieder Löwen. Pflanzen müſſen wieder Pflanzen, Thiere wieder Thiere bringen. Dies iſt die Reproduktionskraft, die Wiederſchöpfungskraft der Erdpſyche, die man auch Bildungsbeſtreben, Bildungskraft (nisus formativus und vis plastica) nennt. Vermöge deſſen weiß jedes Ding, was es wieder zu erzeugen, wie zu verbeſſern und ſich ſelbſt zu erhalten hat. Weiß der Keim durch die allgemeine Thierpſyche, ob er ein Kamel bilden ſoll, ſo hat ſie es ihm geſagt, und er hat ihre Stimme im Schooße der Mutter vernommen, und dieſes Wiſſen bleibt ihm

Digitized by Google

ſein Lebenlang. Schrot und Kugeln werden von den Muskeln wieder herausgetrieben, von Rindern mit dem Futter verſchlungene Nägel, Meſſer u. ſ. w. kommen irgendwo, etwa zwiſchen Rippen, dem Thiere unſchädlich, wieder zum Vorſchein, der ſechs-und-zwanzigſte Theil einer Waſſerſchlange (nais) kann ſich hinten und vorne wieder ergänzen, und aus dem Kinn eines todten Mannes wächst noch Bart wie Gras. Alles ſoll bis zum Sterben ganz und vollkommen ſeyn, oder wieder werden. Alle Organismen können erkranken und beſchädigt werden. Darum gab ſie allen Heilkraft, ohne die ſelbſt ein Boerhave nichts kann, deren Hülfe ſelbſt Aeſkulap benutzen muß, deren Daſeyn oder Nichtdaſeyn die Hoffnung und Verzweiflung der Weiſen, deren Nichtahnung die Unwiſſenheit der ſinnloſen Aerzte iſt. Dieſe Heilkraft ſtrengt ſich noch in der ſterbenden Pflanze an, und im ſterbenden Thiere und Menſchen nimmt ſie, ſucht ſie noch alle auffindbare Luft zuſammen, um noch einen und noch einen Athemzug zu bilden, weil möglichſt lange geathmet werden ſoll. — An Pflanzen und Thieren vernachläſſigt ſie etwa einmal einen Theil, um das Ganze zu retten. Dies iſt der Egoismus der Dinge um ihrer Fortdauer willen. Das Ohr will Ohr, das Auge Auge, und der Knorpel, der nicht Knochen werden ſoll, Knorpel bleiben. Niedrigern Weſen hat ſie eine größere Kraft, ihr Leibliches zu erhalten und wieder herzuſtellen, höhern vielleicht Kraft, Höheres zu erhalten, zu retten, gegeben. Das iſt die große Natura naturans im Aeußern und Innern der Erde und in allen lebenden Dingen, ihren Kindern, die der Mutter Art und Weſen haben.

Daß die Erdpſyche wiſſe, was ſie wolle, ehe ſie es uns laut ſagt, ehe ſie das Ding an's Tageslicht ſtellt, iſt gewiß. Sie bereitet ſchon im Herbſte auf's künftige Frühjahr Knoſpen an den Bäumen, webt dem Gewild im dunkeln Walde und auf freier Flur einen Pelz auf den Winter, ehe dieſer da iſt, knault an den Knien des Dromedars Fett und Haare zuſammen, ehe er knien muß und kann, und härtet ihm ſeine Gaumenhaut lederartig, ehe er Dornen freſſen ſoll. Des Seehunds Wunderauge richtet ſie, wie der beſte Optiker, für's Land und Waſſer ein, ehe er Land und Waſſer ahnt. Das junge Maul des Pferdeembryos will ſchon wiehern, das der Ziege ſchon mäckern, des Hundes Schnauze iſt ſchon auf's klarſte zum Bellen bereit. Die Unterſcheidungsgabe der Erdpſyche bearbeitet demzufolge den Stoff ſchon im Mutterleibe, d. h. ſie macht den Stoff zu einem Ausdruck irgend eines Gedankens, ſelbſt zu einem Gedanken, bildet in ihm voraus dem Lande der Erſcheinung des Thieres angemeſſen. Eine Entenart brütet ihre Eier auf Bäumen aus, die allgemeine Pſyche bildet den Jungen dennoch Schwimmfüßchen an. Sobald ſie einmal auf dem Erdreich ſind, eilen ſie dem ſie lockenden Teiche zu. Bildet ſie nicht auch dem Hühnchen im Ei ein Dörnchen auf das Schnäbelchen? Will das Hühnchen endlich heraus, ſo rizt es die Schale damit inwendig und ſtößt, ſie aufzudrücken. Es will heraus, und kann heraus, und kommt heraus, weil es heraus ſoll. Iſt's heraus, ſo fällt ihm das überflüſſig gewordene Dörnchen von ſelbſt ab. — Entweder weiß die Pſyche vorher Alles oder Nichts!

Noch ſonderbarer erſcheint ſie in ihren Abweichungen von ſich ſelbſt, d. h. von der Regel, die ſie ſich gebildet, die ſie ſelbſt befolgt, die ſie in Alles hineingelegt hat. Wir nennen ſie Varietäten, Racen, Mißgeburten. Alles, außer dem Element, verläßt bisweilen ſeine Urform, ſein Urbild, die Idee, nach der es ſich bilden ſoll. Aber dieſe Spiele, Naturſpiele, kommen ebenfalls aus einer Regel, die wir freilich oft nicht ſehen; der Erfinder des Spiels aber hat ſie vorher gedacht und hineingelegt. Alle Variationen des Spiels ſind vor ſeinem Angeſichte geſtanden. Jede Variation beſtätigt das Spiel, jede Ausnahme ſichert die Regel, jeder Seitenweg die Hauptſtraße, die Mannigfaltigkeit die Einheit und die Unordnung die Ordnung. — Die Natur will alle möglichen Ausnahmen, weil ſie alles Mögliche will, ſie hebt ſie aber, wenn ſie zum Ganzen nicht paſſen, und damit ſie nicht Regel werden, bald ſelbſt wieder auf. Sie ſind eine Art ſelbſtgeſchürzter Knoten, die ſie ſelbſt wieder ſo leicht und ſchnell, und oft ſchneller noch, als ſie ſie ſchürzte, löst, Mißtöne, die aus Wohllauten hervorgehen, und bald wieder in ſie verſinken und den Wohllaut fühlbar machen. Ja, wie zur Ruhe der Sturm, ſo kehrt Alles in die Regel zurück. Der unregelmäßige Bergkryſtall irrt nichts in der Natur und erzeugt keine Unregelmäßigkeiten, darum mag er fortdauern, aber die mißgeſtaltete Roſe verwelkt, der Haſe mit zwei Füßen auf dem Rücken ſtirbt, es ſtirbt das Menſchenkind mit zwei Köpfen. Die Natur ſelbſt tödtet es wieder. Alle ſolche Abweichungen ſtehen, jedoch in den verſchiedenſten Entfernungen, um die Regel, Ordnung genannt, herum, und die entfernteſten ſcheinbar ganz außer ihr. Sie ſchauen ſie, wie Stiefkinder die Mutter, von ferne.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Sinsheim, 15ten September.

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Samſtag den 12ten September haben die in den öffentlichen Blättern längſt ſo viel beſprochenen Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps nach der ſchon früher angegebenen ſtrategiſchen Vorausſetzung begonnen, und zwar am erſten

Tage nach folgenden taktiſchen Anordnungen: „Das Rheincorps hat das linke Neckarufer gegenüber von Heilbronn beſezt, und deckt durch dieſe Aufſtellung ſeine Operationslinie über Eppingen. Das Neckarcorps unternimmt im Angeſicht des Feindes den Uebergang über den Neckar und drückt das Rheincorps von der Eppinger Straße ab. Lezteres nimmt eine Aufſtellung hinter dem Leinbach, um die Straße über Sinsheim feſtzuhalten, und weist hier die Angriffe des Gegners zurück.“ — Demzufolge nahm das Neckarcorps auf dem rechten Ufer von Neckargartach bis gegen Sontheim Stellung, und hatte ſeine Hauptmacht zwiſchen Heilbronn und Sontsheim verdeckt aufgeſtellt, während das Rheincorps das linke Neckarufer von Böckingen bis Neckargartach ſo beſezt hatte, daß die Höhen hinter Böckingen, zu beiden Seiten der Frankenbacher Straße, durch Infanterie und das Wieſenthal durch Infanterie und Reiterei occupirt waren, von je einigen Geſchützen begleitet. Das Neckarcorps griff gleichzeitig oberhalb Neckargartach und an der Neckarhalde ſehr ſtark an, um das Rheincorps über den eigentlichen Uebergangspunkt eine zeitlang im Ungewiſſen zu laſſen, bis es ſeinen Brückentrain herbeigeſchafft und die nöthigen Vorkehrungen zum Uebergange gemacht hatte. Jezt wurden auf der Höhe der Neckarhalde einige Batterien aufgefahren, welche auf die gegenüberſtehenden Truppen des Rheincorps ein lebhaftes Feuer eröffneten, unter deſſen Schutze ſowohl einige Compagnien Fußvolk in Fahrzeugen übergeſezt, als auch die Brücke in Zeit einer halben Stunde geſchlagen wurde. Unterdeſſen hatte der Kommandirende des Neckarcorps alle ſeine Truppen unter dem Schutze des Terrains in der Nähe des Uebergangspunktes verſammelt. Der kommandirende General des Rheincorps, ſobald er ſich vom wirklichen Punkt des Uebergangs vergewiſſert, verſtärkte ſeinen rechten Flügel, und ließ Reiterei, ſowie Infanterie und Artillerie vorwärts von Böckingen vorrücken, um den Uebergang des Neckarcorps abzuwehren oder zu erſchweren. Bereits waren aber viele Truppen übergeſezt, welche ſich ſogleich unter dem Schutze ihrer Artillerie und ihrer Reiterei feſtſezten und ſich zu behaupten wußten. Sobald der Kommandirende des Neckarcorps ſeine Truppen größtentheils auf dem linken Neckarufer verſammelt hatte, rückte er lebhaft vor, und ließ beſonders in der Abſicht, das Rheincorps von ſeiner Rückzugslinie abzudrängen, mehrere Reiterregimenter und einige reitende Batterien um das ſüdliche Ende des Dorfes Böckingen vorrücken, welche unter dem Schutze des Terrains ſo ſchnell ſich bewegen konnten, daß der rechte Flügel des Rheincorps, in der Beſorgniß, von ſeiner Rückzugslinie abgeſchnitten zu werden, eine rückgängige Bewegung machen mußte, auf welcher derſelbe lebhaft verfolgt wurde, bis er jenſeits der Großgartacher Straße und auf der Frankenbacher Höhe Stellung nahm, wo dann das Rheincorps mit großer Anſtrengung die wiederholten Angriffe des Gegners zurückſchlug. Beſonders wies die Reiterei des rechten Flügels die ſchnell aufeinanderfolgenden Reiterangriffe des Neckarcorps mit großer Präciſion ab, während der linke Flügel, die heſſiſche Infanterie, nach langer Anſtrengung die Frankenbacher Straße zu behaupten wußte, ſo daß das Rheincorps ſeinen Rückzug ungehindert über den Leinbach antreten konnte, womit dieſe Kriegsübung beendigt war. — Für Sonntag den 13ten waren folgende taktiſche Anordnungen gegeben: „Das Rheincorps hält das linke Ufer des Leinbaches durch ſeine Vortruppen beſezt, während ſein Gros eine Aufſtellung hinter den Wäldern im Schlupf und der Großgartacher Gemeinde genommen hat. Das Neckarcorps erzwingt den Uebergang über den Leinbach, dringt durch die genannten Waldungen vor und nöthigt ſeinen Gegner, allmählig das Terrain bis über Kirchhauſen zu räumen. Auf den Höhen hinter dieſem Dorfe ſezt ſich das Rheincorps nochmals den Angriffen des Neckarcorps entgegen und vereitelt deſſen Beſtrebungen, ſich dieſes dominirenden Terrains zu bemächtigen.“ — Das Rheincorps hatte zu dieſem Zwecke die Höhen hinter Frankenbach zwiſchen Neckargartach und Großgartach, ſowie den Schlupf beſezt, ſein zweites Treffen vorwärts Kirchhauſen und rechts von dieſem Dorfe auf den dortigen Höhen, einen Theil der Reiterei rückwärts Kirchhauſen auf der Höhe in Reſerve aufgeſtellt. Die Truppen des Neckarcorps dagegen waren auf dem rechten Ufer des Leinbaches bis gegen Neckargartach verſammelt und aufgeſtellt. Das Neckarcorps machte ſeinen Hauptangriff auf den linken Flügel des Gegners und drang mit Uebermacht durch den Schlupfwald vor. Es ſendete ſeine Reiterei gegen den rechten Flügel des Rheincorps, welcher dadurch genöthigt ward, ſich ſchnell bis auf die Schlatthöhe hinter Kirchhauſen zurückzuziehen, während der linke Flügel des Rheincorps nur Schritt vor Schritt zurückging und den Uebergang ſeines Gegners über den Bruchbach aufzuhalten ſuchte. Auf jener dominirenden Höhe hinter Kirchhauſen nahm das Rheincorps Stellung, während das Neckarcorps ihm gegenüber aufmarſchirte und die Reiterei deſſelben wiederholte Angriffe auf die Infanterie des Feindes ausführte, aber bei der vortheilhaften Stellung des Rheincorps jedesmal abgeſchlagen wurde, weßhalb auch das Neckarcorps von weiteren Angriffen abſtand, und die Uebung dieſes Tages ſomit beendigt war. — Montag den 14ten beſtand die Uebung in einem bloßen Operationsmarſch, zu welchem Zwecke die Truppen des Rheincorps ſich auf den Höhen hinter Fürfeld geſammelt hatten und den Rückmarſch, gedeckt durch ihre Nachhut, auf der Straße nach Sinsheim antraten. Das Gros des Rheincorps war hinter ſeiner Nachhut aufmarſchirt, während leztere, beſtehend aus zwei würtembergiſchen Infanteriebrigaden, einem würtembergiſchen und einem badiſchen Reiterregiment und zwei Batterien, die Höhen hinter Fürfeld beſezt hatte. Das Neckarcorps ſammelte ſich zwiſchen Kirchhauſen und Fürfeld und griff die Nachhut des Rheincorps lebhaft an. Dieſe leiſtete ſo lange hartnäckigen Widerſtand, bis das Gros des Corps ſeinen Rückmarſch ungehindert angetreten hatte; zu lebhaft angegriffen, mußte endlich die Nachhut dieſe Höhen räumen. Nachdem ſie noch eine zweite Aufſtellung aufgegeben, allermittelſt aber das Neckarcorps in ſeiner lebhaften Verfolgung nachgelaſſen hatte, war die Uebung für dieſen Tag beendigt, was den Truppen ſehr erwünſcht war. Durch den die ganze vorhergehende Nacht und noch in den erſten Stunden der Uebung anhaltenden Regen waren Wege und Felder ſo erweicht, daß man nur mit großer Anſtrengung ſich bewegen konnte. Der Raſttag am 15ten verſchaffte Truppen und Pferden die nöthige Ruhe. — Die Theilnahme an dieſen Uebungen von Seiten des Volks aller Stände iſt außerordentlich. Ueberall, beſonders aber am erſten und zweiten Tage, hatte ſich eine ſo ungeheure Menſchenmenge zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß verſammelt, daß ſie hie und da den Bewegungen der Truppen hinderlich wurde. Am meiſten und für die Truppen am wohlthätigſten äußert ſich aber die Theilnahme in den Quartieren. Die Einwohner beeifern ſich, den Truppen den kurzen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, kleine Feſtlichkeiten, wie Bälle u. ſ. w. waren an vielen Orten veranſtaltet, wie z. B. in Wimpfen den daſelbſt einquartirten heſſiſchen Truppen ein glänzender Ball gegeben wurde.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 27.

Mittwoch, 23. September 1840.

[309] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Fabeln
und
poetiſche Erzählungen
von
Gottl. Conr. Pfeffel,
in Auswahl herausgegeben von
H. Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus, und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und die Wechſel der großen Zeitgeſchichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele ſeiner Schöpfungen in dieſem Fache ſind den beſten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu ſetzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe ſind faſt alle Fabeln und ein großer Theil der poetiſchen Erzählungen vereinigt. Beigegeben iſt aus den proſaiſchen Werken die Biographie eines Pudels, in der ſich Pfeffels munterer Geiſt ſo rein ausſpricht.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[341] Bei L. F. Fues in Tübingen erſchienen ſo eben und iſt durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Ansicht von Tübingen von der Ostseite, gezeichnet von Baumann aus Mergentheim, in Stahl gest. von Hofkupferstecher Grünewald in Darmstadt. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Ansicht von Tübingen von der Westseite von ebendenselben. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. Jede Ansicht hat 8½ Zoll Breite und 6½ Zoll Höhe.

Beide Ansichten erlasse ich zu 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Portrait des Professors der evangel. Theologie, Herrn Dr. Chr. Friedr. Schmid hier, gezeichnet von Dörr, in Stahl gestochen durch Grünewald in Darmstadt. Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr. chines. Papier 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Subscribenten-Sammler erhalten von diesen drei Artikeln auf 10 Exemplare 1 Freiexemplar.

Im Laufe dieſes Jahrs werden noch die Portraits der Herren Profeſſoren Dr. von Baur, Dr. Kern, Dr. Hugo Mohl, Dr. Robert von Mohl, Dr. von Rapp ꝛc., von denſelben Künſtlern gearbeitet, ausgegeben.

Was die treue und ſchöne Ausführung dieſer Kunſtgegenſtände betrifft, ſo ſind die Herren Künſtler hinlänglich bekannt, daher ich ſolche auf's beſte empfehlen kann.

Pahl, Joh. Gottfr. v., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von deſſen Sohne Wilhelm Pahl. gr. 8. 52 Bogen. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 Gr.

Schultheißenwahl, die, zu Blindheim oder iſt das Volk mündig? Schauſpiel in drei Aufzügen vom Verfaſſer der Schulmeiſterswahl. 8. broch. 18 kr. oder 4 Gr.

Yelin, v. Das Wichtigſte der Feuerungs- und Holzſparkunde. Mit 65 Zeichnungen. 8. broch. 54 kr. oder 15 Gr.

Nickolson, John, Dr., The Establishment of the fatemite Dynasty in Africa. 8. broch. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stevenson. Outlines General Orthopaedia. 8. broch. 24 kr. oder 8 Gr.

---

[336] Im Verlage von L. Fort in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jeſchurun,

Taſchenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden,

auf das Jahr 5601 iſraelitiſcher Zeitrechnung.

Herausgegeben
von
Carl Maien und S. Frankenberg.

Mit G. Rieſſer's Bildniß in feinſtem Stahlſtich.

In prachtvoll vergoldetem Einbande.

Preis 2 fl.

Mit Beiträgen von Dr. H. Arndt, E. Auſterlitz, K. Beck, L. A. Frankl, Dr. J. Fries, Dr. B. Hirſchel, J. Kaufmann, Dr. W. Landau, Erneſtine Maien, Dr. M. Rappaport, E. Rößler, K. Sidori und den Herausgebern.

Schon die vorläufige Anzeige von der Herausgabe dieſes Taſchenbuches hat überall den lebhafteſten Anklang gefunden, und der reichhaltige, höchſt intereſſante Inhalt, ſo wie die prachtvolle äußere Ausſtattung

Google

deſſelben werden ihm gewiß viel Freunde und Käufer erwerben.

Portrait des Dr. Gabr. Rieſſer, in 4. als Zimmerverzierung. Preis 8 Gr.

---

[306] Bei Tobias Löffler in Mannheim iſt erſchienen und daſelbſt, ſowie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der natürliche Sohn.

Pſychologiſches Nachtgemälde aus den Papieren eines Todten.

Von Dr. **W. M. Uebel.**

2 Thle. 8. eleg. broch. 4 fl. 30 kr.

(Vom Verfaſſer „des Sehers von Venedig," der „Glocke der Andacht ꝛc.")

Ein äußerſt intereſſanter Roman, der gewiß jedem gebildeten Leſer, jedem Leſezirkel und Leihbibliothek willkommen ſeyn wird.

---

[346] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Zum treuen Schäfer, kom. Oper f. Pfte. ohne Text arrg. 5 fl. 24 kr.
— Einzelne Gesänge mit Pfte. a. „Die Königin für einen Tag", von 18 kr. bis 1 fl. 48 kr.
— Potpourri f. Pfte. a. derselben Oper arrg. von Beyer. 1 fl. 12 kr.
Auber, Ouvert. f Pfte. a. Zanetta. 48 kr.
— Dieselbe f. Pfte. u. Violine. 1 fl.
Bellini, Ouvert. f. Pfte. a. Pirata. 36 kr.
Beriot, 5tes vart. Thema f. Violine m. Pfte. Op. 7. 1 fl. 30 kr.
— Tremolo. Caprice üb. e. Th. v. Beethoven für Violine mit Pfte. Op. 30. 1 fl. 48 kr.
Berr & Fessy, 20ste Fant. f. Pfte. u. Clart. Th. a. Aubers Acteon. 1 fl. 48 kr.
Bertini, vollst. Pianoforte-Schule vom ersten Unterricht bis zur höchsten Ausbildung in 3 Theilen, jeder à 4 fl. 48 kr.
— 2 Notturni f. Pfte. Op. 123. Nr. 1. Sympathie. Nr. 2. Souvenir, jedes 1 fl.
— gr. Fantas. f. Pfte. Th. a. d. Liebestrank von Donizetti. Op. 127. 1 fl. 21 kr.
Böhm, brill. Vart. üb. „Du liegst mir im Herzen" f. Flöte m. Orch. Op. 22. 2 fl.
— Dieselben f. Flöte mit Pfte. 1 fl. 30 kr.
Burgmüller, Fant. f. Pfte. Th. a. Lestocq. Op. 14. 1 fl. 12 kr.
— Rondo und Th. a. d. Pferd von Erz. Op. 16. 1 fl. 12 kr.
— brill. leichte Vart. f. Pfte. Th. a. la Symphonie. Op. 58. 1 fl. 12 kr.
— brill. Vart. f. Pfte. üb. „Helft Leutchen mir" Op. 59. 1 fl.
— Michelemma. Rondoletto f. Pfte. 27 kr.
Carcassi, 3 vart. Schweizer Themas f. Guit. Op. 44. 1 fl.
Clapisson, Ouvert. f. gr. Orchstr. zur Oper „La Symphonie." 4 fl. 30 kr.
Dohler, 2 Notturni f. Pfte. Op. 31. Nr. 4. 5. 1 fl. 12 kr.
Donizetti, Der Renegat, franz. u. deutsch, f. Bassstimme m. Pfte. 54 kr.
— Die Mutter und ihr Kind, franz. u. deutsch, für Singst. mit Pfte. 27 kr.
— Ouvert. f. Pfte. a. Anna Bolena. 36 kr.
— „ „ „ a. Les Martyrs. 1 fl.
Donizetti, Dieselbe f. Pfte. u. Violine. 1 fl. 12 kr.
— Ouvert. f. Pfte. a. La fille du Regiment. 48 kr.
— Dieselbe f. Pfte. u. Violine. 1 fl.
— 12 kleine Stücke a. derselben Oper f. Pfte. arrg. 1 fl. 12 kr.
Duvernoy, 1ste Pfte.-Lectionen. Auswahl sehr leichter Stücke von Rossini, Auber, Herold, Bellini, mit Fingersatz, 2 Hefte, jedes 54 kr.
Ernst, 2 Notturni f. Violin m. Pfte. Op. 8. 1 fl. 12 kr.
— Variat. üb. „An Alexis" f. Violine m. Pfte. Op. 9. 1 fl. 30 kr.
— Salon-Stück. Elegie f. Violin m. Pfte. Op. 10. 54 kr.
Foreith & Fessy, 20ste Fant. f. Pfte. u. Hautbois. Th. a. Acteon. 1 fl. 48 kr.
Gaul, Contre-Tänze f. Pfte. Op. 4. 42 kr.
Gebauer, 60 method. Lectionen in Duos f. 2 Clar. Op. 30. 2 fl. 42 kr.
Gomion, brill. leichte Quadrille mit Walzer f. Pfte. Th. a. Ines de Castro. 42 kr.
— brill. leichtes Stück f. Pfte. Th. a. Postillon v. L. 1 fl.
Gregoir, brill. Stück f. Pfte. Th. a. Donizettis „fille du Regt." 1 fl. 30 kr.
Grill, Die Bergstimme von Heyne f. Singst. Violcll. u. Pfte. 45 kr.
— Loreley von Heyne. Ebenso 45 kr.
— Das Zauberland von Heyne. Ebenso 45 kr.
— Der Zaubergarten. Ebenso 45 kr.
Hauman, brill. Fant. u. Vart. f. Violine mit Pfte. üb. „Ma Celine." Op. 3. 1 fl. 30 kr.
Heller, brill. Rondo f. Pfte. Op. 11. 1 fl. 12 kr.
Herz, H., 12 kleine Fav.-Stücke f. Pfte. aus seiner Schule. 48 kr.
— 6 Diverts. f. Pfte Ebenso in 2 Heften, jedes 1 fl. 12 kr.
Herz & Lafont, 6 Amusements f. Pfte. u. Violin. Op. 107. Nr. 1, 2, 3, jedes 1 fl. 21 kr.
— — letztes gr. conct. Duo f. Pfte. u. Violin üb. e. Cavatine a. Niobe. Op. 110. 2 fl. 24 kr.
Hünten, Fr., Vart. f. Pfte. üb. „An Alexis." Op. 26. 1 fl.
— Tyroler Vart. f. Pfte. Op. 27. 1 fl. 12 kr.
— Schweiz u. Tyrol. 2 vart. Th. u. 2 Rondos für Pfte. Op. 89 f. 4 Hände arrg. 4 Hefte, jedes 54 kr.
Jäger, 12 leichte Vorspiele f. Orgel mit und ohne Pedal. 1stes Heft 36 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[333] Jn der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Auguſtheft 1840.

Jnhalt: Beſchreibung der tragbaren Hochdruckdampfmaſchine des Hrn. A. Rouſſet in Paris. Mit Abbild. — Die prismatiſche Holzbahn! von Karl Wrangel von Hübenthal. — Beſchreibung eines expandirbaren Schraubenbohrers von der Erfindung des Hrn. Waldeck in Paris. Mit Abbild. — Verbeſſerte Bohrmaſchine von John Miller. Mit Abbild. — Combes' Verſuche über die Reaktionsräder. — Berry, Verbeſſerungen an den zum Wägen beſtimmten Apparaten. Mit Abbild. — Auflegers Verfahren eine genaue Mittagslinie an jedem heitern Tage des Jahres zu ziehen, wenn die geographiſche Breite des Ortes und die Abweichung der Sonne vom Aequator bekannt iſt. — Robinſon, über die beſte Methode Gas zur Erzeugung von Hitze zu verbrennen. — Derſelbe über die beſte Methode Gas zum Zwecke der

Erleuchtung zu verbrennen. — Pelletan, über die Theorie von Sellìgue's Leuchtgasbereitung. — Holthouſe, über die Verſtärkung des Lichts einer gewöhnlichen Argand'ſchen Lampe. — Berres' Verfahren die Daguerre'ſchen Lichtbilder wie Kupferplatten abdruckbar zu machen. — Turners und Mintons Verbeſſerungen in der Porcellan-Fabrikation. Mit Abbild. — Röderers Verbeſſerungen in der Fabrikation verſchiedener eſſigſaurer Salze. — Hawes' Verbeſſerungen in der Seifenfabrikation und in der Zubereitung des Talges zur Kerzenfabrikation. Mit Abbild. — Napers verbeſſerte Methode verſchiedene Zeuge ſowohl als Leder waſſerdicht zu machen. — Verfahren Milchſäure aus gekeimter Gerſte zu bereiten. — Vergleichende Unterſuchung über ungeſchmolzenen Gußſtahl und Silberſtahl; von Dr. L. Elsner. — Ueber die Stahlſorten des Handels; von Hrn. Schauer. — Cheſtermans Verbeſſerungen an den Stubenöfen. Mit Abbild. — Miscellen. Henry's Verbeſſerungen an den Locomotiven. — de Maupeon's Schutzmittel gegen die Exploſionen der Dampfmaſchinen. — Zunahme der Dampfmaſchinen und Dampfapparate im Dept. du Haut-Rhin. — Coſtes' neue Spinnmaſchine. — Mechaniſches Letternſetzen. — Amalgam für das Reibzeug der Elektriſirmaſchinen. — Verfahren durch Zerſetzung gewiſſer Magansalze mittelſt Galvanismus auf Platinflächen einen prächtigen, ziemlich feſthaftenden monochromatiſchen Ueberzug zu erzeugen. — Neues Verfahren Kupferplatten mit Scheidewaſſer zu ätzen. — Ueber das Bleichen des Palmöls und anderer Oele mit Chromſäure.

Zweites Auguſtheft.

Devaux's Verbeſſerungen an den Apparaten zur Verhütung der Exploſionen der Dampfkeſſel. Mit Abbild. — Chappé's verbeſſerte Methode bei der Heizung der Dampfmaſchinen und anderer Feuerſtellen den Rauch zu verzehren und an Brennmaterial zu erſparen. Mit Abbild. — Heilmann, über die Regulatoren und die Unmöglichkeit durch ſie die Dampfmaſchinen in gleichförmigem Gang zu erhalten. — Rapſons Verbeſſerungen in der Steuerung der Schiffe. Mit Abbild. — Notizen über die pneumatiſche oder atmoſphäriſche Eiſenbahn der HH. Clegg und Samuda. — Auszug aus dem Berichte des Hrn. Francoeur über die ſtehenden Pianos des Hrn. Mercier in Paris. Mit Abbild. — Hadens Verbeſſerungen an den in der Tuchfabrikation gebräuchlichen Maſchinerien. Mit Abbild. — Morrice's Verbeſſerungen an den Stiefeln, Schuhen und andern Fußbekleidungen. Mit Abbild. — Brown's Verbeſſerungen an den Kochöfen und Kochherden. Mit Abbild. — Doe's Verbeſſerungen an den bei der Seifenfabrikation gebräuchlichen Apparaten. Mit Abbild. — Mallett, über eine mit heißem Oele zu ſpeiſende Lampe. Mit Abbild. — Beſchreibung einer Volta'ſchen Batterie, worin das Kupfer durch Gußeiſen erſetzt iſt. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung der galvaniſchen Elektricität zu den Zwecken der Induſtrie und beſonders zur Gewinnung des Silbers und anderer Metalle aus den Erzen; von Becquerel. — Ueber die von Hrn. Richards in Philadelphia angegebene Methode der Bleiweißfabrikation. — Aus dem Commiſſionsberichte des Franklin-Inſtituts. — Schwartz, über ein Mineralſalz, welches den Kühkoth beim Reinigen der gedruckten Baumwollenzeuge erſetzen kann. — Gräger, über Krapp, die Benutzung des Krapproths zum Tafeldruck und das Verhalten dieſes rothen Farbſtoffes gegen einige Salze. — Spilsbury's Verbeſſerungen an den Farben, Pigmenten und ihren Auflöſungsmitteln und Verbeſſerungen in der Anwendung derſelben. — Fairrie's Verbeſſerungen in der Fabrikation und Raffinirung des Zuckers. — Miscellen. Engliſche Patente. — Preiſe, welche die Société industrielle in Mühlhauſen in ihrer Generalverſammlung im Mai 1841 ertheilen wird. (I. Chemiſche Künſte. II. Mechaniſche Künſte. III. Naturgeſchichte und Landwirthſchaft. IV. Handel. V. Verſchiedene Preiſe.) — Fleſſelle's Vorſchlag zur Verhinderung der Exploſionen der Dampfmaſchinen. — Pattersons elektromagnetiſche Maſchine. — Taylors elektromagnetiſche Maſchine. — Direktion der Luftballons. — Ueber das Aetzen und Abdrucken von Daguerre's Lichtbildern. — Fizeau's vergoldete Lichtbilder. — Ueber die vortheilhafteſte Conſtruktion gewöhnlicher Stahlmagnete. — Vorſchlag zur Erhaltung des Holzes. — Menotti's waſſerdichtmachende Seife in den Tuchfabriken von Elbeuf eingeführt. — Neuer Apparat zur Tödtung der Seidencocons.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[297] In meinem Verlage erſcheint ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermiſchte Schriften

von

Friedrich Theodor Schubert,

kaiſerl. ruſſ. wirklichem Staatsrathe ꝛc.

Neue Folge.

Drei Bände.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die erſte Folge der vermiſchten Schriften des berühmten Verfaſſers in vier Bänden erſchien 1823—26 in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart. Auch dieſe neue Folge enthält höchſt anziehende Mittheilungen über Naturwiſſenſchaften, beſonders Aſtronomie und Phyſik.

Leipzig, im Juli 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[340] Bei E. Eiſenach in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Mankiſch, H. E., Wunderbilder, geſammelt auf Streifereien im Natur- und Kunſtgebiete, und dem reiferen Jugendalter zur Belehrung und Unterhaltung in einzelnen Zweigen der Naturlehre, Geſchichte und Erdbeſchreibung gewidmet. Mit 17 colorirten Abbildungen. gr. 4. Velinpapier. In verzierten Umſchl. cart. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Obiges Werk behandelt in höchſt anziehender und belehrender Darſtellung in 2 Theilen oder 6 Abſchnitten die wiſſenswerthen Gegenſtände der Natur und Kunſt; als: Feuererſcheinungen (Vulkane, feurige Lufterſcheinungen u. dgl.) — Das Waſſer — Luftgebilde und Erſcheinungen — die Erde mit der Bergwelt; ihren Höhlen, Grotten, Erdbeben, Erdſtürzen, Lawinen, Wüſten, der Polarwelt u. ſ. w. — die Werke der Kunſt

Google

von dem Alterthum an bis auf die neueſten Zeiten und gewährt bei ſeiner Vollſtändigkeit und Deutlichkeit einen Reichthum von Belehrungen über die Natur, Geſchichte und Geographie. — Dieſes, ſowie die ſorgfältige Ausführung der fein colorirten Kupfertafeln und die elegante Ausſtattung machen dieſes Werk bei ſeinem verhältnißmäßig nur billigen Preis um ſo empfehlenswerther, und werden die günſtigen Urtheile, welche ihm in den vorzüglich pädagogiſchen Zeitſchriften und auch noch jüngſt in Zimmermanns allgemeiner Schulzeitung zu Theil wurden, bei den Käufern ſicher rechtfertigen.

---

[214] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Ueber die

Freundſchaft.

Von

M. Enk.

12. Wien 1840.

Preis: Auf Velinpapier cartonirt 20 Gr. ſächſ.
„ Auf Druckpapier broch. 14 Gr. ſächſ.

Inhalt:

Begriff und Urſprung der Freundſchaft. Werth der Freundſchaft. Welche Menſchen nicht zur Freundſchaft taugen. Pflichten der Freundſchaft. Zerwürfniſſe unter Freunden. Die Freundſchaft aus dem pädagogiſchen Geſichtspunkte. Wiederſehen der Freunde nach dem Tode.

Die Verlagshandlung bemerkt bloß, daß dieſe Schrift ſich ganz vorzüglich zu einem Geſchenke der Freundſchaft eignet.

---

[351] Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

Pinni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. 3te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 18 Gr.

Dieſe Briefe ſind ebenſo unterhaltend als belehrend, ebenſo gefällig durch den einfachen und fließenden Styl, als anziehend durch den Stoff, den ſie behandeln. Lehrer werden daher bei Stylübungen ſie mit dem größten Vortheil gebrauchen und Eltern, die ihren, dem Jugendalter ſich nähernden Kindern ein nützliches Geſchenk machen wollen, werden hier finden, was ſie bedürfen und ſuchen.

H—ch.

---

[335] **Italieniſche Claſſiker!**

Schillerausgabe.

Stuttgart. Bei C. Th. Grieſinger und Comp. iſt ſo eben erſchienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Boccaccio's ſämmtliche Romane und Novellen. Zum erſten Mal vollſtändig überſetzt von Dr. W. Röder.

Erſte und zweite Lieferung (23 Bogen) à 27 kr.

Gewiß iſt es endlich, da alle guten Schriftſteller Englands, Frankreichs und Spaniens dem deutſchen Publikum längſt in guten Ueberſetzungen geboten wurden, an der Zeit, auch die trefflichen Schriftſteller und Dichter Italiens zur verdienten Anerkennung zu bringen. Nur die hervorragendſten Geiſter wie Taſſo, Dante u. ſ. w. ſind bis jetzt aus Ueberſetzungen bekannt, nicht aber die vielen Andern, deren Ruhm wohl eben ſo hoch ſteht.

Wir glauben auch die Reihe der italieniſchen Claſſiker nicht geeigneter eröffnen zu können, als mit dem heitern geiſtreichen Boccaccio, dem Schöpfer der italieniſchen Proſa, deſſen Dekameron, das Volksbuch der Italiener bis auf den heutigen Tag, noch nie vollſtändig wort- und ſinngetreu, wie hier geſchieht, überſetzt wurde, und deſſen übrige Romane dem deutſchen Publikum noch ganz unbekannt ſind. Das Werk erſcheint in dem beliebten Schillerformat, in 12 — 14 Lieferungen, jeden Monat eine Lieferung.

---

[327] Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erſchien ſo eben und iſt durch alle ſoliden Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Emanuel Geibel.

8. eleg. geh. 1 Thlr.

Ebendaſelbſt iſt unlängſt erſchienen:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Der Rechte.

8. geh. 2 Thlr.

Gedichte

von

Auguſt Kopiſch.

8. geh. 1¾ Thlr.

Fr. Baron de la Motte Fouqué,
Göthe und Einer ſeiner Bewunderer.

Ein Stück Lebensgeſchichte.

gr. 8. geh. ½ Thlr.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Aſtralion.

Eine Arabeske.

8. eleg. geh. 5/12 Thlr.

---

[334] Bei Huber u. Comp. in St. Gallen und Bern iſt erſchienen:

Schweizerchronik in 4 Büchern,

aus den Quellen unterſucht und dargeſtellt von Prof. Dr. J. A. Henne. Zweite bis auf die neueſte Zeit fortgeführte Auflage. 1ſtes Buch. 332 Seiten, geh. 1 fl. 21 kr.

Die erſte ſeit Jahren vergriffene Auflage erſcheint hier in einer gänzlichen Umgeſtaltung, Gründliche Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, eigenthümliche Anſchauung und Verarbeitung, glänzender Styl und Wärme in der Erzählung, die dem Verfaſſer in hohem Grade eigen ſind, empfehlen dieſes Werk, neben dem äußerſt billigen Preiſe vor vielen ſeines Gleichen.

Berichtigung.

In Nr. 22 S. 88 dieſes Blattes iſt in der Anzeige des Hrn. Friedr. Fleiſcher in Leipzig, betreffend „Taſchenbuch der Waſſerheilkunde nach der Prießnitz'ſchen Methode," irrigerweiſe der Preis falſch angegeben; es ſoll nämlich 1½ Gr. ſtatt 12 Gr. heißen.

№ 229.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. September 1840.

— Die große Mutter trägt
In jedem Augenblick ein junges Kind
Mit neuer Mutterfreud' an ihrer Bruſt.
Sich ſchöner zu verjüngen, altet ſie;
Was nicht mehr wirken, nicht genießen kann,
Das welket und wird unſichtbar; es lebt
Im andern ſchon verjüngt und munter.

Herder.

Von der Erdpſyche.

Ein Blick in die Thierwelt.

(Fortſetzung.)

So iſt ſie es, die Alles bildet, die dem Rinde zweitheilige, dem Pferde eintheilige, der Katze gar keine Schuhe macht, dem Bären einen ſchwarzen oder weißen Muff vom Kopf bis zu den Füßen anzieht, den Storch auf Stelzen ſtellt und der Ente das Gefieder einölt. Weil ſie Allem die Werkzeuge gibt, ſo können wir auch ſagen, daß ſie durch die Dinge Alles thue, was zu thun iſt. — Alles iſt Ihr Ausdruck. Sie iſt der wahre Dädalus, der größte Proteus, und alle Incarnationen des indiſchen Kriſchna ſind gegen die ihrigen nur Kleinigkeiten. — Ihre Spinne ſpinnt ohne Kunkel, ihre Biene mißt ohne Maßſtab, ihr Schneidervogel näht ohne Nadel. Sie iſt die beſte Schulmeiſterin, Erziehungsräthin, denn ſie gibt mit dem Gebote auch die Geſchicklichkeit, und die Frucht des Befehls des Schulmeiſters in Jean Pauls Levana: habt Genie, ihr Jungen! iſt hier nicht nur ein Scherz. Und was der Genius (die Pſyche) verſpricht, leiſtet die Natur (des Thieres) gewiß.

Damit alles Mögliche ſey, theilt ſie auch alle Grade und Arten ſogar von Intelligenz und Moral aus. Sie gibt was und wie viel ſie will: Dummheit und Verſtand, Tugenden und Laſter. Dem Kalb macht ſie ſchon im Mutterleib ein ſinnlos grobes, dummes Maul, dem Elephanten gibt ſie eine Art Weisheit, dem Löwen Majeſtät und Großmuth, dem Hunde Treu und Neid, dem Fuchs Liſt, dem Sperling Unermüdlichkeit, der Maus Furchtſamkeit, dem Papagai Nachahmungsſucht, ſchlechten Zorn der Gans, dem kleinen Neuntödter große Grauſamkeit, und machte durch den allgemeinen Krieg und Tod die Erde mitten in aller ihrer Ruhe und Schönheit zu einer Mördergrube.

Jedes Ding ſteht ſelbſtſtändig im Ganzen, ſelbſtſtändiger je nach ſeiner Stufe, und will ſelbſtſtändig ſeyn, ſich ſelbſt behaupten. Sogar der Stein vertheidigt ſeine Stelle hartnäckig und weicht nur dem Stoße; der Baum will durch Feuer und Eiſen bezwungen ſeyn, oder die Elemente müſſen, ihn zu fällen, hundert und tauſend Jahre an ihm nagen. Jedem Thiere ſind Mittel zur Selbſterhaltung: Reproductionskraft oder eine chirurgiſche Arzneikunde, Flucht, Liſt und Gewalt gegeben. Um ſeiner ſelbſt willen benuzt es Alles um ſich her: der Baum benuzt die ganze Natur, als ob ſie nur für ihn vorhanden ſey, und jedes Thier erfaßt mit allem Eifer inwohnender Kraft, was in ſeinen Wirkungskreis tritt, ihm nützen und von ihm erobert werden kann. Lauter Nebukadnezar, Alexander, Attila, Napoleon im Kleinen!

Digitized by Google

Die Meduſe ſchickt achtzigtauſend Arme, eine Armee, zum Raube aus, der Hai verſchlingt Menſchen, Pferde und getheerte Pulverfaſſer, der Wallfiſch Heere von Schaalthieren. Selbſtſüchtig ſtößt das Thier alles von ſich, was ihm nicht gefällt. Die Weſpe ſticht, wenn man ſich ihrem Bau naht, der Stier ſtößt zornig ſein Horn dem Menſchen, vielleicht ſeinem Wohlthäter, in den Leib. Nur für ſich ſorgend, fährt der Wallfiſch vor der Harpune in die Tiefe hinab, oder wirft mit dem Schwanze das Schiff mit der Mannſchaft in's Meer. Die Biene ſammelt Honig nicht für die Mäuſe noch Füchſe, noch Bären noch Menſchen. Die Katze kennt kein Mitleiden gegen Thiere, die nicht ihrer Art ſind, und den Löwenrachen ſchmerzt der Schmerz der Gazelle nicht im mindeſten. Das iſt der große allgemeine Egoismus in der Natur.

Andernſeits hat die allgemeine Pſyche manche Thiere, auch Kinder-, Gatten- und Elternliebe, Mitfreud und Mitleid, Ergebung und geſellſchaftliche Ordnung, und vielleicht noch einiges höheres Pſychiſches, aber ſchwer auffindbares gelehrt, oder es ſo genaturt, daß es Höheres vom beſſern Menſchen lernen kann. — Was kommt nicht Alles vor? Es kommt vor, daß der Falke den Reiher, die Unze die Gazelle, der Jagdhund den Haſen um des Herrn willen aus den Lüften, aus der Wüſte, aus dem Dickicht holt, und Elephant, Hund und Pferd lieber beim Menſchen als bei ihresgleichen ſind. Auch das hat die große Pſyche gethan, denn ſie liebt das Führen der Dinge von unten herauf zum Höhern.

Obſchon wir aber Materie und Geiſt, Leib und Seele unterſcheiden, ſcheint die Erdpſyche doch nicht unterſcheiden, wenigſtens auf den großen Unterſchied nicht Rückſicht nehmen zu wollen. Der Pflug durchſchneidet im Ackerfelde Leib und Seele des Engerlings, die Kugel ſtürzt Leib und Seele des Adlers aus der Luft herunter. Wenn eine geiſtloſe Eiche fällt, ſo fallen auch tauſend Inſekten mit ihren Geiſtern, und in einer aufflammenden Stadt verbrennen die Menſchen mit den Mäuſen, obſchon erſtere weit mehr Geiſt haben. Ein Erdbeben begräbt zehntauſend Menſchengeiſter wie Menſchenkörper. Schnecke und Menſch ſcheint der großen Pſyche völlig Eins zu ſeyn. Mitleiden ſcheint ſie nicht zu kennen, die Geiſter nicht zu ehren, die Wiſſenſchaft und Kunſt nicht zu achten, die Tugend nicht zu lohnen, das Kind nicht zu lieben. Sie ſchreitet unſichtbar über Geiſter und Leiber, über Gute und Böſe, und läßt regnen auf Gerechte und Ungerechte. Sie thut Geiſtern und Nichtgeiſtern zu lieb und leid, was und wie ſie will, und Niemand kann zu ihr ſagen: was machſt du? Furchtbare Unparteilichkeit! Ja oft, wenn ſie den Geiſtern und der Tugend zu lieb ſchweigen ſoll, ſtürmt ſie, und wenn ſie ſtürmen ſoll, ſchweigt ſie. Iſt's nicht, als ob ſie bisweilen das Leibliche, das Unrechte, die Dummheit, das Unglück, den Tod dem Geiſtigen, dem Rechten, dem Verſtande, dem Glücke, dem zeitlichen und ewigen Leben vorziehe? Muthwillig läßt ſie bald dieſe, bald jene Kraft ſiegen, bald dieſe, bald jene Art von Geſchöpfen ſich in's Unendliche vermehren, oder ſie vermindert ſie unerwartet. Sie ſendet unter Pflanzen und Thiere Würgengel, Krieg und Erdbeben und Seuchen in ungemeſſenen Zeiträumen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Touriſten.

(Fortſetzung.)

Was war nun zu thun? Auf einmal fiel mir ein, daß ich meine Lage ſehr verſchlimmert habe durch das, was ich dem Savoyarden von den Schmugglern geſagt. Wie, wenn er mit ihnen vertraut wäre? Darum wurde mir gar nicht wohl zu Muthe, und mich hätte noch größere Niedergeſchlagenheit ergriffen, wenn nicht zwei Eichhörnchen um mich herum geſpielt hätten. Dieſe niedlichen, aber ſchüchternen Thiere glaubten, ſie ſeyen allein in dem Holz und ſpielten daher mit der freien Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, die ſo heiter ſtimmen. Sie verfolgten ſich von einem Baum zum andern mit behenden, tanzartigen Sprüngen. Da ich mit meinem Baum Eins zu ſeyn ſchien, ſo ſprang eines keck an mir herunter und am andern Baum wieder hinauf; gleich darauf kam auch das andere und verfolgte in kecken Sätzen das größere bis in die höchſten Aeſte des Baumes. Aber auf einmal waren ſie ganz ruhig, woraus ich ſchloß, daß ſie von da oben etwas Beſonderes heran kommen ſahen.

So war es auch. Es erſchien ein dicker Mann und hinter ihm jener Savoyard, der mich ſo böslich verlaſſen. Der dicke Mann hatte ein dreifaches Kinn und ein Geſicht wie der Vollmond, kleine kluge Augen, einen dreieckigen Hut und einen hellen Rock à queue. So wie er mich gewahrte, betrachtete er mich genau. „Wer ſeyd Ihr?" rief ich ihm zu. — „Der Gemeindeſyndikus," erwiderte er, ohne einen Schritt weiter vorwärts zu thun. — „Nun, Herr Gemeindeſyndikus, ich fordere Sie auf, mich loszubinden oder mich von einem Ihrer Untergebenen losbinden zu laſſen!" — „Man wird Sie ſchon losbinden, wenn es Zeit iſt," ſagten alle zwei. „Sagen Sie mir etwas über den Hergang," fügte der Syndik hinzu.

Durch Nachdenken klüger geworden, ſagte ich kein Wort von den Schmugglern. — „Den Hergang wollen Sie wiſſen, Herr Syndikus? Der iſt ſehr einfach. Räuber

Digitized by Google

haben mich angegriffen und ausgeplündert, dann aber hier an den Baum gebunden. — Ich verlange ſogleich losgebunden zu werden.“ — „Aha! alſo Räuber, ſagen Sie?“ — „Ja, Räuber. Ich zog über das Gebirg mit einem Mauleſel, der mein Gepäck trug; die Räuber haben mir Beides genommen.“ — „Aha! das iſt alſo der Vorgang?“ — „Ja, das iſt der Vorgang! Nun wiſſen Sie Alles, kommen Sie alſo ſchnell her und binden Sie mich los.“ — „Aha, das iſt der Vorgang! an's Losbinden kann für's Erſte nicht gegangen werden. Die Sache wird viel Schreiberei koſten.“ — „So binden Sie mich doch los, Elender! Was will ich von Ihrer Schreiberei?“ — „Lieber Herr, das verſtehen Sie nicht; da muß vorher ein Protokoll aufgenommen werden, wie es die Ordnung mit ſich bringt.“ — „So protokolliren Sie meinetwegen hernach, aber erſt binden Sie mich los.“ — „Das kann nicht ſeyn, lieber Herr, da würde ich gegen die Gerichtsordnung handeln. Erſt protokolliren und dann losbinden. Für's Erſte will ich Zeugen holen laſſen, denn ich muß zwei haben, die ihren Namen unterzeichnen können, und die ſind nicht leicht zu finden. Dazu braucht es Zeit, das begreifen Sie; dann muß der Tag bezahlt werden, aber der Herr hat ja die Mittel dazu.“

Hierauf wendete er ſich zum Savoyarden: „Du gehſt hinunter zur Pernette nach Maglan. Sie wird dir ſagen, wo ihr Mann iſt, dann ſuchſt du ihn auf und ſagſt ihm, daß er gleich heraufkommt. Hernach gehſt du nach St. Martin zum Meßner Benaiton; der iſt gewiß zu Haus, denn er muß heute die Glocken läuten zu Chozet's Hochzeit; du ſagſt ihm, daß er ebenfalls heraufkommt, ſein großer Bube kann läuten ſtatt ſeiner. Der Notarius ſoll Stempelpapier und Tintenzeug mitbringen, denn meines iſt geſtern Abend von der Katze umgeworfen worden. — Geh', mein Sohn, und ſpute dich ein wenig, der Lohn dafür wird nicht ausbleiben; geh', und wenn du durch Béluz kommſt, ſo ſage im Vorbeigehen dem Jean-Marc, ſeine Stute habe den Rotz, man habe ſie gebrannt und künftigen Herbſt werde ſie wieder auf den Beinen ſeyn. So geh'!“

Meine Ungeduld über all dieſen Senſt kann man ſich vorſtellen; ich ſchimpfte und ſchalt und am Ende bot ich Jedem einen Louisd'or, wenn ſie mich losbänden. Bei dieſer Aeußerung blieb der Savoyard wieder ſtehen und ſah ſich lüſtern um. Der Syndik aber ſagte mit entſchiedenem Ton zu mir: „Sie bezahlen die Schreiberei und die andern Koſten, und dann mögen Sie aus gutem Willen noch geben, ſo viel Sie wollen. Ehrliche Leute aber vorher gewinnen und beſtechen zu wollen, das geht nicht an, wenn Sie auch einen Louisd'or auf den andern legten. Wiſſen Sie, Herr, daß ich Gemeindeſyndik bin, eine Stelle, die ſeit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn ſich fortgeerbt hat, von Anton Baptiſt meinem Urahn bis auf mich, und ehe ich meiner Familie dieſen Flecken anhänge, eher führte die Arve kein Waſſer mehr. Mach, daß du fortkommſt. Sie, lieber Herr, müſſen ſich in Geduld faſſen; ich will Ihnen einen Schoppen rothen holen, das wird Sie ſtärken.“

So verſchwor ſich die mir ſo peinliche Ehrlichkeit des Mannes mit ſeinem Reſpekt vor den Formen. Ich blieb alſo wieder allein, und es ſchien mir nun gewiß, daß ich die Nacht an meinem Baum werde zubringen müſſen. Ich ſuchte mich an dieſe Vorſtellung zu gewöhnen. Glücklicherweiſe war es ein warmer Juliusabend mit reiner, herrlicher Sommerluft. Die Sonne war ſchon ſtark im Untergehen, ihre Strahlen drangen nur noch ganz ſchief in den Wald und die Baumſtämme warfen lange Schatten auf das Moos, aber Alles in warmen, glänzenden Farben. Einige Sumpfreiher, die lange über mir geſchwebt hatten, verloren ſich; krächzende Raben zogen für die hereinbrechende Nacht dem Arvethal zu, Raubvögel aus dem hohen Felſenrevier kehrten in ihre Schluchten zurück. Die hohen Berggipfel glühten nicht mehr in hellem Roth, ſondern wurden bleicher und bald bläulicht. Alles ſchien nach der Thätigkeit regen Lebens ſchlafen gehen zu wollen. Dieſe Stille, dieſer Friede am Abend, wenn ſich die Natur in Schatten hüllt, und in die Stille der Nacht übergehend, immer lautloſer wird, alles dies übt eine heimliche Gewalt auf das Gemüth. Zwar war meine Lage, oder vielmehr meine Stellung, peinlich genug, aber doch empfand ich dieſen Eindruck, und in der Wehmuth, die über mich kam, lag etwas Ermuthigendes und Erhebendes, zumal ich nun gewiß auf Rettung rechnen konnte.

(Schluß folgt.)

Forſchen und Genuſs.

Forſcht nicht grübelnd umſonſt, was ſey, das die liebliche Roſe,
Und den edlen Rubin ſchmückt mit dem herrlichen Roth,
Das mit blendendem Weiß die Lilie, und den Smaragd färbt
Mit erquicklichem Grün, himmliſchem Blau den Laſur,
Das auch der Menſchen Aug', ein beſelendes Licht in dem Leibe,
Malt mit dem ſanften Blau, malt mit der Farbe der Nacht.
Ob als gebrochenes Licht die wechſelnde Farbe mir ſcheine,
Kümmert mich das? Mir genügt einzig der Farbe Genuß.
Sonne, die Seele der Welt, es mögen die Weiſen erforſchen,
Die in des Himmels Dom dringen mit kühnerem Blick,
Ob du ein glühender ſeyſt, ein leuchtender Körper des Himmels,
Der ſich, ein feuriges Meer, ewig verzehrt und erneut;
Ob du ein dunkler ſeyſt, umringt von nebelnden Dünſten,
Die mit der irdiſchen Luft Wärme gebähren und Licht:

Ich, ein fröhlicher Thor, will ruhig genießen und harmlos,
Was du im Laufe des Tags ſendeſt, o freundlich Geſtirn;
Will mich kindlich erfreu'n der farbigen Spiele des Lichtes,
Das die Wolken ſo ſchön malt und die Perlen des Thaus,
Das der ragende Baum und die Blume, ſich fröhlich entfaltend,
Durſtig trinkt, und der Menſch, ahnend das göttliche Licht.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Eiſenbahnen.

So ziemlich ganz England wird gegenwärtig durchſtochen und tunnellirt, nach allen Richtungen werden Brücken geſchlagen und Dämme aufgeworfen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß binnen wenigen Jahren das Reiſen von einem Endpunkte zum andern eben ſo ſchnell als bequem, und eben ſo bequem als wohlfeil ſeyn wird. Eine Ueberſicht der Hauptbahnen wird nicht ohne Intereſſe ſeyn. Wir beginnen im Norden. Von Newcaſtle laufen bereits mehrere Bahnen aus, worunter die nach Sunderland, welche von da weiter bis Durham führt. Sie ſind aber kurz im Vergleich mit der Bahn, welche von York nördlich gebaut wird und direkt bis Newcaſtle gehen ſoll. Da dieſe eheſtens bis Durham fahrbar ſeyn wird, ſo ſtellt ſich eine mittelbare Verbindung mit Newcaſtle bereits in nahe Ausſicht. Sie heißt der North of England railway. In York nimmt den Reiſenden eine andere Eiſenbahn auf, der North midland railway. Ihr Ziel iſt Derby, und bis auf eine, in raſchem Bau begriffene Strecke von ungefähr zwanzig engliſchen Meilen hat ſie dieſe Stadt erreicht. Von Derby rollt der Reiſende auf dem Birmingham and Derby Junction railwad bis Hamvton, von wo die London-Birminghamer Eiſenbahn ihn nach London bringt. Kann man daher ſchon jezt, mit einer kleinen Unterbrechung, mit Dampf von York nach London gelangen, und wird es nicht lange dauern, bis man hundert Meilen früher – von Newcaſtle — den Flug beginnt, ſo iſt auch daran, daß von lezterm Orte zur Zeit keine Anſtalt getroffen wird, die Bahn höher nach Schottland hinauf zu führen, weniger Mangel als Ueberfluß an Unternehmungsluſt Schuld. Zwei Geſellſchaften ſtreiten um das Vorrecht. Wie indeſſen der Streit auch enden möge, Niemand zweifelt, daß früher oder ſpäter zwiſchen Newcaſtle und Edinburg, ſey es durch das Innere des Landes, oder längs der Küſte, eine Eiſenbahnverbindung hergeſtellt werden wird. — Die beſchriebene Linie iſt nur ein Hauptfaden des über jene Gegenden ausgebreiteten Netzes. Keine unbedeutenden Einſchoſſe ſind die Nebenſtraßen von Mancheſter nach Sheffield, von Sheffield nach Rotherham und von Nottingham nach Derby. Hunderte von Paſſagieren und mächtige Waarenlaſten gehen täglich dieſe Wege. Seit dem erſten Juli iſt der North midland railway mit Leeds in Verbindung getreten und der Verkehr hat jede Erwartung übertroffen. Außer den genannten Städten liegen unmittelbar in oder ganz nahe bei der Linie Wakefield, Barnsley, Cheſterfield und Belper, und in der Entfernung weniger Meilen Pontefract, Doncaſter, Bawtry, Workſop, Mansfield, Bakewall, Matlock, Wirksworth und Aſhborne. Auf ſolche Weiſe verknüpft der North midland railway die Wollen-, Leinwand- und kurze Waarenmanufakturen von Yorkſhire mit den Strumpf-, Spitzen- und Porzellanmanufakturen von Derby, und mittelſt der Seitenlinien Birmingham, Nottingham und Leiceſter, oder die Wolle erzeugenden und Wolle verarbeitenden Diſtrikte Leiceſterſhire, Northamptonſhire und Warwickſhire. — Die Bahn von London nach Birmingham, ihre Fortſetzung bis Mancheſter mittelſt des Grand Junction railway und die anſchließende Bahn bis Liverpool ſind bekannt. Seit Kurzem aber iſt der Grand Junction railway, welcher in die Mancheſter-Liverpooler Bahn bei Warrington einläuft, unter dem Namen des North Union railway an Wigan vorüber bis Preſton vorgerückt, und in wenigen Monaten ſteht die Eröffnung einer weitern Strecke von Preſton bis Lancaſter zu erwarten. Auf dieſer Route findet gegenwärtig der Hauptverkehr des nördlichen Englands mit London ſtatt. Man fährt mit der Landkutſche bis Preſton und erreicht dann auf dem Dampfwagen in zehn Stunden die „great Metropolis.“ — Es liegt der Entwurf vor, von London eine Bahn nach Cambridge und von da in gerader Richtung von Lincoln über York zu bauen, wo ſie in den North of England railway einfallen und eine, weit direkte, noch ſchnellere Verbindung mit dem Norden bewirken ſoll. Doch ſtehen der Ausführung ſo beträchtliche Hinderniſſe entgegen, daß, wenn der Plan überhaupt zur Ausführung kommt, bis dahin gewiß Jahre vergehen und inzwiſchen die London-Birminghamer Bahn, weiter aber ſowohl die Bahn von Derby, York und Newcaſtle als die von Mancheſter, Preſton und Lancaſter den geſammten Verkehr zwiſchen London und den nördlichen Provinzen vermitteln werden. Die leztgedachte Bahn wird ſich mit dem Handel von Dumfries, Paisley, Glasgow und andern weſtlichen Theilen des Reichs in Verbindung ſetzen, und iſt dies geſchehen, ſo läßt ſich für die London-Birminghamer Bahn mit ziemlicher Gewißheit eine vierfache Vermehrung des jetzigen Verkehrs berechnen. — Um einen Begriff von der Wichtigkeit der einmündenden Nebenlinien zu geben, ſey es mir erlaubt, mich auf meine eigene Erfahrung zu berufen. Der Zug, mit welchem ich um neun Uhr Morgens von Sheffield nach London abging, beſtand aus ſechs Perſonenwagen. Daraus wurden acht in Rotherham, wo der Derby Junction railway einfällt, und zu dieſen kam in Derby ein Anhang von fünf Wagen, ſo daß der Zug nunmehr dreizehn Perſonenwagen zählte. Auf jedem Anhaltpunkte bis Hampion gingen Paſſagiere ab und zu. In Hampion hielten wir ungefähr zwanzig Minuten, um den Birminghamer Zug zu erwarten. Er kam und brachte ſiebzehn Perſonenwagen. Dieſe wurden den unſrigen einverleibt und nun beſtand der Zug aus dreißig Perſonenwagen und fünf, mit Pferden, Kutſchen und Paſſagiergepäck gefüllten Lafetten. Der Paſſagiere waren 679. Zwei Locomotiven ſchleppten dieſe ungeheure Maſſe dreiundzwanzig Meilen weit in der Stunde. Der Zuwachs unterwegs war wieder ſtärker als der Abgang, und als wir in London ausſtiegen, erinnerte mich die hervorquellende Menſchenfluth an das Ende des Gottesdienſtes in einer beſuchten Kirche. Daraus, daß täglich neun Züge abgehen und neun ankommen, läßt ſich ein ungefährer Schluß auf den dermaligen Verkehr ziehen. Auch beträgt die wöchentliche Einnahme der London-Birminghamer Bahn im Durchſchnitt 16,000 Pfund Sterling, die des Grand Junction railway 9000.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. September 1840.

— Ich bin gerettet!
Geſendet auf mein Fleh'n erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz
Beim erſten Blick vertraut entgegenfliegt.

Goethe.

Die Touriſten.

(Schluß.)

Noch war die Sonne nicht ganz untergegangen, als ich am Horizont einige Menſchen heraufkommen ſah. Ihrer wurden immer mehr, Frauen, Kinder, ein ganzes Dorf. Dieſe Geſtalten, zwiſchen der Sonnenſcheibe und mir, zeichneten ſich wie bewegliche Schattenriſſe auf den Baumſtämmen, ſo daß ich gleich meinen Syndikus mit ſeinem Schoppen erkannte. Er ging zur Seite des Ortspfarrers, den mein Abenteuer auch heraufgebracht hatte. Der Anblick dieſes Geiſtlichen belebte mich mit neuer Hoffnung. Er war ſchon ſehr alt und ziemlich ſchwach, darum ging er langſam. Als er mich gewahr wurde, rief er ſogleich: „Ei, die Spitzbuben haben Sie abſcheulich eingewickelt, armer Herr! Ich grüße Sie.“ — Der freimüthige Ton und das offene Geſicht des guten Greiſes machten mir viel Freude. — „Allerdings, ganz abſcheulich,“ erwiderte ich ihm. „Entſchuldigen Sie, Hochwürden, wenn ich nicht ſchuldigermaßen den Hut vor Ihnen abnehme. Kann ich den Herrn Pfarrer einen Augenblick allein ſprechen?“ — „Das Eiligſte ſcheint mir, Sie loszubinden, hernach können Sie bequemer mit mir reden. Vorwärts, Anton!“ ſagte er zum Syndikus, „vorwärts an's Werk! Schneidet nur die Stricke entzwei, ſo geht es ſchneller.“

Ich konnte für meinen Dank nicht Worte genug finden, und gewiß, ſie kamen mir vom Herzen. Anton hatte ſchon ſein Taſchenmeſſer herausgezogen, um den Strick abzuſchneiden; dem Savoyarden aber that es leid, denſelben verderben zu ſehen, weil er ihn ganz behalten wollte; darum drängte er Anton weg und löste den Knoten in einigen Augenblicken. Kaum war ich frei, ſo drückte ich dem Pfarrer die Hand und konnte mich in der Freude meines Herzens nicht enthalten, ihn auf die Wangen zu küſſen. Gleich darauf aber fühlte ich in meinen Gliedern einen ſo ſtarken Schmerz, und es war mir ſo unmöglich, meine Beine zu bewegen, daß ich mich an Ort und Stelle niederſetzen mußte. Da trat Anton mit ſeinem Schoppen zu mir, der Geiſtliche aber ſchickte eines ſeiner Pfarrkinder hinunter, um ſein eigenes Maulthier für mich zu holen. Dann wandte er ſich zu mir und ſagte: „Nun erzählen Sie mir den Vorgang.“ Umher in engem Kreis trat nun das ganze Dorf, Frauen, kleine und große Kinder, Schäfer, Sennen, der Syndikus und der Meßner. Eben war die Sonne niedergegangen.

So erzählte ich denn meine Geſchichte nach der Wahrheit. Die erſchrecklichen Umſtände bei Jean-Jeans Tode machten die guten Leute ſchaudern, beſonders das Gotteslästerliche: „Jean-Jean, dein Stoßgebet!“ das ihm

Digitized by Google

die Schmuggler zugerufen hatten, als er niederſank. Alle, der Pfarrer und die Leute machten in ſtiller Andacht das Kreuz und waren einen Augenblick ganz ſtill. Mich aber ergriff dies ſo, daß ich den Hut abnahm. Die Leute ſchienen erſtaunt, der Pfarrer aber blieb ernſt und unbeweglich, ich war in Verlegenheit. — „Fahren Sie nur fort," ſagte der gute Greis zu mir. So beendigte ich denn meine Geſchichte, ohne die übertriebene Klugheit des Savoyarden und die lobenswerthe Uneigennützigkeit des Syndikus zu vergeſſen.

Als ich fertig war, nahm der Geiſtliche das Wort und ſagte zu ſeinen Pfarrkindern: „Hört mich an, Kinder. Ihr zittert vor den Schmugglern, vor dieſen Verbrechern, und darum gerade wagen ſie Alles. Es ſind Feige, die thun, als hätten ſie Muth. Das Schlimmſte aber iſt gerade, daß einige von euch ihr ſchändliches Handwerk ſich zu Nutzen machen. Siehſt du jezt, Andres, wo dich dein erſchreckliches Tabakſchnupfen hingeführt hat? Du haſt keine Mittel dazu, du kannſt dir nicht einmal Strümpfe anſchaffen, dafür aber ſtopfſt du deine Naſe voll Tabak. Und dieſen Tabak kaufſt du gerade bei den Schmugglern. Mit ihnen willſt du es natürlich nicht verderben; darum haſt du es nicht gewagt, einen Ehrenmann in der Noth zu befreien, wie du als guter Chriſt hätteſt thun ſollen. Aber weißt du auch, Andres, daß dieſe Spitzbuben in der Hölle gebraten und vom Teufel geviertheilt werden? Ich ſtehe auch gar nicht davor, was ihren Freunden und Gehülfen geſchieht. Glaube mir, mein Sohn, ſchnupfe keinen Tabak, oder ſchnupfe weniger und kaufe ihn im Bureau. Anton hingegen hat geglaubt, Recht zu thun, indem er den mißhandelten Herrn nicht ſogleich befreite, und im Grund that er Recht, denn er hat ſich an die vorgeſchriebene Ordnung und Form gehalten." Dabei klopfte er dem Syndikus vertraut und wohlwollend auf die Schulter, und dieſer bildete ſich nicht wenig auf dieſe Genugthuung ein, wobei er den Schoppen in der einen und den dreieckigen Hut in der andern Hand hielt.

Indeſſen war das Maulthier angekommen, man half mir hinauf, vorher aber nahm ich Abſchied von meinem Baum. Hinunter ging es ziemlich ſchnell, und der Syndikus führte das Thier. Der gute Pfarrer ging freundlich mir zur Seite; ihn führten mit ſichtlicher Liebe zwei ſtämmige Männer. Es war ſchon ganz dunkel, als wir im Dorf ankamen. „Gute Nacht, Kinder," ſagte der Pfarrer zu den Leuten, die ihn bis an ſein Haus begleitet hatten. „Ihnen aber, lieber Herr, ſteht bei mir ein Abendbrod und ein Bett zu Dienſten. Es iſt freilich bei uns Faſttag, ich habe aber oben geſehen, daß Sie nicht katholiſch ſind, und ſo ſollen Sie vom Beſten haben. — Martha, mache gleich ein Huhn zurecht und gib mir den Kellerſchlüſſel."

Ich aß mit dieſem trefflichen Mann zu Abend, d. h. ich aß ein gebratenes Huhn und er ſah mir zu. Auch eine Flaſche alten Weins ſpendete er und leiſtete mir Geſellſchaft, bis mich die Müdigkeit in's Bett trieb. Den folgenden Tag nahm ich mit großer Rührung Abſchied von ihm und ging nach Maglan hinunter.

Von der Erdpſyche.

Ein Blick in die Thierwelt.

(Fortſetzung.)

Obſchon jedes Ding ſein eigenes Schickſal hat, weil ſie jedem ein eigenes anordnet, jedes wie ein Heer daſteht und Alles um ſich her, ſo weit es greifen kann, als Knecht behandelt, ſo hat ſie doch Alles in einander gefügt, Alles wunderbar unſichtbar mit Allem verbunden, und ſo aneinander gereiht und geordnet, daß je Eines alles Andere ohne irgend eine Ausnahme bedingt und durch alles Andere bedingt wird. Die Luft iſt mit dem Hautſyſtem, dem Munde, der Luftröhre, der Lunge, dem Magen, dem Blute, dem Auge, dem Ohr, mit jeder Ader, ſie iſt mit dem Licht, den Farben, der Wärme, dem Gewichte aller Dinge verbunden und darum verwandt. Aendere das unbedeutendſte Merkmal an ihr, ſo entſtehen lauter andere Blumen und Thiere, ſo verändert ſich das Kind unter dem Herzen der Mutter. Und dennoch ſcheint ſie Ordnung nicht zu lieben und vorſetzlich Alles durcheinander geworfen, des „gleich und gleich geſellt ſich gern" ſogar geſpottet zu haben. Das Schönſte vermählt ſie, wie Venus mit dem Vulkan, mit dem Häßlichſten, und das Gerechte mit dem Ungerechten; goldene Inſekten ergötzen ſich im Aaſe, und aus dem Unrathe gehen die höchſten Kunſtgebilde hervor. Der herrliche Tiger iſt blutdürſtig, und die infame Hyäne überfällt das ſchuldloſe Lamm, während es an der Mutter trinkt und dieſe es liebevoll anſchaut.

Was ſie ordnete, ſcheint bald über unſern, bald gegen unſern Gedanken der Einheitſucht zu ſeyn. Ja, wir hätten ſehr Vieles nicht, ſehr Vieles ganz anders gemacht und verbunden. Wir würden keine mühſeligen Faulthiere, keine plumpen Fleiſchmaſſen, Seekühe genannt, hervorgebracht, keine Enten auf Bäume geſezt, keinem Vogel die Unfähigkeit, ſelbſt zu brüten, und die Neigung, andere kleinere Vögel mit ſeinen großen Eiern zu beläſtigen, gegeben, den Schafen keine quälenden Würmer in die Leber und in's Gehirn, dem Menſchen keine in die Gedärme geſezt, keine Inſekten Jahre lang im unvollkommenen, dafür nur einige Monate oder Tage im

Digitized by Google

vollkommeneren Leben gelaſſen haben. Wir hätten keine Raubthiere geſchaffen und dem Tod für uns nicht gerufen. — Wir ſuchen die Einheit, und nehmen ſie nirgends wahr. Es iſt Alles zerſtückelt, aller verbindende Faden, wenn nämlich ein ſolcher vorhanden, dunkel, verborgen, unauffindbar. Ein Sinnbild vollkommener Unordnung, bewegen ſich alle Meergeſchöpfe in den aufgethürmten Waſſern herrenlos.

Und die ganze Haus- und Landwirthſchaft der großen Rechnerin iſt, wie ihre Buchführung, mit der unſrigen im ärgſten Widerſpruch, es ſey denn auch die unſrige in Unordnung. Bald ſtreut ſie überflüſſig, bald ſparſam aus, bald geizt und bald vergeudet ſie, und ſie ſaet und erntet oft ohne ſichtbaren Zweck. Sie laßt Stürme unerwartet los, und wenn ſie Schiffe verſenkt, Häuſer zerriſſen, Wälder niedergeſtreckt, Saaten verhagelt, Millionen Thiere verſchleudert hat, ja, dann knebelt ſie ſie wieder und laßt die Sonne wieder auf die zerriſſenen Häuſer und verhagelten Saaten und thieriſchen und menſchlichen Leichname ſcheinen. Sie treibt Flüſſe und Seen und Meere in's Land, um ihre eigenen Blumen und Thiere zu ertränken. Darum ſind wir nicht im Stande, ihr Soll und Haben jemals zu beſtimmen, oder auch nur gehörig von einander zu unterſcheiden. Ihre Activ- und Paſſivſchulden fließen für uns in einander. Sie ſchreibt Alles nur auf eine und dieſelbe Seite, als ob ſie rechts und links nicht unterſcheiden könne. Zögen wir heute ihre Bilanz, ſchon morgen wäre ſie eine ganz andere. Es ſcheint aber doch, daß ſie in ihrem ungeheuern Gedächtniſſe ſogar vielfache genaue Buchhaltung führt, ſonſt würde ſich bei der unbegreiflichen Menge ihrer täglichen Ausgaben und Einnahmen ihr Wohlſtand nicht ſchon Jahrtauſende erhalten haben. Cröſus iſt ihr Bettler. — Ob die Sterne von ferne her, ob die nähere, Alles ſehende Sonne ſie beaufſichtigen und ihre Rechnungen controliren, wiſſen wir nicht. Das aber wiſſen wir, daß Jemand ſie controlirt, daß Alles controlirt iſt, und aus Allem erhellt, daß die Ordnung der Erdpſyche mit unſern Ordnungen ſehr wenig Aehnlichkeit hat. — Jede Menſchenmaſchine ſcheint geordneter, denn wir können deren Einrichtung und Leiſtung durch Eine Formel ausdrücken, die Naturordnung hingegen nicht. Sie iſt zu vielgeſtaltig und kann Alles, kann die ärgſten Widerſprüche: Leben und Tod, Schlafen und Wachen, Bewußtſeyn und Bewußtloſigkeit, Krankheit und Geſundheit in ſich haben.

Die Naturordnung iſt ein allgewaltiger Ton, der alle Mißtöne übertönt, und ſogar durch den Nothſchrei eines ganzen verſinkenden Welttheils nicht geſtört werden kann, ein lebendiges Uhrwerk, nicht eine mechaniſche Vogelorgel. Wer eine ſolche in ihr ſieht, ſieht nicht; wer eine ſolche in ihr ſucht, findet nicht; wer meint, eine ſolche gehöre zur Welt und jeder Ordnung, verſteht nicht. Ihre Aufgabe muß eine andere als die einer Maſchine ſeyn. Ihre Rechnungen ſtehen nicht auf Rädern, Hebeln, ſchiefen Ebenen, Bindfaden, mechaniſchen Kräften und Laſten, weßwegen auch ihr Facit vermuthlich ſo unerwartet und eigen ſeyn wird, als ihre Theſe und Rechnungsart.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, 18ten September.

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Nach einem für die Truppen äußerſt wohlthätigen und nothwendigen Raſttage wurden die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps Mittwoch den 16ten d. M. wieder fortgeſezt, und zwar unter folgender taktiſcher Anordnung: „Das Rheincorps deckt durch eine Stellung bei Hoffenheim ſeine Rückzugslinie über Horrenberg nach Wiesloch, und hält mit ſeinen Vortruppen beide Ufer der Elſenz vom Selligwalde über den Dielwald bis zu der Heiligenhöhe beſezt. Das Neckarcorps greift hier ſeinen Gegner an und nöthigt ihn, allmählig die Höhen des linken Elſenzufers bis zum Heiligenholze zu verlaſſen. In dieſer lezten Aufſtellung ſezt das Rheincorps den feindlichen Angriffen einen hartnäckigen Widerſtand entgegen und behauptet ſich im Beſitze jenes beherrſchenden Höhenzuges.“ — Zu dem Ende hatten auf dem linken Ufer der Elſenz die Vorpoſten des Rheincorps den Selligwald und den Dielwald, das Hauptcorps dagegen die Höhen hinter dem Eichelwalde, den Röhrigberg und die Winterhalden beſezt; ebenſo waren Hoffenheim und der Ottelsberg auf dem rechten Ufer der Elſenz ſtark beſezt. Das Neckarcorps hatte ſeine Truppen vorwärts Sinsheim hinter den Höhen zu beiden Seiten der Elſenz verſammelt, und machte von hier aus zuerſt ſeinen Angriff auf den linken Flügel des Rheincorps, bei welcher Gelegenheit ſich ein lebhaftes Wald- und Dorfgefecht entſpann. Unterdeſſen rückten die Colonnen ſeines linken Flügels zwiſchen dem Selligwalde und Dielwalde, nachdem dieſe beiden Gehölze durch ihre Plänkler nach einem hartnäckigen Gefechte genommen waren, gegen die Höhen am Eichelwalde vor, wurden aber in ihrem Vorrücken durch das ſehr gut poſtirte Geſchütz des Rheincorps aufgehalten, unter deſſen Schutze die Reiterei gegen dieſe Infanteriecolonnen vorrückte, wodurch ſich ein ſchönes und gut ausgeführtes Gefecht zwiſchen der Reiterei und der Infanterie engagirte. Leztere wußte indeſſen zur rechten Zeit ihre Vertheidigungsmaßregeln zu treffen und wies die wiederholten Angriffe der Reiterei ſo lange ab, bis ſie von ihrer eigenen Reiterei Unterſtützung erhielt und nach mehreren gut ausgeführten Chargen die Reiterei des Rheincorps zum Rückzuge hinter die Infanterie auf den Höhen am Eichelwalde nöthigte. Während der linke Flügel des Neckarcorps ſiegreich operirte, hatte auch der rechte Flügel, troz des lebhaften Geſchützfeuers und der ſehr hartnäckigen Vertheidigung durch die Infanterie, die Höhen des Röhrigberges und das Dorf

Digitized by Google

Hoffenheim genommen. Die Truppen des Neckarcorps rückten nunmehr gegen die Höhen des Eichelwaldes und den Giebel vor, welche durch ein lebhaftes Artillerie- und Infanteriefeuer ſo lange vertheidigt wurden, bis die Reiterei des Rheincorps rückwärts Stellung genommen hatte. Nunmehr wurde von den Truppen des Rheincorps der Rückzug zu gleicher Zeit angetreten, und derſelbe durch die Reiterei und Artillerie gedeckt, bis die Höhen von Heiligenholz und Eichholz zu beiden Seiten der Straße nach Horrenberg erreicht waren, wo die Truppen des Rheincorps eine neue ſehr feſte Stellung nahmen, mit der Reiterei auf dem etwas refuſirten rechten Flügel, während die Artillerie zwiſchen den Infanteriecolonnen aufgefahren war. Es entſpann ſich nun von beiden Seiten ein hartnäckiger Kampf, Kanonen- und Kleingewehrfeuer wurden mit größter Lebhaftigkeit von beiden fechtenden Theilen gegeben, ſo daß die Truppen nicht mehr im Stande waren, das Kommandowort ihrer nächſten Führer zu hören. Das Neckarcorps, da es die vortheilhafte Stellung des Feindes erkannt, mußte von weitern Angriffen abſtehen und das Rheincorps ſeinen Rückzug ungehindert antreten laſſen, womit die Uebung für dieſen Tag beſchloſſen war. — Die Witterung war während der Kriegsübung ſehr günſtig geweſen; durch den heftigen Regen während der ganzen Nacht und am Morgen waren aber die Wege zum Theil grund- und bodenlos geworden, und ſo hatten ſich die Truppen auf dem Marſch aus den Quartieren auf die Sammel- und Aufſtellungsplätze ſehr ermüdet; troz dem wurden alle Evolutionen mit Heiterkeit und Ausdauer ausgeführt.

(Fortſetzung folgt.)

London, September.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnen.

Südlich und weſtlich von London ſind mehrere Bahnen im Bau und einige bereits auf kurze Strecken eröffnet. Nur eine iſt in ihrer ganzen Länge fertig, die nach Southampton, eine Strecke von 77 Meilen. Sie läuft in krummer Linie durch das unebene Land von Surrey, erreicht mittelſt verſchiedener Durchſchnitte die fruchtbaren Gefilde von Hampſhire und endigt, unmittelbar bei Southampton, in dem ſchönen Thale Jichin. Dieſe Bahn berührt eine einzige bedeutende Stadt, Wincheſter, ſie iſt vorzugsweiſe auf den Verkehr der beiden Endpunkte beſchränkt, und ſo iſt dieſer Bau unſtreitig eines der kühnſten Eiſenbahnunternehmen. Deſto überraſchender iſt es, daß die Bahn bereits rentirt. Ich habe ſie zu wiederholten Malen in ihrer ganzen Länge befahren und darf daher einer eigenthümlichen Einrichtung erwähnen, die gewiß Nachahmung verdient. Statt zwei verſchiedener Arten von Wagenzügen gibt es auf der Southamptoner Bahn deren drei. Die erſte Art heißt der Eilzug — the fast train. Dieſer hält nur zweimal an, beſteht aber auch bloß aus Wagen erſter Klaſſe, einen oder mehrere beſondere Wagen für die Dienerſchaft der Paſſagiere eingeſchloſſen. Er legt die Fahrt in drei Stunden zurück, und jede Perſon zahlt zwanzig Schillinge, 6 Thaler 16 Groſchen ſächſiſch. Die zweite Art heißt der Anhaltezug — the stopping train. Dieſer hat zwölf Stationen, wo Paſſagiere ab- und zugehen, beſteht aus Wagen erſter und zweiter Klaſſe, und koſtet in erſteren achtzehn, in lezteren zwölf Schillinge. Die dritte Art iſt hauptſächlich für den Transport von Gütern, hat aber auch zum Preiſe von ſieben Schillingen unbedeckte Wagen für Paſſagiere. Der Eilzug führt regelmäßig zwölf Wagen, jeden zu achtzehn Perſonen. Und dieſe ſind häufig ſo voll beſezt, daß auf den zwei Zwiſchenſtationen Niemand aufgenommen werden kann. Wie vom Eilzuge, ſo ſteht aber auch vom Gütertransporte eine ſteigende Einnahme zu erwarten. Denn nicht bloß iſt der Schiffbau in Southamton ſehr im Aufſchwung und hat ſich viel Handel von Portsmouth dahin gezogen, ſondern es iſt auch vorauszuſehen, daß die atlantiſchen Kauffahrteifahrer bald lieber in Southampton ausladen und ihre Güter zu Land nach London ſenden werden, als daß ſie durch den Kanal und die Themſe hinauf ſegeln. Unterläßt daher Portsmouth, ſeinen Handel durch eine ſelbſtſtändige Bahn nach London zu beſchützen, ſo leidet es keinen Zweifel, daß das immer mehr aufblühende Southampton ihm in keiner ferner Zeit den größten Theil ſeines innern und auswärtigen Handels abgenommen haben wird. Beweiſen doch jezt ſchon die öffentlichen Ankündigungen, daß Southampton der Centralpunkt des Verkehrs zwiſchen den Kanalinſeln und Havre geworden iſt, und von dem Tage an, wo zwiſchen Havre und Paris eine Eiſenbahnverbindung eintritt, wird, ich möchte ſagen, muß Southampton als Route nach Frankreich und den am mittelländiſchen Meere gelegenen Ländern einen entſchiedenen Vorzug gewinnen. Dies iſt Folge der Eiſenbahn und wirkt auf ſie zurück. — Unter den kurzen, von London auslaufenden Bahnen verdient namentlich die fünf Meilen lange nach Greenwich Erwähnung. Als Concurrent von Dampfſchiffen, Omnibuſſen und andern wohlfeilen Transportmitteln erſchien dieſe Spekulation gleich Anfangs unſicher. Dazu kamen ungeheure Baukoſten, denn die ganze Bahn liegt auf Bogen von der Höhe der benachbarten Häuſer. Dennoch hat die Bahn ihren Fortgang und ihre Bequemlichkeiten, und mögen auch die Aktionäre ſaure Geſichter machen, das Publikum hat keinen Grund, den Klagen beizuſtimmen. Aus Neugier wollte ich lezten Pfingſtmontag nach Greenwich. Greenwich iſt zu Pfingſten das Rendezvous der ſogenannten arbeitenden Klaſſe Londons und hält für dieſe Jahrmarkt. Man berechnet, daß die Dampfboote an jenem Pfingſtmontage ungefähr fünfzigtauſend Perſonen von London nach Greenwich verſchifft haben, und ich kann bezeugen, daß man davon auf der Eiſenbahn keine Ahnung haben konnte. Zwei Stunden lang ging und kam ein Zug alle fünf, und während zwölf Stunden ging und kam einer alle fünfzehn Minuten. Ich benuzte einen der erſtern Art. Er beſtand aus vierzehn Wagen, jeder zu vierzig Perſonen, und mit Einſchluß einmaligen Anhaltens dauerte die Fahrt eine Viertelſtunde. Jeder Zug transportirte daher 500 bis 600 Perſonen und mag durchſchnittlich 25 Pfund Sterling eingetragen haben. Die Geſammtſumme der Beförderten hat die Zahl 50,000 überſtiegen.

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 226:

Der Kuß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. September 1840.

Fluellen. — J peseech you now, will you voutsafe me, look you, a few disputations with you, as partly touching or concerning the disciplines of the war, in the way of argument, look you, and friendly communication.

Shakespeare.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(ſ. Nr. 222.)

Das Exercitium. — Der Appell.

Ich ſollte den erſten Unterricht im Exerziren zu Fuß erhalten, wozu mich der Wachtmeiſter auf den Kaſernenplatz führte und mich daſelbſt mit wenigen Worten meinem Lehrmeiſter, dem vom Kapitän zu dieſem Dienſt bezeichneten Unteroffizier Doſe übergab. — Dieſer Mann war der längſte in der ganzen Batterie, ein neunzölliger. Mit dieſer ungemeinen Körperlänge und einer Figur, welche oben ſo breit war wie unten, ſah er in der Uniform von weitem einem bunten Uhrgehäuſe nicht unähnlich. Sein Geſicht bewahrte beſtändig einen ernſten Ausdruck, und doch bemühte er ſich ſtets, witzig zu ſeyn, ſogar gegen ſeinen Kapitän und andere Offiziere, was ihm manchmal ſchlecht bekam; in ſeinen Freiſtunden machte er Gedichte. So war der Herr Unteroffizier Doſe; dieſes „Herr" ſetzte er ſeiner Charge und ſeinem Namen in Augenblicken vor, wo der Hauptmann nicht in der Nähe war; denn letzterer hatte ein für allemal ſtrenge erklärt, in ſeiner Batterie ſey er der einzige und wahre Herr. Dies war aber mir ſehr gleichgültig; für mich war Doſe auch ein Herr, und aus ſchlagenden Gründen. Trat ich Morgens mit den Worten bei ihm an: „Herr Unteroffizier Doſe, ich melde mich zum Exerziren," ſo war er bedeutend herablaſſender, als wenn ich ſchlechtweg dem Unteroffizier Doſe die Meldung machte.

So ſtanden wir denn auf dem Exerzirplatz, wo ich, wie ſich mein Lehrmeiſter ausdrückte, zum Menſchen ſollte gemacht werden. Seinem Katechismus nach war ein gewöhnlicher Rekrut wenigſtens zu drei Vierteln Vieh; ich, als Freiwilliger, hatte das Glück, unter die Halbmenſchen gezählt zu werden; er geſtand mir ſogar einige Lebensart zu, da ich von einem Bittern, den wir gemeinſchaftlich tranken, nur ein Sechstel genoß und ihm das Uebrige ließ.

Die Uebung begann und ich nahm mich zuſammen. „Stillgeſtanden!" — Ich fuhr zuſammen, wie vom Blitz gerührt, und ſtand wie ein Pfahl; das war getroffen. „Sehen Sie," erläuterte Doſe, „kommandire ich jetzt: rührt euch! ſo darf der Soldat den rechten Fuß vorſetzen und die Glieder bewegen, doch bei Leibe nicht ſprechen; ſage ich dann wieder: ſtillgeſtanden! ſo müſſen Sie nicht nur dieſes Kommandowort buchſtäblich ausführen, ich muß ein Zuſammenfahren, ein Erſchrecken bei Ihnen wahrnehmen, das mir beweist, daß Ihnen die Wichtigkeit dieſes Moments nicht entgangen. Das Wort Stillgeſtanden haucht den Gliedern die Seele ein,

Digitized by Google

macht den zügelloſen, ungeregelten Haufen zu Soldaten; alſo: Stillgeſtanden!

Ich ſtand da, eine unfertige Statue, und der Unteroffizier fungirte als Bildhauer vor mir. Er beſah mich ſcharf, trat einen Schritt zurück, ging um mich herum und bemerkte in gehöriger Entfernung die Mängel meiner Stellung, welche er alsdann mit kunſtfertiger Hand verbeſſerte, indem er mich bald einen Zoll links oder rechts bog, bald meine Schulterblätter zurückzog, jezt mein Geſicht durch einen ſanften Druck unter dem Kinn zu Anſchauung des Himmels geeignet machte, dann meine Hände herumbog und die kleinen Finger mit der rothen Nath meiner Hoſe in Berührung brachte. Lezteres ſchien ihm unumgänglich nothwendig zu ſeyn. „Finger an Hoſennath!“ wurde beim Exerziren unter den andern Kommandos ſehr häufig eingeſchoben. Meine Stellung am erſten Tage gefiel ihm nicht übel. — „Rührt euch!“ — Mein linker Fuß zuckte vor, ich durfte wieder ein Vieh ſeyn, Doſes Lieblingsausdruck für Rekruten außer Reih und Glied.

So fing mein praktiſches Militärſtudium an. Jezt ſchritt mein Lehrmeiſter zum theoretiſchen, und dazu gab er eine Vorrede oder Einleitung, die nicht ſo ſchlimm war. „Wie in den Exerzirſtunden,“ ſo ungefähr begann er, „das Wort Stillgeſtanden dem Körper des Soldaten die geringſte Bewegung verbietet, ſo iſt das Wort Subordination im engeren Sinne ganz daſſelbe Kommando für den Geiſt, und beſonders für die Sprache. Subordination heißt eigentlich gar nichts, als: das Maul gehalten; denn wenn ein Soldat weder mukst noch raiſonnirt, ſelbſt nicht in Gedanken, d. h. keine verdrießliche Geberde macht, ſo hat er Subordination. Das einzige Wort, das Sie allenfalls ſprechen dürfen, und wenn Ihnen ein Offizier ſagte: „Sie ſind ein Eſel,“ das iſt: „zu befehlen,“ damit iſt die Sache abgemacht. Dies iſt aber, und beſonders bei euch jungen Herrn, die ſchwierigſte Aufgabe; das kann nie ſchweigen oder doch wenigſtens eine höfliche, beſcheidene Antwort ertheilen; ſondern meiſtens ſind ſie etwas loſe im Maul, und das ſchlägt gewöhnlich übel für ſie aus; ich könnte Ihnen viele Beiſpiele erzählen. Da hatten wir vor nicht langer Zeit einen Freiwilligen, der hieß Laufer; er hatte was gelernt und hätte es vielleicht zum Offizier bringen können, denn es war ein gewichster Kerl, der einem was weiß machen konnte; doch trieb er gar zu viel Unſinn. Er trat in denſelben Verhältniſſen bei uns ein, wie Sie, als Offizierpflanze, wollte Lieutenant werden. Der hatte nun ſein erſtes Kommisbrod noch nicht aufgegeſſen, und ſteht eines Morgens hinter der Front, um dem Exerziren der Batterie zuzuſchauen. Was geſchieht? Unſer Herr Adjutant kommt zufällig daher, ſieht meinen Musjeu ſtehen und fährt ihn ein bischen barſch an; er hatte das grobe Sprechen ſo in der Gewohnheit, meinte es aber ſo böſe nicht; es ſollte ihm nur ein Anſehen geben. Das thun viele Offiziere, deren Herz wirklich zu weich wäre, eine Fliege umzubringen. Alſo der Adjutant fragte: „Wer iſt Er?“ — Anſtatt nun zu ſagen: „Herr Lieutenant, wenn der Herr Lieutenant befehlen, bin ich der Kanonier Laufer von der ſechspfündigen reitenden Batterie und ſtehe hier auf Befehl des Herrn Hauptmanns und ſehe dem Exerziren zu,“ plagt ihn der Teufel und er antwortet: „Herr Lieutenant, Er iſt ein perſönliches Fürwort.“ Der meint, der Laufer habe ihn nicht verſtanden und fragt nochmals; da fängt das Bürſchchen gar an franzöſiſch zu ſprechen: „Herr Lieutenant, Er iſt ein pronomen personalis.“ Da hätten Sie den Spektakel hören ſollen; der Adjutant ſchreit von Arreſt, Standrecht, Feſtung, und der Freiwillige, weiß Gott, lacht noch obendrein dazu. Wir Alle hören das, der Hauptmann läßt halten, rühren, und ſchon iſt auch mein Lieutenant da und zeigt den Laufer an. Der wird vor die Kompagnie gerufen, und denken Sie, erklärt mit unglaublicher Frechheit, es ſey ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Herrn Lieutenant zu beleidigen! Wie impertinent ſchon das Wort beleidigen, als wenn ein ordinärer Rekrut einen Herrn Lieutenant beleidigen könnte! Er habe geglaubt, man wolle ihn in der deutſchen Sprache examiniren. Der Hauptmann, der gerade bei Laune war, wandte ſich um und lachte; der Adjutant lief erbost fort und meldete die Sache dem Major. Der Laufer kam gut weg, man hat wenigſtens nichts mehr davon gehört, aber geſchadet hat es ihm doch. Bald nachher ward er verſezt, und der Adjutant hat ſchon dafür geſorgt, daß er zu keinem Examen kam, darum — „Stillgeſtanden!“

(Fortſetzung folgt.)

Von der Erdpſyche.

Ein Blick in die Thierwelt.

(Schluß.)

Kein ſichtbares Naturding regiert, kaum kümmert ſich eins um's andere, kaum der tauſendſte der Menſchen um's Ganze. Darum kann uns keines der Dinge ſagen, warum es ſo und nicht anders ſey und handle, warum ſein nächſter Nachbar alſo thue und leide. Keines kann ſagen, woher es komme und wohin es gehe. Rückwärts und vorwärts ſind die Fäden abgeriſſen, oder verlaufen ſich ungeſehen in's Unſichtbare, Unendliche. — Die Erde iſt wie ein Spinnennetz; mitten in der Mannigfaltigkeit der Dinge und Verbindungen lebt und webt eine relative

Digitized by Google

Schöpferin, Erhalterin, Führerin, hält alle Dinge ihres großen Netzes von ſich aus bis zur Peripherie und läßt nicht eines los. Keines kann ſich losreißen noch loswinden; aber von jedem läuft ein Zügel in die Hand dieſer Unbekannten. Das iſt die große Quadriga, das größte, das Myriadengeſpann. Sie hält Alles mit einem leiſen Finger; ihre Leitſeile ſind dünner und dennoch zäher als Spinnefaden, ſie ſind wie Sonnenſtrahlen. Ohne die geringſte Mühe führt ſie das ungeheure Geſpann in tiefer mitternächtlicher Stille. Ihre Arena iſt weich wie die Luft, und ihre Peitſche hört man nicht. Sind etwa die Schloſſen und Blitze, die Gewitter, die Stürme, die Erdbeben Schwingungen ihrer Peitſche, ehemals Gottesgerichte genannt?

Jedes Ding ſpielt ihre und ſeine Rolle zugleich. Die Mineralien ſpielen beinahe nur als ſtumme Perſonen. Aber jedes ſpielt hier nur Einen Auftritt ſeines Lebens; in den verſchiedenen Aufzügen führen die Arten und Gattungen das Spiel fort. Sie iſt der Souffleur und weiß wohl, was ſie einbläſt. Sie ruft auch jedes Mitſpielende ab. So geht das große Spiel fort, bis der Vorhang heruntergelaſſen wird. Verlieren die Abgerufenen durch ihren Austritt ihr Erbgut, das Pſychiſche? Wird den Redenden und Handelnden, ſelbſt dem Helden des Trauerſpiels, keine Auflöſung, keine Aufklärung des Ganzen, zu dem er ja nur ein paar Worte, ein paar Thränen, ein paar Hände gegeben hat? — Jedenfalls iſt jedes Ding auf der Bühne an ſeiner Sohle feſtgehalten, aber unter die Bretter zu ihr herunter kann keiner ſteigen. Steigt er zu ihr hinab, wenn ſie ihn an der Sohle zieht, ſo iſt er für die Oberfläche auf immer verſchwunden. Dieſe Pſyche iſt der Erdarcheus, der thätige Anfangspunkt, der Springpunkt, von dem alles Verſchiedene als ein Verſchiedenes ausgeht und das mit einem höhern Prinzip in immer thätiger Verbindung ſteht. Ob es aber ein einfaches, materielles, ätheriſches oder ein intelligibles Element, oder, weil ſie Alles gabelförmig in's Unendliche wie ein Meduſenhaupt theilt, eine Zweiheit ſey, laſſen wir dahin geſtellt. Wir ignoriren alſo in Beziehung auf's Reale: das materiell-atomiſtiſche Syſtem, das uns das Pſychiſche aus materiellen Punkten verſtändlich machen möchte; das ſpirituell-atomiſtiſche, das nichts als Geiſterpunkte annimmt; das dualiſtiſch-Carteſiſche, das Materie und Geiſt, Leib und Seele durch ſich ſelbſt unbedingt getrennt wiſſen, und nur durch ein drittes, außer beiden ſeyendes Weſen (Gott) eine Verbindung in jedem gegebenen Augenblick und Fall vermitteln will. In Beziehung auf das Formale ignoriren wir: das mechaniſche Syſtem, das in der Natur nur einen mechaniſchen Zuſammenhang durch Druck und Zug ſieht; das caſuiſtiſche, das dem Gegenſatze von dieſem, dem Zufall oder Ungefähr huldigt; das Appetit- oder Begierdeſyſtem, das ſich jedoch nur auf die Thiere beziehen könnte, und vermöge deſſen ein Trieb, d. h. eines jeden Thieres urſprünglich unbeſtimmte Form ſich ſelbſt ſo beſtimmt, daß ſie mit der äußern, ſie umgebenden Natur, dem Verlangen angemeſſen, zulezt in Uebereinſtimmung gekommen.

Dagegen ignoriren wir nicht eine geiſtige Kraft, die ſich überall kund thut und in Verbindung mit den Kräften der Sterne überhaupt und denen der Sonne insbeſondere in Allem, vom Eingeweidwurm bis zum Menſchen hinauf wirkt und in Bildern und Ideen bis zum ewigen Sichſelbſtoffenbarer emporführt, die auch Alles auf eine beſtimmte Stufe geſtellt hat, in jedem Lebendigen, Empfindenden und Denkenden nur auf dieſer ſeiner Stufe wirkt und alſo auch jedem eine Beſtimmung zugetheilt hat, haben wird und muß. Ungewiß aber müſſen wir laſſen, wie die Erdpſyche mit der höhern, und wie mit Gott verbunden ſey, wie ſie, dieſer kleine Gott, in dieſe kleine Welt gekommen, wie ſie ſich in die Dinge ausgegoſſen, ob ſie im Tod jedes lebendigen Dinges ihre Kraft wieder zurückziehe u. ſ. w.

Vielleicht geht in allen Thieren, vielleicht nur in vollkommenern, wenn's zum Sterben geht, eine leiſe Ahnung auf. Jedenfalls ſtrecken wir Menſchen im Sterben unſere Hände glaubensvoll aus, eine Zukunft zu umarmen. Wir legen, wie und weil die Erdpſyche unterſcheidet, auch in eine gewiſſe Claſſe von Weſen Unterſcheidungsgabe und laſſen dieſe unterſcheidenden Dinge, die Thiere, auf ihrer Stufe und in ihrer Art eben das thun, was die Erdpſyche thut. Die Raupe und der Vogel, der Lurch und der Löwe, die Schnecke und der Menſch ſind kleine, unterſcheidende Pſychen, kleine Götter, weil ſelbſtſtändig in Grad und Art.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, 19ten September.

(Fortſetzung.)

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Den 17ten d. M. wurden die Uebungen bei äußerſt günſtiger Witterung unter folgender taktiſcher Anordnung fortgeſezt: „Das Rheincorps hat ſich in der Nacht hinter den Angelbach zurückgezogen, erwartet hier in einer Aufſtellung zwiſchen den Thälern des leztern und des Leimbaches die Angriffe des Neckarcorps und hat ſeine Vorpoſten auf die vorwärts liegenden Höhen des Häldenberges und Hattmannsberges vorgeſchoben. Das Neckarcorps greift dieſe Stellung an, bemeiſtert ſich des Uebergangs über den Angelbach und drückt ſeinen Gegner allmählig bis zu den Höhen des Hochzeitbaumes zurück; hier wird daſſelbe in ſeinem weitern Vorrücken durch den Widerſtand des Rheincorps aufgehalten." — Das Rheincorps hatte zu dem Ende zwiſchen Dielheim und Baierthal auf den dortigen Höhen, dem Haiſäckergrund und

dem Kleeberg, mit ſeiner Reiterei hinter ſich in Reſerve, Stellung genommen, und ſeine Vorpoſten gegen den Hattmannsberg und Häldenberg vorgeſchoben; Baierthal wurde ſehr ſtark beſezt. Das Neckarcorps ſammelte ſeine Truppen hinter Horrenberg und rechts von dieſem Dorfe und griff zuerſt, nachdem die Vorpoſten über den Angelbach zurückgedrängt waren, die Stellung am Haiſäckergrund an, um das Rheincorps hier feſtzuhalten, damit es ſeine zahlreichen Colonnen an dem zwiſchen Horrenberg und Baierthal auf Laufbrücken über den Angelbach zu bewerkſtelligenden Uebergang nicht hindern möge. Das Rheincorps verſammelte aber alsbald ſeine Artillerie und erſchwerte den feindlichen Colonnen den Uebergang über den Angelbach ſehr. Er wurde endlich nach hartnäckigem Kampfe bewerkſtelligt, und auch Baierthal durch bedrohte Umflügelung genommen. Unterdeſſen hatte die Reiterei des Neckarcorps über den Leimbach geſezt und rückte in wiederholten Chargen vor, ſo daß die Truppen des Rheincorps aus ihrer vortheilhaften Stellung weichen mußten, um ſo mehr, da ihre linke Flanke durch die über den Angelbach gegangenen Truppen des Neckarcorps bedroht war. Das Rheincorps zog ſich fechtend zurück, von der Artillerie und Reiterei gedeckt, bis auf die Höhen hinter der von Wiesloch nach Baierthal führenden Straße, wo die Truppen des Rheincorps eine ſehr vortheilhafte Stellung nahmen und dieſelbe hartnäckig vertheidigten, wobei alle Geſchütze und Reſerven in die Linie gebracht wurden. Das Neckarcorps wendete alle ſeine Krafte auf, um dieſe Stellung zu nehmen, mußte aber endlich davon abſtehen, ſo daß die Kriegsübung mit dem Abbrechen dieſes hartnäckigen Kampfes endete, jedoch den andern Tag unter folgender taktiſcher Anordnung fortgeſezt wurde: „Das Gros des Rheincorps ſezt ſeinen Rückzug gegen Mannheim fort und deckt denſelben durch Nachhuten, welche ſich auf den Straßen von Leimen über Bruchhauſen, von Nußloch über Sandhauſen und Oftersheim, und von Walddorf über Oftersheim nach Schwetzingen bewegen ſollen. Das Neckarcorps folgt in denſelben Richtungen nach, wird aber in dem waldigen und theilweiſe durchſchnittenen Terrain zum behutſamen Vordringen gezwungen, wodurch der Feind in den Stand geſezt iſt, ſeinen Rückzug nach Mannheim ohne fernere Störung bewerkſtelligen zu können.“ — Dieſem zufolge nahmen die Truppen des Rheincorps bei Walddorf, Sandhauſen, vor und hinter dem Hapenichswalde Stellung, während das Neckarcorps zwiſchen Wiesloch und Leimen ſich ſammelte, die Vorpoſten des Rheincorps nach lebhaftem Angriffe bei Walddorf und Sandhauſen zurückdrückte und ſich gegen den Hapenichswald wendete, wo die geſammte Reiterei des Rheincorps aufgeſtellt war und durch mehrere gelungene Angriffe das Neckarcorps an weiterer Verfolgung verhinderte, ſo daß das Rheincorps ſeinen Rückzug ungehindert bis Mannheim fortſetzen konnte, womit die Uebungen überhaupt beendigt waren.

Wenn ſchon Anfangs die Theilnahme des Volks an dieſen Kriegsübungen groß und allgemein geweſen war, ſo vermehrte ſie ſich im Laufe derſelben mehr und mehr. Nicht nur folgten immer tauſende von Zuſchauern den Truppen, die Theilnahme zeigte ſich beſonders auch dadurch, daß an zahlreichen Orten beim Einzuge der Truppen in ihre Cantonnirungen, wie in Schwetzingen, Heidelberg, Mannheim, überall die Häuſer mit Kränzen oder Fahnen geſchmückt waren, und alles ſich beeiferte, die Truppen in den Quartieren ſo gut als möglich zu bewirthen. — Troz der ſehr ſchlechten Witterung in den lezten Tagen waren die Truppen immer fröhlich und bewieſen bei den mitunter nicht unbedeutenden Strapazen ſeltene Ausdauer, ſo wie auch der Krankenſtand ſehr gering war. Von beſondern Unglücksfällen verlautet nichts.

London, September.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnen.

Einen Theil ihres Hofes an London Bridge hat die Greenwicher Bahn einer andern abgetreten, deren Ziel Brighton iſt, die jedoch vor der Hand nur bis Croydon geht. Auf dem Ufer gegenüber beſteht eine kurze Eiſenbahn zwiſchen Blackwall und der City. Troz der namhaften Summen, welche der Ankauf theurer Grundſtücke gekoſtet hat, macht ſich die kleine Strecke bezahlt. Dies iſt nicht der Fall bei der Linie, die unter dem Namen: the Eastern counties railway nach Yarmouth führen ſoll, vorläufig jedoch nur bis Rumford führt und hier, wie ich höre, Zeit zum Ausruhen haben wird. — Keine der von London ausgehenden Bahnen iſt mehr Gegenſtand öffentlicher Aufmerkſamkeit und merkantiliſcher Spekulation als der Great Western railway. Die Bahn beginnt in Paddington, einem äußern Diſtrikt Londons, und ſoll quer durch das Land Briſtol erreichen. Für jezt iſt ſie erſt dreißig Meilen weit fahrbar. Die drei wichtigſten, in der Linie liegenden Orte ſind Reading, Windſor und Bath, und die ganze Länge beträgt 117 ½ Meilen. Mit Hülfe zweier Nebenbahnen ſchließt ſie von Glouceſter ſüdlich nach Exeter den ganzen Weſten Englands auf. Während aber dies die Hoffnung ſtarken Verkehrs und verhältnißmäßiger Einnahme rechtfertigt, gehört auf der andern Seite das Unternehmen in die Klaſſe der koſtſpieligſten. Soviel ſteht bereits feſt, daß die gerade Linie allein für nicht weniger als fünf Millionen Pfund Sterling hergeſtellt werden kann, und ſieht man die Anlagen und hört man die Geſchichte des Unternehmens, ſo findet man dies ſehr begreiflich. Eine Eigenthümlichkeit iſt die Entfernung der Schienen. Auf allen engliſchen Eiſenbahnen beträgt ſolche vier bis fünf Fuß; auf dem Great Western railway beträgt ſie ſieben Fuß. Der Hauptzweck war, Locomotiven von ungewöhnlicher Kraft vorlegen zu können, und dieſer Zweck iſt erreicht. Dagegen fragt es ſich, ob dieſe ungewöhnlich großen Maſchinen nicht Nachtheile haben, welche die Vortheile überwiegen. Jedenfalls fährt man zur Zeit nur um ein Weniges ſchneller und um nichts bequemer. Aber ſtatt drei Perſonen können vier neben einander ſitzen. — Die Schnelligkeit der engliſchen Wagenzüge wechſelt von 20 bis 40 Meilen in der Stunde. Doch iſt dabei zu bemerken, daß ſelbſt in lezterm Falle die Locomotive noch lange nicht zu ihrer vollen Kraft angeſtrengt wird. Man darf annehmen, daß ohne die Aufenthalte, oder vielmehr ſchon wenn der Verzug wegfiele, der eine Folge der nothwendig verminderten Schnelligkeit beim Annähern an die Station und beim Abfahren iſt, fünfzig Meilen in der Stunde ein billiges Verlangen wären, und ich hege nicht den geringſten Zweifel, daß nach dem Vorbilde der Southamptoner Bahn Eilzüge bald allgemein ſeyn, und weil dieſe wegen des Waſſerbedarfs nur alle dreißig oder vierzig Meilen anzuhalten brauchen, ſie ſechzig Meilen in der Stunde machen werden. Nach ſolchem Maaßſtabe würde man alſo, allen unvermeidlichen Verzug eingerechnet, in acht Stunden von London nach Edinburg gelangen. Bei der jetzigen verhältnißmäßigen Langſamkeit koſtet die Tour von London nach Birmingham vier und eine halbe Stunde. Vor zwei Jahren freute man ſich, wenn man den Weg zu Wagen in vierzehn Stunden zurücklegte. (Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 28.

Sonnabend, 26. September 1840.

[382] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio secunda.

Vierte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Vierte Lieferung: **Clidemia — Diosma.** Subſcriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erſcheinen und zum Subſcriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben ſeyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten iſt, mehr als 12 Lieferungen umfaſſen, ſo wird der Preis dadurch für die Subſcribenten nicht erhöht, ſondern die nachfolgenden Bogen denſelben gratis nachgeliefert.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhangig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitanfwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Garten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie **Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39** und **Sweet Hortus britannicus ed 3. London 1839**) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, wahrend das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigſte

typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt wird.

Der Druck dieſes Werkes wird möglichſt beſchleunigt, ſo daß jeden Monat eine Lieferung die Preſſe verlaſſen und das vollſtändige Werk innerhalb Jahresfriſt fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[362] Im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen mit vollständigem Eigenthumsrecht und sind durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Louis Bergers Compositionen für Piano:

Alla Turca. Op. 8. 12 Gr. = 54 kr. rhein. Préludes et Fugues. Op. 5. 8 Gr. Deux gr. Sonates. Op. 9 et 10. 2te verm. und verbesserte Aufl. à 1 Thlr. Trois pièces caractéristiques (L'ennocenza, il cordoglio, Rondo capriccioso) Op. 24. 20 Gr., einzeln à 8 Gr. = 36 kr. rhein.

Die Kritik hat sich aufs günstigste über diese Werke ausgesprochen und die Sonaten sogar als zu den höchsten Glanzpunkten der musikalischen Compositionen gehörend bezeichnet. Alla Turca ist längst Lieblingsstück der Dilettanten.

---

[348] Bei Wilh. Einhorn in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unter der Erde.

Ein Denkmal für die Lebendigen

von

Franz Dingelſtedt.

2 Bände. broch. 2 Thlr.

Die Intriguanten.

Roman

von

Friedrich von Heyden.

2 Bände. broch. 2 Thlr.

Agay-Han.

Roman nach dem Polniſchen

des **K. A.**

von **Emil Brachvogel.**

broch. 1 Thlr.

---

[380] So eben iſt in unſerm Verlage erſchienen:

Kurze Geſchichte

der

Chriſtlichen Kirche

für alle Stände.

von **Heinrich Thiele**, V. D. M.

gr. 8. 34 Bogen. broch. 2 fl. 24 kr.

Wie der Verfaſſer in der Vorrede zu ſeinem Buche ausführlicher andeuter, bezweckte derſelbe, in dieſem Buche eine recht anſchauliche und allgemein verſtändliche, dabei aber dennoch gründliche Darſtellung des Entwicklungsganges zu geben, welchen die chriſtliche Kirche von ihrem Anfange an bis auf unſere Tage durchgemacht hat. Der Grund und Boden, auf dem er ſteht, iſt das Evangelium. Sein Gedanke war: es ſollte dies ein Buch ſeyn, das man einem jeden nachdenkenden Chriſten gern möchte in die Hand geben, und das ein ſolcher auch mit Wohlgefallen leſen würde, zur Erbauung wie zur Belehrung, ein Buch, das ihn zuletzt hinweiſen und hinziehen müßte zu jener ſtets im Geiſte einigen, unſichtbaren Kirche, in welcher ſich alle wahrhaften Jünger Jeſu aus allen Jahrhunderten als Freunde und Brüder begrüßen.

Lehrer werden das vorliegende Buch zugleich als treffliches Handbuch und Supplement zum Unterricht benutzen können. Zudem empfiehlt ſich daſſelbe noch durch einen im Verhältniß zu ſeiner Bogenzahl und ſeinem Inhalt ſehr billigen Preis, welchen wir ebendeßhalb ſo nieder als möglich geſtellt haben, um eine raſche und allgemeine Verbreitung möglichſt zu erleichtern.

Zürich.

Meier und Zeller.

---

[353] Bei W. Lauffer in Leipzig ſind neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Preußens Huldigung an S. Majeſtät den König Friedrich Wilhelm IV. geh. 10 Gr. oder 45 kr.

Eine, in ſtaatswiſſenſchaftlicher Hinſicht ſehr intereſſante Schrift.

Einleitung in das academische Studium der Rechtswissenschaft. Von Dr. E. F. Vogel. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Kunſt, die franzöſiſche Sprache in vier Wochen gründlich zu erlernen. Ein Hülfsbuch für Jedermann. 6te umgearbeitete Aufl. geh. 8 Gr. od. 36 kr.

Erzählung von W. v. Gersdorf. 28ſter Band. Enth.: **Natalie,** eine Novelle. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

---

[338] **Neue Bücher.**

Bei F. Mauke in Jena iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Wolff, O. L. B., Einhundert Bilder und Lieder. Stoffe für Maler und Muſiker. 8. geh. Preis 21 Gr.

Bube, Adolf, Neue Gedichte. 8. geh. Preis 12 Gr.

Richard Savage. Ein Genrebild von H. Döring. kl. 8. geh. Preis 9 Gr.

Köhler, L., Der Aufſtand in Maina. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde aus der neueſten Zeit. 8. geh. Preis 1 Rthlr.

---

[354] In der **J. G. Cotta'ſchen** Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland,

Ein Tagblatt

für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat Auguſt 1840.

Größere Aufſätze.

Inhalt: Die Klöſter Moskaus. 1) Das Simonowſche Kloſter; 2) das Don'ſche Kloſter. 3) das Kloſter des Erlöſers. 4) das Mädchenkloſter. 5) das Kloſter der Wunder. 6) das Wosneſſenskiſche Kloſter. 7) Das Kloſter Sa-Ikono-Spaß. 8) Das griechiſche Kloſter. — Die ſpaniſchen

Preſidios. — Griechiſche Reiſeſkizzen. (Aus den Papieren eines bayeriſchen Philhellenen). 1) Kalamaki. 2) Ankunft in Korinth. — Lyciſche Alterthümer. — Die Theater in Italien: 1) Stentarello in Florenz. 2) Meo Patacca und Caſſandrino in Rom. 3) Scaramuz und Pulcinella in Neapel. — Alte iriſche Muſik. — Bilder aus Transkaukaſien. Der Kreis von Eriwan. — Archäologiſche Notizen aus Rußland. — Hadſchi Chan Kater. — Kunſt- und Literaturnachrichten aus Spanien. — Die letzten Feldzüge der Franzoſen in Afrika. Einleitung. Erſter Feldzug vom 27. April bis zum 27. Mai. Zweiter Feldzug vom 5. Junius bis 5. Julius. — Die Ayuntamientos in Spanien. — Ruſſiſche Muſik. — Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche. — Bemerkungen auf einer Reiſe von Madrid nach Cadix. — Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien. 4) Der Yaguaru oder Waſſertiger. 5) Wanderung der Inſekten. — Mouſſa, der Deſſerteur. — Aufregung unter einigen Arbeitern in Paris. — Die Hirſche in Schottland. — Ueber einige Krankheiten in Braſilien. — Beſchreibung des Landes jenſeits der Wolga. — Jagd mit Leoparden in Indien. — Nordamerikaniſche Zuſtände. 1) Subtreaſury-Syſtem. 2) Die Sklavenfrage. 3) Militärweſen; Schlußbemerkungen. — Der bevorſtehende Kriegszug der Holländer gegen die Atſchineſen auf Sumatra. — Einiges über Kleinaſien und die dortigen Ereigniſſe im J. 1839. Erſter Artikel. — Notizen aus dem Innern Rußlands. — Iſtriens Küſte. — Schilderung von Samarang. 1) Europäiſche Stadt. 2) Chineſiſche Stadt. Javaniſche Stadt. — Ausflug nach Finnland. (Von Bulgarin.) 1) Abreiſe von Kronſtadt den 27. Junius. 2) Das finniſche Dampfboot auf dem Weg nach Reval. 3) Den 28. Junius. Ankunft zu Reval. 4) Ueberfahrt von Reval nach Helſingfors. 5) Vom 3/15 bis 8/20 Julius. Jubiläum der Univerſität. 6) Leben und Treiben zu Helſingfors. — Die Moldowlachen. — Brittiſche Colonialzuſtände: Neuſeeland.

Chronik der Reiſen.

Texiers Reiſe in Perſien und Meſopotamien. — Abbadies Schreiben aus Adwa in Abyſſinien.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Entdeckung des antarktiſchen Continents — Moteur Atmosphérique. — Eugène Melinon, der Naturforſcher. — Ausgrabungen in Ruſicada. — Preiſevertheilung der ruſſiſchen Akademie. — Freierer Zutritt zu den Nationaldenkmälern und öffentlichen Gebäuden in England. — Preis für Indigobereitung. — Der Naturforſcher Gould. — Der Naturalienſammler Hartweg. — Jacquards Bild in Seide. — Seltſame Thierüberreſte und Alterthümer in einem Hügel in Irland. — Gas aus bituminöſem Schiefer. — Das Erdbeben auf Ternate. — Sonderbare Stationshäuschen in Paris. — Kupferſtiche aus der engliſchen Nationalgallerie. — Vails Werk über die Indianer in Nordamerika. — Künſtliche Färbung des Seidencocons. — Krapplak. — Ueber die Fahrt zur Aufſuchung der Nilquellen. — Grabſchrift in Bezug auf die Schlacht von Pavia. — Engliſche Colonialnachrichten: verſchiedene Beſteurung des weſtindiſchen und oſtindiſchen Kaffees. — Streit zwiſchen dem Gouverneur und dem geſetzgebenden Körper von Guiana. Nachtheile der Colonie Südauſtralien. Bitte Trinidads um Wiederherſtellung der Verbindung mit Spanien. Lage der Weißen und Schwarzen auf Jamaica. Nähere Angaben über den Zuſtand von Südauſtralien. Auswanderung aus Auſtralien nach Neuſeeland. Plan zu einer malteſiſchen Colonie in Cyrenaica. — Preisaufgabe über den Zug der Witterung von Oſten nach Weſten. — Papiere von Tycho Brahe. — Preisaufgabe über den Rübenzucker in Nordfrankreich. — Neue Art Seide. — Jacotots Tod. — Holländiſche Colonialnachrichten: Beabſichtigter Angriff gegen die Atſchineſen. Theebau auf Java. — Neue Art Backſteine. — Verbindung zwiſchen den Canadaſeeen und dem Miſſiſippi. — Herſtellung eines byzantiniſchen Gemäldes auf Malta. — Beſchuldigung der Franzoſen gegen die Engländer wegen des Sklavenhandels. — Franzöſiſche Colonialnachrichten: Stimmung gegen die Sklavenemancipation. Bemühungen zur Unterdrückung des Runkelrübenzuckers. Ueber die Beſetzung von Mapa. — Tripolienne. — Entdeckung einer neuen Inſel in der Südſee. — Manuſcript von Hariri's Makamat aus Maskara. — Unterſuchung des Peganum Harmala. — Verkauf der Effekten vom Eglington Tournier. — Denkmal für Claude Lorrain in Rom. — Neuentdeckte Werke von Thomas von Aquino. — Die Nigerexpedition. — Mittel der Engländer ſich Leichen zur Anatomie aufzubewahren. — Neue Methode Dampfboote fortzuſchaffen. — Auffindung von Dante's Portrait. — Engliſches Urtheil über die Juliusſäule. — Nachricht von Pavie's Reiſe in Indien. — Münzenankauf der Pariſer Bibliothek. — Litterariſche Geſellſchaft in Dublin. — Entdeckung von Diamanten im franzöſiſchen Afrika. — Nachrichten über die mexikaniſchen Mumien. — Alterthümer in Guatimala. — Merkwürdiger Fall von Aerolithen in Italien. — Die Himalaya-Gerſte in Sibirien. — Türkiſche Zeitſchrift. — Seltſames Meteor in Venezuela. — Fenelons Statue. — Verbindung mit Indien über den Euphrat. — Statue Walter Scotts in Edinburgh.

Inhalt des Literaturblatts.

Handwerksgeſellen und Handwerksgeſellſchaften in Frankreich. — Gedichte von Don Francisko Martinez de la Roſa. — Geburten, Todesfälle und Heurathen. — Kirche und Staat in England. — Minſtrellied nach Chatterton. — Frankreich. Ode von S. T. Coleridge. 1797. — Gedichte von H. P. Holſt. — Naturpoeſie außereuropäiſcher Völker. — Feſtus. — Der wandernde Knabe. Von Kirke White. — An meinen Freund Victor Hugo. Von St. Beuve. — Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet. — Robin Hood. — Die Meeresgrotte. Von Th. Doubleday. — Perſiſches Recept. Von Miß Loudon. — Stanzen von der Gräfin Bleſſington. — Das Begegnen der Schiffe. Von Mrs. Hemans. — Liebesklage. Minſtrellied von Th. Chatterton.

---

[339] Bei Eduard Eiſenach in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Große, Dr. L., Neueſte Polterabendſcherze und Strohkranzreden. Mit Muſikbeilagen. 2te Ausg. elegant cart. Preis 15 Gr.

---

[356] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Ludwig Halirſch's

literariſcher Nachlaß.

Herausgegeben

von

Johann Gabriel Seidl.

Zwei Bändchen.

12. Wien 1840. In Umſchlag brochirt.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

Der öſterreichiſche Dichter, Ludwig Halirſch, welcher am 19. März 1832 in Verona ſtarb, hat ſich durch ſeine Leiſtungen im Gebiete der Lyrik und Ballade, und namentlich der Novelle einen ſo ehrenvollen Platz in der vaterländiſchen Literatur geſichert, daß es überflüſſig wäre, an ſeinen Namen zu erinnern. Schon im Jahre 1833 enthielt ein biographiſcher Artikel im Converſations-Lexikon der neueſten Zeit und Literatur (Bd. 2, S. 323) die Anzeige, daß „Halirſch's Vater die Abſicht habe, den literariſchen Nachlaß ſeines Sohnes herauszugeben." — Zufällige Umſtände verzögerten die Herausgabe, bis ſich, aufgefordert durch den Vater des Verewigten, Profeſſor Johann Gabriel Seidl

dem Geſchäfte unterzog, zu welchem er vorzugsweiſe berufen ſcheinen dürfte, da er nicht nur dem Verblichenen freundſchaftlich nahe ſtand, und Jahre lang gemeinſchaftlich mit ihm wirkte, ſondern auch ſelbſt als Menſch und Dichter der allgemeinen Achtung genießt. Die beiden Bändchen enthalten, bis auf wenige lyriſche Stücke, durchaus bisher Ungedrucktes, worunter ein größeres lyriſch-epiſches Gedicht: „Meiſter Tod“ und zwei umfangreiche Novellen, für welche Dichtungsart H. überwiegendes Talent beſaß, gewiß als dankenswerthe Bereicherung der vaterländiſchen Literatur ſich geltend machen wollen. Die einfach und treuherzig geſchriebenen biographiſchen Andeutungen aus der Feder des Herausgebers, liefern nicht nur eine treue Charakteriſtik des Verſtorbenen, ſondern auch manche nicht unintereſſante Notiz über eine Zeit, in welcher manches, ſeither zur literariſchen Notabilität gediehene, Talent ſich entwickelte. Die Leſewelt hat hier um ſo mehr Gelegenheit, die Pietät des greiſen Vaters durch rege Theilnahme an dem Erbe ſeines Sohnes zu ehren, da dieſes ſelbſt aus Erzeugniſſen beſteht, welche nicht ſowohl ſchonende Nachſicht, als vielmehr gerechte Würdigung in Anſpruch nehmen können.

---

[347] **Literariſche Anzeige.**

Im Verlage des Unterzeichneten erſchien ſo eben:

The

Sketch Book

of

Geoffrey Crayon.

gr. 8. Velin-Druckpapier. geh. 1 Thlr.

Obige Ausgabe dieſes allgemein beliebten Buches zeichnet ſich vor allen übrigen ſowohl durch Correctheit als auch durch äußere Ausſtattung aus. Der Preis iſt bei weitem geringer, wie ſämmtliche früheren Ausgaben.

Bremen, Auguſt 1840.

C. Schünemann.

---

[337] Zwölf Exemplare zu 16 Thlr. ſtatt zu 30 Thlr.

Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig erſchien vollſtändig und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte

von

Dr. Ludwig Flathe,

Profeſſor an der Univerſität zu Leipzig.

Drei ſtarke Bände.

Gr. 8. broch. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Urtheile competenter Richter kann dieß neueſte Werk des rühmlichſt bekannten Verfaſſers mit vollem Rechte allen denen empfohlen werden, welche durch eine angenehme Lektüre eine gründliche Belehrung in der Geſchichte zu erlangen wünſchen. Vor der Schaar der gewöhnlichen Hand- und Lehrbücher zeichnet es ſich ebenſoſehr durch faßliche Anordnung und lichtvolle Darſtellung, als auch durch ſeine Vollſtändigkeit — es geht bis zum Jahre 1838 — vortheilhaft aus. — Der Preis iſt bei dem nicht unbedeutenden Umfange und der ſchönen Ausſtattung des Werkes ausgezeichnet billig zu nennen.

Vielfach ergangenen Aufforderungen zu genügen, as Einführen des Werkes in Gymnaſien und höheren Unterrichtsanſtalten zu erleichtern, haben wir den Preis doch nur in Parthien von mindeſtens 12 Exemplaren auf 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. Conv.-Münze fürs Exemplar feſtgeſtellt, der Bogen gr. 8. koſtet alſo noch nicht ½ kr.

---

[371] Bei Franz Riedl's ſel. Wittwe und Sohn in Wien, Schottenhof Nr. 136, iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Aurora,

Taſchenbuch für das Jahr 1841.

Herausgegeben von

J. G. Seidl.

Siebenzehnter Jahrgang.

Mit 7 ausgezeichneten Stahlſtichen, und Beiträgen von Frhrn. v. Hammer-Purgſtall, M. Enk, Eduard Sileſius, Dr. R. G. Puff, J. F. Caſtelli, L. A. Frankl, Julie v. Großmann, J. N. Vogl, dem Herausgeber u. A. Preis 2 Rthlr. 4 Gr. = 3 fl. 54 kr. rh.

---

[352] Bei W. Starke in Chemnitz iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hiſtoriſche Parallelbilder.

Eine Reihe von Darſtellungen aus der Geſchichte verſchiedener Völker und Zeiten. Für das reifere Knabenalter von H. E. Maukiſch.

8. Velinpapier, elegant geheftet. 1 Rthlr. 18 Gr.

---

[376] Bei Wilh. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und Oeſterreichs zu haben:

Juſtus und Chryſoſtomus,

Gebrüder Pech.

Zeit- und Lebensläufe.

Von

Hermann Marggraff.

2 Theile. 8. broch. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Rebellen von Irland.

Novelle

von

Dr. Fr. G. Kühne.

3 Theile. broch. 4 Rthlr. 12 Gr.

Der Verf. hat ſich bereits durch ſeine „Kloſternovellen“ und „weibliche und männliche Charaktere“ als ein ſo feiner und gewandter Darſteller und Kritiker erprobt, daß es wohl nur dieſer Anzeige bedarf, um das gebildete Publikum auf dieſe neueſte Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Kaiſerin und Sklavin.

Ein hiſtoriſcher Roman aus dem dritten Jahrhundert der chriſtlichen Kirche.

3 Theile. broch. 4 Rthlr. 12 Gr.

Den Inhalt dieſes, des durch mehrere Werke ſchon ausgezeichneten Verfaſſers, bildet der Kampf des Heidenthums mit der aufkeimenden chriſtlichen Kirche.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. September 1840.

Accipe nunc, victus tenuis quae quantaque secum
Afferat. —

Horat.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(ſ. Nr. 225.)

Dritte Wanderung.

Wir ſind auf unſerm vorigen Spaziergange zu den alten Hellenen gelangt, und ſo wollen wir uns etwas in ihrer Küche umſehen. Sie war, zumal bei den frühern Griechen, ziemlich ſchmal und einfach, auch der Bauart nach, wie faſt alle Privathäuſer, den herrlichen Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden gegenüber, deren Trümmer wir noch jezt bewundern. Mäßigkeit war eine Haupttugend der alten Griechen, wie der älteren Römer. Die homeriſche Küche, wo gebratenes Rindfleiſch und Brod, höchſtens mit einem Muß, das aus Wein, Mehl und Käſe gemiſcht war, abwechſelnd, ewig wiederkehrt, ſey kurz erwähnt. Selbſt die griechiſchen Wiener, die Phäaken, die ſich beſtändig des Mahles erfreuten, kommen in Bezug auf Mannigfaltigkeit und Auswahl der Speiſen in keinen Betracht. Schon in der heroiſchen Zeit war Geſang und Saitenſpiel bei dem Mahle ſehr beliebt. Der homeriſche Odyſſeus kennt keine größere Wonne, als „wenn die feſtliche Freude alles im Volke erfüllt, die Schmauſer in den Wohnungen umher auf den Sänger horchen, und die Tiſche vor ihnen mit Brod und Fleiſch erfüllt ſind und der Mundſchenk den Wein umherträgt und einſchenkt in die Becher.“ — Auch zur Zeit, als ſie, mehr und mehr entartend, dem Luxus ſich ergaben, waren ſie doch weit von jener Schwelgerei entfernt, durch welche die ſpätern Römer verrufen ſind. Die Sophroſyne, jener geſunde Seelenzuſtand, den wir mit Einem Worte nicht wiederzugeben vermögen, war immer noch die Göttin, welche ſie verehrten, und ihre Tochter iſt die Euphroſyne, die beſonders beim Mahle waltet, und welche vielleicht durch das anklingende Frohſinn noch am beſten übertragen wird.

Früher begnügten ſich die Griechen in der Regel mit friſchen oder getrockneten Baumfrüchten, und genoſſen außer ihnen nur Brod und Fiſche. Fiſche überhaupt ſpielen in der griechiſchen Küche eine Hauptrolle. Der eigentliche Fleiſchgenuß war auf Gaſtmähler, Familienfeſte und Bewirthung von Gaſtfreunden beſchränkt. Die erſteren wurden in früherer Zeit bloß zu Ehren der Götter angeſtellt und gleichſam dadurch geheiligt. Ja zu ihren Ehren, meinten die Griechen, ſey es erlaubt, ſelbſt geziemend, ſich etwas in Speiſe und Trank zu übernehmen, wie etwa noch heutiges Tages ſo viele glauben, man dürfe an hohen Feſttagen des Guten etwas mehr thun, als ſonſt. — Dieſe Beſchränkung des Fleiſchgenuſſes auf gewiſſe Zeiten finden wir auch bei den alten Hebräern. Nehmen wir ein Beiſpiel aus ihrer früheſten Geſchichte. Als Abraham die drei Himmliſchen, welche zu ihm kamen

Digitized by Google

in den Hain Mamre, bewirthen wollte, ließ er von der Sarah Kuchen aus Semmelmehl backen, er ſelbſt aber holte ein „zartes, gutes Kalb," ließ es zubereiten und mit Butter und Milch auftragen. Und aus der Parabel „vom verlornen Sohn" erſehen wir, wie noch damals Mahlzeiten mit Fleiſch nur bei feſtlichen Gelegenheiten ſtattfanden. Dagegen wurden auch bei den Hebräern häufig Fiſche gegeſſen, wie ſelbſt das Leben Jeſu Zeugniß davon gibt. — Dadurch unterſcheiden ſich aber die Griechen ſehr von ihnen, daß ſie beſonders das Schweinefleiſch liebten, doch wohl nicht in der Art, wie viele malaiiſche Stämme, und zumal die Chineſen, welche die größten Schweinefleiſcheſſer in der Welt ſeyn mögen. — Der griechiſche Arzt Galenus lobt dieſes Fleiſch aus diätiſchen Rückſichten ſehr, auch Celſus und andere; neuere dagegen verwerfen es, „weil das unſaubere und auch ſonſt einer ſinnigeren Naturgeſchichte paradoxe Schwein keine empfehlungswürdige Nahrung liefern könne." Aber ſo dürften wir ja ſelbſt das Fleiſch von unſerm Haushuhn, das als eine ſo milde und ſolide Nahrung gerühmt wird, nicht ganz empfehlungswürdig finden, weil dieſes gern im Miſt und Unrath wühlt und oft das Ekelhafteſte verſchlingt. — Außer ihrem köſtlichen Oel verbrauchten die Griechen ſehr viel Speck zu ihren Speiſen, wie ſie denn überhaupt, wie auch die Römer, das Fett liebten. Ariſtoteles ſelbſt ſagt in ſeinen Problemen: „Alles, was ſchmalzig, ſüß und fett iſt, hat für uns den angenehmſten Geſchmack." — Gleich den Enten und den Wienern, die wenigſtens ſonſt ganze Schiffsladungen davon aus Schwaben auf der Donau kommen ließen, waren ſie große Freunde von Schnecken. Dieſe aßen ſie, nebſt Zwiebeln, gern zu ihrem Wein. Schon in der Ilias trägt die Hekamede, die Dienerin des „alten Zechers" Neſtor, ihm Zwiebeln zum Wein auf. Ueberhaupt waren im Orient — das Wort hier im weitern Sinn genommen — Zwiebeln und der verwandte Knoblauch von jeher ein beliebtes Eſſen. Die murrenden Juden in der Wüſte dachten, außer den Fiſchen, auch an die Kürbiſſe (Kukumern), den Lauch und die Zwiebeln mit Sehnſucht zurück. Auch jezt noch werden leztere häufig dort genoſſen; aber die egyptiſche Zwiebel iſt auch eine liebliche, nährende Frucht. — Neulich las ich einmal, eine Frau werde dick und fleiſchig, wenn ſie ein paar Wochen hinter einander täglich vor Schlafengehen zehn geröſtete Zwiebeln zu ſich nehme, ein Recept, das magern Damen zu empfehlen iſt, wenn ſie nicht anders vorziehen, Reis in Milch gekocht zu ſich nehmen, was vielleicht dieſe Eigenſchaft noch mehr beſizt. Wenigſtens wird erzählt, daß die mauriſchen Mütter mit ſolchem Reisbrei ihre Töchter füttern, eigentlich mäſten, um ſie ſchön, d. h. fett zu machen, weil bei den Arabern und Türken das Fette und Völlige an den Frauen wie an den Kameelen, mit welchen deßhalb von orientaliſchen Dichtern jene oft verglichen werden, für eine große Schönheit gilt. Beides, dieſen Reisbrei und jene Zwiebeln, würden unſere Damen bei weitem den Suppen vorziehen, die ſich die Hottentoten aus Kammheuſchrecken kochen, wodurch ſie in kurzer Zeit fett werden ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

So auf einmal? Troz der eben gehörten Regeln über die Unbeweglichkeit, konnte ich doch nicht umhin, ein wenig ſeitwärts zu ſchielen. Warum fing Doſe ſo plözlich wieder an zu exerziren? Aha, da oben lehnte ein geblümter Schlafrock im Fenſter, und in demſelben ſtack der Herr Wachtmeiſter, der aus einer langen Pfeife rauchend meinen Uebungen zuſah. Nun ſtrengte ich mich doppelt an, hing in einem Winkel von wenigſtens ſechzig Graden vorne über, hob den Kopf ſo hoch, daß ich bequem den Hahn auf dem Thurme der nahe liegenden Garniſonskirche ſehen konnte; ich ſtand wirklich meiſterhaft und machte einigemal rechts, links um, wobei ich niedertrat, daß mich der Abſaz ſchmerzte. Aber der Wachtmeiſter an ſeinem Fenſter nikte huldreich und lachte wohlgefällig; da wagte es der Unteroffizier, in die Höhe zu ſehen und dem wichtigen Manne im Schlafrock zu verſichern, ich mache meine Sachen ſchon ziemlich gut, worauf jener ſofort befahl, für heute den Unterricht abzubrechen. Wir fielen nun aus dem ernſten, ſteifen Tone des Dienſtes in einen leichten, bequemen und verfügten uns zu Madame Linkſen, deren Reſtauration mir der Unteroffizier nicht genug rühmen konnte.

Ich ſtellte mir vor, ſo ein militäriſches Kaffeehaus werde eine große Halle ſeyn, wo das Kriegsvolk, an langen Eichentiſchen ſizend, bei vollen, blankgeſcheuerten Kannen ſich wohl ſeyn läßt, und ringsum an den Wänden Waffen hängen; mir ſchwebte ſo etwas von einem Ritterſaal vor. Meine Phantaſie hatte mir wieder einen ſchlimmen Streich geſpielt. Madame Linkſen war die Frau des Feuerwerkers und hatte hinſichtlich der Reinlichkeit den Vorrang vor allen andern Etabliſſements in der Kaſerne. Man glaube aber deßhalb ja nicht, daß es wirklich in ihrer Wirthſchaft reinlich und ordentlich zugegangen. Nur ein ausgepichter Soldatenmagen oder ein unſchuldiger Neuling konnten hier tägliche Kunden werden. Madame Linkſen war dafür bekannt, daß ſie den meiſten Kredit gab, aber auch den größten Profit nahm; beſonders wußte ſie ſehr gut uns jungen Leuten das noch vorräthige Geld aus der Taſche zu locken, den

Digitized by Google

Aufenthalt in ihren vier Wänden erträglich, ſogar angenehm und in Ermanglung eines beſſern zulezt unentbehrlich zu machen. Erſchien ich in den erſten Monaten meiner Dienſtzeit, wo ich noch bei Kaſſe war, an der Thüre ihres Zimmers, und es mochte noch ſo voll darin ſeyn, ſo ward mir ſicher ein Plätzchen eingeräumt. Madame warf entweder ihren kleinen Sprößling vom ehelichen Bette und bot es mir als Sopha an, oder ſie blickte mit prüfendem Auge umher, ſchlug im Geiſt ihr Rechnungsbuch auf und ſah nach, welcher von den Daſitzenden bei ihr am tiefſten in der Kreide war. Dieſer mußte weichen, und hatte er guten Ton, ſo erhob er ſich freiwillig auf den bedeutſamen Wink ihres Auges; man konnte dann glauben, er ſey des Sitzens müde; war er aber ein Harthöriger, ſo kam es der Madame Linkſen nicht darauf an, ihm ihr Anliegen mit Worten bekannt zu machen.

In dieſem Café militaire waren Morgens zwiſchen zehn und eilf Uhr ſämmtliche Geld oder Kredit habenden Gourmands und Faſhionables der Batterie zu finden. Es gehörte zum guten Ton, hier um dieſe Stunde einen Bittern zu vier Pfennigen, ein Brödchen mit Wurſt zu acht Pfennigen, kurz ein Frühſtück im Betrag von einem Silbergroſchen zu ſich zu nehmen und dabei bedeutend über Dienſt, Offiziere, Pferde und gehabte Abenteuer zu raiſonniren. Die Jungen und Unerfahrnen, wie ich, verhielten ſich dabei ganz leidend und lauſchten aufmerkſam den wichtigen Worten, die dem Munde der Langgedienten entfielen. Bänke und Stühle waren beſezt, ſogar auf Tiſch und Bett lagen die Völker; der Tſchako hing nachläſſig auf einem Ohr und wurde durch die Schuppenketten, welche man zwiſchen die Zähne nahm, feſtgehalten; der Säbel zwiſchen den Beinen diente dem geſenkten Haupt zur Stütze. So ſaß die Geſellſchaft beiſammen, plaudernd, lügend und aufſchneidend. Der eine war am Morgen mit einem Offizier, den er nicht leiden konnte, zuſammengerathen, und wenn man ſeiner undeutlichen Erzählung, und beim plötzlichen Abbrechen derſelben ſeiner vielſagenden Handbewegung, verbrämt mit einem zufriedenen Lächeln, glauben wollte, ſo hatte er ſeinem Vorgeſezten wenigſtens Ohrfeigen angeboten. Ein Anderer war in vergangener Nacht in einem Wirthshauſe geweſen, hatte da alles kurz und klein geſchlagen, war durchgebrannt, dann einer Patrouille in die Finger gefallen, hatte ſie in die Flucht geſchlagen, und zu guter lezt noch den Poſten am Kaſernenthor, der ihn arretiren wollte, umgerannt. Einer überbot den Andern im Bericht von Heldenthaten. So ſaß, ſprach, fluchte und lachte Alles durcheinander, bis endlich gegen eilf Uhr ein Trompetenſtoß ganz anderes Leben in die Verſammlung brachte. Draußen verſuchte der Trompeter du jour ſein Inſtrument, ließ es leiſe ertönen, um das Signal zum Appell gleich darauf richtig und rein blaſen zu können, und augenblicklich war die Sitzung aufgehoben; jeder brachte ſeine Waffen und Kleider in Ordnung, bezahlte ſein Genoſſenes oder gab der Madame einen bedeutenden Wink, und ſowie das Signal erſcholl, ſtob Alles in der größten Eile auseinander und begab ſich auf den Sammelplatz der Batterie zum Appell.

Der Appell iſt für einen Militär, beſonders von der leichten Art, wozu wir jungen Leute faſt alle gehörten, eine penible, kitzliche Viertelſtunde. Man kann auf ſie vollkommen das bekannte Sprichwort anwenden: „Es iſt nichts ſo fein geſponnen ꝛc.“ Alles kommt beim Appell an die Sonne. Es iſt der Moment, wo der Hauptmann und die Offiziere nichts Weſentliches zu thun haben und deßhalb die Fehler und Unordnungen, welche in der Compagnie begangen worden, ruhig überdenken, rügen und beſtrafen, ſowie neue Mängel auffinden können. Hatte etwa ein Unglücklicher unter uns einen abgeriſſenen Knopf durch ein noch ſo künſtliches manoeuvre de force erſezt, d. h. den Hoſenträger und die Hoſe vermittelſt eines Bindfadens zuſammengeknüpft (der Ausdruck manoeuvre de force, womit wir etwas der Art bezeichneten, kommt daher, weil der Artikel in unſerm Artillerieleitfaden vom Zuſammenflicken zerbrochener Geſchützſtücke ebenſo überſchrieben iſt), und war der Schaden noch ſo ſehr verborgen und beim Exerzieren oder Reiten am Vormittag durchaus nicht bemerkt worden, beim Appell entdeckte ihn ſicher einer der herumſpürenden Offiziere und zog den Betreffenden vor die Batterie zu gebührender Strafe. Hatte einer am Morgen aus Mangel an Luſt zum Exerzieren ſich krank gemeldet, hatte er ſogar den Doktor überliſtet und von ihm ein Zeugniß erpreßt über bedeutenden Catarrh oder ſchlimme Colik, beim Appell wurde der Kranke dem Kapitän gemeldet, welcher ſich ſofort durch den wachthabenden Unteroffizier theilnehmend nach ihm erkundigen ließ, eigentlich aber, um zu erfahren, ob ſich der Patient wirklich in ſeinem Bette oder doch auf ſeiner Stube befinde. Meldete nun der Dienſthabende, der Kranke ſey im Revier nicht zu finden, wehe ihm! Befand ſich dagegen der Kranke auf ſeiner Stube, ſo mußte er gewöhnlich vor der Compagnie erſcheinen, und kam dann meiſtens in einem alten zerriſſenen Stubenmantel und Pantoffeln, um ſich über ſeinen Zuſtand vernehmen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

Badeſaiſon.

Die Bade- und Reiſeſaiſon geht zu Ende, und nachgerade wird es hier und in Wiesbaden und in allen Taunus-

Digitized by Google

bädern wieder ſtille. Seit Jahren haben wir keine ſolche Reiſeluſt wahrgenommen, als diesmal, und die zwanzig Dampfſchiffe, die den Rhein befahren, waren ſeit vier Monaten fortwährend übervölkert. Dabei haben die beiden rheiniſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften diesmal ſich eher in die Hände gearbeitet, als concurrirt, denn ihr jüngſt abgeſchloſſener Vertrag zielt nur auf das Intereſſe der Geſellſchaften, nicht auf das der reiſenden Welt. So konnte es nicht fehlen, daß in dieſem Jahre von Seiten der Kölniſchen und Düſſeldorfer Dampfſchifffahrt Einnahmen erreicht wurden, wie nie zuvor. Und wie die Dampfſchiffe, ſo waren unſere Gaſthöfe am Rheine übervoll. So viele neue Hôtels ſich auch gebildet haben, ſie konnten die Maſſe der Fremden nicht alle aufnehmen und mußten nothgedrungen einen Theil in den Gaſthöfen innerhalb der Stadt unterzubringen ſuchen. Die Fremden nehmen zwar hier gewöhnlich nur das Nachtquartier und reiſen von hier rheinauf- und abwärts, oder in die Bäder; allein kaum ſind ſie abgereist, ſo nehmen auch ſchon wieder andere ihre Wohnungen ein: und ſo glich Mainz in dieſer Saiſon dem Ruhepunkte einer Völkerwanderung; es war im eigentlichen Sinn der Hafenplaz für den rheiniſchen Tourismus. Was die Saiſon in Wiesbaden betrifft, ſo führen uns zwar die Curliſten an durchreiſenden und bleibenden Curgäſten die enorme Zahl von 25,000 auf; nichts deſtoweniger war die Cur keine brillante. Bleibende Gäſte ſind für Wiesbaden die Hauptſache, und die Zahl derſelben war diesmal ſchwächer als im vorigen Jahre. Daran iſt vor allen Dingen die glänzende Saiſon in Ems Schuld. Es war, als ob die Ruſſen, Franzoſen und Engländer dort einen Congreß veranſtaltet hätten, wobei es ſich aber nicht um Weltfragen, ſondern um das dolce far niente handelte. Es war nicht die Quantität, ſondern die Qualität der Curgäſte, was diesmal die Saiſon in Ems blühend machte; und in der That, ein paar hundert Auszehrender mehr oder weniger machen es nicht aus; die Hauptſache iſt, daß die Fremden in den Bädern einen Ueberfluß an Geſundheit und Geld haben. Der Glanz von Ems zog ſehr viele Gäſte von Wiesbaden dorthin, und ſelbſt die Notabilitäten der Kunſt wurden von dem Magnete des ruſſiſchen Goldes hingelockt. Indeſſen haben nur Lißt und Thalberg vor der Kaiſerin geſpielt und ſind fürſtlich belohnt worden; die kleinern Götter mußten ſich begnügen, im neuen Converſationshauſe ihre Virtuoſität zu zeigen, fanden aber auch dort reichlich ihre Rechnung. Neben Wiesbaden und Ems waren Kreuznach und Homburg v. d. Höhe am meiſten beſucht. Dieſe beiden jungen Nachbarbäder fangen an, den ältern nachgerade gefährlich zu werden, beſonders Kreuznach, wo man ſo vieles für die Verſchönerung und die Bequemlichkeit der Fremden thut, aber auch Homburg wegen der ungemeinen Heilſamkeit ſeiner Bäder. In dieſe beiden Badeorte iſt auch gottlob die Peſt des Spiels noch nicht eingedrungen und wird auch nicht dahin dringen, ſo ſehr ſich Chabert darum bemüht. Die reizende Umgebung in beiden Badeplätzen macht dieſes ſo gefährliche Vergnügen überflüſſig, und die beiden Regierungen haben gegen dieſe Peſt die Quarantaine ihres feſten Willens errichtet. So wird es denn in unſerer Gegend noch Badeorte geben, wo dieſe Blutſauger nicht hingelangen. — Was Schwalbach und Weilbach betrifft, ſo haben dieſe Curorte ſich über die diesjährige Saiſon auch nicht zu beklagen, obwohl die Zahl der Fremden ſich mit der in den genannten Bädern nicht meſſen kann.

(Schluß folgt.)

London, September.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnnetz.

Dieſe London-Birminghamer Eiſenbahn, die erſte, die nach der Mancheſter-Liverpooler auf einer großen Strecke vollendet wurde, dünkt mir in vieler Beziehung ein Muſter. Sie bietet Bequemlichkeiten wie keine andere. Nicht genug, daß ſie auf jeder Station Abtretezimmer für Damen und Herrn, und auf dem halben Wege, wo zehn Minuten angehalten wird, eine treffliche Reſtauration hat, auch in Birmingham iſt ein großes und ſchönes Gebäude errichtet, wo die Ankommenden jedes Bedürfniß berückſichtigt und die Schüſſeln aufgetragen finden. Außerdem reist mit den Reiſenden ein Poſtbureau. Es ſizt in einem beſondern Wagen, der die Aufſchrift führt: Grand Northern Railway Post Office, und aus zwei Abtheilungen beſteht, von denen die kleinere ein Mann inne hat, dem das Einnehmen und Ausgeben der Briefbeutel obliegt, während die größere einen Tiſch hat zum Sortiren der Briefe und ringsum Oeffnungen zum Einwerfen derſelben. Dieſes fliegende Poſtbureau und die Art, wie hier eine bedeutende Correſpondenz von Einem Sekretär und einem Manne, der nicht viel mehr als ein Handlanger iſt, beſorgt wird, charakteriſirt einigermaßen die von Eiſenbahnen untrennbare neue Ordnung der Dinge. Ohne die Fahrt im geringſten zu verzögern, werden die Briefbeutel ausgeworfen und dagegen andere in einem, vor der kleinern Abtheilung ausgeſpannten Netze aufgefangen, leztere ſofort geöffnet und die Briefe ſortirt, um vielleicht zum Theil ſchon in der nächſten Stadt in einem friſch geſchloſſenen Beutel aus dem Wagenfenſter zu fliegen. Auf ſolche Weiſe iſt es möglich, im Raume einer Stunde einen Brief zu ſchreiben, dem Poſtbureau zu übergeben und in die Hände des zwanzig Meilen entfernt wohnenden Adreſſaten zu bringen. — Obgleich die aus- und einmündenden Bahnen faſt ſtets das Eigenthum ſeparater Geſellſchaften ſind, ſo findet doch zwiſchen dieſen ohne Ausnahme ein ſolches Einverſtändniß ſtatt, daß nicht bloß die Schienen genau an einander paſſen, ſondern meiſt auch dieſelben Wagen die ganze Bahnlänge durchlaufen. So bin ich von London bis Preſton gefahren, über das Eigenthum dreier Geſellſchaften, ohne daß ich den Wagen gewechſelt hätte oder mein Gepäck umgeladen worden wäre. Ferner erheiſcht die ſtrenge Beaufſichtigung der Unterbeamten den Dank des reiſenden Publikums. Um jeden, der einer Verletzung ſeiner Pflicht, einer Unartigkeit, oder ſelbſt nur eines Mangels an Aufmerkſamkeit ſich ſchuldig macht, zu gebührender Anzeige bringen zu können, tragen die Bedienſteten Uniform, nach dem Schnitte der Londoner Polizei, und ſowohl an beiden Seiten des Kragens als an der Kopfbedeckung eine ſehr lesbare Nummer. Die eingehenden Rügen werden ſofort unterſucht und die ſchuldig Befundenen ſtreng nach den Statuten beſtraft. Am unnachſichtlichſten, und zwar mit Dienſtentlaſſung, wird die Annahme eines Geſchenks oder Trinkgeldes geahndet, ſey auch der Grund, warum es gegeben, oder der Vorwand, unter welchem es angenommen worden, noch ſo entſchuldigend. Und ſind deßhalb etwa die Eiſenbahndiener minder artig, minder gefällig als die Kutſcher und Conducteurs von ſonſt, die Kellner und Hausknechte von jezt? Meine Erfahrung antwortet, nein, und ich darf hinzuſetzen, meine Erfahrung iſt die eines Vielgereisten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. September 1840.

> Quis numerare queat felicis praemia —
> Militiae!
>
> Juvenal.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Eines Tags hatte ſich ohngefähr ein Dutzend krank gemeldet, worüber der Hauptmann beim Appell ein gewaltiges Geſchrei erhob und den Dienſthabenden in größter Eile hinausjagte, ſie ſammt und ſonders auf den Hof zu bringen. Der Unteroffizier ging, kam aber ſogleich mit dem Beſcheid zurück, ſämmtliche Kranke ſeyen in ihren Betten und weigern ſich, in ihrem Zuſtande ſich der Luft auszuſetzen. Neues Fluchen von Seiten des Kapitäns und der Befehl, die Kranken auf der Stelle hieher zu bringen; bei dem Worte hieher zeigte er vor ſich auf die Erde, und der Unteroffizier, ein pünktlicher Menſch, hackte ruhig ſeinen Säbel los und machte, ungefähr da, wo der verlängerte Finger des Kapitäns die Erde berührt hatte, ein Kreuz und wollte gehen. Ein donnerndes Halt des Offiziers hielt ihn zurück. „Was ſoll das Zeichen, Herr?" Der Unteroffizier entgegnete ganz ruhig, um dem Befehl des Herrn Hauptmanns genau nachzukommen, habe er ſich die Stelle bemerkt, wo er die Kranken hinbringen ſolle. Der unglückliche dienſteifrige Menſch! ihm hatte am Morgen nicht geträumt, daß er ſein Mittagsbrod, und Brod im eigentlichen Sinne des Worts, im Arreſt verzehren ſollte. Fünf Minuten nach obigem Vorfalle führte man den Dienſthabenden nach Nr. 7½; ſo hieß der Kürze halber das Militärgefängniß, weil es dieſe Nummer führte.

Dergleichen Auftritte, Arreſtverleihungen ꝛc. waren die gewöhnlichen Zugaben zum Appell, dem wir deßhalb auch täglich ungemein ängſtlich entgegenſahen; denn das Unglück ſchreitet ſchnell, und unſer Hauptmann beſaß ein ganz kleines rothes Büchelchen, worin jeder, beſonders wir Freiwilligen, ein eigenes Conto hatte, worauf er alles Unordentliche und Dienſtwidrige eintrug. Dieſes zog er täglich zu Rathe und ſah nach, wer durch viele Kreuze und Bemerkungen zur Strafe reif ſey; dann griff er mit der rechten Hand in ſeine Uniform, ſah gen Himmel und ſann nach, wie viel Tage er dieſem oder jenem vergönnen ſolle, an dem Orte, wo da iſt Heulen und Zähnklappern, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Den rechten Fuß ſezte er vor und begann mit demſelben allerlei uns wohlbekannte Bewegungen zu machen. Stieß er z. B. mit dem Abſatz auf den Boden, ſo war dies ein untrüglicher Sturmbote, und wehe, wem der Wind in's Takelwerk fuhr! Fing der Kapitän an, mit ſeinem Fuße aufzuhauen, ſo ſtanden beſonders die, welche ein ſchlechtes Gewiſſen hatten, gerade geſtreckt wie die Kerzen, und ein Eingeweihter konnte an ihrer vorzüglichen Haltung die Größe ihres Debet im Buche

Digitized by Google

des Kapitäns ermeſſen. Sah er nun auf unſern ernſten Geſichtern die allgemeine Anſtrengung, ihm zu gefallen, und die Furcht, ihm zu mißfallen, und war er gerade bei guter Laune, ſo drohte er mit dem Finger, als wollte er ſagen: ich werde nächſtens unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten. Damit hatte es dann für heute ſein Bewenden; wollte er aber im andern Falle mit einem anbinden, ſo bot ein ungepuztes oder beſtaubtes Spornrad einen ſchönen Hacken dazu.

„Herr, wann ſind Ihre Stiefeln zum lezten Male gepuzt worden?“ — „Heute Morgen, Herr Hauptmann,“ lautete es zurück. — „Herr, das iſt eine dicke Lüge! laſſen Sie ſich nicht auf fahlem Pferde ertappen! Ich kenne Sie, Sie ſind ein Schmierfinke.“ — „Aber, Herr Hauptmann, heute Morgen —“ — „Herr, wollen Sie ſchweigen? oder Sie ſoll das Donnerwetter erſchlagen! Wachtmeiſter, notiren Sie den Mann wegen Unreinlichkeit und Widerſprechen drei Tage auf's Holz!“ (eine Variante für Arreſt) Dann hielt er noch einen langen Sermon, lud einigemal den Bliz ein, uns gelegentlich auf die Köpfe zu fahren, und entfernte ſich mit klirrenden Schritten.

Die eigentliche Beſtimmung des Appells iſt, einmal am Tage vollſtändig die Kompagnie zu verſammeln, um zu ſehen, ob alle auch noch hübſch vorhanden ſind, zu welchem Zweck nach der Liſte jeder bei ſeinem Namen gerufen wird und ſein Daſeyn durch ein lautes „Hier“ anzeigt; die Fehlenden werden natürlich beſtraft. Der Wachtmeiſter gibt darauf als Organ des Kapitäns den Befehl für die nächſten vier-und-zwanzig Stunden, und die ganze Sache kann, wenn nicht Intermezzos wie die oben beſchriebenen einfallen, in einer Viertelſtunde abgemacht ſeyn; wir hatten aber das Glück, beinahe jedesmal zwiſchen zwölf und ein Uhr eine ganze Stunde in der brennenden Sonnenhitze oder Winters in der Kälte zu ſtehen.

Mein erſter Appell, dem ich heute beiwohnte, ging ziemlich gelinde vorbei. Der Hauptmann Feind kam einige Male an mich heran, drückte mir die Schulterblätter zuſammen, hob meinen Kopf in die Höhe und murmelte dazu beſtändig; „Stellung! Stellung!“ Einige meiner Kameraden fragte er, ob ſie heute morgen nicht ſehr ſtark gefrühſtückt, war aber im Ganzen ſehr gnädig. Auch lernte ich heute die übrigen Offiziere der Batterie kennen. — Von dieſen Herrn ein andermal.

F. W. Hackländer.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Als die Griechen üppiger wurden, liebten ſie Veränderung und Mannigfaltigkeit der Speiſen. So aß man in Athen vom Seebläuling nur den Vordertheil, vom Meeraal und Seewolf nur den Kopf, vom Thunfiſch die Bruſt u. ſ. w. Das Uebrige überließ man den Sklaven. Die Hauptmahlzeit wurde gewöhnlich mit Eiern und Appetit weckenden Sachen, als eingeſalzenen Fiſchen, Oliven in Salzlake, Kapern, Rettigen u. ſ. w. eröffnet, und ſchloß mit Feigen, Trauben, Granaten, Äpfeln und anderm Obſt. Eine leckere Speiſe für die griechiſchen Feinſchmecker waren Krebſe, Muſcheln, Seeſpinnen und Auſtern, deren Fang ſchon beim Homer erwähnt wird. — Die beſten Fiſche zum Einſalzen lieferte das ſchwarze Meer. — Man nahm den Fiſchen auch die Gräten weg und brachte ſie ſo, mit allerhand köſtlichem Gefüllſel geſtopft, auf die Tafel. So waren die Griechen auch hierin den ſpätern Klöſtern vorangegangen, die bekanntlich auch köſtliche Fiſchwürſte, als Faſtenſpeiſen, zuzubereiten wiſſen. — An Würſten mancherlei Art fehlte es nicht. Die heutigen Charcutiers könnten noch Manches von den Griechen lernen, troz ihrer St. Galler Würſte, ihrer italieniſchen Balleronen, Mortadellen u. ſ. w. Mehrere Wurſtarten lernen wir aus den „Rittern“ des Ariſtophanes kennen, worin ein ſchlauer Wurſthändler, Namens Agorakritos, auftritt. Hier werden noch andere bei den Griechen beliebte Speiſen erwähnt, die dieſer Demagog und ſein Gegner, der verrufene Kleon, wetteifernd dem guten alten Demos von Athen anbieten und verſprechen, dieſem vom Maler Parrhaſius wirklich abconterfeiten Prototypus des ſpätern Swift'ſchen John Bulls.

Der Nachtiſch der Griechen war mit Kuchen verſchiedener Art beſezt, die größtentheils mit Honig verſüßt waren. Auf gute Kuchen hielten ſie viel, beſonders bei Hochzeiten. — Wie bei vielen europäiſchen Gourmands noch jezt, war auch bei den atheniſchen das ungeſunde Schnell- und Heißeſſen beliebt. Im Ganzen war die Küche der Athener gerade nicht als eine reiche berühmt; ja ſie wurden häufig von den übrigen Griechen als Hungerleider beſpöttelt, während die benachbarten Böotier, ohnedies als dickköpfige Leute verrufen, für große Meiſter in der Eßkunſt galten. — Als die leckerſten unter allen Griechen waren die auf Sicilien, als die einfachſten in Speiſe und Trank die Spartaner berühmt. Ihre Rumfordſche ſchwarze Suppe brauche ich nur zu erwähnen. — Da die Griechen gern Alles mit poetiſchen Augen anſahen, ſo behandelten ſie auch die Kochkunſt poetiſch. Archeſtratos war der erſte, der eine Gaſtrologie in Verſen ſchrieb.

Uebrigens möchten unſerem heutigen Gaumen ſo manche Speiſen, die bei den Griechen beliebt waren, nicht recht zuſagen. — Ergötzlich iſt die Anekdote, die man von Dacier und ſeiner klaſſiſch gebildeten Frau erzählt. Die Deipnoſophiſten, d. h. die Gelehrten beim Mahl des

Digitized by Google

Athenäus ſind bekanntlich in Bezug auf die Kulinarweisheit der Griechen eine wahre Fundgrube. Nun ſoll jenes philologiſche Ehepaar einmal Luſt bekommen haben, nach einem, im Athenäus befindlichen Recept ein griechiſches Gericht zu kochen; allein daſſelbe ſoll ſo ausgefallen ſeyn, daß ſie beinahe dadurch vergiftet worden wären. An dieſem Unfall war wohl Athenäus am wenigſten Schuld. Im Allgemeinen ſuchten ja die Griechen, etwa wie der Kulinarphiloſoph Catius beim Horaz, bei Zubereitung ihrer Speiſen das Geſunde mit dem Angenehmen zu verbinden. Dies erſieht man namentlich aus den Fragmenten von Darſtellungen, in welchen die griechiſchen Komiker die Köche redend und handelnd aufführen. Bei allen komiſchen Uebertreibungen, wozu vor allen die Prahlerei der Köche gehört, mit der ſie ihre Kunſt, „die Plaſtik des Flüſſigen," über alle andere Kunſt und Weisheit hoch erheben, erſieht man doch, daß dieſe Speiſekünſtler beſonders auch auf die Geſundheit der Eſſenden im Allgemeinen, ja insbeſondere auf die individuelle Natur jedes Einzelnen Bedacht nahmen und wirklich mediziniſch-diätiſche Kenntniſſe beſitzen mußten. Und das von Rechts wegen. Bekanntermaßen ſteht der Magen, und was zu ihm gehört, mit dem Kopfe durch die ſympathiſchen Nerven in genauer Verbindung und Wechſelwirkung und macht dieſem durch Ueberfüllung oder ſchlechte Verkochung des Genommenen nur zu häufig große Pein und Verdruß, was gewöhnlich nicht eher aufhört, bis jene wohlbekannte Magenrevolution oder eine Auskehrung der lezten Wege hervorgebracht worden iſt.

Wie wichtig überhaupt iſt eine vernünftige Diät, die Grundlage aller Makro- und Eubiotik. Sie befördert vor allen die Geſundheit des Leibes und mithin auch der Seele, die wie eine Dryade in ihm wohnt. Speiſe und Trank können ſelbſt Affekte und Leidenſchaften ſteigern oder hervorrufen. Ja, Galenus behauptet, freilich zu materialiſtiſch, allein ſchon durch die Wahl von Speiſen in einem Individuum alle Tugenden und Laſter hervorbringen zu können. Sinnvoll iſt jene morgenländiſche Sage, die uns in Ferduſis „Fürſtenbuch" überliefert iſt. Als Eblis, der oberſte der böſen Dämonen, darauf ausging, den arabiſchen Fürſten Zohak zu verſchlechtern und zu verderben, verwandelte er ſich in einen Koch und bereitete ihm allerlei nahrhafte, ſtarkgewürzte, aufreizende Speiſen, Kraftbrühen, Fleiſch von Geflügel und andern Thieren, im Gemiſch mit Safran und altem Wein, und ſo ward nach und nach aus dieſer Höllenküche der Fürſt zu einem ſinnlichen, hitzigen und grauſamen Menſchen herangenährt. — Ja, ein franzöſiſcher Gelehrter, Merat, meint, wenn der Franzoſe durch die Sanftmuth ſeines Charakters vor ſeinem Nachbar jenſeits des Kanals ſich auszeichne, ſo komme dies daher, weil er häufig und gern Suppe mit grünem Gemüſe eſſe, dieſer dagegen von Plumpudding, Beefſteak und Porter ſich nähre. Etwas Aehnliches hat früher ſchon Rouſſeau behauptet, indem er die „engliſche Barbarei" auf ihr vieles Fleiſcheſſen gründen will; er iſt aber von Gibbon kräftig zurückgewieſen worden. So viel iſt gewiß, daß die franzöſiſchen Suppen- und Gemüſeeſſer erſt, wie durch einen Lethetrank, ihre Bartholomausnacht, die tamerlanſche Verwüſtung der Rheinpfalz, die Gräuel der Revolution u. ſ. w. in den Hintergrund der Seele verſenken müſſen, ehe ſie, ohne zu erröthen, die fleiſcheſſenden Söhne Albions mit jenem Vorwurf belegen können.

(Fortſetzung folgt.)

Palmen und Cypreſſen.

Palmen, ihr Zweige des Siegs, und du, Cypreſſe, gen Himmel
  Einſam ſtrebend, mir auch ſeyd der Entfeſſelung Bild!
Freiheit entblüht nur dem Sieg; es gelte, den Feind zu bekämpfen
  Draußen, das Schwert in der Hand, oder den ſchlimmeren Feind,
Der uns im Innern beſchleicht, die ſchmeichelnde, ſchnöde Begierde —
  Freiheit entblüht nur dem Sieg, der uns den Frieden verbürgt.
Aber im Leben iſt Wechſel der Ruh' und Wechſel des Kampfes,
  Bis nach dem lezten zuerſt dauernder Fried' uns umarmt;
Dann, wenn den Hügel der Ruh' die ſtille Cypreſſe beſchattet,
  Sie, wie die Palme des Siegs, unſrer Entfeſſelung Bild.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, 21ten September.

Die Kriegsübungen des achten deutſchen Armeecorps.

Die Vereinigung der drei Diviſionen des achten deutſchen Armeecorps erreichte geſtern ihr Ende nach einer auf der Ebene zwiſchen Schwetzingen, Oftersheim, Plankſtadt und dem Hegenichwalde gehaltenen Heerſchau, bei welcher die Truppen in drei Treffen aufgeſtellt und vom großherzoglich badiſchen Generallieutenant von Stockhorn befehligt wurden. Im erſten Treffen ſtand die Infanterie in Bataillonscolonnen auf engen Abſtand, die Würtemberger auf dem rechten, die Badner auf dem linken Flügel, die Heſſen in der Mitte; im zweiten Treffen auf dem rechten Flügel die vereinigten Pioniere und Brückenzüge, auf dem linken die Fußartillerie, in der Mitte die reitende Artillerie; im dritten Treffen die Reiterei, auf dem rechten Flügel die würtembergiſche, in der Mitte die heſſiſche, links die badiſche. Als die Truppen bereits aufgeſtellt waren, drohte ein heftiger Regen die Heerſchau zu vereiteln oder ihr doch den Glanz zu nehmen.

Digitized by Google

Doch ſo ſchlimm meinte es der Himmel nicht; der Regen ließ bald wieder nach. — Aus weiten Entfernungen waren Zuſchauer aller Stände herbeigeeilt. Vom frühſten Morgen an ſah man auf allen Straßen und Wegen hunderte von Wagen, tauſende von Fußgängern herbeiſtrömen, welche, troz Wind und Regen, mit lautem Jubel ihre Theilnahme an dieſem wahrhaft volksthümlich gewordenen militäriſchen Schauſpiel äußerten. Wohl 40,000 Zuſchauer, vielleicht noch weit mehr mögen verſammelt geweſen ſeyn. Die Veteranen des Landes mit der Kriegsdenkmünze und mit Fahnen waren aus den entfernteſten Gegenden des Landes, gegen 700 an der Zahl, herbeigekommen, wozu ſie von ihren Gemeinden nicht nur die Transportes, ſondern auch die Zehrmittel erhielten; dieſelben bildeten in der Nähe der Fürſten ein Spalier, durch welches die Truppen defilirten. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr erſchienen die Souveraine mit einem Gefolge von 400 bis 500 Fürſten, Herzogen, Prinzen, Generalen und Offizieren aller Grade aus allen Staaten Europas. Man ſah die mannigfaltigſten, reichſten, eleganteſten Uniformen; beſonders für den Militär ein ſehr intereſſantes Schauſpiel. Nachdem die Souveraine die drei Treffen beritten, folgte das Defiliren. Zuerſt die Infanterie in geöffneten Compagniecolonnen, dann die Artillerie, endlich die Reiterei in geöffneten Schwadronscolonnen; die Artillerie und Reiterei defilirten zum zweiten Male im Trabe, ſo daß das Defiliren dieſes 24,000 Mann ſtarken Armeecorps gegen $2\frac{1}{2}$ Stunden dauerte. Die Haltung der Truppen, die Regelmäßigkeit und die Leichtigkeit des Marſches machten auf Kenner und bloße Neugierige den beſten Eindruck; überall hörte man aus dem Munde erprobter Generale und einfacher Zuſchauer Aeußerungen aufrichtigen Beifalls über dieſes, nicht nur für den Militär erfreuliche, ſondern auch für den friedlichen Bürger beruhigende Schauſpiel. Der König von Würtemberg hat ſich in einem beſondern Tagsbefehl durch die ächt kriegeriſche Ausdauer ſeiner Truppen und ihre treffliche Mannszucht innerhalb und außerhalb der Grenzen des Vaterlandes vollkommen befriedigt erklärt und ihnen eine dreitägige Gratislöhnung verwilligt. — Geſtern Abend war glänzendes Diner im Schwezinger Garten, wozu, außer allen fremden Offizieren, alle Generale, Oberſten und von jedem Regiment ein Staabsoffizier und ein Kapitän geladen waren. Mit einbrechender Nacht wurde der Schwezinger Garten auf äußerſt prachtvolle und ſinnreiche Weiſe beleuchtet, und damit ſchloß ſich glänzend dieſes wohl ausgeführte militäriſche Drama, das durch die Verhältniſſe größere Bedeutung erhält, als ſonſt Schauſpielen der Art zukommt.

Mainz, September.

(Schluß.)

Eiſenbahn. Literariſche Beſtrebungen.

Mit unſerer Taunuseiſenbahn geht's trefflich für die Aktionäre; aber die reiſende Welt zürnt über ihre Unarten und ihre Mängel. Vor allem klagt man über die hohen Preiſe und langſamen Fahrten. Vergleicht man dieſe Eiſenbahn mit einer belgiſchen, ſo beſteht der Unterſchied darin, daß man gerade dreimal ſchneller und dreimal billiger auf den belgiſchen Bahnen reist. Obgleich die Einnahmen enorm ſind, ſo behält man doch die hohen Preiſe, d. h. das rückſichtsloſe Ausbeutungsſyſtem bei, vielleicht erhöht man ſie ſogar noch. Die Sache wird ſpekulativ betrieben, denn es ſtehen Kaufleute an der Spitze. Dabei alle möglichen Unordnungen und Unbequemlichkeiten. Eine Abſtellung all dieſer Mißbräuche hoffte man neulich von der erſten Generalverſammlung der Aktionäre. Man erwartete einen hartnäckigen Kampf; die Armee der Aktionäre wollte gegen die hinter den Statuten verpalliſadirte Verwaltung anrücken und Rechenſchaft fordern, warum man ſie Jahre lang wie Unmündige behandelt, warum man ſie im Dunkeln tappen laſſe, warum man ihren papiernen Antheil an der Eiſenbahn dem trügeriſchen Element der Börſe heimgegeben und dadurch heilloſe Verluſte herbeigeführt? Dann wollte man auch Fragen ſtellen über Sparſamkeit und Verſchwendung, über Höflichkeit und Grobheit in den Bahnhöfen, endlich über die unſinnigen Preiſe. Allein was iſt geſchehen? Nachdem man einige Stunden lang die Luft durch Worte erſchüttert, ſchritt man zum Ziele, d. h. zur Abſtimmung. Da nahm der Kampf ein deutſches Ende, d. h. es blieb Alles beim Alten, ſogar wurde das proviſoriſche Comité zum definitiven erhoben. Natürlich! die Mitglieder der Verwaltung ſind die reichſten Bankiers, ſie haben die meiſten Aktien, alſo auch die meiſten Stimmen. Die Mißbräuche blieben, die Aktionäre wurden durch die Ausſicht auf glänzende Dividenden geblendet, und die ganze Geſchichte endete mit etwas Angſt, etwas Aerger und viel Lärm. Schade um die ſchöne Unternehmung! Die Taunusbahn iſt vielleicht die beſte, die in Deutſchland je in's Leben treten kann; ſie verbindet drei volkreiche, wichtige Städte und nähert die Bewohner einer ſehr opulenten und gewerbſamen Gegend. Eine ſolche Bahn ſollte nicht in die Hände von Leuten gegeben ſeyn, die darin weiter nichts als ein Bereicherungsmittel ſehen.

Hier in Mainz herrſcht ſeit einiger Zeit ein ſehr reges literariſches Treiben, wovon man früher kaum eine Spur wahrnahm. Die erſte Veranlaſſung zu dieſer literariſchen Thätigkeit ſcheint durch die beiden neugegründeten belletriſtiſchen Zeitſchriften der Doktoren Reis und Wieſt gegeben zu ſeyn, nämlich durch den „rheiniſchen Telegraphen" und das „Rheinland." Beide Blätter haben troz ihrer Benennung keineswegs eine bloß provinzielle Färbung, ſondern ſie ſchließen ſich den deutſchen Originalzeitſchriften der beſſern Gattung an und verdanken höchſtens das friſche Leben ihrer rheiniſchen Heimath. Beide Zeitſchriften haben eine ganz verſchiedene Tendenz; der „rheiniſche Telegraph" iſt mehr ernſter, belehrender Natur, das „Rheinland" mehr humoriſtiſchunterhaltend. Außerdem beſteht bei der tüchtig redigirten „Mainzer Zeitung" auch ein literariſches Beiblatt, das ſeinem Zwecke entſpricht. Dieſe Zeitſchriften haben auch einige Literaten von Auszeichnung herbeigezogen, und mehrere Andere, z. B. Dr. Kreuzenach, Freiligrath ꝛc. ſind im Begriff, hier ihr Domicil zu nehmen. Nebenbei haben ſich vier bis ſechs dieſer jungen Schriftſteller vereinigt, um hier den Winter hindurch eine Reihe literariſcher Soiréen zu geben, und ich vernehme, daß die Sache den beſten Anklang findet. So wird die Maſſe der Bevölkerung theils durch die Lektüre, theils durch öffentliche Vorträge über Literatur für die literariſchen Beſtrebungen der Gegenwart angeregt und in das Intereſſe derſelben gezogen. Der Kunſtverein ſeinerſeits, der zugleich auch ein Literaturverein iſt, ermangelt nicht, an den regelmäßigen Vereinsabenden für ähnliche belehrende Unterhaltung zu ſorgen, und es kann nicht fehlen, daß dadurch eine ganz andere literariſche Bildung hier Platz greift, als bisher.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. September 1840.

— Ihr ſehet bleich und ſtarrt,
Von Furcht ergriffen und verſenkt in Staunen,
Des Himmels ungewohnten Grimm zu ſchau'n.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Aus dem Emmenthal.

1.

Das Gewitter.

13ten Auguſt 1837.

Nach einer Nacht voll dumpfer Schauer
Zu ſeinem Weibe ſprach der Bauer:
„Die Glock' hat nicht den rechten Klang,
Sie wimmert ſo tief und nöthlich;
Die Sonne drüben am Alpenhang
Sieht auch ſo grau und röthlich.
Gewitterangſt drei Tage ſchon!
Hörſt du jezt wieder den Jammerton?
Der Sonntag iſt ein trüber!
Ich wollt' er wär vorüber. —“

Es iſt des Herren Tag!
Steh' auf, ſey unerſchrocken;
Es läuten, ſo weit man hören mag,
Zuſammen die Kirchenglocken.
Da war das ſchöne Emmenthal
Ein weiter ſtiller Betersaal.
Darüber ſtand ein wüſtes Heer,
Ein ſchwarzer Höllengräuel.
Es ballten die Wolken ſich ſchwer und ſchwer
Zum ungeheuren Knäuel.
Das Wetter ſtieß an die Felſenwand,
Gen Süden ſich durchzuhauen;
Doch ungebeugt der Alpthurm ſtand,
Gar trotzig anzuſchauen.
Wild bäumte ſich die Wolkenbrut,
Möcht' über den Berg ſich ſchwingen;
Darniedergepreßt in jäher Wuth
Läßt ſie die Schleußen ſpringen.
Die Wolken, ſie reißen, ſie winden ſich los
Und halten den Berg umſchlungen,
Und lang aus recken, aus ſchwarzem Schoos
Sich gewaltige, ſprühende Zungen.

Im Thale drunten lautlos ſtund
Die bleiche, zitternde Menge,
Vor allen Häuſern in die Rund
Ein ängſtliches Gedränge;
Sie ſchauten den grimmigen Wolkenkampf,
Der Odem ſtockte vor innerm Krampf.
Sie blinzten hinein in das flackernde Roth:
„Walt Gott! Walt Gott!
Da ſprengte der Donner das eherne Thor,

Digitized by Google

Da krachten die mächtigen Klammern,
Und brauſend jagten die Waſſer hervor
Aus geborſtenen, luſtigen Kammern.
Ohn' Ende brüllte der Wiederhall,
Es krachten die Tannenwipfel,
Lawinen ſtürzten mit wüthendem Knall
Von zerriſſenem Bergesgipfel.
Da ſchrie das Volk mit gerungenen Händen:
„Herr Gott im Himmel, wie ſoll das enden?"

2.

Die Emmenſchlange.

Aber horch! was brüllt wie tauſend
Wetter aus des Berges Spalt,
Daß der Donner wie Gewimmer
Unter'm Larm der Schlacht verhallt?
Sind's gequetſchte Berg' und Thäler,
Was ſo ſchaurig heult und ſchrillt?
Oder iſt es Gottes Stimme,
Der Lawin' und Donner ſchilt?

In dem Thale ſteht zerſchmettert
All die Menge leichenweiß.
Aber in der Alpenhütte
Kniet ein neunzigjähr'ger Greis:
„Heil'ger Gott, die Emmenſchlange,
Auf der Stirn den grünen Zwerg,
Die ſeit Anno vier und ſechzig,
War gebunden in den Berg!"

Ja, er ſah es nun mit Augen,
Was die Sage ihm genannt,
Jene Schlange, die im Bauche
Des Gebirges liegt gebannt.
Starre Felſenwände halten
Ihren Rieſenleib umringt,
An der Stelle liegt ſie lauernd,
Wo der Quell der Emme ſpringt.

Aber einſt am böſen Tage
Kracht es bis zu ihr hinab,
Und des Himmels Donner rollen
Durch das weitgewölbte Grab.
Und ſie kommt hervorgekrochen,
Reckt das Haupt, und obenauf
Sizt der Berggeiſt, und mit ſtarker
Laune lenkt er ihren Lauf.

Und wie eine ganze Hölle
Jauchzend, brüllend bricht ſie Bahn,
Und dem hochgeſchwollnen Strome
Raſt ſie bis in's Thal voran.

Dieſe war's, die Emmenſchlange,
Die den Giſcht zum Himmel ſpie,
Die das Schmettern der Lawinen,
Und den Donner überſchrie.

Matten leckt ſie weg vom Berge,
Hundertjähr'ger Walder Kranz,
Felſen, Lämmer, Tannen, Kühe
Reißt ſie mit im Wirbeltanz;
Aufgebläht zum grauſen Scheuſal,
Niederwälzt ſie, was ſie raubt.
Schaut, wie ſie nach Menſchenhütten,
Und nach Menſchenleben ſchnaubt!

Ludwig Seeger.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Wie dem auch ſey, der Einfluß von Speiſe und Trank auf Geiſt und Gemüth iſt unverkennbar, wie jeder täglich an ſich ſelber wahrnehmen kann. Daher ſollten auch unſere Köche und Köchinnen darauf mehr Rückſicht nehmen. Wie viel Gutes kann eine vernünftige Hausfrau, die diätiſche Kenntniſſe beſitzt, durch ihre Küche ſtiften! Leider überlaſſen ſo viele Frauen, nur um vornehmer zu erſcheinen, dieſen wichtigen Theil des Hausregiments, den Herd, auf welchem ſo manches Unheil ausgekocht werden kann, faſt ganz ihren Mägden. In allem Ernſt behaupte ich, daß ſie durch die Küche auf ihre Männer einwirken können. Iſt z. B. der Mann etwas zornmüthig, leicht auffahrend und raſch, ſo ſollten aufreizende, erhitzende Speiſen ſo viel als möglich vermieden werden, dagegen einem phlegmatiſchen Eheherrn, der gern im Lehnſtuhl ſizt, etwas aufregende Diät nicht übel bekommen wird. Die üble Laune, womit wir andere und uns ſelber plagen, und die ganze vermaledeite Hypochondrie, eine Krankheit, wo der Menſch ewig zu ſterben vermeint und doch fortlebt, die, gleich der Lernäiſchen Schlange und dem Bandwurm, ſich immer erneuert, wenn man nicht ihren Kopf, d. h. hier ihre ſo complicirte Urſache vernichten kann — ſind ja Ausgeburten der Verdauungs- und Sekretionsorgane. Das kann man im gewöhnlichen Leben ſo häufig wahrnehmen. Wie mancher von Herzen gute, aber mit ſchlechtem Magen verſehene Beamte iſt früh Morgens, nachdem er blos ein leichtes Frühſtück zu ſich genommen, ganz anders gelaunt, d. h. beſſer, als Nachmittags während der Verdauungsſtunden, wo er den Bauer,

Digitized by Google

der bei ihm etwas anbringen will, anſchnauzt, oder ihm gar die Thüre weist. Iſt die Verdauung vorüber, ſo reut's ihn. Laßt den Mann wieder kommen, ſagt er, wenn er noch im Ort iſt, und kommt er, ſo ſpricht er auf das Freundlichſte mit ihm.

Ja, gute Köche ſind die wichtigſten Menſchen ſelbſt für Staaten und Völker, wenn es Hofköche ſind. Ein ſolcher Mann vermag durch ſeine Kunſt manches Böſe, z. B. Zurückſetzung und Ungnade verdienter Männer, ja ſelbſt Krieg und Blutvergießen zu verhindern, wenigſtens ſonſt konnte er es, als Krieg und Frieden gar nicht von den Völkern und weniger von der jetzigen Macht aller Mächte, der Geldmacht, abhing. Er iſt gleichſam der Adjunkt oder Kollege des Leibarztes, mit welchem er gemeinſam operiren ſollte. Eine dritte Perſon, den luſtigen Rath, getraue ich mich kaum in dieſen ſo vernünftigen und ernſthaften Zeiten zu erwähnen. Aber er war doch immer eine wichtige Perſon, indem er durch Erſchütterung des Zwergfells die ſo heilſame Verdauung beförderte. Erſchütterung des Zwergfells — wie häufig kommt dies Wort vor! ganze Schriften ſind dafür geſchrieben worden, und wie viele, die von dieſer, dem Körper und mithin auch der Seele ſo heilſamen Erſchütterung hören und ſehen, wiſſen eigentlich nicht recht, wie es damit zugeht. Es verhält ſich aber ſo: wenn die Lunge ganz mit Luft angefüllt iſt, ſo wirkt ſie auf das Zwergfell ein, das nach unten hin gedrückt wird, und ſo unmittelbar durch dieſe Scheidewand auf Leber, Magen und Gedärm. Dieſe werden dadurch genöthigt, ſich nach vorn und außen hin zu bewegen. Iſt nun die in der Lunge enthaltene Luft ausgeſtoßen, ſo mindert ſich ihre Größe; das Zwergfell bewegt ſich wieder in die Höhe und jene Organe der Verdauung und Abſonderung kehren wieder in ihre vorige Lage zurück, bis die wieder gefüllte Lunge von Neuem einwirkt. So iſt der ganze Apparat der Verdauung in beſtändiger Bewegung. Daraus ſieht man, wie heilſam das Reden iſt, und wie die Zunge, die beim Eſſen und Trinken eine ſo große Rolle ſpielt, auf andere Weiſe die Verdauung des Genoſſenen mit befördern hilft. — Noch heilſamer aber iſt das erſchütternde Lachen. Das wußten ſchon die Alten recht gut. Sie hatten bei ihren Mahlzeiten die Vorbilder der ſpätern Hanswurſte und Hofnarren, ihre Paraſiten und Scurren, die eben ſo in ihren Luſtſpielen, wie an den Tafeln der Reichen, ihre Rolle ſpielten, wo ſie ihre Atzung durch gute und gezwungene Späſſe reichlich wieder vergalten.

Was an einem tüchtigen Koch iſt, wiſſen in neuerer Zeit beſonders die Englander zu ſchätzen. Aecht engliſch ſagt ihr berühmter Arzt John Hunter: „a man is what his stomach makes him.“ Man kann ſich nicht wundern, wenn, dieſen Ausſpruch wohl beherzigend, reiche engliſche Herzoge und Lords ihren Köchen — zumal wenn es franzöſiſche ſind, die in Altengland viel gelten — eine Beſoldung von 600 — 1000 Pfund Sterling ausſetzen, während viele Tauſende ſelbſt auf dieſer Inſel, geſchweige in Irland, kaum ein paar Kartoffeln erſchwingen können.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, September.

Volksfeſt.

Als ſich im Herbſt vorigen Jahrs der politiſche Horizont zu umwölken anfing und man ſich einiger alten, auf das Jahr 1840 bezüglichen Prophezeiungen erinnerte und deren in verſchiedenen Ländern immer neue aus dem Staube wie aus lebenden Sagen hervorſuchte, da verbreitete ſich ein ſeltſames Vorgefühl von dem Ernſt der nächſten Zukunft unter den Völkern, das bis jezt noch nicht nachgelaſſen hat, und der mit dem modernen Zeitgeiſte etwas wunderſam zuſammenſchillernde ominoſe Glaube faßte Wurzel in den Gemüthern, daß dieſes Jahr ein ereignißſchweres ſeyn werde. Den Anbeginn deſſelben begleiteten in der That ſchon eine Menge merkwürdiger, ungewöhnlicher Naturerſcheinungen, heftige Gewitter mitten im Winter, Hagelſchlag, Erderſchütterungen, das Verſchlingen einiger Inſeln durch's Meer, eine große Wärme der Erdoberfläche im Norden unter der Schnee- und Eisdecke, ſo daß dieſe von unten auf zerfloß, gleichſam als habe der nördliche Theil der Erde ſich, beſonders um das alte Europa herum, eine nervöſe Krankheit zugezogen und brenne in kritiſcher Fiebergluth. Die Ahnungen ſteigerten ſich zu Traumgeſichten, zu allerlei Spuck und Geſpenſtern, und namentlich aus Berlin berichtete man, die weiße Frau ſey im alten Schloß geſehen worden, der Kurfürſt habe einen nächtlichen Umritt gehalten, und an einem Abende ſeyen durch heftige Zuckungen in der Luft faſt alle Lichter in der Stadt wie mit einem Schlage ausgelöſcht worden. Auch erwies ſich die in der Geſchichte Preußens ſchon öfters ſo verhängnißvolle Zahl 40 zum dritten Mal für dieſe deutſche Großmacht von der höchſten Bedeutung; die orientaliſche Streitfrage verwickelte ſich mehr denn je, drohenders Kriegsgewölk ſchwebt düſter am politiſchen Horizont umher, Europa rüſtet ſich, die nahende Kriſis mit Kraft zu beſtehen, einige Mächte in der Stille, andere mit lautem Geſchrei, am meiſten Rußland, Frankreich und England; von einigen Seiten hört man wild in die Kriegstrompete blaſen, die Börſenmänner verrathen die lebhafteſte Unruhe, die Courſe weichen und ſinken und die Stockjobbers ſchauen mit vor Angſt und Furcht entſtelltem Angeſicht in die Weltlage hinein, die ihrem ſchnöden Spiel ohne Hoffnung des Erſatzes einen Bankerott zu bereiten droht. — Indeß hat Deutſchland von den mahnenden Anzeichen der Zeit noch keine lebhafte oder doch keine den ruhigen Gang der Dinge ſtörende Notiz genommen; im Gefühl ſeiner erſtarkenden Nationalintereſſen und ſeiner wachſenden Macht hat es die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerpreſſe, in welcher es ſeine wichtigſte Waffe und ſeinen größten Ruhm erkennt, mit Begeiſterung begangen, und die erſtmalige Zuſammenziehung des achten deutſchen Armeecorps iſt nur ein glückliches inneres Ereigniß, kein gegen Außen drohendes oder feindſeliges. Zumal hat ſich Nürnberg der politiſchen

Digitized by Google

Zerwürfniſſe wegen anſcheinend nur geringe Bekümmerniß gemacht und ſich heuer getröſtet, ja ausgelaſſenen Muths einer Reihe von Feſten und Beluſtigungen hingegeben, wie ſeit Gedenken nicht geſchehen war, ſo daß die laute, öffentliche Freude kaum Ruhepunkte zum Athemholen und zur Erfriſchung, der rauſchende Volkstumult kaum Zeit zum Verſchnaufen finden konnte, und ſich jezt eine ſichtliche Ermüdung über die von Freude geſättigte Stadt verbreitet hat. Dem Albrecht Dürerfeſt folgte das achttägige Volksfeſt, und dieſem reihten ſich unmittelbar die vierzehntägigen Lagerbeluſtigungen und die Feier der Anweſenheit des königlichen Ehepaars auf der alten, zu neuem Leben und Glanz erwachten Burg von Nürnberg an. Nur das Volksfeſt kehrt hier alljährlich wieder, jedoch die heuer damit verknüpfte, ſehr reichhaltig ausgefallene Induſtrieausſtellung auch nur um das dritte Jahr; dagegen iſt das ſchöne Standbild Albrecht Dürers das erſte und vielleicht auch für lange Zeit das lezte, welches Nürnberg aufzurichten hat, und ein Lager ſah dieſe Stadt ſchon ſeit ſechzehn Jahren nicht mehr. Uebrigens fehlt es auch nicht an innigen Beziehungen zwiſchen dieſen Feſten und der Politik und den Zeitverhältniſſen; denn ſie ſollen weniger dem bloßen Vergnügen und der Freude dienen, als vielmehr der Belebung eines ächt vaterländiſchen Geiſtes und der Stärkung deutſchen Volkslebens und deutſchen Gemeinſinns. Daß die Vereinigung eines Armeecorps aus den verſchiedenen bayriſchen Kreiſen, von der Donau, vom Main und aus der Rheinpfalz, das Bekanntwerden und die gemeinſchaftlichen Uebungen der Truppen nicht nur ihre militäriſche Ausbildung befördern, ſondern auch ihre vaterländiſche Geſinnung befeſtigen und ſtärken müſſen, iſt unbezweifelt. Eben ſo haben auch die Bayern eigenthümlichen Volksfeſte eine höhere nationale Bedeutung. Das erſte Volksfeſt dieſer Art fand 1810 in München ſtatt bei Gelegenheit der Vermählung des Königs Ludwig, damaligen Kronprinzen. In dem jungen, echt deutſch geſinnten Prinzen glühte Franzoſenhaß; Unwillen und Zorn über den Hochmuth der Gallier und das ſchmähliche, drückende Joch, in das ſie Deutſchland geſchlagen hatten, gährten in ſeiner Bruſt und entflammten ihn zu einer edeln Oppoſition gegen das von der Tagesſonne umleuchtete Franzoſenthum. Napoleons Schmeicheleien und die Vergrößerung Bayerns auf Koſten anderer deutſchen Länder konnten den Kronprinzen nicht beſtechen, und ſtandhaft ertrug er die Verfolgungen des Franzoſenkaiſers. Damals war es, wo er über Mittel brütete, um den deutſchen Nationalgeiſt wieder zu wecken und zu beleben, wo er unter den drückendſten Umſtänden auch die Idee mit Begeiſterung faßte und auszuführen begann, den berühmten, edeln und großen Männern deutſcher Zunge eine Ruhmeshalle, die Walhalla, zu errichten; und demſelben Ideenlauf, demſelben lebhaften patriotiſchen Gefühl des Prinzen, welchem der Gedanke der Walhalla entſprungen iſt, verdanken auch die Volksfeſte in Bayern ihre Entſtehung, welche gegenwärtig von den meiſten größern bayriſchen Städten, von einigen alljährlich, von andern zwei oder dreijährig, mit immer größerem Anklange und volksthümlicher Geſtaltung begangen werden.

(Fortſetzung folgt.)

London, September.

(Schluß.)

Eiſenbahnnetz.

Die durch das Eiſenbahnſyſtem verurſachte neue Ordnung der Dinge hat unſtreitig auf die Vermögens- und ſonſtigen Verhältniſſe zahlloſer Perſonen einen ſtark beeinträchtigenden Einfluß gehabt. Es gibt Städte in England, wo täglich an die achtzig Stagecoaches ein- und auspaſſirten, und wo deren jezt zwei ankommen und abgehen. Es gibt Kutſcher und Conducteurs, die früher halbe Kronen, Schillinge und Sixpence als Knöpfe an ihren Reiſeröcken trugen und jezt Almoſen empfangen. Es gibt Gaſthäuſer, die früher dreißig und vierzig Poſtpferde hielten und jezt kaum zwei bedürfen, und in gleichem Verhältniſſe iſt mancher andere ſchmerzliche Wechſel eingetreten. Doch ſtehen dem gegenüber ſchon jezt ſo ungeheure, dem Eiſenbahnſyſtem zu dankende Vortheile für Handel und Gewerbe, daß der alte Grundſatz: salus publica suprema lex, vielleicht nie eine verſöhnendere Anwendung gefunden. Und wenn ich ſage: ſchon jezt, ſo meine ich, daß, wie groß und wunderbar auch das engliſche Eiſenbahnſyſtem bereits in ſeinen jezigen Wirkungen erſcheint, es doch eigentlich noch am Anfange ſteht und Jahre vorübergehen werden, ehe das Kind zum Manne reift. Ganz beſonders möchte ich damit auf die den meiſten engliſchen Eiſenbahnunternehmern zur Zeit fehlende Ueberzeugung hindeuten, daß ihre Fahrſätze zu hoch ſind, zu hoch gegen ihr eigenes Intereſſe. Sie ſind niedriger als in den Mail- oder Stagecoaches, ſie betragen im Allgemeinen vielleicht kaum die Hälfte; aber darauf kommt durchaus nichts an. Alle Vergleichungen mit dem alten Fahrſyſteme müſſen bei Seite geſchoben werden. Die alleinige Frage, um welche es ſich handelt, iſt die, ob das Intereſſe der Geſellſchaften durch hohe oder durch niedrige Preiſe am beſten befördert werde? Nichts kann darauf richtigere Antwort geben als Ziffern. — In Belgien exiſtiren vier Wagenklaſſen. Davon hat bisher die erſte 5 Procent, die zweite 9, die dritte 32, die vierte 54 Procent rentirt. Das Princip liegt auf der Hand. — Nun England. Ich wähle als mir zugänglichen Nachweis die Rechnungen der Mancheſter, Bolton und Bury, ſowie der Leeds-Selby Eiſenbahn. — Die drei erſtgenannten Bahnen hatten bis zum 12ten Juli 1838 folgende Sätze: 2 Schillinge 6 Pence erſte Wagenklaſſe; 2 Schillinge zweite Klaſſe; ein Schilling dritte Klaſſe. Während der ſechs, mit dem 12ten Juli endigenden Wochen hatte die Zahl der Paſſagiere ſich auf 26,579 und das Perſonengeld auf 1911 Pfund belaufen. Vom 12ten Juli an wurden die Sätze der erſten und zweiten Klaſſe um einen halben Schilling ermäßigt; der Satz für die dritte Wagenklaſſe blieb unverändert. Am Ende der nächſten ſechs Wochen belief die Zahl der Paſſagiere ſich auf 35,128 und das Perſonengeld auf 2129 Pfund. Nun wurden die Sätze zurück auf den frühern Fuß geſtellt und am Ende der nächſten ſechs Wochen fand ſich ziemlich genau das erſte Reſultat. — Auf der Leeds-Selby Eiſenbahn betrugen im Jahr 1835 — 36 die Sätze für die erſte Wagenklaſſe drei Schillinge, für die zweite zwei Schillinge, und der Paſſagiere waren 100,895. Für das Rechnungsjahr 1836 bis 1837 wurden die Sätze erhöht, auf vier Schillinge die erſte, drei Schillinge die zweite Wagenklaſſe, und der Paſſagiere waren 88,957. Nun ſteigerte man für 1837—38 bloß den Satz der erſten Wagenklaſſe, und zwar auf fünf Schillinge, und der Paſſagiere waren 70,625. Alſo kehrte man für 1838 – 39 zu den frühern vier Schillingen zurück, und der Paſſagiere waren 90,637. Für gegenwärtiges Jahr iſt man auf die urſprünglichen Sätze von drei und zwei Schillingen zurückgegangen und der Ertrag von acht Monaten hat bereits den des ganzen Jahrs 1838 — 1839 überſtiegen. — Zahlen bringen jeden Einwand zum Schweigen.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 99 u. Monatsr. September.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Vierunddreiſsigſter Jahrgang.

1840.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und derleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allg emeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußerebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit den othwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorger hoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kunſtwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**,“ mit Einſchluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**“ . . . . 5 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Battes an.)

Gedichte.

Gedichte von F. Kugler. 236.
Blick und Wort. Von G. Zimmermann. 237.
Rauchs Danaide. Von F. Kugler. 241.
Bei Immermanns Tod. Von F. Oswald. 243.
Bruchſtücke aus dem Drama Cola Rienzi. Von O. Müller. 245. 246.
Die Perlen. Von G. Zimmermann. 252.
Lieder eines Grenzers. Von F. Adam. 255.
Eine Rheinfahrt. Von F. Dingelſtedt. 258.
Das Vermächtniß. Von F. Kugler. 261.

Räthſel.

Die Umarmung. 256.

Erzählungen.

Achtzehn Jahr — weißes Haar. 257.
Caglioſtro. 240 — 244.
Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. 249 — 252.
Der Buckligte. 254 — 259.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe aus Flandern. 238. 239.
Spaziergang durch das Hirſchberger Thal. 253. 254. – 256. 257.

Naturwiſſenſchaftliches.

Gaſtronomiſche Spaziergänge. 244. 245. 246. 247. 248. — 260.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Pariſer Spaziergänge. 233 – 240.
Jean Paul und ſeine Denkmale. 235. 236.
Ueber alte und neue Häuslichkeit. Von S. Schott. 241. 242.
Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena. Von A. Reumont. 247 — 253.
Blumenmädchen in Florenz. 258.
Marie Lafarge. 259 — 261.

Korreſpondenz.

Nürnberg. 235. 236. 237. 238. — Coburg. 237. 238. — Hannover. 239. 240. — Erlangen. 241. 242. 243. — Paris. 243. 244. 245. 246. 247. — 256. 257. 258. — Dresden. 246. 247. 248. — Bremen. 249. 250. — Berlin. 250. 251. 252. 253. — Turin. 253. — Prag. 254. 255. — Florenz. 259. 260. 261.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Dichtkunſt. 1) Fabeln und poetiſche Erzählungen von G. C. Pfeffel, in Auswahl herausgegeben von H. Hauff. — 2) Dichtungen von Hermann Kurz.

Nro. 101.

Lebensbeſchreibung. Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernſt Moriz Arndt.

Nro. 102.

Lebensbeſchreibung. Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernſt Moriz Arndt. (Fortſetzung.)

Nro. 103.

Lebensbeſchreibung. Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernſt Moriz Arndt. (Schluß.)

Nro. 104.

Deutſche Geſchichte. Vorarlberg. Aus den Papieren des Prieſters F. J. Weizenegger. In drei Abtheilungen. Bearbeitet von M. Merkle. — Phyſiologie. Ueber Virilescenz und Rejuvenescenz thieriſcher Körper. Von

Digitized by Google

Dr. K. W. Mehliſſ. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Adolph Köttgen. Herausgegeben von J. P. Lange. — Werk über Griechenland. Die Verfaſſung der ioniſchen Inſeln und die neueſten Bemühungen, eine Reform derſelben herbeizuführen. Von Geh. Juſtizrath Neigebauer.

Nro. 105.

Dramatiſche Dichtkunſt. 1) Die dramatiſche Poeſie der Deutſchen. Von Joſeph Kehrein. — 2) Allgemeines Theaterlexikon oder Encyclopädie alles Wiſſenswerthen für Bühnenkünſtler, Dilettanten und Theaterfreunde, unter Mitwirkung der ſachkundigſten Schriftſteller Deutſchlands herausgegeben von R. Blum, K. Herloßſohn, H. Markgraff. — 3) Theaterlexikon. Herausgegeben von Ph. J. Düringer. — 4) Ueber die Schaubühne. Von einem großen Verſtorbenen. — Tagespolitik. Blick auf die Lage von Europa. Geſchrieben im Junius 1840.

Nro. 106.

Dramatiſche Dichtkunſt. 5) Calderons Schauſpiele, überſezt von J. D. Gries. Zweite durchgeſehene Ausgabe. — 6) Eine kurtze Comedien von der Geburt des Herren Chriſti. Von den Prinzen und Prinzeſſinnen des Churfürſtl. Hofes im Jahr 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handſchrift nebſt geſchichtlicher Einleitung. — 7) Bianca Medicis, Drama in vier Akten von Fr. Löhle. — 8) Mas' Aniello. Geſchichtliche Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Fiſcher. — 9) Merwich. Ein Trauerſpiel. — 10) Karl I., König von Großbritannien. Trauerſpiel in fünf Akten von Franz Bernoth. — 11) Camoens im Exil. Dramatiſches Gedicht in einem Akt von Uffo Horn. — 12) Shakespeare in der Heimath oder die Freunde. Schauſpiel in vier Akten von Karl von Holtei. — 13) Albrecht Dürer. Dramatiſches Gedicht in ſechs Bildern. Der Erinnerung des Meiſters geweiht von F. Wagner. — 14) Lorbeerbaum und Bettelſtab, oder drei Winter eines deutſchen Dichters. Schauſpiel in drei Akten von Karl v. Holtei. — Politiſche Wiſſenſchaften. Nicolo Machiavelli's ſämmtliche Werke. Aus dem Italieniſchen überſezt von von J. Ziegler.

107.

Literaturgeſchichte. 1) Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur neuerer und neueſter Zeit (1789 — 1837). Von Dr. K. W. E. Mager. — 2) Lehrbuch der Literärgeſchichte von Gräße. Zweiter Band. Literatur der berühmteſten Völker des Mittelalters.

108.

Die neueſten Werke Tholucks. 1) Predigten über Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und Lebens von A. Tholuck. — Dramatiſche Dichtkunſt. 15) Die Schlacht am Morgarten. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von W. Rueß.

Nro. 109.

Die neueſten Werke Tholucks. 2) Stunden chriſtlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von A. Tholuck. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Auguſt Lamey. —

Nro. 110.

Die neueſten Werke Tholucks. 3) Vermiſchte Schriften, größtentheils apologetiſchen Inhalts von A. Tholuck. — Biographie. Bruchſtücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irwings, geweſenen Predigers an der ſchottiſchen Nationalkirche in London. Herausg. von Mich. Hohl. Mit Irwings Handſchrift und Bildniß.

Kunſt-Blatt.

Nro. 79.

Lithographiſche Werke. 1) Die vorzüglichſten Werke der königlichen Galerie in Dresden, nach den Originalen auf Stein gezeichnet. Herausg. von Franz Hanfſtängl. — Ueber Martin Schongauer als Maler und ſeine Werke in Colmar. (Schluß.) — Muſeen und Sammlungen. — Kunſtausſtellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 80.

Lithographiſche Werke. (Schluß.) 2) Chriſtliches Kunſtſtreben in der öſterreichiſchen Monarchie. Herausgegeben von P. Bohmanns Erben in Prag. — 3) Neue Malerwerke aus München. Eine Auswahl von 48 neuen Gemälden vorzüglicher Künſtler in München, in lithographirten Nachbildungen von Friedrich Hohe und Andern, mit einer Einleitung über Entwickelung und Gang der neuen Malerei in München und mit biographiſchen Skizzen einzelner Künſtler. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Steinſchneidekunſt. — Malerei.

Nro. 81.

Nekrolog. Dr. Gaye.

Nro. 82.

Zur italieniſchen Kunſtgeſchichte. — Malerei.

Nro. 83.

Kunſtgeſchichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye etc. — Biographiſches. Les Artistes contemporains. Portraits lithographiés d'après nature par C. Baugniet etc. — Malerei.

Nro. 84.

Kunſtgeſchichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye etc. (Fortſetzung.) — Biographiſches. Les Artistes contemporains. Portraits lithographiés d'après nature par C. Baugniet etc. (Fortſetzung.) — Alterthümer. — Ethik der Kunſt. — Artiſtiſcher Verkehr. — Techniſches. — Neue Kupferſtiche. — Kupferwerke.

Nro. 85.

Kunſtgeſchichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye etc. (Fortſetzung.) — Kupferwerke. — Lithographien. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 86.

Friedrich, der Landſchaftsmaler, mit Fragmenten aus nachgelaſſenen Papieren deſſelben. — Kunſtgeſchichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye etc. (Schluß.) — Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 87.

Biographiſches. Les artistes contemporains. Portraits lithographiés d'après nature par C. Baugniet etc. (Fortſetzung.) — Friedrich, der Landſchaftsmaler, mit Fragmenten aus nachgelaſſenen Papieren deſſelben. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. Oktober 1840.

Jamais parc ne fut mieux percé. Voulez-vous une promenade solitaire, vous trouverez des allées peu ou point fréquentées; voulez-vous jouir du grand monde, non seulement vous y verrez de très-jolies femmes, mais vous y trouverez encore tout ce qui peut charmer l'oeil et le goût par l'élégance des voitures.

Le livre des Cent-et-un.

Pariſer Spaziergänge.

2) Das Gehölz von Boulogne.

Das Gehölz von Boulogne liegt außerhalb des Weichbildes der Hauptſtadt, hinter der Vorſtadt Chaillot und etwa tauſend Schritte von dem Triumphbogen der Sternbarrière. Es iſt eine geräumige, ſandige Fläche, größtentheils mit Laubholz, mit Eichen und Hagebuchen, hie und da mit einigen Tannen und allerlei Geſträuch und Buſchwerk bedeckt, welche unbehauen und ungeſtuzt, ohne die Scheere und Künſtelei eines Gärtners fortwachſen und in verſchiedene Schläge abgetheilt ſind. Der Boden und die Bäume laſſen ſich am beſten mit dem Berliner Thiergarten oder dem Münchner engliſchen Garten vergleichen, nur mit dem Unterſchiede, daß jede dieſer Anlagen einen ſchönen Strom zur Seite und außerdem manches Waſſer hat, wogegen hier das Waſſer ſehr ſelten und kärglich zugemeſſen iſt. In dem ganzen Gehölz trifft man nur einen winzigen Teich, nahe am Thor von Auteuil gelegen und daher gewöhnlich in abſichtsloſem Epigramm die Auteuiller Pfütze (la mare d'Auteuil) genannt; es iſt in der That nichts als ein Pfuhl, welcher aus dem großen Behälter von Paſſy mit Seinewaſſer geſpeist wird und ohne dieſe Nahrung bald austrocknen würde. Er iſt ringsum mit Pappeln und Trauerweiden bepflanzt und mit Bänken zum Sitzen und Ausruhen verſehen, welche ihn zum Lieblingsaufenthalt und Sammelplatz der ermüdeten Spaziergänger machen. Ein dicht daneben befindlicher Hügel iſt zu einem Labyrinth eingerichtet und auf der Höhe mit einer Ceder bepflanzt. Der Sitz hier oben hat nicht mehr Anziehendes, als die Bank unter der berühmten Ceder vom Libanon im Pariſer Pflanzengarten, welche übrigens vor der Ceder des Boulogner Gehölzes den romantiſch klingenden Namen und hundert Jahre Wachsthum voraus hat. Ich mag die eine ſo wenig als die andere; denn ich kenne keinen unwirthbareren Baum, als die Ceder. Zwiſchen dem traurigen Stachellaube ihrer kalten Aeſte, welche unwillkührlich fröſteln machen, niſtet kein Vogel; nur den ſchnarrenden Ton des Todtenvogels hört man zuweilen in dem Wipfel; herbſtlich ſaust der Wind durch das ſtarre, dem ſanftern Hauch unbewegliche Laub. Immerhin aber gehört dieſer Hügel nebſt dem daran liegenden kleinen Teich zu den maleriſchſten Punkten des Boulogner Gehölzes, was allerdings nicht viel auf ſich hat: wo nichts iſt, verliert der Kaiſer ſein Recht. Die Natur hat für dieſes Gehölz äußerſt wenig gethan, faſt noch weniger als die Kunſt; es iſt ein ſehr gewöhnlicher Wald, der ſogar der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Holzarten, der Pracht und Majeſtät hundertjähriger

Digitized by Google

Bäume entbehrt, und nur die Menſchen, die darin wimmeln und ſich tummeln, können ihm einiges Anſehen und Intereſſe geben.

Noch immer bedauern die Pariſer den Verluſt des großen, vor fünf-und-zwanzig Jahren von den Engländern umgehauenen Eichenwaldes, welcher theils als Brennholz zum Bivouacfeuer der im Gehölz von Boulogne campirenden Alliirten verbraucht, theils aber auch als Klafterholz an die unpatriotiſch geſinnten Bewohner der umliegenden Dörfer verkauft wurde. Nach den wenigen davon noch vorhandenen Ueberreſten iſt dieſer Schaden in der That zu beklagen und ſchwer zu erſetzen. Die hie und da ſtehen gebliebenen Eichen ſind ungemein ſtämmig und ihre Form zeigt ganz die Kraft und den Charakter der Dauer für Jahrhunderte, den die unſrigen an der Stirn tragen. Ein koloſſales Prachtexemplar findet man zwiſchen Auteuil und Boulogne. Dieſe koſtbare Eiche, von wenigſtens ſechs Fuß im Durchmeſſer, breitet ihre mächtigen Arme im weiten Umfang nach allen Seiten aus und ſchließt ihre Krone nicht wie gewöhnlich in Kugelgeſtalt, ſondern faſt in Pyramidalform ab, wie mir die Eichen ſehr ſelten vorgekommen. Im Schatten dieſer Rieſeneiche würde ich oft ruhen, wenn ich in der Nachbarſchaft auf dem Lande wohnte und es mir vergönnt wäre, das Gehölz von Boulogne nach Behagen zu genießen. Unangenehm ſtörend wirken jedoch die Melonenſchalen, Hühnergerippe, Schinkenknochen und andere noch undelikatere Spuren, welche die unſentimentalen Pariſer von ihrem ſonntäglichen Dageweſenſeyn umher zurücklaſſen.

Das Gehölz iſt rings mit einer hohen Mauer umgeben, die an fünf Meilen im Umkreiſe hat, und mehrere Thorwege führen zu verſchiedenen Seiten hinein. Neben dieſen Einfahrten in niedlichen Häuschen wohnen die Holzwächter und Speiſewirthe, welche zum Theil bloß Milch und geringe Erfriſchungen verabreichen, zum Theil aber auch Reſtaurationen im Pariſer Styl halten. Das hier früher gehegte Hochwild iſt in der erſten franzöſiſchen Revolution vertilgt worden; Hirſche, Rehe und andere edle Thiere ſieht man nun nicht mehr; ſie haben mit dem Sturz des alten Königthums ihre Verſorgung und Sicherheit verloren. Die Faſanerien, welche Karl X. im Boulogner Gehölz ſtiftete, hat die Julirevolution zerſtört; einige wenige Seidenhaſen ſind Alles, was hier von Wildpret übrig geblieben. Mehrere Theile des Gehölzes tragen einen ganz wilden Charakter, zeigen nur kümmerliche, verkrüppelte Eichen, und unter elendem Geſtrüpp Farren und Heidekraut. An andern Stellen machen die Menſchen und ihr lebendiges Getreibe und Gewimmel das ſchön und anmuthig, was ſeiner Natur nach nie reizend und anmuthig werden kann. An verſchiedenen Punkten ſind mehrere Häuschen und Plätze im Freien als Tanzſäle und Tabagien eingerichtet. Stühle und Bänke ſtehen an kleinen Tiſchen unter den Bäumen umher. Die breiten Wege, mit mannigfaltiger Staffage belebt, laſſen die unmaleriſche Oede der Gegend vergeſſen. Schöne Frauen, von huldigenden Männern begleitet, fahren in offenen Kaleſchen durch den Wald; Studenten und Griſetten machen einen Spazierritt auf Eſeln; Handlungsdiener, welche an Feiertagen, wo Elle und Federwiſch bei Seite gelegt werden, die vornehme Welt nachahmen und ſich wie Gentlemen aufführen möchten, jagen im Galopp auf ausgehungerten, ohnmächtigen Miethgäulen vorüber und miſchen ſich unter die Dandies und Ladies, welche auf engliſchen Racepferden und arabiſchen Vollbluthengſten dahin ſprengen.

Am zahlreichſten iſt der Zudrang von Fahrenden und Reitenden in der ſchönen Kaſtanienallee zwiſchen dem Einfahrtsthore von Maillot und dem von Longchamps, welche die Mode in ihren Schutz genommen und zum Paradeplatz des Pferde- und Wagenluxus auserkoren hat. An ſchönen Nachmittagen in der Woche iſt dieſe Allee mit einer langen Reihe von Wagen und Reitern bedeckt, die hin und her fahren und reiten. Da iſt es an trockenen Tagen durchaus unmöglich, durch den Staub zu kommen, und wer in einem anſtändigen Aufzuge vor den Leuten erſcheinen will, muß durchaus einen Wagen beſteigen; allein auch von da aus ſieht man die ſchönen Weiber nur hinter einer von dem Hufſchlag der Pferde und dem Umdrehen der Wagenräder aufſteigenden dicken Staubwolke, welche ſie wie mit grauem Flor überzieht. Der Anblick iſt mir unerträglich, und um den fatalen Eindruck dieſer ſtaubigen Hülle in meinem Gedächtniß auszulöſchen, muß ich am Abend in der Orangenallee des Tuileriengartens oder auf dem Boulevard de Gand vor dem Café de Paris auf und ab gehen, wo ſich die Blüthe der Pariſer Weiber und Leiber im Schimmer des milden Mondlichts und bei heller Gasbeleuchtung verſammelt.

(Fortſetzung folgt.)

Jean Paul und ſeine Denkmale.

Das erſte Denkmal Jean Pauls ſtellte ihm ſeine Gattin über ſein Grab in Bayreuth, das zweite wird ihm in ſeiner Geburtsſtadt Wunſiedel errichtet, das dritte ſezt ihm König Ludwig von Bayern in der Halle des bayriſchen Ruhmes in München, das vierte derſelbe kunſtliebende Monarch in Bayreuth, und als das fünfte begrüßen wir dasjenige, das die Buchdruckerkunſt im gegenwärtigen Jahre ihrer vierten Säcularfeier in der

Digitized by Google

neuen und ſchönen Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke ihm aufgerichtet.

Wo unter Blumen und Gras im Schatten einer Trauereſche auf dem Kirchhof zu Bayreuth das Herz ruht, das mit einer ſeltenen Liebe für die Menſchheit, ja für jedes kleinſte Gebilde in der Schöpfung ſchlug, erhebt ſich ein einfacher Marmorobelisk mit dem Namen Jean Paul Friedrich Richter. Wer könnte ohne Bewegung an dieſe geweihte Stätte treten, wo aus dem leiſen, durch Halme und Blumenkelche ziehenden Hauche des Abendwindes der Mund zu ſprechen ſcheint, der jede Knoſpe zur Blüthe der Luſt, der an jeder Scholle eine Quelle der Labung aufgeſchloſſen und dennoch unſere Seele mit unverwandtem Blick hinüber zu dauerndern Frühlingen, zu einer nie verſiegbaren Quelle leitet! — „Dunkle Erde," ſo tönet die wohlbekannte Stimme, „du biſt unter mir offen; göttlicher Himmel, du biſt über mir offen! O bleibt mir beide aufgethan, nehmt mich beide auf, wenn ich ſterbe! Streuet Blumen auf mein Grab, ihr Geliebten! Ihr brachtet ſie ja ſonſt bei dem Wiegenfeſte. Ich feire jezt mein größtes: die Erde iſt die Wiege des Himmels!"

Von der Wiege, ſagt man, zum Grabe ſey nur ein Schritt. So werden wir ihn leicht zurück thun können zu der Geburtsſtätte Jean Pauls, dem freundlichen Wunſiedel. Bis das vereinte Deutſchland den Männern, die dort ſich verbunden, ihrem gefeierten Landsmann ein öffentliches Denkmal zu errichten, dazu die ausreichenden Mittel an und in die Hand gegeben haben wird, begnügen wir uns, wenn man uns in das Haus führt, wo ſeine Eltern gewohnt und er zuerſt mit zagenden Schritten den Boden berührt, von dem er bald mit ſchnell wachſenden kräftigen Schwingen ſich und uns in fernſte Weiten getragen; wir treten an das Bett, das Zufall und Pietät vor Zerſtörung bewahrt, in dem das beglückte Kindlein im Frühling 1763 kommenden Sommern entgegen ſchlummerte, und freuen uns, in demſelben Zimmer auch Züge der Hand zu finden, deren ſanften Druck wir in jedem Wort empfinden, das ſie zur Freude, Belehrung und Erhebung der Menſchheit geſchrieben. — Und was ſchrieb ſie an dieſen Denkſtein der früheſten Kindheit? „Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen, hohen Gebirge, deſſen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niederſehen! Deinen Bergthron haſt du verſchönert durch die Thronſtufen zu ihm, und deine Heilquelle gibt die Kraft — nicht dir, ſondern — dem Kranken, hinaufzuſteigen zum Thronhimmel über ſich und zum Beherrſchen der weiten Dörfer und Länderebene. — Ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute, lichte Stadt."

Bis zum Herbſt des Jahres 1841 wird in Bayreuth, unweit dem Haus, in dem Jean Paul gewohnt, auf offenem, freien Platze neben der Poſt die koloſſale, in Erz gegoſſene Statue des Dichters, der dieſer Stadt angehört, wie Goethe, Wieland, Herder und Schiller Weimar angehören, aufgerichtet werden. Die Kunſt iſt die höchſte Sprache der Verehrung; in ihr hat der König von Bayern in umfaſſender Weiſe das Mittel erkannt, ſich, ſeine Geſinnung, ſeine Anſichten über Welt, Geſchichte und Menſchen auszuſprechen: er iſt es, auf deſſen Befehl dieſes Ehrendenkmal Jean Pauls ausgeführt wird. Schwanthaler in München modellirt die Statue, Stiglmaier wird ſie in Erz gießen. — So oft ich in die Werkſtatt jenes Bildhauers trete, wo man eben beſchäftigt iſt, über dem Knochen- und Nervenſyſtem von Holz und Draht den prometheiſchen Erdenkloß zu befeſtigen und zu formen, drängt ſich in mir die Frage auf: Was würde der Selige dazu ſagen, wenn er ſich hier ſtehen ſähe, wie die Kunſt an ihm herumklettert und knetet, um ſeine Beine in eine Stellung und Rock und Geſicht in Falten zu bringen, mit denen er ſich vor der Welt kann ſehen laſſen?

Nichts vielleicht, denke ich dann, als was er wirklich ſchon geſagt: „Es ſchien mir längſt, daß Schriftſteller nicht lebendig, ſondern abgeformt zu ihrer Nachwelt kommen ſollen, wie man die zarten Forellen nur geſotten verſchickt. Man ſteckt uns nicht eher das Lorbeerreis, wie den wilden Sauen die Zitrone, in den Mund, als bis man uns gepürſcht aufträgt. — Indeß," würde er fortfahren, „iſt nicht unbekannt geblieben, daß es doch vor Jahren einen Mann gegeben, dem mein Verdienſt nicht gänzlich entgangen, und der bei Zeiten an eine leibliche Verherrlichung gedacht, und zwar in einer Zeit, da mein Name noch in der Pelzhaut eines Haſus* verſteckt und meine Werke ſämmtlich von den Mumien an noch am Eierſtocke feſtſaßen. Und dieſer Mann von unverkennbar löblicher Geſinnung gegen gegenwärtigen Jubilar und Verherrlichten, der noch obendrein alle ſeine nachfahrenden Mäcene und Auguſte dadurch überbot, daß er Muth genug beſaß, einigen Scherz einzuflechten, war Niemand anders, als — ich ſelbſt."

„In der That hielt mich von der Publikation des Blattes, das ich ſogleich vorlegen werde und das ich bereits im Jahre 1785, alſo drei Jahre vor Erſcheinen meines erſten Romans, fertig in Händen hatte, nichts ab, als die Beſorgniß, man könnte die Sache für Spaß und für eine verdeckte Abwehr anſehen, und ſich nachgehends ſehr hüten, mir irgend eine Ehre zu erweiſen vor der lezten."

(Schluß folgt.)

* So nannte er ſich in der Vorrede zu den Teufels-Papieren, 1788.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, September.

(Fortſezung.)

V o l k s f e ſ t.

Das diesjährige Volksfeſt begann hier wegen des Lagers um einige Tage früher als gewöhnlich, am 25ſten Auguſt, und dauerte bis zum lezten Auguſt. Den eigentlichen Tummelplaz deſſelben bildet das weite, eine kleine halbe Stunde ſüdlich von der Stadt entfernte, zu jeder andern Jahrszeit öde Ludwigsfeld. Hier hatte ſich eine länglichrunde Zeltſtadt erhoben mit breiten Straßen und Gaſſen, mit mehr oder minder elegant eingerichteten Wirthſchaftsbuden, Bier- und Weinſchenken, mit Boutiken und Kramſtänden mancherlei Art; hier waren Caronſſels und Wiener Affentheater, trieben Kunſtreiter, Taſchenſpieler, Bauchredner, Müzendreher, Athleten, Puppenſpiele, Leute, welche die Stimmen aller Vögel nachahmten, Bajazzos und Hanswürſte und Muſikanten jeder Art und aus allen Gegenden ihre Künſte und ihr Weſen; dahin goſſen Stadt und Umgegend aus weiter Ferne an den Nachmittagen ihre Bevölkerung aus, und dann war auf dem ganzen unüberſehbaren Ludwigsfeld nur ein Drängen und Wogen, ein Rauſchen und Jauchzen, ein Muſiziren und Jubiliren; und in dem Menſchengewühle drängten ſich alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft bunt durcheinander, nirgends etwas Ausſchließliches, aber auch nirgends etwas Gemeines, ohne Beithun von Polizei überall Ordnung und Anſtand. In einem weitern, um die Budenſtadt gezogenen Kreiſe war die Bahn für die Pferderennen abgeſteckt, welche nebſt Schauſtellungen von Rindvieh und Schaafen einen Haupttheil der Volksfeſte ausmachten, und welche die lebhaftere Theilnahme auch der Landbevölkerung an denſelben bewirken. Nebenan war eine weitläufige Schautribüne errichtet, von der aus man das ganze Feld überſehen konnte; noch weiter abwärts waren Pläze für verſchiedene Kampfſpiele eingerichtet, namentlich für das anziehende Stahl- und Bolzenſchießen, das hier noch viel geübt und meiſterhaft verſtanden wird, ferner mehrere Stände und Scheiben zum Büchſenſchießen. Für alle dieſe Wettübungen ſind natürlich Preiſe zur Ermunterung und zur Belohnung der tüchtigſten Wettgänger ausgeſezt.

Am 25ſten Auguſt, des Königs Ludwig Geburts- und Namenstag, fanden die Hauptfeſtlichkeiten, der erſte Feſtzug, Pferderennen und Preisvertheilung ſtatt; an dieſem Tage wurde auch die Ausſtellung bayriſcher Induſtrieerzeugniſſe eröffnet, die bis zum Oktober dauern wird. Da ſah man eine ungeheure Menſchenmenge ſchon früh am Morgen die Stadt durchwogen, und Nachmittags waren auf dem Ludwigsfelde gewiß dreißigtauſend Menſchen verſammelt. Schon um acht Uhr war Parade und die Truppen zogen nach derſelben an dem altehrwürdigen, reichgeſchmückten Rathhauſe vorüber in die proteſtantiſche und katholiſche Kirche; nach dem Gottesdienſt um zehn Uhr begann eine paſſende Vorſtellung im Theater, in dem während der Dauer des Volksfeſtes nicht Abends, ſondern Morgens geſpielt wurde. Um zwei Uhr ging der Zug vom deutſchen Hauſe aus. Welch eine lange, bunte und ſchmucke Reihe von Reitern, Fußgängern und Fahrenden, Alle in mittelalterlicher oder in Landestracht! Nürnberg hat den Ruhm, vor allen Städten des Königreichs, ſelbſt vor München, bei ſeinem Volksfeſt den größten, reichſten und geſchmackvollſten Feſtzug aufzuſtellen. Voran zogen auf ſtattlichen Roſſen die Herolde und Wappenträger der Stadt, Ritter als Repräſentanten der alten patriciſchen Geſchlechter, einer in voller glänzender Stahlrüſtung; ſodann folgten ſämmtliche Gewerke mit ihren Fahnen und Inſignien, theils zu Pferde, theils zu Fuß, Alle in altgebräuchlichem Koſtüme; weiterhin die feſtlich geſchmückten Träger der für Auszeichnung im Gewerbfleiß beſtimmten Preiſe, die ſchlanken, leichtfüßigen Rennpferde, welche ſich um die ausgeſezten Preiſe, Nationalfahnen mit angebundenen bayriſchen Thalern, bewerben wollten, die Träger der leztern, eine Abtheilung junger Lehrlinge des Armbruſtſchießens mit Preiſen, in den Landesfarben gekleidet, die Stahl- und Bogenſchüzen, die Büchſenſchüzen aus der Bürgerſchaft und aus dem Militär in Uniform mit nachfolgenden Trägern der koſtbarſten für die beſten Schüzen beſtimmten Preiſe. An dieſen ſchon ſo ausgedehnten Zug ſchloß ſich noch eine lange Reihe großer Bauernwagen aus den umliegenden Dörfern an, ganz mit Kränzen, Blumen, Laubwerk und Fähnlein umwunden und überdeckt und mit jubelndem Landvolk beſezt, das die verſchiedenen ländlichen Arbeiten mitunter auf die ergözlichſte Weiſe veranſchaulichte, und zwiſchen den Wagen einher ritten Fähnlein von jungen, gleichförmig gekleideten Landburſchen, jodelnd und Fahnen ſchwenkend. So bewegte ſich der lange maleriſche Feſtzug unter dem Vorſpiel von Muſikbanden und begleitet von kleinen und großen Hanswürſten, die unterweg allerlei Poſſen und Gaukeleien trieben, auch von einigen Charaktermasken, wie dem Tell mit ſeinem Knaben bei den Bogenſchüzen, durch die Straßen der Stadt dem Ludwigsfeld zu und machte hier einigemal den Umzug durch die runde Zeltſtadt. Alsdann begann das Pferderennen und die feierliche Vertheilung einer großen Zahl von Preiſen, die zumeiſt Landleuten zufielen, und welche die Freude der Betheiligten und der Zuſchauer zu lauten Ausbrüchen ſteigerten. Auf andern Pläzen hatten die Wettſpiele unterdeſſen ebenfalls begonnen. Unter ihnen war das Bogenſchießen am intereſſanteſten, in welcher altdeutſchen Kunſt einige Theilnehmer eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit bewährten; ein ſchwarzer hölzerner Vogel ſchwebte auf einer weit über hundert Fuß hohen Stange; er war das Ziel der Schüzen und wurde in kleinen Stücken herabgeholt; die meiſten Bolzen trafen die Flügel oder die Bruſt, riſſen Federn herab oder prallten krachend zurück, der Bogenſehne große Spannkraft zeigend, und die fehlenden Bolzen flogen mehrfach höher als die Stange pfeilſchnell den Wolken zu. Von dem Wogen und Lärmen und Muſiziren, von dem ungeheuern Menſchengewühle auf dem ganzen Ludwigsfelde, innerhalb und außerhalb der Zelte, kann man ſich kaum einen Begriff machen. Gegen Abend flackerten auf tauſend Punkten Holzfeuer auf, die Zelte erleuchteten von außen und innen eine Menge Lampen, Lichter und Kronleuchter. Das Ganze glich einem Feuermeer, hunderte von Pechfackeln, die man überall zum Kaufe ausgeboten fand, wurden angezündet, und die meiſten Menſchen ſchwangen auf der Heimkehr in die Stadt eine ſolche Fackel in der Hand, dadurch eine Feuerlinie durch die dunkle Nacht bis an das Stadtthor zeichnend, dem ebenfalls eine geſchmackvolle Erleuchtung gegeben worden war. — Zwei Tage ſpäter wiederholte ſich der Zug, das Pferderennen, die andern Wettkämpfe und die Preisvertheilung. Am lezten Auguſttage aber wurde die ephemere Zeltſtadt mit aller Schnelligkeit auf dem Ludwigsfelde abgebrochen, das nun wieder bis zum nächſten Jahr in größter Stille ausruht, um für dießesmal mit Buden, Theatern und Menſchen gleichſam nur einen Sprung nach dem Lager von Nürnberg hin zu machen, das am 1ſten September aufgerichtet und von 16,000 Mann Infanterie und Artillerie bezogen wurde.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. Oktober 1840.

Strebe dem Wind nur entgegen,
Grüße den Himmel mit Luſt!
Athme den Feind aus der Bruſt!
Platen.

Gedichte von Franz Kugler. *

Trennung.

Andern zieme das Verzagen
Und ein eitles Klagewort;
Ob die Beſten auch entſagen,
„Wandre du nur ſtille fort!“

Hinter jenem Nebelſchleier
Leuchtet deines Sternes Licht,
Welches freier ſchon und freier
Durch die trübe Hülle bricht.

Und in deines Buſens Grunde
Iſt es liebewarm und hell,
Und es wandelt ſich die Wunde
Zum lebend'gen Liederquell.

Liebesnähe.

Nun iſt mit ſeinem lauten Treiben
Der heiße Tag zur Ruh gebracht,
Und nur die kühlen Brunnen bleiben
Einſam geſchäftig über Nacht.

Und wie ſich tiefgeheime Kunde
Im Morgendämmer offenbart,
So ſteigt aus meines Herzens Grunde
Die Sehnſucht, die mein Leben ward.

Es ſchläft, was mich am Tag umdüſtert,
Was mich verwirrt, bedrängt, gequält:
Mir iſt, als ob dein Mund mir flüſtert,
Dein Hauch dem meinen ſich vermählt.

Beim Studium der Architekturgeſchichte.

Komm und ſieh, mein trautes Mädchen,
Komm und wähle dir in Eil:
Schlöſſer, Kirchen, Burgen, Städtchen,
Was du willſt, ich biet' es feil.

Sey es Nahes oder Fernes,
Sey's von Gothen, von Araben,
Sey's Antikes, ſey's Modernes,
Was du willſt, du ſollſt es haben! —

* Aus der Sammlung der Gedichte von Franz Kugler, welche ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen ſind.

Digitized by Google

„Nicht den königlichen Schimmer,
Nicht der Säulen ſtolze Menge,
Ach, ich wünſche nur drei Zimmer
Mir zu eigen, klein und enge.“

Ja, doch, in der ganzen Mappe —
Sieh, es iſt ein ſolcher Wuſt —
Wie ich hin und wieder klappe,
Die drei Zimmer fehlen juſt.

Jean Paul und ſeine Denkmale.

(Schluß.)

„Nun aber, da auch über dieſe einiges Gras gewachſen und neue hie und da nachſchießen, kann ich mit geringerer Gefahr mit dem Zettel vor die Welt treten und ihr ſagen, wer den erſten Einfall und Plan eines Denkmals gehabt für den Mann da auf dem Poſtament, und unparteiiſche Kunſtrichter auffordern, beide Entwürfe zu vergleichen und zu urtheilen. Hier iſt aber der Zettel:

Meine authentiſche Vorſchrift, wie mein Epitaphium ausſehen ſoll.

Wenn Sulzer Klage führt, daß man die wenigen Denkmaler, die großen Männern noch anſterben, nicht, wie die Alten, an Plätzen des Vergnügens, an volkreichen Spaziergängen, ſondern auf Gottesäckern aufſetzet und begräbt, wo Niemand hinkömmt, als die Grasmagd des Küſters, ſo klage ich vielmehr darüber, daß man das nicht einmal thut, und in die durch ganz Deutſchland zertretene Weſtminſterabtei wird Niemand beigeſezt, als zuweilen ein verdienter — Hund. So bin ich z. B. in der ganzen Ballei der Einzige, der darauf fiel und dazu ein großes Legat auswarf, daß mir ein Epitaphium aufgeſetzet wird, dergleichen noch kein Todter über ſeinem Leibe gehabt, ſo wie ich auch ſelbſt hier die genaue und luſtige Projektion des Grabmals erſt geben muß. Dennoch laſſet ſich, ſelbſt bei einem ſolchen Beiſpiel, disputiren, ob man nicht ganze Pfunde von meinem Leichnam wird einfaulen laſſen, ehe man nur davon hören will, daß einige Thaler zu einem Leichencarmen zuſammengeſchoſſen werden, das ſich mit dem noch reſtirenden Leichnam über meine verſchiedenen Verdienſte — in den verſchiedenen Lagen meines Lebens — beſpricht und dabei wie beſeſſen ſchreit und den Tod fragt, warum er ſeines Orts mich todt gemacht? Zum Glück fragt ein großer Mann nach ſeiner Verkennung viel weniger, als ſeine Bewunderer, weil er gewöhnlich erſt in den Jahren Ruhm verdient, wo er ihn verachtet. Man wende das nicht auf mich an, ſondern auf ſich.

Wenn ein künftiger Reiſebeſchreiber vor meinem Epitaphium vorbeireitet — es ſchimmert ihm leicht in die Augen — und eine Reiſebeſchreibung halb in der Taſche und ganz im Kopfe hat, ſo entſinn' er ſich, daß ich ihn hier erſucht habe, ſeiner Beſchreibung dadurch einen außerordentlichen Glanz zu geben, daß er meine eigene hineinbringt, die ich ihm hier im Voraus gebe.

Der weſentliche Zweck eines Denkmals iſt, einem Menſchen Vergnügen zu machen; es iſt, glaub ich, der lezte Spaß eines Mannes auf dieſer Welt. Es müſſen deßhalb vor allen die Recenſenten in halberhobener Arbeit auf dem Steine niſten, und zwar durchaus in zwei Arten von poetiſchen Figuren. Die Einen, als Teufel ausgehauen, ſchlagen ſich mit der Fama um meine Seele. Die Andern ſind als anatomiſche Profeſſoren hineingemeißelt und dringen mit ihren Händen und Meſſern in meinen Leichnam, um zu ergründen, wo das Uebel ihm ſizt; doch gleich den Würmern, die unter dem Stein dieſelbe Aufgabe löſen, liegt ihnen mehr daran, ſatt als weiſe zu werden. — Es gehört auch in meinen Plan, die vier Fakultäten ſollen verſteinert werden und da ihre acht Hände über die Köpfe zuſammenſchlagen, daß meine eigene wirklich faulen und folglich der Welt nichts mehr liefern, als wachſende Fingernägel, wie der ungelehrteſte Todte auch thut. Jede ſoll außer dem Liripipium (Doktorhut) auf ihrem Kopf eines in der Hand halten, als ob ſie willens wäre, es wegen der Menge meiner Verdienſte in allen Fakultäten mir aufzuſetzen und ihr Bedauern auszudrücken, daß das nicht mehr angeht. Allein es iſt nicht zu ſpät, und ſie ſollen nur aufſehen; ich bin ganz in der Nähe und kann noch tauſend Liripipien aufthun. — Statt des Α und Ω oder יהוה ſoll meine Glandula pinealis auf dem dritten Felde ihren Platz haben; denn ihr habe ich Alles zu danken, meinen Ruhm, meine künftigen Werke, die gegenwärtige Beſchreibung, und wenn auch nicht ſo viel Vergnügen, als vielleicht Andere davon haben, doch eine Garnitur von Weisheitszähnen. — Alle meine Schneider — denn ich ſezte nach und nach die ganze Gilde weniger in Nahrung, als in Arbeit — ſollen auf der vierten Seite des Poſtamentes hinter mir her ſeyn und nach meinem Rocke fangen. Ich weiß nicht erſt ſeit geſtern, daß ſie es nicht nur wie die Damen bei Voltaire thun, die, wenn er in's Theater geht, ihm nachlaufen und die Haare aus ſeinem Pelzfutter rupfen, ſondern auch, um an dem Rocke ſich abzupfänden, den ich ihnen vor meinem Hingang zu zahlen vergeſſen. — Auf dem Poſtamente nun ſteh ich ſelber mit dem Buch in der Hand, in das ich gegenwärtige Beſchreibung geſchrieben; auf dem Kopfe würde ich unfehlbar den Lorbeerkranz haben; denn man

Digitized by Google

will ihn mir mit Gewalt aufſetzen, aber ich ſtehe ſelber als mein Doppelgänger neben mir und leid' es nicht. Uebrigens muß der Steinhauer kein Narr ſeyn und ſeine Anatomie und meine Muskeln zeigen wollen. Ich würde ja mit dieſen vorſpringenden, austretenden Fleiſchbrocken ausſehen wie geſchunden. Ich ſehe aber ganz anders aus und regiere einen ſchönen gebohnten Körper ſeit meinem — Tode; denn nicht der Tod, ſondern das Leben eines Autors, in dem er Hunger leidet, macht ihn zum Gerippe.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Ich begreife nicht, wie die reichen Leute täglich den Staub des Boulogner Gehölzes einſchlucken und wie die Damen ihren Teint und ihre Toilette ſo verderben mögen. Das Spazierenfahren und Reiten daſelbſt iſt einmal Mode, und das iſt die *suprema ratio* der Franzoſen. Für die Chauſſée d'Antin ſcheint das Boulogner Holz die einzig mögliche Promenade; in den dortigen Zirkeln nennt man es deßhalb ſchlechtweg das Holz. „Das Holz war heute ſchön;" „Sie kommen doch morgen in's Holz?" ꝛc. ſind ſtehende Phraſen, welche man in den matten Converſationen und faden Aſſembleen jenes hochbürgerlichen Stadtviertels jedesmal wiederkehren hört, und welche die Frau vom Hauſe dem Deutſchen zuwirft, indem ſie ſeinen fremden Namen verkehrt ausſpricht. Er erwacht, der arme Blödſichtige, aus den Gedanken, in denen er ſich einſam in dieſer langweiligen Abendgeſellſchaft wiegte, er weiß nicht recht, ob ihm oder ſeinem Nachbar die halblaute, froſtige Anrede gilt, er verſteht wohl gar die Frage nicht und iſt verlegen, was er antworten ſoll: kurz, etwas linkiſch ſieht er in jedem Falle aus, bis er ſich ermannt, zu der Dame hintritt und die Converſation mit der Gegenfrage anknüpft: ob das Holz von Boulogne gemeint ſey? Von dieſem Moment iſt es um ſeine Reputation als Gentleman geſchehen.

Während die reitende und fahrende Welt im Boulogner Holz ſich vorzüglich zwiſchen den Thoren von Maillot und Longchamps auf- und abbewegt, halten ſich die Fußgänger beſonders vor den Thoren von Paſſy, Boulogne, Auteuil auf, wo die Lieblingstummelplätze ſind. Jeden erträglichen Sonntag trifft man hier eine Menge Pariſer aus dem wohlhabenden Mittelſtande und aus der Handwerkerklaſſe, welche, nachdem der Schmutz und Staub der Gewerbe abgeſchüttelt und jede Spur der ſchwitzigen und unreinen Arbeitstage vertilgt iſt, in einer etwas glattern Haut erſcheinen und das Freie ſuchen, um ihren Kindern und ſich ſelbſt heilſame Bewegung und friſche Luft zu verſchaffen. An ſolchen Tagen iſt es hier ſehr lebendig von Spielen aller Art, und zwar von freien, natürlichen, ohne Kunſt und Zwang. So oft ich dem hieſigen Treiben zuſehe, iſt mir wohl; man findet hier, was man in den Zirkeln der Pariſer Welt ſo ganz vermißt, die Seele der Geſellſchaft, das, was ſie allein liebenswürdig macht, Ungezwungenheit, Fröhlichkeit, Gemüth. Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen ſpielen Blindekuh, Baumabjagen, Federball oder ſonſt ländliche Spiele; rothbackige Buben ſpringen über Stöcke, jagen und greifen ſich, werfen die Hüte in die Luft und treiben ſonſtigen Muthwillen; Kinder mit lächelnden Geſichtern ſpielen umher an der Erde zu den Füßen ihrer Mütter und pflücken die wenigen Waldblumen, welche dieſe Erde trägt; ganz glücklich und außer ſich vor Freude ſind ſie, wenn hier einmal ein weißer Schmetterling flattert. Alt und Jung, Groß und Klein, Alles iſt herzlich und luſtig, und zwar im höchſten Grade; ſo können ſich nur Leute umtummeln, die, wie der hieſige Kleinbürger und Handwerker der Quartiere Saint-Antoine und Saint-Marceau, Saint-Denis und Saint-Martin die ganze Woche über in den mephitiſchen Dünſten enger, von Schmutz jeder Art ſtarrender Gaſſen und kleiner, ärmlicher Gemächer verlebt, die zugleich Wohnung, Werkſtatt, Kinderſtube, Schlafſtelle, Küche und Vorrathskammer ſind. Iſt es ein Wunder, daß ſelbſt der von der Natur ſtiefmütterlich behandelte Wald von Boulogne ſo bezaubernd auf Kinder und Erwachſene wirkt, welche aus ſolchen Koben und Ställen in's Freie gelaſſen werden? Man vergißt bei dem freieren Wehen der Landluft alle Etikette, wirft den Rock von ſich oder ſchürzt ihn auf, legt Hals- und Buſentuch ab, klettert und ſpringt und vergnügt ſich königlich. Man verzehrt im Grünen an Tiſchen oder an der Erde ſitzend ein mitgebrachtes frugales Mahl, lagert ſich nachläſſig in's Gras und ſchaut freundlich nach Bäumen und Sonne.

In den nahen Dörfern Neuilly, Paſſy, Boulainvilliers, Auteuil, Point-du-Jour, Sablonville, Boulogne gibt es niedliche Wirthshäuſer in Menge. Die ganze Gegend umher iſt ſo recht zu den Freuden des Landes gemacht. Mehrere Landeigenthümer haben ſogar darauf Spekulationen gebaut und ihre Landhäuſer nach Art der Pariſer Hôtels zum Logiren eingerichtet; jedoch halten ſie ihre Preiſe ziemlich hoch. Wer ein Zimmer miethet, muß ſich zugleich verbindlich machen, im Hauſe zu ſpeiſen, und bezahlt ein anſehnliches Koſtgeld, wofür ihm der Genuß des Gartens und der Beſuch des Geſellſchaftsſalons geſtattet iſt. Die prächtigſten und eleganteſten Landhäuſer dieſer Art ſind Beau Séjour am Thor von Paſſy und Villa-nuova an der Straße von Neuilly. Am beſuchteſten iſt Beau Séjour, welches nicht mit Unrecht

Digitized by Google

ſeinen Namen führt. Die nette, zierliche Einrichtung, die freundliche und hübſche Lage dieſes Hauſes und ſeines kleinen Parks, von deſſen Terraſſen man die Ausſicht in das weite, reiche Seinethal hat, ſind höchſt anziehend und übertreffen Alles, was ich von ländlichen Penſionsanſtalten um Paris geſehen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, September.

(Fortſetzung.)

I n d u ſt r i e a u s ſt e l l u n g.

Bevor ich jedoch des Lagers nähere Erwähnung thue, will ich einen flüchtigen Blick auf die Induſtrieausſtellung werfen. Dieſe iſt ungemein reichhaltig ausgefallen und gewinnt den einſtimmigen Beifall aller Beſuchenden. Nahe an tauſend Fabrikanten und Gewerbtreibenden haben die ausgezeichnetſten Gegenſtände ihres Fleißes zur Anſicht ausgeſtellt und das gedruckte Verzeichniß der leztern füllt ein dickes Buch. Wie zu erwarten ſtand, hat das gewerbthätige Mittelfranken, namentlich Nürnberg und Fürth, beinahe die Hälfte der ausgelegten Artikel geliefert; doch auch die andern fränkiſchen Kreiſe, die Pfalz und Regensburg, die bayriſchen Kreiſe, namentlich auch Augsburg und München, und ſelbſt die Städte der Rheinpfalz haben reichlich beigeſteuert und zu der Thatſache Belege mit geliefert, daß das allerdings hauptſächlich an Erzeugniſſen des Bodens reiche Bayern ſich doch auch einer wichtigen, mannigfachen und alle Pflege verdienenden Induſtrie erfreut. Die Ausſtellung iſt wegen ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit in die Räume dreier beträchtlichen Gebäude vertheilt worden, in die beiden getrennten Häuſer der polytechniſchen Schule und in eine ehemalige Kirche. Das große Intereſſe, welches ſie erregt, zieht unausgeſezt eine wogende Menge von Beſuchern an, ſo daß in den erſten Wochen häufig, weil alle Räume gefüllt waren, hunderte von Wißbegierigen auf den nächſten Tag zurückgewieſen werden mußten. Nachmittags iſt der Beſuch unentgeldlich. Sollte man ſagen, in welchem Induſtriezweig ſich die Ausſtellung am meiſten hervorthue, ſo würde man in Verlegenheit kommen, denn ſie enthält von allen Gegenſtänden in faſt gleichem Verhältniß, und von einem Tiſche zum andern wandernd, Zimmer nach Zimmer durchſchreitend, wird man immer von Neuem durch andere Erzeugniſſe überraſcht, ſo daß man zulezt nicht weiß, welcher Art von Artikeln man den Vorzug zuerkennen ſoll, und man am Ende nur die Ueberzeugung mit ſich nimmt, daß die deutſche Induſtrie keine einſeitige, künſtlich getriebene und in die Höhe geſchraubte, ſondern die vielſeitigſte, natürlich aufgewachſene und reichhaltigſte iſt, daß deutſcher Kunſt- und Gewerbfleiß, wenn auch in einzelnen Zweigen nicht der großartigſte, ſich doch durch Mannigfaltigkeit, innern Reichthum und Gediegenheit vor wie nach vor dem aller andern Länder auszeichnet. Da ſieht man Eiſen-, Stahl- und Meſſingwaaren der verſchiedenſten Art, allerlei Gußſachen, die theils der bloßen Nützlichkeit, theils dem Geſchmack und der Eleganz dienen, die ſchönſten Silber- und Juwelierarbeiten, Maſchinen mit neuen Verbeſſerungen oder von ganz neuer Erfindung, Piſtolen, Gewehre, Säbel, Klingen und Waffen von der mannigfachſten Art, die jedem Kunſtkabinet zur Zierde gereichen würden, Porzellan und Fayence, Glas- und Kryſtallwaaren, Farben, Apothekerwaaren, die prächtigſten Kryſtalliſationsgebilde, die verſchiedenſten Nürnberger Spielwaaren, Flechtereien, Papparbeiten, Inſtrumente aller Art, namentlich auch ausgezeichnete Klaviere und Flügel, die koſtbarſten und geſchmackvollſten Holz- und Tiſchlerarbeiten, Täfelungen, Schirme, Käſtchen, Tiſche und Stühle, große Spiegel von gegoſſenem und geſchliffenem Glaſe aus den berühmteſten Fabriken, optiſche und andere mechaniſche Werkzeuge, Stickereien, künſtliche Blumengebilde, Uhren, wollene, ſeidene, linnene, baumwollene Zeuge, Manufakte und Fabrikate aller Art, in allen Zeugen, in Leder, kurz, da iſt kein Gegenſtand, der fehlte, kein Geſchäft, kein Zweig des Gewerbfleißes, der nicht das Seinige beigeſteuert hätte, um dieſe Ausſtellung zu zieren. — Der König und die Königin, die Prinzen, der Miniſter des Innern und mehrere andere hochgeſtellte Perſonen, auch viele ausgezeichnete Fremden haben der Ausſtellung einen Beſuch abgeſtattet und ſich mit Anerkennung und Beifall über dieſelbe ausgeſprochen. Unter den leztern nennt man auch den König von Würtemberg, der ſich im ſtrengſten Incognito einige Tage in Nürnberg ſoll aufgehalten haben, und von dem man rühmt, daß er eine bis in's Kleinſte gehende Sachkenntniß und eine umfaſſende Waarenkunde gezeigt, und über die Güte und den Werth der verſchiedenartigſten Gegenſtände die treffendſten Bemerkungen gemacht habe.

(Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

(Vergl. Nr. 211, der Diebſtahl. Nr. 226, der Raub.)

Die Haft.

Du Dieb und Räuber, wie ich dich beſtraft,
Das ſoll von mir die ganze Welt nun wiſſen!
Ich würde viel von meinem Glück vermiſſen,
Wenn ſie nicht wüßte von der engen Haft,

In die ich mit zwei Schlingen ihn gebannt,
Aus denen ihn zu fliehen kaum gelüſtet,
In deren Kreis der Glückliche ſich brüſtet
Und meint, jezt hab' ihn erſt das Glück erkannt.

Statt Brod und Waſſer gab ich in der Haft
Ihm Licht und Luft, wie er ſie mir geſtohlen
Und mir geraubt; er darf ſie friſch ſich holen
Und holt mit ihr ſich neue Diebeskraft.

Und meint, ihn drücke ſeine Feſſel nicht:
Wer weiß! ich fühle ſelbſt mich auch gefangen
Und unterdrücke kaum ein heimlich Bangen,
Ob er ſie nicht nur allzubald zerbricht.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. Oktober 1840.

— Je vois votre sort malheureux à ce point,
Que, vous sachant dupé, l'on ne vous plaindra point.

Molière.

Achtzehn Jahr — weiſses Haar.

Novellette.

Nach zweijähriger Abweſenheit ſah ich ſie zum erſtenmale im Theater wieder. War es ihre Schönheit, die Aller Augen anzog? Die Blicke des ganzen Parterres ſchienen auf ihre Loge gerichtet; ich allein wagte nicht aufzublicken. Nur allmählig faßte ich Muth; mein Auge traf ſie, aber entſezt fuhr ich zurück. Jezt war mir das Aufſehen, welches ihr Eintritt erregt, erklärlich; eine Fieberkälte durchrieſelte meinen Körper, meine Knie zitterten.

„Arme, unglückliche Henriette!“ ſprach ich leiſe und meine Zähne biſſen krampfhaft meine Lippen. — Einer meiner Nachbarn zupfte mich am Aermel. — „Bemerken Sie das Mädchen in der Loge dort?“ flüſterte er; „iſt es nicht befremdend, daß ein ſo junges Geſchöpf bereits weißes Haar hat?“ — „Sie hat ſo ſchöne ſchwarze Augen,“ ſagte ein Anderer. „Jammerſchade!“ — „Wenn ein Romantiker unter uns wäre,“ äußerte ein Dritter, „dieſe hübſche Mißgeburt gäbe Stoff zu einer intereſſanten Ballade, ſo à la Heine, wo man nicht weiß, ob man weinen oder lachen ſoll. Junge Augen und greiſes Haar, Verlangen und Abgelebtheit, ein hübſches Bild unſerer Literatur!“ — Ich hätte den Gecken durchbohren mögen.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Wer ſagt mir, was auf der Scene vorging? Ich weiß es nicht. Die Menge lachte; mir zog der Schmerz die Bruſt zuſammen, ich hätte hinausſtürzen mögen, aber eine unwiderſtehliche Gewalt feſſelte mich an den Ort, wo mein Opfer ſich befand; der Schweiß ſtand mir auf der Stirne, aber ich blieb. — Der Zwiſchenakt trat ein; meine Nachbarn begannen ihre Unterhaltung wieder, man ſprach abermals von dem jungen Mädchen mit dem weißen Haar.

„Ich wette,“ ſagte der Eine, „dieſem armen Fräulein iſt einſt Nachts auf einem einſamen Spaziergang ein Geſpenſt in den Weg getreten. Haben Sie die Seherin von Prevorſt geleſen? Glauben Sie mir, dieſer Kerner —“ — „Iſt ein Poet und ein — Schwabe!“ erwiderte ein Anderer; „es gibt keine Geſpenſter und keine Seherinnen; ich bin Arzt und will Ihnen erklären, wie es kommt, daß die Natur gewiſſer Haare —“ — „Ah, Sie wollen uns die Sache wiſſenſchaftlich auseinanderſetzen!“ unterbrach ihn ein Dritter. „Geben Sie Acht, Ihre Medizin könnte dabei den Kürzern ziehen. Es iſt unmöglich, daß der Haarwuchs eines jungen Mädchens ſich weiß färbe ohne eine außerordentliche Urſache. Sicher hat dieſes liebenswürdige Schlachtopfer eine heftige Erſchütterung erlitten.“ — „Ihr Mann iſt vielleicht in ihren Armen

Digitized by Google

ermordet worden." — „Oder ihr Kind entſchlüpfte im Augenblicke, wo ſie am Fenſter mit ihm ſpielte, ihren Händen, ſtürzte hoch herab und zerſchmetterte ſich das Köpfchen auf dem Steinpflaſter." — „Um Verzeihung, meine Herrn, ich glaube, Ihren Auslegungen fehlt aller Grund. Sehen Sie nicht, daß dieſes reizende Geſchöpf weder Mutter, noch überhaupt eine verheirathete Frau ſeyn kann? Man erkennt ſo was auf den erſten Blick. Wie alt kann die arme Kleine ſeyn? ſechzehn Jahre. —" — „Achtzehn Jahre," rief ich, mich ſelbſt vergeſſend. — „Kennen Sie ſie?" fragte jener. Ich ſchwieg. „Es iſt klar," fuhr er fort, „und Jedermann, der nur einige Kenntniß von der Gewalt der Leidenſchaft hat, wird mit mir der Anſicht ſeyn, daß dieſes junge Mädchen ſeine weißen Haare einzig und allein einem heftigen Liebeskummer zu danken hat."

In der vollen Aufregung der Verzweiflung ergriff ich die Hand des Sprechenden: „Nicht weiter, mein Herr! nicht ein Wort mehr! Ja, ich bin ein Böſewicht, ein Gewiſſenloſer!" — Ich weiß nicht, was man von dieſem Ausbruche meines Schmerzes gedacht hätte; von dieſem Ausrufe, den die Erinnerung an mein entſetzliches Verbrechen mir auspreßte; aber glücklicherweiſe ließ in dieſem Augenblick das Orcheſter ſeine Donner los, all das Geſchmetter, mit welchem uns die moderne Muſik beſchenkt, und der Vorhang ging wieder in die Höhe. Aber welches Drama hätte man wohl ſpielen können, das reicher an Liebe, Aufopferung, Treue und Verrath geweſen wäre, als das, welches ich jezt in meiner Erinnerung durchlebte! Ich rief mir alle die Scenen in's Gedächtniß, wo ſie ihr ſchönes, weiches Herz mir aufgethan, wo ich geſchworen, ewig ihr anzugehören — ihr, die ich dann auf ſo ſchmähliche Art vergeſſen und verlaſſen! Ich ſah, daß ich ihr Leben vergiftet, daß dieſe Henriette, die ich ſo blühend, ſo ruhig verlaſſen, nun mit weißem Haar und gebrochenem Herzen dem Grabe zuwankte. Elender! rief ich mir zu, ſteht es denn in deiner Gewalt, es wieder gut zu machen? — Ein Gedanke durchzuckte mich: vielleicht macht deine Reue Alles wieder gut. Die Gewalt der Liebe iſt allmächtig, vielleicht —

Ich verließ raſch den Saal; das Schauſpiel ſchien ſeinem Ende nahe. Da faßte mich eine Hand; ich blickte auf. — „Adolf!" rief ich. — „Felix, du wieder hier?" Wir lagen einander in den Armen. — „Wie blaß du ausſiehſt!" ſagte Adolf. — „Haſt du ſie geſehen?" fragte ich — „Wen?" — „Henrietten." — „Ich komme eben von ihr; nicht wahr, die iſt verändert?" — „Schweig!" rief ich zitternd, „ich bin ein Ungeheuer!" — „Was!" ſagte er lachend, „wäreſt du der Spitzbube? der Charlatan?" — „Charlatan?" — „Weißt du denn nicht das Unglück? Vor ungefähr einem Monat kaufte Henriette von einem herumziehenden Pomadehändler eine Subſtanz, welche den Haarwuchs befördern ſollte. Kaum hat ſie ſich einigemal ihre Haare damit beſtrichen, als dieſe ihre Farbe verloren und allmählig grau zu werden begannen."

„Pomade! nicht unglückliche Liebe!" fragte ich und das Wort erſtarb auf meinem Munde. — „Unglückliche Liebe? Gott ſey Dank! wir leben ſeit achtzehn Monaten ſelig und zufrieden mit einander. Ob meine Frau weiße oder ſchwarze Haare bekommt, die Farbe unſerer Liebe wechſelt darum nicht." — „Deine Frau? Achtzehn Monate?" — „Wundert dich das? Du wirſt ja ganz roth — Ah ja, ich erinnere mich, meine Frau hat mir ſo was erzählt —" — „O Weiber, Weiber!" — „Hahaha!"

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Für Comfort und Unterhaltung iſt gut genug geſorgt, wenn nur der Beutel gut verſehen iſt. Man lebt ſehr frei und ungezwungen in dieſen Häuſern, wird ſchnell und froh bedient und findet ſtets muntere, luſtige Geſellſchaft. Damen bilden die Majorität der anweſenden Gäſte; es ſind meiſt junge, hübſche Frauenzimmer, „halb Seide, halb Baumwolle," wie man hier zu Lande ſagt. Der hier herrſchende freie Ton verſcheucht die Claſſe der ehrbaren Weiber. Der Aufenthalt in dieſen ländlichen Sitzen des Vergnügens gereicht vielen jungen Leuten zum Verderben. Was von Weibern hieher kommt, kleidet und ſchmückt ſich auf's Zierlichſte, will erobern und fangen. Und wahrlich, ſelten ſind ehrliche putzſüchtige Weiber von dem Genius des Toilettengeſchmacks ſo glücklich inſpirirt, als dieſe Koketten, welche in Paris die weiblichen Trachten erfinden und das allgemeine Gebot davon in die Welt ſenden. Am verführeriſchſten ſind dieſe Sirenen, wenn ſie in ihrem Morgenkoſtüm, auf das ſie die ſtudirteſten Toilettenkünſte verwenden, im Park herumſpazieren und ſich zum Thee auf der Terraſſe verſammeln. Auf das Terraſſengeländer geſtützt, gleichen ſie nicht ſelten den ſo häufig vorkommenden Gewandſtatuen aus der Zeit des Hadrian, und da manche zum Schutz gegen die Sonne ihre Mantillen in Form der Palla über den Kopf gezogen haben, ſtellen ſie ſich wie Pudicitien dar.

Aus allem dieſem erhellt, daß das Holz von Boulogne weit mehr den überirdiſchen Göttern des heitern Lebens, als den unterirdiſchen Mächten des traurigen Todes geweiht iſt, wie ſich der Fremde leicht einbilden möchte, der dieſes Gehölz aus den Zeitungen nur wegen der Duelle kennt, die hier gewöhnlich abgemacht werden

Digitized by Google

Seit Jahrhunderten iſt der Wald von Boulogne allerdings der Kampfplatz der Ehre, und hier iſt ſicher Blut von allen Nationen gefloſſen. Doch fürchtet man hier keine Geiſter der Erſchlagenen. Jezt fällt in dem Walde ſelten etwas Blutiges und Merkwürdiges vor; denn die Wuth, einander um eines ſcheelen Blicks und ſchnöden Wortes willen das Blut abzuzapfen, iſt ſeit den lezten fünfzig Jahren ſehr aus der Mode gekommen. Der Hauptgrund dieſer Verbeſſerung in den Sitten iſt wohl, daß es hier nicht mehr ſo viel hochmüthigen Adel und ſo viele aufgeblaſene Offiziere gibt. Die wenigen jezt noch ſtattfindenden, meiſt durch politiſche Meinungsunterſchiede veranlaßten Zweikämpfe werden gewöhnlich in aller Frühe ausgemacht; man benuzt dazu vorzugsweiſe den innerhalb längs der Mauer rund herumlaufenden Weg, welcher überhaupt wenig beſucht wird.

Die andern Wege, welche das Gehölz in allen Richtungen durchſchneiden, gewähren ſtets einen ſehr friedlichen, nach den Tageszeiten wechſelnden Anblick. Schon um neun, zehn Uhr Morgens kommen manche liebenswürdige Brüder Liederlich mit ihren Freundinnen hieher, um der friſchen Luft zu genießen, auch wohl, um einmal ein ländliches Frühſtück zu genießen und nachher einen Spazierritt zu Pferde oder zu Eſel zu machen, welche hier an jedem Eingangsthor für Herrn und Damen geſattelt bereit ſtehen. In den Nachmittagsſtunden von zwölf bis drei Uhr kommen Manche, namentlich Alte und Kranke, welche bloß der Geſundheit wegen eine Promenade hieher machen und ſich langſam in beſcheidenen Wagen herumkutſchiren laſſen. Gegen vier Uhr begegnet man ſchon häufig Gruppen von eleganten Reitern und Reiterinnen, welche in ſauſendem Galopp durch den Wald jagen; hie und da zeigen ſich reiche Equipagen, die oft noch über das Gehölz von Boulogne hinaus in die nächſten Dörfer fahren, wo Milch getrunken und dann nach der Allee von Longchamps kutſchirt wird, wo gegen fünf Uhr der Verſammlungsort der vornehmen Pariſer Welt iſt, welche hier hin und her fährt und reitet, nicht ſowohl aus Drang nach friſcher Luft und freier Natur, welcher Genuß hier durch Sand und Staub bitter vergällt wird, als vielmehr um das Bedürfniß der Prahlſucht zu befriedigen. Bei den Reichen und Vornehmen iſt der Trieb nach Bewegung im Freien, nach reinerer Luft höchſt untergeordnet und ein bloßer Vorwand zur Promenade; eine Menge anderer Rückſichten gehen vor: man will ſeinen Reichthum und Luxus öffentlich „affichiren,“ mit einem neuen Wagen prunken, ein neues Geſpann, ein reiches Geſchirr produziren, ein engliſches Rennpferd zeigen, welches mehr Adel auf dem Leibe und eine größere Reihe von berühmten Ahnen hat, als der Reiter, den es trägt; die Weiber wollen ein friſches Toilettenmeiſterſtück von Madame Herbault oder einer andern renommirten Kleiderkünſtlerin zur Schau tragen und damit ihre Nebenbuhlerinnen ärgern; die Männer ſuchen durch den kühnen, gewagten Schnitt eines Leibrocks, durch die phantaſtiſche Form eines Paletot oder einer Weſte unter den Mitgliedern des Jockeyklubbs Neid und Aufſehen zu erregen. Unbegreiflich wäre es mir, warum dieſe ſtaubige Allee von Longchamps, welche weder die Vortheile ländlicher Stille, noch erquickender Waldluft bietet, von dem feinſten Ausſchuß der höhern Bourgeoiſie ſo ſtark und zahlreich beſucht wird, wenn man nicht ſchon längſt die Erfahrung gemacht hätte, daß man ſelbſt in dem demokratiſchſten Lande, wo die Gleichheit der Sitten und Geſetze am tiefſten Wurzel gefaßt, die unumſchränkte Macht eines einzigen abſoluten Herrſchers willig anerkennt, nämlich der Mode, oder, wie man neuerdings ſeit der eingeriſſenen Anglomanie ſagt, der Faſhion.

(Fortſetzung folgt.)

Blick und Wort.

Nur Ein lächelnder Blick von deinem ſtrahlenden Auge!
Und von freudigem Licht fühl' ich mich innerſt erhellt.
Alſo erheitert am nebligten Tag' ein freundlicher Strahl uns,
Wenn den düſteren Flor plötzlich die Sonne durchbricht.
Nur ein liebliches Wort aus deinem roſigen Munde!
Und mein ganzes Seyn fühl' ich belebend erquickt.
So durchduftet, wie ſtark! ein Tröpſchen Oel, von der Roſe
Würziger Blume gepreßt, Locken und Bruſt und Gewand.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Coburg, September.

Eröffnung des neuen Theaters.

Die Einweihung unſers neuen Schauſpielhauſes, welche am 17ten September, am Geburtstag der Frau Herzogin ſtatt fand, war ein Feſt von ſo heiterem Charakter und in den meiſten Beziehungen ſo wohlgelungener Durchführung, daß eine Beſchreibung vielleicht nicht unwillkommen ſeyn dürfte. Seit dem Anfall des Herzogthums Gotha an unſer Regentenhaus fand zwiſchen den Städten Coburg und Gotha eine Art von Rivalität ſtatt, die in ihrem innerſten Weſen beruhen mochte, worauf ſie wollte, doch für beide das günſtige Reſultat hatte, die Mutter mancher verbeſſerten Einrichtung, mancher Verſchönerung durch neue Bauten oder Wegreißung alter zu werden, und ſomit den gewöhnlichen Segen der Concurrenz trug. Wir in Coburg verdanken derſelben die Entſtehung eines recht hübſchen Badehauſes in den freundlichen Umgebungen der Stadt, die Niederreißung einer ganzen Straße, welche das Reſidenzſchloß beengte, und da in

Digitized by Google

Gotha der Bau eines neuen Theaters begonnen worden war, kam man hier der Anregung des Gouvernements zu einem ähnlichen Bau von Seiten der Einwohnerſchaft, welche zu Beiträgen aufgefordert ward, bereitwilligſt entgegen. Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß das alte Schauſpielhaus, welches uns ſo manches Luſtrum innerhalb ſeiner Räume zu Freud und Leid verſammelte, den Anforderungen eines veredelten Geſchmacks nicht mehr entſprach und namentlich in ſeinem Aeußern der Stadt keineswegs zur Zierde gereichte. Es war in frühern Zeiten ein herzogliches Ballhaus, und als ſolches ganz angemeſſen, ja ſogar mit einer gewiſſen Opulenz erbaut geweſen, wie die hübſchgeformten maſſiven Arkaden zeigten, die den untern Theil des Gebäudes in gefällige architektoniſche Linien theilten. Aber ein Ballhaus der achtziger oder neunziger Jahre und ein modernes Theater ſind ſehr heterogene Dinge, die ſogar auch in dem Punkt von einander abweichen, daß man ſich in erſterem, kam man einmal zum leichten Ballſpiel darin zuſammen, vermuthlich immer von Herzen beluſtigte, im andern aber dieſe Beluſtigung nur zu Zeiten findet. Wie dem auch ſey, genug, der Abbruch des alten Theaters ward beſchloſſen und im Jahr 1837 der Grundſtein zu dem neuen gelegt, welches geſtern in ſchöner Vollendung ſeine heitern Räume eröffnete. Die erſten Riſſe dazu, nach denen man den Bau begann, entwarf ein junger Architekt, Herr Harres; die Urſachen, weßhalb derſelbe bald darauf zurücktrat und ſeine Plane einer neuen Reviſion unterworfen wurden, ſind uns nur unzulänglich bekannt; doch wiſſen wir aus guter Quelle, daß ſeine Plane einer weſentlichen Veränderung unterlagen, namentlich in der innern Conſtruktion des Hauſes, und daß man die Fortſetzung des Baues von dieſer Zeit an als eine ganz beſondere Abtheilung deſſelben anſehen darf. Der vom Herzog herbeigerufene Baurath, Fiſcher-Birnbaum aus Berlin, von dem jene Modifikationen ausgingen, übernahm nun die Leitung des Ganzen, und die helle Umſicht, die kenntnißreiche Geſchicklichkeit und Energie dieſes Architekten förderten das Werk raſch zum Ziele. Fiſcher-Birnbaum beſizt in der That alle die Eigenſchaften, die zum Baumeiſter eines Schauſpielhauſes gehören, bis zu den unendlichen Verzweigungen hinab, die damit in Verbindung ſind. Er war nicht zufrieden, die Mauern und Wände von innen und außen hergeſtellt und verziert zu haben, es wurden auch die Decorationen meiſt unter ſeiner Leitung und nach ſeinen Skizzen gemalt, und die Maſchinerie, die ſich bei der geſtrigen erſten Vorſtellung glänzend bewährte, iſt ſein Werk.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, September.

(Fortſetzung.)

Das Lager.

Das Lager war in Linienſtellung, und zwar in Schlachtordnung abgeſteckt und deßhalb bei geringer Tiefe ungefähr eine halbe Stunde lang. Im Rücken dieſer ganzen Linie vom rechten bis zum linken Flügel ſtanden Wirthſchafts- und Vergnügungsbuden, aus Brettern aufgezimmert, dicht beiſammen, mitunter auch noch mehrere hintereinander. Das Lager befand ſich zwiſchen der Rednitz, der Pegnitz und dem Ludwigskanal, der rechte Flügel eine halbe Stunde von Nürnberg, der linke etwas weiter von Fürth, und die Wege zu beiden Städten waren auch noch reichlich mit Carouſſels, Buden, Zelten und kleinen Theatern beſezt. Von der einen Seite ſah man das vielthürmige Nürnberg mit ſeiner hohen Burg prangen, von der andern erblickte man die alte, noch mit einem ausgebeſſerten hübſchen Thurm verſehene Veſte bei Führt oder beſſer bei Zirndorf, den Gipfel eines Höhenzuges krönend, auf dem 1632 Wallenſtein lange Zeit ſeinem großen Gegner Guſtav Adolph gegenüber in befeſtigter Stellung gelagert war. Am erſten September marſchirten die Truppen, nachdem ſie ſelbigen Tages ſchon den lezten Etappenmarſch gemacht hatten, gegen Mittag bei brennend heißer Sonne an der langen Frontlinie des Lagers auf, umgeben von Staub und von tauſenden von Zuſchauern. Nachdem darauf der Kronprinz und der Prinz Luitpold nebſt dem Stabe und vielen fremden Offizieren, die ſich aus den meiſten deutſchen und andern Staaten in großer Zahl eingefunden hatten, um den Uebungen dieſer Abtheilung des ſiebten deutſchen Armeecorps, des bayriſchen, anzuwohnen, an der Front der Truppen vorüber geritten waren, rückten dieſe in's Lager ein, und auf ein gegebenes Signal erhoben ſich mit einemmal im ganzen Lager die Militärzelte. Das gewöhnliche Lagerleben war plözlich da, die Zelte wurden mit Stroh und Decken verſehen und Waſſergräben um ſie herum gezogen; überall in den Kochlöchern flackerten Feuer auf und bald dampften die in der ganzen hintern Lagerlinie dicht aneinander gereihten Feldkeſſel; viele Soldaten ſtreckten ſich ermüdet auf den Boden nieder, um auszuruhen, andere, die einen kleinern Marſch gehabt hatten, ſangen und waren fröhlicher Dinge, und aus allen Vergnügungszelten erſcholl Muſik und Freude. Am nächſten Tage war kleine Kirchenparade, katholiſcher und proteſtantiſcher Gottesdienſt vor dem Lager, und die dabei gehaltenen Predigten ſind im Druck erſchienen. Tags darauf begannen die militäriſchen Uebungen des verſammelten Armeecorps unter dem Oberbefehl des Generallieutenants Grafen Carl zu Pappenheim, der gegenwärtig auch die Charge eines Feldzeugmeiſters bekleidet, des Enkels des im dreißigjährigen Kriege ſo gefürchteten Reutergenerals, der zugleich mit Guſtav Adolph auf den Feldern von Lützen den Heldentod fand. Der Enkel iſt gleich ſeinem Vorfahr ein Cüraſſiergeneral und hat ſich als ſolcher in vielen Schlachten ausgezeichnet, eine wahrhaft edle, imponirende, kriegeriſche Geſtalt, beinahe ſiebzig Jahr alt und noch voll jugendlicher Rüſtigkeit und Spannkraft. — Der König und die Königin, von Aſchaffenburg kommend, hielten am 6ten September ihren Einzug in Nürnberg und verweilten hier bis zum 11ten. Zum feſtlichen Empfange hatte ſich die Stadt, wiewohl eigentlich gegen den Wunſch des Königs, überaus artig, reich und glänzend geſchmückt. Von allen Giebeln und Dächern, von allen Thürmen, Mauern und Erkern der hügeligen, alterthümlichen Stadt wehten mächtige, blaue und weiße Fahnen dem Königspaar ſchon aus der Ferne entgegen; zwiſchen Fürth und Nürnberg war ein prächtiger Feſtbogen errichtet, und auch die Häuſer noch außerhalb der Wälle hatten ſich mit blauen und weißen Teppichen, Decken, Fähnlein und Blumenfeſtons verziert; die Stadt- und Burgthore waren völlig umgewandelt, als Feſtespforten auf das geſchmackvollſte ausgeſtattet und mit Inſchriften verſehen; im Innern der Stadt aber wetteiferten die Privathäuſer mit den öffentlichen Gebäuden, mit dem Rathhauſe, der Hauptwache und andern, in Putz und Ausſchmückung, und nicht bloß äußerlich prangten die Häuſer von der Schwelle bis zur Giebelſpitze in blauen und weißen Decorationen, in Blumen, Kränzen und Feſtons, die einen koſtbarer und reicher als die andern, ſondern viele boten auch im Innern einen glänzenden, hochzeitlichen Anblick.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 29.

Sonnabend, 3. Oktober 1840.

[387]

Einladung zur Subſcription
auf

Goethe's ſämmtliche Werke,

mit neuen Zuſätzen vermehrte, neugeordnete

vollſtändigſte Ausgabe.

Vierzig Bände.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Dieſe Ausgabe wird die erſte **durchaus vollſtändige** von Goethe's Schriften zu nennen ſeyn, indem ſie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in II Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erſchienenen, ſondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar ſowohl durch eine beſchränktere Bände-Zahl als die Ausgabe von 1826, wie beſonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr ſämmtliches Material zuſammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zuſammenſtellung des Zuſammengehörigen möglich geweſen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo ſelbſt während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verſchiedene Werke erſt im Entſtehen waren, und man über den dereinſtigen Nachlaß nur noch wenig Entſchiedenes vor Augen hatte.

Dieſe beſſere Zuſammenſtellung möglichſt in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewiſſenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür ſprechen, daß der dieſe neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Beſprechung des Gegenſtandes mit Goethe ſelber noch in friſcher Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, ſo ſind zum Vortheil dieſer neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, ſondern es ſind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuſcripte zu Rathe gezogen, ſo daß man denn nicht allein die beſte Lesart hat wählen, ſondern auch vielfältige, durch mehrere Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beſeitigen können.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt ſich hiemit anzuzeigen, daß der Druck dieſer, mit der bekannten Taſchen-Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden in Format und Papier ganz gleichen, Ausgabe bereits begonnen hat, und die erſte Lieferung von 5 Bänden Anfang Oktobers erſcheinen wird.

Wir beabſichtigen, das Ganze in 8 Lieferungen, je zu 5 Bänden, herauszugeben, und dieſe ſich von Monat zu Monat folgen zu laſſen, ſo daß alle 40 Bände bis zur Oſter-Meſſe 1841 fertig ſeyn werden.

Die Subſcription von fl. 26. 40 kr. oder Rthlr. 16. — wird nur erſt nach Erſcheinung jeder Lieferung je mit fl. 3. 20 kr. oder Rthlr. 2. — gezahlt.

Stuttgart, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

In Bezug auf unſere ſchon früher gemachte vorläufige Ankündigung einer

Gallerie
zu
Goethe's ſämmtlichen Werken.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und ſeinen Schülern,
in Stahl geſtochen von
Steifenſand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.,

zeigen wir hiemit gleichzeitig an, daß dieſe Sammlung, in 40 Blättern erſcheinend, in Format und Papier vorſtehender Ausgabe angepaßt und wo möglich mit jeder Lieferung derſelben in 5 Blättern ausgegeben werden ſoll. Um dieſe **Gallerie** allen Käufern der **Goethe'ſchen Werke** zugänglich zu machen, haben wir den Subſcriptionspreis nur auf fl. 5. 20 kr. oder Rthlr. 3. 8 gr. geſtellt. Die Lieferung von 5 Blättern koſtet demnach 40 kr. oder 10 gr. Das Unternehmen ſelbſt betreffend, bemerken wir nur: daß das Ganze aus einer Reihe von durchaus vollendeten Stahlſtichen beſtehen wird, denen theils **Kaulbachs** eigene, theils Zeichnungen ſeiner Schüler zu Grunde liegen. Männer wie Steifenſand, Enzing-Müller, Hoffmann, Weber liehen ihren gewandten Grabſtichel der Vervielfältigung der Zeichnungen jenes Meiſters und ſeiner Schule, und ſo dürfte es der Unterzeichneten gelungen ſeyn, mit dieſen Blättern eine **Gallerie** anbieten zu können, die ein vollendetes, in gleichartigem Geiſte durchgeführtes Ganze bildet, wie ein ſolches noch zu keiner Taſchen-Ausgabe gegeben worden iſt.

Stuttgart, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[400] Anzeige. So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Literatur der ersten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie, in den mehrsten Hauptfächern der Wissenschaften mit besonderer Rücksicht auf klassische Philologie, Geschichte und Chronik, Erd- und Länderkunde, Reisen, Naturgeschichte, Medicin und ihre Zweige, Dichtkunst und Romantik. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Wissenschaften im Mittelalter und seinem Uebergang zur neuern Zeit. Von **Chr. Fr. Harless,** Dr., k. Geheimen Hofrath und Professor zu Bonn etc.

19 Bogen in gr. 8., auf f. Druck-Velinp. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Was auf dem Titel dieses Buches zu leisten versprochen ist, das wird auch in dem Buche in reichem Maasse geleistet und noch bedeutend mehr, als der Titel angiebt. Es ist nicht bloss die Litteratur des Mittelalters, die hier aus allen Hauptfächern in grosser Fülle aufgestellt wird: es sind auch historische Schilderungen, in scharfen Grundzügen entworfene Zeichnungen des Standes und Betriebs einzelner Wissenschaften, und selbst Charakteristik einzelner bedeutenden Werke in den Gebieten der Naturkunde, Völker- und Länderkunde, Heilkunde, Geschichte, und vorzüglich der Poesie aus jener Zeit, die dieses Buch für jeden Wissenschaftsfreund anziehend machen werden. Wie und in welchem Geiste diesen Aufgaben in dem Buche entsprochen worden sey, darüber im Voraus zu urtheilen, steht dem Verleger nicht zu. Der Name seines Verfassers lässt indessen schon erwarten, was hier gegeben werde. Das Buch hat derselbe den um die Typographie vorzüglich verdienten deutschen Städten Mainz, Cöln, Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Basel zugeeignet.

Fest'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

[379] Bei Meyer und Zeller in Zürich iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der poetiſchen
Nationalliteratur der Deutſchen
von
Haller bis auf die neueſte Zeit.

Vollſtändige Sammlung von Muſterſtücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebſt Angabe der früheren Lesarten, biographiſchen Notizen und literariſch-äſthetiſchem Commentar
von
Dr. **Heinrich Kurz,**
Prof. der deutſchen Literatur in Aarau.

2r Bd. (48 Bog.) Schiller bis auf die neueſte Zeit.
Lexikonformat. 3 fl.

Dieſes mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk, deſſen letzter, den Kommentar enthaltender, Band jedenfalls noch in dieſem Jahr erſcheinen wird, koſtet von nun an bis zur Erſcheinung des Ganzen 8 fl. Nachher dürfte wegen des großen Umfanges der Ladenpreis noch höher zu ſtehen kommen. Zur Empfehlung des Werkes erlauben wir uns, auf die vielen einſtimmig höchſt günſtigen Beurtheilungen, welche dieſem Unternehmen zu Theil wurden, aufmerkſam zu machen, wie

Digitized by Google

z. B. Neue Zürcherzeitung 1839 Nr. 153, Heidelberger Jahrbücher der Litteratur Jahrgang 1839 Decemberheft, Allgemeine Schulzeitung von Darmſtadt 1840 Nr. 20, Berliner literar. Zeitung 1840 Nr. 14, Blätter für literar. Unterhaltung 1840 Nr. 100.

---

[349] Bei Wilh. Einhorn in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weih-Geſchenk

für

Frauen und Jungfrauen.

Briefe

über äſthetiſche Bildung weiblicher Jugend

von

Chr. Oeſer.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Elegant cart. 1 Rthlr. 18 Gr.
Broſchirt . 1 „ 12 Gr.

Ueber

Erziehung und Unterricht der Kinder

in und außer dem elterlichen Hauſe, auf dem Lande und in der Stadt;

nebſt

einigen in größern und kleinern Schulkreiſen gehaltenen

Morgenandachten

von

Dr. phil. Ernſt Innocenz Hauſchild,

ordentlichem Lehrer an der Bürgerſchule und außerordentlichem Lehrer an der Nicolaiſchule zu Leipzig.

Brochirt. Preis 6 Gr.

---

[365] Bei Ludwig Oehmigke in Berlin iſt ſo eben erſchienen und beſonders als ein neues ſehr paſſendes Confirmationsgeſchenk zu empfehlen:

Chriſtliche Morgen- und Abendfeier.

Eine Mitgabe für das Leben

von **Eduard Schnaaſe,**

Archidiacon zu St. Catharinen in Danzig.

Mit 1 Kupfer, auf feinem Papier, elegant brochirt.
Preis 1 Thlr.

Ein Gebetbuch zu liefern, welches ſeiner Form nach beſonders Jungfrauen und Hausfrauen darzubieten wäre, ſeinem Inhalte nach aber die für jedes Geſchlecht und jedes Alter gleich wichtige Wahrheit des Evangeliums enthielte, war die Abſicht des Verfaſſers. — Was er dichtete, war der prunkloſe, nicht nach äußerem Schmuck haſchende Ausdruck ſeines Herzens, welcher ſich bald mehr, bald weniger enge an mitgegebene bibliſche Worte anſchließt. Das Ganze zerfällt in den Gebetsmonat, die Gebetswochen und die Gebetstage. Im erſten Abſchnitt ſind Morgen- und Abendgebete für jeden Tag in einem Monat; — im zweiten ſind Gebete für eine Woche im Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, ſo wie für eine Woche in der Advents- und Paſſionszeit; — im dritten aber Gebete für die Feſttage als auch für beſondere Lebensverhältniſſe, als Geburtstag ꝛc. enthalten. — Möge das Ganze mit derſelben Freundlichkeit aufgenommen werden, mit welcher es der Verfaſſer allen Freunden und Bekennern des evangeliſchen Glaubens hiermit darbietet.

[375] Bei Wilh. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und Oeſterreichs zu haben:

G. G. Gervinus,

Geſchichte

der poetiſchen

National-Literatur

der Deutſchen.

Erſter Theil.

Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

gr. 8. broch. 3 Rthlr.

Der Verleger erlaubt ſich bei dem Erſcheinen der 2ten umgearbeiteten Ausgabe dieſes anerkannt werthvollen und inhaltreichen Werkes nur zu bemerken, daß dieſe Ausgabe eine theilweiſe ganz neue Umarbeitung der erſten Auflage iſt. Alle Erſcheinungen der neueſten Zeit ſind darin berückſichtigt und vom Verfaſſer eingeſchalten worden, ſo daß zu hoffen iſt, die Freunde unſerer deutſchen Literatur werden dieſen Band mit noch größerer Befriedigung entgegen nehmen, als es bereits ſchon mit dem älteren Werke geſchah.

---

[366] Bei E. B. Polet in Leipzig erſcheint und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

36 Illuſtrationen (Stahlſtiche) zu Walter Scotts Werke. In 12 Lieferungen.

à 4 Gr. oder 24 kr.

Es iſt die Einrichtung getroffen, daß dieſelbe ſich zu allen Ausgaben von Scotts Werken eignen und auch in bereits gebundene Exemplare eingeklebt werden können.

---

[359] In der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung in Wien, am Stephansplatze, am linken Ecke der Goldſchmidgaſſe Nr. 625, iſt in Commiſſion erſchienen, und daſelbſt, ſo wie bei H. F. Favarger, Buchhändler in Trieſt (Börſenplatz Nr. 717), und in allen Buchhandlungen des Oeſterreichiſchen Kaiſerthums zu haben:

Handbuch

der

Veterinärkunde

für

Phyſiker, Thierärzte und Oekonomen,

von

Joh. Eman. Veith,

der Arzneikunde Doctor, vormaligem Director und erſtem Profeſſor am k. k. Wiener Thierarznei-Inſtitute.

Vierte Auflage,

neuerdings mit vielen Zuſätzen verſehen und zeitgemäß vervollſtändigt

von

Joh. Elias Veith,

k. k. ord. öffentl. Prof. an demſelben Inſtitute.

Erſter Band und zweiten Bandes erſte Abtheilung.

gr. 8. Wien 1840. Preis des vollſtändigen Werkes: 4 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

Die vierte Auflage dieſes ſchon bei ſeinem erſten

Digitized by Google

Erſcheinen mit allgemeinem Beifall und ehrender Anerkennung aufgenommenen und ſeitdem faſt in allen thierärztlichen Lehranſtalten eingeführten Werkes hat abermals eine bedeutende Erweiterung erhalten, wozu nicht bloß die neuern veterinäriſchen Werke und Zeitſchriften, ſondern auch die am Wiener Inſtitute und anderwärts im Kaiſerſtaate gewonnenen Erfahrungen mit der erforderlichen Auswahl benutzt wurden. Wegen des hierdurch beträchtlich vergrößerten Umfanges ſchien es zweckmäßig, den zweiten Band in 2 Abtheilungen zu trennen, wovon die zweite zu Ende des Sommers nachgeliefert wird.

Trotz der ſtark vermehrten Bogenzahl, die über 100 Bogen gr. 8. betragen wird, iſt der Preis nicht erhöht worden.

---

[386] Um die Anſchaffung der in unſerm Verlag erſchienenen Ausgabe der

Rhetores graeci

ex codicibus

Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Tauriensibus et Vindobonensibus

emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit

Christianus Walz.

9 Tomi,

einem größeren Publikum zu erleichtern, haben wir uns entſchloſſen, die

Ausgabe auf Schreibpapier

von 85 fl. 54 kr. oder 50 Rthlr. 16 Gr.
auf 60 fl. oder 36 Rthlr.

Ausgabe auf Druckpapier

von 65 fl. oder 38 Rthlr. 12 Gr.
auf 33 fl. oder 18 Rthlr.

zu ermäßigen. Bei Abnahme von einzelnen Bänden bleibt jedoch der bisherige Preis.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[369] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Geſammtgebiet

des

Geſchichtlichen Unterrichts

von

K. A. Müller.

Erſter Curſus. Deutſche Geſchichte für Bürgerſchulen, Progymnaſien und Realſchulen. 1r Bd. gr. 8. Leipzig, Gerhard Fleiſcher. 1840.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Geſchichte iſt bei uns Deutſchen und bei allen denjenigen Völkern, welche mit uns auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, eine Wiſſenſchaft für Alle geworden. Was gründliche Forſchung Großes und Herrliches förderte, das ſuchte eine naturgemäße Unterrichtsweiſe, das ſuchten faßliche Darſtellungen zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. So Verdienſtliches nun aber auch in dieſer Hinſicht geleiſtet wurde, immerhin mangelt es an einem Werke, welches für Lehrende und Lernende gleichſam als Wegweiſer auf einem eben ſo umfangreichen, als wichtigen Gebiete des Wiſſens dienen könnte.

Die unterzeichnete Verlagshandlung freut ſich, gerade im vierten Sekularjahre der großen Erfindung Guttenbergs ein Werk darbieten zu können, welches, durch die ihr verſchwiſterte Schnellſchreibekunſt der unmittelbaren, lebendigen Mittheilung eines als Geſchichtslehrer und Geſchichtsforſcher gleichmäßig bekannten Mannes entnommen, hoffentlich geeignet erſcheinen wird, jenem Mangel abzuhelfen; ſie darf es daher allen Eltern, welche eine geeignete Lektüre für ihre Kinder ſuchen, allen Lehrern, welche Erfahrungen im geſchichtlichen Unterrichte machen, oder ſchon gemachte erproben wollen, ja allen Freunden der Geſchichte, welche etwa eine Reviſion ihres geſchichtlichen Wiſſens zu unternehmen beabſichtigen, zuverſichtlich empfehlen.

Das Werk erſcheint, die verſchiedenen Stufen des Unterrichts von ſeinen erſten Anfängen bis zum Beginn ſelbſtſtändiger Wiſſenſchaftlichkeit umfaſſend, in folgenden ſechs Abtheilungen: 1. Deutſche Geſchichten für die Deutſche Jugend, für Bürgerſchulen, Progymnaſien und Realſchulen. 2. Allgemeine Geſchichten. 3. Geſchichte der Griechen. 4. Geſchichte der Römer. 5. Geſchichte der Deutſchen. 6. Allgemeine Geſchichte.

Jede Abtheilung bildet übrigens ein ſelbſtſtändiges Werk und iſt einzeln verkäuflich.

Der zweite Band der erſten Abtheilung wird um Weihnachten 1840 ausgegeben.

---

[392] Auf das, am 1. Oktober neu beginnende vierteljährliche Abonnement der

Allgemeinen Preß-Zeitung,

redigirt unter der Leitung von

Dr. **Julius Eduard Hitzig,**

werden in allen Buchhandlungen, ſo wie bei allen Poſtämtern und Zeitungs-Expeditionen des In- und Auslandes Beſtellungen angenommen. Der Preis iſt Zwei Thaler für das Quartal.

Leipzig, im September 1840.

J. J. Weber.

---

[350] Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

Schwartz, J. W., Kurze Nachricht von der Entſtehung der chriſtlichen Sonn- und Feſttage. 3te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 5 Gr.

Dieſe Schrift wird allen, die über das Geſchichtliche der kirchlichen Sonn- und Feſttage ſich näher zu unterrichten wünſchen, um ſo mehr willkommen ſeyn, da ſie ſich bei verhaltnißmäßiger Vollſtändigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

---

[372] Bei Franz Riedl's ſel. Wittwe und Sohn in Wien iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Orpheus.

Muſikaliſches Taſchenbuch für 1841. Herausgegeben von Auguſt Schmidt.

2r Jahrgang. Mit 3 Kupfern und Titelvignette, Beiträge von Leopold Schefer, J. P. Lyſer, Fr. Treitſchke, Adolph Ritter v. Tſchabuſchnigg, J. N. Vogl, J. G. Seidl, L. A. Frankl, Dr. Frank, Draxler-Manfred u. A., und ſechs Muſikbeilagen von G. Meyerbeer, Fr. Lachner, Jnn. Netter, v. Seyfried, Gottfr. Preyer, Joſ. Fiſchhof und A. E. Titl.

Gr. 8 feinſtes Velinpap. In geſchmackvollem, in Gold gedruckten Umſchlag, mit 2 Caméen. Preis Rthlr. 3. 16 Gr.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. Oktober 1840.

> Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menſchen. Dieſelben Bedingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück.
>
> Schiller.

Briefe aus Flandern.

I.

Brügge, im September.

Die Journale erzählten unlängſt eine artige Anekdote von Frederic Soulié. Von einem Brüſſeler Autographenliebhaber um ſeine eigenhändige Schrift gebeten, ſchrieb er ihm in das Stammbuch: „Helas, cela n'est pas une contrefaçon de la main de Fréderic Soulié.“ In der That kann man ſich den Namen Brüſſel kaum denken, ohne zugleich die Idee des Nachdrucks daran zu knüpfen, und ſteht man in der Hauptſtadt Belgiens vor den Auslagkaſten der reichen Buchhändlerpiraten, die das fremde Gut in ihren Vorrathskammern aufſpeichern, wie ſonſt die Seeräuber an der Nordküſte von Afrika, ſo kommt Einem der Gedanke, man thue Frankreich Unrecht, wenn man glaubt, daß es aus Eigennutz die Hand nach Belgien ausſtrecke: es geſchieht dies nur im allgemeinen Intereſſe der Civiliſation, es will Belgien aus gleichem Grunde wie Algier erobern: es will die Raubküſten zerſtören. Sezt man aber den Fuß nur einige Schritte tiefer in das Land hinein und läßt die Augen rings umher ſchweifen auf Städte und Ströme, auf Himmel und Ebene, auf Menſchen und Dinge, dann will es Einem dünken, als hätte Frankreich bei weitem nicht ſo viel Urſache, über Nachdruck zu ſchreien, als Italien. Ja, Italien. Wer nur je ſeinen geheiligten Boden betreten oder auch nur aus Büchern ſeine Herrlichkeiten kennen gelernt, er komme hieher, und er wird geſtehen, daß da oben im ſiebten Himmel irgend ein Wahlen oder Haumann den großen Claſſiker, das koſtbare Prachtwerk Italia nachgedruckt und in einer Miniaturausgabe unter dem Namen Flandern herausgegeben hat. Man muß, um gerecht zu ſeyn, den belgiſchen Nachdruckern zugeſtehen, daß ſie ihr Geſchäft mit einem gewiſſen Anſtand treiben, und durchaus nicht ſo knauſerig als einſt ihre Löſchpapiercollegen in Deutſchland; ſchöne Lettern, glänzender Druck, zierliches Velin machen, daß die belgiſchen Nachdrücke nur um Weniges den franzöſiſchen Originalen nachſtehen, und man muß es auch dem lieben Gott zur Ehre nachſagen, als er Italien in Flandern nachdruckte, hat er nichts geſpart, um es reich auszuſtatten. Es iſt wahr, er hat die Orangen und die Datteln und die Feigen und den weißen Reis und den ſüßen Wein und die feurigen Weiber nicht mit abgedruckt; aber die blaue, klare Luft, den fetten Boden, die vielen altergrauen Städte, den aufrühreriſchen Geiſt der alten Republiken, die großen, unſterblichen Maler, den Katholizismus, das Alles hat er treu und unverkürzt wieder gegeben. Man könnte dieſen Nachdruck von

Seite zu Seite in der Geſchichte verfolgen. Nach der italieniſchen Malerſchule gibt es keine reichere und herrlichere als die flandriſch-brabantiſche, und ſeit Gottfried von Bouillon hat der römiſche Stuhl nirgends weichere und wärmere Polſter gefunden, als in Flandern und Brabant; ja zu einer Zeit, wo das allerchriſtlichſte Spanien ein Kind auf den Thron ſezte, um die Prieſter zu verjagen, ließ man hier einen Mann, einen ächten Mann vom Throne ſteigen, um die Prieſter zu erheben.

Der katholiſche Glaube hat immer auf fettem Boden am tiefſten Anker geworfen. Die fette Erde aller ſüdlichen Lande war es ſtets, welche die Saaten der katholiſchen Kirche am reichſten wiedergab: Italien, Süddeutſchland, Südfrankreich, Südniederland; er läßt ſich am liebſten da nieder, wo ihm die Natur grüne Teppiche untergelegt und mit goldenen Trauben, Pomeranzen, Kornähren und Mandelbäumen ihm die Wohnung ausgeſchmückt und eine blaue Decke über ihn ausgeſpannt hat, unter der es ſich ſanft träumen und Sieſte halten laßt. Der katholiſche Glaube iſt ein reicher Mann; darum ſieht man auch in ſeinem Gefolge ſo viele Troubadoure und Sänger und Harfenſpieler, und jenes reizende Weib mit den üppigen Formen und den ſinnverwirrenden Blicken, die Kunſt, ſizt an ſeiner Seite; denn die Kunſt liebt gleichfalls den Reichthum und ſchlägt daher gern neben jenem ihre Zelte auf. Raphael, Van Eyck, Murillo und Albrecht Dürer, die Stifter der höchſten Malerſchulen, knieten vor ſeinen Altären, und der König der niederländiſchen Maler, Peter Paul Rubens, zog erſt dann in ſeine Vaterſtadt Antwerpen wieder ein, als das Schwert des Prinzen von Parma den katholiſchen Glauben in ſeiner ganzen Allmacht daſelbſt wieder befeſtigt hatte.

Wie man aber Flandern nur mit Italien vergleichen kann, ſo läßt ſich auch für Brügge nur Ein Vergleich finden: Venedig. Auf dem Antlitze dieſer beiden Städte liegt jener tragiſche Zug eines greiſen Königs, dem, vom Throne vertrieben, nichts mehr geblieben iſt, als die königlichen Gewänder, und der nun mit ſtarren Gliedern und gläſernem Auge noch immer im Krönungskoſtüm einherſchreitet, ein Geſpenſt, das beim Hahnenſchrei ſich verſpätet und zurückgeblieben. Venedig iſt von ſeiner Größe herabgeſtürzt, weniger durch ſeine eigene Schuld, als durch den Umſturz der äußern Zuſtände, durch die revolutionären Handelsideen, welche durch Vasco de Gamas und Columbus Entdeckungen der Welt eine andere Richtung gaben, wie in ſpätern Zeiten die Ideen Rouſſeaus und Mirabeaus. Die Krone, die vom Haupte Venedigs fiel, hatte mehr Aehnlichkeit mit der Ludwigs XVI. als mit der Karls X.; weil es ſein Unglück nicht verdient hat, darum folgt ihm auch die Theilnahme der Welt, und ſelbſt jezt, wo es in die bürgerliche Reihe der übrigen Städte herabgeſtiegen iſt, denkt jeder mit Ehrfurcht ſeines alten Namens und ſeiner frühern Größe. Brügge aber, einſt faſt nicht minder mächtig als Venedig, hat ſeine Macht ganz wie Karl X. verloren, aus Uebermuth, Gewaltthätigkeit und Beſchränktheit des Geiſtes; keine Theilnahme iſt ihm in ſeine Erniedrigung gefolgt, die Nachwelt hat keine Erinnerung für ſeine einſtige Höhe, und mit Erſtaunen läßt ſie ſich erzählen, daß die Stadt, die jezt ſo arm, traurig und einſam ſteht, einſt der Mittelpunkt des Welthandels geweſen iſt. In dieſem Hafen, der jezt gahnend wie ein müßiger Lazzarone den Mund aufſperrt, lagen einſt die ſtolzen Schiffe Genuas, Venedigs und des fernen Konſtantinopels vor Anker und harrten, wie die Pagen vor der Thüre des Fürſten, der Aufträge, mit welchen die Stadt ſie beladen werde; in dieſen öden Gaſſen hatten zwanzig Miniſter fremder Höfe ihren beſtändigen Wohnſitz, ſiebzehn Königreiche hatten hier ihre Factorien; Italien, England, Deutſchland und die Küſtenländer des baltiſchen Meeres ſandten hieher ihre Erzeugniſſe, die Schätze des fernen Indiens hatten hier ihren Stapelplatz, und die ſtolze, mächtige und eiferſüchtige Hanſa mußte ſich beugen und Brügge zum Protektor und zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen wählen.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Hier in dieſer faſhionablen Arena hat man die beſte Gelegenheit, den Typus des franzöſiſchen Stutzers in ſeiner neueſten Geſtalt kennen zu lernen, welche von den früheren merklich abweicht. Seitdem die Parforcejagden im Boulogner Walde aufgehört und die daſelbſt gehegten Hirſche und Rehe mit der alten Monarchie ihre Privilegien und Garantien eingebüßt haben, ſind die Pariſer Stutzer gleichſam das Hochwild des Gehölzes; wenn anders der Vergleich paßt, da ſie mehr jagen, als gejagt werden. Man trifft ſie Rudelweiſe in dieſem Reviere an. Auch dieſes Völkchen hat ſich, wie Alles in Frankreich, in den lezten zwanzig Jahren verpuppt und anſehnlich verändert. Aus der neuen Hülle iſt jedoch kein ſchöner Schmetterling, ſondern eine Art Zweifüßler hervorgekrochen, der etwas vom ehemaligen Petitmaitre und Roué, vom Marquis des ancien régime und vom Baron der Kaiſerzeit, von Richelieu und Lovelace, von Lauzun und Don Juan hat, welche Ingredienzen in ihm auf wunderſame Weiſe durcheinander gemiſcht und in einen Teig

Digitized by Google

ſo zuſammengeknetet ſind, daß daraus ein liebenswürdiges und verabſcheuungswürdiges Weſen, ein feiner Weltmann und ein roher Barbar geworden iſt. Denn was iſt häßlicher als ein Menſch, der in einer gebildeten Staatsgeſellſchaft keinen Zügel für ſeine Begierden kennt, die in der Regel nur Kinder ſeiner erhizten Phantaſie ſind? Rohheit unter dem Firniß der Kultur erſcheint immer als das Widerlichſte, wie ein Teufel unter der Maske eines Engels; und ein franzöſiſcher Stutzer war von jeher Engel und Teufel in Einer Perſon. Dem Aeußern nach ſcheint uns der Stutzer eine Modepuppe, ein Gliedermann, ein Modell, ein Haubenſtock, woran Schuſter, Schneider und Friſeur ihre Künſte probiren und ihre Studien machen; man hält ihn für einen Sklaven der Mode, und er iſt im Gegentheil ein Tyrann, der mit despotiſcher Strenge der Tyrannin Mode Geſetze vorſchreibt und ihre Gebote der faſhionablen Welt verkündet. Er folgt der abſoluten Herrſcherin nicht auf dem Fuße nach, ſondern eilt ihr voraus und meldet ſie an. Seine Ideen und Entwürfe ſind für den Kleidermacher, Wagenbauer, Sattler und Goldſchmied Ordonnanzen. Wie Mithridates durch übermäßigen Genuß dem Gifte ſeine ſchädliche Wirkung benahm, ſo hat der Elegant durch Mißbrauch ſelne Lebenskraft aufgezehrt. Nachdem er allen höhern geiſtigen Beſitz verſchleudert und durchgebracht, nachdem er alle wahren, natürlichen Gefühle in ſich vernichtet und ausgerottet, iſt er auf niedrigere ſinnliche Genüſſe verfallen und lebt in rein conventionellen Empfindungen: er hat ſein Daſeyn gleichſam auf eine fortwährende Wette reduzirt, und ſeine ganze Moral beſteht darin, daß er die Chancen auf ſeine Seite zu bringen weiß. Nur in dem Augenblick, wo die Nemeſis mit ihrer Harpyenhand ſeinen lezten Einſatz einſcharrt, bemerkt man in dem Geſichte des Stutzers den zuckenden Ausdruck des leidenſchaftlichen Kampfes, wie in der krampfhaft verzogenen Phyſiognomie eines Spielers, deſſen lezten großen Thaler der Croupier mit ſeiner Harke in den Abgrund zieht. Der Stutzer lebt nur für das Vergnügen, obſchon er für den Genuß deſſelben abgeſtumpft iſt; er kennt keine andere Regel, als die Ehre, obgleich er beinahe ſtets ehrlos oder wenigſtens höchſt ſelten ehrlich handelt. Er vertändelt das Leben und verſpottet den Tod; Alles berührt ihn nur leicht und gleitet von ihm ab, mit Ausnahme der Degenſtöße und Piſtolenkugeln, welche tiefer als die Epidermis dringen. Wer ihm von Leidenſchaften ſpricht, dem lacht er in's Geſicht; Kopf und Herz ſind ihm keine weiten, unermeßlichen, unbekannten, geheimnißvollen Länder, worin ganze Welten Platz haben, ſondern bloße Maſchinen, deren Räderwerk man nur zu kennen braucht, um ſie nach Belieben in Gang zu halten; und da er ſo ſchlecht in der Geographie des menſchlichen Seelen- und Geiſterreichs bewandert iſt, kann man ihm verzeihen, wenn er in ſeinem hochmüthigen Dünkel behauptet, die Weiberherzen ſchockweiſe ſtehlen und mit ihnen nach Gutdünken ſpielen zu können. Armer Tropf! du haſt nie am langen Narrenſeil der Erfahrung gezogen!

Frankreich iſt die eigentliche Heimath der menſchlichen Stutzerrace überhaupt; von hier aus haben ſie ſich über die Erde verbreitet. In verſchiedenen Zeiten erhielten ſie verſchiedene Namen; ſie hießen abwechſelnd Rués, Merveilleur, Incroyables, Petitmaitres ꝛc., im vorigen Jahrhundert trugen ſie Haarzöpfe, Puder und Schminkpfläſterchen, weiße ſeidene Strümpfe und rothe Abſätze; ihr Hauptquartier war Verſailles und das Oeil de Boeuf. Dieſe leichtfertigen Taugenichtſe der alten franzöſiſchen Geſellſchaft, welche ſo allerliebſt witzelten nnd tändelten und ſelbſt ihren Gebrechen für den Augenblick Anmuth zu geben verſtanden, ſind heutiges Tags verſchollen; die ſeit der Reſtanration in Frankreich eingebürgerten engliſchen Sitten haben dieſen Typus vernichtet. Die jetzigen jungen Pariſer, welche ſtreng auf die Mode des Tags halten und den Ton angeben, wählen ſich in den meiſten Stücken die Engländer zum Vorbilde und entlehnen in ihrer Converſation eine Menge Wörter aus dem Engliſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, September.

(Schluß.)

Das Lager.

Nürnberg war wie umgewandelt, wie jung geworden, ein von oben bis unten reich bebändertes, lachendes, heiteres, blauäugiges Mädchen. Man konnte ſich nicht ſatt ſehen an der alten, und gar noch liebäugelnden Novis in ihrem weiß und himmelblauen Feſtkleide, in ihrem glänzendſten Staate. Die Stadt lachte und freute ſich ſelber über ihre eigene Herrlichkeit, und alle Menſchen, die ſolches ſahen, lachten und freuten ſich, und gewiß, die Herzen des Königs und der Königin lachten auch vor Freud: laut auf, als ſie bei ihrem Einzuge all dieſen freudigen Schmuck ſahen, und das liebliche Glockengeläute Nürnbergs — keine andere Stadt hat ein ſo ſchönes, ſilberklangreiches, volltöniges — ihnen entgegenſchallte, und lauter noch der Jubel des ſie allwärts umwogenden Volkes. Wie glücklich müſſen ſich doch die Großen der Erde in ſolchen Augenblicken fühlen! Hat man nun dies Alles, ſowie das ſpätere gemüthliche Vernehmen zwiſchen König und Volk und das ſchlichte Dahinſchlendern des erſtern unter dem leztern und unter den Soldaten, mit denen ein Korporal nicht leutſeliger ſprechen und umgehen könnte, mit eigenen Augen geſehen, ſo kann man das vorber über den Einzug und das Verweilen des Königs in Nürnberg erſchienene, ſchwülſtigkalte, vor lauter allertiefdehmüthigſten Ausdrücken unverſtändliche Programm gar nicht begreifen und

Digitized by Google

muß geſtehen, es habe den Spott in vollem Maaße verdient, den die witzigen Nürnberger darüber ausgegoſſen haben. — Vom 6ten bis zum 14ten September war Nürnberg dermaßen mit Fremden angefüllt, daß Hunderte hier gar kein Unterkommen finden konnten und ſolches in Fürth oder den kleinern umliegenden Ortſchaften ſuchen mußten. Alle Tage wogte eine unüberſehbare Menge wie Meeres Ebbe und Fluth aus der Stadt nach dem Lager und zurück, oder bei den Exercitien umher, und nicht ſelten fand ſich eine weit größere Maſſe von Zuſchauern als von Truppen auf den Uebungsfeldern. Den Deutſchen iſt die Neigung zum Militär und zu militäriſchen Uebungen, eine natürliche kriegeriſche Luſt, angeboren; ſie bilden unzweifelhaft noch immer die beſten Truppen der Welt, und Deutſchland hat unter allen rivaliſirenden Ländern noch immer die größte Wehrhaftigkeit; noch iſt's das Land der Germanen. Frankreich und England und ſelbſt Rußland haben ihre meiſten Erfolge und Siege, wenn man nachſieht, durch Hülfe deutſcher Künſte und Kräfte erfochten, und das einige Deutſchland kann eine ungleich größere kriegeriſche Macht entwickeln als irgend ein anderes Reich. — Die Bekleidung des bayriſchen Armeecorps iſt trefflich, ja wahrhaft muſterhaft, ebenſo ſeine Ausbildung und Manövrirfähigkeit. Die bayriſchen Infanterieregimenter marſchiren allerdings bei Paraden nicht ſo feſt, ſchön und ſtolz vorüber als die Berliner Garderegimenter, unter deren Paradetritt die Erde zu beben ſcheint; aber ſie beſtehen aus gedrungenen, kernfeſten, gelenken Leuten, die mit Leichtigkeit Strapatzen ertragen. Ihre Kopfbedeckung, der Helm, iſt weit zweckmäßiger, ſchöner und deutſcher als der hohe, drückende und garſtige Tſchako. Die fahrende, nach dem Zollerſchen Syſtem eingerichtete Artillerie hat viele eigenthümlichen Vorzüge und gewinnt den Beifall aller Sachverſtändigen. Die bayriſche Nationalreiterei, die Chevauxlegers, deren beim Lager eine ganze Diviſion zu vier Regimentern anweſend war, die mehrmals in ganzer Maſſe impoſante Evolutionen und Manövers ausführte, iſt in jeder Hinſicht ausgezeichnet, ſowohl was Mannſchaft, als was Pferd, Bewaffnung und Ausbildung betrifft. Reitende Artillerie und Lanzenreiterei hat Bayern nicht, das überhaupt nach Einfachheit ſtrebt. Beſonders in den lezten Tagen des Lagers bot ſich häufig Gelegenheit dar, die Manövrirfähigkeit des ſiebten deutſchen Armeecorps kennen zu lernen, namentlich am 10ten September beim großen Corpsmanöver, wo ſämmtliche verſammelte Truppen unter der perſönlichen Anführung des Generallieutenants von Pappenheim dem fingirten Feinde eine Schlacht lieferten. Am intereſſanteſten war indeß das große Feldmanöver am 12ten September, welches den Schluß der gemeinſchaftlichen Uebungen bildete und bei dem zwei Theile, ein öſtliches und ein weſtliches Corps, gegen einander manövrirten. Das öſtliche Corps erzwang den Uebergang über die Rednitz, den es auf einigen im Feuer ſchnell geſchlagenen Brücken bewerkſtelligte, mittelſt eines Scheinangriffs und eines wirklichen Angriffs, ungeachtet des hartnäckigen Widerſtandes des Weſtcorps, und trieb dann lezteres von Poſition zu Poſition, bis in den Wald der alten Zirndorfer Veſte zurück, die wie die Felder umher von Zuſchauern bedeckt war, und der auch noch der König und die Königin einen Beſuch abſtatteten. Die berühmte Veſte, Fürth, Nürnberg, das Lager, die Ortſchaften umher ſtrozten förmlich von Menſchenmaſſen, wie man noch nie geſehen hatte. Am 13ten früh Morgens wurde das Lager ſchnell, wie es entſtanden, auch wieder aufgehoben, und die Truppen marſchirten mit klingendem Spiel, zum Theil durch Nürnberg, wieder ihren Garniſonen zu.

Coburg, September.

(Schluß.)

Eröffnung des neuen Theaters.

Den Styl, in welchem das Schauſpielhaus gebaut iſt, getrauen wir uns nicht zu beſtimmen, er weicht jedoch von dem des Gothaiſchen gänzlich ab, und wie jedes Gebäude mit dem Charakter des Bodens, worauf es ſteht, conform ſeyn ſoll, ſo ſind wir der Anſicht, daß unſer Theater mit ſeiner einfachen, doch ſchönen Facade ſich hier ungleich beſſer ausnimmt, als das Gothaiſche auf hieſigem Platz erſcheinen würde. Das Innere iſt im Geſchmack der Renaiſſance äußerſt lieblich decorirt. Iſt dieſes Haus gefüllt mit Menſchen, wie geſtern, und ſtrahlt ſein Luſtre von dem ſchön gemalten Plafond, ſo gibt es wohl nicht leicht einen graziöſern Anblick. Leicht, zwanglos, ohne Stützen und die Ausſicht hindernde Säulen, umfaſſen die Logenreihen einen mäßig großen Halbkreis, deſſen Mittelpunkt die prächtig decorirte Fürſtenloge bildet. Nichts iſt hier zu viel, zu wenig, überflüſſig oder überladen, alle Theile greifen harmoniſch ineinander und die äußere Form umgibt ein Gewand, das durch ſeine liebliche und beſcheidene Pracht die Sinne beſticht. — Man hatte in den lezten Wochen nicht Hände genug, um Alles zu vollenden, was zur Einweihung erforderlich war, und es herrſchte eine wirklich erſtaunliche Thätigkeit von mehreren hundert Menſchen innerhalb des neuen Kunſttempels und in ſeinen Umgebungen. In der lezten Woche ſezte auch die Nacht der Emſigkeit keine Grenze. Endlich brach der geſtrige Feſttag an und die Gaſthäuſer der Stadt begannen ſich mit Fremden zu füllen, welche von nah und fern herbeikamen, um der Einweihung des ſchönen Hauſes beizuwohnen, zu welcher die hier noch neue Auberſche Oper, „der Feenſee,“ gewählt worden war. Die Frau Herzogin, die durch ſchöne weibliche Milde und fürſtliche Huld die allgemeine Liebe in hohem Grade beſizt, erſchien an der Seite ihres Gemahls, ihrer Brüder (der Herzog Alexander von Würtemberg, der ältere, iſt gegenwärtig aus Paris zum Beſuch hier) und des Erbprinzen. Nach Beendigung der Melodie: Heil dir ꝛc. erhob ſich der Vorhang zum erſten Male vor der Bühne und Demoiſelle Mügge, unſere erſte Liebhaberin, ſprach einen von M. Tenelli gedichteten Prolog, der, wenn man die große Schwierigkeit ähnlicher Dichtungen erwägt, vortrefflich genannt werden muß. Er berührte in edler Sprache alle beſtehenden Verhältniſſe und hielt eine glückliche Mitte zwiſchen der Wahrheit und dem Panegyricus. Die Muſik der gewählten Oper iſt leicht, gefällig, was aber ihr Sujet betrifft, ſo kennen wir faſt kein lieblicheres und anziehenderes, und wir Deutſche ſollten uns ſchämen, daß ein Franzoſe dieſes echt deutſche Thema uns genießbar machen mußte. Das Kleid, in welchem es uns hier entgegentrat, iſt anziehend, reich, und die Darſtellung ging in allen Theilen vortrefflich. Fräulein Weichſelbaum, unſere erſte Sängerin, die beraubte Fee, entwickelte allen Wohllaut ihrer ſeelenvollen Stimme. Weniger gefiel uns der Student, ein neuengagirter Tenor, Herr Köhn. Decorationen, Züge und Garderobe würden der größten Bühne zur Zierde gereicht haben. Der Abend verging ohne Störung und Unfall, und wir müßten ſehr irren, wenn nicht Jedermann vollkommen befriedigt war, als der Vorhang ſank. Baurath Fiſcher ward vom Publikum gerufen, der beſcheidene Mann erſchien aber nicht, den Dank hinzunehmen, der ihm vollkommen gebührt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. Oktober 1840.

Le caractère français qui de sa nature est gai et ouvert, prédominant toujours, les cerveaux se remplirent aisément des idées anglaises et allemandes; mais les coeurs, trop légers pour lutter et pour souffrir, se flétrirent comme des fleurs fanées.

Alfred de Musset.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Die Elegans ſelbſt nennen ſich Dandys und ihre Eleganz Faſhion; ſie haben eine Equipage, Tilbury genannt, und ihren Bedienten tituliren ſie Groom. Ein Ausbund von Eleganz heißt Lion und ſein Stiefelputzer Tigre; ſeine Abendcirkel ſind faſhionable Clubbs, die Einrichtung ſeines Zimmers iſt comfortable; kurz, nach der jezt herrſchenden Anglomanie hat in dem Leben eines rechten Elegants nichts einen franzöſiſchen Namen. Die aus dem Engliſchen herübergeholten Worte werden wunderlich franzöſirt; ſo ſagen die Pariſer Dandys: entrâiner un cheval für das Dreſſiren der Pferde zum Wettrennen, weil train im Engliſchen Dreſſiren heißt. Dieſe Einbürgerung engliſcher Worte und Redensarten wäre an und für ſich gerade kein Unglück, ſondern vielmehr ein Verdienſt um die Bereicherung des armen franzöſiſchen Sprachſchatzes, wenn ſich nicht mit dieſen fremden Worten zugleich Ideen, Begriffe und Anſichten vom Auslande her einſchlichen, welche die Liebenswürdigkeit, wodurch ſich die franzöſiſche Nation von jeher ausgezeichnet, die Zartheit und Feinheit des geſelligen Lebens, die holden Züge der Galanterie, kurz das ganze zierliche Gewebe der franzöſiſchen Nationalſitten und Weiſen zu vernichten drohen. Faſhionable Clubbs und Männergeſellſchaften, wo man nach engliſcher Weiſe den Hut auf dem Kopf behält und Cigarren raucht, verdrängen immer mehr die Salons und Damencirkel, wo ſonſt der Petitmaitre herumflatterte; man ſucht kein Glück mehr bei den Damen, ſondern bei den Wetten; die Pariſer Kavaliere traben nicht mehr mit allerlei Kabriolen und Schwenkungen neben der Karoſſe der gefeierten Modeſchönheit hin und her, ſondern ſpekuliren bei den Pferderennen auf dem Marsfelde und bei den steeple chases im Thal der Bièvre. Viele Merveilleur ziehen ein ſchönes Rennpferd einer ſchönen Frau vor, was ſehr beruhigend für die Ehemänner iſt. Wenn man noch von Pariſer Koketten, von vornehmen Damen liest, die eine Heerde an ihrem Winke hängender Sklaven um ſich haben, ſo iſt das als poetiſche Uebertreibung zu nehmen. Die Haushaltungen haben nur noch untergeordnete Verführer zu befürchten; es gibt wenig oder gar keine eleganten Intriguen mehr. Beſizt ein junger Pariſer nicht die Mittel, den Dandy zu ſpielen, ſo wählt er die Rolle des Antony: er affektirt Bläſſe und Magerkeit, läßt Haare und Bart mit kokettirender Wildheit wachſen, wirft menſchenſcheue Blicke um ſich, plagt ſeine Familie, verabſchiedet ſeine Geliebte, ſeufzt zum Monde und zu den Sternen empor, wie wenn ihm ein tiefer,

Digitized by Google

unheilbarer Gram am Herzen fräße, während er wie ein Geier über den Häuptern ſchöner und reicher Erbinnen ſeine drohenden Kreiſe zieht. Kunſtmäßig ächzt er ſeine ſentimentalen Lügen hervor, er thut, als wäre er von der ganzen Welt verlaſſen, von einer unerbittlichen Fatalität umſtrickt, und ſpannt allermittelſt ſeine treuloſen Netze aus. Einige müßige, neugierige und lüſterne Weiber, die nie die ſüßen Nachtigallentöne der reinen Liebe vernommen, gehen in's Garn und laſſen ſich durch dieſe feierlichen Grimaſſen und Schwüre bethören. Wir kennen Pariſer Antonys, welche auf dieſe Weiſe gute Partien gemacht, einträgliche Stellen erhalten, ſich zu den Doktrinärs oder Conſervateurs geſchlagen und es bis zur Deputirtenkammer gebracht haben. So wie dieſe melancholiſchen und von brennenden Leidenſchaften ausgehöhlten jungen Fante ſo ihr Glück gemacht haben, grünen und blühen ſie wieder auf, bekommen rothe Wangen und einen runden Bauch, kurz die Natur tritt in alle ihre Rechte wieder ein und es geht im Leben dieſer edeln Individuen eine glückliche Revolution vor, welche den effektvollen Stoff zu einem bürgerlichen Luſtſpiel in zwei Akten liefern könnte.

Die erſte Sorge des in einen ehrbaren Spießbürger verwandelten Antony iſt die gothiſche Ausmöblirung ſeiner Zimmer. Seine Schlaf- und Wohnſtube gleichen Antiquitätenkabinetten, worin ſchwarze, hochlehnige Armſtühle mit geſchnitzten Ungeheuern, alte Waffenſtücke mit Ciſelirungen, Glasſchränke mit limouſinſchen Emails und Töpferwaaren des ſechzehnten Jahrhunderts, griechiſch-römiſche und egyptiſche Anticaglien, Gefäſſe aus Onyx, Agath und anderm Geſtein, Schaukäſten mit Medaillen und geſchnittenen Steinen, kurz allerlei Geräthſchaften und Curioſitäten des Mittelalters und des Alterthums aufgeſtellt ſind. Mehrere Elegants benutzen die Gelegenheit und ſammeln ſich einige archäologiſche Kenntniſſe, um ſich ein antiquariſches Anſehen zu geben; jedes Stück ihres Mobiliars erhält alsdann mit einem hiſtoriſch berühmten Namen eine hiſtoriſch hochwichtige Bedeutung. Es ſchmeichelt der Eitelkeit eines eingebildeten Gecken, wenn er ſich in den Lehnſtuhl der ſchönen Gabriele ſetzen, von den Tellern Karls V. eſſen, mit der Scheere der Diana von Poitiers ſich die Nägel ſchneiden, mit dem Siegelring des Michel Angelo ſeine Briefe petſchiren und mit dem Barbiermeſſer des Ferdinand Cortez ſich raſiren kann. Um dieſer Manie und Modeſucht zu genügen, fabrizirt man gegenwärtig alte Möbeln und mittelalterliches Geräth, Copien nach antiken Steinen, Cameen und Medaillen, wie man am Rhein Eilferwein und Champagner fabrizirt. Einige Ebeniſten des Faubourg Saint-Antoine ahmen die kirchlichen und häuslichen Geräthe in Holz bewundernswürdig nach und geben ſogar die alterthümlichen Farbennüancen und das wurmſtichige Anſehen wieder, und die geſchickten hieſigen Graveurs und Petſchaftſtecher, ſo wie einige Bildhauer haben ſich in den Styl der berühmten italieniſchen und franzöſiſchen Steinſchneider des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts wenigſtens ſo weit hineingearbeitet, daß ſie unerfahrene Kenner täuſchen können. Verſchiedene Liebhaber ſind über dem Ankauf von Antiquitäten aus der Zeit der Renaiſſance und des Cinquecento verarmt.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Flandern.

(Fortſetzung.)

Wer von den hohen Rittern des goldnen Vließes denkt, wenn er die Ordenskette um den Nacken hängt, heute wohl daran, daß dieſer Orden in Brügge zu Ehren der dortigen Wollweber geſtiftet wurde? Wer denkt daran, daß hier die Reſidenz jener mächtigen Herzoge von Burgund war, die, ſo lange ſie lebten, der Schrecken Frankreichs, und als ſie ſtarben, die Zukunft Oeſterreichs bildeten, der Hof jenes Karls des Kühnen, deſſen Pracht ſpäter nur von Ludwig XIV. überboten wurde, mehr weil er geſchmackvoller, als weil er reicher war? Karl der Kühne hatte ſeiner Reſidenz ein böſes Beiſpiel gegeben; übermüthig, wie er war, war auch ſie, und wie er, der reichſte und mächtigſte Fürſt jener Zeit, von dem kleinſten und unter allen Völkern ſcheinbar unbedeutendſten, von den Schweizern überwunden und getödtet wurde, ſo iſt ſie, die reichſte und mächtigſte Stadt jener Zeit, von dem ſchwächſten und unbedeutendſten aller Fürſten, von Kaiſer Friedrich III. aufgerieben und getödtet worden.

Auf dem Marktplatze von Brügge ſteht ein einfaches Haus mit einem kleinen Laden, worin ein beſcheidener Epicier ſeine Cigarren zu einem Sou das Stück verkauft. Dieſes kleine Haus hat die Macht und allen Reichthum der ganzen Stadt verſchlungen. In dieſem Hauſe hielten die Brügger ihren Regenten, den edlen Theuerdank, den nachmaligen deutſchen Kaiſer Maximilian lange Zeit eingeſperrt und trozten dem Reichsheer und dem päbſtlichen Banne, bis Maximilian, deſſen Verlegenheit auf der Martinswand nicht die ärgſte war, in die er in ſeinem Leben gerieth, ihnen auf offenem Markte, in Gegenwart der Zünfte und des Volks knieend und mit entblöstem Haupte ſchwören mußte, ſich in ihren Willen zu fügen und die Beleidigungen, die ihm widerfahren, zu vergeſſen. Die aufrühreriſchen Zünfte von Brügge wußten nicht, daß Fürſten und Frauen nicht die einzige

Digitized by Google

Eigenſchaft mit einander theilen, daß ſie die Welt gerne zu ihren Füßen ſehen, ſondern auch die, daß ſie Beleidigungen, die ihnen zugefügt worden, vielleicht verzeihen, aber nicht vergeſſen können. Zwar war Max edel genug, nicht ſelbſt Rache zu nehmen, aber wer die Geſchichte kennt, der weiß, auf welche Art ſein Vater dies für ihn gethan. Man wundere ſich nicht, daß Friedrich III., jener Kaiſer, der, nach dem bekannten Ausdrucke eines Hiſtorikers, fünfzig Jahre auf dem deutſchen Thron geſchlafen hat, hier ſo viel Energie gezeigt: es war ganz die Energie eines Menſchen, der im Schlafe um ſich ſchlägt, ohne zu wiſſen, wen er trifft. Statt die Stadt zu ſtrafen, hat er ſie vernichtet; er hat ihren Hafen geſperrt, ihre Privilegien aufgehoben, ihren Handel zerſtört und ſeinem Enkel dadurch einen der reichſten Juwelen aus der Krone geriſſen. Durch die Vernichtung von Brügge ſank die Kraft Flanderns bedeutend herab; Deutſchland wurde dadurch nicht nur eine ſeiner Schutzmauern gegen Frankreich untergraben, ſondern auch eine ſeiner reichſten Pulsadern, die Hanſa, wurde dadurch geſchwächt und England trat als lachender Erbe eines Handels auf, den ein ſchlaftrunkener deutſcher Kaiſer ſeinen Enkeln entwendet.

Ich habe Brügge mit Venedig verglichen, und wahrlich, es iſt nicht die Geſchichte allein, die dieſe Aehnlichkeit hervorbringt. Abgeſehen davon, daß Brügge gleichfalls eine Waſſerſtadt iſt, und nicht weniger als zweiundfünfzig Brücken die verſchiedenen Stadttheile mit einander verbinden, iſt es vor Allem jener ſichtbare Geiſt der Vergangenheit, von dem der Reiſende, der einmal Venedig betreten, ſo viel zu erzählen weiß, der auch hier hinter jedem Fenſter ſein bleiches Geſicht zeigt und mährchenhafte Erinnerungen und Phantaſien in uns heraufbeſchwört, auf deren Quelle wir uns kaum beſinnen können. Ich habe die meiſten Städte Deutſchlands geſehen, die wegen ihrer alterthümlichen Geſtalt gerühmt ſind, von den ſagenreichen Urſtädten, die ſich im Rhein, im Main und im Neckar ſpiegeln, bis zu den grauen Czechen und Magyarenſitzen Prag und Preßburg; ich habe die alten Städte der Normandie geſehen, die längs der Seine von Paris gegen Havre ſich erheben; ich habe die Niederlande bis an das Meer durchſtreift, aber nirgends habe ich den Eindruck gefunden, den Brügge hervorbringt. Ueberall fand ich, daß, je älter die Stadt iſt, deſto vereinzelter und widerſprechender die grauen Monumente des Mittelalters neben den andern Gebauden ſtehen, ja die älteſten Städte ſind oft die neueſten, eben weil ihre Häuſer gar ſo alt waren. Anders iſt es mit Brügge. Die Eiſenbahn, das modernſte Inſtitut der Zeit, lauft bis dicht an die Stadt, aber wie man das Geländer, das aus dem Bahnhof führt, hinter ſich zugeſchlagen hat, da iſt es, als fielen alle Beziehungen zu der modernen Welt hinter uns zuſammen. Bei dem erſten Schritte in die Stadt glaubt man ſich um dreihundert Jahre zurück verſezt; da ſcheint Alles noch das Datum von 1540 und noch früher zu tragen, Häuſer, Menſchen, Sitten und Tracht. Kaum unterbricht hie und da ein modernes Gebäude die ſchmalen Facaden des ſpaniſchen Styls mit den ſtiegenartigen Giebeln, oder die breiten maſſiven Reihen gothiſcher Baukunſt mit den ſpitzigen Bogen an Fenſtern und Thoren. Es iſt ein Herculanum des Mittelalters, über das der Lavaſtrom der Zeit hinweggegangen iſt, während es unten in ſtiller Ruhe ganz ſo geblieben, wie am Tage ſeines Falles. Die todte, ſabbathähnliche Ruhe, die auf den Straßen herrſcht, erhöht noch den feierlichen Eindruck, und wenn man da auf dem Markte, vor den Hallen, auf dem alten Börſenplatz, oder vor einem der vielen Kanäle ſteht und ſeinen Träumen ſich überläßt, da iſt es, als müſſen ſich da und dort die alten Bogenthüren öffnen und ein Rathsherr mit weißem Bart und ſchwarzem Barett müſſe heraustreten, oder ein Ritter im vollen, glänzenden Harniſch, oder eine Jungfrau mit hoher, ſteifer Halskrauſe und langem Schleppkleide. Und wahrlich, die Jungfrauen laſſen nicht lange warten, ſie trippeln wirklich daher in jener alterthümlichen Tracht, die ſich in ganz Flandern im Mittelſtand bei den Frauen erhalten hat, in einer dunkeln Mantille mit einer weiten Capuze, die die reizenden und blühenden Geſichter größtentheils bedeckt und vor Allem das reiche Haar verhüllt, welches eine ſo große Zierde des hieſigen weiblichen Geſchlechts iſt. Das roſige Leben auf den Wangen der hieſigen Jungfrauen und Frauen, die ihrer Schönheit wegen in ganz Niederland berühmt ſind, zeigt denn doch, daß Brügge nicht ganz verſteint iſt wie Herculanum, aber auch nicht ſo verderbt, wie die Römer jener Zeiten.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hannover, September.

Oeffentliche Zuſtände. Cenſur. Theater.

Ereignißreich war die Zeit, welche ſeit der Abſendung meines lezten Briefes verfloſſen iſt. Der König hat dem Lande eine neue Verfaſſung und mehrere hochwichtige allgemeine Landesgeſetze gegeben; Oeſtreichs berühmter Oculiſt Jäger hat den Verſuch gemacht, mit Hülfe ſeiner Kunſt dem künftigen Beherrſcher des Landes das Licht des Auges wieder zu geben; ein politiſches Complott iſt entdeckt, das weiter, als man anfangs glaubte, verzweigt und ein Ableger der überrheiniſchen Propaganda zu ſeyn ſcheint; endlich hat das höchſte

Digitized by Google

Gericht des Landes in einer Angelegenheit, welche das Volk ſeit länger als einem Jahre lebhaft beſchäftigt hat, nämlich in der Unterſuchung gegen die Obrigkeit der Reſidenzſtadt, einen Ausſpruch gethan, welcher eine baldige Freiſprechung des Angeklagten hoffen läßt. Dies alles ſind Dinge, welche auch in einer nichtpolitiſchen Korreſpondenz nicht mit Schweigen übergangen werden können, denn ſie betreffen die Gegenwart und Zukunft, das Wohl und Wehe des ganzen Landes, und nehmen für den Augenblick das Denken und Trachten des Volkes mehr in Anſpruch, als Handel und Gewerbe, als Wiſſenſchaften und Künſte. Wer es in Abrede ſtellt, daß das Volk lebhaft darum beſorgt und bekümmert ſey, oder wer behauptet, es ſeyen nur einzelne Wenige, die ſich aus Eigennuz oder andern gleich tadelnswerthen Motiven die öffentlichen Angelegenheiten zum Ziele ihrer Thätigkeit geſezt haben, der täuſcht ſich oder will Andere täuſchen. Die Einführung der neuen Verfaſſung iſt ohne Dank, ohne Freude vorübergegangen; daß diejenigen, welche ſie mit dem Könige errichtet, ihre Vollendung ſolenn gefeiert haben, kommt nicht in Anſchlag: jeder Baumeiſter ſezt den Laubkranz auf den Giebel ſeines neugebauten Hauſes, ohne ſich darum zu kümmern, ob Andere das neue Bauwerk haltbar finden. Aber nicht eine Stadt, nicht ein Bezirk, nicht eine Corporation hat eine Dankadreſſe votirt, während Proteſte in Menge und Petitionen um Nichtverkündigung des neuen Verfaſſungsgeſezes noch in dem Augenblicke einliefen, als ſchon von der Anwendung ſolcher Mittel nichts mehr zu hoffen oder zu erwarten war. Ein Gegenſtand der allgemeinſten und innigſten Theilnahme war dagegen die Operation des Kronprinzen. Eigenthümliche Vorgänge waren eingetreten: der langjährige Arzt des Prinzen, Geh. Rath von Gräfe aus Berlin, hieher berufen, um die Operation endlich vorzunehmen, wurde wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Hannover von einer Gehirnentzündung weggerafft; der Prinz hatte die angſtvolle Zeit der Vorbereitung auf die immer zweifelhafte Operation umſonſt überſtanden; ſein Entſchluß war nicht zum Wanken gebracht. Als ſein Erzieher wenige Stunden vor Ausführung der Operation durch Jägers Hand ihn fragte: ob er bereit ſey? erklärte er ſich, den entſcheidenden Augenblick noch nicht ſo nahe glaubend, ohne Weiteres bereit, und ertrug ſtandhaft die ſchwere und ſchmerzhafte Operation. Sein Arzt hat den Ausſpruch gethan, daß er den beſten Erfolg erwarte. Das Land, welches an den jungen, mit den ſchönſten Eigenſchaften des Herzens begabten Fürſten die Hoffnung einer glücklichen Zukunft knüpft, freut ſich der Ausſicht, das Einzige, was jene frohe Hoffnung trübte, gehoben zu ſehen. — Für die materiellen Intereſſen des Landes, die während der Verfaſſungskämpfe gänzlich ruhten, iſt in dieſen Tagen ein wichtiger und hoffentlich folgenreicher Schritt geſchehen durch Verkündigung eines Geſezes hinſichtlich der Expropriation wegen Eiſenbahnanlagen. Die Anlegung von Eiſenbahnen iſt zunächſt in den Richtungen zwiſchen hier und Lüneburg auf Wismar, zwiſchen hier und dem linken Elbufer, namentlich nach Hamburg zu, zwiſchen hier und dem rechten Weſerufer nordweſtlich von Minden, zwiſchen Minden und Magdeburg über Hannover, zwiſchen hier und der ſüdlichen Grenze des Königreichs, zwiſchen Braunſchweig und Harzburg, und zwiſchen Wienenburg und Goslar zu erwarten. Einige der hier genannten Anlagen haben die königliche Genehmigung bereits erhalten. Wer jedoch glaubt, daß mit Erlaſſung dieſes Geſezes die Anlage von Kunſtſtraßen nun entſchieden ſey, irrt; ein Schritt dazu iſt, wie geſagt, geſchehen, aber es werden noch die vielfachen Hinderniſſe zu überwinden ſeyn, deren Erörterung Gegenſtand der zahlloſen in neueſter Zeit erſchienenen Brochuren und Zeitungsartikel geweſen iſt. — Die vor einigen Tagen geſchloſſene Ausſtellung von Erzeugniſſen des inländiſchen Gewerbfleißes hat nicht den beſten und keinen ſo guten Erfolg gehabt wie die frühern. Es mag indeſſen um die Induſtrie des Vaterlandes beſſer ſtehen, als die bunte Probekarte vermuthen läßt. Große induſtrielle Anlagen und Inſtitute verſchmähen es, dieſe Ausſtellungen zum Empfehlungslokale ihrer Fabrikate zu benuzen, woher es denn gekommen iſt, daß die Expoſition diesmal ein ziemlich unſcheinbares Ausſehen hatte. — Ich verſprach in meinem lezten Briefe eine Ausführung der dort gegebenen Andeutungen in Betreff der hannöverſchen Literatur und Kunſt. Dies iſt im Grunde bald geſchehen. Die Tagespreſſe iſt ſehr ſchwach vertreten; daß ſie dies iſt, daß ſie nicht mehr leiſten kann, als ſie thut, rührt vom Druck her, welchen die ängſtlichen Verhältniſſe der gegenwärtigen Zeit über ſie gebracht. Die früher ganz liberale Cenſur belletriſtiſcher Blätter und Schriften wird jezt auf eine Weiſe gehandhabt, von der man ſich im Auslande keinen Begriff macht. Ich wäre im Stande, zahlreiche Belege hiefür beizubringen, und will beiſpielsweiſe nur den einen anführen, daß ein gegen Gutzkow gerichtetes polemiſches Gedicht eines hieſigen Literaten — das freilich ohne Verluſt hätte ungedruckt bleiben können — von der Cenſur deßhalb zurückgewieſen wurde, weil es eine Polemik enthalte. Der Verfaſſer fand ſofort eine willfährige Cenſur in dem benachbarten preußiſchen Minden. Es wird durchaus kein Tadel des Theaters geſtattet, weil daſſelbe vom Hofe geleitet und mit einigen tauſend Thalern jährlichen Zuſchuſſes begnadigt wird. Da iſt es denn natürlich, daß ein ſolches, gegen jeden Tadel geſchüztes Inſtitut — denn bekanntlich iſt auch das Aeußern von Mißfallen im Theater bei ſtrenger Ahnung verboten — gänzlich ſinkt, beſonders wenn, wie hier, auch kein eigener Trieb vorhanden iſt. Der Wiederanfang des Theaters ſeit dem erſten September hat auf's Bündigſte bewieſen, wie mangelhaft und in manchen Theilen wirklich ſchlecht die Bühne geworden iſt, ſeit der kunſtſinnige Graf von Platen-Hallermund eben durch die mißlichen Verhältniſſe ſich beſtimmen ließ, von der Intendanz abzutreten und dieſelbe einem Mann zu überlaſſen, den das Publikum ſchon früher einmal laut und vernehmbar perhorrescirt hat. Holbein, von dem als Direktor mehr zu erwarten wäre, iſt ſeit der neuen Einrichtung ganz einflußlos geworden und ohne Antheil am Verfall der Bühne, deren Verwaltung in dieſem Augenblicke mit nicht weniger als fünf Mitgliedern in Streit liegt, der zum Theil Gegenſtand gerichtlicher Verhandlungen geworden. Die Sache iſt von zu geringer Bedeutung, als daß ſie hier beſprochen werden könnte. Ich will nur noch bemerken, daß Seydelmann bei der Durchreiſe von Bremen nach Braunſchweig geſtern als Mephiſtopheles in Goethes Fauſt aufgetreten iſt und morgen noch einmal als Carlos im Clavigo auftreten wird. Er fand geſtern ein ſehr empfängliches Publikum, welches freilich durch theatraliſche Genüſſe ſo wenig verwöhnt iſt, daß ein maßloſer Enthuſiasmus bei ſolcher Gelegenheit nicht auffallend wäre.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. Oktober 1840.

A most poor man, made tame by fortune's blows.

Shakespeare.

Caglioſtro.

Du weißt, guter Emil, wie es mir bei meiner Abreiſe von St. zur Pflicht gemacht wurde, das berühmte Irrenhaus zu W., das die vorzüglichſte Anſtalt dieſer Art in Schweden, vielleicht in Europa iſt, zu beſuchen. In einem der Säle fand ich einen ältlichen Mann, deſſen Phyſiognomie etwas Sanftes und Einnehmendes hatte. Er ging frei herum und ſchien den Charakter ſeines ominöſen Aufenthalts eigentlich nie begriffen zu haben. Er war davon entzückt, daß er ſo herrlich wohnte, daß ſeine Fenſter eine ſo reizende Ausſicht hatten und daß gerade die Leute ihn beſuchten, von denen er wünſchte, beſucht zu werden. Als er mich anſichtig wurde, kam er mit freundlich herablaſſender Miene auf mich zu und rief: „Ah, ſieh da! ich weiß, weßhalb Sie kommen. Der König ſchickt Sie, um zu erforſchen, ob ich wirklich noch lebe? Melden Sie ihm, daß ich morgen meinen fünfhundertſten Geburtstag feire; ja, ja, meinen fünfhundertſten Geburtstag.“ — Mit dieſen Worten drehte er ſich lächelnd um und ſah uns Alle mit einem triumphirenden Blick an. Der Unglückliche war das Opfer einer ſeltſamen Schwärmerei. Du erinnerſt dich des Unfugs, den die Wunderthäter, die Caglioſtro, die St. Germain, die Gaßner in den lezten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts trieben. Hier iſt eine kleine Skizze aus dem Leben des Mannes, der als eines ihrer lezten Opfer fiel.

Es war an einem ſtürmiſchen Tage des erſten Wintermonats, als ſich ein armer Kandidat der Theologie aus Halle in einer unwirthbaren Gegend des obern Schwedens verirrt hatte. Man zählte das Jahr 1779. Das Ziel der Wanderſchaft des Theologen war ein herrſchaftliches Schloß, wohin man ihn als Erzieher berufen. Sein Führer war von ihm abgekommen und er ſah ſich in einer weiten Heidefläche, während eines immer ſtärker werdenden Schneegeſtöbers, allein beim Anbruch der Nacht. Sein enges ſchwarzes Röckchen puderten die Flocken von der einen Seite völlig weiß, eben ſo füllte ſich das Hütchen, deſſen eine Hälfte niedergeſchlagen war und tief in das blaſſe, ſchmale Geſicht herein hing. Die Geſtalt eines einſamen Wanderers, der auf weiter Fläche rathlos daſteht und den Stab unruhig zwiſchen den erſtarrten Händen herumdreht, hat etwas ſo Troſtloſes, daß ſie recht eigentlich zum Bilde jenes Seelenzuſtandes dienen kann, wo uns alle Hoffnung der Jugend und des Glücks verlaſſen und wir in der Oede des Lebens einſam daſtehen, ohne Freunde, ohne Genoſſen.

Zum Glück wußte ſich unſer Wanderer zu helfen. Er hatte ſich ohngefähr die Gegend gemerkt, wo das Schloß liegen ſollte, und zur nähern Bezeichnung diente

Digitized by Google

ein Föhrenwald, der ſeine dunkle Maſſe im Nebel erkennbar nach Weſten hin ausdehnte. Mit einiger Anſtrengung ward dieſer Wald erreicht, und da er Schutz gegen den Schneeſturm gewährte, konnte er ſchon für ein Aſyl gelten, im Fall das Schloß für die Nacht nicht zu erreichen war. Franz Werner, ſo hieß der junge Theolog, ſchnallte ſeine Gepack ab und legte es als Kopfpfül unter einen Baum. Er kniete nieder und ſprach ſein übliches Gebet, allein die Gedanken, die den Himmel ſuchten, wurden auf der Erde feſtgehalten durch einen Lichtſchein, der die finſtere Föhrenwand durchbrach. Der Pilger änderte jezt ſeinen Entſchluß, er nahm ſein Ranzchen wieder auf und wanderte auf das Licht zu. Der ungebahnte Pfad führte ihn an einen Graben, deſſen dunkles Waſſer ſich durch ſein Rauſchen ankündigte. Das Licht brannte am jenſeitigen Ufer; es ſchien, aus ſeiner Entfernung von der Erde berechnet, im zweiten oder dritten Stock eines anſehnlichen Gebäudes zu leuchten. Er zweifelte nicht, daß es das Schloß ſey, welches er ſuchte. Im Walde war es ſtille und die Schneeflocken fielen langſam herab, indem ſie ſich auf die Fichtenzweige lagerten und ſie mit einer ſchweren weißen Decke überzogen. Das unruhige Auge des Reiſenden war mit Anſtrengung auf den Lichtſchein gerichtet, und mit Schrecken bemerkte er, daß dieſer ſich zu bewegen anfing und wohl ganz verſchwinden könnte. Dieſe Beſorgniß ſtählte ſeine Kräfte und ließ ihn einen verzweifelten Verſuch machen, den Graben zu überſpringen. Es gelang wider Erwarten, und nun ſtand er bald am Thorweg des alterthümlichen Schloſſes. Aber ſein Klopfen und Rufen verhallte völlig wirkungslos, die großen, eiſenbeſchlagenen Thorflügel waren auf keine Weiſe zu öffnen, und die Nacht blieb ſtill und lautlos wie ein Grab.

Werner ging um die Schloßecke und ſah jezt die erleuchteten Fenſter, aber hoch oben. Der röthliche Schein fiel auf die Steinornamente eines Erkers oder Balkons, und auf dieſem war eine Thüre erkennbar, durch die ein ſchmaler Lichtſchimmer fiel, die alſo halb offen ſtehen mußte. War es möglich, den Erker zu erreichen, ſo ſtand der Eingang in's Gebäude offen. Werner war von Jugend auf an gymnaſtiſche Uebungen gewöhnt, er war ein Meiſter im Klettern, und die Vorſprünge der Mauer, einzelne Schnörkel oberhalb des Fenſters im Erdgeſchoße ließen ihn ſogleich die Mittel auffinden, wie er ſeine Reiſe durch die Luft allenfalls bewerkſtelligen könnte; nur ſchreckte er vor dem Gedanken zurück, in's Haus ſeiner Beſtimmung auf dieſe ungewöhnliche Weiſe, wie ein Dieb in der Nacht einzutreten. Halb unentſchloſſen, und mehr um nur einen Verſuch zu machen, erſtieg er das Fenſter des Erdgeſchoſſes; ſo weit gekommen, trieb es ihn weiter. Eine halsbrechende Stelle war überſtiegen, es wäre noch gefährlicher geweſen, jezt wieder herabzuklettern, alſo mußte er vorwärts. Ein herabhängender Vorhang von ſtarkem Segeltuch war ein willkommener Behelf, ſich vollends auf den Balkon zu ſchwingen, und ſiehe da, jezt ſtand unſer Abenteurer geſichert oben.

Er ſezte ſich auf die Brüſtung des Balkons und blickte neugierig in die erleuchteten Fenſter, deren rothe Vorhänge nur halb niedergelaſſen waren. Er ſah zu ſeiner Verwunderung eine Geſellſchaft von Damen und Herrn, ſtarr, regungslos und in ſeltſamen Putz im Kreiſe ſitzen. Ihre Blicke waren auf einen Mann gerichtet, der in der Mitte des Cirkels ſtand und mit bloßem Degen in der Hand wunderliche Kreiſe in der Luft beſchrieb. Das Zimmer war ſchwarz ausgeſchlagen und durch einen ebenfalls ſchwarzen Vorhang, wie es ſchien, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Zu beiden Seiten des Vorhangs ſtanden Tiſche, auf denen in drei großen ſilbernen Leuchtern Kerzen brannten.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spaziergänge.

(Schluß.)

Nach der Allee von Longchamps, dem Tummelplatz der Faſhion, kann man den Ranelagh bei Paſſy und den Reſtaurant Zuccato am Thor von Auteuil als die belebteſten, wenn auch nicht als die ſchönſten Theile des Boulogner Waldes anſehen. Der Ranelagh liegt einige tauſend Schritte vom Einfahrtsthor bei Paſſy; zwei herrliche Lindenalleen führen dahin; es war die Villa eines Engländers, und iſt jezt dem Vergnügen des Publikums geweiht. Zweimal in der Woche iſt hier den ganzen Sommer über Tanz in einem ſchönen, nett dekorirten, geräumigen Lokal, welches Winters als Schauſpielſaal benuzt wird, worin eine Liebhabertruppe, aus jungen Leuten von Paſſy und Auteuil gebildet, und die Komödiantengeſellſchaft der Brüder Seveſte, welche das Theaterprivilegium der Pariſer Banlieue haben, abwechſelnd kleine Vaudevilles und allerlei Poſſen und Schwänke aufführen. Für die Sommerbälle zahlt man 20 Sous Eintrittsgeld, was eine Art Schlagbaum zwiſchen der anſtändigeren und gemeineren Welt bildet. Es geht hier nicht ſo fein her wie z. B. im Tivoli, wo der Eintrittspreis drei bis fünf Franken beträgt und ſich die vornehmſte und feinſte Welt bisweilen einfindet. Aber das ganz Schlechte und Gemeine dringt hier nicht ein; es iſt eine menſchliche Geſellſchaft, nicht zu frei und nicht zu gezwungen, die goldene Mitte, wie man ſie ſo gern hat. Schöne Humanität regiert dieſen gemiſchten Haufen, ſo daß nichts Unſittliches, nichts Grobes öffentlich zu

Digitized by Google

erſcheinen wagt; ſelbſt die lockern Bewohnerinnen des in der Nähe gelegenen Beau Séjour, wovon weiter oben die Rede geweſen, vergeſſen ihre freien Lebensanſichten und Gewohnheiten, um mit den ehrbaren Bürgerfrauen und Mädchen in anſtändigem Benehmen und manierlichem Weſen zu wetteifern.

Vor dem Thore von Auteuil iſt Alles um mehrere Stufen herabgeſtimmt. Hier herrſcht an ſchönen Tagen ein fröhliches Sauſen und Brauſen, welches ſich jedoch auch innerhalb der Grenzen eines gewiſſen Anſtandes hält. Das Leben in der Allee von Longchamps und am Thore von Auteuil kontraſtirt damit, wie high life und low life. Rechts vom Eingang iſt eine Traiteurwirthſchaft, links ein Tanzplatz unter einem Cirkel von grünen Bäumen, mit Staketen umzogen und inwendig feſt und wohl geſtampft, daß man darauf wie auf Dielen ſpringen kann. Innerhalb der Staketen ſtehen eine Menge Stühle für die Zuſchauer, die Tänzer und Tänzerinnen; außen um den Tanzplatz herum ſind im Walde kleine Tiſche und Bänke angebracht, wo man Erfriſchungen zu ſich nehmen kann, und für die Muſikanten iſt ein Gerüſte aufgerichtet, von wo herab ſie eine Tanzmuſik machen, die das deutſche Ohr und Taktgefühl beleidigt. Vor dieſem Orcheſter ſteht ein weißſeidenes Kanapé, der Ehrenplatz für die Damen, welche als Königinnen und Prinzeſſinnen des Balls ausgerufen werden. Um den Tanzplatz ſind von einem Baum zum andern Stricke gezogen, woran die Armleuchter hängen, deren jeder vier Lampen trägt; zwölf Laternen auf den Köpfen weiblicher Statuen von Paſte, die an den Seiten des Tanzplatzes vertheilt ſind, vervollſtändigen die Beleuchtung, welche hier ſo iſt, daß viele Junge und Hübſche ſie ſicher abſcheulich finden und viele Alte und Häßliche gewiß ausrufen: ſie iſt vortrefflich! Man hat daſelbſt hinſichtlich der Tänze eine ſehr vernünftige, muſterhaft zweckmäßige Einrichtung getroffen. Die Plätze zu den Quadrillen ſind nämlich im Zirkel mit Nummern bezeichnet. Ueber jedem Tanzplatze hängt eine Etikette von Blech; die auf der rechten Seite ſind ſchwarz mit rothen Nummern, die auf der linken Seite weiß mit ſchwarzen Nummern. Der Billetverkaufer, welcher während der ganzen Dauer des Balles das Amt eines Ceremonienmeiſters verſieht und in ewiger Bewegung, ein wahres Faktotum iſt, arrangirt die Quadrillen und füllt die Lücken, wo ein vis-à-vis fehlt. Er läßt die, welche ſich zum Tanze melden — gewöhnlich ſind deren zu viele — unter mehreren Nieten die Nummern ziehen. Für ſo viele Paare nämlich, als bequem im Zirkel tanzen können, ſind Nummern unter den Nieten. Die, welchen eine Ziffer zufällt, bezahlen im voraus den Tanz (25 Centimes) und ſtellen ſich an ihren Platz. — En place! en place! ſchreit der Ceremonienmeiſter, wenn er ſeine Billette alle angebracht und bezahlt erhalten hat; ſteht alles in Reihe und Glied, ſo winkt er dem Orcheſter, welches präludirt, bis dieſelbe Stentorſtimme ruft: chaîne anglaise! worauf Orcheſter und Tänzer zugleich die Quadrille beginnen. Walzer werden zwiſchen mehreren Quadrillen eingeſchoben und gratis aufgeſpielt, daher wenig zum Beſten gegeben und in der Regel ſehr ſchlecht und mit taktloſer Haltung getanzt. Die Quadrillen hingegen tanzt man mit einzigem Enſemble. Alle Leiber heben und ſenken, drehen und ſchwingen ſich mit einem Male; alle Beine zeichnen und beſchreiben zu gleicher Zeit dieſelben Figuren, mit einer Grazie, einem Anſtande und Takte, die wirklich bewundernswürdig ſind. Wo ſo viele Augen, und in ſolchen Dingen ſo richtig und ſcharf ſehende Augen ſind, da wagt ſich ſo leicht kein ſchlechter, ja kaum ein mittelmäßiger Tänzer auf den Platz. Die Tänzer ſind junge Leute jeden Standes, Kaufmannsdiener und Schreiber, Studirende, Angeſtellte, Fremde, die ſeit längerer Zeit in Paris leben und die Freiheit der Pariſer Sitten mitgenießen. Die Tänzerinnen gehören verſchiedenen Klaſſen an: ein Drittheil bilden Putzmacherinnen, Fleuriſtinnen, Nähterinnen ꝛc. aus Paris, Wäſcherinnen und Plätterinnen aus den umliegenden Ortſchaften Boulogne und Point-du-Jour, wo beſonders die feine Wäſche von Paris gereinigt wird; die andern zwei Drittheile ſind Griſetten und freie Mädchen. Dieſe Mädchen haben ihre beſtimmten Chapeaux, die ſie zum Tanze begleitet haben, und nicht leicht ſieht man eine, die nicht hübſch wäre; denn begreiflicherweiſe finden nur die jüngſten und hübſcheſten dieſer Klaſſe Cavaliere. Manche Tänzerinnen, die hier herumſpringen, würden bei uns in den Balletten der Hauptſtädte Ehre einlegen und ſich als Figurantinnen auszeichnen. — Nach beendigtem Tanze gehen einzelne Paare in den anſtoßenden Alleen des Waldes ſpazieren und richten ſtehenden Fußes ihre Liebesklagen an den Mond und die Sterne. Selbſt unter dieſen Leuten verleugnet die Liebe, wie der Franzoſe ſie begreift, ihren Charakter nicht. Die gemeinſte Buhlerin fordert hier Zurückhaltung und den Schein des Anſtandes; ſie will noch zuweilen ein Paar zärtliche Worte, dringende Bitten und ſchmelzende Seufzer hören, und kunſtmäßig ſeufzt man ſich erlogene Gefühle vor. So iſt die Farbe des Umgangs auf ſolchen Tanzplätzen auf das Sonderbarſte mit der in den erſten Pariſer Salons verwandt. Es iſt die Parodie eines guten Schauſpiels; aber dieſe Leute ſpielen im Ernſte; ſie treiben dieſe Täuſcherei ganz unbefangen und dabei doch wiſſentlich. Für einen Fremden iſt es ergötzend und angenehm, den zarten Sinn dieſes Volks für alles Schöne und Zierliche im Leben und die geſelligen Tugenden, gegenſeitige Schonung und Artigkeit, ſelbſt auf ſo niedriger Stufe zu beobachten.

Digitized by Google

Die Abtei von Longchamps, wegen ihrer faſhionabeln Wallfahrten zur Zeit Ludwigs XV. berühmt, exiſtirt nicht mehr, und die königlichen Schlöſſer, welche ſonſt das Gehölz von Boulogne umgaben, ſind ebenfalls verſchwunden. Vom Schloß Madrid iſt keine Spur mehr vorhanden; die Muette, zu Ludwigs XV. Bacchanalien beſtimmt und im vorigen Jahrhundert die petite maison der famöſen Herzogin von Berry, iſt gegenwärtig eines der ſchönſten orthopädiſchen Inſtitute von ganz Europa, eine Klinik im großen Styl, wo Lahme und Gichtbrüchige geheilt, krumme Arme und Beine, ſchiefe Taillen und Schultern gerade gemacht werden. Von dem ehemaligen königlichen Luſtſchloß iſt nur noch ein prächtiger Salon und eine kleine Anzahl von Statuen im Garten übrig. Von Bagatelle iſt noch das Meiſte erhalten. Ein Privatmann kaufte dieſes Schloß des Grafen von Artois und rettete es bei dem allgemeinen Sturm auf die Schlöſſer der vertriebenen königlichen Familie. Der ſchöne Park iſt zwar mannigfach verwildert, jedoch trägt er noch immer den überaus lieblichen, reizenden Charakter, welcher ihn vor ähnlichen Gartenſchöpfungen dieſes Styls auszeichnet. Man kann ſich nichts Heitereres, Fröhlicheres denken, als die Anlage dieſes Schlößchens und ſeines kleinen Parks. Spielend hat die Kunſt auf einem undankbaren Boden hier ein Elyſium geſchaffen. Jeder Platz und jeder Winkel des Parks iſt ein lachendes Gemälde. Was ſonſt bei dergleichen erkünſtelten Anlagen kleinlich und verſchnörkelt erſcheint, Brücken über kärglich fließende Bäche, künſtliche Felſen, Grotten, aufgeworfene Hügel, vermehrt hier das Maleriſche und überraſcht auf jedem Schritte in dieſem reizenden Park, um den es Jammerſchade wäre, wenn er, wie es heißt, zerſtückelt und loosweiſe verkauft werden ſollte. E. E.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hannover, September.

(Schluß.)

L i t e r a t u r.

Vielleicht dürften Sie nach den Geſchwiſtern Gentiluomo-Spatzer fragen, die jezt eben in Berlin der hannöverſchen Oper zahlloſe Neider erworben haben. Ohne den ſeltenen Eigenſchaften dieſer Damen zu nahe zu treten, muß ich doch bemerken, daß es, wie denn auch die gemäßigten Berliner Organe anerkannt haben, beiden zu ſehr an geiſtigem und dramatiſchem Fonds mangelt, um auf die Länge feſſeln zu können. Die höchſt anziehende Erſcheinung und das überaus ſchöne Stimmorgan der Madame Gentiluomo reißen im erſten Augenblicke hin, daher der Berliner Rauſch; ſieht man nach einiger Zeit, daß mehr als Aeußerliches doch nicht geboten werden kann, ſo wird man nothwendig kälter. Dennoch mag der Verluſt dieſer Sängerinnen, die nach Wien zurückgehen, für die Bühne immer ſehr bedeutend ſeyn. — Die hiſtoriſchen Angelegenheiten haben mich von denen der Preſſe abgezogen; ich komme noch einmal darauf zurück, um anzudeuten, daß man in allem Politiſchen natürlich noch weit ängſtlicher iſt, wenn ſchon die Belletriſtik für ſo gefährlich gilt. Dem einzigen politiſchen Journal der Hauptſtadt, dem semi-offiziellen Organ der Regierung ſteht keine Oppoſition — keine gedruckte wenigſtens — gegenüber; es kann demgemäß recht gemächlich in ſeinem Geleiſe fortgehen. Früher, als die hannöverſche Zeitung unter Pertz noch einen liberalen Schimmer hatte und einer Oppoſition bedurfte, beſtand eine ſolche in den Landesblättern des Doktors Grote, die damals viel geleſen und gehalten wurden. Mit dem Regierungswechſel ſchlugen ſich dieſe Landesblätter auf die miniſterielle Seite und mußten aus Mangel an Theilnahme eingehen. Gewiß ein charakteriſtiſches Zeichen! Außer der politiſchen Zeitung beſteht jezt nur ein gleichfalls königliches Magazin, das ſich lediglich mit gemeinnützigen Gegenſtanden beſchäftigt, in den achzig und neunziger Jahren aber ziemlich bedeutend und ſehr berühmt war; ferner ein belletriſtiſches Journal, das höhern Orts nicht in Gunſt ſtehen ſoll, und ein Volksblatt, wieder von entſchieden royaliſtiſcher Farbe. Mit dieſem Wenigen müſſen die Reſidenzbewohner ſich begnügen, oder die Begierde nach Mehrerem an auswärtigen Journalen ſtillen, denen aber bekanntlich der Zugang auch ſehr erſchwert iſt. Literariſche Produktionen anderer Art kommen bei uns ſelten vor. Der genannte Doktor Grote, ein Mann von Geiſt und Verſtand, aber ohne Gründlichkeit und Ausdauer, ohne ſtrenge Beharrlichkeit, die ihm hauptſächlich bei ſeinem eben begonnenen hannöverſchen Wappenbuche ſehr abgehen wird, hat einen Commentar zu Schillers Don Carlos herausgegeben, eine vergleichende Zuſammenſtellung der verſchiedenen Leſearten dieſer Tragödie, die literarhiſtoriſchen Werth hat. Heftige Anfechtung hat das „hannöverſche Adelstaſchenbuch" des Göttinger Juſtizraths v. Kneſebeck gefunden. Die Bitterkeit ſeiner Kritiker muß gegen den Verfaſſer der Schrift „an Deutſchlands Souveraine" gerichtet ſeyn, ſonſt iſt ſie ungerecht. Das Adelstaſchenbuch iſt allerdings in ſeiner Tendenz den feudalen Geſinnungen ſeines Verfaſſers ganz treu und entſprechend, allein es iſt an ſich und in ſeinem hiſtoriſchen Inhalte nicht ſo werthlos und verwerflich wie der Kritiker des „Telegraphen" es dargeſtellt hat, womit ich übrigens die Richtung des Verfaſſers nicht beſchönigen, nicht einmal ſein Buch gelobt haben will. Das wichtigſte Erzeugniß der hannöverſchen Literatur, das zugleich die allgemeinſte Bedeutung hat, iſt der dritte Band des hannöverſchen Portfolio, deſſen Redaktion man dem bekannten Kunſtkritiker Detmold zuſchreibt. Das Land hat in ihm einen eifrigen Vertheidiger ſeiner Rechte gefunden und die hannöverſche Verfaſſungsſache einen tüchtigen und muthigen Vertreter; doch bleibt zu wünſchen, daß er ſich der ſchönen Literatur nicht ganz entzogen hätte. Sein Freund und Geiſtesverwandter, der Componiſt Heinrich Marſchner, iſt in der lezten Zeit eben ſo unfruchtbar geweſen; ſeine Thätigkeit beſchränkt ſich auf die Compoſition kurzer Vocalpiecen. Dänemarks König hat ihm kürzlich den Danebrogorden verliehen. Möge dieſe Auszeichnung und Anerkennung ſeines Talents ihm ein Sporn zu neuen größern Schöpfungen ſeyn.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 30.

Mittwoch, 7. Oktober 1840.

[384] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen:

Holzſchnitte

zur Taſchen-Ausgabe von

Schiller's Werken

in zwölf Bänden.

Vierte Lieferung:

Die Braut von Meſſina. — Die Jungfrau von Orleans. — Maria Stuart. — Fiesko.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Mit dieſer vierten Lieferung iſt nun die Reihenfolge von 24 Holzſchnitten zu unſerer mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommenen neueſten Taſchenausgabe von Schillers ſämmtlichen Werken geſchloſſen und können jetzt vollſtandige Exemplare dieſer hübſchen Illuſtration um den äußerſt niedrigen Preis von 1 fl. oder 16 Gr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[367] Bei E. Anton in Halle iſt ſo eben erſchienen:

Leo, Heinr., Lehrbuch der Univerſalgeſchichte. 3ter Band, der neueren Geſchichte erſte Hälfte enthaltend. Zweite Auf.age. gr. 8. 2 Rtblr. 15 Sgr.

Mende, F. W. E., Oberpfarrer, Der Gehorſam in der Erziehung. 8. geh. 15 Sgr.

---

[391] In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deuſchlands vorräthig zu haben:

Chriſtus.

Epiſches Gemälde in zwölf Geſängen von

P. Pape.

gr. 8. eleg. broch. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Hameln, im Sept. 1840.

Hermann Weichelt.

---

[363] In allen Buchhandlungen iſt vorräthig:

Jugend-Bibliothek

von

Guſtav Nieritz.

(Verlag von M. Simion. Athenäum in Berlin.)

Durch das Erſcheinen dieſer Jugend-Bibliothek iſt für das Bedürfniß der lieben Kinder, beſonders der reiferen Jugend, das ganze Jahr hindurch auf das beſte und billigſte geſorgt.

Daß die Jugend-Erzahlungen von Guſtav Nieritz vortrefflich ſind, darüber iſt nur Eine Stimme. Auch Erwachſene leſen ſie mit Vergnügen. Von dieſer Jugend-Bibliothek erſcheinen jahrlich 6 Bandchen, alle 2 Monat eines, davon das Weihnachtsbuch mit ſchönen Bildern geziert. Der Preis iſt für den ganzen Jahrgang (6 Bändchen) iſt 2 Thlr.

Im Jahre 1840 hat dieſe Bibliothek mit dem 2ten Halbjahre begonnen, koſtet daher für 1840 auch nur die Hälfte, namlich 1 Thlr.; dafür erhält man die drei Bändchen:

Der Landprediger, oder Gott lebet noch, Seele was verzagſt du doch? Eine Jugend-Erzählung von G. Nieritz. (Im Juli ausgegeben.)

Beliſar. Eine Jugend-Erzählung von G. Nieritz. (Im Oktober ausgegeben.)

Das Weihnachtsbuch mit Bildern. (Zu Weihnachten.)

---

[374] Bei Wilh. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und Oeſterreichs zu haben:

Alexander Puſchkin's

Dichtungen.

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt

von

Dr. **Robert Lippert.**

Zwei Bände. Broch. 2 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt dieſer zwei Bände:

Erſter Band: Dedication an den Herzog von Leuchtenberg. — Zueignung. — Der Gefangene am

Digitized by Google

Kaukaſus. — Die Zigeuner. — Der Springbrunnen von Baktſchiſſarai. — Das Räuberbrüderpaar. — Poltawa. — Graf Nulin. — Das Mährlein vom mächt'gen König, Herrn Silvan und ſeinem Sohne, dem tapfern und edlen Ritter, Fürſten Harald, wie auch von der wunderſchönen Schwanenprinzeſſin. — Boris Godunoff. — Balladen. Der Huſar. — Der Woiwode. — Budris und ſeine Söhne. — Die beiden Raben. — Serbiſches Lied. — Der Feldherr. **Zweiter Band:** Geſpräch zwiſchen Buchhändler und Dichter. — Eugen Onagin. Acht Bücher. — Der ſteinerne Gaſt. — Die letzten Augenblicke Puſchkin's.

Der durch mehrjährigen Aufenthalt in Rußland und gründliches Studium mit der ruſſiſchen Sprache und den Eigenthümlichkeiten der Sitten und des Charakters des ruſſiſchen Volkes vertraute Verfaſſer unternahm es durch die poetiſche Bearbeitung der gefeierten Dichtungen Puſchkin's, denſelben einen noch größeren Kreis von Leſern zu verſchaffen, als dieß bereits in dem Vaterlande des Dichters der Fall iſt. Es iſt daher zu hoffen, daß eine getreue deutſche Ueberſetzung in den Ländern, wo man Sinn für wahre Poeſie hat, jede Anerkennung finden wird.

---

[664] **Neue sehr empfehlenswerthe Musikalien,** welche so eben im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen sind, und worauf Bestellungen erbeten werden:

Adam, Soirées Parisiennes. Airs et Romances chantées aux Concerts, avec Acc. de Piano. Mit deutschem und franz. Text. 3/4 Rthlr., einzeln: Le Bléno, Clary etc. à 4 — 10 Gr.

Banck, Bacchus evoe! 6 Weinlieder für 4 Männerstimmen. Op. 58. 2 Hefte. à 3/4 Rthlr., dito für eine Bariton- od. Bassstimme mit Piano. à 1/2 Rthlr.

Beriot, 4 Fantaisies s. l. Muette de Portici d'Auber, Maïse, Siège de Corinth et le Comte Ory de Rossini, pour Violon et Piano concertants à 2/3 Rthlr.

Beethoven, Trauermarsch auf den Tod eines Helden — Marcia funebre arr. p. 1 Gr.

Bohrer, Orchestre p. Schmidt 1 1/8 Rthlr., dito p. Piano 4 Gr. dito à 4 mains 6 Gr. 18 Caprices ou Etudes pour le Violon. Op. 59. 2 Livr. à 20 Gr. (2 dieser Etuden wurden mit grossem Beifall in Concerten ausgeführt.)

Bertini, Wohlfeilste und correcte Ausgabe der Studien für das Pianoforte, auch unter dem Titel: Etudes progressives p. le Piano:
1. 12 leichte Handstücke — 12 petits morceaux. 2 Lief. à 6 Gr.
2. 25 leichte Uebungen für kleine Hände. Op. 100. 2 Lief. à 8 Gr.
3. Le Repos. 24 leichte und unterhaltende Stücke. Op. 101. 2 Lief. à 10 Gr.
4. 25 Uebungen zu 4 Händen. Op. 97. 20 Gr.
5. 50 Uebungen, Einleitung zu Cramer. Op. 29 und 32. 4 Lief. à 8 Gr.
6. Etudes charactéristiques. Op. 66. 3 Lief. à 14 Gr.

Choix de nouvelles Romances, fav. p. une voix. av. Piano (Text deutsch und franz.) p. Meyerbeer, Puget, Rondonneau, Beauptan, à 4 Gr.

Czerny, 3 Thèmes de l'Opéra „Le Sherif" de Halevy p. Piano. Op. 590. à 14 Gr.

Heller, 25 Etudes pour Piano. Op. 16. Livr. 3 et 4. à 1/2 Rthlr.

Fürstenau, Les Huguenots de Meyerbeer. 3 Duos faciles et agréables p. 2 Flûtes concertants. Op. 122. 3 Livr. à 14 Gr.

Friedrich der Grosse, 2 Märsche arr. f. Piano in 2 Ausgaben. 2 und 4 Gr., dito f. Flöte oder [illegible] litärmusik. Partitur. 2 Ausgaben. à 10 Gr. und 18 Gr.

Küchen, 4 Lieder für 1 Singstimme mit Piano. Op. 28. Von Herrn Mantius mit grösstem Beifall in Concerten gesungen. 1 Rthlr. Inhalt: Vöglein mein Bote, Frühlingswanderschaft, Wenn der West, Barcarole, Nro. 1 und 2 mit Begl. des Waldhornes oder Violoncelle. à 1/2 Rthlr. u. 1 Rthlr.

Lvoff, Russische Nationalhymne f. Orchester mit deutsch., franz. und russ. Text. 3/4 Rthlr. f. Milit. Musik. 8 Gr., f. 4. Stimmen. 4 Gr., f. 1 Singstimme. 4 Gr., f. Piano. 2 Gr.

— Seconde Fantaisie s. d. airs russes p. Violon av. Acc. de l'Orch. de Quatuor ou de Piano et d'un Quatuor de chant (deutsch und russisch.) ad lib. Op. 6. à 2 1/4 — 1 Rthlr.

Lipinski, Fantaisie et Variations sur les Hugenots de Meyerbeer. Op. 26. pour Violon avec Acc. de l'Orchestre. 2 1/2 Rthlr., avec Quatuor 1 1/2 Rthlr. avec Piano. 1 1/3 Rthlr.

Mazas, Trois Duos progressifs pour 2 Violons. Op. 62. 1 1/4 Rthlr.

Mendelssohn-Bartholdy, 2 Lieder transcrits p. Piano par Alex. Dreyschock. à 1/2 Rthlr.

— Lieder f. d. Piano übertragen, von C. Czerny. 3 Lief. à / Rthlr.

Mozart, Ouvertures des 7 Opéras p. l. gr. Orchestre. Gr. Partition. Nro. 1 — 4. Idomeneo, le nozze di Figaro, Don Juan, Cosi fan tutte. Subscr.-Preis à 1/2 Rthlr.

Tauber, La Campanella arr. p. Piano à 4 mains. 2/3 Rthlr. Gracia e Bravura. 2 Etudes p. Piano. Op. 41. 10 Gr.

Taubert et Lvoff, Divertissements p. Piano, Violon et Violoncelle. 20 Gr.

— 6 Trauerchoräle für Piano oder Orgel. 2 Gr.

Titl, 2 Gesänge für eine Singstimme mit Piano. Op. 17. 1/3 Rthlr., dito Op. 18. 14 Gr.

Weber, C. M. v., Grablied für Canto, 2 Tenore u. Bass. Nachgelassenes Werk. Nro. 6. dito mit Piano, dito mit Orchester. à 1/3 Rthlr. Jubel-Ouvert. f. Pianoforte. 2te correcte Ausgabe. 10 Gr. Romances et Lieder pour une voix avec Acc. de Piano. Nr. 1 — 5. à 4 — 10 Gr.

Unter der Presse:

Moscheles und Fétis, Grosse Pianoforte-Schule mit deutsch. und franz. Text, auch unter dem Titel: Méthodes des méthodes. Nebst neuen für diese Methode compon. Uebungen von Chopin, Döhler, Heller, Liszt, Mendelssohn, Moscheles, Thalberg.

Mozart, Requiem. Vollständiger Clavier-Auszug mit latein. u. deutsch. Text. 1 Rthlr.

---

[358] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Beiträge
zur
Criminal-Rechtswiſſenſchaft,
mit
beſonderer Rückſichtnahme
auf das
öſterreichiſche Criminal-Recht,
dargeſtellt von
Andreas Viſini,
Actuar beim Criminal-Senate des Wiener Magiſtrates.

Zweiter Band.
gr. 8. Wien 1840. In Umſchlag geheftet.
Preis 16 Gr. ſächſ.

Digitized by Google

Mozin's groſses Wörterbuch.

[383] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen verſandt die 1ſte Abtheilung der 2ten Lieferung von

Mozin
vollſtändiges Wörterbuch
der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,

nach den neueſten und beſten Werken

über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Ausſprache der ſchwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beiſpiele zur Verſtändlichkeit ihrer verſchiedenen Bedeutungen, die hauptſächlichſten ſinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und ſprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des franzöſiſchen Geſetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verſchiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichſten Eigennamen von Perſonen, Ländern, Flüſſen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgeſehen und vermehrt

von

Dr. A. Peſchier,

Profeſſor an der Univerſität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Crêté—Embryulcie.

In dieſe neue Ausgabe wurden die neueſten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politiſchen und literariſchen Federkrieg, den Salons, der Phraſeologie der neuen Schule, oder der beſonderen Sprache der Partcien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klaſſen angehören. Bereichert iſt dieſelbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonimik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am beſten bezeichnen. Ungeachtet dieſer zahlreichen Zuſätze, wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande ſind, dieſes ſorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhaltnißmäßig ſo ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen ſomit, daß dieſe neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längſt anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die außere Ausſtattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz beſondere Sorgfalt; wie man ſich durch Einſicht des Werkes überzeugen wird, und um den resp. Subſcribenten zu zeigen, wie ſchnell der Druck fortſchreitet, ziehen wir es vor, auch die zweite Lieferung in 2 Abtheilungen zu verſenden.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[395] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Theebüchlein,

oder über den chineſiſchen Thee, vorzüglich den braunen. Nach eignen Unterſuchungen und Beobachtungen von Dr. C. C. T. Burdach, ausübendem Arzte, Operateur u. ſ. w.

1½ Bogen in gr. 12. geh. Preis ⅙ Thlr.

Eine Beſchreibung aller bei uns gebräuchlichen chineſiſchen Theeſorten, nebſt Angabe ihrer Echtheit und etwaigen Verfälſchung, wie ihre Wirkungen in medicíniſcher und diätetiſcher Hinſicht enthält dies Büchlein. Es iſt jeder Familie beſtens zu empfehlen.

[406] Bei J. H. C. Schreiner in Düſſeldorf iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte und Erzählungen

von

Eliſabeth Grube, geb. Diez.

2 Bände. 8. Velinpapier. In Umſchlag geheftet.

Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 16 Gr.

[385] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferſtichen.

Velinpap. in Umſchl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dieſe Prachtausgabe von Homer's Werken reiht ſich in Format und Papier unſern neueſten ſo beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopſtock, Platen und Pyrker an, die ſie übrigens an typographiſcher Ausſtattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[368] Bei Gerhard Fleiſcher in Dresden iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. A. W. Meißner,

Geſchichte und Beſchreibung

der

Dampfboote, Dampfſchiffe

und

Eiſenbahnen.

Mit 10 Steindrucktafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

---

[396] Anzeige. In der Feſt'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Buch vermiſchter Bezüge

von

Dr. Guſtav Bacherer.

Inhalt: Schilderungen aus Süddeutſchland. In politiſcher, literariſcher und geſellſchaftlicher Hinſicht. A. Vor zehn Jahren! B. Culturbriefe aus Würtemberg. Proteſtation der ſieben Göttinger Profeſſoren. Salat wider Schelling und authentiſche Interpretation der Identitatslehre. Eliſabeth Klappole. Emancipation der Männer. Vorläufer.

12. broch. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

---

[361] Bei Otto Wigand in Leipzig iſt erſchienen und in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung in Wien, ſo wie in allen andern in- und ausländiſchen Buchhandlungen zu haben:

Pia Desideria

für

Ungarn.

Ergänzt und mit Anmerkungen verſehen.

gr. 12. Leipzig 1840.

In Umſchlag geh. Preis 16 Gr. ſächſ.

Auf die Wichtigkeit dieſer Schrift noch beſonders aufmerkſam zu machen, ſcheint unnöthig; es genügt, der ungewöhnlichen Senſation, die die einzelnen Artikel derſelben bei ihrem erſten Erſcheinen erregten, und des Beifalls zu gedenken, womit ſie von allen Freunden der Wahrheit und wahrhaften Fortſchreitens auf der Bahn der Civiliſation im Leben der Völker einſtimmig bewillkommt wurden. Die neu hinzugekommene Vorrede dient, wie Anmerkungen und Schlußrede gehaltreich und gediegen, zur glücklichſten Ergänzung und Abrundung. So kann das Ganze als eine der intereſſanteſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der neueſten publiciſtiſchen Literatur Allen, denen das Wohl der Staaten am Herzen liegt, insbeſondere aber allen der hochherzigen Nation Ungarns Angehörigen mit voller Ueberzeugung um ſo mehr empfohlen werden, als die darin ausgeſprochenen Wahrheiten zwar vielfach angefochten, aber durchaus nicht widerlegt worden ſind.

---

[373] Im Verlage des Unterzeichneten iſt ſo eben folgende höchſt wichtige Schrift erſchienen:

Ueber das

Studium der Naturwiſſenſchaften

und über den

Zuſtand der Chemie in Preußen.

Von

Dr. Juſtus Liebig,

Prof. der Chemie an der Univerſität zu Gießen, Ritter ꝛc.

gr. 8. fein Velinpap. geh. Preis 8 Gr.

Braunſchweig, 15. Auguſt 1840.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[381] Bei Meyer und Zeller in Zürich iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beowulf.

Heldengedicht des achten Jahrhunderts.

Zum erſten Male aus dem Angelſächſiſchen in das Neuhochdeutſche ſtabreimend überſetzt und mit Einleitung und Anmerkungen verſehen von

Ludwig Ettmüller.

Mit einem Kärtchen. broch. 1 fl. 48 kr.

---

[410] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermiſchte Schriften

von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

Zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literariſche Grillen: I. Das Jahr 1740. II. Schaltsnarren. III. Der deutſche und der franzöſiſche Feuilletoniſt. IV. Ueber deutſche Dramatik, beſonders über das Luſtſpiel. V. Der Holzſchnitt als typographiſcher Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geiſterglauben. — Geologiſche Briefe. 1) Das Verhaltniß der Geologie zu unſerer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Anſichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 7) Neueſte Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 8. Oktober 1840.

Humani generis mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.

Juvenal.

Ueber alte und neue Häuslichkeit.

Der Charakter der Häuſer hat ſich in neuerer Zeit eben ſo weſentlich als ſchnell verändert, in zwei Epochen, die auch ſonſt tongebend ſind. Das Jahr 1789 devalvirte den Manſard'ſchen Geſchmack mit ſeinen Oeils de Boeuf und führte einen feldbarakenartigen, den Zeitläufen angemeſſenen Kaſernenſtyl ein. Das Jahr 1830 und ein vorzugsweiſe dem Bewußtwerden gewidmetes Jahrzehent hat jenen Geſchmack wiederum weggegeben um ein neues, erſt näher zu erörterndes Syſtem.

Raum iſt feſtgewordene Zeit, d. h. die Bildungsphaſen der Zeit ſprechen ſich ſtets räumlich aus, ſchaffende Perioden conſolidiren ſich, und während die Pſyche der Ewigkeit zufliegt, bleibt die Puppe der Zeit, nämlich der Raum, auf dem Erdballe zurück. — Eine Art dieſer Puppen ſind auch die Hänſer. Jede Stadt, die nicht von geſtern iſt, bietet in ihren Gaſſen einen Commentar zur alten Stadtchronik.

Da ſtehen noch einige Ueberbleibſel, an denen wohl auch eine Welle des dreißigjährigen Krieges vorübertobte. Spitzig, gewöhnlich mit Einſchnitten an den Kanten verſehen, laufen die Dächer zu; die Fenſter ſind unregelmäßig zerſtreut und gleichen noch etwas den Schießſcharten in der Stadtmauer; im Parterre des Hauſes ſind große Räume zur Aufnahme von Vorräthen bereit, als mache man ſich noch immer auf langwierige Belagerung gefaßt; ein gewaltiges Kellerthor mündet auf die Straße, um die Stückfaſſer und den goldigen Wein zu empfangen und als einen Hausſegen Jahrhunderte lang von Enkel auf Enkel zu vererben. Man ſieht dieſen Häuſern an, daß ſie zur Wohnung und zur Vertheidigung dienten. — Aehnlich iſt noch die Bauart aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, nur mit etwas Koketterie untermiſcht. Da ſind die großen Portale, oben mit dem ſteinernen Löwenhaupt geziert, ein zweites Ungeheuer glänzt als meſſingener Klopfer an der Hausthüre, und oben zu beiden Seiten des Daches ſperren zwei verroſtete Delphine oder Meerdrachen das grimmige Maul auf, worin Spaßes halber der Bruder Sperling ſich feſtgeſezt hat.

Eine gewiſſe Abſonderung der Inſaßen von der Außenwelt gibt ſich in dem Styl dieſer Häuſer kund. Drohend, den Burgfrieden wahrend von der Hausſchwelle bis an das Dach, wenden ſich jene Ungethümsfratzen dem Fremdling entgegen. Eckſteine lehnen ſich ſtützend an, der Zugang zur Hausthüre bildet ſich in der Regel durch eine eigentliche Baſtion von einem Staffelgebäude, die Hausthüre ſelbſt iſt ſchwer mit Eiſen beſchlagen; kurz, man erkennt leicht eine civiliſirte Nachbildung ehemaliger Burgen, zuoberſt bewacht von einer emſig ausſchauenden,

Digitized by Google

heiſer berichtenden Wetterfahne ſtatt des Thurmwächters. — Namentlich aber der Erker mahnt an die Eckthürme der alten Burgen, von wo ſie die Junker, wenn ſie Stadtpatrizier wurden, herabgebracht haben mögen. Auch in der Stadt noch beherrſchten ſie die Umgegend, den Bereich der Straßen. Hier, vom heimiſchen Winkel aus ergieng ſich die Beobachtung des Großvaters, den die alten Füße nicht mehr über das holprichte, tückiſche Pflaſter trugen; von hier aus lebte er noch in dem öffentlichen Treiben der Stadt, konnte den feſtlichen Aufzügen, wie vordem, anwohnen: er befand ſich in einem bequemen Guckkaſten auf die offene Straße.

Unſere Zeit hat den Erker aufgegeben, wie überhaupt die Manifeſtation der Abſchließung. Sie hat dies aufgegeben, wie ſie die unzähligen deutſchen Territorien und Schlagbäume, wie ſie die Reichsſtädte und ihre Privilegien aufgab. Niemand hat mehr das Recht, dem Andern den Genuß der öffentlichen Straße zu verkümmern; darum fallen die Erker, die Hausthürenbaſteien weg, die Häuſer werden nach der Schnur, nach Quadraten gebaut, machen Front, folgen anſcheinend alle Einer Idee, der der Gleichheit vor dem Geſetz. Anſcheinend, ſage ich, denn es iſt lauter Trug; vielmehr iſt ihr Charakter excluſiver geworden denn je, wie ich gleich zeigen will.

Betrachten wir einmal eine alte Gaſſe. Da lehnen die Häuſer ſo freundnachbarlich an einander, als wollten ſie ſich gegenſeitig unterſtützen, und wenn eines ſchläfrig geworden, es halten. Wie alte Bekannte und Gevattern ſtecken ſie oben die bemoosten Häupter zuſammen. Die Haushaltungen, die ſich gegenüber wohnen, bilden gewiſſermaßen nur Eine; denn was drüben gethan und geſprochen wird in Freud und Leid, das wird hüben geſehen, gehört und mitempfunden; eine unſichtbare Zugbrücke verbindet oben die beiden Wandungen, während unten in der Straße die fremde Maſſe durchwogt. Einer meiner Bekannten mußte in ſeiner Kindheit an regnerigten Sonntagmittagen ſeiner Frau Großmutter aus der Bibel vorleſen; die Fenſter geradeüber wurden von den Gevatterinnen beſezt und ſo ein theologiſches Collegium bei Kaffee und herüber und hinüber gebotenem Backwerke gehalten, ohne daß die Matronen ſich drei Treppen hinunter und drei Treppen bei der Nachbarin hinauf hätten bemühen müſſen, was, den Rückweg eingerechnet, eine Gebirgskletterung von zwölf, mitunter gefährlichen Stiegen gegeben hätte. — Das war Nachbarſchaft. — Heutzutage verſchwindet dieſer Begriff immer mehr aus dem geſellſchaftlichen Leben. Wo möglich läßt man jezt Zwiſchenräume für Hof und Garten zwiſchen den Häuſern; da iſt von keinen Gängen mehr die Rede, welche von einem Haus mittelſt einer durchbrochenen Wand in das Nebenhaus führen, entſtanden aus nachbarlichem Mittheilungsbedürfniſſe; da gibt es keine Durchgangshäuſer mehr, deren Parterre ſo zu ſagen dem Publikum angehört. Vorhänge rauſchen jezt zu, wenn je ein naſeweiſer junger Menſch geradeüber mit der Lorgnette ſich aufdrängt, während früher in ähnlichem Fall die Hausfrau den Damian über die Straße hinüber geradezu tüchtig abgekanzelt hätte, unterſtüzt durch die Stimmen aller Nachbarinnen von der Fiſtel bis hinunter zum wohlklingenden Baß. — Jezt kann man, in größeren Städten wenigſtens, Jahre lang neben einander wohnen, ohne auch nur dem Namen nach ſich zu kennen. Keine Steinbank vor dem Hauſe ladet zu nachbarlichem Abendbeſuche, keine eiſerne Brüſtung vor den Parterrefenſtern mehr zu vertraulicher, bequemer Beſprechung zwiſchen Gelbveigeln und Roſen. Die Hausthüre iſt in der Regel geſchloſſen, das Parterre zu hoch, um die Vorbeiwandelnden in das Familienleben darin blicken zu laſſen. Auch die Thürglocke bietet dem befreundeten Beſucher nicht mehr den handfeſten, offenen Griff, ſondern nur noch den kleinen Finger als einen horizontalen meſſingenen Zug. Jedes Haus hat jezt wo möglich ſeinen Garten, in welchen die Bewohner ſich zurückziehen, während man bei den alten Häuſern, die hinter ſich nichts hatten, als ein finſteres Höfchen, auf die Gaſſe und an den Nachbar gewieſen war.

(Schluß folgt.)

Caglioſtro.

(Fortſetzung.)

Dieſer Anblick wirkte auf die erregten Sinne Werners wie ein Traum. Er konnte ſich nicht erklären, was hier geſchah; doch daß hier Dunkel und Geheimniß vorwalte, begriff er leicht, und deßhalb wagte er nicht, auf ſeinem verbotenen Standpunkte irgend eine ihn verrathende Bewegung zu machen. Nach und nach veränderte ſich die Scene im Zimmer. Eine junge Dame erhob ſich langſam von ihrem Sitze, kniete im Kreiſe nieder und verharrte ſo in geſenkter Stellung einige Sekunden. Dann hörte man zwei fürchterliche Schläge, und in dieſem Augenblick ſchob ſich leiſe der ſchwarze Vorhang auseinander. Das Auge ſah in einen, mit bläulichem Nebel gehüllten Raum, in welchem ein weißer Gegenſtand in unruhiger Bewegung hin und her wankte. Noch einmal ertönten die Schläge, und ein lauter Schrei drang durch die geſchloſſenen Fenſter in das Ohr des Lauſchenden. Die Anweſenden drückten Furcht und Entſetzen aus, denn mitten unter ihnen ſtand plötzlich eine lange weiße, in ſchleppende Gewänder gehüllte Geſtalt, deren Antlitz das

Digitized by Google

Antlitz einer Leiche war mit halboffenen Lippen und geſchloſſenen Augen, auf der Stirne ein breites Blutmal. Die Erſcheinung bewegte ſich auf die knieende junge Dame zu, die im Augenblicke ohnmächtig zu Boden ſtürzte. Der Mann mit dem bloßen Degen ſprach eine laute, unverſtändliche Formel aus, machte dabei convulſiviſche Bewegungen, und man konnte aus ſeinen drohenden Mienen errathen, daß er die Anweſenden beſchwor, ihre Plätze und den geweihten Kreis nicht zu verlaſſen. Eine tiefe Stille trat ein, während welcher die Erſcheinung langſam wieder in den Hintergrund verſchwand und der Vorhang ſich ſchloß. Es erfolgten jetzt noch einige magiſche Ceremonien und dann wurde die Geſellſchaft entlaſſen. Alles ſtrömte durcheinander aus dem Zimmer, die Kerzen wurden ausgelöſcht und der Schauplatz dieſer Geheimniſſe verſank in Nacht.

Niemand dachte daran, die Thüre des Balkons zu ſchließen, und durch dieſe gelangte unſer Wanderer, als er den Weg geſichert glaubte, in einen großen Saal, der von einer einzelnen, an der Decke befeſtigten Lampe ſparlich erleuchtet war. Die Wände waren bedeckt mit alterthümlichem Zierrath und lebensgroßen Portratgeſtalten. Als das ganze Schloß in die tiefſte Ruhe verſenkt lag und keine weitere Störung zu befürchten war, nahm der Ermüdete auf einem der Sophas Platz, die in Zwiſchenräumen an den Wanden aufgeſtellt waren. Der Schlaf erſchien bald, ſeine Seele in Träume zu wiegen, und unter den lebhaften Bildern derſelben ſpielte die junge Dame die Hauptrolle, welche im Kreiſe gekniet hatte und bei der Erſcheinung des Phantoms in Ohnmacht gefallen war. Als die Morgenſonne den Schlafer weckte, war er erſtaunt, ſich in dieſer fremdartigen Umgebung zu ſehen. Er mußte ſich beſinnen, was mit ihm vorgegangen, und die Abenteuer des geſtrigen Tags und der Nacht traten mit dem Gefühl peinvoller Wirklichkeit vor ſeine Seele. Es mußte ſchnell ein Entſchluß gefaßt werden, um ſein ungeziemendes Eindringen in's Haus zu verbergen, und er war eben damit beſchaftigt, die Treppe zu ſuchen, als die Thür ſich öffnete und ein altlicher Mann und eine Dame hereintraten. Werner erkannte Beide: die junge Schöne war das Ideal ſeiner Träume und den Herrn hatte er im Zauberkreiſe ſitzen ſehen. Er brachte Entſchuldigungen vor; man fand nichts Auffallendes daran, ihn im Saal zu ſehen; es mußte naturlich den Anſchein haben, als ſey er eben angelangt. Er wurde freundlich begrüßt und als Hausgenoſſe aufgenommen.

Es ſind nunmehr einige Worte über des jungen Werners Charakter zu ſagen. Er war in der ſtrengen Schule der Halleſchen Theologen, die unter dem Namen der Begründer des Waiſenhauſes bekannt ſind, erzogen, und Spener, Franke, Spalding waren die Leitſterne ſeiner Glaubensrichtung. Die Lehre dieſer Männer hat der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, was das nördliche Deutſchland betrifft, eine beſtimmte Farbe gegeben. Die Richtung war ſtreng dogmatiſch und lehrte ein ernſtes, den Genüſſen abgewendetes Pflichtleben führen. Viele Gemüther fanden aus der Atmoſphäre dieſer prunkloſen aſcetiſchen Tugend zu ſehr die Rechte des Gefühls ausgeſchloſſen, und von dieſen Gemüthern ging ſpäter eine Oppoſition aus, die in den mannigfaltigſten Verzweigungen Deutſchland mit myſtiſchen Sekten füllte. Nie hat die Religion ſo ängſtliche, peinigende Eindrücke in den Gemüthern hervorgebracht, nie haben irrig oder zu flüchtig aufgefaßte Begriffe zu ſo verwickelten Streitfragen Veranlaſſung gegeben. Während die vornehme Welt Voltaires Grundſätze in's Leben rief, ſah man in den ehrenwerthen Mittelſtänden eine ängſtliche Satzung walten, die ſich in Pietismus und in orthodoxe Rechtgläubigkeit ſpaltete. Die Toleranz war aus dieſen Kreiſen ausgeſchloſſen; Familienzwiſte, aus dieſen Motiven entſtanden, wurden mit Bitterkeit geführt, Verfolgungen waren an der Tagesordnung. Die mit Geſchmack und Einſicht begabten Gelehrten, an deren Spitze Leſſing ſtand, wollten vermittelnd eintreten; allein die Toleranz und die Aufklärung, die ſie predigten, ſchmeckten zu ſehr nach franzöſiſchen Vorbildern, als daß ſie dem Herzen des Volks hätten genügen können. So blieb denn die Scholaſtik an den Univerſitäten, die enge trübſelige Myſtik in den Häuſern des Bürgerſtandes, die glaubenloſe Frivolitat in den Prunkſälen der Vornehmen lange Zeit unangetaſtet und gegenſeitig ſtreng geſchieden. Wer nicht von einem Gebiet zufallig in's andere gerieth, wußte nicht, wie es darin herging. Werner war dazu erſehen, dieſe Erfahrung zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Rauch's Danaide.

Traurig blickeſt du her; der endlos währenden Arbeit
Sucheſt du bang ein Ziel: — nimmer doch gehe zur Raſt!
Setze den Fuß nicht ab vom Stein und erhebe den Krug nicht,
Denn gleich lieblich wie jezt wäreſt du nimmer zu ſchaun.

Ewig dauert die Strafe; doch daß du ewig ſie trageſt,
Gaben die Götter dir auch ewige Jugend und Kraft.
Bis ſich füllet das Faß, das argdurchlöcherte, wirſt du —
Denn dich rührte der Gott — blühen in ewigem Reiz.

Tod einſt brachteſt du dem, der deinem Reiz zu gebieten
Allzukühn ſich vermaß; aber die ſtygiſche Flut
Reinigte dich von der Schuld. Wir jetzo ſtehen und fühlen,
Wie du beſeligend uns fülleſt mit Leben die Bruſt.

Franz Kugler.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erlangen, Ende September.

Die achtzehnte Verſammlung der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte.

Die achtzehnte Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte vom 18ten bis zum 26ſten September iſt auf das angenehmſte und lebhafteſte an uns vorübergegangen. Sie bildet einen Lichtpunkt in der Geſchichte unſerer Stadt, ſie hat hier für alle geiſtigen Beſtrebungen einen neuen Impuls zurückgelaſſen und wird dazu beitragen, die noch über Erlangen mitunterlaufenden ungünſtigen Meinungen und Vorurtheile vollends zu zerſtreuen. Eine anſehnliche Schaar ausgezeichneter Männer hatte dem von hier aus ergangenen Rufe Folge geleiſtet und ſich in unſern Mauern für acht bis zehn Tage verſammelt, nicht nur aus allen deutſchen Gauen, den nähern und fernern, ſondern auch aus Großbritanien, Griechenland, Schweden, Malta und der Wallachei. Außer den täglich auf kurze Zeit zu- und abſtrömenden Fremden zählt die Liſte der eingezeichneten Theilnehmer an der Geſellſchaft 272 Namen. Außerdem waren auch viele edle Frauen an der Seite ihrer Gatten und Väter herbeigeeilt, um, vereint mit den hieſigen hochſinnigen Frauen, den allgemeinen Sitzungen der Geſellſchaft beizuwohnen, unſere Stadt zu zieren und zu ſchmücken, und allen geſelligen Unterhaltungen eine ſchönere Geſtalt und Färbung, Zierde und Anmuth zu verleihen. — Von Seiten der diesjährigen Geſchäftsführer der Geſellſchaft, der Profeſſoren Leupoldt und Stromeyer, ſowie der Univerſität und der Stadt Erlangen, waren alle Kräfte aufgeboten worden, ſämmtlichen Gäſten ihren hieſigen Aufenthalt ſowohl möglichſt lehrreich als unterhaltend und angenehm zu machen. Die drei allgemeinen Verſammlungen am 18ten, 22ſten und 24ſten September fanden in der großen Aula der Univerſität ſtatt; nach der erſten derſelben bildeten ſich ſieben beſondere Sektionen, nach bisheriger Obſervanz, für die verſchiedenen Fächer der Naturwiſſenſchaften, welche ihre Sitzungen in den Räumen des ausgebeſſerten und neuaufgeputzten Muſeums der Univerſität hielten. Sämmtliche hieſige Anſtalten und Sammlungen, die Bibliothek, das Kunſtkabinet, die mineralogiſche und zoologiſche Sammlung, der botaniſche Garten, das phyſikaliſche Kabinet, die Krankenhäuſer und geburtshülfliche Anſtalt, auch die hieſigen Fabriken, namentlich die große, berühmte Fiſcherſche Spiegelfabrik, ſtanden der Verſammlung zum Beſuche offen. Ueberdies hatte Prof. Dr. Martius in einem weitläufigen Local des Muſeumsgebäudes aus eigenen Mitteln eine pharmacognoſtiſch-pharmaceutiſche Sammlung aufgeſtellt, wo die verſchiedenſten Droguen in reicher Auswahl ſchön und wiſſenſchaftlich geordnet waren, und die ſich des zahlreichſten Beſuchs und des allgemeinſten Beifalls erfreute. Dr. Roſenhauer hatte ſeine intereſſante entomologiſche Sammlung, welche unter Anderm eine vollſtändige Coleopterenfauna Erlangens enthält, dem Beſuch geöffnet. Endlich hatte Regierungsrath Beyſchlag eine Sammlung von Petrefakten und Mineralien, die bei dem Bau des Donau-Main-Kanals geſammelt worden, in der mineralogiſchen Sektion vorgelegt, in der Ordnung, wie ſie vorgefunden wurden, was eine große, ſchöne Karte dieſes Kanals und der Umgegend nebſt verſchiedenen Profilen näher veranſchaulichte, wobei man dieſes wahrhaft großartige Werk mit ſeinen vielen Kunſtbauten auf das genaueſte kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ueberhaupt wurde vielerlei, neue Bücher und Apparate, Modelle, Blätter und Karten, unter Anderm eine faſt vollendete Karte von Sachſen von Profeſſor Naumann und Dr. Cotta, vorgelegt. Die gemeinſchaftlichen Mittagsmahle, bei welchen ununterbrochen eine fröhliche Lebendigkeit herrſchte und täglich eine Reihe von Trinkſprüchen ausgebracht wurde, fanden im großen feſtlich geſchmückten Redoutenſaale ſtatt, wo man ſich auch gewöhnlich zur Abendgeſellſchaft verſammelte und einige Bälle improviſirt wurden. Die hieſige Harmoniegeſellſchaft hatte nicht nur ihre Räume und ihr Leſekabinet allen Gäſten geöffnet, ſondern veranſtaltete auch, um die Anweſenheit der vielen Fremden zu feiern, einen großen Feſtball, zu deſſen Introduktion Prof. C. M. Winterling den deutſchen Naturforſchern und Aerzten einen gefälligen poetiſchen Feſtgruß darbrachte. Den in die Dauer der Verſammlung fallenden Sonntag benutzte die Geſellſchaft zu einem gemeinſchaftlichen Beſuche Nürnbergs, welche Stadt mit ihren vielen Kunſtmonumenten, der Induſtrieausſtellung und andern Sehenswürdigkeiten, wegen ihrer altehrenfeſten, durchaus deutſchen Bauart beſonders diejenigen überraſchte und vergnügte, die ſie zum erſten Male ſahen. Eine gemeinſame Fahrt in die ſogenannte fränkiſche Schweiz kam nicht zu Stande, jedoch in kleinern Geſellſchaften ſtatteten viele dem romantiſchen Wieſentgrunde und den merkwürdigen Muggendorfer Höhlen einen Beſuch ab. Ein guter und ergötzlicher Gedanke war es, in dem netten hieſigen Schloßgarten ein elegantes Zelt aufzuſchlagen, wo Morgens gefrühſtückt und beſonders nach dem Mittagseſſen bei Muſik Caffee getrunken wurde. Da ſah man alle Nachmittage bis zum Abend ein lebhaftes, heiteres Gedränge. Zweckmäßig verdient endlich die Herausgabe eines ephemeren Tagblatts genannt zu werden, von deſſen zu zwölf anſteigenden Nummern die erſte ſchon am 16ten September erſchien, und deſſen Zweck war, ſpecielle Anordnungen im Intereſſe der Verſammlung und die Liſte der Theilnehmer an derſelben ſchnell zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, ſowie in flüchtigen Skizzen Rückblicke auf das von der Geſellſchaft theils in den allgemeinen, theils in den Sektionsverſammlungen Verhandelte zu gewähren. — Der ſpeciell wiſſenſchaftlichen Erörterungen und Verhandlungen in den einzelnen Sektionen nicht zu gedenken, wurden in den allgemeinen Sitzungen eine Reihe anziehender Vorträge gehalten. Der erſte Geſchäftsführer, Prof. Dr. Leupoldt, eröffnete dieſelben durch eine gehaltvolle Rede, worin er zunächſt die Verſammelten durch Hervorhebung einzelner Hauptmomente der Geſchichte und des Charakters von Stadt und Univerſität Erlangen, die 1843 ihr hundertjähriges, rühmliches, mitunter auch von den Stürmen der Zeit umbrauſtes Beſtehen feiern wird, auch geiſtig in den diesjährigen Verſammlungsort einführte, ſodann das Verhältniß einiger negativer Tendenzen zum religiös-ſittlichen Fundamente aller menſchlichen Bildung, ſowie endlich ſpeciell zu der Naturwiſſenſchaft ſelbſt erläuterte. Prof. Dr. Berres aus Wien erörterte ſeine Verſuche, Verfahrungsarten und Reſultate in Bezug auf Fixirung Daguerreſcher Lichtbilder und zeigte nach Hervorhebung der großen Vortheile ſeiner Erfindung, welche die Daguerrotypie erſt praktiſch brauchbar macht, mehrere ſehr gelungene Proben vor. Prof. Dr. Oſann aus Würzburg ſprach über ſein Verfahren, vermittelſt des waſſerſtoffigen Kupfers ſcharfe und ſchöne Abdrücke von Münzen ꝛc. zu verfertigen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. Oktober 1840.

— So ſträubt die Schnepfe ſich der Schlinge;
So zappelt das Kaninchen in dem Netz.

A. W. Schlegel.
Nach Shakespeare.

Caglioſtro.

(Fortſetzung.)

Der reiche Adel mit ſeinem Luxus und ſeiner Verfeinerung, mit ſeinen eleganten Formen und ſeinem Uebermuth, mit ſeiner Frivolität und empörenden Gleichgültigkeit gegen alle ernſtern Intereſſen des Menſchen imponirte zwar dem Bürgerlichen, aber auf die Länge beleidigte und verwundete es ſchmerzlich. Der in der Stille erzogene Jüngling fühlte das Unvermögen, ſich in Wort und Geberde mit der Leichtigkeit zu bewegen, wie er ſie täglich vor ſich ſah. Verſuche, dahin zu gelangen, fielen ungeſchickt aus, und eine Gabe, die wir nicht erreichen können, kommen wir nur gar zu leicht in Verſuchung, herabzuſetzen. Daher die geheime Oppoſition, der Widerwille dieſer unverdorbenen und Anfangs harmloſen Jünglinge gegen den Adel, deſſen Intereſſe ſie gezwungen dienten. Werner theilte dieſe Empfindungen; er ging noch weiter, er fürchtete demoraliſirt zu werden im beſtändigen Umgang mit Menſchen, die, wie er überzeugt war, an keinen Gott und an keinen Teufel glaubten. Seine Lehrer hatten ihm eingeprägt, daß ſeine gottesfürchtige Unerfahrenheit ſein köſtlichſtes Gut ſey, und er fürchtete daher nichts ſo ſehr, als dieſe Taubenflügel zu beflecken, indem er hörte oder ſah, was er nicht hören oder nicht ſehen ſollte. Gleich der erſte Anblick einer fluchwürdigen Verſammlung, die nächtlich gotteſchänderiſche Poſſenſpiele trieb, hatte ſeine Seele ſo erſchüttert, daß er, troß der Freundlichkeit des Grafen, troß dem Reiz ſeiner Tochter, entſchloſſen war, in dieſem Hauſe nicht über das Probejahr, zu dem er ſich verpflichtet hatte, zu verweilen.

Dieſer Zeitraum war bis auf wenige Wochen verſtrichen, als ſich mit unſerm orthodoxen Theologen folgende Begebenheit zutrug. Der Graf Demetrius von K. hatte nur eine Tochter, ſie war an den Herrn von N. vermählt. Von dieſem Manne, von dem ſie ſich getrennt, hatte ſie zwei junge Söhne, und dieſe zu erziehen, war Werners Geſchäft. Der Graf und ſeine Tochter führten ein geſelliges Leben; aus der nahen Stadt ſtrömten die Gäſte zahlreich in's Schloß, und unſer nächtlicher Lauſcher hatte nach und nach alle Schauſpieler jener myſteriöſen Scene wieder erkannt; nur der Mann mit dem Degen erſchien nicht. Er hatte ihn wiederholt unter den bunten Gruppen geſucht, aber nie gefunden. Nach ihm zu fragen, wagte er nicht.

Werner ſah die Tänze, die Spiele, die Aſſembleen auf dem Schloß für ein Werk des Teufels an. In ſeinen Augen waren es lauter Verdammte, die ihre

Digitized by Google

kurzen Tage in raſender Luſtigkeit hinbrachten, um dann namenloſer, unendlicher Qual entgegenzugehen. Nie war er dahin zu bringen, eine Abendpartie mitzumachen. Man ſah ſeine lange ſchwarze Geſtalt in einer Ecke ſtehen und geiſterhaft verſchwinden, wenn die ſtoffenen Reifröcke zu rauſchen begannen, die parfümirten Fächer winkten und die goldenen Stickereien blitzten. Nur einige ſchüchterne Blicke warf er noch auf die Spieltiſche, an denen ſich die geputzten und ewig lächelnden verlorenen Seelen niederließen, um „in der franzöſiſchen Karte zu ſpielen.“ Einigemal lockten ihn zauberhafte Töne aus dem kleinen Dachſtübchen, in das er ſich eingeſchloſſen hatte, herab, und da hörte er denn im Saal eine Nachtigallenſtimme wirbeln, hörte ein ſchmelzendes Lied Zingarelli's, eine ſüße Arie Paeſiellos ertönen, die ihn mächtig anlockten; aber er entfloh wieder und ſchloß die Thür ſeines Kämmerleins hinter ſich zu, aus Furcht, einer neuen ſataniſchen Verführung ſein Ohr geliehen zu haben.

Eines Abends ſpazierte er im Garten, ſeine Zöglinge ſpielten in einiger Entfernung auf einem freien Grasplatze. Der Baumgang führte auf einen kleinen Tempel zu, deſſen Vorhänge niedergelaſſen waren und aus dem man zwei Stimmen hervorſchallen hörte, die in eifrigem Geſpräch begriffen waren. Werners Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, dergleichen Unterredungen zu behorchen; er wandte daher um und ſchlug einen Seitenweg ein; aber in demſelben Augenblick traten ein Herr und eine Dame aus dem Pavillon und kamen denſelben Gang daher. Es war ſchon dunkel, und da Werner zur Seite trat, hüllten ihn die Schatten der Pappeln ein, und die Sprechenden bemerkten ihn nicht. Er aber erkannte auf den erſten Blick den Geiſterbeſchwörer, auf deſſen Wiedererſcheinen er ſo lange gewartet hatte, ihm zur Seite Frau von R. Die Neugier des Jünglings war jetzt ſo rege, daß er kein Wort des Geſprächs verlor. Er ging ſogar leiſe den zwei wandelnden Geſtalten nach, wie ſie ſich im Dunkel des Baumgangs verloren.

„Ich habe Ihnen ſchon zoft bekannt, mein Vater,“ hob Frau von R. an, „daß meine Seele von keinem irdiſchen Beweggrund geleitet wird, daß ich nichts von Ihren Schätzen verlange. Weder die magiſche Eſſenz, durch deren Gebrauch die armſeligen Jahre, die uns hienieden zu unſerer Pilgerreiſe beſtimmt ſind, auf das Doppelte und Dreifache vermehrt werden können, noch das rothe Pulver, das niedrige Metalle in Gold verwandelt, iſt der Zweck, weßhalb ich mit einer unſichtbaren Welt in Verbindung getreten bin. Was ſollen mir dieſe verächtlichen Koſtbarkeiten? Das Leben hat keinen Reiz mehr für mich, ſeitdem ich ihn verloren. Soll ich mich ſchmücken? für wen? Sein Auge ſieht mich nicht mehr. Soll ich dieſe trüben Tage noch verlängern? Was ſind ſie mir, da ich ſie ohne ihn durchleben muß?“ — Die Stimme der ſchönen Frau zitterte vor innerer Bewegung, als ſie dieſe Worte ſprach. Sie blieb ſtehen, hüllte ihr Antlitz in ihren Schleier und ſchien ihren Thränen freien Lauf zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber alte und neue Häuslichkeit.

(Schluß.)

Auch die Hausbewohner unter ſich ſelbſt ſind fremd geworden, die Stockwerke ſind abgeſchloſſen, Keller und Holzſtall mißtrauiſch abgetheilt, ein paar Beſuche des Jahrs das Surrogat der alten Hausgenoſſenſchaft. — Sogar bis in die Familie ſelbſt hat ſich das Abſonderungsprinzip vorgeſchoben. Wo iſt die große Stube, die ſonſt die Bewohner des ganzen Hauſes verſammelte, wo in einer Ecke der Hausvater im Sorgenſtuhl ſaß, Rechnungen, Briefe ſchrieb, oder den deutſchen Reichspoſtreiter las, während in der andern Ecke die Mutter ſtrickte und den Kindern Geſchichten erzählte, während in einer dritten Ecke die Mägde ſpannen oder Linſen und Erbſen ſäuberten? Wo iſt der deutſche Kachelofen, der ſonſt als ein gutmüthiger, vierſchrötiger Hausgeiſt daſtand, der, Wärme ausſtrahlend, oben in der eiſernen Kachel die Suppe gar kochte, zugleich die Windeln trocknete, die Bettflaſche erwärmte, Aepfel briet und gelbe Rüben für den Kaffee röſtete? Wo iſt der ſtattliche Kater, der darunter ausgeſtreckt im höchſten Wohlbehagen auf und ab ſpann, als wollte er, heimgekehrt vom Waidwerk des Tages, auch Geſchichten erzählen, der Sperlingsjäger? — Wo ſind die mächtigen Betthimmel, das Allerheiligſte im Heiligthum des Hauſes? wo die freundlichen Vorrathskammern, die weitläufigen Keller? Alles das braucht man heutzutage nur in verjüngtem Maßſtabe; der Markt, das Wirthshaus helfen aus; ob aber die auf dem Markte erhandelten Eßwaaren ekelerregend gereift, ob die Weine gefälſcht wurden, darnach fragt man nur ſelten.

Selbſt der reine Manſard'ſche Geſchmack, deſſen Gebäude umgeſtülpten Linienſchiffen gleichen, bewahrte noch den Schein häuslicher Heimlichkeit, indem er unterſchied zwiſchen den Sälen und Prachtzimmern der untern Stockwerke und den Wohn- und Plauderſtübchen, die er unter das Dach, das Sinnbild der Häuslichkeit, in ein eigenes Stockwerk flüchtete; eine Unterſcheidung, welche auch der in den 1790er Jahren entſtandene, aber

Digitized by Google

raſch wie der damalige Zeitgang vorübergezogene Styl noch feſthielt, nur daß er im Hinblick auf die Einquartirungen die Zimmer mehr abtheilte.

Jezt haben wir alſo die eigenthümliche Erſcheinung, daß die Häuslichkeit ſich einestheils mehr als je der Oeffentlichkeit fügt, anderntheils dennoch das Abſonderungsprinzip in ſich aufnimmt. Jene Berückſichtigung der Oeffentlichkeit aber kommt nicht vom Herzen, ſondern von der Polizei. Dieſe iſt es, welche das Intereſſe des Publikums gegenüber dem Individuum handhabt. — Deshalb iſt es heutzutage eine Möglichkeit, bei Nacht und Regenwetter auszugehen, ohne in Pfützen zu ſinken oder zu ſtürzen; deßhalb iſt man nicht mehr der Gefahr ausgeſezt, von dem Waſſerfalle der Dachrinnen, welchen der Wind beliebig hin und her richtete, überſchüttet zu werden, ſobald man ſich nur etwas von der Dachtraufe ſelbſt entfernte; deßhalb verlieren ſich allmählig die vorſpringenden rieſenmäßigen Hausſtaffeln und machen bequemen, geradeaus gehenden Trottoirs Platz, weil die Geſchaftigkeit unſerer Zeit keinen langen Umweg im täglichen Berufe geſtattet. — Allein daß dieſer Tendenz des Zeitalters der Individualwille ſich unterordnet, das iſt, wie geſagt, lediglich Wirkung der Polizei, die ein Intereſſe dabei hat, hübſche Straßen, raſche Communikation zu befördern, wogegen natürlich Ausnahmen, wie Nürnberg, deſſen heutige Bauten den alterthümlichen Styl einhalten müſſen, allerdings ſtattfinden, aber die Regel beſtärken. Nach dieſer bequemen ſich alſo die Häuſer, machen ein freundliches Geſicht, thun, als ob Alles conform ſey; im Herzen aber ſind ſie ſo egoiſtiſch und abgeſchloſſen, wie Großmächte, wenn ſie freundſchaftlich das europäiſche Gleichgewicht hüten.

So viel möglich Alles zu nutzen, iſt das leitende Prinzip. Alles wird eingetheilt, abgetheilt, verwendet, verliehen, verzinst. Keine weiten Räume mehr, allen Hausbewohnern gemeinſam: man mißtraut, will allein ſeyn, beſonders wohnen, man zahlt ſeine Hausmiethe, ſpricht ſeinen Theil dafür an und lebt ſo gewiſſermaßen wie im Wirthshauſe, wo man ſeine Wohnung bezahlt, dafür aber das Recht hat, fremd, nöthigenfalls grob zu ſeyn. — Dieſe Art der Häuslichkeit unſerer Tage folgt im Allgemeinen der Tendenz unſerer Zeit, möglichſt viel auf möglichſt kleinem Raum auszurichten, folgt alſo dem Motiv der Fabriken, der Telegraphen, der Dampfwerke. Aller Platz im Hauſe ſoll verwendet werden, denn er ſoll rentiren.

Und die Poeſie? Wo iſt in unſern hellen Wohnungen Platz für das Hausmährchen? Da ſind keine Dachböden mehr, wo die Phantaſie im Dunkeln umſchweift, wo vom Taubenſchlag herunter faſt unheimlich das Gurren der Tauben klingt, während die ſtillen Porträts von verſchollenen Urgroßonkeln aufmerkſam aus der Ecke herſchauen. Da ſtreicht nicht mehr die Katze zwiſchen den Dächern herum, und der rothköpfige Junge kann nicht mehr hinüberklettern zum Dachfenſter des Nachbarn, wo dieſer die ſüßen Aepfel und Winterbirnen aufgeſpeichert hat. Wo iſt jezt die Truhe mit alten Büchern, vor der ich manchen Nachmittag gelegen? Pünktlich entfernte ich mich bei eintretender Dämmerung, denn ich fürchtete, die Porträts in der Ecke hinten bewegen ſich, oder der längſt verſtorbene Doktor, der im Hauſe umgehen ſollte, ſtehe hinter dem Schornſtein. — Jezt in den neuen, ganz auf den Nutzen berechneten Häuſern hat das Gerümpel keinen Platz mehr; fort damit zum Antiquar, zum Trödler, in's Feuer! Keine dunkeln Dachböden mehr, keine Taubenſchlage; Zimmer zum Vermiethen, helle vergipste Kammern, verbaute Kapitalien, die ſich verzinſen ſollen. Eingeſchrumpft iſt das patriarchaliſche Dach, das ſonſt wie eine dunkelgraue Gluckhenne die Flügel zu beiden Seiten tief hinabſpreizte. Weg iſt die Poeſie der Dachfenſter, wo ſonſt Betten, Blumen und graue Menſchenſchädel geſonnt wurden, weil in die Wohnungen unten nur kurz der Sonnenſtrahl hineindrang. Alles iſt jezt repräſentabel, nutzbar von unten bis oben.

Was war das für ein ſüßes Grauen der Kindheit, in dem ehemaligen Kloſterkeller herumzuirren, wo der reiche Küfer Faß an Faß aufgerichtet hatte, wie lauter Denkmale der verſtorbenen Patres, ſtattliche Bäuche! Da herrſchte lautloſe Stille und ſteinerne Apoſtelbilder blickten von den Pfeilern herab. Wenn da der Sand unter den Tritten kniſchte, oder wenn der Fuß an ein morſches Stück Holz ſtieß, wie fürchteten wir uns vor den geſpenſtigen Kapuzinern! Manchmal ſpielten wir dort Verſteckens; da ward uns ſo unheimlich zu Muth hinter den ſchweigenden, gewaltigen Fäſſern, und wir waren froh, entdeckt zu werden, nur nicht, wenn der Meiſter Küfer ſelbſt kam, um uns wegen des unbefugten Eindringens zu beohrfeigen. Dann tappten wir durch die finſtern Gewölbe, verfehlten in der Angſt wohl den Ausweg, ſtürzten hin und wußten uns nachher immer viel Schreckliches weiß zu machen von dem Kapuziner, der einen von uns gepackt oder ihm den Weg verrannt habe. — In unſern modernen Kellern, die wir entſtehen ſehen, worin nie ein Kapuziner oder ſonſt ein verdächtiger Gaſt ſich umtreibt, als etwa die Magd, die an den Wein geht, da mag wohl mancher Eimer gutes Getränk liegen, Poeſie aber liegt nicht darin.

Sigm. Schott.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erlangen, Ende September.

(Fortſetzung.)

Die achtzehnte Verſammlung der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte.

Ein Herr von Meyer aus Bucareſt ſchilderte die Sanitäts-, namentlich die Quarantaineanſtalten in der Türkei, beſonders in den beiden Donaufürſtenthümern, welche durch große pecuniäre Opfer zum Heil Europas die Peſt vom nördlichen Donauufer entfernt halten und in dieſer wie in andern Beziehungen ſchnelle Fortſchritte in der Civiliſation machen ſollen, ſo wie die eben nicht beneidenswerthe Stellung der Aerzte im Orient, die nicht bloß mit moslemiſchen Vorurtheilen, ſondern weit mehr noch mit europäiſchen Charlatans zu kämpfen haben, welche in großer Menge in das Morgenland abenteuern; auch empfahl Dr. v. Meyer ſein Vorhaben der Unterſtützung der Verſammlung, nämlich in Verbindung mit ſeinen Collegen ein naturhiſtoriſch-mediciniſches Journal in Bucareſt herauszugeben. Profeſſor Olympius aus Athen brachte in der zweiten allgemeinen Sitzung die erſten frohen Grüße der jugendlichen Akademie in Hellas an die deutſche Geſellſchaft, ſprach ſich weiter über die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Einrichtungen ſeiner Landesuniverſität aus und wünſchte den dortigen Vereinen, deren Statuten er mittheilte, die freundliche Theilnahme der ältern Inſtitute. Hofapotheker Landerer aus Athen theilte intereſſante Bemerkungen über die Malerei und die Farben der alten Griechen mit. Dr. Peipers aus Cöln ſprach über die Nothwendigkeit einer geiſtigen, ſpeculativen Auffaſſung des Weſens der Natur, und Hofrath Dr. Kaſtner über die Kräfte der Natur und namentlich über die Fortbewegung im leeren Raume. Dr. Zehler aus Zeitz hielt einen kurzen Vortrag über Irrlichter und ſein Verfahren, ſie auf chemiſchem Wege darzuſtellen; die hiedurch erzeugte heitere Stimmung des Auditoriums ſteigerte Dr. v. Reden aus Hannover (der ſpäter auch Exemplare einer Inſchrift für das Arminsdenkmal vertheilen ließ) durch eine humoriſtiſch gehaltene Darſtellung der Naturwiſſenſchaften und der Naturforſchung im „himmliſchen Reiche.“ Schon Anfangs in der erſten Sitzung war ein wichtiger Gegenſtand, die Einigung über die verſchiedenen Maaße und Gewichte in den naturwiſſenſchaftlichen Werken betreffend, zur weitern Ausführung und Begutachtung der mathematiſch-phyſikaliſchen Sektion zugewieſen worden; aus den Verhandlungen derſelben wurde nun berichtet, daß man zwar zu keiner Einigung gekommen ſey, aber deſto lebhafter die Nothwendigkeit eines weitern Strebens nach dieſem wünſchenswerthen Ziele ausgeſprochen habe. Geh. Hofrath Dr. Harleß aus Bonn ſprach auf die Anfrage, wie weit die Vorarbeiten zu der lange erſehnten Abfaſſung einer allgemeinen deutſchen Pharmacopöe gediehen ſeyen, über die Hinderniſſe, welche ſich jenem Unternehmen immer noch entgegenſtellen, und wie ſie doch endlich aus dem Wege geräumt werden könnten. Profeſſor Dr. Koch aus Jena ſtattete auf allgemeinen Wunſch in zwei aufeinander folgenden Sitzungen in freiem beredten Vortrage einen höchſt intereſſanten Bericht ab über ſeine dreijährigen Reiſen in Armenien und Grußen. Bekanntlich hat der gelehrte Reiſende den jezt wankenden Ararat zuerſt erſtiegen und iſt bald darauf in eine mehrmonatliche, durch die Umſtände erſchwerte ſchreckliche Krankheit gefallen, in welcher das dortige abergläubiſche Volk nur eine Strafe des Himmels für ſeine Verwegenheit erkannte, die auf der Spitze des Ararat thronende Arche Noahs zu erklimmen. Er verbreitete ſich beſonders über die Beſchaffenheit der kaukaſiſchen Länder, über die gaſtfreundlich biedern Sitten, die Ritterlichkeit und den Heldenmuth der Bewohner, endlich auch über die Stellung der kaukaſiſchen Völkerſtämme zu Rußland. Seiner Anſicht nach dürften die tapfern Tſcherkeſſen im nordweſtlichen, zugänglichen Theile des Kaukaſus den Ruſſen zuerſt unterliegen; all ihr Heldenmuth könne ſie hier vor der langſam, mittelſt einfacher viereckigter, mit vier Kanonen und Mannſchaft beſezten Forts und durch Verwüſtung des Landes vorſchreitenden Uebermacht nicht ſchützen, wenn ihnen auch zuweilen gelingen ſollte, einige der ruſſiſchen Verſchanzungen zu überrumpeln und wieder zu zerſtören. Zwanzig Jahre werden auch ſie, die Tſcherkeſſen, noch widerſtehen, wogegen die Bewohner der mittlern, von Natur ungleich feſtern, ſchroffern, wildern kaukaſiſchen Gebirge einen noch längern, unabſehbaren Widerſtand entgegenſetzen, und dieſe merkwürdigen Gebiete den Ruſſen nicht früher erliegen möchten, bis ihr lezter Bewohner den Heldentod gefunden. Noch ſprach Dr. Rösch aus Schwenningen mit edler Wärme über Kretinismus und angebornen Blödſinn und Prof. Ennemoſer aus Insbruck, die Geheimniſſe der Welt hervorhebend, gegen das bequeme Abſprechen und Leugnen derſelben, welches der Wiſſenſchaft gänzlich unwürdig ſey, über Magnetismus und Homöopathie, ſie gegen einige Angriffe vertheidigend. Merkwürdig iſt auch die ſchriftlich mitgetheilte Notiz, daß man auf einem abgeſprengten Keuperſandſtein bei Heldburg den römiſchen ähnliche Schriftzüge vorgefunden habe; die Einſendung dieſes Sandſteins war in Ausſicht geſtellt worden, iſt jedoch nicht erfolgt. Dies iſt das Weſentlichſte von dem, was in den allgemeinen Sitzungen der achtzehnten Verſammlung deutſcher Naturforſcher vorgekommen und verhandelt worden. Der zweite Artikel in den Statuten dieſer Geſellſchaft bezeichnet, als ihren erſten und eigentlichſten Zweck, d i e n ä h e r e B e f r e u n d u n g i h r e r M i t g l i e d e r u n t e r e i n a n d e r. Mit Recht hat man gerade dieſen Zweck, dem auch in Erlangen vollſtändig genügt worden, für wichtig genug gehalten, um ihn an die Spitze zu ſtellen; daran knüpft ſich alles andere, von dieſem Grund aus hebt, erweitert und entwickelt ſich die Geſellſchaft. Die Zeit wird einzelne Mängel, die mehr in allgemeinen als beſondern Urſachen liegen, immer mehr beſeitigen, das Wort in den allgemeinen Verſammlungen wird immer freier und lebendiger, immer verſtändlicher, populärer und beredter werden, während es jezt nur noch zu häufig, vom dicken Pergament abgeleſen, ſchwerfällig dahinſtolpert oder zu hoch und weit wie in den Wolken umherrollt. Die öffentliche Beredtſamkeit, von welcher Art ſie auch ſey, iſt in Deutſchland leider noch in den Windeln und es wird noch eines langen Kampfes auf der Kanzel, dem Lehrſtuhl und der politiſchen Tribüne bedürfen, um ſie daraus zu befreien, daß die ſchöne Rede groß und ſtark werde und frei und unmittelbar aus dem Geiſte, dem Gemüthe und der Geſinnung hervorquelle, wo ſie dann erſt auch die Herzen mächtig zu bewegen und auf die Geiſter zu wirken beginnt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. Oktober 1840.

Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Goethe.

Bei Immermanns Tod.

Wir ſaßen in des Lagers ſchönſtem Zelt,
Zu ſpan'ſchem Weine ſingend deutſche Lieder;
Schon ſank die Nacht, und heller ward das Feld,
Und unſre überwachten Augen müder;
Da fiel der Morgenſonne erſter Schein
In's Zelt auf unſre leeren Xeresflaſchen:
Wir müſſen früh zur Stelle wieder ſeyn,
Wohlauf, beſteigt die Roſſe nun, die raſchen!

Wir jagten heim. Welch ſeliges Gefühl
Nach der vertobten Nacht am friſchen Morgen!
Noch klingt Geſang im Ohr und Saitenſpiel,
Noch ferne ſind des Tages Müh und Sorgen;
Das Dunkel ſchwand, das heil'ge Licht umſchwebt
So Fluß wie Baum und thaugetränkte Fluren;
Zum reinen Blau des Himmels fröhlich hebt
Das Auge ſich und folgt der Sonne Spuren.

Wir ſind daheim. Die Roſſe liefen gut;
Ich ſteh' an trüber Werkeltages Schwelle;
Die Zeitung her, auf daß ich friſchen Muth
Mir trinke aus des Völkerlebens Quelle! —
Was Ruſſen, Britten, ew'ge Türkennoth!
Wo find' ich, was in Deutſchland iſt geſchehen?
Ha dort — ihr Augen, wacht ihr wirklich? todt?
Mein Immermann, auch du willſt von uns gehen?

Du trotzig Herz, erfüllt von edlem Zorn,
Mußt grade jezt du gehn zum ew'gen Schweigen,
Nun wir erkannt die Roſe, trotz dem Dorn,
Und uns in Demuth deinem Geiſte neigen?
Nun du, wie Schiller, kaum dein Volk mit Luſt
Geſehn an deinem Dichtermunde hangen,
Und nun die Liebe deiner ſtolzen Bruſt
Mit neuen Strahlen herrlich aufgegangen?

Stets warſt du in der deutſchen Dichtung Hain
Ein Klausner, fern von der Genoſſen Toben
Haſt du in deiner Einſamkeit am Rhein
Manch zart Gebilde deinem Volk gewoben.
Dich ſtört' der Menſchen Schwatzen nimmermehr
In deines Gartens blumenreichem Hage;
Von dir verklang bei ihnen bald die Mähr,
Und lebend wardſt du faſt zu einer Sage.

Denn jene Menge, die nicht faſſen kann,
Was da vermag den Dichter zu erregen,
Was kümmert ſie der ernſte, ſtumme Mann,
Der fern bleibt ihren abgetretnen Wegen?

Digitized by Google

Du aber, der du nun geſtorben biſt,
Du wollteſt einſam mit dir ſelber ringen,
In deiner eignen Bruſt den herben Zwiſt,
Mit dem du aufgewachſen, zu bezwingen.

So haſt du ſinnend denn die lange Nacht,
Die unſre deutſche Dichtung hielt in Banden,
Im Kampfe mit dir ſelber durchgewacht,
Bis ſonnenhell der Morgen auferſtanden.
Und als ob deinem moosbewachſnen Haus
Des Juli wilde Donner nun verklangen,
Da ſandteſt du die Epigonen aus,
Ein Grablied dem Geſchlechte, das vergangen.

Du aber ſahſt das kommende Geſchlecht,
Dem in der Bruſt der Jugend Feuer lodert,
Das dir mit lautem Ruf dein Dichterrecht
Und deinen vollen Lorbeerkranz gefodert.
Du ſahſt uns deinem Haus voll Ehrfurcht nahn,
Du ſahſt uns ſitzen ſtill zu deinen Füßen,
Wie wir in dein begeiſtert Auge ſahn,
Und hörten deiner Dichtung rauſchend Fließen.

Und jezt, nun du zum Volk zurückgeführt,
Das dich vergaß, mit Jubelruf und Freuden,
Mit den verdienten Kränzen reich geziert,
Mein Immermann, jezt mußt du von uns ſcheiden?
Fahr wohl! Gar wenig deines gleichen nur
Gehn dichtend unter uns auf deutſcher Erden!
Ich aber ging an's Tagewerk und ſchwur,
So ſtark und feſt und deutſch, wie du, zu werden.

Friedrich Oswald.

Caglioſtro.

(Fortſetzung.)

„Meine Tochter,“ entgegnete ihr Begleiter in feierlichem Tone, „durch Ihre Leidenſchaftlichkeit werden Sie die reinen Geiſter ewig von ſich entfernt halten. Nichts kränkt dieſe erhabenen Weſen ſo ſehr, als Zeuge zu ſeyn, wie man ihre Verbindung nicht um ihrer ſelbſt wegen ſucht, ſondern um irdiſchen Zwecken zu fröhnen.“ — „Mein Himmel!“ rief die Dame, „iſt denn das ein irdiſcher Zweck? Suche ich denn noch eine Vereinigung, wie ſie hienieden beſtand? Ich will ihn lieben, wie man Engel liebt, ich will mich ihm nähern, wie man ſich in der Stunde brünſtiger Andacht Gott nähert.“ — „Halten Sie ein, Seraphine!“ rief der Magier zornig. „Sie läſtern. Ich leſe in Ihrer Seele und zittere für Sie. Iſt das die Sprache des reinen Glaubens, der heiligſten Unſchuld? Vermeſſene, Abtrünnige, Sie ſuchen auch mich zu betrügen! Ach, hab' ich das um Sie verdient, meine Tochter?“ — „Verzeihung!“ ſtammelte Seraphine. — „Laſſen Sie uns von dieſem Gegenſtand abbrechen,“ erwiderte der Magier nach einer Pauſe. „Sie werden ſich beruhigen, Sie werden über mich und meine Sendung würdiger denken, und dann kann es mir möglich werden, nach und nach die Geiſter für Sie günſtig zu ſtimmen. Jezt antworten Sie mir, haben Sie noch keinen Verſuch gemacht, den jungen Mann auszuforſchen?“ — „Nein,“ erwiderte Seraphine. — „Es muß aber geſchehen; Sie wiſſen, daß er mir tauglich ſcheint, den Dienſt, von dem ich Ihnen geſprochen habe, uns zu leiſten.“ — „Er ſcheint unſerer Sache nicht ſehr geneigt, Herr Graf.“ — „Das thut nichts. Ich habe ihn durch meine Geiſter erforſchen laſſen und habe entdeckt, daß er durch geringe Mittel zu gewinnen iſt.“ — „Und mein Vater?“ rief Seraphine; „was darf er hoffen?“ — „Viel,“ entgegnete der Graf. „Seine Beharrlichkeit iſt lobenswürdig, doch iſt auch noch zu ſtarke irdiſche Begier in ſeiner Seele. Er ſucht das Gold nicht, um eine neue Kraft Gottes kennen und bewundern zu lernen, ſondern nur um ſeine Reichthümer zu vermehren. So lange dies der Fall iſt, habe ich von meinen Obern den Befehl, alle ſeine Verſuche mißlingen zu machen.“ — „Das iſt grauſam!“ rief Seraphine. „Wer ſind dieſe unbekannten Obern, denen wir uns durch einen ſo fürchterlichen Eid fügen müſſen und die über uns gebieten?“

Die Antwort des Grafen auf dieſe Frage war ſo leiſe, daß ſie Werner nicht verſtehen konnte. Er blieb zurück und jene verſchwanden. Der Eindruck, den dieſes kurze Geſpräch auf ſein Inneres hervorgebracht, war ſo heftig, daß er, unfähig in ſeinem Zimmer auszudauern, faſt die ganze Nacht unruhig im Garten und dem daran ſtoßenden Park umherirrte. Endlich warf er ſich ermüdet unter einen Baum. „Iſt es möglich?“ rief er bei ſich ſelbſt, „dieſe Menſchen ſuchen auf ſo dunkeln Wegen das ewige Licht! Dieſe reizende Frau betrügt ſich um ihre ewigen Hoffnungen, indem ſie ſich dem frechſten Lügengeiſte überantwortet! Wen will ſie von den Todten erwecken? Sie hat einſt geliebt! Ja, dieſes Herz mußte lieben! Dieſes himmliſche Auge muß den Strahl der ſüßeſten Seligkeit eingeſogen und geſpendet haben! Dieſe reine Seele ſucht den Himmel, weil er ihr Köſtlichſtes verſchließt. Könnte ich die Gräber öffnen, für dich, Seraphine, thäte ich es mit dem Opfer meines Lebens!“ — Werner fühlte zum erſtenmal, daß er Seraphine liebte. Er hatte ſich's noch nicht geſtanden; dieſe Nacht voll Träumen und wunderſamer Gebilde reifte ſein Bewußtſeyn. Von dieſem Moment an beſchloß er, Seraphinen zu retten aus der Gewalt jenes Ruchloſen.

Digitized by Google

Er fing damit an, den Grafen und ſeine Tochter genauer zu beobachten und auf die myſteriöſen Verſammlungen im Schloſſe ſein Augenmerk zu richten. Der Magier, der ſich Graf Caglioſtro nannte, war der Mittelpunkt dieſer Cirkel. Wäre Werner nicht ſo unbekannt mit dem damaligen Syſtem der geſchloſſenen Geſellſchaften geweſen, ſo hätte er ſogleich die Merkmale erkannt, die auf die Einrichtung einer Loge deuteten. Der Magier war das Oberhaupt dieſer Loge und die Zahl der Eingeweihten ziemlich groß, der Graf und ſeine Tochter jedoch unter den wenigen Auserwählten, die einen höhern Grad und einen größern, geheimnißvollern Wirkungskreis ſich errungen hatten.

Seraphine war eines jener liebenswürdigen Weſen, die dem Irrthum verfallen aus einem ſchönen Bedürfniß des Herzens, das Gebiet ſchwärmeriſcher Liebe ſo weit als möglich auszudehnen. Der Todte, den ſie beweinte, war ein geliebter Bruder, mit dem ſie durch die innigſte Zärtlichkeit verbunden geweſen war und deſſen Andenken noch jezt ihre ganze Seele beherrſchte. Sie geſtand dieſes Wernern, und dieſes edle Vertrauen machte auf den Jüngling einen unbeſchreiblich tiefen Eindruck. Von jezt an war der geiſtige Verkehr zwiſchen ihnen eingeleitet. Werners Schüchternheit verlor ſich immer mehr, je offener und mittheilender Seraphine wurde. Eines Abends hatten ſie ſich in ein leidenſchaftliches Geſpräch über den Magier vertieft. Werner hatte alle Ueberzeugungsgründe ſchon erſchöpft, ohne Seraphinen in ihrem Glauben zum Wanken zu bringen; endlich warf er ſich ihr zu Füßen, und ihre Hand ergreifend, rief er: „Wozu hätte er nöthig, ſich hinter Ihre reine Geſtalt, Seraphine, zu verſtecken, wenn ſeine Abſichten wirklich erhaben und gut wären? Warum trug er Ihnen auf, mich auf ſeine Seite zu locken? Warum gerade Ihnen? weil er hoffen durfte, ſeine Zwecke alsdann ſicherer zu erreichen, als wenn er ſich mir ſelbſt nahte? Wahrlich, der ſchlaue Betrüger hat nicht den Muth, vor mein Auge zu treten!"

„Werner!" rief eine tiefe, wohltönende Stimme, und der Magier ſtand plötzlich vor dem Ueberraſchten. Seine hohe Geſtalt zeichnete ſich in großen Schattenumriſſen gegen den hellen Abendhimmel. — „Mein Vater!" rief Seraphine, „vergeben Sie dieſem Irrenden." — „Ich habe ihm nichts zu vergeben," erwiderte der Magier ſanft. „Ein Irrender hat dem andern keinen Fehl vorzuwerfen. Wir werden Alle auf dunkeln Wegen geleitet. Kann ich ſagen, daß ich Recht habe? Ich hoffe es nur."

Dieſe milde Entgegnung auf einen ſo harten Angriff machte Werners Herz erbeben. Jezt endlich, was er ſo lange geſucht hatte, ſtand er dem Furchtbaren gegenüber, und es war ihm, als umſchwebten Geiſterchöre die dunkle Geſtalt. Unfähig, ein Wort zu ſprechen, heftete er ſeinen Blick bald auf den Magier, bald auf Seraphinen. „Jüngling," hob der erſtere endlich nach einer langen Pauſe an, „Sie zweifeln an meinem Beruf; ich finde dieſe Zweifel natürlich. Heute Nacht werde ich Ihnen durch meine Geiſter einen Traum ſenden. Achten Sie auf die Stimme dieſes Traumes und ſeyen Sie dann wahr gegen mich wie gegen ſich ſelbſt."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Prozeß der Wittwe Laffarge. Aufruhr der Arbeiter.

Wenn man jezt fragte, von welcher Perſon in Paris und in ganz Frankreich am meiſten geſprochen wird, welche den meiſten Stoff zur Unterhaltung in den Salons liefert, ſo würde ohne Zweifel die Antwort lauten: Madame Laffarge. Obſchon endlich ein Urtheil dem langen, merkwürdigen Kriminalprozeſſe ein Ende gemacht hat, ſo fährt man doch noch immer fort, von der Sache zu ſprechen, und gerade dieſes Urtheil gibt Stoff zu neuer Unterhaltung. Wenige Perſonen billigen daſſelbe, der Tadel hat aber verſchiedene Quellen. In Frankreich beſticht man die Leute nicht allein mit Geld, ſondern auch mit Geiſt und Anmuth. Madame Laffarge, welche beides in hohem Grade beſizt und eine Frau der ſogenannten großen Welt war, hat daher im franzöſiſchen Publikum eine ſehr große Menge Anhänger, welche ſich nicht überreden können, daß eine ſo geiſtreiche, gebildete, reizende Dame eine Giftmiſcherin ſeyn und ihren eigenen Mann ſo langſam und verrätheriſch ermordet haben ſolle. Dieſe glauben noch immer an ihre Unſchuld, beklagen ſich über parteiiſche Prozedur und ungerechtes Urtheil, und hoffen, der Kaſſationshof werde das gerichtliche Verfahren kaſſiren. Die parteiiſche Art, wie der Hauptſtenograph, welcher von Paris nach Tulle ſich begeben hatte und den Pariſer Journalen die Berichte lieferte, die Verhandungen dargeſtellt hat, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, das Publikum günſtig für die Verurtheilte zu ſtimmen. Dieſer Stenograph ſuchte Alles hervor, was der Beklagten günſtig ſeyn konnte, ſprach viel von ihren Leiden, machte die Ankläger gehäſſig, ließ ſie grob und brutal erſcheinen u. ſ. w. Man vermuthet daher auch, daß dieſer Stenograph von der Familie der Madame Laffarge beſtochen worden ſey. Diejenigen aber, welche in der Beſchuldigten die Mörderin ihres Mannes erkennen, begreifen nicht, wie die Jury hier mildernde Umſtände finden konnte, wenn ſie nicht aus bloßem Mitleiden die Frau vom Schaffot retten wollte. Denn ſo kaltblütig, ſo grauſam mag wohl ſelten ein Verbrechen begangen worden ſeyn. Ein Mord aus Jähzorn, aus heftiger Leidenſchaft, welche ſich der Seele eines Menſchen bemächtigt und ſeinen Verſtand trübt, läßt ſich zuweilen noch irgendwie entſchuldigen; aber einem Mann äußerlich Liebe und Zuneigung heucheln, und ohne Rache, ohne alle Aufreizung vierzehn Tage lang alle ſeine Speiſen, alle ſeine Arzneien vergiften, bis er der verrätheriſchen Nachſtellung unterliegen muß, dies iſt gewiß ein ſo abſcheuliches Verbrechen, daß ſich keine Entſchuldigung, folglich auch keine Milderung des Urtheils annehmen läßt. Wenn hier mildernde Umſtände

eintreten ſollen, ſo gibt es kein Verbrechen mehr, das als Kapitalverbrechen angeſehen werden kann. Die Gelehrten haben aber auch ein Urtheil in dieſer Angelegenheit, bei welcher die Chemie eine ſo große Rolle geſpielt hat. Man iſt mit Orfilas Betragen und Entſcheidung gar nicht zufrieden, und Raſpail, ſein erklärter Feind, hat nicht ermangelt, ihn deßhalb öffentlich anzugreifen. — Der Aufruhr der Arbeiter und Geſellen, ſo furchtbar er auch erſchien, iſt nun beigelegt, und zwar durch die Noth, worin die Arbeiter nach Einſtellung der Arbeit verſunken ſind. In den lezten vierzehn Tagen ſind über zwei Millionen Franks aus der Sparkaſſe zurückgezogen worden, was ſeit der Gründung dieſer wohlthätigen Anſtalt wohl niemals der Fall geweſen war. In Ermangelung des Lohns hat die Arbeiterklaſſe alſo zu ihren Erſparniſſen greifen müſſen. Daß man die Aufwiegler mit Gefängnißſtrafe belegt hat, kann dem Uebel einſtweilen abhelfen und die Ruhe wieder herſtellen, wie denn auch wirklich die meiſten Arbeiter in die großen Anſtalten und Werkſtätten zurückgekehrt ſind. Da jedoch kein Schritt gethan worden iſt, um den Klagen der Arbeiter abzuhelfen, und vielleicht auch wohl keinem der Uebel, worüber ſie ſich beklagen, abzuhelfen iſt, ſo kann, wenn die Furcht vor Strafe die Leute nicht zurückhält, dieſelbe Unzufriedenheit über kurz oder lang wieder ausbrechen und zu neuen Unruhen und Gewaltthätigkeiten Anlaß geben. Man bemerke, daß diejenigen Arbeiter, welche ſich wider ihre Meiſter und wider die Obrigkeit aufgelehnt haben, eigentlich keine Fabrikarbeiter ſind, das heißt ſolche, welche in großen durch Maſchinen betriebenen Anſtalten beſchäftigt ſind: ſie treiben ſämmtlich Handthierungen, bei welchen die perſönliche Kraft und Geſchicklichkeit des Menſchen noch erforderlich iſt; es waren Schneider, Tiſchler, Zimmerleute und Maurer. Ihre Beſchwerden ließen ſich auf drei zurückführen: zu langes Tagwerk, Einführung des ſtückweiſe Arbeitens und Dazwiſchenkunft der Arbeitsunternehmer. Jede dieſer Beſchwerden verdient eine kurze Erörterung.

(Fortſetzung folgt.)

Erlangen, Ende September.

(Schluß.)

Die achtzehnte Verſammlung der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte.

In der zweiten allgemeinen Sitzung fand die obſervanzmäßige Wahl des nächſtjährigen Verſammlungsortes ſtatt. Eine ſpecielle Einladung war nicht eingelaufen, deßhalb wurden Roſtock, Greifswalde, Braunſchweig, Gräz, Bremen, Wiesbaden, Mainz, Freiburg und Göttingen als Städte namhaft gemacht, welche ſchon früher zum Sitze der Verſammlung waren vorgeſchlagen worden. Anfangs ſchwankte die Wahl zwiſchen Greifswalde und Braunſchweig, bis lezteres am Ende durch Acclamation den Preis davon trug, worauf ſofort Präſident von Strombeck zum erſten, Oberſtabsarzt Pockels zum zweiten Geſchäftsführer der nächſtjährigen neunzehnten Verſammlung ernannt wurden. — Die Vormittage waren der ernſten Wiſſenſchaft, die Nachmittage den geſelligen Vergnügungen und Erheiterungen gewidmet. Vorzüglich verdienen ein ſeltener Kunſtgenuß und ein von der Bürgerſchaft der Stadt Erlangen zu Ehren der Naturforſcher und Aerzte veranſtaltetes Bergfeſt hervorgehoben zu werden. Den erſtern verſchaffte uns am 19ten Abends im Theater der Normann Ole Bull, deſſen geniales Spiel unter ſchroffen Formen den Felſenkern und die kräftige Natur, die Friſche und Reinheit ſeines nordiſchen Vaterlands verbirgt und mit ſeinem äußern Erſcheinen und ſeinen, aus einem edeln Freiheitsſinn entſprungenen Neigungen ſo ſeltſam contraſtirt, daß die Hand, die meiſterhaft den Bogen führt und die deutſchen Gemüther in der Tiefe bewegt, die Junge Lügen ſtraft, welche die italieniſche Muſik über Alles lobpreist und Roſſini zum Meiſter aller Meiſter erhebt. Kaum braucht wohl erwähnt zu werden, daß Ole Bull das verſammelte Publikum zu begeiſterten Beifallsäußerungen hinriß. Das volksthümliche Bergfeſt, regniger Witterung halber um einige Tage verſchoben, fand am Mittwoch den 25ſten beim Schießhauſe am Altſtädter Berg ſtatt. Der große von Eichen umfaßte Schießplatz auf einer der untern Terraſſen war zur Aufnahme der Gäſte, der Muſik, der Liedertafel und der Anſtalten zum Feuerwerk beſtimmt und mit Laubgewinde und anderm ländlichen Schmuck verziert. Hier wurde ein, für die Gäſte auserleſenes, feines Bier getrunken, hier wurden Muſikſtücke vorgetragen und weithallende Volkslieder geſungen. Ueberdem waren alle Felſenkeller am Berge geöffnet und von einer wogenden Menge heiterer Zecher umlagert. Abends war der Altſtädter Berg ſehr artig beleuchtet. Den Beſchluß machte ein großes, reiches Feuerwerk, für das ein paſſenderer Ort kaum hätte erdacht werden können. Vom Volk umwogt, kehrten die Gäſte, welchen man nur ein Bild vom hieſigen Volksleben vorzuführen beabſichtigt hatte, in die Stadt zurück, wo im Redoutenſaal noch ein Ball ſtattfand. Außer dem Bergfeſt, das allen Fremden wohl gefiel und noch lange in ihrer Erinnerung bleiben dürfte, zeichnete ſich durch gemüthliche Unterhaltung auch noch der Abend nach der lezten allgemeinen Sitzung aus, an dem ein Commerz im Redoutenſaal gehalten und von den alten Herrn laut und fröhlich wie von den jüngern das Gaudeamus igitur, Juvenes dum sumus, und viele andere Lieder angeſtimmt wurden; in einer dabei vertheilten, beſonders abgedruckten und der Geſellſchaft der Naturforſcher und Aerzte gewidmeten Cantilena academica heißt eine Strophe:

Omnes, qui mysteria
Isidis scrutantur,
Vivant omnes Physici,
Vivant omnes Medici,
Qui nunc hic versantur.

In der Abſchiedsrede am Schluß der lezten allgemeinen Verſammlung drückte der zweite Geſchäftsführer, Profeſſor Dr. Stromeyer, den Wunſch aus, mit welchem auch ich dieſen Bericht am liebſten beſchließe, daß alle unſere Gäſte nur freundliche Erinnerungen mit davontragen und in ihrer Heimath von unſerer heitern Stadt und Gegend, von ihren biedern Bewohnern, von der Zweckmäßigkeit unſerer öffentlichen Anſtalten und dem wiſſenſchaftlichen Geiſte ihrer Vorſteher erzählen, ſich auch überzeugt haben möchten, daß die viel bekrittelte Frömmigkeit der Erlanger das gewöhnliche Maaß deutſcher Frömmigkeit und Gottesfurcht nicht überſteige und für keine Art von geiſtigem Fortſchritt ein Hinderniß bilde, kurz, daß die Bewohner dieſer Stadt ihren deutſchen Brüdern nicht nachſtehen in Geſinnung und Thatkraft.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 31.

Sonnabend, 10. Oktober 1840.

[408] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Der gegenwärtige Zuſtand der Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Engliſchen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Profeſſor der Medicin.

gr. 8. in Umſchl. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Bericht über die Vaccination iſt durch die Mittheilungen vieler der angeſehenſten Aerzte Englands entſtanden, und ſetzt uns über den jetzigen Zuſtand der Vaccination in England auf eine authentiſche Art in Kenntniß. Beſonderen Werth erhält derſelbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künſtliche gelungene Verſuche über die Hervorbringung von ächten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menſchenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht geſetzt wird. Es dürfte daher dieſer Bericht nicht bloß für Aerzte, ſondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit ſeyn, das ſich für den Gegenſtand intereſſirt.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[397] Anzeige. So eben iſt bei uns erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Geſchichte für höhere Lehranſtalten und Geſchichtsfreunde

bearbeitet

von

Dr. Karl Haltaus,

Lehrer der Geſchichte an der Thomasſchule zu Leipzig.

Drei Bände.

Erſter Band: Geſchichte des Alterthums.

25¼ Bogen in gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der durch ſeine altdeutſchen, hiſtoriſchen und literarhiſtoriſchen Schriften wohlgekannte Verfaſſer hat in vorliegender allgemeinen Geſchichte mit Geiſt und Fleiß auf der Grundlage der hiſtoriſchen Facta und neuerer Forſchungen ſein Augenmerk auf die Charakteriſirung der Völker, Staaten und Perioden eben ſo wie der einzelnen Individuen gerichtet und ſomit die Hauptmerkmale, welche jene an ſich tragen und wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, herauszuſtellen geſucht. Die Anerkennung, welche die eigene Methode ſeines Lehrbuchs der Weltgeſchichte für die mittleren Claſſen gelehrter Schulen gefunden hat, wird vorliegendem Geſchichtswerke, das einen ganz anderen und höheren Geſichtspunkt einnimmt, gewiß in noch größerem Grade zu Theil werden. Zur Erleichterung des Ankaufs haben wir den Preis ſo niedrig als möglich geſtellt, und iſt jede Buchhandlung in den Stand geſetzt, auf 10 Exemplare ein Freiexemplar zu geben.

Der zweite Band erſcheint zu Neujahr und der dritte zu Oſtern k. J.

Feſt'ſche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

[393] Bei Carl Focke in Leipzig erſchien ſo eben:

Carl von Wachsmann's

Erzählungen und Novellen.

Zweite Folge 1—4r (neue Folge 7—10r) Bd.

Preis 6 Thlr. = 9 fl. Conv.-M.

Inhalt: 1) Montalto. — Laura Veraſtegui. — 2) Die letzten Frangipani. — Der Sturm auf Ismail. — 3) Der Brautraub. — Die Tochter der Pharaonen. — 4) Die Rächer. — Das Feſt zu Moritzburg. — Hackelberg.

Ferner:

Ideale weiblicher Anmuth.

Ein Album für jedes Alter, in höchſt gelungenen Stahlſtichen. Heft VII—IX.

Preis 12 Gr. = 45 kr. Conv.-M.

Inhalt: Vanina. — Clara. — Diana. — Bertha. — Flora. — Marie.

---

[394] So eben iſt die erſte Suite der Bibliothek von

Ritter-, Räuber- und Criminalgeſchichten,

10 Bände (131 Bogen in 8.) auf ſuperf. Velinp.

Pränumerationspreis für alle 10 Bände 5 Thlr. vollſtändig erſchienen.

Dieſe 10 Bände, ſämmtlich von höchſt achtungswerthen Schriftſtellern verfaßt, enthalten:

I. **Lips Tullian.** Eine Schilderung der Gräuelthaten und fürchterlichen Verbrechen dieſes berüchtigten Räuberhauptmanns. Nach den Criminalacten.

II. **Ritter Hans von Bleileben,** der irrende Geiſt im Bilathale, oder die Hexe des Kußberges bei Teplitz. Ritter-Roman.

III. **Räuber-Novellen und Mordgeſchichten.**

IV. **Eduard und Kunigunde.** Eine Ritter- und Kloſtergeſchichte.

V. **Ritter Harras,** der kühne Springer. Eine intereſſante Rittergeſchichte.

VI. **Rinaldo Rinaldini,** der große Räuberhauptmann.

VII. **Urach der Schwarze** oder der Hummel-Fürſt. Ein höchſt abenteuerlicher Ritter-Roman.

VIII. **Schwanhilde von Kyburg und Fedor von Trentenſtein,** oder die Frevelthat an Gott geweihter Stelle. Ritter- und Geiſtergeſchichte.

IX. **Eduard Horſt,** Demagog, dann Schmuggler und endlich Räuberhauptmann. Eine Criminalgeſchichte aus der neueſten Zeit.

Digitized by Google

X. **Der Räuber und ſein Kind**, oder das Raubneſt auf der Felſenklippe. Grauſen erregende Räubergeſchichte aus der neuern Zeit.

Einzeln koſtet jeder Band 1 Thlr.

Vollſtändige Exemplare ſind durch jede ſolide Buchhandlung zum Pränumerations-Preiſe von 5 Rthlrn. für alle 10 Bände zu beziehen. — Der Vorrath iſt äußerſt gering.

L. Schreck in Leipzig.

---

[411] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franzöſiſches Elementarwerk

für untere Gymnaſial-Claſſen, Bürgerſchulen, Cadettenhäuſer, Inſtitute und Privatunterricht

von

Dr. Mager.

Drei Theile.

I.	Franzöſiſches Sprachbuch. Elementarmethodiſche Anweiſung zur franzöſiſchen Sprache und Grammatik. In zwei Curſen.	$18\frac{8}{16}$	Bog.
II.	Franzöſiſches Leſebuch. In zwei Curſen.	$20\frac{6}{16}$	—
III.	Franzöſiſches Vocabelnbuch und Fibel.	$4\frac{2}{16}$	—
		43	Bog.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Partheipreiſe für Schulen bei Abnahme von wenigſtens 20 Exemplaren:

1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Einzeln:

Sprachbuch und Fibel.

1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Franzöſiſches Leſebuch.

1 fl. oder 15 Gr.

Bei der Organiſation dieſes Franzöſiſchen Elementarwerks hat ſich der Verf. von pädagogiſchen und didaktiſchen Geſichtspunkten leiten laſſen, er hat die Anſprüche der Lehrer und Schüler berückſichtigt und ſo einerſeits vereinigt, was ſonſt wohl getrennt iſt, andrerſeits getrennt, was in andern Büchern vereinigt iſt. Während die meiſten „Grammatiken" nach dem Ruhme ſtreben, ein Buch „für alle Claſſen" zu ſeyn, alſo neun- und ſechzehn- bis achtzehnjährigen Schülern zu dienen, iſt Dr. Mager von dem Grundſatz ausgegangen, ein Schulbuch könne nur dann ein ganz gutes und brauchbares Lehr- und Lernmittel ſeyn, wenn es ſich darauf beſchränke, bloß Einer genau abgegrenzten Unterrichts- und Altersſtufe dienen zu wollen. Wie nun des Verf. bekanntes Tableau anthologique de la littérature française ausſchließlich für die oberen Claſſen der Gelehrten-, Bürger- und Militärſchulen beſtimmt iſt, ſo wendet ſich dieſes Elementarwerk ausſchließlich an die zwei oder drei unteren Claſſen, wo Schüler und Schülerinnen von neun bis vierzehn Jahren ſitzen, wobei jedoch zu bemerken, daß diejenigen Schüler, welche nicht zu gelehrten Studien beſtimmt ſind, beſonders auch alle Schülerinnen, ſchwerlich Neigung und Bedürfniß haben möchten, weiter zu gehen als dieſe „elementarmethodiſche Anweiſung zur franzöſiſchen Sprache und Grammatik" ſie führt. — Andererſeits vereinigt das Elementarwerk, was meiſt getrennt iſt. Während ein Schüler in Schulen, wo Kirchhoffs oder Simons oder Knebels oder Hauſchilds u. A. franzöſiſche Grammatik eingeführt iſt, neben dieſer noch 1) ein Ueberſetzungs- und 2) ein Leſebuch haben muß, findet man in dem Elementarwerk 1) Grammatik, 2) Ueberſetzungs- und Compoſitionsbuch, 3) Vocabular dazu, 4) Leſebuch, woraus den Schülern nicht nur ein ökonomiſcher, ſondern der viel bedeutendere Vortheil erwächſt, daß jetzt der franzöſiſche Unterricht die wünſchenswerthe Einheit und Conſequenz erhält, die beim Gebrauch mehrerer Bücher nicht vorhanden ſeyn kann. Die pädagogiſchen Vortheile dieſes Verfahrens werden jedem Lehrer von ſelbſt einleuchten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[405] Bei J. H. C. Schreiner in Düſſeldorf iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiſe
durch Salzburg und Tyrol nach Italien.

Erſter Band. gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

---

[413] In unſerm Verlage ſind neu erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Nibelungenlied als Volksbuch. Neu verdeutſcht von H. Beta. Mit Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz. Erſte Abtheilung. $\frac{2}{3}$ Thlr. (Die zweite Abtheilung, Schluß des Ganzen, ebenfalls à $\frac{2}{3}$ Thlr., erſcheint in Kurzem.)

Gubitz, F. W., Gedichte und Scenen. $\frac{1}{6}$ Thlr.

— — Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie. Enthaltend Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden. Heft 9. 10. Jedes Heft mit 8 Blättern. $\frac{1}{6}$ Thlr.

— — Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Zwanzigſter Jahrgang. Für 1841. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden für 1840. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Kletke, H., Die Bürgerverſchwörung zu Breslau, und: Die Royaliſten in der Vendee. Zwei Novellen. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Kretzſchmer, Deutſche Volkslieder mit ihren Original-Weiſen, fortgeſetzt von A. W. von Zuccalmaglio. Heft 9—12. Jedes Heft $\frac{1}{3}$ Thlr. (Die ganze Sammlung wird noch in dieſem Jahr vollendet und der Preis dann bedeutend erhöht.)

Nieritz, Guſtav, Der blinde Knabe. Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Die Wunderpfeife, oder die Kinder von Hameln. Für die Jugend erzählt. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Betty und Toms, oder: Doktor Jenner und ſeine Entdeckung. Lehrreiche Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Die Schwanenjungfrau. Belehrende Sage der Vorzeit. Für die Jugend erzählt. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Der Rieſenſtiefel, oder: die Glücksſpieler. Abenteuer aus dem Gewerbsleben. Für die Jugend erzählt. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Die Auswanderer. Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Zweite Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Nebenſtein, A., Novellen und Lebensbilder. Inhalt: Sohn oder Bruder. — Beate. — Die Ballnacht in Zoppot. — Die Kinder. — Vier Stunden. — Die Göttin. — Herzens-Erlöſung. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Simrock, Dr. K., Deutſche Volksbücher. III. Heft, enthält: Die ſieben weiſen Meiſter. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz ꝛc., nach Zeichnungen von Holbein. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Stein, Hofrath und Profeſſor, das Jahr 1839. $\frac{1}{6}$ Thlr. (Fortſetzung von deſſen: „Handbuch der

allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.“)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[370] In meinem Verlag hat die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

Syſtem
der
Phyſiologie.

Dritter und letzter Theil. gr. 8. 1840. Preis 3 Thlr.

Gerhard Fleiſcher
in Dresden und Leipzig.

---

[407] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Septemberheft 1840.

Inhalt: Greenwood und Pickerings Verbeſſerungen an den rotirenden Dampfmaſchinen Mit Abbild. — White's verbeſſerte Maſchine zum Formen der Ziegel, Backſteine und anderer Dinge. Mit Abbild. — Martini's ſelbſtthätiger Streckapparat zum Spannen von Baumwolltüchern ꝛc. nach ihrer Breite, anwendbar bei Calandern, Walzendruckmaſchinen, Maſchinen zum Scheeren, Trocknen, Aufdocken ꝛc. Mit Abbild. — Beſchreibung eines ſelbſtmeſſenden mechaniſchen Webeſtuhls, von Hrn. Georg Alphons Risler (Direktor der mechaniſchen Weberei von J. Ch. Davillier und Comp. in Juval.) Mit Abbild. — Abbotts Verbeſſerungen in der Fabrikation von Filz. Mit Abbild. — Auszug aus einem Berichte des Hrn. Baron Séguier über die von dem Büchſenmacher Hrn. Debuyau in Paris an der Robert'ſchen Flinte angebrachten Verbeſſerungen. Mit Abbild. — de Val Marino's Verfahren Leuchtgas durch Zerſetzung von Waſſer und öligen oder fettigen Subſtanzen zu fabriciren, nebſt einem verbeſſerten Gasbrenner. Mit Abbild. — Weitere Verbeſſerungen in der Galvanoplaſtik oder dem galvaniſchen Verfahren Kunſtwerke in Metall zu vervielfältigen; von Hrn. Thomas Spencer. — Analytiſche Unterſuchung einiger Erdharze; von Hrn. Ebelmen. — Verfahren reine Schwefelſäure aus der käuflichen, mit Stickſtoffoxyd verunreinigten Säure zu bereiten. — Fauré, über die Verfälſchung der fixen Oele. — Davidſon, über die Verfälſchung der fetten Oele. — Ueber die Anwendung des Gypſes bei der Papierfabrikation und die Erkennung dieſer Verfälſchung; von Hrn. J. Wislin. — Ueber gypshaltige Papiere; ein von Hrn. Chevallier der Société d'Encouragement erſtatteter Bericht. — Hurds verbeſſerte Methode Zucker aus den Runkelrüben zu fabriciren. — Ueber Ausmittelung des Stärkegehalts der Kartoffeln; von Dr. Luebersdorff. — Ueber ein Verfahren um dem isländiſchen Moos den bittern Geſchmack und den Moosgeruch zu benehmen; von W. Davidſon. — Ueber einen neuen Alaun; von Dr. Mohr. — Bemerkungen über das Erwärmen der Zimmer mittelſt heißer Luft; von Dr. W. Gries. — Ueber die induſtriellen Anſtalten in Gmund bei Tegernſee; von Profeſſor Desberger. — Miscellen. Andersons Dampfwagen für gewöhnliche Landſtraßen. — Ueber eine Vervollkommnung in der mechaniſchen Flachsſpinnerei. — Ueber die pharmaceutiſchen Deſtillir-, Koch- und Abdampfapparate von Gg. Mürrle. — Weitere Verbeſſerungen im Abdrucken der Lichtbilder. — Oſanns helioſgraphiſches Verfahren. — Böttgers Verfahren Kupfer und Meſſing auf ſogenanntem naſſem Wege mit einer ſpiegelblanken, feſthaftenden Zinkſchicht zu überziehen. — Ueber Guilbands compendiöſe Gasapparate. — Pariſot, über die Reduktion des Platins aus dem Chlor-Platinkalium. — Bretons Pulver zur Bereitung eiſenhaltigen Sauerwaſſers. — Kaligehalt der Aſche von Salsola tragus. — Burans und Payens Verfahren Dextrinſyrup zu fabriciren und das Satzmehl zu reinigen. — Ueber die Prüfung des Eſſigs auf ſeine Verfälſchung mit Mineralſäuren. — Ueber Oelbereitung. — Ueber die Verfälſchung der Seife in England.

Zweites Septemberheft.

Zanders Verbeſſerungen an den Dampfmaſchinen, Dampfkeſſeln und Condenſatoren. Mit Abbild. — Wahls Verbeſſerungen an den Keſſeln der Dampfwagen. Mit Abbild. — Beſchreibung der atmoſphäriſchen Eiſenbahn der HH. Clegg und Samuda. Mit Abbild. (Berechnung der Kraft. Vergleichung der Koſten einer atmoſphäriſchen Eiſenbahn mit einer gewöhnlichen.) — Potters Verbeſſerungen im mehrfarbigen Druck von Kattunen, Muſſelinen ꝛc. mittelſt erhaben gravirter Walzen. Mit Abbild. — Churchs neue Maſchine zum Bedrucken von Kattunen, Papiertapeten ꝛc. Mit Abbild. — Sorels Apparat zur Unterhaltung einer beſtändig gleichen Wärme. Mit Abbild. — Beſchreibung eines wohlfeilen Apparates zur Bereitung feſter Kohlenſäure; von John Johnſton. Mit Abbild. — Richardſons verbeſſertes Verfahren ſchwefelſaures Blei zu bereiten, um es in vielen Fällen anſtatt Bleiweiß benutzen zu können. Mit Abbild. — Wiesmanns Verfahren Alaun zu fabriciren. — Ueber die unterchlorigſauren Salze und die bleichenden Chlorverbindungen; von E. Millon. — Tafeln über das ſpecifiſche Gewicht der Zuckerlöſungen und über die Ausbeute an Syrup, Zucker u. ſ. w. aus Runkelrüben, von K. Balling. — Ueber die Zuſammenſetzung des Zuckerrohrſaftes, von Hrn. Plagne. — Ueber die Conditionirung und den Waſſergehalt der Seide; von Dr. Egen. — Ueber die künſtliche Färbung des Marmors. — Bericht über einen von Hrn. Clegg erfundenen Gasmeſſer. — Ueber die Luftmenge, deren ein Pferd zum Athmen bedarf und die hienach den Pferdeſtällen zu gebende Capacität; von Hrn. Chevreul. — Miscellen. Engliſche Patente. — Die lombardiſch-venetianiſche Eiſenbahn. — Ueber die Vorzüge einer von Walter Hancock erfundenen Eiſenbahn-Locomotive. — Ueber ein Kalkconcrement, welches ſich im Cylinder einer Dampfmaſchine bildete. — Rayans Inſtrument zum Trocknen der Seide auf dem Webeſtuhle. — Oechsle's Volta'ſche Säule nach dem Grove'ſchen Princip. — Taylors Verbeſſerungen an dem Talbot'ſchen Verfahren Lichtbilder auf Silberpapier darzuſtellen. — J. Fritzſche's leichte Bereitungsart von Chromſäure. — Banafous, über gefärbte Cocons. — Ueber das Austrocknen der feuchten Wohnungen neugebauter Häuſer. — Gannals Verfahren beim Einbalſamiren. — Ueber den Handel mit Kautſchuk.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[409] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1840.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Erman, Mädler und Olbers.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1840. Ueber Maas und Gewicht im Allgemeinen und das preussische Längenmaas im Besonderen von F. W. Bessel. — Ueber die Weltstellung der Körper unsers Sonnensystems von Mädler. — Ueber die neuern Sternbilder von Olbers. — Untersuchungen über den Einfluss des Mondes auf die Witterung von Mädler. — Ueber Meteorologische Beobachtungen bei einer Seereise um die Erde von A. Erman. — Tafel um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. — Tafeln zur Bestimmung der Höhen, vermittelst des Barometers von Gauss. — Bessels Tafeln um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. — Tafeln zur Verwandlung der Barometer- und Thermometerscalen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[416] Stuttgart. In E. Schweizerbart's Verlagshandlung iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Claſſiſche Blumenleſe.

Eine Auswahl

von Hymnen, Oden, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer;

nach den beſten Verdeutſchungen; theilweiſe neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildeten Leſer.

In zwei Bändchen herausgegeben

von

Eduard Mörike,

Verfaſſer des „Maler Nolten."

Erſtes Bändchen. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe von einem unſerer neueren Dichter mit feinem Geſchmack veranſtaltete Blumenleſe wird gewiß von Allen, denen der Sinn für die einfache Schönheit ſolcher Poeſie nicht fehlt, als eine angenehme Gabe willkommen geheißen werden.

---

[357] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Weltgedanken.

Von

Franz Schuſelka.

gr. 12. Wien 1840. broch. Preis 12 Gr. ſächſ.

Die Inhaltsanzeige enthält die Rubriken: Welt, Erdkugel, Weltmeer, Luft, Gebirge, Welttheile, Menſchen, Geſchichte der Menſchheit, und bietet hiermit die Ausgangspunkte dar, woran ſich dieſe Weltgedanken knüpfen. Es ſind kosmologiſche Betrachtungen, in welchen die genannten wichtigen Gegenſtände mit Geiſt aufgefaßt, mit Witz und Scharfſinn erörtert, und in einfacher, gebildeter Sprache oft mit Laune, Humor und feiner Ironie dargeſtellt ſind. Einen der intereſſanteſten Abſchnitte unter der Rubrik: die Menſchen, bildet die Völkerſchau, die von den verſchiedenen Völkern der Erde kurze, treffende Charakteriſtiken liefert, worunter die der Chineſen als beſonders gelungen und dem Zeitintereſſe vorzüglich entſprechend bezeichnet werden kann. Die den einzelnen Abſchnitten vorgeſetzten Motto's ſind ſehr paſſend gewählt, und ſo dürfte das Ganze verdienen, als geiſtreich unterhaltende und belehrende Lektüre allen Gebildeten empfohlen zu werden, vollſtändig erſchienen.

---

[414] Bei Ed. Heynemann in Halle iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeſchichte

der

Stubenvögel

oder

Anleitung

zur Kenntniß, Wartung, Zähmung, Fortpflanzung und zum Fang derjenigen in- und ausländiſchen Vögel, welche man in der Stube halten kann.

Von

Dr. J. M. Bechſtein.

Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit ſechs ſorgfältig illuminirten Kupfertafeln, enthaltend funfzig naturgetreue Abbildungen der beliebteſten Stubenvögel und einer ſchwarzen Kupfertafel zur Verſinnlichung des Vogelfanges.

Dieſe neue Auflage von Bechſteins berühmtem Werke, das für die Wiſſenſchaft eben ſo wichtig, als für die Liebhaber von Stubenvögeln unentbehrlich iſt, erſcheint in vier Heften, deren letztes ſpäteſtens Ende Oktober d. J. ausgegeben wird. Preis eines jeden Heftes 15 Gr., und koſtet alſo das vollſtändige, prachtvoll ausgeſtattete Werk nur 2 Rthlr. 12 Gr.

---

[401] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chatterton.

Von

Hermann Püttmann.

Erſter Theil: Leben des Dichters.
Zweiter Theil: Dichtungen (Ch.'s, metriſch überſetzt.)
(Verlag von W. Langewieſche.) Preis 1 5/6 Thlr.

Th. Chatterton, „der Wunderknabe, der unterging in ſeinem Stolz" (er ſtarb in ſeinem 18ten Jahre, halb verhungert, an Gift —) war nach dem Urtheil Malone's „das größte Genie, das England ſeit Shakspeare hervorgebracht hat." Ein anderer engl. Kritiker (Croft) behauptet ſogar, „ein gleiches menſchliches Weſen ſey nie, zu keiner Zeitperiode, gefunden worden, werde auch wohl nie wieder gefunden werden." Faſt alle große neuere Dichter Englands haben das Grab Chatterton's mit Trauerblumen bekränzt. — Hier wird nun durch geiſtreiche Biographie und gelungene Ueberſetzung auch das deutſche Publikum mit dieſer außerordentlichen Erſcheinung bekannt gemacht.

---

[421] In unſerm Verlag ſind erſchienen:

Gedichte

von **Ernſt Vincke.**

Preis 1¼ Rthlr.

Magdeburg.

Creutz'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. Oktober 1840.

— *Si bene qui coenat, bene vivit, eamus*
Quo ducit gula.

Horat.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

Vierte Wanderung.

Nach den mäandriſchen Gängen unſerer vorigen Wanderung, die aber alle zu Einem Ziele hinführen, kommen wir wieder auf die Römer zurück. Dieſe waren, wie wir bereits geſehen, große Lecker und Schmecker; ja „ſchmecken" (sapere) heißt bei ihnen weiſe ſeyn, und ein „Schmecker" iſt bei ihnen ein Weiſer. — Was ihre Köche anlangt, ſo hatten ſie theils Privatköche, die Sklaven waren, theils öffentliche, die eine Zunft oder Innung bildeten und auf dem Markte zu Rom einen beſondern Platz einnahmen, forum coquinum genannt, wo man ſie finden und zum Privatgebrauch dingen konnte. Uebrigens war die römiſche Küche im Allgemeinen verwandt mit der griechiſchen, nur ging Alles mehr in's Grandioſe und Seltſame. Außer dem Kochbuch, das dem berüchtigten Schwelger Apicius fälſchlich zugeſchrieben wird, außer dem ältern Plinius, der überhaupt eine kleine Handbibliothek alles Wiſſenswürdigen in Natur und Kunſt iſt, und den Schriften, die vom Landbau handeln, ſind beſonders auch einige Dichter in Bezug auf römiſche Culinargeſchichte merkwürdig, nämlich der geniale Plautus, Horaz, Juvenal und der Zeitgenoſſe und Schmeichler des Kaiſers Domitian, der Spanier Martial. Dieſer Dichter, den epigrammatiſch-ſatyriſche Schärfe und Galle und großentheils poetiſche Umkleidung der Gedanken empfehlen, der aber des höhern, geiſtigen Lebens, welches auf ſittlichem Grunde beruht, ermangelt, iſt beſonders in Bezug auf das Häusliche der Römer, mithin auch ihre Küche, merkwürdig: hier namentlich in jenen kurzen Diſtichen, die er Xenien, d. i. Gaſtgeſchenke oder eigentlich Deviſen auf gewiſſe Speiſen, betitelt hat, und aus welchen wir unter andern erſehen, daß er unter den Vögeln die Droſſel, unter den Säugethieren den Haſen für das beſte Eſſen hielt.

Manche Speiſen, an denen die Römer Gefallen fanden, würden indeß unſerm Gaumen nicht behagen. Wir ſehen, es gibt auch einen Modegeſchmack im Gebiete des Eſſens und Trinkens, wiewohl dieſer, auf die ewigen Bedürfniſſe des Magens und Gaumens gegründet, nicht ſo oft wechſeln kann, als die flüchtige, dem Zufall und der Laune Einzelner mehr fröhnende Kleidermode. — Sie aßen unter andern auch Rellmäuſe oder Siebenſchläfer, die in einem Behälter gemäſtet wurden; ſelbſt die ſchädliche Weidenraupe, von der uns Lyonet eine ſo treffliche Zergliederung gegeben hat, benützten ſie als Speiſe; ſie aßen ſie geröſtet. Doch das darf uns nicht befremden, wenn wir an das ſo ekelhafte Miſtkäfergericht denken, welches noch heutigen Tags bei den Arabern in

Digitized by Google

Egypten gewöhnlich iſt, oder an die Blutegel, welche in Siam und China gegeſſen werden.

Bei den Römern finden wir ſchon jene Tochter des Luxus, die Treibhauskultur. Wie man den Appetit herbeikünſtelte, ſo wollte man auch durch Kunſt die Natur zwingen, ihre Früchte zur ungewöhnlichen Zeit hervorzubringen. Es war damit der ariſtokratiſche Stolz verbunden, etwas lange vorher zu genießen, ehe es dem gemeinen Volke zu Theil werden kann, wenn auch immerhin der Genuß nur eingebildet, die erkünſtelte Frucht nur fad und kraftlos iſt. Specularia nannten die Römer ihre Treibhäuſer, von den Fenſtern derſelben, die aus dünnen Blättern des ſogenannten lapis specularis (Glimmer, Marienglas) zuſammengefügt waren. Hinter ſolchen Treibhausfenſtern zog ſich der Kaiſer Tiberius das ganze Jahr hindurch ſeine Gurken, die er ſehr liebte. Die Römer waren überhaupt große Freunde von dieſer kühlenden Frucht, ſo wie von den Laktuken, die hier beſondere Erwähnung verdienen. Dieſe, deren lateiniſcher Name von dem milchigten Saft kommt, der aus ihren Stengeln fließt, Pflanzen von ſehr erfriſchender Natur, waren deßhalb, wie Plinius ſagt, im Sommer ſehr beliebt, weil ſie dem Magen den Widerwillen an Speiſen nehmen und Appetit machen. Beſonders kamen ſie in großes Anſehen, als Kaiſer Auguſt, auf Verordnung ſeines Arztes Antonius Muſa ſich durch den Genuß derſelben von einer ſchweren Krankheit befreite. Auch andere Aerzte haben ſie, wie Galenus ſagt, allen andern Gemüſen vorgezogen. Dieſer erwähnt auch ihre ſchlaffördernde Eigenſchaft; er habe ſie aus dieſer Rückſicht ſelbſt einmal gebraucht. — Auch verſchiedene eßbare Schwämme und Pilze waren ſehr beliebt. Kaiſer Claudius aß ſie ſehr gern. Durch einen vergifteten, den ihm, nach allgemeiner Sage, ſeine Gemahlin gereicht, iſt er ſelbſt „höchſtielig“ geworden; ſo kann man das bekannte divus der kaiſerlichen Römer überſetzen. Dieſer Pilz wurde eben ſo berühmt, als die Chokolade von Mafra. — Wenn die Griechen bei ihren Feſtmahlen den Klang der Leier und Geſänge liebten und oft mit geiſtreichen Geſprächen ſich unterhielten, ſo verlangte der Römer pikantere Unterhaltung. Der Tänzerinnen und Spielerinnen zu geſchweigen: ſelbſt Gladiatoren mußten bisweilen durch Kampf auf Leben und Tod die entſetzlichen Schwelger unterhalten. Wie waren ſie bemüht, ihren Geiſt, den Ausfluß der göttlichen Weltſeele, wie Horaz im Sinne der Pythagoräer ſagt, an die niedere Erde hinabzudrücken!

Auf geſunde Speiſen, die den Körper nicht beſchweren und ſomit auf den Geiſt nicht ſchädlich einwirken, ſahen beſonders dieſe Pythagoräer. Der ehrwürdige Stifter ihres Ordens, wohl auch auf ſeinen Wanderungen im Orient durch braminiſche Lehren mit veranlaßt, empfahl ſolche Speiſen, die nicht blähen, die den Leib offen erhalten und den Kopf nicht einnehmen, und verwarf entweder allen Fleiſchgenuß oder doch die meiſten Fleiſchſpeiſen. — Unter den Gründen, die dieſem vielbeſprochenen Manne, in Bezug auf Lezteres, zugeſchrieben werden, wird beſonders der Glaube an die Seelenwanderung erwähnt; wohl aber mochte diätetiſch-pſychologiſche Rückſicht ihn am meiſten beſtimmt haben. Er ſelber genoß, wie erzählt wird, gewöhnlich nur Brod mit Honig und als Zukoſt rohes oder gekochtes Gemüſe und Früchte. — Unter den Gewürzen, die doch für die Kochkunſt ſo wichtig ſind, aber auch leicht ſelbſt geſunde Speiſe in giftige umwandeln können, empfahl er nur ſehr wenige, vor allen den Anis, wie wir unter andern aus dem ältern Plinius wiſſen, bei welchem ein ſchönes Enkomium deſſelben vorkommt. Er wird hier beſonders als aufheiternd, Kopfſchmerz ſtillend, ſo wie geſunden Schlaf und heitere Träume bewirkend gerühmt.

(Fortſetzung folgt.)

Caglioſtro.

(Schluß.)

Mit dieſen Worten reichte der Magier Seraphinen die Hand und ging mit ihr zum Schloſſe hinauf. Werner ſah ihm, in zweifelhafte Gefühle verſenkt, lange nach. Er brachte die übrigen Stunden des Abends in großer Unruhe hin, und kaum hatte er ſich dem Schlafe überlaſſen, als er im Traume den Magier ſah, der eine weibliche Geſtalt führte. Werner erkannte ſeine längſt verſtorbene Mutter. Sie zeigte auf ihren Begleiter und machte das Zeichen des Segens über den Sohn. — Werner war nicht mehr im Stande, kalt zu urtheilen und zu unterſuchen. Dieſer Traum, den er unter andern Umſtänden natürlich erklärt hätte, hatte jezt eine magiſche Wirkung auf ihn. Er war überführt, und von einem Verfolger wurde er jezt ein eifriger Anhänger der Geheimlehre. Seraphine triumphirte und der Magier nahm ihn in die Verbindung auf.

Von dieſem Moment an war des armen Werners Unglück beſchloſſen. Alles, was er früher geliebt, woran er früher geglaubt, erſchien ihm jezt als Irrthum und Thorheit. Immerwährend in exaltirtem Zuſtand, war er ein willenloſes Werkzeug in der Hand des Magiers. Die Verſammlungen auf dem Schloß nahmen allmählig einen finſtern Charakter an. Der alte Graf, unwillig, daß ihm die Kunſt, Gold zu machen, immer noch entging, erſchöpfte ſich in myſtiſchen Beſchwörungen. Er ſchloß ſich Monatelang in ſeinem Laboratorium ein, wo

Digitized by Google

Niemand, außer der Magier, ihn zu ſehen bekam. Seraphine und Werner lebten in einer wunderbaren Geiſterwelt, wo eine Erſcheinung die andere verdrängte und eine ewige Aufregung die Seele erſchütterte.

Jezt nahte ſich der Zeitpunkt, wo der Magier Werners Dienſte in Anſpruch nahm. Er glaubte dieſes exaltirten, ſchwachen jungen Mannes jezt völlig gewiß zu ſeyn. — Er kündigte daher ſeinen beiden Schülern an, daß er jezt im Stande ſey, ſie eines erhöhten Grades theilhaftig werden zu laſſen. Die Erwählten dieſes Grades erhielten das Lebenselixier, durch deſſen Gebrauch dem Körper erneute Jugend verſchafft wurde. Um hiezu zu gelangen, mußte ein vierzigtägiges Faſten vorhergehen. Ein eigenes Haus war gebaut, wo den auf dieſe Weiſe Eingeſperrten nur von Zeit zu Zeit ſpärliche Nahrung gereicht wurde. Seraphine und der Graf unterwarfen ſich dieſer neuen Probe, weil der Vater ſo wie die Tochter ihre Zwecke dabei zu erreichen hofften, Werner jedoch einzig aus Gehorſam für den Magier, in deſſen Hände er ſein Schickſal gelegt hatte.

Dieſes Faſten zerrüttete nur noch mehr des Jünglings Seele. Er war jezt Tag und Nacht von Geiſtern umgeben; er trank aus goldenen Schalen den Nektar der ewigen Jugend; er liebte Seraphinen, er glaubte ihrer Gegenliebe gewiß zu ſeyn. In dieſer ſchwärmeriſchen Verfaſſung unternahm er, was ſeine geheimen Obern durch den Mund des Magiers ihm auftrugen.

In der Mitte eines tiefen, düſtern Forſtes, wie ſie häufig in jenen nordiſchen Gegenden gefunden werden, lag eine einſame Förſterwohnung. Sie wurde von einem alten Manne und ſeiner Tochter bewohnt. Dieſes Haus gab der Magier als die Stätte an, wo einſt vor mehreren hundert Jahren ein der ſchwarzen Magie ergebener Zauberer einen unermeßlichen Schatz von Koſtbarkeiten und Zauberinſtrumenten vergraben haben ſollte. Die Hebung des Schatzes war mit weitläufigen Ceremonien verbunden; ſie mußte um Mitternacht geſchehen, und ganze Schaaren böſer Dämonen wachten über dieſem Hort und ſuchten ſeine Entwendung zu verhindern. Werner erhielt den Befehl, ſich allein an dieſen Ort zu begeben, mit einem Dolche bewaffnet und mit geweihten Amuletten behangen.

Die bezeichnete Mitternacht nahte heran. Es war eine finſtere Nacht im Oktober. Der Sturm wüthete, über die Himmelskuppel lagerte ſich in ſchweren Maſſen dunkles Gewölk. Seraphine betete, der Graf war wie gewöhnlich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, als Werner ſich auf den Weg zum Förſterhauſe machte. Er fand nach einigem Suchen die bezeichnete Stelle, ſezte die mitgenommene Laterne auf den Boden, brachte die Werkzeuge zum Graben in Ordnung und begann das nächtliche Werk. — In jenen düſtern nordiſchen Gegenden, wohin der Schauplatz unſerer Geſchichte verlegt iſt, ſieht der Aberglaube in gewiſſen Nächten fürchterliche Erſcheinungen. Eine ſolche Nacht war auch dieſe; der Volksglaube bezeichnete ſie als zum Umgang jener grauſigen, rieſenhaften Geſpenſter beſtimmt, die vor Jahrhunderten einſt gelebt und die Gegend beherrſcht hatten. Werner kannte dieſe Sagen, aber ſie erſchütterten ſeinen Muth nicht. — Er mochte eine Viertelſtunde gegraben haben, als die Ermüdung ihn zwang, den Spaten niederzulegen. In dem Augenblick fuhr ein Windſtoß durchs Gebüſch, und es rauſchte in wilden Tönen; einzelne Nachtvögel kreiſchten ihr ſchauerliches Lied. Werner blickte auf und ſah eine finſtere Geſtalt ſich aus der Grube erheben. Ein dunkles Gewand flog in weiten Falten um die Erſcheinung, ein tief herabhängender Hut barg zur Hälfte ein geiſterbleiches, mageres Geſicht. Der Jüngling fühlte einen kalten Schauer ſein Gebein durchdringen. „Wer ſeyd Ihr?“ rief er. Die Geſtalt gab keine Antwort, allein ſie hob drohend ein Beil gegen ihn auf. Werner fragte nochmals, und darauf ertönten langſam und hohl die Worte: „Entweiche von hier, Frevler! Störe nicht den Frieden dieſes Orts, wenn du nicht den Zorn eines alten Mannes fühlen willſt.“ — „Ich bin hier am Ort meiner Beſtimmung,“ entgegnete Werner, „und habe das Recht, dich fortgehen zu heißen. Gehorche, oder ich brauche meine Waffen!“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als die Erſcheinung mit dem ſchweren Beil wie zum Schlage ausholte. Werner ſtürzte ſich mit dem Dolch auf ſie zu und führte einen ſo kräftigen Stoß, daß die Geſtalt mit einem dumpfen Schrei in die Grube zurückſank. In dieſem Augenblick flog vom Förſterhauſe ein junges Mädchen herbei, das ſich mit einem herzzerreißenden Klagelaut in die Grube nachſtürzte. Werner wußte nicht, was er aus dem allem machen ſollte. Er hob die Laterne auf und leuchtete auf den Fleck.

„Mein Vater!“ ſchrie das Mädchen, „mein Vater todt!“ — Werner trat taumelnd zurück; das Licht entfiel ſeinen Händen. Er brachte mit Hülfe der Tochter den alten Förſter in ſein Haus. „Unglücklicher!“ rief er dem Sterbenden zu, „warum kamſt du zu meinem nächtlichen Werke? Ich hielt dich für ein Trugbild meiner Sinne.“ — „Ich wußte um dein Vorhaben,“ ſprach der Alte matt, „ich wollte mich aber der Entweihung meines Bodens entgegenſetzen. Sage dem Magier, es ſey ihm gelungen, da er ſich deines Arms bedient, meiner los zu werden. Seine Schätze ſind in Sicherheit; das Grab macht mich ſtumm; aber einſt werden ſeine Verbrechen und Betrügereien an’s Licht kommen.“

Mit dieſen Worten hauchte der Alte ſeine Seele aus. — Werners Kraft war gebrochen; dieſer fürchterliche Auftritt hatte auf einmal Licht in ſeine Seele

gebracht. Er eilte auf's Schloß; hier erfuhr er, der Magier ſey abgereiſt. Wenige Tage darauf fand man den alten Grafen in ſeinem Laboratorium durch giftige Dämpfe erſtickt. Es that ſich kund, daß der Magier große Schätze geſammelt, daß der Förſter an vielen ſeiner Betrügereien und Schändlichkeiten Theil genommen, und daß jener nach einem Zwiſt mit dieſem ſich entſchloſſen, denſelben aus dem Wege zu räumen. An dem Werner zur magiſchen Ceremonie angewieſenen Ort hatte der Förſter, dem Magier wohl bewußt, ſeinen Antheil an der Beute vergraben. Werner, das unglückliche Werkzeug dieſes Mordplans, verfiel in eine ſchwere Krankheit, in deren Folge in Melancholie und zulezt in Wahnſinn. Das lezte Geſchenk des Magiers, jenes Pulver, welches das Leben auf Jahrhunderte verlängern ſollte, wurde der Gegenſtand der fortwährenden Grübeleien des armen Irren.

Lange Zeit erſt nach dieſem Vorfall wurde der berüchtigte Cagliostro als das erkannt, was er war. Dieſe Entdeckung brachte aber dem unglücklichen Werner ſeine Vernunft nicht wieder. Er ſchrieb lange die zärtlichſten Briefe an Seraphinen; dieſe war aber auf Reiſen in Italien und hat ſpäter wieder geheirathet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Aufruhr der Arbeiter.

Die gewöhnliche Tagarbeit bei den meiſten Hanthierungen dauert von ſechs Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends, mit Unterbrechung einer Stunde Morgens und einer Abends, auch wohl noch einer Viertelſtunde um Mittag. Bei ganz ruhigen und wenig anſtrengenden Hantbierungen wird die Tagarbeit jedoch bis acht Uhr Abends verlängert; vielleicht fängt ſie, im Winter beſonders, bei denſelben auch ſpäter an. Die Arbeiter verlangen nun, daß die Tagarbeit verkürzt werde; möglich iſt dies allerdings, und zuweilen mißbraucht der Meiſter allzuſehr das Recht, ſich auf Unkoſten des Schweißes der Arbeiter zu bereichern. Bei den mühſamſten und beſchwerlichſten Arbeiten wäre es vielleicht zweckmäßig, das Tagwerk zu verkürzen, wenigſtens in den Jahrszeiten, in welchen die Arbeit am meiſten ermüdet; aber für alle Handwerke das Tagwerk vermindern, könnte zu nichts dienen; denn die Meiſter mußten bald einſehen, daß ſie ihre Rechnung nicht dabei finden, ſie würden daher auch den Taglohn herabſetzen, und ſomit würden ſich die Arbeiter in einer ſchlimmern Lage befinden, als zuvor. Ferner beſchweren ſich die Geſellen über das ſtückweiſe Arbeiten und verlangen, daß man ſie nicht per Stück, ſondern per Tag bezahle. Dies iſt eine ganz unbillige Forderung. Bei der großen Concurrenz, welche in Paris unter den Geſellen herrſcht, hat man längſt eingeſehen, daß es nicht billig iſt, daß träge und ungeſchickte Arbeiter gerade ſo bezahlt werden, wie fleißige und geſchickte; man hat daher den Gebrauch eingeführt, manchen Geſellen ihre Arbeiten ſtückweiſe zu bezahlen; die geſchickten finden dabei ihre Rechnung, denn je mehr Arbeit ſie am Tage vollenden, deſto mehr gewinnen ſie; mittelmäßige und langſame Geſellen kommen aber dabei zu kurz, und da die Zahl derſelben die überwiegende iſt, ſo begreift ſich, warum die zuſammengerotteten Geſellen neulich ſo ungeſtüm auf die Abſchaffung der Stückarbeit drangen. Natürlich konnten ſie ihre unvernünftige Forderung nicht durchſetzen. Das ſtückweiſe Arbeiten iſt eine ſehr gute Einrichtung, welche nicht allein beibehalten, ſondern auch auf diejenigen Gewerbe, bei welchen ſie noch nicht eingeführt iſt, ausgedehnt werden ſollte. Die lezte Beſchwerde der Arbeiter und Geſellen betraf die Arbeitsunternehmer. Es gibt im Pariſer Gewerbeſtande Leute, welche ſich gegen Kaufleute und Handwerksmeiſter anheiſchig machen, ihnen gewiſſe Arbeiten zu liefern; wenn ſie einen ſolchen Kontrakt geſchloſſen haben, ſo ſuchen ſie Arbeiter und laſſen von denſelben die beſtellte Arbeit ganz oder theilweiſe verfertigen und zahlen ſo wenig als möglich dafür, um deſto mehr vom Gewinnſte für ſich behalten zu können. Es ſind alſo Vermittler, Leute, welche ſich zwiſchen den Meiſter und die Geſellen drängen und dieſen einen Theil des verdienten Lohns abzwacken. Könnten die Geſellen ſich direkt mit dem Meiſter verſtändigen, ſo würden ſie mehr gewinnen, aber ſolche Mittelagenten ſind in einem Lande, wo viel Handel und Gewerbfleiß iſt, nothwendig. Den Meiſtern ſind die Unternehmer nützlich, obſchon ſie zuweilen die Waaren vertheuern, und auch den Arbeitern und Geſellen leiſten ſie manchmal einen Dienſt, indem ſie ihnen eine Arbeit verſchaffen, welche die Arbeiter allein nicht gefunden hätten. Geſellen und Arbeiter ſind oft der Gefahr ausgeſezt, nichts zu verdienen; in ihrem Vorurtheile haben ſie die Schuld auf die unbilligen Verhältniſſe zwiſchen ihnen und ihren Meiſtern geſchoben und daher ungeſtüm eine Abänderung verlangt; ſie wiſſen aber nicht, daß die Meiſter ſich oft in ähnlicher Noth befinden, und daß, wenn ſich auch einer hie und da bereichert und ungeheure Geſchäfte macht, dagegen neunzehn andere entweder nur geringen Gewinn haben oder ſogar in Verlegenheit ſtecken. Wer ſichert ſie vor der Erfindung irgend eines Mechanismus, welcher ihre gewöhnliche Beſchäftigung großen Fabrikanſtalten überantwortet und ihr bisher mühſam fortgeſeztes Gewerbe überflüſſig macht oder demſelben eine andere Geſtalt gibt? Wir leben in der Zeit der politiſchen und induſtriellen Umwälzungen; faſt jedes Jahr gibt irgend einem alten Gewerbe einen Stoß; auf allen Seiten geſtalten ſich die Dinge anders, als ſie waren. Die Pariſer hat der Aufruhr der Arbeiter gegen ihre Meiſter nicht nachdenkender gemacht als ſie waren, und man hat den Vorfall beinahe ſchon wieder vergeſſen, wiewohl er mehrere Tage lang die geſammte bewaffnete Macht in Bewegung geſezt und es das Anſehen hatte, als ob man ſich zu einer förmlichen Schlacht vorbereite. Ueber den Aufruhr der Schneidergeſellen hatte man gewitzelt, und dieſe Aufrührer machten auch mehr Lärm, als ſie Schaden anrichteten; aber die Zimmerleute und Maurer verfuhren derber, und man mußte Gewalt gegen ſie brauchen. Ueber dieſe fielen daher den Pariſern auch keine Späße ein. Seitdem haben andere wichtige Dinge ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Man will das große Paris befeſtigen, und um den Pariſern zu zeigen, daß es diesmal nicht beim bloßen Projektiren bleiben ſoll, wie vor mehreren Jahren, hat man ſogleich Hand an's Werk gelegt. Dies iſt ein ſehr ernſtliches Ereigniß. Bisher hat ſich das ſorgloſe Paris ſeinen Geſchäften und Vergnügungen überlaſſen, im Wahne, daß es ewig ſo bleiben werde, wie es war.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienſtag, den 13. Oktober 1840.

— Age, thou art sham'd:
Rome thou hast lost the breed of noble bloods! —
O! you and I have heard our fathers say,
There was a Brutus once.

Shakespeare.

Bruchſtücke aus dem Drama Cola Rienzi.

Von Otto Müller.

Akt I. Scene 3.

Ein Zimmer in Rienzis Wohnung.

Rienzi.

Du herrlich Alterthum genügſt nicht mehr
Mit deinen großen, göttlichen Geſtalten
Dem thatendurſt'gen Geiſt. Es mahnt die Zeit
Und rüttelt mächtig ihn aus ſeiner Ruh.
Wach auf, Rienzi! ruft mir jeder Stein,
Wach auf, Rienzi! donnert jeder Riß
In Roms verſunkner Herrlichkeit mir zu.
Weh mir, der ich zu ſpät geboren ward,
Dem ſchon in ſeiner Wiegenlieder Klang
Der Ketten Klirren und das bange Seufzen
Der Armuth und der tiefſten Schmach ſich miſchten!

(Er tritt an das offene Fenſter.)

In alter Hoheit ruht auf Rom die Nacht,
Und immer leuchtet noch in goldner Ruh
Der Plejas mildes Licht. O tagt' es nie!
O hüllte ewige Finſterniß dich ein,
Du tiefgeſunknes Rom! Das aber iſt
Der Erde Fluch, daß ſelber wandellos
Die Zeit des Lebens Wandel offenbart,
Selbſt weſenlos in jedes Weſen dringt
Und eh'r nicht abläßt, bis ſie es verzehrt.
Noch ſtehn, o Rom, die Trümmer deiner Größe,
Sie blicken ernſt und ſtrafend auf dich nieder
Und denken trauernd ihrer Weltbedeutung.

O Römer! rührt dich ſo die todte Größe,
Daß du nur ſtaunen kannſt? Iſt's Andres nicht,
Was ihr erhabner Anblick in dir weckt?
Fehlt dir die Luſt des Scipio und des Gracchus?
Schreibt deine Schmach dir nicht an jeden Stein,
An jedes Monument: Schläft Brutus noch?
O traurig Mißgeſchick! Barbaren herrſchen
In Catos Stadt und brüſten mit dem Namen
Der Römer ſich, indeß der alte Kern
Des Volks in Sklaverei und Armuth lebt,
Und etwa noch durch kühnen Meuchelmord
An ſeiner Väter hohen Muth erinnert.

Ich bin ein müder, lahmer Kranich, längſt
Voran mir zogen die Genoſſen alle
Und fanden glücklicher die ſchöne Zone.
Ich blieb zurück, um ihnen nachzuſchaun,
Und dann zu ſterben in dem öden Herbſt
Von Roms Geſchichte, namenlos.

(Er verſinkt in trauerndes Nachdenken.)

Digitized by Google

Luciolo (der unbemerkt von Rienzi eintritt, nach einer Pauſe).
Steht Cäſar wieder vor dem Rubicon
Und hat die Waſſerſcheu?

Rienzi (auffahrend).
Ha, Luciolo!
Du kommſt zur guten Stunde.

Luciolo.
Wohnſt du hier?
Zum mindeſten dein Hausrath iſt antik.

Rienzi.
Ich kaufte mir von einem armen Landmann
Die Hütte ſammt dem kleinen Weinberg drüben,
Weil ihre Lage in den alten Trümmern,
Die Einſamkeit ringsum mir lieb ſie machte.
Hier leb' ich nun den größten Theil des Tags
Im heiteren Beſitz glückſelger Ruhe,
Und darf mich rühmen, ſie nach Kraft zu nützen.

Luciolo.
Noch immer ſo der alte, freudigglüh'nde,
Still' und bewegte Cola! O wie wohl
Thut mir der alte Klang von deinem Wort!
Ich Thor, der Thorheit nannte ſolchen Glauben!
Nun fühl' ich erſt, was mich ſo elend machte,
Warum ich jede Luſt mit einer Lüge
Erkaufen mußte und ſchon glücklich war
Im feigen Wahn, mich ſelber zu vergeſſen!

Rienzi.
O ich verſtehe dich, Luciolo! Alles
Sagt mir dies eine Wort. Ja, ja — vergeſſen,
Das iſt das Loſungswort von unſrem Elend!
Ach! wer es könnte, wer verbieten könnte
Dem Auge Thränen und dem Herzen Blut
Zu weinen bei der Schmach des röm'ſchen Namens!
Und weil das Schickſal will, daß edel ſeyn
Soviel heißt, als in einer einz'gen Bruſt
Die Noth von Tauſenden zuſammendrängen
Und doch für Eine gelten, darum müſſen
Die Beſten unter uns am meiſten leiden.

Luciolo.
Für dich taugt nicht die Einſamkeit; komm mit,
Eh du die beſten Eier mir verbrüh'ſt.
Zeit iſt's, Rienzi, Zeit jezt! Sey ein Mann!
Nicht Philoſophen braucht die alte Roma,
Nicht Antiquare, Sylbenſtecher, fort
Mit all dem Quark! 's gibt Beſſeres zu thun,
Als Cicero'ſchen Reden nachzuſpüren
Und nach dem Takte von Horazens Oden
Den Patriotismus einzutreten.

Rienzi.
Wahr!
Sehr wahr! 's iſt eine große, ernſte Zeit,
In der wir leben, und nur wir ſind klein,
Verſtehen nicht und wollen nicht verſtehn
Den Drang des Weltgeiſt's, der ſich allenthalben
Nach neuen Formen müht, hier in der Kunſt,
Dort in der Wiſſenſchaft, im Völkerleben,
Der eines Dantes dunkelheilig Feuer
Anzündet und nach alter, ſchöner Mythe
Petrarcas Haupt mit goldnem Lorbeer ſchmückt.
O ſelig der Gewalt'ge, dem's vergönnt iſt,
In einer großen That den dunklen Drang
Der menſchlichen Gemüther zu erfaſſen,
Und dieſer Zeit verworrnen Elementen
Allmächtig zu gebieten! Und gib Acht,
Er kommt, und ſein iſt des Jahrhunderts Name.

Luciolo.
Mir iſt, als ſäh' ich ihn.

Rienzi.
Ja, Luciolo,
Auf große Thaten deuten meine Sterne,
Und legen mir die Ahnung und Bewegung
Der Gegenwart mit lichten Zungen aus.
Denn wo das Schickſal, ſey's zum Heil, zum Weh
Der Menſchheit, einen großen Helden ruft,
Läßt's Zeichen ihm vorangehn an dem Himmel
Und weckt meſſianſche Hoffnung im Gemüthe;
Wälzt alte Zeit aus dem gewohnten Gleiſe,
Und zuckend dringt's in tiefe Erdenkluft
Und reizt in den Titanen alten Unmuth.

Luciolo.
Und Rom? O ſprich von Rom! Wenn uns gelänge,
Was unſrer Jugend ſchönſtes Träumen war,
Ihm ſeines Namens hohe Weltbedeutung
Zurückzugeben, wenn's nicht Täuſchung war,
Daß wir noch auf demſelben Boden ſtehn,
Der einſt vom Schritt des Triumphators hallte!
O davon laß uns reden!

Rienzi.
Woran mahneſt
Du mich, Luciolo? Nein, das iſt vorüber.
Ich kann nicht mehr an jene Träume glauben!
Laß uns von Andrem reden.

Luciolo.
Hoffe nicht
Mir zu entgehn, denn wiſſen ſollſt du nur,
Ich kam zu dir — doch biſt du auch gewiß
Daß deine Stern' es redlich mit dir meinen?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Enthaltung von Fleiſchgenuß war, nach der Meinung der Alten, ſchon früh in jener eſoteriſchen oder Geheimlehre, die man dem thraciſchen Orpheus zuſchrieb, geboten. — Auch Platon, wie andere würdige Schüler des Pythagoras, die, im Ethiſchen beſonders dem großen Lehrer folgend, die Mäßigkeit durch Lehre und Beiſpiel empfahlen, wünſchte Beſchränkung des Fleiſchgenuſſes und überhaupt, zum Beſten der Seele, ein einfache Diät. Noch ſpätere Griechen verwarfen das Fleiſcheſſen, weil es den Geiſt verdicke, den Charakter thieriſch wild mache und das reine Denken hindere; ſo der Philoſoph Muſonius. Die Neu-Pythagoräer trieben die Sache am weiteſten. — Aber, entgegnen ältere und neuere Freunde der animaliſchen Koſt, der Menſch iſt ja von Natur aus beſtimmt, Fleiſch als Nahrung zu ſich zu nehmen. Denn hat er nicht Zähne, wie ein Hund? Hat er nicht einen einzigen Magen wie alle fleiſcheſſenden Geſchöpfe, ſo wie ein Gedärm, das gar nicht lang iſt, eben wie bei dieſen? Weiſt nicht Alles darauf hin, daß er tödten dürfe, um ſich zu nähren? — Eine ſchöne, dem Menſchen ſchmeichelhafte Argumentation, die ihn mit ſeinem Lieblinge, dem Hunde, und den eigentlich reißenden Thieren in eine Reihe ſtellt. — Andere wieder empfehlen das Fleiſcheſſen, weil es viel Blut gebe, weil es ſtark und kräftig mache. Ein einziger Engländer, der mit Fleiſchkoſt genährt iſt, ſagen ſie, jagt zwanzig oſtindiſche Vegetabilieneſſer in die Flucht, und zwei engliſche Taglöhner arbeiten z. B. in Kalkutta an einem Tage ſo viel als dreißig Hindus. — Wohl! aber die Hindus, die ihr den Engländern gegenüber zum Beiſpiel aufſtellt, ſind ſchon von Natur aus zart gebaut — graciles nennt ſie Juvenal — und ſchwächlich, wozu noch Klima, Sitte, Kultus und Beſchäftigung kommen. Weberei, bei den Griechen ein durchaus weibliches Geſchäft, und Schreiberei, noch mehr entnervend, als jene, ſind ihnen die ehrenvollſte Beſchäftigung; tief ſtehen dagegen die Schmiede, deren Arbeit bei den Griechen als vorzüglich männlich galt, und andere Handwerke, die Muskelkraft erfordern und üben. — Heftiger wohl, ja wilder, aber nicht ſtärker macht der Fleiſchgenuß. Es iſt vielmehr ausgemacht, daß der Schleim von manchen Vegetabilien in der Regel nährender iſt, als die Gallerte vom Fleiſch. Es gibt keine kräftigere und dabei, wenn Arbeit damit verknüpft iſt, geſündere Nahrung, als Mehlſpeiſen, zumal wenn ſie mit der einzigen und ſo intenſiv animaliſchen Nahrung, die uns vergönnt iſt, ohne daß wir tödten, mit Milch und Eiern, verbunden ſind. Soll ich an unſere Landleute erinnern, die im Ganzen, ſelbſt bei großer Arbeit, dreimal weniger Fleiſch genießen, als ſo viele, täglich eine Menge Fleiſchſpeiſen hinunterſchlingenden Städter, und dieſen doch weit an Stärke überlegen ſind? oder, da Beiſpiele aus der Ferne genommen, gleich den Gewürzen fremder Zonen, gewöhnlich beliebter ſind, an jene Soloio's, das Landvolk um Liſſabon, welches, außer etwas Stockfiſch und Sardellen, größtentheils von Zwiebeln, Oliven und Maisbrod lebt, dabei aber doch eine ſtarke, ſchöne, gewandte Menſchenart iſt?

Auch Beiſpiele aus der Thierwelt ſollen belehren und berichtigen. Gewöhnlich ſagt man, daß Thiere, die bloß Pflanzen genießen, träger Natur und mehr ſtumpfſinnig ſeyen. Da heben ſie beſonders das Schaaf mit dem blöden Aug und das phlegmatiſche Rind heraus. Allein die Leute denken nicht an den Elephanten, nicht an das kräftig muntere Pferd, nicht an das ſchnelle, leichte Reh. Und iſt denn nicht der Stier nicht nur kräftig und ſtark, ſondern auch muthig und wild, der's auch mit dem Fleiſchfreſſer Wolf aufnimmt und häufig Sieger bleibt? Iſt etwa unſer zahmes Schwein, das, gefräßig wie es iſt, eben ſowohl Fleiſch hinunterſchlingt, als Vegetabilien, kräftiger und munterer, als das wilde, das von keiner animaliſchen Koſt weiß?

Auch neuere Weiſe und Gelehrte gab es, die ſich aller animaliſchen Nahrung, jene oben erwähnte, die kein Thierleben koſtet, ausgenommen, beſtmöglichſt enthielten. So der Held der Philanthropie, der edle Howard, der ſich überdies auch aller gegohrnen und hitzigen Getränke enthielt. Zu ſeinen Leckereien gehörten Thee, Milch, Butter und Früchte. Auch der Dichter Byron, der doch den Helleſpont durchſchwamm und ſonſt eine kräftige Natur war, aß wenig oder kein Fleiſch; lezteres verwildere den Menſchen, meinte er. Er kannte ſich ſelbſt gut.

Nach dem heiligen Auguſtin verwarf die chriſtliche Sekte der Enkratiten auch den Genuß von Fleiſch; ja ſelbſt in der orthodoxen Kirche wurde dieſes für die Faſtenzeit verpönt. Fiſche freilich — wohl auch eine Art von Fleiſch, aber von dem der zwei erſten Thierklaſſen ſehr verſchieden — ſowie Eier und Milch wurden erlaubt, in der griechiſchen auch dieſe nicht. Mehl-, Milch- und Eierſpeiſen, haben wir geſehen, ſind ſehr nahrhaft; und was die Fiſche anbelangt, ſo behaupten Phyſiologen, daß ihr Genuß beſonders auf die Theile des Körpers einwirke, welche, wie die ketzeriſchen Paternianer meinten, der böſe Geiſt erſchaffen habe; daß namentlich jener in der Fiſchſubſtanz vorwaltende Ammonikalſtoff eine gewiſſe Schärfe in den Körper bringe und gewiſſe Leidenſchaften errege. Da fragt ſich nun, ob die Kirche bei ihren Faſtenmandaten ihren Zweck, momentane Abtödtung des Fleiſches zu bewirken, wirklich erreichen könne? Strenger freilich ſind die Faſten der griechiſchen Chriſten,

Digitized by Google

am ſtrengſten die der koptiſchen, die wenigſtens das Finſtere im Charakter von ihren Ahnherrn, den alten Egyptern, geerbt zu haben ſcheinen. — Auch unter den Proteſtanten kenne ich manche, die faſten und ſich leiblich zubereiten, aber nicht aus feiner, löblicher Zucht, ſondern nur, um bei einem bevorſtehenden üppigen Gaſtmahl deſto mehr zu ſich nehmen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Befeſtigung von Paris. Eiſenbahnen.

Die zweimalige Einnahme von Paris durch fremde Truppen in den Jahren 1814 und 1815 hatte nichts Schreckliches, und der Eindruck iſt ſchon wieder verwiſcht. Die offene Stadt ließ ſich nicht vertheidigen, und wenn der Feind, nicht vor den Thoren, denn es gibt keine Thore in Paris, ſondern vor den Barrièren erſchien, ſo kapitulirte man höflich mit ihm, und die Sache war abgemacht. Jezt aber ſoll eine Million Einwohner in eine Art von Feſtung eingeſchloſſen werden; die Regierung denkt alſo an die Möglichkeit des Angriffs und der Vertheidigung der ungeheuern Stadt mit ihren Vorſtädten; die Stadt kann alſo einmal umzingelt, die Zufuhr ihr abgeſchnitten, ihre prächtigen Gebäude und Kunſtwerke zerſtört werden, eine feindliche Macht kann allem Handel und Gewerbe ein Ende machen, und 2 bis 300,000 von ihrer täglichen Arbeit lebende Menſchen in's größte Elend ſtürzen. Die unmittelbarſte Folge aber iſt, daß eine Menge von Landgütern, Fabriken und Anlagen aller Art, welche in oder neben den Dörfern um Paris liegen, ſogleich zerſtört werden müſſen, um den beabſichtigten Feſtungswerken Platz zu machen. Schwerlich wird man aber die Befeſtigung ſo vollſtändig, wie man anfangs angekündigt hatte, in's Werk ſetzen; denn zu ſolch einer Rieſenarbeit würden die Einkünfte Frankreichs, bei ſo manchen andern dringenden Ausgaben in der jetzigen Zeit, nicht hinreichen, und zwanzig Jahre wären zum Bau eines ſolchen Werkes erforderlich. Wahrſcheinlich wird man die zur Vertheidigung der Stadt geeignetſten Punkte befeſtigen, und zwar ſo, daß ſie mit einander in Verbindung ſtehen, wenn auch nur ſchwach. Wie man es aber anfangen will, um eine Bevölkerung von einer Million Seelen auf mehrere Monate zu verproviantiren und eine ungeheure Volksmenge, welche vom täglichen Erwerbe lebt, in Ordnung und Zucht zu halten, wenn ihr alle Erwerbsquellen verſchloſſen ſeyn werden, darüber hat man bisher keine Erklärung gegeben, und vermuthlich auch gar nicht ernſtlich darüber nachgedacht. Das Verfahren der Regierung wird daher in mehreren Blättern ſtark getadelt, obſchon jedermann einſieht, daß es von großem Nutzen ſeyn kann, wenigſtens die Zugänge zu Paris in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Vor der Hand ſtellt man ſich aber in Paris vor, daß die angefangenen Anlagen nicht ſobald Dienſte leiſten werden, und überläßt ſich den gewöhnlichen Zerſtreuungen. Auch lenken die Eiſenbahnen etwas von den politiſchen Gedanken ab. Diejenige, welche auf dem linken Seineufer, von der Barrière du Maine an, nach Verſailles führt, und zwar in kürzerer Linie als die Bahn auf dem rechten Seineufer, wird bereits häufiger befahren als man geglaubt hatte. Man hatte ihr einen ganz ſchlechten Erfolg geweiſſagt und behauptet, ſie werde ſich gegen die ſo ſtark befahrene Bahn nach Verſailles, vom ehemaligen Tivoli aus, nicht halten können, zumal leztere in einem ſchönen, ſtark bevölkerten Stadtreviere beginnt, und zwar nicht fern von den lebhaften, glänzenden Boulevards, wogegen die neue Eiſenbahn an einem weit entfernten Ende der Stadt anfängt, wo die faſhionable Welt gar nicht hinkommt. Die Barrière du Maine iſt nur bei Handwerkern und Griſetten wegen der vielen daſelbſt liegenden Schenken und Kneipen mit eleganten Tanzböden und ſchlechtem Weine bekannt, und keine Seele aus der großen Welt verirrt ſich dahin. Aber die Unternehmer waren ſo klug und haben in verſchiedenen Stadttheilen elegante Omnibus eingerichtet, welche die Leute für wenige Sous nach der Eiſenbahn bringen. Dieſe Bequemlichkeit hat ſich das Publikum ſogleich zu Nutze gemacht, und es fährt in großer Menge in dieſen blau und roth lakirten Wagen zur neuen Eiſenbahn, und von da nach Verſailles durch das ſchöne Fleurythal neben Meudon, in welchem man hohe Arkaden bauen mußte, um die zur Eiſenbahn erforderliche Höhe zu erreichen. Dieſer Weg iſt ungleich ſchöner als der auf dem rechten Ufer. Die Frequenz der ältern Eiſenbahn hat ſich ſchon ſtark vermindert, und wird vielleicht noch mehr abnehmen; dann aber wird die Beſorgniß entſtehen, ob ſich zwei Unternehmungen der Art halten können. Zwar macht der Verkehr zwiſchen Paris und den Dörfern, durch welche oder neben welchen die beiden Eiſenbahnen führen, daß es, Verſailles gar nicht gerechnet, nicht an Zuſpruch fehlen wird; aber beide Unternehmungen waren ſo koſtſpielig, daß ſie eines ſehr ſtarken Zuſpruchs bedürfen, um auch nur die Zinſen der hineingeſteckten Kapitalien zu gewinnen. Bei der Eröffnung der neuen Eiſenbahn bewunderte man ein ſehr zierliches Obdach, unter welchem die ganze Reihe der Wagen Platz hatte, ſo daß die Reiſenden bei jeder Witterung im Trocknen einſteigen konnten. Dieſes Dach mochte ungefähr zweihundert Schuh lang ſeyn, die Wände waren aus Holz, aber das aus eiſernen Reifen beſtehende, mit Zink belegte Dach ruhte auf eiſernen, ſchlanken Pfeilern. Das ganze Gerippe des Baues beſtand alſo aus Metall, nur die Bekleidung der beiden Seitenwände war aus Holz. Man konnte hoffen, der Bau werde ſeinen Zweck erfüllen und lange Zeit den Schaaren der Reiſenden Obdach gewähren. Aber ſchon einige Tage nachher wurde man enttäuſcht; ein Sturmwind, der überhaupt manche Verheerungen in Paris anrichtete, fuhr unter das Zinkgewölbe, hob es auf, brach das Eiſen, als ob es Späne wären, und zerſtreute die Zinkſchindeln; in wenigen Minuten war das ganze zierliche Gebäude zerſtört. Ungefähr vierzehn Tage nach der Eröffnung der Eiſenbahn an der Barrière du Maine wurde in einer andern Stadtgegend, hinter dem Pflanzengarten, die Eiſenbahn nach Corbeil, welche ſpäter bis Orleans verlängert werden ſoll, eröffnet, und dadurch die Verbindung zwiſchen der Hauptſtadt und einer ſieben Lieues entfernten Provinzialſtadt erleichtert. Corbeil iſt die erſte bedeutende Stadt, welche man antrifft, wenn man die Seine von Paris aus hinaufgeht; einige Lieues weiter hinauf liegt Melun, die Hauptſtadt des Departements Seine und Marne. Corbeil iſt eine Arrondiſſementsſtadt, welche beſonders viele Waſſermühlen hat und Paris einen Theil ſeines Mehlbedarfs liefert. Ob der Mehltransport durch die Eiſenbahn gewinnen wird, iſt zweifelhaft; die bis jezt vorhandenen Eiſenbahnen um Paris dienen wenig zum Waarentransport. (Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. Oktober 1840.

Gebet ſtarkes Getränk denen, die umkommen ſollen, und den Wein den betrübten Seelen, daß ſie trinken und ihres Elends vergeſſen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken.

Sprüche Salomons.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Jene oben erwähnten Enkratiten, oder Anhänger des Irrlehrers Tatianus haben auch den Weingenuß verworfen. Sie gebrauchten ſelbſt beim heiligen Abendmahl nur Waſſer, daher ſie Aquarier, d. h. Waſſertrinker zubenannt wurden. — Aber ſchon viele Jahrhunderte vorher, ehe man mit der „Frömmigkeit ein Gewerbe trieb," ehe der heitere, ungefärbte Glaube, dem alle Kreatur von Gott und nichts verwerflich iſt, was mit Dank genoſſen wird, in verdüſterten, gährenden Köpfen eine ſo traurige Umwandlung erlitt, hat es Menſchen gegeben, die aus religiös-diatetiſchen Gründen ſich des Weines enthielten. Ich meine jene Naſiräer, d. h. Gelobte des Herrn, bei den Iſraeliten. Sie waren aber theils beſtändige, die von der Geburt an bis zu ihrem Ende das Gelübde beobachteten, theils jeweilige, die nur eine Zeit lang ſich zu demſelben verpflichteten. Zu den erſtern gehörten Simſon und der ſpätere Johannes, der Täufer zubenannt, welcher, rauh gekleidet, wie die Eſſener und die ſpätern Mönche, und in der Einſamkeit lebend, nicht *aß*, d. h. kein Fleiſch genoß, ſondern ſich mit wildem Honig und jener Art von Heuſchrecken begnügte, die, nach Plinius, ſchon damals von aethiopiſchen Stämmen als Speiſe gebraucht wurden und noch jezt im Orient gegeſſen werden; der ferner nicht *trank*, d. h. keinen Wein, noch ſonſt ein ſtarkes Getränk genoß. — Die Quelle von dieſem, wie von mancher andern Anordnung im moſaiſchen Geſetz, wollen Theologen in Egypten finden, wo bekanntlich der Wein nicht recht gedeiht, und vor Alters eine Art Bier — Wein aus Gerſte nennt es Aeſchylus — getrunken wurde.

Dem heil. Auguſtin zu Folge, haben perſiſche Weiſe, oder Anhänger des Zoroaſters, den Wein für „die Galle des Fürſten der Finſterniß" gehalten. Daran thaten die Weiſen thöricht; eher möchte einer das zeugarme, aber überhopfte, wohl auch mit ſchädlicheren Ingredienzen vergiftete Bier, das an manchen Orten im Brauch iſt, für einen ſolchen infernaliſchen Gallentrank anſehen. — Schon Mosheim iſt der Meinung, daß Mahommed bei dem Verbot des Weins von jener orientaliſchen Anſicht der Manichäer oder Sabäer ausgegangen ſey. Vielleicht hat ihm auch das Gelübde der jüdiſchen Naſiräer vorgeſchwebt. Man wundert ſich, wie der Stifter einer ſo ſinnlichen Religion den Wein verbieten konnte; aber es iſt nicht der einzige Widerſpruch in derſelben, die aus Wahrheit und Lüge, aus Geſchichte und Dichtung, aus abſchreckendem Ernſt und weichlicher Sanction des Sinnengenuſſes beſteht. Uebrigens wird beſonders in neuern Zeiten das Weinverbot

Digitized by Google

nicht ſtreng gehalten, und ſelbſt fanatiſche Bekenner des Islam ſuchen ſich doch durch Surrogate zu entſchädigen, wozu außer dem Opium, das gegeſſen und geraucht wird, und das gegenwärtig das „himmliſche Reich“ mit den „rothhaarigen Barbaren,“ die durchaus haben wollen, daß ſich die Chineſen vergiften, in Conflikt bringt, auch die ſogenannten *Fröhlichkeitspillen* gehören. Sie werden aus dem Pulver von dem indiſchen Hanf, mit Zucker und Arekanuß gemiſcht, bereitet und beim Mahle ſtatt des Weines genoſſen. Ja, in Egypten rauchen gemeine Leute den Hanf, um ſich zu berauſchen. Die Araber nennen ihn deßwegen den „Vermehrer des Vergnügens,“ den „Freundſchaftsknüpfer,“ den „Erreger der Wünſche.“ — Dieſer Gebrauch des Hanfes iſt übrigens uralt. Herodot erzählt von ſcythiſchen Völkern, die ſich durch Hanf berauſchten, und Galenus bemerkt, daß ihn manche Leute eſſen, indem ſie ihn mit anderm Naſchwerk geröſtet zu ſich nehmen, des Vergnügens beim Trinken wegen. — So will der arme, bedrängte Menſch allenthalben und zu allen Zeiten etwas, was ſeine innere Kraft ſteigere und ihn auf Augenblicke über die Schranken drückender Umgebung wegzaubere, d. h. berauſche.

Auch unter den „heitern Griechen“ gab es Manche, die nicht nur, wie jeder andere Vernünftige, das Uebermaß im Weintrinken verwarfen, ſondern den Genuß deſſelben überhaupt. Schon beim alten Homer, dieſem ewigen Exempelbuch, findet ſich eine Stelle, die eine leiſe Mißbilligung deſſelben enthält. — Als nämlich die beſorgte Hekuba ihren, aus dem Kampf zurückkehrenden Hektor auffordert, ſich durch einen Labetrunk zu erquicken, denn Wein, ſagt ſie, ſey doch die kräftigſte Stärkung für einen müden Kämpfer, antwortet der edle Sohn: „Laß mir keinen Wein reichen, liebe Mutter, daß du mich nicht entnervſt und ich meiner Kraft vergeſſe.“ — Auch mußten ſich die griechiſchen Athleten, außer anderm, auch des Weines enthalten, wie wir aus dem Horaz und dem Handbüchlein des Stoikers Epiktet erſehen, und die geiſtige Anſpielung des Apoſtels auf die Diät derjenigen, „welche in den Schranken laufen,“ wird hoffentlich vielen Leſern bekannt ſeyn. — Merkwürdig iſt es auch, was Platon in ſeinem Buche „von den Geſetzen“ über den Wein vorbringt. Höchſtens für das Feſt des Gottes, der den Wein erfunden, gibt er eine kleine Berauſchung in demſelben zu. Insbeſondere aber verlangt er in der Perſon eines Zwiſchenredners, des atheniſchen Fremdlings auf Kreta, Einſchränkung des Genuſſes, lobt das Geſetz der Karthager, daß keiner im Feldlager Wein koſten dürfe, ſondern bloß Waſſer trinken müſſe, was, ſetzen wir hinzu, ſehr abſticht von der Erfahrung neuerer Zeiten, wo Franzoſen und Ruſſen ſich betrunken in den Kampf ſtürzten; er würde, fährt er fort, im Staate keinem Sklaven den Wein erlauben, auch nicht den Archonten, ſo lange ſie ihr Amt verwalten; den Steuermännern und Richtern, wenn ſie in Funktion ſind, würde er ihn durchaus verbieten, überhaupt Allen, die ſich verſammeln, um über eine wichtige Sache rathzuſchlagen.“ — Ein ſolches Geſetz würde manche neue Beamte unangenehm berühren, die ſchon Vormittags, roth wie ein Zinshahn, vom Weine glühend, in die Amtsſtube treten und da die Macht deſſelben durch unbeſonnenes Zufahren und heftiges, ſtürmiſches Weſen bethätigen.

(Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus dem Drama Cola Rienzi.

(Schluß.)

Rienzi.

Der Himmel lügt und trügt nicht, wie die Menſchen.
Doch ſprich, was läßt dich dieſe Frage thun?
Warum mißtrauſt du meinen Sternen?

Luciolo.

Höre;
Roms Elend, und der Hochmuth der Barone,
Der Druck des Volks und ſein gereizter Zuſtand,
In dem es ſehnlichſt auf Erlöſung hofft,
Hat, in Betracht, daß unſres Jammers Schale
Nicht tiefer ſinken kann, als ſie jezt ſteht,
In mir und andern Bürgern Roms den Plan
Hervorgerufen, die Verfaſſung Roms
Zu ändern, der Patrizier Macht zu brechen,
Und darauf eine Republik zu gründen,
Die jedem Römer gleiche Rechte gönnt
Und dieſer unerträglichen Gewalt
Der Vielherrſchaft des Adels Schranken ſezt,
Der Bürger Eigenthum und Leben ſchüzt,
Mit einem Wort, in Rom den guten Zuſtand
Der alten Zeit zurückführt. Was ich dir
Hier ſag', iſt reiflich überlegt, beſprochen,
Und mehr als eine ſchlummerloſe Nacht
Fand mich und meine Freunde ſorgend, prüfend,
Wie man die Gunſt der gegenwärt'gen Zeit
Am beſten nützen möcht' für unſre Plane.
Nun, daß ich's offen ſage, jene Männer
Sind Eins mit mir geworden, daß dein Beiſtand
Vor Allem nöthig iſt, und ſandten darum
Den Freund und Spielgenoſſen deiner Jugend
Hierher, um ſeine Hand auf dieſe Bruſt
Zu legen und zu forſchen, ob noch drinnen
Das glühnde Herz von einem Römer pocht.

Digitized by Google

Rienzi.

Ha! Träum' ich? Römer lebten noch, die ſich
Des Namens ſchämen? Die das Auge ſenken,
Wenn ſie vorübergehn an Romas Trümmern?
O Luciolo! führ' mich zu jenen Männern,
Daß ich mit ihnen meine Thränen miſche,
Mit ihnen mir ein Grab zu ſuchen gehe,
Weil wir für dieſe Welt einmal verdorben!

Luciolo.

Denk beſſer von den Freunden und von dir,
Mein edler Cola!

Rienzi.

Doch was ſoll ich Euch?
Du weißt, mein Arm iſt ungewohnt des Schwertes,
Und darum fürcht' ich, wird mein ſchwacher Beiſtand
Euch wenig Vortheil bringen.

Luciolo.

Nicht den Arm
Sollſt du zur That uns leihen. Eine Kraft gibt's,
Durch die allein aus ſeines Elends Angeln
Das arme Rom wir heben; eine Kraft,
Die Mauern wanken macht und aus der Hand
Des feigen Söldners weithin ſchleudert Speer
Und Schwert; die gleich dem wilden Sturm der Lüfte
Aufwühlt der Seele Tiefen und den feigen
Tyrannen beben macht auf blut'gem Throne.
Und dieſe Kraft, ſie ruht dir im Gemüth.
Wohlan! Gib frei ſie, ſprich den Genius mündig,
Der dich erfüllt. O hör mich, eh's zu ſpät iſt:
Gekommen endlich iſt die ernſte Zeit,
Zu prüfen die Begeiſterung deiner Jugend
An einer That, des beſten Römers werth.
O gönn' den kleinen Seelen nicht die Luſt,
Daß ſie mit Fingern auf dich deuten und:
„Dort geht ein Stück von Brutus“ ſprechen dürfen.

Rienzi.

Was ſoll ich thun? Sprich weiter nicht in Räthſeln.

Luciolo.

Steh auf und laß des Brutus Maske fallen.
Dich liebt das Volk, wie Zauber wirkt der Klang
Von deinem Wort, kein Mann im weiten Rom
Spricht ſo beredt wie du; dir ward die Gabe,
Mit einem Wort zu nennen, was voll Ahnung
In tauſend Herzen ſchlummert, du vermagſt es
Zur lichten Flamme Funken anzufachen,
Die tiefverborgen glimmen im Gemüthe.
Sprich zu dem Volk von Rom, ſymboliſch dunkel,
Was dir ſo trefflich glückt, denn nichts wirkt mehr
Auf große Maſſen, als ein ſchlichtes Räthſel,
Doch reich und vielgeſtaltig in der Deutung;
Indeß wir Andern unter's Volk uns miſchen,
Geheimnißvoll mit Fingern auf dich deuten:
Das iſt Rienzi! oder: Wenn der wollte!
Ein echter Römer! Still, hört den Rienzi!
Er iſt am Hof zu Avignon geehrt,
Hat Freunde dort! Ihr Römer, hört Rienzi,
Er ſpricht vom alten Rom! — Und glaub mir, Cola,
Du würdeſt keinen tauben Ohren pred'gen.

Rienzi.

Doch werden Solches die Patricier dulden?

Luciolo.

Du täuſcheſt ſie und machſt ſie gar noch glauben,
Es ſey drauf abgeſehn, dem Pabſt die Herrſchaft
Von Rom zu nehmen. Sicher darfſt du dann
Auf die Kolonna rechnen, deren Ehrgeiz
Längſt darnach trachtet.

Rienzi.

Ha! Wenn's möglich wäre!
Komm', komm', mir wird zu eng im Zimmer, komm'
Laß uns zur Tiber gehn.

Luciolo.

Der kühle Strom
Soll dir in's Herz der Jugend Träume rauſchen,
Soll dir von jenem ſchönen Abend ſagen,
Wo wir vereint an ſeinen Ufern ſaßen,
Und du beweinteſt, daß für dich und mich
Umſonſt der alte Strom in alter Freiheit
Noch ſeine Wellen hin zum Ocean wälze.
Denkſt du noch dran? Es war an jenem Abend,
Wo dir Kolonnas ſchöne Enkelin
Die Hand zum Tanze reichte. Fernher klangen
Die Töne der Muſik — Doch hörſt du auch?

Rienzi (ihn haſtig mit ſich fortziehend).

Komm, komm, Luciolo!

(Beide ab.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Eiſenbahn. Omnibus. Waſſerheilanſtalt.

Mächtiger als je rauſchte in dieſem Jahre der bunte Strom der Sommergäſte durch unſere heitere Stadt, und ſein Rauſchen dauert noch fort. Was nicht aus den böhmiſchen Bädern, denen die lezte Zeit den anfänglichen Mangel an Beſuchern zum Theil zu vergüten ſtrebte, zurückfließt, das führt uns die Leipziger Michaelismeſſe zu. Schon der durch die Eiſenbahn unglaublich vergrößerte inländiſche Verkehr an ſich ergibt eine zuvor nie erlebte Summe Ein- und Auspaſſirender. So gab es vor Kurzem auf dieſer Bahn Tage,

Digitized by Google

wo der Ertrag derſelben ſich auf dritthalbtauſend Thaler und darüber belief. Den hieſigen Gaſthöfen, obſchon fortdauernd vermehrt und erweitert, fehlt es oft an Raum für die Wohnung Begehrenden. Faſt aus jedem der durch ihre Größe eben nicht kurzweiliger gewordenen Thorzettel leuchten Namen von literariſcher und politiſcher Bedeutung. Oft aber ſind freilich ihre Beſitzer ſchon wieder zum Thore hinaus, wenn unſerm Auge der Name auf dem Blatte erſcheint. Semilaſſo, der berühmte Verſtorbene, nebſt ſeinem ſchwarzen Gefolge und vielen ſtattlichen Roſſen, war auch ein intereſſantes Bild in der täglich ſich erneuenden Zauberlaterne. Noch viele erinneren ſich ſeiner Perſon. Bei Lebzeiten hatte er nämlich, und zwar in ſeiner heitern Jugend, zu den Offizieren der vormaligen Gardes du Corps gehört, und man konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, zu ſehen, wie er als Verſtorbener ſich ausnehme. Leider ging der Wunſch wegen ſeiner nur kurzen Anweſenheit Wenigen in Erfüllung. — Bekanntlich ſoll es eine Zeit gegeben haben, wo die Tauben den Menſchen ſchon gebraten auf die Teller flogen. Immer beſſer fängt man an, einzuſehen, daß dieſe Zeit vorüber iſt und daß beinahe kein einziges Gewerbe mehr ohne vermehrte Thätigkeit beſtehen kann. Das Fortkommen der durch die Exiſtenz der Eiſenbahn hervorgerufenen Anſtalt der Omnibus erſchien Anfangs der Mehrheit der Lohnkutſcher ſehr problematiſch. Nun aber das Publikum ſich immer beſſer von dem Nutzen dieſes Fuhrwerks überzeugt, und daher ſeine Theilnahme daran immer lebendiger wird, findet das neue Inſtitut auch bei jenem dabei beſonders intereſſirten Gewerbe mehr Eingang. Die ſtark beſezten Omnibus klingeln jezt den ganzen Tag regelmäßig durch die Straßen nach ihren Zielpunkten und von ihnen zurück. Neben ihnen etabliren ſich immer mehr, zu feſtgeſezten Stunden abfahrende, große, ſogenannte Geſellſchaftswagen, ohne Klingeln, für zwölf bis ſechzehn Perſonen, nach benachbarten Luſtorten und ſchönen Ausſichten, wie z. B. nach dem drei Stunden entfernten, ſehr romantiſch gelegenen Kreiſcha, nach der ſogenannten Baſtei in der Nähe von Königſtein, nach Blaſewitz, zum ſogenannten „Steiger“ u. ſ. f. Der ſehr wohlfeile Preis bewirkt eine ungemeine Concurrenz von Fremden und Einheimiſchen. — Wie überall, ſo kommen auch hier die Waſſerheilanſtalten immer mehr in Aufnahme. In dem hinter dem großen Garten liegenden, nur etwa eine halbe Stunde von Dresden entfernten Dorfe Strehlen entſtand im vorigen Jahre eine ſolche Anſtalt unter Leitung des hieſigen praktiſchen Arztes Dr. **Herzog**. Sie hat im jetzigen Jahr bedeutend zugenommen und Gäſte ſogar aus entfernteren Gegenden gewonnen. Wem ein Spaziergang von einer halben Stunde nicht zu viel iſt, der braucht zu Benutzung der Strehlener Badeanſtalten weder ſeinen Aufenthalt in Strehlen zu nehmen, noch auch ſeine übrigen Einrichtungen und Gewohnheiten weſentlich umzugeſtalten. Der Unternehmer denkt die Anſtalt noch weſentlich zu erweitern, wenn, wie er hofft, eine Differenz, in die er wegen des von ihm benuzten Waſſers mit der Dorfgemeinde gerathen, ſich beſeitigen läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahn. Luftſchifffahrt.

Seit mehrern Jahren beſteht eine Dampfſchifffahrt zwiſchen Paris, Corbeil und Melun. Dieſe wird durch die Eiſenbahn mit dem Untergange bedroht. Denn das Aufwärtsfahren auf dem Fluſſe iſt auch mittelſt des Dampfes immer noch langſam in Vergleich mit der raſchen Fahrt oder dem Flug auf der Eiſenbahn, und in trockner Jahrszeit, wie bei ſtarken Ueberſchwemmungen und beim Froſt hört die Schifffahrt auf oder hat große Schwierigkeiten. Man wird alſo die Fahrt auf der Eiſenbahn vorziehen, und das Dampfſchiff wird wahrſcheinlich aufhören, die Seine zu befahren. Indeſſen wird erſt dann die Corbeiler Eiſenbahn ſtark befahren werden, wenn ſie bis Orleans vollendet ſeyn wird. Zwar iſt auch noch Orleans keine ſo ſtark bevölkerte oder wichtige Stadt, daß ſie einer Eiſenbahn einen beſtändigen Gewinn ſichern könnte; aber ſehr bevölkerte Gegenden im Herzen von Frankreich werden dadurch aufgeſchloſſen, und dies iſt es, worauf die Unternehmer ihre Hoffnung gründen. Jezt geht man mit dem Gedanken um, noch zwei andere Eiſenbahnen bei Paris anzufangen, welche noch wichtiger ſeyn werden als die drei bereits vorhandenen. Die eine ſoll nach Meaux und ſpäter bis nach Straßburg führen, die andere nach Valenciennes, wo ſie an die von der belgiſchen Grenze kommende ſtoßen, und alſo von Paris nach Brüſſel führen wird. Wahrſcheinlich wird von beiden in der künftigen Seſſion der geſezgebenden Kammern die Rede ſeyn. Von Paris nach Meaux, eine ſechs Meilen lange Strecke, fährt man jezt nicht allein auf der Landſtraße, mit großen und kleinen Diligencen, deren täglich mehrere abgehen, ſondern auch auf dem Ourcqkanal mittelſt des ſogenannten Bateauspoſte, das heißt eines von Poſtpferden gezogenen Botes, welches ſo geſchwind fährt, als eine Diligence. Dieſe Art zu reiſen iſt ſehr angenehm, und kennte man keine Eiſenbahnen, ſo würde man ſie für die allerangenehmſte halten. Die Diligencen nach Meaux haben daher einen großen Theil ihres Zuſpruchs verloren. So iſt heut zu Tage keine Unternehmung mehr ſicher, daß nicht morgen etwas Neues und Beſſeres ſie überflüſſig macht. Nur beim Froſt und im Sommer, wenn Ausbeſſerungen am Kanal gemacht werden müſſen, hört dieſe beliebte Schifffahrt auf, und dann kommt wieder etwas Leben in die Diligenceunternehmungen. Die beabſichtigte Eiſenbahn ſoll längs dieſes Ourcqkanals angelegt werden. Iſt ſie einmal angelegt, ſo wird die Kanalfahrt ſehr langſam und langweilig erſcheinen, und ſollte einmal die Luftſchifffahrt vervollkommnet werden und in Aufnahme kommen, ſo wird vielleicht die Nachkommenſchaft mit einer Art von Mitleiden auf die Eiſenbahnen herabblicken. Bis jezt hat es jedoch nicht das Anſehen, als ob die Luftſchifffahrt große Fortſchritte machen werde. Nach dem Sturze des Luftſchiffers zu Toulouſe ſcheint ſich ſogar der Schrecken aller Luftſchiffer Frankreichs bemächtigt zu haben; auch iſt ihre Zahl ſehr gering, und außer dem H. Margate, welcher bei den öffentlichen Luſtbarkeiten aufzuſteigen pflegt und regelmäßig in irgend einem Dorfe der Umgegend von Paris ſich wieder niederläßt, tritt kein Luftſchiffer mehr in der Hauptſtadt auf. Man hatte gehofft, Green, welcher in der neueſten Zeit das meiſte für die Luftſchifffahrt gethan hat, werde den angekündigten Verſuchen einer Luftfahrt von England nach Frankreich anſtellen; allein anſtatt mit dem Leichtern anzufangen, ſcheint der Mann das Schwerere ausführen und von England nach Amerika hinüberſegeln oder fliegen zu wollen. Wahrſcheinlich wird es bei dem guten Willen bleiben. Indeſſen darf man in jeziger Zeit an nichts verzweifeln; es ſind ſo außerordentliche Dinge zu Stande gekommen, daß man wohl an die Möglichkeit glauben kann, die Luftſchifffahrt werde ſich zu einer praktiſchen Kunſt ausbilden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. Oktober 1840.

Zu Gauen ſchrumpfen mächtige Gebiete,
Um hohe Städte klirren Feſſeln laut.
Kaum wird ein Volk in ſeinem Ruhm geſchaut,
Liſcht auch erbleichend ſchon der Strahlenkranz.

Byron.

Das Mariä Himmelfahrtfeſt zu Siena.

Von Alfred Reumont.

Das Heer der toscaniſchen Guelfen lagerte im Thale von Montaperti, vier Miglien von Siena entfernt. Es war dahingezogen von Florenz aus, dem Anſcheine nach, um das Bergſtädtchen Montalcino zu ſchützen, welches ſich aufgelehnt hatte gegen die Saneſen, in der Wahrheit aber, weil es Sienas ſelbſt durch Liſt und Verrath ſich zu bemächtigen hoffte. Der Widerſpruch vieler verſtändigen und geachteten Bürger hatte nichts gefruchtet. Als am zweiten September die Florentiner zwiſchen den Hügeln des weinreichen Chianti hindurch in den Niederungen angelangt waren, durch welche die Arbia fließt, ſandten ſie zwei der Ihrigen nach Siena, die Stadt zur Unterwerfung aufzufordern. In S. Criſtofano wurde Rath gehalten. Provenzan Salvani, das Haupt der Ghibellinen, ermunterte das Volk zum Widerſtande; ihm ſtand zur Seite Graf Jordanus, der Feldhauptmann König Manfreds von Apulien, mit achthundert deutſchen Rittern. Dieſe bedurften doppelter Löhnung, vollſtändig ſich zu waffnen: Salimbene Salimbeni, ein vornehmer Bürger aus Siena, zahlte aus freiem Antrieb die ganze Summe. Als die Rathsverſammlung zu Ende war, ernannte man Bonaguida Lucari zum Syndicus mit voller Gewalt. Dieſer erhob ſeine Stimme und ſprach: „Wenn wir auch unter der Hoheit ſtehen des Königs Manfred, dennoch dünkt mich, daß wir, Stadt und Landſchaft, mit unſern Leibern und unſerer Habe in Schutz und Schirm der Jungfrau Maria uns begeben ſollen, welcher von Alters her ſchon Siena anempfohlen war. Wer mir folgen will, der thue es mit reinem Herzen.“ Und nach dieſen Worten entblößte er Haupt und Füße, behielt von ſeiner Kleidung nichts als das Untergewand, ſchlang einen Ledergürtel um ſeinen Nacken, ließ ſich die Schlüſſel der Stadtthore bringen und zog zum Dome, voraus allem Volke, das baarfuß ihm folgte. Im Dom war der Biſchof mit der geſammten Geiſtlichkeit verſammelt und hielt eine Rede. Bonaguida aber zog herein mit ſeinem zahlloſen Haufen, und Alle ſchrien: Barmherzigkeit! und warfen ſich auf den Boden nieder. Der Biſchof hob Bonaguida auf, umarmte und küßte ihn, und ſo thaten alle Bürger unter einander, und jeder Zwiſt war vergeſſen. Der Syndicus kniete hin vor dem Bilde der Madonna und ſprach: „O erbarmungsreiche Mutter, der Bedrängten Rath und Zuflucht, hilf, hilf uns! Dir übergebe ich die Stadt Siena mit allen ihren Einwohnern, mit der ganzen Landſchaft und ſämmtlicher Habe. Hier lege ich die Schlüſſel nieder vor dir: ſchütze du uns vor allem Böſen, ſonderlich vor dem Vorhaben der Florentiner. Nimm du, gnadenvolle Mutter, dieſe

Digitized by Google

Gabe unſeres guten Willens an. Und du, Notar der Stadt, ſetze den Akt dieſer Schenkung auf, damit ſelbe beſtändig ſey, ſo lange die Welt ſteht."

Am vierten September wurde die Schlacht geſchlagen. In der Nacht zuvor ſahen die Florentiner etwas gleich einem ungeheuern weißen Mantel über das Heer der Saneſen gebreitet: daher nannte man nachmals „Mantel der Madonna" die große Fahne. Der Sieg Sienas war vollſtändig. Die Arbia war ein blutrother Strom geworden. Tauſende von Guelfen deckten als Leichen das Schlachtfeld, tauſende wurden zu Gefangenen gemacht. Man riß einen Theil der Mauer ein, die Fahne zurückzubringen in die Stadt. Bis zu König Manfreds Tode blieb ganz Toskana ghibelliniſch.

Als Beweis der Dankbarkeit für dieſen glänzenden Sieg erneuerten die Bürger die Donation ihrer Stadt an die heilige Jungfrau, wie ſie in den Himmel aufgenommen worden. Es wurden Münzen geprägt mit der Inſchrift: Sena vetus civitas virginis. Am Feſte der Himmelfahrt Mariä mußte jeder Saneſe, der das Jünglingsalter erreicht, nach der Domkirche ziehen in der feierlichen Prozeſſion und eine Wachskerze weihen. Und als der neue Dombau, den die Stadt bereits im dreizehnten Jahrhundert unternommen, nicht fortgeſezt werden konnte, weil die Pfeiler und Mauern des ungeheuern Mittelſchiffs ſchadhaft geworden waren durch Schuld des unebenen Bodens, und man nun in der erſten Hälfte des vierzehnten den ſchönen alten Dom erweiterte, ſah man an deſſen reichgeſchmückter Stirnſeite das Bild der auf Wolken ſchwebenden Madonna von vergoldetem Erz weithin leuchten über die treue Stadt.

Vieles hat ſich geändert für Siena. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zählte die Stadt allein an zwölftauſend Familien, als die furchtbare Peſt des Jahres 1348 ſie wie beinahe ganz Italien und Südfrankreich auf eine entſetzliche Weiſe entvölkerte. Seit jener Zeit konnte ſie nie wieder völlig ſich erholen, obgleich noch zwei Jahrhunderte der Freiheit folgten, reich an Ruhm, an glänzend n Thaten, an herrlichen Werken. Als die ewig denkwürdige Belagerung begann, welche durch die Auflehnung eines lebendigen, an Zwang nicht gewohnten Volkes gegen ſpaniſche Unterdrückung veranlaßt worden war, zahlte man noch 45,000 Einwohner; als ein Jahr darauf (1555) Siena ſank und ſeine Unabhängigkeit auf immer verlor, war kein Viertel geblieben. Seitdem haben die Verhältniſſe ſich gebeſſert, aber die alte Größe kehrte nimmer zurück. Siena blieb ein vom Florentiniſchen abgeſonderter Staat, ein Umſtand, der nicht dazu beigetragen hat, Florentiner und Saneſen einander zu nähern. Erſt die Reformen des Großherzogs Leopolds I. brachten eine engere Verbindung zu Stande. Mit dem ganzen übrigen Toskana immer mehr im Verfall unter den lezten Medizeern, nahm Siena auch Theil am Wiederaufleben. Jezt zählt die Stadt gegen 20,000 Einwohner. Vieles alſo, ich wiederhole es, hat ſich für Siena geändert, nicht aber des Volkes Charakter und Geſinnung. Der Saneſe iſt bei weitem mehr das geblieben was er vor Jahrhunderten war, als der Florentiner. Im Mittelalter war dies Volk bekannt durch ſeine Lebendigkeit, ſein leicht erregbares Weſen, ſeine Unruhe und ſeinen Unbeſtand. Oft hat man Dantes Ausſpruch über ſie angeführt: an Eitelkeit übertreffe der Saneſe um ein gutes Stück ſelbſt den Franzoſen; und über ihren Unbeſtand ſpotteten ſie ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Bibelkundige Leſer erinnern ſich wohl jenes emphatiſchen Zurufs in den Salomoniſchen Gnomen: „O nicht den Königen, Lamuel, gib den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürſten ſtark Getränk. Sie möchten trinken und der Rechte vergeſſen und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebet ſtarkes Getränk denen, die umkommen ſollen, und den Wein den betrübten Seelen, daß ſie trinken und ihres Elendes vergeſſen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken." — Aber wer wollte den Fürſten der Erde nicht die Labung des Weines vergönnen, welcher ſie bei ſo vielen und ſo großen Sorgen weit mehr als Andere bedürfen? Es war freilich eine Zeit, wo man es für fürſtlich und ritterlich hielt, das zu thun, was man kaum mehr an Matroſen und Poſtillonen lächerlich findet, d. h. ſich zu berauſchen; ſchwelgeriſche Bankette, gleichſam Parforcetrinken, gehörten zu den edeln Paſſionen; aber ſolche Unarten hat, wie viele andere, die gewaltige Zeit vertilgt, und jene Fürſten ſind ſelten, die, ihre heilige Würde vergeſſend, im Weingenuß ſich übernehmen und auf welche allein der Ausſpruch des jüdiſchen Königs paßt.

Mit unſerm Lobe des geſelligen und herzerfreuenden Weines kämen wir zu ſpät; alle Schriften, heilige wie profane, ſind voll davon. — Ich kann nicht umhin, folgende Stelle des Stoikers Seneca anzuführen. In ſeiner Abhandlung über die „Seelenruhe" empfiehlt er, außer Muße, Bewegung unter freiem Himmel, Fahren und Reiſen und Veränderung der Gegend, auch Gaſtmähler und Trinkgelage. Selbſt bis zu einem Rauſche dürfe es zuweilen kommen, nur müſſe uns dieſer nicht ganz zudecken. Ein Rauſch ſpüle die Sorgen weg und rege den

Digitized by Google

Geiſt in ſeinem Grund auf und heile ebenſowohl Traurigkeit, als gewiſſe Krankheiten. Nicht ſowohl wegen der Zungenfreiheit ſey der Erfinder des Weines Liber, d. h. Freier, genannt worden, ſondern weil er den Geiſt vom Sklavendienſt der Sorgen frei macht. — Auch der Vater der Stoiker ſelbſt, Zeno, liebte den Wein. Auf die Frage: wie er doch, ein ſonſt trockener, auſterer Mann, beim Trunke heiter werde, erwiderte er: es gehe ihm wie den Lupinen, die von Natur bitter ſeyen, aber eingeweicht ſüß werden. — Wir fügen hinzu, daß geſunder, kräftiger Wein in ſeiner Wirkung wie ein ſchönes Kunſtwerk iſt: beide befreien uns, während wir ſie genießen, von dem Mühſal des Lebens und erheben und erweitern Geiſt und Sinn.

In frühern Jahrhunderten wurde in Deutſchland in Gegenden Wein gebaut, wo jezt keiner mehr gedeihen will, oder ihn zu bauen die Mühe nicht lohnt. Selbſt in der Niederlauſitz, an der Havel und Spree, an der Leine und Weſer, wie auf Pommerns Küſten wurden Reben gepflanzt und Trauben gekeltert. Daſſelbe geſchah in England zur Zeit des Beda venerabilis, und noch im zwölften Jahrhundert im Glouceſterthal. Entweder ſchien vor Jahrhunderten eine wärmere und mildere Sonne über dieſe Gegenden und geringer war der Wechſel der Witterung, was wohl nicht anzunehmen iſt, obgleich Barrow und Andere behaupten, daß durch das Eis, das ſich in neuerer Zeit an der Oſtküſte von Grönland angehäuft, das Klima von Europa überhaupt kälter geworden ſey; oder die damaligen Menſchen hatten einen kräftigeren Magen und derberen Gaumen, um das herbe Getränk gut zu finden und wohl zu verdauen. Gewiß iſt es aber, daß vor Jahrhunderten, ja noch Jahrzehnden in Europa weit mehr Wein genoſſen wurde, als jezt, wo die Herrſchaft des Biers immer weiter um ſich greift. — Dem Kaiſer Julian, der bekanntlich ſelbſt in Germanien geweſen, wird ein griechiſches Epigramm zugeſchrieben, worin er von dem Gerſtenwein, im Vergleich mit dem nektarduftigen Trank des Bacchus, gar verächtlich ſpricht. Wie ſehr würde er ſich wundern, wenn er wüßte, daß der übelriechende Trank der Demeter häufig ſogar in ſeinem geliebten Lutetia, wie er's anderswo nennt, ſowie in Lyon und andern Städten Galliens gebraut und gern getrunken wird, ja daß in der ewigen Roma ſelbſt ſchon deutſche Bierbrauereien errichtet ſind.

Wenn durch das immer weiter ſich verbreitende Biertrinken, wozu auch die Feldzüge Napoleons mit beigetragen haben, wirklich auch das germaniſche Nationalelement der ruhigen Beſonnenheit ſich geltend machen würde — und wer zweifelt noch daran, daß der Wein aufregender und anfeuernder iſt, als das Bier? — was wir ſchon an den ruhig ernſten Biertrinkern des alten Egyptens wahrnehmen können — ſo ſollte man meinen, daß die Staatslenker unſerer beweglichen Nachbarn im Weſten, die immer und immer, zumal in durſtiger Sommerzeit, zu größern und kleineren Emeuten geneigt ſind, es ſich zur Staatsmarime machen ſollten, das Bier immer allgemeiner und mithin auch das leichtflüſſige und leichtentzündliche Blut der Franzoſen etwas ſchwerflüſſiger und kälter zu machen, kurz, durch das deutſche Bier ihnen auch deutſches Phlegma einzuimpfen. — Ob aber durch die Verbreitung des Biers auch die Geſundheit gewinnen wird? Das iſt eine Frage, die wir dann verneinen müßten, wenn alle Biere denjenigen glichen, von welchen wir oben tadelnd geſprochen haben, wenn ſie nicht gleich wären dem alten, ächten deutſchen Bier, das ein wahrer Gerſtenwein geweſen iſt, oder dem altbayeriſchen, das Viele nicht mit gutem Wein vertauſchen mögen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Induſtrielles.

Allermittelſt bleiben die irdiſchen Angelegenheiten die einzigen, mit denen man ſich emſig beſchäftigt. Nach der berüchtigten Schwindelei, welche mit den Kohlenbergwerken von Saint-Berain getrieben worden war, und die mit einem Kriminalprozeſſe endigte, in welchem die Unternehmer der Betrügerei überwieſen wurden, war es etwas ſtille im Handel mit Bergwerksaktien geworden; neulich iſt jedoch wieder ein Prozeß wegen dergleichen Aktien vor Gericht gekommen, und da Lafitte und Arago, zwei ſehr populäre Männer, ihre Namen als Patrone des Unternehmens hergegeben, ſo hat Emil de Girardins Journal la Presse nicht unterlaſſen, die Sache mit vielem Lärm hervorzuheben, gleichſam um zu zeigen, daß Emil de Girardins Freunde und Aſſocirte, denn dieſe hatten die Schwindelei mit den Bergwerken von Saint-Berain veranlaßt, nicht die einzigen ſind, welche ſich ſo etwas erlaubt haben. Steinkohlen werden immer wichtiger; man ſucht überall darnach, und Goldgruben könnte man nicht emſiger nachſpüren. Sie ſind auch die wahren Goldgruben unſerer Zeit; da man jedoch ſicher iſt, daß Frankreich dieſen Reichthum nicht in demſelben Maaße beſizt, als England, ſo ſinnt man auf Mittel, Surrogate für Steinkohlen aufzufinden. So hat neulich ein gewiſſer Livenais in Nantes glückliche Verſuche gemacht, um aus Weinhefe und Traubentreſtern Gas zur Beleuchtung zu entwickeln. Für die Gegenden an der untern Loire, in welcher Nantes liegt, iſt dies ſehr wichtig, weil dort viel Wein gebaut wird und man Hefe und Treſtern in Menge zur Hand hat. Nach dem Berichte, welchen ein Doktor Guepin der akademiſchen Geſellſchaft zu Nantes über Livenais Verfahren abgeſtattet hat, gibt eine 280 Kilogramme oder 560 franzöſiſche Pfund wiegende Tonne naſſer Hefe 50,000 Litres Gas, und der Verbrennungsprozeß

Digitized by Google

läßt 25 Kilogramm Pottaſche zurück, welche mit Vortheil in den Fabriken gebraucht werden kann. Die Bereitung ſoll weit leichter ſeyn, als die des Kohlengaſes, und von Seiten der Arbeiter weniger Geſchicklichkeit erfordern. Dies wäre alſo für Weingegenden ein neuer Erwerbszweig, und ein Mittel, in Ermanglung der Steinkohlen, die Straßen der Städte und das Innere der Fabriken und anderer großen Anſtalten mit Gas zu beleuchten. Jedoch ſcheint es nicht, daß man zu Nantes bisher Verſuche im Großen mit der neuen Beleuchtungsart angeſtellt hat. Da man jedoch die Stadt Reims mit dem Gas beleuchtet, welches aus dem öligten Waſſer entwickelt wird, in welchem die zu den Tuchfabriken nöthige Wolle gewaſchen worden, ſo kann die Stadt Nantes auch ſehr wohl mit dem aus Hefe und Treſtern entwickelten Gaſe beleuchtet werden. Pferderennen haben dieſen Monat mehrere ſtattgefunden; es war ein Triumph für die franzöſiſchen Stutereien, daß ein Pferd des Herzogs von Orleans bei einem Rennen in England den Preis davontrug. Ich glaube, ſeit Menſchengedenken hat kein franzöſiſches Pferd ein engliſches im Rennen beſiegt. Dies zeigt wenigſtens, daß die Pferderennen und auch der Jockeyklubb, welchem der Herzog von Orleans ſeinen engliſchen Preis überlaſſen hat, und der in einem ſchönen Gebäude der Boulevards ſeine Sitzungen hält, Zeit und Mühe nicht verloren und aus den franzöſiſchen Pferden etwas zu machen verſtanden hat. Aber im Ganzen fruchtet dieſes noch wenig. Jezt, da die franzöſiſche Reiterei viele Pferde nöthig hat, muß man ſie im Auslande aufkaufen; Frankreich iſt nicht im Stande ſie zu liefern. Es fehlt einmal in Frankreich an großen Waiden; mithin werden, troz alles Bemühens der Kunſt, Pferde und Schlachtvieh zum Bedürfniſſe der immer ſteigenden Bevölkerung nicht hinreichen, und hier vermag keine mechaniſche Vorkehrung den Mangel zu erſetzen. Daß man den Bewohnern der Hauptſtadt die Zufuhr erleichtert, iſt gut und nützlich; aber man wird auch ſuchen müſſen, ihnen das Ankaufen der Lebensmittel zu erleichtern. Etwas iſt in dieſer Hinſicht ſchon geſchehen; aber es bleibt noch viel zu thun, und auffallend iſt es, daß unter den vielen Wohlthätigkeitsanſtalten keine iſt, welche ſich damit abgibt, der Handwerkerklaſſe die nöthigen Lebensmittel gut und wohlfeil, oder wenigſtens billig zu verſchaffen. Zwar kann man in Paris ebenſo wie anderswo wohlfeil leben; aber dann muß man auf alles Gute verzichten und mit dem Schlechten vorlieb nehmen. Dg.

Dresden, Oktober.

(Fortſetzung.)

Flußbad. Ausſichten auf den Herbſt. Gutzkows Werner.

Weit umfangreicher, und mit Bequemlichkeiten aller Art für die Theilnehmer verſehen, iſt die ſchon früher etablirte Waſſerheilanſtalt zu Kreiſcha. Sie gewinnt auch der Kurgäſte immer mehr, während das ſchon ſeit Jahren in der ſogenannten Schweizermühle des Bilaer Grundes beſtehende ähnliche Inſtitut an Gäſten einigen Abbruch erlitten hat. — Zum Baden im Elbſtrome fehlt es zwar, wie gewöhnlich in den lezten Jahren, auch diesmal nicht an den nöthigen Einrichtungen. Der Brühlſchen Terraſſe gegenüber, ſo wie weiterhin auf beiden Seiten des Fluſſes präſentirten ſich eine Menge von Badehäuschen. Aber die Liebhaberei am Baden war lange nicht ſo groß, als in dem lezten und beſonders dem vorlezten Jahr. Die kühlere Temperatur des Sommers und die allenthalben erklingende Sage, das Flußbaden habe im dermaligen Sommer ſchlimme Folgen für die Geſundheit (eine Sage, die nach meiner und Anderer Erfahrung grundlos iſt), mögen das Meiſte dazu beigetragen haben. — Das Nervenfieber hat übrigens, beſonders in der lezten Zeit, viele, denen das Flußbaden nicht eingefallen iſt, wirklich hinweggerafft, namentlich junge Perſonen. — Merkwürdig iſt die ungeheure Menge des allenthalben zum Verkauf ausgebotenen Obſtes und die eben ſo große Wohlfeilheit deſſelben; noch merkwürdiger die Maſſe von Weintrauben, weil man doch allenthalben hört, daß die Trauben unſerer Weinberge ſchwerlich zur Reife kommen werden. Bei näherer Betrachtung der vorliegenden Trauben aber wird das, was das Ohr vernahm, auch dem Auge ziemlich klar. Die zum Verkauf ausgelegten Trauben ſind ſo wenig durchſichtig als ein Krautſtrunk und haben auch im Geſchmack viel Aehnlichkeit mit einem ſolchen. Die Weinſtöcke ſind im Allgemeinen mit Trauben von der ſeltenſten Größe ſo überladen, daß es ein wahrer Jammer iſt, zu bemerken, wie weit die ſchöne Frucht zum größten Theil noch zurückgeblieben. Dieſer Theil blühte um drei Wochen ſpäter, als der viel kleinere beſſere, welcher leztere daher, ſtrenge geſondert von dem unreifen, auch bei nur leidlicher Witterung einen ſüßen Moſt verſpricht. Es hat daher auch die in ihrem guten Kredit immer mehr ſich befeſtigende Fabrik mouſſirender Weine in der Niederlößnitz ſchon angekündigt, daß vom 12ten d. M. an alle Trauben von erwünſchter Qualität an ſie abgeſezt werden können.

Am 28ſten v. M. verkündigte der Theaterzettel die erſte Aufführung von Gutzkows Drama: „Werner oder Welt und Herz.“ Das Haus war ſehr voll. Der erſte Akt mit ſeinem impoſanten Schluſſe, bei dem der bis dahin verhaltene Beifall zum Ausbruche kam, war ein Vorſpiel, in dem die bereits offen daliegenden Keime der zu erwartenden Handlung allgemeine Spannung hervorbrachten. — Regierungsaſſeſſor Werner, der Held des Dramas, von ſeinem Schwiegervater, dem Präſidenten von Bredow, adoptirt und zu den vortheilhafteſten Ausſichten im Staatsdienſte durch Kenntniſſe und innern Gehalt überhaupt, wie durch verwandtſchaftliche Verhältniſſe berechtigt, lebt im Schooße eines ſeltenen Glücks als Gatte einer geliebten Gemahlin und zweier kleinen Söhne. Da dringen aber unſelige Geiſter aus ſeiner Vergangenheit auf ihn ein. Marie, die ihn innigſt liebende Marie, ein Muſter hoher Weiblichkeit, trägt aus früherer Zeit ſeinen Verlobungsring an ihrer Hand. Die Entfernung von ihr, das Weltgeräuſch verwiſchten allmählig den Eindruck der Abweſenden auf ihn. Der noch eine zeitlang mechaniſch fortdauernde Briefwechſel mit ihr kommt endlich durch ſein Schweigen zum völligen Stillſtand. Im Rauſche einer neuen Leidenſchaft ſeine Hand für frei achtend, wurde er hierauf der glücklichſte Gatte und Vater. Dann aber dämmert mit einem Male der Gedanke immer ſchwärzer und furchtbarer in ſeinem Buſen auf, daß er der ihm verlobt Geweſenen das Herz könnte gebrochen haben. Marie iſt Waiſe; er hatte ihren verſtorbenen Verwandten gelobt, ſie nie zu verlaſſen, und nun hat er es doch gethan. Der Gedanke, daß ſie vielleicht durch ſeinen Treubruch unglücklich geworden, ſpannt ihn auf die ſchrecklichſte Folter.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. Oktober 1840.

— Was kann doch ohn' Trinken währen?
Und iſt nicht unter dem Getränk
Der Wein das beſt', mit Lob und Dank
Vor allem, was naß, doch zu ehren?

Georg Rudolph Weckherlin.
Nach Anakreon.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Eine andere Wahrnehmung iſt, daß ſeit einer Reihe von Jahren ſelbſt ſolche, die einen guten Weinzahn haben, lieber jungen als alten, ganz ausgegohrnen Wein trinken mögen. Es gilt das Sprüchwort, alter Wein und alte Freunde, nicht mehr recht. Wir wollen ſehen, wie lange auch im Bereiche des Weines die Jugend dominirt; faſt ſcheint es, länger als im Reiche der Politik und wohl auch der ſchönen Literatur, wo ſie, trotz dem Geſchrei, das ſie von ſich ſelber macht, nachgerade in ihre gehörigen Grenzen zurückweicht.

Aber wenn im weſtlichen und ſüdlichen Europa die Herrſchaft des Bacchus beſchränkt wird durch die des Königs Gambrinus, ſo nimmt dieſelbe in Oſten und Nordoſten mit dem Anbau der herrlichen Pflanze immer mehr zu. Eine Fülle trefflichen Weins wird ſchon im ſüdlichen Rußland gebaut, namentlich um Aſtrachan, an der Wolga, durch den Fleiß und die Sorgſamkeit der braven eingewanderten Schwaben, die gern auch dort in der weiten Fremde ihren Schoppen trinken möchten, wie daheim im ſchönen, unvergeßlichen Mutterlande. Ja ſie bereiten dort bereits eine Art von muſſirendem Wein oder Champagner, etwa wie ihre Landsleute um Stuttgart und Eßlingen, oder die Rheinpfälzer um Dürkheim. — Champagner — wem ſchweben nicht beim Namen dieſes jugendlich brauſenden, raſch belebenden Nektars wonnige Vorſtellungen vor? Aber er muß dann auch ächt ſeyn, kein Gebräu aus der infernaliſchen Küche jener Weingiftmiſcher, die vom Weſten und Norden Deutſchlands aus das leichtgläubige Publikum mit einem ſchädlichen Getränk verſehen, welches ſie ächten Champagner taufen. Warum trinken wir nicht lieber jenen ſchwäbiſchen und rhein-pfälziſchen Muſſirwein, der angenehm und hundertmal geſünder und um die Hälfte wohlfeiler iſt?

Aechter Wein iſt die Milch der Greiſe und der Nektar der Dichter. — Der feurige Alcäus, ſagt man uns, und der erhabene Aeſchylus mußten ſich mit dieſem flüſſigen Feuer füllen, ehe ſie ſich zu poetiſchem Flug erheben konnten. Auch ſpätere und neuere Dichter erkannten den Wein als die rechte Aganippe, wiewohl der wahrhaft von den Muſen Inſpirirte, gleich den Bacchantinnen, Wein aus jeglicher Quelle ſchlürft. — Aber ſelbſt materielle Menſchen, deren Geiſt nur einzig darauf ſinnt, ſeinem lieben Miethsherrn, dem Körper, Wohlgenüſſe zu verſchaffen, werden oft poetiſch geſtimmt durch den Wein. Da meinen ſie denn, aufgeregt und bei Abſingung eines Trinkliedes, daß die Poeſie doch auch

Digitized by Google

nicht ganz zu verachten wäre, und aus ihrem Munde, den ſie ſonſt nur zu ſaftigem Eſſen und zur trockenen Proſa öffnen, fallen einzelne Ausdrücke, über welche man ſich wundern muß. Ja, und hätten wir denn die feurigen Toaſts ohne dieſes edle Getränk? ſo wie wir die berühmten Leberreime entbehren müßten, wenn keine Hechte verzehrt würden. — Wahrlich, manche improviſirten Leberreime und Toaſts ſind poetiſcher, als ſo viele Poeſien, die uns heutiges Tages, auf ſchönem Papier gedruckt, geboten werden.

Tüchtig trinken auf das Wohlſeyn der Fürſten war, nach der Aeußerung des heil. Ambroſius, bei den alten Deutſchen ein Beweis großer Anhänglichkeit und Treue; wer nicht recht trank, bis zum krank werden, war ein flauer Unterthan; wie ſie etwa hie und da einen Mangel an Loyalität verſpüren, wenn einer nicht immerdar ſein: Herr! Herr! aus vollem Munde ſchreit und nicht allenthalben die dickſten Schmeicheleien aufträgt in Adreſſen, Bittſchriften, Gedichten u. ſ. w. — Den germaniſchen Völkern verdanken andere, beſonders die romaniſcher Zunge, manchen Trinkgebrauch, z. B. das Zutrinken, den Umtrunk; ſo iſt auch das franzöſiſche Vilcome von den Deutſchen entlehnt. — Unſere wackern Altvordern tranken beſonders auch aus vergoldeten Hörnern; ja, hätten wir von dem Monat Februar, in welchem tüchtig gehornt wurde — ich bilde das Wort nach der Analogie von „bechern," — den Namen Hornung ohne dieſe Trinkhörner? Ueberhaupt laßt ſich viel ſagen über die Trinkgefäſſe, von den Menſchenſchädeln an, aus welchen Scythen und andere Barbaren tranken, bis zu den feinſten Deſertweingläſern, aus welchen unſere Damen den ſüßen Wein nippen. — Die ſilbernen und goldenen Ehrenbecher und Kelche, die Staatsmännern, Gemeindeſchulzen, Dichtern, zurückgekehrten Landtagsdeputirten u. ſ. w. verehrt werden, ſeyen kurz erwähnt. Wer kennt ſie nicht, da ſie ſeit einigen Jahren ſo häufig ſind, faſt wie die emphatiſchen Nachrufe, Dankadreſſen u. ſ. w. in den öffentlichen Blättern? — Die „Trinkgelder," den „Wein- oder Bierkauf" bei Käufen und andern Verträgen, den „Leichentrunk" will ich noch aufführen, und bemerke, daß aus allem ſchon Angeführten erſichtlich iſt, wie ſehr der Deutſche und die mit ihm verwandten Völker auf das Trinken halten und wie ſie ſo Manches darauf beziehen. Ja Eſſen und Trinken greift in die ganze germaniſche Reichs- und Staatengeſchichte ein. Ohne Eſſen und Trinken hätten wir nicht die Reichserzämter der Truchſeſſe und der Erzſchenken gehabt. Auch der gebratene Ochſe und der Wein, der aus einem Brunnen zu Frankfurt a. M. bei der Kaiſerkrönung geſpendet wurde, verdienen hier Erwähnung. — Ja, wenn einem gewiſſen Jakob Gottlieb Link zu trauen iſt, der eine lateiniſche Schrift über Ritterwappen und Schilder herausgegeben, ſelbſt eine Erzköchin des heiligen römiſchen Reichs hätten wir gehabt in der Aebtiſſin von Quedlinburg. Sie habe deßwegen zwei ſilberne Credenzmeſſer mit güldenen Griffen im rothen Felde geführt.

(Schluß des vierten Artikels.)

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Fortſetzung.)

Einſt waren die Saneſen im Hader mit den Florentinern. Dieſe ſandten viele Spione, ſo daß ſie für nöthig erachteten, deßhalb eine Verordnung zu erlaſſen. Da ſtand einer der Ihrigen auf, Bindone Tondi. „Laßt ſie nur immer ſpioniren; kaum ſind ihre Spione zu unſerer Stadt hinaus und an Fonte Becci, ſo haben wir ſchon unſern Vorſatz geändert." Nicht ohne Grund aber vergleicht Dante die Saneſen mit den Franzoſen; denn im Lande war die Sage, die Stadt ſey von einer galliſchen Kolonie gegründet, ihre Bewohner ſeyen die Franzoſen Italiens. Nie hat in Siena eine Regierungsform lange gewährt; Adel und Volk und die größern Familien ſtanden einander ſtets gegenüber, daher blutige Zwiſte, Umwälzungen, Verbannungen, Enthauptungen; und wenn dieſe Parteikämpfe der Saneſen nicht ſo berühmt geworden ſind wie die der Florentiner, ſo liegt es blos daran, daß Sienas Einfluß auf Toskana und ganz Italien ein weit beſchränkterer war, daß viel von der Kraft und dem Geiſt des Volkes in engem Kreiſe ſich verzehrte, daß das Labyrinth der Verfaſſungsgeſchichte bei weitem größer noch iſt und verwickelter als das der florentiniſchen, dem auch immer noch der rechte Ariadnefaden fehlt.

In zwei Dingen aber iſt der Saneſe ſtets derſelbe geblieben: in der Anhänglichkeit an die Heimath und in der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen und der Aeußerung derſelben. Dieſe Anhänglichkeit hat die ſchönſten Früchte getragen. Nichts gibt es, was mehr anregt, mehr fördert, mehr und Größeres zu Stande bringt, als ein gutgeleiteter Munizipalſtolz. Ihm verdankt Italien ſeine edelſten Werke. Nicht durch ein Machtwort der Fürſten ſind ſie geſchaffen, nicht exotiſche Pflanzen ſind ſie, in Treibhäuſern gepflegt und Fremde in fremder Umgebung: ſie ſind hervorgegangen aus der regen Theilnahme eines geſammten Volkes, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag als der Nationalruhm, das ſeinen Stolz darein ſetzte, die Vaterſtadt ſtark nach außen hin zu ſehen, ſchön und reich im Innern; ſie ſind hervorgegangen aus dem freien Willen eines Volkes, das in allen Klaſſen gerne den Ueberſchuß ſeiner Erſparniſſe hergab zu den öffentlichen Werken, und welches Geſetze annahm wie

Digitized by Google

jenes florentiniſche, welches jedes Teſtament für nichtig erklärte, in welchem nicht ein Legat ausgeſezt worden für die Werke, die das Gemeinweſen unternommen. Solche Geſinnungen waren es, denen wir es verdanken, daß in jeder Stadt, jedem Orte, in Toskana namentlich und Umbrien, von Neuem immer unſere Verwunderung erregt wird wie unſere Bewunderung durch Monumente einer ſchöpferiſchen Zeit. Solche Geſinnungen hat der Saneſe immer bewahrt, und ſind auch vorüber die Jahrhunderte friſchen, lebendigen Schaffens, und nicht mehr vorhanden die großartigen Mittel, welche eine freie, volkreiche Stadt bot: die Liebe zur Heimath iſt geblieben und ſpricht ſich aus auf hundertfache Weiſe. Und daß die Lebendigkeit des Empfindens nicht geſchwunden iſt, lehrt der Anblick der Feſte, deren Schilderung die eigentliche Aufgabe dieſer Bemerkungen bildet.

Es iſt ein Nationalfeſt und eine Nationalangelegenheit. Den italieniſchen Städten zweiten Ranges, welche für die verlorene Unabhängigkeit nicht einmal jene Art Entſchädigung erlangt haben, welche ein Hof mit ſeinem Gepränge gibt, in denen nicht Tauſende von Fremden ihren Wohnſitz aufzuſchlagen pflegen und auf Regſamkeit und Wohlſtand den günſtigſten Einfluß üben, die nicht durch thätige Induſtrie gehoben werden und im Neuwerden täglich ein Stück vom Alten verſchwinden ſehen: dieſen Städten müſſen ihre hiſtoriſchen Erinnerungen um ſo theurer ſeyn. So iſt es der Fall mit Siena. Seine Feſte hängen mit dieſen Erinnerungen zuſammen; ſie laſſen den alten Ruhm, die alte Größe wieder aufleben; ſie werden im vollen Sinne des Wortes Nationalſache, an der jeder Antheil nimmt. Zwei Tage reichen da nicht hin; lange währen die Vorbereitungen mancher Art. Bei dieſen will ich nicht verweilen, ich will nicht ausführlich beſchreiben, wie am 14ten Auguſt die Munizipalbehörden, welche an die Stelle der alten Signorie der Republik getreten ſind, und ein großer Theil von Sienas Bürgern zum Dome ziehen, dort der Madonna eine Wachskerze darzubringen und ihr Stadt und Volk zu empfehlen, oder wie auf dem Platze die Proben des Rennens gehalten werden, welchen eine in der größten Stadt wie in dem armſeligſten Dorfe Italiens unerläßliche Ergötzung, ein Feuerwerk am Abend folgt. Als die Republik noch beſtand, ſah man an dieſem Abend jährlich noch ein anderes Feuer leuchten; es brannte auf der Spitze des Montamiata, jenes vulkaniſchen Waldgebirges, welches nicht ferne von der päpſtlichen Grenze in der vormaligen Grafſchaft Santa Fiora liegt, vierzig Miglien von Siena entfernt. Die Benediktinermönche der Abtei S. Salvadore, welche in den älteſten Urkunden der lombardiſchen Herrſchaft in Tuscien genannt wird, hatten die Verpflichtung, auf ſolche Weiſe der herrſchenden Siena zu huldigen und das glänzende Feſt zu ehren.

Italiens anmuthigſten Volksfeſte ſind zugleich religiöſe Feierlichkeiten. Es liegt etwas Schönes in dieſer Vereinigung. Es iſt der Dank für den Schutz des Himmels und die Bitte um deſſen Fortdauer, die zugleich ſich ausſpricht mit den Empfindungen des freudigen Genuſſes der durch dieſen Schutz erlangten irdiſchen Güter und Wohlthaten. So iſt auch das Saneſer Feſt durch die religiöſe Feierlichkeit weſentlich charakteriſirt. Am Vormittage des Tages der Himmelfahrt der Jungfrau fand in der Kirche, die ihr gewidmet iſt, das Hochamt ſtatt. Keinem, der mit italieniſchen Dingen ſich beſchäftigt hat, iſt es unbekannt, daß der Dom von Siena zu den ſchönſten Kirchen der Welt gehört. Der Platz iſt nicht groß, aber ziemlich frei; die Gebäude, welche ihn umgeben, ſind ſämmtlich in alterthümlichem Styl, der Palaſt des Großherzogs ausgenommen, welcher durch ſeine ſonſt nicht gerade zu tadelnde Architektur des ſiebzehnten Jahrhunderts das Enſemble ſtört. Auf breiten Marmorſtufen ſteigt man zur Kirche hinan; geöffnet ſind die drei Thore, welche in eben ſo viele Schiffe führen. Die Stirnſeite iſt im reichverzierten gothiſchen Styl; wie ſchon geſagt, gehört ſie dem vierzehnten Jahrhundert an und leuchtet in ihrem Schmuck von Sculpturen und vergoldeten Broncen. Man tritt in eine heiter ſchöne Kirche: Streifen abwechſelnd weißen und ſchwarzen Marmors bekleiden Pfeiler und Wände, auf zwölfſeitigem Unterbau erhebt ſich die zierliche Kuppel, unendlich iſt die Zahl der Statuen, der Malereien, der Verzierungen, unerſchöpflich der Stoff, welcher hier dem Kunſtfreunde ſich darbietet zur Betrachtung: in der Kanzel des Nicolo Piſano, in der Madonna des Duccio di Buoninſegna, einem Werk aus dem Anfange des Trecento, in dem Schnitzwerk und den eingelegten Holzarbeiten der Chorſtühle, in den im vollen Farbenglanz und allem Reiz der Peruginer Schule prangenden Fresken des Pinturicchio, welche des großen Papſtes Pius II. Leben darſtellen, in den Bildwerken des Giacomo della Guercia, des Vecchietti, des Francesco di Giorgio. Was aber an dieſem Tage eine ſeltene Gelegenheit bot, die Kirche in ungeſchmälerter Schönheit zu ſehen, war der Umſtand, daß der Fußboden, in einzelnen Abtheilungen beinahe das ganze Jahr hindurch verdeckt, um des Feſtes willen ſeiner Bretterbekleidung entledigt war. Die meiſten Gotteshäuſer Italiens kann man an Feiertagen gar nicht ſehen, weil Teppiche von Seidendamaſt Wände und Säulen verhüllen, ſelbſt die herrlichen Marmorcolonnen in St. Maria Maggiore zu Rom. Hier war es gerade umgekehrt. Dieſer weltberühmte Fußboden zeigt eine Reihe der großartigſten Compoſitionen, hiſtoriſche Darſtellungen aus den Büchern des alten Bundes, Propheten, Sybillen und allegoriſche Figuren. Man weiß kaum, was man an demſelben am meiſten bewun-

Digitized by Google

dern ſoll, die Zeichnung oder die oft unglaublich gewandte und geiſtreiche Ausführung dieſer zum Theil ſehr großen und figurenreichen Werke, die auf den Steinplatten grafitiſch ausgearbeitet ſind. Die älteſten derſelben gehören dem fünfzehnten Jahrhundert an, die berühmteſten ſind von Domenico Beccafumi, den ich hier ungleich mehr bewundere, als in ſeinen geprieſenen, farbenglänzenden Fresken in dem Saale des Conſiſtoriums im öffentlichen Palaſt. Noch in unſern Tagen wurden Ergänzungen an einzelnen dieſer Steingemälde vorgenommen.

Als ich in die Kirche trat, war ſie mit Tauſenden von Menſchen gefüllt. Unzählige waren vom Lande gekommen und aus den benachbarten Städtchen. Denn nicht bloß für die Stadt Siena iſt es ein Feſt, das ganze Gebiet des ehemaligen Freiſtaates nimmt Theil daran. Von überall her ſtrömen die Zuſchauer herbei: aus dem fruchtbaren Elſathal, von der waldigen Montagnola, von den nackten Kreidehügeln, zwiſchen denen Orcia und Ombrone in zahlloſen Krümmungen ihren Weg ſuchen, aus dem in einen Garten umgeſchaffenen Chianathal. Der Landmann würde es einen böſen Sommer nennen, könnte er nicht nach Siena zum Feſte gehen. An den Pfeilern der Domkirche waren die Standarten der ſiebzehn Stadttheile, die man Contraden nennt, aufgeſtellt, durch eiſerne Ringe gehalten, wie man die der alten Florentiner Zünfte noch heutiges Tages am Feſte der h. Anna über den Niſchen an der Kirche San Michele wehen ſieht, zur Erinnerung an den Tag, der die Stadt vom Joche des tyranniſchen Herzogs von Athen befreite.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Gutzkows Werner.

Die unerklärliche Haltungsloſigkeit des ſonſt im Thun und Weſen ſo klaren Mannes ſezt ſeine Gemahlin in die größte Unruhe. Sie ergreift daſſelbe Mittel wie er: beide vertrauen im Stillen ihren Kummer einem bejahrten Arzte, mit dem ſie, da deſſen Sohn von der Univerſität her Werners vertrauteſter Freund iſt, in ſehr genaue Verhältniſſe gerathen ſind. Nachdem Werner dem Doktor Fels ſeine frühere Verbindung mit Marien mitgetheilt, befindet ſich die Angelegenheit bereits ſcheinbar auf dem Wege irgend einer der Lage der Dinge angemeſſenen Ausgleichung. Da tritt aber plözlich der von Werner nicht geahnte Umſtand dazwiſchen, daß Marie nicht nur ſchon ſeit einiger Zeit in derſelben Stadt mit dem Ehepaar lebt, ſondern daß ſie auch, nicht wiſſend, daß der Regierungsaſſeſſor Bredow kein Anderer als Werner, ihr vormaliger Bräutigam iſt, aus Noth im Begriffe ſteht, eine Stelle zu Erleichterung der häuslichen Geſchäfte ſeiner Gemahlin anzunehmen. Man kann denken, welche Erſchütterung das nun erfolgende, ganz unerwartete Zuſammentreffen Mariens mit Werner, in deſſen Hauſe, auf beide hervorbringen muß. Werner bezwingt Mariens feſten Entſchluß, das Haus ſofort wieder zu verlaſſen, nur mit größter Mühe, und nur, weil er darauf beſteht, daß ſeiner Gemahlin ſein an Marien verübtes Unrecht kund werde. Dieſe Eröffnung, durch ihre großen Schwierigkeiten in der Ausführung verzögert, iſt noch nicht geſchehen, als die von einem boshaften Intriguenmacher beabſichtigte Verführung der neuen Hausgenoſſin eine alle Verhältniſſe plözlich zerſtörende Exploſion der einander widerſtrebenden Elemente des häuslichen Vereins veranlaßt. — Dem Verſtande, womit der Verfaſſer die hierauf folgenden Scenen anlegte, ſtand eine kräftige Phantaſie zur Seite. Alle nun eintretenden erſchütternden Begebenheiten greifen ineinander. Es war keine geringe Aufgabe, eine Verwirrung der Rechte und Pflichten, wie ſie hier ſtattfinden mußte, befriedigend zu löſen. Das Uebelwollen wird allerdings leichtes Spiel haben, um die Art der Löſung mit Schmach und Spott zu verfolgen. Denn wer könnte nicht die Achſeln zucken, wenn er vernimmt, daß zu Ausgleichung der ungeheuern Differenz Referendar Fels, der Herzensfreund Werners, ſich entſchließt, des leztern überzählige Geliebte zu heirathen, und daß dieſe ſich das Eheband mit ihm ohne Weiteres gefallen läßt! Wenn man aber das Detail hinzufügt, wie geſchickt der Dichter dieſe Heirath, beſonders durch des Referendars früher dargelegte Anſicht von Liebe und Ehe, verbunden mit aufopfernder Liebe für ſeinen Freund Werner und mancherlei andern Umſtänden, zu motiviren verſtand, ſo gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen. Vollſtändiger und natürlicher zugleich, als auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege, waren die ſchreienden Diſſonanzen durchaus nicht zu beſeitigen. Die hiedurch erzielte Harmonie riß auch die Zuſchauer zu lautem Beifall hin. Uebrigens haben die darſtellenden Künſtler und Künſtlerinnen Alles aufgeboten, dieſem dramatiſchen Gemälde aus dem Leben der neueſten Zeit ſein Recht widerfahren zu laſſen, beſonders die drei Hauptperſonen, Devrient, Fräulein Bauer und Anſchüz *. Die Hoffnung auf Einweihung des neuen Theaters, das man ſchon im lezten Auguſt in ſeinem vollen Glanze ſehen zu können glaubte, ſcheint ſobald noch nicht in Erfüllung gehen zu wollen. — Die Nachricht von dem vor einigen Tagen in Berlin, wohin er eben gereiſt war, erfolgten Tode des Doktors Struve, des Aeltern, erfüllte Alle, die den kenntnißreichen Chemiker, den für den allgemeinen Nutzen raſtlos wirkſamen Mann näher kannten, mit gerechter Betrübniß. Ganz Europa kennt ihn, als den Begründer der weitverbreiteten Anſtalten künſtlicher Mineralwaſſer. Zur Vervollkommnung der leztern hörte er nicht auf, ſich fernern Forſchungen zu unterziehen. Zum Glück hinterläßt er einen in demſelben Fache, das ihn hauptſächlich beſchäftigte, ſehr ausgezeichneten Sohn, der ſchon ſeit langer Zeit dem nun Verſtorbenen in den chemiſchen Operationen zur Seite ſtand und einen großen Theil der Geſchäfte ausſchließend beſorgte.

* Wir befolgen längſt den Grundſaz, bei keiner neuen literariſchen Erſcheinung Partei zu nehmen, ſondern die verſchiedenſten Anſichten ſich ausſprechen zu laſſen, ſobald ſie gewiſſe Bedingungen der Form erfüllen. Wir haben bei dieſer Gelegenheit hieran erinnern wollen. Die Redaktion iſt für obiges Urtheil über Gutzkows Drama ſo wenig verantwortlich, als für entgegengeſezte, die ſie vielleicht künftig veröffentlichen könnte. Die Redaktion.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 17. Oktober 1840.

Je te semonds, ton petit pas avecques moi venis, et veoir comment nous aultres, que nature a produicts pour la guerre, sommes traictez.

Rabelais.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(ſ. Nr. 235.)

Die Reveille. — Der Stall. — Unterricht.

Die erſte Nacht, welche ich in der Kaſerne zubrachte, ſchlief ich herzlich ſchlecht. Der friſchgeſtopfte Strohſack gab dem Druck meines Körpers durchaus nicht nach; auch hatte ich in der Nacht mehrmals einen und denſelben Traum. Mir war, als ruhe ich auf einem Hügel, den ich, wie man das in der Jugend wohl thut, hinab zu rollen verſuchte. Dies gelang Anfangs vortrefflich; doch im Thale angekommen, ſtieß ich mit dem Körper an einen Baumſtamm, der im Wege lag, erwachte und ſah zu meiner Verwunderung, daß ich aus dem Bette gefallen war. Dies begegnete mir mehrere Male, weßhalb ich denn gegen drei Uhr beſchloß, nicht mehr zu ſchlafen. Auch ermunterte mich der Gedanke: heute wirſt du zum erſtenmal in die Myſterien des Stalldienſtes eingeweiht. Guter Gott! ich ſollte ſie nur zu genau kennen lernen, dieſe wahren Miſterien. Um vier Uhr ſtand ich auf und erwartete ſehnſüchtig das Signal, welches mich zu den Pferden hinab rief, jenen Geſchöpfen, die ein tapferer Ritter als ſein zweites Selbſt achten, lieben, putzen und füttern muß. Endlich erklang die Trompete; die ganze Stube gerieth in Aufruhr, und ich war der Erſte auf dem Gang, wo ich eben noch ſah, wie der Horniſt im bloßen Hemde daſtand und das Signal blies. Dann ſchlüpfte er wieder in ſeine Stube zurück, um ſich noch ein paar Stunden in's warme Bett zu legen. Das gefiel mir nicht am Trompeter, dem Manne, der im Feld der Erſte ſeyn muß, muthig, gewandt. Was kann er nicht Alles durch einen einzigen Trompetenſtoß ausrichten! Und er hatte nicht einmal eine Hoſe an, als er ſein Signal vortrug! Erkannte denn der Mann gar nicht ſeine hohe Stellung? Wenn ich mir ſonſt einen Trompetenſtoß vorſtellte, ſo mußte er von einem Manne ausgehen, mit gewaltigem Barte, gewappnet, den Säbel an der Seite, einem Mann, würdig, daß eine ganze Schaar tapferer Männer dem Hauch ſeines Mundes folgte. Wieder eine Seifenblaſe, die mir zerſprang. Ich konnte den Trompeter ohne Hoſe lange nicht vergeſſen; aber nicht lange, ſo ſah ich gar Manches nakt und bloß, was aus der Entfernung ſo glänzend und elegant erſcheint.

Im Stalle empfing mich mein Unteroffizier Doſe nach ſeiner Gewohnheit mit einer feierlichen Anrede, welche er aber aus einem Buche ablas. Er ſprach von der Wichtigkeit des Stalldienſtes, wie der Kavalleriſt ohne Pferd kein Kavalleriſt, item gar nichts ſey, wie der

Reiter darum für ſein Pferd die größte Sorgfalt haben müſſe u. ſ. w. Er übergab mir darauf das Buch, aus dem er geleſen, das von außen und innen ſehr an die climatiſchen Einflüſſe des Stalles und der Wachſtube erinnerte, wobei er mir ſagte, es ſey von einem unſerer höhern Offiziere verfaßt, welcher auch ſchon viele patriotiſche Lieder gedichtet. Man kann kein barrokeres Werk ſehen. Das erſte Kapitel handelte vom Putzen und Reinigen der Pferde und fing wörtlich alſo an:

§. 1. „Sieh, mein liebes Pferdchen, das iſt der Mann, der dich putzen und pflegen ſoll. Er wird jeden Morgen um fünf Uhr (im Winter um ſechs Uhr) zu dir kommen, zuerſt die Streu, auf welcher du die Nacht über geſchlafen, draußen im Hofe ausbreiten, damit dieſelbe trockne, dann wird er deine Halfterketten kurz binden und §. 2 das Putzen sub a) mit der Striegel beginnen ꝛc. Das ganze Buch beſtand größtentheils aus Paragraphenzeichen, Titeln und Nummern. In der Vorrede war geſagt, die reſp. Batteriechefs möchten gütigſt darauf halten, daß vorliegendes Buch jeder Kanonier ſeinem Pferd zuweilen vorleſe, wodurch nicht nur die Kenntniß des Dienſtes befördert, ſondern auch der Mannſchaft Gelegenheit geboten würde, ſich im Leſen zu üben.

Ich ſteckte das Buch in die Taſche und der Unteroffizier ging mit mir im Stalle umher, zeigte mir vorerſt deſſen Einrichtung und forderte mich auf, den andern Kanonieren genau zuzuſehen, damit ich Nachmittags, denn es wird täglich zweimal geputzt, mein Pferd ſelbſt beſorgen könne. In einem Militärſtalle iſt ein recht luſtiges Treiben. Die Reinlichkeit, die überall herrſcht, der gepflaſterte, rein gewaſchene Fußboden, die ſaubern Latierbäume, welche ein Pferd vom andern abſondern— Alles ſehr artig. Der eine Kanonier pfiff, ein anderer ſang, hier zankten ſich ein Paar um einige Halmen Streu. Dazu das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Wiehern der kitzlichen, wenn ſie unter dem Bauche geſtriegelt werden — es iſt ein recht lebendiges Bild. Mein Unteroffizier blieb mit mir vor einer langbeinigen Stute ſtehen, welche er mir als ſein Schlachtroß vorſtellte. Dabei ſpukte er aus und ſprach: „Das iſt der Krokus, eines der vornehmſten Pferde der ganzen Chriſtenheit. Sie ſehen, daß es mich kennt, weil es ſeinen Kopf nach mir wendet. Doch, Krokus,“ fuhr er fort; „wende dich wieder um; ſonſt, wenn der Herr Hauptmann Feind kommt, wird er ſagen: wir ſcheinen ſtark gefrühſtückt zu haben.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, es war wahrhaftig wie ein Theatercoup, ſo klopfte ihm der Kapitän, welcher unterdeſſen leiſe eingetreten war, eigenhändig und ziemlich derb auf die Schulter, indem er ſagte: „Hören Sie, Unteroffizier Doſe, es kommt mir vor, als hätten wir wirklich heute Morgen beſonders ſtark gefrühſtückt.“ Doſe ſtand wie angedonnert und ſtotterte einige unverſtändliche Worte; auch ich war ziemlich betroffen, und wurde es noch mehr, als mir der Kapitän mit ſcharfem Tone ſagte: „Es wäre mir lieber, wenn ich Sie bei Ihrem Pferde getroffen hätte.“ Ich ſchlich mich leiſe weg, nahm Striegel und Kartätſche und fing an, meinen braunen Wallachen zu bearbeiten.

Jeder Mann muß von ſeinem Roß zwölf Striche herunterputzen, einen Fuß lang und einen Zoll dick. Das will heißen: den weißen Staub, welcher mit der Kartätſche vom Pferde geputzt wird, ſtreicht man in die Striegel und klopft ihn aus dieſer in Strichen auf den Boden. Es gehört viel Uebung und Kraft dazu, dieſe Quantität Staub von einem Pferde täglich zweimal herunter zu bringen, und die Faulern in der Batterie halfen ſich zuweilen damit, daß ſie die Striche von Kalk formirten und ſo die ſcharf controllirenden Unteroffiziere hintergingen. Ich konnte trotz aller Mühe, und obgleich mir ſchon in der erſten Viertelſtunde der Schweiß vom Geſicht lief, nicht mehr als acht Striche zu Stande bringen, womit ſich denn auch Doſe für heute zufrieden erklärte und mir erlaubte, auf meine Stube zu gehen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Fortſetzung.)

Im Querſchiff der Kirche ſtand die große Weihkerze, (Cero votivo), welche am Tage zuvor der Madonna dargebracht worden war. Es iſt eine Sitte, der wir ſchon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begegnen. Aus der einfachen Kerze, welche einſt geopfert worden ſeyn mag, iſt ein ungeheurer Bau von Holzwerk und Pappe geworden, welchen Gruppen von Wachsfiguren decken, die irgend eine Scene aus dem alten Teſtament darſtellen. Diesmal hatte man die Geſchichte des Königs Saul gewählt, den man in ſeinem reichverzierten Zelte von Seide und Goldſtoff ſah, vor welchem David die Harfe ſpielte, von Kriegern und vom Volke umringt, das Ganze pyramidaliſch ſich emporbauend zu beträchtlicher Höhe und endigend mit der Darſtellung der zum Himmel ſich erhebenden Jungfrau. Vor dem Chore, bei der Evangelienkanzel, faßen die höchſten Regierungs- und Munizipalbeamten, der großherzogliche Governatore, der Gonfaloniere, die Stadträthe, ſodann die Profeſſoren der Univerſität, alle in ihrer meiſt ſchwarzen Amtstracht. Der Erzbiſchof hielt das Hochamt; in zwei Reihen zu den

Digitized by Google

Seiten des Altars ſaßen in den Chorſtühlen die Domherren, deren Erſcheinung durch die weiße biſchöfliche Inful, die ſie tragen, mehr noch als gewöhnlich feierlich wird. Die Schönheit und Würde der Kleidung des katholiſchen Clerus, wenn ſie überdies, wie hier der Fall, durch die Majeſtät des Orts unterſtüzt wird, läßt ſich mit nichts Anderm vergleichen. Sienas kirchliche Geſchichte hat glorreiche Erinnerungen aufzuweiſen. Aeneas Sylvius Piccolomini war Biſchof ſeiner Vaterſtadt, als er auf den Stuhl Petri erhoben ward, den neun-und-dreißig Jahre nach ihm ſein Neffe einnahm, der die erzbiſchöfliche Würde bekleidet hatte. Aber ſchon vor Pius hatten Sienas Annalen einen Hirten aufzuweiſen, der die Tiara trug: es war Gabriel Condulmer, der als Eugen IV. über den Kirchenſtaat und Italien ſo viel Verwirrung und Unheil brachte.

Einſt bot die kirchliche Feier eine Eigenthümlichkeit dar, welche längſt verſchwunden iſt. Alle der Stadt untergebenen Ortſchaften mußten ihre Spenden darbringen, welche in einer gewiſſen Menge Wachs beſtanden. Zu dieſem Zwecke war am zweiten Pfeiler des Hauptſchiffs zur Rechten eine Marmorkanzel aufgeſtellt, von welcher herab die Städte und kleinen Orte je nach der Zeit ihrer Unterwerfung unter Sienas Oberhoheit aufgerufen wurden. Die Fahnen, welche die zu dieſem Behufe von ihnen geſandten Deputationen vor ſich hertrugen, wurden an den Pfeilern befeſtigt. Da ſah man denn den ſchwerttragenden Greif von Groſſeto, den gelben Löwen von Maſſa di Maremma, die Steineiche von Montalcino, den weißen Löwen mit dem Oelzweige von Pienza, anderer nicht zu gedenken. Allmählig gerieth dieſe Inſtitution, die etwas Nationales in ſich hatte, in Verfall. Die Ortſchaften fanden es bequemer, mittelſt einer Geldſumme ſich abzufinden, die ſie an dieſem Tage zahlten, und nur die noch blühende saneſiſche Familie Marſili, welche ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die in der Grafſchaft Santa Fiora gelegene Herrſchaft Collecchio beſizt, fuhr bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts fort, am Himmelfahrtstage ihre Weihkerze im Dom zu opfern.

Während der Mittagsſtunden war das Gewühl in den Straßen unbeſchreiblich. Ich ſage, in den Straßen, eigentlich aber nur in der einen, welche die Stadt in ihrer größten Längenausdehnung durchſchneidet, am Thore von Camollia beginnend, durch welches der Weg nach Florenz führt. Die Lage der Stadt, auf Hügeln von dem in einem großen Theil ihres Gebiets vorherrſchenden ſandigen Thonboden, iſt eigenthümlich. Dieſe Hügel, welche ſich beträchtlich erheben über die Niederung, ſind nach drei Richtungen hin durch tiefe Thalgründe zerriſſen, welche an einzelnen Stellen ſo ſteil abfallen, daß die zu ihnen hinabführenden, mit Backſteinen gepflaſterten Straßen eher Treppen ähnlich ſehen als etwas anderem. Auf dem Rücken nun der im Durchſchnitt ſchmalen Höhenkämme ziehen ſich die Hauptſtraßen hin. Für den maleriſchen Effekt könnte nichts vortheilhafter ſeyn. Denn wie in Rom ragen die Kirchen und übrigen größern Gebäude, die großentheils auf den Höhen liegen, mächtig empor. So überraſchend wie reizend iſt der Anblick, welcher ſich dem auf dem Hügel von S. Domenico ſtehenden darbietet: ein tiefes Thal, mit Wohnungen und Bäumen, eröffnet ſich zu den Füßen, während jenſeits das herrliche Domgebäude auf der ſteilen Höhe thront, ſeine mit weißem und ſchwarzem Marmor bekleidete Längenſeite darbietend, mit der ſchönen Kuppel und dem Glockenthurm, weiterhin zur Linken Thurm an Thurm. Denn die Stadt hat noch manche der hohen viereckigten Thürme bewahrt, welche im Mittelalter jedem größern Palaſt zur Warte dienten und ihn in eine Burg umſchufen. Und S. Domenico ſelbſt, die unregelmäßige, alterthümliche Kirche mit dem anſtoßenden großen Kloſter, welches jezt den Benediktinern gehört, liegt höchſt pittoresk und iſolirt nach allen Seiten hin. Die vornehmſte Straße der Stadt nun, die, wie geſagt, am Florentiner Thore beginnt, wo eine Säule daran erinnert, daß hier Aeneas Sylvius Piccolomini Kaiſer Friedrich dem Dritten ſeine Braut Eleonore von Portugal zuführte, dieſe Straße, ziemlich eben, nach Florentiner Sitte mit Quaderſteinen gepflaſtert, und von einer Menge anſehnlicher Häuſer und Paläſte eingeſchloſſen, war mit Menſchen gefüllt. Von pittoresken Coſtümen bemerkte ich nichts: ſie ſind in Toscana nicht zu Hauſe, und man muß ſie im Süden ſuchen. Es war die Mittagsſtunde des 15ten Auguſt, wo die Sonne im Zeichen des Löwen ſteht; für Italien aber dünkte mich die Hitze ſehr erträglich. Ueberhaupt iſt Siena einer der kühlſten Orte. Es liegt hoch und den Winden ausgeſezt; ſo iſt die Luft leicht und rein und die Temperatur gemäßigt. Im Sommer wird es daher von vielen Fremden zum Wohnſitz gewählt, die der Fieberluft Roms entflohen ſind oder das im Thale liegende ungleich wärmere Florenz verlaſſen haben. Aber eben vermöge dieſer Lage ſind Luft und Wetter leicht veränderlich und der Winter ſoll beinahe nordiſchrauh ſeyn. Auf den Charakter der Bewohner mag die Beſchaffenheit der klimatiſchen Verhältniſſe nicht ohne Einfluß geblieben ſeyn. — Nachmittags fand das Rennen der ſogenannten Barberroſſe ſtatt, ohne die kein italieniſches Volksfeſt beſtehen kann. Wenn man lange im Lande gelebt und viele derſelben angeſehen hat, ſo können dieſe Wettläufe kaum anders als langweilig erſcheinen. Bisweilen kommt die Localität ihnen einigermaßen zu Hülfe, wie auf dem römiſchen Corſo; in Siena aber iſt ſie ſchwerlich günſtig zu nennen; die Bahn iſt weder geradlinigt noch eben,

Digitized by Google

und gewöhnlich kommen entweder Pferde zu Schaden oder Zuſchauer, bisweilen beide.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, September.

Rationalismus und Pietismus.

Endlich einmal wieder ein Stoff, der über das Geklatſch der Theegeſellſchaften hinausgeht, der das ganze Publikum unſeres Freiſtaates aufregt, ſo daß Jeder für oder gegen Partei nimmt, und der auch dem Ernſteren zu denken gibt. Das Gewitter am Himmel der Zeit hat auch in Bremen eingeſchlagen, der Kampf um freiere oder beſchränktere Aufſaſſung des Chriſtenthums hat auch hier, in der Hauptſtadt des norddeutſchen Buchſtabenglaubens, ſich entzündet, die Stimmen, die ſich jüngſt in Hamburg, Kaſſel und Magdeburg erhoben, haben in Bremen ein Echo gefunden. — Der Verlauf der Sache iſt kurz folgender: Paſtor F. W. **Krummacher**, der Parſt der Wupperthaler Kalviniſten, der Sankt Michael der Prädeſtinationslehre, beſuchte ſeine Eltern hier und predigte zweimal für ſeinen Vater in der St. Ansgariuskirche. Die erſte Predigt behandelte ſein Lieblingsſchauſpiel, das jüngſte Gericht, die zweite eine anathematiſirende Stelle des Galaterbriefes; beide waren mit der flammenden Beredſamkeit, mit der poetiſchen, wenn auch nicht immer gewählten Bilderpracht geſchrieben, die man an dieſem reichbegabten Kanzelredner kennt; beide aber, und namentlich die letzte, ſpeühen von Verfluchungen Andersdenkender, wie ſie von einem ſo ſchroffen Myſtiker nicht anders erwartet werden können. Die Kanzel wurde der Präſidentenſtuhl eines Inquiſitionsgerichts, von dem der ewige Fluch auf alle theologiſchen Richtungen gewälzt wurde, die der Inquiſitor kannte und nicht kannte; jeder, der den kraſſen Myſticismus nicht für das abſolute Chriſtenthum hält, wurde dem Teufel übergeben. Und dabei wußte ſich Krummacher mit einer Sophiſtik, die ſeltſam naiv herauskam, immer hinter den Apoſtel Paulus zurückzuziehen. „Ich bin es ja nicht, der da flucht, nein! Kinder, beſinnt euch doch, es iſt ja der Apoſtel Paulus, der da verdammt!“ — Das Schlimmſte bei der Sache war, daß der Apoſtel griechiſch ſchrieb, und die Gelehrten ſich über die beſtimmte Bedeutung einiger ſeiner Ausdrücke noch nicht haben verſtändigen können. Zu dieſen dubioſen Wörtern gehört denn auch das an dieſer Stelle gebrauchte Anathema, dem Krummacher hier ohne Weiteres die ſchärfſte Bedeutung, als einer Anwünſchung der ewigen Verdammniß, beigelegt hatte. Paſtor Paniel, der Hauptvertreter des Rationalismus auf jener Kanzel, hatte das Unglück, dieſes Wort in milderem Sinne zu faſſen, und überhaupt ein Feind der Krummacherſchen Anſchauungsweiſe zu ſeyn; er hielt darum Kontroverspredigten. Man mag über ſeine Geſinnungen denken, wie man will, ſo wird ſich doch gegen ſein Benehmen kein gegründeter Tadel beibringen laſſen. Krummacher wird nicht leugnen können, daß er bei der Abfaſſung ſeiner Predigten nicht nur an die rationaliſtiſche Mehrzahl der Gemeine, ſondern auch ſpeciell an Paniel gedacht hat; er wird nicht leugnen können, daß es unrecht iſt, als **Gaſt**prediger eine Gemeine gegen ihre angeſtellten Seelſorger einnehmen zu wollen; er wird zugeben müſſen, daß auf einen groben Kloß ein grober Keil gehört. Was ſollte hier alles Schelten auf Voltaire und Rouſſeau, vor denen ſich in Bremen auch der ärgſte Rationaliſt wie vor dem Teufel fürchtet, was alles Verfluchen der ſpeculativen Theologie, über die ſein ganzes Auditorium mit zwei oder drei Ausnahmen eben ſo wenig urtheilsfähig war wie er, was ſollte das anders, als die ſehr beſtimmte, ja perſönliche Tendenz der Predigten bemänteln? — Paniels Kontroverspredigten wurden nun im Geiſte des Pauluſſchen Rationalismus gehalten, und leiden trotz ihrer belobten gründlichen Diſponirung und ihres rhetoriſchen Pathos an allen Fehlern dieſer Richtung. Da iſt alles unbeſtimmt und phraſenhaft; der hie und da angebrachte poetiſche Schwung gleicht dem Arbeiten einer Spinnmaſchine, die Behandlung des Textes einem homöopathiſchen Aufguß; Krummacher hat in drei Sätzen mehr Originalität, als ſein Gegner in allen drei Predigten. — Eine Stunde von Bremen lebt ein pietiſtiſcher Landpaſtor, der ſeinen Bauern ſo ſehr überlegen iſt, daß er angefangen hat, ſich für einen großen Theologen und Sprachkundigen zu halten. Er gab gegen Paniel einen Traktat heraus, in dem er den ganzen Apparat eines philologiſchen Theologen aus dem vorigen Jahrhundert ſpielen ließ. In einer anonymen Schrift wurde dem guten Landpfarrer ſein wiſſenſchaftlicher Staar auf ſehr empfindliche Weiſe geſtochen. Mit eben ſo viel Geiſt als Gelehrſamkeit wies der Anonymus, in dem man einen, in meinem vorigen Berichte mehrfach erwähnten, verdienten Gelehrten unſerer Stadt entdecken will, dem weiſen „Gottes Wort vom Lande“ alle die Verkehrtheiten nach, die er ſich mühſam aus längſt antiquirten Handbüchern zuſammengeſucht hatte. Krummacher ließ eine „theologiſche Replik“ gegen Paniels Kontroverspredigten ergehen, worin er ſeine ganze Perſönlichkeit unverhohlen angriff, und zwar auf eine Weiſe, die den ſeinem Gegner gemachten Vorwurf des Schmähens paralyſirt. So geſchickt dieſe Replik die ſchwachen Seiten des Rationalismus und namentlich des Gegners zu faſſen weiß, ſo ungeſchickt benimmt ſich Krummacher bei dem verſuchten Umſturz der Panielſchen Exegeſe. Das Tüchtigſte, was vom pietiſtiſchen Standpunkt aus in dieſer Streitſache geſchrieben wurde, war die Brochüre des benachbarten Predigers Schlichthorſt, worin auf ruhige, leidenſchaftsloſe Weiſe der Rationalismus, und gerade der des Paſtor Paniel, auf ſeine Baſis, die Kantſche Philoſophie zurückgeführt, und ihm die Frage geſtellt wurde: warum ſeyd ihr nicht ſo ehrlich, zu geſtehen, daß nicht die Bibel der Grund eures Glaubens iſt, ſondern die Exegeſe derſelben im Sinne der Kantſchen Philoſophie, wie ſie Paulus aufbrachte? — Eine neue Schrift von Paniel wird dieſer Tage die Preſſe verlaſſen. Wie dieſe auch ausfalle, er hat den alten Sauerteig aufgerüttelt, er hat die Bremer, die an Alles glauben, nur nicht an ſich ſelbſt, an ihre eigene Vernunft gewieſen, und der Pietismus, der es bisher für eine Schickung Gottes anſah, daß ſeine Gegner in ſo viele Parteien unter ſich ſelbſt zerfielen, ſpüre nun auch einmal, daß wir Alle zuſammenhalten, wo es den Kampf gegen die Finſterniß gilt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 32.

Sonnabend, 17. Oktober 1840.

[332] ## Achte Auflage von Hartigs Forſtlehrbuch.

In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch für Förſter

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfaſſers ward ſeinem Sohne der Auftrag, ſich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förſter einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wiſſenſchaft und den geſteigerten Anforderungen an wiſſenſchaftliche Bildung der Revierförſter nicht mehr entſprechenden erſten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leiſtend, übergibt er den Fachgenoſſen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forſtwirth von beſonderer Bedeutung ſind, indem ſie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung weſentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derſelben beſtimmend. Zuſätze größeren Umfangs enthalt noch der zweite Band in den Abſchnitten über Betriebslehre, Bewirthſchaftung der Mittelwälder und über Forſtinſekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verſtorbenen Verfaſſers viele und wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten, die nach deſſen handſchriftlichen Bemerkungen in dieſe achte Auflage übergegangen ſind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieſes Werkes aufgenommen wurden, iſt die ſicherſte Bürgſchaft für den Werth deſſelben, weßhalb ſich der Herausgeber dieſer neuen Auflage keine Aenderungen, ſondern nur Zuſätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erſchien, geſtattet hat.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[445] Preis Rthlr. 2. 16.] [Preis 4 fl. Conv.-Mze.

Die Nachfolge Chriſti

von

Mit Genehmigung des hohen katholiſch geiſtlichen Conſiſtoriums zu Dresden.

THOMAS A KEMPIS.

Mit Approbation des hochw. erzbiſchöfl. Ordinariats zu Freiburg im Breisgau.

Ein Gebet- und Erbauungsbuch für gebildete katholiſche Chriſten.

Mit Anwendungen und Betrachtungen von

Auguſtin, Bordoni, Boſſuet, v. Boulogne, Bona, Bourdaloue, Chryſoſtomus, Dittrich, Duval, Franz v. Sales, Fenelon, Gehrig, Goffine, Hahn, Häglsperger, Ludwig v. Granada, Maſſillon, Parizek, v. Sailer, Graf v. Stollberg u. a. m.

Prachtausgabe mit 4 Stahlſtichen und Titel in Farbendruck.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Digitized by Google

[360] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt erſchienen:

Jahrbücher der Literatur.

Neunzigſter Band. 1840.

April. Mai. Juni.

Inhalt:

I. 1) Die Entſtehung des manichäiſchen Religionsſyſtems, hiſtoriſch-kritiſch unterſucht von Friedrich Eduard Colditz. Leipzig 1837.
2) Die Stupa's (Topes) oder die architektoniſchen Denkmale an der Indo-Baktriſchen Königsſtraße und die Koloſſe von Bamiyan; eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients, vorgetragen in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, von Carl Ritter. Berlin 1838.
II. Lateiniſche Schulgrammatik, von Sebaſtian Mutzl. Dritte Auflage. Landshut 1838.
III. 1) Les romans des sept Sages, nach der Pariſer Handſchrift herausgegeben von Heinrich Adalbert Keller. Tübingen 1836.
2) Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, par *A. Loiseleur Deslongchamps*, suivi du Roman des sept Sages de Rome en prose, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale, avec une analyse et des extraits du Dolopathos par le Roux de Lincy, pour servir d'introduction aux fables des XIIe, XIIIe et XIVe siècles, publiées par M. Robert. Paris 1838.
3) Das Buch des Weiſen, in luſt- und lehrreichen Erzählungen des indiſchen Philoſophen Bidpai, aus dem Arabiſchen von Philipp Wolf. Zweite Auflage. Stuttgart 1839.
IV. P. Ovidii Nasonis Tristium libri quinque, ad veterum librorum fidem recensuit, varias scripturas omnium codicum a superioribus editoribus collatorum, imprimis heinsianorum, e Burmanni et Heinsii schedis idiographis et aliunde auctas, correctas, axpletas, quibus V novae collationes accesserunt, itemque varias scripturas VIII editionum saeculi XV. apposuit, commentariis instruxit, praefatus est, et indicem addidit *Vitus Loers*, 1839.
V. 1) Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily. Presented to both Houses of Parliament, by Command of Her Majesty. London: Printed by T. R. Harrison, 1840.
2) Exposé de la question des soufres de Sicile. Paris 1840.
3) Di una quistione surta tra 'l governo delle due Sicilie e la Inghilterra in Marzo 1840. Napoli 1840.
4) Risposta alle petizioni de' negozianti inglesi pei zolfi de Sicilia. Pisa 1840.
5) Contratto di Società rogato in Napoli dal Notajo Giuseppe Maria Pacifico ai 10 di Luglio 1838 per lo spaccio dei zolfi di Sicilia tra la Compagnia Taix, Aycard e Ci. ed il Cav. Gran Croce B. Nicola Santangelo, interveniente in nome di S. M. Ferdinando II. Re del Regno delle due Sicilie. Napoli 1840.
VI. Adam Oehlenſchlägers Werke. Zum zweiten Male geſammelt, vermehrt und verbeſſert. 21 Bändchen. Breslau 1839.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. XC.

Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften in der neueſten Zeit gemachten Erwerbungen. Von Guſtav Flügel.
Anonymi Viennensis descriptio urbis Athenarum, nebſt den Briefen des Zygomalas und Kabaſilas. Ein Beitrag zur Topographie von Athen von Dr. Ludwig Roß.
1) De la poésie chrétienne. Par A. F. Rio. Forme de l'art, *peinture*. Paris 1837.
2) Memorie storiche delle arti e degli artisti della Marca di Ancona del marchese Amico Ricci; Tom. II. Macerata 1834.
3) Di Bernardino Pinturicchio, pittore Perugino, Memorie raccolte e pubblicate da G. B. Vermiglioli. Perugia 1837.
4) Della vita e delle opere di Pietro Vannucci. Commentario storico del Prof. Antonio Mezzanotte. Perugia 1837.

---

[115] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Die

Wirbelthiere Europa's.

Von

A. Graf Keyserling **und** ***Prof. J. H. Blasius.***

Erstes Buch:

Die unterscheidenden Charactere.

gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Braunschweig, August 1840.

Fr. Vieweg & Sohn.

---

[429] Binnen Kurzem erſcheint im Verlage des Unterzeichneten:

Verſuch
einer
kritiſchen Geſchichte der Algebra
von
G. H. F. Neſſelmann,

Dr. der Philoſophie und Privatdocent an der Univerſität zu Königsberg.

Erſter Theil.

Der Verfaſſer hat, überzeugt, wie wenig die älteren Werke über die Geſchichte der Mathematik den wiſſenſchaftlichen Anforderungen genügen, vor einer Reihe von Jahren den Entſchluß gefaßt, eine aus den unmittelbaren Quellen geſchöpfte Geſchichte der Algebra, dieſes ſo wichtigen und in den früheren Geſchichtswerken gerade am dürftigſten und fehlerhafteſten behandelten Theils der Mathematik, zu bearbeiten, und iſt mit ſeiner Arbeit nun ſo weit vorgerückt, daß er den erſten Band, welcher die allgemeine Einleitung und die Geſchichte der Algebra bei den Griechen umfaßt, jetzt dem Drucke übergeben kann. Ein mühſames, aber mit Ausdauer durch viele Jahre fortgeſetztes Studium der alten Mathematiker und vieler anderer auf die Geſchichte der Wiſſenſchaft bezüglicher Werke in den verſchiedenſten, occidentaliſchen und orientaliſchen Sprachen, und aus allen Jahrhunderten hat ihn in den Stand geſetzt, nicht nur ſehr viele Fehler früherer Werke, welche durch Tradition Jahrhunderte lang aus einem Buche in das andere übergegangen waren, aufzudecken, ſondern auch eine nicht geringe Anzahl ganz neuer bisher unbekannter hiſtoriſcher Reſultate zu liefern. Er hat die Mühe nicht geſcheut, außer den bekannteſten Quellen die ſo wenig beachteten griechiſchen Arithmetiker; die Commentare von Theon, Proklus, Eutokius u. A., welche Montucla, der immer noch als Autorität gilt, zum Theil gar nicht, zum Theil flüchtig angeſehen hat, ferner die arabiſchen Mathematiker und Hiſtoriographen, ſo wie

die Werke der Perſer und Inder im Original durchzuarbeiten. und daraus den Stoff zu ſeinem Werke ſich mühevoll herbeizuſchaffen. Iſt ſchon dieſer erſte Theil reich an neuen Forſchungen und Reſultaten, ſo wird der zweite, welcher die Algebra der Araber, Perſer und Inder behandeln ſoll, es noch weit mehr ſeyn, weil gerade über die Mathematik dieſer Völker noch wenig brauchbares geſchrieben worden iſt, das im Stande wäre, die Leiſtungen derſelben in ihrem wahren wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange erkennen zu laſſen. Der zweite Theil wird, wenn keine unvorhergeſehene Hinderniſſe ſich in den Weg ſtellen, dieſem erſten in einigen Monaten folgen. Der dritte Theil wird dann die Algebra in ihrem Uebergange aus Aſien nach Europa darſtellen, und ihre Geſchichte bis zum Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, bis auf Vieta, fortführen; der vierte aber das an Erfindungen reiche ſiebzehnte Jahrhundert behandeln, mit deſſen Schluß der Verfaſſer ſein Werk zu beendigen gedenkt, indem er die Bearbeitung der Geſchichte von 1700 ab einem Anderen überläßt.

Braunsberg, im September 1840.

Otto Model.

---

[417] Bei Fr. Volckmar in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Dampfmaſchine, faßlich beſchrieben und erklärt, insbeſondere in ihrer praktiſchen Anwendung auf Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt nebſt Winken über Eiſenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. D. Lardner. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt mit veranſchaulichenden Abbildungen. 8. broch. Preis 16 Gr.

Es iſt dies die erſte praktiſch und wiſſenſchaftlich bewährte Schrift, welche über Eiſenbahnen und Dampmaſchinen erſchienen iſt. Der Verleger hofft und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und ſtellt in dieſer Erwartung den Preis ſo niedrig, als bei einem ſo trefflichen Buche wohl kein zweites Beiſpiel zu finden iſt. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klaſſiſchen Text.

---

[418] In allen Buchhandlungen iſt zu finden:

Blicke in die geheime Werkſtätte der Natur bei Zeugung ꝛc. des Menſchen von Dr. U. Kaſtor. 8. broch. Preis 1 Rthlr.

---

[404] Bei J. H. C. Schreiner in Düſſeldorf iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blicke
in das Düſſeldorfer
Kunſt- und Künſtlerleben
von
Friedrich von Uechtritz.

Zweiter Band. 8. Velinpapier. In Umſchlag geheftet. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Wir verweiſen, was den Werth dieſes nicht weniger unterhaltenden als belehrenden Buches angeht, welches uns in pikant-lebendiger Darſtellung eine Reihe der anziehendſten Lebensbilder vorführt, auf die überaus vortheilhaften Beurtheilungen des erſten Bandes in der Abendzeitung, Mitternachtszeitung, Cöllniſchen und Breslauer Zeitung, der Eiſenbahn, dem Morgenblatte, den Rheiniſchen Provinzialblättern u. ſ. w. Vor Allem der ſehr ausführliche biographiſche Aufſatz über den Maler Leſſing (über den der Herr Verfaſſer allerdings, als naher Freund des Künſtlers, wie bei andern deutſchen Schriftſtellern, zu ſprechen Beruf hatte) iſt von der Kritik auf das günſtigſte aufgenommen worden; eine Gunſt, die ſich hoffentlich auf die Mittheilungen über die Maler Hildebrand, Schrödter u. ſ. w. im zweiten Bande ausdehnen wird. Jeder, der ſich für einen dieſer Künſtler intereſſirt, wird hier ein Portrait der Art und Weiſe deſſelben finden, welches ihm den Beſprochnen wie einen perſönlichen Bekannten vergegenwärtigt und, beſonders bei Leſſing, in die tiefſten Gründe ſeiner Eigenthümlichkeit blicken läßt.

---

[420] **Psalter und Harfe.**

Lieder von Spitta,
zum Singen am Pianoforte
componirt
von
A. Mühling.

Magdeburg, in der Creutz'schen Buchhandlung.

Ein Heft dieser Lieder, welches der Componist gleichsam als Probe erscheinen liess, fand nicht nur in seiner Nähe erfreulichen Anklang, sondern es haben sich auch so günstige kritische Urtheile vernehmen lassen:

1) In der allgemeinen musikalischen Zeitung 1839.
2) In den Jahrbüchern des deutschen National-Vereins für Musik 1839.

dass er sich ermuntert und veranlasst fühlte, nun 40 dieser trefflichen Lieder in 4 Heften herauszugeben, welche gemüthlichen Musikfreunden angelegentlichst empfohlen werden dürfen.

Der sehr billige Preis für alle 4 Hefte ist 2 Rthlr. und einzelne Hefte werden zu ⅔ Rthlr. abgegeben.

---

[425] **Von Ludwig Tieck**
ſind in unterzeichnetem Verlage nachſtehende Werke erſchienen und daſelbſt, wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Vittoria Accorombona.
Ein Roman in fünf Büchern.
Von
Ludwig Tieck.

Zwei Bände. 8. 1840. Fein Velindruckpapier und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Vittoria Accorombona, dem kräftigen und hochbegabten Papſte Sixtus V. nahe verwandt, und berühmt durch ihre wunderbaren Schickſale, ihre Schönheit, Anmuth, Kenntniſſe und Geiſtesgaben, ſo wie durch die hochtragiſche Kataſtrophe ihres Todes, iſt im obigen Romane poetiſch zur meiſterhaften Darſtellung gebracht.

Deutſchland wird dieſe neue wunderherrliche Gabe des großen Dichters mit Dank entgegennehmen und ſich daran erfreuen.

Tieck, Ludwig, Geſammelte Novellen. Vermehrt und verbeſſert. 2te Auflage. 1—4tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet 70 Bogen. 3 Rthlr.

— — **Geſammelte Novellen.** Vermehrt und verbeſſert. 5—8tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet 89 Bogen. 3 Rthlr. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

— — **Geſammelte Novellen.** Vermehrt und verbeſſert. 9tes und 10tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet. 39 Bogen. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Die neueſten Novellen des jetzt lebenden erſten deutſchen Dichters erſcheinen vollſtändig geſammelt, mit

Google

neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausſtattung in Druck und Papier iſt durchaus correkt, ſauber und elegant, und der Preis aufs Billigſte geſtellt. — Das gebildete Publikum hat dieſer Novellen-Ausgabe bereits ſeine volle Theilnahme zugewendet; ſchon wurde eine zweite Auflage der erſten Lieferung nöthig. Dieſe Theilnahme, es iſt nicht zu zweifeln, wird ſich noch ſteigern, denn, wie der Dichter in der Vorrede ſo ſchön ſagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch ſtets der heitere Gott, ob auch immer Larven und geſpenſtige Geſtalten tief unten im Nebel des Muſenberges ſchwärmen und tanzen.“

Tieck, Ludwig, dramaturgiſche Blätter. Nebſt einem Anhange noch ungedruckter Aufſätze über das deutſche Theater und Berichten über die engliſche Bühne, geſchrieben auf einer Reiſe im Jahre 1817. 2 Bde. 8. 1826. Geh. 40¼ Bogen. 1 Rthlr.

Evremont. Ein Roman aus den Jahren 1806 — 15. Herausgegeben von Ludwig Tieck. 3 Bde. 8. 1836. Geheftet 68⅜ Bogen. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Markos-Obregon, oder Auto-Biographie des Spaniſchen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spaniſchen überſetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Buchhandlung **Joſef Max u. Comp.** in Breslau.

---

[422] **Weishaar,**

Württembergiſches Privatrecht.

3 Bände in erniedrigtem Preis.

Da ſeit Kurzem mehrere Werke, welche dieſe Materie behandeln, erſchienen ſind, ſo haben wir uns entſchloſſen, den kleinen Vorrath von:

Weishaars Handbuch des württembergiſchen Privatrechts. 3 Bände. Dritte umgearbeitete Ausgabe,

für den herabgeſetzten Preis von 4 fl. 30 kr. abzulaſſen. Alle Sortimentshandlungen nehmen Beſtellungen an, und werden in den Stand geſetzt, dieſes Buch für obigen Preis zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[423] So eben iſt in deutſcher Ueberſetzung erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Pfadfinder

oder

der Binnen-See.

Von

Fenimore Cooper,

ſowohl als Fortſetzung der ſämmtlichen Werke (148 bis 156ſtes Bdchn.) als unter beſonderm Titel. 3 Theile. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Dieſer neueſte Roman des berühmten Verfaſſers reiht ſich ſeinen frühern glänzendſten Erzeugniſſen, dem Spion, dem letzten Mohikaner u. ſ. w. würdig an und ſteht ihnen an Neuheit und Raſchheit der Handlung, an trefflicher Charakterzeichnung und unnachahmlich ſchönen Schilderungen Amerikaniſcher Natur und des Lebens in den Urwaldern, auf den Flüſſen und Seen dieſes anziehenden Landes in jeder Beziehung gleich. Das Wiedererſcheinen einiger Charaktere, welche ſich in ſo hohem Grade der Gunſt der Leſewelt zu erfreuen hatten, bringt dieſes neueſte Erzeugniß mit den beliebteſten Romanen unſeres Verfaſſers in den unmittelbarſten Zuſammenhang, ſo wie denn die ganze Ausführung dieſes Romans geeignet iſt, Cooper neue Lorbeern und neue Freunde zu gewinnen.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

[432] In der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

proteſtantiſchen Salzburger

im achtzehnten Jahrhundert,

vertrieben durch den

Fürſt-Erzbiſchof Firmian.

Ein Beitrag

zur Geſchichte chriſtlicher Duldung

von

Guſtav Nieritz.

Broch. 15 Gr.

---

[398] In der Feſt'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Album deutſcher Schriftſteller

zur

vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt

durch

Dr. Karl Haltaus.

gr. 8. 21½ Bogen. broch. Ladenpreis 2 Thlr., auf feinſtem Velinpapier 2½ Thlr.

Dieſes Album enthält Beiträge von gegen 250 deutſchen berühmten und genannten Schriftſtellern, die auf irgend eine Weiſe die Wiſſenſchaft gefördert haben, ohne Berückſichtigung der verſchiedenartigen Tendenzen, die ſie befolgen, und giebt nicht nur Charakter, Aufenthaltsort, Geburtsjahr und Geburtsort derſelben, ſondern auch Guttenbergs Bildniß und die Facſimilia der Namenszüge. Die Beiträge ſelbſt beſtehen in größeren und kleineren proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen.

---

[419] Bei **C. L. Fritzſche** in Leipzig iſt erſchienen:

Briefe und Bilder

aus dem

Großherzogthum

Baden und dem Elſaß

von

Carl Jäger,

ehemaligem Secretair des Fürſten von Pückler-Muskau, zur Zeit Officier in der Fremdenlegion in Algier.

2 Bde. eleg. broch. 3 Thlr.

Der Verfaſſer giebt in dieſem Werk höchſt intereſſant Mittheilungen über manche bis dahin noch unbekannt oder irrig aufgefaßte und verbreitete Thatſachen, namentlich über den Geſandtenmord bei Raſtatt, über die Gefangennehmung und den Tod des Herzogs von Enghien, über St. Simonismus und Judenthum in Frankreich, über die badiſche und franzöſiſche Armee u. ſ. w. und nicht minder intereſſante Notizen über Schiller, Jean Paul, Auffenberg, Goethe u. ſ. w.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. Oktober 1840.

O Freiheit! welchen Zauber übt auf's Herz
Der Menſchen noch dein Wiederſchein, dein Schatten!

J. H. v. Weſſenberg.

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Fortſetzung.)

Die öffentlichen Feſte und Vergnügungen des erſten Tages waren hiemit zu Ende, und ſo weit haben ſie noch nichts Charakteriſtiſches dargeboten. Von der großen Probe des Rundrennens, von der zahlloſen Menge, die gegen Abend nach dem beliebten Spaziergange der Lizza fluthete, welche die Stelle der Feſtung einnimmt, durch die Kaiſer Karl V. die unruhigen Saneſen im Zaum zu halten glaubte, die aber vom empörten Volke erobert und niedergeriſſen ward; von dem belebten Ball, den der Adel im Caſino gab, will ich nicht weiter reden. Der große Tag, der eigentliche Feſttag für das Saneſer Volk, iſt der 16te Auguſt, das Feſt des heil. Rochus. An dieſem Tage zeigt der Nationalcharakter ſich in ſeinem vollen Glanze, ſprudelt alle Heiterkeit empor, iſt die ſonſt ſo ruhige Stadt gleichſam in ein wogendes und brauſendes Meer verwandelt. Denn an dieſem Tage findet auf der Piazza del Campo das Rennen ſtatt, zu welchem alles Vorhergehende nur ein fahles Vorſpiel bildet.

Siena iſt, wie ich ſchon erwähnte, in ſiebzehn Contraden getheilt. Der Urſprung derſelben ſchreibt ſich wahrſcheinlich von den alten ſtädtiſchen Milizcompagnien her, die ſich in den Pfarrkirchen vereinigten, wenn es die Vertheidigung der Heimath galt, oder in friedlichen Zeiten feierliche Aufzüge und andere Veranlaſſungen ſie riefen. Wie die Mehrzahl der Munizipalinſtitutionen, hat auch dieſe im Lauf der Jahrhunderte ihre eigentliche Bedeutung verloren, in der Form aber ſich erhalten, Dank der Anhänglichkeit an rühmliche Erinnerungen. Es iſt aber doch mehr als eine bloße Form, was wir hier vor uns haben. Denn der Saneſe hängt ſo ſehr an dieſer Einrichtung, er halt ſo feſt am Abbild der Zeit, wo eine Stadt in verſchiedene Parteien getheilt war, daß, wenn auch nicht der urſprüngliche Zweck, doch viel vom urſprünglichen Geiſte erhalten worden iſt. Die Contraden ſind entweder in freundſchaftlichem Vernehmen, oder ſie ſtehen einander völlig gegenüber. Nicht etwa, als käme es zu eigentlichem Zwiſt: das Lebendigwerden ſolcher mittelalterlichen Erinnerungen würde die Polizei ſich verbitten. Es iſt eine friedlichere Nebenbuhlerſchaft. Nicht bloß unter dem eigentlichen Volke beſteht ſie, die höhern Stände nehmen gleichen Antheil daran. Jede Contrada hat ihre Protektoren unter dem Adel, und dieſe laſſen ſich's oft ein ſchönes Stück Geld koſten, bei Veranlaſſungen wie die des Feſtes ſich auszuzeichnen. Es iſt nicht erforderlich, daß ſolche Protektoren in einer der Straßen wohnen müſſen, die zu der Contrada gehören:

Digitized by Google

die Wahl iſt frei. Vor den Wohnungen derſelben zogen die Repräſentanten der Contraden nach Mittag auf, durch Fahnenſchwingen und Muſik ſie zu begrüßen. Es war ein anhaltendes Wirbeln von Trommeln und ſchrillendes Pfeifengetön in discordanten Melodien.

Jede Contrade iſt berechtigt, an dem Wettrennen Theil zu nehmen. Da aber ſiebzehn Pferde zu viel ſeyn würden, ſo beſteht ſeit 1721 die Einrichtung, daß jedesmal nur zehn laufen, die durch's Loos beſtimmt werden. Die ſieben, welche in der Urne bleiben, rennen im nächſten Jahr mit drei geloosten. Auch die Pferde werden durch's Loos beſtimmt; man wählt dazu nicht gerade die beſten, denn Niemand würde ſie hergeben zu einem ſo gefährlichen Experiment. Die Reiter werden durch die Contraden ſelbſt ausgewählt, und da findet denn oft die größte Rivalität ſtatt, wenn es darauf ankommt, einen gewandten Reiter zu erhalten. Denn hängt auch Vieles vom Pferde ab, welches durch's Loos zugetheilt wird, ſo iſt doch die Geſchicklichkeit des Reiters von keinem geringern Belang. Es handelt ſich nicht blos darum, die Schwierigkeiten zu beſiegen, welche die Lokalität in den Weg ſtellt, die Senkung des Platzes nach der Seite des Gemeindepalaſtes und die beiden ſcharfen Wendungen beim Beginn der Curve: es kommt auch darauf an, dem Nebenbuhler noch andere Hinderniſſe zu bereiten und ihm durch Liſt oder Gewalt die Palme zu entreißen. Denn Alles iſt bei dieſem Rennen erlaubt, und wenn einer den andern im Reiten beim Kragen erwiſchte und vom Pferde riſſe, oder gegen die Schranke drängte, ſo würden die Zuſchauer Beifall klatſchen. Gewöhnlich aber hat jeder zu viel mit ſeinem eigenen Pferde zu thun, um an außergewöhnliche Kunſtſtücke zu denken.

Unterdeſſen war die vierte Stunde herangekommen. Alles, was ſich bewegen konnte, ſtrömte nach der Piazza del Campo, deren enge Zugänge vollgepfropft waren. Vom Balkone des Palazzo Chigi aus, welchen der gegenwärtige Gouverneur der Stadt und Provinz Siena, Marquis Chigi, bewohnt, ſah ich das merkwürdige Schauſpiel an. Das Lokal könnte nicht paſſender erſonnen werden. Die Piazza del Campo nimmt eine ſehr geräumige Vertiefung ein, welche ſich zwiſchen zwei flachen Hügeln erſtreckt. Die Form iſt eigenthümlich, und man hat ſie nicht unpaſſend mit der einer offenen Muſchel verglichen, die auf der einen Seite einen großen Halbkreis bildet, während auf der andern die Strahlen in einen Punkt zuſammenlaufen, vor dem Palaſte der Republik, wo die Vertiefung iſt. Neun Cordons von gehauenem Stein, welche gleichſam eine Eintheilung bilden, kommen dabei dem Auge als perſpektiviſche Leiter zu Hülfe. Davon war aber an dieſem Tage bei der unendlichen Menſchenmenge nichts zu ſehen. Iſt nun die Form des Platzes ungewöhnlich, ſo macht er durch die Bauten, die ihn umgeben, eine äußerſt großartige Wirkung. Wie geſagt, erhebt ſich auf der einen Seite der Gemeindepalaſt, welcher in ſeiner jetzigen Geſtalt dem Anfang des Trecento angehört. Er iſt ganz geeignet, die alte Größe zu vergegenwärtigen, und bietet zugleich ein treffliches Muſter ſaneſiſcher Architektur. Wie die Mehrzahl der ältern Paläſte der Stadt, iſt er aus Backſteinen erbaut. Die mittlere Hauptabtheilung bildet ein Viereck, welches vier Bogenfenſter in der Breite hat, drei Stockwerke übereinander mit Ausſchluß des Erdgeſchoſſes, und breite Zinnen, über denen zu beiden Seiten thurmähnliche, gleichfalls mit Zinnen endende Aufſätze hinwegragen. In der Mitte am zweiten Stockwerk ſieht man einen ſteinernen Altan mit baldachinartiger Bedachung, darüber am obern Geſchoß eine Fenſterroſe. An jede Seite dieſes mittlern Baues ſchließen Flügel ſich an, im nämlichen Styl, aber um ein Fenſter ſchmäler und um ein Stockwerk niedriger. Hierauf folgt, auf einem noch niedrigeren Anbau, der als eigentlicher Unterbau dient, der Thurm, der bewundernswürdig ſchlank und kühn in die Luft ſich erhebt, in der Form dem des Palazzo vecchio zu Florenz ſich annähernd, aber weit höher und freier. Den Platz vor dem Unterbau des Thurmes nimmt, an dieſen ſich anſchließend, die Kapelle ein, eine von drei Seiten offene Halle im Rundbogenſtyl. Täglich, mit Ausnahme des Sonntags, wird in dieſer Kapelle die Meſſe geleſen; früher pflegten die Trompeter der Palaſtwache die Wandlung mit Muſik zu begleiten. Soviel im Allgemeinen über dieſes ſchöne Gebäude.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Nachdem ich hier eine halbe Stunde geruht, mußte ich, wie geſtern, zum Exerziren, dann zum Appell und Abends um ſechs Uhr in den Vortrag, auf den ich ſehr begierig war. Es iſt dies eine Unterrichtsſtunde, in welcher ein Offizier den Soldaten aus einem kriegswiſſenſchaftlichen Lehrbuche, bei uns dem früher erwähnten Artillerieleitfaden, eine Vorleſung hält, und ſich nachher durch Fragen über das eben Vorgetragene überzeugt, ob auch etwas in den Köpfen der Zuhörer hängen geblieben. Er ward auf einer von unſern Stuben vom Lieutenant v. R. gehalten, welcher ein ziemlich gnädiger Herr war, nur etwas zu ſtolz. Wenn er herein trat, hütete er ſich ſorgfältig, in irgend eine Berührung mit dem Mobiliar unſerer Stube zu kommen. Sein Burſche mußte ihm

Digitized by Google

einen Stuhl nachtragen, auf welchen er ſich ſezte. Darauf drehte er die Spitzen ſeines Bartes, rümpfte die Naſe, und begann ſtets mit den Worten: „Es riecht aber hier gar zu ſehr nach ſchlechtem Tabak." Er räuſperte ſich, roch an einem Bouquet, welches er mitgebracht, und nahm heute das erſte Kapitel des Leitfadens vor, welches von der Eintheilung der Artillerie im Allgemeinen handelt. So erfuhr ich denn, daß eine Brigade von einem Oberſt kommandirt werde und drei Abtheilungen habe, deren Chef jedesmal ein Major ſey, und welche aus fünf Batterien beſtehe, einer reitenden, einer zwölfpfündigen, zwei ſechspfündigen und einer Feſtungscompagnie; jede Batterie habe acht Geſchütze, als: ſechs Kanonen und zwei Haubitzen. Ferner trug er vor, das Gewicht der Kanonenkugel ſey ſtets gleich ihrer Benennung, eine ſechspfündige Kugel z. B. wiege ſechs Pfund, aber bei den Granaten und Bomben ſey es anders u. ſ. w. Das Alles und dergleichen mehr lernte ich im erſten Vortrage. Ich bemerkte dabei, daß faſt die Hälfte meiner Kameraden ſelig entſchlafen war und ſie auf an ſie gerichtete Fragen, durch einen Rippenſtoß ihres Nebenmanns erweckt, die ſeltſamſten Antworten gaben, was aber auch zuweilen bei den wachenden vorfiel.

Ich habe während meiner Dienſtzeit Gelegenheit gehabt, Subjekte kennen zu lernen, welche von Mutterwitz überfloſſen, alle luſtigen Streiche mitmachten, ſobald es aber darauf ankam, etwas zu lernen und zu begreifen, unbegreiflich bornirt waren. So erinnere ich mich, wie ein gewiſſer Kanonier nicht behalten konnte, daß das Schießpulver aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen beſtehe. Alle angewandte Mühe war vergebens; in dieſem Augenblick wußte es der Menſch, und fragte man ihn einige Sekunden ſpäter, ſo nannte er meiſtens zwei dieſer Stoffe, ohne ſich auf den dritten beſinnen zu können. Die Offiziere und der Kapitän hatten ſich alle erdenkliche Mühe gegeben; es half nichts. Da hörte der alte Oberſt von T. von dem Menſchen und wollte ſich ſelbſt von dieſer Originalität überzeugen. Er ließ ſich den Kanonier vorſtellen und fragte ihn: „Mein Sohn, ſage mir, woraus denn det Pulver ſo eegentlich beſteht?" Jener blieb ſtumm; v. T. erklärte ihm, es ſey aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen zuſammengeſezt, und forderte ihn auf, ihm nun dieſe drei Artikel zu nennen. Der Kanonier ſtotterte: „aus Holzkohlen, Schwefel —" und ſtockte. Auf's Neue ſagte ihm der Oberſt die Beſtandtheile vor, und diesmal nannte jener: „Salpeter, Schwefel" und hatte die Kohle vergeſſen. Nachdem ſich dies ſo mehrere Male wiederholt hatte, glaubte v. T., der Mann ſey verlegen, weil ihn ſein Oberſt in eigener Perſon examinire, er nahm alſo ſeinen Federhut ab und ſagte: „Stelle dir einmal vor, ich ſey nicht der Oberſt von T., ſondern dein guter Kamerad, der Kanonier T., und komme nun ganz freundſchaftlich zu dir, klopfe dich auf die Schulter und ſage: Mein lieber Kamerad, thu mir doch den Gefallen und ſage mir, woraus das Pulver beſteht. — Was würdeſt du antworten?" Da öffnete der Kanonier ſeinen Mund und entgegnete mit ziemlich verdrießlichem Tone: „Dann würde ich ſagen, Kamerad T., das weißt du beſſer als ich." Der Oberſt ſtand von ferneren Verſuchen ab und entfernte ſich mit lautem Lachen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Septembers.

Der Einzug des Königs.

Von „Freuden und Hochgezeiten" hätte ich zu ſchreiben. Aber ſie zu beſchreiben, wer käme dazu in dem Gewirr? und wir ſehen noch keinen Ausgang. Wenn ein Tag geſchloſſen iſt, hebt der folgende Feſttag ſchon wieder an. Zuerſt Mitfeier des königlichen Triumprzugs durch die Provinzen, dann die feierliche Einholung hier, die Illumination. Noch ſind die Lampen nicht ausgebrannt, die Kränze nicht verwelkt, die Gerüſte nicht abgetragen, die Ehrenpforten ſtehen noch, und ſchon beginnt ein neues Feſt, das der Buchdrucker, drei Tage officiell, dann acht Tage hindurch als Ausſtellung. Darauf Vorbereitungen zur Huldigungsfeier, die fünf Tage dauern ſoll, und dann in nächſter Ausſicht ein 25jähriges Friedensfeſt. Gott gebe, daß dieſes Wirklichkeit werde! — Unſer König ſagte in ſeiner geiſtreichen Rede beim Einzug an den Magiſtrat (eine Rede meiſterhaft in ihrer Kürze und prägnanten Wahrheit, die nur leider, wie ich höre, von der großen Menge nicht ganz gefaßt wird, eben weil ſie Kaviar für's Volk iſt), er habe das Feſt nicht ſtören wollen, das ſich die Berliner gegeben. So iſt es. Berlin hat ſich das Feſt gegeben. Dem Könige, der durch vier Wochen nichts als Ehrenpforten, Kränze, Gedichte, Anreden, Erleuchlungen, Feſtgeſänge u. ſ. w. ſah und hörte, konnte die Execution unſerer Empfangsfeierlichkeiten kein Feſt mehr ſeyn, wie ihn auch der Sinn, aus dem ſie hervorgingen, erfreuen mußte. Die Vorſehung ſchütze ihn, daß ſeine freudige Kraft, das Gute zu wirken, nicht ſchon unter der Laſt der Formalitäten, die zu dulden ſeine Aufgabe iſt, erliege, indem ſeine Geſundheit leidet. Es iſt freilich etwas anderes, bei derartigen Formalitäten zu figuriren, weil es das Herkommen ſo mit ſich bringt, als, wie es hier der Fall, der leuchtende Mittelpunkt ſolcher zu ſeyn, die aus wahrer Liebe und Begeiſterung für die edle Perſönlichkeit neu geboren werden. Stadt und Land hätten pflichtſchuldigſt gewiß jeden neuen Herrſcher gefeiert, aber gewiß nicht ſo, wie dieſen, deſſen erſten Regierungsakte ein Band ſind des Vertrauens und der neu geſchlungenen Eintracht zwiſchen einem gemüthvollen und intelligenten Könige und einem Volke, welches auf dieſelben Eigenſchaften Anſpruch macht. Alles, was geſchah und geſchieht, war neu für unſere Verhältniſſe. Berlin hat ſich gewiſſermaßen auf den Kopf geſtellt. Die Häuslichkeit ſtellte ſich auf die Straßen, aus dem Innern der Wohngebäude

Digitized by Google

ſtieg man auf die Dächer, und die Gedanken, die nur laut werden im Heiligthum der vier Wände, ſprachen ſich aus unter Sonne und Wind. Wirklich, man kannte Berlin nicht wieder, wo durch ein halbes Jahrhundert die officielle Scheu vor bürgerlichem Gepränge vorherrſchte; der Bürger fühlte ſich wieder. Zeigte auch mancher Aufzug, daß er durch ſo lange Entwöhnung verlernt, ſich ſelbſt zu repräſentiren, die Luſt dazu war doch da, und Wille und Anſtrengungen gediehen zu einem erfreulichen Geſammteffect. Es hatte am Begräbnißtage des ſeligen Königs manche Klage ſich laut gemacht, daß nur und allein das Militär repräſentirt und begünſtigt war; dafür ſollte dieſes ganze Feſt nur und allein dem Bürger, der es gab, überlaſſen bleiben. Man ſah wenig Soldaten; ſie wurden nur gebraucht, um die Straßenzugänge gegen den Andrang zu ſperren. Die Stadt allein feierte (auch mit Ausſchluß der Civilbehörden), die Bürger allein holten den König ein, und die Gewerke allein bildeten die Spaliere in den Straßen. — Sie verlangen nicht von mir, daß ich das ganze Feſt beſchreibe. Die Schilderungen werden ſich tauſendfach bereits in allen Zeitungen wiederholt haben, ehe dieſer mein Bericht zu Ihnen, und durch Vermittelung Ihrer Preſſe wieder zu den Leſern gelangt. Ich darf mich deßhalb auf Einzelnes beſchränken, was minder bekannt iſt, oder mir beſonders auffiel. Das heitere Wetter, welches gerade mit dem Nachmittage des Einzugstages nach mehreren regneriſchen Tagen und unfreundlichen Wochen eintrat, war ein willkommenes Omen. Auf Unglücksfälle kann man an ſolchen Feiertagen in volkreichen Städten immer gefaßt ſeyn; es ſoll diesmal kein einziger ſich ereignet haben. Daß das Volk während der Feier ſelbſt in gebührender Stille und Ehrfurcht ſich hielt, ließ ſich bei der alle Stände durchdringenden Stimmung erwarten. Es war ja auch die ganze Bildung der Reſidenz auf den Beinen. Aber nach ſo langer Enthaltſamkeit durfte man erwarten und fürchten, daß ſich am Abend die Rohheit laut machen könne; denn auch der Pöbel will endlich ſein Recht, wenn er lange die Hemmkette der Sitte ertragen. Doch auch dieſe Beſorgniß war umſonſt. Auch während der Illumination, wo das halbe Berlin umherwogte, war Stille und Ordnung. Nach der Ermüdung des Tages hatte man wohl ein Recht, ſich zu ſtärken, aber vom Einfluß des Branntweins auf die Luſtigkeit war nichts zu merken. Möglich, daß auch die ſehr große Ermüdung ſelbſt — viele hatten neun Stunden geſtanden, ohne Nahrung, oft auch ohne Bewegung — ebenfalls beitrug zu der erfreulichen Abendſtille. Noch etwas Merkwürdiges: der Berliner Witz ſchwieg an dieſem Tage. Noch hörte ich wenigſtens von keinem Bonmot, das eine ſatiriſche Kritik des Feſttags enthielte.

(Fortſetzung folgt.)

Bremen, September.

(Schluß.)

Schifffahrtsprojekt. Theater. Manöver.

Man geht hier jezt mit einem Plane um, deſſen Ausführung von den wichtigſten Folgen, und nicht allein für Bremen, ſeyn würde. Ein hieſiger geachteter junger Kaufmann iſt vor Kurzem von London zurückgekehrt, wo er ſich über die Einrichtung des Dampfſchiffes Archimedes, das bekanntlich auf eine neuerfundene Art, durch eine archimediſche Schraube in Bewegung geſezt wird, genau unterrichtet hat. Er machte die Probefahrt dieſes Schiffes, das es an Schnelligkeit den auf die gewöhnliche Art eingerichteten Dampfbooten bedeutend zuvorthut, um ganz Großbritanien und Irland mit, und geht jezt damit um, die neue Erfindung bei einem projektirten Dampfſchiffe anzuwenden, das eine raſche und beſtändige Kommunikation zwiſchen New-York und Bremen vermitteln ſoll. Das leere Schiff, das ſogenannte Caſco, will unſer erſter Schiffsbaumeiſter für ſeine eigene Rechnung bauen, wogegen die Koſten der Maſchine ꝛc. durch Aktien aufgebracht werden ſollen. Die Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens fühlt Jeder; obgleich einzelne unſerer Segelſchiffe in der unbegreiflich kurzen Zeit von 23 Tagen die Strecke von Baltimore bis hieher machen, ſo hängt dieſe Schnelligkeit doch ſtets vom Winde ab, der eine ſolche Reiſe auch auf das Dreifache verlängern kann, und ein Dampfboot, das für den Fall des günſtigen Windes auch zum Segeln eingerichtet iſt, würde ohne Zweifel von einem Hafen der vereinigten Staaten bis Bremen nur 11 — 18 Tage brauchen. Iſt dann einmal der Anfang einer Dampfpaketfahrt zwiſchen Deutſchland und dem amerikaniſchen Kontinente gemacht, ſo wird die neue Einrichtung ohne Zweifel bald ausgebildet und von den größten Folgen für die Verbindung beider Länder werden. Die Zeit wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen, wo man aus jedem Theile Deutſchlands in vierzehn Tagen New-York erreichen, von dort aus in vierzehn Tagen die Sehenswürdigkeiten der vereinigten Staaten beſchauen und in vierzehn Tagen wieder zu Hauſe ſeyn kann. Ein paar Eiſenbahnen, ein paar Dampfſchiffe, und die Sache iſt fertig; ſeit Kant die Kategorien Raum und Zeit von der Anſchauung des denkenden Geiſtes abgelöst hat, ſtrebt die Menſchheit mit Gewalt dahin, ſich auch materiell von dieſen Beſchränkungen zu emancipiren. — Auf unſerm Theater herrſchte kürzlich ein niegekanntes Leben. Unſere Bühne ſteht gewöhnlich ganz außer der Geſellſchaft, die Abonnenten bezahlen ihren Beitrag und gehen dann und wann hin, wenn ſie nichts beſſeres zu thun haben. Jezt kam Seydelmann, und Schauſpieler und Publikum geriethen in einen Eifer, deſſen wir in Bremen nicht gewohnt ſind. Mag noch ſoviel über den Verfall des recitirenden Schauſpiels durch die Uebermacht der Oper geklagt werden, mögen ſelbſt Schiller und Goethe leere Häuſer finden, während ſich zu dem Gedudel eines Donizetti und Mercadante Alles drängt; ſo lange das recitirende Schauſpiel in ſeinem tüchtigſten Vertreter noch einen ſolchen Triumph erringen kann, ſo lange iſt unſere Bühne von ihrer Erſchlaffung noch heilbar. Wir ſahen Seydelmann, außer in einigen Kotzebueſchen und Raupachſchen Stücken, namentlich als Shylock, Mephiſtopheles und Philipp (Don Carlos). Es hieße Waſſer in's Meer tragen, wollte ich mich über ſeine bekannte Auffaſſung dieſer Rollen des Breitern auslaſſen. — Ein Miniaturbild des Lagers bei Heilbronn bieten uns die auf dem angränzenden Theile des oldenburgiſchen Gebiets eben ausgeführten Manövers der oldenburgiſch-hanſeatiſchen Brigade. Bei der fingirten Einnahme eines Fleckens ſollen unſere Truppen ſich ſo tapfer gehalten haben, daß das ſtarke Geſchützfeuer ſämmtliche Fenſterſcheiben zerſprengte. Die Bremer ſind froh, daß ſie wieder einen neuen Vergnügungsort haben, und ziehen in Schaaren hinaus, ſich den Spaß anzuſehen, während ihre Söhne und Brüder die Wachen beziehen, und bei Wein und Geſang dort die luſtigſten Nächte ihres Lebens zubringen. F. D.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 106 und Ankündigung, „Johann Heinrich Merck's ausgewählte Schriften zur ſchönen Literatur und Kunſt" betreffend. Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung in Oldenburg.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 20. Oktober 1840.

Cur paucis centurionibus, paucioribus tribunis in modum servorum obedirent?

Tacitus.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

So verlebte ich einige Wochen, lernte zu Fuß exerziren, Wendungen machen, den Säbel gebrauchen, im Stall von meinem Pferde zwölf Striche putzen, es ſatteln und zäumen, und ſollte nun zum Reiten ſelbſt ſchreiten. Hierin erhielt ich mit den übrigen Freiwilligen Unterricht vom Lieutenant L. Dieſer war in jeder Hinſicht, als Soldat wie als Menſch, ein achtungswürdiger und liebenswerther Mann. Sollten ihm vielleicht dieſe Blätter zu Geſicht kommen, ſo ſage ich ihm hiemit meinen herzlichſten Gruß und beſten Dank für die Nachſicht und Güte, die er ſtatt Hochmuth und kleinlicher Quälerei zu meiner und meiner Kameraden Erziehung verwandte. Alle, welche damals und ſpäter unter ihm dienten, werden ſich dankbar ſeiner erinnern, wenn es mir auch nicht erlaubt iſt, den Namen dieſes Braven auszuſchreiben. Es iſt einem Offizier ſo leicht, ſich die Liebe ſeiner Untergebenen zu erwerben. L. war im Dienſte ſehr ſtreng, aber er war gerecht und brauchte ſeine Vernunft. Freilich iſt es eine Aufgabe, welche viel Geduld erfordert, einen rohen Haufen, meiſtens Bauern und Handwerker, umzuformen, ihn gehorſam, ordentlich, kurz zu Soldaten zu machen. Aber es geht ſchon, wenn man die Sache nur recht angreift. Die jungen Herren, von der Kriegsſchule kommend, haben in ihren Heften und wiſſen vielleicht auch auswendig, was ſie mit einer Kompagnie anzufangen haben, wenn es gilt, die Evolutionen durchzumachen. Sie wiſſen vielleicht die fertige Maſchine zu brauchen; ſie zuſammenzuſetzen, jedes Rad, jeden Stift auszubilden, ſcheint ihnen auch eine leichte Sache, aber ſie können es doch nicht. Mit Gewalt, mit jugendlicher Heftigkeit fahren ſie über den rohen Stoff her und glauben, es bedürfe nur einiger zierlich geführten Hammerſchläge, und das unförmliche Eiſen bilde ſich zur elaſtiſchen Feder, zum Triebwerk der Maſchine; aber im Gegentheil, es will ruhig und beſonnen angegriffen ſeyn, langſam ausgefeilt und ſorgſam angepaßt. Ein ungeſtümes Anſtürmen auf den einzelnen Mann fruchtet nichts; mit einer Fluth von Schimpfworten, mit unzeitigen Strafen und Quälerien kann man in einer Stunde mehr verderben, als in einem halben Jahre wieder gut zu machen iſt. Der Rekrut will ruhig behandelt und ſorgfältig unterrichtet ſeyn, und das verſtand Lieutenant L. Ging eine Sache zum erſten Male nicht, ſo ließ er ſie zum zweiten, zum dritten Male machen, ohne großmaulig zu raiſonniren, und nur dann erfolgten harte Worte und nachdrückliche Strafen, wenn durch die Fehler böſer Wille oder Eigenſinn blickte. Da höre man aber

Digitized by Google

Offiziere, wie ich deren manche kennen gelernt. „Auf mein Kommando: Auf! Ihr hebt euch mittelſt beider Arme, die linke Hand in die Mähne gefaßt, die rechte auf die Croupe des Pferdes geſtüzt, mit geradem Körper an demſelben in die Höhe und bringt auf das zweite Wort: Geſeſſen! das rechte Bein geſtreckt über die Croupe, wobei euch nur die rechte Hand als Stütze dient.“ Da ſollte es jeder Mann nach ein- oder zweimaligem Probiren genau ſo machen; denn im Buche ſtand ja, es müſſe ſo ſeyn. Daß aber die Sache langſam und mühſelig gelernt ſeyn will, fiel den gelehrten Herrn nicht ein. Was für complicirte Schimpfworte konnte man in ſolchen Stunden hören! Waren die Herrn Lieutenants recht gut gelaunt, ſo bedienten ſie ſich, mit mancherlei Variationen, eines Ausdrucks, der vom alten Oberſt v. T. ausging. Dieſer hatte einmal von einem Kanonier, der langſam und ſchwerfällig zu Pferde ſtieg, geſagt. „Das erinnert mir an die Kuh, welche uf enen Appelbohm klettern wollte.“

Blieb es allein bei Worten, ſo konnte man ſchon zufrieden ſeyn; aber zuweilen ſprach die große Peitſche, mit welcher der Offizier in der Mitte der Bahn herumfuchtelt, auch ihr Wörtchen mit. Nicht daß gerade damit zugeſchlagen wurde, nein, Dank ſey es den humanen Beſtimmungen, körperliche Mißhandlung iſt ſtrenge verboten und wird, wenn eine Klage hierüber bis zu einer gewiſſen Potenz durchbringen kann, hart geahndet. Aber man ſpricht z. B.: „das Pferd geht einen faulen Trab,“ und verſezt demſelben einen Streich über die Flanken; trifft dabei die Peitſche unglücklicherweiſe die Beine und den Leib des Reiters, was kann man dafür? Auf dieſe Art habe auch ich, nachdem der gute Lieutenant L. nicht mehr bei uns war, manche Schmarre erhalten. Doch genug hievon. — Nach und nach ſchälte ich mich mit Hülfe meines Unteroffiziers, der mir auch das Exerziren mit dem Geſchütz beibrachte, aus der rohen Hülſe eines Rekruten und ward eigentlicher Kanonier. Von den romanhaften Gedanken, mit welchen ich eingetreten, war in meinem Kopfe nicht mehr viel vorhanden. Ich lernte einſehen, daß der jetzige Militärſtand ein Organismus iſt, bei dem es darauf ankommt, wer am beſten ſchweigen kann, ſeine Knöpfe am ſauberſten puzt und das Lederzeug recht weiß macht. Alles Andere, die ſchönen Geſinnungen, Tapferkeit und Hochherzigkeit, was ich mir früher ſo ſauber ausgemalt, wird wahrſcheinlich im Frieden auf der Kammer bewahrt und nur in Kriegszeiten heruntergegeben.

Eines Tags beim Appell eröffnete uns der Hauptmann, der Stab der Brigade, das iſt, der Oberſt mit ſeinen Adjutanten, Schreibern u. ſ. w. ſey durch allerhöchſte Beſtimmung von ſeinem bisherigen Garniſonsorte M. zu uns nach D. verlegt worden. Der Herr Oberſt v. T. würde alſo jezt beſtändig unter uns ſeyn, weßhalb wir uns beim Ausgehen der größten Propretät zu befleißigen und alles Dienſtwidrige ſtreng zu vermeiden hätten. Wir ſollten z. B. mit keiner offenſtehenden Uniform gehen, keine weiße Weſte unter derſelben ſichtbar werden laſſen, vor Allem keine hohen Halsbinden tragen, weil der Oberſt namentlich dieſe drei Dinge mehrmals ſtrenge unterſagt und mit ſchwerer Arreſtſtrafe bedroht habe. „Sollte ſich jedoch einer betreffen laſſen,“ ſchloß der Kapitän ſeine Rede, „und beſtraft werden, ſo ſetze ich ihm auf jeden Fall noch einige Tage zu. Doch hoffe ich, keiner von meiner Kompagnie wird mir dazu Veranlaſſung geben. Die Freiwilligen haben mich doch auch verſtanden?“

(Fortſetzung folgt.)

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Fortſetzung.)

Was den Styl betrifft, in welchem das Gebäude errichtet iſt, ſo iſt dieſer Siena eigenthümlich. Ich bemerkte ſchon, daß es aus Backſteinen aufgeführt iſt, ein Material, das, auf den erſten Anblick unſcheinbar, mannigfacher und trefflicher Benutzung fähig iſt. Faſt alle Paläſte Siena's bis zum fünfzehnten Jahrhundert ſind daraus erbaut, und bieten ſie nicht ſo impoſante, feſtungsartige Maſſen dar, wie die ältern Florentiner, ſo haben ſie dafür etwas ſehr Zierliches und Phantaſiereiches. Der Spitzbogen herrſcht auf's Entſchiedenſte vor. Die Fenſter ſind breit und hoch und durch zwei kleine Säulen in drei Abtheilungen geſchieden, welche gleichfalls Ogiven bilden und über denen der äußere Spitzbogen des ganzen Fenſters ein Feld läßt, welches hier durch das ſchwarz und weiß getheilte Wappen der Stadt ausgefüllt wird. Dieſe ſehr ſchönen Fenſter, mit welchen die am ehemaligen Palaſt Guinigi in Lucca Aehnlichkeit haben, mit dem Unterſchied jedoch, daß bei leztern ein Rundbogen das Ganze abſchließt, ſind an einzelnen Häuſern mehr oder minder geſchmückt; die reichſten und zierlichſten ſieht man an dem leider verfallenden Palaſt Buonſignori. Das übrige Detail am Palazzo publico iſt in demſelben Styl gehalten. Später iſt man in Siena davon abgewichen. Zur Zeit Pius II. brach der florentiniſche Baugeſchmack des Michelozzo und ſeiner Zeitgenoſſen ſich Bahn, und man ſah eine Menge anſehnlicher Werke entſtehen, welche florentiniſchen Künſtlern ihr Daſeyn verdanken. Der bedeutendſte unter dieſen Paläſten iſt der der Regierung gehörende der Piccolomini, welchen

Digitized by Google

jener Pabſt errichten ließ, neben der großartigen Loggia, welche noch ſeinen Namen führt. Beide ſind ohne Zweifel von Bernardo Roſſellino. Der Palaſt iſt ein tüchtiger und impoſanter Bau; aber die Modifikationen, welche man an ihm bemerkt, z. B. in der Form der Fenſter, welche im Lichten ein Quadrat bilden, ſtatt die Bogenform beizubehalten, ſind keine glücklichen Neuerungen. Der Palaſt Nerucci, welchen Pius Schweſter Caterina errichtete, woher man ihn noch den Palazzo delle Papeſſe nennt, der von des Pabſtes Schatzmeiſter Ambrogio Spannocchi erbaute, und manche andere zeigen denſelben architektoniſchen Geſchmack.

Wenn auch die ganze übrige Umgebung der Piazza del Campo nicht in dem nämlichen Styl gehalten iſt, ſo iſt er doch vorherrſchend, und vortrefflich rundet ſich das Ganze ab. Vor dem Palaſt ſteht eine Marmorſäule mit ver die Söhne der Rhea Sylvia ſäugenden Wölfin von vergoldetem Erz, ein Werk des Giovanni Turini vom Jahre 1409. Siena nahm die römiſche Wölfin an von der Kolonie, welche 456 Jahre nach Erbauung Roms hier ihre Wohnſitze aufſchlug, und man ſieht dieſes Wahrzeichen an mehreren Stellen der Stadt. Ein Theil der hintern Seite des ſchon genannten Palaſtes der Piccolomini ſtößt an den Platz. Ihm folgt der Palaſt Chigi, ein Werk aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wenn nicht untadelhaft, doch verſtändig und nicht ohne Schönheit der Formen, welche an den Palaſt Braſchi in Rom erinnern. Der Palaſt Sanſedoni, welcher dem dreizehnten Jahrhundert angehört, ſtimmt im Charakter mit dem der Republik überein, und iſt gleich dieſem aus rothen Ziegeln erbaut. Ein viereckigter Thurm erhebt ſich über demſelben; er ſoll einer der ſechs ſeyn, welche der Chronik zufolge nach der Eroberung von Damiette gebaut wurden, indem die Gemeinde den Familien der Kreuzfahrer, welche bei dieſer Gelegenheit beſondere Tapferkeit gezeigt, dieſe Auszeichnung zugeſtand. Ein noch höherer Thurm, die düſtere Burg (Rocca Bruna) genannt, überragt den Palaſt Campioni. Das Caſino de Nobili hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſeine mittelalterliche Façade mit einem Muſter des Perückenſtyls vertauſcht; ein ſeltſamer, aber nicht angenehmer Contraſt mit jener ſchönen Bogenhalle, welche auf der entgegengeſezten Seite zu dieſem ehemaligen Zunfthauſe der Kaufleute den Eingang bildet. Die Gebäude ſind meiſt ſehr hoch, namentlich an der ſchmälern Weſtſeite. Zwölf zum Theil ſehr ſchmale und bedeckte Zugänge führen nach dem Platze, welchen der prächtige Brunnen, Fonte Gaja ſchmückt, der dem Künſtler, welcher ihn ausführte, den Namen Jacopo della Fonte gegeben hat. Leider ſind die vortrefflichen Reliefs, welche ihn umgeben, im kläglichſten Zuſtande. Der Marmor von Siena, der dazu verwandt worden, hat nicht Härte genug, der Einwirkung der Luft Widerſtand zu leiſten, und verwittert ſehr bald. Im gegenwärtigen Falle iſt noch der ſchädliche Einfluß der Feuchtigkeit hinzugekommen und Beſchädigung durch Menſchenhände. So iſt denn der ſchöne Brunnen eine Trauer erweckende Ruine.

Solcher Art iſt die Piazza del Campo zu Siena. Von oben herab angeſchaut, war ſie an dieſem Tage ein wogendes Meer, deſſen Wellen brauſend an den Paläſten ſich brachen; man ſah Haupt an Haupt im bunteſten Gewimmel, in unaufhörlicher Bewegung. Tauſende und Tauſende waren verſammelt; ſie nahmen den Platz ein, auf welchem nur die ringsherumlaufende Bahn für Pferde und Wagen freigelaſſen war; ſie ſaßen auf den hölzernen Gerüſten, die einen beträchtlichen Theil des Platzes umgaben; ſie füllten alle Fenſter, alle Balkone, ſelbſt die Dächer der angrenzenden Gebäude. Noch machten zahlreiche Wagen die Runde, gemäß der italieniſchen Sitte des Corſo, dann zogen dieſe ſich zurück auf ein gegebenes Zeichen, und ein Schuß verkündete das Herannahen eines Pelotons Kavallerie, welches die Rennbahn ſäuberte und das Volk jenſeits der Schranken ſich hinüberzuziehen nöthigte. Kaum war dies geſchehen, ſo zogen von dem Platze der Kirche S. Agoſtino her, wo ſie ſich verſammelt und geordnet hatten, die Contraden herein. Voran, in einer Linie, die Trommelſchläger der zehne, welchen das Loos günſtig geweſen war, jeder Trommelſchläger in die Farben ſeiner Contrade gekleidet. Ihnen folgte ein großer Wagen mit den Fahnen der ſieben unthätig bleibenden Stadttheile, und hierauf die Bannerträger derſelben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Septembers.

(Fortſetzung.)

Der Einzug des Königs.

Von den Anſtrengungen der Gewerke, ſich in aller Herrlichkeit wieder zu zeigen, meldete ich Ihnen ſchon neulich. Zweiundfünfzig Innungen und Gewerke ſtellten ſich, mit Fahnen und Emblemen aller Art reichlich geſchmückt, zum Zuge. Es iſt zu rühmen, daß die innern Anordnungen, von dieſen Corporationen ſelbſt getroffen, doch zum Ganzen ſtimmten. Die Kürze der Zeit ließ keine Proben und viele Communicationen zu. Aber der zünftige Ehrgeiz war mit einem Male wieder wie aus dem Grabe erſtiegen. Um die Auszeichnung, die Fahnen der Zünfte zu tragen, wurde geſtritten und gelooſt, als gelte es den Carroccio der Mailänder zu führen, und Manchem, der ſie erlooſt, ward ſie wieder um ſchweres Geld von Andern abgekauft. Die Fahnen ſelbſt waren reich, die Embleme, welche auf Stäben von einzelnen Zunftgenoſſen getragen wurden, reichhaltig, und zum Theil ſinnreich. Beſonders zeichneten ſich in dieſer Beziehung die Tiſchler aus. Alles, was das Gewerk fertigt, und die

Digitized by Google

Werkzeuge, mit denen es arbeitet, waren in zierlichen Modellen da, von Schränken und Thüren herab bis zum Leimtöpfchen, das der Lehrling über ſeinem Kopfe trug; ein kleines Compendium für das Publikum. Die Fiſcher mit ihren Netzen und Fiſchen darin waren eine faſt poetiſche Erſcheinung. Auch den Blechſchmieden oder Klempnern ſey es nicht verargt, daß ſie in Ritterharniſchen (einer zu Pferde, zwei zu Fuß) aufzogen; als Reminiſcenz läßt man ſich die Ritter gefallen. Weniger kann man mit dem eigentlichen Coſtüm der Individuen zufrieden ſeyn. Unſer modern franzöſiſcher Anzug, der ſchwarze Frack, die Pantalons, die Halsbinde, paſſen nun einmal durchaus zu keiner maleriſchen Repräſentation, am wenigſten der Bürger, die als Gewerke erſcheinen. Dieſe weißen Halsbinden an den Hälſen der wackern Schmiede, Maurer- und Zimmergeſellen erſchienen nur wie eine Parodie; noch lächerlicher die weißen Handſchuhe an dieſen kräftigen Händen, die nur ſchön ſind, wenn ſie ihr Werkzeug ſchwingen. Es war eine Wohlthat für's Auge, wo einige Gewerke, ſtatt in Fracks, in kurzen, knappen Ueberröcken erſchienen. Aber weßhalb die Maurer und Zimmerer das materiſche Schurzfell unter den Röcken ſtatt darüber trugen, iſt nicht wohl erklärbar. Von den drei berittenen Corporationen erſchienen eigentlich nur die Kaufleute angemeſſen coſtumirt. Sie ſind die Männer der Zeit, die modernſte Tracht eignet ſich für ſie. Aber weßhalb die Brauer und Schlächter (die das alte Vorrecht haben, die Fürſten einzuholen) ſich uniformirte Jacken und Hoſen mit Silbertreſſen und Epauletten machen laſſen, wiſſen ſie vermuthlich ſelbſt nicht. Die große Maſſe, nur an Militärparaden gewöhnt, jauchzte über den herrlichen Anblick. Mir erſchien es ſehr widerwärtig, daß freie Bürger, und noch dazu durch ihre Wohlhabenheit ſehr unabhängige, ſich nicht anders zu ſchmücken wußten, als durch militäriſche Monturen. Wie viel zweckmäßiger haben die Bürger anderer Städte bei ſolchen Gelegenheiten die maleriſche Tracht des Mittelalters wieder hervorgeholt. Was war denn die ſtillſchweigende Bedeutung des Feſtes? Die Bürger wollten ſich freuen, daß ſie auch als freie Bürger ihren König ehren und einholen können, und nicht als uniformirtes Militär. — Die Koſten, welche die Stadt, als ſolche, auf den Einzug verwandt, ſind vielleicht nicht bedeutender, als eine Commune wie Berlin ſie zu ſolchem freudigen Ereigniß herzugeben berechtigt und verpflichtet iſt. Dagegen hat wohl mancher Einzelne in den Gewerken über ſeine Kräfte ſich anſtrengen müſſen, wo die Uniformirung der einzelnen Schlächtergeſellen an hundert Thalern und darüber gekoſtet. Der Miethpreis für Pferde ſtieg an dieſem Tage bis zehn Friedrichsd'or. Ebenſo ernteten die Beſitzer der Häuſer und Plätze, an denen der Zug vorüberging, für die Verleihung ihrer Fenſter namhafte Summen. Es verlautet, daß die zünftigen Anſtrengungen der Gewerke nicht ohne Bedeutung für die Folge ſind, indem an einem Geſetze über die Retablirung der Zünfte, natürlich im Sinne unſerer Zeit und in möglicher Vereinigung mit Gewerbefreiheit, gearbeitet werde. — Der Magiſtrat hatte, in der Abſicht, den König zu überraſchen, in aller Eile den Vorſprung des alten Rathhauſes abbrechen laſſen, welcher die Königsſtraße, wo der Einzug ſtatt hatte, beengt. Die Sache war möglichſt geheim gehalten worden. Ob der König, wie man gewünſcht, von der Aenderung überraſcht worden, laſſe ich dahin geſtellt. An Raum iſt etwas dadurch gewonnen, aber nichts an Schönheit. Das Rathhaus iſt zwar eines der älteſten Gebäude Berlins, es hat aber zu viel Verwüſtungen im Lauf der Zeiten erlitten, um noch den würdigen Charakter der mittelalterlichen Architektur zu repräſentiren. Doch enthielt gerade der abgebrochene Theil einige ſchöne Gewölbe, die man wohl hätte erhalten können, wenn man nur das Erdgeſchoß durchbrochen und das obere Geſchoß auf Pfeilern ruhen gelaſſen. Es wäre dadurch dieſelbe Räumlichkeit und zugleich ein Arkadenweg für die Fußgänger gewonnen worden. Wie das alte Gebäude jezt daſteht, iſt ihm nur zu wünſchen, daß man es baldmöglichſt ganz abbreche (vielleicht mit Erhaltung weniger alterthümlichen Pieeen), und ein neues in einem, ſeiner Bedeutung würdigen Style aufbauen. — Die Illumination am Abend war zwar glänzend, bot aber, bis auf die magiſche Beleuchtung der Victoria auf dem Brandenburger Thor, eben nichts Beſonderes. Rührend war es, ſo manches Dachfenſterchen mit Blumen, Lampen und Gewinden vorzugsweiſe geſchmückt zu ſehen. Dafür gaben auch manche ganz finſtere Etagen großer Häuſer den traurigen Beweis, wie viele Wohnungen jezt leer ſtehen. In einer ſehr beſcheidenen Barbierſtube hatte der Beſitzer nur ein Talglicht an's Fenſter geſtellt, aber auf geöltem Papier las man die Worte:

Ein treues Herz für's Vaterland
Iſt beſſer als viel Licht verbrannt.

Ein Schneider hatte einen transparanten Adler am Fenſter und darunter die Verſe:

Unter deinen Flügeln
Iſt gut bügeln.

(Fortſetzung folgt.)

Erklärung.

Die zweite Gemahlin Herrn Beriot's iſt Marie Hueber, die eheliche Tochter weiland Herrn Franz Huebers, frühern Offiziers in der öſtreichiſchen Armee, in der er ſich im Jahre 1815 ausgezeichnet hatte und verwundet wurde. Er ſtarb im Jahr 1825 als Sekretär des Magiſtrats der Stadt Wien am Nervenfieber, zugleich mit ſeiner Frau, gebornen von Helmburg. — Der Erbe der erſten Gemahlin Beriot's, Mad. Malibran Garcia's, iſt ihr hinterlaſſener Sohn, der unter Curatel ſteht; und für dieſen wurde der Schmuck ſeiner Mutter leztlich zu Brüſſel von den Curatoren verſteigert.

Dies als einziges Wort der Entgegnung auf die im Morgenblatt enthaltenen Brüßler Briefe. Ein zweites würde dieſes vorſäzliche Lügengewebe nicht verdienen.

Wien den 4ten Oktober 1840. Z.

* * *

Wir haben nur Folgendes beizufügen. Die Unſitte, durch Perſönlichkeiten und Klatſcherei Effekt zu ſuchen, iſt uns ganz fremd, und der vorliegende Fall kann in keiner Weiſe ſo gedeutet werden, als ob wir dieſem Grundſatz untreu geworden wären. Im fraglichen Aufſaz des Morgenblatts iſt über Herrn Beriot's Privatverhältniſſe nichts geſagt, als was ſchon vorher in deutſchen und auswärtigen Blättern vielfach zu leſen war. Wir freuen uns übrigens, durch Mittheilung obiger Erklärung zu Entkräftung jener Behauptungen beitragen zu können.

Die Redaktion.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. Oktober 1840.

— Des Mittelalters Kraft,
Die heit're Tagswelt, ſittſam poſſenhaft —
Herein mit euch und füllt mir dieſe Räume!

Goethe.

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Fortſezung.)

Jede Contrade hat zwei Bannertäger, einen Ritter und vier Pagen, welche die Fahnen begleiten. Die Kleidung iſt mittelalterlich, die Farben ſind die des Banners. Hierauf zog die Muſikbande der Stadt auf und nach ihr die Repräſentanten der zehn Contraden, die am Rennen Theil nahmen. Zuerſt kamen die Contraden des Adlers und der Gans. Die Knappen von jeder bildeten ein Carré, in deſſen Mitte der Ritter mit gezogenem Schwerte ging; die vier Bannerträger ſchwangen ihre Fahnen kreuzweiſe einander gegenüber. Auf zweien derſelben ſah man einen ſchwarzen Adler im gelben Felde, auf den beiden andern eine weiße Gans im grünen Felde; ſchwarz mit gelb und weiß mit grün waren die Farben, in welche Ritter, Knappen und Bannerträger gekleidet gingen. Giraffe und Stachelſchwein folgten, jene roth und weiß geflammt, dieſes blau, weiß und roth. Dann Drache und Eule, bei der erſtern Contrade die Farbe roth und grün, bei dieſer ein buntes Gemenge, worin das Roth dominirte. Es folgte die Contrade von Val di Montone, in der Standarte einen goldenen Widder im rothen Felde zeigend, und die der Welle, mit einem Delphin auf blaulichen Wogen im weißen Feld. Endlich die der Raupe, grün und gelb, und jene des Einhorns, weiß und golden. Die Contraden des Thurms, der Schildkröte, der Muſchel, der Schnecke, des Waldes, der Wölfin und des Panthers nahmen am Wettlauf keinen Antheil. Dieſe bunten, bewegten Gruppen mit den mittelalterlichen Trachten, mit gezogenen Schwertern und wehenden Standarten, die mit vielem Anſtand und großer Gewandtheit geſchwungen wurden, machten eine unendlich maleriſche Wirkung, welche durch die intereſſante und paſſende Lokalität bedeutend erhöht ward. Als die lezten Fahnen vorüber waren, zogen die zehn Reiter auf, welche das Rennen beſtehen ſollten. Ihre Tracht näherte ſich der antiken und ſie trugen glänzende Helme mit Federbüſchen, welche die Farben ihrer Contraden zeigten. Die Pferde, welche ſie ritten, waren nicht die zum Wettlauf beſtimmten: dieſe wurden hinter ihnen von Stallknechten im Koſtüm am Zügel geführt. Man thut es, um die Thiere nicht zu ermüden.

Der ganze Zug zog rings um den Platz, langſam und mit Pauſen, den Standartenträgern Zeit zu geben, ihre Geſchicklichkeit zu zeigen. Dann ſtellten ſich Alle vor der Façade des Palazzo publico auf, der Wagen mit den ſieben Standarten, die Ritter und Knappen, die Fahnenſchwinger, Reiter und Pferde. Der Palio, die große Fahne nämlich, welche dem Sieger als Kampfpreis

Digitized by Google

zufällt, war gleichfalls dort aufgepflanzt. Dieſer Palio, von karmoiſinrothem Seidendamaſt, iſt auf einem mit Schnitzwerk gezierten hölzernen Wagen befeſtigt. Ein ſilberner Löwe mit vergoldeter Krone iſt auf der Spitze zu ſehen. Lange Zeit war der Wagen, der ihn trägt, der Carroccio der Florentiner, den die Saneſen in der Schlacht von Montaperti eroberten. Als er in Trümmer zerfiel, baute man einen neuen nach derſelben Zeichnung.

Es war ein unbeſchreiblich ſchöner Moment. Nichts konnte pittoresker ſeyn, als die Gruppen, die den Raum vor dem Palaſte einnahmen, dazu die wogende Volksmenge und der tiefblaue Himmel eines heitern Auguſttages. Ich genoß die Schönheit dieſer intereſſanten Scene um ſo mehr, da ich nicht, wie die meiſten der Saneſen, oder vielleicht alle, durch den Ausgang des Wettrennens in geſpannter Erwartung gehalten ward und, ein Fremder, weder für die eine noch für die andere Contrade Partei nahm. Bei den meiſten aber, die ich um mich ſah, war's anders. Aengſtliche Spannung malte ſich auf vielen Geſichtern, und viel wurde hin und her geſtritten über die Gewandtheit der Reiter und die Chancen des Sieges. Von der Trefflichkeit der Pferde hörte ich nichts rühmen, denn leider war es ein Peloton von Roſſinanten, das man zum Feſt engagirt hatte. Ich würde es auch jedem verdenken, der ein gutes Pferd dazu hergäbe.

Endlich wurde das Zeichen gegeben, ſich der Barrière zu nähern. Durch Mißverſtändniß fand Anfangs einige Verwirrung ſtatt und die Pferde rollten im Sande mit ihren Reitern. Dann ſich geſammelt, zum zweitenmal herangeritten, das zweite Zeichen, und fort auf die Bahn. Im erſten Moment war Alles athemlos. Es war ein merkwürdiger Anblick. Engliſche Jokeys ſind gute Reiter, die Saneſen aber brauchen vor keinem zurückzutreten. Man mußte ſehen, wie Menſchen und Thiere ſich anſtregten. Es iſt kein Spaß für Beide. Der Reiter, einen Helm tragend, der, ſo leicht er auch ſeyn mag, ſchwerlich bequem ſeyn kann, ſitzt auf dem Pferde ohne Sattel und Bügel; das Pferd rennt Carrière, von den vier Wendungen ſind zwei ſcharf, eine derſelben ſo ſehr, daß man ihr gegenüber einen Wall von Matratzen aufbaut, ernſtliche Unfälle zu vermeiden. Dieſe Ecke war gerade unter den Fenſtern des Chigiſchen Palaſtes, in welchem ich mich befand. Als die vorderſten Pferde ſich ihr nahten, ertönte tauſendſtimmiges Geſchrei: mit Gewalt ſchoſſen die Thiere auf die gegenüber befindliche Wand zu, aber mit großem Kraftaufwand und bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit wußten die Reiter ſie herumzulenken und auf der Bahn zu halten.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Bald nach dieſer Ankündigung erſchien der Oberſt und verherrlichte ſeinen Einzug durch eine große Parade, auf welcher er erſchrecklich brüllte und fluchte. Beſonders Kleinigkeiten wußte er heute verzweifelt genau zu finden. So war an der Kinnkette meines Pferdes ein kleiner Roſtfleck, ſo klein, daß ich ihn ſelbſt nicht bemerkt hatte; den entdeckte er und hielt mir eine donnernde Rede, in welche er eine Einladung auf vierzehn Tage Arreſt ſehr lockend zu verflechten wußte. In der Art ging es die ganze Reihe hinunter. Einer hatte die Hufe ſeines Pferdes nicht ſorgfältig geſchwärzt, jener den Sattel etwas zu weit nach hinten gelegt, und ward dafür mit dem Titel „Millionenhund" belegt. Nach der Revue beſichtigte der Oberſt die Stuben, Ställe und übrigen Räume der Kaſerne, wobei Alle, die irgend etwas zu verantworten hatten, in nicht geringe Verlegenheit kamen. Zu dieſen gehörte auch Doſe, welcher die Futterkammer der Batterie unter Aufſicht hatte. Ich unterſtützte ihn in dieſem Amte getreulich, führte das Buch über Abgang und Zuwachs und ſchrieb den jedesmaligen Beſtand von Hafer und Heu auf große ſchwarze Tafeln, welche zu dieſem Zweck im Lokal aufgehängt waren. Dies war ein großer Speicher, der an einen alten Thurm ſtieß. Die Kaſerne war früher ein Kloſter geweſen und beherbergte eine Unzahl von Ratten und Mäuſen, zu deren Vertilgung Doſe eine tüchtige Katze angeſchafft hatte. Zum ſelben Zwecke war auf dem Boden eine Eule, die ich eines Tags im Thurm gefangen, an einer langen dünnen Kette am Fuße befeſtigt. Die kleinen Jäger hatten auch bald unter dem Wildprete bedeutend aufgeräumt. Aber Doſe war jezt in nicht geringer Verlegenheit, wohin er die beiden Thiere, von denen der Hauptmann nichts wußte, während der Beſichtigung flüchten ſollte. Sie auf unſere Stube zu nehmen, war nicht rathſam, denn man war nicht ſicher, wo der Oberſt anfing. Ich rieth ihm kurz und gut, ſie ruhig auf dem Boden zu laſſen; die Eule ſchlafe immer und die Katze werde ſich klugerweiſe verkriechen. Auch hatten wir keine Zeit mehr, andere Anordnungen zu treffen, denn ſchon ſchritt der Oberſt, umgeben von ſeinem Stabe, auf unſer Lokal zu; bereits hörten wir ſeine klirrenden Schritte und ſeine tiefe Stimme auf der Treppe. Doſe murmelte die Meldung, die er zu machen hatte, noch einigemal halblaut vor ſich hin: „Herr Oberſt, die Futterkammer der Batterie, Nummer — Beſtand: 118 Scheffel Hafer, 1000 Pfund Heu; täglicher Abgang 16 Scheffel, 120 Pfund Heu." Die Thür öffnete ſich, der Oberſt trat ein. Doſe

Digitized by Google

ging ihm entgegen und meldete ſehr gut für ſein Alter. Der Oberſt ſah ſich überall um, ſchien zufrieden mit der Anordnung der Futterhaufen, und wollte eben umkehren, als die unglückſelige Eule, wahrſcheinlich durch den Glanz der Epauletten und Sabel aus dem Schlummer geſtört, von ihrer Dachſparre herabflatterte und dadurch auch die Katze beunruhigte, welche mit lautem Miauen in einen andern Winkel des Speichers ſprang. Der Oberſt ſah ſich um und ſprach: „Nu, wat is denn det für eene Ordnung, daß ſich uf eenem königlichen Futterboden allerhand Onthier ufhält? wat is det, Unteroffizier?“ Doſe entgegnete mit banger Stimme: „Es ſind hier ſehr viele Mäuſe, Herr Oberſt, und da iſt die Katze und die Eule —“ — „Oho,“ fiel ihm T. lachend in die Rede, „um die Mäuſe zu fangen? Nu, ick muß det loben.“ Der Hauptmann, der auf einen gewaltigen Lärm gefaßt war, rührte ſich jezt, da er ſah, wie Alles ſo gut ablief, und ſprach: „Ja wohl, Herr Oberſt, ich habe dieſe Thiere einfangen laſſen, um den Speicher von den Mäuſen zu ſäubern,“ worauf v. T. im Herabgehen antwortete: „Det is janz jut und ick bin damit zufrieden.“ Doſe aber war es nicht, ſondern ſpuckte aus, wie wir allein waren, und ſagte zu mir: „Sehen Sie, ſo geht es in der Welt. Wie der Hauptmann ſieht, daß unſere Acquiſition der beiden Mäuſejäger wohlgefällig aufgenommen iſt, raubt er uns die Ehre der Erfindung; aber ich verſichere Ihnen, er ſoll in Zukunft etwas für die Unterhaltung derſelben bezahlen.“ Wirklich mußte ich unter das nächſte Verzeichniß über zerbrochene Beſenſtiele und Schippen ſetzen: „An Ernährungskoſten der Thiere, welche der Herr Hauptmann einfangen laſſen, ſo und ſo viel, indem das frühere Futter dieſer nützlichen Geſchöpfe, die Mäuſe, bedeutend abgenommen.“

Seitdem der alte Oberſt in unſerer Stadt reſidirte, konnte man ſich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf die eine oder andere Art von ihm abgefaßt zu werden. Von Morgens früh bis Abends ſpät war er auf den Beinen und fand ſich meiſtens ein, wo man ihn am allerwenigſten erwartete. Oft ſtand er nach dem Zapfenſtreich in einem Winkel des Kaſernenhofs und beobachtete, ob viele zu ſpät hereinkamen. Er hatte ein merkwürdiges Talent, Menſchen wieder zu erkennen, und wenn er ſie nur einen Augenblick oder bei Nacht geſehen hatte. So kam eines Abends zwiſchen elf und zwölf Uhr ein Freiwilliger luſtig und guter Dinge aus einem Weinhauſe und traf an einer Ecke, wo eine Laterne brannte, auf den alten T. Ihn ſehen, umwenden und davonlaufen, war das Werk eines Augenblicks. Der Oberſt lief ihm eine Strecke nach, konnte aber den Schnellfüßigen nicht einholen. Am andern Mittag beim Appell ſah man ihn überall herumſpüren, ohne daß er den Schuldigen von geſtern Abend entdeckte, welcher zufällig wegen Schreibereien, die er für den Hauptmann zu beſorgen hatte, heute vom Dienſt diſpenſirt war. Er ließ ſich Alle, welche in den Rapporten, als zu ſpät gekommen, gemeldet waren, vorſtellen; jener war nicht darunter. Endlich trat er zu den Adjudanten, um den Parolebefehl auszugeben, wobei er ſeine Augen überall umherſchweifen ließ. Kaum hatte er einige Worte diktirt, als er plötzlich den Kreis der Offiziere durchbrach, unter die Corridors ſtürzte, welche das Gebäude umgaben, und da jenen Unglücklichen, der zufällig in Schlafrock und Pantoffeln herabgekommen war, am Zipfel des Gewandes ergriff und auf den Hof ſchleppte. Der Arme, der ſich in ſeinem Negligé zwiſchen den Offizieren in vollem Koſtüm, mit dem ängſtlichen Geſicht traurig genug ausnahm, erhielt nebſt einer langen Strafpredigt einige Tage Stubenarreſt und war froh, ſo gut davon zu kommen. Der Oberſt aber ſprach mit ſeiner Donnerſtimme, daß man es in dem ganzen Gebäude hörte: „Oho, mir entlooft keener; ick kenne ſie doch alle wieder.“

Oft war er ſchon am frühen Morgen in der Kaſerne, um zu ſehen, ob Alles zu gehöriger Zeit in den Stall ging; beſonders paßte er den Offizieren auf und holte ſie nicht ſelten aus dem Bett, wenn ſie ihm gar zu lange blieben. Eines Morgens ſezte draußen auf dem Gang der Trompeter zum Signal an, hatte aber kaum zwei Töne geblaſen, ſo brach er mit einem Mißlaut ab und ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, welches die fluchende Stimme des Oberſten accompagnirte. Alles lief vor die Thüre. Da hatte der Trompeter wieder, wie gewöhnlich, im bloßen Hemde ſein Signal blaſen wollen, war aber vom Oberſt erwiſcht und derb geſchüttelt worden; drauf hatte er ihn am Hemd ergriffen, um ihn ſo zum Wachtmeiſter zu transportiren. Es war äußerſt komiſch anzuſehen, wie der gewaltige Mann mit dem armſeligen Trompeter den Gang hinabflog: ein kleines Boot, von einem ſprühenden Dampfſchiffe in's Schlepptau genommen. Der Trompeter bekam drei Tage Mittelarreſt und blies künftig ſeine Signale im vollſtändigen Koſtüm.

F. W. Hackländer.

Die Perlen.

Köſtlich und ſchön iſt die Perle des Meers, die fern an den Klippen
Kühn, von der Glocke verhüllt, erntet ein tauchender Mann;
Sie iſt der Venus Geſchenk: denn als ſie den Wellen entſtiegen,
Als vom lockigen Haupt über den Buſen herab
Sanken die Tropfen des Meeres, da wurden ſie köſtliche Perlen
Und mit der Schönheit Glanz dankbar von Venus begabt.
Auch die Perle des Thau's iſt ſchön, die Thräne des Morgens
Wenn ein Sonnenſyſtem flammet in zitterndem Naß.

Digitized by Google

Aber der Blumen farbiger Schmuck, die Perle des Thaues,
Die mit des Tages Beginn freudig der Waller begrüßt:
Aber die Perle, die köſtliche, ſelbſt, die Gabe der Venus,
Die auch der Göttin Geſchenk, reizende Schönheit, erhöht:
Wahrlich, ſie weichen an Werth, an himmliſchem Glanze, der Thräne,
Die dem redenden Aug' inniger Mädchen entquillt,
Wenn in wiegendem Arm des langerſehnten Geliebten
Endlich des ſtillen Gemüths heilige Fülle ſich lößt.
Perle des Augs, von der Liebe genährt, wie biſt du dem Jüngling
Heilig! Wie traurig entzückt küßt er vom Auge dich weg!
Mehr als der Hände ſprechender Druck, als Töne der Lippe,
Mehr als der flammende Kuß, ſagſt du ihm, Perle des Augs.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende September.

(Fortſetzung.)

Anekdote. Eiſenbahnen.

Eine Anekdote, wenn nicht wahr, doch gut erfunden: auf des Königs Triumphzuge von Danzig bis Stettin hat man ihm in einem Dorfe eine Ehrenpforte errichtet, und der Schulmeiſter hält ſich für verpflichtet, auch ſeinerſeits den Monarchen durch eine ſelbſtverfertigte Rede zu begrüßen. Er trägt einen neuen ſchwarzen Frack, vielleicht den erſten in ſeinem Leben, der aber noch nicht bezahlt iſt. An der Spitze ſeiner Schuljugend wartet er auf die Ankunft. Doch ſie verzögert ſich, die Anforderungen des Magens treiben ihn in das Schulhaus zurück, und er gibt den Knaben, die er auf Vorpoſten geſchickt, Befehl, wenn der Staub aufwirble, ihn zu rufen. Im Geſchäft des Frühſtückens merkt der Ehrenmann, daß er es nie in einem Frack gethan, vielleicht auch, daß er ihn nicht mit Fett beflecken will. Kurz, er zieht den Rock aus und macht es ſich bequem. Da ſchreien ſie draußen aus Leibeskräften: Er kommt! Das Butterbrod fällt ihm aus den Händen, die Arme fahren in den Rock über der Stuhllehne, der Zufall will, daß es ſein alter ſeyn muß, und heraus ſtürzt er, ſteht vor ſeinem König, verbeugt ſich und will anheben. „Ums Himmelswillen!“ ruft der Monarch, „hier auch eine Rede! Ich habe keine Zeit. Kurz, kurz!“ — Der Schulmeiſter ſtammelt: „Ich habe es aufgeſchrieben.“ und greift in die Bruſttaſche. „Deſto beſſer,“ erwidert der König, indem er das Papier raſch ergreift, „ich will es für mich leſen.“ — „Alle unſere Wünſche“ — ſtottert der Präceptor. „Stehen darin?“ unterbricht der Monarch und entfaltet das Papier. Ein freundliches Lächeln der Ueberraſchung überfliegt ſeine Züge. Statt des Conceptis der Rede findet er die Rechnung des Schneiders für den angefertigten Frack. „Nichts weiter, lieber Schulmeiſter? Nun, dieſe beſcheidenen Wünſche ſollen erfüllt werden. Die Rechnung werde ich bezahlen.“

Die Vorfälle in Königsberg haben auch hier die lebhafteſte Theilnahme gefunden. Nur durch den abgeſchwächten Nachhall der Zeitungen ſind die königlichen Worte zu uns erklungen, aber es athmet wohl keine deutſche Bruſt hier, die ſich nicht dadurch erhoben fühlt. Wir ſehen getroſt einer frohen Zukunft entgegen, wenn auch die Hoffnungen Vieler durch die Antwort auf die Anträge der preußiſchen Stände getäuſcht ſind. Wer die Verhältniſſe erwog, konnte für jezt kaum etwas anderes erwarten. Unter einem ſo geiſtig aufgeweckten, für alles Gute glühenden Monarchen werden viele der Segnungen einer freien Verfaſſung uns von ſelbſt zufließen; aber noch iſt es für Preußen, den langen Länderſtreif zwiſchen Memel und Trier, der einer großen Heeresmacht bedarf und Einheit des oberſten Willens, um eins zu bleiben und Front zu machen zugleich gegen Weſten und Oſten, nicht an der Zeit, eine Conſtitution zu beſitzen, wie ſie für compaktere Staaten mit einer Bevölkerung, die keine provinziellen und materiellen Intereſſen trennen, ſich eignet und auch da nur ſich bewährt hat. Indeſſen iſt die Frage ernſt, und wird noch ernſter, wenn man an eine minder erfreuliche Zukunft denkt. Sie beſchäftigt die Gemüther ernſthafter, als man es erwartet hatte.

Unſere Eiſenbahnangelegenheiten gerathen jezt, anſcheinend durch das Zuviel der Gewährung, in Verwirrung. Nachdem die Stettiner angefangen, die Frankfurter vorbereitet wird, ſchien das nächſte und nöthigſte, daß die Breslauer uns über Frankfurt entgegen kämen. Aber zuvörderſt bauen ſie von Breslau nach Südweſt, um ſich mit der Wiener Nordbahn in Verbindung zu ſetzen. Denn, es ſcheint kaum glaublich, aber die Abſicht wird ernſthaft verfochten, man will von Breslau nicht nach Frankfurt oder direkt nach der Hauptſtadt des Staats, ſondern nach Dresden zu bauen; angeblich, weil die Oderufer zu große Schwierigkeiten in den Weg legten. Es läßt ſich nicht denken, daß der Staat, bei allen liberalen Principien, einer ſolchen Richtung ſeine Zuſtimmung geben kann, einer Richtung, die, ſtatt die Provinzen zu verbinden, ſie trennt, und ſtatt den Handel im Lande zu begünſtigen und dem unſerer Oſtſee dadurch aufzuhelfen, daß eine Eiſenbahn längs der verſandenden Oder gelegt wird, ihn außer Landes, nach Sachſen und der Elbe und Nordſee zuführt. Kaum minder ſchädlich erſcheinen, im preußiſchen Intereſſe, die nach Hamburg projektirten Bahnen. Sey es nun links oder rechts von der Elbe, beide beſchleunigen den ſchon ſo vielſeitig, durch örtliche Umſtände, Unglück und Ungeſchick anderer Art verurſachten Ruin unſeres Oſtſeehandels. Gegen das Unabwendbare läßt ſich freilich nicht anſtreben; ſo weit iſt es a[illegible]., und es ſcheint, mindeſtens geſagt, unangeme[illegible]on Staatswegen die Leichtigkeit des Verkehrs mit einem nichtpreußiſchen und außer dem Zollverbande liegenden Hafen zu begünſtigen. Zudem da die ſchiffbare Elbe, mit ihrer jezt blühenden Dampfſahrt, Mittel zu einem ſchnellen, ſichern und billigen Verkehr genug bietet, erſcheinen Eiſenbahnen dahin für jezt ein Ueberfluß, wo weit nöthigere Communicationen im Innern des Staates fehlen. Doch iſt faktiſch die Gefahr noch nicht dringend; die Projekte haben ein zu chimäriſches Anſehen, zumal das, welches zu gleicher Zeit eine zweifache Bahn nach Magdeburg bezweckt. Die Thorheit, eine zweite Bahn nach dieſer Stadt zu legen, ſtreitet nur mit der Ungerechtigkeit um den Vorzug, die darin gegen die Aktienäre der frühern anhaltſchen Bahn liegt, welche von Staatswegen gezwungen wurden, während ſie nach Leipzig wollten, nach Magdeburg zu bauen. Es iſt kaum denkbar, daß unter unſerm Könige, der das Auge ſo wach hat auf alles Ungebührliche und Rechtswidrige, die Conceſſion errungen werden könnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 22. Oktober 1840.

— Wer aus dem begeiſternden,
Dem ewig vollen Becher der Natur
Nie Muth und Kraft, und Lieb' und Freude trank,
Der lebte nie.

Hölderlin.

Spaziergang durch das Hirſchberger Thal.

I.

Der Juniſonntag hatte die reizendſte Morgentoilette gemacht. Wenn über einem herrlichen, lebenvollen Thale ein Höhenzug wie das Rieſengebirge ſich aufthürmt, ein Höhenpunkt wie die Schneekoppe als Naturtempel thront, als eine Stiftshütte des reinſten Gefühls, der unbedingteſten Freiheit — es iſt ein Moment wahrer Andacht zu jahrelanger Erhebung aus der Verſunkenheit des Tagsgetriebes. Da ſcheint Sanct Peter ſelbſt das Hochamt zu halten; die Berggeiſter feiern luſtig im hellen Sonnenſtrahl eine Morgenmette, und die keuſchen Oreaden tanzen den luftigen Reigen ſo graziös wie die Damen Elsler und Taglioni. Da ſchwinden all die ergrübelten Syſteme wie die lezten Wolkennachzügler vor dem erwachenden Helios; man fühlt einzig den Gott im Weltall wie in der eigenen Bruſt.

Ich eilte auf den Landshuter Berg, den preußiſchen Simplon, deſſen Chauſſee dem Miniſter Hoym verdankt wird, und von den Frieſenſteinen, dieſem natürlichen Belvedere, ſchweifte mein Auge lange entzückt über das weite Eden des Thales hin, in deſſen Vorgrund Schmiedeberg ruht. — Selig in meiner Einſamkeit, wanderte ich dann von dem Rieſenpavillon hinab nach der Bergſtadt, die mit ihren Gärten, Bleichen, Paläſten und niedern Wohnhäuſern weit in das reizende Thal hineinträumt und die Begriffe von Stadt und Land verbindet. Läge Schmiedeberg in der Ebene, es hätte ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Haag. — Es iſt die nächſte ſchleſiſche Stadt am Hochgebirge und hat nichts mehr vom alten Charakter der Cyklopen, die ſonſt hier wohnten. Sie ſind längſt nach dem nahen Dorfe Steinſeifen gezogen und verfertigen friedliche Küchen- und andere Meſſerklingen, nachdem wir die fauſtrechtliche Harniſchperiode glücklich überwunden. Auch die goldene Zeit des Leinenhandels iſt vorüber; der Schmiedeberger Portorico aber ſpielt wohl immer noch eine merkantile Nebenrolle von Wichtigkeit im ganzen Gebirge, preußiſchen wie öſtreichiſchen Antheils, troz dem ſtrengen Tabaksmonopol des Kaiſers.

Am Thurme der katholiſchen Hauptkirche zu Schmiedeberg feſſelte meinen antiquariſchen Sinn ein ſeltſames Steinbild: eine weibliche Geſtalt in ſizender Stellung, darunter ein wilder Kopf mit ausgeſtreckter Zunge, die ein Kind trägt. Wie iſt dieſe Hieroglyphe am glücklichſten zu erklären? Ich ſah in dem Weibe das Symbol des göttlich-menſchlichen Sinnes, ruhig erhaben über die Fratze des menſchlichen Mephiſto, dem durch das Stirnband die Hörner verdeckt worden, während ſeine Zunge mit der neugebornen Unſchuld ein gräßlich Spiel treibt. Das Steinbild ſoll aus der Zeit der Templer ſtammen.

Digitized by Google

Dann beſuchte ich den Park des Geheimeraths Gebauer, dem es gefallen hat, des Herrgotts rings aufgethürmte Granitfelſen mit großem Aufwande nachzukünſteln als Nürnberger Spielwaare. Er errichtete auf einer Inſel des Parks auch eine Einſiedelei, und wollte dazu einen Einſiedler engagiren mit ſo und ſo viel Thalern Gehalt, unter der Bedingung, daß er die Inſel nicht verlaſſe. Aber ſelbſt die Gebirgsbewohner ſind jezt zu weltlich geſinnt, und es fand ſich Niemand.

Am alten Annenkirchlein auf dem Berge hat man einen Totaleindruck des Hochgebirges. Ich vergleiche einzelne Berge gern mit Gedanken, hohe Bergzüge mit genialen Tugenden oder Leidenſchaften, Ebenen dagegen mit ruhigen Gemüthern, Flachköpfen und Philiſtern. So gibt es für mich auch eine Idee des Adels, der Geburt wie des Talentes, die ihr Symbol ſo recht poetiſch ſchön eben in unſerm Rieſengebirge findet. Heinrich Laube aber verglich mit deſſen Höhenpunkten und Hochebenen das Leben und Streben des corſiſchen Weltſtürmers bis zur Koppe; „dort," ſagt er, „verſchwindet der Kaiſer." — Das Rieſengebirge iſt ſo groß und ſchön, es hat in wiſſenſchaftlicher Hinſicht reichlich ſeine Männer, in Reinhard einen Maler, in Kahl ſogar einen Modelleur, aber noch keinen Dichter gefunden; keinen ächten Dichter, wie Haller es ſeiner Zeit war. Und doch kommt alle Jahre ein Frühling, und die lyriſchen Dichter kriechen wie die Maikäfer hervor, ja die deutſche Jugend iſt dann regelmäßig mit einem poetiſchen Schnupfen behaftet, wie man aus allen Wochenblättern erſehen kann.

Auf dem Ruheberge, wo Hoym für gemüthliche Ruhe pflanzte und ſchuf, wie in anderm Sinn ſo vielſeitig für das Land, dachte ich auch dankbar der ſeit 1836 entſchlafenen hohen Mitbürgerin Schmiedebergs, der Fürſtin Luiſe v. Radziwill, gebornen Prinzeſſin von Preußen, die des Grafen geliebte Berganlagen als ein freundliches Vermächtniß ſo ſorgſam pflegte bis zu ihrem Tode. Dann ſtreiſt' ich hinüber nach dem andern größern Theater telluriſcher Aeſthetik, nach dem Park von **Buchwald**, der Schöpfung des Grafen Reden, und ſtrich lange in den reizenden Buchengründen umher, wo ſein edler Geiſt weilte und waltete, der ebenſo unvergeßlich iſt in der gemeinnützigen Thätigkeit, mit der er einſt als Direktor und Reformator des Bergweſens die Schleſier ihrer Erde die Schätze abgewinnen lehrte, als hier, wo er dem Familienleben ein kleines Elyſium gründete. Wie liebenswürdig iſt die Art, in der er ſeinen ſchöpferiſchen Geſchmack der großartigen Gottesſchöpfung ringsum anſchmiegte und unterordnete, ſo daß ſeine Werke immer nur als deren geiſtreiche Interpretation erſcheinen, im Gegenſatz zu denen, die dem Gott mit ihrem Vermögen und Wollen ſo unartig in's große Handwerk pfuſchen, worauf er nun einmal ein ewig unerreichbares Privilegium hat. Auf vielen ſinnig benüzten oder angelegten Punkten ſind hier von der nachhelfenden Kunſt ſchöne Rahmen zu dem Bilderwerk der impoſanten Natur geliefert, und im Speiſeſaale des Orangeriehauſes ſieht man ſogar das vorliegende Hochgebirge zurückgeſtrahlt von den Spiegeln der nördlichen Wand. In der gothiſchen Abtei ruht der Graf, und in ſeiner Nähe ſind die Denkmale, die er zwei wiſſenſchaftlich um Schleſien verdienten Männern ſezte, ſich ſelbſt am meiſten damit ehrend. Das eine erinnert an den ſchleſiſchen Geographen und Naturforſcher Weigel, der für ſein umfangreiches Wirken in J. G. Kule in Breslau nun einen tüchtigen Nachfolger gefunden. Das andere Denkmal, aus Granitblöcken auf einer Höhe aufgethürmt, iſt Herrn v. Klöber geweiht, einem Freunde des Grafen, deſſen Werk: „Schleſien vor und ſeit dem Jahre 1740" längſt die verdiente ehrenvolle Anerkennung fand. Schade nur, daß er darin mit einem orthographiſchen Purismus kokettirt, den wir ſelbſt jezt, nach faſt einem halben Jahrhundert, noch nicht verdauen können. — Buchwald, mit ſeinem Schloß und Park, ſeinen Teichen, Felſengruppen, heimlichen Plätzen und Monumenten, mit dem Orangeriehauſe, der Warte, Keſſelsburg und Abtei, iſt eine der reizendſten Bühnen für das Stillleben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Mariä Himmelfahrtsfeſt zu Siena.

(Schluß.)

Ein Theil der Pferde blieb ſchon zurück, ehe der Kreis zum erſtenmal durchlaufen war; nur drei hielten noch Schritt mit einander, nachdem ſie die Bahn zum zweitenmal zurückgelegt. Nun erreichte das Geſchrei, das Klatſchen, das Toben der Menge den höchſten Grad. Verſtändige Leute gebehrdeten ſich gleich Beſeſſenen, und Mancher mag am Abend heiſer geweſen ſeyn und an verrenkten Armgelenken gelitten haben. Endlich — und es war ein Moment des Triumphes wie der Verzweiflung — erreichte, hart verfolgt von den beiden übrigen, das eine Pferd das Ziel. Die Trompeten blieſen, die Kampfrichter ſprachen das Urtheil, in einem Nu waren die Schranken durchbrochen und Hunderte ſtürzten hin auf Pferd und Reiter, umarmten den leztern wie das erſtere, hoben den Sieger ab und herzten ihn, daß er beinahe erſtickt wäre. Es war eine komiſche Scene: komiſch das Entzücken der Einen und die Art, wie es ſich äußerte, komiſch der Schmerz der Andern, die Verwünſchungen und Klagen. Von dieſen vernahm man im gegenwärtigen Falle heftigere und zahlreichere Ausbrüche als gewöhnlich, weil nicht derjenige Sieger geblieben, dem die öffentliche Meinung am günſtigſten geweſen, ein Buckliger, der unzählige Male den Preis gewonnen

Digitized by Google

und deſſen Gewandtheit im Lenken des Pferdes wirklich zu bewundern iſt. Er war einer von jenen geweſen, die beim Beginnen an der Barrière ſtürzten; dadurch wurden denn Vieler Hoffnungen vereitelt. Dennoch hatte er ſich tapfer gehalten: er war die erſte Niete nach dem großen Looſe. Für ſeine Gönner ein ſchlechter Troſt.

Der Triumphzug der Sieger, Mann und Roß, beſchloß die Scene. Die Trommeln wirbelten, der Fahnenwagen mit dem Palio zog einher, Ritter und Knappen und Standartenträger folgten, die der befreundeten Contraden ihre Banner ſchwingend, die übrigen mit zuſammengefalteten nachziehend. Am Abend ſodann brannten Freudenfeuer in der ſiegreichen Contrada, und am folgenden Morgen führte man Reiter und Pferd in die Kirche, welche für jene den Verſammlungsort bildet, und hierauf zum Gouverneur, wo Mann und Roß in's erſte Geſchoß hinaufſteigen, um im Quartiere nobile der erſten Magiſtratsperſon der Stadt ihre Ehrfurcht zu bezeugen. — In weniger als einer Viertelſtunde hatte der größte Theil der Zuſchauer ſich verlaufen, und war kurz vorher der Platz gefüllt geweſen, ſo waren es nun die Straßen. Kaum war durchzudringen durch das Gewühl von Wagen und Menſchen. Abends ſpät nach Hauſe zurückkehrend, ging ich nach der Piazza del Campo hinunter. Alles war lautlos. Der Mond ſtand am Himmel; ſcharf zeichneten ſich Thürme und Zinnen und die Paläſte warfen rieſige Schatten über die ſo ſtille, wenige Stunden vorher ſo rege Scene.

So feiern die Bewohner Sienas das Himmelfahrtsfeſt der Jungfrau. Hat auch das Feſt viele Veränderungen erlitten im Umſchwunge der Zeiten, immer iſt es national und heiter geblieben. Einſt fanden Stierkämpfe auf der Piazza del Campo ſtatt, Rennen von Büffeln, ritterliche Turniere. Ein Ausſchuß von vier Männern wurde gewählt, einer für jeden der Monti, in die der Freiſtaat getheilt war, die Feſtlichkeiten anzuordnen. Jeder Ort des Gebietes ſandte einen Abgeordneten. Beim öffentlichen Gaſtmahl der Signorie tafelten an zweihundert Perſonen, während in den eiſernen Ringen am Gemeindepalaſt die Fahnen aller untergebenen Städte und der befreundeten Feudatare befeſtigt waren. Zwanzig Stabträger der Signorie und die Trompeter des Palaſtes ſtanden geſchaart um die Standarte der Madonna. Drei Tage lang war Markt in der Hauptſtraße; keiner konnte wegen Schulden eingekerkert werden. Vieles davon iſt geſchwunden, doch die Heiterkeit iſt geblieben. Schlimme Zeiten werden vergeſſen, ſelbſt von der gefürchteten Verlegung der Univerſität nach Piſa hörte man weniger reden. Vieles war aufgeboten, dieſe Tage feſtlich zu machen. In den Sälen der Akademie der Künſte war eine Ausſtellung veranſtaltet; im Collegio Tolomei legten die Zöglinge Proben ihrer Geſchicklichkeit und Talente ab, rezitirten Proſa und Poeſie in allen Sprachen, gaben Assauts d'armes zum beſten, ſpielten Sonaten auf dem Klavier und tanzten ſelbſt ein Menuet, wobei die feierlichen Mienen der jungen Leute in ihrem ſchwarzen Anzug eine komiſche Wirkung machten. Auch im Taubſtummeninſtitut wurden ſehr befriedigende Proben gehalten. Die Oper war ziemlich gut. Donizettis Lucia di Lammermoor wechſelte mit Bellinis Puritani ab; Mlle. David, die Tochter des einſt ſo gefeierten Tenoriſten, zeigte ſich in beiden recht wacker, und entwickelte bei einer für eine ſo jugendliche Sängerin ſehr guten Schule eine angenehme Stimme und Gewandtheit im Spiel und in der Mimik. So waren denn die Auguſttage belebt und glänzend, und gewiß iſt Keiner von Siena geſchieden, ohne freundliche Erinnerungen mit auf den Weg zu nehmen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

Der Verein der Naturforſcher.

Die Sache der naturwiſſenſchaftlichen Vereine iſt nun wohl gewonnen in Italien troz päbſtlichen Widerſtrebens. Dies ließ ſchon die vorjährige Verſammlung der Naturforſcher hoffen, gewiß aber wurde es durch die intereſſante Vereinigung derſelben in unſerer Stadt. Sie ſchloß ſich am 30ſten September. Der König hat auf alle Art bewieſen, welch lebhaften Antheil er an dieſen wiſſenſchaftlichen Zuſammenkünften nimmt und wie ſehr es in ſeinen Anſichten liegt, ſie zu begünſtigen und zu ermuntern. — Am Morgen vor der lezten Sizung ſchickte der König dem Grafen Al. Saluzzo de Minuſiglio, Präſidenten des Vereins, das Großkreuz des Annunciaiaordens, als Zeichen ſeiner Zufriedenheit und als Beweis, welch lebhaften Antheil er an den Arbeiten deſſelben und an den Bemühungen ſeiner Gelehrten nahm. In der Sizung wurde dieſe Nachricht mit allgemeinem und lautem Beifall aufgenommen, denn in ihrem Präſidenten ſahen ſich durch die königlichen Aeußerungen alle Mitglieder des Vereins geehrt. Als der Graf Saluzzo den Schluß des Vereins ankündigte, fügte er hinzu, daß er künftiges Jahr in Florenz zuſammentreffen werde unter dem Markis Ridolfi als Präſidenten. Nach dieſer Sizung verfügte ſich, auf des Königs Einladung, die ganze Geſellſchaft zu einem herrlichen Mittagsmahl, an dem 570 Perſonen Antheil nahmen, und bei dem der beſte geſellſchaftliche Geiſt herrſchte, ohne allen Unterſchied des Rangs und der ſocialen Stellung. Da ſaßen Gelehrte, Adelige, Großbeamte des Hofs, kleine Kaufleute, Offiziere und Negozianten bunt unter einander, freundlich verkehrend im offenſten Austauſch ihrer Gedanken, und ſo natürlich, als wäre es in dem demokratiſchſten Staat der Welt. Auch in dieſer Beziehung verdient Turin jezt die größte Aufmerkſamkeit. Jenſeits der Alpen herrſchen noch ſehr irrige Vorſtellungen über den geſellſchaftlichen Zuſtand in Piemont. Zwar weiß man, daß da viele Männer leben, die ſich in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Literatur auszeichnen, dagegen glaubt man, in geſelliger Beziehung herrſche engherziger Zwang und Standesvorurtheile. Dies iſt aber ein großer Irrthum; in der Turiner Geſellſchaft herrſcht mehr Freiheit und wahre Gleichheit, auch mehr geiſtige Unabhängigkeit, mehr Gutmüthigkeit und Herzlichkeit als in

Digitized by Google

vielen Ländern, wo man ſich deren ſehr rühmt, z. B. in Frankreich. Wer Turin ſeit zehn Jahren nicht geſehen hat, erſtaunt über die großen Fortſchritte in der Regierung, in den öffentlichen Anſtalten, in den Sitten und in dem ganzen ſocialen Leben. Alles dieß kommt vorerſt von dem lebhaften Intereſſe des Königs an allem Lobenswerthen und Bildenden und von ſeinem Talent, an die Spitze aller Zweige der Verwaltung paſſende und verdienſtvolle Männer zu ſtellen. So ſchreitet Piemont und Turin würdig mit Mailand und Florenz zu zeitgemäßer Entwicklung fort und wird ein ſchönes Zeitalter für Italien herbeiführen helfen. — Zu dem naturhiſtoriſchen Verein waren Gelehrte aus Pavia, Mailand, Venedig, Piſa und Florenz gekommen, beſonders zahlreich aber von Genf. Bekanntlich ſteht in dieſer Stadt die Naturforſchung beſonders hoch durch Decandolle den Vater, und de la Rive, jener als Botaniker, dieſer als Phyſiker und Chemiker berühmt. Sie waren nach Turin beſonders eingeladen worden und fanden hier eine ausgezeichnete Aufnahme. Der König unterhielt ſich mehrmals ſehr freundlich mit ihnen und verſicherte unter anderm, er ſey ſehr gerührt geweſen über die ſchleunige und großmüthige Unterſtützung, womit Genf den abgebrannten Sallanchern zu Hülfe gekommen; dafür verſprach er ihrer Stadt bleibende gute Nachbarſchaft und aufrichtige Theilnahme. Wie hat ſich dieß ſeit hundert und achtunddreißig Jahren geändert, wo in der Nacht des 12ten Decembers Karl Emanuel, des jetzigen Königs Ahn, Genf beſtürmte und in einen Aſchenhaufen verwandeln wollte, all ſeine Macht aber von der Tapferkeit eines Häufleins braver Bürger gebrochen wurde. — Wir können hier nicht in Einzelnes über die Arbeiten des Vereins eingehen. Sie waren alle intereſſant und im Sinn ächter Wiſſenſchaft. In der letzten Sitzung faßten die Sektionsſekretäre die Arbeiten ihrer Abtheilungen zuſammen. Viſiani und Maſi, Sekretäre der botaniſchen Sektion ſprachen über die Fortſchritte der ernſten Studien in dem jetzigen Italien, eine Darſtellung voll Intereſſe. Dabei wurden Decandolles Bemühungen um ſeine Wiſſenſchaft ſehr rühmend erwähnt. Aehnliches geſchah von Dr. Belli, Sekretär der phyſikaliſchen Sektion, in Beziehung auf den Prof. de la Rive, ſeine ſchönen und nützlichen Entdeckungen.

Berlin, Ende Septembers.

(Schluß.)

Auftritt im Theater. Das Buchdruckerfeſt.

Das Theater hat in dieſer Feſtzeit wenig mitgeſpielt. Die Ausſichten dafür ſind auch jetzt, wo ſo vieles erwacht und hofft, noch ſehr im Dunkeln. Wo ſoll die neue Kraft herkommen? Doch zeigte ſich neulich, ganz unerwartet, etwas von Volksſtimmung im Publikum. Bei der Aufführung des Gretryſchen Richard Löwenherz wurden die Verſe:

Was geht uns der Sultan an!
— — — — — — —
Was gehn uns die Türken an!

mit ſo herzlichem Jubel beklatſcht, daß der Geſang inne halten mußte. Es iſt vergeblich, uns einreden zu wollen, daß wir uns dafür intereſſiren müſſen, wer Syrien behält, ſofern wir gute Deutſche und Preußen bleiben wollten. Begeiſterungsluſt und Fähigkeit iſt wieder da, wir ſind noch nicht blaſirt, Gott ſey Dank! aber man gebe uns echten Stoff, nicht diplomatiſch gemachten.

Aus den Zeitungen iſt erſichtlich, daß die hieſigen Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler wirklich das Säcularfeſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt gefeiert haben. Die Literatur iſt auch hier, nach dem Beiſpiele Leipzigs, als ſolche, nicht berückſichtigt worden; es müßte denn ſeyn, daß man einige Berichterſtatter für hieſige Zeitungen und Redaktoren von Zeitſchriften eingeladen hatte, außerdem den Rektor der Univerſität, einige königliche und ſtädtiſche Obrigkeiten und wenige Profeſſoren. Wenn das Gerücht wahr iſt, daß man einen in Vorſchlag gebrachten Profeſſor wieder ausgeſchloſſen, weil er mit einem der Buchhändler in einen literariſchen Prozeß verwickelt ſey, ſo wäre das wohl nur ein Beleg mehr dafür, daß die nöthige Umſicht bei dem Arrangement gefehlt. Wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb, Profeſſor Gubitz mag geirrt und gefehlt und nicht als Diplomat mit den Behörden verhandelt haben, ungerecht aber iſt es und bleibt es, Jemanden, der ſich mit ungemeiner Aufopferung der Sache angenommen, ſo ohne weiteres bei Seite zu ſchieben. Was das Verhältniß zur Literatur betrifft, darf man von ihm annehmen, daß er mit mehr Geſchick, Umſicht und Unparteilichkeit verfahren wäre, als die actuellen Lenker, die der Literatur genug gethan zu haben meinen, wenn ſie die Zeitungsſchreiber als Gäſte einladen, die über das Feſt gefällige Artikel ſchreiben können. Die Auſpicien eines Volksfeſtes, welches, in ſich zerfallen, nur durch die Polizei zuſammengekittet erſchien, waren überhaupt nicht günſtig; und da es nun doch einmal in der Art, wie es hier zur Ausführung kam, mehr einen ſpeciellen Gewerbscharakter, als einen Weltcharakter an ſich trug, ſo iſt nicht abzuſehen, warum man es nicht ganz in den Händen der Druckergehülfen ließ, die doch das meiſte dafür geopfert und gethan haben, und jetzt ſehr beſcheiden in den Hintergrund treten mußten gegen Druckerherrn und Buchhändler, welche ihnen das Heft unerwartet aus den Händen gewunden hatten. Die ganze Feſtgeſchichte iſt an Widerſprüchen reich. Beſonders zu beachten iſt aber der, daß es früher Profeſſor Gubitz und ſeine Gehülfen waren, welche, nicht verzweifelnd, auch an der modificirten Feier feſthielten, während die Mehrzahl der indignirten Buchhändler nun ganz von einer preußiſchen Feier abſtrahiren und entweder nach Leipzig wollten, oder ſeparat und privatim feierten. Der Tod des hochſeligen Königs verſchob die Stellung der Parteien. Die unzufriedenen Buchhändler, die Kosmopoliten, wurden, unter Beihülfe der Polizei, preußiſch conſervativ, während die preußiſch loyalen Gehülfen mit einem Male, ſie wußten nicht wie, in die Oppoſition geworfen erſchienen, und, ihres Führers beraubt, da ſich anſchlängelten, wo ſie den Reigen führen zu dürfen vermeint. Bei dem Fackelzuge, der links und rechts durch die Stadt irrte, und dadurch, daß er der Polizei in nicht weniger als drei Incarnationen ein Vivat brachte, deutlich zeigte, weß Geiſtes Kind und daß er das Werk des Augenblicks war, und nichts überdacht und vorbereitet, bei dieſem Zuge hätte man wenigſtens erwarten ſollen, daß die Gehülfen ihrem erſten Wortführer ein Vivat bringen würden, wäre es auch nur deßhalb, weil ſie nun Gubitz es verdankten, daß das Feſt überhaupt im Preußiſchen verblieben und nicht nach Leipzig gewandert war. Was läßt ſich indeß von einem öffentlichen Feſte erwarten, das, eingezwängt zwiſchen dem Einzug des Königs und der Huldigung, kaum Boden und Luft für ſich fand! Dafür iſt das Mittagsmahl mit ſeinen Liedern und Toaſten im Exerzierhauſe noch anſprechend genug ausgefallen, und der große Ball im Tivoli war ein für Berlin in ſeiner Art einziges Feſt, weil derſelbe Zweck hier Theilnehmer der verſchiedenſten Rangſtufen in der Geſellſchaft vereinigt hatte. Hoffen wir, daß nach hundert Jahren der Gemeinſinn ſo gewachſen iſt, daß die Säcularfeier des Jahres 1940 mit mehr Umſicht und weniger Polizei zu Stande kommt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. Oktober 1840.

> There was a little quiver fellow, and'a would about and about, and come you in: „rah, tah, tah," would'a say, „bounce," would'a say; and away again would'a go, and again would'a come. I shall never see such a fellow.
>
> Shakespeare.

Der Buckligte.

Vor dreißig Jahren kannte ich einen Knaben mit den größten Anlagen für den Soldatenſtand; dabei war nur Eines fatal, der kleine Heinrich hatte einen Buckel. Auch ich war noch ein Kind, und wir Beide liefen zuſammen überall hin, wo getrommelt wurde. Mir war es mehr um die Uniformen zu thun, ſein Sinn aber ſtand höher. Ich lief im Grund auch nur ſeinetwegen mit, denn ich hatte den ſonderbaren Buben ſehr lieb. Trommeln und Pfeifen hatte er ſchon ſehr gern, wenn er aber gar volle Militärmuſik hörte, da wurde er immer unbeſchreiblich aufgeregt, ſeine Augen glühten vor Luſt und kriegeriſcher Begeiſterung. Kam's nun gar zum Rottenfeuer, zum Feuern mit Kanonen, rückten die Regimenter gegen einander an zum Scheinangriff, zu Vertheidigung, Rückzug und Sieg, ſo gerieth der Kleine ganz außer ſich und drang mitten in Rauch und Getümmel hinein. Da war an kein Halten zu denken; gar oft wurde er von den Kolonnen umgerannt, kam faſt unter die Pferde, öfter aber noch ſchoben ihn die Soldaten mit Kolbenſtößen auf die Seite, wenn er ihnen im Weg ſtand. — Waren die Uebungen zu Ende, ſo marſchirte der Kleine dicht neben der vorderſten Kolonne nach dem Takt, verwendete kein Auge von dem kommandirenden Offizier und that, als gehorche er allen Kommandos. Die Leute bemerkten ihn, machten ſich über ihn luſtig und nannten ihn nur den Buckelhelden. Dieß ließ er ſich aber nicht im Geringſten anfechten, marſchirte immer nach dem Takt der Militärmuſik, denn der Spott kümmerte ihn ſchon deßwegen nicht, weil er ganz trunken von dem Gedanken an Vaterland, Schlachten und Ruhm war. — Wenn wir Abends vor dem Thor herumliefen, ſagte er mir oft: „So wie ich das Alter habe, werde ich Soldat. Haſt du den Oberſten geſehen, wie er vor der Fronte herumgaloppirt? Eine Schwadron kommandiren, wie der Blitz auf die feindlichen Bajonette ſtürzen, die eiſernen Glieder ſprengen, einhauen, ſiegen, verfolgen, Ruhm erwerben — welches Glück! Ich ſage dir, Ludwig, ich muß zur Kavallerie."

Wiewohl ich von Natur nicht ſo kriegeriſch aufgeregt war, ſo riß mich Heinrich doch mit ſeiner Soldatenluſt fort, beſonders wenn er hinzuſetzte: „Das iſt aber noch Alles nichts! Jetzt flieht der Feind und läßt nur Todte und Verwundete zurück; ich aber ordne wieder meine mit Blut und Staub bedeckten Dragoner auf ſchäumenden Pferden und führe ſie nach der geretteten Stadt zurück. Die Einwohner ſehen uns von Weitem, laufen zu Tauſenden auf die Wälle, ſteigen auf die Hausdächer; endlich ziehen wir ein. — Welche Luſt! Der Anführer trägt den verwundeten Arm in der blutigen Binde,

Digitized by Google

galoppirt aber doch vor ſeinen braven Reitern. Alle Blicke ſind dankend und bewundernd auf ihn gerichtet, alle Herzen ſchlagen ihm entgegen, aus allen Häuſern fliegen ihm Kränze zu. Kurz, Ludwig, ich muß zur Kavallerie.“

Es iſt eine glückliche, ſchöne Zeit, wo ſich Kinderſinn und Kinderſpiel noch nicht dadurch ſtören laſſen, was die Welt lächerlich nennt! In dem Knaben lag eine ſonderbare, widerſprechende Miſchung, die ich ſpäter manchmal wieder in der Welt gefunden habe. In ſeinem ſchwächlichen, verunſtalteten Körper wohnte eine kühne, ritterliche Seele, die nur von Ruhm und Triumphen träumte. Dieſe Stimmung, der ich nie widerſprochen hatte, konnte aber doch nicht lange ohne Störung bleiben, ſo wie er älter und gegen Spott und Lachen empfindlicher wurde. Er begriff nach und nach, daß es für ihn mit der Kavallerie nichts war. Von nun an ging er zwar nicht mehr zu Exercitien und Revüen, aber ſein Streben, ſich auszuzeichnen, war darum nicht geringer. Er wollte nun einmal ſich über die Menge erheben, von ihr gerühmt werden; nur bekam er eine andere Richtung. Als er einmal den Triumph eines Advokaten ſah, der einem ſcheinbaren Verbrecher die Losſprechung erwirkte, hielt er ſich gleich überzeugt, der Advokatenſtand ſey ſeine Beſtimmung; ſeine jugendliche, glühende Einbildungskraft fühlte ſich ſogar noch mehr von dieſem Gedanken angezogen, als früher vom Soldatenſtand. Heinrich war jezt fünfzehn Jahre alt und hatte in der Schule eben keine großen Fortſchritte gemacht; ſo wie er aber auf den Gedanken kam, Advokat zu werden, ging eine große Veränderung mit ihm vor; er arbeitete von nun an unabläſſig, holte ſeine ausgezeichnetſten Mitſchüler ein und gewann einen Preis um den andern. Niemand konnte ſich dies erklären, nur mir war es begreiflich. Außerdem ward Heinrich viel ernſter und beſonnener als ſonſt; ſein früheres kindiſches Weſen hielt er für unverträglich mit ſeiner neuen Beſtimmung. Die Unſchuld zu vertheidigen, ging ihm jezt über Alles, und bei jeder Veranlaſſung fing er an, advokatiſch zu reden, beſonders wenn ich mit ihm fern von der Stadt ſpazieren ging.

Bei ſolcher Gelegenheit rief er einmal: „Du biſt der Angeklagte, ſetz' dich. Da ſitzen die Richter, da die Geſchworenen, da die Zuhörer — und um dieſe war es ihm beſonders zu thun — nun fange ich an: „Richter,“ ſprach er von ſeiner etwas höhern Stelle, während ich mich nachläſſig in's Gras legte, um mich vertheidigen zu laſſen, „Richter, beim Anblick dieſes Unglücklichen, den ein blutiges Ereigniß auf die Bank der Schande und des Verbrechens gebracht hat, bei ſeinem Anblick bin ich voll Schmerz und Unruhe, und doch iſt ſeine Sache edel und ſchön. Aber ich mißtraue meinen Kräften, und wenn ich bedenke, daß ich nur einige Augenblicke hier zu ſprechen habe, und daß von meinen Worten das Schickſal, ja vielleicht das Leben meines Clienten abhängt, ſo fühle ich mich unwillkührlich von Unruhe ergriffen.“

(Fortſetzung folgt.)

Spaziergang durch das Hirſchberger Thal.

(Fortſetzung.)

Noch einige andere Punkte um Schmiedeberg ſind intereſſant. In Buſchvorwerk lebte, ehe er nach Dresden zog, als Gutsbeſitzer der bekannte und beliebte Schriftſteller Karl v. Wachsmann. Er iſt mir als Freund ehrenwerth wie als Dichter. Man kann behaupten, er habe die hiſtoriſche Novelle, dieſe beliebte Zwittergattung, ganz beſonders kultivirt, was die Wahrheit der Staffage in Kolorit und Sittentreue betrifft. Er verwendet gewiſſenhaft meiſt bei ſeinen Arbeiten ſo viel Zeit zu Vorſtudien, als er zu ihnen ſelbſt bedarf. Mehr als ſein Vorläufer van der Velde iſt er ein glücklicher Landſchafts- und Situationsmaler. Auch ſeine einzelnen Charaktere nehmen ein tieferes Intereſſe in Anſpruch, und ſeine ganze literariſche Wirkſamkeit, als Unterhaltungsſchriftſteller, der einen großen Leſekreis gefunden, iſt eine ſo natürlich harmloſe und ungeſäuerte, daß ich es immer lebhaft bedaure, ſo oft er ſich darüber hinaus begibt. Dies geſchieht meiſt als Kritiker, für deſſen Amt er an ſich faſt allzu mild geſtimmt iſt, aber dennoch dabei in die literariſchen Zerwürfniſſe unſerer Zeit auf eine Weiſe herausfordernd eingreift, für die ſein einmal gewählter abgeſchloſſener Standpunkt mir nicht recht geeignet ſcheinen will. So kommt es denn, daß die Parteiſucht von allen Seiten bellend an ihm hinauffährt und mit ſchnödem Tadel die Schwächen ſeiner Produktionskraft an's Licht zieht, während die gerechte Würdigung ihrer eigenthümlichen Vorzüge unterdrückt wird.

In der Nähe iſt auch Krummhübel, wo der ſchleſiſche Aeſkulap für das Volk in den lezten 150 Jahren ein Palladium ſich errichtete. Hier ſiedelten nämlich die erſten Laboranten ſich an, urſprünglich flüchtige Studenten der Medicin aus Prag, die in der reichen Flora dieſer nordiſchen Alpennatur bei der Bereitung von Arzneiſtoffen Anwendung für ihre kümmerlichen Kenntniſſe und damit als eigenmächtig graduirte Aerzte Abhülfe für ihre Noth fanden. Lange ſpielten ſie, zu einer eigenen Zunft vereinigt, auf den Jahrmärkten die Charlatane par excellence, bis die Medicinalpolizei ſie ſchärfer in's Auge faßte und jezt nur noch als Kräuter- und Wurzelhändler fortbeſtehen läßt. Mir fiel dabei die ganze ſyſtematiſche Jeremiade der Medicin ein, an der ſeit Hippokrates die Menſchheit krank liegt. Was hat nicht

Digitized by Google

allmählig Alles als Panchreſtum ſich geltend zu machen verſucht, indem jedesmal ein neues Syſtem der dunkelſten aller Wiſſenſchaften und ſchwerſten aller Künſte entwickelt ward, ehe wir zu der modernen Apotheke — dem ordinären Brunnen — gelangt ſind.

Ueber Krummhübel hinaus liegt *Wolfshau*, deſſen Bewohner jährlich um einen Monat Sonne zu kurz kommen, weil bei der eigenthümlichen Lage der Baudengruppe die hohe Bergwaldung während des Decembers das Tageslicht nicht durchläßt. Beſſer iſt der Verluſt immer, als daß an der innern Lichtſumme ihnen etwas verkümmert würde; doch mögen ſie einſt jenſeits Entſchädigung fordern bei der großen Rechnung von Licht und Schatten.

Wem nicht ein wahrer Sonntag in der Seele aufgeht, wenn er das Tempe von Schmiedeberg bis Hirſchberg durchwandelt, dem kann kein Gott helfen. Welch einfache Größe der Landſchaft bei ſo manchfacher Lieblichkeit! welch kühner, in der Rieſenkoppe vollendeter Baugedanke des Schöpfers, neben den groteſken Granitgebilden umher als noch unverbrauchten Werkſtücken! welch gigantiſche Theaterdekoration bei ſo viel liebenswürdiger Miniaturmalerei! welch wechſelnder Farbenſchmelz, welch zauberiſch Licht, wenn Aurora oder Heſperus über die große Scene gleiten! Und nun der menſchliche Bienenfleiß, der in dieſe Natur ſich hineingebaut hat; dieſer Detailhandel von Reizen, der dem Wanderer beſtändig an's Herz gedrängt wird mit tauſendfacher friſcher Beweglichkeit in Dorf, Feld, Wieſe, Wald und Steinbruch! — Wahrlich, dies Thal iſt eine ſo herrliche Grenze, daß man das Land darum allenfalls ſelber aufgibt. Es iſt ein verkörperter Geſammtbegriff der Romantik, die wir ſo tief fühlen und doch ſo ſchwer nur definiren können.

Nun die Einzelheiten mit ihrer Bedeutſamkeit. Hier Erdmannsdorf, die neue königliche Schöpfung mit den alten Erinnerungen an Gneiſenau und all die welthiſtoriſchen Ungewitter, die an ſeiner und Blüchers Heldenſtirn ſich brachen. Dieſer war das Schwert, Gneiſenau die Hand. Und auch ihn, der in dieſem Eden auf dem ruhiger gewordenen Strome des Weltlebens das Abendroth des eigenen Lebens hinabglühen ſah, raffte plötzlich jener aſiatiſche Würgengel hin, der im verfloſſenen Jahrzehent die Erde hohnlachend durchzog. — Erdmannsdorf, mit ſeinen großartigen Anlagen, war das moderne Sansſouci des Enkels, dem der große Ahnherr vor hundert Jahren es eroberte, und iſt ein ſo reizender Wallfahrtspunkt für den Naturfreund, wie es wenige gibt. Von Erdmannsdorf bis Seidorf zieht auch ein neues Zillerthal ſich hin, die Kolonie der aus Tirol eingewanderten Proteſtanten, denen der milde König 1838 hier eine neue Heimath anwies. Sie bauten ein Haus nach Sitte und Bedarf zum Muſter, wonach alle übrigen geworden, und das Stück Tirol, das ſo namen- und charaktertreu in Schleſien ſich angeſiedelt, nimmt ſich eigenthümlich genug aus.

Oeſtlich drüben liegt Fiſchbach, der Sommerſitz des Prinzen Wilhelm von Preußen, wo die königliche Familie bisweilen große Natur- und Hausfeſte feiert in ihrer preußiſchen Schweiz. Weither blicken die Falkenberge in's Thal, und dieſe Dioskuren unter den Bergen erſcheinen der Armuth als zwei Rieſenwegweiſer Gottes zum Herzen des Prinzen und ſeiner Gemahlin; denn das hohe Paar iſt ſehr wohlthätig und ein Segen der Gegend. Hier, wo der Gott der nordiſchen Natur ſeine beſten Kraftgedanken ausſprach, wo das Herz weit wird im reinſten Entzücken, da wird eher auch die Börſe weit, und der Fürſt und der Reiche zahlen hier auch um ſo williger eine Abgabe für die Schönheit des Lebens an den Armen, dem der bellende Magen ſie weniger genießbar macht.

Den Gipfel des Falkenſteines, der allein erſteiglich iſt, krönt ein eiſernes Kreuz, das Symbol des neupreußiſchen Heldenthums, und die Ausſicht auf das holde, lebendige Thal macht den Berg zu einem der ſchönſten Belvedere. Auf dem Marianenfelſen ruht ein eiſerner Löwe von Meiſter Rauch, zum Andenken an den Geburtstag der Prinzeſſin Wilhelm, den 13ten Oktober 1824. Am Fuß des Falkenberges iſt auch eine Schweizerei. So wandelt man hier von einer freundlichen Stätte des fürſtlichen Hauslebens zur andern, wo die Kunſt der Natur leiſe nachhalf. Vor allen aber hat das Schloß Fiſchbach, ein ehemaliges Beſitzthum der Templer, die Baurunzeln des alten Geſichtes ſoviel möglich ausgeglättet, und blickt als ein verjüngter Greis umher auf die junge Zeit und ewig junge Natur. Hier ſieht man von Zeit zu Zeit die höchſten Kreiſe verſammelt, und das göttliche Thal wimmelt von fürſtlicher Hoheit. So im Sommer 1838, als die Brunnenkur der Kaiſerin von Rußland Salzbrunn zu einem großen Wallfahrtspunkte der vornehmen Welt machte.

Weſtlich von Erdmannsdorf liegt das artige *Stohnsdorf* mit ſeinem phantaſtiſchen Prudelberge, wo Heinrich LXIII., Fürſt von Reuß, reſidirt. Und wirklich hat Phantaſus hier einſt einen eifrigen Repräſentanten gefunden, aber freilich von der erbärmlichſten Sorte. Ich meine den Weber Riſchmann, der 1630 hier mit ſeinen göttlichen Erleuchtungen auftrat, die ihren Sitz im Unterleibe hatten. Die Geſchichte hat ernſte Wahrzeichen ausgehängt, welche Bewandniß es mit den Propheten hat. Man denke an die Eiſenkäfige am Lambertithurme zu Münſter. Und wahrlich, an örtlicher Prädispoſition zu einem neuen Zion fehlt es hier und da auch heute nicht, nur an einem Johann von Leyden vorläufig noch. Eine tiefe Grotte des Prudelberges, worin der Geiſt einſt über Riſchmann gekommen, heißt heute noch die

Digitized by Google

Niſchmannshöhle. Sie wäre ein paſſender Standpunkt, loszudonnern über die Sünden aller Zeiten gegen den heiligen Geiſt der Vernunft. Indeß, wer die Strafrede beherzigen ſoll, hört ſie nicht, und wer ſie hört, braucht ſie nicht.

Der Prudelberg iſt eine jener gigantiſchen Naturſchönheiten, die mit außerordentlichem Intereſſe erfüllen. Dieſe Grotten, dieſe bedeckten Felsgänge, dieſe halbſtürzenden Maſſen, dieſe ganze Trümmerwelt, Alles erſtarrt im Moment, wo die bildende Schöpfungslaune davon abließ — es iſt ein großartiges, verſteinertes Schauſpiel. Und wo die Natur ſo unbändig ſich anſtellt, eilte die Kunſt ihr nach, wie der wilden Jugend eine gutmüthig beſorgte Tante, baute Stufen in den ſteilen Fels, überbrückte Felsſpalten, brachte überall freundliche Ruheſitze an, wo ein Blick auf die gewaltige Umgebung lohnt, für welche die Granitplatte auf dem Gipfel den beſten Umſichtspunkt bildet. — Wie wenn ein Rieſenheer einſt den Berg belagert, ſieht man noch hervorragende Granitkugeln in den ſteilen Felsmaſſen als Erinnerungszeichen der Kanonade. Für den Geognoſten iſt ſonſt noch intereſſant, daß man hier beim Sprengen eines Felſenkellers Adular fand, wie am St. Gotthard.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Ein böhmiſches Monument. Alterthümer.

Graf Erwin Noſtiz hat beſchloſſen, dem Urahn der frühern böhmiſchen Herrſcherdynaſtie, Premisl, auf demſelben Felde zu Stadiz, von deſſen Bearbeitung er, der Sage zufolge, zum Throne berufen wurde, ein Denkmal zu ſetzen, welches aus einer koloſſalen Bildſäule aus Gußeiſen beſtehen ſoll. Die vier Seiten des Piedeſtals werden Scenen aus Premisl's Leben enthalten. Der wackere Bildhauer Max hat vor Kurzem das Modell vollendet, welches bereits zum Guſſe in die Werkſtätte abgeſandt wurde. Rings um die Stelle, welche das Monument tragen ſoll, ſind junge Linden und Haſelnußſtauden gepflanzt, leztere, wie man ſagt, Nachkommen der Haſelſtaude des Premisl. — In der Bibliothek dieſes Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden und hegenden Kavaliers befindet ſich das eigenhändige Manuſcript des Nicolaus Copernikus von ſeinem Hauptwerke: de corporum coelestium revolutionibus, mit welchem er das Ptolemäiſche Weltſyſtem ſtürzte. Das Werk iſt in klein Folio auf Papier geſchrieben, die Handſchrift des unſterblichen Mannes klein, feſt und frei. Mit dem erſten Nürnberger Drucke iſt das Manuſcript, bis auf geringfügige Aenderungen in der Anordnung, ganz gleichlautend; nur ſind einige Figuren mehr im Codex. Alle Figuren ſind ſehr ſorgſam mit der Reißfeder entworfen. Einige Ueberſchriften und Schlagworte ſind mit rother Dinte geſchrieben. Was aber dieſer Handſchrift beſonderes Intereſſe verleiht, ſind die Korrekturen. Man ſieht, wie emſig der große Mann ſein Werk gefeilt hatte, ehe er es der Welt übergab. Anfangs ſind nur wenige Worte ausgeſtrichen und einzelne Säze eingeſchaltet. Weiterhin werden dieſer Aenderungen immer mehrere, und gegen das Ende ſind halbe und ganze Seiten durchſtrichen, und faſt eben ſo viel auf den Rand geſchrieben. Auch die Rechnungen muß Copernikus mehrmals revidirt haben, ehe er ſie in's Reine ſchrieb. Im erſten Viertel der Handſchrift ſind einige Seiten zwar tabellariſch durchlinirt, und die einzelnen Rubriken mit Ueberſchriften verſehen, aber die Zifferformeln ſelbſt ſind ausgelaſſen. Da ſie gleichwohl (unter denſelben Ueberſchriften) im Nürnberger Drucke enthalten ſind, ſo hat ſie Copernikus wahrſcheinlich auf einem eingelegten Blatte abgeſendet. Von den Figuren iſt nur eine einzige durchſtrichen, ein Beweis, wie feſt begründet Copernikus ſein Syſtem in ſich trug. — Ein zweiter, wenigſtens für Böhmen intereſſanter Codex in derſelben Bibliothek iſt eine Handſchrift des Joannes de Pomuk, vom Jahr 1591. Sie beginnt mit den Worten: Joannes de Pomuk, decretorum doctor, archidiaconus u. ſ. w. und enthält eine Beſtätigung, welche der genannte Archidiakon dem Dub von Haſenburg ertheilt. Das Manuſcript iſt auf Pergament geſchrieben, und war in dem Deckel eines handſchriftlichen Buches eingeklebt, wo es Dr. Hillardt, der ſich mit der Durchſicht der gräflich Noſtiz'ſchen Bibliothek beſchäftigt, auffand. Aus der Jahrszahl ergibt ſich, daß dieſe Urkunde nicht von dem heiligen Johann von Nepomuk (der den Märtyrertod im Jahr 1383 erlitt), ſondern von dem im Jahr 1593 ertränkten erzbiſchöflichen Vikar, Doktor der Dekreten und Erzdiakon zu Saaz, Johann Pomuk, herrührt. — Die älteſten Denkmäler der böhmiſchen Sprache: „Libuſſa's Gericht, Evangelium Johannis, der Leitmeritzer Stiftungsbrief, Gloſſen der Mater verborum,“ kritiſch beleuchtet von Paul Joſeph Ssafarik und Franz Palacky mit Facſimiles (bei Kronberger) gehören unſtreitig unter die erfreulichſten vaterländiſchen Werke, welche ſeit Decennien erſchienen ſind. Die erſte der hier beſprochenen Handſchriften wurde vor etwa zwanzig Jahren auf geheimnißvolle Weiſe an den damaligen Obriſtburggrafen in Böhmen, den gegenwärtigen k. k. Staats- und Conferenzminiſter Grafen von Kolowrat eingeſandt. Der gelehrte Philolog Dobrowsky erklärte daſſelbe in einem Anfall von gelehrter übler Laune für untergeſchoben, und die Herrn Hanka und Jungmann, welche ſogleich die Echtheit anerkannten, für Falſarien. Ein leidenſchaftlicher Federkampf entflammte ſich über dieſen Gegenſtand, und artete mitunter in heftige Perſönlichkeiten aus. Beide Anſichten fanden ihre Anhänger, und noch in der neueſten Zeit nahm man es Palacky ſehr übel, daß er ſich in ſeiner „Geſchichte Böhmens“ auf Libuſſens Gericht als hiſtoriſche Quelle berief. Dieſer Streit iſt in vorliegender Abhandlung gelöst, das hohe Alter des merkwürdigen Fragments, ſowie der übrigen Denkmäler, aus paläographiſchen, philologiſchen und archäologiſchen Gründen dargethan und deſſen Urſprung aus dem neunten Jahrhundert bewieſen. Das vielbeſprochene Fragment wird im Facſimile im Originaltext, in cyrilliſcher Umſchreibung, in lateiniſchen Interlinearverſen und endlich in einer metriſchen deutſchen Ueberſetzung von Profeſſor Swoboda mitgetheilt. Auch von dem Evangelium Johannis liefert das Werk ein Facſimile, und die beiden Herausgeber verſprechen in der Einleitung, mit ähnlichen Analyſen der älteſten Denkmäler ſlawiſcher Literatur fortzufahren. Nach einer Ueberſicht derſelben bietet das dreizehnte Jahrhundert ſieben noch vorhandene ähnliche Werke, das vierzehnte aber deren noch zwölf dar.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. Oktober 1840.

An der Brück' an der Saar
War ich von je zu Haus,
In Nöthen immerdar
Vor einem Vogel Strauß;
Das Straußenneſt fürwahr
Zu nah iſt meinem Haus.

Rückert.

Lieder eines Grenzers.

An Ch. W. in C. am 18. Oktober.

1.

Getrennt durch weite Länderſtrecken,
Sind heut wir, Freund, im Geiſt vereint;
Des Tages Schauer uns erwecken,
Und Leipzigs Sonne uns erſcheint,
Wie ſie, von Nebeln dicht umfangen,
Dann klar den Deutſchen aufgegangen,
Wie ſie das blutgetränkte Feld
Mit heitrer Zukunft Troſt erhellt.

Der Deutſchen Beten ward erhöret
Und ihrer Hände Werk gekrönt,
Der Fremden Trotz und Spott gewehret,
Das Volk zum Deutſchthum neu gewöhnt;
Zwar Andre andres Recht erſehnen
Und Leipzigs Schlacht verloren wähnen:
Doch wer in Sitten ſieht die Macht,
Der preiſet dankbar Leipzigs Schlacht.

O wohl mir, Freund, daß ich dich kenne,
So treuen Sinns, ſo feſter Hand,
Daß ich ſo Manches Freund mich nenne,
Der bräutlich liebt das Vaterland!
Solch Wiſſen ſtärket mir das Hoffen,
Seh' an der Grenz' ich Deutſchland offen;
Hier liegen Deutſchlands Schwächen blos
Und drüben lauert der Franzos.

Durch Sabbathſtille tönet helle
Von Bitſch her der Kanonen Mund;
Sie prüfen um der Feſtung Wälle,
Ob wirkſam ſey der ehrne Schlund;
Und ahnend hört's die deutſche Erde,
Wie ferneher den Wolf die Heerde;
Der Grenzer ſpricht: Sie üben's wohl,
Was uns franzöſiſch machen ſoll!

Wenn Nordwind Donner der Kanonen
Von Landau trägt in's Elſaß hin,
Wie rührt's, die Weißenburg bewohnen?
Wie thut ſich kund der Grenzer Sinn?
„Wenn wir die Bayern hören ſchießen,
So läßt ſich auf gut Wetter ſchließen;
Sind gute Leut' bei gutem Bier,
Auf uns zielt nicht ihr Kanonier!"

Digitized by Google

Auf ſeine ſtarke Einheit poche
Den Deutſchen drohend der Franzos!
Er trotz' auf ſeine große Woche,
Nenn' unſer Recht der Knechte Loos:
Wohnt fromme Sitte in den Schwachen,
So dürfen ſie des Feindes lachen;
Vertritt die Furcht vor Gott das Recht,
Iſt gleich dem Freiſten jeder Knecht.

Wie einſt des edlen Schweden Siege
Bei Leipzig Gottes Hand bewährt,
Und durch den Graus der Bruderkriege
Den frommen Muth ſtets neu genährt:
So wollt' vor ſechs und zwanzig Jahren
Gott neu daſelbſt ſich offenbaren,
Und ich an Deutſchlands ferner Grenz'
Grüß' Deutſchlands Auferſtehungslenz.

2.

Ein fernes Thal in den Vogeſen
— Zwei Bäche netzen Hügels Rand —
Iſt einſt Pirminius' Clauſ' geweſen,
Den frommer Eifer hergeſandt,
Zu Chriſti Reich dort die Germanen
Und zu Maria's Dienſt zu mahnen;
Wo heulend erſt der Wolf geſchweift,
Des Mönches Pflug das Feld durchſtreift.

Und was im Glauben war begonnen,
Ließ gnadenreich der Herr gedeihn,
Ob ſeinem Dienſt ſich Mönch' und Nonnen,
Ob Luthers Jünger ſich ihm weihn.
Das Land, wo Pirmin hergekommen,
Das Land, das Pirmin aufgenommen,
Preiſt Pirmins Treu und Glaubensmuth,
Kennt Chriſtum als das höchſte Gut.

Doch nicht im Dienſt des Friedensfürſten
Sind beide Völker ſich genaht;
Nach Erſtgeburtsrecht dieſe dürſten,
Nach Siegsruhm die und Waffenthat;
Der Länder Grenzſtein iſt verrücket,
Argwohn der Nachbarn Seele drücket,
Und iſt auch Friedenszeit geſchenkt,
Doch Eines Art den Andern kränkt.

Drum an der beiden Länder Marken
Steht Pirmin's Haus bedeutungsvoll:
Der Chriſtenſinn muß da erſtarken,
Wo Völker ſcheidet alter Groll;
Der Wildniſſe einſt konnte lichten,
Muß jezt auch über Kriege richten;
Der den Barbaren einſt gezähmt,
Des Haſſes Ungeheu'r auch lähmt.

O Sanct Pirmin! aus ſel'gen Sphären
Siehſt, dein Werk ſegnend, du herab,
In deinem Aug' des Dankes Zähren,
Daß Gott, ſtets läuternd, Wachsthum gab.
Dich, treuer Jünger, ſah ich treten
Vor Chriſti Thron und knieend beten;
Ich hörte deiner Worte Klang,
Ihr Sinn mein hoffend Herz durchdrang.

Du ſprachſt: Laß ihnen, Herr, auf's Neue
Dein Leiden ſeyn ihr höchſter Ruhm!
Daß die Gleichgültigkeit ſie reue
Und ihr ausſchließend Kirchenthum!
Dein Reich ſey ganzer Völker Streben,
Nach Art und Maß, die du gegeben;
Daß, die als Völker ſind entzweit,
Doch deine Lieb' zuſammenreiht.

Friedr. Adam.

Der Buckligte.

(Fortſetzung.)

„Die Sonne brennt hier gräßlich," ſagte ich, „ich muß eine andere Stelle ſuchen." — „Nicht von der Stelle, Angeklagter, oder ich vertheidige dich nicht! — Ich will zuerſt die Fakta anführen. Hören Sie mich an, Geſchworene; Ihre Aufmerkſamkeit, Ihre Kenntniſſe, Ihr Gewiſſen mögen mir zu Hülfe kommen, dann bin ich ſicher, daß meine Ueberzeugung, die Ueberzeugung, die mir jezt Muth gibt, bald auch Ihre Gemüther ergreift; deßhalb erwarte ich mit vollem Zutrauen Ihren höchſten Ausſpruch — Ludwig Kehrwand, mein Client," und damit zeigte er auf mich, „verheirathete ſich vor zwölf Jahren mit Eleonoren Müller, der Tochter eines Advokaten, deſſen Stimme oft in dieſen Mauern gehört worden iſt. Die erſten Jahre ſeiner Ehe waren glücklich, und fünf Kinder — —"

Hier wurde ſeine Rede von einem lauten Gelächter unterbrochen. Es kam von unſern Schulkameraden, die zufällig auch hierher ſpazieren gegangen waren und uns zugehört hatten. Heinrich verließ ſeinen Poſten, und derſelbe wurde gleich von einem Andern eingenommen, der ihn mit vielem Talent parodirte, indem er die buckligte

Digitized by Google

Geſtalt des Redners, ſein verzogenes Geſicht, ſeine kurzen, eckigen, winkligten Bewegungen mit ſeinen hochtrabenden, ſonoren Worten glücklich contraſtirte. Mein armer Heinrich wurde ganz bleich, gab ſich aber alle Mühe, über die Nachahmung zu lachen, die ihm das Herz zerriß. Denn ſeine ſchönſte Hoffnung ging ihm in dieſem Augenblick unter, wo er ſah, welch lächerliche Figur er als Redner vor den Leuten ſpielen würde. Von dem Augenblick an dachte er nicht mehr daran, Advokat zu werden, wiewohl es ihm ſehr ſchmerzlich war, auf dieſe Lebensausſicht zu verzichten. Seine Schulkameraden, die ärgerlich und neidiſch waren über ſeine ſchnellen Fortſchritte und über das ihm dafür geſpendete Lob, machten ſich noch oft das grauſame Vergnügen, ihn mit ſeiner Rede vor dem Tribunal auszuſpotten.

Heinrich war aber hiebei, wie in allem Andern, nicht wie die meiſten andern Buckligten, denen das Sprüchwort nicht ganz mit Unrecht nachſagt, daß ſie boshaft ſeyen. Dies iſt auch ganz natürlich, denn da ſie immer angegriffen und verſpottet werden, ſo ſuchen ſie ſich mit Witz und Geiſt dafür zu rächen. Dabei erſpähen ſie mit ſcharfem Blick die ſchwache oder verwundbare Seite ihres Gegners, um ſie zu ihrer Vertheidigung zu benützen. Die Nothwehr zwingt ſie dazu und in Kurzem erlangen ſie beſondere Geſchicklichkeit in dieſer Strategie. Sie iſt auch Urſache, daß zumal die Buckligten der niedern Stände in ihren Geſichtszügen etwas Boshaftes und Unedles, ein gewiſſes cyniſches Lächeln mit gemeinem und neidiſchem Blick, und jenes kauſtiſche Weſen bekommen, das ſie oft ſo widerlich macht. Bei Heinrichen war dies nicht ſo, denn der Spott und die biſſigen Späße ſeiner Schulkameraden hatten auf ſein Herz nicht den geringſten Einfluß. Es blieb edel und gut. Zwar that ihm jener Spott ſehr weh, er verſchmähte es aber, ihn auf ähnliche Art zu erwidern. Dieſer gutmüthige, freundliche Sinn lag auf Heinrichs Geſichtszügen, wie auch ein gewiſſer milder und melancholiſcher Ausdruck, über dem man leicht ſeine körperliche Verunſtaltung vergeſſen konnte.

Aus ſo traurigen Knabenjahren trat er in eine Jugend, von der vorauszuſehen war, daß ſie ihm wenig Freuden gewähren würde. Nach und nach waren ihm nun die Augen aufgegangen, und er ſah die enge Grenze, in der ſich künftig ſein Leben bewegen würde, und wie wenig Anſprüche er auf das hatte, was die Welt Glück nennt. Er begann damit, ſeinen von Natur feurigen und mittheilenden Sinn zu mäſſigen. Dies war freilich recht klug, als er es aber dahin gebracht hatte, war ſeine Lage um ſo trauriger. Alles, was ihn früher angezogen, beſonders das Lernen und Studiren, wurde ihm nun ganz gleichgültig; denn er ſah darin nicht mehr das Mittel, ſich einmal in einer ehrenvollen, öffentlichen Laufbahn auszuzeichnen, ſondern nur ein ganz unnützes Bemühen. So brachte er einige Jahre in Stille und Niedergeſchlagenheit zu, dann aber gewöhnte er ſich an den Gedanken, aller Oeffentlichkeit zu entſagen, und ergab ſich in den Willen ſeiner Eltern, die ihn ſchon von Jugend auf zum Kaufmannsſtand beſtimmt hatten. Jezt ſah er ein, daß ſie Recht hatten. So trat er denn in ein Comptoir und lernte da die Kunſt, Geld zu verdienen. Mit ſeinem offenen Kopf machte er auch hier raſche Fortſchritte, und eine glänzende Laufbahn lag vor ihm. Leider genügte ihm nicht, was man in einem Comptoir gewinnen kann; ſein immer noch freundliches, lebhaft fühlendes Herz empfand das Bedürfniß, ſich in Liebe an ein anderes, zarteres anzuſchließen. Aber auch hierin hatte er kein Glück.

Als Heinrich anfing in Geſellſchaften zu kommen, war er zwar ſchon durch harte Erfahrungen über gar Manches enttäuſcht, er dachte aber nicht, daß ein Herz wie das ſeinige verſchmäht werden könnte, und daß ihm der Weg zur Ehe verſchloſſen ſeyn werde, wie früher der zur Kavallerie und zum Advokatenſtand. Bei alle dem war er im Umgang mit Mädchen ſchüchtern und ängſtlich, er wollte ihnen nur durch liebenswürdigen und gebildeten Geiſt gefallen und wagte nicht das lebendige Gefühl auszuſprechen, von dem ſein Herz voll war. Dies führte ihn in manchen peinlichen Irrthum. Die Mädchen konnten ihn wohl leiden, hatten ihn ſogar gern in Geſellſchaft, weil ſie vorausſezten, daß ihm dies genügen müſſe. Wagte er es aber einmal, ein Wort von Neigung fallen zu laſſen, ſo zog er ſich die empfindlichſten Antworten, die demüthigendſten Bemerkungen zu. So mußte er im Umgang mit ihnen alle Empfindungen mit Gewalt niederkämpfen.

Auch damals war ich noch ſein Vertrauter, und höchſt peinlich war es mir, wenn ich gar oft ſah, wie er Thränen vergoß. Da ich die Urſache wohl ahnte, ſo veranlaßte ich ihn nie, mir die Urſache ſeines Leids zu entdecken; wußte ich doch kein Mittel, ihm zu helfen. Auch er ſchwieg; nur einmal ſagte er zu mir: „Das Mädchen, das ich über Alles liebe, iſt ſchön und ſehr liebenswürdig; ſie wird mich alſo nicht wollen. Allein mag ich aber nicht länger bleiben. Ich wollte mich gern an die wenden, welche am wenigſten hübſch und am wenigſten liebenswürdig iſt, an die, welche kein anderer Mann will, wenn ſie nur die Meinige werden wollte.“ Ich beſtärkte ihn in dieſer Anſicht und verſicherte ihn, daß er gewiß noch durch eine Wahl glücklich werde, wenn er nur geringe Anſprüche machen und auf den vergänglichen Reiz der Schönheit keinen Werth legen wolle. — Dieſer Troſt war ihm freilich ſchmerzlich, aber er ſah doch ein, daß ich im Grund Recht hatte, und von nun an benahm er ſich im Umgang mit Mädchen ſo, daß ſie ihm keine bittern Bemerkungen machen konnten.

Digitized by Google

Wie ich ihn kannte, ſah ich voraus, daß es dabei nicht bleiben werde. Bald wurde die Muthloſigkeit völlig Herr über ihn; er beſchränkte ſich ganz auf ſein Geſchäft, gab eine geſellſchaftliche Verbindung nach der andern auf und führte zulezt ein völlig zurückgezogenes, einförmiges Leben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

(Schluß.)

Literatur. Theater.

Das vierte Heft der „Bilder aus Böhmens Vorzeit. Burgveſten und Ritterſchlöſſer," gezeichnet von Karl Würbs und beſchrieben von W. A. Gerle, enthält zwei der intereſſanteſten böhmiſchen Burgruinen: Klingenberg und Schreckenſtein, dieſe ſchon völlig Ruine, jene noch theilweiſe ſehr gut erhalten. An Schreckenſtein, für deſſen Beſchreibung der Verfaſſer wenige Materialien gefunden zu haben ſcheint, iſt die Geſchichte eines Jünglings aus dem Hauſe Wartenberg, welcher als Edelknabe der wichtigen Sendung Georgs von Podiebrad an Ludwig XI. folgte, und das Tagebuch dieſer Geſandtſchaftsreiſe geknüpft. — Eine in unſerer Literatur ſelten vorkommende Erſcheinung, nämlich ein Buch, deſſen Inhalt mehr hält, als der Titel verſpricht, iſt die zweite verbeſſerte und bedeutend vermehrte Auflage der „Militär-Geographie von Europa." von Franz Ritter von Rudtorffer (Gottlieb Haaſe Söhne); denn obſchon das Werk urſprünglich nur für das Militär beſtimmt war, wird es doch für Jeden von bedeutendem Intereſſe ſeyn, da es eine reiche Fülle von Materialien in eben ſo gedrängter als gediegener Form enthält, und an Vollſtändigkeit manche bändereiche geographiſche Werke weit übertrifft. Der Verfaſſer, welcher, wie das Werk zeigt, hier die Früchte eines vieljährigen Fleißes darbietet, liefert bei jedem Staate außer der hiſtoriſchen und militäriſch-politiſchen Ueberſicht und der hieran ſich reihenden militäriſchen Beſchreibung der Küſten, Inſeln, Gebirge, Land- und Waſſercommunikationen jeder Art, auch die Verfaſſung und Verwaltung der verſchiedenen Länder, deren finanziellen und ſtaatswirthſchaftlichen Kräfte, dann die phyſiſche, geiſtige und techniſche Volkskultur auf die zweckmäßigſte Weiſe. — Als Fortſetzung des Almanachs „Camellien," welchen die Juden in den Collegien der jungen Leſewelt um zwanzig Kreuzer ausbieten (der Ladenpreis war 3 Gulden) erſcheint gegenwärtig im Selbſtverlage der Herausgeber in Lieferungen: „Camellien, vaterländiſches Album für Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft, mit ausgewählten Beiträgen der vorzüglicheren Dichter und Proſaiſten Böhmens, herausgegeben von F. G. Schirnding und Arnold Kinau, welche ſich in der Ankündigung ſehr prahleriſch vernehmen laſſen: „Die allgemeine Theilnahme, deſſen ſich die rein vaterländiſche Tendenz des im vorigen Jahre erſchienenen Almanachs Camellien zu erfreuen hatte, und der eben ſo laut als vielſeitig ausgeſprochene Wunſch, ein Unternehmen fortbeſtehen zu laſſen, das vor Allem andern die Geſammtconcentration der bisher vereinzelten Literaturkräfte unſeres Vaterlandes vor Augen hatte, bewog die Herausgeber, dieſes Unternehmen auch für das Jahr 1841 fortzuſetzen." Das erſte Heft dieſer neuen „Camellien" enthält jedoch keinen andern bekannten Namen als Kuranda mit einem Bruchſtück von deſſen „lezter weißen Roſe." — Die „Allegorien" von Th. von Grünwald ſind hyperſentimentale Poeſien voll „Roſen" und „Gemüth." Die „biographiſche Skizze von Liszt" findet man beſſer und vollſtändiger in jedem Converſationslexicon, und der Verfaſſer verſichert unter anderm: „manche Aerzte ſagen der Genialität dieſes Künſtlers ein frühes Grab voraus." — Der „Ueberblick der Prager Bühne und ihrer Gaſtdarſtellungen in der Gegenwart" iſt höchſt oberflächlich, und ſcheint mit der Direktion um ein Freibillet zu kokettiren. — „Die Macht der Töne" iſt ein eben nicht ſehr gewandter Puff, um den Leſern zu verkünden, daß Labitzky's „Tremolowalzer" bei J. Hoffmann erſchienen ſind. — „Schauſpielermalice und Wiedervergeltung (ſchon früher in der Zeitung für den deutſchen Adel abgedruckt) iſt eine niedrige Theaterklatſcherei. — Eine Neuigkeit unſerer Bühne war: „Der Küſter von St. Paul." Drama in vier Akten und einem Vorſpiel in einem Akt von Dr. Schuſter nach Bouchardy, deſſen Name mir eben ſo fremd klang, als mir der Wunſch ferne liegt, mehrere Dramen dieſes Verfaſſers kennen zu lernen. Das Stück iſt ſehr grell und wimmelt von Unwahrſcheinlichkeiten, hat aber glänzende Einzelheiten und Momente, welche bei einer ſorgfältigen Aufführung — die es hier nicht fand — Wirkung thun können. — Ein Luſtſpiel in drei Akten von Schmidt: „Die Wunderkur," rührt augenſcheinlich von einem Dilettanten ohne alle Kenntniß der Bühne und der dramatiſchen Kunſt her. Das Stück wurde vom Publikum nach Verdienſt aufgenommen. — Döbler, „Hofkünſtler Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, akademiſcher Künſtler der königlichen Akademie zu Berlin, und Inhaber der großen goldenen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft" (wie ihn der Anſchlagzettel nennt), hat bereits ein Dutzend Darſtellungen ſcheinbarer Zauberei aus dem Gebiete der Phyſik und Mechanik gegeben. Ich bewundere die Gewandtheit und gute Haltung des Mannes, noch mehr aber bewundere ich die endloſen Artikel der Wiener Blätter über ſeine Leiſtungen, und am meiſten das Wiener Publikum, das von mehr als achtzig Vorſtellungen in der weit entlegenen Joſephſtadt die lezte ſo zahlreich wie die erſte beſuchte. — Die Zauber-Pantomime: „Arlequin und Columbine auf den Alpen, oder der Zaubergarten," ſchlug die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche einige Tänze und Gruppirungen unſeres neuen Pantominen- und Balletmeiſters, Rainaldi, wenigſtens bei einem Theile des Publikums erregt hatten, ſo ziemlich wieder nieder. Die Mittel unſeres Ballets ſind freilich von der Art, daß ſich nichts Großes erwarten läßt; doch braucht das Kleine nicht geſchmacklos und widerſinnig zu ſeyn, und dieſe Pantomime war in der That das erbärmlichſte Rococo, welches der choreographiſche Gewerbfleiß nur zuſammenſtoppeln kann. — Unſere Direktion ſcheint ſich ſeit einiger Zeit ſehr für den Coeur de Lion zu intereſſiren, denn nicht allein „der Löwe von Kurdiſtan," von Auffenberg, wanderte wieder auf das Repertoire ein, ſondern es erſchien auch (bei Eröffnung des großen Thores) die Oper: „Richard Löwenherz," von — oder beſſer — nach Gretry, abermals auf unſerer Bühne. Das Publikum fand ſich aber ſehr ſparſam ein, und ſchien ſich in beiden ſehr matten Darſtellungen eben nicht ſehr zu amuſiren.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 33.

Sonnabend, 24. Oktober 1840.

[450] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente zu Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von
Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung: Nachleſe und Variantenſammlung.

Erſter Band:

Gedichte und Dramen der erſten Periode bis auf Don Carlos.

Zweiter Band:

Dichtungen der zweiten Periode, von Don Carlos bis zu ſeiner Rückkehr zur Poeſie.

Taſchenformat. Velinpapier. Preis jeden Bandes 45 kr. oder 12 Gr.

„Die verſchiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngſten Zeit erſchienen ſind, und das ungemeine „Intereſſe, welches Deutſchland für Alles an den Tag legt, was Schillers geiſtiges Wirken und ſeine Perſon betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeſchiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'ſchen „Werke **Supplemente** zu denſelben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig ſeyn und ſo viel als möglich in „ſeinem eignen Geiſte veranſtaltet werden ſollen.“

Durch vorſtehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernſt von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'ſchen Familie das Werk an, deſſen zwei erſte Bände bereits erſchienen.

Dieſe Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufſätze und Varianten, die den bisher erſchienenen Nachträgen fehlen, ſondern auch eine bedeutende Sammlung von Büchern Schillers und zeichnet ſich durch ihre Anordnung und durch die ſtrenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologiſches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum beſſeren Verſtändniß der Werke ſelbſt dienen, theils wird es für den Leſer ein Leitfaden ſeyn, durch welchen er den Zuſammenhang der einzelnen Beſtandtheile dieſer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht erſehen und ihre Stelle ſchnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[431] Von des Herrn **Dr.** Karl Friedrich Wilhelm Gerſtäcker allhier:

Syſtematiſchen Darſtellung

der

Geſetzgebungskunſt,

ſowohl nach ihren allgemeinen Principien, als nach den, jedem ihrer Haupttheile, der Polizei-, Criminal-, Civil-, Proceß-, Kirchen-, Militair-, Finanz- und Conſtitutions-Geſetzgebung eigenthümlichen Grundſätzen,

wovon die erſten drei Theile bei A. Oſterrieth in Frankfurt a. M. herausgekommen ſind, wird in der unterzeichneten Buchhandlung der vierte und letzte Theil in zwei Abtheilungen erſcheinen. Die erſte Abtheilung iſt ſo eben verſandt, und in allen ſoliden Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. Pr. Court. (Subſcriptions-Preis 1 Thlr. — Gr.) zu haben. Die zweite Abtheilung wird vermuthlich noch im Laufe dieſes Jahres nachfolgen und das ganze Werk beſchließen. Ein allgemeines Regiſter für alle vier Theile wird dieſer zweiten Abtheilung beigefügt werden und den Gebrauch des Werkes erleichtern.

Der Herr Verfaſſer hat in der gegenwärtigen erſten Abtheilung die Proceß-, dann die Kirchen-, Militair-, die Gewerb-, die Finanz- und die Conſtitutionsgeſetzgebung abgehandelt und alle dahin einſchlagende wichtige Zeitfragen, insbeſondere auch die kirchlichen Streitigkeiten, berückſichtigt. Man findet hier z. B. Vorſchläge zur Vereinfachung des Civil- und zur Verbeſſerung des Criminalproceſſes, Erörterungen über das Unterthanenverhältniß der Kirche und die darauf zu gründende kirchliche Geſetzgebung, über das, größern Staaten allein angemeßne, Militairſyſtem, über die durch das letztere vermittelte Entbehrlichkeit der Communalgarden und der Gendarmerie, über die Grenzen der Gewerbfreiheit, über die Grundſätze der Beſteuerung, über das Staats-

Google

ſchuldenweſen u. ſ. w., vornehmlich auch eine ausführliche Prüfung der beſten conſtitutionellen Formen.

Es liegt nun dem Publikum das ganze Syſtem des Verfaſſers vor, denn die noch übrige 2te Abtheilung des 4ten Theiles beſchäftigt ſich nun mit den Schwierigkeiten der Ausführung des Syſtems. Der erſte und zweite Theil des Werkes enthält Grundanſichten und die allgemeinen Principien der Staatsverwaltung und Geſetzgebung, der dritte die Principien des Polizei-, Criminal- und Civilgeſetzgebung, der vierte die Grundſätze der Proceß-, der Kirchen-, Militair- und Conſtitutionsgeſetzgebung, mithin das verſprochene Ganze nach allen ſeinen Theilen. Daß die im 3ten Theil bereits im Jahre 1839 (ſo wie früher) aufgeſtellte Theorie des Strafrechts und der Strafgeſetzgebung ganz dieſelbe ſey, welche eben jetzt von Mittermaier in der 13ten Auflage des Feuerbach'ſchen Lehrbuchs §. 20. für die einzig richtige erklärt und allen übrigen vorgezogen worden iſt, wird Allen einleuchten, die beide Theorien mit einander vergleichen.

Leipzig, im Februar 1840.

K. F. Köhler.

---

[424] Bei Meline, Cans und Comp. in Brüssel und Leipzig ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung
und
Nebeneinanderstellung

von allen Arten neuer und alter, durch Schönheit, Grösse, oder Eigenthümlichkeit merkwürdiger Gebäude,

Nach Einem Maasstabe gezeichnet

Von J.-N.-L. Durand,

Architekt und Professor der Baukunst an der polytechnischen Schule.

Ein unentbehrliches Werk für Architekten, Kriegsbaumeister, Unternehmer von Gebäuden, Baulustige, Schreiner u. s. f.

Diese Ausgabe ist in Belgien mit zehn ergänzenden Platten, welche 35 Gebäude nach demselben Maasstabe darstellen, vermehrt worden; wozu noch ein Band in 8. Text, nach Wahl des Käufers, in französischer, deutscher oder italienischer Sprache, kommt, welchen die französische Ausgabe ebenfalls nicht enthält. Das Werk wird in 20 Lieferungen, von denen bis jetzt 10 ausgegeben von 5 Platten, jede Lieferung zu 2 Rthlr., erscheinen. Der Textband wird zugleich mit der letzten Lieferung und unentgeldlich abgegebn; so dass unsere Ausgabe, obschon beträchtlich vermehrt, um 20 Rthlr. wohlfeiler, als die französische ist, die 60 Rthlr. kostet.

Unser Werk, aus HUNDERT PLATTEN bestehend, enthält die Tempel von Balbec und Palmyra, die berühmtesten Moscheen, Pagoden, gothischen Kirchen und Dome; öffentliche Plätze, Fora, Marktplätze, Hallen, Bazars, Rathhäuser, Basiliken, Schulen, Ringschulen, Säulengänge und Börsen; die ägyptischen, griechischen, indischen, türkischen, persischen und römischen Grabmäler; Triumphbogen, Brücken, Wasserleitungen u. s. f.; Häfen, Leuchtthürme, Thürme, Citernen, Brunnen und Wasserschlösser; Casernen, Zeughäuser, Gefängnisse, Spitäler, Lazarethe, Caravanserails und Kirchhöfe; Bäder, Nymphäen, Krypto-Säulengänge; die alten und neuen Theater und Amphitheater, die Naumachieen und Circus; die alten und neuen Häuser, Schlösser, Paläste; endlich noch die Entwicklung, im grossen und nach demselben Modelmaasstabe, alles Einzelnen an jenen Gebäuden, das eine Erläuterung verdient.

Histoire de l'Architecture
de
Th. Hope,
traduite de l'anglais
par
A. Baron,

Chevalier de la légion d'honneur professeur à l'école militaire, à l'université libre et à l'Athenéeroyal de Bruxelles.

Un très beau vol. in 8. accompagné d'un atlas de 99 planches gravées. Prix 10 Rthlr.

Traité élémentaire
de
Construction
appliquée à l'architecture civile,
par
M. J.-A. Borgnis,

Ingénieur et membre de plusieurs académies.

Troisième édition.

1 vol. 4. ornée d'un Atlas composée de trente planches in-Folio. 8 Rthlr.

---

[475] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Paxton Cultur der Georginen

(Dahlien). Nach dem Engliſchen mit Zuziehung des Herrn Hofgärtner Fiſcher in Weimar und mehrerer anderer Georginenfreunde bearbeitet von H. Gauß. Mit zwei beigefügten Briefen des Hrn. A. v. Humboldt und A. de Juſſieu. 8. ½ Rthlr. oder 54 kr.

Die zahlreichen Freunde der Georginen werden ſchon aus dem vorſtehenden Titel erkennen, wie alles geſchehen iſt, um den Werth der deutſchen Ueberſetzung zu erhöhen und durch ſie dieſe intereſſante Schrift, die bereits bei geringerem Gehalt ſchon in England ſo vielen Beifall fand, auch bei uns in Deutſchland einzubürgern, da es durch ſie jedem Gartenbeſitzer möglich wird, ſich mit geringer Mühe und Koſten die vorzüglichſten Varietäten zu verſchaffen, ſie gut durchzuwintern u. ſ. w.

---

[399] In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hausmusik in Deutschland

in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur näheren Erläuterung. Von Carl Ferdinand Becker, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. gr. 4. broch. Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

[448] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Deutſche Vierteljahrs-Schrift für 1840.

4tes Heft oder Oktober bis December.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Controverſe des Pietismus und der ſpekulativen Theologie in Württemberg. — Die Slaviſchen Völker und ihr Verhältniß zu Deutſchland. — Adel und Grund-Eigenthum. — Ueber deutſchen Unterricht auf Gymnaſien. — Ueber die Errichtung ſtaatswirthſchaftlicher Fakultäten auf den deutſchen Univerſitäten. — Ueber die Kaltwaſſer-Heilmethode. — Die deutſchen Gewerbe-Vereine. — Ueber die Hoffnungen unſerer Zeit. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[435] **Neuestes Werk von Boz (Dickens).**

Master Humphrey's

WAND-UHR.

1. Band.

Mit 5 Federzeichnungen nach Cattermole und Browne, dem Portrait Dicken's und einer biographiſchen Skizze.

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, Verlag von **J. J. Weber.**

---

[433] Bei H. Reclam sen. in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Heller, Robert, eine Sommerreiſe. 1 Thlr. 18 Gr.
Anſtatt jeder Anempfehlung dieſes Werkes eines bekannten Verfaſſers verweiſen wir auf das Urtheil der kritiſchen Organe. Das Buch iſt eine wichtige Erſcheinung im Gebiete der Reiſeliteratur, und vorzüglich dürften die Darſtellung der literariſchen Verhältniſſe in Oeſterreich, die Schilderungen aus Prag, Grätz, Trieſt, Venedig u. ſ. w., ferner die Bilder aus Tirol und dem Salzburgiſchen (Wildbad, Gaſtein) das allgemeine Intereſſe erregen.

Ungarn und die Walachei in der neueſten Zeit, vom Grafen von P... 1 Thlr. 12 Gr.

Belani, H. E. R., Wittenberg und Rom. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der Reformationsgeſchichte. 3 Bände. 5 Thlr.

Veit Weber, Sagen der Vorzeit. 8 Bände. Jeder Band 16 Gr.

Weihe zum Spielberg. Aufenthalt des nachmaligen öſterreichiſchen Staatsgefangenen Andryane in Genf. Verkehr mit den italieniſchen Flüchtlingen und Verſchworenen, und ſeine Aufnahme in die revolutionäre Propaganda. 2 Bände. 2 Thlr.

Geheimniſſe des Spielbergs. Denkwürdigkeiten eines öſterreichiſchen Staatsgefangenen, ſein Prozeß vor der öſterreichiſchen Unterſuchungscommiſſion gegen geheime Verbindungen in Mailand und ſeine Schickſale auf dem Spielberg in Gemeinſchaft mit dem Grafen Gonfalonieri. 4 Bände. 4 Thlr.

Janin, J., Reiſe in Italien. 1 Thlr.

Leonore Pacheco und Philipp von Orleans, oder die Giftmiſcher im Palais-Royal. Romantiſches Gemälde aus der Geſchichte des franzöſ. Hofes unter Louis XIV. 2 Bände. 2 Thlr.

Santo Domingo, Geiſt des Papſtthums, oder Rom wie es iſt. 3ter Band. 1 Thlr.

Oeſterreichiſche Daguerreotypen. Bilder aus dem Leben und Treiben der öſterreichiſchen Hauptſtädte. 1ſtes Heft. 6 Gr.

---

[430] Bei Otto Model in Braunſchweig erſchien ſo eben und iſt durch jede gute Buchhandlung zu haben:

Jung, Dr. A.,

Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. 8. 20 Sgr.

Eine Schrift über Königsberg in Preußen wird jedem gebildeten Deutſchen um ſo intereſſanter ſeyn, als dieſe Stadt auf's Neue dadurch in ein volles Licht tritt, daß daſelbſt gegenwärtig ein König ſeine Huldigung empfängt, an den ſich die ſchönſten Hoffnungen knüpfen, die bereits begonnen haben in Erfüllung zu gehen. Wir glanben aber die angezeigte Schrift ihrer näheren Tendenz nach, am beſten auf die Weiſe zu empfehlen, daß wir uns kurz über ihren Inhalt verbreiten.

Der Verfaſſer giebt uns 1. die Umriſſe einer Culturgeſchichte Königsbergs, während der Zeit von Kant

Digitized by Google

bis auf die Gegenwart. 2. Eine Darſtellung und Kritik des Ebel'ſchen Pietismus, wie derſelbe mit dem Pietismus überhaupt in Verbindung ſteht. — Im erſten Theile begegnen wir unter andern Männern, wie Kant, Hippel, Hamann, Herder, Werner, Hoffmann, Lewald, Scheffner, Krug, Herbart, Dinter, Olshauſen, Kähler, Lehnerdt, Borowski, Roſenkranz. Beſonders ausführlich läßt ſich der Verfaſſer über Herbart vernehmen. Die Königsberger Zuſtände werden ſowohl in Beziehung auf die einzelnen Bildungs-Inſtitute, als auch in Bezug auf die Einwohner und die jetzige Zeit überhaupt in der mannigfaltigſten Weiſe beſprochen. Der Verfaſſer weiſt uns wieder und wieder nach, welch' eine große Bedeutung Königsberg für die geſammte deutſche Bildung hat, indem er das bereits Geleiſtete in ſeinen einzelnen Richtungen überſchauen läßt, wie er auch darauf hinweiſt, was noch zu wünſchen übrig iſt. — Im zweiten Theile nun wird uns diejenige Geſtalt des Pietismus vorgeführt, die in neueſter Zeit als Ebelſche Lehre ſo viel Aufſehen erregt hat. Der Verfaſſer charakteriſirt das Weſen des deutſchen Pietismus, und giebt damit zugleich Grundlinien zur Geſchichte deſſelben. Er zeigt uns die Stelle, welche im Pietismus dem Ebelianismus gebührt, und läßt uns dieſen Schritt für Schritt bis in ſeine grellſten Ausartungen begreifen. Ueberall wird hingedeutet auf die große Veränderung, welche, zum Theil durch Strauß veranlaßt, der Theologie bevorſteht. Auch in dieſer Hinſicht ſcheinen uns die aufeinander folgenden Theſen, welche der Verfaſſer für eine Zukunft der Theologie giebt, ſehr merkwürdig zu ſeyn. Kurz wir erhalten nicht nur eine äußerliche Hererzählung der Ebelſchen und pietiſtiſchen Lehre, ſondern eine Kritik ihrer Prinzipien und Conſequenzen, vom Standpunkt einer Philoſophie, welche nirgend Partei nimmt, und überall den ideellen Fortſchritt feſt im Auge behält. Ueberhaupt dürfte dieſer zweite Theil auch deßhalb jetzt von größter Wichtigkeit ſeyn, da wir nächſtens die Dogmatik von Strauß erhalten, mit der ſich vielleicht die in unſrem Buche angedeutete neue Epoche der Theologie von der Philoſophie aus vollends datirt und abſchließt. — Außerdem weiſen wir noch vorzugsweiſe auf das hin, was der Verfaſſer in der Vorrede über Oeffentlichkeit und Literatur ſagt. Und ſo ſey dieſe Schrift auf's Beſte den Deutſchen empfohlen.

Braunſchweig, im Sept. 1840.

---

[426] **Steffens Memoiren.**

Im unterzeichneten Verlage iſt ſo eben erſchienen und zu haben:

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben,
von Henrich Steffens.

Erſter Band:
Mein geiſtig einſames Knaben- und erſtes Jugendleben.

Zweiter Band:
Univerſitätsleben. — Literariſches Treiben. — Wiſſenſchaftliches Treiben. — Politiſches Treiben. — Das einſame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

8. 1840. Fein Velin-Druckpapier und geheftet.
Preis 3 Rthlr.

Dieſe Memoiren gehören zu den bedeutendſten Erſcheinungen in der Literatur. Seit **Goethe's „Wahrheit und Dichtung"** dürfte kein Werk von gleich großem Intereſſe erſchienen ſeyn. Der Reichthum des Inhalts dieſer Lebensdarſtellung, welche zugleich eine Darſtellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachſen und die Theilnahme geiſtreicher Leſer in hohem Grade in Anſpruch nehmen.

Ferner ſind im unterzeichneten Verlage erſchienen:

Gebirgs-Sagen.

Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens,
von
Henrich Steffens.

Hiezu:

Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland,
von F. W. J. v. Schelling.

8. Geheftet. 20 Bogen. Preis 1 Rthlr.

Dieſen trefflichen Gebirgs-Sagen ſind die berühmten Terzinen des Herrn Wirklichen Geheimen Raths von Schelling in München, welche die tief ergreifende Sage: Die Trauung, poetiſch verherrlichen, mit Genehmigung des Herrn Verfaſſers und nach einer durch ihn ſelbſt von neuem revidirten Abſchrift, hinzugefügt worden. Freunde der Poeſie werden dieſe höchſt werthvolle Zugabe mit Dank und Theilnahme gewiß entgegen nehmen.

Früheren Käuſern der Gebirgs-Sagen, welche dieſe ohne jenes Gedicht erhielten, wird daſſelbe unentgeldlich nachgeliefert, wenn ſie es von der Buchhandlung, ſo wie das Werk kauften, verlangen.

Steffens, H., die Familien Walſeth und Leid. Ein Cyklus von Novellen. Dritte verbeſſerte Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. $71\frac{1}{2}$ Bogen. geh. 3 Rthlr.

— — **Die vier Norweger.** Ein Cyklus von Novellen. Zweite verbeſſerte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. $87\frac{3}{4}$ Bogen. geh. 3 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — **Malkolm.** Eine norwegiſche Novelle. Zweite verbeſſerte Auflage. 4 Bändchen. 8. 1838. $64\frac{1}{4}$ Bog. geh. 2 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — **Die Revolution.** Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. geh. 61 Bogen. 4 Rthlr.

Welche ſämmtlich dem Leſer hohen geiſtigen Genuß in Fülle darbieten.

Buchhandlung **Joſef Max u. Comp.** in **Breslau.**

---

[480] Meinen Univerſitätsfreunden zeige ich hierdurch an, daß die ihnen längſt verſprochenen und ihnen gewidmeten

„Humoriſtiſchen Erinnerungen aus meinem akademiſchen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817" 2 Bde.

ſo eben im Verlag bei Wilh. Kaiſer in Bremen erſchienen und durch alle Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 Gr. zu haben ſind.

Oldenburg, den 27. Sept. 1840.

Theodor von Kobbe.

---

[449] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Gedichte

von

Franz Kugler.

8. Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. Oktober 1840.

— Mein Vaterland,
Mir iſt die ganze Welt bei deinen ſchönen Füſſen;
So weit der große Rhein und Donau ſich ergießen,
Wirſt du, du edler Quell, ingleichen ſeyn bekannt.

Martin Opitz.

Spaziergang durch das Hirſchberger Thal.

II.

Ich verließ die Hauptſtraße und wanderte hinüber nach Warmbrunn, im erweiterten Thalgebiet des Zacken, der die ſeltſame Eigenſchaft hat, bisweilen ſtill zu ſtehen wie gewiſſe Mädchenjahre. Das Waſſer bleibt aus, und erſt nach drei Stunden beginnt die Fluth wieder; eine Erſcheinung, die, wie manche andere, ſchwerlich genügend erklärt werden kann, ſo lange wir von den geheimnißvollen Naturwerkſtätten nur die Vorhöfe kennen. — Warmbrunn, das ſchleſiſche Pyrmont, iſt der Mittelpunkt des geſelligen Lebens im Hochgebirge, und für deſſen nahe und ferne Schönheiten durch ſeine Lage zugleich der beſte Auswanderungspunkt. Wer nicht, die Uhr in der Hand, in ſchnaufender Haſt durch das Gebirge rennt, hat vier Wochen mit den Partien ringsum zu thun; aber auch ſelbſt der gichtkranke Badgaſt geht nicht leer aus. Und wer nur am Ausgange der kleinen Pappelallee einen einzigen Sommerabend hinbringt, wird Warmbrunn nie vergeſſen. Ringsum lacht in bunten, blitzenden Farben die elyſiſche Landſchaft; Dorf reiht ſich an Dorf, raſch und heiter regt ſich's überall auf Straßen und Fußſteigen, auf den ſonnigen bebauten Hügeln und Bergen; herab auf das wimmelnde Geſchlecht der Gegenwart blickt dort ernſt und ſinnig die altersmüde Ruine des Kynaſts, und darüber zieht himmelan der blaue Rieſenkamm mit der hochthronenden Koppe, dem Hochaltar dieſer ganzen herrlichen Naturkirche, wo magiſch die Abendlichter gaukeln, und Rübezahl, der Geiſterfürſt, ſeinem Herrn und Meiſter die Veſper hält, bis der roſiggraue Dämmerungsſchleier das Thal überhüllt und die Sterne zur Fortſetzung der unbeſchreiblich magiſchen Scene leuchten. — Dies ganze weite Thal von etwa zwei Quadratmeilen iſt wohl das ſchönſte Juwel in Preußens Krone, gleichſam ein ſüßſchmerzlicher Abſchiedskuß ſüdlicher Natur an den eigentlichen Norden, und Seume hat es hoch geehrt durch den Ausſpruch: nur am Aetna ſey mehr als hier. Der Schleſier kann das italiſche Sprüchwort: „Vedi Napoli e poi muori!" auf ſein Thal von Hirſchberg beziehen. Jeder norddeutſche Naturfreund ſollte in ſeinem Leben wenigſtens einmal hierher wallfahren wie der Araber nach Mekka.

Warmbrunn iſt ein alter Badeort. Auf ähnliche Weiſe wie der Karlsbader Sprudel ward ſchon im zwölften Jahrhundert der erſte warme Quell durch einen Hirſch entdeckt, nur daß dieſer ſich dort verbrühte, hier ſich badete. Die Thermen ſind denen zu Aachen, Baden, Karlsbad und Teplitz ſehr ähnlich und alkaliſch-ſaliniſche Schwefelwaſſer, und wurden bisher namentlich ſtark von

Digitized by Google

Polen und Ruſſen beſucht. Der Ort gehörte einer mit Grüſſau verbundenen Propſtei der reichen Ciſterzienſer, die Gotſche Schoff, der Stammvater der Reichsgrafen von Schaffgotſch, einſt hier gründete. Bei der Aufhebung der Klöſter vindicirten deſſen Nachkommen das Beſitzthum, das ſonſt dem Staat anheimgefallen wäre, und es verblieb ihnen. — Erſt ſeit dem Anfang des Jahrhunderts, wo in der 1802 erſchienenen kosmopolitiſchen Anſicht, „Oder und Rhein“ die Einrichtungen des Bades ſtrengen öffentlichen Tadel erfuhren, wurden weſentliche Verbeſſerungen vorgenommen, beſonders aber ſeit 1834, wo Gotthard Leopold Chriſtian v. Schaffgotſch das Majorat antrat. Er beförderte mit großer Liberalität neben dem Nothwendigen und Nützlichen auch das Angenehme, baute ein hübſches Theater, ließ von dem nahen Schloſſe Hermsdorf unterm Kynaſt ſeine 40,000 Bände ſtarke Bibliothek, ſo wie die übrigen kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen nach Warmbrunn ſchaffen und gab ſie dem Publikum zur Benutzung frei. Die Bibliothek iſt reich an literariſchen Antiquitäten und Incunabeln, an orientaliſchen Handſchriften, aber auch an Manuſcripten für ſchleſiſche Geſchichte und Ortskunde.

In dem hieſigen theotechnologiſchen Muſeum, um welches Fiedig in Altwaſſer ſich große Verdienſte erwarb, kann man die verſchiedenen Schöpfungsepochen der Sudeten ſtudiren. Es wird einem urweltlich, flötzgebirgig zu Muthe. Intereſſant ſind aus dem animaliſchen Vorreiche die Wurmzellen oder Weſpenneſter im Kalkſtein, ſo wie in demſelben die Exemplare des verſchwundenen Inſektengeſchlechts der Trilobiten, die meiſt dort gefunden werden, wo ein Gebirgszug entweder ſich abdacht oder zu ſteigen anfängt.

In Warmbrunn ſtarb 1827 der beliebte Schriftſteller Karl Weißflog, oder gab ſich den Tod, wie man ſagt. Er, deſſen Genius in den „Phantaſieſtücken und Hiſtorien“ ſo vielen Tauſenden das Leben würzte, ertrug mit dem echten Humor eines Weiſen Jahre lang eine außerordentliche Summe von Körper- und Gemüthsleiden, der er endlich doch unterlag. — Seit 1839 bezog auch Feldmarſchall Graf von Zieten, der Schwiegervater des Grundherrn, Warmbrunn als Wohnſitz für den Abend ſeines Lebens. Auch ein Name, bei dem ein wichtig Stück preußiſcher Geſchichte in die Erinnerung ſich drängt, wie bei Blücher und Gneiſenau.

Das Leben in Bädern hat von je die ſchärfſte Kritik erfahren. In Warmbrunn tadelt man beſonders das Abſonderungsſyſtem, eine Art geſelliger Cholera, da es contagiös wirkt. Dagegen iſt nun freilich der beſte Rath, die Leute, die ihm angehören, ungeſtört ſich langweilen zu laſſen. Indeß wird es zu allen Zeiten eine Ariſtokratie durch Geburt, Talent oder Reichthum geben, die auch ſoweit ganz ehrenwerth iſt, als die Hauptbegriffe dieſer ihrer dreifachen Bezeichnung es nur ſcheinbar ſind, und eigentlich nur Nebenbegriffe; das heißt, wenn jene drei Requiſiten höhere geſellige Tugenden vorausſetzen laſſen, und nicht vielmehr ſtörend in's geſellige Leben eingreifen. Sonſt macht man natürlich vor ihnen ebenſowenig die Honneurs, als vor einem Wappen, einem Bücherſchrank und einer vollen Börſe. Weil in England die ſogenannte hohe Ariſtokratie Geburt, Talent und Reichthum in ſich vereinigt, bleibt ſie auch hochgeachtet.

Wer in Warmbrunn iſt, geht auch nach dem nahen Kynaſt, der weitbekannten und vielbeſungenen Burgruine, dem jüngeru Stammhauſe der Schaffgotſche. Es iſt jezt eines der romantiſchen Kaffeehäuſer, in welche die moderne Spekulation die alten Ritterſitze verwandelt. Hier, zwiſchen Natur und Alterthum, feiern an heitern Sommertagen die Badgäſte Warmbrunns ihre Verdaunngsſtunden.

Die Geſchichte des alten Baues iſt mit Sagen reich durchflochten. Neben der älteſten und bekannteſten von der ſpröden, grauſamen Kunigunde ſcheint mir jene von dem Edelknaben am meiſten poetiſch, dem es allein gelang, bei einem Feſte auf der Burg an oer äußern Mauer herauf die Thurmzinne zu erklimmen, wo er nach dem Geſtändniß ſeiner heimlichen Liebe auf's Wohl der Herzogin Eliſabeth von Liegnitz einen Becher leerte und dann in den Abgrund ſich ſtürzte. In die allgemeine Geſchichte tritt von hier der höchſt wahrſcheinliche Juſtizmord heraus, der unter Ferdinand II. im Jahr 1635 zu Regensburg in der Hinrichtung des Generals Johann Ulrich v. Schaffgotſch begangen wurde, den man eines Einverſtändniſſes mit den Schweden beſchuldigte. Sein Hauptverbrechen aber war wohl der Proteſtantismus, den die Jeſuiten geſchickt zu ſeinem Verderben zu interpretiren wußten. Bei der damaligen fiskaliſchen Unterſuchung auf dem Kynaſt ſind gewiß viele hiſtoriſchen Documente der Burg verloren worden, obſchon auch ein ſpäterer Brand viel vernichtet haben kann. — Die Veſte iſt nie eingenommen worden, auch von der Seite des Höllengrundes ſchwerlich zu nehmeu; allein ſie ward auch nie ernſtlich angegriffen, daher iſt ihr Ruhm nur hohl, wie der ſo mancher weiblichen Unſchuld, die im Verborgenen blüht, unbedrängt von dem Verſucher. Von dem Thurme hat man auf der einen Seite eine entzückende Ausſicht in's Hirſchberger Thal, auf der andern blickt man in eine tiefe, öde Felskluft, die Hölle. Es gibt im ſchleſiſchen Gebirge viele ſogenannte Höllen; dieſe ſcheint mir die ſchlimmſte. Hier liegen wohl die geopferten Freier Kunigundens, die der Bedingung nach nm die äußere Burgmauer ritten und hinabſtürzten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Buckligte.

(Fortſetzung.)

Ruhig ward Heinrich aber darum nicht. Im Gegentheil, in ſeinem Innern wühlte Tag und Nacht die Sehnſucht nach Liebe, nach einem weiblichen Weſen, das ihn verſtände und ihm die Welt wieder erträglich machte, die ihn oft hart und bitter zurückgeſtoßen hatte. Dies zeigte ſich mir auf ſehr auffallende Weiſe. — Wir gingen einmal durch einen entlegenen Theil der Stadt, da hörten wir eine Harfe mit zwei Frauenſtimmen, und da Heinrich die Muſik leidenſchaftlich liebte, ſo zog er mich dahin und wir fanden im Hof eines großen Hauſes zwei Sängerinnen, wie ſie zur Sommerszeit überall herumziehen, wo etwas zu verdienen iſt. Sie ſangen ein deutſches Lied; in ihrer Kleidung und in ihrer ganzen Art und Weiſe lag etwas Rechtliches und Anſtändiges. Die jüngere, ungefähr ſiebzehn Jahr alt, ſchien die Tochter, die andere die Mutter. Das Mädchen hatte ſchöne blonde Haare und lange Wimpern zogen ſich über ihre blauen Augen, aus denen tiefes Gefühl mit jungfräulicher Schüchternheit ſprach; in ihren, von der Sonne verbrannten Zügen miſchte ſich Zartes und Hartes, wie es bei weiblichen Weſen nicht anders ſeyn kann, die ein ſo unſtätes abenteuerliches Leben führen. Ihre Geſtalt, obwohl in ärmlicher Kleidung, konnte ſehr anmuthig genannt werden. Wenn man das arme Mädchen ſah, wie die kecken Blicke der Umſtehenden auf ſie fielen, ſo konnte man ſich des Mitleids nicht erwehren, denn ſie ſchien eine ſchöne Pflanze, die der rauhe Wind hin und her reißt, die aber unter einem andern Himmel herrlich gedeihen würde. So dachte ich, aber in Heinrichs Gemüth ging ganz Anderes vor. Unbeweglich ſtand er an meiner Seite und betrachtete das Mädchen mit innigem Mitleid; ihr unausgebildeter, aber zum Herzen gehender Geſang hatte ſeit lange wieder ein weiches Gefühl in ihm erregt; Thränen ſtanden ihm in den Augen. Ich fürchtete, dieſe Aufregung möchte ihm ſpäter weh thun und ihn noch trauriger machen, darum wollte ich ihn wegziehen, er war aber nicht von der Stelle zu bringen. Nach dem erſten Lied ſangen die Frauen ein zweites; drauf kam das Mädchen und hielt uns mit niedergeſchlagenen Augen und erröthend ihren kleinen Teller zum Einſammeln hin. Sie gingen weiter, von Straße zu Straße, bis Abends. Wollte ich meinen Freund nicht allein laſſen, ſo mußte ich ihm folgen; er ging ihnen überall nach.

Als wir endlich am Abend nach Haus kamen, blieb er lange ſtill, und ich konnte wohl ſehen, daß ihn etwas ſehr beſchäftigte. Endlich ſagte er ſehr bewegt und raſch: „Wer wird dieſe Frauen ihrem verworfenen Gewerb entreißen? Wer wird dies arme Mädchen in eine beſſere Lage, in die Lage bringen, deren ſie gewiß würdig iſt? O gewiß, ſo erröthet kein Mädchen, ſo ſchüchtern blickt keine, wenn ſie nicht ehrlich und rein iſt!“ — Indem er ſo leidenſchaftlich ſprach, ſah er mich feſt an, als wolle er die Wirkung ſeiner Worte auf mich beobachten, und da ich ihm nicht gleich antwortete, ſo fuhr er mit ſteigender Leidenſchaft fort: „Ich, ich möchte ſie aus ihrer Lage reißen, ich möchte ihr die Stelle anweiſen, deren ſie gewiß würdig iſt! — aber ſie wird mich nicht wollen, und das willſt du mir nicht ſagen.“ Bei dieſen Worten wurde ſeine Stimme ſehr bewegt und er brach in Thränen aus. „Heinrich! Heinrich! du geräthſt auf Irrwege! Wie kannſt du an ſo etwas denken? Ich halte das Mädchen für ehrlich, aber welcher Skandal in der öffentlichen Meinung, wollteſt du ſie zur Frau nehmen.“

Meine Aeußerung brachte ihn zur Wuth. „Die öffentliche Meinung?“ rief er voll höhnenden Zorns, „die öffentliche Meinung? Und der ſollte ich Opfer bringen? ich? was bin ich ihr ſchuldig? Ich haſſe, ich verachte dieſe öffentliche Meinung, ich trotze ihr; durch ſie will ich nicht leiden und nicht ſterben, darauf verlaſſe dich. Die öffentliche Meinung! der Skandal! Wenn mich weiter nichts hinderte! — Nein! es iſt etwas anderes, du willſt nur nicht mit der Sprache heraus, du willſt mir nur nicht ſagen, daß ein auf der Straße aufgeleſenes Mädchen noch zu gut für mich iſt, daß ſie mich nicht will. Sag es nur, Heinrich, daß ich mit meinem liebenden Herzen verdammt bin, allein und elend zu leben und zu ſterben.“ — Er konnte nicht weiter ſprechen, denn ein neuer Thränenſtrom erſtickte ſeine Worte.

So endigte ſich dies Geſpräch. Später war zwiſchen uns nie mehr die Rede von dem Harfenmädchen. Heinrich verfiel von nun an in immer zunehmende Niedergeſchlagenheit und ſcheinbare Gleichgültigkeit. Auch waren unſere Unterhaltungen ſeltener und viel weniger vertraut. Einige Monate nachher machte er, ohne mir etwas davon zu ſagen, einem Mädchen ohne Aeußeres und Vermögen einen Heirathsantrag, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Gleich darauf brachte er ſeine Geſchäfte in Ordnung und verließ, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, die Stadt. Darüber gingen mancherlei Gerüchte und man wußte durchaus nicht, was aus ihm geworden war. Erſt nach ſieben Jahren erhielt ich folgenden Brief von ihm.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Beginn der Winterſaiſon. Wettrennen. Die Befeſtigung.

Allmählig kommt die reiche Welt wieder von ihren Landgütern oder von ihren Reiſen zurück, Profeſſoren beſteigen ihre Lehrſtühle, Richter nehmen ihre Sitze wieder ein, Schauſpieler und Schauſpielerinnen erſten Ranges haben ihre Goldernten in den Provinzialſtädten beendigt. Dagegen verſchwindet eine Menge Fremder, welche die Vakanzzeit benützt hatten, Paris zu beſuchen. Die Bibliotheken werden wieder geöffnet; nach und nach beginnen auch die Vorträge in den öffentlichen Lehranſtalten wieder; nur die höhern Anſtalten zögern bis zum November. Die Wettrennen, welche einen Theil des Septembers hindurch gedauert haben, ſind beendigt und die Preiſe vertheilt. Der Herzog von Orleans, der, als ein entſchiedener Pferdeliebhaber, ſelbſt Renner zieht, wohnte dem lezten und wichtigſten Rennen auf dem Marsfelde nebſt dem Präfekten des Seinedepartements und andern Staatsbeamten bei. Von der Anhöhe von Chaillot herab, welche dem offenen Marsfelde gerade gegenüber liegt, nahm ſich das Ganze vortrefflich aus; unten trennt der Kay und die Seine die Anhöhe von dem Marsfelde, welches auf den beiden langen Seiten erhöht iſt; die Abhänge waren voll von Menſchen; auf dem weiten leeren Raume war die Rennbahn abgeſteckt; am äußerſten Ende des Marsfeldes liegt die ehemalige Militärſchule, jezt eine Kaſerne, welche die ganze Breite des Marsfeldes einnimmt, und von fern einen impoſanten Anblick gewährt; zur Linken erhebt ſich die Kuppel des Invalidenhôtels, in welchem eben die Exequien eines der Marſchälle des Kaiſerthums, des Marſchalls Macdonald, gehalten worden waren, in Erwartung derjenigen, welche dem Kaiſer ſelbſt gelten ſollen. Längs des Kays ſtand eine unabſehbare Reihe von Kutſchen; auf der Seine ſchifften Dampfboote hin und her; ſie brachten Leute nach Saint-Cloud oder von dort zurück nach Paris. Beim lezten Rennen liefen nur zwei Pferde, welche in den frühern alle übrigen beſiegt hatten, und nun um den großen Preis von 12,000 Franks ſtreiten ſollten. Die allgemeine Aufmerkſamkeit war ſehr geſpannt; eines der Pferde gehörte dem Herzog von Orleans, das andere dem bekannten, in Paris anſäßigen Lord Seymour, welcher ſonſt die beſten Renner hatte, aber jezt auf dem Punkte ſteht, ſeinen alten Ruf zu verlieren. Die beiden Pferde durchliefen pfeilſchnell die Rennbahn um's Marsfeld und erreichten das Ziel zu gleicher Zeit; wenigſtens war das Zeittheilchen, um welches einer der Renner ſpäter ankam als der andere, ſo klein, daß die Schiedsrichter es nicht hatten bemerken können, und daher keinem von beiden mit gutem Gewiſſen den Preis ertheilen konnten. Es wurde nach langem Hin- und Herreden und nach vielen Wetten beſchloſſen, die beiden Renner nochmals um den Preis laufen zu laſſen, und dießmal gewann der Renner des Herzogs von Orleans. Die Wetten ſind jezt eine Hauptſache bei den Pferderennen und beleben dieſelben. Der lezte Wettlauf gab beſonders dazu Anlaß, da der Ausgang ſehr zweifelhaft war. Die Menſchen haben nun einmal einen entſchiedenen Hang zu Hazardſpielen, und wenn ſie keine Lotterien und privilegirten Spielhäuſer haben, ſo ſuchen ſie andere Gelegenheiten, um ihr Geld zu wagen. Einige ſetzen es auf's Spiel an der Börſe, andere benützen die Wettrennen und in England ſogar Hahnenkämpfe, um dieſe Leidenſchaft zu befriedigen, welche den wilden Völkern ſo wenig fremd iſt, als den gebildeten. Indeſſen iſt es gut, wenn die Regierungen wenigſtens keine öffentlichen Anſtalten privilegiren, um die Spiel- und Wagewuth zu wecken. Auf der Anhöhe von Chaillot, von wo aus man die Pferderennen auf dem Marsfelde ſo gut ſieht, und wo ſich daher immer auch eine Menge Zuſchauer verſammeln, ſollte unter der Reſtauration ein Palaſt für den Herzog von Bordeaux, unter dem Namen Trocadero, und während des Kaiſerthums ein Palaſt für den König von Rom erbaut werden. Aus beiden Projekten iſt nichts geworden. Es ſcheint gefährlich, für den künftigen Thronerben große Projekte zu machen. Die jetzige Regierung hütet ſich daher auch wohl, für den Grafen von Paris an einen Palaſt zu denken. Iſt er einmal erwachſen, wird man ſchon eine Wohnung für ihn finden. – Für die Beſucher des Boulogner Gehölzes, wozu beinahe die geſammte vornehme Welt gehört, iſt es unangenehm, jezt daſelbſt Vorbereitungen zu Feſtungswerken zu ſehen, an die kein Menſch gedacht hatte. Die Pariſer ſind friedfertige Leute, welche ſich gern ungeſtört ihren Vergnügungen überlaſſen, beſonders wenn ſie Vermögen genug beſitzen, um recht vielerlei Vergnügen genießen zu können. Nun haben ſie bei ihren Spazierfahrten und Ritten durch das Boulogner Gehölz die Unannehmlichkeit, Bäume fällen, einen Theil des angenehmen Gehölzes zerſtören und dagegen Gräben und Bollwerke anlegen zu ſehen, als ob der Feind im Anzuge wäre. Zwar meinen Manche, es ſey nicht ernſtlich damit gemeint, und die Regierung mache viel Lärm um nichts oder um wenig. Indeſſen werden die Befeſtigungsarbeiten doch an ſo vielen Orten begonnen, daß man nicht daran zweifeln kann, die Befeſtigung von Paris werde wirklich zu Stande kommen; ob das Unternommene aber ſehr wirkſam ſeyn, ob die Stadt durch die neuen Werke gegen einen feindlichen Angriff geſchützt ſeyn würde, iſt eine andere Frage, die man nur dann beantworten kann, wenn die Arbeiten weiter vorgerückt ſeyn werden. Bis jezt ſind es noch bloße Anfänge, und das Ganze läßt ſich noch nicht überſehen. Vor der Hand wird viel zerſtört oder zur Zerſtörung beſtimmt. Die Pariſer hatten ſich eingebildet, ſie brauchten nur zu bauen, zu verſchönern und ſich auszubreiten. Jezt aber kauft man ihnen für ſchweres Geld die ſchönen Anlagen ab, reißt ſie nieder, und was ſtehen bleibt, wird mit Wällen und Baſteien bedroht. Zwar hat man die Extramurauer in ſofern beruhigt, daß man ihnen die Verſicherung gegeben, man bezwecke keine Erweiterung der gefürchteten Octroygrenzen, zu deren Vermeidung ſo manche Pariſer ſich außerhalb der Barrièren, an welchen die Stadtzölle erhoben werden, flüchten und niederlaſſen. Iſt aber einmal die Befeſtigungslinie um Paris herum fertig, ſo wird die Obrigkeit ſchwerlich der Verſuchung widerſtehen, aus derſelben eine zweite Octroygrenze zu machen, und alles, was innerhalb derſelben liegt, dem Stadtzolle zu unterwerfen. Sie wird ſagen und beweiſen, daß die Volksmenge des eigentlichen Paris nicht hinreicht, um die vielen Koſten zu decken, welche die vielfältigen Anlagen für Verſchönerung und Bequemlichkeit verurſachen; daß die vielen und großen Vorſtädte alle Vortheile genießen, welche durch die Vorſorge der Obrigkeit der Stadt Paris zu Theil geworden, namentlich Erleichterung der Zufuhr und des Verkehrs mit den Provinzen u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 27. Oktober 1840.

— O my souls joy:
If after every tempest come such calms,
May the winds blow.

Shakespeare.
Othello.

Der Buckligte.

(Fortſetzung.)

„Erinnerſt du dich, lieber Ludwig, des armen Buckligten, der dir lieb war, deſſen Launen du ertragen, den du getröſtet haſt? Dieſer Buckligte iſt jezt verheirathet, hat Kinder und iſt ungemein glücklich. Dieſer Brief iſt von ihm. Das Unglück macht blind wie das Glück. Als ich unſere Vaterſtadt verließ, haßte ich mich ſelbſt und liebte dich nicht mehr. Jezt denke ich mit Rührung und mit Unwillen gegen mich ſelbſt daran, daß ich deine lange treue Freundſchaft verkennen konnte; ich kann es mir kaum verzeihen, daß ich undankbar gegen dich geweſen. Ich habe eine Frau, eine liebe Frau, Heinrich! Das Glück, das ich ſo lange träumte, ich genieße es jezt in ſeiner ganzen Fülle. Die Verzweiflung trieb mich an einen Abgrund, von dem mich Gott gnädig gerettet hat, um mich Mann und Vater werden und dadurch ein Glück genießen zu laſſen, das noch größer iſt, als meine Einbildungskraft ſich je vorgemalt. Um mich wachſen drei Kinder heran, auf die ich mit Wonne blicke und die meine anbetende Liebe für die Frau noch erhöhen, von der mir dies Geſchenk gekommen iſt. Sage den Mädchen und Fräulein in Europa, Buckligte vor Allen müſſen ſie heirathen. Gewiß, Buckligte ſind, wenn nicht die ſchönſten und verführeriſchſten Männer, doch die ihren Frauen ergebenſten. Dem Buckligten iſt ſeine Frau mehr denn eine Frau, ſie iſt ihm ein göttliches Weſen, das ihn gerettet hat; er glaubt nicht, daß er ihr gleich ſey, er hält ſich nur für ihr dankbares Geſchöpf. Beſonders aber, und dies iſt die Hauptſache, beſonders wird er nie vergeſſen, daß er durch ſich ſelbſt keine Anſprüche auf ſie machen konnte, daß ſie ihm aber doch einen Himmel voll Freude geöffnet hat, wofür ſie ſein Herz nie genug lieben und verehren kann.

Als ich von Haus abreiſte, ſagte ich dir nicht, was ich vor hatte. Aufrichtig geſagt, ich hatte auch nichts vor. Mein einziges Wollen und Streben war nur, den Ort zu verlaſſen, wo ich ſo viel gelitten. Zuerſt ging ich nach Paris und brachte da einige Zeit zu. Hier ſchlug man mir vor, nach Nordamerika zu gehen, um da Geſchäfte in Ordnung zu bringen, bei denen ſehr viel zu gewinnen war. Dieſer Vorſchlag kam mir ganz recht, ich nahm ihn an, und wenige Tage darauf war ich auf dem Meer.

Das Schiff war voll Reiſenden. Unter ihnen bemerkte ich einen jungen Mann von etwa fünf-und-zwanzig Jahren, der mich durch ſeinen ſtillen, trüben Ernſt gleich in den erſten Tagen anzog. Er ſchien an einem Bruſtübel zu leiden, das er aber mit Ergebung und

Digitized by Google

Muth ertrug. Da unſere Ueberfahrt lange und beſchwerlich war, hatte er viel zu leiden, und als wir endlich Land ſahen, wußte man nicht, ob man ihn lebend werde ausſchiffen können. Seine junge Frau verließ ihn keinen Augenblick; ich war Zeuge ihrer unendlichen Liebe und Sorgfalt, die nie ermüdete, und ich erinnere mich, daß ich den Sterbenden mit neidiſchen Augen betrachtete, daß ich all meine damalige und künftige Habe um das Glück gegeben hätte, in den Armen dieſes himmliſchen Weibes ſterben zu können.

Es war ein junger Geiſtlicher voll Glauben und Eifer, der in einen der weſtlichſten Staaten Nordamerikas ging, um dort einer eben erſt entſtandenen Kirche vorzuſtehen. Dahin hatte ihn ſein Bruder gerufen, der ſchon einige Jahre früher dort eine Niederlaſſung gegründet hatte. Er erzählte mir dies ſelbſt, fügte aber einmal, wo uns ſeine Frau nicht hören konnte, leiſe hinzu: „Ich zweifle, ob ich hinkomme. Nur Eines bitte ich von Gott, der mich zu ſich fordert, daß er mir ſo lange noch das Leben läßt, bis ich meine Frau zu meinem Bruder gebracht und ſeiner Sorge übergeben habe.“ Bei dieſen Worten ergriff ihn ſo innige Rührung, daß er zu einem Gebet überging, worin er ſich mit ergreifender Einfalt zu Gott wandte.

Er lebte noch bei der Ausſchiffung. Ich fühlte wohl, daß ich den armen, ganz allein ſtehenden Freunden nöthig war, und über dem Gedanken, ihnen nützlich zu ſeyn, vergaß ich ganz mein eigenes Leid. Ihre Lage machte ihnen die größte Einſchränkung zur Pflicht, ſie mußten daher in einem der geringſten Gaſthöfe Neu-Yorks einkehren. Gern folgte ich ihnen dahin. Da ich abwechſelnd mit ſeiner Frau am Bette des Mannes wachte, ſo benuzte ich die Stunden, wo ich mit ihm allein war, um ihn über das Loos ſeines jungen, ſchönen Weibes nach ſeinem Tode zu beruhigen. Ich verſprach ihm, ſie ſelbſt zu ſeinem Bruder zu führen, ſobald meine Geſchäfte in Neu-York abgemacht ſeyn würden, und wenn ſie nicht dort bleiben wolle, ſie zurück nach Europa zu ihrer Familie zu bringen. — Dies Verſprechen that ihm unendlich wohl, von nun an ſprach er mit ſeiner Frau nur, um ſie auf ſeinen Tod vorzubereiten, und er entſchlummerte ruhig.

So war denn ſeine Wittwe unter meinem Schutz. Unſer Verhältniß kam natürlich der Welt zweideutig vor, uns aber war es ganz klar und beſtimmt; denn Jenny, ſo hieß die Wittwe, hatte noch von ihrem Mann gehört, was ich ihm ihretwegen verſprochen, und daß er dazu ſeine volle Zuſtimmung gab. Ich ſah ſie alle Tage, und du kennſt mich genug, lieber Ludwig, um zu begreifen, daß ich mich bald immer mehr zu ihr hingezogen fühlte. Ich drängte aber das Gefühl gewaltſam in mein Herz zurück und hütete mich wohl, ihr etwas davon merken zu laſſen. Vor Allem dachte ich daran, mein Verſprechen zu erfüllen, und für's Erſte betrachtete ich es ſchon als ein Glück, daß ich die ſchützen, daß ich der dienen konnte, die ich in meinem heimlichſten Herzen anbetete.

(Fortſetzung folgt.)

Spaziergang durch das Hirſchberger Thal.

(Schluß.)

In einer heitern Allee fährt man mit der Poſt täglich zweimal die kleine Meile von Warmbrunn nach Hirſchberg. Die Stadt wird von vielen Reiſebeſchreibern die ſchönſte in den Sudeten genannt, Andere ziehen Schmiedeberg vor, ſeiner größern Umgebungen wie der freien, phantaſievollen Oertlichkeit wegen. Hirſchberg gleicht noch einer rechtlichen Bürgersfrau, die unter alter, ſteifer Sitte allzu ängſtlich vor der Mediſance ihre natürlichen Reize verbirgt. Der Bauſtyl iſt alt und unbequem. Man ſieht meiſt ſchmale Giebelhäuſer, nach böhmiſcher Sitte verdeckte ſteinerne Lauben- oder Bogengängen um den Ring, wie der Markt in Schleſien heißt, in den Häuſern ſelbſt finſtere Treppen und weite Hausfluren. Mit dem Sinken des ſonſt ſo blühenden Leinen- und Schleierhandels hat die Einwohnerzahl ſeit vierzig Jahren wenigſtens um 1000 abgenommen, und doch wäre wohnlicher Raum für eine ungleich größere Vermehrung. Der Handelsſtand iſt immer noch hier das dominirende Organ, und wie in allen Kleinſtädten von einiger merkantilen Bedeutſamkeit tritt die Geldariſtokratie um ſo widerwärtiger hervor. Die Söhne Merkurs ſperren ſich ängſtlich gegen den übrigen Bürgerſtand ab wie gegen das gelbe Fieber. Auf dem Cavalierberge haben ſie eine ſtreng geſchloſſene Reſſource, auf dem Friedhofe feſtvergitterte Erbbegräbniſſe, um nicht mit dem Staube der Armen ſich gemein zu machen. Der Geſellſchaftston kränkelt hier doppelt am Kaſtengeiſt kleiner Städte, und der Genuß in dieſen Cirkeln iſt für jeden geiſtig freien Menſchen die exquiſiteſte Langeweile, wofür er jedoch in den Armen dieſer göttlichen Natur Erſatz ſuchen und finden kann.

Sehenswerth iſt auf dem lindenreichen Friedhofe die evangeliſche Gnadenkirche, in Kreuzform mit Kuppel nach der zu Stockholm erbaut und mit Plafondgemälden italiſcher Meiſter verſehen. Auch ziert ſie ein Erzbild Luthers von Schadow. Die kaiſerliche Gnade Joſephs I., die zu Folge des Vertrags zu Altranſtädt ſechs evangeliſche Kirchen in Schleſien zu bauen erlaubte, war ein ſehr einträglicher Erwerbszweig, indem dem Schatze an Geſchenken und Darlehen dadurch das Sümmchen

Digitized by Google

von 380,500 Gulden zufloß. Dieſe Gotteshäuſer wurden Gnadenkirchen genannt, eigentlich aber hatte die Furcht vor dem Eiſenkopfe des zwölften ſchwediſchen Karls ſie bewilligt.

Die Induſtrie im Hirſchberger Thale iſt auch außer den Schleiern noch lobenswerth. Man keltert Obſtwein, fabrizirt Schweizerkäſe und Champagner, und braut bayeriſch Bier, dieſen modernen Nektar, ſowie in Stohnsdorf längſt engliſch Ale und Porter; die Schleſier ſind bald hinter dem intereſſanten Geheimniß, um wie viel wohlfeiler ſie all die fremden Herrlichkeiten haben können, ſobald ſie nur erſt den alten Vorurtheilszopf gegen die eigenen Kräfte losgeworden. Selbſt für das Hauptelement des Zeitalters — für Papier — iſt jezt engliſch großartig geſorgt. Im nahen Eichberg ward vor ein paar Jahren eine Patentpapier-Maſchinenfabrik angelegt, und in Lomnitz gibt es engliſche Rindviehſtälle. Der Schleſier zeigt im Ganzen viel Sympathie für engliſches Air.

In Hirſchberg ſelbſt wird viel Literatur des Rieſengebirges betrieben, wenig aber mit Geiſt und Salz. Ich glaube, es gibt keinen unbeſchriebenen Stein mehr, und jeder Buchſtabe der alten Krahnſchen Buchdruckerei iſt ein literariſches Atom dieſes Gebirges. Hier erſcheint auch: „Der Bote aus dem Rieſengebirge,“ die fadeſte geiſtige Wochenkoſt, die ich kenne, beſtehend aus einer politiſchen Rindsbrühe, die ſtark nach Unſchlitt ſchmeckt, einem ſchlechten Novellengemüſe, in merkwürdig übler Auswahl irgend einem Taſchenbuche nachgedruckt, und zum Deſſert das Butterbrod kirchlicher Nachrichten und Inſerate in voluminöſen Beilagen. Das Blatt iſt ſchlecht, aber wohlfeil; es entſpricht dem hausbackenen Geiſte der Gebirgsbewohner und hat eine ſtärkere Auflage als die beiden Breslauer Zeitungen. — In literariſcher Hinſicht iſt noch zu bemerken, daß Dr. Schubart, ein Geſchöpf Goethes, der Antagoniſt Varnhagens von Enſe, als Lehrer am hieſigen Gymnaſium lebt. Er will bekanntlich die Hegelſche Lehre vom Thron ſtürzen und nennt ſie antipreußiſch. Dieſer Kampf iſt ſein Leben; ſterben aber wird er an einer Apotheoſe Goethes.

Die nächſten Umgebungen Hirſchbergs ſind allerliebſt. Der ehemalige Galgen-, jezt Cavalierberg, hat reizende Anlagen, Ausſichtspunkte und Reſtaurationen. — Auf dem Hausberge, wo einſt das Haus Hirſchberg ſtand, die hieſige Akropolis, kegelt jezt bei dem Wirthshäuschen gemüthlich der Bürger und trinkt dazu ſein Bier; der weiße Bober und der braune, ſchnellſtrömende Zacken feiern indeß dabei, wie von je, unter der für die Gegend militäriſch wichtigen Höhe ihre ewige Vermählung; daher heißt der Ort auch der Bächewinkel, vulgo Pechwinkel.

Der Stadtdirektor Schönau, der nach dem Teſchener Frieden die lieblichen Anlagen auf dem Cavalierberge machte, ſchuf den Schleſiern in der Nähe von Hirſchberg auch einen Helikon. Er nannte nämlich eine Höhe ſo, die ihm mit dem griechiſchen Helikon Aehnlichkeit zu haben ſchien, und baute dem Apoll einen Tempel; mit den Muſen fand er ſich indeß an ſchönen Ausſichtspunkten durch bloße lateiniſche Inſchriften ab, die an die Bäume geheftet wurden. Auch Tartarus und Elyſium bezeichnete er ſolcher Weiſe; zwei Quellen am Fuß des Berges — Becker- und Mirakelbrunn — wurden in Hippokrene und Apanippe, der Bober in Termeſſus, Hirſchberg in Theſpia umgetauft. Ein Verehrer Friedrichs des Einzigen weihte dieſem, dem Meteore ſeiner Zeit, hier einen Tempel in griechiſchem Styl, in deſſen Hintergrunde die Worte aus Fiſchers damals bekannter Hymne ſtehen: „Einſt zählt von Friedrichs Jahrhundert an der Enkel die goldenen Tage der Menſchheit!“ — Schade, daß die Anlagen alle eingegangen, da eine pflegende Hand ihnen fehlte. Der griechiſche Helikon hat ſchwerlich ſchönere Environs.

Eine enge, tiefe Schlucht, der Sattler, öffnet ſich am Fuße des Muſenberges. Der Bober durchrauſcht ſie, und ſie iſt überhaupt der Abzugskanal der Thalfläche für die rings herabſtrömenden Bergwaſſer. Der düſtere, felsreiche Grund bringt düſtere Gedanken, und es ſoll unter den Lebensmüden der Umgegend Ton ſeyn, ſich hier den Tod zu geben, wie die von Pyrmont ſich in die nahe Dunſthöhle ſtürzen.

Auf einem Baſaltkegel blickt ernſt der *Greifenſtein* in das zur Ebene erweiterte Thal, ein ſchöner Schlußſtein deſſelben. Die gewaltige Ruine würde noch manchem Jahrhundert getrozt haben, hätte man ſie nicht abſichtlich zerſtört, in einer Gegend, wo es doch wahrlich an Steinen nicht fehlt, um am Fuß des Burgberges ein ſogar unbewohnbares Amthaus und ein neues Gefängniß zu bauen. Man erkennt an der Ruine deutlich das Bauwerk verſchiedener Zeiten. Die Erbauung der Burg wird im zwölften Jahrhnndert angenommen, und ſeit dem vierzehnten iſt ſie ein Beſitzthum der Schaffgotſche. Im dreißigjährigen Kriege wurde ſie mehrmals von Schweden und Kaiſerlichen geſtürmt, aber auch in den ſchleſiſchen Kriegen und ſelbſt im bayriſchen Erbfolgekriege leiſtete ſie noch Dienſte. — Das alte Städtchen *Greifenberg* hatte als Grenzfeſtung gegen Böhmen und Sachſen oft einen ſchlimmen Stand, und der Queiß trennt hier und weiterhin Schleſien von der Lauſitz. — Die Fabel vom Greif, woher der Ort ſeinen Namen ableiten will, wird durch deſſen Wappen verewigt; er ſtammt wohl von einem alten ſo genannten Geſchlechte, das den Greifenſtein erbaute. Die Stadt excellirt in ſehr feiner Leinwand und Damaſt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Octroy. Theater.

Es wäre billig, daß die Vorſtädte zu den Laſten beitrügen, welche auf den Schultern der guten Bürger von Paris ruhen, es wäre himmelſchreiend, wollte man die Pariſer den Wein verzollen und die einige Schritte von der Barrière wohnenden Leute zollfreien Wein trinken laſſen, zumal die kürzlich angelegten Feſtungswerke ſie eben ſo gut beſchützen als die innerhalb der Barrièren wohnenden; haben doch die Pariſer Vorſtädte Alles mit Paris gemein, Schauſpiele, Schulen, Hoſpitäler, Muſeen u. ſ. w.; warum, wird der Magiſtrat fragen, ſollten ſie nicht auch das Octroy mit ihm gemein haben? Um aber die Furcht der Vorſtädte vor dem Octroy zu begreifen, muß man wiſſen, daß eine Tonne Wein 48 Franks Eingangszoll bezahlt, ohne Rückſicht auf den Werth und die Eigenſchaft des Weins. Geringer Wein zahlt mithin häufig mehr Zoll, als er werth iſt, und da das Volk nur ſchlechten Wein trinken kann, weil der gute zu theuer iſt, ſo verdoppelt der Zoll den Preis deſſelben, und wollen ihn die Weinhändler wohlfeil liefern, ſo müſſen ſie zu allerlei Verfälſchungen ihre Zuflucht nehmen. Der Zoll fällt alſo vorzüglich auf die arbeitenden Klaſſen; denn für die Reichen, welche edle und theure Weinſorten trinken, macht der Zoll nicht viel aus. Es ließ ſich allerdings keine andere Steuererhebungsart finden, da es bei der unendlichen Menge von Weinſorten in Frankreich nicht wohl möglich iſt, die Steuer nach der Eigenſchaft der Weine zu beſtimmen, und bei der Einfuhr jeder Tonne Weins in Paris die Qualität deſſelben zu unterſuchen. Da dem einmal ſo iſt, ſo ſtrömt das Pariſer Volk in Schaaren am Sonntag aus Paris hinaus, um ſich in nicht verzolltem Wein außerhalb der Barrièren zu betrinken; deßhalb ſind auch ganze Dörfer dort entſtanden, die faſt nur aus Weinſchenken beſtehen, wo ein abſcheulicher, aber ſehr wohlfeiler Wein getrunken wird. Die Weinconſumtion außerhalb der Barrièren iſt ungeheuer und thut natürlich dem Octroy bedeutenden Abbruch. Es läßt ſich daher mit Grund vermuthen, daß, wenn einmal eine zweite, erweiterte Linie um Paris gezogen iſt, welche die geſammten Vorſtädte einſchließen ſoll, die Behörden die vortreffliche Gelegenheit nicht werden entſchlüpfen laſſen, auch die Vorſtädte in den Bereich ihrer Steuererhebung zu ziehen und ſie der Stadt gleich zu ſetzen. Bis jezt ſcheinen die ſorgloſen oder doch ſorglos ſich anſtellenden Pariſer dies nicht zu merken und ſich mit der von den offiziellen Tageblättern gegebenen Verſicherung zu begnügen; ſie werden es aber ſpäter einſehen, vielleicht wenn es nicht mehr Zeit iſt, dem Uebel abzuhelfen. — Die Schauſpiele haben unterdeſſen ihren gewöhnlichen Fortgang und ſind durch die Wiedereröffnung der italieniſchen Oper, welche wie gewöhnlich am 1ſten Oktober ſtattfand, noch um eines vermehrt. Dagegen bleibt das Theater der Porte St. Martin, ſowie das weiland Théâtre de la Renaissance noch immer geſchloſſen; ſo muthig ſonſt die Schauſpielunternehmer in Paris ſind, konnte ſich doch bis jezt keiner entſchließen, jene beiden Schauſpiele wieder in Gang zu bringen. Das Théâtre français hat ſeine Dmlle. Rachel wieder, die, ſo oft ſie ſpielt, ein volles Haus macht, aber mit ihren Darſtellungen ſehr ſparſam iſt. Auch hat ſie bisher etwa nur ein halb Dutzend Rollen des alten klaſſiſchen Repertoire übernommen. In Stücken lebender Dichter hat man ſie noch gar nicht auftreten ſehen, und man weiß daher nicht, ob ſie im Stande iſt, einer neuen Rolle einen entſchiedenen, originellen Charakter zu geben. So eifrige Bewunderer, Gönner und Freunde ſie hat, ſo fehlt es doch auch nicht an unerbittlichen Theaterkritikern, welche ihr auch das geringſte Verſehen, die geringſte falſche oder unrichtige Betonung in den Tageblättern vorhalten, ſchon ſeit zwei Jahren das baldige Sinken ihres tragiſchen Talents vorherſagen, ihr Habſucht und Eigennutz vorwerfen, und namentlich das Deklamiren in großen Geſellſchaften, wozu das Mädchen oft gebeten wird, als einen Beweis ihrer Geldgier betrachten. Das Publikum oder der große Haufe ſieht aber nur die vortrefflichen Anlagen der Schauſpielerin und findet ihre Darſtellungen meiſterhaft. Sie iſt die Retterin des klaſſiſchen Trauerſpiels geworden; ohne ihre unerwartete Erſcheinung wären die romantiſchen Dichter, das heißt die Dichter der neuen, zum Theil höchſt extravaganten Schule jezt Herrn und Meiſter des Théâtre français, und verdrängten die alten Stücke, um die ihrigen aufführen und wo möglich bewundern zu laſſen. Aber jezt ſind Corneille und Racine wieder aufgeblüht, und ſo lange Dmlle. Rachel am Théâtre français bleibt, behält vermuthlich auch das alte Repertoire die Oberhand. Dmlle. Mars, welche anfangs durch der Rachel Triumph ſehr beunruhigt wurde und ihr eine Nebenbuhlerin entgegen zu ſetzen ſuchte, auch ſelbſt ſpielte, um zu zeigen, daß ihre dramatiſche Kraft noch nicht erloſchen ſey, hat ſich doch endlich überzeugt, daß die Zeit, von der Bühne abzutreten, für ſie gekommen iſt, daß es ihr, ohne lächerlich zu werden, nicht mehr anſteht, ferner Rollen von koketten jungen Frauenzimmern zu ſpielen. Doch erſt an künftigen Oſtern will ſie die Bühne verlaſſen. Das Théâtre français hat als Neuigkeit Latréaumont, Schauſpiel von Eugene Sue und einem Gehülfen aufgeführt. E. Sue hat das Stück aus ſeinem Roman deſſelben Namens gemacht, wie ſchon manche Romanſchreiber vor ihm gethan, jedoch ſelten mit großem Erfolge. Paul de Kock thut dies ſehr oft, doch nur für kleine Bühnen, und wenn er zuweilen beklatſcht wird, ſo wird er wohl noch öfter ausgepfiffen und hat die Unannehmlichkeit, ſeine Verſuche durchfallen zu ſehen. Auch Mad. Düdevant hat in dieſem Jahre durch ihr Beiſpiel bewieſen, daß, wer mit ſeinen Romanen großen Beifall erntet, auf der Bühne nicht immer eben ſo glücklich iſt. E. Sue's Stück fand bei den erſten Vorſtellungen keinen Beifall; er nahm nun einen ganzen Aufzug weg, die Handlung bekam ſo einen raſchern Gang, und jezt wird das Stück nicht übel aufgenommen. Bekanntlich iſt der Stoff des Romans Latréaumont aus der Geſchichte einer Verſchwörung unter Ludwig XIV. genommen; der Urheber dieſer Verſchwörung war der Chevalier de Rohan, welcher zur Strafe enthauptet wurde. Latréaumont kam im Gefechte gegen die Truppen um; andere Verſchworene wurden gehängt; unter dieſen war Van Ende, der Schwiegervater Spinozas, welcher in Paris eine Erziehungsanſtalt gegründet hatte, und als Holländer einer zu Gunſten Hollands angeſponnenen Verſchwörung beigetreten war. Dieſer Gelehrte kommt auch in dem Stück vor; Eug. Sue hat einen philoſophiſchen Redner aus ihm gemacht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. Oktober 1840.

Navis, quae tibi creditum
Debes Virgilium.
Horat.

Eine Rheinfahrt.

Am Michaelistage 1840.

Die du ſtolz und wellenmächtig meerwärts ſtiegſt auf
raſchen Bahnen,
Warum ſchweigen deine Böller, warum feiern deine Fahnen?
Warum ſchmücken keine Flaggen jenen Maſt, kein Kranz
die Raa?
Trägſt doch einen König heute, Königin Viktoria!

Wüßten ſie's, die Ahnungsloſen, die auf deinen Borden
wandern,
Wer unſcheinbar und beſcheiden ſich geborgen bei den Andern,
O ſie drängten, o ſie wogten grüßend zu dem Einen hin,
Wie Arion einſt die Schiffer grüßten mit beſchämtem Sinn.

Ich, ein Herold dieſes Königs, will's zuerſt den Felſen ſagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag er tönen durch die Berge, in den Wäldern längs
dem Rhein: —
Ludwig Uhland! — Dieſer Name ſoll ein mächt'ger Zau-
ber ſeyn!

Sieh, ſchon glänzt es abendröthlich von den grauen
Ritterſteinen,
Durch die herbſtgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches
Scheinen,
Düfte haucht herab die Rebe, und mit brüderlichem Gruß
Rauſcht zum deutſchen Lieblingsdichter auf der deutſche
Lieblingsfluß.

Dieſe Welt aus Blüth und Trümmer, neubelebt in ſeiner
Laute,
Wie ſie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den
Beſchwörer ſchaute!
Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben, Paſſagiere! Rück' den Hut, du ſtolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutſche Jugend, deinen Minſtrel,
in die Mitte,
Und ein Wort, von ſeinen beſten, und ein Hoch und ein
Geſang
Miſche ſich zu ſeinem Preiſe in der grünen Römer Klang!

Aber nein, ein Schleier deckt ihn und des Volks profane
Menge,
Unerkannt, den Gott im Herzen, wandelt er durch das
Gedränge;
Eines ſolchen Königs Krone ſieht das blöde Auge nicht,
Nicht den Stern und nicht das breite Band, das ſeine
Bruſt umflicht.

Digitized by Google

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geiſtes ächter Stempel
Mir von ſeiner Stirn geleuchtet, wie ein Strahl aus einem Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen doch die holden Spuren fand,
Die der Muſe Kuß gelaſſen und der Charitinnen Hand!

Meiſter, mit verſchränkten Armen, ſinnend, laß mich vor dir ſtehen,
Laß den Jünger dir begeiſtert in das Dichterauge ſehen;
Sey nicht ſtolz, nicht ſtreng, nicht ſpröde! ach, wenn du geſchieden biſt,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieſer, iſt.

Freie Kunſt haſt du entboten rings in allen deutſchen Reichen,
Und nur Ohnmacht ſperrt ſich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein ſich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutſchland oder altes, kümm're das der Krittler Schaar!

Wer als Dichter ſich empfindet, iſt verwandt mit allen Dichtern,
Beugt ſich fromm vor jedem Meiſter, aber nie vor Splitterrichtern,
Und zu dir in Demuth ſpricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heil'ges Kreuz, o Herr, mir auf die Bruſt!

Dieſe Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewalt'ger noch die ſcharfe Wehr des Männerwortes führte,
Lege ſie auf's Herz mir, Meiſter, das dir hoch entgegenſchlägt,
Fühl', ob es den wahren Funken, ob die Afterflamme trägt?

Ja, und wann der nächſten Zukunft bange Räthſel ſich enthüllen,
Daß, aus Oſt und Weſt geſtiegen, Wetter unſer Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwiſt und Noth,
Wie dein Morgen, ſo dein Abend neue Stürme niederdroht:

Dann, den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte,
Tritt, ein Greis, vor unſ're Glieder, führ' uns, Uhland, zum Gefechte.
Deutſches Recht und deutſche Freiheit! Hör', wir wiſſen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, werfen wir die Federn fort.

Oder, ſo nach wohlverdienter Ruhe deinem Leib gelüſtet,
Leg' in unſ'rem Zelt dich nieder, deine Jünger ſtehn gerüſtet!
Furchtlos neig' dein ſieggekröntes Haupt, o Meiſter! Gute Nacht!
Schlumm're unter Mohn und Lorbeer! Deine Jünger halten Wacht!

Franz Dingelſtedt.

Der Bucklichte.

(Fortſetzung.)

So lebten wir faſt ein Jahr, da ich von einem Monat zum andern meine Abreiſe verſchieben mußte, um erſt alle meine Geſchäfte abzuſchließen. Endlich traten wir unſere Reiſe an, über neunhundert Meilen weit bis in den fernſten Weſten der Vereinigten Staaten. Jenny zeigte ſich immer dankbar für meine Sorge um ſie, die mein höchſter Genuß war. Oft ſprachen wir von ihrer Familie, von ihrer Zukunft, von den Ländern, die wir durchreisten, von ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten. Nach und nach ſchlang ſich um uns ein Band zarter Vertraulichkeit, das für ſie nichts Beunruhigendes hatte. Ihr Gemüth war einfach und rein, ihr Geiſt gebildet. Die Unterhaltung mit ihr war ſo unendlich anziehend für mich, daß ich darüber manchmal den ſchauderhaften Gedanken an die Zeit vergaß, wo ich ſie nicht mehr ſehen würde.

Der Ort, wo Jennys Schwager ſich niedergelaſſen hatte, iſt einer von den kleinen Flecken, die überall an der Grenze der Wüſte entſtehen, die aber bald nicht mehr auf der Grenze liegen, weil unternehmende Koloniſten noch weiter in der Einöde vorgehen. Als wir ankamen, umgaben uns gleich die Einwohner des maleriſchen Fleckens, um uns die Wohnung zu zeigen, die wir ſuchten. Dabei ſagten ſie uns aber, der Eigenthümer lebe nicht mehr. Auch ihn hatte vor zwei Monaten eine Krankheit weggerafft. Sein Vermögen hatte er Jennys Mann vermacht; da aber dieſer auch nicht mehr lebte, ſo fiel das Erbe an einen dritten Bruder in Europa. So war denn die arme Frau ohne alle Hülfsmittel.

Als ſie dieſe Umſtände vernahm, entfiel ihr der Muth. Sie ſah ſich auf der fremden Erde von Himmel und Menſchen verlaſſen, überdies ſo weit, weit von der Heimath! Ein Thränenſtrom entſtürzte ihren ſchönen Augen, und wie in Verzweiflung warf ſie ſich in meine Arme. Bei dieſer Bewegung eines jungen, ſchönen Weibes, das meinen Schutz anzuflehen ſchien, das ſich mir anvertraute, als dem einzigen Freund, den ſie auf Erden hatte, bei dieſer mächtigen Aufregung Jennys durchzuckte mich ein früher nie gekanntes Gefühl. Glück, Seligkeit, und doch wieder Unruhe nahmen mir die Stimme und kaum wagte ich zu athmen. Ein herrlicher, lichtvoller Strahl der Hoffnung drang in mein Herz und

Digitized by Google

füllte es mit dem Wahnſinn namenloſer Freude. Von dieſem Augenblick an war mein ganzes Weſen wie umgeſtaltet. Das Unerreichbare ſchien mir nun erreicht, von mir fielen die läſtigen Feſſeln der Furcht und der Schande, die ſeit Jahren ſchwer auf mein Herz gedrückt und keine frohe Hoffnung mehr in mir aufkommen laſſen.

Es brauchte Zeit, bis wir beide wieder ruhig wurden. Dann aber geſtand ich innig und frei, daß ich ſie ſchon lange liebe, aber nie den Muth gehabt haben würde, es ihr zu ſagen. Ich bat ſie um ihre Hand, als um ein herrliches Geſchenk. Sie hörte mir mit Rührung zu, ſchien aber nicht erſtaunt. Und als ſie gewiß wußte, daß ich mich durch herzliche Liebe, nicht aus Mitleid mit ihrem verlaſſenen Zuſtand zu ihr hingezogen fühle, ſagte ſie mit freundlicher Würde zu mir: „Ich will Ihre Frau werden, lieber Herr! Mögen Sie an mir eine Frau finden, die Ihrer nicht unwerth iſt; dies iſt der Wunſch eines Herzens, das ſich Ihnen ganz und mit Freude hingibt.“

Wenige Tage darauf reisten wir zu einer etwas entfernten Kirche und ließen uns da trauen. Und von nun an begannen für mich die Tage wolkenloſen Glücks. Ich danke Gott, daß er mich auf dunkelm, ödem Pfad durch eine Reihe ſchmerzlicher Gefühle zu dem höchſten Glück geführt hat, nach dem ich mich immer geſehnt, zu dem Glück innigen Familienlebens, durch deſſen reine Freudenfülle ſogar die Angſt, der Kummer und die Leiden meiner Vergangenheit großen Reiz für mich erhalten.

Jenny hatte Vater und Mutter verloren, und in Europa lebte nur noch ihr Oheim mit zahlreicher Familie in beſchränkten Umſtänden. Nur im ſchlimmſten Fall wäre ſie in die Heimath zurückgekehrt. Ich ſelbſt hing gewiß nicht an Europa, und ich hatte meine guten Gründe, warum es mir zuwider war. Ueberdies zog mich der Gedanke an, fortan in dem ſich neu geſtaltenden Lande, in der neuen Geſellſchaft zu bleiben, wo Glück und Friede in mein Leben gekommen waren. Herrlich war die Gegend und kaum an ihr die Menſchenhand zu bemerken; nur hie und da unterbrachen einige Anlagen ihre Wildniß und Stille, nur an einigen Flecken begann Kultur und Civiliſation. Dieſe nach Kräften und in gutem Sinn zu fördern, war mir anziehend, noch anziehender aber, noch einmal das primitive, einfache Leben zu leben, wo der Familienſinn noch nicht wie bei uns durch verkehrte Sitten, Vorurtheile, Zwang und erzwungene Vergnügen verdorben iſt, ſondern noch ſeine ganze Innigkeit und Reinheit bewahrt. Ich theilte Jenny meine Gedanken mit, ſie billigte ſie ganz und wir gingen gleich an die Ausführung. Ich meldete mich zum Ankauf des von Jenny's Schwager hinterlaſſenen Hauſes, und bekam es für ein geringes Geld, das ſpäter ſeinem Bruder nach Europa geſchickt worden iſt.

(Schluß folgt.)

Blumenmädchen in Florenz.

Warſt du je in Florenz, Leſer, ſo wirſt du freundlich des Eindrucks gedenken, den es auf dich machte, als du von der herrlichen Brücke S. Trinità herab gegen den Palaſt Strozzi ſchritteſt — es war dein erſter Ausgang in Florenz — und du in der Betrachtung der großartigen Gebäude einer tüchtigern Zeit plötzlich durch ein zierliches Mädchen angenehm geſtört wurdeſt, das wie ein Zephyr auf dich zuflog, dir einen Blumenſtrauß in die Hand ſteckte, dich fragte, wie dir Florenz gefalle und, ohne Antwort abzuwarten, davon flog, um einen Nelkenregen in den vorüberfahrenden Wagen zu ſchütten, hier einem jungen Gentleman eine Orangeblüthe zuzuwerfen, dort einer Dame einen Roſenſtrauß zu überreichen, freundlich mit Allen, neckiſch mit Manchen, vertraulich mit Keinem. Es hat gewiß auf dein romantiſch-deutſches Herz tief gewirkt; aber nimm dich in Acht! du weißt, unter Roſen gibt's manchmal Schlangen oder doch — Würmer.

Es iſt ein prächtiges Geſchlecht, dieſe Blumenmädchen. Ich weiß nicht, ob ihre Anzahl beſchränkt iſt, aber es ſcheint ſo, ſonſt würden gewiß ihrer mehrere dieſen gewinnreichen, geſchäftig-müßigen Induſtriezweig ergreifen. Denn wenn ich ſagte, daß dieſe Blumengrazien keine Anſprüche auf reelle Belohnung zu machen ſcheinen, ſo möge man glauben, daß dieſe Uneigennützigkeit nur eine ſcheinbare iſt, und bald lernt der Fremde aus dem Beiſpiele Anderer, daß ſich die Mädchen auf die ultramontaniſche Großmuth verlaſſen und dabei ſehr gut fahren. Es gibt Engländer und Ruſſen, es gibt beſonders alte Herren aller Nationen, die täglich für jegliches Blümchen, das ſie erhalten, ihren Paolo (12 kr. C.M.) geben; die Mehrzahl beſchenkt nach zwei oder drei Bouquets, und die Florentiner Jünglinge öffnen einmal im Jahre, zu St. Johann, ihre Börſen. Bedenkt man, daß noch die Herrſchaften ſich der „Fioraia“ zur Beſorgung von Tafel- und Theaterbouquets bedienen, ſo wird man wohl glauben, daß ein Blumenmädchen drei bis fünf Gulden täglich ordentliche Einnahme hat. Dafür iſt ſie aber auch immer nett und modiſch geputzt, wie eine Zuckerpuppe. Ein großer runder Florentinerhut vom feinſten Stroh mit breitem Atlasband, eine feine Spitzenchemiſette mit goldener Kette oder Perlen um den Hals, ein weißes Kleid, ſchwarze durchbrochene Seidenhandſchuhe, welche die mit Ringen beſteckten Finger ſehen laſſen, eine Atlasſchürze mit koketten Täſchchen — dies iſt das immer wechſelnde, immer reinliche Koſtüm der Blumenmädchen, natürlich den zierlich geflochtenen, platten Korb nicht zu vergeſſen, der ihre duftende Waare enthält. So leben ſie ihr fröhliches, leichtes Daſeyn hin.

E. L.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Theater. Kunſtpreiſe. Couſin.

Die komiſche Oper hat ihre Hauptſängerin, Madame Damoreau, wieder und gibt meiſtens Scribes Stücke mit Auberſcher Muſik; mitunter auch kleinere von Clapiſſon, Adam, Thomas und Andern; ſelten aber wird eine Oper des alten Repertoires gegeben. Mehul, Boyeldieu, Cherubini, Nicolo ſind ſchon veraltet; faſt alle Tonſetzer, deren Opern man aufführt, leben noch, höchſtens betrachtet man Herold noch als einen lebenden Tonſetzer und gibt zuweilen ein Stück von ihm. Natürlich fügt ſich die komiſche Oper nach dem Geſchmack des Publikums, welchem nur die neuen Stücke behagen. Dagegen hält ſich die italieniſche Oper an die ältern Stücke, deren Urſprung freilich nicht weit in der Zeit hinaufreicht, die aber den Habitués dieſer Oper ſeit Jahren ganz geläufig ſind, wie Lucia di Lammermoir, Norma, il Pirata u. a. Donizetti und Bellini reichen ſo ziemlich hin, das üppige Publikum, welches dieſes Theater zu beſuchen pflegt, ſechs Monate lang zu beluſtigen. Mitunter werden Roſſiniſche Opern gegeben. Man hatte gefürchtet, den primo tenore Rubini zu verlieren, weil er, wie man angekündigt, ſich in ſein Vaterland zurückziehen wolle. Aber er ſcheint die Ausführung dieſes Vorſatzes aufgeſchoben zu haben; er hat für dieſe Saiſon wieder ſeine gewöhnlichen Rollen übernommen, zur großen Zufriedenheit der Pariſer und der Fremden, welche das Publikum der italieniſchen Oper ausmachen. Auch Dmlle. Griſi, als prima donna, iſt wieder da, ſowie faſt alle andern beliebten und berühmten Sänger und Sängerinnen, welche die italieniſche Oper zum erſten Theater dieſer Hauptſtadt erheben. Die große Oper rechnet auf ein neues Stück von Meyerbeer; da dieſes aber noch nicht geſezt iſt, und das Publikum doch etwas Neues haben muß, zumal da Donizettis Märtyrer kein Glück gemacht haben, ſo iſt einſtweilen ein luſtiges Ballet auf die Bühne gebracht worden, wozu ein Franzoſe und ein Deutſcher die Muſik theils ausgeſucht, theils ſelbſt geſezt haben. Das Ballet heißt „le diable amoureux“ und die beiden Tonſetzer Benoit und Reber. Erſterer iſt wahrſcheinlich einer der in der Ecole des beaux arts gebildeten, gekrönten und auf Staatskoſten nach Rom geſchickten Künſtler. Reber hat ſich in hieſigen Concerten durch ſeine Geſänge, die er ſelbſt geſezt, vortheilhaft ausgezeichnet; auch ſoll er Tänze herausgegeben und dieſe dann im neuen Ballet angebracht haben. Bei einem Ballet iſt es erlaubt, nicht allein andere, ſondern auch ſich ſelbſt muſikaliſch zu beſtehlen. Dupres iſt noch immer der Lieblingsſänger und der einzige Tenor, welcher das Publikum in die große Oper zu locken vermag. Mario, der piemonteſiſche Edelmann, den man ihm an die Seite geſtellt hatte, konnte ſich neben ihm nicht halten und iſt zur italieniſchen Oper übergegangen. Die Vaudevillebühnen ſind unabläſſig bemüht, durch neue Stücke oder Stückchen ihre Zuſchauer zu beluſtigen, aber von vier bis fünf Verſuchen gelingt ihnen höchſt einer; da es jedoch nimmer an Dichtern, mithin auch nicht an neuen Stücken fehlt, ſo wird ein Unfall bald gut gemacht, und da an jedem Abend drei bis vier Stücke aufgeführt werden, ſo läuft manches mittelmäßige mit durch. In den Ferien pflegen die Boulevardsbühnen Feen- und Zauberſtücke zu geben, um die ſtudirende Jugend während dieſer Zeit zu beluſtigen, obſchon zwei beſondere Bühnen der Jugend eigens gewidmet ſind. Der Cirque olympique, welcher ſchon durch ſeine Teufelspillen vor einigen Jahren ſeine Meiſterſchaft in der Zauberkunſt bewieſen hatte, war auch diesmal das kunſtreichſte Theater von allen, und hat durch ſein „Mirliton enchanté,“ die bezauberte Rohrflöte, allen andern den Rang abgelaufen. Hier haben Kinder und Volk zu ſchauen und zu lachen. Es kommen darin vor klafterlange Macaronis, Grenzſteine, welche eine Gavotte tanzen, ein zuſehends dick und fett werdender Mann, und eine unendliche Menge von Verwandlungen, welche das Volk noch mehr in Erſtaunen ſetzen würden, als es bereits geſchieht, wenn es nicht ſchon durch die Teufelspillen verwöhnt wäre, in welchem Stücke die unglaublichſten Dinge vorkommen. In dieſem Fache haben es die Boulevardstheater weit gebracht, und wenn ſie auch keine geiſtreichen Stücke liefern, ſo ſind ſie wenigſtens ſehr geſchickt in der Scenerie und beluſtigen das Auge ſtatt des Geiſtes. Die Rohrflöte, welche in dieſem Stücke eine Rolle ſpielt und demſelben den Titel gibt, iſt ein ſtehendes Inventarſtück der Jahrmärkte um Paris, und es wird an ſolchen Tagen eine Menge derſelben abgeſezt, daher es auch beſondere Fabriken von Rohrflöten in Paris gibt, welche dieſelben von der Länge eines Zolls bis zu ſechs und acht Schuh liefern, und ſie auswendig mit buntem Papier ſchön ausſtatten. — Zu Anfang dieſes Monats wurden in der feierlichen Sitzung der académie des beaux arts den Schülern der Kunſtſchule die Preiſe zuerkannt, und die gekrönten Kunſtgegenſtände ſind nun öffentlich ausgeſtellt. Einige Zeit zuvor waren die Arbeiten der Penſionäre der Schule zu Rom zu ſehen, und ein Bericht darüber wurde in der öffentlichen Sitzung beſagter Akademie verleſen. Das Publikum wie die Akademie waren mit den Leiſtungen der Penſionäre ſchlecht zufrieden; die jungen Leute arbeiten wenig zu Rom und geben ſich den Zerſtreuungen der Stadt zu ſehr hin, als daß ſie etwas Ernſtliches leiſten könnten. Was die Kupferſtecher betrifft, ſo hat man den Nutzen des Aufenthalts der Zöglinge zu Rom abermals in Zweifel gezogen, und einige Tageblätter haben gefragt, ob die jungen Künſtler nicht eben ſo geſchickt in der Kupferſtecherkunſt werden könnten, wenn ſie ſich zu Hauſe übten, anſtatt nach Italien zu gehen. — Das Collège de France wird nun einen Lehrſtuhl für die ſlaviſche Literatur bekommen; wahrſcheinlich wird er bloß deßhalb errichtet, um dem berühmten polniſchen Dichter Mickiewitz eine ehrenvolle Stellung zu verſchaffen; denn wer verlegt ſich auf ſlaviſche Sprachen in Frankreich? Nützlicher wäre ſicher ein Lehrſtuhl für germaniſche Literatur geweſen; denn mit dieſer kommen die Franzoſen wenigſtens mehr in Berührung. Die miniſteriellen Blätter haben die Bemühungen Couſins für Belebung des Studiums fremder Sprachen, beſonders des Deutſchen und Engliſchen, in den königlichen Kollegien ſehr gelobt. Sicher hat auch Couſin die beſten Abſichten in dieſer Hinſicht, allein da er den Unterricht im Deutſchen und Engliſchen auf eine wöchentliche Lektion beſchränkt hat, was im Jahre kaum mehr als vierzig Lektionen beträgt, ſo läßt ſich nicht einſehen, wie die Schüler große Fortſchritte in Sprachen machen können, welche ohnehin ſchon für Franzoſen ſchwer zu erlernen ſind. Couſin glaubt den Unterricht ſo ſehr als möglich vereinfachen zu müſſen, und hat daher in den untern Schulen faſt nur den Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen beibehalten. Wie kommt es, daß Couſin, welcher den Unterricht in deutſchen Lehranſtalten ſo ſorgfältig beobachtet, dieſen Anſtalten die Kunſt, viel und gut zu lehren, nicht abgemerkt hat?

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 34.

Mittwoch, 28. Oktober 1840.

[486] Theoretiſch-praktiſches

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

und den neueſten zuverläſſigſten Quellen in alphabetiſcher Ordnung von

L. N. Schmidt.

Mit den Planen von Conſtantinopel, Gibraltar, Helſingör, Neu-York, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 Gr. — Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 Gr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechſel-, Uſancen-Kunde ꝛc., der Statiſtik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeſchäfte nöthig ſeyn kann, findet man in dieſem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einſamere Stunden. Mit durchaus praktiſcher Tendenz und in der unterhaltenſten Abwechslung gibt der Verfaſſer eine vollſtandige Geſchichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, ſo wie der Handels- und Finanzgeſetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle geſpielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikations-Artikel, deſſen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zuſätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die beſonders im Fache der Handelsſtatiſtik und Geographie zahlreich ſind, und auch die neueſten Veränderungen der engliſchen Geſetzgebung in Betreff der engliſchen Bank, der Oſtindiſchen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfaſſen, ſind darin aufgenommen. Namentlich ſind alle bedeutende inländiſchen Handelsplätze — die im engliſchen Originale ſammt und ſonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Uſancen ausführlich darin behandelt, wie ſo mancher Waaren-Artikel, deſſen frühere Beſchreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. **Es iſt die vollſtändigſte Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.**

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[444] *Leipzig, bei J. J. Weber.* P. E. Turnbull. *Preis 2 Thlr. 6 Gr.*

OESTERREICH'S sociale und POLITISCHE ZUSTAENDE.

---

[481] Oldenburg. Im Verlage der Schulze'ſchen Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Neapel und die Neapolitaner,

oder Briefe aus Neapel in die Heimath.

Von

Dr. Karl Auguſt Mayer.

1r Band. Mit einem Plane von Neapel und einer Muſikbeilage.

gr. 8. Velinpapier geheftet 2 Rthlr.

Dieſes Buch iſt für alle beſtimmt, ſagt der Herr Verfaſſer in der Vorrede, die Freunde des Schönen ſind, alſo auch das ſchöne Italien lieben. Denen unter ihnen, die Italien ſchon kennen, will es das dort Erlebte neu vor die Seele führen; Denen, wie jenes Land betreten werden, will es ein lehrreicher, heiterer Begleiter ſeyn; Denen endlich, die nicht ſo glücklich ſind, die Alpen überſchreiten zu können, will es wenigſtens ein lebendiges Bild deſſen aufſtellen, was ihnen zu ſchauen verſagt ward. Die Darſtellung beſchränkt ſich auf einen kleinen Theil der Halbinſel, aber auf den ſchönſten; auf einen kleinen Theil der Nation, aber auf den heiterſten; ſie führt aus, was von Andern nur ſkizzirt worden; denn der Verfaſſer war nicht bloſſer Beſucher, ſondern Bewohner Süditaliens und beobachtete Jahre lang.

Mit dem zweiten Bande, der in möglichſt kurzer Zeit nachfolgen ſoll, wird dies intereſſante Buch beendet ſeyn.

---

[482] So eben erschien:

Mozart's Requiem.

Vollst. Clavierauszug neu arr. von Klage. 1 Rthlr.

Mozart's 7 Ouverturen in Partitur à 12 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[450] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente
zu Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung: Nachleſe und Variantenſammlung.

Erſter Band:

Gedichte und Dramen der erſten Periode bis auf Don Carlos.

Zweiter Band:

Dichtungen der zweiten Periode, von Don Carlos bis zu ſeiner Rückkehr zur Poeſie.

Taſchenformat. Velinpapier. Preis jeden Bandes 45 kr. oder 12 Gr.

„Die verſchiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngſten Zeit erſchienen ſind, und das ungemeine „Intereſſe, welches Deutſchland für Alles an den Tag legt, was Schillers geiſtiges Wirken und ſeine Perſon betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeſchiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'ſchen „Werke **Supplemente** zu denſelben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig ſeyn und ſo viel als möglich in „ſeinem eignen Geiſte veranſtaltet werden ſollen."

Durch vorſtehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernſt von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'ſchen Familie das Werk an, deſſen zwei erſte Bände bereits erſchienen.

Dieſe Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufſätze und Varianten, die den bisher erſchienenen Nachträgen fehlen, ſondern auch eine bedeutende Sammlung von Briefen Schillers und zeichnet ſich durch ihre Anordnung und durch die ſtrenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologiſches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum beſſeren Verſtändniß der Werke ſelbſt dienen, theils wird es für den Leſer ein Leitfaden ſeyn, durch welchen er den Zuſammenhang der einzelnen Beſtandtheile dieſer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht erſehen und ihre Stelle ſchnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[447] **Anziehendes und wohlfeiles Kinderbuch.**

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die

Fahrten und Abentheuer
des kleinen

Jacob Fingerlang.

Ein Mährchen
von

Gotthold Kurz.

Neue Auflage.

Nürnberg, bei Schrag.

319 Druckſeiten in 32 Form. Mit 6 Stahlſtichen von C. Mayer. Ladenpreis colorirt 15 Gr. oder 1 fl., ſchwarz 10 Gr. oder 45 kr.

Je weniger die meiſten, für die Unterhaltung der Kinder beſtimmten Schriften dieſem Zweck entſprechen, deſto mehr Auszeichnung verdient vorliegendes Mährchen. Die Abenteuer des kleinen Fingerlang ſind ſo ganz im Geiſte der kindlichen Phantaſie gedacht und in einer ſo einfachen und freundlichen Sprache vorgetragen, daß ſie für Kinder, die noch nicht zu altklugen Weisheitspilzen verſchwazt worden ſind, das größte Intereſſe haben werden. Was aber das Beſte iſt: indem die Kinder ſich für ihren kleinen Freund intereſſiren, indem ſie ihn theilnehmend durch alle Vorfallenheiten ſeines Miniaturlebens hin begleiten werden, wird ſich ihnen, ohne daß es ihnen in langweiligem Raiſonnement vorgepredigt wird, die Wahrheit einprägen, das auch ein kleiner Menſch ſchon durch redlichen Sinn, verbunden mit Ueberlegung, Geſchick und unermüdlicher Thätigkeit, manches Gute und Heilſame vollbringen und durch manches Ungemach zu einem erfreulichen Ziele hingeleitet werden könne. — Wir empfehlen dieſes Buch, welches ſich dem Specter'ſchen Fabelbuch und Güll's Kinderheimath würdig an die Seite ſtellt, angelegentlichſt als ein durchaus paſſendes Weihnachtsgeſchenk für Kinder. Auch die 6 Küpferchen nach Zeichnungen von P. C. Geißler, mit welchen das Büchlein geſchmückt iſt, verdienen alles Lob.

Dr. Menzels Lit. Blatt.

---

[497] **Der Braut Tagebuch von Henriette Hanke, geb. Arndt.**

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen dieſer beliebten und verdienſtvollen deutſchen Schriftſtellerin wird die vorläufige Anzeige willkommen ſeyn, daß die obige neue Leiſtung, der dieſelbe eine beſondere Vorliebe und Sorgfalt widmete, ſich jetzt vollſtändig unter der Preſſe befindet und im Laufe der nächſten Monate bei uns erſcheinen wird, worauf alle Buchhandlungen Beſtellungen annehmen.

Wie geſchätzt und viel geleſen die eben ſo anziehenden als bildenden Schriften der Frau Henriette

Hanke, und wie vielfach ſie zu **Feſt- und Weihnachtsgeſchenken** für Damen und für **Familien-Bibliotheken** geſucht ſind, wird dadurch beſtätigt, daß theilweiſe ſchon neue Auflagen davon erforderlich wurden. Es ſind daher aus unſerm Verlage jederzeit noch zu beziehen:

Der Schmuck. In Briefen. Seitenſtück zu den Perlen. Drei Theile. 4 Rthlr. **Die Perlen.** 2 Thle. Zweite Auflage. 2⅚ Rthlr. **Die Schwiegermutter.** 2 Theile. Zweite Auflage. 2½ Rthlr. **Die Schweſter.** 2 Theile. 3⅙ Rthlr. **Die Schwägerinnen.** 2 Theile. 2⅚ Rthlr. **Die Wittwen.** 2 Theile. 3½ Rthlr. **Der Blumenkranz.** 2 Theile. 3⅙ Rthlr.

Hahn'ſche Hofbuchhandlung in Honnover.

---

[488] In der **Liter. artiſt. Anſtalt** der **J. G. Cotta'ſchen** Buchhandlung in München iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maſchinenkunde

und

Maſchinenzeichnung

von

F. Haindl,

königl. b. Profeſſor.

Zweite Lieferung,

beſtehend aus 6 Bogen Text in Quarto,

und 10 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2′ lang, 1′ 7″ breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rh. — 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

Blatt 12—17 Verzahnungen. Blatt 18 und 19 Rollen. Blatt 20 und 21 Kuppelungen.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich ſtarken Lieferungen beſtehen wird, ſoll in ſyſtematiſcher Ordnung das ganze Gebiet der Maſchinenkunde und des Maſchinenzeichnens umfaſſen.

Der Hr. Verfaſſer, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieſer Partien an der königl. polytechniſchen Schule in München, ſo wie noch an vier der erſten Kunſt- und techniſchen Bildungsanſtalten wirkend, und ſeit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch ſeine mehrjährigen praktiſchen Kenntniſſe und Erfahrungen im Bau- und Maſchinenweſen, dieſes Werk nach dem übereinſtimmenden Urtheile Sachverſtändiger ſo bearbeitet, daß ſelbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen techniſchen Bildungs-Anſtalten als das erſte in Deutſchland erſchienene Werk empfohlen zu werden verdient, ſondern auch für Mechaniker, Maſchinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerksbeſitzer, Müller ꝛc., ſo wie für jeden Freund der Technik bei dem raſchen Aufblühen des Maſchinenweſens um ſo mehr von groſſem Nutzen ſeyn wird, als der Hr. Verfaſſer, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Conſtructionen, ohne Rückſicht auf die obwaltenden Umſtände und vorhandenen Verhältniſſe, das Ganze den Bedürfniſſen aller jener Länder entſprechend anzupaſſen eifrigſt bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzoſen und Amerikanern, jene hohe Stufe techniſcher Ausbildung erreicht haben.

Dieſem zufolge wurden, wie es in einigen ſonſt vorzüglichen ausländiſchen Werken geſchehen iſt, Conſtructionen in Holz keineswegs umgangen, ſondern dieſelben ſind, ſo weit es die Verhältniſſe des Continents erfordern, denen in Eiſen vorangeſtellt; jedoch vermißt man auch letztere, ſo wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eiſen beſtehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Koſtenaufwande Schönheit der Formen immer berückſichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfaſſer, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maſchinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Koſtenüberſchlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen ſind mit der höchſten Genauigkeit die Maaße nach bayeriſchem und franzöſiſchem metriſchem Maaßſtabe eingeſchrieben; die verſchiedenen Stoffe: als Eiſen, Meſſing, Holz ꝛc. ſind ſowohl durch eigene Schraffuren als beſonders mit Benützung des erſt ſeit kurzem in der J. G. Cotta'ſchen lithographiſchen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargeſtellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und ſich nicht nur als Originale für den Unterricht, ſondern auch als Arbeits- oder Werkſtättzeichnungen ſelbſt für ſolche, welche die im übrigens ungekünſtelten, leicht verſtändlichen Styl geſchriebene deutſche Erklärung nicht leſen können, vollſtändig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetſten Schülern des Hrn. Verfaſſers, und bereits ſelbſt im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechniſchen Schule in Augsburg, mit einer Präciſion geſtochen, welche ſo wie die übrige Ausſtattung nichts zu wünſchen übrig läßt.

---

[427] **Godwie-Caſtle und St. Roche.**

Im unterzeichneten Verlage iſt erſchienen und zu haben:

Godwie-Caſtle.

Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham.

Drei Theile.

Dritte verbeſſerte Auflage, mit der Recenſion des Profeſſors Dr. Braniß.

8. 1841. Geheftet. Preis 3 Rthlr. 15 Sgr.

St. Roche.

Von der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.

Drei Theile.

Zweite verbeſſerte Auflage.

8. 1840. Geheftet. Preis 4 Rthlr. 22½ Sgr.

Durch **Godwie-Caſtle**, wie durch **St. Roche** iſt der eigentliche Welt und Leben im Großen und Ganzen darſtellende höhere Roman, der bei uns in neuerer Zeit faſt verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meiſterſchaft des ächten Dichtergenius. — Der Beifall aller Gebildeten hat ſich beiden Werken in vollem Maße zugewendet, ſo daß die **dritte** Auflage von **Godwie-Caſtle** und die **zweite** Auflage von **St. Roche** in kurzer Zeit nöthig wurde.

Buchhandlung **Joſef Max u. Comp.** in Breslau.

---

[467] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Das Buch der Roſen.

Eine populäre Monographie für Dichter, Botaniker und Gärtner von Ferd. Freiherrn v. Biedenfeld.

gr. 12. Eleg. geh. 2 Rthlr. oder fl. 3. 36 kr.

Reich iſt die Literatur der Franzoſen, Engländer und Deutſchen an kleinen und großen Werken von dieſer Königin aller Blumen. Es fehlt weder an gründlichen Schriften für Gelehrte noch an einzelnen Monographien für botaniſche Studien, noch an Prachtwerken

Google

mit köſtlichen Abbildungen, deren Preis zuweilen in die Hunderte geht, noch an Handbüchern und Abhandlungen über Cultur, einzelne Species und Varietäten, neue Roſengattangen ꝛc. — Aber dennoch beſitzen wir noch kein **populäres** Buch, welches Allen verſtändlich, der Wiſſenſchaft ihr volles Recht wiederfahren läßt und zu wiſſenſchaftlichen Studien ſpornt und leitet, die **Praxis** der Cultur im Auge behält, die Liebhaber einfach und faßlich zur Vermehrung ihrer Sammlungen führt und ſie der Gefahr überhebt, unter anderm Namen theuer etwas Neues zu bezahlen, was ſie längſt ſchon beſaßen; welches Vorſchriften enthält, aus Roſen ſo vielerlei ſehr angenehme und nützliche Dinge zu bereiten und zugleich in einem Ueberblick der Geographie, Geſchichte, Symbolik und Poeſie der Roſen Unterhaltung und erheiternde Belehrung bietet. — Der rühmlichſt bekannte Herr Verfaſſer hat es verſucht, ein ſolches Buch zu ſchreiben, es bei geringem äußern Umfang über 1500 Varietäten auszudehnen, wozu ihm bei vieljährigen eignen Beobachtungen und Studien aus den größten und neueſten Werken Frankreichs und Englands, aus den Mittheilungen berühmter Gärtner und Naturfreunde reiche Quellen floſſen.

Wie ſehr ihm dieſer Verſuch gelungen iſt, davon zeugen die vielen einſtimmig rühmlichen Beurtheilungen, die ſchon jetzt, wo er kaum die Preſſe verlaſſen, aus allen kritiſchen Blättern wiederhallen.

Mozin Correspondance des négocians.

[485] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieſes beſonders für junge Kaufleute beſtimmte äußerſt wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigſten Handelsgeſtände zur Bildung des Styls und der kaufmänniſchen Correſpondenz in jedem Zweige des Handels.

Früher iſt in demſelben Verlag erſchienen:

La Correspondance familière,

ou

Choix de lettres assorties

aux diverses situations de la vie, extraites des meilleurs auteurs anciens ou modernes, nationaux ou étrangers.

Seconde Edition.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Dieſes Werk beginnt mit einer Einleitung über die vertrauten Briefe, kleine Handbriefe ꝛc. und über die, den Styl, die Höflichkeitsformeln ꝛc. betreffenden Regeln. Es iſt in 20 Abſchnitte getheilt, welche Briefmuſter über eben ſo viele verſchiedene Gegenſtände, und Bemerkungen über jede beſondere Briefgattung enthalten.

Kein Werk dieſer Art enthält eine ſo wohl geordnete Sammlung auserleſener Briefe über alle Zweige des vertrauten Briefwechſels.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[484] **Neu erſchienene Auflagen**

in H. R. Sauerländer's Verlagshandlung in Aarau, zur Herbſtmeſſe 1840.

Fünfte Auflage von H. Zſchokke's ausgewählten Novellen und Dichtungen. Sechs Bände auf weißem Papier 6 Thlr. — 9 fl., auf halbweißem Papier 5 Thlr. — 7 fl. 39 kr. — Dieſem ſich anreihend: Genfer Novellen, zwei Theile, à 2 Thlr. — 3 fl.

Zwölfte Auflage von Hirzels franzöſiſcher Grammatik, verbeſſert von Profeſſor C. v. Orell. 15 Gr. — 1 fl.

Sechste Auflage von Hirzels franzöſiſchem Leſebuch, verbeſſert von Profeſſor C. v. Orell. 12 Gr. — 45 kr.

Vierte Auflage von Orells kleiner franzöſiſchen Sprachlehre für Anfänger. 8 Gr. — 30 kr.

Zwanzigſte Auflage von den **Stunden der Andacht.** 8 Bände in grobem Druck, weiß Papier 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl., auf halbweißem Papier 5 Thlr. 8 Gr. — 8 fl.

Einundzwanzigſte Auflage von den **Stunden der Andacht,** in einem Band in Bibelformat, weiß Papier 4 Thlr. — 6 fl., halbweiß 3 Thlr. — 4 fl. 30 kr.

Taſchen-Ausgabe von demſelben Werke, in 12 Theilen 6 Thlr. — 9 fl.

Jahrgang 1840 von **Malteus Bibliothek der neueſten Weltkunde** in vier Bänden. 9 Thlr. 8 Gr. — 14 fl.

37r Jahrg. 1840 vom **Schweizerboten.** Vollſtändig 3 Thlr. 16 Gr. oder 5 fl. 30 kr.

Schachbüchlein; oder anſchauliche Darſtellung der Regeln des Schachſpiels und der ſinnreichſten Züge berühmter Spieler für Anfänger, von Profeſſor C. v. Orell; mit 10 Tabellen, gr. 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Gr. — 2 fl. 45 kr.

---

[479] Volksausgabe vom

Lied der Nibelungen

aus dem Urtexte neu übertragen von

Dr. **Heinrich Döring.**

Erfurt und Leipzig, Verlag von L. Hilſenberg, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

26 Bogen Velin, ſauber broch. Subſc.-Preis 16 Gr. = 20 Sgr. = 1 fl. C.-M.

Der Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden.

---

[428] So eben erſchien:

Anekdoten-Almanach

auf das Jahr 1841.

360 Anekdoten und 26 Parodieen enthaltend.

gr. 16. broch. (19 Bogen) 1 Rthlr.

Ludwig Schreck in Leipzig.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. Oktober 1840.

— She was false as water! —
— Thou art rash as fire to say
That she was false! O she was heavenly true!

Shakespeare.

Marie Lafarge.

Eine biographiſche Skizze.

Die folgenden Notizen über das Leben eines Weibes, deſſen Schickſal die ganze gebildete Welt beſchäftigt, rühren von einem Deutſchen her, der den Gerichtsverhandlungen zu Tulle beigewohnt hat. — Ein Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung äußerte kürzlich: „ſoll Marie Capelle unſchuldig ſeyn, ſo muß ſich das Geſchick durch eine Reihe der unerhörteſten Zufälle und Mißverſtändniſſe gegen ſie verſchworen haben.“ Nach aufmerkſamer Prüfung der Berichte über den Prozeß, welche in den franzöſiſchen Blättern zu leſen und, wie man weiß, noch dazu bedeutend zu Gunſten der Angeklagten gebeugt waren, müſſen wir dieſe Anſicht theilen. Und ſo viel Schonung auch eine Unglückliche verdient, deren Schuld ſelbſt nach der Verurtheilung keineswegs völlig erwieſen iſt, ſo iſt doch die Geſinnung, welche zu Gunſten weiblicher Bildung, Liebenswürdigkeit und Grazie die wunderbaren Widerſprüche und Abgründe des menſchlichen, und namentlich des weiblichen Herzens ignorirt, ſo wenig die unſrige als die vieler Leſer. Trotz dem laſſen wir einen eifrigen Vertheidiger der Angeklagten gern ſprechen. Eine ſolche Betrachtungsweiſe iſt für die Zeit überhaupt, und insbeſondere für das Land, aus dem ſie kommt, charakteriſtiſch genug. Zudem iſt uns ein Aufſatz eines andern Landsmanns angekündigt, der dieſes pſychologiſche Problem mehr aus dem gemeinmenſchlichen als aus dem eleganten Geſichtspunkt betrachten wird.

* * *

Ein Schauſpiel neuer Art und genauer Unterſuchung werth, hat ſich in der neueſten Zeit dem Beobachter der Verhältniſſe Frankreichs dargeſtellt. Die Verwicklungen im Orient, das wankende Gebäude des europäiſchen Friedens, das Auftreten eines Napoleoniden und der Wirrwarr von Spanien, all dieſe drohenden Ereigniſſe wurden in der Nation, die ſie zum Theil allein, zum Theil mit am meiſten angehen, über dem Drama, das vor dem Gerichtshofe einer ſtillen, verſteckten Provinz ſich abſpann, wo nicht vergeſſen, doch während des Dramas völlig außer Acht gelaſſen, und die kriegeriſche Aufregung eines ſo reizbaren Volks, wie die Franzoſen, machte für einen Augenblick dialektiſch feinen oder auch leidenſchaftlichen Erörterungen über eine Sache Platz, die mit den Weltbegebenheiten der Gegenwart nicht den mindeſten Zuſammenhang hatte. Wetten wurden geſchloſſen, Toaſte ausgebracht, Freunde uneins, ernſte, faſt blutige Auftritte herbeigeführt, und zwar um eines peinlichen Prozeſſes willen, deſſen Hauptperſon durch ihren Rang, durch Bildung und natürliche Anlage, wie

Digitized by Google

auch, ſagt man, durch verwandtſchaftliche Beziehungen, die öffentliche Theilnahme erregen mußte.

Obwohl die Grundſätze, die das franzöſiſche Staatsleben tragen und durchdringen, auf die Ebnung jeder Ungleichheit und das Verſchwinden aller Vorrechte ausgehen, ſo lehnt ſich doch, mit Ausnahme des untern Haufens in den großen Städten des Nordens und einiger beſchränkten Kleinbürger, kein Franzoſe gegen den Adel auf, den geſellſchaftliche Stellung, Geiſt und Erziehung verleihen. Die Sittenfeinheit und Kunſt des geſelligen Benehmens, die er an den Höhergeſtellten ſeiner Mitbürgerinnen wahrnimmt, hält er nach dem kriegeriſchen Ruhme für die erſte Auszeichnung ſeines Landes, und klagt er auch darüber, daß die völlig klaſſiſchen Formen des Umgangs, wie ſie eine frühere Zeit gekannt, in dem Strudel wilder Neuerung und dem Gemenge der verſchiedenen Stände ſich verloren haben, ſo meint er doch, daß die gebildeten Frauen von Paris durch das glücklichſte Errathen deſſen, was ſich ſchickt, durch muntere Vertraulichkeit hier, durch klugen Rückhalt dort, wie durch vollendeten Einklang und die achtſamſte Beherrſchung all ihrer Bewegungen für das übrige Europa als Muſter und Meiſterinnen ungezwungener Anmuth gelten müßten. Ja, daß ſie ſelbſt die Sünde durch Grazie zu ſchmücken und zu veredeln wiſſen, wird ihnen zum Verdienſt angerechnet; wie in manchem Kunſtgebilde verſöhnt auch hier der Geſchmack das verlezte Sittengeſetz, und die Grazie ſchläfert mit ſchäckernd ſüßem Liede die Schlange der Erinnys ein.

Dieſer Sphäre gehörte auch Marie Capelle an, die Tochter eines verdienſtvollen und geachteten Oberſten. Schon in der früheſten Kindheit, * ſo heißt es jezt, nachdem die Laſt ſchwereren Verdachtes auf ihrem Haupte liegt, ſoll ſie Neigung zum Unerlaubten, Hang zur Verhüllung des Vorgefallenen oder Erfindung des Nichtgeſchehenen, Anlage zur Argliſt und Vergnügen am Spott gezeigt haben. Selbſt die Anklage der Diamantenentwendung will in der Vertrautheit des Kindes mit kleinen Diebereien und Veruntreuungen eine Stütze finden. Doch iſt dies Alles in dem Gedächtniſſe derer, die es behaupten, nicht gehörig geſondert und nicht hinlänglich ausgemacht, um als Commentar ſpäterer Erſcheinungen in Mariens Geſchichte zu dienen. Leicht annehmen läßt ſich, daß die vorgebliche Tücke des jungen Mädchens nichts als jene Schelmerei, die an überlegenen Weſen ſo häufig bemerkt wird und ihnen ſo gut anſteht, nur gleichſam der Muthwille eines ungemeinen Talentes geweſen ſey; denn bei weiblichen Naturen erſcheinen namentlich im zarten Vorfrühling des Lebens die Gaben eines bevorrechteten Geiſtes ſelten von Verſchlagenheit und neckiſchem Sinn getrennt. Damit iſt keineswegs erwieſen, daß die Erdichtungen, deren ſie bezüchtigt wird, über das Bedürfniß von Ausrede und Verheimlichung hinausgingen, das die unendliche Mehrheit aller Kinder hie und da zur Lüge verleitet, und endlich wird nirgendwo geſagt, daß ihre Streifzüge gegen fremdes Gut etwa mehr als jene Naſchereien und unerheblichen Aneignungen betroffen, die in keinem elterlichen Hauſe für etwas Entſetzliches angeſehen werden. Dem ſey, wie ihm wolle, ſicher und einſtimmig iſt nur die Kunde von den Vorzügen des Kindes, die jene Untugenden, wie hoch man ſie immer anſchlug, in den Augen der Verwandten und Lehrer weit überwiegen mußten, und wer weiß, ob nicht ſchon damals Marie durch das phantaſtiſche Ineinanderſpiel von Licht und Schatten in Geſinnung und Lebensweiſe, in Thun und Trachten auf ihre Umgebung verführend gewirkt habe. Lebendiger, ausdauernder und gelehriger Eifer für Erwerb von Kenntniſſen und Fertigkeiten machte ſie bald zum Stolz und Liebling ihrer Lehrer; ſinnige Neugierde bezeichnete ihre Fragen, glückliche Ahnung des Richtigen, in artige Einfälle gekleidet, ihre Antworten, und um die Tollheiten ihres muntern Humors zog ſie unbewußt die Grenze des Geziemenden. Allenthalben bewährte ſich ihre dienſtfertige Güte, und dieſe hatte in jenen heitern Jahren ſchon mit der religiöſen Richtung, die in Mariens Seele nicht als bequeme Pflege eines dunkeln Gefühls, ſondern als Inbegriff vorgezeichneter Pflichten bis auf den heutigen Tag fortlebte, einen innigen Bund geſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

* Sie iſt zu Paris im Jahr 1816 geboren.

Der Buckligte.

(Schluß.)

Da haſt du meine Geſchichte, lieber Ludwig. Das Uebrige kannſt du dir leicht vorſtellen. Ich habe eine Stadt gegründet, ich baue ein Grundſtück nach dem andern an. So bin ich eine der thätigen und rührigen Ameiſen, die rennend und laufend, bauend und niederhauend, austrocknend, jagend, fiſchend, ackernd und ſäend, pflügend und erntend, kaufend und verkaufend nach und nach dieſes große, ſchöne Land umgeſtalten, bis es nach langen Jahrhunderten an falſcher Civiliſation eben ſo ſiechen wird wie Europa. Für's Erſte habe ich eine Menge politiſcher Rechte und Obliegenheiten, ich wähle und ſtimme, woran ich nach meiner natürlichen Neigung gerade kein beſonderes Gefallen finde. Wenn ich einen Tag geſchrien, gewählt und geſtimmt habe, ſo komme

ich Abends nach Haus, umarme meine Jenny und unſere Kinder und finde in dem Lande, wo ich eine liebe Frau und drei Kinder habe, die politiſchen Inſtitutionen vortrefflich.

In unſerer Kolonie ſind noch drei Buckligte, ich bin alſo in Geſellſchaft. Auch ſie ſind durchaus nicht zu beklagen. Ihr Höcker wird ihnen nicht ſchwerer als mir. Zwei ſind zwar noch nicht verheirathet, ſie werden aber Frauen finden, ſobald ſie wollen. Hier zu Lande bekommen nur arme, d. h. faule Männer keine Frauen; denn bei uns iſt die Ehe nicht das Ergebniß einer zarten Neigung oder einer romantiſchen Leidenſchaft, ſondern ein bloßes Etabliſſement. Es handelt ſich dabei nur darum, die Thätigkeit einer Gefährtin mit der eigenen zu vereinigen und alle Jahre ein Kind mehr zu haben, denn Kinder ſind hier ein arbeitendes, einträgliches Kapital. Ein wohlhabender, gewerbthätiger, in Geſchäften geſchickter und kluger Mann mag, wenn er nur ſonſt geſund iſt, ſo ungeſtalt und häßlich ſeyn, als er will, er kann um die ſchönſten Mädchen des Landes freien, ſie werden ihn lieber heirathen als den ſchönſten jungen Mann, der ſein Land nicht anzubauen und keinen Handel zu treiben oder zu ſpekuliren verſteht. Ich lobe dies für Nichtbuckligte gerade nicht, wir aber finden unſere Rechnung dabei; in Europa iſt uns dagegen Alles zuwider. Wenn ich mit meinem Geſchäftsſinn in dieſem Lande geboren und erzogen wäre, ſo würde ich ſehr reich und dadurch die beſte Partie geworden ſeyn, die Mädchen hätten ſich um mich geriſſen, während mich zu Haus Keine mochte. So verſchieden iſt die öffentliche Meinung hier und dort. Schickt alle eure Buckligten hierher, es ſoll ihnen nicht an Frauen fehlen.

Bei dem Wort öffentliche Meinung fällt mir ein, wie du mir Angſt vor dieſer erbärmlichen Megäre machen wollteſt. Sie herrſcht hier wie dort, nur anders. In Amerika ficht einen Buckligten nichts an, er macht ſeinen Weg wie ein Gerader und Wohlgebauter; nirgend ſtößt er auf Hinderniſſe, wenn er nur thätig, gewerbſam und halb und halb ehrlich iſt. Er verheirathet ſich, wird Vater, Vorſteher u. ſ. w. Wenn hingegen in dieſem von Volksherrſchaft, Freiheit und Gleichheit ſtrotzenden und lärmenden Land ein ſchöner, kluger, durchaus redlicher und edler, aber ſchwarzer Mann auftritt; wenn man ihm Güte, Großmuth und Liebenswürdigkeit nachrühmen muß, wenn er aber ein Mulatt iſt; wenn man ihn wegen ſeiner Thätigkeit, Geſchicklichkeit und Gewerbſamkeit lobt, er aber ein Quarteron iſt: ſo haftet nach hieſiger Meinung an dem Mann ein entſetzlicher und unverwiſchbarer Schmutz- und Schandfleck, er ſieht ſich überall zurückgeſtoßen und verachtet, er iſt unerbittlich von aller Gemeinſchaft der Liebe, Freundſchaft und Geſellſchaft der Weißen ausgeſchloſſen; er kann kein weißes Mädchen heirathen, wäre ſie auch noch ſo gering, er darf ſich mit Weißen nicht an Eine Selle ſetzen, im Theater, und ſelbſt in der Kirche iſt er abgepfercht. So will es die öffentliche Meinung in Amerika, in dem ſogenannten Land freier Meinung, in dem Land, das ſtolz iſt auf ſeinen reinen Republikanismus, auf ſeine Theorien von Demokratie, Freiheit und Gleichheit! In dieſem freien Lande wird der mit Wort und That mißhandelt, der von dem Unrecht der Sclaverei ſpricht und behauptet, die ſchwarzen und kupferfarbigen Menſchen ſeyen, wie die weißen, Menſchen mit Menſchenrechten! — Wenn man in Europa gegen Buckligte und Ausgewachſene hie und da hart und ungerecht, manchmal ſogar grauſam iſt, ſo liegt dieſem doch wenigſtens eine wirkliche Entſtellung zum Grunde, die allerdings manchmal zurückſtoßend iſt; auch wiſſen die ſo unbilligen Leute recht gut, was ſie thun, ſie nennen ſich nicht großmüthig, menſchlich vor Andern, ſie rühmen ſich nicht ihrer Milde und Güte, wie hier zu Lande die Anhänger der Sclaverei und die grauſamen Feinde der Schwarzen.

Laſſen wir dieſen traurigen Gegenſtand! Ich könnte dir dagegen von einer Menge anziehender Dinge ſprechen, wenn ich nicht daran denken müßte, dieſen Brief zum Schluß zu bringen. Welch Glück wäre es für mich, einen gebildeten, fühlenden Freund, wie du, bei mir zu haben, mit ihm die Erſcheinungen einer wundervollen, jungfräulichen Natur und einer ſich aus den erſten Elementen bildenden menſchlichen Geſellſchaft zu beobachten. Solch ein Freund fehlt mir, denn die Leute, mit denen ich hier lebe, haben gar keine Vorſtellung vom Schönen, Hohen und Geiſtigen; ſie laufen herum ohne Gefühl, ſie üben die Religion ohne Erhebung; es ſind wahre Yankee's, die gehen und kommen, ſpekuliren und in dem Erhabenſten Nichts ſehen, wenn dabei nichts zu gewinnen iſt. Wollte man ſie denken und fühlen lehren, ſo würde ſie dies zum Tod langweilen und ſie würden überdies von ihrem Lehrer einen ſehr geringen Begriff bekommen, ihn wenigſtens für einen Schwachkopf halten.

Du begreifſt, lieber Ludwig, daß ich mich bei ſolcher wenig anſprechenden Menſchenumgebung gar manchmal nach Europa zurückſehne, wenigſtens zu dir, an dem ich in meiner Kindheit mit ſo ungeſtümer Liebe hing. Auch du würdeſt mich wohl gern wiederſehen, denn ſchon lang habe ich die Kavallerie vergeſſen, und was ich dieſſeits und jenſeits des Oceans vom Advokatenſtand geſehen habe, mußte meine Vorliebe dafür ſehr erkälten. Wenn ich je eine Reiſe nach Europa mache, ſo geſchieht es, weil du mich mächtig dahin ziehſt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Zuſtand des Buchhandels in Italien.

Die Verhältniſſe des literariſchen Eigenthums in Italien und der betrübte Zuſtand des hieſigen Buchhandels haben mir ſchon wiederholt Stoff zu Schilderungen und Betrachtungen geboten, die ich in dieſen Blättern mitgetheilt habe. Daß dieſe Verhältniſſe nicht fortwähren konnten, ſagte ſich jeder; an ſchleunige Abhülfe aber ſchien Niemand zu glauben. Dennoch iſt die Morgenröthe einer beſſern Zeit angebrochen. Der zwiſchen Oeſterreich und Sardinien abgeſchloſſene Vertrag, wodurch der Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks der in den beiden Staaten erſcheinenden Werke unterſagt wird, hat in ganz Italien eine äußerſt günſtige Wirkung hervorgebracht und den lebhafteſten Anklang gefunden. Wem man die erſte Anregung zu dieſer Uebereinkunft, welche am 10ten Juni getroffen ward, zu verdanken hat, iſt mir nicht bekannt. Wahrſcheinlich machte das Bedürfniß, dem literariſchen Eigenthum Schutz zu gewähren, in beiden Staaten ſich um ſo fühlbarer und dringender, als in beiden gegenwärtig eine außerordentliche literariſche Thätigkeit beſteht, und die Gelegenheit, auf Koſten des Nachbars raſchen Gewinn zu machen, zu lockend war, um nicht Manche anzuziehen. Ob die Nachdrucker am Ende ihre Rechnung dabei gefunden, weiß ich nicht: von reichgewordenen Nachdruckern reden gehört zu haben, erinnere ich mich nicht, ſelbſt nicht im Fall der Brüſſeler Matadors, denen die, dies Gewerbe beſchützende, holländiſche Regierung oft unter die Arme greifen mußte. Wie dem aber auch ſeyn möge, die Schriftſteller und rechtmäßigen Verleger ſchrieen Zeter. So wurde denn jene, durch den Turiner Senat am 26ſten Juni publicirte Convention mit lebhaftem Jubel begrüßt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß andere italieniſche Staaten ſich anſchließen werden: denjenigen, wo der Nachdruck inländiſcher Werke bereits verboten iſt, wie Rom und Neapel, müßte dies am leichteſten ſeyn. Indeß ſcheint es, daß Toscana, wo bisher die äußerſte Freiheit oder Ungebundenheit beſtand, und kein Verleger vor ſeinen Collegen ſicher war, die Reihe zu eröffnen gedenkt. Die Verordnung gegen den Nachdruck ſoll binnen Kurzem erſcheinen. In einem Staate, welcher auf ſo ruhige wie beſonnene Weiſe zum Beſſern fortſchreitet, und wo dem adminiſtrativen Verfahren nie die legale Baſis mangelt, geht es vielleicht nicht in allen Dingen ſo raſch als mancher wünſchen möchte, aber das Ziel wird erreicht, ohne Intereſſen, wenn ſie geſchont zu werden berechtigt ſind, zu verletzen. Daß übrigens Toscana das literariſche Eigenthum längſt anerkannt hat, geht aus den auf Nachſuchen für wichtige Werke ertheilten Privilegien hervor, deren ältestes, ſo viel mir erinnerlich, dasjenige iſt, welches am 27ſten September 1755 von der damaligen, durch Kaiſer Franz I. eingeſezten, vom Grafen von Richecourt präſidirten Regentſchaft dem „Carlo Goldoni, Avvocato Veneto“ für den Druck ſeiner Luſtſpiele auf zehn Jahre ertheilt ward. Der Nachdrucker oder Nachdrucksverkäufer wurde mit der Confiscation ſämmtlicher Exemplare, fünfzig Scudi Strafe und Gerichtskoſten bedroht. Durch die öſterreichiſch-ſardiſche Convention wird den Verfaſſern das Eigenthumsrecht auf lebenslang und ihren Erben auf dreißig Jahre nach des Verfaſſers Tode zugeſichert. Lezterer Termin wird bei nachgelaſſenen Werken auf vierzig Jahre vom Tage ihres Erſcheinens an verlängert, bei den von Akademien und gelehrten Geſellſchaften publicirten auf fünfzig Jahre. Bei Werken in Bänden oder Heften wird der Termin vom Erſcheinen des Schlußbandes an gerechnet, unter der Bedingung jedoch, daß nicht mehr denn drei Jahre zwiſchen dem Erſcheinen des einen und andern Bandes verſtreichen. Welche Modificationen das toscaniſche Geſez bringen wird, iſt noch unbekannt. Hier, wie überall, hört man Einwendungen machen und von Beſchränkung der Gewerbefreiheit reden, wie die angebliche Einbuße der zahlreichen Buchdrucker vorſchützen. Durch Einwürfe ſolcher Art, deren Ungrund längſt erwieſen iſt, wird aber die Regierung ſich nicht aufhalten laſſen. Schriftſteller, Verleger, Buchdrucker und Publikum können nur dabei gewinnen. Erſtern wird eine Entſchädigung für die auf ihre Arbeiten verwandte Zeit oder wenigſtens für die materiellen Auslagen geſichert, und ſie können ſich dieſen Arbeiten ungeſtörter hingeben. Die Intereſſen von Verlegern und Buchdruckern ſtehen in der engſten Wechſelwirkung; was jene unternehmen, kommt dieſen zu gut, und da rechtliche Verleger mehr denn bisher werden unternehmen können, ſo ſind die Buchdrucker, namentlich die kleinern, weniger der Gefahr ausgeſezt, auf eigene Koſten drucken zu müſſen, um ihre Preſſen nicht in Unthätigkeit zu laſſen. Das Publikum, wenigſtens das, welches nicht von Nachdrucken zu leben pflegt, gewinnt auch dabei, denn die Bücherpreiſe werden ſinken, wenn kein Nachdruck zu befürchten iſt. Endlich wird die Welt von einer Menge Sudeldrucken befreit, die als Maculatur geboren ſind und kein beſſeres Loos verdienen. Auf allen Seiten alſo c'est du profit tout clair.

Während nun dies im Werke iſt, wartet man keineswegs darauf, um mit bedeutenden Unternehmungen hervorzutreten. Im Gegentheil gibt ſich in allen Zweigen der Literatur ein reges Leben kund, ein rein literariſches ſowohl wie ein mercantiliſches. Die eigentliche Induſtrie hat dem italieniſchen Buchhandel lange gefehlt und fehlt ihm zum Theil noch; zum Theil aber tritt ſie ſo ſtark hervor, daß ſehr zu befürchten iſt, ſie den Sieg davontragen zu ſehen über das wiſſenſchaftliche Intereſſe. Freilich kann ſie unendlich nützen bei guter Leitung, namentlich wenn dieſe Induſtrie die Richtung nimmt, welche ſie in Stand ſezt, dem literariſchen Verkehr ein Centrum zu verſchaffen und die Hinderniſſe hinwegzuräumen, die ſich der freien Communication in den Weg ſtellen. Dahin aber wird es vielleicht lange noch nicht, vielleicht nie kommen, obgleich Alle, denen die Sache am Herzen liegt, einſehen, daß ohne literariſches Centrum und ohne Freiheit der Verbindung der italieniſche Buchhandel niemals auf einen grünen Zweig kommen kann. Zieht man die geographiſche Lage in Betracht, und Toscanas alte und wohlerworbene Anſprüche auf den Primat in Sachen der Literatur und Sprache, ſo bietet ſich Florenz als der natürlichſte Mittelpunkt dar, und der Geiſt, welcher die toscaniſche Verwaltung charakteriſirt, ſcheint auch ſeiner Seits eine ſolche Stellung weſentlich zu fördern. Aber der völlig verſchiedene Geſichtspunkt, unter welchem Nachbarſtaaten, wie Modena und Rom, literariſche Verhältniſſe betrachten, würde unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen. Für Toscana um ſo mehr Schade, da die einheimiſche Literatur eine ſo achtungsvolle Richtung nimmt und, jezt ſchon Bedeutendes leiſtend, für die Zukunft viel mehr noch verſpricht. Wie die Sachen einmal ſtehen, hat Mailand die meiſte Ausſicht, in freilich beſchränkterem Kreiſe die Rolle zu ſpielen, welche unbeſtritten Florenz zufallen würde, gäbe es nicht in Italien geiſtige Cordons wie mercantiliſche und polizeiliche, und wäre nicht das Widerſtreben auch nur eines Einzelnen hinreichend, die Früchte der Eintracht aller Uebrigen zu vernichten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. Oktober 1840.

Ἄριστον το ὕδωρ.

Pindar.

Gaſtrologiſche Spaziergänge.

Fünfte Wanderung.

Wie in einem Shakeſpeareſchen Drama, oder im Traum, der mit Zeit und Ort noch ſeltſamer ſpielt als die Bühne, oder wie Mahomed in ſeiner himmliſchen Nachtreiſe, kommen wir im Fluge von den ſonnigen, dem Bacchus heiligen Hügeln in die Sudeten und nach Gräfenberg.

Wohl dem, der von Jugend auf an den Trank gewöhnt iſt, den uns die Natur faſt allenthalben aus erſter Quelle gibt, das Urelement der Schöpfung, das Waſſer; freilich nicht überall in beſonderer Güte; aber die Gegenden ſind ſelten, wo es ſchlecht und ungenießbar iſt. Wo es aber aus harten Granitfelſen oder Sandſtein vorſprudelt, iſt es ein wahrer Segen der Natur. Wie geſund! wie erquickend! wie belebend und heilend! Aber ſelbſt das weichere von gewiſſen Strömen und Flüſſen ward und wird gerühmt. So das vom Phaſis im heutigen Mingrelien; über Tag und Nacht in einem Gefäß verſchloſſen, ſolle es ſich, fabelten die übertreibenden Alten, in Wein verwandelt haben. — Noch heutige Reiſende, wie v. Schubert, rühmen das ſchon vor Alters geprieſene Nilwaſſer. „Ihr habt das Waſſer vom Nil,“ rief ein römiſcher Feldherr ſeinen Kriegern zu, die Wein forderten, „und ihr verlangt noch Wein?“ — Geſundes, gutes Waſſer gehört vor allen unter die unerkannten Wohlthaten; auf Schiffen, in dürren Wüſten erkennt man, was ſelbſt das ſchlechtere werth iſt. Wie haben von jeher Städte und Fürſten, keine Koſten ſcheuend, ſich bemüht, trinkbares Waſſer ſelbſt aus weiter Ferne und auf Umwegen herzuleiten! Die römiſchen Aquädukten, einſt Wunder der Baukunſt, ſchauen Reiſende noch jezt bewundernd an.

Manche von den neuern Lobpreiſern des kalten Waſſers geberden ſich, als wenn ſie die Erſten wären, die uns auf ſeine Vortrefflichkeit und Heilkräfte hingewieſen. Aber ſchon vor Jahrtauſenden ward es, wie es ſich von ſelbſt verſteht, geprieſen und empfohlen. Die Schriften der Griechen und Römer ſind voll ſeines Lobes, und es gab unter ihnen große Waſſertrinker. Von ſich ſelber ſagt der feurige Redner Demoſthenes, daß er lange Zeit nur Waſſer getrunken habe, und manchem mit der römiſchen Geſchichte Vertrauten wird bekannt ſeyn, daß der Stifter dieſes Weltſtaates ein Abſtemius geweſen. Lange ſchon vor dem großen, jezt oft erwähnten franzöſiſchen Gelehrten und Waſſertrinker Tiraqueau oder Tiraquellus († 1558), der jedes Jahr die Welt mit einem Buch und einem Kind beſchenkte, erkannte und erprobte man die Kraft des Waſſers. Es mache erfinderiſch, rühmt ihm der griechiſche Schriftſteller Eubulus nach. Und ſteht

Digitized by Google

eine Wahrheit feſt, ſo iſt es dieſe: ſo lange noch dies lebendige Symbol des Lebens aus Felſen hervorquellen, in Bächen und Flüſſen dahinſtrömen wird, wird es als unentbehrlich, als geſund und heilſam erfunden werden. Nur Geiſtigblinde können dies leugnen. Aber ſo wie es dennoch auf der einen Seite den Wein nicht erſezt, ſo erſezt es auch die vielen Heilmittel nicht, welche die Natur in Pflanzen, Thiere und Steine gelegt hat. Es zu einer Panacee, einem Univerſalmittel ſtempeln zu wollen, iſt, um noch gelind zu reden, eine kindiſche Uebertreibung, wie alle vernünftigen Beförderer der Waſſerheilkunde am erſten erkennen.

Fragen wir uns, bei welcher Claſſe von Menſchen die Waſſerheilart am meiſten Eingang und Anwendung findet, ſo werden wir wahrnehmen, bei ſolchen, die von Gaſtmahl zu Gaſtmahl, von Vergnügen zu Vergnügen eilen, kurz, die ein üppiges, erſchlaffendes Leben führen und ihren Leib mit Säften überfüllen oder ſonſt auf andere Weiſe ſchwächen. Da iſt denn kaltes Waſſer, innerlich und äußerlich gebraucht, mit der gehörigen Diät, immer ein leichteres und angenehmeres Mittel, als purgatoriſche Arzneien oder gar das argentum vivum. Die eigentlichen Köche und Köchinnen ſind es bekanntlich, die von jeher den lateiniſchen Köchen und den Aerzten am meiſten in die Hände gearbeitet haben. Man könnte faſt ſagen, die ganze Arzneikunde drehe ſich um den Magen, als ihr Centrum. Gut wär's nun, wenn es mit dem Menſchen wäre wie mit dem Krebs, der alle Jahre einen neuen Magen bekommt, welcher den alten verzehrt, oder mit dem Froſch, der keiner Magenbürſte bedarf und keines Bitterwaſſers, um ihn zu reinigen, ſondern ihn aus dem Munde herausſtülpt, wie uns wenigſtens Herr v. Gruithuiſen verſichert, derſelbe, der uns mit den Meneïden, den Mondmenſchen, beſchenkt hat. Da nun der Menſch nicht ſo glücklich iſt, und eigentliche Magenbürſten von bedenklicher Anwendung ſind, ſo muß er zu andern Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, die freilich nicht immer die angenehmſten ſind. — Unter die angenehmeren gehört noch das Trinken von jenen wunderſamen Mixturen, welche die große Apothekerin Natur in ihren unterirdiſchen Officinen kocht, nämlich von Mineralwaſſern, ſchon deßwegen, weil in Bädern, wo ſie getrunken werden, noch mancherlei Anderes zu haben iſt; woher es denn kommt, daß ſchier noch mehr Geſunde die Bäder beſuchen, um ſich dort erſt krank zu machen, als Kranke, um geſund zu werden. — Es iſt die bitterſte Ironie auf gewiſſe Heilbäder, daß dort die leckerſten Speiſen, die gefährlichſten Vergnügungen, die heilloſeſten Spiele zu finden ſind. So war's ſchon vor Alters mit den warmen Bädern von Bajä in Campanien, wohin die haute volée aus Rom und Italien zuſammenflog, um ſich dort körperlich und ſittlich noch mehr zu verderben. Bajä war deßhalb im Verruf; Propez nennt es „das verdorbene Bajä," und fordert ſeine Cynthia auf, daſſelbe ſo bald als möglich zu verlaſſen. Doch bald gehörte es zur vornehmen Mode, dieſe Thermen nicht mehr zu beſuchen. Was doch ein einziger Mann, beſonders der Leibarzt eines großen Fürſten vermag! Antonius Muſa, der Arzt des Auguſtus, hatte das Glück, dieſen durch kalte Bäder von einem hartnäckigen Gichtübel zu befreien. Dies brachte dem Doktor, einem Freigelaſſenen, den Ritterring, den kalten Bädern großen Ruhm und den warmen Verachtung zu Wege. Auch der Dichter Horaz gebrauchte auf Verordnung dieſes Muſa das kalte Waſſer zu Cluſium und in der geſund durchlufteten Berggegend von Gabii, um ſich von ſeinen Flüſſen, die ſich beſonders auf die Augen geworfen, zu befreien. — Unſchuldiger als ſo manche Mineralbadorte ſind die neuern Waſſerheilanſtalten, und geeigneter, den Kranken geſund zu machen, wenn's noch möglich iſt; wiewohl nach der Verſicherung enthuſiasmirter Waſſerfreunde hier auch das Unmögliche möglich werden kann.

Wie bei den meiſten Mineralbädern, trägt auch hier, nebſt einfacher, geregelter, friſcher Diät die freie Luft, beſonders in Gebirgsgegenden, die angemeſſene Bewegung und ſorgenloſe Zerſtreuung bei, die Kur zu befördern. — Reine Bergluft war natürlich ſchon bei den Alten ſehr beliebt; auch deßwegen, weil ſie Appetit macht, wie die Seeluft. — Eine merkwürdige Stelle kommt in den „Acharnern" des Ariſtophanes vor, wo die atheniſchen Geſandten erzählen, bei ihrer Ankunft in der perſiſchen Reſidenz ſey der Großkönig abweſend geweſen; er ſey auf die Goldberge gegangen, um dort acht Monate hindurch — eine ziemlich lange Saiſon — ſeinen Leib zu evacuiren. Etwas Wahres iſt in dieſer komiſchen Uebertreibung enthalten. Wirklich begab ſich der Perſer Monarch jeden Sommer in die mediſchen Gebirge, um da die „Sommerfriſche" zu genießen, wie der Südtyroler den Aufenthalt auf den Bergen während der heißeſten Monate nennt. — Da die erwähnte Evacuation ein Hauptzweck bei ſo vielen Bädern iſt, ſo iſt es alſo auch der Magen, und was dazu gehört, was dem berühmten Prießnitz ſeine meiſten Badegäſte zuführt. Nächſtdem mag eine andere, dem kalten Waſſer nachgerühmte Tugend in Betrachtung kommen, die der Chineſe und Tartar auch ſeiner Panacee, dem Chinſeng, zuſchreibt, und die ein ſchlauer Leſer ſchon errathen wird. — Gewiß, das kalte Waſſer thut Wunder, worunter auch das gehört, daß es den Prießnitz, bei geringem Aufwand, aus einem armen Manne zu einem ſteinreichen gemacht hat. Sein Quellwaſſer verdient den Namen „Goldwaſſer" eher denn das Danziger.

(Schluß des fünften Artikels.)

Digitized by Google

Marie Lafarge.

(Fortſetzung.)

Dieſe Eigenſchaften gewannen ihr die Zuneigung der älteſten Tochter des Marquis von Nikolai, die wir ſpäter in dem Diamantenprozeß als Gräfin von Montbreton auftreten ſehen. Anna Louiſe von Nikolai iſt eine Dame, die alle Erforderniſſe ausgeſuchter Geſelligkeit mit einer ausgeſprochenen Hinneigung zu myſtiſchen Weltanſichten verbindet; ſie erzählt vortrefflich, ſie weiß die Fäden der verworrenſten Geſchichte unvorbereitet und ohne die mindeſte Anſtrengung in einem geordneten Gewebe zu ſammeln und Stunden lang die Aufmerkſamkeit einer ganzen Geſellſchaft durch die Kunſt ihrer Rede zu feſſeln. Zugleich iſt ſie eine eifrige Schülerin Mesmers, und ſcheint den Einfluß ihrer gefälligen Gaben zur Verbreitung des Glaubens an magnetiſche Wirkungen nicht unbenüzt gelaſſen zu haben. Ihre Beziehungen zu Marie Capelle, obwohl eine Zeitlang unterbrochen, wurden mit dem zunehmenden Alter der lezteren immer vertrauter, und bald ward die junge Freundin der Frau von Montbreton auch die Geſpielin der Schweſter, Marie von Nikolai, eines Mädchens von faſt gleichem Alter mit Marie Capelle, ziemlicher Schönheit, doch leichtſinniger und verliebter Natur. Die Bekanntſchaft der beiden Marien hatte den höchſt ärgerlichen Diamantenprozeß zur Folge, deſſen Einzelnheiten wir unberührt laſſen, weil die Erörterung der gerichtlichen Streitfragen von dieſer Skizze gänzlich getrennt bleiben ſoll.

Eine Fügung des Schickſals, die für ihr Leben entſcheidend wurde, war der frühe Verluſt der Eltern, und wenn die arme Gefangene nach ihrer Verurtheilung von einer Strafe ſprach, zu der Gott ſeit lange ſchon ſie verdammt habe, und die alle übrigen umfaſſe, ſo mochte ſie wohl nichts anderes meinen, als eben dies Entbehren von Vater und Mutter. Der Widerſtand gegen die Entwicklung all der böſen Triebe, die nach der Ausſage ihrer Feinde in Mariens Gemüthe ſchlummerten, wurde durch dieſes Unglück ohne Zweifel verringert, und wenn die Anklagen, die gegen ſie erhoben wurden, wie es ſehr möglich iſt, ſich ſpäter als unbegründet herausſtellen, ſo wurde durch ihre Verwaiſung doch jene Seltſamkeit des Charakters gefördert, die mit beitrug, den Verdacht eines gräßlichen Verbrechens auf ſie zu lenken.

Sah ſich nun auch Marie der Leitung und Stütze ihrer nächſten und natürlichſten Schutzherrn beraubt, ſo ward ihr dagegen zureichende Gelegenheit geboten, die Lockungen und Gefahren, die Täuſchungen und Thorheiten der Welt durch eigene Anſchauung nach Gebühr zu würdigen. Geöffnet waren ihr die glänzendſten Kreiſe jener Klaſſe, deren Stellung im neuen Zuſtand der Dinge der des erblichen Adels unter den alten Königen entſpricht. Es iſt eine Klaſſe, die in dem geſelligen Leben die jetzigen Staatsverhältniſſe ſchon dadurch am treueſten nachbildet, weil ſie am wenigſten ausſchließlich iſt, und Jeden, der irgendwie, durch Auszeichnung der Geburt oder Anſehen des Beſitzes, durch Perſönlichkeit oder Verdienſt ein Recht auf Beachtung hat, in ihren Reihen willkommen heißt. Der weltbürgerliche Theil von Paris, der Tummelplatz aller Nationen, iſt ihr vorzüglicher Aufenthalt. Hier begrüßen uns die prachtvollſten Kaufladen, die bequemſten Wohnungen und die geſchmückteſten Kirchen; denn in dieſer Region wird der Gewinn nicht ohne blendenden Aufwand, das Haus nicht ohne glänzendes Behagen, und das Chriſtenthum ſelbſt nicht ohne weltlichen Comfort begriffen. Hier ſizt die Frömmigkeit mit dem Unglauben an Einem Tiſche, und die Tugend theilt das Sopha mit der Sünde; Uebertretungen werden den Frauen hier noch leichter als anderswo verziehen, und kein Boden iſt günſtiger für den kleinen Krieg der Liebe.

In ſolcher Sphäre mußte ſich ein Weſen wie Marie Capelle mit Glück und Luſt bewegen; ihre Talente fanden hier ein offenes Feld für ihre Entwicklung, durch reichliche Beobachtung konnte ſich ihre witzige Laune nähren, und ihr Beruf für luſtige Teufeleien hatte hier Spielraum und Freiheit genug. Für ihre eigene Perſon reizten ſie, wie es ſcheint, zärtliche Händel wenig; ſelbſt diejenigen, die jezt alles nur Erdenkliche gegen ſie vorbringen, und ſeit dem Diamantenprozeſſe das Verſchwinden der geringſten ihrer Koſtbarkeiten, von denen ihre Erinnerung zu erzählen weiß, durch Mariens Einmiſchung erklären, ſelbſt dieſe ſprechen ſie von der Beſchuldigung unerlaubten Umgangs mit Männern frei. Ausnehmend ſagte ihrer Natur dagegen die Rolle der Vertrauten zu. Bündniſſe zweier Herzen ſtiften, den Fortgang keimender Neigungen leiten, die Mittel der Zuſammenkunft entdecken, den Notenwechſel der Liebenden beſorgen, und zu dieſem Ende Complotte gegen Eltern, Verwandte und aufſehende Hausbehörden anzetteln, das ſchien ihr eine Wonne und die angemeſſenſte Verwendung ihrer angebornen Fähigkeiten. Bei dieſen Verrichtungen konnte ſie den Reichthum und die Biegſamkeit ihres Geiſtes bewähren, erwarb ſich Dank für ihren Beiſtand und hatte oft die Genugthuung, hindernde Perſonen und Umſtände mit erfinderiſcher Schlauheit zu beſeitigen.

Doch auch ihre Stunde kam, und das ſpielende Soubrettenamt mußte endlich mit ernſter Selbſtbetheiligung vertauſcht werden. Doch hiemit iſt keineswegs eine unglückliche Leidenſchaft für den K a r l jenes Briefes gemeint, den ſie kurz nach ihrer Ankunft zu Glandier in vollem Drange der Enttäuſchung ſchrieb; denn man

Digitized by Google

hat allen Grund, die erwähnte Figur für nicht viel mehr als die Erfindung einer erregten Phantaſie zu halten. Von ihrer Verbindung mit Charles Lafarge iſt hier die Rede. Die Natur dieſes Mannes war ſo gemiſcht, als die Mariens, nur aus andern Stoffen. Ohne Lebhaftigkeit des Geiſtes und ohne die Hülfsquellen einer vielſeitigen Erziehung, von bürgerlicher Denkart und voll weitausſehender Plane, mehr verſuchsweiſe als nach plötzlicher Eingebung handelnd, verbindlich im Umgang, doch ohne Schliff, ziemlich wohlwollend gegen Jedermann, doch ohne wärmeres Mitgefühl, mehr Leib endlich als Seele, war er ganz eine Geſtalt, wie ſie uns in vielen der neuern Romane, um des lieben Gegenſatzes willen, als Gatten zarter und ſchwärmeriſcher Frauen begegnen. In ſeinem Fache ſehr bewandert, war er durch Beobachten und Vergleichen, durch Vermuthen und Probiren zur Entdeckung eines neuen Verfahrens durchgedrungen und ſo zu einem Ergebniſſe, das dem Genie, wie ein Kind des Zufalls, wie eine Ueberraſchung entgegenkommt, durch aufmerkſamen Fleiß gelangt. In ſeinem Geſchäftsleben war er rechtlich, wenn auch nicht ſtreng gewiſſenhaft; ſtets nur von ehrenhaften Abſichten geleitet, ermangelte er doch der gehörigen Summe ſittlicher Willenskraft, um ſich von beengenden Umſtänden nicht ein zweideutiges Mittel aufdrängen zu laſſen. Im Lande war er nicht ſonderlich beliebt; ſein Thun und Treiben flößte kein Vertrauen ein, ſeine Fähigkeiten fanden ſkeptiſche Richter, und der Witz perſiflirte ſeine Schwächen in ſatiriſchen Anekdoten. Wie die Sage, mag ſie als finſtere Ballade, heitere Idylle oder neckiſches Mährchen ſich geſtalten, gemeinhin den Glauben des Volkes von einem Menſchen, der von ſich reden machte, in einem bezeichnenden Bilde ausprägt, ſo faßt die Anekdote häufig in einem charakteriſtiſchen Zuge die Meinung der höhern und mittlern Stände über dieſe oder jene Perſönlichkeit zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Fortſetzung.)

Illuſtrirte Ausgaben.

Zu der buchhändleriſchen Induſtrie zurückzukehren, ſo hat die Richtung, welche namentlich die franzöſiſche eingeſchlagen, einen ſehr bedeutenden Einfluß auf dieſelbe geäußert, namentlich in einem Punkte: in den illuſtrirten Editionen. Es währte ziemlich lange, ehe die italieniſche Typographie ſich darauf einließ; kaum aber hatte ſie begonnen, ſo ging es im Sturmſchritt. Manches ſchöne Buch — ich rede von äußerlicher Schönheit — wird auf dieſe Weiſe produzirt; ob aber die Kunſt viel dabei gewinnen wird, weiß ich nicht. Wie Anfangs die Franzoſen Abklatſchungen engliſcher Holzſchnitte brauchten, bis ſie ſelbſt in dieſer Kunſt Meiſter wurden, ſo verzieren die Italiener ihre Bücher mit franzöſiſchen Clichés. Zum Theil kopiren ſie ſelbſt in ſchlechten Lithographien die franzöſiſchen Holzſchnitte, wie ſie es mit den von Gigoux zum Gilblas u. A. gethan haben. Was das für Waare iſt, kann man ſich denken. Mit Clichés ſind einige Ueberſetzungen gedruckt — der Diable boiteux mit Tony Johannots Compoſitionen, die Histoire de Napoléon von Laurent de l'Ardèche mit den Zeichnungen Horaz Vernets. Man hätte wohl ein beſſeres Buch wählen können zu den geiſtreichen Skizzen. Beide Werke ſind in Turin gedruckt bei Fontana und Pomba, und tadellos ausgeſtattet, was Druck und Papier betrifft. Dann dachte man an italieniſche Originalwerke. In Turin erſchienen, in derſelben Verlagshandlung, d'Azeglio's Ettore Fieramosca, ſeit mehreren Jahren bekannt und immer noch einer der beſſern hiſtoriſchen Romane Italiens, und Cantu's Margherita Puſterla, der es nicht an Verdienſt, aber eben ſo wenig an unerträglichen Längen fehlt. Doch auch hier arbeitet man mit franzöſiſcher Hülfe: die Vignetten zum Fieramosca ſind von Demoraine gezeichnet, von Porret geſchnitten, die zu Cantu's Roman nach Zeichnungen von Janet Lange, einem Schüler Vernets, geſchnitten von Andrew, Beſt und Leloir. Es iſt manches recht Hübſche darunter, aber nichts Ausgezeichnetes. Einen Schritt weiter geht die neue Edition der Promessi Sposi, welche vom Verfaſſer ſelbſt beſorgt wird. Bis jezt ſind nur Proben erſchienen, welche etwas Bedeutendes erwarten laſſen. Die Zeichnungen ſind von mehreren Künſtlern, meiſt Italienern, Gonin, Riccardi, d'Azeglio, Boulanger, Biſi u. A., die Holzſchnitte ſind von L. Sacchi in Mailand oder unter ſeiner Leitung gearbeitet. Allen dieſen ging indeß ein Unternehmen voraus, welches bloß italieniſchen Kräften ſein Entſtehen verdankt: die in Florenz erſcheinende illuſtrirte Ausgabe der Divina Commedia, von Domenico Fabris, dem Sohne des bekannten Medailleurs. Sie wurde vor mehr denn einem Jahre begonnen und iſt jezt bis zum Schluß des Inferno vorgerückt. Zu den Zeichnungen hat man theils ſchon vorhandene ältere benuzt, zum Theil ſind von Fabris u. A. neue entworfen worden; die Holzſchnitte ſind ſämmtlich von Fabris. Sie ſind in dem leichten Styl gehalten, wie die ſchon genannten Gigouxſchen, und es iſt manches Gute darunter; aber die ungeheuern Schwierigkeiten, welche die beim Leſen oft ſo maleriſch erſcheinende göttliche Komödie dem Künſtler bietet, der ihre Phantaſiegebilde feſtzuhalten ſich bemüht, zeigen ſich hier recht augenſcheinlich. Auch die materiellen Mittel reichen nicht ganz aus, abgeſehen davon, daß es ein Mißgriff war, bei einem Werke dieſer Art die Darſtellungen zu einem Sittenroman zum Muſter zu nehmen. Als erſte italieniſche Verſuche in der Holzſchneidekunſt verdienen dieſe Vignetten, unter denen, wie geſagt, manches Lobenswerthe iſt, dennoch immer Beachtung und Aufmunterung.

(Schluß folgt.)

Beilagen:

Literaturdlatt Nr. 110 und Proſpectus von „Goethes ſämmtlichen Werken, neue Ausgabe in vierzig Bänden.“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 31. Oktober 1840.

— Ich muß bluten laſſen
Die tiefe Wund', ausſprechen der Wehmuth Wort:
Todte Freunde, ſeyd gegrüßt!

Klopſtock.

Das Vermächtniſs.

Nimm auf die Ruder! laß in dieſer Bucht
Den Kahn an's Ufer treiben! Oft beſucht
Hab' ich vordem und kenne wohl die Stelle.
Hier bind' ihn an, den Kahn, reich mir die Hand!
Nicht ſpring' ich mehr, wie damals, keck an's Land
Vom Brett, das ſchaukelt auf der Welle.

Jezt nimm den Grabſcheid, der im Kahne liegt,
Und folge mir! Hier durch die Wieſe ſchmiegt
Der ſchmale Pfade ſich, der an's Ziel uns führet.
Inmitten jener Eichenhügel, dort
Im Grunde ſtillverborgen, iſt der Ort,
Wo heut zu graben ſich's gebühret.

Noch ſtehn die Eichen, ſtark und unbedroht,
Ob auch, wie auf dem See ein Segelboot,
Manch Leben iſt vor ihnen hingeſchwunden.
Ihr ſchatt'gen Hallen, würz'ger Kräuterduft,
Ihr Vogelſtimmen, Bächlein du, wie ruft
Zurück ihr meiner Jugend Stunden!

Schau' um dich, Knabe! 's iſt in dieſem Thal
An einer Eiche Fuß ein ſteinern Mal —
Mein Auge ſieht ſo ſcharf nicht wie vor Zeiten.
Doch ſieh! ſchon hat Erinnerung allein
Mich, unbewußt, geführt: der mooſ'ge Stein
Hier iſt das Ziel, nach dem wir ſchreiten.

Jezt friſch an's Werk! Laß deiner Jugendkraft
Mich ſehn ein Beiſpiel! ſtark emporgerafft
Den Stein, und nieder dann mit ihm zum Grunde!
Gut! Nun den Grabſcheid mir! an dieſem Platz
Ruht, den ich heben muß, ein goldner Schatz:
Gekommen iſt dazu die Stunde.

Der Grabſcheid klingt; behutſam jezt und ſacht!
Auf daß die Platte, die den Schatz bewacht,
Nicht ſeinen Inhalt noch zulezt gefährde: —
Nun ſey gegrüßt mir, theures, heil'ges Pfand!
Nicht dacht' ich einſt, daß du in meine Hand
Rückkehren würdeſt aus der Erde.

Du lächelſt, Knabe? daß ſtatt goldner Zier
Wir uns bemüht um eine Flaſche hier,
Wie man daheim ſie kauft in jedem Keller?
O Freund, was in ſich dieſe Flaſche ſchließt,
Ein Zauber iſt es, der ſich draus ergießt,
Und ſchon wird mir's im Buſen heller!

Digitized by Google

Hör' an! Ich war, wie du, einſt jung und heiß;
Wir waren Freunde, gar ein trauter Kreis,
Die wir zuſammen uns der Jugend freuten.
Da ſegelten bei abendlicher Glut
Wir oft zum See hinaus, und ob der Flut
Zog Liederſchall und Gläſerläuten.

Es war die Zeit, in der zum erſten Mal
Der Freiheit Ruf, wie Frühlings-Sonnenſtrahl,
Die alte, morſch gewordne Welt durchbebte.
Hoch zündete der Strahl in unſrer Bruſt;
Und — Jugend, Freundſchaft, Freiheit! — welche Luſt
Gab's fürder, die in uns nicht lebte?

Die Lieder, die ertönt jenſeit des Rheins,
Wir ſangen ſie zum Glanz des deutſchen Weins,
Wir ſangen Marſeillaiſ' und Carmagnole.
Da ſchlug der Trennung Stunde! Hand in Hand,
So ſchwuren wir, zur Freiheit unverwandt
Zu ſchaun, wie nach dem Stern am Pole.

Und dieſe Flaſche gruben hier wir ein,
Auf daß von uns der Lezte dieſen Wein
Den Abgeſchiednen trinke zum Gedächtniß. —
Ein halb Jahrhundert ſchnellen Flugs entſchwand.
Heut kam ein Zeitungsblatt in meine Hand,
Das mir den Wein gab zum Vermächtniß.

Nun auf den Pfropfen! aus dem Futteral
Gib mir den alten gläſernen Pokal,
Den Born, der neu erſchloſſen, zu erproben:
Du Alter hielteſt dich untadelhaft;
Iſt auch was herb geworden deine Kraft,
Doch muß die herbe Glut ich loben.

Das erſte Glas, Eugen! das zweite dir,
Mein Hippolyt! Von hinnen eiltet ihr,
Als Frankreich rief zur Heimath alle Seinen.
Froh zoget ihr den heim'ſchen Bannern zu —
In der Vendée, da ſchlaft ihr lange Ruh!
Wir ſaßen hier, wir mußten weinen.

Mein Heinrich, liebſter! dein gemahnt mich's jezt,
Die Zeit war anders worden! Blutbenezt
War rings das Feld, das Waterloo umgrenzet.
Du ſankſt — ich dir zur Seite; aber bald
Wacht' ich zum Leben auf — da warſt du kalt:
Du ſtarbſt, vom ſchönſten Traum umglänzet.

Dies Glas mein Wilhelm! dies dir, Theodor!
Ihr ſaht, wie ſich der ſchöne Traum verlor,
Der uns begeiſtert in des Kampfes Stunden.
Dem Sterne folgend zogt ihr über's Meer: —
Dich trug der Sturm zur Ruh; — haſt du Gewähr
Für das, was du geſucht, gefunden?

Und dem auch ziemt ein Glas, der, ſo wie ihr,
Feſthielt an ſeiner Jugend Glanzpanier,
Deß Haupt, deß Hoffen nicht zur Gruft ſich ſenket;
Der in vergangner Zeiten Lauf geſchaut
Und ruhig auf den Herrn der Zeiten baut —
Der treulich eurer hier gedenket.

Und noch ein Glas? komm, Knabe, das iſt dein!
Sohn meines Sohnes, laß den alten Wein
Dich an den Jugendtraum der Alten mahnen.
Du wandre fürder, wo wir blieben ſtehn,
Dann wirſt du einſt, in lichtem Glanze, ſehn
Den Tag, den wir nur durften ahnen! —

Und nun hinab zum See! der Abend ſinkt,
Am Horizont des Mondes Scheibe blinkt,
Am Wieſenrand die Nebelſchleier ſchwellen.
Mir iſt, als ob mir's aus dem Dämmer ſchon
Zunickt und winkt und liſpelt. — Auf, mein Sohn!
Schlag mit dem Ruder in die Wellen!

Franz Kugler.

Marie Lafarge.

(Fortſetzung.)

Wenn wir nun hören, Lafarge ſey in ſeinem Garten mit einer weißen Schlafmütze, um die ſich ein dreifarbiges Band geſchlungen, am Arme ſeiner Frau geſehen worden; wenn wir dieſe Geſchichte oder Mythe in dem Augenblicke erzählen hören, wo die Wiſſenſchaft in ſeinen Eingeweiden nach den Spuren des Giftes ſucht, ſo können wir ohne Mühe die Vorſtellung errathen, die ſich die Honoratioren der Corrèze von dem ſeligen Gutsbeſitzer von Glandier machten.

Ein Bräutigam, von dem ſo Erbauliches berichtet wird, mußte einem geiſtvollen und an die höchſte Geſelligkeit gewöhnten Mädchen, wie Marie Capelle, etwas oſtrogothiſch vorkommen, und man fragt ſich nicht ohne peinliche Empfindung, wie eine ſolche Ehe ſo in der Haſt geſchloſſen werden konnte. Die auf einanderfolgende Verheirathung der meiſten Freundinnen, die zulezt läſtige Bevormundung in dem immer halb fremden Haus der Tante, und endlich der leicht, wenn auch verſchieden erklärliche Ueberdruß an der Ehre, ein Fräulein zu heißen, mochten ſie zu dieſem Schritt bewogen haben. Es kann dabei nicht Wunder nehmen, daß ſie, zum erſten Male

Digitized by Google

als Gattin ihrem Manne gegenüber, getrennt von Geſpielen und Bekannten, an der Grenzſcheide einer behaglichen Vergangenheit und einer nicht ſehr lockenden Zukunft von einem Widerſtreben ergriffen wurde, deſſen Stärke ſich in der regelloſen Weiſe ſeines Lautwerdens offenbarte. Doch nicht nur die Barbarei des Mannes, ſondern auch die des Ortes, wohin Laſarge ſeine junge Gemahlin führte, mußte die verzärtelte Pariſerin erſchrecken. Troz dem Allen fand ſie bald ſich in ihre Lage. Naturen, in denen ein lebhafter Geiſt alles Uebrige beherrſcht, ſind oft wohl veränderlich, doch auch geſchmeidiger, als andere, und bändigen das Ungemach durch fügſame Unterwerfung. Zuerſt bricht Mariens Verzweiflung in bittern Klagen aus, doch das Entſetzen vergeht ſchnell, wie die Thränen eines Kindes; in gutmüthigem Spaß ſucht die Unglückliche ſodann Troſt und harmloſe Rache, und findet bei näherer Prüfung ihres Geſchickes manches lobens- und liebenswerth, was ſich beim erſten Anblick als abſtoßend aufgedrängt hatte. Auf dieſen Wegen und Uebergängen bewegte ſich Marie namentlich nach dem Zeugniß ihrer Briefe, die dem Urtheile von Kennern zufolge als Muſter ungezwungener Mittheilung betrachtet werden können. Freude und Verdruß, Furcht und Hoffnung, Natureindrücke und beluſtigende Bilder führt ihr drolliger Styl vor dem Auge entfernter Freunde und Freundinnen in liebenswürdiger Unordnung vorüber.

Von dem Innern ihrer Einſiedelei, das ſie eher durch die unbequemen Reize einer Ruine, als durch den Reichthum moderner Einrichtung überraſchte, entwirft ſie ein höchſt launiges Gemälde, in dem das gebrechliche Alterthum der Wände und Thüren, ſo wie die komiſche Unvollſtändigkeit ausgedienter Stühle und Tiſche zur lebendigen Anſchauung kommt. Man geht, ihre Briefe leſend, mit ihr durch die weiten, nackten, von den unentbehrlichſten Geräthen ſpärlich bevölkerten Räume, ſieht alle Durchgänge für Wind und Regen, hört der Ratten geräuſchvolle Wanderungen und duldet lachend all die Uebelſtände mit, die ſie ohne Bosheit, aus bloßem Humor ſo boshaft ſchildert. Doch bald denkt ſie auf Reform; mancherlei Plane entſtehen in ihrem regſamen Geiſte, mit Umgeſtaltung des Vorhandenen und dem Betriebe zweckmäßiger Neuerungen wird die nothwendige Einförmigkeit des Lebens in einer abgelegenen Clauſe glücklich bekämpft, von Paris das Nöthigſte beſtellt, um die Oede der Zimmer, die ſich die junge Hauswirthin ausgeſucht, anſtändig auszufüllen; gegen den laſtigen Einfluß der Witterung werden ſchützende Vorkehrungen getroffen; ein Piano aus Pleytels Werkſtätte und eine geſchmackvolle Bücherſammlung erſcheinen als prophylaktiſche Maßregeln gegen die Langeweile und bringen den edelſten Schmuck einer verfeinerten Welt in die ländliche Einſamkeit von Glandier.

Der Beſitz eines limouſinſchen Reitpferdes, der erfüllte Traum vieler Jahre, erlaubte der Bewohnerin von Glandier, die romantiſche Umgegend zu ſtudiren. Die Corrèze iſt im Ganzen überſehen ein großer Park mit lichten Stellen, der Lage über dem Meeresſpiegel nach, ein Mittelding zwiſchen Hoch- und Flachland, mit Anhöhen, die der Mann des Gebirges Hügel, das Volk der Ebene hohe Berge nennen würde. Tiefe Thäler, die oft zu Schluchten ſich verengen, waldiges Irrgewinde, von Wieſen und Feldern durchſchnitten und beſäumt, ſchroffe Abhänge und Felſenſchichten, verſteckte Gründe und zahlreiche Waſſerfaden, deren Fürſtin, die Corrèze das Land friedlich, ungeſehen faſt durchwandert und hie und da an einer grauen, moosumrankten Burg vorüberzieht, kleine Städte, zerſtreute Dörfer und freundliche Maierhöfe, das ſind die Elemente, welche dieſes Departement zu einem der ſtillſten und traulichſten Bezirke Frankreichs machen. Der Jäger findet hier Beute, der Maler Stoff in Ueberfluß, und der Dichter mehr als ein herrliches Tibur. Den Beſuch der anziehendſten, oft nicht ſehr zugänglichen Partien erleichtern die Pferde des Landes, Thiere von ziemlich vornehmer Abkunft, dem arabiſchen Stamme halb und halb verwandt, nicht anſehnlich, aber fein raſch und dauerhaft, gelehrig und ſicher, für bewaffnete Reiter vielleicht nicht immer rüſtig genug, den Frauen aber, und wäre es nur ihrer Sanftmuth wegen, beſonders zu empfehlen. Marie, zur Amazone ſchon durch entſchloſſenen, beinahe männlichen Sinn geſchaffen, und für die Schönheiten der Natur mit poetiſcher Empfänglichkeit begabt, mußte dieſes Geſchenk doppelt willkommen heißen, und ihrem Gatten, der ihr Liebe in der ſtrengen Bedeutung des Wortes nicht einzuflößen vermochte, für die gütige Beachtung ihrer Wünſche wenigſtens die Neigung der Dankbarkeit bezeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Schluß.)

Neueſte Erzeugniſſe im Fache der Geſchichte.

Soviel über die Editions illustrées. Nun von ernſteren Dingen und vorerſt von hiſtoriſchen Arbeiten, die an der Tagesordnung ſind. In dieſer Ueberſicht muß ich mich übrigens für jezt auf Toscana beſchränken, da ſonſt das Feld zu weit ſeyn würde. Der toscaniſchen Geſchichte wird immer größere Sorgfalt gewidmet. Zwei Werke von bedeutendem Umfange, welche ſie vom Urſprung an bis zu unſern Tagen umfaſſen, ſind zur ſelben Zeit angekündigt. Das eine iſt von einem Ligurier, Giunio Carbone, der ſeit längerer Zeit in Florenz wohnt und ſchon eine Geſchichte ſeiner Heimath geliefert hat. Er arbeitet ſeit mehrern Jahren an einer

Digitized by Google

Storia fiorentina, von der die erſten Hefte bereits erſchienen ſind. Das andere Werk iſt von dem bekannten Archäologen Francesco Inghirami. Vor einigen Tagen beſuchte ich ihn in der Abtei bei Fieſole, wo er neben der, vom Brunellesco auf Koſten des Cosmus von Medici erbauten ſchönen Kirche in ländlicher Zurückgezogenheit lebt. Hier ſprach er mir von dem Plane ſeines Buches, das auf fünfzehn Bände berechnet iſt, und in welchem namentlich die etruskiſche und römiſche Zeit mit ihren Alterthümern ausführlich behandelt werden ſollen. Auf dieſem Felde iſt Inghirami einheimiſch durch die Studien ſeines ganzen Lebens. Daß er ſich aber an das Mittelalter und die neuere Zeit begeben hat, die er nicht bloß in ihrer politiſchen Geſchichte, ſondern auch in Kunſt, Literatur, Sitten und Gebräuchen ſchildern will, ſezt manche in Verwunderung. In welchem Verhältniß ſeine Arbeit zu jener Carbones ſtehen wird, die auch mit der Sündfluth beginnt und mit großer Umſtändlichkeit die alte Geſchichte erzählt, muß eine Vergleichung lehren. Speziellere Arbeiten, denen man entgegenſieht, liefern vielleicht wichtigere Reſultate. Prof. Bonaini in Piſa iſt mit archivaliſchen Forſchungen über die Geſchichte dieſer Stadt beſchäftigt, welche beſonders für die Kenntniß ihrer Verfaſſung reiche Ausbeute verheißen. Der fleißige Flaminio del Borgo hat zwar vieles für Erläuterung Piſaniſcher Verhältniſſe gethan, aber hier wie anderwärts iſt eine genauere Beleuchtung der Statuten erſprießlich. Beiläufig geſagt, wenn Herr von Raumer ein Piſaner Statut von 1161 geſehen zu haben glaubt, ſo beruht dies auf einem Irrthum, da es nur als eine im dreizehnten Jahrhundert vorgenommene Reform jenes urſprünglichen Statuts ſich ausweiſt. Die bisher ungedruckt gebliebene Geſchichte des Jacopo Pitti, welche die erſten Zeiten des ſechzehnten Jahrhunderts umfaßt, wird nächſtens erſcheinen. Von den Geſchichtswerken des Nardi und Varchi, welche für dieſelbe Epoche ſo äußerſt intereſſant ſind, werden ſorgfältige neue Ausgaben gedruckt. Ein in geringem Umfange manches Wichtige enthaltendes Heft ſind die von E. Alberi herausgegebenen Documenti sull' assedio di Firenze, 1529 — 1530, die eine Reihe von Briefen aus den hieſigen Archiven und Privatſammlungen enthalten. Man findet darunter zwei Schreiben des kaiſerlichen Oberbefehlshabers, Prinzen von Orange, an die Signorie und neun andere des lezten Feldherrn der Florentiner, Francesco Ferruccio, unter andern den lezten kurzen Bericht, den er am 1 — 2ten Auguſt vom Gebirge von Piſa aus ſchrieb, als er der Stadt zu Hülfe eilte. An demſelben Tage (2ten Auguſt) fand das Treffen von Gavinana ſtatt, worin er blieb und welches das Schickſal von Florenz entſchied. — Die erwähnten Documenti bilden zugleich einen Anhang zum zweiten Band der Relazioni degli Ambasciatori Veneti, von welchem ich in einem frühern Berichte ſprach, und in dem die Briefe des Carlo Capello über die Belagerung von Florenz enthalten ſind. Der dritte Band dieſes ſchönen Werkes iſt vor Kurzem erſchienen; mit ihm beginnt die den orientaliſchen Angelegenheiten gewidmete Abtheilung, und er enthält die Relationen des Daniel Ludoviſi, Bernard Navagero, Dom. Treviſano, Marino Cavalli, Marc Anton Barbaro, Andrea Badoer, Conſt. Garzoni, nebſt zwei anonymen. Der Zeitraum, den dieſe Berichte umſchließen, ſind die Jahre 1534—1579, mithin die Regierung Solimans des Großen, Selims II. und Murads III. Die Bearbeitung, welche namentlich manche Wiederholungen zu vermeiden und Längen abzukürzen hatte, verdient alles Lob. Für deutſche Leſer dürfte dieſer Band weniger Intereſſe haben als die frühern, da das Wichtigſte aus dieſen Relationen bereits im erſten Theil der „Fürſten und Völker von Südeuropa" von Ranke zu einem Ganzen verarbeitet ſich findet. Es iſt ſehr erfreulich, daß dies große Unternehmen, welches Italien Ehre macht, auf eine ſo befriedigende Weiſe fortſchreitet. Der vierte Band iſt unter der Preſſe. Der Herausgeber, Hr. Alberi, hat zugleich in Gemeinſchaft mit einem hier lebenden deutſchen Gelehrten, A. Löwe, eine Ueberſezung oder vielmehr Bearbeitung von Leo's Geſchichte der italieniſchen Staaten unternommen, welche den Anfang einer hiſtoriſchen Bibliothek bilden ſoll, in welche unter anderm Prescotts Geſchichte Ferdinands und Iſabellens, Thierrys Geſchichte der Eroberung Englands u. ſ. w. aufgenommen werden. Das Werk erſcheint in Lieferungen, wovon die erſten vor mir liegen. Die Bearbeitung iſt eben ſo ſehr zu loben wie die Ausſtattung, und der Preis (9 Rthlr. für das ganze Werk in zwei groß Oktavbänden in geſpaltenen Columnen und großem ſchönen Druck) billig geſtellt. Es kann dieſem Buche an günſtiger Aufnahme nicht fehlen, denn bei der unendlichen Menge von Geſchichtswerken entbehrt Italien dennoch eines ſolchen, welches bei mäßigem Umfange hinlänglich in die Spezialgeſchichte einginge und das ganze Mittelalter nebſt der neuern Zeit umfaßte. Wie aber den Italienern der lezte Theil des Werkes gefallen wird, und ob die Herausgeber nicht genöthigt ſeyn werden, bedeutende Modifikationen vorzunehmen, muß dahingeſtellt bleiben. Ein Geſchichtwerk anderer Art, welches hier in einer Ueberſezung erſcheint, iſt Capefigues Europa zur Zeit Napoleons. Ob es Glück macht, weiß ich nicht.

Für die Lokalgeſchichte der Städte des Großherzogthums iſt man vielfach thätig, während die königlich ſardiniſche Regierung für das Jahr 1839 eine genaue Zählung der Einwohner des Feſtlandes hat drucken laſſen, unter dem Titel: Informazioni statistiche raccolte dalla Regia Commissione superiore per gli stati di S. M. Sarda in Terra ferma. Seit dem Jahr 1836 beſteht in Turin dieſe ſtatiſtiſche Generalcommiſſion, welcher in jeder Provinz Spezialjunten untergeordnet ſind. Die Inſtruktionen, welche im Jahr 1837 dieſen Junten von der Generalcommiſſion ertheilt wurden, und welche von dem Vicepräſidenten derſelben, Baron Manno, redigirt ſind, könnten auch andern italieniſchen Staaten zum Muſter dienen. – Während alle genannten Arbeiten auf Italien ſich beziehen, erſcheint in dem benachbarten Prato eine umfangreiche Sammlung von Reiſen, von der Entdeckung Amerikas bis zu unſerer Zeit. Der Herausgeber derſelben, F. C. Marmocchi, hat bereits tüchtige Arbeiten im Fache der Geographie geliefert. Die erſte Abtheilung wird diejenigen Werke enthalten, welche auf das neue Feſtland Bezug haben, die Relationen über Columbus Reiſen mit den vielen neuerdings den ſpaniſchen Archiven entlehnten Urkunden, Monteſinos Alterthümer von Peru, Velascos Geſchichte von Quito, Xeres Eroberung von Peru, Torozomocs Geſchichte von Mejico, Cortez Briefe und andere Documente und Schriften. Eine allgemeine Einleitung, welche auf die neueſten Forſchungen Rückſicht nimmt, wird dem Werke vorausgehen, das mit einer Menge guter Karten und Kupfer geziert werden ſoll, und von dem man erwarten darf, daß es dem gegenwärtigen Stande des geographiſchen Wiſſens entſprechen wird. — Die neueren Beſtrebungen im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte namhaft zu machen, muß ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 35 und Monatsregiſter Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 35.

Sonnabend, 31. Oktober 1840.

[448] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Deutſche Vierteljahrs-Schrift für 1840.

4tes Heft oder Oktober bis December.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Controverſe des Pietismus und der ſpekulativen Theologie in Württemberg. — Die Slaviſchen Völker und ihr Verhältniß zu Deutſchland. — Adel und Grund-Eigenthum. — Ueber deutſchen Unterricht auf Gymnaſien. — Ueber die Errichtung ſtaatswirthſchaftlicher Fakultäten auf den deutſchen Univerſitäten. — Ueber die Kaltwaſſer-Heilmethode. — Die deutſchen Gewerbe-Vereine. — Ueber die Hoffnungen unſerer Zeit. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[446] **Erinnerungs-Blatt an die IV. Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.**

Gemalt von **H. Niemann.** — *Lithographirt* von **F. Böllner.**

GUTENBERG'S Werkstatt.

17 Zoll hoch. — 20 Zoll breit.

Auf Velinpapier	**2 Thlr.**	**Sorgfältig colorirt**	**5 Thlr.**
Auf chines. Papier	**3 „**	**In Oel gemalt**	**22 „**

Leipzig, Verlag von **J. J. Weber.**

---

[417] Bei Fr. Volckmar in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Dampfmaſchine, faßlich beſchrieben und erklärt, insbeſondere in ihrer praktiſchen Anwendung auf Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt nebſt Winken über Eiſenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. D. Lardner. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt mit veranſchaulichenden Abbildungen. 8. broch. Preis 16 Gr.

Es iſt dies die erſte praktiſch und wiſſenſchaftlich bewährte Schrift, welche über Eiſenbahnen und Dampmaſchinen erſchienen iſt. Der Verleger hofft und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und ſtellt in dieſer Erwartung den Preis ſo niedrig, als bei einem ſo trefflichen Buche wohl kein zweites Beiſpiel zu finden iſt. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klaſſiſchen Text.

---

[418] In allen Buchhandlungen iſt zu finden:

Blicke in die geheime Werkſtätte der Natur bei Zeugung ꝛc. des Menſchen von Dr. U. Kaſtor. 8. broch. Preis 1 Rthlr.

---

[502] So eben iſt bei Heinrich Franke in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus den Papieren eines Selbſtmörders.

Ben-Lee

oder

Eine Emancipation der Juden iſt nicht denkbar

von

F. Th. Wangenheim.

Preis geheftet 1 Thlr.

Der, in der Leſewelt ſo allgemein bekannte und beliebte Verfaſſer übergiebt mit dem Ben-Lee dem

Publikum die Antwort auf eine von ihm ſelbſt aufgeworfene Frage: „Iſt eine Emancipation der Juden denkbar?“ welche zu beantworten nur ihm ſelbſt als möglich ſich ausgewieſen, da beinahe drei Jahre darüber verſtrichen ſind und Keiner hat ſich an dieſe Antwort auf den welthiſtoriſchen Gegenſtand gewagt. Unpartheiiſch wie in jeden ſeiner literariſchen Produktionen erſcheint der Verfaſſer auch in dieſer kritiſchen Beleuchtung der innerſten und geheimſten Verhältniſſe der Chriſten und der Juden, und ſomit glauben wir jedem Freunde des ſocialen Heils ein höchſt intereſſantes Buch in die Hand zu geben.

---

[507] Im Verlage von **C. Kaßmus** in Solothurn erſchienen:

Adhemar, J., Die Perſpektivlehre zum Gebrauche für Künſtler aus dem Franzöſiſchen überſetzt. gr. 8. 14¾ Bog. Text u. 63 Tafeln in Folio. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr.

Hat ſich dieſes Werk ſchon im Erſcheinen einer guten Aufnahme zu erfreuen gehabt, ſo wird es ſich nun, nachdem es vollſtändig iſt, gewiß noch zahlreichere Freunde erwerben; jede Buchhandlung liefert es wenn nicht ſchon vorräthig in kurzer Zeit zur Anſicht.

Grellet-Wammy, Handbuch der Gefängniſſe, oder geſchichtlich-theoretiſche und praktiſche Darſtellung des Buß- und Beſſerungs-Syſtems, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von K. Mathy. gr. 8. broch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Die günſtigſten Beurtheilungen kompetenter Richter haben über den Werth dieſes vortrefflichen Handbuchs bereits entſchieden.

Krutter, Fr., Salomon und Salomeh. Dramatiſches Mährchen in 3 Akten. 8. broch. 148 S. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Retſchi, L., Handbuch für Geſangſchulen. 8. broch. 27 kr. oder 6 Gr.

Strohmeyer, U. P., Solothurn mit ſeinen Umgebungen. gr. 8. mit 12 Kupfern und einem Plan der Umgebung. geb. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Walker, J. (Ingenieur-Hauptmann), Karte des Kantons Solothurn, in Stein gravirt von J. F. Wagner. Ein ſchön ausgeführtes Blatt. Fol. 1 fl. oder 15 Gr.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

---

[354] In der **J. G. Cotta'ſchen** Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland,

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1840.

Größere Aufſätze.

Die Engländer und der Sklavenhandel. — Geſchichte Seid Kerim Ali's: 1) das Zenanah; 2) das Meilah-Feſt; 3) der Affenführer. — Stadt und Umgegend von Nantes. Dritter Artikel. — Fortſchritte der Theecultur in Aſſam. — Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien. — 6) Granitlager; eiſenhaltiger Ueberzug von Granitblöcken in Stromſchnellen. — Die engliſchen Verbrecher in Tasmania: 1) Skizzen aus ihrem Leben; Menſchenfreſſerei; 2) die Buſchläufer. — Ausflug nach Finnland; 7) Verhältniſſe des Landes. — Cochenille in Indien. — Der Dictator Francia. — Madagascar. (Mit einer Karte): 1) Das Land und ſeine Bewohner; 2) erſtes Auftreten der Europäer; 3) die Seeräuber; Benjowski; Lescallier; 4) Radama; 5) Ranavalona; Schlußbemerkungen. — Beſteigung des Nevado de Toluca durch den ſpaniſch-amerikaniſchen Dichter Heredia. — Geſchichte des Todtenkopfs eines berühmten Mannes. — Iſidoro Maiquez. — Einiges über Kleinaſien und die dortigen Ereigniſſe im Jahr 1839. Zweiter Artikel. — Das Schloß von Wan. — Aus den Erinnerungen eines in Spanien reiſenden Franzoſen: 1) Vitoria; 2) Burgos; 3) Madrid. — Etwas über die Urſachen der Verbrechen unter der Arbeiterbevölkerung in England. — Die Südſpitzen der außertropiſchen Erdhälfte in naturhiſtoriſcher Beziehung. — Mineralreichthum des Staates Ohio. — Ceremonie bei der Vertheilung des Durani-Ordens. — Die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer bei Petersburg: 1) Zarskoje-Selo; 2) Peterhof und das dortige Feſt; 3) Strelna und Ropſcha; 4) Oranienbaum; 5) Gatſchina; 6) Pawlowsk. — Spaniens Adminiſtration und ſociale Zuſtände. — Schlittſchuhlaufen in Holland. — Der Jahresbericht der aſiatiſchen Geſellſchaft. — Die Steintafeln auf einigen Gletſchern. — London im Verhältniß zu ſeiner Communikationserleichterung. — Jüngſter Feldzug der holländiſchen Boers gegen den König der Zulas. — Das Leben der Koloniſten auf Java. — Skizzen aus Madagascar. (Nach Leguevel): 1) Ankunft auf der Inſel; Tamatave; madecaſſiſche Hunde; Reiſe nach Yvoubron; 2) der Hahn des Reiſenden; Huſchuk; die malaiſche Urne; der Kaimannsvogel; 3) die Zauberin vom See Noſſi-Be; der Baba-Kut; die Makis; Verſammlung madecaſſiſcher Jäger. — Gebräuche bei den Chineſen. — Algier. Vorſpiele des Herbſtfeldzuges. — Skizzen aus London: die Surrey zoological Gardens als Vergnügungsort.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Capitän Du Petit Thouars um die Welt.

Kleinere Mittheilungen.

Karte von Venezuela. — Probefahrt mit trinkbarem Seewaſſer. — Ueber die Färbekraft der Salzſümpfe am Mittelmeer. — Der Themſe-Tunnel. — Kaffeebau am Rio Nunez. — Die chineſiſchen Kriegsdſchonken. — Neue Höhle am Poſilippo. — Verkauf von Nationalgütern in Spanien. — Die ſiameſiſchen Zwillinge. — Ueber das periodiſche Erſcheinen der Sternſchnuppen und Meteorſteine. — Zwei neue Leander. — Schlangennußbaum in Guiana. — Einige Preisfragen der Haarlemer Geſellſchaft. — Die reiſenden Galinier und Ferret. — Chineſiſcher Pflug nach Frankreich gebracht. — Künſtliche Steinkohlen. — Aufgefundene kleine Statue. — Literatur in Sicilien. — Neue Art, Pferde zu beſchlagen. — Literariſche Notizen aus Polen. — Geſchenke an den Jardin des Plantes. — Wanderungen franzöſiſcher Schauſpieler. — Vorſchlag zur Verpanzerung der Linienſchiffe. — Der Durani-Orden. — Ueberreſte eines vorweltlichen Auerochſen in Frankreich. — Dampflocomotive für gewöhnliche Straßen. — Seltſames Teſtament eines Engländers. — Die Stadt Tatta in Sind. — Das alte Italica. — Archäologiſche Karte von Frankreich. — Capelle auf dem vermeintlichen Grabhügel des heiligen Ludwigs in Tunis. — Statue Bichats. — Ueber die Austrocknung des Haarlemer Meeres. — Mechaniſche Schaufel. — Wälderertrag im öſtlichen Frankreich. — Die warmen Bäder bei den finniſchen Bauern. — Pariſer Aberglaube. — Zerſtörung der Olivenernte durch Inſekten im ſüdlichen Frankreich. — Auffindung zahlreicher Knochen des Tetracaulodon in Nordamerika. — Goldwäſche in Südamerika. — Karte der römiſchen Straßen in Frankreich. — Angeblicher Buddhismus im alten Amerika. — Magnetiſche Beobachtungen in Rußland. — Galvanoplaſtik. — Merkwürdige Stahlhärtung.

Inhalt d:s Literaturblatts.

Rückkehr zur Poeſie. Von Sainte=Beuve. — Philoſophie in Frankreich. — Oliver Cromwells Leben. neu beleuchtet. — Hier rudere leis. Von Th. Moore. — Berangers Lieder. Ueberſetzt von Rubens. — Meine Muſe. Von Sainte=Beuve. — Mrs. Trollope über die Wiener. — H. Marets Abhandlung über den modernen Pantheismus. — Zwei Lieder von Mad. Desbordes Valmore: 1) ich ſchlief; 2) die Liebe. — Jugendträume. Ein Fragment von Sainte=Beuve. — Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora. — Victor Hugo's Strahlen und Schatten. — König Skiold. Däniſch.

---

[478] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Hymens Paradies od. das eheliche Glück im Spiegel der Tugend. Von Jacomy=Regnier. Nach dem Franzöſiſchen mit Benutzung von L. Aimé=Martin's preisgekröntem Werke: **Education des mères de famille, ou de la Civilisation du genre humain par les femmes,** bearbeitet von H. Gauß. Weimar, Voigt. 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

Die Entweichung eines beſſern und glücklichern Genius aus ſo vielen ehelichen Verbindungen gehört leider zu den bedauerlichſten Zeichen der Jetztwelt und niemals war die Fabel von Philemon und Baucis mehr eine Fabel, denn wie bald ſinkt heut zu Tage die Hundstagsgluth der Flitterwochen bis zum tiefſten Nullpunkt herab!! — Warum dieſes? — Weil es trotz der „Eliſen, wie ſie ſeyn ſollten" und anderer inhaltsverwandten Schriften viel zu wenig Frauen giebt, welche es verſtehen, die Löwen=, Bären= und Schafsnaturen ihrer Männer mit den unwiderſtehlichen Waffen des Herzens und Geiſtes zu bekampfen und ſie dauernd an ihren Siegeswagen zu ſpannen, ſo wie es dann auch — ehrlich geſtanden — andrerſeits nicht an unverbeſſerlichen Männern fehlt, an denen Hopfen und Malz verloren iſt. — Beiden Uebeln abzuhelfen iſt die gewiß löbliche Abſicht des vorſtehenden gutgemeinten Büchleins.

---

[496] ***Dr. Bischoff's merkwürdige Criminal-Rechtsfälle, jetzt vollständig.***

Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung ſind ſo eben erſchienen:

Merkwürdige Criminal=Rechtsfälle

für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Pſychologen herausgegeben von

Dr. Biſchoff,

Großherzogl. Sächſ. Juſtizrathe, des Großh. Heſſ. Ludwigs=Ordens Ritter erſter Claſſe.

Vierter Band. Nebſt alphabet. geordnetem Sachregiſter über ſämmtliche vier Bände. gr. 8. 1840. 2 Thlr. (Preis des ganzen Werks 9 Thlr.)

Der Herr Verfaſſer, als ausgezeichneter Criminaliſt bereits rühmlichſt bekannt, hat jetzt dieſes Werk beendigt, welches ſich über alle Verbrechen erſtreckt, die das deutſche gemeine Recht kennt, und durch ſeine Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit nicht nur zunächſt für Unterſuchungs=Richter, Vertheidiger, Gerichtsärzte und Geiſtliche von hohem Werthe ſeyn, ſondern auch Pſychologen und dem geſammten reiferen Publikum eine belehrende und höchſt anziehende Lektüre darbieten muß. Das Ganze umfaßt die bedeutende Zahl von ſechzig der merkwürdigſten Criminal=Rechtsfälle, welche, abgeſehen von ihrem großen wiſſenſchaftlich=praktiſchen Intereſſe, jedem denkenden und gefühlvollen Leſer ein neues und weites Feld zum Studium der menſchlichen Natur, der Charaktere, Leidenſchaften, Verbrechen und Verirrungen aller Art darbieten.

---

[509] **Rotteck's Weltgeſchichte,**

Taſchenausgabe in vier Bänden.

So eben iſt bei Hoffmann in Stuttgart vollſtändig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben: die fünfte Originalauflage der als klaſſiſch anerkannten

Allgemeinen

Weltgeſchichte

für alle Stände,

von den früheſten Zeiten bis zum Jahr 1831,

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl v. Rotteck,

Hofrath und Profeſſor in Freiburg.

Vier Bände.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers, in Stahl geſtochen.

Subſcriptionspreis 4 fl. 30 kr. = 2 Rthlr. 15 Gr.

Seit 1832 wurden von den vier erſten Auflagen dieſes herrlichen, wahrhaft populären, Geſchichtswerks über 30,000 Exemplare in Deutſchland verkauft, der vielen Ueberſetzungen nicht zu gedenken! Dieſe außerordentlich ſchnelle und ausgedehnte Verbreitung gibt lautes Zeugniß dafür, daß das Werk zeitgemäß geſchrieben, d. h., daß es, in Auffaſſung und unpartheiiſcher Beurtheilung der Begebenheiten, unſerer Geiſtesrichtung und den vorwaltenden Ideen und Intereſſen unſerer Zeit entſprechend ſey. Möge nun auch die neue, wohlfeile und bequeme Ausgabe dieſer zeitgemäßen Darſtellung des Weltlaufs und der Völkerſchickſale in recht viele Hände kommen, und überall hin fernere Belehrung und Aufklärung bringen.

---

[434] **Neue Pfennig-Ausgabe der 1001 Nacht.**

☞ Jeder Bogen koſtet noch nicht volle 4 Pfennige!
☞ Jedes Bändchen nur 5 Gr. — 6¼ Sgr.!
☞ Preis vollſtändig in 15 Bändchen nur 3 Thlr. 3 Gr. — 3 Thlr. 3¾ Sgr.!

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſten Mal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt und vollſtändig überſetzt

von

Max. Habicht, F. H. v. der Hagen und Karl Schall.

15 Bdchn., mit den von Goethe hochbelobten Holzſchnitten.

Fünfte verbeſſerte Auflage.

Auf Velin=Druckpapier.

☞ Erſchienen ſind 10 Bändchen. Halbmonatlich erſcheint regelmäßig ein Bändchen.

Dem 1ſten Bändchen dieſer neuen, ſchönen und höchſt wohlfeilen Ausgabe ſind vollgültige Stimmen erſter und bedeutender Geiſter (worunter auch Goethe und Jean Paul), über Inhalt und Werth der **1001** Nacht vorgedruckt.

Dieſe Urtheile werden genügen, um die Aufmerkſamkeit jedes Gebildeten auf die jetzige 5te Auflage dieſes zum Theil uralten, ſo anziehenden und deßhalb vielfach fortgeſetzten und nachgeahmten großen Werkes, von neuem hinzulenken.

Gewiß iſt es, daß die 1001 Nacht jedem Bücher-Sammler, jedem Beſitzer einer Privat-Bibliothek Freude und Vergnügen gewähren wird. In keiner Bibliothek ſollte ſie fehlen!

Und wird die 1001 Nacht zu einem ſo geringen Preiſe, wie es jetzt geſchieht, dargeboten, ſo iſt die Anſchaffung Jedem möglich und dadurch noch beſonders erleichtert, daß ſie Bändchenweiſe, in halbmonatlichen Lieferungen, zu nur 5 Gr. oder 6¼ Sgr. erſcheint.

Alſo 15 Lieferungen, womit das Werk vollendet iſt, werden nur 3 Thlr. 3 Gr. koſten.

Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an und liefern dieſes Werk aller Orten ohne Preiserhöhung.

Breslau, 20. Sept. 1840.

Buchhandlung Joſef Max u. Comp.

---

[483] So eben iſt erſchienen:

Erinnerungen
aus dem
äußeren Leben
von
Ernſt Moritz Arndt.
Zweite unveränderte Auflage.
Mit Bildniß. gr. 8. Gebunden. Preis 2 Rthlr.

Weidmann'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[495] **Goethe's ſämmtliche Werke,**
in allen Beziehungen vollſtändig erklärt. circa 24—30 Bogen. Preis 20 Gr. — 1 Rthlr.

Einrichtung und Ausſtattung iſt gleich

Schillers ſämmtliche Werke,
in allen Beziehungen vollſtändig erklärt von Dr. Schlegel. 3te Auflage. 16. broch. 12 Gr.

Leipzig.

C. B. Polet.

---

[512] Stuttgart. So eben iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands vorräthig:

Allgemeine
Weltgeſchichte
für
alle Stände.
Bearbeitet bis Juli 1840
von
Ludwig Bauer,
Profeſſor am Königl. oberen Gymnaſium zu Stuttgart.
Sechs Bände.
Mit ſechs Stahlſtichen von Ed. Schuler.
Preis: 268½ Bogen gr. 8. nur 8 fl. 30 kr. rhein. oder 5 Thlr. 16 Gr. ſächſ.

Sofern Becker für ein jüngeres und Rotteck hauptſächlich für ein politiſirendes Publikum berechnet iſt, füllt Bauer's Weltgeſchichte eine große Lücke aus. Fern von einſeitig politiſcher Tendenz nimmt der Verfaſſer beſonders auch auf das religiöſe Bedürfniß Rückſicht, und gibt dem Leſer höchſt intereſſante Ueberblicke über die ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände der Völker, was dieſem Werke einen beſonderen Werth verleiht. Die Darſtellung iſt eben ſo würdig, als klar und lebendig, und ſo darf Bauer's Weltgeſchichte, nach den übereinſtimmenden Urtheilen der Journale, wie der ſtudirenden Jugend, ſo den Gebildeten aller Stände, jedes Geſchlechts und Alters als etwas Treffliches empfohlen werden. — Das ganze, 268½ gr. Octavbogen enthaltende, Werk koſtet blos 8 fl. 30 kr., ſo daß der Bogen nur etwas über 1½ kr. zu ſtehen kommt, die 6 herrlichen Stahlſtiche von Ed. Schuler gar nicht gerechnet, — folglich iſt der von uns angeſetzte Preis noch niedriger, als ein Nachdruckspreis.

Chr. Belſer'ſche Buchhandlung.

---

[499] Bei uns iſt erſchienen:

Fünf Bücher
deutſcher
Lieder und Gedichte.
Von A. von Haller bis auf die neueſte Zeit.
Eine
Mustersammlung
mit Rückſicht auf den Gebrauch in Schulen.
Herausgegeben
von
Guſtav Schwab.
Zweite vermehrte Auflage.
gr. 12. Gebunden. Preis 1½ Thlr.

In dieſer neuen Auflage hat der Herr Herausgeber eine mäßige Anzahl neuer, aber bereits mit Achtung und ſelbſt mit Ruhm genannter Dichter hinzugefügt. Auch iſt hier und da im Intereſſe der Poeſie und mit Rückſicht auf die Jugend ein Tauſch getroffen, und Breites durch Kürzeres erſetzt worden. Da außerdem ungeachtet der vermehrten Bogenzahl und der elegantern Ausſtattung der Preis derſelbe geblieben iſt, ſo darf dieſe Sammlung auf den Beifall, der ihr ſchon in der erſten Auflage in ſo reichem Maße zu Theil geworden, auch fernerhin Anſpruch machen.

Leipzig.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[491] Tübingen. Im Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Silcher, Fr., Muſikdirektor, 12 Volkslieder, geſammelt und für 4 Männerſtimmen geſetzt. 6tes Heft und 3tes Heft 2te Aufl. à Heft 1 fl. 12 kr.

Derſelbe, Tübinger Liedertafel. Chöre und Quartette für Männerſtimmen. Heft 1 u. 2. 1 fl. 24 kr. 3tes Heft. 1 fl. 48 kr.

Derſelbe, Sechs Lieder für eine Sopran oder Tenor-Stimme mit Begleitung des Pianoforte. Der K. Württembergiſchen Hofſängerin Frau von Knoll gewidmet. Op. 33. 54 kr.

---

[492] Bei Wilh. Kaiſer in Bremen erſchien ſo eben:

Reiſeluſt in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland
von
Profeſſor J. P. Greverus.
Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Vierunddreissigſter Jahrgang.

1840.

November.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kunſtwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**,“ mit Einſchluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**,“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**“ . . . . 5 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Seelieder von C. Reinhold. 268 — 270.
Zum 18ten Oktober 1840. 275.
Aus dem Stegreif. Von A. A. L. Follen. 275.
Lied. Von A. v. Stolterfoth. 280.
Am Cornettusfeſte. Von R. Marggraff. 283.

Räthſel.

Der Verlobungsring 278.

Erzählungen.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. 265 — 267.
Andreas Anderſon. 274 — 276.
Der Opiumeſſer. 277 — 281.
Das Banquet auf Chickſand-Caſtle. Von L. Schücking. 284 — 286.

Länder- und Völkerkunde.

Wanderungen in Prag. 276 — 279.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Geburt der Athene. 262 — 266.
Marie Lafarge. 262. 263.
Pariſer Spaziergänge. 267. 268. 269. 270. 271. 272. — 280. 281. 282. 285.
Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie. Von G. Zimmermann. 270 — 275.
Felix Chriſtian Weiße an Johann Peter Uz. 282 — 286.

Korreſpondenz.

Paris. 262. 263. — 273. 274. 275. 276. — Weimar. 263. 264. 265. — Mainz. 265. 266. — Edinburg. 266. 267. — Lübeck. 268. 269. — Florenz. 270. 271. 272. — D. 275. — London. 276. 277. 278. 279. — Lyon. 279. 280. Livorno. 281. 282. — Dresden. 283. 284. — Berlin. 284. 285. 286.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Dramatiſche Dichtkunſt. 16) Bibliothek engliſcher Luſtſpieldichter. Zweiter Band: G. Farquhars dramat. Werke, überſezt von S. Frankenberg. Dritter Band: J. Sheridan Knowles dramatiſche Werke, von Dr. Suſemihl. — 17) Das Innere einer Familie oder der Haustyrann. Charaktergemälde in fünf Aufzügen von J. v. Plötz. — 18) Der Ruf oder die Journaliſten. Luſtſpiel in einem Aufzuge von J. v. Plötz. — 19) Salomon und Salomeh. Dramatiſches Mährchen in drei Akten von Franz Kulter. — 20) König Kodros. Eine Mißgeburt der Zeit von Karl Stahl. — Mechanik. Geſchichte und erklärende Beſchreibung der Dampfmaſchinen, Dampfſchiffe und Eiſenbahnen von N. N. W. Meißner.

Nro. 112.

Geſchichte. Geſchichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jeruſalem. Aus dem Lateiniſchen des Erzbiſchof Wilhelm von Tyrus. Von E. und R. Kausler. — Dramatiſche Dichtkunſt. 21) Ueber die Anwendung der Muſik in den Comödien der Alten. Ein Verſuch von Dr. Werner Reinhold. — Philoſophie. Verſuch einer ſyſtematiſchen Beleuchtung der erſten Elemente einer chriſtlichen Philoſophie. Von Conſtantin Joſeph, Erbprinzen zu Löwenſtein-Werthheim-Roſenberg.

Nro. 113.

Romane und Novellen. 1) Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern von Ludwig Tieck. — 2) Ludwig Tieck's geſammelte Novellen. Vermehrt und verbeſſert. — Staatenkunde. Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Prof. Dr. F. W. Schubert.

Nro. 114.

Romane. 3) Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. — 4) Grumbach. Von Ludwig Bechſtein. — 5) Freiherrn

Digitized by Google

N. Joſika's ſämmtliche Werke. 9ter bis 12ter Band. Die Böhmen in Ungarn. Vier Bände. Aus dem Ungariſchen überſezt von H. Klein. — 6) Agay-Han. Nach dem Polniſchen des A. K. von Emil Brachvogel. — Literärgeſchichte. Geſchichte der römiſchen Literatur im Karolingiſchen Zeitalter von Hofrath Dr. J. Chr. F. Bähr. — Politik. Ueber die Intereſſen Europas. Nach Anſichten des Philoſophen von Sansſouci.

Nro. 115.

Kirchengeſchichte. Die großen Kirchenverſammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbeſſerung geſchichtlich und kritiſch dargeſtellt von G. H. v. Weſſenberg.

Nro. 116.

Kirchengeſchichte. Die großen Kirchenverſammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts ꝛc. (Schluß.) — Taſchenbücher auf 1841. Urania. — Iris. — Dramatiſche Dichtkunſt. 22) Ariadne. Drama in drei Abtheilungen von Friedrich Oſann.

Nro. 117.

Zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt. 1) Geſchichte der Buchdruckerkunſt in ihrer Entſtehung und Ausbildung von Dr. Karl Falkenſtein. — 2) Die Buchdruckergeſchichte Ulms zur vierten Säcularfeier ꝛc.. geſchrieben von Dr. K. D. Haßler. — 3) Beiträge zur Basler Buchdruckergeſchichte. Zur Feier ꝛc. Herausgegeben von der hiſtoriſchen Geſellſchaft in Baſel. Verfaßt von J. Stockmayer und B. Reber. — 4) Joannae Grajae litterae et H. Bullingerum. Johanna Grays Briefe an H. Bullinger. Diplomatiſcher Abdruck des Originals. Denkſchrift zum Jubiläum ꝛc. — 5) Die Erfindung des Alphabets. Eine Denkſchrift zur Jubelfeier ꝛc. von Dr. F. Hitzig. — 6) Neue Beitrage zur Erläuterung der babyloniſchen Keilſchrift. Bei der Säcularfeier ꝛc. herausgegeben von Dr. G. F. Grotefend. — 7) Schatten und Licht. Eine Feſtgabe zur Säcularfeier ꝛc. zu Frankfurt a. M. dargebracht von Stockmar und Wagner. — 8) Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feſte. Text von Dr. F. Dingelſtedt, Randzeichnungen von F. Müller, Holzſchnitte von Andrew, Beſt, Leloir und Gubitz. — Moden. Form und Farbe, ihre hohe Bedeutung für die Induſtrie von C. F. Terne.

Nro. 118.

Zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt. 9) Album deutſcher Schriftſteller zur vierten Säcularfeier ꝛc. Durch Dr. K. Haltaus. — Romane und Novellen. 7) Ernſte Novellen und Skizzen. Sehnſuchtsklänge nach der Heimath. Von Hofrath Dr. J. E. Nürnberger. — 8) Still-Leben, oder: Ueber die Unſterblichkeit der Seele. Von demſ. — 9) Geſammelte Erzählungen von der Verfaſſerin der Bilder des Lebens. — 10) Ausgewählte Erzählungen von Maria Edgeworth. Aus dem Engl. von A. Keller. — 11) Cordelia. Von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. — 12) Phantaſieſtücke und Hiſtorien von C. Weisflog. — 13) Der Liebe Wonn' und Weh. Sagen, Novellen und Skizzen von Wladimir. — 14) Novelletten von Brunold. — Geſchichte. Allgemeine Weltgeſchichte für alle Stände mit beſonderer Rückſicht auf die Geſchichte der Religionen ꝛc. Von Prof. L. Bauer.

Nro. 119.

Zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt. 10) Allgemeine Preßzeitung, redigirt unter der Leitung von Dr. J. E. Hitzig. — 11) Die Literatur der erſten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie in den meiſten Hauptfächern der Wiſſenſchaften. Von Geh.-Rath Prof. Harleß. — 12) Leiſtungen der Univerſität und Stadt Freiburg in Breisgau für Bücher- und Landkartendruck. Feſtrede von Dr. Heinrich Schreiber. — 13) Handbuch der Bibliothekwiſſenſchaft, der Literatur und Bücherkunde. Von J. A. F. Schmidt. — 14) Gutenberg und Franklin. Eine Feſtgabe von K. Preusker. — 15) Zur Bibliothekonomie, von H. Ludwig. Feſtgabe ꝛc. — 16) Bibliothekonomie oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken. Aus dem Franz. des Conſtantin. — Ruſſiſche Literatur. 1) H. Königs literariſche Bilder aus Rußland in ihrem wahren Licht dargeſtellt von N. Gretſch. Aus dem Ruſſ. von W. v. O. — 2) N. Gretſch und die ruſſ. Literatur in Deutſchland von H. König. — 3) H. König und ſeine Lügen. — Romane und Novellen. 15) Der lezte Abend auf der Oſtburg. Aus dem Schwed. von Eichel. — 16) Der Decan der St. Leonhardskirche, von St. Demarp.

Nro. 120.

Zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt. 17) Das vierte Säcularfeſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt, begangen zu Stuttgart. — Heilkunde. 1) Der gegenwärtige Zuſtand der Vaccination von John Baron. Aus dem Engl. von Prof. F. G. Gmelin. — 2) Ueber Kuhpocken. Von Prof. E. Hering.

Nro. 121.

Kritik. L. Börnes Urtheil über H. Heine. — Politiſche Wiſſenſchaften. 1) Geſchichte und Syſtem der Staatswiſſenſchaft von Dr. Buß und Prof. G. Ph. Hepp.

Kunſt-Blatt.

Nro. 88.

Kunſtgeſchichte. 1) Das Stift des heiligen Johannes des Täufers in Monza, ein Beitrag zur Geſchichte Theudelindens von Bayern und der Kunſtbildung ihrer Zeit von Bernhard Grueber. — 2) Ulms Kunſtleben im Mittelalter, ein Beitrag zur Kulturgeſchichte von Schwaben, beſchrieben von Carl Grüneiſen und Eduard Mauch. — Biographiſches. Les Artistes contemporains. Portraits lithographiés d'après nature par C. Baugniet etc. (Fortſetzung.) — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 89.

Der Stirngiebel zu der in Baden-Baden zu erbauenden Trinkhalle, vom Bildhauer Lotſch in Rom. — Biographiſches. Les Artistes contemporains. Portraits lithographiés d'après nature par C. Baugniet etc. (Schluß.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 90.

Pantechnion, für Athen entworfen von L. v. Klenze. — Malerei.

Nro. 91.

Neueſte Kunſtwerke in München. — Malerei. — Kupferſtiche. — Kupferwerke. — Lithographien.

Nro. 92.

Die Kunſtausſtellung zu Halberſtadt im Juni und Juli 1840. — Techniſches. — Alterthümer.

Nro. 93.

Die Kunſtausſtellung zu Halberſtadt im Juni und Juli 1840. (Fortſetzung.) — Alterthümer. — Artiſtiſcher Verkehr. — Statiſtik der Kunſt. — Verſteigerung. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 94.

Zur Literatur der Holzſchnitte. Die Buchdruckergeſchichte Ulms, zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt geſchrieben von Dr. Konrad Dietrich Haßler ꝛc. — Neueſte Kunſtwerke in München. (Fortſ.) — Kupferſtichkunde. Zu dem am 9ten Juli 1840 in dieſen Blättern gegebenen Bericht über Albrecht Dürer's kleines Crucifix. — Neue Kupferſtiche. Return from Hawking, peinted by Edwin Landseer, engraved by Samuel Cousins.

Nro. 95.

Die Kunſtausſtellung zu Halberſtadt im Juni und Juli 1840. (Schluß.) — Perſönliches. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 2. November 1840.

Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnenſpiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitren Sünden.

Goethe's Fauſt.

Die Geburt der Athene.

Aus einem Brief von P. W. Forchhammer.

— — Sie haben jüngſt ein ſchönes Buch mit Vaſenbildern geſehen und beſehen, auch in dem beigegebenen Text geleſen, die Figur mit dem Bliß ſey Zeus, mit der Leier Apollon, mit dem Heroldſtab Hermes, mit dem Dreizack Poſeidon, mit der Aegis Minerva oder Athene u. ſ. w. Jezt wollen Sie von mir wiſſen, was das Alles zu bedeuten habe. Sie meinen, die Griechen müſſen doch bei dieſen Bildern noch etwas anderes gedacht haben, als das, was wir in den Erklärungen derſelben leſen; Sie haben ſich nicht damit begnügen können, zu wiſſen, daß dies und jenes in einem alten Gedicht erzählt ſey, gerade in Uebereinſtimmung oder auch im Widerſpruch mit den ſeltſamen Darſtellungen, die Sie vor Augen hatten. Vielmehr hätten Sie nothwendig fragen müſſen, welche Vorſtellung durch die Sprache des Gedichts ſowohl als durch die Sprache des Gemäldes dargeſtellt ſey.

Ihre Wißbegierde, verehrter Freund, ſcheint faſt ungenügſam. Man wird Ihnen antworten, das ſey keineswegs in den Erklärungen verabſäumt, der wahre Sinn des im Bilde dargeſtellten Mythos ſey entweder angegeben, oder mit Recht als bekannt vorausgeſezt. Wenn z. B. von der Geburt der Athene oder Minerva die Rede ſey, ſo wiſſe jeder, daß Zeus der Beherrſcher des Weltalls die uranfängliche Weisheit, Metis, verſchlungen habe, worauf die mit der Herrſchergewalt des Vaters wie mit der Weisheit ihrer vernichteten Mutter begabte Göttin, die Athene, aus dem Haupte des Zeus entſprungen ſey. Was wollen Sie mehr? Zeus verſchlingt die Weisheit und gebiert ſie wieder mit einer Zugabe ſeiner eigenen Herrſchergewalt. Nichts iſt natürlicher und einfacher. Heute freilich kommt die Weisheit meiſtens durch Augen und Ohren in das menſchliche Haupt. Allein damals hatte weder Kadmus die Buchſtabenſchrift erfunden, noch waren philoſophiſche Vorträge gebräuchlich. So nahm Zeus die Weisheit vermittelſt des Mundes zu ſich, als erſter Erfinder eines wiſſenſchaftlichen Sympoſiums. Und wie ſinnig, daß die Weisheit die Tochter des Okeanos genannt wird, nicht nur weil Okeanos viel älter war als Zeus, und damals war die Weisheit noch beim Alter, ſondern auch weil das Waſſer mit zu dem Verſchlingbarſten gehört. Und was haben Sie dagegen, daß Hephäſtos dem Zeus das Haupt ſpalte, damit die Göttin der Weisheit geboren werde? Zum Haupt mußte ſie heraus; das gibt jeder zu. Die Trepanirkunſt war aber noch unbekannt, und die Kopfmäeutik wurde erſt durch Sokrates entdeckt. Es war alſo nichts Anderes zu machen, als den göttlichen Inhaber des

Digitized by Google

Hammers herbeizuholen, daß er den Hirnſchädel ſeines Vaters ſpalte. Hephäſtos gehorchte, aber nach vollbrachtem Schlag läuft er davon, wie das die Bilder darſtellen; vermuthlich hatte er aus altem Groll auf ſeinen unbarmherzigen Vater härter zugeſchlagen als nöthig war, und macht ſich aus dem Staube, ehe Zeus das Wochenbett verläßt.

Doch, Sie fallen mir in die Rede und ſind mit dem Allem nicht zufrieden. Abgeſehen von allem Andern, finden Sie es abſurd, daß die Göttin der Weisheit mit Helm, Schild und Speer aus dem Haupt des Zeus herausfährt, gleich ihre Waffen gewaltig ſchwingt und überhaupt, obwohl Inhaberin der Vernunft, ſich gebehrdet wie eine höchſt unvernünftige Perſon. Ja, nach Pindar vollführte ſie zugleich einen ſo unvernünftigen Lärm, daß Himmel und Erde erzitterten. Ich kann die Göttin der Weisheit deßhalb freilich nicht gegen Sie in Schutz nehmen, es ſey denn, die Metis ſey bei ihr auch, wie jüngſt bei ihrem Vater, noch latent geweſen. So wird's ſeyn: ſie iſt *inwendig* weiſe uno auswendig herrſchergewaltig.

Ich muß Ihnen Recht geben. Die gewöhnliche Erklärung, wenn man in's Einzelne geht, iſt voll von Schwierigkeiten, die nach ihrem komiſchen Charakter nur auf ſcherzhafte und eben darum nicht genügende Weiſe zu löſen ſind. Wir haben es hier mit der Religion und den religiöſen Mythen der Alten zu thun, und dürfen darin wohl die Aufforderung ſehen, eine Erklärung zu ſuchen, welche uns hinter der ſo auffallenden Darſtellung eine dennoch dieſer Darſtellung, wenn richtig verſtanden, entſprechende, ernſte und wahre Vorſtellung erkennen läßt. — Vielleicht wird es Ihnen lieb ſeyn, einige Proben einer ſolchen Erklärung zu leſen. Ich will gleich mit dem Mythos von der Athene anfangen, der Sie um ſo mehr intereſſiren wird, da Sie die Abſicht haben, die Stadt zu beſuchen, welche, nach ihr benannt, im Alterthum der berühmteſte Sitz ihrer Verehrung war. Wenn Sie den Aufenthalt daſelbſt nicht ſo ſehr verkürzen, auch ſich nicht ſcheuen, vor Sonnenaufgang ſich in's Freie zu begeben — denn in den Häuſern erſchienen ſchon in alter Zeit die Götter ſelten — darf ich Ihnen die Hoffnung machen, daß Sie die Athene noch heute dort finden werden in ihrer ganzen Thätigkeit.

Zuvor aber muß ich Sie an Eins erinnern. *Die Griechen waren Polytheiſten.* Glauben Sie nicht, es ſey ſo leicht zu faſſen, was damit geſagt iſt. Gewöhnlich meint man den Polytheismus hinreichend zu begreifen, wenn man unſern Einen Gott mit allen ſeinen Eigenſchaften in viele Eigenthümer dieſer Eigenſchaften zertheilt, allenfalls mit Beimiſchung eines guten Maßes von Sinnlichkeit. Das Verhaltniß der Gottheit zum Menſchen denkt man ſich im Polytheismus eben nicht ſonderlich geändert, am wenigſten aber das Verhältniß der Gottheit zur Natur, zur phyſiſchen Welt. Und doch iſt hier eben der Hauptunterſchied zwiſchen Monotheismus und Polytheismus. Im Monotheismus iſt die Welt allenfalls von Gott geſchaffen, aber nachdem ſie einmal geſchaffen war, ging Alles ſeinen regelmäßigen, nothwendigen Gang. Jede Veränderung in der Natur iſt die nothwendige Wirkung einer eben ſo nothwendigen Urſache. Die lezte Urſache von Allem iſt freilich der Eine Gott. Allein nachdem er einmal die Welt mit ihren Geſetzen eingerichtet, geſchieht innerhalb dieſer Welt alles mit Nothwendigkeit nach dieſen Naturgeſetzen. Gott hat einmal befohlen und gehorcht jezt ſelbſt unwandelbar ſeinem eigenen Befehl. Oder heben wir die andere Seite hervor und ſagen, Gott iſt jedesmal der unmittelbar wollende Urheber alles Geſchehenden: auch ſo iſt in der materiellen Welt nur Nothwendigkeit, nur Abhängigkeit von dem Einen freien Geiſt, der außer der Welt iſt. Nur im geiſtigen Leben des Menſchen erkennen wir hievon eine Ausnahme, weil Gott dem Menſchen Freiheit gegeben hat, mit der er nach eigener Beſtimmung in die ſonſtige Nothwendigkeit dieſer Welt eingreift, wiewohl er auch ſelbſt als phyſiſches Weſen zugleich der Nothwendigkeit unterworfen iſt.

Ganz anders im Polytheismus, in der polytheiſtiſchen Welt. Jene Freiheit, die wir in dem Einen Gott und zum Theil in den Menſchen anerkennen, iſt in einer Welt, die niemals einem einzigen Gott gehorchte, niemals untergegangen. In der ganzen Natur iſt fortwährend die urſprüngliche Freiheit verbreitet. Und wie die Handlung, die Bewegung im menſchlichen Daſeyn der Ausdruck, die Erſcheinung ſeiner Freiheit iſt, ſo iſt auch jede Bewegung und Veränderung in der Natur die Erſcheinung einer inwohnenden Freiheit, eines inwohnenden, mit Freiheit begabten *Geiſtes*. Und wie die bewegte Materie an ſich unendlich theilbar im Wechſel des Tages und Jahres und in der Verſchiedenheit der Oerter in zahlloſer Mannigfaltigkeit erſcheint und ſich verändert, ſo erſcheinen auch die göttlichen Weſen, die Geiſter, welche mit Freiheit die Wechſel und Veränderungen bewirken in endloſer Zahl.

(Fortſetzung folgt.)

Marie Lafarge.

(Fortſetzung.)

Marie Lafarge war auch bemüht, ſich immer mehr an den Mann zu gewöhnen, ſuchte das kleinſte Verdienſt an ihm mit Scharfſinn auf und that ihr Möglichſtes, ihm zu gefallen. Sie erlaubte ſich zu dieſem Ende eine Menge unſchuldiger Koketterien, die ihr ſpäter ſehr ſchlimm gedeutet wurden, und hatte in ihrem Benehmen

Digitized by Google

gegen ihn auf ſeine Schwächen und Liebhabereien das ſorgfältigſte Augenmerk. Als geübte Menſchenkennerin ſah ſie bald, daß Lafarge an einem ſchüchternen, verſchleierten Ausdrucke zärtlicher Gefühle wenig Geſchmack finden würde, und daß Auftragen eher am Platze ſey, ſie paßte daher ihre Sprache dem äſthetiſchen Faſſungsvermögen ihres Eheherrn an, ſuchte nicht ſelten die Wirkung ihrer Liebesrhetorik durch Anwendung von Hyperbeln zu ſteigern, und ließ ſich zu Darlegung ihrer Sympathie auf den Gebrauch ſymboliſcher Tändeleien ein, die man von einer ſo geiſtvollen und klugen Dame ſchwer als ernſte Aeußerungen annehmen kann, doch auch nicht gerade als Heuchelei in verbrecheriſcher Abſicht auslegen darf, und wohl am beſten wie am einfachſten durch Mariens Beſtreben, dem Gemahl angenehm zu ſeyn, erklärte.

Lafarge gab ſich der Pflege ſeines Eiſenhammers, den vorzunehmenden Verbeſſerungen, dem Gedanken an ſeinen künftigen Aufſchwung, wie all den Ideen, all den Erwartungen, die daraus entſpringen mochten, mit Eifer hin, und ſah es gerne, wenn dieſe Sache von Zeit zu Zeit in den Kreis der häuslichen Geſpräche gezogen wurde. Marie, die nicht viel Zeit nöthig hatte, um ſich davon zu überzeugen, arbeitete ſich ſchnell in die Geſchäfte ein, gewann bald einen richtigen Ueberblick, ging achtſam allen Einzelnheiten der Unternehmung nach und wußte bald ſelbſt mancherlei Rath zu ertheilen. — Mit den Verwandten und der übrigen Bevölkerung ihrer neuen Wirthſchaft war ſie bald nicht nur in gutem Vernehmen, ſondern auf vertrautem Fuße; an Mutter und Schwägerin entdeckte ſie hunderte von trefflichen Eigenſchaften, bei den Vettern und Muhmen der Umgegend fand ſie den gaſtlichen Empfang zu loben, und ſelbſt die rauhen, unwiſſenden, aber treu- und gutherzigen Landleute des Limouſin gewann ſie lieb, wie die Wildheit der nachbarlichen Natur. In Paris wurde ihr Geiſt, ſo glänzend er auch ſeyn mochte, beſtändig von wetteifernden Kräften bedroht, oder doch ermüdet; in Glandier herrſchte ſie unbeſchränkt, durch Anlage und Erziehung die umgebende Geſellſchaft zu ſehr überragend, um beneidet oder nicht bewundert zu werden. Doch auch gefürchtet war ſie etwas, wie es ſcheint, und das mit Recht. Allerdings konnte manches bezeichnende Wort, in dem Uebermuth ihrer Laune der ſchelmiſchen Pariſerin entſchlüpft, und da ſich in dem Umfange ländlicher Bekanntſchaften die geringſte Bemerkung mit wunderbarer Schnelle verbreitet, zu dem Ohre der Betheiligten gelangt ſeyn, und ſo wohl nicht offene Feindſchaft, doch geheime Scheu vor dem Witze der fremden Spötterin erzeugt haben. Die ungeglättete Landesſitte ſtimmte ſie zur Beobachtung, nicht zur Satire, allein die vergebliche Bemühung provinzieller Unbeholfenheit, ſich großſtädtiſche Formen beizulegen, weckte ihren Humor. Nicht der Gebrauch eines harten und verworrenen Dialekts, der mißlungene Verſuch, rein und vornehm zu reden, verdient die Strafe des Sarkasmus.

Indem ſich nun Marie mit einem Theile ihrer neuen Geſellſchaft immer inniger befreundete, und ſich auf Koſten des andern, wo es ging, beluſtigte, indem ſie in ihrer Stellung als Gebieterin die Süßigkeit der Herrſchaft durch thätige Verwaltung genußreicher zu machen, und zu angenehmem Zeitvertreibe alle Hülfsquellen des Landes auf das ſinnvollſte zu benützen verſtand, wird ihr der Aufenthalt in Glandier mit jedem Tage leidlicher. Nur von Einer Plage war die einſame Reſidenz heimgeſucht, der ſich nicht durch diplomatiſche Geſchicklichkeit begegnen, die nur durch offenen Krieg ſich vertilgen ließ. Eines Tags holte Madame Lafarge ihr Reitkleid aus dem Schranke hervor, um ihre Ausflüge nach langer Unterbrechung fortzuſetzen, doch ſiehe da! die Ratten hatten zu großem Verdruß unſerer Amazone in dem zierlichen Gewande ſo gräßliche Verwüſtungen angerichtet, daß der beſchloſſene Spazierritt aufgegeben werden mußte. Eine ſolche Unthat forderte Rache und ſchnelle Abhülfe; die Macht des Arſenik ward zu Hülfe gerufen, um die Unholde zu bannen, und hiemit beginnt eine Reihe von Verwicklungen, die Marien in's Gefängniß und zu einem Prozeſſe führten, deſſen Entſcheidung die öffentliche Meinung bisher weder als unangreifbar noch als unwiderruflich betrachtet hat. Das Dunkel dieſer Geſchichte aufzuhellen und die Wahrheit dem Chaos der Zweifel und Widerſprüche, die hier aufgehäuft ſind, zu entwinden, dieſe Aufgabe mag dem einfachen Biographen erlaſſen ſeyn. Wie aber Marie die ihr auferlegten Prüfungen getragen, das ſey ihm zu ſchildern noch vergönnt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Eiſenbahnangelegenheiten.

Die jezt in vollem Gange befindlichen vier Eiſenbahnanſtalten um Paris bewirken allmählig eine bedeutende Veränderung in den Beſchäftigungen, Verhältniſſen und Vergnügungen der Pariſer. Die Reichen ſowohl als die minder Bemittelten, und ſogar die von ihrer Handarbeit lebenden Familien bedienen ſich der Eiſenbahnen, um die Umgegend von Paris zu beſuchen, und von den ſtark bevölkerten Dörfern um die Hauptſtadt herum, in welchen wenigſtens eben ſo viel Bürger als Bauern wohnen, iſt jezt ein beſtändiger Zufluß nach Paris, ſo daß gewiß eben ſo viel hinein- als hinausfahren, und da man vom frühen Morgen bis Abends ſpät fährt, ſo laſſen ſich allerlei Geſchäfte in und außerhalb der Stadt abmachen, ohne daß die Reiſenden dabei viel Zeit verlieren. Nach Verſailles oder St. Germain kann man jezt ſo ſchnell fahren, als von einem Ende der Stadt bis zum

Digitized by Google

andern. Zuweilen bringt ein Fiaker die Leute nicht ſo geſchwind zur Stadt heraus, als ſie von der Barrière nach jenen beiden Orten gelangen. Die Eiſenbahn nach Corbeil bot außer dem lockern Erdreich wenig Schwierigkeit in der Anlegung, und iſt daher auch ſchnell zu Stande gekommen. Mit weit größern Schwierigkeiten haben die Unternehmer der Eiſenbahn nach Verſailles, auf dem linken Seineufer zu kämpfen, und dennoch ſind dieſelben glücklich überwunden worden. Bei dieſem Unternehmen waren Deutſche ſtark betheiligt, nämlich die Bankier Leo und Fuld; erſterer hat bei der Anlage die Oberaufſicht geführt. Und ſo hat ſich hier wieder deutſche Ausdauer bewährt, und ein Werk hervorgebracht, das ſich vor den andern Eiſenbahnen auszeichnet. Die des rechten Seineufers geht gleich anfangs unter die Erde, führt unter dem Dorf Batignolles weg, kommt dann wieder zum Vorſchein, und ſezt ſpäter über die Seine. Dieſer Arbeiten war man auf dem linken Seineufer überhoben. Dagegen hatte man andere auszuführen. Die Hügel in der Gegend von Meudon mußten durchſtochen, im Thale zu Fleury ein ſogenannter Viaduct angelegt werden, und wollte man nach Verſailles hinein, ſo mußte man unter einige Straßen der Stadt her fahren. Alles dieſes iſt in Zeit von zwei Jahren ausgeführt worden. Ich beſah neulich an einem ſchönen Oktobertage dieſe Bahn mit einem der deutſchen Theilnehmer zuerſt im Allgemeinen und dann im Detail. Wir fuhren zuerſt gerade nach Verſailles, wozu 25 bis 26 Minuten erforderlich waren; die Dörfer flogen gleichſam an unſern Augen vorbei. Anfangs bedeckte der Nebel noch die Umgegend von Paris, aber bald verſchwand derſelbe, und das ſchöne Fleurythal lag vor uns, oder zeigte ſich vielmehr nur, denn raſch waren wir hindurch, nachdem wir einige Augenblicke auf beiden Seiten eine Böſchung von mehr als hundert Fuß gehabt hatten. Dann zogen wir beinahe mit Blizesſchnelle durch einige Parks oder engliſche Gärten, deren Eigenthümer ſich mit den ungeheuern Summen, welche ſie ſich für die Abtretung eines Weges durch dieſelben zahlen laſſen, getröſtet zu haben ſcheinen. Mein Reiſegefährte erzählt mir von der großen Noth, die ſie mit den hunderten von großen und kleinen Eigenthümern gehabt, mit welchen ſie ſich abzufinden hatten; gütliche Vergleiche wurden nur mit wenigen getroffen; die meiſten ließen es auf den Ausſpruch der Jury ankommen, und dieſe meiſtens aus Landeigenthümern beſtehend, erkannte den Eigenthümern oft zwei- bis dreimal mehr zu, als die Ländereien gewöhnlich in dieſer Gegend werth ſind. Die Weinberge zu Sèvres ließen ſich Bauern mit drei bis viertauſend Fr. per Morgen bezahlen, obſchon hier nur ein gemeiner Landwein wächst. Noch ſtrengere Forderungen machten die Reichen mit ihren Luſtgärten. Einigen mußte man den Morgen mit 20 bis 50.000 Franks vergüten. Rechnet man die Streitigkeiten, die Prozeſſe, und ſogar die verübten Gewaltthätigkeiten hinzu, ſo muß man geſtehen, daß eine deutſche Geduld dazu gehört hat, um nicht muthlos zu werden und das ganze Unternehmen aufzugeben. Zu Verſailles allein hat der nöthige Grund 1.110.000 Franks gekoſtet. Bei ſo bewandten Umſtänden läßt ſich begreifen, warum dieſe Eiſenbahn, wie ſo manche andere, weit mehr gekoſtet hat als veranſchlagt war. Man hatte geglaubt, für zehn Millionen Franks Alles ausführen zu können; man hat aber über das Doppelte ausgegeben. Verſailles ſteht jezt in beſtändiger Verbindung mit der Hauptſtadt. Es hat zwei Eiſenbahnen und die große Landſtraße; dennoch wird die Stadt dadurch noch nicht ſehr lebendig. Sie hat einen ungeheuern Plaz in der Mitte, welcher die zu beiden Seiten liegenden Reviere trennt, und daher jeden lebhaften Verkehr hindert. Auf der Rückreiſe von Verſailles nach Paris hielten wir bei Sèvres ſtille und ſtiegen aus, um den ſchönen Viaduct zu beſichtigen, welcher durch das Fleurythal angelegt werden mußte. Dieſes iſt ein Werk, welches man lange bewundern wird; die Umgegend von Paris hat nichts der Art aufzuweiſen. Es beſteht aus einem Mauerwerk, welches nicht allein 36 Mètres oder ungefähr 110 Fuß ſich erhebt, ſondern auch noch 12 Mètres tief in die Erde hinabgeht. Unten ſieht man eine Reihe von ſieben Bögen, aus Quaderſteinen, welche 7 Mètres breit und hoch ſind. Ueber denſelben geht eine Galerie her, welche einer zweiten Reihe von ſieben Bögen zum Fundament dient; dieſe aber ſind 20 Mètres hoch, und in der Ferne geſehen, nehmen ſie ſich ſehr leicht und elegant aus. Ueber dieſer zweiten Reihe nun geht die Eiſenbahn her, welche mit zwei niedrigen, ebenfalls aus Quaderſteinen erbauten Seitenmauern eingefaßt iſt, ſo daß man aus den Dampfwagen das ganze Thal überſieht. Abends nehmen ſich die vielen Lichter, welche aus der Tiefe emporſchimmern, höchſt ſonderbar aus. Es iſt, als ob man über die Dörfer hinüberſchwebte. Die ſteinernen Arkaden haben 1,200,000 Franks gekoſtet. Für jedes an der Eiſenbahn liegende Dorf wird ein Bureau eingerichtet, um die Reiſenden aufzunehmen, welche in die vorüberziehenden Dampfwagen ſteigen und ſich entweder nach Paris oder nach Verſailles begeben wollen. Zu Paris iſt neben dem Orte der Abfahrt ein großes Magazin, mit einem bedeutenden Vorrath von Wagen, ſo daß man niemals verlegen iſt, wie man auch die größte Maſſe von Reiſenden befördern ſoll. Dieſem Magazine gegenüber befindet ſich ein anderes, welches für die Omnibus beſtimmt iſt, die mit der Anſtalt in Verbindung ſtehen, und die auf der Eiſenbahn angekommenen Reiſenden für wenige Sous in verſchiedene Reviere der Hauptſtadt führen. So iſt es den Pariſern möglich geworden, um neun Uhr Morgens mitten aus der Stadt nach Verſailles zu fahren, ſich eine Stunde in dieſer Stadt aufhalten, und um zwölf wieder mitten in Paris zu ſeyn, und zwar um einen geringen Preis; denn dieſen Vortheil haben die franzöſiſchen vor den engliſchen Eiſenbahnen, denen ſie übrigens an Großartigkeit nachſtehen, daß die Fahrpreiſe ſehr niedrig ſind. Die Verſailler Eiſenbahn auf dem linken Seineufer hat etwas von der engliſchen Pracht und zeichnet ſich auch in dieſer Hinſicht vor den andern aus. Indeſſen nun an der Verlängerung der Corbeiller Eiſenbahn bis Orleans gearbeitet wird, hat man die beabſichtigte Bahn nach Rouen, welche in dem Verkehr mit England eine ſo wichtige Rolle ſpielen ſollte, noch nicht einmal begonnen. Freilich wenn der Verkehr mit England durch den jezt drohenden Krieg gehemmt werden ſollte, würde die Eiſenbahn wenig fruchten, und daher mögen wohl die engliſchen Unternehmer, welche die Sache ſo ernſtlich betreiben wollten, jezt keine Eile haben. Wie viele Unternehmungen würden in Stocken gerathen, wenn der Krieg ausbräche! Welchen Stoß würde der Gewerbfleiß erhalten, welcher ſich ſo erſtaunlich entwickelt, und ſo großartige Anſtalten hervorgerufen hat! In Paris merkt man nur an der Börſe die unſeligen Folgen der Unruhe, in welche die Ausſicht auf einen vielleicht furchtbaren Krieg bei dem Handel und Gewerbe treibenden Klaſſen ſtürzt. An Bauten und Verſchönerungen aller Art wird noch immer fortgearbeitet, beſonders an den von der Stadt oder dem Staate unternommenen. Die von ihrer Handthierung lebenden Familien fahren fort ihr Geld aus der Sparkaſſe zu ziehen, und jede Woche vermindert ſich die Einlage um mehr als eine Million.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 3. November 1840.

Mortimer — Geht Ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königin hervor? Raubt Euch
Des Kerkers Schmach von Eurem Schönheitsglanze?
Doch furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde dränget die Gefahr.

Schiller,
Maria Stuart.

Marie Lafarge.

(Schluß.)

Welchen Seeleneindruck ihre Feſtnehmung auf ſie hervorgebracht, hängt von der noch ungelöſten Frage ab, ob ihr Gewiſſen rein, oder belaſtet war; gewiß iſt nur der nachtheilige Einfluß, den die Einſperrung auf ihre ſchon vorher ſchwächliche Geſundheit hatte. Glücklicherweiſe fand ſie in natürlicher Geiſtesſtärke und erworbenen Kenntniſſen hinlängliche Mittel, um der Qual ihrer Lage und den Leiden ihres Körpers nicht zu erliegen. Vertraut mit der deutſchen Sprache und durch die Richtung ihres Gemüths zu Goethe beſonders hingezogen, füllte ſie die traurige Muße ihres Gefängniſſes mit Ueberſetzungen aus Fauſt und Werther. Ihr Kunſtſinn blieb ihr ſelbſt in dem Gefängniſſe treu, das ſie auf das geſchmackvollſte mit Blumen und Zweigen ſchmückte; die Gitter und finſtern Mauern verſchwanden unter der blühenden Verhüllung, ihre Zelle hörte auf, das beſtändige Bild der Anklage zu ſeyn, und ſelbſt der ſtrenge Richter mußte ſchmeichelnd fragen, welche Zauberin hier gewaltet. Sie lebte in dem Kerker äußerſt mäßig und machte ſich nur wenige Bewegung. Sie empfing gerne Beſuche, zeigte ſich ſtets erkenntlich für Theilnahme an ihrem Schickſal und ſuchte Alle, die ſie zu ſehen kamen, durch ſchickliches Benehmen und einnehmende Rede zu gewinnen. Vorzüglich tröſtend für ſie ſchien die unerſchütterliche Liebe, die eine junge Verwandte ihres Mannes, Emma Pouthier, ihr bewies. Neben Madame Lafarge nahm ſich dieſes Mädchen wie eine der lieblichen Figuren aus, welche die Dichter gern an die Seite tragiſcher Geſtalten, zur Verſöhnung des Gemüths ſtellen. Zu dieſer Sympathie Einzelner kam die günſtige Stimmung aller Claſſen der Bevölkerung. Selbſt der gemeine Mann, weit entfernt, in dem Range der Angeklagten einen Vorwand zu roher Freude und gemeinem Hohn zu ſehen, ſprach ſein Mitgefühl für die arme Dame oft mit ſichtbarer Rührung und mit nackter Energie ſein Mißtrauen gegen ihre Feinde aus. Sein einfacher Sinn konnte Erziehung und Reichthum mit der Möglichkeit eines ſo ſchrecklichen Verbrechens nicht vereinbaren; doch auch durch ihre Herablaſſung gegen ihre Untergebenen und durch die hülfreiche Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe unbemittelter oder bedrängter Nachbarn hatte ſie das gemeine Volk für ſich eingenommen.

Einen beſonders ergreifenden Eindruck machte ihre Erſcheinung in dem Gerichtsſaale zu Tulle; durch die Luft des Gefängniſſes, die Marter ihrer Schickſale und die übermäßige Enthaltſamkeit, die ſie ſeit dem Tage ihrer Feſtnahme beobachtete, körperlich völlig entſtellt,

Digitized by Google

todtenblaß, nicht zweier Schritte mächtig, dem Skelette nahe gebracht, doch nicht gebeugt, nahm ſie auf dem erhöhten Sitze, den man ihr angewieſen, eher wie ein Ankömmling aus dem Schattenreich, als wie eine Angehörige dieſer Welt ſich aus. Von der Magie ihres Auges, das beherrſchend, ohne herriſch zu ſeyn, ſanft und doch durchdringend iſt, ſpricht ganz Europa, und ihre Stimme, klar und kindlich, wie die Pariſerinnen ſie durch die zarteſte Sorgfalt und das Vermeiden jeder heftigen Anſtrengung lange zu erhalten wiſſen, hat vielleicht etwas von der früheren Stärke, keineswegs die natürliche Friſche und Lieblichkeit verloren. Ihr Benehmen während des Prozeſſes war voll Würde und ein Beiſpiel der Selbſtbeherrſchung; ſtolz aber nicht trotzig, beſcheiden, ohne erniedrigende Demuth. Was für ihre Unſchuld ſprach, nahm ſie mit unverhaltener Freude auf, und ihre ſtarre Bläſſe ſelbſt ward in ſolchen Augenblicken von leichter Röthe verdrängt; auf wohlwollende Zeugen ſah ſie mit Liebe hin, belaſtende Ausſagen ſchien ſie mehr mit Schmerz als Unwillen anzuhören, die ungeziemenden Ausfälle des öffentlichen Anklägers beantwortete ſie mit einer Bewegung des Fingers, als wenn ſie mit einer Blume ſpielte, dem Berichte Orfilas, der alle ihre Hoffnungen zertrümmerte, gegenüber, konnte ſie ihre innere Erſchütterung nicht verhehlen. In weniger inhaltsvollen Augenblicken erſchien ſie mehr Zuſchauerin als Angeklagte, und über komiſche Zwiſchenfälle des Prozeſſes theilte ſie mit Rückhalt die Heiterkeit der ganzen Verſammlung. Der Spruch der Geſchworenen hatte ſie überraſcht und beſtürzt, doch nicht vernichtet, und ſie erwartet noch immer mit Zuverſicht die endliche Anerkennung ihrer Unſchuld.

Die Geburt der Athene.

(Fortſetzung.)

Während *wir denſelben* Gott anbeten, mag er das Meer aufregen, mag er Blitze ſenden, mag er den dürren Acker befeuchten, oder den übernaſſen trocknen, mag er verheerende Ströme über die Fluren ſenden oder ſie wieder in ihr natürliches Bett zurückbannen, mag er in der Wüſte eine Quelle hervorſprudeln laſſen, oder durch einen Wolkenſchleier uns gegen das verſengende Feuer der Sonne ſchützen, während wir in jeder Veränderung der Natur, bringe ſie Wohl oder Wehe, den Einen allmächtigen Gott erkennen, mußte nothwendig einem Volk, welches von dieſem Einen Gott durchaus keine Vorſtellung, ja ſelbſt zur Zeit ſeiner höchſten Entwicklung kaum eine Ahnung hatte, es mußte dieſem Volk nothwendig *jede* dieſer Erſcheinungen in der Natur als eine Offenbarung einer beſonderen darin mit Freiheit wirkenden Kraft, eines göttlichen Weſens erſcheinen. Ja dieſelbe Erſcheinung mochte als die Thatäußerung verſchiedener Götter der verſchiedenen Auffaſſung ſich darſtellen. Zeus ſchleudert die Blitze, und zugleich iſt Hephäſtos der Gott des Feuers, das aus der Wolke zur Erde fährt. Zeus ſammelt Wolken, und zugleich iſt Hera die Göttin der Wolke, und erſcheint als Nephele. Ein anderer ſendet den Regen herab, ein anderer benezt die Erde, ein anderer läßt in dem rauſchenden Waſſer des Baches die Saiten der Lyra rauſchen, ein anderer befreit die Erde von der winterlichen Näſſe, ein anderer kühlt die Luft durch erquicklichen Thau, ein anderer ſaugt und zieht den lezten Tropfen aus der Tiefe des Bodens herauf, ein anderer erſcheint in jedem Fluß, eine andere in jeder Quelle; dieſem iſt die Sonne dienſtbar, daß er ſich faſt mit ihr identificirt, jener der Mond. Derſelbe Gott, der ein gewaltiger Kämpfer iſt durch Hitze, derſelbe iſt zu anderer Zeit ein verheerender durch Waſſerſtröme. Die Göttin, die als kriegeriſche Pallas geboren wird, wird alsbald zur lieblichen, friedlichen, blauäugigen Jungfrau. Es iſt dieſer Mannigfaltigkeit kein Ende, weder der göttlichen Geiſter noch ihres unmittelbaren Erſcheinens und Eingreifens in die Veränderungen der ſtets im Werden begriffenen Welt, der ſtets erzeugenden und ſich erzeugenden Natur.

Wer die Mythologie verſtehen will, der muß ſich dieſes Verhältniſſes der Götter zur Welt, dieſer Mannigfaltigkeit der in der Welt mit *Freiheit* thätigen Götter, *dieſer Geiſterwelt in der körperlichen Welt* ſtets bewußt bleiben. Ich glaube damit keine Forderung auszuſprechen, die nicht von den Meiſten zugeſtanden würde: ich glaube aber, daß das in Abſtracto Zugeſtandene in Concreto zu oft vergeſſen wird. — Ja, es gibt noch ſehr viele Mythologen und Nichtmythologen, die dieſe Anſicht, mögen ſie ihr beiſtimmen oder ſie bekämpfen, gar nicht verſtehen. Dahin gehören alle diejenigen, welche die Mythen in *phyſiſche* und *ethiſche* theilen und unterſcheiden. Darin beſteht eben das Weſen des Mythos, daß er *beides zugleich iſt*, daß er die Natur auffaßt als erfüllt von freien, d. h. ethiſchen Geiſtern. Wer aus dem phyſiſchen Mythos die Ethik ausſchließt, der hebt den Mythos ſelbſt auf. Darum eben erſcheinen *uns* die Veränderungen in der Natur, die Kämpfe und Einigungen, das Siegen und Unterliegen der Naturkräfte und Elemente nicht mehr in der Form der alten Mythen, weil wir die Geiſter und die Freiheit aus der Natur verwieſen haben. Alle jene Freiheit, alle jene Mächte denken wir vereinigt in dem Einen Gott, der einmal befohlen und gewollt hat, und nun ewig gehorcht, der der Natur Geſetze vorgeſchrieben, nach denen nun

phyſiſche Urſache und Wirkung mit Nothwendigkeit (ohne Freiheit und folglich ohne ethiſche Bedeutung, denn nur da iſt gutes oder ſchlechtes Handeln, wo Freiheit iſt) aufeinander folgen. — Indem ich nun geſucht habe, verehrter Freund, Sie auf den Standpunkt zu verſetzen, welchen ich zum Verſtändniß der griechiſchen Mythen für den richtigen halte, bin ich Ihnen vielleicht durch Verallgemeinerung zu weit gegangen. Ich hoffe, Sie werden ſich dadurch vorläufig nicht irre machen laſſen, ſondern ohne Vorurtheil erwägen, ob ſich jener Standpunkt an den Mythen bewährt, die ich jezt erklären werde.

Zeus vermählte ſich mit des Okeanos Tochter Metis. Da er aber fürchtete, ſie werde ihm einen Sohn gebären, der mächtiger werde als er ſelbſt, ſo verſchlang er ſeine bereits ſchwangere Gemahlin. Als nun die Zeit der Geburt herankam, ſpaltete Hephäſtos dem Zeus das Haupt, und hervorſprang aus des Vaters Scheitel die bewaffnete Athene, mit übermächtigem Ruf aufjauchzend, daß der Himmel vor ihr bebte und die Mutter Erde. Hyperion hielt die Roſſe des Sonnenwagens zurück, bis Pallas Athene die goldene Rüſtung abgelegt hatte. Zum Dank für den bei der Geburt der Athene geleiſteten Dienſt verſprach Zeus dem Hephäſtos die Athene zur Gemahlin, allein Athene weigert ſich und Hephäſtos befruchtet die Ge, die Erde. Athene nahm Beſitz von Athen und Attika und behauptete denſelben gegen den Poſeidon. Als die Erde nun den Erichthonios, d. h. den Erdgebornen, auch Erechtheus genannt, zur Welt brachte, nahm Athene das Kind aus dem Schoos der Erde auf, als ihr Pflegekind, legte es in ein Käſtchen, und vertraute es den drei Töchtern des Kekrops an mit dem Befehl, die Decke nicht zu öffnen. Nur Pandroſos war gehorſam; Aglauros und Herſe, von Neugier getrieben, öffneten das Käſtchen und ſtürzten ſich von der Akropolis hinab. Die Pandroſos blieb Prieſterin der Athene in ihrem Tempel auf der Burg, Aglauros und Horſe wurden in beſonderen Heiligthümern, jene am Abhang des Burgfelſen, dieſe unten in der Niederung am Iliſſos verehrt. Erechtheus ſelbſt hatte ſein Heiligthum in dem Tempel der Athene, neben der Quelle Erechtheis.

Laſſen Sie uns jezt unterſuchen, wie weit wir die Begebenheiten dieſer Erzählung nicht als Dichtung, ſondern als *Wahrheit* erkennen können. Um von dem Bekannten zum Verſtändniß des Unbekannten zu gelangen, wollen wir von Okeanos (Oceanus) anfangen. Okeanos iſt der Name des Oceans, des Meeres, aber als Name des Gottes nicht Name des Meeres ſelbſt, ſondern des meerbeherrſchenden freien Geiſtes oder vielmehr des aus dem Meereskörper und dem Geiſt des Meeres beſtehenden Weſens. Zeus iſt der Gott des Himmels, der dort oben Wolken ſammelt und Blitze ſchleudert thronend im Olymp. Wenn nun der Gott des Himmels ſich mit einer Tochter des Meeres vermählt und dieſe verſchlingt, ſo kann das, nach einfacher Erklärung, in unſerer Sprache nichts Anderes heißen, als der Himmel nimmt die aus dem Meere erzeugten aufſteigenden Dünſte in ſich auf. Ein anderes Erzeugniß des Meeres, mit dem ſich der Himmel vermählen und welches derſelbe verſchlingen könnte, *gibt es nicht*. Die Tochter des Okeanos iſt alſo eine Göttin der Waſſerdämpfe, die aus dem Ocean in die Luft aufſtreben.

Darum wurde ſie auch mit einem Namen benannt, der dieſem ihrem unabhängig vom Namen erkannten Weſen entſpricht; denn *Metis* (von μάω) heißt „die Aufſtrebende." Die Folge von jener Erſcheinung oder Handlung in der Natur, welche der Mythos als ein Verſchlungenwerden der Metis durch Zeus ausdrückt, iſt natürlich dieſe, daß der Himmel mit Wolken und Dünſten erfüllt iſt. Darin alſo beſteht, was der Mythos durch die Schwangerſchaft des Zeus bezeichnet. Warum aber gebiert Zeus aus ſeinem Haupt? Theils wegen des Doppelſinns in dem Namen Metis, der ja auch die *Ueberlegung* bedeutet, theils wegen des Doppelſinns in dem griechiſchen Namen des Hauptes „Kephale." Wir müßten ſchon, ganz abgeſehen von der etymologiſchen Bedeutung, aus dem Bisherigen folgerecht ſchließen, daß den Griechen der Name des Hauptes ein Symbol für die Dünſte des bedeckten Himmels ſey, denn in dieſem iſt ja die verſchluckte Metis. Daſſelbe beweist ſich ganz einfach dadurch, daß die Eos, die Göttin des der Sonne vorauseilenden Morgenhauchs (die *wir* nach der Farbe benennen, Morgenröthe, die Griechen nach der Bewegung (von ἄω wehen), oder nach anderer Sage die Hemera, d. h. der Tag, den Kephalos, d. h. den Heros der Morgennebel *forträgt*. Ich will Sie nicht weiter mit der Etymologie des Worts κεφαλή behelligen, die ich anderswo gegeben habe und die zeigt, daß der griechiſche Mythos vollkommen berechtigt war, das Wort in dem Sinn zu gebrauchen, in welchem es, wie wir hier ſehen, faktiſch angewandt iſt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Eingegangene Theater. Die Marſeillaiſe. Denkmal für Rouget de l'Isle. Napoleons Monument. Marochetti's Plan. Sonderbare Vorbereitungen. Unnütze Geldverſchwendung.

Ich habe neulich die Vermuthung geäußert, daß die jezt geſchloſſenen Theater wohl keine neuen Unternehmer finden

Digitized by Google

würden. Es ſind aber doch wieder kecke Spekulanten aufgetreten, welche beim Miniſterium des Innern um die Erlaubniß anhalten, das Théâtre de la Renaissance und das Porte Saint Martintheater wieder zu eröffnen. Der Miniſter hat ſich bis jezt dieſen Verſuchen widerſezt, weil er mit allen vernünftigen Leuten überzeugt iſt, daß ſich bei der außerordentlichen Menge von Theatern in und außerhalb Paris die beiden Unternehmungen nicht halten können, und alſo bankerott werden müſſen, wie die alten. Zulezt wird er aber dem dringenden Geſuche, welches von achtbaren Theaterdichtern und von mehreren Tageblättern unterſtüzt wird, nachgeben müſſen. Für die Theaterdichter, beſonders für ſolche, welche an den beſtehenden Bühnen ihre Stücke nicht anbringen können, gibt es nie genug Theater. Allerdings haben viele Theaterdichter und Komponiſten, welche beim Théâtre français und bei der komiſchen Oper keinen Eingang fanden, ihre Stücke im Renaiſſancetheater aufführen laſſen, und während der zweijährigen Dauer deſſelben mögen wohl fünfzig neue Stücke daſelbſt gegeben worden ſeyn. Wie wenig iſt aber davon noch im Gedächtniſſe des Publikums. Kaum ein halb Duzend Stücke haben dort Beifall erhalten. Alles Uebrige iſt bereits vergeſſen, und kein Theater hat Luſt bezeigt, ſeit Schließung des Renaiſſancetheaters dem Repertoire deſſelben viel zu entlehnen, und das ohnehin ſehr vergeßliche Pariſer Publikum ſcheint ſich das Eingehen dieſer Bühne nicht ſehr zu Herzen genommen zu haben. Es bieten ſich ihm troz Kriegslärm, Verſchwörungen und Meutereien ſo manche Zerſtreungen dar, daß ein Theater mehr oder weniger etwas ziemlich Gleichgültiges iſt; man weiß wohl, daß es nicht an Divertiſſements fehlen wird, und ſollte auch die Stadt mit Wällen und Baſteien umzogen werden. Bei allen Revolutionen haben die Pariſer Theater nicht aufgehört zu ſpielen; höchſtens nimmt das Theater etwas von dem herrſchenden politiſchen Sinne der Pariſer auf, und gibt es denſelben von der Bühne herab zurück. Dadurch bleibt es populär und erhält ſich mitten in den größten Stürmen. Jezt ſingt und ſpielt es die Marſeillaiſe, weil es das Publikum ſo will. Gibt es Krieg, ſo wird auch das Theater kriegeriſch werden und ſeine Kriegshelden vorführen. Im Anfange der Reſtauration war es legitimiſtiſch; dies dauerte aber nicht lange, es bekam bald wieder einen Anfall von napoleoniſchem Kriegstaumel, welcher ſich erſt ſehr ſpät legte. Nach den Julitagen ließ es wie jezt und wie im Anfange der großen Revolution die Marſeillaiſe ertönen. Dieſe iſt bei allen Wechſeln ſeit fünfzig Jahren ſtets wieder aufgetaucht, und iſt ein wahrer Nationalgeſang geworden. Es iſt alſo ganz recht, daß man jezt ernſtlich damit umgeht, dem Verfaſſer dieſes folgenreichen Geſanges, Rouget de l'J'sle im Juradepartement, aus dem er gebürtig war, ein Ehrendenkmal zu errichten. Gäben alle diejenigen, welche die Marſeillaiſe mitgeſungen haben, jeder nur einen Sou dazu her, ſo würde man ein ſehr ſtattliches Denkmal aufſtellen können. Von dem Monumente Napoleons in der Invalidenkirche wird nicht mehr geſprochen. Marochetti hatte mit ſeinem erſten Plane dazu keinen Beifall gefunden, dies veranlaßte jedoch den Miniſter nicht, andere Künſtler zu berufen, und einen Concurs zu eröffnen; wahrſcheinlich mußte Marochetti ſeinen urſprünglichen Plan abändern. Warum der Miniſter diesmal nicht auch das Publikum zum Schiedsrichter beruft und an alle Künſtler einen Aufruf ergehen läßt, kann ich mir nur dadurch erklären, daß die Bildhauerei an dieſem Monumente die Hauptſache ſeyn ſoll, und daß Jemand eine recht gute Zeichnung liefern, und doch eine mittelmäßige Statue verfertigen kann, und da man nun von Marochetti eine ſehr gute Statue zu erwarten berechtigt iſt, ſo glaubt man der Mühe überhoben zu ſeyn, ſich anderwärts nach einem Plane umzuſehen, und behält ſich nur das Verbeſſern des Marochettiſchen vor. Ueber die Ceremonie bei der Beiſezung der Gebeine Napoleons haben die Zeitungen bereits Nachricht gegeben und dabei etwas ſehr Abgeſchmacktes vorgebracht. Der Leichenzug ſoll nämlich von der Barrière an über die Invalidenbrücke und über den großen Plaz bis zum Invalidenhôtel gehen. Da nun beſagte Brücke nicht völlig dem Eingang jenes Hôtels gegenüber liegt, ſo ſolle eine Brücke in dieſer geraden Richtung bloß der Ceremonie wegen errichtet werden; dies wäre ein recht alberner Streich, zumal es nirgends als Grundſaz aufgeſtellt iſt, daß ein Leichenzug ſich in völlig gerader Richtung bewegen müſſe. Da jedoch zuweilen äußerſt alberne Anſchläge in den Miniſterbureaux ausgeheckt werden, bloß um einen Architekten, einen Bauentrepreneur oder dergleichen zu begünſtigen, ſo würde es mich gar nicht wundern, wenn man, ſtatt die ſchöne, ſolide, ſteinerne Brücke zu benuzen, daneben eine hölzerne mit großen Koſten aufſchlüge. Man hat noch nicht das große Schiff vergeſſen, welches bei einem Feſte am Ufer der Seine errichtet wurde, einige hunderttauſend Francs koſtete, und zu nichts weiter diente, als ein wenig Feuerwerk abzubrennen, welches eben ſo gut auf bloßer Erde hätte geſchehen können. Aber hernach kam es heraus, daß der Unternehmer einem Miniſterialbeamten mit 30,000 Francs die Hände geſchmiert hatte. Es wäre gar nicht auffallend, wenn bei dem Napoleonſchen Leichenfeſte auch einige hunderttauſend Francs ganz unnüz verſchwendet würden. Vor einigen Jahren wurde vom Miniſterium des Innern im Budget eine Million für Bauten am Reichsarchiv verlangt, und die Nothwendigkeit dieſer Bauten mit Nachdruck auseinandergeſezt. Vergebens ſträubte ſich der damalige Archivdirektor Daunou, ein grundehrlicher Mann, gegen dieſes Vorhaben, indem er bewies, daß das Archiv gar keiner Vergrößerung bedürfe, und daß, wenn man einige Ausbeſſerungen vornehmen wolle, man dieſelben mit dreißigtauſend Francs bewerkſtelligen könne. Der Miniſter oder vielmehr ſeine Bureaux beharrten auf ihrem Vorhaben, und hatten ſchon ihren Architekten bereit. Die Kammern ernannten eine Kommiſſion, um die Sache zu unterſuchen; dieſe gab ſich aber nicht einmal die Mühe, an Ort und Stelle nachzuſehen, ob das Archiv wirklich zu klein ſey. Die verlangte Million wurde von den Kammern bewilligt; ſeitdem hat man ungeheure Bauten unternommen, welche wahrſcheinlich zwei Millionen, wo nicht noch mehr koſten werden, und deren Nuzen noch ſehr zweifelhaft iſt. Mit dem Gelde, welches hier verſchwendet wird, ließen ſich große Unternehmungen ausführen; glücklicherweiſe wird manche Summe beſſer verwendet, und während des langen Friedens ſind die großartigſten Plane zur Ausführung gekommen. Wenn jezt nur kein Stillſtand erfolgt! Dg.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 88 und Verlagsbericht von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 4. November 1840.

La belle poule faisait le bonheur des canonniers.

Alfred de Vigny.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

Die Wache. — Der Arreſt.

Die Zeit war herangekommen, wo ich meine erſte Wache thun ſollte, zu der ein Rekrut von ſeinen Kameraden mit großen Feierlichkeiten eingeweiht wird, welche hauptſächlich darin beſtehen, daß er die ganze Mannſchaft der Wache den Tag über mit Bier, Brod ꝛc. bewirthet. Er bekommt dafür auch den beſten Poſten zugetheilt. Ich fügte mich in dieſes Herkommen und ſollte dafür zum erſtenmal am Hauſe des Oberſten ſtehen, was ein ſehr gelinder Poſten ſeyn ſollte. Der Wachtmeiſter und mein Unteroffizier hatten mich gehörig inſtruirt. Der Oberſt wohnte in einem Hauſe, welches vor der Thüre einen kleinen Garten hatte, wo das Schilderhaus ſtand und in welchem ich auf und ab marſchiren konnte. Ich zog um drei Uhr Nachmittags auf und der Kamerad, den ich ablöste, meldete mir, der Herr Oberſt ſey nicht zu Hauſe, was die Schildwache immer wiſſen muß. In der erſten halben Stunde gefiel mir das Wacheſtehen. Ich ſpazierte in dem Garten auf und ab, beſah mir die Blumen, ſummte ein Lied vor mich hin und bildete mir ein, ich ſey ein bedeutender Mann im Staate geworden. Bald aber fing die Zeit an mir lang zu werden; ich zählte die Knöpfe meiner Uniform, die Hühner, welche um mich herumliefen und die Tauben auf den benachbarten Häuſern; ich maß das Gärtchen nach allen Richtungen und geſtand mir, Schildwache ſtehen ſey doch kein ſehr beneidenswerthes Loos.

Da trat die Frau Oberſtin in die Hausthür; es war eine vornehme Dame aus einem adeligen Geſchlecht. Sie ſprach zu mir mit ſehr feiner Stimme: „Kanonier, ſieh auch ein wenig nach den Hühnern, damit ſie nicht ſo auf den Blumen herumtreten.“ Das ſchien mir eine eigene Zumuthung. Ich, als Ehrenwache vor die Thür meines Chefs geſtellt, ſollte mich ſo weit herablaſſen, die Hühner zu bewachen! Dies erwägend, nahm ich meine feinſte Stellung an und entgegnete der Dame: „Frau Oberſtin, es thut mir leid, aber meine Inſtruktion beſagt nur —“ Doch weiter hörte mich die Gnädige nicht an, ſondern ging in's Haus zurück, ohne mich ferner eines Blicks zu würdigen. Ich dachte: auch gut, und machte wie früher meine Gange, trat zuweilen an die Fenſter der Küche und wechſelte dann und wann einige Worte mit dem Kutſcher, welcher an einem derſelben ſtand und Stiefeln puzte. Endlich fragte ich ihn, ohne gerade viel dabei zu denken: „Johann, kommt der Alte bald zurück?“ Ich meinte den Oberſten; aber o Himmel! kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſich über mein Haupt ein ſichtbares Gewitter, in der Perſon des

Digitized by Google

Alten ſelbſt, entlud. Er lag oben im Fenſter, hatte meine Rede vernommen und brüllte herab: „Oho, wohl iſt der Ole da; wird aberſt bald herunter kommen, ihm en Bisgen den Hals zu brechen, er Millionenhund!“ Ich prallte an mein Schilderhaus, zog den Säbel feſt an die Schulter und regte mich nicht. Der Alte mußte indeſſen zur Hinterthür hereingekommen ſeyn. Mein Herz pochte heftig; es verging eine peinliche Viertelſtunde, noch eine, und es nahte die Zeit, wo die Ablöſung jede Minute erſcheinen konnte, und die wohl nie ein Soldat ſo ſehnlich erwartet hatte, wie ich in dieſem Augenblick. Die Uhr ſchlug fünf, da polterte es die Treppe herab und der Oberſt trat mit ſeinem großen Federbuſch aus dem Hauſe, gerade vor mich hin. Ich präſentirte ſo ſchön, wie ich es in meinem Leben nicht gemacht hatte. Er ſah mich genau an, muſterte mit finſterem Blick meinen Anzug, und weil er bemerkte, daß Alles in der beſten Ordnung war, legte ſich ſein Zorn etwas; er ſagte bloß: „Och ſo'n Freiwilliger, ſo'n Windbeutel! Ja, ja, die Hühner fortjagen, det is den jungen Herren zu viel, aberſt uf'm Poſten zu ſprechen, zu fragen, ob der Ole bald kommt, det können ſe. Na ik bedanke mir für die jütige Erkundigung, will ſie mir aberſt in Zukunft verbeten haben.“ Damit ging er und mir rollte ein Stein vom Herzen. So war ich denn zum zweitenmal ſeinem Zorne entronnen; aber das Schickſal wollte, daß ich nach einigen Tagen wieder mit ihm zuſammen gerieth, wo es mir nicht ſo gut erging.

Es war uns Freiwilligen ſehr unangenehm, daß wir unſere eigenen feinen Uniformen nicht mehr offen tragen und darunter eine propere weiße Weſte zeigen durften, auch immer mit dem ſchweren Dienſtſabel gehen ſollten, ſtatt des eigenen leichten mit der ſchön lakirten Kuppel, wie ihn die Offiziere trugen. An einem unvergeßlichen Sonntage berieth ich mich mit einigen Andern, ob wir es nicht wieder einmal wagen ſollten, uns im vollen Glanz aller dieſer verbotenen Gegenſtände, wozu noch die ſehr ſtreng verpönte hohe Halsbinde kam, welche aber zu einem feinen Anzuge gehörte, in der Stadt ſehen zu laſſen. Es wurde viel dafür und dagegen geſprochen. Einer meinte, man könne ja ſorgfältig umherſpähen und bei der geringſten Gefahr rechts und links davon laufen. Ein Anderer rieth, man ſollte ſich bis vor die Stadt durch entlegene Gäßchen ſchleichen, welcher leztere Vorſchlag als der beſte angenommen wurde. So zogen wir Nachmittags aus der Kaſerne, auf's Beſte geſchmückt, jeder hatte ein unerlaubtes Kleidungsſtück angezogen, der eine ſchwarze Beinkleider, ein anderer eine feine Kuppel, ein dritter eine ungeheuer hohe Halsbinde mit ſtarrendem Kragen, ich trug das Collet aufgeknöpft und eine weiße Weſte darunter. So wandelten wir mit ziemlicher Angſt durch einige Straßen, ſcharf um uns herſpähend; doch plötzlich blieb der Erſte ſtehen und brach in den Schreckensruf aus: „Da kommt der Oberſt!“ Verſchwunden waren alle die ſchönen Vorſätze, ihm zu entfliehen. Wir ſtanden beim Anblick ſeines wackelnden Federbuſches feſtgebannt, wie der Wanderer, wenn er eine giftige Schlange ſieht, und machten Front. Ich verſuchte, eilig mein Collet zuzuknöpfen; der mit der Halsbinde ſtand gerade an der Seite, woher der Oberſt kam, und war ſo der erſten Anſicht bloßgeſtellt; er hatte jedoch die Geiſtesgegenwart und eben noch ſo viel Zeit, die Binde an der Seite des Halſes, welche zuerſt geſehen wurde, hinein zu ſtopfen, was im Gegenſatz zur andern, wo ſie himmelhoch emporragte, höchſt ſonderbar ausſah. Wir ſtanden; der Oberſt kam heran, bemerkte anfänglich nicht das Dienſtwidrige unſeres Anzugs, denn er ſagte: „Nu, die jungen Menſchen ſehen recht flott aus, ik liebe das.“ Einer meiner Kameraden hat mir ſpäter geſtanden, er habe in dieſem Augenblicke gebetet: „Lieber Gott, laß' den Oberſt an uns vorübergehen;“ aber er ging nicht vorüber, ſondern mit einem Mal lagerte ſich ein finſterer Ernſt auf ſeinen Zügen; die Ader auf ſeiner Stirn ſchwoll; er bemerkte den ſtehen gebliebenen Theil jener Halsbinde und zog ihn noch höher dem Unglücklichen beinahe bis über die Ohren.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geburt der Athene.

(Fortſetzung.)

Da ſizt nun Zeus auf ſeinem Thron, den gelähmten Bliz in ſeiner ruhenden Hand, das Haupt ſchwer, geſpannt zum Zerſpringen, heiß von innerer Glut und düſter und umnachtet, der ganze Gott ohne Bewegung und faſt ohnmächtig harrend des Augenblicks der Erlöſung. So ruft er den Hephäſtos, den Gott des Feuers in der ſchweren Gewitterwolke, daß er ihm das Haupt ſpalte. Und er ſpaltet das Haupt und der Bliz zerklüftet die Wolke und hervorſpringt die Pallas Athene. Wer iſt ſie, daß ſie aus der ſich entladenden Gewitterwolke geboren wird? Die Wolken löſen ſich, fernhin hallt der Donner, der Regen ſchlägt den Erdboden und Hagel praſſelt durch die Lüfte. Doch alsbald erſcheint der blaue Himmel wieder, das Toben der Elemente legt ſich, immer heller wird es, immer heiterer, lichter. Die Sonne ſelbſt hatte ſich verborgen; Hyperion hatte die Roſſe des Sonnenwagens zurückgehalten, als aber die neugeborne Tochter *die Waffen abgelegt*, da lenkte er den Wagen weiter (Homer Hym. a. d. Athene 14.), da kam die Sonne

Digitized by Google

wieder zum Vorſchein. Alſo der Regen aus der Gewitterwolke waren die Waffen der Pallas Athene, welche ſie ſchleuderte (πάλλει), der Donner war das gewaltige Jauchzen, darob Erde und Himmel erzitterten. So erſchien ſie zuerſt, die neugeborene, als gewaltige Pallas. Doch alsbald legt ſie die Waffen nieder, die Luft wird hell und blau, Athene iſt die aus dem Wolkenhaupt geborene blauäugige Göttin der Luft, und Hyperion lenkt ſeinen Sonnenwagen weiter über den Himmel. Die Göttin der Luft iſt Athene, die Luft, die Regen herabſchleudert, als Pallas, als wilde, kriegeriſche Kämpferin, der blauen, klaren Luft, als Glaukopis, als Göttin des hellen Verſtandes.

Es iſt nicht immer durch den Blitz, daß ſich der bewölkte Himmel wieder aufklärt, nicht immer durch Hülfe des Hephäſtos, daß Zeus, der die Metis verſchlungen, aus ſeinem Haupt die Athene gebiert. Zuweilen vertheilen ſich ohne Gewitter und ohne Regen die Wolken der oberen Luft; dann iſt es Prometheus, der Gott der *vorwärtsſtrebenden* Dünſte, der dem Zeus beiſteht. * Ein anderes Mal entladen ſich die Wolken durch Regen ohne Gewitter: dann iſt Hermes, der Gott des Regens, dem Zeus Geburtshelfer. Ich beſchranke mich hier auf dieſe Andeutungen. Zur Beglaubigung der Grundanſicht in dieſer Erklärung der Geburt der Athene nur noch das Zeugniß des *Ariſtoteles*. Derſelbe hatte geſagt: „Die Göttin ſey in einer Wolke verborgen geweſen, Zeus aber habe die Wolke zerſpalten und die Göttin ans Licht gebracht.“ Dies bezeugt ein alter Erklärer zu folgenden jezt leicht verſtändlichen Worten des ſiebenten olympiſchen Siegsgeſanges des Pindar (V. 62 ff.). „Dort einſt *benezte* der große König der Götter aus goldnen *Wolken* die Stadt, als durch des Hephäſtos Kunſt, durch das erzgetriebene Beil, aus des Vaters Scheitel Athene hervorſpringend und mit übermächtigem Ruf aufjauchzte, daß der Himmel vor ihr bebte und die Mutter Erde.“

Ich ſehe Sie, verehrter Freund, die Stirn zuſammenziehen. Sie wollen jenes Myſterium von der Geburt der Athene verſtehen, und ſind jezt faſt unzufrieden, daß Ihnen durch das Verſtändniß das Myſterium als ſolches genommen wird. Und obgleich Sie recht wohl einſehen, daß die Entſtehung jener Sage eben darin ihren Grund hat, daß ſie ein *Doppeltes* ſagt, daß ſie eine rein körperliche Erſcheinung beſchreibt und dennoch zugleich eine im hohen Grade geiſtige Bewegung darſtellt, wie die Weisheit, die reine, keuſche, aber auch kampfrüſtige aus der Ueberlegung, dem Anfangs noch wie in umwölkter Dunkelheit gehaltenen Sinnen hervorgeht; obgleich alle Poeſie und alle Philoſophie, die Sie früher darin fanden, mit der ſie aber den Mythos nicht erklären konnten, darin bleibt; dennoch denken Sie auf Vorwurf gegen die Erklärer und ſagen, er habe freilich eine Löſung der Schwierigkeiten geboten, aber auf Koſten der Poeſie, die durch ſolche Erklärung gänzlich zernichtet werde. Soll ich Ihnen darauf antworten: das iſt es ja eben, was Sie von mir begehrten? Sie wollen die Erklärung eines Gedichts. Ein Gedicht erklären, heißt es auflöſen, zerſtören. Doch ich will anders antworten. Gehen Sie hinaus in jene Thalebene am Meeresufer, wann ein Gewitter ſich zuſammenzieht, deſſen Erſcheinungen Sie verfolgen, bis die Sonne wieder am heiteren blauen Himmel erſcheint. Sie haben's ſchon oft gethan, und ich glaube gerne, daß Ihre Gedanken nicht bei der Proſa ſtehen blieben, das Meer ſey Waſſer, die Wolke ſey Waſſer, der Regen ſey Waſſer, die Luft ſey Waſſer, der Hagel ſey Waſſer, der Blitz komme aus dem Waſſer, der Donner aus dem Waſſer. Haben Sie aber aus all dem Waſſer ein beſſeres Gedicht gemacht als die Griechen, ſo laſſen Sie mich es leſen. Wenn nicht, ſo beklagen Sie ſich nicht über die Mythologie, die Lehre von der geiſtigen Auffaſſung der Natur, welche keineswegs die griechiſche Poeſie in Proſa auflöſt, ſondern nachweiſt, wie die Griechen, die zugleich ein ſo praktiſches Volk waren, dennoch die ganze Welt poetiſch verſtanden. Bewundern Sie dieſes Volk, welches jede einfachſte Naturerſcheinung als ein großes Drama mit Freiheit handelnder Geiſter aufzufaſſen und durch das Wort, welches Körperliches und Geiſtiges einigt, darzuſtellen vermochte. In der Hoffnung, Sie beſchwichtigt zu haben, will ich in der Erklärung fortfahren.

(Fortſetzung folgt.)

* Oder dieſer Prometheus wird ſelbſt zum Gott der Gewitterwolken: er ſtahl ja das himmliſche Feuer und wurde durch den Gott des Feuers in der Gewitterwolke an hohe Felſen befeſtigt, wo was am Tage von ſeinem Körper verzehrt wird, in der Nacht wieder wächst, während die Töchter des Okeanos aus dem Meer heraufſteigen, ihn zu tröſten, ohne ihn befreien zu können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Umgegend. Laſtorie. Tieffurt. Erinnerungen an Goethe. Eiſenbahn. Goethes Haus und Sammlungen ſollen als Nationaldenkmal angekauft werden.

Großartig pittoresk iſt unſere Gegend nicht, aber recht anmuthig und gemüthlich, am maleriſchſten im grünen Frühlings- und bunten Herbſtkleide; und daß man ſie genießen kann, dafür iſt durch eine Menge Spaziergänge und geſchmackvoller Anlagen, nach allen Richtungen hin, geſorgt. Tieffurt mit ſeinem Park iſt unſer Lieblingsort. Durch einen friſchen

grünen Laubwald gelangt man zu einem lieblichen Thal; das Dorf in ächtthüringſchem Charakter mit Stroh- und Ziegeldächern liegt zwiſchen Bäumen recht heimlich da; an ſeiner rechten Seite ſieht man den buſch- und baumreichen Park, darüber hinaus ragen im Hintergrunde die Schlöſſer von Kromsdorf und Dennſtedt vor; der Ettersberg umſchließt die ganze rechte Seite. Sie haben gewiß von Tiefurt gehört, von dem kleinen Schlößchen — ein einfaches Landhaus — und dem Park. Die Herzogin Amalia hatte ihre Sommerreſidenz dort, um ſich verſammelt die berühmteſten Dichter Deutſchlands, geiſtreiche Männer aller Art, geiſtreich war alles dort, ſogar Hofdamen und Kammerherrn. Wo dieſe aber alle untergebracht wurden, iſt mir nicht recht begreiflich, ſelbſt wenn ich den heutigen großen Maßſtab für Wohnungen nicht anlege; es iſt gar zu beſchränkt jenes Gartenhaus. Genug, ſie weilten und ſchwärmten dort, waren ſehr geiſtreich und vergnügt, hielten ſich ein eigenes Journal, das ſie ſelbſt ſchrieben, und in welchem Goethe ſeine herrlichen Hymnen zuerſt mittheilte, Wieland vieles franzöſiſch empfundene Antike gab. Die glücklichen Tage jener Zeit leben noch immer in der Erinnerung, jezt faſt wie Sagen klingend. Sagt doch Goethe ſelbſt: „wollte ich die erſten Jahre meines Aufenthalts in Weimar ſchildern, man würde mir nicht glauben, und meinen, ich erzählte Mährchen aus Tauſend und Eine Nacht." — Schauſpiele und Luſtſpiele kamen dort zum Vorſchein, jeder ſuchte etwas Neues zu bringen, und es gelang. Goethe führte ſein Fiſcherſpiel an den Ufern der Ilm und auf dem Fluſſe ſelbſt auf, und viele Zuſchauer fielen dabei in's Waſſer. Aber alles war ländlich; Hofkoſtüm war nicht nöthig; oft erſchienen Karl Auguſt und ſein Freund Goethe mit beſtäubten Stiefeln und Reitgerten; ja man fuhr wohl auf Bauernwagen nach Dennſtedt zu Linckers. Ich kenne einen alten Herren vom Hofe, der erzählt gar luſtige Dinge aus jener Zeit; vielleicht, daß ich noch einmal Gelegenheit nehmen kann, etwas davon mitzutheilen. — Es iſt ſehr reizend, dieſes Tieffurt: im Thal Wieſen und Büſche, hohe Bäume, düſtere heimliche Pläze, im Sommer erquickend und kühlend; den Berg hinauf labyrinthiſche Gänge und Denkmäler der alten poetiſchen Zeit; viele goldene Sprüche Goethes ſtehen auf Steintafeln, die in Gebüſchen ſtehen und liegen, für jene Orte gedichtet. Ich nenne einen auf dem Berge oben:

Steile Höhen beſucht die ernſte forſchende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal.

An dem Poſtamente, worauf ein kleiner ſizender Amor eine Nachtigall mit einem Pfeile füttert, ſtehen jene Diſtichen: „Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, liebend gefüttert ꝛc." Berg und Thal ſcheidet die zwiſchen Baum und Buſch verborgene grüne Ilm, rauſchend, murmelnd, plätſchernd, als ſänge ſie Lieder. Doch verlaſſen wir den Plaz. Unſer Park bei Weimar iſt heitrer und ausgedehnter angelegt, man nennt ſeinen Charakter klaſſiſch und mit Recht, hat doch Goethe das Meiſte darin angeordnet. Belvedere mit ſeinem Luſtſchloſſe, ſeinen Orangerien, Gewächshäuſern und großen Gartenanlagen breitet ſich auf einem Berg aus Thalab und Hügel auf. Ettersburg iſt das im Wald romantiſch gelegene Jagdſchloß mit Rococogehalt; unſer Erbgroßherzog will das Innere in dieſem Geſchmack wieder herſtellen. An den ſtämmigen Buchen in der Nachbarſchaft findet man viele eingeſchnittene Namen: Goethe, Wieland, Amalia, Karl Auguſt, Einſiedel, Göchhauſen ꝛc. Da oben war gar heitere Hofhaltung im vorigen Jahrhundert; da wurden Komödien, ja ſogar Opern aufgeführt, von Prinzen und Grafen und Bürgerlichen, Produkte von Mitſpielenden, viele von Goethe dazu eigens gedichtet. Ich verweiſe auf Dr. A. Peucers Geſchichte des Weimarſchen Theaters, von welchem ein Theil in unſerem Buchdruckeralbum abgedruckt worden; da finden Sie alles recht treu und hübſch beſchrieben.

Ueberall um Weimar und in Weimar klingt und rauſcht es von alten Erinnerungen, und doch wollte man uns vergeſſen bei Anlegung von Eiſenbahnen und uns aus dem Traktat ausſcheiden; aber Liſt, der frühere nordamerikaniſche Conſul in Leipzig, brachte uns ein Thüringſches Centraleiſenbahnſyſtem; Liſt begeiſterte uns träge Thüringer Seelen mit ſeinen Ideen, er flößte uns die beſte Hoffnung ein, daß wir von der neuen Welt, welche die Eiſenbahnen bilden, nicht werden ausgeſchloſſen werden. Wir wollen nicht mehr dichten — weil wir nicht mehr können — wir wollen handeln und wandeln; wenigſtens es lernen. Und wir können ja auch noch manches Intereſſante den Fremden bieten. Unſer Schloß mit ſeinen Dichterzimmern, die Bibliothek, Goethes Haus. Bei Erwähnung dieſes lezteren möchte ich gleich meine Lieblingsidee anbringen, den Plan, dieſes Haus mit ſeinen Schäzen als Nationaldenkmal anzukaufen. Sie erinnern ſich vielleicht, daß ein Aufruf in dieſer Angelegenheit in einem der erſten politiſchen Blätter mitgetheilt und an vielen Orten Anklang fand und aufgegriffen wurde; nur in Süddeutſchland weniger, glaube ich, troz den Mittheilungen der „Allgemeinen Zeitung." — Was dieſe Sache dringend macht, iſt, daß mit nächſtem Jahre der zweite Enkel Goethes mündig wird, und nach dem Teſtamente des Großvaters dann das Haus nebſt ſeinem Inhalt von der Vormundſchaft den Erben zu eigener Dispoſition übergeben wird. Nun hege ich zwar die feſte Ueberzeugung, daß die Goetheſchen Kinder Haus und Sammlungen nie veräußern werden; aber wer könnte es ihnen wehren, wenn ſie wollten? Wie leicht könnte ſich ein Käufer für die Sammlungen finden, der ſie in das Ausland führte; da ſie doch gerade in Weimar nach Goethes Anordnung in ſeinem Hauſe, von beſonderer Bedentſamkeit ſind? Und außerdem der Uebelſtand, daß wenn ſie im Beſiz eines Privatmanns ſind, es dieſem freiſteht, ſie zu verſchließen und Fremde nicht einzulaſſen, wie es ja die Goetheſchen Erben vor Kurzem gethan. Ich will hiermit dieſen keinen Vorwurf machen und gebe gerne zu, daß ſie ihre guten Gründe gehabt haben mögen; wiewohl ich die Urſache nicht finden kann, da Bibliothekar Kräuter mit wahrer Aufopferung ſich als Führer hergab, und doch nur Fremde der gebildeteren Klaſſe das Haus aufgeſucht haben. — Man ſollte die Familie ernſtlich fragen, ob ſie wohl Haus und Sammlungen der Nation abtreten wollte, und dann ſollte ſich ein Comité bilden, welches in Weimar zunächſt aus Männern beſtehen könnte, welche zu dem großen Dichter in näherer Beziehung geſtanden, Männer, wie Geh. Rath Schweizer, Kanzler v. Müller, Präſident Peucer, Präſident Röhr, Geh. Hofrath Vogel, Ob. Med. Rath v. Froriep, Stadtdirektor Haſe, Hofrath Riemer, Hofrath v. Schorn, Dr. Eckermann. Aber auch anderwärts müßte man es ſich angelegen ſeyn laſſen, für die Sache zu wirken; auch anderswoher müßten Aufforderungen dafür ergehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 36.

Mittwoch, 4. November 1840.

[518] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neueſten Zeit.

Zwanzigſte Lieferung.

Auch unter dem beſonderen Titel:

Reiſen

auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres.

Von

Dr. Ludwig Ross.

Erſter Band:

Enthaltend Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naros, Paros, Jos, Thera, Theraſia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos und Amorgos.

Mit zwei Kufern.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Inſeln des ägäiſchen Meeres ſind bisher auf eine auffallende Weiſe von den Reiſenden vernachläßigt worden; wir glauben daher auf eine um ſo günſtigere Aufnahme gegenwärtiger Schrift rechnen zu können, deren Verfaſſer es ſich zur Aufgabe gemacht, nach einem mehrjährigen Studium ein möglichſt treues Bild der Kykladen und Sporaden, mit ſtetem Hinblick auf die Vergangenheit derſelben in Geſchichte und Kunſt, zu entwerfen. Ebenſo dürfte der weitere Verſuch, die Geſchichte der vulkaniſchen Ereigniſſe bei Thera ins Klare zu bringen, und die Zuſammenſtellung der dieſelben betreffenden Nachrichten aus alten und neuen Quellen, wegen der bisher über dieſe Fragen herrſchenden Verwirrung, Intereſſe erregen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[510] **Für Leihbibliotheken und Freunde guter belletriſtiſcher Werke.**

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ſind ſo eben folgende Romane erſchienen:

Bechſtein, B., Sophienluſt. Novelle. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 fl. 9 kr.

Mügge, Th., Touſſaint, hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr. — 9 fl.

Schefer, L., viel Sinne, viel Köpfe. 8. broch. 1 Thlr. 6 Gr. — 2 fl. 15 kr.

Sternberg, A. v., Georgette. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 fl. 9 kr.

Storch, L., Falkenberg. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 fl. 42 kr.

—, Nepenthes, neueſte Novellen und Erzählungen. 4 Bände. 8. broch. 5 Thlr. — 9 fl.

Willkomm, E., Der Traumdeuter. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 fl. 9 kr.

Die Namen der Verfaſſer mögen für die Gediegenheit, die Firma des Verlegers für die elegante Ausſtattung dieſer Romane, welche in jeder guten Leihbibliothek zu erhalten ſeyn werden, hinlänglich bürgen; Leihbibliotheken, welche die ganze Sammlung nehmen, erhalten von jeder Buchhandlung einen angemeſſenen Rabatt. Der Verleger kann ſich mit direkter Zuſendung nicht befaſſen.

---

[473] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Dr. H. Schnaubert's Verſuch einer Darſtellung der

Wirkung des kalten Waſſers

auf den menſchlichen Körper mit beſonderer Rückſicht auf die Priesnitz'ſche Curmethode. gr. 8. Geheftet. $\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 36 kr.

Kein Curbüchlein für alle nur möglichen Krankheiten, ſondern ein populärer Leitfaden, welcher an der Hand wiſſenſchaftlicher Erkenntniß und Erfahrung die reine Wirkung der verſchiedenen Methoden, nach denen namentlich Priesnitz das kalte Waſſer anzuwenden pflegt, auf den menſchlichen Körper prüft, ſo daß durch ihn jeder Einſichtsvolle in den Stand geſetzt wird, leicht ſelbſt zu beurtheilen, in wiefern er von der Anwendung des kalten Waſſers überhaupt einen heilſamen Erfolg

Google

hoffen kann und welche Anwendungsweiſe ſeinem Zuſtande am zuträglichſten ſeyn wird.

[503] So eben iſt bei Heinrich Franke in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Raub, Mord und Brand.

Barbariſche Handlungen aus dem Leben ruchloſer Böſewichte. Geſammelt und als Warnungstafel aufgeſtellt von Dr. G. H. Juſtus.

Preis geh. 1 Thlr. 8 Gr.

[498] Bei Otto Wigand in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Oeſterreich im Jahre 1840.

Staat und Staatsverwaltung, Verfaſſung und Cultur.

Von einem öſterreichiſchen Staatsmanne.

2 Bände. gr. 8. 1840. broch. 4 Thlr.

[487] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die

Seherin von Prevorſt,

Eröffnungen über das innere Leben des Menſchen und über das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere.

Mitgetheilt von

Juſtinus Kerner.

Dritte Auflage, mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

„Wenn (ſchreibt ein tüchtiger Mann) dieſem merkwürdigen Buche, eine ſeiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenſtehende frühere Erziehung und Geiſtesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verſchaffen konnte, ſo hat es doch überall ein tiefes Eingehen in ſich ſelbſt befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menſchlichen Geiſtes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Eine Erſcheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur,

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Juſtinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dieſe Schrift enthält die authentiſchen Aktenſtücke und Zeugniſſe über ein Phänomen, das dem Naturforſcher und jedem denkenden Menſchen von hohem Intereſſe ſeyn muß. Dieſelben zeigen auf's Klarſte, daß dieſes Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur diejenigen, in deren Syſtem ein ſolches nicht paßt, auf dieſer irrigen Meinung beharren können. Es ſind in dieſer Schrift aber einzig nur Aktenſtücke und Zeugniſſe, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit dieſem aufgeführt. Name und Auslegung dieſes Phänomens iſt jedem Forſcher freigeſtellt, und der Herausgeber dieſer Zeugniſſe für daſſelbe will Keinem den Glauben aufdringen, als ſeyen ſolche Phänomene durchaus nichts anderes als ein Einwirken Verſtorbener auf noch Lebende, obgleich derſelbe dabei auch frei bekennt, daß wenigſtens er der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieſer Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetiſchen Erſcheinungen (die dem Herausgeber, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch ſchon längſt ſattſam bekannt ſind) auf dieſe Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht

von dem

Vorkommen des Beſeſſenſeyns,

eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens,

und

einer ſchon im Alterthum bekannten Heilungsweiſe durch magiſch-magnetiſches Einwirken,

in einem

Sendſchreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.

Von

Dr. Juſtinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

In dieſem Sendſchreiben gibt der Verfaſſer eine bloß praktiſche Darſtellung des ihm ſchon öfters vorgekommenen Leidens des Beſeſſenſeyns. Er zeigt, daß dieſes Leiden ein dämoniſch-magnetiſches iſt und in ſich dadurch von Manie und Epilepſie unterſcheidet, und gerade dieſes ſeines magnetiſchen Charakters wegen am füglichſten nur auf magiſch-magnetiſchem Wege, wie es ſchon das frühe Alterthum und auch Exorciſten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe ſpecieller Fälle aus ſeinen Erfahrungen an, in denen auf ſolchem Wege Hülfe geleiſtet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Die Dichtungen

von

Juſtinus Kerner.

Neue vollſtändige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpapier. broch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Kerners Muſe iſt ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwiſchen Freude und Leid ſchwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, ſondern Vieles in ſich verſchließend und Weniges leiſe ausſprechend. Und, wie bei Uhland, ſo klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine ſelige Ruhe verklärt die Luſt und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Roſe der Kindheit auf ſeinen Wangen. Faſt alle Romanzen und Balladen von Kerner ſind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unſchuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In dieſem Einen Bande finden ſich mit den Poeſien auch die proſaiſchen Dichtungen (überhaupt die ſämmtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[506] **Einladung zur Subscription.**

In Berlin, Paris und London erscheint am 15. November d. J. und nehmen alle Buch- und Musikhandlungen Subscription an:

Méthode des Méthodes de Piano

par

MOSCHELES et FETIS.

Die vollständigste Pianoforte-Schule,

oder die Kunst des Pianofortespiels, das Resultat einer genauen Prüfung der besten Werke dieser Gattung, insbesondere der Lehrbücher von

C. Ph. E. Bach, Marpurg, Türk, Müller, Dussek, Clementi, Smidt, Adam, Cramer, Czerny, Hummel und ***Kalkbrenner,***

so wie der Vergleichung und Würdigung der verschiedenen Spielarten und Systeme der berühmtesten Meister, nebst

instructiven Uebungsstücken von ***Moscheles, Czerny, Cramer, Scarlatti, Bach*** etc.

und neuen für diese Schule componirten Etüden von

F. Chopin, Th. Döhler, Heller, Ad. Henselt, F. Liszt, F. Mendelssohn-Bartholdy, Moscheles, Taubert, Thalberg.

Für die Königl. Conversatorien und Musikschulen herausgegeben von

J. MOSCHELES UND FETIS.

Auch mit französischem Text.

8 Lieferungen (jede von 6 Bogen) in gr. Folio-Format. Subscriptionspreis für jede Lieferung nur 20 Sgr. = 16 Gr. = 1 fl. 12 kr. rhein. = 1 fl. Conv.-M.

Von Neujahr an tritt der gewöhnliche Ladenpreis von 1 Thlr. für die Lieferung ein.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[440] 2 Bände.] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist so eben erschienen: [Preis 3 Rthlr.

B. F. TRENTOWSKI,

Vorstudien

zur

Wissenschaft der Natur

oder

Uebergang von Gott zur Schöpfung nach den Grundsätzen der universellen Philosophie.

---

[493] Bei Juſtus Perthes in Gotha iſt erſchienen:

Der 78ſte Jahrgang des

Gothaiſchen genealogiſchen Hof-Kalenders

auf 1841.

Mit neun Bildniſſen in Stahl. Preis 1 Thlr.

und der 14te Jahrgang des

Genealogiſchen Taſchenbuchs der deutſchen gräflichen Häuſer auf das Jahr 1841.

Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

---

[504] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brendel, Fr., Kritik der commiſſariſchen Berichte und Protokolle über die ärztliche Beobachtung der Somnambule Chr. Höhne in Dresden. gr. 12. Freiberg, J. G. Engelhardt. geh. 10 Gr.

Der Streit über die Somnambule Höhne hat nicht allein in Sachſen, ſondern auch in den entfernteren Gegenden, ſo großes Aufſehen erregt, daß es nur der Anzeige des Titels obiger Schrift bedarf, um die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf zu lenken.

---

[501] So eben erſchienen bei Eduard Meißner in Leipzig und ſind in allen Buchhandlungen zu haben:

Der neue Cäſar.

Ein Seitenſtück zu „1813" und „Elba und Waterloo,"

von

Ferdinand Stolle.

8. Velinpapier. 3 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Der allgemeine Beifall, deſſen ſich die beiden genannten hiſtoriſch-romantiſchen Gemälde zu erfreuen hatten, verbürgt dieſem neueſten Werke des bekannten Herrn Verfaſſers, das eine der großartigen Epochen des franzöſiſchen Kaiſerreichs behandelt, eine gleich günſtige Aufnahme.

Der Todtengräber von Bacharach.

Ein Nachtſtück von Ludwig Rein, Verfaſſer des Königsſarges, des Tuchmachers aus Brügge ꝛc. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 Gr.

Novellen von St. Nelly. Die Reiſe nach Tetſchen, oder die [illegible]

und ſein Liebchen. Benno, oder die Verwandſchaften. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Johannes IV. von Rußland, und ſeine Gemahlin Anaſtaſia Okolnitſchy. Eine hiſtoriſche Erzählung von J. Satori. 8. 2 Bde. Velinp. 2 Thlr. 6 Gr.

---

[494] Bei C. B. Polet in Leipzig erſchien neu und in allen Buchhandlungen zu haben:

Preußens Volksſagen,

Mährchen und Legenden als Erzählungen, Balladen und Romanzen bearbeitet von W. Liehnert. Mit Abbildungen. 3 Bde. 8. broch. 2 Rthlr.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig 1813 ꝛc.

Von Karl Große.
gr. 8. broch. 8 Gr.

Die Fortbildung

der Geſetzgebung im Geiſte der Zeit.
Von Alex. Müller.
gr. 8. broch. 12 Gr.

Das neue Criminalgeſetzbuch

Sachſens mit Erläuterungen und vergleichenden Bemerkungen der Strafgeſetze anderer Länder Deutſchlands.
2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Binnen Kurzem erſcheint als Supplement zu der neuen Goethe-Ausgabe:

Goethe's ſämmtliche Werke,

in allen Beziehungen vollſtändig erklärt. circa 24—30 Bogen. Preis 20 Gr. — 1 Rthlr.

Einrichtung und Ausſtattung iſt gleich

Schillers ſämmtliche Werke,

in allen Beziehungen vollſtändig erklärt von Dr. Schlegel.
3te Auflage. 16. broch. 12 Gr.

Leipzig.

C. B. Polet.

---

[489] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schutzgeiſter

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geiſterwelt,

nebſt

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre ſtumm Geweſenen durch den Lebensmagnetismus
und
einer vergleichenden Ueberſicht aller bis jetzt beobachtenden Erſcheinungen deſſelben
von

Heinrich Werner,

der Philoſophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Der erſte kleinere Theil der vorſtehenden Schrift läßt uns in der höchſt merkwürdigen Geſchichte zweier Somnambulen der höchſten Grade in ein Gebiet von Erſcheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorſt uns beſchenkt hat, in einigen ſie noch übverragen. Letzteres gilt beſonders von den die Menſchen begleitenden Schutzgeiſtern, deren wirkliches Daſeyn mit unwiderſprechlicher Evidenz durch den wunderbarſten und überraſchendſten Zuſammenhang von Thatſachen in beiden Geſchichten ſich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden ſich auf der höchſten Stufe des magnetiſchen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verſchiedenen Graden deſſelben vorkommenden höchſt überraſchenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Intereſſe geleſen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfaſſer als die Hauptſache betrachtet wiſſen will, giebt uns eine wiſſenſchaftliche Darſtellung aller im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erſcheinungen. Es iſt der chriſtlich philoſophiſche Standpunkt, auf dem er ſich hält, und von welchem aus auch allein dieſe merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegenſatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Verſuche der Tagesphiloſophie, die Erſcheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Syſteme zu zwingen, beleuchtet er dieſelben von ihrer phyſiologiſchen, pſychologiſchen und pneumatologiſchen Seite in ſteter Hinſicht auf die letzte hohe Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Weſen des Chriſtenthums, nie aber in den beſchränkten, todten Formen der Begriffsphiloſophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[508] Im Verlage von Huber u. Comp. in St. Gallen und Bern iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausflug über Conſtantinopel nach Taurien im Sommer 1831 von Dr. Med. Samuel Brunner. Mit 6 lithogr. Anſichten in quer Fol. und 1 Vignette. gr. 8. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 24 kr.

Inhalt: Reiſe von Bern bis Wien. — Aufenthalt in Wien. — Reiſe nach Trieſt. — Reiſe von Trieſt nach Conſtantinopel; Aufenthalt in Conſtantinopel, Ausflüge in ſeine Umgebungen. — Reiſe nach Odeſſa; Quarantaine: Aufenthalt in Odeſſa. Reiſe nach Simpheropol. Aufenthalt in der Krimm. — Rückreiſe über Odeſſa, Lemberg, Wien ꝛc.

---

[500] Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

erſten Mutterpflichten

und

die erſte Kindespflege.

Belehrungen für junge Frauen und Mütter.
Dargeſtellt
von
Dr. Friedr. Aug. v. Ammon,
Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachſen.
Dritte verbeſſerte Auflage.
gr. 12. Geh. 1 Rthlr.

Leipzig.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 5. November 1840.

Δεῦρ' ἐκτραπόμενοι κατὰ τὸν Ἰλισσον ἴωμεν. Ἀλλ' εἰπὲ πρὸς Διός, ὦ Σώκρατες, καὶ σὺ τοῦτο τὸ μυθολόγημα πείθῃ ἀληθὲς εἶναι;

Plat. Phaedrus.

Die Geburt der Athene.

(Fortſetzung.)

Es gefiel den Göttern, ſagt der Mythos, ſich Städte auszuwählen, in denen ſie beſonders wollten verehrt ſeyn. Poſeidon kam zuerſt nach Attika, ſchlug die Erde mit dem Dreizack und brachte das ſogenannte Meer, die Erechtheis auf der Akropolis zum Vorſchein. Darauf kam Athene, nahm gleichfalls Beſitz vom Lande, und ließ den Oelbaum aufgehen. Die Götter entſchieden den Streit zu Gunſten Athenens.

Poſeidon iſt der „Erdbewäſſerer“ nicht nur als Gott des Meeres, ſondern alles Waſſers, welches irgend wo den Boden bewäſſert. Vom Himmel kommt er zwar auch in Geſtalt des Regens, ohne darum Gott des Regens, als ſolchen, zu ſeyn, ſondern das Waſſer iſt nur in ſofern ſein Körper, als es den Boden naß macht. Wenn alſo dieſer Gott vom Himmel nach Attika kommt, iſt der Himmel bewölkt, die Göttin der heiteren Luft, die Glaukopis, iſt noch nicht nach Attika gekommen. Allein ſie folgt dem Poſeidon bald nach und geräth nothwendig mit dem Gott der Erdbewäſſerung in Streit, weil ſie den Boden trocknet, den jener naß erhält, mit ihm unvereinbar wie das Oel ihres Baums mit dem Waſſer des erechtheiſchen Meers. Die Götter entſcheiden für Athene, d. h. die Näſſe des Bodens muß vor der heitern Luft weichen. — Sie werden oft Gelegenheit haben, dieſen Sieg der Athene nach einem Regen oder einem Gewitter zu beobachten; und wie der Kampf ſich im Winter oft an einzelnen Tagen wiederholt, ſo wiederholt er ſich auch in dem größeren Zeitabſchnitt des Jahrs. Der Winter erſcheint hauptſächlich als erdbenetzend, allein er muß ſehr bald der dauernden Herrſchaft des heiteren Attiſchen Himmels weichen.

Athene war im Beſitz Attika's, als die Ge, die Attiſche Erde, das Erechtheuskind gebar, als deſſen Vater man den Hephäſtos nannte. Die Erzählung iſt etwas apokryphiſch. Wenn es heißt, Hephäſtos habe ſich vergeblich um die Athene beworben, ſo begreift man leicht die Entſtehung dieſer Sage aus der Unvereinbarkeit des Blitzes und ſeines Hervorbringers mit der hellen Luft und ihrer Göttin. Sie ſtößt ihn zurück, aber Hephäſtos befruchtet den Schooß der Erde. Offenbar iſt damit nichts anderes verſtanden, als der Regen aus der Gewitterwolke, der in den Schooß der Erde eindringt und dieſelbe befruchtet. Und was immer die Erde in Folge dieſer Befruchtung hervorbringt, jede Pflanze, jede Blume iſt ein „wahrer Erdgeborner,“ ein Erichthonios. Vor allem aber iſt ein ſolcher Erichthonios das erſte unmittelbarſte Erzeugniß jener Befruchtung, die aus dem

Digitized by Google

Erdriß hervorſprudelnde Quelle, die „Erechtheïs" und der Quellgott Erechtheus. Und jedes Erzeugniß der Erde nimmt die Göttin der Luft aus dem Schooß der Erde auf und zieht es auf als ihr eigenes Kind. — Und was ſie als Göttin der klaren Luft thut den Quellen und den Erzeugniſſen der Erde, das thut ſie als dem Zeushaupt entſprungene Göttin der Weisheit allen Erdenkindern, deren ſie keins gebiert (denn nur die Erde, die materielle Natur zeugt), die ſie aber alle willig aus dem Schooß der ſinnlichen Mutter in ihren geiſtigen Tempel, wie einſt den Erichthonios aufnimmt.

Zunächſt war alſo es die Quelle, das aus der Erde hervorſprudelnde Waſſer des Fluſſes, welche die Göttin der Luft in ihren Tempel, deſſen Kuppel das Himmelsgewölbe iſt, aufnahm. Sie legte aber über die Wiege des Kindes eine Decke, einen Nebelſchleier, und ſagte den drei Thaujungfrauen, ſie ſollten denſelben nicht entheben. Ich nenne hier ſchon die drei Kekropstöchter mit einem gemeinſchaftlichen Namen, zu dem die einzelnen Namen der drei Schweſtern berechtigen. Denn da „Herſe" geradezu den Thau bezeichnet, beſonders den ſchwereren, naſſen Thau der unten an der Erde ſchwebt, „Droſos" gleichfalls den Thau, den leichteren der höheren Luft, und alſo auch „Pandroſos," ſo werden Sie wohl kein Bedenken tragen, den dritten Namen „Aglauros," „die Glänzende" auf den glänzenden Thautropfen zu beziehen. Die drei aber ſind Anfangs, zumal in der Nacht, vereint und bedecken mit ihrem Nebelſchleier das ganze Thal, durch welches der durch den Regen neugeborene Bach fließt. Die obere Luft aber iſt heiter und rein; hier herrſcht Athene, welche den drei Thauſchweſtern verboten hatte, die Wiege mit dem Erechtheuskind zu öffnen. Aber Herſe und Aglauros waren ungehorſam, der Erdthau ſenkte ſich, die Thautropfen hingen ſich an Fels und Gebüſch, offen lag das Erechtheuskind mit Schlangenfüßen des ſich ſchlängelnden Bachs, und Herſe und Aglauros hatten ſich herabgeſtürzt (von der Akropolis, ſagte der Mythos, ſofern er die ganze Sage auf die Akropolis, das kleine Attika, lokaliſirte). Wie der Thautropfen am Felſen hängt, ſo hing der Tempel der Aglauros an der nördlichen Felswand der Burg. Wie der Erdthau ſich in die Erde ſenkt, ſo war das Heiligthum der Herſe *unter* der Erde, am Iliſſus. Nur die Pandroſos, die Göttin des Allthaus, der immer, wenn auch unſichtbar, ſelbſt in der heiterſten Luft iſt, blieb der blauäugigen Göttin getreu: ſo viel an ihr war, gehorſam, blieb ſie auch fortan die Tempelgenoſſin der Athene, und wie in dem großen Tempel der Natur, ſo hatte ſie auch in dem Marmortempel auf der Burg neben der Göttin ihre Wohnung.

Die Etymologie iſt ſo vielfältig gemißbraucht und in ſo üblen Ruf gekommen, daß viele Alterthumsforſcher ſchon dadurch eine ihnen nicht homogene Anſicht zu widerlegen meinen, daß ſie darauf hinweiſen, dieſelbe bediene ſich der Etymologie zu ihrer Beſtätigung. Nun wäre freilich kein Theil der Alterthumskunde mehr berechtigt, die Bedeutung der Worts zu unterſuchen, als die Mythologie, d. h. wörtlich die Lehre vom Wort. Indeſſen thut auch der Mytholog wohl daran, erſt zu verſuchen, den Mythos von der realen Seite ohne Rückſicht auf die Etyma und Namen zu verſtehen und dann zu fragen, wiefern mit dem erkannten Inhalt nun auch der Name übereinſtimme. Ich habe jedoch, um Sie nicht abzuſchrecken, im Obigen auch auf dieſe Methode (der ich im erſten Band der Hellenika meiſtens gefolgt bin) verzichtet und mich nur auf die Realerklärung eingelaſſen. Nur den Namen der Metis habe ich nach der gefundenen Erklärung gerechtfertigt; und wenn ich den Namen der zwei Thauſchweſtern nach der lexicaliſchen Bedeutung überſezt und daraus ihr Weſen erklärt habe, ſo werden Sie das ebenſowenig Etymologiſiren nennen, als wenn alle Welt unter dem Okeanos den Gott des Oceans verſteht. Freilich gibt es nun im Einzelnen und in der weiteren Entwicklung der erklärten Mythen manches, das ohne Einſicht in den Doppelſinn des griechiſchen Worts nicht verſtändlich iſt. In dieſer Beziehung muß ich Sie auf die „Hellenika" verweiſen. Ich will indeſſen hier verſuchen, wie bisher, ohne Anwendung der Etymologie, noch einen Theil unſeres Mythos zu erklären.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

„Oho, wat is denn das, Millionenhund!" ſchrie der Oberſt, „und Ihm," er wandte ſich zu mir, „Ihm guckt ja das Hemd aus der Hoſe!" Ich ſchaute erſchrocken hinunter. O weh! in der Eile hatte ich das Collet ſchief zugeknöpft und die weiße Weſte lugte verrätheriſch hervor. — „Nun," fuhr der Oberſt fort, „is et nich das Hemd? nich?" — „Nein, Herr Oberſt," ſtotterte ich, „meine Weſte!" — „So? ene Weſte? Nu, ik will Euch beweſten! Und der da trägt ene dienſtwidrige ſchwarze Hoſe! Ihr ſeyd mir ein ſchönes Corps! Und der vierte der nobeln Geſellſchaft trägt ene Kuppel, wie ſie ſein Oberſt nicht trägt. Marſch in die Kaſerne! Ik will euch dahin begleiten!"

Wir mußten gehorchen und er führte uns zum Wachtmeiſter, der nicht wenig über dieſem Aufzuge

erſtaunt war. Die ganze Kaſerne gerieth in Aufruhr, Alles ſah zu den Fenſtern heraus, wie wir ankamen; denn der Oberſt fluchte in Einem fort über den Hof die Treppe hinauf. Er machte kurzen Prozeß; wir erhielten wegen dienſtwidrigen Anzugs vier-und-zwanzig Stunden Mittelarreſt, welche Strafe, da es Sonntag war, gleich an uns vollzogen wurde. Der Wachtmeiſter ſchrieb einen Zettel an die Verwaltung des Arreſtlokals, worauf unſere Namen prangten und der uns einen freundlichen Empfang ſicherte. Wir mußten unſere ſchlechteſten Kleider anziehen und ein Stück Brod, zwei Pfund ſchwer, welches für einen Tag reichte, unter den Arm nehmen. Es iſt das einzige Nahrungsmittel, das nebſt Waſſer dort genoſſen wird.

Arreſt! Militärarreſt! O es iſt etwas Fürchterliches! Hat ein edler Menſch an einem Tage kein gutes Werk gethan, ſo denkt er, der war verloren in meiner Lebenszeit; aber er hat ihn doch verlebt dieſen Tag in Luſt und Sonnenſchein. Spricht ein Spitzbube am Abend, während er eine harte Brodrinde mit Mondſchein genießt: „Auch wieder unnütze vier-und-zwanzig Stunden mitgemacht, nichts profitirt!" ſchweig Elender, du haſt doch den blauen Himmel geſehen, dich an der milden Luft erfreut! konnteſt dich in Gras und Blumen legen und von vergangenen beſſeren Dingen träumen! Kommt der Kettengefangene nach Hauſe und wirft ſich ſeufzend auf die harte Pritſche, ſo murmelt er: „Habe wieder ein neues Tagewerk in den Abgrund geſchleudert, der meine ganze Lebenszeit verſchlungen hat!" Aber haſt du nicht Menſchen geſehen? hat nicht das Licht der Sonne deine Ketten vergoldet! Haben ſich nicht tauſend Gegenſtände, die dich bei der Arbeit umgaben, an die Laſt deiner Stunden gehängt! ſie vom Zeitrade raſch abwickelnd. Aber der Tag, den ich im Militärarreſt verbringe, iſt todt und ſchwarz, ich habe ihn nicht verlebt; er iſt eine Lücke in meinem Leben! —

In mehreren Thurmgewölben, welche über einander liegen, ſind hölzerne Käfige gebaut, in jedem ſechs bis acht, drei Fuß breit, fünf lang und vielleicht acht Fuß hoch. Ueber der Thür, welche nach Art der Menageriekaſten mit zwei Riegeln verſchloſſen wird, iſt ein vergittertes Luftloch von einem Fuß im Quadrat. Die Thüre des Kaſtens iſt jedoch ſo angebracht, daß ſie von den Fenſtern des Gewölbes abgekehrt iſt, daher jene Oeffnung faſt gar kein Licht gibt. Das Mobiliar beſteht aus der Pritſche, einem Brett, welches beinahe den ganzen Raum einnimmt und an der einen Seite feſtgemacht iſt, ferner aus einem Waſſerkrug und einem Eimer. Das iſt der *Mittelarreſt*. Die leichteſte Sorte iſt der *gelinde Arreſt*, wobei der Gefangene ſtatt der Pritſche einen Strohſack hat und täglich warmes Eſſen bekommt. Dieſen Arreſt haben auch diejenigen Soldaten, welche eines Verbrechens halber in Unterſuchung ſitzen, wodurch für den, der bloß wegen eines leichten Vergehens hieher gebracht wird, viel Unannehmliches entſteht. Es iſt mir vorgekommen, daß ich in dieſem gelinden Arreſt mit Dieben, einmal ſogar mit einem Mörder zuſammenſaß. Der *ſtrenge Arreſt* endlich iſt ein Lokal, in welches kein Strahl des Tageslichtes fällt, das weder Pritſche noch Strohſack hat, und alſo der Gefangene auf dem Fußboden ſchlafen muß. Er wird meiſtens durch kriegsgerichtliches Erkenntniß ertheilt, für ſchwerere Vergehen in Portionen von drei Tagen bis ſechs Wochen. Ich habe nie die Ehre gehabt, perſönliche Bekanntſchaft damit zu machen. Ferner befinden ſich in einem Militärgefängniſſe noch einige Kammern, deren Wände und Fußboden mit ſcharfkantigen Hölzern beſezt ſind, die ſogenannten *Latten*. Sie werden indeſſen nicht mehr gebraucht, höchſtens in ganz ſeltenen Fällen, wenn z. B. einer der Kettengefangenen ſich Widerſetzlichkeiten gegen ſeine Wachen erlaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Oktober.

Vervollkommnung der Feſtungswerke; antifranzöſiſche Stimmung. Fortdauernde Frequenz der Eiſenbahn. Grund des Sinkens der Aktien.

Da alle Welt in die Kriegsposaune ſtößt, dürfte ſich ein Wort über unſere hieſige Feſtung leicht entſchuldigen. Napoleon hatte dieſem wichtigen Feſtungs- und Waffenplatz, der dem Beſitzer das Herz Deutſchlands öffnet, eine vollſtändige Umgeſtaltung gegeben, und was er für denſelben noch beabſichtigte, falls er länger an der Regierung geblieben wäre, davon zeugt ſchon der Plan einer ſteinernen befeſtigten Brücke über den Rhein, deren Modell noch heute unſer Muſeum ziert. Dies war ein koloſſaler Plan, ganz des koloſſalen Menſchen würdig, in deſſen Kopf er entſtanden. Allein man muß es den Bundesſtaaten zum Ruhm nachſagen, daß ſie nicht weniger die Wichtigkeit des Platzes erkannt haben, und was ſie in den fünfundzwanzig Friedensjahren für die Bundesfeſtung gethan, verdient alle Anerkennung; ſie haben die Ausdehnung und Vervollkommnung der Feſtungswerke ſo weit getrieben, daß Mainz durch Waffengewalt nicht mehr einnehmbar iſt. In den lezten Jahren iſt beſonders für neue Werke und befeſtigte Kaſernen viel geſchehen, und zwei großartige, kaſernenartige Feſtungsbauten, die mehrere Millionen koſten, ſind vor noch nicht langer Zeit vollendet worden, und werden von allen reiſenden Sachkennern als Meiſterwerke betrachtet. Aehnliche Bauten ſollen nun in der Nähe aller Hauptthore aufgeführt und die ältern Wälle entfernt werden. Es ſoll dahin gebracht werden, daß Mainz mit einer relativ kleinern Beſatzung doch nachdrücklicher als früher vertheidigt werden kann. Unter dieſen Umſtänden läßt ſich leicht denken, daß die hieſigen Bewohner den Kriegslärm ziemlich gleichgültig vernehmen. Kämen die Franzoſen eines

Digitized by Google

Tages an den Rhein, ſie würden erfahren, daß wir von den alten Sympathieen durch eine Verwaltung geheilt worden ſind, die unendlich beſſer iſt, als die, welche uns die große Nation bieten kann. Man iſt am Rhein jezt in jeder Beziehung echt deutſch, und der Rhein war nie ſo ſehr ein eigentlich deutſcher Fluß, als jezt.

Unſere Eiſenbahn erfreut ſich noch immer derſelben ſtarken Frequenz. Es iſt jezt die Jahreszeit eingetreten, welche eigentlich die magere Zeit für die Eiſenbahnverwaltung ſeyn ſollte; die Geſellſchaft, als ſie ſich conſtituirte, ging ſelbſt von der Anſicht aus, es werde zur Winterszeit die Einnahme ſtets ſehr ſchwach ausfallen, und man müſſe darauf gefaßt ſeyn, das Deficit des Winters durch den Ueberſchuß des Sommers zu decken. Allein es geht alles beſſer, als man vermuthet, und daraus mögen manche deutſche Staaten und Eiſenbahngeſellſchaften, die ängſtlich an die Anlage von Bahnen gehen, weil ſie nicht einſehen, wie ſie ſich rentiren ſollten, ſie mögen daraus erſehen, daß der gewöhnliche Maßſtab der Concurrenz zwiſchen zweien benachbarten Städten bei Eiſenbahnen gar nicht anwendbar iſt, daß die Eiſenbahnen eigentlich erſt die Frequenz hervorrufen, und zwar in ungeahnt ſtarkem Verhältniſſe. Sonſt fuhr kein Menſch in dieſer Zeit von Mainz nach Wiesbaden, wenn er nicht gerade nothwendige Geſchäfte dort hatte; die Eilwagen zwiſchen Mainz und Wiesbaden waren ſtets leer. Jezt fährt ſechsmal am Tage die Locomotive nach Wiesbaden und zurück, und die Wagen ſind nie leer, oft, und beſonders an Feſttagen, überfüllt. Sind ja im Monat September noch 54,000 Menſchen auf der Taunuseiſenbahn befördert worden. Nimmt man an, daß in den vier Wintermonaten nur der dritte Theil dieſer Menſchenmenge die Eiſenbahn befährt, ſo wird jedenfalls auch der Winter ſtets ſeine Bedürfniſſe decken, während im Sommer, wie wir diesmal geſehen haben, große Ueberſchüſſe gewiß ſind. Fragt man, wie bei ſolchen Ausſichten in der lezten Zeit die Courſe der Eiſenbahnaktien ſo ſehr zurückgehen konnten, ſo antworte ich, daß dieſe Aktien ganz dem Schickſale der übrigen Staatspapiere gefolgt ſind, da ſie leider in denſelben Händen ſich befinden, nämlich in den Händen der Frankfurter Börſenſpeculanten, alſo auch denſelben Conjunkturen unterliegen, wie die Staatspapiere. Der Fall, daß bei der beſten Einnahme die Aktien bedeutend zurückgehen, iſt nicht nur denkbar, ſondern er iſt im Augenblicke wirklich eingetreten. Das Vernünftigſte iſt alſo, man läßt dieſe Aktien ganz ruhig zu Hauſe liegen, und erwartet, will man ſie veräußern, den günſtigen Moment, d. h. die friedliche Stimmung der Börſe.

(Schluß folgt.)

Weimar, Oktober.

(Schluß.)

Neue Oper von Chelard. Große Anzahl von Componiſten. Fremde in Weimar.

Unſere Theaterſaiſon iſt wieder eröffnet; Kapellmeiſter Chelard hat die lang unbeſezte Stelle Hummels eingenommen, und man erwartet viel von der friſchen Thätigkeit und dem kräftigen Willen dieſes ausgezeichneten Muſikers. Als Opernkomponiſt gehört er ſicher unter die beſten neueren; namentlich in ſeinem Macbeth hat er ein urſprüngliches und durchgebildetes Talent bekundet, voll Kraft und Ernſt, kühn, dämoniſch, leidenſchaftlich, und doch die Leidenſchaft beherrſchend, gleich vertraut mit Harmonie und Melodie; es ſind furchtbar große Stellen im Macbeth. Das findet man auch in ſeiner Hermannsſchlacht, allein in den Geiſterchören, wie in denen der Deutſchen, möchte doch das germaniſche Element fehlen; der heilige Ernſt und die Vaterlandsbegeiſterung Hermanns wird zuweilen choralartig. Die Oper „Um Mitternacht“ wird außerordentlich gerühmt, und ich kann nicht leugnen, daß ich wahrhaft ergreifende Stellen darin gefunden, ihre Haltung iſt mir großartig, freilich auch wohl zu großartig, erſchienen; doch ſcheint mir dieſe ſchöne Muſik an ein übelgewähltes Sujet verſchwendet. In Chelard vereinigen ſich ſehr glücklich franzöſiſche und germaniſche Elemente; ſchnell faſſend, ſpirituell, voll Leichtigkeit und Gewandtheit, iſt er doch ernſt, überdacht und beharrlich; ſo in der Muſik, ſo im Leben. Man ſieht, er hat von früh auf mit Eifer und Erfolg ſtudirt. Sehr auffallend iſt die große Maſſe der hieſigen Opernkomponiſten; ich glaube Paris, ganz Frankreich hat nicht ſo viel aufzuweiſen, wie unſere kleine Stadt, die nicht einmal wegen ihres Sinnes für Muſik und ihre muſikaliſche Bildung zu rühmen iſt. Da gibt es Opern und Ballette von Chelard, Lobe, Eberwein, Göze, Hummel dem Alten und dem Jungen, Genaſt, Häſer, Seidel, Theurs, W. von Goethe, Ulrich, Winzer, Rötſch, Reimbe und Gott weiß von wem noch! — ? — und alle ſind aufgeführt worden. Ich bedaure nur die beſſeren, die unter dieſem Wuſte zulezt untergehen müſſen.

Weimar ſah in der lezten Zeit viele bedeutende Fremde.— Der Hiſtoriker Ranke aus Berlin hielt ſich ſchon im vorigen Jahre hier auf, um die vereinigten herzoglich ſächſiſchen Archive für ſeine große Reformationsgeſchichte zu ſtudiren. Man erweist dieſem Manne mit Recht hier alle Ehre. Ferner war Raupach hier, der die Kaiſer und Könige jezt aufgibt und ſich den kleinern Fürſten zuwendet; er arbeitet an einem Drama, deſſen Held Bernhard von Weimar iſt; ob er aber ein paar Tage über eine Woche ſich hier aufgehalten, um Archiv und Bibliothek zu ſtudiren, und die Biographie des Herrn Doktor Röſe zu konſultiren, wie einige politiſche Zeitungen gemeldet, möchte ich bezweifeln, das hat ein Mann wie Raupach nicht nöthig. Raupach iſt älter geworden, geht ſchon recht gebückt, aber hinter dunkeln Brillengläſern lauern dunkle Augen unter buſchigen Augenbrauen. Im Geſpräch iſt er mürriſch und widerſprechend. Am Hof hier hat man ihn übrigens ſehr geehrt. — Ferner verweilte hier auf der Durchreiſe Mendelsſohn-Bartholdy; Varnhagen von Enſe; Kruſenſtern, der Admiral und Weltumſegler, ein Mann von ſiebzig Jahren, aber noch immer kräftig; breite Bruſt, kühnes Haupt, beide gewohnt dem Sturme zu trozen, ſcharfausgeprägte echtdeutſche Geſichtszüge. Noch ein anderer Ruſſe, der General Friderici, weilte einige Tage hier; derſelbe, der die japaniſchen und chineſiſchen Küſten im Auftrag ſeiner Regierung bereist hat; ein wohlerfahrener, kenntnißreicher Mann. Graf Capo d'Iſtria, ein ſtattlicher Mann von adeligem Aeußern, noblem Blick, beſuchte ebenfalls die hieſigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten mit großer Aufmerkſamkeit. Bendemann kam hieher, die Fresken der Dichterzimmer unſeres Schloſſes zu ſehen; eine liebenswürdige Perſönlichkeit, ohne alle Anſprüche; ſchade, daß der edle Maler an den Augen leidet.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 6. November 1840.

— Now hath time made me his numb'ring clock! —
— sighs, and tears, and groans,
Show minutes, times, and hours.

Shakespeare
Richard II.

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Fortſetzung.)

Unſer Militärgefängniß wurde, wie ſchon früher bemerkt, Nummer 7½ genannt und ſtand unter Aufſicht eines alten Invaliden von der Infanterie, der ſich Herr Inſpektor ſchimpfen ließ. Wir nannten ihn im gewöhnlichen Leben den Onkel; auch hatte man ihm den Titel Rattenkönig gegeben, wegen der Maſſe dieſer Thierchen, welche mit den Soldaten in Nummer 7½ unter ſeinem Kommando ſtanden. Dieſer Rattenkönig war ein alter, mürriſcher Kerl. Die kleine gebrechliche Figur mit einem Geſicht, welches ſtets ein boshaft lächelnder Zug markirte, war in einen blauen Invalidenrock gehüllt; auf dem Kopf trug er eine weiße Nachtmütze, welche bei ſeiner Gewohnheit, im Sprechen mit dem Kopf zu nicken, beſtändig vorne überwankte. Dazu huſtete er beim dritten Wort und es war ſeine Seelenluſt, wenn einer von uns Freiwilligen ſeinen Arreſt benuzte. Bei unſerer Ankunft lächelte er bedeutend und ſagte: „Hä, neue Namen, neue Namen! hä — ſoll euch bei mir gefallen! — Ich will euch in den Thurm ſetzen, wo die Eulen pfeifen, in die Spitze unter das Dach; da iſt viel friſche Luft! hä, hä!" Er unterſuchte, ob wir keine verbotenen Gegenſtände, als Branntwein, Butter oder dergleichen Lebensmittel bei uns trugen, und brachte uns darauf in eines der Gewölbe, wovon ich oben ſprach, öffnete die Kaſten und hieß uns eintreten. Beim Anblick des Lokals konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „In dieſes Hundeloch!" Dies nahm er aber ſehr übel und entgegnete zornig: „Hä hä! der Grünſnabel, der Grünſnabel! will es beſſer haben, als andere ehrliche Menſchen! Nur hinein! nur hinein!" Ich gehorchte und die Riegel wurden vorgeſchoben.

Es war ungefähr fünf Uhr. Die Zeit ſchlich entſetzlich langſam; von einer Viertelſtunde zur andern, welche ich alle deutlich ſchlagen hörte, däuchte mir eine Ewigkeit. Ich ging in meinem Käfig herum; mit zwei Schritten war ich von einem Ende zum andern, und ich habe dieſen Raum wenigſtens tauſend Mal gemeſſen. Wie gern hätte ich jezt die Hühner der Frau Oberſtin bewacht! Zuweilen nahm ich mein Brod zur Hand, dann ſezte ich mich auf die Pritſche, trank Waſſer, ſtand wieder auf. Horch, die Uhr ſchlägt! Erſt wieder ein Viertel! Ich verſuchte zu ſchlafen, aber die Glieder ſchmerzten mich ſchon nach den erſten Minuten auf dem harten Holze, kurz, ich langweilte mich entſetzlich. Doch ſo lange der Tag dauerte, ging es noch an; denn obgleich es in dem Kaſten ſo dunkel war, daß man die Farbe der Kleidungsſtücke nicht unterſcheiden konnte, ſo hatte man doch einen

Digitized by Google

Schimmer von Licht, und es war allenfalls möglich, in dem Gefängniſſe auf und ab zu gehen, ohne ſich den Kopf zu zerſtoßen. Auch hörte man zuweilen von der Straße her ein dumpfes Gemurmel, Sprechen, Lachen der Vorübergehenden, das Kommando der Wache, wenn ſie ablöste, lauter Kleinigkeiten, welche indeſſen die Zeit doch etwas tödteten. Doch wie ſich die Nacht herabſenkte, es immer dunkler, endlich ſtockfinſter ward, als der Lärm auf den Straßen ſchwieg und rings Todtenſtille herrſchte, da wurde es rein unerträglich. Obendrein war es ziemlich kühl; ich lief auf und ab, wie der Bär in der Menagerie, eben ſo brummend, wobei ich die Arme vor mich hielt, um zu fühlen, wann ich an die Wand kam. Ich dachte an meine Sünden, und daß ein hübſches junges Mädchen in dieſem Augenblicke bei jedem Geräuſch an ihrer Thür den Schirm der Lampe, bei der ſie ſaß, emporhob und mich zu hören glaubte. Ihr zu Liebe hatte ich mich gepuzt und dafür meine Wohnung in Nummer 7½ erhalten. — Ich machte es, wie Jean Paul anräth, wenn man nicht ſchlafen kann, ich zählte bis in die hunderttauſend; ich conjugirte unregelmäßige Zeitwörter, bis ich ganz verwirrt ward. Meine Phantaſie forcirend, begann ich den Kerker mit verſchiedenen Bequemlichkeiten auszumalen: eine Lampe, welche von der Decke hing, beleuchtete mit zauberiſchem Licht ein kleines Tiſchchen, worauf einige Flaſchen Wein und Beefſteaks ſtanden, an die Stelle der Pritſche dachte ich mir ein ſchwellendes Ruhebett, auf welches gelagert ich dieſe Herrlichkeiten genoß. Aber ein Biß in mein ſchwarzes Brod entzauberte mich; ich ſaß auf dem Brette und die Dunkelheit gaukelte vor mir her in ſeltſamen Geſtalten.

Auf einmal raſſelte die Trommel vor der Wache; an entfernten Punkten der Stadt hörte man Zapfenſtreich blaſen; alſo neun Uhr, und ſo hatte ich denn noch acht volle Stunden zu genießen, ehe der Tag kam. Ich machte Anſtalten zum Schlafen, legte mir ein zuſammengewickeltes Taſchentuch unter den Kopf, kauerte auf der Pritſche wie ein Igel zuſammen, und deckte mein Collet, welches ich ausgezogen hatte, über Bruſt und Arme, weil es ſo mehr wärmt. Nach vielmaligem Umändern meiner Lage ſchlief ich endlich ein und träumte ſchrecklich. Ich machte ein ganzes Heldenleben durch, ich kämpfte mit Rieſen, fiel in tiefe Abgründe, wo ich Schlangen, wilde Thiere und Geſpenſter erwürgte. Plötzlich fahre ich aus dem Schlafe auf, beſinne mich. Gott ſey Dank! nach dem, was ich im Traume Alles gethan, muß ich lange geſchlafen haben; in kurzer Zeit wird mir ein ſchönes Morgenroth tagen. Neben mir höre ich etwas platſchern: ein Mäuslein iſt in meinen Waſſerkrug gefallen; ich befreie es von dem gewiſſen Tode, wofür es mich in den Finger beißt. In ſtiller Ergebung ſetze ich mich auf die Pritſche, bewege meine Glieder, die vom langen Liegen ganz ſteif geworden ſind, und harre geduldig, bis eine Uhr ſchlagen wird, damit ich erfahre, ob bald der Morgen kommt. Horch! eins, zwei, drei, vier — es ſind Viertel; und welche Stunde? — eins, zwei — ſchon zwei Uhr? — drei — das iſt ſchön! — vier — nun, Gott ſey Dank! — fünf — ich ſpringe auf — ſechs — unmöglich! da müßte es heller ſeyn! — ſieben — o weh! ſollte es erſt zwölf Uhr ſeyn? — acht — neun — zehn — Ich ſinke entſezt zurück. Zehn Uhr! gerechter Himmel! erſt zehn Uhr! iſt es möglich? ich habe nur eine einzige Stunde geſchlafen? Aber es war nicht anders; eine Uhr ſchlug nach der andern — alle nur zehn.

(Schluß folgt.)

Die Geburt der Athene.

(Schluß.)

Der Vater der drei Thauſchweſtern hieß **Kekrops** und war Herrſcher in Attika, vermählt mit der Agraulos (nicht Aglauros, was der Name ihrer Tochter war). Fragen wir nun, wer der Vater der Göttinnen des Thaus ſey, ſo iſt einleuchtend, daß derſelbe ein Gott oder Heros irgend einer Näſſe ſeyn müſſe. Die Näſſe, welche als Thau und Nebel über der Erde ſchwebt, iſt vorher aus der naſſen Erde hervorgebracht. Die Erde und die Näſſe haben ihn erzeugt. Die Mutter iſt der Boden, nicht der felſige Boden, ſondern der Ackerboden Attikas, der Vater iſt der Regen, der ſich mit dieſem Boden vermählt hatte. Kekrops alſo iſt ein Heros des Regens. Sie ſehen hier im Grunde dieſelbe Naturerſcheinung, wie bei der Geburt des Erechtheus, nur in andere Form eingekleidet. Denn die Phantaſie der Griechen war eines Theils viel zu reich, als daß ſie nicht für die Erzeugung der Quelle und für die Erzeugung des Thaus verſchiedene Mythen hätte erfinden ſollen, und andern Theils waren auch die beiden Naturerſcheinungen ſelbſt zu verſchieden, als daß ſie hätten füglich auf dieſelbe Urſache zurückgeführt werden können. Denn die Quellen kommen aus dem Schooß der Erde (Γῆ) meiſtens durch Felsſpalten zum Vorſchein, während der Thau und Nebel ſich überall aus dem erdigten Ackerboden (Ἄγραυλος) erhebt. Es iſt einleuchtend, wie man von dieſem Kekrops eben ſowohl ſagen kann, er komme aus der Fremde, ein Eingewanderter, als er ſey ein Autochthon, ein Erdgeborener, lezteres, inſofern der Regen durch die aus der Erde aufſteigenden Dünſte entſteht. Dieſer Kekrops nun war es, welcher der Athene in jenem Streit mit dem Poſeidon bezeugte, ſie habe zuerſt Beſitz vom Lande genommen, früher als Poſeidon. Das Zeugniß war nicht

falſch. Ehe der Regen nach Attika kam, war die Luft heiter geweſen; Kekrops hatte ja die Athene und den Oelbaum hier gefunden, als er einwanderte. Die Athene war deßhalb auch ihm und ſeinem Geſchlecht hold, und als er geſtorben war, wurde ſein Körper in eine unterirdiſche Kammer ihres Tempels auf der Burg beigeſezt, in dem ſogenannten Kekropion. Iſt der *Körper* des Kekrops das Regenwaſſer, ſo iſt die unterirdiſche Grabkammer des Kekrops nothwendig eine *Ciſterne*. Aus der Folgerichtigkeit dieſer Mythenerklärung war die Exiſtenz einer Ciſterne unter dem Pandroſion in dem Tempel der Athene Polias (dem ſogenannten Erechtheion) vorausgeſagt. Zwei Jahre ſpäter iſt ſie durch Ausgrabungen entdeckt worden, von einem viel größern Umfang, als ich früher zu erwarten wagte, ihr hohes Alter aber gegen ein ſeltſames Bemühen, ſie in die Türkenzeit herabzurücken, dadurch bewährend, daß an drei Seiten die Außenwände des Tempels auf den Seitenwänden der Ciſterne ruhen. Aus welcher Zeit die jetzige Ueberwölbung derſelben ſtamme, iſt eine andere Frage. Als das Pandroſion noch mit einem Dache verſehen war, bedurfte das Kekropion zum Schutz des Waſſers gegen die Sonne keiner beſondern Bedeckung; und vielleicht war das Pandroſion mit den offenen Fenſtern eben beſtimmt, die freie Luft mit dem Waſſer der Ciſterne in Verbindung zu erhalten, durch deſſen geringe Ausdünſtung das darüber befindliche Pandroſion nun fortwährend eine Wohnung des *Allthaus* blieb. Damit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß in dieſem Theil nicht auch ein Tempelraum mit dem Bild der Göttin war.

Ich bin durch den Kekrops und ſeine unterirdiſche Kammer zu einem in politiſch-hiſtoriſcher Beziehung ſehr wichtigen Gegenſtand der griechiſchen Religion gekommen. Außer Akrokorinth habe ich unter allen Akropolen alter griechiſcher Städte keine gefunden, welche eine lebende Quelle hätte. Die Erechtheïs, wenn ſie eine lebende Quelle war, iſt unter dem Schutt noch nicht wieder zum Vorſchein gekommen, und reichte keinenfalls hin, die Burg zur Zeit einer Belagerung mit Waſſer zu verſehen. Daher finden wir ſowohl auf der Atheniſchen als auf allen andern Burgen Griechenlands große, zum Theil in Fels ausgehauene Waſſerbehälter. Ohne dieſe war keine jener Feſtungen haltbar: das Waſſer dieſer Ciſternen war das *Palladium* jeder Akropolis. Wir haben oben die *Pallas-Athene* (nicht die Glaukopis) als die aus der Wolke Regen herabſchleudernde Göttin der Luft kennen gelernt. Wenn nun in den mannigfaltigen Erzählungen das Palladium immer als ein vom Himmel herabgefallenes Götterbild der Pallas bezeichnet wird, was anderes ſollte damit gemeint ſeyn, als jenes in dem heiligen Waſſer enthaltene Palladium, welches ja die Waffen und Rüſtung und im Kleinen, im Bilde, den ganzen Körper der Pallas enthielt? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſich von dieſem Palladium ſo gut wie von der Göttin in jeder andern Thätigkeit ein Bild, eine Statue machte, und nun dieſem die Verehrung erwies, ohne daß darum jenes aufhörte, das wahre Palladium, die Bedingung des Widerſtandes im Fall einer Belagerung zu ſeyn.

Und hiemit will ich ſchließen, indem ich Sie bitte, auf Ihrer Reiſe durch Griechenland überall, wo Sie einen Pallastempel wiſſen, mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß Sie mit Hülfe von Ausgrabungen daſelbſt unter dem Tempel einen Behälter für das vom Himmel gefallene Palladium finden werden. Sollten Sie geneigt ſeyn, dieſe Erklärungsweiſe auch an andern Mythen in Griechenland zu verſuchen, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie die Körper der Götter und Heroen, der *handelnden*, ſtets in dem *beweglichen* und *bewegenden* Theil der materiellen Natur ſuchen müſſen. Es gibt keinen Gott des unbeweglichen, todten Steins. — Sie beklagen ſich, daß ſo manche Erklärung von Mythen ſelbſt für Philoſophen unverſtändlich ſey. Sollten Sie der obigen Mythenauslegung zum Vorwurf machen, ein Kind könne ſie begreifen, ſo erinnern Sie ſich, daß die Entſtehung der Mythen der Kindheit des Menſchengeſchlechts angehört.

Kiel im Auguſt 1840.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Edinburg, Oktober.

Ein Juſtizmord.

Während auch in unſern geſelligen Kreiſen der Prozeß der Madame Lafarge lebhaft beſprochen und von allen Seiten mit kritiſchen und unkritiſchen, juriſtiſchen und nichtjuriſtiſchen Augen betrachtet wurde, iſt plözlich in unſern eigenen Mauern, auf unſerm eigenen ſchottiſchen Grund und Boden ein Fall vor uns getreten, der mit dem Lafargeſchen zwar nichts gemein hat, ihn aber ſchnell in den Hintergrund gedrängt und *dem* Theile der hieſigen, wie der Londoner Preſſe, der von jenem Veranlaſſung genommen, das engliſche Kriminalverfahren dem franzöſiſchen ſiegreich gegenüber zu ſtellen, eine chriſtliche Warnung ſeyn könnte, über dem Splitter in Nachbars Auge den Balken in dem eigenen nicht zu vergeſſen. — Vor drei Jahren wurde im Monat Februar aus der Bank zu Dundee mittelſt Einbruchs die Summe von 422 Pfund 2 Schillingen 6 Pence geſtohlen. Eine Bank hat in Schottland etwas zu bedeuten; an ihre Sicherheit knüpft ſich das pecuniäre Intereſſe von Tauſenden, und es war daher nicht die verhältnißmäßig kleine Summe, ſondern das durch den Einbruch erregte Aufſehen, was die Direktion bewog, einen Preis von 150 Pfund auf die Entdeckung des Thäters zu ſetzen, mit der Beſtimmung, daß die Hälfte für die eine Unterſuchung begründende Anzeige, die andere Hälfte nach erfolgter Verurtheilung der angezeigten Perſon bezahlt werden ſolle. Zwei Monate lang lockte der Preis vergebens;

Digitized by Google

dann trat aber ein in Dundee wohnender Schneider auf, Alexander Macdonald mit Namen, unb beſchuldigte drei Einwohner von Dundee, James Falconer, Peter Bruce und James Dick des Einbruchs in die Bank. Die beiden erſtern waren Kaufleute und in Dundee anweſend. Peter Dick war ein Schiffseigner unb hatte kurz vorher die Stadt verlaſſen, iſt auch, da er ſeitdem ſpurlos verſchwunden, wahrſcheinlich in ſeinem Schiffe mit Mann unb Maus untergegangen. Macdonalds Anzeige wurde zu Einleitung des gerichtlichen Verfahrens wider Faleoner und Bruee für genügend erachtet, beide wurden verhaftet und im Auguſt kam die Sache vor die hieſigen Aſſiſen. Als Macdonald zu Ablegung ſeines Zeugniſſes ſich bereit erklärt, erhob der gegentheilige Sachwalter wider ſeine Vereidung auf den Grund ihm abgehender Glaubwürdigkeit Einſpruch. Er erbot ſich, nachzuweiſen, daß Macdonald ziemlich allgemein in ſchlechtem Rufe ſtehe, daß er einſt einen ſelbſt ausgeſtellten Wechſel dieblich entwendet und dann die Schuld geleugnet, daß er ein anderes Mal ſich als Zollbedienter verkleidet und in dieſer Maske von einem Theeſchmuggler Geld erpreßt, und daß er ähnliche ſtrafbare Handlungen wiederholt begangen. Da indeſſen der Sachwalter zugeſtehen mußte, daß Macdonald ſich noch nie in Unterſuchung befunden, und das Geſetz ausdrücklich vorſchreibt, daß nur das Zeugniß ſolcher, die wegen eines, mit Deportation zu beſtrafenden Vergehens vor Gericht geſtanden und für ſchuldig erkannt worden, der Glaubwürdigkeit ermangeln ſollen, ſo mußte Macdonald zur vereideten Ausſage zugelaſſen werden. Seine Angaben beſtanden nun weſentlich in Folgendem. Er beſchwor, ungefähr acht Monate vor dem Einbruche haben Falconer, Bruce und Dick ihm eines Abends bei einem Glaſe Whiskey den Vorſchlag gethan, gemeinſchaftlich mit ihnen die Bank zu beſtehlen; er habe mit dem heimlichen Vorſatze, ſie zu verrathen, den Vorſchlag angenommen, ſpäter ſey ihm, vielleicht weil man an der „Redlichkeit ſeiner Geſinnung" gezweifelt, ein fürchterlicher, von ihm unter gehöriger Mentalreſervation geſchworener Eid zum Behuf des Schweigens abgenommen worden. Von dieſer Zeit an ſeyen die Angeſchuldigten zwar im Ganzen zurückhaltender gegen ihn geworden, doch habe er „ſeine Rolle ſo gut und täuſchend" zu ſpielen gewußt, daß er immerfort im Geheimniſſe geblieben. Dennoch habe er den zum Einbruch beſtimmten Tag eigentlich nur „erhorcht." Daher ſeiner Sache nicht völlig gewiß, habe er am fraglichen Abend, ohne Jemand das Geringſte mitzutheilen, ſeine Wohnung verlaſſen und in der Gegend der Bank ſich verſteckt. Obgleich er aus ſeinem Schlupfwinkel die ganze Front des Rathhauſes, in deſſen Erdgeſchoß die Bank ſich befand, genau habe überſehen können, ſo ſey ihm doch bis um die Mitternachtsſtunde etwas Verdächtiges nicht vorgekommen, und er ſchon im Begriff geweſen, wieder heim zu gehen, als er plötzlich in der Vorhalle des Rathhauſes einen Lichtſchimmer zu erblicken geglaubt. Er ſey ſofort über die Straße auf die Rathhaustreppe zugegangen und in deren Nähe zwei Weibern begegnet, von denen die eine ihm geſagt, daß ſie ihren Sohn ſuche. In Geſellſchaft dieſer Weiber ſey er die Rathhaustreppe hinaufgeſtiegen und habe hier entdeckt, daß der bemerkte Lichtſchein durch das Schlüſſelloch falle, und durch dieſes Schlüſſelloch habe ſowohl er als die beiden Weiber mit eigenen Augen geſehen, wie Falconer und Bruce nebſt zwei Andern, die jedoch der Thüre den Rücken zugekehrt und die er deßhalb nicht erkannt, ſich durch eine Oeffnung im Boden in's Bankzimmer hinabgelaſſen. Er habe die Polizei von dem Geſehenen benachrichtigen wollen, ſey jedoch durch die beiden Weiber daran verhindert worden, die ihm vorgeſtellt, daß ſeine Anzeige ihm und ihnen nichts, ihr gemeinſchaftliches Schweigen hingegen allen Dreien nützen könne, und als er dennoch ſeinen Vorſatz ausführen wollen, ihm unumwunden erklärt hätten, ſie werden gegen die Herrn Falconer und Bruce nimmermehr zeugen und ohne Weiteres ſeinen Angaben widerſprechen, indem der Mann der einen bei Herrn Faleoner und der Mann der andern bei Herrn Bruce als Markthelfer in Dienſten ſtehe.

(Schluß folgt.)

Mainz, Oktober.

(Schluß.)

Weinernte. Mnemonik.

Wir nähern uns der Weinleſe. Unſere Winzer machen aber Geſichter, ſo ſauer wie die Trauben am Weinſtock, und leider wird es um den Wein und die Winzerlieder geſchehen ſeyn. Jeder iſt dieſes Jahr getäuſcht worden; der reiche Gutsbeſitzer, der auf eine gute Qualität hoffte, der arme Gutsbeſitzer, der wenigſtens eine anſehnliche Quantität zu ernten gedachte, ſie alle geben ihre Hoffnung auf, und begnügen ſich bereits mit einem nur trinkbaren Wein. Es gibt keinen geplagteren Menſchen, als den Weinbauer, und ſelten wird ſeine Mühe belohnt. Wir haben nun ſeit fünf Jahren keinen erträglichen Herbſt gehabt, und wäre nicht manchmal die Fruchternte ſehr gelungen, ſo ſtünde es ſchlecht um den größten Theil unſerer Weinproducenten. Ob wir, bei der mißlungenen Weinernte, diesmal um unſere Herbſtfreuden ſeyn werden? Ich glaube nicht; die Reſignation des Weinbauers iſt ſtärker, als ſein Egoismus; es verlautet deßhalb kein Wort der Klage, und nur den Troſt hört man, daß die gütige Natur im nächſten Jahre den Verluſt des gegenwärtigen erſetzen werde. Seine Herbſtfreuden läßt ſich der Weinbauer nicht nehmen, der Moment reißt ihn fort, und wenn die geladenen Gäſte fröhlich zum Feſte des Lyäus herankommen, finden ſie ein gaſtfreundliches Gemüth und durchaus keine Betrübniß über die getäuſchte Herbſthoffnung. Die Arbeit der Weinleſe iſt das ſüßeſte Geſchäft im Jahreswerk des Landmanns, es iſt mehr ein Feſt, denn eine Arbeit. Wenn es aber auch in dieſem Jahre keinen ſonderlichen Wein gibt, ſo fehlt es uns darum an Wein nicht; die Vorräthe ſind noch groß, und man kann nur annehmen, daß der Wein durchſchnittlich um zehn Procent aufſchlagen wird. — Ein Däne, Namens Reventow, iſt gegenwärtig hier und gibt Unterricht in der Mnemonik. Binnen acht Tagen will er das ſchwache Gedächtniß ſchärfen und ſtärken. Er hat bereits in mehreren höhern hieſigen Schulen Proben ſeiner Methode abgelegt, und nun auch einen Curſus für Erwachſene begonnen, der ſehr zahlreich beſucht wird. Für die Jugend in der Schule ſcheint dieſe Methode, das Gedächtniß zu ſtärken, ſehr erſprießlich, und ſie wird von derſelben leicht und mit Erfolg gefaßt. Aeltere Leute, die dem Curſus beiwohnten, wollen mehr verwirrt, als belehrt worden ſeyn, und ich glaube, wenn die erſten acht Stunden vorüber ſind, wird ſich das Auditorium nicht zu einem zweiten Curſus füllen. Der rheiniſche Telegraph ſagt bei Erwähnung Reventow's: „die Theilnahme, welche der mnemoniſche Unterricht dieſes Mannes hier findet, iſt eine ſehr bedenkliche Sache; ſie ſezt voraus, daß Mainz ſtark an Gedächtnißſchwäche laborire, und es iſt nicht gut, wenn Städte und Völker ein ſchwaches Gedächtniß haben."

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. November 1840.

Das Schönſte und Zweckmäßigſte, was mir vorkam, war nicht aus Einem G ß, ſondern nach und nach entſtanden, beigefügt, benüzt: ſo von Gebäuden der Vatican, von Straßen die Boulevards du Nord in Paris.

Fr. Kölle.
Paris i. J. 1836.

Pariſer Spaziergänge.

8. Die Boulevards.

Erſter Brief.

Paris hat zwei Boulevards; der eine, gegen Süden, umgibt die Stadt und bildet gleichſam die kalte Zone; der andere, gegen Norden, wird von der Stadt eingeſchloſſen und iſt die gemäßigte Zone von Paris. Dieſe beiden Oertlichkeiten ſind in der That zwei ganz verſchiedene Himmelsſtriche, von denen jeder ſeine eigene Temperatur und Phyſiognomie, ſeine beſondern Sitten und Bewohner hat. Was hat z. B. der arme Invalide, der, nach eingenommener Schwarzbrodſuppe, mit ſeinem Stelzfuße unter den düſtern Ulmenalleen des Boulevard du Mont-Parnaſſe herumhumpelt, mit dem reichen Dandy gemein, der vor dem Café de Paris, auf drei Stühle hingeſtreckt, in der glänzenden Umgebung des Boulevard de Gand ſeine Lukullusmahlzeit verdaut? Welche Gemeinſchaft hat der ſchwere Fruchtkarren, der langſam auf dem kothigen Steindamm der Barrière du Combat fortrumpelt, mit dem leichten Tilbury, das pfeilſchnell über den ſaubern Weg zur Barrière de l'Etoile hinfliegt?

Die innern Boulevards gehen eigentlich nur von der Magdalenenkirche bis an den Baſtilleplatz. Sie bildeten vor einigen Jahrhunderten nordwärts die Linien und Wälle der Stadt, wie ſchon der Name andeutet, der ſoviel als Bollwerk beſagt. Mit der Zeit wurden die Vorſtädte und Dörfer, die jenſeits derſelben lagen, zur Stadt gezogen; man riß die alten Mauern nieder, ebnete die Laufgräben und Wälle, pflanzte zu beiden Seiten eine Allee von Bäumen und ließ in der Mitte noch einen breiten Fahrweg; die durch die Mauern geſperrten Gaſſen wurden geöffnet, einige Bruchſtücke, wie die Thore Saint-Denis und Saint-Martin, blieben als architektoniſche Denkmaler der alten Zeit ſtehen und zu beiden Seiten der neuen, herrlichen Baumſtraßen ſtiegen prächtige Häuſer auf; die angrenzenden Dörfer und Vorſtädte wurden zuſammengebaut und Paris erwuchs immer mehr zu dem ungeheuern Häuſerklumpen, der es jezt iſt.

Ein anſehnlicher Theil der nördlichen Boulevards befindet ſich in der Nähe aller Hauptplätze der Freude und des Vergnügens. Ihre ſtattlichen Hotels, Kaffeehäuſer, Reſtaurationen und Theater, ihr herrlich geebneter Weg in der Mitte, ihre bequemen Trottoirs zu beiden Seiten, ihre glänzenden Buden und Kaufmannsladen, ihr unendliches Menſchengewimmel und Wagengetümmel machen ſie zu dem Intereſſanteſten, was man in Paris ſehen kann, zu einer Promenade, die auf der Welt nicht ihres gleichen hat. In allen Merkwürdigkeiten

Digitized by Google

gibt es Vergleichungspunkte zwiſchen den übrigen europäiſchen Hauptſtädten und Paris, und zwar ſo, daß jene in vielen Stücken etwas Beſſeres, in andern gleich Ausgezeichnetes wie die Hauptſtadt Frankreichs aufzuweiſen haben. Die Kunſtſammlungen in Madrid, in Florenz, in München und Dresden können ſich mit der Galerie im Louvre meſſen und ſind derſelben, wenn auch nicht in gleichmäßiger Beſetzung aller Schulen und Epochen, doch in einzelnen Hauptmeiſtern und Kapitalwerken überlegen. Die Brücken der Themſe übertreffen die Brücken der Seine an Großartigkeit der Anlage und Schönheit der Formen; die Petersburger Quais verdunkeln die Pariſer Quais durch Pracht und Solidität; Hyde- und Regentspark in London, mit den weitläuftigen Raſenflächen vom friſcheſten Grün und den großen Heerden von darauf weidenden Schafen und Kühen, mit den Hunderten von glänzenden Equipagen, mit den Schaaren von Herrn und Damen zu Pferde, mit dem Gewimmel der Fußgänger und mit den großen architektoniſchen Maſſen, wie der ehrwürdigen Abtei von Weſtminſter, welche aus der Ferne in dieſe grüne Welt hineinragen, gewähren ein weit mannigfaltigeres, reicheres und pittoreskeres Schauſpiel, als der Luxemburg- und Tuileriengarten, und die Kuppel der Peterskirche in Rom iſt dreimal höher als das Gewölbe des hieſigen Pantheon. Nur die Pariſer Boulevards ſind, nach dem einſtimmigen Geſtändniß aller Reiſenden, unvergleichlich und einzig in ihrer Art.

Die im engern Sinn ſogenannten Boulevards, d. h. die nördlichen, ſind die lärmendſte Gegend, ein förmliches Panorama von Paris. Man kann ſie als eine ſtehende Meſſe anſehen, als einen permanenten Markt von allen Waaren des Luxus, der Moden, der täglichen und ſtündlichen Bedürfniſſe, wo zugleich alle ausgegoſſen ſind, die mit liebenswürdigem und unliebenswürdigem Nichts ausſtehen und Geld verdienen wollen. Es iſt geradezu unmöglich, ein getreues lebendiges Bild dieſer Boulevardsmeſſe zu geben; da iſt ſo vieles Feine und zart Schattirte, was auch in der beſten Beſchreibung verloren gehen muß; da iſt ſo Manches, was in einen Rahmen gefaßt, auf eine Leinwand neben einander hingemalt werden ſollte, und das, in verſchiedenen Abtheilungen auseinander geriſſen, in verſchiedenen Proſpekten nach einander aufgerollt, leblos und todt wird; da ſind endlich ſo viele Aufzüge und Verwandlungen nach den verſchiedenen Tags- und Jahrszeiten, daß der vorzüglichſte Maler nicht Alles erhaſchen und fixiren kann, was darſtellbar iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden.

(Schluß.)

Ich wiederholte jezt das Manöver mit dem Zudecken und Zuſammenkriechen, wie früher, wünſchte mir die Haut des gehörnten Siegfrieds, ſeufzte viel und ſchlief am Ende wieder ein. Ich träumte dies und das; mehrmals wäre ich beinahe in einen reißenden Strom geſtürzt, denn ich fühlte im Halbſchlummer ſtets, wenn ich durch eine Bewegung im Schlaf in Gefahr war, von der Pritſche zu fallen, und klammerte mich dann an das Holz feſt. Auf einmal aber wurde mein Traum düſter, umheimlich; ich war nicht mehr der luſtige Freiwillige, den eine weiße Weſte in den Kerker gebracht, nein! mein Athem konnte kaum die Bruſt erheben, ſo ſchwer drückte ein Mord darauf: ich war ein Mörder, und dies meine lezte Nacht. Schon dämmerte der Morgen, ſchon klirrten die Gewehre der Wachen, welche mich zum Tode führen ſollten. Die Riegel an meiner Thür raſſelten zurück — ich fuhr wirklich empor, durch eine plötzliche Helle erweckt, die mir ſcharf und ſchmerzend in die Augen drang. Die Thüre meines Kaſtens war geöffnet, vor derſelben ſtand die Wache, an ihre Flinten gelehnt, und der Inſpektor Rattenkönig trat herein. Er krähte: „Grünſ'nabel — hä! — will er aufſtehen, der Grünſ'nabel!" — „Was ſoll's?" entgegnete ich heftig, „laßt mich ſchlafen!" — „Ei ſieh doch! hä —" ſprach jener, „ich bin der Herr Inſpektor und unterſuche die Lokale, ob auch Alles in gehöriger Ordnung iſt — hä. — So, mein Söhnchen, das Collet ausgezogen? — Darf das ſeyn? Hatte wohl Luſt, den Grünſ'nabel der Commandantur zu melden, und die Commandantur ſpaßt nicht — hä — gibt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift! Gleich das Collet anziehen! — Und hat auch auf die Erde geſpukt, der Grünſ'nabel! — hä — Wozu is der Eimer da?" — Damit lief er ſo ſchnell hinaus, als ſeine alten Beine erlaubten, ſchob die Riegel vor, und ich ſaß wieder im Dunkeln. — Heute, wo ich dies ſchreibe, iſt der Rattenkönig todt; und jezt wäre es mir noch weit unheimlicher, dort im Arreſt zu ſitzen. Ich fürchte, er geht um und ſchleicht in der Mitternacht hüſtelnd längs aller Käfige, im alten Invalidenrock, mit der weißen Nachtmütze über dem vertrockneten Geſicht.

Die Nacht ging zu Ende, wie Alles in dieſer Welt zu Ende geht. Aus einem neuen Halbſchlummer, in den ich geſunken, erweckte mich das Lärmen der Reveille auf allen Punkten der Stadt. Nie habe ich einen Morgen mit größerer Freude begrüßt. Um ſechs Uhr wurden unſere Käfige durch den Onkel geöffnet, und wir durften, von Wachen umgeben, in einem kleinen vergitterten Hofe eine Viertelſtunde lang friſche Luft ſchöpfen.

Digitized by Google

Die Geſellſchaft, welche ſich hier aus allen drei Stockwerken des Thurms zuſammenfand, glich, mich eingerechnet, eher einer Bande Wegelagerer, Ueberbleibſeln eines langwierigen Krieges, als friedlichen Soldaten einer wohlgeordneten Macht, welche eine kleine Unregelmäßigkeit, höchſtens ein dummer Streich an dieſem Orte des Grauens verſammelt. Infanteriſten, Dragoner, Artilleriſten, Pioniere bewegten ſich in den alten, durch die Leiden eines mehrtägigen Arreſtes noch defecter gewordenen Uniformen durcheinander; die Beinkleider ohne Träger hingen der Bequemlichkeit halber herunter und zeigten ein gelbes Hemd mit unzähligen kleinen Blutflecken. Von Natur friſche Geſichter ſchimmerten, da ſie während des Arreſtes ſelten gewaſchen wurden, in's Dunkelgraue, die Haare flatterten verwildert um den Kopf, eben ſo der Bart, denn Kamm und Scheermeſſer ſind verpönte Gegenſtände. Während dieſer Morgenaſſemblee ſchienen aber die Leiden der vergangenen Nacht rein vergeſſen. Da wurde geſcherzt und gelacht; Bekannte trafen ſich und erzählten einander, was ſie hieher gebracht, wobei ſich auswies, daß ſie alle gleich unſchuldig waren. Die Waſſerkrüge wurden neu gefüllt, und als nach Ablauf der beſtimmten Zeit der Onkel mit einem bedeutenden Winke in den Hof trat, folgten ihm Alle und zogen ſich in ihre Kabinette zurück.

Von jezt an verging mir die Zeit viel geſchwinder. Ich war ja auf dem Berge und wandelte dem Thale der Erlöſung entgegen. Endlich kam die Stunde der Befreiung: der Inſpektor trat in unſer Gewölbe, rief uns mit Namen auf und öffnete die Thüren unſerer Käfige. Ha, mit welcher Wolluſt ſchlürfte ich die milde Luft des ſchönen Frühlingstages ein! und ganz ohne Schranken wäre meine Luſt geweſen, hätte uns der Rattenkönig nicht ein finſteres Geſpenſt auf den Weg gegeben, mit den höhniſchen Worten: „Hä! hä! werde hoffentlich das Vergnügen baldigſt wieder haben, Sie zu bewirthen."

Mit meiner Ausbildung ging es indeſſen raſch vorwärts. Mein geſchmeidiger Körper lernte beſonders das Reiten und Voltigiren mit Leichtigkeit. Ich ſprang ſogar von hinten über den Mantelſack in den Sattel und gewann mir dadurch ſo ziemlich die Gunſt meines Kapitäns. Mein Unteroffizier betrachtete meine Evolutionen und Exercitien mit freudeſtrahlendem Geſicht. Offiziere wie Kameraden nannten mich wegen meiner kleinen Figur und der zuweilen ſehr kindiſchen Streiche, die ich machte, nur „das Kind." Mein Muthwille war, wenn auch nicht ſtadt-, doch batteriekundig, und wenn irgendwo eine Neckerei vorgefallen war, ſo pflegte mein Freund, der Lieutenant L., ſeinen Schnurrbart zu zupfen und zu ſprechen: „Na, da wird wieder das Kind die Hand im Spiel gehabt haben!" Nachdem ich ſo ſechs Monate gedient, geſchah das Außerordentliche, daß ich, obgleich noch nicht ſiebzehn Jahr alt, zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde. Der Bombardier iſt die unterſte Charge in der Artillerie. Er hat Unteroffiziersrang in der Armee, und ihm liegt im Felddienſt und im Kriege das Richten des Geſchützes ob. Er muß leſen, ſchreiben, die vier Species rechnen können, etwas Mathematik verſtehen, muß bei allen Arten von Geſchütz exerzieren, Munition anfertigen, ſchadhafte Lafetten ꝛc. herſtellen können, ferner wiſſen, wie man ein Pferd beſchlägt, beſonders aber ſich ſtets ordentlich betragen haben. Noch vier andere wurden mit mir zu gleicher Zeit examinirt. Wir beſtanden Alle ziemlich gut und wurden einige Wochen darauf zu Bombardieren ernannt, bei welchem Akt der Oberſt von T. mir die Geſchichte mit der weißen Weſte noch einmal vorhielt. Wir bekamen das Zeichen unſeres Ranges, eine goldene Treſſe an jeden Aermelaufſchlag genäht. Ich werde des glorreichen Tages ſtets gedenken, wo ich als Chargirter zum erſtenmale auf der Straße ging und beſtändig meinen Arm in die Höhe hob, damit jeder gleich ſehen könne, ich ſey etwas geworden. Ich fühlte mich nicht wenig, als einige Kavalleriſten bei mir vorbeigingen und mich vorſchriftsmäßig grüßten; ich fing wirklich an, etwas zu werden, denn wer's erſt zum Bombardier hat gebracht, ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht.

Da mit meinem Avancement meine militäriſche Ausbildung nun beendigt war, ſo ſchließt hiemit ein wichtiger Abſchnitt meines Militärlebens. Es war unterdeſſen Sommer geworden und die Zeit rückte heran, wo wir die jährlichen Schießübungen begannen, zu welchem Zweck ſich die ganze Brigade auf einer großen Heide bei W. verſammelte, welches ungefähr zehn Stunden von unſerm Garniſonsorte lag, und auf den Dörfern um die Stadt Cantonirungsquartiere bezog. Die Protzen wurden mit ſcharfer Munition bepackt, die Geſchütze kriegsmäßig beladen, und an einem ſchönen Morgen rückte die ganze Batterie aus, der Oberſt von T. an unſerer Spitze, der ſehr gut gelaunt war, wie meiſtens, wenn es zu den Feldübungen ging. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, ſo erlaubte er, daß geſungen wurde. Wir ſezten uns in den Sätteln bequem, ließen dem Pferd die Zügel, lüfteten den Tſchako und begannen unſer Leiblied:

Wie ziehen wir ſo fröhlich
Mit Sang und Klang hinaus!
Beſchirmet iſt ja immer
Des Artilleriſten Haus.
Es ſchreckt uns nicht
Des Feindes Uebermacht;
Wir führen ja den Donner
Der heißen Schlacht.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Edinburg, Oktober.

(Schluß.)

Ein Juſtizmord.

Die beiden Weiber ſtellten zwar nicht in Abrede, daß ſie eines Abends ziemlich ſpät, vielleicht gegen Mitternacht, dem Schneider Macdonald in der Nähe des Rathhauſes begegnet, mit ihm die Rathhaustreppe hinaufgegangen und hier durch das Schlüſſelloch das von Macdonald Beſchriebene wirklich geſehen, meinten auch, die Perſonen der Herrn Falconer und Bruce erkannt zu haben, widerſprachen aber der weitern Erzählung Macdonalds, verſicherten, daß ſie nur zufällig beim Aufſuchen des Knaben in die Nähe des Rathhauſes gekommen, gaben zu verſtehen, daß ſie den Schneider im Einverſtändniſſe mit den Dieben geglaubt, und räumten allerdings ein, daß Rückſicht für die Herrn Falconer und Bruce, „die ſie ja überdies verkannt haben könnten," ihnen die Zungen gebunden, leugneten jedoch, ſich hierüber gegen den Schneider geäußert zu haben, und wußten ganz genau, daß ihre beiden Männer an jenem Abend und bis zum folgenden Mittage nicht in Dundee geweſen. Dieſes Alibi wurde auch von den beiden Männern durch unverwerfliches Zeugniß dargethan. — Wenn demnach der Beweis für die Anklage eigentlich nur auf den Angaben Macdonalds beruhte, ſo ſtand freilich auch der Entlaſtungsbeweis auf ſchwanken Füßen. Seine Hauptſtütze war der untadelhafte Ruf der beiden Angeklagten, ſo untadelhaft, daß es in ganz Dundee nicht zwei Menſchen gegeben haben ſoll, die an ihre Schuld geglaubt. Ein Beweis des Alibi wurde verſucht, aber nicht vollführt. Die Zeit, wo Macdonald die beiden Männer innerhalb des Rathhauſes geſehen und erkannt haben wollte, war die Stunde von zwölf bis eins; genau auf dieſe Stunde paßte das beigebrachte Zeugniß nicht, wie unverwerflich die Zeugen auch waren. Gleich ungünſtig wirkte für die Angeklagten das Reſumé des Lord Oberrichters, der faſt geradezu ſeine Ueberzeugung von ihrer Schuld ausſprach. Nach mehrſtündiger Berathung meldete der Vormann der Jury das Schuldig. Der Oberrichter erklärte, das Verdict ſtimme vollkommen mit ſeiner Anſicht überein, bedeckte ſein Haupt mit dem verhängnißſchweren ſchwarzen Käppchen und fällte in üblicher Form das Todesurtheil. Obſchon indeſſen burglary — Einbruch zur Nachtzeit — ein Todesverbrechen iſt, wurde doch die Vollſtreckung des Urtheils zweimal aufgeſchoben. Es hatte verlautet, daß die Mehrheit Einer Stimme im Geſchwornenzimmer den Ausſchlag gegeben; ſodann blieben beide Verurtheilte unausgeſezt bei der Behauptung ihrer Unſchuld ſowie ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der That und denen, die ſie verübt; der gute Ruf, den beide genoſſen, gegenüber dem ſchlechten Rufe ihres Anklägers, ſchien ebenfalls Bedenken zu erregen; die Annahme, daß lezterer durch die ausgeſezten 150 Pfund zu einer Erdichtung verlockt worden, war keineswegs unglaublich. Endlich aber langte die Beſtätigung des Urtheils doch an, und Falconer und Bruce wurden am 23ſten December deſſelben Jahres hingerichtet. Das Scots Magazine von jenem Tage ſchließt den betreffenden Bericht mit den, auf deutſch folgendermaßen lautenden Worten: „Ihr Benehmen auf dem Schaffot war anſtändig, ernſt und fromm, ihr leztes Wort ein Gebet um Gnade und Vergebung für die Unglücklichen, deren Zeugniß ihnen ſo vorzeitig den Tod gebracht. Und ſo wollen wir hoffen, daß, wenn ein Schleier dieſe traurige Begebenheit deckt, die Zeit, die ſchärfer ſieht als das Auge der Verſtändigen und die verborgenſten Thaten der Liſtigſten enthüllt, auch jenen Schleier lüften und der ewigen Gerechtigkeit ihren Zoll bringen werde." — Als acht Monate ſpäter die Auguſtaſſiſen, von denen James Falconer und Peter Bruce ihr Urtheil empfangen, wieder gehalten wurden, befand ſich unter den Gefangenen unſer Schneider Alexander Macdonald wegen Wechſelverfälſchung; er wurde ſchuldig erkannt und zu vierzehnjähriger Deportation verurtheilt. Wie ſehr aber ſeit der Hinrichtung der beiden Kaufleute Macdonalds Ruf ſich verſchlimmert und zugleich der Glaube, daß damals ein Juſtizmord ſtattgefunden, in der öffentlichen Meinung ſich befeſtigt hatte, dies bezeugte eine Aeußerung des Oberrichters. Er ſchaltete ſeiner Rede an Macdonald die Bemerkung ein: ſowohl der Ausgang dieſer Wechſelſache als andere, bei Gelegenheit derſelben zur Kenntniß des Gerichts gelangte Umſtände müſſen einen ſchmerzlichen Zweifel rege machen, ob ein gewiſſes, in den vorjährigen Aſſiſen geſprochenes Urtheil zwei Schuldige oder nicht vielmehr zwei Unſchuldige getroffen habe, ein Zweifel, deſſen Löſung er Gott und Macdonalds Gewiſſen anheimſtelle. Darauf hatte der Schneider, den ich einen talentvollen Mann habe nennen hören und der ſeine Vertheidigung in Perſon mit einer Kraft und Gewandtheit geführt haben ſoll, „worthy of a better cause," mit einer Dankrede an das Gericht, in Bezug auf jene Bemerkung aber mit der heiligen Verſicherung geantwortet, daß er gegen Falconer und Bruce die reine und unverfälſchte Wahrheit geſagt. Dieſe Betheuerung, im Momente eines Urtheils, das ihn aus Schottland wahrſcheinlich auf immer entfernte, hatte ihren Eindruck nicht verfehlt, und viele, die bis dahin der feſten Ueberzeugung geweſen, daß die ausgeſezte Belohnung der 150 Pfund Macdonald zu einer trügeriſchen Anklage verleitet, fingen an, in ihrem Glauben an einen Juſtizmord zu ſchwanken. Und ſo verliefen zwei Jahre, Macdonald iſt inzwiſchen aus dem Leben geſchieden, und Falconer und Bruce waren ziemlich vergeſſen; da hat bei den Aſſiſen des vergangenen Monats vor wenigen Tagen „die Zeit, die ſchärfer ſieht als das Auge der Verſtändigen und die verborgenſten Thaten der Liſtigſten enthüllt," auch den Schleier gelüftet, der bisher jene traurige Begebenheit bedeckt. — Mehrere im Frühjahr und Sommer ſchnell nach einander verübte Einbrüche und Straßenräubereien fanden endlich in einem Soldaten der hieſigen Feſtungsgarniſon, Namens William Gadesby, ihren Thäter. Er bekannte in ſeinem Verhör, nicht bloß die Frevel, deren er angeklagt, ſondern auch eine ziemliche Zahl anderer Bübereien begangen zu haben, indem er, obſchon erſt 28 Jahre alt, bereits ſeit ſeinem vierzehnten Jahre das Diebshandwerk getrieben und in der lezten Zeit ſeine frühere Vorſicht bei Seite gelegt, „um doch eigentlich zu ſehen, wie viel er wagen könne." Vor Antritt der über ihn ausgeſprochenen lebenslänglichen Kettenſtrafe hat nun vor Kurzem dieſer Böſewicht der langen Liſte ſeiner Sünden das haarſträubende Bekenntniß beigefügt, daß er es geweſen, der die Bank in Dundee beſtohlen, daß er dabei drei Helfershelfer gehabt, von denen ſeitdem zwei geſtorben und einer Schottland verlaſſen, und daß er bei Falconers und Bruce's Hinrichtung ſich unter den Zuſchauern befunden. Die Möglichkeit aber, daß er „aus eitler Ruhmbegier" ſich eine That angemaßt, die er nicht begangen, verſchwindet vor der einfachen Thatſache, daß er das vom Schreibpulte abgebrochene Schloß bis jezt im Gebrauch gehabt. Welche fürchterliche Entdeckung für Alle, die ſich ſagen müſſen, daß ohne ſie Falconer und Bruce den ſchimpflichen Tod am Galgen nicht geſtorben ſeyn würden!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 37.

Sonnabend, 7. November 1840.

[519] Jn Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Essai critique sur la peste

par

J. B. F. E. Lefèvre,

Docteur médecin de la faculté de Paris, au service de S. A. le vice-roi d'Egypte.

gr. 8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: I. Cause de la peste. II. Contagion de la peste. III. Durée de l'incubation de la peste, déduite de la théorie des miasmes. IV. Observations critiques dirigées contre un rapport, sur la peste, de Mr. de Ségur Dupeyron, adressé au gouvernement français. V. Réflexions critiques inspirées par la lecture d'une brochure intitulée: Relation sur la peste qui a régne en Grèce en 1827 et en 1828 par Mr. le Docteur Cosse de Genève. VI. Quelques réflexions critiques touchant les publications sur la peste de Mrs. les Drs Boyer et Bulard. VII. Projet d'organisation hygiénique.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[513] Stuttgart. Jn Unterzeichneter iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands vorräthig:

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend, auf das Jahr 1841. Jn Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. Vierter Jahrgang. Mit Stahlſtichen. 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 10 Gr.

Auch dieſer Jahrgang iſt, wie ein Recenſent von dem vorigen Jahrgang ſagt, „ein ſchön verzierter Korb mit friſchen reifen Früchten und Gewürzen."

Chr. Belſer'ſche Buchhandlung.

---

[346] **Neue Musikalien,**

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Küffner, 5istes Potp. f. Pfte. u. Flt. od. Violin über Th. a. d. Königin für einen Tag. Op. 291. 2 fl.
— 6 Fav.-Stücke f. 1 Guitr. a. d. Brauer von Preston 36 kr.
— 6 Fav.-Stücke. f. 1 Guitr. a. Regine von Adam. 36 kr.
— 6 Fav.-Stücke f. 1 Guitr. a. d. Königin f. einen Tag. 36 kr.
Kummer, Quartt. f. Flöte V. Alt u. Vlcll. Op. 102. 3 fl.
Lachner, Jgn., Noturno f. Horn und Pfte. Op. 37. 1 fl. 12 kr.
Lemoine, gr. Fav.-Galop f. Pfte. a. d. Königin f. einen Tag. 45 kr.
Litolf, gr. Walzer f. Pfte Op. 5. 54 kr.
Lobe, Quintett f. 2 V. 2 Alt u. Vlcll. Op. 35. 5 fl. 36 kr.
Louis, brill. fantas. f. Pfte. 4händig a. Lucia Lammermore. Op. 78. 1 fl. 21 kr.
— fant. u. Vart. f. Pfte. u. Violin a. d. Königin f. einen Tag. Op. 81. 2 fl.
Labarre & Tulou, 3 Salon Duos f. Harfe u. Flöte od. V. od. Vlcll. N. 1. a. Torq. Tasso. N. 2. a. Elisire. N. 3. a. Robert Devereux jedes 2 fl. 21 kr.
Masini, Sans amour. Rom. m. Pfte. od. Guitr. franz. u. deutsch. N. 477. 18 kr.
— Laissez moi prier Ebenso N. 478. 18 kr.
Mendes, fant. u. Var. f. V. u. Vlcll. Th. a. Zampa. Op. 29. 1 fl. 12 kr.
Messemäckers, Divert. f. Pfte. Th. a. d. Königin f. einen Tag. Op. 26. 1 fl.
Moscheles, Bouquet des melodiées. fant. üb. fav. Th. f. Pfte. 1 fl. 12 kr.
Müller, A., Vart. f. Contra Bass m. Pfte. Beg. Th. An Alexis. 1 fl. 30 kr.
Musard, Contre-Tänze a. Norma f. Pfte. 42 kr.
— 2 Quadrilles u. Walzer f. Pfte. Th. La fille du Regt. N. 1. 2. jedes 36 kr.
Neukom, Solenne Messe (St. Philipp) für einstimmig. Chor. m. Orgel. 54 kr.
Niedermeyer, Der Herbst f. Singst. m. Pfte. franz. u. deutsch. 45 kr.
Osborne & Batta, 3 conett. Noturni üb. Th. v. Donizetti f. Pfte. u. Vlcll. N. 1. 2. 3. jede 1 fl. 48 kr.
Osborne & Louis, 3 Fantas. u. Vart. conct. f. Pfte. u. V. über 3 Th. v. Donizetti. N. 1. 2. 3. jede 1 fl. 48 kr.
Paganinis letzter Gedanke f. Pfte. arrangirt v. Herz. 36 kr.
Panseron, Das Waldhorn f. Singst. m. Pfte. od. Guitr. u. Horn od. Vlcll. od. Flöte, franz. u. deutsch. 45 kr.
Pollack, Bergmannsgruss f. Männerst. m. Pfte. Clav. Auszg. u. Singst. 54 kr.
— Hiezu die Harmonie Begl. in Stimmen. 54 kr.
Puget, Blanc et noir, franz. u. deutsch f. Singst. m. Pfte. od. Guitr. N. 476. 27 kr.
— Plus de mère. Ebenso N. 503. 18 kr.
Raoul, Mosaique f. Guitr. a. Adams Schweizerhütte. Op. 92. 48 kr.
Reber, La captive, f. Singst. m. Pfte. frz. u. deutsch. 36 kr.
Ritter, Leopolds-Walzer f. Pfte. 45 kr.
Rosellen, 3 Fantas. üb. Th. v. Donizetti f. Pfte. Op. 25. N. 1. 2. 3. jed. 1 fl. 12 kr.
— Fant. et Vart. (nicht schwer) f. Pfte. Th. a. Polichinelle Op. 27. 54 kr.
Rosenhain, 3 Impromptu f. Pfte. N. 1. a. Anna Bolena. N. 2. a. Norma. N. 3. a. Torq. Tasso, jed. 54 kr.
Rummel, Galop f. Pfte. a. La fille du Regt. 27 kr.
Speier, Katzennatur v. Chamisso f. Singst. m. Pfte. od. Guitr. Op. 31. 18 kr.
Staab, 7 schott. Tänze f. Pfte. 45 kr.
Till, Ouvert. f. gr. Orchestr. zu Die lustigen Weiber von Windsor. Op. 16. 5 fl.
— Dieselbe f. Pfte. 4händig. 1 fl. 30 kr.
— Dieselbe f. Pfte. 1 fl.

Digitized by Google

Tulou & Osborne, 3 Salon Duos üb. Th. v. Donizetti f. Flöte u. Pſte. conct. N. 1. 2. 3. jed. 1 fl. 48 kr.
Wolff, 24 Etuden in Form von Prelud. aller Tonarten f. Pſte. Op. 20. in 2 Heften jed. 2 fl. 42 kr.
Wolff & Beriot, gr. Duo f. Pſte. u. Violin. Th. a. Robert d. Teufel. Thalberg gewidmet. 2 fl. 42 kr.

In Stuttgart ſind obige Muſikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[516] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Oktoberheft 1840.

Inhalt: Schulz, Beſchreibung eines Metallkolbens für Cylindergebläſe. Mit Abbild. — Ueber die mechaniſche Wirkung der Kurbel; mit Berückſichtigung der über dieſen Gegenſtand von den HH. Ruſſel in Neutrans erſchienenen Abhandlungen. Mit Figuren. — Ueber Schmiedeblasbälge; von Dr. Mohr. Mit Abbild. — Ueber eine Methode den Gang der Uhren zu verlängern; von Demſelben. Mit Abbild. — Bardey's und Platows verbeſſerte Apparate zum Extrahiren von Kaffee und andern derlei Getränken. Mit Abbild. — Webbs Verbeſſerungen an den Rauhmaſchinen für Wollentücher. Mit Abbild. — Wertheimers verbeſſertes Verfahren erhabene Verzierungen auf Papier zu erzeugen. Mit Abbild. — Verfahren der HH. Flach und Keil zur Emaillirung gußeiſerner Gefäße. — Ueber die Kryſtalliſation des Platins und ein neues Verfahren dieſes Metall im Großen zu bearbeiten; von Hrn. Jaquelain. — Ueber die Conſtruktion eines höchſt einfachen ſowohl zur Vergoldung des Silbers, Meſſings und Stahls, wie zur Erzeugung von Reliefs-Kupferplatten ſich eignenden Apparates; von Dr. Rud. Böttger. Mit Abbild. — Ueber ein Verfahren die Lichtbilder zu fixiren; von Fizeau. — Bericht über die von der Société de Pharmacie in Paris ausgeſchriebene Preisfrage, die Gewinnung des Indigo's aus dem Polygonum tinctorium betreffend. — Ueber die Anwendung der in den Stearinkerzen-Fabriken gewonnenen Oelſäure ſtatt Olivenöls zum Einſchmalzen der Wolle; von Dr. Penot. — Miscellen. Beitrag zur Geſchichte der Erfindung die Waſſerdämpfe als bewegende Kraft zu benutzen. — Ueber Faivre's vereinfachte Dampfmaſchine. — Die Locomotiven von Stehelin und Huber. — Labbé's Zapfenlager für Schwungräder. — Benoîts Webeſtuhl für Lichterdochte. — Budy's neue Verzinnung. — Nasmyths Verfahren Scheiben von belegtem Spiegelglas durch den Luftdruck in concave oder convexe Spiegel zu biegen. — Ueber die Auflöslichkeit des Aethers in Waſſer. — Neue Beſtimmung der ſtöchiometriſchen Zahl des Kohlenſtoffs. — Jeuch, über die Aufbewahrung des Eiſes in hölzernen Käſten in Gebäuden über der Erde. — Die Krapplake der Madame Gobert. — Leſerre's apotheiſches Tintenfaß. — Nekrolog.

Zweites Oktoberheft.

Drews Verbeſſerungen an den Oefen für Dampfmaſchinen, um Rauchverzehrung und Brennmaterialerſparniß zu erzielen. Mit Abbild. — Mayers verbeſſerte Maſchine zum Schneiden von Hölzchen für chemiſche Feuerzeuge ꝛc. Mit Abbild. — Wilſons verbeſſerte Maſchine zum Beſchneiden des Papiers. Mit Abbild. — Newtons Verbeſſerungen in der Conſtruktion von Sonnenuhren zur Beſtimmung der mittlern Zeit. Mit Abbild. — Albrecht, über die Rigen oder ruſſiſchen Getreide-Trockenhäuſer. Mit Abbild. — Ueber einige in den engliſchen Kattundruckereien gebräuchliche Verfahrungsarten und Apparate. Mit Abbild. — Jacobi's Galvanoplaſtik oder das Verfahren cohärentes Kupfer unmittelbar aus Kupferauflöſungen auf galvaniſchem Wege niederzuſchlagen. Mit Abbild. — Draper, über die Theorie des Daguerre'ſchen Verfahrens Lichtbilder zu erzeugen und die Anwendung des Daguerreotyps, um von lebenden Perſonen Portraite zu nehmen. — Kleins Reſervage für Shawls, welche gefärbt werden. — Ueber die chemiſchen Eigenſchaften des Catechu's und ſeine Anwendung in der Färberei. — Lapouraille's Verfahren die Seide mit Goldauflöſung lilas zu färben. — Borſarelli's Verfahren die weſentlichen Oele auf eine Verfälſchung mit Alkohol zu prüfen. — Du Pasquier über das Sulfhydrometer, ein Inſtrument um ohne Anwendung einer Wage den Schwefelwaſſerſtoff in Schwefelwaſſern ꝛc. zu beſtimmen. — Gumbinner, über das zum Betriebe der Branntweinbrennerei geeignete Waſſer. — Cook, über die Cultur der Asclepias syriaca (ſyriſche Schwalbenwurzel oder Seidenpflanze) und ihre induſtrielle Anwendung. — Audouin, über einen in Paris erzogenen Seidenwurm aus Louiſiana. (Bombyx cecropia Linn.) Bericht des Hrn. Herpin, über verſchiedene zu Matratzen und dergleichen Unterlagen anwendbare Materialien. — Miscellen. Die Schrauben-Dampfſchifffahrt. — Ueber Cleggs Luft-Eiſenbahn. — Franchots neue Luftmaſchine. — Vorrichtung zur Erhellung der zum Vorzeigen bei öffentlichen Vorleſungen beſtimmten Mikroſkope. — Solly's Verfahren das Wachs zu bleichen. — Swindells Verfahren eiſenblauſaures Kali und Natron als Nebenprodukt bei der Fabrikation künſtlicher Potaſche und Soda zu gewinnen. — Unveränderliche und unverbrennliche Compoſition für die Dächer der Gebäude.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[514] **Stahlſtiche zu Wieland.**

Im Artiſtiſchen Verlage von J. Scheible in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gallerie

zu

Wielands Werken

in

ſieben und zwanzig Blättern.

Nach Zeichnungen von C. P. Geißler in Stahl geſtochen.

(Mit der höchſt intereſſanten Beigabe: Abbildung von Wielands Geburtshaus und Grabdenkmal, und Facſimile ſeiner Handſchrift.)

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Digitized by Google

[441] Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris.

Leipzig, bei J. J. Weber.

BABEL

1—4ter Band. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

[521] Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Wilhelm III.

Sein Leben, ſein Wirken und ſeine Zeit. Ein Erinnerungsbuch für das preußiſche Volk von **J. C. Kretzſchmer**, Königl. Regierungs-Rath, Ritter des eiſernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

In 12 Lieferungen, mit 48 ſaubern Portraits.

Erſte Lieferung, mit den Portraits Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und der Hochſ. Königin Louiſe. Elegant brochirt.

Preis: 5 Sgr.

Innere Gediegenheit und äußere Eleganz zeichnen dieſes „Leben des hochſ. Königs Majeſtät" vor andern Werken gleicher Tendenz aus. Die etwas verſpätete Ausgabe dieſer erſten Lieferung wurde durch den Umſtand, daß die Auflage während des Drucks fortwährend geſteigert werden mußte (es werden jetzt bereits 16500 Exemplare gedruckt), herbeigeführt. Die folgenden Lieferungen werden in dreiwöchentlichen Friſten ausgegeben werden.

[532] In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Urania.

Taſchenbuch auf das Jahr 1841.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

Mit dem Bildniſſe Karl Friedrich Leſſings.

8. Auf feinem Velinp. Eleg. cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Der Prätendent. Novelle von **W. Alexis**. — II. *Cursorius isabellinus.* Novelle von **W. Martell**. — III. Von den drei Schweſtern. Erzählung von **A. Hagen**. — IV. Waldeinſamkeit. Novelle von **L. Tieck**.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

[477] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Landbär,

auch noch unter folgenden ſechs Titeln zu haben: **I.** Der grüne Eſel am blauen Waſſerfall vom Verf. des blauen Eſels am grünen Waſſerfall oder auf Druckpapier fixirte Lichtbilder einer *Camera non obscura.* **II.** Zwei Menſchenalter eines Menſchen, die merkwürdigſten ſeines Lebens. Aus den Papieren des Studienrectors Felbel. **III.** Endbetrachtungen über ein glückliches Leben am Ende einer wahren Geſchichte. **IV.** Quintus Fixlein in den Adelſtand erhoben oder Leben eines bayerſchen Edelmanns 30 Jahre vor und 30 nach der Mediatiſirung. **V.** Einhundert und letzter Beitrag zum Nekrolog der Deutſchen. Auf eine Rechnung geſchrieben und herausgeg. vom Verf. der Biographie der Lebenden. **VI.** „Wollt Ihr mich haben oder nicht?" Gr. 8. Geh. Weimar, Voigt. ⅓ Rthlr. oder 36 kr.

Wer aus den vorſtehenden 6 Titeln dennoch nicht abzunehmen vermag, was im Büchlein enthalten, dem bemerken wir, daß es die Vor-, Mittel- und Nachrede zu der zu erwartenden Selbſtlebensbeſchreibung des Freiherrn v. Lupin auf Illerfeld enthalte, worüber der nebente hier fehlende Titel das Weitere beſagt. Hat Einer was immer von dem alten Freiherrn geleſen, es iſt darauf zu wetten, er werde dieſe Sylveſterabend-Beſcheerung nicht ungeleſen aus der Hand legen. Haben öffentliche Blätter ihn gleich Anfangs ſeiner humoriſtiſchen Spenden als *Jean-Paulus Redivivus* begrüßt, wir glauben er ſteht im Nachtheil; denn geiſtreiche Schriftſteller unterſcheiden ſich ſtets durch Selbſtſtändigkeit und Originalität.

[517] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde.

Von

P. Scheitlin,

Profeſſor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Beſtimmung der Begriffe, Seele, Thiere, Thierſeele und Thierſeelenkunde. 2) Denkbarer Urſprung einer Thierſeelenkunde des erſten Zeitalters. 3) Thierſeelenlehre der Hebräer und Chriſten nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöſe Thierſeelenkunde der Inder, Perſer und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpſychologie durch die Dichter. 9) Anſichten der Philoſophen und Naturkenner unter den Griechen und Römer, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und ſeine Nachfolger oder die neueſte Zeit. 12) Andeutungen aus der Geſchichte der Behandlung der Thiere oder der praktiſchen Thierpſychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpſychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpſyche. 15) Von der Pſyche der Thiere im Beſondern. 16) Pſychologiſches Thierſyſtem. 17) Charakteriſtiken unſerer vorzüglichſten Hausſäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Beſondern, oder von den pſychiſchen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom telluriſchen oder vom Schein- und vom wahren Menſchen. 20) Von den Verhältniſſen des Thieres.

Wir hoffen mit dieſem Werke jedem denkenden Menſchen, beſonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienſt erwieſen zu ſehen. Der Herr

Digitized by Google

Verfaſſer beabſichtigt durch die Mittheilung ſeiner Anſichten nicht den Menſchen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu ſtellen und den Menſchen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeſchichtliche, unwahre Kluft zwiſchen Thier und Menſch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Weſen zu lehren und geſchichtlich zu begründen, welche der allweiſe Schöpfer neben uns in das Welt-All geſtellt hat.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[524] **Briefe von Carl von Holtei.**

Carl von Holtei, der gemüthliche Volksdichter, der geniale Verfaſſer vieler Liederſpiele, welche ihren Weg durch Deutſchland auf allen Bühnen mit Beifall zurücklegten, (z. B. Der alte Feldherr, Die Wiener in Berlin, Leonore u. ſ. w.) und deren Lieder von Jung und Alt geſungen werden (z. B. „Das Mantellied,“ „Denkſt Du daran“ u. ſ. w.) hat ſo eben ein Werk mit dem Titel:

Briefe

aus und nach

Grafenort

von

Carl von Holtei,

8. Altona, Hammerich. geh. 1 3/4 Rthlr.

herausgegeben, das eine eben ſo intereſſante als anregende Lektüre darbietet, und hiemit den zahlreichen Freunden des Herrn Verfaſſars, ſo wie jedem Freunde einer geiſtreichen Unterhaltung beſtens empfohlen wird.

Sammtliche Buchhandlungen Deutſchlands haben Carl von Holtei's Briefe vorräthig.

---

[530] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Predigtbuch

auf alle Sonn- und Feſttage des Kirchenjahres

von Dr. A. L. G. Krehl,

Univerſitätsprediger und der prakt. Theologie ordentlicher Profeſſor zu Leipzig.

2 Bände. Zweite durch viele neue Predigten verbeſſerte und vermehrte Auflage.

88 Bogen in gr. 8. Preis 3 1/2 Thaler.

Der Verf. übergiebt dem größern Publikum in dieſer vollſtandigen das ganze Kirchenjahr umfaſſenden Predigtſammlung ein Erbauungsbuch, in welcher alle Hauptlehren der chriſtlichen Wahrheit deutlich entwickelt, in die engſte Beziehung zur Gegenwart geſetzt, und wo es nöthig ſchien, vertheidigend behandelt ſind. Die Darſtellung verbindet Klarheit mit Würde und Kraft.

Die jüngern Freunde und Zuhörer des Verfaſſers machen wir noch beſonders aufmerkſam auf dieſe zweite Auflage, indem ſolche bis zu ſieben und achtzig Predigten vermehrt worden, worunter ſich zwei und zwanzig neue befinden, welche zu Leipzig gehalten wurden.

Von Seiten der Verlagshandlung iſt nichts geſpart, das Werk ſo würdig auszuſtatten, wie es der anerkannt gediegene Inhalt erfordert.

---

[534] In der Unterzeichneten ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweiter Bericht des literar. geſelligen Vereins zu Stralſund. geh. 1/4 Rthlr.

Lappe, K., poetiſches Magazin für Gedächtnißübungen und Deklamationen in Schulen. Mit fortſchreitenden Ergänzungen. Erſter Theil, ſtatt der beiden erſten Hefte der alteren Auflage. geh. 1/2 Rthlr.

Atersdorff, die Völker des Alterthums und ihre klaſſiſchen Schriften. geh. 2/3 Rthlr.

Smalian, H. L., Baumhöhenmeſſer und einfaches Verfahren der Baumeſſung für Forſtmänner, Bauherren und Holzhandler. Mit einer Zeichnung. geh. 1/2 Rthlr.

Portrait des Herrn Consistorial- und Schul-Rath Dr. G. Mohnike, gemalt und auf Stein gezeichnet von A. Grell. 2/3 Rthlr., chines. Papier 5/6 Rthlr,

Im vorigen Jahre erſchienen:

Byron, Junkherrn Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Engliſchen von H. v. Pommer Eiche. geh. 1 Rthlr.

Kramer, Fr., über das Weſen und die Behandlung der deutſchen Litterat.-Geſch. auf Gymnaſien und über Schillers Maria Stuart in's Beſondere. 1/4 Rthlr.

Fiſcher, J. K., deutſche Satzlehre für die mittleren und unteren Klaſſen höherer Lehranſtalten, nebſt einem Anhang über Wortbildung und Orthographie. 1/2 Rthlr.

Gerth, A., Materialien zum engliſch Sprechen, für den Schulgebrauch bearbeitet. 1/ Rthlr.

— Buchhaltung für Kinder, oder Anweiſung zur Ordnung und Sparſamkeit in Geldſachen. geh. 3/8 Rthlr.

Rietz, F. L. A., deutſches Leſebuch für die untere Bildungsſtufe der Gymnaſien. 1/2 Rthlr.

Schulze, Dr. H., de philosophia et moribus Juliani Apostatae. 1/4 Rthlr.

Sponholz, C. M., die Controverſe der Zurechnung bei zweifelhaften Gemüthszuſtanden. Ein pſycholog.-forenſiſcher Verſuch für Aerzte und Juriſten. geh. 1 Rthlr.

Zober, E. H., zur Geſchichte des Stralſunder Gymnaſiums. Erſter Beitrag. Die Zeit der drei erſten Rektoren (1560 — 1569). Mit dem Grundriß des Gymnaſiums und einigen Facſimiles. 1/2 Rthlr.

Löffler'ſche Buchhandlung (C. Hingſt)
in Stralſund.

---

[515] Im Verlage des Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Atlas

über alle Theile der Erde in 24 Blättern

für Schulen und zum Selbſtunterricht

nach

Schacht's, Pyſtor's und Zachariä's Lehrbüchern

bearbeitet von

Eduard Wagner.

1ſte Lieferung, gr. Fol. geh. auch unter dem Titel.:

Kleiner Atlas für Schulen in acht Blättern.

Subſcriptionspreis 12 Gr. oder 54 kr.

Dieſer Atlas, unter Mitwirkung mehrerer ausgezeichneten Geographen, nach einer guten Methode bearbeitet, zeichnet ſich auch durch großes Format, Schönheit und Deutlichkeit des Stichs und Drucks, wie durch außere Eleganz vor den meiſten ahnlichen Werken rühmlichſt aus. In allen Buchhandlungen liegen Exemplare zur Einſicht vor und man bittet namentlich die Herren Lehrer, ſich durch eigene Anſicht von der Vortrefflichkeit der Karten zu überzeugen. Der Schluß des Atlaſſes erſcheint in zwei Lieferungen noch im Jahr 1840; jede Lieferung koſtet ebenfalls 12 Gr., alſo der vollſtandige Atlas 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Subſcribentenſammler erhalten auf 10 Exemplare ein Freiexemplar.

Darmſtadt, 1. Okt. 1840.

L. Pabſt.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. November 1840.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Goethe.

Seelieder von C. Reinhold.

1.

Sieh! ein Labyrinth von Rieſen
Thürmen ſich die Berge dort;
Wälder ſteigen über Wieſen,
Felſen über Felſen fort.

Willſt du durch die Schluchten dringen,
Geht es wie in's Grab hinein;
Willſt dich auf zum Gipfel ringen,
Müßteſt du ein Vogel ſeyn.

Schlangengleich die kühnen Wege
Baumen ſich am Abgrund auf;
Aber dort am Schwindelſtege
Tritt der Berggeiſt oft herauf.

Dann dem Jäger kommt ein Grauſen
Vor dem ernſten Angeſicht,
Und nur vor des Gießbachs Brauſen
Höreſt du ihn ſtürzen nicht.

Ach, wohin aus dieſer Enge?
Schauerlich umweht mich's hier.
Dieſer Berge wilde Menge,
Immer größer ſcheint ſie mir.

Und ſo ſey's denn! Friſch hinüber
Dort, wo Sturm die Wipfel biegt!
Dir auch, wohler oder trüber,
Dort ein Land der Ahnung liegt.

Ja, es hat mich nicht betrogen:
Wie ein Spiegel, ſeligrein,
Dehnet ſich mit ſtillen Wogen
Hier ein See im Abendſchein.

Sieh! den Himmel, den das wilde
Berggewimmel mir verſchloß,
Tragt er, von der Sonne Bilde
Sanft verklart, in ſeinem Schooß.

Friedlich durch die blauen Kreiſe
Zieht die Seele, wie ein Schwan,
Sanft anlandend auf der Reiſe
Durch des Lebens Ocean.

Still verloren in den Buchten
Unter geht der Vögel Lied,
Und herüber aus den Schluchten
Leis ein Flor von Nebel zieht.

Digitized by Google

Gute Nacht! ruft's durch die Wildniß,
Säuſelt ſanft durch Buſch und Rohr,
Und, der Liebe ſchönes Bildniß,
Steigt der Vollmond ſtill empor.

2.

Wie ſpiegelt der See in grüngoldenem Schein!
Die Ruder, ſie ſchaufeln im Takte;
Sie ſchaufeln Kryſtall und Edelgeſtein,
Und überall ſpringen vom Felſen herein
An den Buſen dem See Katarakte.

Die Sonne, ſie badet im See ſich ſo gern,
Und wandelt die Waſſer in Flammen;
Aufglänzen die Fiſche von nah und von fern,
Eine jede Woge hat ihren Stern,
Und ſtürzet beſeligt zuſammen.

Hier liegt ſich's ſo lieblich, im Schiffe geſtreckt,
Umgaukelt von flüchtigen Scherzen,
Von Roſen umduftet, von Mädchen geneckt.
Singt, Holde, und wecket das Echo, und weckt
Uns die alte Jugend im Herzen!

3.

Drüben ſchon von dem Altane
Schimmert ihr weißes Gewand.
Friſch! im gebrechlichen Kahne
Führen mich Schiffer an's Land!

Zögre du nicht, dich zu wagen,
Weil ſtürmiſch die Welle ſich rührt!
Muthig! es braucht nicht zu zagen,
Wer einen Glücklichen führt.

Siehſt ihre Augen du blinken?
Steure nach ihnen nur zu!
Göttliche Sterne, ſie winken
Wogen und Winde zur Ruh.

Laß denn das Schifflein nur ſchwanken!
Keine Gefahr iſt für dich.
Das ſind der Liebe Gedanken,
Schaukelnd und gaukelnd um mich.

Habt ihr denn Herzen, ihr Wellen,
Schlagend, wie meines, voll Glut?
Sonne, ſo mach ſie nur ſchwellen
Von deinem goldenen Blut!

Ja, und, verwandelt in Feuer,
Drängen ſie mächtig an's Land.
Schiffer, und ſpürſt du am Steuer
Helfend die göttliche Hand?

Nimm, was ich habe, zum Solde!
Rudre nur ſchneller, mein Sohn!
Wär' ich ein König, von Golde
Trügſt du die Kette zum Lohn.

Aber, noch eh ich ſie grüße,
Soll dir den köſtlichſten Wein
Selber kredenzen die Süße —
Eile! Schon ſchenkt ſie ihn ein.

4.

Eine Brücke hingeſchlagen
Hat das Mondlicht über'n See.
Schwanke Straße, willſt du tragen
Auch mein ſchwankend Wohl und Weh?

Zarter Liebe Traumgebilde
Mal' ich in den Silberduft;
Spiele ſanft mit ihnen, milde,
Träumeriſche Abendluft!

Laß die grauen Wolken ſchweifen
Von dem lieben Monde fern!
Keine böſe Ahnung ſtreifen
Laß an meinen Hoffnungsſtern!

Laß die Schimmerbrücke ſchweben
Ruhig auf bewegter Fluth,
Unter deren Wonnebeben
Manch ein wild Geheimniß ruht!

Ueber meines Lebens dunkeln,
Raſchen Wogen ſo in Ruh
Deinen Friedensbogen funkeln,
Sanfte Liebe, laß mir du!

5.

Wie ſo ſelig ausgebreitet
Zwiſchen ſeinen Bergen gleitet
Himmelſpiegelnd hier der reine
Blaue See im Mittagſcheine!

Kaum ein ſanftes Windesrühren
Läßt in Schilf und Rohr ſich ſpüren;
Nur von tiefverborgnen Quellen
Leiſe ſcheint der See zu ſchwellen.

Digitized by Google

So, in Schau'n dahingegeben,
Ruhſt auch du, bewegtes Leben.
Willſt du einmal tauchen wieder
In die eigne Tiefe nieder?

Wie die bunten Farbenſtreifen'
Wechſelnd auf den Wellen ſchweifen!
Träume ſo vergangner Zeiten
Ueber meine Seele gleiten.

Aber raſch wie Windeswehen
Jene Streifen all vergehen,
Wenn mit eins die Sonne wieder
Lächelt durch den Duft hernieder.

Und ſo ſchwinden jene Träume,
Wenn mit einmal, wie durch Bäume
Sich ein Götterbildniß zeiget,
Ueber mich dein Bild ſich neiget.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Ich will indeſſen thun, was in meinen Kräften ſteht, um wenigſtens ein ſchwaches Bild von dem Merkwürdigſten und Charakteriſtiſchſten dieſer berühmten Promenade, ſo wie von dem bleibenden und doch wandelbaren Leben zu geben, wie es daſelbſt dieſen Sommer in ſeinem größten Glanze und an den weiblichſten und froheſten Tagen war. Ich theile meine Beſchreibung in zwei Theile; die erſte ſoll die Stunden von 10—3 Uhr Nachmittags, die zweite die von 7 Uhr Abends bis Mitternacht umfaſſen. Ich gehe vom Concordeplatze aus, wandle durch die ſchöne, breite Rue Royale und komme ſo an den Eingang der Boulevards.

Was zuerſt unſere Augen auf ſich zieht, iſt ein korinthiſcher Tempel und ein Blumenmarkt. Wären die architektoniſchen Verhältniſſe minder römiſch und die Blumenweiber nicht ſo über alle Vorſtellung garſtig, ſo könnte man ſich bei lebhafter Einbildungskraft nach dem alten Hellas verſezt wähnen und auf den Glauben kommen, es werde hier irgend einer guten Göttin Feſt gefeiert. Vor uns erhebt ſich nämlich die Magdalenenkirche, ein koloſſaler Neubau in dem ſchönen gelblichen Sandſtein, der in der Nähe von Paris gebrochen wird. Napoleon wählte ſelbſt unter den 120 beim ausgeſchriebenen Konkurſe eingegangenen Entwürfen den Plan, der im Jahr 1806 zur Ausführung kam: er wollte einen Tempel des Ruhms für ſeine Armeen daraus machen, und in der That erinnert dieſes Gebäude mehr an die heidniſche Städtebändigerin Minerva oder Weltbezwingerin Roma, als an die unterwürfige chriſtliche Büßerin Magdalena. Es hat die Geſtalt eines antiken Tempels von der korinthiſchen Säulenordnung in der reichſten Form und dem hohen Verhältniß des Giebelfeldes, wie ſolche zur Zeit des Auguſtus in Rom üblich waren. Durch acht ſechzig Fuß hohe Säulen an der vordern und hintern Fronte, ſo wie achtzehn an jeder Seite, durch einen mit Genien und Fruchtgehängen von feinſter Arbeit gezierten Fries iſt dieſer Prachtbau höchſt impoſant. In dem 110 Fuß breiten, 22 Fuß hohen Giebelfelde hat der Bildhauer Lemaire Chriſtus dargeſtellt, wie er das Urtheil über die Auferſtandenen geſprochen, von denen die Seligen zu ſeiner Rechten, die Verdammten zu ſeiner Linken. Bei vielem Verdienſt im Einzelnen iſt zu beklagen, daß der Künſtler hier nicht, wie die Griechen bei ähnlichen Gebäuden, das Rundwerk, ſondern das Hautrelief gewählt und außerdem theilweiſe ſehr arge Styloſigkeiten begangen hat. Bewundernswürdig iſt die Schärfe, Genauigkeit und Eleganz in der Ausführung aller Einzelnheiten, welche in einem kleinen Modell nicht weiter gehen könnte, als bei dieſen koloſſalen Verhältniſſen. Das Innere, obwohl in einem andern Bauſtyl als das Aeußere gehalten, imponirt ebenfalls nicht wenig, jedoch in ganz anderer Art, als die chriſtlichen Kirchen des Mittelalters. Der erſte Blick verliert ſich in der blendenden Pracht des Marmors, der Vergoldungen und der Gemälde, welche mehr in Erſtaunen ſezt als zur Andacht ſtimmt, und das Gemüth mehr erfreut als erhebt. Man wird in dieſem Gotteshauſe mehr an weltliche, als an göttliche Hoheit erinnert, welche in ihren Tempeln eben nur durch erhabene Einfachheit ſchöner Formen vergegenwärtigt werden mag. Drei große, runde, nur durch Gurtbogen von einander getrennte Kuppelgewölbe überſpannen den ganzen ungeheuern Raum, welcher ſein ſchönes, helles Licht von oben durch drei beträchtliche, mit Glas gedeckte und in der Mitte jener Kuppeln angebrachte Oeffnungen empfängt. Ein koloſſales Halbrund, mit einer zierlichen Reihe umlaufender ioniſcher Säulen, bildet die Altarniſche oder den Chor. Bildhauerei und Malerei wetteifern, dieſe großen Flächen auf das bedeutendſte und prachtvollſte auszuſchmücken. Der Fußboden iſt mit den ſchönſten Marmorplatten ausgelegt; die Thüren und Beichtſtühle leuchten von vergoldeter Bronze, Mahagoni und Ahorn, und der Glanz der Roſetten an der Decke blendet das Auge, welches von da ab auf die darunter angebrachten Wandgemälde hingleitet. Die bis jezt ausgeführten Bilder ſind von beträchtlichem Umfang, jedoch von keinem bedeutenden Kunſtwerthe, und zeigen nur zu ſehr, wie gern die franzöſiſchen Künſtler alles für Dekoration nehmen und ſich

Digitized by Google

leicht begnügen, wenn der hohe Standpunkt ihrer Werke das Eingehen ins Detail unmöglich macht. Dieſe Bilder, unter denen ſich beſonders eine koloſſale Compoſition von Ziegler auszeichnet, ſind, nach der jezt in Paris üblichen Methode, in Oel, unmittelbar auf den mit heißem Oel getränkten, wohlgrundirten Stein gemalt. Wir zweifeln daran, ob dieſe Malerei, die allerdings ganz für Franzoſen gemacht iſt, indem ſie die Schnelligkeit des Fresko mit der Möglichkeit, wiederholt zu übergehen und zu ändern, und ſo den Effekt auch ohne Carton zu erhalten, verbindet, wir zweifeln, ſage ich, daß dieſe Art zu malen die Probe der Zeit beſtehen wird. — Man muß einräumen, daß die dem Gottesdienſte noch verſchloſſene Magdalenenkirche mit ihrer neuen Ausſchmückung ein prächtiges Ganze bildet, wenn gleich nicht dem ernſten Style einer Kirche, ſondern mehr dem eines modernen Ballſaals entſprechend; und ſo darf man wenigſtens erwarten, daß ſie nach ihrer Eröffnung in dem frivolen Paris bald ein Rendezvous des faſhionabeln Tuilerienviertels ſeyn wird, wie es Notre-Dame-de-Lorette gegenwärtig für die Chauſſée d'Antin iſt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lübeck, Oktober.

Umgebung. Moderniſirung.

Es haben auf der lezten Seite Ihres Blattes ſo viele Städte Deutſchlands dann und wann ihre Vertreter gefunden, nur unſer „altes heiliges Lübeck," wie Schenkendorf es poetiſch nannte, blieb demſelben von jeher fremd. Man hat hier in Lübeck gar zu viel mit ſich ſelber, mit ſeinen eigenen Bedürfniſſen, Zwecken und Beſchwerden zu thun, man vergräbt ſich ganz und gar in dem kleinen Ring des individuellen und ſtädtiſchen Daſeyns und erſpäht nur im Fluge die Zuſtände der Welt und Deutſchlands. Man denkt niemals daran, die eigenen Verhältniſſe vor Deutſchland herauskehren und anſchaulich machen zu wollen. Man iſt zu blöde, man könnte anſtoßen, denn man müßte von manchen Dingen offenherzig reden, die man durchaus nicht billigen kann, und die in Lübeck auf Receſſe und Bürgerrecht pochen. Wird aber irgendwo über oder aus Lübeck geſchrieben, ſo gibt es in Lübeck einen gewaltigen Spektakel. Beurmanns Skizzen aus den Hanſeſtädten liegen ſchon zu tief im Moor der Vergangenheit, als daß ich noch einmal auf ſie zurückdeuten wollte; ich erinnere deßhalb nur an die „hanſeatiſchen Briefe," welche in einigen Heften des Altonaer Freihafens erſchienen ſind, und in denen der Verfaſſer, was man ihm ſehr übel nahm, und was hier ungeheure Theedebatten erregte, Lübecks Zuſtände ſcharf, vielleicht zu ſcharf, jedenfalls aber mit ſprudelndem Geiſte erörtert hat. Es hat alſo ſeine ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten in Lübeck, mit dem Lazarusamte eines ordentlichen Journalkorreſpondenten bekleidet zu werden, und kann in die ſchlimmſten Situationen verſetzen. Ich will indeſſen dieſes mode rne Kreuz willig und verſuchsweiſe auf mich nehmen und für die vielen, auch für die Lübecker Leſer Ihres Blattes, wenn auch nicht wie ein regelmäßiger, beſchaulicher Mond, doch wie ein willkührlich ſchweifender Schwanzſtern Lübecks Zuſtände anleuchten.

Lübecks Lage kann ohne Uebertreibung ſchön genannt werden. Ich habe viele Städte Deutſchlands geſehen, deren Lage und Aſpekt von allen Reiſeſkizzlern enthuſiaſtiſch geprieſen wird; aber ich ſah noch nirgends ein ſo herrliches, wechſelndes und dabei ſo einfaches Naturbild, wie es ſich weit um die alten Mauern der alten, entthronten Hanſakönigin breitet. Ja, man darf Lübeck wohl einen Lear nennen, mit dem zerbrochenen Scepter in ſeiner Hand und mit Gram und Weh in ſeinem ſtarrenden Auge. Neben ihm ſchlängelt ſich die bebende, tiefe, treue Trave dahin; ſie will nicht laſſen von ihrem Herrn. Einſt trug ſie Lübecks mächtige Kriegsflotten, vor denen Könige zitterten und welche Könige einſezten; jezt umplätſchert ſie die friedlichſten Kauffahrer von der Welt, welche Pelze und Lichter aus Rußland holen. Die Umgebung Lübecks trägt den weichen Idyllencharakter des öſtlichen Holſteins. Buchengehölz und Kornfelder, Hügelketten und Waſſerthäler ſchwingen ſich um die Mauern und Wälle einer Stadt, deren ſtolze Thürme noch ſo jugendfriſch in den Himmel emporſchauen und ſich zu wundern ſcheinen, daß alles ſo ganz anders geworden ſeit ihrer Gründung. Das Innere Lübecks verliert jezt mehr und mehr vom originellen Baucharakter und das Moderne ſchleicht ſich in allerlei nichtsſagenden Formen ein. Man beſeitigt, wo man es kann, die alten, rieſigen Zackengiebel, jene Gebäude, in denen ſich Boden über Boden ſchichtete, und wo einſt unſere Voreltern bis zur gigantiſchen Steindiele herab ihre reiche Waarenmenge neben ſich aufſtapelten, während ſie ſelber ſich mit ihrer Familie auf ein paar kleine, niedrige Stübchen beſchränkten. Man baut Salons, man puzt und übertüncht die verwitterten Façaden, und dieſes Putzen und Uebertünchen ſieht zuweilen aus, als gäbe man einem alten, ehrwürdigen Rolandsbilde eine moderne Cravatte und einen Makintoſch. Auch unſer, durch Schlechtigkeit, wie mancher Schriftſteller, berühmt gewordenes Straßenpflaſter wird moderniſirt; man legt Trottoirs und freut ſich beſonders beim Regenwetter über den allgemeinen Fortſchritt in der Kultur. Aber daß man auf unſerm alten, ehrwürdigen Rathhauſe, dieſer berühmten Burg des Hanſabundes, aus dem merkwürdigen Saale der Hanſa lauter bleichſüchtige Kanzleiſtuben und Gerichtszimmer machen mochte, hat ſelbſt der im Loben noch überſchwängliche, juriſtiſche Strombeck bedauert. Unſere Marienkirche, obgleich aus Backſteinen gebaut, iſt demungeachtet ein Meiſterſtück gothiſcher Baukunſt und müßte noch grandioſer auf den Beſchauer wirken, wenn man, was zum Theil von der Behörde mit Liberalität geſchehen iſt, alle jene Rumpelkaſten und Trödelkammern, die ein niedriger Sinn an die himmelſtrebende Hoheit klebte, forträumen möchte. Wie kühn ſchwingen ſich die Bogen der Seitengewölbe zum Schiffe empor! Wie deuten dieſe altertumden Thürme noch immer ſo ſtolz auf die Höhe des Lebens!

(Schluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 113 und literariſche Anzeige: „Wichtige Werke für Cameraliſten, Staatsökonomen, Gutsbeſitzer ꝛc." betreffend. Verlag von W. Weſtermann in Braunſchweig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 10. November 1840.

Hamlet. — Dost thou think, Alexander looked o'this fashion i'the earth?
Horatio. — E'en so.
Hamlet. — And smelt so? Pah!
Horatio. — E'en so, my Lord.
Hamlet. — To what base uses we may return!

Shakespeare.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Wäre der Morgen nicht ſo heiter, das Menſchengewimmel nicht ſo luſtig um uns her, wie könnten wir an dieſem Prachtbau ohne Rührung und Betrübniß vorübergehen? In ganz Paris gibt es keine geeignetere Stätte zum Nachdenken für fühlende Herzen, als hier, wo die in ſtiller Erde modern, die einſt das Schickſal der Welt beſtimmen halfen. Zu den Füßen dieſer Säulen ruht, was einſt groß und herrlich, mächtig und gefeiert war. Da liegt weiland Ludwig XVI. * in einem Sack mit ungelöſchtem Kalk begraben, und neben ihm ſein ſchönes, muthiges Weib, das anders geſtorben ſeyn würde, wäre ſie König geweſen und hätte das Scepter geführt. Da liegen Vergniaud, Pethion, Condorcet, Bailly, Genſonné in Gemeinſchaft mit denen eingeſargt, deren Freunde ſie nicht ſeyn durften und deren Feinde ſie nicht ſeyn konnten. So miſcht das letzte Schickſal Kleines und Großes, Freundliches und Feindliches. Das leichtſinnig in den Tag hineinlebende und luſtig dahintändelnde Pariſer Volk hat ſie vergeſſen und ihre kleinherzigen Nachfolger jagen an ihrem Staube vorüber, ohne an ihr Schickſal zu denken. Von den Tauſenden, welche jetzt in voller Lebenskraft ringsumher dieſes Getöſe machen, wird einer nach dem andern ein eben ſo ſtiller Mann, wie die hier Ruhenden, und dann auch eben ſo bald und noch ſchneller vergeſſen; denn klein iſt die Anzahl der Menſchen, deren Andenken nicht ſchon mit der nächſten Generation ſpurlos erliſcht. Und ſo iſt es

* Nach der Rückkehr der Bourbons ſind zwar die angeblichen Gebeine Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes wieder ausgegraben und in einer eigenen Sühnkapelle hinter der Magdalenenkirche aufgeſtellt worden; allein bei dem beſten Willen iſt es uns nicht möglich, zu glauben, daß man aus dem entſetzlichen Leichengemeng, welches die franzöſiſche Revolution anrichtete, die wirklichen Ueberreſte jener erlauchten Todten herausgefunden habe. Unter der Herrſchaft der Menſchenrechte, wo die göttlichen Satzungen mit Füßen getreten und die ſüßeſten Gefühle der Menſchheit gehöhnt wurden, beſtand die empörende Sitte, in großen Gruben zu beerdigen, wo die zwiſchen leichten Brettern eingeklemmten Leichen lagenweiſe neben einander geſtellt wurden. Eine volle Lage überdeckte man mit etwas Erde und ungelöſchtem Kalk und ſetzte, bis die Grube bis an den Rand voll war, eine zweite, dritte, vierte Lage darauf. Gräßliche Auslegung der Gleichheit! abſcheuliches, grauſames Geſetz, welches das unſchuldige Recht verdammt, unſern Geliebten noch einmal zu huldigen! Die Nation, die ſich der höchſten Aufklärung und Bildung in Europa rühmte, war damals barbariſcher gegen die Todten, als ſelbſt die wilden Horden in der Wüſte; aus den Gottesäckern waren Schindanger geworden.

Digitized by Google

auch in der Ordnung; denn die Lebenden gehören dem Leben an, welches ſie mit all ſeinen Leiden und Freuden vollauf in Anſpruch nimmt. Bei alle dem hat aber das Gefühl, wie raſch der Einzelne aus dem Bewußtſeyn des ganzen Geſchlechts, ja ſelbſt der nächſten Angehörigen verſchwindet, etwas höchſt Verſtimmendes. Wie wahr und ſchön ſagt daher Goethe: „Uns hebt die Welle, verſchlingt die Welle, und wir verſinken!"

Dem Fremdling, der von fern herkommt, um in Paris die Gräber der Männer zu ſuchen, deren Namen der Geſchichte gehören, ſagt keine Inſchrift, kein Zeichen, daß hier an der Magdalenenkirche die merkwürdigſten Schlachtopfer der franzöſiſchen Revolution begraben liegen. Von dem ehemaligen Kirchhof iſt jede Spur verſchwunden und an ſeine Stelle iſt ein belebter, mit Erdharz bunt gepflaſterter Blumenmarkt getreten, wo viele Weiber ſitzen, die freilich wohl ihrer vergangenen Sünden wegen fleißig in die nahe Magdalenenkirche gehen ſollten. Dieſe Blumenverkäuferinnen zeichnen ſich vor den übrigen Pariſer Halldamen rühmlichſt aus und haben in der Regel eine ſaubere, reinliche Toilette, wie es ſchon ihr Gewerbe mit ſich bringt. Jedoch hüte ſich der Leſer ja, dabei an Blumenmädchen zu denken, wie man ſie in Deutſchland findet; ſie ſind nicht etwa friſch und blühend, wie die Roſen, welche ſie feil haben, ſondern meiſtens welk und verblüht.

Doch es iſt Zeit, unſere Wanderung weiter fortzuſetzen. Man weiß ſchon, daß hier perennirender Jahrmarkt iſt und wie es auf Jahrmärkten zu gehen pflegt. In der Mitte iſt der Platz für die Fahrenden und Reitenden ſelten leer von Getümmel und Staub, obgleich fleißig geſprengt wird. An den Seiten ſind Häuſer und Bäume, und unter, zwiſchen und an ihnen reihen ſich Laden aller Arten und Formen, und gehen die Fußgänger, für welche durch das beſte Trottoir auf das Vortrefflichſte geſorgt iſt. Hier duften uns die friſchen Torten und Kuchen der unter den Bäumen ambulirenden oder an den Häuſern etablirten Paſtetenbäcker entgegen, die hier beſonders zahlreich ſind und auf die hungrigen Gäſte gerechnet haben und ſich nie verrechnen. Nicht bloß für den Magen, auch für den Geiſt iſt geſorgt: nach den Kuchenbäckern kommen die kleinen Buchhändler, bei denen ſelten Werke über zwei Franken zu haben und deren Duodezbändchen buntfarbig broſchirt und meiſt mit Bildern verſehen ſind. Außerdem ſtehen hier die kleinen Bilderhändler, welche ihre Karrikaturen, Porträts und Landkarten meiſtens zwiſchen zehn und zwanzig Sous im Preiſe halten. Die ärmſten Bilderantiquare haben ihren Vorrath von Kupferſtichen und Lithographien auf der Erde ausgebreitet und mit Steinen belegt, oder zwiſchen den Bäumen an Gehängen befeſtigt. Wenn dieſe Leute auch nichts verkaufen, ſo ſieht man ſie doch immer geſchäftig, in ewiger Bewegung; ſie fegen den Platz vor ihrer kleinen Bude, wedeln den Staub ab, der vom Wege herfliegt, laufen den Blättern nach, die ein muthwilliger Gamin von den haltenden Klammern befreit oder der noch muthwilligere Wind mobil gemacht, putzen ſich Haare und Schuhe, ſchreien und lachen allenfalls mit ſich ſelbſt, wenn ſie keine Käufer um ſich haben. Dazwiſchen ſtehen alte Frauen aus, mit bunten, zierlichen Sächelchen, die von einem Centime bis höchſtens zu einem halben Franken verkauft werden. Wenn gerade Niemand bei ihnen vorſpricht, ſo gehen ſie in eine kleine benachbarte Kaffeeſchenke oder in die nächſte holländiſche Suppenanſtalt und holen ſich ihre Portion Cichorienaufguß oder Fleiſchbrühe, die ſie ganz munter im Freien ausſchlürfen. Dieſe kleinen Handelsleute leben unglaublich ſparſam und genügſam: ſie frühſtücken mit einer Taſſe Kaffee oder Bouillon und halten den ganzen Tag über nur eine Mahlzeit, wo ſie zu ihrem ſchlechten Wein und Waſſer einen Teller Salat und ein Stück trocken Brod eſſen. Ein Engländer verzehrt in einer einzigen Woche mehr Fleiſch, als dieſe Leute im ganzen Jahr; ſie genießen faſt ausſchließlich nur flüſſige, das Blut verdünnende, einen leichten, fröhlichen Sinn befördernde Kräuterkoſt und ſind bei ihrem magern Grün und gewäſſerten Wein zufriedener und luſtiger, als der Germane, wenn er Magen und Gehirn mit fetten Biſſen und gutem Wein gefüllt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Seelieder von C. Reinhold.

6.

Zieh, o Schifflein, leiſe
Deine Wellenkreiſe!
Liebe wiegt dich ſacht.
An geheimem Bande
Zum glückſel'gen Strande
Zieht ſie dich mit Macht.

O wie ſüß, zu liegen,
Wonnevoll verſchwiegen
Auf der harten Bank!
Träume mit mir ſchalten,
Wie in Armen halten
Sie mich wird zum Dank.

Plätſchert nur, ihr Wellen!
Sagt, wie viel ihr quellen
Küſſe ſchon vom Mund!
Ach, in dieſen Fluthen,
Dürft' ich mich verbluten —
Würd' ich erſt geſund.

Digitized by Google

Alle Sinne trinken
Schon dies Glück, und ſinken
Mir in Schlaf verwirrt.
So, mein Schifflein, ſchwanke
Sanft, wie ein Gedanke,
Der in Traum verirrt!

Herz, und wenn dein Leben
Dürfte ſo verſchweben —
Glück, zu ahnen kaum!
Wo ein Wunſch noch bliebe?
All dein Leben Liebe,
Und der Tod ein Traum!

7.

Flammen hat der See getrunken.
Wie er purpurn glüht,
Und ringsum von goldnen Funken
Alles blizt und ſprüht!

Himmliſch Gluthmeer, unſrer Seelen
Schöner Wiederſchein!
Kann uns jezt ein Glück noch fehlen,
Steig' es raſch mit ein!

Aber aller Seligkeiten
Voll iſt ſchon der Kahn;
Und ſo laß uns fürder gleiten
Eine lange Bahn!

Auf den Bergen Gottesfrieden;
Nebel ſinkt heran;
Wie ein Freund, der ſanft verſchieden,
Sieht der Mond uns an.

Auch im Rohre rings, im düſtern,
Sich kein Hauch mehr regt.
Iſt es unſer zärtlich Flüſtern,
Was den See bewegt?

Süße Fahrt! Und ſoll ſie enden?
Doch ſie hat kein Ziel.
Und was iſt's, daß aus den Händen
Mir das Ruder fiel?

Sizt die Liebe doch am Steuer,
Schöne Schifferin,
Fahrt in's Land der Abenteuer
Und der Wunder hin!

8.

Hinter uns in Gold getaucht,
Vor uns ſilberüberhaucht
Liegt der See, worauf wir fahren,
Sanft umdrängt von Geiſterſchaaren.

Aus dem Glanze dort und hie,
Uns zu trinken, ſchöpfen d i e
Wunderbilder, und wir trinken,
Bis wir Herz an Herz uns ſinken.

Wunderbilder ſel'ger Zeit; —
Kaum noch ſchien ſie mir ſo weit;
Und, noch eh dies Wort geſprochen,
War ſie jubelnd angebrochen.

9.

Wie ſüß iſt's, hier am Strand zu ſtehen,
Nach jenem Häuschen hin zu ſehen,
Woraus zwei Augen auch in Blicken
Die Seele mir herüberſchicken;

Und ſoll ich nicht hinüber eilen?
Nein, noch am See hier will ich weilen
Und lauſchen, wie die liebe Stimme
Auf ſeinen Wellen zu mir ſchwimme.

Und will in dieſem ſüßen Lauſchen
Und Mittagsgluth mich ganz berauſchen,
Will aus dem See in meine Augen
Den ganzen tiefen Himmel ſaugen.

Und, komm ich Abends zu der Guten,
So ſoll in dieſen lichten Fluthen
Ihr holder Geiſt in Wonnetrinken
Schön, wie die Sonne, unterſinken!

10.

Auf dem See in tauſend Sterne
Hat die Sonne ſich zerſplittert,
Daß er blitzend nah und ferne
Wie ein Meer von Feuer zittert.

So in meines Lebens Wellen
Sank dein holdes Bild hernieder,
Und aus tauſend Wonnequellen
Springen immer neue Lieder.

Digitized by Google

Willſt du in dies Meer von Schimmer,
Holde Schifferin, dich wagen?
Komm, o komm! Und laß es immer
Glüh'nd um dich zuſammenſchlagen!

11.

An dies Schifflein ſchmiege,
Holder See, dich ſacht!
Frommer Liebe Wiege,
Nimm ſie wohl in Acht!

Deine Wellen rauſchen;
Rede nicht ſo laut!
Laß mich ihr nur lauſchen,
Die mir viel vertraut!

Deine Wellen leuchten,
Spiegeln uns zurück
Tauſendfach die feuchten
Augen voller Glück.

Deine Wellen zittern
Von der Sonne Gluth;
Ob ſie's heimlich wittern,
Wie die Liebe thut?

Weit und weiter immer
Rück' der Strand hinaus!
Aus dem Himmel nimmer
Laß uns ſteigen aus!

Fern von Menſchenreden
Und von Menſchenſinn,
Als ein ſchwimmend Eden
Trag' dies Schifflein hin!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lübeck, Oktober.

(Schluß.)

Handelsverhältniſſe.

Unter den gegenwärtigen Zuſtänden Lübecks ſchwimmt der Handel ganz oben auf; aber man kann nicht ſagen, daß er ſehr große Fettaugen bilde. Im Mittelalter zog Lübeck, als Königin der Hanſa, alle Handelsnerven gewaltſam in ſich zuſammen und war das Handelsſenſorium des ganzen europäiſchen Nordens. Die Schiffe der mächtigen Lubeca fuhren in den barbariſchen Norden hinauf, ſie kauften dort billig die rohen Landesprodukte und führten dieſelben verarbeitet und vertheuert wieder zurück. Da mußte der Kaufmann Lübecks, als Diktator des europäiſchen Nordens, unermeßlich gewinnen. Die Czaren Rußlands, die Könige Schwedens und Dänemarks ertheilten den Lübeckern die unglaublichſten Privilegien, völlige Zollfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit, eigene Faktoreien in ihren Ländern, nur um von den Lübeckern theuer kaufen und billig an ſie verkaufen zu können. Die Blüthe Lübecks entwickelte ſich alſo aus der Barbarei des europäiſchen Nordens und aus dem grauſamen Handelsmonopol, welches er darüber übte. Um ſich dieſes Monopol zu erhalten, ſuchte Lübeck ſeinen gefährlichſten Feind, Holland, ganz von der Oſtſee auszuſchließen, und als ein ruſſiſcher Czar, um die Kultur ſeines rohen Landes zu heben, deutſche Handwerker und Künſtler nach Rußland ziehen wollte, wurde Lübeck — ſo weit ging und ginge wohl noch der Handelsegoismus — beim deutſchen Kaiſer klagbar, weil durch Rußlands Kultur und durch die Verarbeitung der ruſſiſchen Landesprodukte im Lande ſelbſt Lübecks Handel verlieren müßte. Eine Handelsmacht aber, die ſo fauſtrechtlich im Mittelalter wurzelte, mußte auch ganz natürlich mit jener dunkeln Epoche zerfallen. Allerdings iſt der Handel Lübecks noch immer von großer Bedeutung und wird es troz aller Zeitverhältniſſe noch lange ſeyn, aber er iſt im Grunde, wenn man unparteiiſch tiefer blickt, mehr Speditionshandel, als Handel, auf ſich und durch ſich ſelber begründet. So gut jeder Kaufmann zu einem andern Mäckler geben kann, eben ſo gut kann Lübeck, wenn ſich die Spedition freiere Wege bildet, umgangen werden und muß, da es keinen innern Handelsnerv beſizt, wie Bremen, öde in ſich verſinken. Es haben ſich bereits an der Oſtſee jugendkräftige Orte, wie Kiel, Neuſtadt, Wismar und Stettin wetteifernd und wagend, tobend und lärmend aufgemacht, und ſie zupfen den alten Patricier Lübeck, der, ohne ſich zu regen, auf der curuliſchen Sella ſizt, am ſilbernen Barte, ohne daß er zuſchlagen könnte. Lübecks Handelsſtärke beruht nicht mehr auf ſich ſelber, ſondern nur in jenen Sympathien, welche es in Rußland und Hamburg für ſich zu wecken und zu erhalten verſteht. Aber da kommt nun die pietätsloſe Jugend, da kommt Kiel und bläst in die Trompete: „Unſer Hafen iſt herrlich, vergleicht ihn einmal mit dem Lübecker Hafen! Unſere Verbindung mit Hamburg iſt ſchön, die Lübecker iſt erbärmlich, und eine Eiſenbahn hoffe ich, Kiel, auch bald auf Aktien zu erbauen; alſo friſch heran, meine Herrn Kaufleute! wir Kieler können bequemer ſpediren als Lübeck.“ Dann ruft Wismar von der andern Seite: „Ich aber habe ſchon Anwartſchaft auf die große Eiſenbahnkette bis in's innerſte Deutſchland hinein, ich habe auch völlige Zollfreiheit, alſo trefflich für die Spedition, meine Herren!“ Und Lübeck, der alte, durchwetterte Greis, wird von dieſen ſchwirrenden Kindertrompeten fortwährend umblaſen, und faſt ſtürzen dieſe gellenden Poſaunen die Mauern von Lübeck; denn es fühlt ſich von außen und innen beengt und weiß mit der wachſenden Jugend keinen friſchen Wettkampf zu beginnen, da es an innern Kräften fehlt. — Nachdem ich Sie mit den allgemeinen Handelsverhältniſſen Lübecks bekannt gemacht habe, werde ich das nächſtemal die wichtigſten Einzelheiten vorführen und Sie tiefer in die Verhältniſſe unſeres Staats- und Handelsweſens blicken laſſen. Σ.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. November 1840.

Der allgemeine Gattungscharakter, der Volkscharakter, der Stammcharakter —
Aus all dem kommt Keiner heraus. —

Herder.

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

Seit mehreren Jahren iſt häufig die Rede von Weltliteratur und Weltpoeſie. Dieſe Worte klingen voll und pompös, wie alle, welche Welt und Natur in ſich faſſen. Sie gehören unter die ſchimmernden und klingenden Wortmünzen, die jezt im Curs ſind und deren Aufſchrift bald ſo, bald anders genommen oder gedeutet wird. — Wenn von Gelehrſamkeit überhaupt, wenn von Wiſſenſchaften die Rede iſt, läßt ſich eine Weltliteratur recht wohl denken; ja eine ſolche war ſchon lange vorhanden, bevor man anfing, dieſes große Wort im Munde zu führen. Die Heimath des Gelehrten iſt das Feld, das er bebaut und das von Menſchen aus allen gebildeten Völkern bebaut werden kann. Der Phyſiker und Chemiker, der Naturbeſchreiber, der Arzt, der Techniker, er mag in Kalkutta geboren ſeyn oder am Orinoko, kann wohl die Erſcheinungen und Kräfte der Natur, die Kategorien, unter welchen ſie wirkt, nicht leicht anders auffaſſen, erforſchen und zuſammenſtellen, als der engliſche oder ſkandinaviſche, auf den nämlichen Feldern des Wiſſens ſich bewegende Gelehrte. Der ſyſtematiſche Botaniker in Frankreich verſteht eben ſo gut die einmal aufgenommenen techniſchen Ausdrücke und Nomenklaturen, die in den botaniſchen Schriften der Schweden und Deutſchen vorkommen, als der ſlaviſche Botaniker in Dorpat oder Petersburg. Zu dieſem allgemeinen Verſtändniß, zu dieſer beſſern Mittheilung trug beſonders früher, und in manchen Feldern der Wiſſenſchaft, z. B. der erwähnten Botanik, noch jezt die lateiniſche Sprache ſehr viel bei, ſie, die Gelehrtenſprache vorzugsweiſe, die wohl nicht leicht von einer andern, ſelbſt der franzöſiſchen nicht, verdrängt werden mag, wenn ſie auch, was die genaue Bezeichnung philoſophiſcher Begriffe anbelangt, der deutſchen, in dieſer Hinſicht ſich mehr dem Altgriechiſchen nähernden Sprache weit nachſtehen muß. Vor allem aber iſt hier der Einfluß der Kunſt unverkennbar, welche in wenigen Stunden Worte vertauſendfältigt, welche die literariſchen Schätze der frühern Zeit für Gegenwart und Nachwelt aufbewahrt, und ſobald in einer Nation ein geiſtiges Werk erſchienen iſt, es ſogleich zum Gemeingut für die andern macht.

Aber ſelbſt im Reiche des Wiſſens und der Gelehrſamkeit wird ſich der Nationalcharakter nicht verleugnen. So werden die mehr praktiſchen Engländer und Franzoſen bei ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Unterſuchungen mehr und genauer auf einzelne äußere Erſcheinungen der Natur und Welt eingehen, mehr das unmittelbar Nützliche, den Volksgeiſt Anſprechende, oder das Elegante, den Sinnen Schmeichelnde berückſichtigen, während der, mehr zum tiefern Spekuliren geborene Deutſche mehr von

Digitized by Google

Ideen ausgeht, oder das Einzelne, Relative, das er erforſcht und behandelt, auf eine höhere Idee zurückzuführen ſucht, wobei er freilich nicht ſelten den Boden der Erfahrung und des Gemeingültigen verlaßt. Jene ſind, wie man häufig zu ſagen pflegt, mehr realiſtiſch und empiriſch, dieſe mehr idealiſtiſch und rein ſpekulativ.

Was aber eine Weltpoeſie anbelangt, wenn nämlich nicht darunter eine ſolche verſtanden wird, die an ſich allen poetiſch geſtimmten Völkern unter verſchiedenen Ausdrucksweiſen gemein iſt, ſo iſt ſie weder zu wünſchen, noch auch möglich. Nicht zu wünſchen: denn alle Charakteriſtik, alle Individualität, alle bunte Lokalfarbengebung würde aufhören, wenn z. B. der Spanier faſt eben ſo ſänge und darſtellte als der Schwede, der Franzoſe eben ſo als der Deutſche. Aber ſie iſt auch nicht möglich, ſelbſt abgeſehen von den Schranken einer jeden Sprache, in welche der Dichter ſich fügen muß, wenn er allgemein anſprechen will. Auch der Deutſche, der ſich doch in alle Zeiten und Völker gern verſetzt, von allen borgt und nimmt, der uns entweder in einem künſtleriſchen Panorama, in einer Art von Zimmerreiſe, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil führt, oder wie ein literariſcher Großhandler in ſeinem Waarenlager allerhand Schätze aus allen Zonen und Ländern der Erde im bunten Gemiſch zur Schau ſtellt — ſelbſt dieſer Deutſche kann dabei doch ſeine nationale Eigenthümlichkeit, ſeinen Charakter nicht ganz zurückdrangen, ſo ſehr er es möchte. Ja, ſchon dieſes Streben ſelbſt, ſich alles Fremde anzueignen, nach- oder einzubilden, dieſes Streben, univerſell zu ſeyn, gehört ja eben als Hauptzug zu ſeinem Nationalcharakter.

Bei der Poeſie iſt vor Allem der Ausdruck der Sprache zu beachten, und die Sprachen ſind es, wodurch die Völker ſich am meiſten von einander unterſcheiden. Büffon behauptet: der Styl iſt der Menſch. Dies kann noch allgemeiner gefaßt werden: jeder Darſteller, es ſey in Wort, Ton oder Bild, ſtellt ſich ſelbſt dar, und zugleich mehr oder minder das Volk, den Stamm, zu welchen er gehört. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß jene Büffonſche Behauptung bisweilen nicht zuzutreffen ſcheint, und beſonders Dichter den Adlern gleichen, die uns größer im Fluge vorkommen, als ſie wirklich ſind, und manche wieder einen ſolchen Grad der Objektivitat in ihrer Darſtellung erreichen, daß man dabei ihre Perſönlichkeit vergißt. Allein wenn wir mit ſcharfprüfendem Blick in das innere Leben des Schriftſtellers eindringen, wenn wir den ſittlichen und geiſtigen Kern deſſelben von dem äußern, durch Zufall und Umſtande bedingten Leben abſondern, ſo werden wir faſt immer finden, daß wirklich der Menſch in der Art ſeines Styls, wenn er nur Original iſt, ſich abzuſpiegeln pflegt.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Linker Hand auf dieſem und dem nächſtfolgenden Boulevard, wo noch am wenigſten gedrängt, gelaufen und geſtoßen wird, ſtellen ſich die Elenden und Gebrechlichen in den Schutz eines Baumes und flehen die Barmherzigkeit der Vorübergehenden mit Mienen und Geberden, mit allerlei Redensarten an. Nie ſieht man hier jene Bettelei, die unverſchämt mit ihrer Blöße auftritt, die ſchreit und nachläuft; vielleicht wird ſie hier nicht geduldet. Manchen fehlt auch die Sprache, und ſie kommen alſo gar nicht in Verſuchung, durch ihr Geſchrei überläſtig zu werden. Die Bettelinduſtrie iſt in Paris höchſt erfinderiſch, und wer mag es tadeln, wenn der verſchämte Arme unſchadliche Künſte anwendet, um das Herz ſeiner reichern Mitbrüder in Chriſto zu erweichen! Hier kauert ein Stummer, deſſen auf der Bruſt hängende Tafel meldet, er ſey bei den Beduinen oder andern Barbaren in Gefangenſchaft geweſen und man habe ihm die Zunge ausgeriſſen; dort horcht ein Blinder mit gaffendem Munde auf die Fußtritte der Vorübergehenden und hält den Hut hin, woran ein Glöckchen befeſtigt; da fahrt ein Krüppel in einem kleinen, mit einem Eſel beſpannten Wagelchen und zeigt ſeine beiden verſtümmelten Arme ohne Hände; zwei Schritte weiter hockt ein altes Mütterchen und bietet uns Glück und Segen nebſt einem Bund Schwefelhölzer; noch weiter ſteht ein Stelzfuß, der, mit flehender Geberde an den Hut greifend, jedem wohlgekleideten und wohlgenahrten Vorübergehenden ein in der Geſtalt eines Igels geformtes Kiſſen mit Zahnſtochern hinhält, das beinahe wie ein ſtechendes Epigramm ausſieht. Unter allen humanen Künſten, welche die Armuth hier anwendet, um Mitleid zu erregen, rührt mich jedoch beſonders der Anblick eines blinden Bettlers, ſo oft er mir auf den Boulevards oder in den daran ſtoßenden Gaſſen, mit dem Vorſpann ſeines Hundes, begegnet. Hier geht er, ſein date obolum leiſe abſingend, an den Baumen oder an den Häuſern hin, in der Linken einen Stab, womit er die Eckſteine oder Baumſtämme ſondirt, und in der Rechten eine an dem Halsband ſeines Hundes befeſtigte Schnur, woran das treue Thier, mit einem Glöckchen am Halſe, ſeinen blinden Herrn leitet. Der Hund weicht nicht von der Kante des Trottoirs oder aus der Nähe der Mauer; er drangt ſich vielmehr dicht an die Häuſer, wenn ihm etwas in den Weg kommt, er kriecht um die Gaſſenecken oder ſchreitet ſchneller zu, wenn eine Querſtraße zu paſſiren iſt. Geduldig ſieht er nach ſeinem Herrn um, wenn dieſer den Strick etwas ſtraffer zieht, um ſtille zu ſtehen, und geht auf eine Berührung mit dem Stock

Digitized by Google

weiter. Findet der Hund auf ſeinem Marſche einen Knochen für ſeinen wohl ſelten geſtillten Hunger, ſo legt er ſich nicht hin, um ihn zu benagen, ſondern nimmt ihn mit und verzehrt ihn, wenn ſein Herr ausruht. — Nenne das Alles Inſtinkt, wer da mag!

In Geſellſchaft ſolcher Armen geht man an den einſamen Straßen Caumartin, Godot de Mauroy, la Ferme des Mathurins vorüber, wo ein Millionär neben dem andern wohnt. Rechts mündet die prächtige Friedensſtraße, welche eine Ausſicht nach dem Tuileriengarten und dem Vendomeplatze öffnet, an welchem lezteren Orte ſich die berühmte Säule mit dem neuen Standbilde Napoleons erhebt, das, von dieſem Standpunkte aus geſehen, ſich beſonders geſchmacklos ausnimmt und ganz ſchief nach der rechten Seite zu hängt, was nicht dem Künſtler zuzurechnen iſt, ſondern von der unrichtigen Befeſtigung auf dem Monumente herrührt. Aber auch an ſich iſt die Statue, ein Werk des Bildhauers Seurre, gänzlich mißrathen. Obſchon nach dem naturaliſtiſchen und hiſtoriſchen Prinzip der modernen romantiſchen Schule aufgefaßt, welche der Natur und geſchichtlichen Wahrheit oft bis in's Kleinliche nachjagt, weicht dieſe Statue doch beinahe in allen Punkten davon ab. Das zwölf Fuß hohe Standbild erſcheint troz der perſpektiviſchen Verkürzung noch immer ſechs Fuß hoch und überſteigt folglich die natürliche Statur Napoleons, auf die es hier abgeſehen war, noch bedeutend. Der graue Oberrock, den Napoleon nur im Winter und nicht für gewöhnlich trug, iſt, um der Figur mehr Fülle zu geben, länger gemacht, als er war, und alſo auch in dieſer Beziehung wurde die Wahrheit verlezt. Dem dreieckigen Hut hat man eine ebenfalls auf Effekt berechnete Größe gegeben, und es iſt alſo nicht mehr der „kleine Hut," unter welchem Namen ihn die Welt kennt. Das kurze Fernrohr, welches der Kaiſer in der Rechten hält, iſt in der Hand eines großen Feldherrn ein dürftiger Erſatz für das Schwert, auf das ſich die klaſſiſchen Helden und Imperatoren zu ſtützen pflegen. Wenn man poetiſch von dem Adlerblick Napoleons auf dem Schlachtfelde geredet hat, ſo erſcheint eine Art Operngucker in der Fauſt des Helden von Auſterlitz faſt lächerlich. Daß Napoleon wirklich vor und während der Schlacht ſich eines ſolchen Inſtruments bediente, ändert nichts an der Sache. Es entſpräche der Wahrheit eben ſo gut, wenn man das Fernrohr durch eine Schnupftabaksdoſe erſezt hätte. Zum Glück bemerkt man es wegen der großen Höhe nicht ſehr; allein deßhalb erſcheint der in ſanfter Biegung des Ellenbogengelenks am Körper niederhängende Arm leer und müßig und ſomit ein Verſtoß gegen die Compoſition. Was die in der Weſtenöffnung ſteckende Linke betrifft (während doch Napoleon die Gewohnheit hatte, die Rechte in dieſer Lage zu halten), ſo verdient der Künſtler auch in dieſer Beziehung Tadel. Napoleon that nichts halb und läſſig; alle ſeine Bewegungen waren entſchieden und raſch; er ſchnupfte nicht, er ſchob nicht ſeine Hand unter die Weſte, wie Jedermann: er griff mit haſtigen Fingern in die Doſe und fuhr mit raſcher Hand unter die Weſte. Statt von dieſer Entſchiedenheit in den Bewegungen Vortheil zu ziehen, hat der Künſtler die Hand ſchlaff und nachläſſig in die Oeffnung der Weſte gehängt, wie man bei herumſchlendernden Stuzern zu ſehen gewohnt iſt. Züge und Ausdruck des Geſichts, alſo das geiſtig Bedeutendſte an einem gefeierten Helden, gehen für den Beſchauer durchaus verloren, ein Hauptübelſtand, dieſer ganzen Gattung von Monumenten gemein, die bei den Griechen ganz ungebräuchlich war und bekanntlich erſt bei den Römern in Aufnahme kam, welche in künſtleriſcher Erfindungsgabe und in Sachen des Geſchmacks gegen die Hellenen ſtets als halbe Barbaren erſcheinen. Schon der Gedanke, eine Säule zu iſoliren und als Monument für ſich hinzuſtellen, beweist, daß man den Sinn für ihre urſprüngliche Bedeutung, ein tragendes Glied eines Gebäudes zu ſeyn, ganz aus den Augen verloren hatte.

(Fortſezung folgt.)

Seelieder von C. Reinhold.

12.

Leb wohl, mein Kind! die Ruderſchläge
Von meinem Kahne hör' ich ſchon.
So laß mich ziehen meiner Wege!
Ein Kuß, — und raſch bin ich davon.

Und iſt es denn ſo leicht, zu ſcheiden?
Was wogt der See im Mondenlicht?
Bewegt ihn wohl mein zärtlich Leiden?
Ach, Wind und Wetter fühlen nicht.

Wär' ich, wie ſie! Manchmal im Herzen
Regt ſich der alte Wanderdrang,
Und all' die wunderlichen Schmerzen
Austoben möcht' ich in Geſang.

Was ſingſt du, Nacht, von Lieb' und Treue,
Und nennſt ſie Traum, und nennſt ſie Wahn?
Gib meine Jugend mir auf's Neue,
Den kecken, ruderloſen Kahn!

Ach, eng und enger ſeine Kreiſe
Will um mich her das Leben ziehn.
Sing', Nacht, die alte Wanderweiſe!
Nur Einmal laß mich noch entfliehn!

Digitized by Google

Entfliehn mit dir in deine Klüfte,
Und, kommt der Tag, mit friſchem Sinn
Dem Vogel gleich, dem Sohn der Lüfte,
Am Saum der Welt nur ſtreifen hin!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Kunſtbeſtrebungen.

Neulich habe ich von den gegenwärtigen literariſchen Verhältniſſen geſprochen, jezt mögen einige Bemerkungen über die künſtleriſchen nachfolgen. Es fehlt viel daran, daß dieſelben günſtig wären. Die Zahl der Künſtler iſt groß, Kunſtliebhaber aber ſind keineswegs in bedeutender Menge vorhanden und man ſcheint die Ausgabe. Kein Kunſtverein kommt hier leider zu Hülfe. Es iſt ſchade, daß man noch nicht daran gedacht hat, denn die Sache könnte in Toscana Fortgang haben und Gutes ſtiften. An Kunſtliebe fehlt es keineswegs, und man ſieht ſelbſt Unternehmungen entſtehen, die kaum in regſamern Ländern zur Ausführung gebracht werden würden. Ich rechne dazu die Reihe von achtundzwanzig Statuen berühmter Florentiner, welche beſtimmt ſind, die Niſchen an den Pfeilern der Uffizien zu ſchmücken. Seit Vaſari, dem Erbauer der Uffizien, hat wohl Niemand ernſtlich daran gedacht, dieſen Plan in's Werk zu ſezen: jezt hat eine Geſellſchaft von Privatleuten angefangen, monatliche Beiträge zu geben, um denſelben auszuführen. Die Idee iſt gewiß ſehr ſchön und lobenswerth, und die Piazza del Granduca, ſchon ſo reich an Kunſtwerken und Intereſſe, wird dadurch noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Nur muß man wünſchen, daß dies Unternehmen, welches von einem Buchhändler, Namens Batelli, ausging, nicht gleich ſo vielen andern in's Stocken gerathe. Ein guter Anfang iſt bereits gemacht; vier Statuen ſind fertig. Sie ſind halbkoloſſal. Emilio Demi hat die Bildſäule des Dante geliefert, L. Pampaloni Lionardo de Vinci, C. Santarelli Michel Angelo Buonaroti, G. Grazini Lorenzo di Medici. Die Statue des Buonaroti iſt die beſte darunter, in der Auffaſſung wie in der Ausführung, an welcher auch in Nebendingen die Sorgſamkeit ſehr zu loben iſt. Auch die übrigen haben Verdienſt, obgleich Demi, welcher in der Bildſäule des Galileo, die bei Gelegenheit des vorjährigen Gelehrten-Congreſſes in Piſa aufgeſtellt ward, ein ſo ſchönes Werk geliefert hat, in ſeiner neueſten Produktion, ſo wie im Modell einer Gruppe des Raphael mit der Fornarina, den Erwartungen nicht entſpricht. Pampaloni arbeitet an einer Statue des regierenden Großherzogs, welche auf dem Hauptplaze des Städtchens S. Miniato al Tedesco aufgeſtellt werden ſoll. Sie iſt ein Beweis der Dankbarkeit der Bewohner für die Errichtung eines Gerichtshofs erſter Inſtanz, die bei der neuen Organiſation der Juſtizverfaſſung dort ſtattgefunden hat. Für Polen iſt das Denkmal der Gräfin Grabinska beſtimmt: die liegende Statue einer Sterbenden, welche ihren vor dem Krankenlager knienden Sohn ſegnet. Im vorigen Jahre wurde ein anderes Werk von Pampaloni hier aufgeſtellt: das Monument der im Frühling 1838 in jugendlichem Alter geſtorbenen ausgezeichneten Sängerin Virginia de Blaſis. Man ſieht es in dem mit Grabſteinen gefüllten Chioſtro von Sta Croce: eine knieend betende weibliche Geſtalt, ſchön gedacht und gearbeitet. Neben dieſen Bildhauern iſt A. Coſtoli zu nennen. Vor einigen Jahren, als er noch in Rom war, machte er durch ſeine Werke viel Aufſehen; er zeigte einen männlichen Geiſt und ſchöpferiſche Kraft, nebſt einem ſtrengern Styl als man bei den jüngern Künſtlern hier zu finden gewohnt war. Nachmals ſprach man weniger von ihm. Gegenwärtig iſt er mit der Vollendung einer Statue des Galileo beſchäftigt, welche in der hieſigen Sternwarte aufgeſtellt werden ſoll. Galileo iſt ſtehend abgebildet (Demi hat ihn ſizend dargeſtellt); ſein Blick iſt gen Himmel gerichtet, in der einen Hand hält er das Fernrohr, mit der andern ſein Gewand. Es iſt ein tüchtiges und würdiges Werk. Man baut ein eigenes Zimmer dafür oben auf der Sternwarte; L. Sabatelli ſoll daſſelbe mit Fresken ſchmücken. Weniger zu loben iſt die Statue eines jungen Mädchens, der erſte Schmerz genannt; es fehlt den Formen an Feinheit. Ich glaube nicht Unrecht zu haben, wenn ich dieſen Mangel überhaupt an den meiſten Werken der jüngern Florentiner Bildhauer bemerke. Manche Arbeiten, denen eine gute Auffaſſung nicht abzuſprechen iſt, laſſen ſorgſame Durchführung und das Studium des Einzelnen vermiſſen. Eine neuere Statue Santarelli's, die Madonna, im Augenblick, wo ſie den Gruß des Engels vernimmt (für eine Kirche in Frankreich beſtimmt), zeichnet ſich auch von dieſer Seite vortheilhaft aus. Von Coſtoli muß ich noch ein unvollendetes Relief nennen, welches viel verſpricht: es gehört zu einem Grabdenkmal für die Gräfin Zamoyska, geb. Czartoryska. Die Gruppe der Angehörigen der Verſtorbenen, in einer der mittelalterlichen ähnelnden Tracht, iſt vortrefflich komponirt. Dies ſind die bedeutendſten neuen Werke hieſiger Künſtler. Unter den Bronzegießern iſt nur Papi zu nennen, deſſen ich früher einmal erwähnte. Er hat einen gelungenen Guß des Merkurs des Gian Bologna ausgeſtellt, für die Herzogin von Sutherland beſtimmt, für welche er bereits eine Nachbildung der hübſchen Venus vom Brunnen der großherzoglichen Villa Petraja, gleichfalls ein Werk des Bologna, lieferte und eine des vielberühmten Perſeus liefern wird. Längere Zeit war die Loggia des Orcagna, wo das Meiſterwerk des Benvenuto ſteht, ſo mit Holzgerüſten gefüllt, daß man ſie kaum ſehen konnte. Der Perſeus ſteckte in einem gewaltigen hölzernen Kaſten, welcher vor ein paar Monaten weggeräumt ward; ein ähnlicher Kaſten umſchließt noch jezt die Gruppe des Herkules und Neſſus, die nach wiederholter Wanderung hier eine Stelle gefunden hat. Auch die Baluſtrade des Daches war lange nicht ſichtbar. Die alte war ſchadhaft geworden, denn leider hat der Fieſolaner Stein, aus dem beinahe alle hieſigen Bauten errichtet ſind, nicht die Dauerhaftigkeit, welche erforderlich wäre, den Einwirkungen der Luft und des Regens Jahrhunderte lang zu widerſtehen. Der Hofarchitekt Poccianti hat die neue Baluſtrade genau nach dem Muſter der alten ausgeführt und ein ſehr ſchönes Werk geliefert.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 12. November 1840.

Le bruit, le faste, l'importance,
Les grands plaisirs, les grands ennuis,
Les nouveautés de tous pays,
Les chefs-d'oeuvre sans conséquence.

Gresset.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Nach der Friedensſtraße, die auf den Boulevard der Kapuzinerinnen ausläuft, kommen ſchon rechter Hand nette, beſuchte Kaffeehäuſer und ſchön eingerichtete Waarenlager, während die linke Seite mehr von reichen Bankiers und Geſchäftsleuten bewohnt und deßhalb mit großen Privathäuſern und prächtigen Hôtels beſezt iſt. Viele dieſer palaſtartigen Gebäude ſind mit architektoniſchem Schmuck aller Art, mit Säulen und Pilaſtern, mit Statuen und Büſten reich ausgeſtattet. Sie machen indeß meiſt durchaus keine erfreuliche Wirkung: einmal fehlt es an Durchführung einfacher Hauptlinien, welche in der Architektur für großartige Geſammtwirkung unerläßlich ſind, und denen ſelbſt der reichſte Schmuck ſtreng untergeordnet ſeyn muß; ſodann ſind die verzierenden Glieder ganz zufällig und willkührlich angebracht, ohne durch ihre urſprüngliche Bedeutung oder einen beſtimmten Zweck des Gebäudes motivirt zu ſeyn. Eine rühmliche Ausnahme hievon macht das Hôtel d'Osmond, welches, im italieniſchen Styl erbaut, durch ſeine einfachen, dem kleinen Umfang entſprechenden Verhältniſſe und durch den Reichthum ſeiner zweckmäßigen Verzierungen einen eben ſo erheiternden als befriedigenden Eindruck hervorbringt.

Von der Rue de Montblanc ab bis zur Rue Montmartre iſt der vornehmſte Theil, der höchſte Glanzpunkt der Boulevards. Die neue Vivienne- und Richelieuſtraße, aus lauter ſechsſtockigen, palaſtartigen Gebäuden beſtehend, die Straßen Lafitte und Grange-Batelière, wo die drei Finanz- und Börſenkönige, Rothſchild, Lafitte und Aguado reſidiren, die Straßen Lepelletier, Taitbout, Helder, Marivaux, Grammont, welche die Sylphiden der großen Oper vorzugsweiſe bewohnen, laufen hier wie in einen ſtrahlenden Fächer zuſammen. Dieſer Bezirk bildet gleichſam das Hauptſchiff einer unermeßlichen Pagode, wo alle Schätze und Koſtbarkeiten der in Paris angebeteten doppelköpfigen Göttin, der Mode und Genußſucht, conzentrirt ſind. Linker Hand die große Oper, ein Wunderpalaſt, worin einen Abend um den andern eben nicht die züchtigſten Grazien ihre Reihentänze ſchlingen; rechter Hand die Börſe, ein antiker Tempel, worin der moderne Geldteufel ſpukt, und die Vivienneſtraße, eine fortlaufende Perlen- und Diamantenſchnur, woran das Palais-royal wie ein unſchätzbares Medaillon hängt. Deuten die beiden Hände dieſes vergnügungsmüden Körpers nicht ſchon zur Genüge an, wie impertinent vornehm, ſteinreich und ſchwer zu amüſiren die Leute ſeyn müſſen, welche dieſes hochadelige oder

Digitized by Google

vielmehr hochbürgerliche Börſen- und Opernviertel bewohnen?

An öffentlichen Beluſtigungsorten und Vergnügungsanſtalten iſt hier kein Mangel. Auf der Stadtſeite finden wir zunächſt das Theater der Variétés, die Paſſagengruppe der Panoramas, die Bouffes u. ſ. w. Auf der gegenüberliegenden Vorſtadtſeite bemerken wir abermals eine architektoniſche Mißgeburt, das neuerdings gebaute ſogenannte goldene Haus, welches vom Erdgeſchoß bis zu den Dachfirſten von Vergoldungen ſtrozt. Es hat zwei ſechs Stockwerke hohe Façaden, die eine gegen den Boulevard des Italiens, die andere gegen die Rue Lafitte, mit vergoldeten gußeiſernen Balkons von der zierlichſten Arbeit, allein von der unangenehmſten Wirkung. Der innere Hofraum iſt mit demſelben Prunk von Ornamenten überladen und die Einrichtung der Zimmer vermuthlich ebenſo überreich, wie die äußere Ausſtattung, welche an den ſchlechten Geſchmack eines bürgerlichen Parvenu erinnert. Den erſten Stock dieſes Hauſes hat der Jockeyclub gemiethet, und hier wird künftig das Bulletin für die Faſhion ausgegeben werden. — Der neuen Viviennestraße gegenüber iſt der Club des arts, eine geſchloſſene Männergeſellſchaft, nach dem Muſter engliſcher Clubhäuſer gebildet, welcher jedoch keineswegs, wie der Name vermuthen läßt, ein künſtleriſches, ſondern daſſelbe gaſtronomiſche und ariſtokratiſche Intereſſe, wie allen Vereinigungen dieſer Art in England, zum Grunde liegt. Jedes Mitglied bezahlt an Eintrittsgeld 10 Napoleons und einen jährlichen Beitrag von 100 Franken. Dafür haben wir das Privilegium, täglich für zehn Franken zu Mittag zu ſpeiſen und eben ſo viel für Erfriſchungen zu verzehren (natürlich gegen beſondere Bezahlung), und die ſichere Garantie, nicht mit unſerem Schuſter und Schneider in Berührung zu kommen; eine Garantie, welche in dem durch und durch ariſtokratiſchen England ſehr hoch geſchäzt wird, worauf man jedoch in dem demokratiſchen Frankreich keinen großen Werth legt. Daher iſt der Andrang zu dieſen Anſtalten in Paris bei weitem nicht ſo groß als in London, wo ſich die Frauen mit Recht darüber beklagen, daß die Clubs das Familien- und Salonsleben beeinträchtigen. Bei der Weiſe der hieſigen Geſelligkeit, als dem treuſten Ausdruck des franzöſiſchen Nationalcharakters, iſt ſolches nie zu beſorgen. Der Franzoſe iſt für das Zuſammenleben der Geſchlechter geſchaffen; das einſame Brüten, das unfreundliche Abſondern, die ſchroffe Trennung der Geſchlechter iſt ſeiner Natur zuwider; eine Männergeſellſchaft ohne Frauen ſcheint ihm etwas Monſtröſes. Der Franzoſe iſt nicht einzig und allein Mann, wie der Deutſche und noch mehr der Engländer; als ſittliches Weſen vereinigt er gleichſam in Einer Perſönlichkeit den Charakter von Mann und Weib. Da ſein höchſtes Beſtreben auf idealiſirte Sinnlichkeit gerichtet iſt, ſo kann er ſich natürlich nicht von dem Werke der Schöpfung trennen, worin er ſein Ideal verkörpert, ſein Herrlichſtes leiblich feſtgehalten ſieht. Wollte man ihm dieſes Ideal, welches er überall und ewig mit ſich herumträgt, in der Wirklichkeit entziehen, ſo könnte er als Franzoſe nicht mehr beſtehen, er würde ſeine ganze Natur ändern müſſen. In Deutſchland und England leben die Männer vielfach iſolirt von den Frauen, wie in der Türkei, obwohl aus verſchiedenen Gründen; in Frankreich bilden Mann und Weib Ein unzertrennliches Weſen, und die Franzoſen haben nicht vergeſſen, was die Geneſis in einem eben ſo wahren als tiefgedachten Bilde ausdrückt.

Außerdem daß die Form der franzöſiſchen Geſelligkeit alle iſolirten Cirkel verbannt, denen die Würze der gemiſchten, anziehenden Unterhaltung mangelt, hat ſie noch einen andern weſentlichen Vorzug vor der geſelligen Lebensweiſe aller übrigen civiliſirten Länder dadurch, daß die altväteriſchen Conventionen und das Mondkalb Standesetikette, welche den geiſtigen Verkehr bei andern Nationen ſo vielfach hemmen und beſchränken, hier längſt weggeworfen worden ſind und man in derſelben Geſellſchaft Herzoge und Kaufleute, Gelehrte und Fabrikanten, Künſtler und Staatsbeamte in der zwangloſeſten Unterhaltung findet und die Aufmerkſamkeit, welche Jeder genießt, nicht etwa von ſeinem Rang, Titel oder Reichthum, ſondern lediglich von dem Maß des geiſtigen Intereſſe abhängt, welches er zu erregen im Stande iſt. Auf ſolche Weiſe gewinnt das intellektuelle Getriebe ungemein an Bedeutſamkeit und Mannigfaltigkeit: alle neuen Ideen, alle namhaften Erſcheinungen in den verſchiedenſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens und Könnens werden Gegenſtand der lebendigſten Beſprechung und gelangen zur gegenſeitigen allgemeinſten Kenntniß und zur höchſten Durchbildung.

(Fortſezung folgt.)

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

(Fortſezung.)

Man kann noch weiter gehen und ſagen: die Sprache iſt das Volk. Sprache und Religion ſind die beiden Hauptelemente, welche den Charakter der Völker bilden, wodurch ſie ſich unterſcheiden. Jener ſogenannte Sprachgeiſt, von welchem ſo oft die Rede iſt, was kann er anders ſeyn, als der durch die Sprache ſich offenbarende Volksgeiſt? Wirklich lebt in jeder Sprache, d. h. wieder in den Sprechenden zuſammen, eine organiſche Bildungskraft,

Digitized by Google

ein eigenthümlicher Geiſt, der aus dem ganzen Volksgeiſt hervorgeht und mit ihm in immerwährender Wechſelwirkung und Beziehung ſteht. Sprache und Volksgeiſt heben und ſenken, veredeln und verſchlechtern ſich in demſelben Maße und Verhaltniß. — Und dieſer organiſch bildende Sprachgeiſt iſt es auch, der die von andern, d. h. nicht verwandten Sprachen wie Kryſtalle angeſchoſſenen oder aufgenommenen Elemente entweder ausſcheidet oder organiſch in ſich verarbeitet und aſſimilirt. Beiſpiele ſollen es erlautern. Wenn ein eingewandertes, angeſiedeltes Volk unſere Sprache und Religion annimmt, ſo nimmt es mit dieſer Sprache und Religion nach und nach auch unſere Denk- und Gemüthsart und mit dieſer auch unſere äußere Sitte an; denn nur dadurch iſt das Erſtere möglich. So lange ich einem Volk von innen heraus fremd bin — und ſey es mir ſogar religions- und ſittenverwandt — ſo kann ich zwar ſeine Sprache fertig ſprechen lernen, aber ſie bleibt mir immer doch ein Aeußeres, ein Fremdes; das Sprechen wird immer mit einigem Zwang und Anſtrengung vor ſich gehen. Wenn ich ſie aber, mich hineindenkend und hineinfühlend in das Volk, lieber ſpreche als meine Mutterſprache ſelbſt, wenn ich all mein Denken, Empfinden und Wollen, mein ganzes volles Ich darin niederlege und ausdrücke, ſo braucht es nur eines Indigenats, einer Verheirathung mit einer Eingebornen des Landes, um nach und nach ganz in jenes Volk ſelbſt überzugehen; ich werde mit der Sprache deſſelben unmerklich ſeine ganze eigenthümliche Gefühls- und Denkweiſe annehmen. — Ja, ſelbſt der Ausdruck des Geſichts wird durch den Sprachausdruck ſich verändern, indem die Sprachorgane, nach und nach durch die neue Sprache zugebildet, auf die ganze Phyſiognomie einwirken werden.

So wurden einſt aus urſprünglich germaniſchen Thraciern durch griechiſche Colonien in der Folge Griechen; ſo ſpäterhin aus Slaven Deutſche, z. B. im Mecklenburgſchen, in den Brandenburger Marken, in Braunſchweig, Oberſachſen, Thüringen und Franken, während die Böhmen, einige Gegenden ihres Landes abgerechnet, ungeachtet der Herrſchaft meiſtens germaniſcher Fürſten und der vielen Deutſchen, die daſelbſt ſchon von den Markomannen zurückgeblieben oder eingewandert waren, Czechen geblieben ſind, weil das ſlaviſche Element, mithin vor allem die Sprache, das Uebergewicht behielt. Einzelne, auf anderweitige Urſachen gegründete Ausnahmen, wo trotz der deutſchen Sprache, die geſprochen wird, dennoch ſlaviſche Sitten und Charakter, ſchon in der Phyſiognomie bemerkbar, ſich fortgepflanzt, kommen, eben als Ausnahme, in keinen Betracht. — Ein ſchlagendes Beiſpiel für unſere Behauptung geben die Schleſier. Sie gehörten im Allgemeinen zu dem Stamme der Lechen, alſo demſelben, wie die Bewohner des benachbarten Polens, und ſtanden mit dieſen auch lange Zeit in genaueſter politiſcher Verbindung. In den Zeiträumen zunächſt nach der Völkerwanderung hatten dort die Lechen das Uebergewicht. Landesſprache und Sitte waren ſlaviſch. Allein durch die vielen Deutſchen, welche ſpäter in das Land einwanderten und zu den bereits befindlichen Germanen, die ſich, wie es ſcheint, in den Gebirgen behauptet hatten, ſich geſellten, beſonders auch nach den verwüſtenden Einfällen der Mogolen, welche namentlich Niederſchleſien entvölkert hatten, ward deutſche Sprache und Sitte immer allgemeiner. Bereits unter Karl IV. machte ſich erſtere als Sprache der Edleren und in öffentlichen Verhandlungen geltend, und verdrängte endlich in Niederſchleſien die ſlaviſche ganz und gar. Da wurden hier aus den frühern Lechen nach und nach germaniſche Schleſier, die jezt wohl eben ſo gute Deutſche ſeyn mögen, als ſelbſt die Bewohner Weſtphalens oder Frankens. Das haben ſie ſchon längſt in der Literatur bewieſen. Sie, denen Melanchthon, faſt überſchätzend, das Zeugniß gibt, daß in keinem Theile Deutſchlands größere Anlagen zur Dichtkunſt und zur Beredtſamkeit zu finden wären, und die wir deßhalb die Schwaben des öſtlichen Deutſchlands nennen könnten, ſie beſonders waren es, welche zu einer Zeit, wo die deutſche Literatur im Argen lag, der ſcheuen, vor dem Kriegsgetümmel geflüchteten Muſe Germaniens Aſyl und Pflege gewährt, und damals wenigſtens zu ihrer Veredlung und Aufnahme weit mehr gewirkt haben, als irgend ein anderes Land, das ſich ächtdeutſcher Bewohner rühmt.

Hierher möchte mit Recht auch folgende Bemerkung gehören. Ein neuerer geiſtreicher Schriftſteller hält die heutigen Griechen des Peloponneſes für nichts weiter als für Slaven, die griechiſch ſprechen. Aber eben weil ſie griechiſch ſprechen, kann man ihm ſogleich erwidern, ſind ſie keine ächten Slaven mehr, wofern wir nämlich annehmen, wie er, daß wirklich durch friedliches und gewaltſames Einwandern ſlaviſcher Stämme der ganze Peloponnes ſlavoniſirt worden ſey. Sie könnten ja nicht griechiſch ſprechen, wenn ſie nicht mit den ächten Griechen in die engſte Verwandtſchaft gekommen wären, wenn ſich ihr Blut nicht mit dem der leztern vermiſcht hätte. Am wenigſten möchten wohl einige ſlaviſch klingende Ortsnamen in Griechenland für ſeine Behauptung geltend gemacht werden können. — Leipzig, oder eigentlich Lipzk (d. h. die Lindenſtadt), iſt ein urſprünglich ſlaviſcher Name; ſind deßhalb auch die heutigen Leipziger bloß Slaven, die deutſch ſprechen? — Und ſo iſt's noch mit andern ſlaviſchen Namen deutſcher Oerter und Gegenden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Fortſetzung.)

Kunſtwerke. Der Pucciniſche Garten.

Poccianti iſt der talentvollſte unter den lebenden toscaniſchen Baukünſtlern. Von ihm ſind die lezten Arbeiten am Palaſt Pitti, deſſen Façade gegenwärtig durch die koloſſalen Unterbaue der beiden Rondeaus und die neue Anordnung der anſtoßenden Gebäude vollendet iſt und eine höchſt impoſante Wirkung macht. Von ihm ſind gleichfalls die großen neuen Bauten in Livorno, von denen ich ein andermal zu reden Gelegenheit haben werde. Zu den Bildhauern zurückzukehren, ſo muß ich zweier Amerikaner gedenken, welche ſeit längerer Zeit in Florenz leben und deren Werke viel Aufſehen machen, Horatio Greenough und H. Powers. Der erſtere, aus Boſton gebürtig, vollendet eben jezt eine koloſſale Statue Waſhingtons, welche unter der Kuppel des Kapitols in der Stadt Waſhington ihren Platz finden ſoll. Der Held und Geſetzgeber iſt ſitzend dargeſtellt, eine Verſammlung anredend. Der Kopf iſt von der größten Schönheit, voll Wahrheit und Leben. Auch ſonſt iſt an dem Werke viel Lobenswerthes, wenn auch einzelnes daran auszuſetzen ſeyn dürfte. Die Dimenſion iſt das ſiebenfache der Lebensgröße. In Porträtbüſten zeigt Greenough gleichfalls ein anerkennungswerthes Talent, muß indeß ſeinem Landsmann darin die Palme laſſen. Es iſt unmöglich, die Individualität der darzuſtellenden Perſon getreuer und geiſtreicher wiederzugeben, und bei der ſorgſamſten Behandlung des Details ein lebenvolleres Ganze zu ſchaffen, als Powers es thut. Die Art, wie er in ſeinen Büſten den Marmor behandelt, hat viel von der Art der Quattrocentiſten, namentlich des Mino da Fieſole. Statuen und größere Arbeiten ſind mir von ihm nicht zu Geſicht gekommen.

Ein Theil der Werke, deren hier Erwähnung geſchehen iſt, war bei Gelegenheit der Kunſtausſtellung zu ſehen, welche in der lezten Hälfte Septembers in den Sälen der Akademie ſtattfand. Die Malerei hatte dazu ſo ziemlich die gewöhnliche Zahl von Arbeiten, aber darunter weniges von Bedeutung geliefert. Von Benvenuti und Sabatelli, den Vätern, war nichts da, von Bezzuoli ein Gemälde, Lorenzino de Medici (den Mörder des Herzogs Alexander von Florenz) darſtellend, wie er auf Anſtiften des Herzogs Cosmus in Venedig getödtet wird. Ich habe von Bezzuoli nie etwas Schwächeres geſehen. Ein Gegenſtück dazu bildet die Ermordung des genannten Herzogs Alexander von Medici, von Pollaſtrini aus Livorno. Es fehlt in dieſem Bilde nicht an Talent, aber der Gegenſtand iſt zu widerwärtig, und ſo gut auch der Kopf des auf dem Lager mit ſeinen Mördern kämpfenden Herzogs gemalt iſt, ſo kann doch der ganze Aktus dieſer Metzelei, wobei der Verwundete ſeinem zärtlichen Vetter den Daumen abbeißt, nur Ekel erregen. Beide Bilder ſind beſtimmt, ihre Plätze in einer Galerie einzunehmen, welche ein reicher Piſtojeſe, der Cav. Puccini, in einem Landhauſe anlegt. Dies Landhaus iſt eines der vielen Gebäude, welche den Pucciniſchen Garten bei Piſtoja zieren. Wenige Minuten von der genannten, an Kunſtſchätzen reichen, an Einwohnern armen Stadt, an der Straße, welche über das Gebirge nach Modena führt, gelangt man an dieſen Garten, dem in Toscana kein anderer gleichkommt. Die Benennung Garten paßt kaum. Es iſt eine weite Strecke von Hügel und Thal in der mannigfaltigſten Abwechslung, und wo die Lokalität mit großem Geſchick benuzt worden iſt, den Anlagen einen großartigen Charakter zu verleihen. Waldungen, Wieſenſtriche, kleine Ströme ſind mit hineingezogen. Die Zahl der Gebäude iſt beträchtlich und verſchiedener Art. Das Hauptgebäude, wo der Beſitzer gewöhnlich wohnt, hat allein den Charakter eines Landhauſes, und iſt mit Eleganz und Comfort eingerichtet. Die Bibliothek, von dem Oheim des Beſitzers, Tommaſo Puccini, angelegt, welcher viele Jahre lang als Direktor der großherzoglichen Galerie zu Florenz eine ehrenvolle Stellung hatte und den Ruf eines tüchtigen, durchgebildeten Kunſtkenners mit vollem Rechte genoß, iſt an Werken über die ſchönen Künſte reich. Es war dieſer Puccini, der im Jahr 1800 die Venus von Medici und eine bedeutende Zahl der koſtbarſten Kunſtwerke von Florenz nach Palermo flüchtete, ſie der Habgier der plündernden Franzoſen zu entziehen, welche ſchnöder Weiſe Italiens Paläſte und Kirchen ihres beſten Schmuckes beraubten. Sicher waren auch hier dieſe Schätze nicht: Puccini hatte den Schmerz, die berühmteſte ſeiner geretteten Statuen nach Frankreich einſchiffen zu ſehen, wohin ſie ſo manchem klaſſiſchen Werke folgen mußte, um das Florenz ärmer ward. Die Rückkehr erlebte er nicht. Die künſtleriſche Ausſchmückung der Villa iſt noch nicht vollendet. Im verfloſſenen September malte Sabatelli in der Halle ein Fresco, Raffael vor Julius II. darſtellend, welchem andere ſich anſchließen ſollen. Im vordern Theil der nämlichen Halle findet man Erinnerungen an die Belagerung von Florenz, Bildniſſe des Francesco Ferruccio, des Predigermönchs Fra Benedetto da Fojano, des Dante da Caſtiglione u. A. Den großen Saal ſoll eine Reihe von zwölf Gemälden ſchmücken, welche merkwürdige Ereigniſſe aus der Florentiner Geſchichte darſtellen, und wozu die beiden obengenannten von Bezzuoli und Pollaſtrini gehören. Es iſt zu wünſchen, daß es keine Galerie von Mordthaten werde; anderer Ereigniſſe gibt es ja genug. Unter den übrigen Gebäuden in dieſem ſchönen Garten, welcher an den Schwetzinger erinnert, vor dem er aber den Vorzug des abwechſelnden Terrains und der maleriſchſten Umgebung hat, bemerkt man eine Burg mit Thürmen und Zugbrücke, eine mittelalterliche Kirche, ein Pantheon mit Büſten berühmter Männer u. A. Von dem Dache lezteren Gebäudes aus genießt man der reizendſten Ausſicht über das ganze Land: in der nähern Umgebung der bunteſte Wechſel von Hügel und Thal, von Bosketts und Waſſer und Wieſengrünen, dann auf der einen Seite das waldreiche Gebirge, welches ſich nach Bologna und Modena zieht, auf der andern die herrliche Ebene von Piſtoja bis Florenz, die man hier in ihrer Länge von mehr denn fünfundzwanzig Miglien überſchaut, im Mittelgrunde die Thürme und Kuppeln der naheliegenden Stadt. Bemerkenswerth iſt noch die Napoleonsbrücke, welche gegen das Ende der Anlage hin gelegen iſt. Man hat einen ſehr großen Bau vor ſich, der nur deßhalb den Namen Brücke führt, weil ein kleiner Bach in der Mitte unter einer Arkade durchfließt. Der untere Theil beſteht aus einem, mehrere Abtheilungen bildenden Hauſe, welches zum Theil beſtimmt iſt, Fremde aufzunehmen, welche hier eine Villeggiatur zu machen geneigt ſeyn möchten, zum Theil eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts für die Kinder der Bewohner der Umgegend, ein Caffeehaus und Billardzimmer, ſo wie die nach Schweizer Art eingerichtete Melkerei umfaßt. Dieſes Gebäude ſteht in einem ſchmalen Thalgrund, durch den der erwähnte Bach fließt. Ueber demſelben befindet ſich ein ſehr langer Corridor, zu welchem man an beiden Seiten auffahren kann, mit zwei Thoren an den Enden und Bogenfenſtern, deſſen Wände mit Emblemen von Gußeiſen und Inſchriften geſchmückt ſind, die an Napoleons berühmteſte Schlachten erinnern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. November 1840.

Nul front sinistre,
Propos de cuistre
N'y sont permis.
La table est mise,
La chère exquise.

Béranger.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Findet ſo Jeder, welcher irgend ein geiſtiges Intereſſe hat, in Paris unfehlbar ſeine Rechnung, ſo iſt auch nicht weniger vollſtändig und reichlich für ſolche geſorgt, welchen mehr oder minder ihr leibliches Wohlſeyn am Herzen liegt. Namentlich iſt dies auf dem Boulevard des Italiens der Fall, wo wir uns gegenwärtig befinden. Hier reiht ſich ein prächtiges Kaffee- und Speiſehaus an das andere: rechter Hand das Café anglais, das Café Cardinal, Café Frascati, links das Café de Foi, Café de Paris und Café Hardy. Wer kennt endlich nicht Tortoni, der ſeine europäiſche Berühmtheit eben ſo ſehr den köſtlichen Eisſorten, die dort verzehrt werden, als den garſtigen Stockjobbers verdankt, die hier jeden Abend Nachbörſe halten und Millionen rollen laſſen? Alles, was nur immer Land und Meer Eßbares hervorbringen, bieten jene gaſtronomiſchen Anſtalten in der größten Vortrefflichkeit und reichſten Auswahl; die vielſeitigſte und durchaus auf der Höhe der Zeit arbeitende Kochkunſt weiß hier in der einfachſten Bereitung wie in einer Unzahl der ſinnreichſten Combinationen dem Geſchmack eines Jeden ſich anzupaſſen; denn was Reichthum und Fülle culinariſcher Phantaſie und Erfindung betrifft, ſo iſt darin kein Volk Europas mit den Franzoſen zu vergleichen, welche in dem leichten, arabeskenartigen Genre der Kochkunſt offenbar die höchſte Staffel des Ruhms erſtiegen haben. Die feinen, mit graziöſer Koketterie zubereiteten Gerichte werden in ſilbernen Schüſſeln ſervirt, und man ſpeist in beſtaſſortirter, obgleich ſehr gemiſchter Geſellſchaft. Nimmt man hinzu, daß die Speiſeſale dieſer Kaffee- und Speiſewirthſchaften es an geſchmackvoller Eleganz und Pracht königlichen Staatsgemächern gleich thun, und bald im Rococoſtyl à la Louis XV. mit kleinen, geſchwollenen, an Wänden und Decken herumflatternden Amors, bald im Reniſſancegeſchmack à la François I. mit gemalten Medaillons, mit Roſetten und Getäfel, bald in der Art der Raphaelſchen Logen à la Grecque mit einer Fülle von Grotesken, wenn auch ungleich willkührlicher und bizarrer, ſo wie mit ſehr reichen Wandſpiegeln und Vergoldungen ausgeſtattet ſind, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Eindruck machen, welchen ſie auf jeden Fremden machen, der dieſe Inſtitute zum erſtenmale beſucht.

Nur feine, elegante Leute treten hier ein und ſitzen in den Frühſtunden gewöhnlich vor den Thüren und in den Fenſtern, in die ſchöne, ſtaubige Welt hinausguckend. Welche Revolution entſteht mit einem Male unter dieſen gemächlichen Schauern, Trinkern und Schwätzern? Alles

Digitized by Google

ſteht auf und drängt ſich vor, macht lange Hälſe, plaudert und lächelt. Ich ſehe, man wird eines neuen Wunders gewahr, das vorüberfährt oder reitet; allein in die Geheimniſſe des Jockeyklubs nicht eingeweiht, muß ich den Leſer in Ungewißheit laſſen, ob Lord Seymour, von dem Pariſer Plebs Lord Arſouille genannt, mit einer neuen Schabracke vorüberreitet, oder ob die ſchöne PP. im Staatswagen des Herrn XX. vorüberfährt. Was reich und prächtig, was jung und reizend iſt, das hält ſich vorzüglich in dieſer Region auf. Hier raſſeln und traben die geprieſenen Schönheiten der Chauſſée d'Antin auf und ab und laſſen ſich in ihrem eleganten, mit der koketteſten Nachläſſigkeit arrangirten Morgenkoſtüm ſehen; hier tragen die Maitreſſen der Bankiers, Staatsmänner und Magiſtratsperſonen die Triumphe zur Schau, die ſie erfochten; hier zeigen ſich die erſten Courtiſanen und die lüſternen Weiber, hier die glänzenden Dandies, kurz alle, deren Leichtſinn, Eitelkeit und Gewerbe auf Eroberung ausgeht.

Alles, was in dieſen Zauberkreis hineingeräth, erhöht und verfeinert ſich. Die kleinen Buden mit Parfümerie und Modeſächelchen werden prächtiger und die Waaren ſteigen im Preiſe; die Kuchenbäcker verkaufen nichts mehr unter drei Sous und haben einen europäiſchen Namen, wie der Paſtetenbäcker Felix im Paſſage des Panoramas; und daſſelbe Büchelchen, das hundert Schritt zurück um zehn Sous zu haben iſt, koſtet hier einen Franken. Putzmacherinnen ſitzen hier bei offenen Thüren und Fenſtern, unter zahlreichen hübſchen Arbeiterinnen, welche die Beifall lächelnden Blicke der Verehrer des Schönen huldvoll entgegennehmen und oft nicht undankbar erwidern. Die Bijoutiers und Galanteriehändler haben in geſchmackvoll dekorirten Schaukäſten einen Glanz und Reichthum von Schmuckſachen ausgelegt, der blendet und eine Königin in Verlegenheit bringen kann; Juweliere und Petſchierſtecher haben hier ihre Ateliers und in denſelben zahlreiche Proben ihrer Geſchicklichkeit ausgeſtellt. In den Läden der Papier- und Muſikalienhändler ſieht man die Dantan'ſchen Gypskarrikaturen, nebſt den Büſten berühmter Staatsmänner, Componiſten, Sänger ꝛc., ſo wie die Statuetten von Rittern, Bauern, Lazzaroni, Chiffonniers, Tänzerinnen, Zigeunerinnen, Hexen und Giftmiſcherinnen. Das Porträt der Madame Lafarge hängt gegenwärtig in den verſchiedenſten Formaten und Geſichtsbildungen, wovon keine der andern ähnlich, bei allen Kunſthändlern aus, und in den Muſikalienhandlungen figurirt ſie als Vignette zu dem Titelblatt einer gedruckten und in Muſik geſetzten Romanze von Clavé. Abſcheulich! man mordet dieſe Frau auf jede nur erdenkliche Weiſe. — Auch die Antiquare und Buchhändler, die Lithographie- und Kupferſtichverkäufer erheben ſich im Bereich dieſes Boulevards bedeutend über ihre Brüder. Alte und neue Bücher, die jüngſten Romane und Zeitſchriften kann man hier elegant gebunden zu mäßigen Preiſen kaufen. Die Porträts der großen Feldherrn und Schriftſteller, die neueſten Riſſe, Plane und Karten, die beſten Steindrucke, die trefflichſten Kupferſtiche der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Meiſter liegen und hängen hier in offenen Sälen aus, wo Jeder freien Zutritt findet und artiger Begegnung gewiß iſt, er mag kaufen oder nicht.

So kommt man im Gedränge der müßiggehenden, gaffenden und flanirenden Pflaſtertreter und Staubmacher und im Gewimmel der erwerbenden, arbeitenden und geſchäftig rennenden Menſchen zur Straße und Vorſtadt Montmartre. Von hier bis zur Straße und Vorſtadt Poiſſonnière hält ſich das Boulevardsleben noch ungefähr in demſelben Geiſte, doch ſteigt das Aeußere der Wohnungen und die Eleganz der Dinge und Menſchen ein paar Stufen herab. Und hier, am Ende des eigentlich glänzenden Strichs der Boulevards mache ich Halt, mit dem Vorſatz, meine Wanderung nächſtens zu Ende zu bringen.

(Schluß des erſten Briefs.)

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

(Fortſetzung.)

Geſezt auch, es hätten wirklich ganze ſlaviſche Stämme von dem Peloponnes dauernden Beſitz genommen, ſo hat dann im Verlauf der langſam bildenden Zeit das vorhandene griechiſche Volkselement, welches am kräftigſten in und durch die Sprache ſich äußert, nach und nach das Slaviſche überwältigt; es iſt daſſelbe geſchehen, was mit den Schleſiern: die Slaven, außer der Religion mit der griechiſchen Sprache auch griechiſche Sitte aufnehmend, ſind in die Griechen übergegangen, die mehr unvermiſcht geblieben ſind. — Von den vielen Albaneſen, die ſich auf dem griechiſchen Kontinent und den Inſeln befinden, iſt bekannt, daß ſie immer griechiſcher werden, und man kann bei dieſer Liebe zum Hellenismus, der ſich beſonders im Sprechen äußert, vorausſehen, daß ſie im ſtillen Gange der Zeit ganz in die Griechen übergehen werden. — Wie die Sprache ein Volk von dem andern, trotz Einer Staatsverfaſſung und Regierung, unterſcheidet, davon geben die Elſaßer ein Beiſpiel. So lange noch dieſe und auch ein Theil der Lothringer deutſch ſprechen, ſo lang deutſche Schriftſteller und Dichter unter ihnen auftreten, ſo lange ſind ſie, trotz ihrer Anhänglichkeit an franzöſiſche Staats- und Rechtsinſtitutionen, noch keine

Digitized by Google

Franzoſen. Sie ſind immer noch Deutſche, wie in Sprache, ſo in Sitte und Phyſiognomie. Ich wenigſtens fand nirgends ſo deutſche Geſichter, als in einem Theil des Elſaßes; beſonders bemerkte ich an den Frauen jenes phyſiognomiſche Gepräg, wie es uns aus den Gemalden der ältern deutſchen Malerſchule ſo freundlich anſpricht. Hoffentlich werden auch die Elſäßer ihr Deutſchthum ferner bewahren, bis einſt ein glückliches Geſtirn die vormals ſchmählig abgeriſſenen und leider zu einer günſtigen Zeit nicht wieder zurückgeforderten ſchönen Länder mit dem alten Mutterlande wieder vereinigt. Zwar möchte man ſie gern ganz in's Franzöſiſche überſetzen, wie man etwa im Nordoſten Europas die dort ſeit vielen Jahrhunderten lebenden Deutſchen zu ſlaviſiren bemüht iſt. Um ſo verdienſtlicher iſt daher in jenem Land, das ſchon ſein Münſter an eine herrliche deutſche Zeit erinnert, die Verbindung edler Geiſter, welche dahin ſtrebt, den feindlich einwirkenden Beſtrebungen der franzöſiſchen Verwaltung gegenüber, deutſche Sprache und Sitte aufrecht zu erhalten, und wir andern Deutſchen ſollten freudig dieſes Streben unſerer elſäſſiſchen Brüder begrüßen und unterſtützen.

Aber man wird mir vielleicht entgegnen: daß die Sprache nicht allein ein Volk von dem andern unterſcheide, ſehe man an den Juden, die, in die verſchiedenſten Länder der weiten Erde zerſtreut, immer auch die Sprache desjenigen Landes reden, in welchem ſie gerade wohnen, und die doch immer ein und daſſelbe Volk geblieben. Nur wenige verſtehen mehr Hebräiſch, und doch ſeyen ſie noch unvermiſchte Abkömmlinge jener alten Hebräer. Wir erwidern darauf: erſtlich iſt bei dieſem wunderſamen Volke, welches als ein Volk der Zerſtreuung ſeit dem chaldäiſchen Eroberer und dem Salmanaſſer bis auf Titus, von Titus auf unſere Tage einzig daſteht in der Weltgeſchichte, das ſtrenge Religions- und Sittengeſetz noch mächtiger als die Sprache ſelbſt, um die zerſtreuten Volkselemente zu verbinden. Zweitens fehlt es auch ihnen nicht an einer Art Nationalſprache; es iſt vielleicht im Grunde allenthalben noch die jüdiſche, wie ſie eben zu Chriſti Zeiten geſprochen wurde, die aber immer mit der Sprache eines jeden Landes, wo ſie wohnen, mehr oder weniger vermiſcht iſt; ſie wird aber durch das Studium des Althebräiſchen, welches in den Schulen gelehrt wird, und durch die Vorträge aus den Schriften des alten Teſtaments immer noch etwas aufgefriſcht und erhalten. Bei allen Israeliten, ſie mögen das Italieniſche ſprechen oder das Holländiſche, das Polniſche oder das Deutſche, finden wir daher auch jenen auffallenden Accent, der ſie ſogleich von jedem andern ſpecifiſch unterſcheidet. Es iſt derſelbe ſemitiſch-orientaliſche Accent, den wir auch an den Arabern, ihren nahen Bluts- und Sprachverwandten, bemerken können.

Wenn alſo die Sprache, den Volksgeiſt in ſich faſſend und mit ihm und durch ihn gebildet, dasjenige Merkmal iſt, wodurch die Völker ſich am meiſten unterſcheiden, ſo muß die Poeſie, worin ja beſonders die Sprache in ihrer reinſten, eigenthümlichſten und freieſten Kraft ſich offenbart, bei Völkern von verſchiedener Zunge auch charakteriſtiſch verſchieden ſeyn. Ich wiederhole oder erweitere, was ich ſchon oben behauptet: jeder poetiſche Darſteller ſtellt zunächſt ſich ſelbſt und dann das Volk dar, zu welchem er gehört, aus welchem und zu welchem er ſpricht. Freilich gibt es, wie oben gleichfalls ſchon angedeutet worden, ein Etwas, ein Ewiges, Unveränderliches, das in der Poeſie aller Völker, ſie mögen nach Sprache, Sitte und Religion noch ſo verſchieden ſeyn, zuſammentrifft, das daher auch die Geiſter und Gemüther aller, die das Hohe, Rührende und Schöne zu empfinden fähig ſind, auf gleiche Weiſe anſprechen muß. Es iſt dies das Menſchliche an ſich, bei welchem das Nationale und Oertliche nur Umkleidung iſt, eben daſſelbe, was bei Handlungen und Thaten allgemein intereſſirt. Im Akte der reinſten Menſchlichkeit, der Liebe, des Wohlwollens, oder wenn es große Menſchheitsintereſſen gilt, wohl auch in Zeiten höchſter gemeinſamer Noth, da zieht der beſſere Menſch ſeinen angeerbten Nationalkittel aus und erſcheint mehr in ſeiner unverhüllten Geſtalt. Der eitle, gern Alles im Spiegel betrachtende, überall gelten wollende Franzoſe vergißt dann ſeine Galliciſmen, ſeine oft impertinenten Anſprüche, der Engländer ſeine Inſel, ſein ſtarres, fremdes, ſtolzes Ich, und beide reichen dem Deutſchen, der edel ſich aufrichtet und von hohem Mitgefühl ergriffen iſt, brüderlich die Hand.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Schluß.)

Der Pucciniſche Garten. Kunſtwerke. Kunſtliteratur.

Auf einem benachbarten Hügel, der in die Anlage hineingezogen iſt und bei welchem die neue Straße vorbeiführen ſoll, welche von Piſtoja nach Bologna über die Bäder von Porrella gehen wird, erhebt ſich ein eben jezt im Bau befindlicher hoher Warthurm. Es iſt die Stelle, wo Catilinas Heer vernichtet wurde. Die Ausſicht von dieſer Höhe muß entzückend ſeyn. Einer Menge von Monumenten aller Art, welche dieſen Garten füllen, kann ich nur im Vorbeigehen gedenken. Ich bin weit davon entfernt, die meiſten derſelben, ſowie den Styl aller Bauwerke, vortrefflich zu finden; vieles wäre beſſer gar nicht da. So iſt es auch mit zahlreichen Inſchriften der Fall, unter denen es indeß manche ſchöne von Giordani u. A. gibt. So iſt der Pucciniſche Garten beſchaffen, der in Toscana mit Recht berühmt iſt. Man würde ſich übrigens irren, wenn man glaubte, er ſey eine bloße Prunkſache. Der Beſitzer wendet zwar in einem fort

Digitized by Google

ſehr bedeutende Summen daran (er thut dies ſeit 1825, wo das Erbe ihm anheimfiel), aber er hat ſeine Anlagen auch ſo einzurichten gewußt, daß ſie ihm einen bedeutenden Ertrag liefern. Er verſorgt ganz Piſtoja und die Umgebung mit Milch und Butter. Dabei iſt er, bei aller Liberalität, ein guter Wirth. Von den Eigenthümlichkeiten dieſes ſeltſamen Mannes zu reden, der eine Feuerſeele mit einem faſt koboldartigen Aeußern verbindet, iſt hier der Ort nicht.

Von dieſer Abſchweifung, zu welcher zwei Gemälde der Ausſtellung mich veranlaßt, muß ich zu der Ausſtellung ſelbſt zurückkehren. Viel wird mir indeß darüber nicht mehr zu ſagen bleiben. Von hiſtoriſchen Gemälden war nichts Bemerkenswerthes mehr vorhanden, wenn ich ein Bild von Monti ausnehme, Boccaccio, welcher im Florentiner Dom die göttliche Komödie erklärt. Indeß auch an dieſem iſt mehr zu tadeln als zu loben, und wenn es durch eine Menge von Bildniſſen intereſſirt, ſo macht es durch den Mangel an Leben und Bewegung keinen erfreulichen Eindruck. Unter den Gemälden, welche Gegenſtände aus der heiligen Geſchichte darſtellten, waren eine Epiphanie von J. Zotti und Chriſt, die Verkäufer aus dem Tempel treibend, von Luigi Muſſini, die bedeutendſten. Eine recht verſtändige Compoſition und Geſchick in der Ausführung zeigte Faini in einem nicht großen Bilde, Michel Angelo, welcher in einem Hauſe in dem benachbarten Dorfe Settignano einen Satyr mit Kohle an die Wand zeichnet. Von E. Burci war eine Anſicht der Piazza dei Signori (del Granduca), im Augenblick wo Fra Girolamo Savonarola hingerichtet wird, mit einer Unmaſſe kleiner, ſehr fleißig ausgeführter Figuren. Zwei Anſichten von Florenz von demſelben zeugten von Talent und Farbenſinn und näherten ſich der engliſchen Auffaſſung und Darſtellung des Landſchaftlichen. Unter den Bildniſſen war manches Gute, von Aſioli, Moretti, Salter, Schmid aus Berlin u. A. Unter den Aquarellen verdient nur eine Anſicht der Uffizien und des Palazzo vecchio, von Johnſon, Erwähnung. Von Kupferſtichen war wenig da und der Preis iſt diesmal gar nicht vertheilt worden. Ein Blatt von Moriz Steinla in Dresden, nach dem Perrugino in der Tribüne, war das vorzüglichſte.

Man ſieht es, die Ausbeute iſt nicht groß. Auch ſonſt iſt, ſo viel mir bekannt, nichts von Bedeutung entſtanden, was in Privatbeſitz gekommen. Ich nehme eine intereſſante Skizze des ältern Sabatelli aus, Ferruccio, welcher Volterra gegen die ſtürmenden Spanier vertheidigt (1530), beim Marquis Gino Capponi, welcher von demſelben Künſtler eine Reihe der ſchönſten Zeichnungen und das Bild beſizt, welches Pier Capponi vor Karl VIII. darſtellt. — Zwei achtungswerthe Künſtler hat Toscana neuerdings durch den Tod verloren. Der eine iſt Vincenzo Chialli von Cortona, welcher ſich namentlich durch Kloſterſcenen im Granetſchen Geſchmack und Interieurs, wobei er häufig die doppelte Beleuchtung durch Mond und Fackeln anzubringen liebte, bekannt gemacht hat. Sehr tüchtige Arbeiten von ihm ſind im Palaſt Pitti. Für ſeine Vaterſtadt, wo er auch als Lehrer wirkte, iſt ſein Tod ein nicht geringer Verluſt. Sodann ſtarb vor kurzem G. Roſſi zu Piſa, ein Schüler Laſinios, dem er bei ſeinen Kupferwerken viel geholfen hat. Wenn auch nicht frei von der Manier, deren dieſe Schule ſich nicht entäußern kann, hat Roſſi doch tüchtige Arbeiten geliefert, namentlich in Umriſſen und halb ausgeführten Blättern. Seine lezten Stiche waren für Bardi's Galerie Pitti und Roſini's Kunſtgeſchichte. Dieſe beiden Werke ſchreiten ununterbrochen fort. Der zweite Band, ſomit die Hälfte des erſtern iſt vollendet, und die neueſten Hefte enthalten einige ſchöne Blätter, daneben aber auch viel Mittelwaare. Es iſt zu bedauern, daß man nicht eine Auswahl getroffen hat, ſtatt Alles zu geben. Roſinis Werk ſcheint in ſeinem Fortſchreiten immer weniger zu befriedigen, wenn man auch die ſtyliſtiſchen Vorzüge nicht verkennt, worauf es indeß hier weniger ankommen dürfte. Auch der verſtorbene Cicognara ſezte in ſeiner Geſchichte der Sculptur in ſchöne Phraſen ſeine Force. Eine Unternehmung, welche viel verheißt, iſt die Sammlung von Kupfern nach den Gemälden der Galerie der Uffizj. Sie kann neben den ältern Werken, die in Betreff der künſtleriſchen Ausführung ſehr unvollkommen ſind, und neben den Umriſſen der von Zannoni, Montalvi u. A. herausgegebenen ſehr lobenswerthen Sammlung ganz wohl beſtehen. Die beſten Kupferſtecher Italiens und mehrere des Auslandes haben ihre Mitwirkung zugeſagt; der Bildhauer Bartolini, der Maler Bezzuoli und der Kupferſtecher Jeſi übernehmen die künſtleriſche Leitung. So kann denn etwas Tüchtiges zu Stande kommen. Leider aber wird das Werk gar zu koſtſpielig, was zum Theil darin liegt, daß die Auswahl nicht mit derjenigen Strenge getroffen wird, welche hier nothwendig geweſen wäre. Man veranſtaltet eine italieniſche und eine franzöſiſche Ausgabe; den Text der erſtern liefert ein junger Römer, Ranalli, den der andern Alexander Dumas, der ſeit einiger Zeit in Florenz verweilt. Dumas hat nun zwar, ſo viel verlautet, keine künſtleriſchen Studien gemacht, ſoll auch ſonſt von italieniſchen Dingen nicht gar zu viel wiſſen, verſpricht aber doch in ſeiner pomphaſten Ankündigung ein Enſemble politiſcher und artiſtiſcher Geſchichte. Die Florentiniſchen Unternehmer ſpeculiren, wie es ſcheint, auf den Namen. Es mag gehen — Namen thun viel. Sind doch Jules Janins über alle Beſchreibung jämmerliche Briefe über Italien, nachdem ſie im Journal des Débats ein Gegenſtand allgemeinen Geſpötts geſtanden, in einem ſplendiden Bande gedruckt, und, es iſt unglaublich, in Leipzig überſezt und dem gutmüthigen deutſchen Publikum dargeboten worden. Ferne ſey es aber von mir, Dumas Werk ungeſehen mit Janinſchen Briefen in dieſelbe Klaſſe werfen zu wollen.

Die kunſtgeſchichtliche Literatur hat ſonſt wenig hervorgebracht. Dr. Gayes Carteggio inedito d'Artisti iſt mit dem dritten Bande beendigt, der bis zum Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts geht und alſo die Zeiten Cosmus, Franz und Ferdinands v. Medici umfaßt. Wenn er auch, was in der Natur der Sache liegt, für die Kunſtgeſchichte nicht von demſelben Intereſſe iſt wie die beiden frühern, ſo bringt er doch eine unendliche Menge von Beiträgen zur Charakteriſirung einer immer noch ſehr regen und bewegten Zeit. Die größte Rolle ſpielt darin, wie in den Florentiniſchen artiſtiſchen Unternehmungen jener Epoche, G. Vaſari, von dem eine unglaubliche Menge Briefe mitgetheilt werden; nach ihm Cosmus, der erſte Großherzog, deſſen vielſeitige, verſtändig leitende Thätigkeit man immer mehr anerkennen lernt, je mehr man die Fäden des Treibens dieſer Zeit entwickelt. Die Zahl der mitgetheilten Documente belauft ſich auf 464. Leider erlebte der wackere Herausgeber nicht mehr die Freude, ſein Werk vollendet zu ſehen; mir, als dem älteſten ſeiner in Italien befindlichen Freunde, war es vorbehalten, die lezten Bogen zum Drucke zu befördern und einen Lebensabriß des Hingeſchiedenen hinzuzufügen. — Soviel für jezt, und vielleicht ſchon zu viel, über künſtleriſche und kunſtgeſchichtliche Beſtrebungen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 14. November 1840.

Sie haben umſonſt nicht gefochten,
Sie haben umſonſt nicht geblutet:
Von dieſen Quellen und Dochten
Stammt noch, was flammt und flutet.

Rückert.

Zum 18ten Oktober 1840.

In Rom, im deutſchen Kreiſe.

Was Oſt und Weſt, was Nord und Süd verbindet,
Was einet Alt und Neu,
Es hat von je lebendig ſich verkündet
Als ächte Lieb und Treu.

Wohl ſcheidet uns vom trauten Heimathherde
Die hohe Alpenwand,
Doch bleiben wir, du theure deutſche Erde,
Dir innig zugewandt.

Wir denken deiner einſt'gen bittern Schmerzen
Im engen Sklavenkleid,
Wir denken freudig all der treuen Herzen,
Die kämpfend dich befreit.

Wohl ſind der edlen Opfer viel gefallen,
Geliebte Mutter, dir;
Doch dieſe leben, leben in uns allen
Und wirken für und für.

Ihr Treuen, die ihr damals ausgezogen
Voll Luſt in Kampf und Tod,
Ihr taucht aus der Erinnrung lichten Wogen,
Ein ewig Morgenroth.

Der heil'ge Geiſt, der eure Bruſt erfüllte
Im Kampf für's Vaterland,
Ob Nebel ihn auch ſpäter trüb umhüllte,
Er iſt nicht fortgebannt.

Er lebt, er wirkt in allen deutſchen Herzen
In alter Treu' und Kraft,
Wir fühlen ſeinen Hauch voll Luſt und Schmerzen
In Kunſt und Wiſſenſchaft.

Denn unſre Zeit iſt ein gewaltig Ringen
Nach einem hohen Ziel;
Von allen Seiten braust, in allen Dingen
Das mächt'ge Kampfgewühl.

Ein jeder fühlt, daß etwas ſich geſtalten
Aus dieſer Maſſen Drang,
Daß Großes ſich und Edles will entfalten
In That und Bild und Klang.

Es iſt ein heftig Ringen aller Kräfte,
Es iſt der junge Moſt,
Der unſre Zeit im Gähren aller Säfte
So jugendlich durchtost.

Digitized by Google

Mag Kleinmuth auch und Zweifel zagend beben,
Wir glauben: dieſem Strom
Will ſich in alter Glorie neu entheben
Der hehre deutſche Dom.

In dieſem Sinne halten wir umſchlungen
Lebendig Alt und Neu,
Und denken Euer, die für uns gerungen,
Auch jezt in Lieb' und Treu.

Wir denken Euer, heil'gen Geiſt's Beſeelte,
Heut in dem ew'gen Rom,
Und hoffen, daß auch uns der Geiſt erwählte
Zum Bau am deutſchen Dom.

Wir hoffen, harren, wirken an den Stufen,
Ein jeder, was er kann,
Und wirſt du, theures Vaterland, uns rufen,
Wir ſtehen Einen Mann!

H. Stieglitz.

* * *

Es iſt bekannt, daß die deutſchen Künſtler in Rom einen Verein bilden, welcher aus allen Gauen unſeres Vaterlands diejenigen in ſich aufnimmt, welche zur Uebung einer der bildenden Künſte ſich kürzere oder längere Zeit in Rom aufhalten. Die bedeutendſten Namen, wie Thorwaldſen, Reinhard, Wolf, Wagner u. A. gehören dieſem Kreiſe an. Bei der Aufnahme von Mitgliedern und bei der Einführung von Deutſchen, welche nicht Künſtler ſind, hat ſich ein eigenes Ceremoniell gebildet, das an die Meiſter= und Geſellengrüße des mittelalterlichen Zunftweſens erinnert und, mit Geiſt und Humor geübt, wie von R. Reinik in mehreren Vereinsliedern, die erfreulichſte Wirkung nicht verfehlt. Die vorſtehenden Worte ſprach Heinrich Stieglitz als Willkomm bei ſeiner Einführung in den Verein am 18ten Oktober, und ſie waren von um ſo größerer Bedeutung, als ſich unter den anweſenden Fremden auch einige Veteranen befanden, welche jenen Tag vor Leipzig mitgemacht. Der acht=und=ſiebzigjährige, noch jugendlichrüſtige Maler K. Reinhard, der in jener Zeit ſo manche ſeiner Freunde verloren, erinnerte aus dieſer Veranlaſſung an die Worte Schillers, der auch ſein Freund war: Auch die Todten ſollen leben! Auch L. Uhlands ward gedacht, der ſchon vorlängſt dieſen Tag im Liede gefeiert. Und da zugleich am 18ten Oktober die Maler das Jahresfeſt ihres Schutzpatrons St. Lucas zu begehen hatten, ſo fehlte es dem Tage nicht an eigenthümlichen Beziehungen; neben dem Ernſt hatte auch die freieſte Heiterkeit Raum, und beides endete in guter deutſcher Weiſe mit Ergo bibamus!

A. K.

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

(Fortſetzung.)

Nach würdiger Darſtellung des allgemein Gültigen, Menſchlichen, was beſonders im Schönen, Großen und Erhabenen ſich ausdrückt, ſoll jeder Dichter ſtreben, ohne darauf auszugehen, ſeine Nationalfarbe abzuſtreifen, was er auch nicht im Stande iſt. In dieſem Sinne allein können wir von einer Weltpoeſie ſprechen. Der Dichter wird jedesmal um ſo ſchöner darſtellen, je mehr er ſelber Menſch iſt. Eben dadurch ſind die alten Griechen uns ewige Muſter, daß ſie zwar durch und durch Griechen, aber dabei, und zwar vermöge dieſer griechiſchen Organiſation und Bildung, ſo fähig geweſen ſind, das Menſchliche in Sprache und Gebild am würdigſten und ſchönſten auszuprägen.

Zwei Beiſpiele aus ſpätern Jahrhunderten mögen die Sache noch mehr erläutern. Cervantes iſt allen gebildeten Völkern werth und lieb; nicht etwa weil er ſein Spaniſchthum ausgezogen und ſich ſo viel als möglich kosmopolitiſch verflacht hätte, ſondern deßwegen, weil er das allgemein Menſchliche beſſer aufgefaßt hat, als die meiſten ſeiner Landsleute, und dabei doch ächter Spanier geblieben iſt. Zwar der Punkt, um welchen ſich zunächſt der ganze Don Quixote zu drehen ſcheint, die ſchwärmeriſchen Ausſchweifungen eines phantaſtiſchen Ritterthums ſind ſchon den früheren Spaniern ſelbſt, geſchweige uns Andern, ein längſt Verlebtes, weit in die Ferne Gerücktes; es iſt daher noch etwas Anderes, als eine bloße Parodie oder Zeitſatyre, deren Salz mit der Zeit auch wieder verfliegt, es iſt vielmehr der höhere Humor, welcher darin webt, der ewige Contraſt einer, an ſich edlen, aber ſchwärmeriſchen Stimmung des idealen Menſchen mit der trockenen, gemeinen Wirklichkeit und Lebensproſa, die ſich klug dünkt und doch oft ſo thöricht iſt, was dieſes Werk zum Lieblingsbuch aller Gebildeten zu allen Zeiten gemacht hat. Aber das Oertliche, Zeitliche und Volksthümliche, das ächt Spaniſche der Verhältniſſe und Zuſtände iſt es doch wieder, was dem Allgemeinen ſo beſondern Reiz verleiht. Nur in der Perſon eines Hidalgos aus dem Volke, das noch jezt in ſeiner großen Zerriſſenheit und Gährung Spuren des ſtolzen, phantaſtiſch ritterlichen, ſelbſt noch im Bettlergewande ſichtbaren Sinnes trägt, konnte jene idealiſche Schwärmerei am beſten perſonifizirt werden.

Als zweites Beiſpiel ſoll uns Shakespeare dienen. Die Werke dieſes großen, aber wohl auch von Vielen überſchätzten Dichters ergreifen im Einzelnen jeden empfänglichen, von keinem Zeit= oder Nationalvorurtheil beſchränkten Leſer; aber bei allem Anſchein von kosmopolitiſcher

Digitized by Google

Univerſalität iſt er doch im Grunde von der Wirbel bis zur Zehe ein Engländer und Sohn ſeiner Zeit. Sein neblichtes, meerumfloſſenes Albion ſammt allen inſulariſchen Eigenthümlichkeiten der damaligen Bewohner ſpiegelt ſich in ſeinen Dichtungen mehr oder minder ab. Selbſt ſeine Griechen und Römer, einige Züge ausgenommen, die er aus den Schriften der Alten genommen hat, ſind nur verlarvte Britten, während er auf der andern Seite, wenn er das wahrhaft Menſchliche, das keiner Zeit- und Ortsbedingung unterworfene Große und Schöne darſtellt, oft überraſchend an Aeſchylus und Sophokles erinnert. Auch ſeine Gelehrſamkeit, oder wenn man lieber will, ſeine Beleſenheit, iſt altengliſch. Man warf ſich zu ſeiner Zeit mit wahrem Heißhunger auf die Schriften der Alten; es wurde vornehme Mode, bei Damen wie Herrn, ſie fleißig zu ſtudiren. Und wenn er auch ſelbſt ſie nicht in der Urſprache las, aus ihren Uebertragungen trug er Stoff genug in ſeine Werke über. Vielleicht wäre es aber beſſer geweſen, wenn er mehr der *Naturſohn* geblieben wäre, wofür ihn eine gewiſſe Kritikerſchule in Deutſchland hat ausgeben wollen, wenn er noch mehr aus ſich ſelber geſchöpft und jene, oft unzeitige oder hemmende Beleſenheit weniger bewieſen hätte.

Ich ſprach oben von dem neblichten, meerumfloſſenen Albion. Wirklich üben Klima, Himmel und die ganze einheimiſche Natur, wie auf das geſammte Volk ſelbſt, ſo mithin auch auf die eigenthümliche Weiſe des Dichters, der aus deſſen Mitte hervorgeht, großen Einfluß. Menſchen wie Weine, ſagt man mit Recht, ſchmecken mehr oder minder nach dem Boden und dem Himmelsſtrich, auf welchem und unter welchem ſie gewachſen ſind, mithin auch ihre Art zu genießen, ihre Poeſie und ſelbſt ihre Moral. Die mildere Natur der Südländer wird ſich auch in ihren Poeſien abſpiegeln; aus den Geſängen des caledoniſchen Barden klingt ein ernſterer Naturton, als im homeriſchen Epos. Aber wie ſich auf der einen Seite die Natur aufdringt und ſich geltend macht, ſo wird doch wieder auf der andern bei Verſchiedenen ihre Einwirkung verſchiedentlich modifizirt; jeder gibt ſie nach individueller Auffaſſung etwas anders wieder, ſobald er originell iſt und nicht, auf der Oberfläche ſchwebend, allbekannte und verbrauchte poetiſche Blumen und Kränze ſchülermäßig wieder auflieſt und zu einem dürftigen Ganzen vereint. So wird auch der objektivſte Dichter, welcher mit ſeiner Perſönlichkeit ganz in den Hintergrund getreten zu ſeyn ſcheint, doch dem aufmerkſamen Leſer ſich bald verrathen. So enthüllen denn verſchiedene Dichter in Einer Nation uns immer einen neuen Reiz des Schönen, oder ſtellen daſſelbe in anderer Verbindung dar, daß es wie neu erſcheint: wie erſt Dichter aus verſchiedenen Völkern und unter verſchiedenen Klimaten, wenn nämlich die Dichter und die Völker ſelbſt durch jene ſchon oben angedeutete, Alles ausgleichende Bildung noch nicht ganz ergriffen worden ſind.

Freilich moderne, mithin nach einer allgemein geltenden Mode gebildete, gleichſam uniformirte und abgeſchliffene Menſchen unſerer Tage, zumal in den höhern Ständen, gleichen, beim erſten Anblick, faſt allenthalben einander. Und eben ſo gleichen ſich auch die Dichter aus dieſen verſchiedenen Nationen mehr oder minder, indem ſie, bei dem ewigen Verkehr derſelben, bewußt oder unbewußt, poetiſchen Stoff und Form mit einander austauſchen, wozu beſonders auch die vielen Ueberſetzungen beitragen, welche, ſobald ein poetiſches Werk in einem Volke erſcheint, ſogleich von andern Nationen veranſtaltet werden.

Man könnte ſagen: alle hochpolicirten Menſchen und die Wilden kommen darin überein, daß ſie beide mehr uniform erſcheinen, ſo daß im Allgemeinen faſt der eine ausſieht wie der andere, obwohl auch hier wieder, ſelbſt abgeſehen von Farbe und phyſiſcher Organiſation, ein ſpecifiſcher Unterſchied leicht bemerkbar, und z. B. der Wilde in Afrika natürlich ein anderer Wilder iſt als der Botokude und Neuſeeländer. Unbeſtreitbar aber iſt es, daß allgemeine Sittenverfeinerung das Nationalgepräge immer etwas verflacht, und daß dieſes charakteriſtiſche Unterſcheidungsmerkmal, wie es beſonders die dramatiſch darſtellende und die epiſche Poeſie verlangt, ſich immer am reinſten bei ſolchen Völkern, oder in ſolchen Ständen vorfindet, die zwiſchen beiden, nämlich dem hochciviliſirten und dem rohen Naturmenſchen in der Mitte ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

D.. im November.

Journaliſtiſche Freibeuterei.

In den diesjährigen Auguſt- und Septemberblättern einer deutſchen belletriſtiſchen Zeitſchrift fand der Unterzeichnete mehrere ſehr intereſſante und zugleich ſehr anſprechend ausgedrückte Gedanken unter dem Titel: „Liebe und Frauen,“ von denen ihm einige, aus älterer Zeit her, bekannt vorkamen, ohne daß er für den erſten Augenblick zu beſtimmen vermochte, woher? bis ihm ein zufälliges Durchblättern ſeiner vieljährigen Excerpte das Räthſel löste. — In den Jahrgängen 1807 und 1808 des *Morgenblatts* erſchien nämlich unter dem Titel: *Paragraphen* mehr als eine halbe Centurie der geiſtvollſten und witzigſten Aphorismen über Männer und Frauen, Liebe und Ehe, die damals viel Intereſſe und Aufſehen erregten, und in den Salons jener Zeit häufig beſprochen wurden. — Und ein Theil dieſer vor nun

Digitized by Google

zweiunddreißig bis dreiunddreißig Jahren in einer noch beſtehenden Zeitſchrift erſchienenen Paragraphen iſt es, was jenes Journal unter dem Titel: „Liebe und Frauen“ ſeinen Leſern — ohne Namen- und Quellenbezeichnung — wieder auftiſcht.

Was ſoll man dazu ſagen? — Der Herausgeber des Journals iſt zu loyal und zu reich an eigenen geiſtigen Mitteln, als daß man nur einen Augenblick glauben könnte, er habe ſich, zur Ausfüllung einiger Lücken in ſeinem Blatte, zu einer ſolch unwürdigen Art und Weiſe, ſich Aushülfe zu verſchaffen, herabgelaſſen. Aber er möge eine ſtrengere Auswahl unter ſeinen Mitarbeitern treffen, und namentlich ſolche ausmerzen, die — wie hier von einem geſchehen — in Ermangelung eigenen Geiſtes ſich nicht ſchämen, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, und zu dieſem Behufe ſogar die alten verlegenen Jahrgänge anderer, noch gangbarer Zeitſchriften durchzuſtöbern. — Wir hoffen, der Herausgeber werde uns danken, wenn wir ihm hiezu durch dieſe Anzeige Veranlaſſung geben. — Was ſollte aus unſerer Journalliteratur werden, wenn ſolcher Plünderungsunfug immer weiter um ſich griffe? W........

Paris, November.

Die engliſchen Chartiſten. Lamennais.

Man hat aus den Zeitungen erfahren, daß eine Deputation der engliſchen ſogenannten Chartiſten ſich nach Paris begeben hat, um dem franzöſiſchen Volke die Theilnahme des engliſchen zu bezeigen und ihm die Verſicherung zu geben, daß die Engländer keineswegs geneigt ſeyen, gegen ihre Nachbarn feindlich aufzutreten, ſondern mit ihnen im Frieden leben wollen, wie ſie ſeit fünfundzwanzig Jahren gethan. Die guten Chartiſten mögen geglaubt haben, das franzöſiſche Volk ſey, wie das engliſche, etwas, das ſich von den andern Klaſſen, Kaſten oder Ständen ſcharf abſondere, das man ſehen, anreden, überſchauen, deſſen man habhaft werden könne, und ſie müſſen nicht wenig geſtaunt haben, als ſie bei ihrer Ankunft kein Volk fanden, ſondern die Bemerkung machen mußten, daß die franzöſiſche Nation gleichſam überall und nirgends iſt. In England, wo das Parteiweſen ſo alt iſt, pflanzt eine Partei, wenn ſie ſich ſtark fühlt, ihr Pannier auf, und legt ihr Hauptquartier an. Hier verſammeln ſich ihre Anführer und ihre Anhänger; gewöhnlich iſt es eine Taverne. Jedermann weiß, daß er hier bei einem Kruge Ale die Partei erwarten und antreffen kann, und daß ſie ihm daſelbſt Rede ſtehen wird. Nichts dergleichen in Frankreich. Hier adert ſich eine Partei durch die ganze Geſellſchaft, durch die Maſſe der Nation hindurch; ſie hat ihre Tageblätter, ihre Schriftſteller, ihre Advokaten; aber leiblich faſſen läßt ſie ſich nicht, und es gehört viel dazu, um ſie wirklich zu Geſicht zu bekommen. Nur die Saint-Simoniſten hatten einen Sitz, eine Niederlage, ein Oberhaupt. Als daher die Polizei ihnen zu Leibe wollte, brauchte ſie ſich nur zur Straße Menilmontant zu begeben und den Sitz der Saint-Simoniſten mit Gewalt einzunehmen. Aber die Reformpartei hat kein Hauptquartier, kein Oberhaupt. Die engliſchen Chartiſten fanden wohl franzöſiſche Reformiſten, aber keine Partei, und konnten daher auch ihre Miſſion nicht ausrichten. Zu einigem Erſatz hatten indeß mehrere Reformiſten beſchloſſen, den engliſchen Abgeordneten ein Gaſtmahl zu geben, an welchem dann jeder für ſein Geld Theil nehmen könnte; damit bekämen die Abgeordneten doch etwas vor ſich, was, wo nicht einer Partei, doch den Repräſentanten einer Partei ähnlich ſähe; ſie könnten Reden halten und Antworten empfangen. Natürlich wäre ſelbſt dieſes nicht möglich geweſen, wenn die Polizei die engliſchen Abgeordneten in Paris nicht hätte dulden wollen. So ängſtlich und eigenmächtig pflegt ſie jedoch nicht zu verfahren, und im Grunde mag es auch der Regierung ſelbſt nicht unlieb ſeyn, daß ein Theil der engliſchen Nation den Franzoſen ihr Verlangen bezeugt, fernerhin mit ihnen in Freundſchaft leben zu wollen. Arago und Lafitte würden bei dem Gaſtmahle, welches jedoch wieder abbeſtellt worden, ſo wenig gefehlt haben, als die Redaktoren des National; vielleicht auch Abbé Lamennais, wiewohl ſich dieſer demokratiſche Geiſtliche ſelten im Publikum zeigt, wenigſtens perſönlich; denn ſchriftlich tritt er immer keck auf, und nimmt jezt ſo lebhaften Antheil an der Politik, daß man gewohnt iſt, bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten ſeine Stimme zu vernehmen, welche von einem Ende Frankreichs zum andern erſchallt, und von allen entweder mit Erſtaunen und Ehrfurcht, oder mit Erbitterung und Zorn vernommen wird. Neulich iſt dieſe donnernde Stimme, welche mit der des Agitators O'Connel verglichen wird, wieder laut geworden in der Schrift le Pays et le Gouvernement, von welcher bereits mehrere Auflagen erſchienen ſind, und welche in kleinem Format und wohlfeiler Ausgabe durch die Hände des Volks geht. Dieſes ſtaunt immer von neuem darüber, einen Geiſtlichen, einen Abbé, den ehemaligen Vertheidiger der päbſtlichen und fürſtlichen Gewalt jezt die Volksherrſchaft predigen zu hören, und ihn in ſeinen Brochüren weiter gehen zu ſehen, als der National und andere demokratiſche Blätter. Zwar hat es in der Revolution auch Männer gegeben, welche aus dem geiſtlichen Stande heraus das Volk harangirten und in ſeinem Sinne ſich äußerten. Aber mit Ausnahme Gregoires waren es faſt immer Männer, welche das geiſtliche Kleid abgeworfen und ihren Stand verleugnet hatten. Abbé Lamennais aber iſt und bleibt ein ſtreng ſittlicher Geiſtlicher; ſein Lebenswandel hat ſich nicht geändert, nur ſeine Geſinnungen und Aeußerungen ſind anders, ganz anders als vor mehreren Jahren. Es ſind kürzlich zwei Biographien von ihm erſchienen, in dem kleinen Taſchenformate, in welchem auch ſeine Volksſchriften gedruckt werden. Eine ſteht in der Sammlung: Biographie du clergé contemporain, und ſcheint von einem Geiſtlichen oder geiſtlich Geſinnten herzurühren, welcher über Lamennais religiöſe Umwandlung ſeufzt, ſeine Bekehrung wünſcht und hofft, aber doch der Freund des demagogiſchen Geiſtlichen bleibt. Die andere Biographie ſteht in einer ähnlichen, bändchenweiſe erſcheinenden Sammlung: Galerie des contemporains illustres. Beide haben manche Züge, ja ſogar Stellen mit einander gemein, welche einer vom andern abgeſchrieben zu haben ſcheint. Da beide Notizen in dieſem Jahre erſchienen ſind, ſo weiß ich nicht, welche die ältere iſt; beide verdienen aber Aufmerkſamkeit, obgleich keine die ſonderbare Verwandlung erklärt, welche in Lamennais Seele vorgegangen ſeyn muß, als er aus einem heftigen Ultramontaner und blinden Vertheidiger der päbſtlichen Macht einer der keckſten Demagogen unſerer Zeit wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 38.

Sonnabend, 14. November 1840.

[526] Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Synonymisches

Handwörterbuch

der

Lateinischen Sprache

für

angehende Philologen

von

Ernst Carl Habicht,

Professor und Rector des Gymnasiums in Bückeburg.

Zweite, verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 2 Rthlr.

SOUVENIRS

IMPRESSIONS

PENSÉES ET PAYSAGES

PENDANT

UN VOYAGE EN ORIENT

(1832—1833)

PAR

M. ALPHONSE DE LAMARTINE

MEMBRE DE L'ACADÉMIE FRANÇAISE.

Für den Gebrauch auf Schulen im Auszuge und mit Sacherklärenden Anmerkungen herausgegeben.

Zweite Auflage. gr. 8. Preis 16 ggr.

Dieser Auszug aus dem grösseren Werke eignet sich sehr zum Schulgebrauch in den höheren Klassen und ist deshalb bereits auf mehreren Gymnasien eingeführt.

MEYER'sche Hof-Buchhandlung
in Lemgo.

---

[525] **Neue Musikalien,**

im Verlage

des

BUREAU DE MUSIQUE

von

C. F. Peters in Leipzig.

Zu haben in allen Buch- und Musikalienhandlungen.
In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Hausmann, G., Fantaisie suisse pour le Violoncelle avec accompagnement d'Orchestre. G. Op. 1. 1 Thlr. 16 Gr.
— le même avec Pianoforte. 20 Gr.

Kalliwoda, J. W., Quatrième Concertino pour le Violon avec accompagnement d'Orchestre. C. Op. 100. 3 Thlr. 16 Gr.
— le même avec Pianoforte. 1 Thlr. 12 Gr.
— Septième Ouverture à grand Orchestre. Cm. Op. 101. 2 Thlr. 12 Gr.
— Cinquième Sinfonie à grand Orchestre, dédiée à l'Académie Royale de Musique à Stockholm. Hm. Op. 106. 5 Thlr. 8 Gr.
— Quatre Valses brill. av. Introd. et Coda, pour le Violon avec accompagnement de Pianoforte. Op. 103. 18 Gr.

Maurer, L., Troisième Concerto pour le Violon avec accompagnement de Pianoforte. D. 2 Thlr.

Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. Livr. 26. 2 Thlr. 20 Gr.
— do. do. Livr. 27. 2 Thlr. 20 Gr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Bach, J. S., Compositions pour le Pianoforte, Oeuvres compl. Livr. 5. Edition nouvelle, soigneusement revue, corrigée et doigtée, ainsi que pourvue de notifications sur l'exécution et sur les mesures des temps (d'après le Métronome de Maelzel) et accompagnée d'une préface par Charles Czerny. 3 Thlr. 12 Gr.

contenant:

5 gr. Suites. B. Cm. Am. D. G. — 4 Duos pour un Clavecin. Em. F. G. Am.

— do. do. Livr. 6. 3 Thlr. 12 Gr.

contenant:

Concerto in stilo italiano, (Allegro, Andante, Presto). F. — Ouverture et Fugue. Hm. — Grande Suite. Hm. — 30 Variations. G.

— do. do. Livr. 7. 3 Thlr. 12 Gr.

contenant:

6 Préludes. C. Cm. Dm. D. E. Em. — Fugue à deux voix. Cm. — 15 Inventions à deux voix. C. Cm. D. Dm. E. E. Em. F. Fm. G. Gm. A. Am. B. Hm. — 15 Sinfonies à trois voix. C. Cm. D. Dm. Es. E. Em. F. Fm. G. Gm. A. Am. B. Hm. — 6 Suites françaises. Dm. Cm. Hm. Es. G. E.

— do. do. Livr. 10. 4 Thlr. 12 Gr.

contenant:

6 grandes Sonates pour le Pianoforte et Violon.

Beethoven, L. van, Première Sinfonie, arrangée pour le Pianoforte seul par F. Kalkbrenner. C. Op. 21. 1 Thlr.
— Première Sinfonie, arrangée pour deux Pianofortes à 8 mains par C. M. Schmidt. C. Op. 21. 2 Thlr. 12 Gr.
— Sonate arrangée pour le Pianoforte à quatre mains par Charles Czerny. B. Op. 22. 1 Thlr. 8 Gr.

Hauptmann, M., Concerto facile pour le Pianoforte avec accompagnement de 2 Violons, Alto et Violoncelle. Es. Op. 20. 1 Thlr. 16 Gr.

Hertzberg, R. di, Due Scherzi per il Pianoforte. Gm. Dm. Op. 10. 12 Gr.

Herz, H., Collection d'Exercices, Gammes et Passages pour le Pianoforte arrangés d'après un ordre méthodique. A l'usage des Elèves qui désirent faire des progrès rapides. Edition nouvelle, augmentée et corrigée. Livr. 1. 2. 3. à 12 Gr.

Digitized by Google

Kalliwoda, J. W., Danses brillantes et modernes pour le Pianoforte. Op. 97.
No. 1. Trois grandes Valses. 14 Gr.
No. 2. Trois grands Galops. 12 Gr.
— Grande Valse pour le Pianoforte. As. Op. 102.
— Trois Bagatelles pour le Pianoforte. G. Hm. As. Op. 104. 18 Gr.
— Septième Ouverture pour le Pianoforte à quatre mains. Cm. Op. 101. 20 Gr.
— Cinquième Sinfonie pour le Pianoforte à quatre mains. Hm. Op. 106. 2 Thlr. 8 Gr.
Reissiger, C. G., Cinquième Quatuor brillant pour le Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Es. Op. 141. 2 Thlr. 12 Gr.
— Treizième Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. Em. Op. 150. 2 Thlr. 4 Gr.
— Seconde grande Sonate pour le Pianoforte et Violoncelle. Am. Op. 152. 2 Thlr.
Spohr, L., Ouverture de l'Opera: Faust, arrangée pour deux Pianofortes à 8 mains par C. M. Schmidt. C. Op. 60. 1 Thlr.

Für Gesang.

Becker, Julius, Vier Duetten für Sopran und Alt mit Begleitung des Pianoforte. „In die Ferne.“ „Der Mond.“ „Das Alphorn.“ „Die Meere.“ Op. 18. 14 Gr.
Hauptmann, M., Sechs Lieder gedichtet von Goethe. für Sopran, Alt, Tenor und Bass. „Im Sommer.“ „Wanderers Nachtlied.“ „Mailied.“ „Heidenröslein.“ „Frühzeitiger Frühling.“ „Geistesgruss.“ Partitur und Stimmen. (NB. die Letzteren sind in beliebiger Anzahl auch einzeln zu haben.) Op. 25. 1 Thlr. 12 Gr.
NB. Diese Lieder, zunächst zum Vortrag im Freien bestimmt, können mit einfacher Besetzung oder im Chor gesungen werden.
Hauptmann, M., Sechs Lieder von Rückert, mit Begleitung des Pianoforte. „Mein Alles.“ „Gute Nacht.“ „Beruhigung.“ „Sommerlied.“ „Leitstern.“ „Trennung.“ Op. 26. 12 Gr.
— Tre Sonette del Petrarca, per voce di Mezzo-Soprano con accompagnamento di Pianoforte. Op. 27. 14 Gr.
Kalliwoda, J. W., Der Postillon. Gedicht von Lenau, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und Violoncelle. Op. 103. 1 Thlr.

---

[500] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf
einer
Liturgie
für die
evangeliſche Kirche
im
Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf, ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind außer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[528] Unterm heutigen Tage wurden ausgegeben:

HERCULANUM UND POMPEJI.

133ste bis 146ste Lieferung, jede zu 5 gGr.

Das ganze, aus 200 Lieferungen mit 800 Kupfern und 50 Bogen Text bestehende Werk, wird im Laufe dieses Jahres noch vollständig geliefert.

Hamburg, 15. Sept. 1840.

Joh. Aug. Meissner.

---

[533] In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Zweiter Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erſte Folge des hiſtoriſchen Taſchenbuchs beſteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreiſe 19 Thlr. 16 Gr. koſten. Ich erlaſſe aber ſowohl den erſten bis fünften (1830—34) als den ſechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)
zuſammengenommen für fünf Thaler,
ſo daß die ganze Folge **zehn Thaler** koſtet. Einzeln koſtet jeder dieſer zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erſte Jahrgang der neuen Folge 2 Thlr.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[543] Herabgeſetzter Preis
bis Ultimo 1840 gültig.

Seidel, Carl, Charinomos. Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte. 2 Bände. gr. 8. 1825 und 1828. Ladenpreis 5⅔ Rthlr. auf 2 Rthlr.

Berlin, im Okt. 1840.

Ferdinand Rubach.

Google

[539] Bei **Liebmann u. Comp.** in Berlin iſt erſchienen und durch alle ſolide Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten zu beziehen:

Bibliothek der neueſten ausländiſchen Klaſſiker

in den Original-Sprachen.

Dieſe Anthologie ſoll die zahlreichen Freunde der neueren Sprachen ſchnell mit den ausgezeichnetſten Erſcheinungen des Auslandes, namentlich mit den Meiſterwerken eines

Bulwer, Cooper, Dickens, Irving, Châteaubriand, Victor Hugo, Thiers

und der übrigen Herren der engliſchen und franzöſiſchen Literatur

in einer eleganten und höchſt billigen Taſchenausgabe bekannt machen. Monatlich erſcheinen regelmäßig 2 bis 4 ſauber geheftete Lieferungen von circa 100 Seiten à 3 gGr., $3\frac{3}{4}$ Sgr., 12 kr. C.-M., 14 kr. rhein. Bereits ausgegeben ſind:

Nr. I.

Master Humphrey's Clock.

By Boz (Dickens).

Neueſte Publikation des berühmten engliſchen Humoriſtikers.

Nr. II.

Napoléon.

Par Alexander Dumas.

Neueſte Schilderung der Wunderthaten des modernen Cäſar.

Demnächſt werden dieſer Sammlung einverleibt:

The Patkfinder, by Cooper.
Les Français du dix-neuvième Siècle, mit Federzeichnungen. (Auswahl.)
Pierre Paul Rubens, par Henri Berthoud.
Sandron Hall, or the Days of Queen Anna, by Grantley Berkely.
Babel, Publication de la Société des Gens de Lettres.
Cola Rienzi, the Last of the Tribunes, by Bulwer.
Notre-Dame de Paris, par Victor Hugo etc. etc.

Ausführliche Proſpecte gratis und auf 6 Exemplare ein Frei-Exemplar.

BIBLIOTHECONOMIE, oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken. Von **C. A. CONSTANTIN.**

Leipzig, Verlag von **J. J. Weber.**

[443] Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

[540] Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs und der Schweiz zu haben:

Die Rebellen von Irland.

Novelle

von

F. Guſt. Kühne.

Drei Bände.

gr. 12. broch. 4 Thlr. 12 Gr.

Je weniger ſich Englands Literatur um die Geſchichte Irlands bekümmert, um ſo intereſſanter muß es ſeyn, wenn ein deutſcher Roman, geſtützt auf Quellenſtudium, die wichtigſte Epoche derſelben zur Darſtellung bringt. Der Autor ſchildert hier als Geſchichtsſchreiber und als Poet die Revolution Irlands in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

---

[545] Herabgeſetzter Preis

der

Bibliothek des Frohſinns!

40 Bände in X Sectionen, ſchön broch. ſtatt 10 Rthlr. für 4 Rthlr. ſtatt 16 fl. für 6 fl.

Veranlaßt durch vielfältige Nachahmungen findet ſich der Verleger bewogen, **bis Ende 1840** obigen höchſt billigen Preis bei Abnahme der ganzen Sammlung zu ſtellen. Der ebenſo mannichfaltige als anerkannt werthvolle Inhalt beſteht aus 4000 Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren, Gelehrten, Künſtlern, Aerzten, und vermiſchten Inhalts. Sodann einer großen Sammlung Epigramme, Räthſel, Traveſtieen und Parodien, Sprüchwörter (6000), komiſchen Briefen, Zeitungs-Anzeigen, humoriſter Blumenleſe, Curioſitäten, Volkslieder aller Nationen, Mährchen, Scenen aus Luſtſpielen, Poſſen, Vaudeville's u. ſ. w. u. ſ. w.

Einzelne Theile behalten den bisherigen Preis.

☞ Als Weihnachtsgeſchenk dürfte dieſe Unterhaltungs-Bibliothek beſonders willkommen ſeyn.

Zu haben in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Oeſterreichs.

Stuttgart, im Nov. 1840.

F. H. Köhler.

---

[476] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

F. York, über Fatalismus oder Vorherbeſtimmung der menſchlichen Schickſale, erwieſen in 222 Beiſpielen für das Vorhandenſeyn eines Divinationsvermögens, nebſt pſychologiſchen Erklärungsverſuchen erhöhter Seelenzuſtände. 8. $1\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

Motto: Der Hypotheſen können wir entbehren,
Wo die Beweiſe ſtündlich ſich vermehren.

Obſchon die Schickſalsfrage wichtiger als alle politiſchen, ſocialen ꝛc. Fragen der Gegenwart iſt, weil ſie

Digitized by Google

die Denker aller Zeiten und Länder beſchäftigte, ſo haben unſre modernen Toilettenphiloſophen ſie dennoch mit vornehm abſprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müſſen geglaubt. Dies entmuthigte den Verfaſſer obiger Schrift keineswegs zu Schillers Bekenntniß des Schickſalglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geſchick,
Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber bauend vollenden."

gleichſam einen Commentar zu liefern, indem er ſich zur Aufgabe ſtellte, vagen Meinungen durch Zeugniſſe der Geſchichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre feſten Boden zu verſchaffen; zugleich aber nachzuweiſen, daß die ſittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl beſtehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatſachen für das Vorhandenſeyn einer natürlichen als auch künſtlichen Vorherſehungsgabe, von Träumen, Hellſehen der Somnambülen, dem zweiten Geſicht, Ahnungen ꝛc., ſo wie aſtrologiſche Prophetien eine anziehende Lektüre.

---

[527] Durch alle Buchhandlungen iſt für 9 Gr. oder 40 kr. zu bekommen:

Deutſches

Schimpfwörterbuch

oder die

Schimpfwörter der Deutſchen

nebſt einer

Vor-, Vor- und Nachrede

von Mir. Selbſt.

Arnſtadt, 1840.

Ferd. Meinhardt.

---

[523] Mit dem ſo eben erſchienenen 7ten und 8ten Band ſind die

Memoiren des Teufels

von

Fr. Soulié,

8. Altona, Hammerich. 1840. Preis 3 Rthlr. geſchloſſen.

Daß dies Werk des geiſtreichen Soulié's in Frankreich die größte Senſation erregt, iſt bekannt. Jetzt liegt eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung vor, und es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, wer Abenteuer über Abenteuer, ſeltſame Verwicklungen, komiſche Scenen und überraſchende Entwicklungen liebt, der findet in dieſem Werk eine reiche Ausbeute.

Jede gute Bibliothek hat Soulié's Memoiren des Teufels vorräthig und ſie gehören zu den geleſenſten Büchern.

---

[536] **Dr. Volger's Handbücher der Geographie und Geſchichte.**

Durch alle Buchhandlungen ſind jederzeit gleich ganz vollſtändig zu beziehen:

Dr. W. F. Volger's Handbuch d. Geographie. 2 Theile. Vierte ſtark verm. Aufl. 84½ Bog. in gr. 8. 3⅓ Thlr.

Deſſen Handbuch der allgem. Weltgeſchichte. 2 Bände mit Tabellen und 9 illum. Karten. 122 Bog. in gr. 8. 6 Thlr.

Das Handbuch der Geographie hat durch ſeine ganze planmäßige Anlage und immer vollkommenere Ausführung ſchon längſt einen ſo allgemeinen Beifall und Eingang gefunden, daß daſſelbe, beſonders in der letzten vierten Auflage, welcher ein ſorgfältiges alphabetiſches Regiſter von 23,000 Namen zugleich die Brauchbarkeit eines Zeitungs-Lexikons zum Nachſchlagen verleiht, keiner weitern Empfehlung bedarf. Nicht minder gelungen iſt das, vielfach als Seitenſtück dazu gewünſchte und kürzlich ganz vollendete Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte, welches ſich durch gleiche Zweckmäßigkeit, Vollſtändigkeit und Ueberſichtlichkeit auszeichnet und durch neun illuminirte Karten über die wichtigſten Geſchichts-Epochen, durch zahlreiche genealogiſche und chronologiſche Tabellen, ſo wie durch ein umfaſſendes General-Regiſter eigenthümliche Vorzüge beſitzt, ſo daß nunmehr die obigen beiden Werke, die zugleich für Lehrer ſchätzbare Commentare zu den weit verbreiteten kleineren geographiſchen und geſchichtlichen Lehrbüchern des Herrn Verfaſſers bilden, die trefflichſten Hülfsmittel zum Studium zweier der wichtigſten und anziehendſten Zweige der Wiſſenſchaft darbieten.

---

[529] Bei J. R. Rohland in Sangerhauſen iſt erſchienen:

Friedrich Wilhelm III. und die berühmteſten Männer des preußiſchen Staats unter ſeiner Regierung. Von Dr. Carl Conrad Henſe (Verfaſſer der „hiſtoriſchen Bilder"). In vier Lieferungen, mit den Portraits Friedrich Wilhelms III. und der Königin Louiſe, Friedrich Wilhelms IV. und der Königin Eliſabeth. 8. Elegant broch. 1ſte Lfg. 6 Gr. — 7½ Sgr.

---

[538] In unſerm Verlage erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Beluſtigungen und Reiſen

eines Todten aus Zickzacks hinterlaſſenen Papieren. Herausgegeben von E. Ortlepp. 8. broch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Garcon

als Arzt oder der Rathgeber ꝛc. Nebſt einer Anleitung zur Erſetzung der verlornen Kräfte von Dr. E. Beuz. 4te verb. Aufl. 8. broch. 12 Gr.

Leipzig.

Bergers Verlagshandlung.

---

[542] **Zu Weihnachtsgeſchenken empfohlen!**

Neue, elegant ausgeſtattete und billige Ausgabe von

Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Mit einem Vorwort

von

Friedrich Jacobs.

6 Bändchen mit Stahlſtichen,

nach Zeichnungen von Hoſemann in Berlin, geſtochen von Mayer in Nürnberg.

Subſcriptionspreis, broch. 2 Rthlr. = 3 fl. C.-M. = 3 fl. 36 kr. rhein.

Dieſelben, elegant in Leinwand geb. 2 Rthlr. 16 Gr. = 4 fl. C.-M. = 4 fl. 48 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Ed. Heynemann in Halle.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 16. November 1840.

— Wie der Arm der Zeit die Pfeiler ſchüttelt
Und an den Kuppeln und Gewölben rüttelt,
Dröhnt dumpf der Fall der Steine durch die Hallen,
Wie des Verfolgers ferne Schüſſe fallen.

A. Grün.

Andreas Anderſon.

Was auf meiner Reiſe in Schottland mich nach Elgin zog, waren die berühmten Ueberreſte der Kathedralkirche, eines Gebäudes, welches unter allen Kirchen und Klöſtern Schottlands — die Abtei Melroſe nicht ausgenommen — einſt das herrlichſte geweſen ſeyn ſoll und ſelbſt in ſeinen Ruinen noch Anſpruch auf dieſen Vorrang macht. Außerdem iſt Elgin, obwohl Hauptſtadt der Grafſchaft Murray, ſehr unbedeutend, beſteht eigentlich nur aus einer Straße, von welcher rechts und links enge Gäßchen abmünden, und beſizt neben einer anſehnlichen Bierbrauerei einen unanſehnlichen Gaſthof. Die Kathedrale entſtand in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wurde aber im Juni 1390 ein Raub der Flammen. Alexander Stewart, ein Sohn Robert des Zweiten und in der ſchottiſchen Geſchichte der Wolf von Badenoch genannt, haßte den Biſchof Barr, und aus Haß gegen ihn überfiel er die Stadt, zündete ſie an und brannte ſie nieder, und mit ihr die Stadtkirche, ein Kloſter — Maison Dieu — achtzehn geiſtliche Wohnungen und die Kathedrale. Viele Jahre vergingen, ehe leztere durch die Anſtrengungen der Biſchöfe, die dem Neubaue den dritten Theil ihrer Einkünfte opferten, aus der Aſche emporſtieg. Dafür ſchien es jedoch, als ſolle der Sturm der Reformation, der in Schottland ſo viele glänzende Denkmale der Baukunſt niedergeworfen, ſchonend an ihr vorüberziehen. Aber nur zehn Jahre Friſt waren beſchieden; dann befehligte der Geheimerath zu Edinburg — 1568 — den Grafen Huntley, damaligen Scheriff von Aberdeen, die bleiernen Dächer abzuheben von den Kathedralkirchen zu Aberdeen und Elgin und das Blei zu verkaufen, um aus dem Erlöſe die Soldaten des Regenten Murray zu löhnen. Der Befehl wurde vollſtreckt, der Zweck nicht erreicht, denn das mit dem Blei beladene und nach Holland beſtimmte Schiff ſcheiterte, als es kaum den Hafen von Aberdeen verlaſſen, und die Ladung ging verloren. Ein neues Dach hätte die herrliche Kirche erhalten; in deſſen Ermanglung hat das Wetter ſie zur Ruine gemacht. Der mittlere, 198 Fuß hohe Thurm ſtürzte 1711 ein, begrub viel unter ſeinen Trümmern und hat ſeitdem manche Nachfolge gehabt. Was jezt Namhaftes noch ſteht, iſt das öſtliche Chor, einzelne Bogen des Durchſchnitts, das Kapitelhaus, zwei gewaltige Thürme und zwiſchen beiden das weſtliche Thor. Anſtatt dieſe Reſte durch verſtändige Fürſorge zu ſchützen, hat die Gemeinde vorgezogen, den ſie umgebenden Friedhof mit einer hohen Mauer zu umzäunen, ſo daß allerdings muthwillige Hände, nicht jedoch Schnee und Regen an der fernern Zerſtörung verhindert werden. Dagegen hat John Shanks die

Digitized by Google

Mühe nicht geſcheut, in ſeinen Mußeſtunden den Schutt wegzuräumen, hat die aufgefundenen Zierrathen im Kapitelhauſe zuſammengeſtellt und mehrere intereſſante Leichenſteine aufgedeckt.

Es war ſpät Abends, als ich in Elgin ankam. Müde von der Reiſe und von keinem ſchweren Nachteſſen beläſtigt — Schmalhans war Küchenmeiſter geweſen — ſchlief ich bis zum hellen Morgen und ließ es dann beim Frühſtücke meine erſte Frage ſeyn, an wen ich mich zu wenden habe, um die Kathedrale zu ſehen. — „An John Shanks,“ erwiderte der Aufwärter; „er wohnt in einem kleinen Hauſe, links neben dem weſtlichen Thore.“ — „Iſt John Shanks der Küſter?“ fragte ich. — „Nicht eigentlich, ſondern ein Schuhmacher. Er hat aber den Schlüſſel und kann Ihnen Alles haarklein erzählen.“

Im Allgemeinen ſind dieſe haarklein erzählenden Cuſtoden mir herzlich zuwider. Doch John Shanks beſaß eine Erzählungsmanier, die ich um meinetwillen jedem wünſche, deſſen Zuhörer ich noch ſeyn ſoll. Er beantwortete, was ich fragte; ſah er mich aufmerkſam, knüpfte er eine geſchichtliche Reminiscenz an; entzog ich ihm meine Augen, brach er die Rede ab und erledigte nichts deſto weniger meine nächſte Frage mit der frühern Bereitwilligkeit, war daher ein Führer, wie ich ſie ſelten getroffen. Und doch war John Shanks ein kleiner, ſtämmiger, weißhaariger, einwärts gehender Schuhmacher, nahe an den ſiebzigen, und ſo lange er ſah, daß ich ihm zuhörte, eine unermüdete Zunge, und trug dabei, weil heute weder Sonntag noch ein großes Begräbniß im Orte war, zwei Gelegenheiten, bei welchen die meiſten Schotten ihre Werkeltagskleidung ablegen, ſeine Kilmarnocker Nachtmütze und ſeinen, um die Hüfte gegürteten und mittelſt eines Riemens um den Hals befeſtigten Schurz.

Die Runde durch die Ruine war beendigt, wir ſtanden wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen, und ich zog den Beutel, meinen Führer zu lohnen, als dieſer mir bemerkte, daß ich die Sakriſtei noch nicht geſehen habe. — Was der ehrenwerthe Schuhmacher die Sakriſtei nannte oder, wie er das Wort ſelbſt erläuterte, den zu Aufbewahrung der Kirchengefäße und der geiſtlichen Ornate beſtimmten Ort, war ein Gemach von ungefähr fünf Fuß im Gevierte, das im Ganzen wohl erhalten ſchien, aber ſowohl wegen ſeiner Tiefe als wegen des einzigen kleinen Fenſters, durch welches, mit Ausnahme der Thüre, das Licht hereinfiel, mehr einem Keller als einer Sakriſtei glich. Das Einzige, was mir auffiel, war ein ausgehöhlter, in die Mauer gefügter Stein, welchen der Schuhmacher für ein alterthümliches Taufbecken, ich ſchweigend für den ehemaligen Weihkeſſel erklärte. „Zuletzt,“ ſagte der Schuhmacher, „hat dieſer Stein als Wiege gedient.“ — „Zuletzt als Wiege?“ wiederholte ich; „das klingt faſt wie ein Räthſel.“ — „Und iſt doch eine Wahrheit, die unſerer Stadt und mir großen Segen gebracht hat.“ — „Aber als Wiege?“ warf ich ungläubig ein; „der Stein hat ſich wohl nicht gewiegt, ſeit der Maurer ihn eingeſetzt.“ — Der Schuhmacher lächelte. „Verzeihen Sie, lieber Herr,“ ſagte er; „wir nennen hier zu Lande jedes Bett eines Kindes, mag es zum Schaukeln ſeyn oder nicht, eine Wiege. Ich meinte daher, zuletzt habe dieſer Stein einem Kinde ſtatt Bett gedient. Wünſchen Sie das Nähere zu wiſſen, ſo erzähle ich es.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

(Fortſetzung.)

Es mag ſomit als keine ungehörige Abſchweifung von unſerm Gegenſtande erſcheinen, wenn ich noch Folgendes bemerke: zu große Verfeinerung der Sitten, die man ja nicht mit der eigentlichen Bildung verwechſeln darf, wie ſo oft geſchieht, ſchadet überhaupt der Poeſie mehr, als ſie nützt, wenn ſie auch immerhin eine äſthetiſche, mit den höhern Künſten verwandte Bildung vorausſetzt. Ein gewiſſer friſcher, ja wildkräftiger Naturſinn, der, bei lebendiger Anſchauung und Auffaſſung und innigem Gefühl, ſich durch kräftigen, wahren und ſymboliſchen Ausdruck offenbart, gehört dazu, um wahrhaft zu dichten, ſo wie, wenn auch in geringerem Maße, dazu, um Dichter wahrhaft zu genießen. Der Geſchmack muß dann hinzu kommen, um jenen zu zügeln und dieſen für den feinern Genuß noch empfänglicher zu machen. — Der dumpfe, kaum äußerlich gebildete Philiſter in Groß- und Kleinſtädten kennt und achtet die Muſe nicht, oder will ſie höchſtens als Dienerin bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit benützen. Der vornehm gebildete Salonsmenſch, oder der Geſchäftsmann, der eine gewiſſe Modeerziehung genoſſen hat, ſchätzt ſie wohl, doch mehr als artige, freundliche Geſellſchafterin, die ſeine Umgebung verſchönern, die ihn zerſtreuen und amuſiren, aber ja nicht in ſein Inneres zurückführen, ihn nicht ſittlich rühren oder erheben ſoll. Häufig will er bloß in ihrer Geſellſchaft noch mehr glänzen; er ehrt ſie, um dadurch ſelbſt doppelt geehrt zu werden. Dies können wir beſonders in Reſidenz- und Handelsſtädten wahrnehmen; dort, wo Repräſentiren und Genießen, hier, wo Erwerben und Verzehren mit einander abwechſeln. Aber wir brauchen nicht einmal dahin zu gehen, faſt allenthalben

Digitized by Google

liebt man das Pikante und Gekünſtelte, oder das Unbedeutende und Flache, wenn es nur klingt und ſchimmert, man will aufregende Reizmittel oder Opiate. Ein manirirtes Klinggedicht ohne Gefühl und Ideen, ein niedliches Gemälde, etwa ein Küchenſtück, ſchon ein ſeltenes, koſtbares Möbel, Straußſche Walzer und andere muſikaliſche Speiſe, die glatt eingeht oder pikant iſt, die Sprünge einer Tänzerin, welche das alte Griechenland kaum bei Bacchantinnen geduldet hätte, haben für Leute von gewöhnlichem Weltton oft größern Werth, als das herrlichſte, ſeelenvollſte Gedicht, das ſchönſte Gemälde, das edelſte Muſikwerk. Allenfalls ſchätzen ſie dergleichen, wenn es ſelten oder koſtbar iſt. Zu dieſem Mangel der Theilnahme an aller wahren, höhern Poeſie kommt noch die heutige pietiſtiſch kirchliche Richtung, welche ſelbſt die Werke unſeres Schiller für heidniſch erklärt, übrigens aber mit einem gewiſſen Weltton, ja Weltgenuß recht wohl verträglich iſt, indem wir ja ſo viele aus den höhern und höchſten Ständen darin befangen ſehen.

Und unſere meiſten Dichter ſelbſt, wir vermiſſen an ihnen eben jenen friſchen Naturſinn, den ich oben als eine Quelle wahrer dichteriſcher Erzeugniſſe bemerkt habe; zumal bei den lyriſchen, deren Zahl doch Legio iſt. Und wenn auch Einzelne, von der Natur wohl ausgeſtattete, aus freierer Bruſt ſingen, ſo fehlt ihnen oft wieder die Geſchmacksbildung, um ſie ganz genießbar finden zu können. Hier können wir wirklich eine Welt- oder vielmehr Allerweltspoeſie annehmen, wenn wir bemerken, wie oft ein und derſelbe Sänger die verſchiedenartigſten Weiſen verſchiedener Völker nachzuſingen ſtrebt, und wie die andern wieder, ſeine Manier auffaſſend, auf gleiche Art zu pfeifen bemüht ſind. Durch den großen deutſchen Dichterwald hören wir die mannigfaltigſten Melodien: antike, romantiſche, altdeutſche, ſpaniſche, arabiſche, perſiſche, ſerbiſche u. ſ. w. in buntem Gemiſch erſchallen. Was indeſſen die Aufnahme und Einbürgerung der orientaliſchen Poeſie in die deutſche betrifft, ſo war allerdings das Streben hochbegabter Geiſter, die ſolches zu bewirken ſuchten, ſehr löblich und erfreulich. Sie wollten die etwas nüchtern und matt gewordene deutſche Muſe durch den Hauch und die Bilderpracht des Morgenlandes auffriſchen und erregen. Aber diejenigen, welche in ihre Fußſtapfen traten, ſchweiften bald zu Uebertreibungen aus, wie denn alle Nachahmer gern übertreiben. Auch iſt die Frage, ob wohl perſiſcher und noch mehr arabiſcher Dichtergeiſt, der gern in etwas einförmigen Tönen ſich vernehmen läßt, unſerm germaniſchen und dem abendländiſchen überhaupt ſich ganz befreunden laſſe. Etwas anderes iſt es mit dem Dichtergeiſte, der uns aus der Bibel anſpricht, wiewohl er ächt orientaliſch iſt. Er hat ſeine Kraft für alle Zeiten und für alle Völker, auch die verſchiedenartigſten bewieſen. Man wird zwar entgegnen, unſer hiſtoriſches Chriſtenthum ſey aus jüdiſcher Wurzel entſprungen, und demnach der Ausdruck altjüdiſcher Denk- und Empfindungsweiſe uns ſchon durch die heiligen Ueberlieferungen von früheſter Jugend an mehr befreundet. Wohl! aber auch an ſich ſchon müſſen die Schriften des alten Bundes — wenige, und in den übrigen nur weniges ausgenommen, was uns unverſtändlich und fremd bleiben wird — allgemein anſprechen und Eingang finden. — Wen, frage ich, er ſey Gelehrter oder Idiot, Fürſt oder Bauer, ergreift und rührt nicht jene, aus uralter, morgenländiſcher Natur- und Weltanſicht geſchöpfte Begeiſterung, jene einfach erhabenen, frommen Schilderungen der ſichtbaren Schöpfung, jene kindliche Anbetung des Unausſprechlichen, deſſen Thron der Himmel, deſſen Fußſchemel die Erde iſt, und der bei aller erhabenen Furchtbarkeit ſich den Geſchöpfen wieder ſo freundlich offenbart? Und welch koſtbare Perlen der Lebensweisheit und der Erfahrung für alle ſind dort niedergelegt! Nur Unwiſſende, oder von vorgefaßter Meinung Befangene mögen nicht einſehen, daß die bibliſchen Schriften eine ewige Fundgrube ſind von begeiſternden Liedern, von Natur- und Menſchenſchilderungen, Gedenkſprüchen, welche in verſchiedenen Lebenslagen und Stimmungen auch die entfernteſten und verſchiedenartigſten Bewohner des Abend- und Morgenlandes durch energiſche Wahrheit, kraftvolle Kürze, einfache Hoheit und Tiefe der Gedanken belehren, erheben, beruhigen und tröſten können. — Nun frage ich ferner, ob wohl arabiſche und perſiſche Gedichte ſelbſt bei ähnlichem Inhalt einen ähnlichen Eindruck hervorbringen mögen? Auch ihre beſſern Gedichte, beſonders aber diejenigen, bei welchen der Einfluß des Korans und des Hofthums ſichtbar iſt, werden uns bei großem, aber meiſt geſchmacklos aufgehäuftem Bilderreichthum, durch Künſtelei der Form, durch fühlbaren Mangel an Empfindung und reiner Begeiſterung mehr oder minder fremd bleiben. — Auch hat die Vorliebe zum Orientalismus, der zur Mode geworden war, ſchon ziemlich abgenommen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Lamennais. Thiers.

Der Verfaſſer der zuerſt erwähnten Notiz ſchildert ſeinen erſten Beſuch bei Lamennais: „Seine Perſon iſt nicht über fünf Schuh hoch; er iſt hager, tiefe Falten laufen über ſeine

Digitized by Google

Stirn und geben ſeiner Phyſiognomie einen Ausdruck von kränklicher Traurigkeit, von Bitterkeit, von Mißtrauen und Verachtung. Sein Haupt neigt ſich vorwärts, ſein ſchwarzes Haar iſt kurz abgeſchnitten; ſeine ebenfalls ſchwarzen Augen ſind matt, irren zerſtreut umher, und ſind doch zugleich durchdringend; es iſt, als könnte man die Geſchichte ſeines Lebens und die Stürme, welche es bewegt haben, darin leſen. Seine Wangen ſind hohl und bleich. Rouſſeau am Ende ſeines Lebens mußte ihm gleichen; jedoch hat ſein Mund etwas von dem Munde Voltaires, und mehr noch von dem Munde Dantes. David hat ſeine Büſte verfertigt; ſie iſt ein Meiſterſtück von Kunſt und Wahrheit. Zu Hauſe trägt Lamennais einen weiten Schlafrock von blauem Tartan und eine kleine ſammetne Toque. Auswärts trägt er einen dunkelgrauen Ueberrock, eine unregelmäßig zugeknöpfte Weſte und eine nachläſſig umgehängte Halsbinde; ſein Hut iſt Mode geworden. Bei ſeinem geſchwächten Geſichte bedient er ſich der Brille zum Leſen und Schreiben, und auch auf der Straße, wo er auf der Spitze der Zehen einhergeht. Er iſt ein Mann von der feinſten geſelligen Bildung und hat den zurückhaltenden Ton der großen Welt. Seine Sprache belebt ſich jedoch nur nach und nach; anfangs ſpricht er ſchüchtern und mühſam, ſtammelt beim Fragen und antwortet nur halb. Erſt nach langer ſichtbaren Anſtrengung beherrſcht er ſich, und jezt läßt er ſeinen Geiſt frei ausſtrömen. Dann muß man ihn wahrhaft bewundern; ſein ſchwächliches, leidendes Aeußere übergießt ſich in gewiſſen Fällen mit einer unausſprechlichen Majeſtät. Beredtſamkeit, Poeſie, Macht und Feuer herrſchen in ſeinen Blicken. — Die Wohnung dieſes merkwürdigen Mannes iſt äußerſt einfach und beſcheiden und des Geiſtlichen würdig, welcher hätte Kardinal werden und an geiſtlichen und weltlichen Höfen glänzen können, aber lieber ein einfacher Prieſter bleiben wollte. Bekannt iſt die Anekdote, daß, als er im Jahr 1815 nach der Landung Napoleons in Frankreich nach England geflüchtet war, weil er die Rache des mächtigen Herrſchers fürchtete, welchen er einen „blutdürſtigen Tyrannen“ geſcholten hatte, und als er, um leben zu können, ſich der Lady Jerninghain vorſtellen ließ, die einen Informator für ihren Sohn ſuchte, dieſe ihn nicht annehmen wollte, weil ſie ihn in ihrer Beſchränktheit für allzu dumm hielt. Er erzählt dieſe Anekdote ſelbſt, und er mag oft darüber gelacht haben. Jezt iſt er mit der Regierung, mit dem päbſtlichen Stuhle, mit der franzöſiſchen Kleriſey, mit der geſammten doktrinären Partei zerworfen, und hat wahrſcheinlich ein ſehr beſchränktes Einkommen. Dies ſcheint ihn aber wenig zu kümmern. Auf ſeine Geſinnungen hat ſeine pecuniäre Lage keinen Einfluß, vielleicht ſteigert ſie nur ſeine Bitterkeit; in ſeiner lezten Schrift iſt er heftiger gegen die Regierung entbrannt als in den vorigen. In der demagogiſchen Laufbahn bewegt er ſich ſeit 1834, wo ſeine berüchtigte Flugſchrift: Paroles d'un croyant, erſchien. — Der Verfaſſer der zweiten Notiz über Lamennais nennt dieſe Schrift une Marseillaise biblique und drückt ſich folgendermaßen darüber aus: „Bei Erſcheinung dieſes im Namen Gottes den Mächten der Erde plözlich in's Geſicht geworfenen Manifeſtes entſtand ein Ausbruch von Enthuſiasmus und eben ſo heftiger Verdammung; indeß Pabſt Gregor XIV. dieſes „in ſeiner Geſtalt kleine, aber in ſeiner Verkehrtheit große Buch,“ wie er ſich ausdrückt, durch einen encycliſchen Brief vom 7ten Juli verwarf und verdammte, öffnete die revolutionäre Partei dem Ueberläufer aus der Kirche die Arme und rief, er ſey muthig, groß, erhaben, ja der einzige Prieſter Europas. (Dies waren die Ausdrücke, deren ſich der ſeitdem zu einer andern Partei übergegangene Lherminier in der Revue des deux mondes, vom Jahr 1834, bediente.) Wir haben uns hier weder über die problematiſche Richtigkeit des Lobs und des Tadels, noch über den innern Werth dieſer bibliſchen Marſeillaiſe auszuſprechen; in Hinſicht des Styls und der Poeſie iſt es ſicher ein ſchönes Buch; mit der Wahrheit und der Vernunft darin mag es ſich anders verhalten. Nachdem Lamennais ein ultramontaniſcher und ultramonarchiſcher Katholik geweſen war, konnte er unmöglich nur ein halber Demokrat bleiben. Wenn es Leute gibt, welche ihrer Gedanken Meiſter ſind und dieſelben zu lenken verſtehen, ſo gibt es dagegen andere, welche von ihren Gedanken beherrſcht und fortgezogen werden. So iſt Lamennais; nachdem er einmal ſeinen Prieſterrock abgeworfen hatte und in den ſchlammigen Strom der politiſchen Leidenſchaften geſprungen war, hat er ſich dieſem Strom überlaſſen. Obſchon ein Mann des Nachdenkens und der Einſamkeit, hat er ſich ein Leben voll Bewegung und Streit geſchaffen; obſchon ein friedfertiger und ſanfter Chriſt, hat er ein Haß- und Kriegsgeſchrei ausgeſtoßen; als ein neuer Petrus Eremita iſt er durch die Welt gezogen, um überall den großen Kreuzzug der Völker gegen die Herrſcher zu predigen.“ Der Verfaſſer der biographiſchen Notiz glaubt in den folgenden Schriften Lamennais eine ruhigere Haltung, einen Stillſtand, und gewiſſermaßen einige Reue über ſeine Heftigkeit zu bemerken, und ſchließt daraus, daß Lamennais Geiſt anfange ſich zu mäßigen und gelindere Saiten aufzuziehen. Daß dies aber nicht der Fall iſt, beweist ſeine lezte Schrift: le Pays et le Gouvernement, welche der Regierung ſo arg vorgekommen iſt, daß ſie dieſelbe als aufrühreriſch confiscirt und den Verfaſſer vor Gericht gezogen hat. So kommt denn Lamennais, wie zur Zeit der Reſtauration, obſchon wegen ganz verſchiedener Tendenzen, auf die Bank der Angeklagten zu ſitzen, wenn das Gericht die Klage des königlichen Anwaldes für gegründet erkennt. Damals wurde er beſchuldigt, die päbſtliche Gewalt der königlichen vorgezogen und die ſogenannten Freiheiten der gallicaniſchen Kirche mißkannt zu haben. Jezt wirft man ihm vor, die Volksgewalt als das höchſte Geſetz aufgeſtellt zu haben. Unter der Reſtauration, welche im Grunde den Lehrſätzen Lamennais nicht ſehr abgeneigt war, kam er mit der unbedeutenden Geldbuße von 56 Franks davon. Man iſt nun begierig, wie ſich die aus der Julirevolution hervorgegangene Regierung gegen ihn benehmen wird. Wahrſcheinlich hat auch dieſer Kriminalprozeß wenig auf ſich. — Durch den neulich erfolgten Miniſterwechſel ſind nun zwei Schriftſteller, Couſin und Thiers, wieder in den Mußeſtand verſezt. Schon hatte man voreilig angekündigt, lezterer wolle ſich nach Florenz begeben und ſeine florentiniſche Geſchichte beendigen. Man hat ſo oft von dieſer Geſchichte geſprochen, daß die Tageblätter es ganz natürlich finden, den der Staatsgeſchäfte losgewordenen Mann wieder ſchriftſtellern zu laſſen. Aber ein Miniſter, welcher ein ſo bewegtes Leben geführt hat, ſezt ſich nicht ſo leicht zur Ruhe, und vor der Hand iſt von keiner Fortſetzung der florentiniſchen Geſchichte, noch weniger von der Geſchichte Napoleons die Rede, womit die Tageblätter das Publikum unterhalten, ſo oft Thiers von einer Reiſe wieder nach Paris zurückkommt. Der Mann ſoll mit aller Gewalt Geſchichtſchreiber bleiben. Wenn man aber an der Spitze eines ſolchen Miniſteriums geſtanden und die auswärtigen Angelegenheiten geleitet, oder, wie ſeine Feinde ſagen, in Verwirrung gebracht hat, ſo ſcheint das Schriftſtellern eine ſehr fade Beſchäftigung.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 17. November 1840.

Ein Adler ſprach mit Kreiſchen:
Ihr Hähne, merket das!
Wir könnten euch zerfleiſchen,
Doch — —

Rückert.

Aus dem Stegreif.

Von A. A. L. Follen.

I. Der lebendige Adler auf dem Rheinſtein.

Welch neu Gemäu'r entwächst dem alten Reſte?
Das todte Ritterthum, verwunderbar,
Schaut aus den Fenſtern, wieder friſch und klar;
Hinauf, zur junggewordnen Ritterfeſte!

Was horſten dort im Käfig denn für Gäſte?
Ach! nach des Bannes manchem trüben Jahr,
Du preußiſcher — nein, nein, du deutſcher Aar,
Hoch grüß' ich dich im rhein'ſchen Felſenneſte!

Heraus, mein Aar! und deine Fänge ſetz'
In Straßburg ein und im geraubten Metz,
Nimm Elſaß heim und unſer Lotharingen!

Und ſpreit' auf Amſterdam hin, über Lüttich,
Zum deutſchen Meer den kaiſerlichen Fittich;
Dann, Wächter, ſenk' am Oſtſeeſtrand die Schwingen.

II. Die Bilder auf dem Rheinſtein.

Friedlich Geräth bei Panzern und Geſchoſſen,
Glas=, Oelgemäld' hält dieſer Zinnenkranz,
(Wie Marmorbecken bunter Wellen Tanz)
Mit zartem Sinn geordnet, hier umſchloſſen.

Doch nichts hat ſo mein Innerſtes durchgoſſen
Mit finſtrem Schmerz und fernem Hoffnungsglanz,
Als dort von Sickingen der Knabe Franz,
Auf den der Jüngling oft den Bolz geſchoſſen. *

Mir wuchs der Knab' zum Ritter, der den Schild
Für Deutſchland hub; als ſturmbewegte Eiche
Hinſank von brudermörderiſchem Streiche.

Doch wieder wandelt ſich das Schmerzensbild:
Zum blüh'nden Knaben wird die ſtarre Leiche!
Sind das die Bilder — von dem deutſchen Reiche?

Rheinſtein am 6ten Oktober 1840.

III. Conceſſionen.

Noch ſtand ich, voll von Vaterlandsgedanken,
Doch bald ward Phantaſie des Denkens Meiſter;
Da horch: Gerumpel, leiſ', dann dreiſt und dreiſter,
Und eine Wand, da drüben, ſcheint zu wanken.

* Noch erkennt man deutlich die eingedrückten Spuren des Bolzes auf dieſem Bilde.

Digitized by Google

„Seltſamer Unfug!“ hub ich an zu zanken;
„Sind's etwa Kerneriſche Poltergeiſter,
Rumorend dort im alten Mauerkleiſter?“
Doch mehr und mehr kommt das Gefach in's Schwanken.

Huhu! ein Horn erſcheint, ein Maul dazu,
Ein Haupt voll Staub und Schweiß, und ein Gemuh,
Halb ſtöhnend, halb frohlockend, wird vernommen.

Doch freundlich lächelnd ſah der Melker zu:
„Sie bleibt ja doch am Strick, die freie Kuh!“
— Da bin ich wieder zu Verſtand gekommen.

Geiſenheim, eodem.

Andreas Anderſon.

(Fortſetzung.)

Neben dem Eingange in die Sakriſtei hatte ich eine Raſenbank bemerkt. Die Sonne ſchien freundlich warm; mein faſt zweiſtündiges Gehen, Stehen und Klettern ließ mich mit Wohlgefallen an's Sitzen denken. Der Schuhmacher erhob allerdings gegen meine Aufforderung, neben mir Platz zu nehmen, einige Einwendungen. Als ich ihm aber ſagte, daß er ſtehen, lehnen oder ſitzen möchte, juſt wie's ihm am bequemſten, ſetzte er ſich auf die äußerſte Kante, erſt halb, dann zu Dreivierteln, endlich ganz, und erzählte Folgendes:

„Es ſind nun nahe an die neunzig Jahre, daß in hieſiger Stadt ein junges Mädchen lebte, Marjory Gilzean. Sie war ehrbarer Leute Kind und galt für das ſchönſte Mädchen im Orte. Da geſchah es im zweiten Jahre nach — nach der Revolution, wie ſie's nennen, im Jahr 1747, daß eine Compagnie Fußvolk in unſere Stadt gelegt wurde, ich weiß nicht weßhalb, und es kommt auch nichts darauf an. Unter den Gemeinen befand ſich einer Namens Anderſon. Er war aus einem benachbarten Kirchſpiele, hatte ſich erſt vor Kurzem anwerben laſſen und verliebte ſich, wie ſie's nennen, in Marjory Gilzean. Sie, wie das wohl zu geſchehen pflegt, verliebte ſich auch in ihn, und ſo geſchah es, daß, als die Compagnie nach England marſchirte, das Mädchen dem Soldaten folgte. Ich ſagte das Mädchen, ich hätte ſagen ſollen die Frau, denn obwohl es damals in der Stadt hieß, die ſchöne Morjory Gilzean ſey dem Soldaten Anderſon in unehrbarem Wandel nachgelaufen, ſo hat ſich doch ſpäter gefunden und iſt von einer Jury anerkannt worden, daß Marjory und Anderſon ſich heimlich hatten trauen laſſen. Nun ſehen Sie, lieber Herr, wie es der Marjory beim Regimente und bei ihrem Manne ergangen, weiß weder ich, noch irgend Jemand. Es heißt, der Mann ſey außer Landes geſchickt worden und ſie habe zurückbleiben müſſen; er ſey in einer großen Bataille todtgeſchoſſen worden und habe ſie vorher ſehr hart behandelt und ſie von ſich gejagt; aber wie geſagt, das ſind nur Gerüchte, die eben ſo gut wahr ſeyn können als falſch, ich weiß das nicht. Das hingegen iſt gewiß, daß im zweiten Jahre, nachdem Marjory die Stadt verlaſſen, ſie wieder hieher zurückkam, aber nicht mehr das ſchöne Mädchen, ſondern mager und elend und — unrichtig im Kopfe, wie ſie's nennen, und mit einem Säuglinge im Arme. Ihre Eltern waren hoffährtige Leute, die ſie nicht aufnehmen wollten, und gleich ihnen thaten Alle, die ſie in beſſern Tagen gekannt. Da kam die Verſtoßene auf den Einfall, dieſen Ort hier, die Sakriſtei meine ich, zu ihrer Wohnung zu machen. Ihr Kind legte ſie in das Taufbecken, ſich ſelbſt des Nachts auf die Steine, und am Tage ſaß ſie entweder mit dem Kinde hier im Graſe oder ging betteln. Als das im Orte bekannt wurde, fiel es doch einigen chriſtlich geſinnten Menſchen auf die Seele, daß Marjory allerwärts verſtoßen worden und des Nachts auf den kalten Steinen liege und ihr Kind im Taufbecken. Es wurde alſo eine Kammer für ſie gemiethet und ſie mit ihrem Kinde dahin geführt und ihr Speiſe und ein Bett gegeben. Die Nahrung nahm ſie an, aber nicht das Bett, und wie es Nacht wurde, ging ſie wieder hierher in die Sakriſtei, legte ihr Kind in das Becken und ſich darunter auf die Steine. Das that ſie jedesmal, wenn ſie in die Kammer geführt worden war, und wie endlich die Leute ſahen, daß die Sakriſtei ihr lieber ſey als die Kammer, ließen ſie ihr den Willen und brachten ihr Stroh und Speiſe. So lebte ſie ſieben Jahre, bis ſie ſtarb. Alle Menſchen kannten ſie, aber Niemand nannte ſie Marjory oder Frau Anderſon; ſie hieß weit und breit Daft May Gilzean. Niemand that ihr und ſie that Niemand ein Leid. Mit ihrem Kinde ging ſie umher, ſingend, lachend und weinend.“

„Das Kind war ein Knabe und hieß Andreas. In welchem Elende er aufwuchs, können Sie ſich leicht vorſtellen, lieber Herr. Er war an die acht Jahre, als die Mutter ſtarb, und hatte bis dahin in keinem Bette geſchlafen und ſelten einen Biſſen Warmes gekoſtet. Aber wir ſagen in Schottland: die Liebe der Mutter zieht die Kinder groß, und welches Kind eine Mutter hat, das ſchläft auf Flaumfedern und hungert nie. Und Daft May Gilzean liebte ihr Kind, und Andreas ſeine Mutter. Die Mutter ſtarb und Andreas wurde in unſerer Stadtſchule zum Armen aufgenommen.“ — „Zum Armen?“ unterbrach ich den Erzähler, „wie verſteht Ihr das?“ — „Wir nennen den Jungen ſo,“ erklärte der Schuhmacher, „der für ſeine Koſt, Wohnung und Unterricht die Schule

Digitized by Google

fegen, Feuer anzünden, Kohlen tragen und dergleichen thun muß. Es wird meiſt eine vater- und mutterloſe Waiſe dazu gewählt, und der Junge heißt dann der Arme — the Pauper.“

Ich dankte für die Erklärung und der Erzähler fuhr fort: „So geſchah es, lieber Herr, daß Andreas leſen und ſchreiben und rechnen lernte. Und er blieb Pauper bis in ſein vierzehntes Jahr, wo der Bruder ſeines Vaters, ein Schneider im benachbarten Kirchſpiele St. Andreas Chanbryd, ihn zu ſich in die Lehre nahm. Aber das war ein harter und liebloſer Mann; er war auch eigentlich kein Schotte, ſondern von engliſcher Abkunft. Seine eigenen Kinder behandelte er ſchlecht und ſeines Bruders Kind noch viel ſchlechter. Seinen Kindern gab er wenigſtens Milch zur Hafergrütze, aber Andreas bekam nur das abgekochte Waſſer. Indeſſen war das noch nicht der ſchlimmſte Theil der Behandlung; er prügelte eines Tags den armen Andreas dergeſtalt, daß dieſer, auch wenn er nicht aus dem Hauſe geſtoßen worden wäre, doch vielleicht gethan haben würde, was er that: er lief aus dem Lande, fand ſeinen Weg nach Leith und bettelte ſich weiter bis London.

(Schluß folgt.)

Ueber Weltliteratur und Weltpoeſie.

(Schluß.)

Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß in demſelben Grade, als das Intereſſe für morgenländiſche Dichtkunſt — ſelbſt die türkiſche nicht ausgeſchloſſen — bei unſerem gebildeten Publikum zunahm, die ehemalige Vorliebe für die griechiſche und römiſche Muſe, und die Neigung, ihre Formen nachzuahmen, ſich mehr und mehr verlor. Dazu hatte bereits auch das, beſonders ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts geförderte und verbreitete Studium der altdeutſchen Poeſie mit beigetragen. Mit Recht wandte man ſich dieſen noch ſo wenig gekannten Schätzen mit aller Begeiſterung und allem Fleiße zu, zumal in einer Zeit, wo während der Franzoſenherrſchaft deutſche Sitte und Sprache in Gefahr war. Mit Recht beſchränkte man das übertriebene, pedantiſche Studium der Alten und widerſtrebte ihrer ſklaviſchen Nachahmung. Aber auch auf der andern Seite übertrieb man bald wieder. Man vergaß, was ſeit Jahrhunderten die Kulturgeſchichte uns laut zuruft: daß dieſe Alten doch ewig jung und ewige Muſter des Schönen und Edeln bleiben, und daß nur die geiſtlos pedantiſche Beſchäftigung mit ihnen und ihre unbedingte Nachahmung verwerflich ſey. Man überſah, daß gerade große Dichter, die in den Werken des germaniſchen Mittelalters wie Vertraute leben, daß namentlich unſer Uhland, deſſen Gedichte durch und durch deutſch ſind, ihren Geſchmack an den Alten herangebildet haben, und daß dieſes, zu ihrem großen Vortheil, in ihren Werken ſichtbar iſt, die durch geſchmackvolle Vollendung ſich auszeichnen.

Denn eben dieſe Vollendung, namentlich dieſe Mäßigung bei reicher Fülle, dieſes Zuſammenſtimmen der Theile zum Ganzen iſt es, was wir beſonders an den Alten wahrnehmen und von ihnen ablernen ſollten. Wie gut wäre es, wenn unſere neueren Dichter ſie etwas mehr beachteten; ſie brauchen gerade keine Hexameter zu ſchreiben, oder ſonſt antike Versmaaße zu gebrauchen, wiewohl im Grunde auch unſere modernſten oder die mittelalterigen Versmaaße ſich auf die griechiſch-römiſche Metrik zurückführen laſſen, und z. B. der Niebelungenvers nichts anders iſt, als ein gereimter, aber verkümmerter jambiſcher Trimeter. Aber gerade dieſe abſichtliche Verſchmähung des Antiken in der Poeſie, eine gewiſſe affektirte, zur Schau getragene burſchikoſe Verachtung des Alten überhaupt, und eine damit verbundene Leichtfertigkeit in der Mutterſprache, ja ihre Mißhandlung ſelbſt, dies mag als ein Kriterium betrachtet werden, das einen großen Theil unſerer Poeten charakteriſirt. — Auch manchem Beſſeren fehlt die ſtille, anhaltende Begeiſterung, die zur Hervorbringung vollendeter Werke erforderlich iſt. Die Meiſten machen ſich's ziemlich bequem; ſie reihen an einem leichten Baſt, Versmaaß genannt, eine Menge eigener und fremder Blumen, ohne viele Ordnung und Wahl flüchtig zuſammen. Ja es kommen ihnen ſelbſt gewiſſe vielgebrauchte Versmaaße, beſonders trophäiſcher Art, zu Statten, bei welchen die Gedanken wie von ſelbſt ſich einfinden.

Ein gewiſſer Ton klingt uns aus unſern meiſten Poeſien an, den man den Zeitton nennen könnte: bei allem Reichthum von Poeſien eine auffallende Monotonie. Man könnte ſagen, ein großer Theil unſerer Poeten gleiche den holländiſchen Dörfern und den Kalmucken: wer einen geſehen hat, hat ſie faſt alle geſehen. Freilich gibt es auch Einzelne, die durch hervorſtechende Züge ſich bemerkbar machen, aber gerade nicht immer zu ihrem Vortheil. So zeichnet ſich der eine und andere durch eine, in jeder Hinſicht liederliche Poeſie aus, ſowohl was den Inhalt als was die Form betrifft. Diejenigen aber, in deren Gedichten ſich wahre Empfindung und Begeiſterung in edler Form ausſpricht, ſind leicht zu zählen, und ſie werden auch nicht nach Verdienſt geſchätzt, weil ja ſelbſt ein großer Theil des Publikums innige Empfindung und Schwung der Begeiſterung, wie ſie uns z. B. in Schillers oder Klopſtocks Werken ergreift, für kränkliche Schwäche einer antiquirten Zopfzeit betrachten. Manche ſind auch Grimaciers der Empfindung; das franzöſiſche Wort paßt

ganz hieher, wo der Einfluß der unfranzöſiſchen Dichterſchule bei Mehreren unverkennbar iſt. Karrikirende Uebertreibung halten ſie für genialiſche Lebendigkeit. Noch mehr, in dieſen Zeiten der Induſtrie und der Technik iſt die Poeſie ſelbſt ein Zweig der Induſtrie geworden. Die ganze Welt wimmelt von Poeten in unſerer unpoetiſchen Zeit; jedes Städtchen hat ſeinen eigenen, und ſie repräſentiren gewiſſermaßen die Welt ſelbſt, die gegenwärtig in einer Gährung und Kriſe begriffen iſt. In dieſem Sinne könnten wir wohl auch von einer Weltpoeſie reden. G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Couſins Thätigkeit als Miniſter.

Couſins Austritt aus dem Miniſterium des Unterrichts iſt ein Verluſt für die öffentlichen Lehranſtalten, welche ihm mehrere wichtige Verbeſſerungen verdanken, wodurch ſie den deutſchen etwas näher gebracht worden ſind. Es iſt ſchlimm, daß der Vorſtand des öffentlichen Unterrichts ein Miniſter iſt und folglich das Loos der Miniſterien theilt. Zwei Couſinſche Einrichtungen werden jedoch wohl bleiben, nämlich die Suppleanten oder Aggrégés bei allen Fakultäten der Univerſitäten, oder, wie ſie hier heißen, Akademien, und die Preiſe in der juriſtiſchen Fakultät. Aggrégés waren zwar in einigen Fakultäten vorhanden, aber nicht in allen; nach Couſins Vorſchrift beſteht jezt in jeder Fakultät eine gewiſſe Anzahl derſelben, welche dazu beſtimmt ſind, die anderwärts beſchäftigten Profeſſoren zu erſetzen, und im Erledigungsfalle eines Lehrſtuhls ſelbſt Profeſſoren zu werden. Es ſind alſo angehende Lehrer, welche die Ausſicht haben, nach Verlauf einiger Zeit, beſonders wenn ſie ſich auszeichnen, ſelbſt die Lehrſtühle beſteigen zu können. Leider befördert dieſe Einrichtung den Hang mancher Profeſſoren, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen und den beſcheidenen Titel eines Profeſſors gegen den eines Staatsmanns zu vertauſchen. Guizot, Couſin, Villemain, Royer-Collard laſſen ſchon ſeit vielen Jahren durch Aggrégés ihre Profeſſuren verſehen, ohne jedoch auf dieſelben ganz zu verzichten. Die Vertheilung der Preiſe an der juriſtiſchen Fakultät wird am 6ten dieſes zum erſten Male ſtattfinden; da eine begüterte Dame, Frau v. Beaumont, deren Sohn, während er die Rechte ſtudirte, geſtorben iſt, eine Summe von 50,000 Franks geſchenkt hat, deren Zinſen zu Belohnungen für die Studirenden verwendet werden ſollen, ſo ſteht zu hoffen, daß kein Nachfolger Couſins dieſe Preiſe wieder abſchaffen wird. Sie ſollen denjenigen ertheilt werden, welche eine juriſtiſche Aufgabe am beſten beantwortet, ſowie denen, welche im Examen ſich ausgezeichnet haben. Couſin hatte auch eine Aenderung mit den ſogenannten Comités historiques vorgenommen, an welchen leider alle auf einanderfolgenden Miniſter meiſtern und beſſern. Dieſe Comités ſind dazu beſtimmt, alte hiſtoriſche Dokumente bekannt zu machen, wofür die geſetzgebenden Kammern ſchon ſeit einer Reihe von Jahren 150,000 Franks bewilligen. Guizot, welcher dieſe Comités eingeführt hat, ließ ihnen wenig Macht, ſondern ordnete faſt alles ſelbſt an. Er hatte zwei ſolcher Comités ernannt, eines für die Bekanntmachung der Urkunden, ein anderes für die Beſchreibung der Kunſtdenkmäler Frankreichs. Sein Nachfolger Salvandy ordnete fünf Comités an, für geſchichtliche Urkunden, für Sprachdenkmäler, für Kunſtdenkmäler, für wiſſenſchaftliche Schriften, für Schriften ſtaatswiſſenſchaftlichen Inhalts. Dieſe vielen Comités, welche den fünf Akademien des ſogenannten institut de France entſprechen ſollten, arteten bald aus, oder geriethen wenigſtens in ſtarke Verwirrung. Beſonders rührig, ja übertrieben thätig zeigte ſich das Comité des arts; es ernannte Korreſpondenten in allen Ländern, ſogar in Aſien, wo doch kein franzöſiſches Kunſtdenkmal zu ſuchen iſt, und wollte die Kathedralen Frankreichs mit einem ſolchen Luxus beſchreiben, daß einige Millionen kaum hingereicht hätten. Dagegen hatte das wiſſenſchaftliche Comité nichts zu thun und wußte nicht, was für alte Schriften wiſſenſchaftlichen Inhalts dem jetzigen Geſchlechte förderlich ſeyn möchten. Indeſſen kam eine Menge von Quartbänden zu Stande, welche manche nützliche Beiträge zur Geſchichte Frankreichs enthalten, und noch ſind viele andere unter der Preſſe. Jeder Band kommt den Staat ungefähr auf 10,000 Fr. zu ſtehen. Couſin hielt es für zuträglich, die fünf Comités in eines zu verſchmelzen; aber kaum war das allgemeine Comité zweimal zuſammengekommen, trat Couſin ab. Sein Nachfolger würde am beſten thun, wenn er dieſes große Comité eine zeitlang fortwirken ließe, um zu ſehen, ob es Beſſeres hervorbringt, als die fünf einzelnen. Couſin hat ferner noch das Verdienſt, daß er etwas mehr Ordnung in das Subſcriptionsweſen brachte. Wer in Frankreich, und beſonders in Paris ein etwas koſtbares Werk herausgibt, wendet ſich wegen Subſcriptionen an's Miniſterium des öffentlichen Unterrichts, welches Gelder zu dieſem Behufe aus dem jährlichen Budget bekommt. Auch die andern Miniſter haben ſolche Subſcriptionsgelder, aber keine ſo bedeutenden. Die Zahl der Subſcriptionen, welche bewilligt werden, richtet ſich nach der Wichtigkeit des Werkes, oder auch nach der Gunſt, welcher der Herausgeber genießt. Einige Vorgänger Couſins ſcheinen mit ſolchem Leichtſinne Subſcriptionen bewilligt zu haben, daß dadurch die Gelder auf mehrere Jahre in Anſpruch genommen wurden, zumal die Zahl der Bände oder Lieferungen zuweilen die urſprünglich angegebene weit überſtieg, und ſo die angeſtellten Berechnungen über den Haufen warf. Couſin hat daher die Subſcriptionen beſchränkt und die Einnahme mit der Ausgabe in's Gleichgewicht zu bringen geſucht. Fährt ſein Nachfolger in dieſem Sinne fort, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo wird ſich auch bald die alte Verwirrung wieder zeigen. Vor einigen Jahren mußte ein Miniſter von den Kammern eine Zulage von mehr als hunderttauſend Franks verlangen, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche ihn der Subſcriptionsunfug geſezt hatte. Aber nichts wird leichter hier verziehen als Geldverſchleuderung; für ſo etwas haben die franzöſiſchen Volksrepräſentanten gar kein Gedächtniß, und oft tragen ſie ſelbſt dazu bei, dieſelbe zu vermehren, indem ſie für ihr Departement oder Arrondiſſement allerlei von den Miniſtern ſich ausbitten, was bedeutende Auslagen verurſacht. Die Miniſter kümmern ſich wenig um ſolche Verſchwendungen; haben ſie die Majorität in den Kammern, ſo iſt es ihnen nicht ſchwer, die Erhöhung dieſes oder jenes Poſtens im jährlichen Budget durchzuſetzen, mit der Bemerkung, daß es der Würde einer großen Nation nicht anſtehe, bei Ausgaben zu knauſern, welche zum Zwecke haben, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Künſte zu fördern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 18. November 1840.

Erinnrung ſelbſt kann uns hier nicht mehr leiten.
Wir jauchzen oft: „Gefunden! klar iſt's!“ grüßte
Uns nicht ein Scheinbild bloß. —

Byron.
Childe Harold.

Wanderungen in Prag.

Prag iſt unſer deutſches Rom, unter allen Städten an hiſtoriſchen Erinnerungen die reichſte und durch ſeine Lage mit jenem vergleichbar. Schwärmer für deutſche Univerſalmonarchie ſehen ſich nach Reſidenzen um; würde die Chimäre wahr, Prag wäre die würdigſte. Im Thale und auf Hügeln in Terraſſen gebaut, bietet es ein unvergleichliches Panorama; hoch thront der Königspalaſt des Hradſchins, Palaſt reiht ſich an Palaſt, wie Maſten im Hafen ſteigt aus dem Häuſermeer Thurm an Thurm, auf achtzehn Füßen ſchreitet die Brücke von einem Ufer zum andern und trägt auf ihren Steinarmen außer Nepomuk, dem Schutzpatron Böhmens, und dem Gekreuzigten in der Mitte, noch ein ganzes Collegium heiliger Väter; und rings um dieſe Menſchenwerke die reizendſten Landſchaftsrahmen, wogende Saaten, Weinberge, grüne Thäler, Wälder und Gärten und zulezt die lieblichen Inſeln der Moldau. Ueberall Größe, Erhabenheit, Originalität, Poeſie. Und welche Vergangenheit! lebendige Blätter aus der Weltgeſchichte!

Treten wir in die Altſtadt hinüber. An ihrem Eingang ſteht ein alter Brückenthurm, zwar ſchwarz und ſchmutzig, aber von Quadern, als für die Ewigkeit gebaut; gegenüber von der Kleinſeite ſchaut aus dem Garten des Hradſchins eine Pyramide her. Kaum eine Spanne Raum von zehn Minuten, und doch haben dreißig Jahre eines entſetzlichen Kriegs Platz darin. Dort thaten die kaiſerlichen Räthe den unfreiwilligen Luftſprung, von dort fielen aus dem Helme der Bellona die blutigen Looſe; hier ſtritten die lezten ſchwediſchen Gotteskämpfer für den Sieg ihrer Glaubensbrüder, die bedrängte Stadt für ihre Leibes- und Seelengüter. Die Kleinſeite war in der Feinde Gewalt, und nur die brave Vertheidigung dieſes Brückenkopfs rettete das alte Prag. Doch die Hoffnung ſchwand mit jedem Tage, ſchon war die Stunde nahe, wo dieſes lezte Bollwerk fallen mußte, als der Herold, den Palmzweig des Friedens am Hute, erſchien. Wo die Wiege des Krieges geſtanden, fand er ſein Grab.

Die Altſtadt begrüßt uns gleich beim Eintritt mit Werken der Jeſuiten, prächtig und impoſant, wie man es bei ihnen gewohnt iſt. Das Collegium der Schüler Loyolas bildet ein eigenes Quartier und nimmt mit ſeinen Kirchen, Klöſtern, Kapellen, Seminarien und andern Lokalitäten einen ungeheuern Flächenraum ein. Es koſtet Entſagung, flüchtig durch ſeine Höfe und Gänge zu eilen; aber ein anderes Ziel hat unſere Wanderung. Am Rathhauſe, der Richtſtätte des Grafen Thun und ſo vieler Edlen, an der Teinkirche, wo die Huſſiten unter Ziska den feierlichen Schwur der Rache

Digitized by Google

thaten, vorbei, in das enge Gaſſenlabyrinth hinein, welches vielverzweigt wie ein Dachsbau nach allen Seiten auseinanderläuft, und es iſt erreicht.

Der Abſtich iſt grell: die Indolenz und Schwerfälligkeit des Slaventhums auf einen Schlag vertauſcht mit der Rührigkeit und Betriebſamkeit des Volkes, welches hier ſein Lager aufgeſchlagen. Es iſt der Ghetto, das Judenviertel Prags, eine weniger bekannte und doch vielleicht die größte Merkwürdigkeit. So weit die Chronik, die ſich tief in die Sage verliert, reicht, ſpricht ſie von dem Volke Iſraels als einer ſeit undenklicher Zeit hier beſtehenden Gemeinde. Man ſollte meinen, es ſey hier der erſte Anſiedler geweſen. Es fehlt ganz an hiſtoriſchen Berichten über die kurz auf die Zerſtörung Jeruſalems folgenden Schickſale der Juden. Sie zerſtreuten ſich in die weite Welt, und nach Jahrhunderten findet man ſie aller Orten und Enden, ohne daß ſich ſagen läßt, wie ſie dahin gekommen; ſie ſind einmal da. In Kleinaſien und auf den nahen griechiſchen Küſten fand die neuere Forſchung die erſten Spuren von Einwanderungen dieſes Stammes. Von dort können einzelne Streifzüge nordwärts nach der Donau gedrungen und in ihrem raſtloſen Treiben bis in dieſe Gegenden gelangt ſeyn, auf dem von ihrer Heimath nächſten, ganz natürlichen Wege. Alles iſt freilich noch Mythe und auf ungewiſſe Anzeichen gebaut, doch von der Art, daß es nicht unwahrſcheinlicher klingt als vieles Andere, was wir als wahr gelten laſſen. Welche Völker zu dieſer Zeit Böhmen bewohnt, kann Niemand ſagen, denn ſie geht der großen Völkerwanderung lange voraus. Mit ihr erſt oder nach ihr fängt die Geſchichte Böhmens an. Die Czechen, ein aſiatiſcher Stamm, ein Glied aus dem ſlaviſchen Völkerbunde, nahm Grund und Boden in Beſitz. Mit der fabelhaften Königin Libuſſa fällt die Gründung Prags zuſammen. Ob nun die Juden die einzigen Bewohner des Landes waren, oder noch eine andere Nation hier wohnte, und dem Einfall der Fremden gutwillig oder gezwungen Platz machte und in dem allgemeinen Wirbel mit fortgeriſſen wurde, wer könnte darüber entſcheiden? Es bedarf auch keiner Entſcheidung, wenn nur der Umſtand bewieſen würde, daß die Juden vor den Czechen da waren und bei deren Niederlaſſung zurückblieben. Freilich ſind es ſchwache Momente, worauf ſich dieſe Annahme ſtützt.

Man denke beim Prager Ghetto nicht an die Judengaſſe Frankfurts, die, obgleich ſie mit jedem Jahr den eigenthümlichen Charakter mehr und mehr verliert, doch vor vielen andern noch immer die gangbare Idee von jüdiſcher Nationalität verwirklicht. In Prag zeigt der Jude weniger als irgendwo in Gebräuchen, Benehmen und Kleidung das Auffallende ſeiner Nation; ſelbſt in ſeinem Kultus iſt er wunderbar vorwärts gegangen. Ihre Gemeinde iſt ſtark, wohl mehr als zehntauſend Köpfe, und in ſteter Zunahme; denn das Geſetz iſt mild und macht die Niederlaſſung in der Stadt nicht ſchwer. Sie ſind aber ſtreng auf das Viertel beſchränkt, welches ſie, ſo lange die Stadt ſteht, inne haben.

(Fortſetzung folgt.)

Andreas Anderſon.

(Schluß.)

„In London kam Andreas irgendwie zu einem Schneider, wo er es um Vieles beſſer hatte, und als der Schneider ſah, daß Andreas leſen und ſchreiben und rechnen konnte und überhaupt ein zuverläſſiger Burſche war, gebrauchte er ihn zu mancherlei, wie ſie's nennen, und auch zum Austragen der fertigen Kleider. Da fügte es ſich einſtmals, daß Andreas einem Offizier eine Uniform brachte und dieſer ein Schotte war. Nun wiſſen Sie, lieber Herr, die Schotten halten etwas auf einander, und ich kann Ihnen ſagen — ich bin auch in London geweſen, es ſind nun fünf=und=vierzig Jahre — daß mir jedesmal das Herz aufging, wenn ich ſchottiſch reden hörte. Das geſchah denn auch dem ſchottiſchen Offizier mit Andreas, und daß dieſer ein Schneiderburſche und jener ein hoher Offizier war, machte keinen Unterſchied. Schotte iſt Schotte, lieber Herr, mag er hoch oder niedrig ſtehen, und ein ſchottiſches Herz hängt immer an ſeinen Bergen und an ſeinen Landsleuten. Dazu kam, daß Andreas ein hübſcher, ſchmucker Menſch war, mit guten Manieren, wie ſie's nennen, und als er über das Geld quittirt hatte und der Offizier die gute Hand ſah, die er ſchrieb, ließ er ſich weiter mit ihm ein, fragte ihn, wie er heiße, wo er geboren, wie er nach London gekommen, ob er gern ein Schneider ſey und mehr dergleichen, und fragte ihn zuletzt, ob er nicht lieber Soldat werden und als ſein Bedienter mit nach Oſtindien gehen wolle. Andreas beſann ſich nicht lange. Er hatte es gut bei ſeinem Herrn, dem Schneider, aber er fürchtete ſich vor ſeines Vaters Bruder, daß der ihn ausfindig machen und zurück nach Chambryd bringen möchte. Alſo ſagte er ſeinem Herrn, er wolle nach Oſtindien gehen, ließ ſich anwerben und verließ bald nachher England, halb als Trommelſchläger, halb als Bedienter des Offiziers."

„Nun ſehen Sie, lieber Herr, ſo verging ein Jahr nach dem andern. Der arme, zerlumpte Junge, der hier im Taufbecken gelegen, dann die Schule gekehrt und zuletzt das Land gemieden, wurde vergeſſen. Bald wußte ſogar kein Menſch mehr, wo ſeine Mutter, Daſt May Gilzean, begraben lag. Auch dieſer ihre Eltern ſtarben, und ſo ſtarb der hartherzige Schneider, und ſelbſt die nächſten

Digitized by Google

Verwandten kümmerten ſich wohl nicht, was aus Andreas Anderſon geworden. Da war's im Sommer 1811, daß ein ältlicher Herr mit ſeinem Bedienten im Gaſthofe drüben einkehrte. Mein Vorgänger im Amte, auch ein Schuhmacher, James Saunders, war erſt einige Monate todt, und Sie nehmen mir's nicht übel, lieber Herr, aber fünf Jahre hatte ich ſeinen Dienſt verrichtet und von dem, was die gütigen Herrſchaften mir gegeben, war nur ein Drittel mein geweſen. So intereſſirte ich mich jezt mehr als ſonſt für die in Gordon Arms Hôtel Einkehrenden, und da die meiſten Fremden hieher kommen, bloß um die Kirche zu ſehen, war ich des folgenden Tags gar nicht überraſcht, als der ältliche Herr an meine Thüre klopfte und die Kirche zu ſehen verlangte. Wie wir da an den Gräbern vorbeigingen, ich voran, wie es meine Pflicht iſt, hörte ich den alten Herrn ſtehen bleiben. So blieb ich denn auch ſtehen und wendete mich um. „Wißt Ihr vielleicht, guter Freund," ſagte der alte Herr, „wo das Grab einer armen Frau iſt, die Marjory Gilzean hieß?" — „Nein, lieber Herr," antwortete ich, „das weiß weder ich, noch ſonſt Jemand im Orte; doch kann ich Ihnen zeigen, wo ſie gewohnt hat." Und damit ging ich hierher in die Sakriſtei. Der alte Herr folgte. „Hier hat Marjory Gilzean Jahre lang gewohnt," ſagte ich, „und in dem Taufbecken dort hat ihr Kind geſchlafen." Und als ich das geſagt, ſah ich mich nach dem alten Herrn um und ſah ein Tuch vor ſeinen Augen. Ich wußte nicht, was ich denken ſollte, und war ganz ſtill. Da trocknete der alte Herr die Augen und ſagte: „Ihr wundert Euch, guter Freund, mich alten Mann weinen zu ſehen; aber die hier Jahre lang gewohnt, war meine Mutter, ich bin ihr Sohn, Andreas Anderſon."

„Nun ſehen Sie, lieber Herr," fuhr der Schuhmacher nach einer kleinen Pauſe fort, „das war der arme, zerlumpte Junge, der in Oſtindien General und ein reicher Mann geworden. Er miethete ein Haus in Leuchars, eine halbe Stunde Wegs von hier, und ein Jahr ſpäter kaufte er eins in unſerer Stadt, und Sommers wohnte er hier, und Winters in London. Er war ein gar guter und herablaſſender Herr. Weil er jeden Morgen ſeinen Spazierweg hier über den Kirchhof nahm, ließ er ſich einen eigenen Schlüſſel machen, und wie ich ihn einigemale auf dem Grabhügel dort hatte ſitzen ſehen, fiel mir's ein, die Raſenbank zu bauen, und da hat er manchen ſchönen Sommerabend und ich auf ſeinen Befehl neben ihm geſeſſen. Er ſprach im Ganzen wenig und ſelten von ſeinem vergangenen Leben; doch weiß ich aus ſeinem Munde, was ich Ihnen erzählt habe, und auch, daß er in Indien die Landesſprache gelernt und ihn das in die Höhe gebracht, und daß er mit bei der Erſtürmung von Seringapatam geweſen und ihm das viel Beutegeld eingetragen. Im Sommer 1824 war er nur ein paar Wochen hier, und das zum lezten Male. Er wurde krank und ging deßhalb nach London. Dort ſtarb er am 16ten September; aber faſt ſein ganzes Vermögen vermachte er unſerer Stadt. Fünfhundert Pfund bekam ein Junge, den er aus der Taufe gehoben; und ſehen Sie, lieber Herr, der Junge iſt mein Sohn. Es ſollte mir frei ſtehen, die Zinſen zu haben oder nicht, und ſo ſagte ich, ich wolle ſie nicht eher haben, als bis ich ſie brauchte, und gebraucht habe ich ſie bis heute noch nicht. Das ſoll denn meinem Andreas, wenn er mündig wird, zu Gute kommen: er iſt ja mein Einziger von Sechſen, die mir der Himmel gegeben und von denen er mir fünf genommen. Vierhundert Pfund bekamen zwei Verwandte des Generals, weitläufige Verwandte, die ſich nie um ihn gekümmert, als er mit ſeiner Mutter betteln ging, und weitere Verwandte leben nicht mehr. Eine Jahresrente von einhundert Pfund vermachte er einer alten Frau, die ihm hier die Wirthſchaft geführt, und alles Uebrige beſtimmte er zu Errichtung eines Hoſpitals und einer Schule. Wenn Sie das Hoſpital und die Schule ſehen wollen, lieber Herr, brauchen Sie nur geradeaus durch die Stadt zu gehen, und das ſchöne, große Haus rechts vor der Stadt iſt das Hoſpital und die Schule. Es mag in Schottland und England ſchönere Gebäude geben, aber wohlthätigere gibt's gewiß nicht. Im Hoſpitale ſind jezt ſechs Weiber und fünf Männer, und in der Schule da ſind von den ganz armen Kindern 22 Jungen und 18 Mädchen, und von den nicht ganz armen 231. Da haben Sie nahe an 300 Herzen, die täglich für das Seelenheil des guten Menſchen beten, deſſen Wiege der Taufſtein dort war."

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Politik. Lord Cardigan.

London iſt zu jeziger Jahrszeit ſprichwörtlich leer, und daher an Novitäten arm. Unſere Politiker ſind der unmaßgeblichen Meinung, daß, wenn Julius Cäſar vor einer langen Reihe von Jahren die Gallier Komödianten genannt, er ſolches auch von deren Nachkommen bis à l'heure qu'il est mit Fug und Recht hätte ſagen können. Unter Bezugnahme auf die franzöſiſchen Rüſtungen hat ein Sonntagsblatt von Schillers ſchon längſt in's Engliſche überſezten „Worten des Glaubens" eine Parodie gegeben, der man den Wiz nicht abſprechen kann. Die zweite Strophe würde im Deutſchen lauten:

„Der Britt' iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Windſor geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Franken, wenn er mit Windmühlen ficht,
Vor Komödianten erzittert nicht."

Hieraus folgere aber Niemand, daß John Bull einen Krieg mit Frankreich gern ſehen würde. John Bull weiß, was Kriege koſten. Die Land- und Seehelden alſo ausgenommen, und die Gewehr-, Säbel- und Knopffabrikanten in Birmingham abgerechnet, wünſcht gewiß das Volk im Allgemeinen Frieden. Muß es aber Krieg geben, ſo wird man dem engliſchen Charakter treu bleiben, und ſtatt die Jahrhunderte einzuladen, von den Spitzen der Pyramiden herabzuſchauen, wird es wieder ſtillweg heißen: England erwartet, daß männiglich ſeine Schuldigkeit thue, und jeder engliſche Mann wird ſeine Schuldigkeit thun. — Politiker, die bloß über den St. Georgskanal ſchauen, ſind der unmaßgeblichen Meinung, daß die in Irland wieder angeregte Frage der Auflöſung der Union von der nachhaltigſten Leidenſchaft des Menſchen, vom Eigennutze, abermals negando beantwortet werden wird. Die Irländer, ſagen jene, müßten blind ſeyn, um nicht zu begreifen, daß eine ſolche Abtrennung ihnen mehr Nachtheil als Gewinn, ſie — mit Einem Worte — unter das Tory-Regiment zurückbringen würde, und ſie in der That ihren ärgſten, wenn nicht einzigen Feinden einen beſſern Gefallen gar nicht erweiſen könnten. — Wem Politik nicht an's Herz gewachſen iſt, der amüſirt ſich mit den Vorfällen in Brighton, wo Lord Cardigan urplötzlich ein Ruf zu Theil worden iſt, den die Kriegsgöttin ihm bisher vorenthalten, um welchen ihn aber kein Menſch beneidet. Lieutenant Tuckett mag Unrecht haben, daß er ſeinem Oberſten Gelegenheit gegeben, ihn in den Leib zu ſchießen. Es wird aber dem edeln Lord nicht ungeahndet hingehen, daß er die Gelegenheit benuzt. Auch Hauptmann Reynolds mag Unrecht haben, daß er an ſeinem Oberſten ſich gerieben; aber die Preſſe nennt den edeln Lord ein mauvais sujet, der keinen Augenblick vergeſſen ſollte, daß es eine Vergangenheit gibt, die Jedermann kennt. Verdrießlich iſt es und der Königin Adelaide gerade in ihrer jetzigen Stellung gewiß doppelt unangenehm, daß Lord Cardigan ſeinen Wiedereintritt in die Armee eigentlich nur ihrer Werwendung dankt und dieſe Geſchichte hundertfach und nicht ohne ſtarke Zuthaten aufgewärmt wird. Lord Cardigan oder Brudenel, wie er damals noch beim Leben ſeines Vaters hieß, halte in Folge von Streichen, die das Herz des greiſen Waters trafen und einen tiefen Schatten auf den edeln und alten Namen der Cardigans warfen, im Jahr 1834 ſich genöthigt geſehen, den Militärdienſt zu verlaſſen. Ohne Beſſerung und ohne Reue wurde er zwei Jahre ſpäter in denſelben Poſten wieder eingeſezt, den ein Kriegsgericht ihm genommen haben würde, wenn er ihn nicht freiwillig aufgegeben, und das geſchah auf Befehl Wilhelms IV. durch die Fürſprache der Königin Adelaide, die von ihrer Vertrauten, der familienſtolzen Gräfin Howe zu dieſem Schritte bewogen worden war. In merkwürdiger Uebereinſtimmung haben die Blätter aller Farben wider den Lieutenant-Colonel of the Eleventh Hussars Partei genommen, und kommt die Duellſache, wie wahrſcheinlich, vor die nächſte Sitzung des Oberhauſes, ſo wird es an Skandal mancherlei Art nicht fehlen.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Plan zu Napoleons Todtenfeier. „Feſtival" in der Oper. Berlioz.

Was ich neulich von dem tollen Plane wegen der bevorſtehenden Todtenfeier Napoleons als bloßes Gerücht meldete, beſtätigt ſich vollkommen. Es ſoll in der That eine hölzerne Brücke über die Seine gebaut werden, um die ſteinerne — nicht zu gebrauchen. Der Hochaltar in der Invalidenkirche ſoll niedergeriſſen werden, obſchon man ihn ſeiner Schönheit wegen rühmt; aber er ſteht den Architekten im Wege; eben ſo wenig ſoll ein Springbrunnen auf dem Invalidenplatze ſtehen bleiben, weil er den Leichenzug zwingen würde, ein wenig zur Seite auszubiegen, und die Anordner der Feierlichkeit eine gewaltige Abneigung gegen alle krummen Linien zu haben ſcheinen. Auf eben dieſen Invalidenplatz ſollen die Bildſäulen der Könige Frankreichs zu ſtehen kommen, mit Kronen in den Händen, welche ſie Napoleon darbieten. Es wird nicht geſagt, ob auch Ludwig XVIII., welcher Napoleon in die Acht erklärte und gegenſeitig von Napoleon in die Acht erklärt ward, zu dieſen Krondarreichern gehören ſoll. Kurz, das ganze Programm iſt abgeſchmackt und vielleicht wird noch manche andere Narrheit ausgeſonnen, ehe es zu einer Wirklichkeit wird. Es iſt aber nun einmal der Hang zum Gigantiſchen, Uebergroßen, Außerordentlichen an der Tagesordnung. Da Napoleons Genie auch ſtets nach dem Außerordentlichen zielte, ſo glaubte man wahrſcheinlich ſeine Todtenfeier ſeinem Genie gemäß anordnen zu müſſen. Dieſe Sucht äußert ſich auch bei andern Gelegenheiten. So wollte man vorigen Sonntag ein Concert in der großen Oper geben. Aber ſchon der gewöhnliche Name dafür wurde bei Seite geſezt und ein engliſches Wort, Festival, genommen. Mit dem gewöhnlichen Orcheſter wollte man ſich auch nicht begnügen; man kündigte eines von 450 Muſikanten an; zulezt mußte man an Muſik ſelbſt etwas Außerordentliches haben, und nahm daher Berlioz's abenteuerliche Kompoſitionen. Berlioz hat ſich ſo oft beklagt, daß er es nicht dahin bringen könne, ſich Gehör zu verſchaffen, daß es nicht übel gethan iſt, wenn man ſeine phantaſtiſchen Kompoſitionen mit allem Gepränge, welches er verlangt, dem Publikum vorführt. So gab man denn ſeine Seelenmeſſe, welche bei der Beiſetzung der durch Fieschis Höllenmaſchine Umgekommenen in der Kirche des Invalidenhôtels aufgeführt worden war, ferner die Todtengeſänge, welche er dieſes Jahr zur Beerdigungsfeier der in den Julitagen Erſchlagenen komponirt hatte. Berlioz hat einen großartigen Styl; Beethoven ſchwebt ihm augenſcheinlich bei allen ſeinen Kompoſitionen vor; es gibt aber ſo wenig Menſchen, welche dergleichen großartige Dichtungen gehörig zu würdigen verſtehen, daß er ſchwerlich durch ſeine Muſik populär werden wird, und ſicher wird keine ſeiner Opern zu der Berühmtheit der Meyerbeerſchen gelangen, deren eine, Robert le diable, morgen in der großen Oper zum 203ten Male aufgeführt wird. Freilich iſt dieſer Beifall unerhört, und weder Gluck, noch Sacchini, noch Piccini, noch Mozart, noch irgend ein anderer Tonkünſtler hat in Zeit von zehn oder zwölf Jahren eine ſo lange Reihe von Darſtellungen eines ſeiner Stücke erlebt. — Trotz des ſchlechten Erfolges der Unternehmung des Renaiſſancetheaters haben ſich kecke Kapitaliſten gefunden, welche ihr Geld zu einem neuen Unternehmen hergeben. Das verunglückte Theater wird alſo noch in dieſem Monate wieder geöffnet werden. Junge Dichter und Tonkünſtler drängen ſich in Menge herbei, um ihre Kunſt und Geiſtesprodukte der neuen Direktion anzubieten. Das Publikum wird alſo dieſen Winter manches Neue und Unerhörte zu ſehen bekommen. Damit iſt es aber nicht gethan; die vorige Direktion des Renaiſſancetheaters ließ es an Unerhörtem nicht mangeln, und dennoch iſt ſie bankerott geworden. D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 39.

Mittwoch, 18. November 1840.

[436] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen:

GEOLOGIE.

EIN VERSUCH
den Ursprung
der Erde und ihre allmählige
Umänderung bis auf den heutigen Tag und mit naturwissenschaftlicher Nothwendigkeit aus der Nebelhypothese „des La Place“ zu folgern.

Von **Dr. A. Petzholdt.**

Mit 1 Kupfertafel und 1 (lithograph.) Abbildung.

Preis geb. 1 Rthlr. 16 Gr.

---

[573] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ariſtokratie in Amerika,

aus dem

Tagebuch eines deutſchen Edelmanns

herausgegeben von

Francis J. Grund,

Verfaſſer der Amerikaner in ihren ſocialen, moraliſchen und politiſchen Beziehungen.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

Mit den Bildniſſen des Generals Jackſon und Präſidenten van Buren.

Dieſe Skizzen aus dem höhern ſocialen Leben der Amerikaner entwarf der Verfaſſer auf einer vor mehreren Jahren unternommenen Reiſe von Boſton nach Waſhington; nachdem er bereits lange Zeit im Lande ſelbſt zugebracht hatte. Ueber amerikaniſche Geſellſchaft gibt es zwar bereits Werke die Menge; aber die ariſtokratiſche Tendenz derſelben, ihre Talente, Mittel und Ausſichten haben ſelbſt die beſten Schriftſteller nur oberflächlich und im Allgemeinen berührt. Gerade hierin aber liegt der größte Fehler ihrer Werke. Die Amerikaner, wie ſie den Europäern oft und gerne zu verſtehen geben, beſitzen „ein ſchönes Stück Ariſtokratie“ und im Allgemeinen einen ſehr feinen Geſchmack für geſellſchaftliche Diſtinktionen, obgleich dieſer Umſtand dem größern Theil des europäiſchen Publikums fremd zu ſeyn ſcheint, der da noch immer glaubt, die Amerikaner ſeyen Wilde.

Der Verfaſſer dieſer Skizzen hat es ſich zur Aufgabe gemacht, dieſe verborgenen Schönheiten ans Licht zu ziehen, und ſein Adoptiv-Vaterland von dem Vorwurf der Gleichheit und der Barbarei zu reinigen, den die Tories aller Länder, beſonders aber die Hochtories in England, ihm aufgebürdet haben.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[537] **Neue Musikalien,**

im Verlage von R. Crayen in Leipzig.

Orpheus, auserlesene 4stimmige Gesänge. 8ter Band. 1 Thlr.
Die Partitur dazu 12 Gr.
Donizetti, L., di Lammermoor f. Pfte. allein. 1½ Thlr.
Bellini, Beatrice di Tenda idem 1½ Thlr.
Mozart, Figaro, neu arr. f. Pfte. à 4 mains. 2½ Thlr.
" Nr. 7 der wohlfeilen Opern zu 4 Händen.
Slegmayer, 6 Gesänge mit Pfte. Op. 17. 1 Thlr.
Otto, Franz, 6 vierstimmige Gesänge. Op. 20. Partitur und Stimmen. 1 Thlr.
Der Singemeister, 3te Auflage. ¾ Thlr.
Eine vorzügliche Singeschule.
Neue Pianoforte-Schule von C. Gerlach, mit vorgedrucktem Urtheil darüber von Dr. Mendelssohn-Bartholdy, G. W. Finck und R. Schumann. 1 Thlr.

[541] Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs und der Schweiz zu haben:

Römiſche Geſchichte

von

Dr. Pet. von Kobbe.

Erſter Theil.

Von der älteſten Zeit bis zum erſten Puniſchen Kriege.

gr. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Vorſtehendes Werk, welches unter den neueren Erſcheinungen auf dem Gebiete der Geſchichte keinen niedern Platz einnehmen wird, enthält nicht blos die Reſultate mehrjähriger Forſchungen, ſondern gibt auch in gedrängter Kürze die Unterſuchungen, durch welche dieſelben gewonnen ſind. Der Herr Verfaſſer liefert in klarer Darſtellung ein vollſtändiges Bild von dem

Google

Entwickelungsgange des innern und äußern Staatslebens der Römer. Die rationelle Behandlung des Stoffes, welche ſich von dem unkritiſchen Verfahren der früheren Geſchichtsſchreiber eben ſo fern hält, wie von der allzu großen Zweifelſucht neuerer, wird nicht weniger den Beifall aller Sachverſtändigen erwerben, als die einfache, gedrängte Darſtellung und die zweckmäßige Anordnung, welche dies Werk beſonders für den Gebrauch der Schüler in den höhern Claſſen, ſo wie eines jeden Freundes des römiſchen Alterthums eignet. Die Brauchbarkeit des Werkes wird erhöht durch die genaue Angabe der Quellen und durch die Nachweiſungen auf neuere Geſchichtswerke, von welchen der Herr Verfaſſer in der Einleitung eine kurze Charakteriſtik gibt. —

Der 2te und 3te (letzte) Band erſcheinen im Laufe des nächſten Jahres.

---

[551] Litterariſche Anzeige für die Beſitzer der neuen Taſchenausgaben von Schiller, Goethe, Shakſpeare ꝛc., **die klaſſiſche Litteratur des Auslandes** betreffend.

Bei **Carl Hoffmann** in Stuttgart erſchienen ſo eben in eleganten Taſchenausgaben:

Arioſt's raſender Roland, von **H. Kurtz**, 1ſter Band. Mit 1 Stahlſt. br. 12 Gr. — 54 kr.

Das Ganze beſtehet aus drei, raſch auf einander folgenden Bänden mit 3 Stahlſt. und koſtet vollſtändig 1⅔ Thlr. — 3 fl.

Taſſo's befreites Jeruſalem, von **Duttenhofer**, 1ſte Hälfte mit 1 Stahlſt. br. 12 Gr. — 54 kr. (Die 2te Hälfte erſcheint in wenigen Wochen.)

Beide Taſchenausgaben verdienen in Beziehung auf Gediegenheit der Ueberſetzung, Schönheit der Ausſtattung und Wohlfeilheit des Preiſes jede Empfehlung. Sie ſchließen ſich hierin den nachſtehenden, kürzlich in derſelben Verlags-Handlung erſchienenen Werken an, deren Werth durch vielfache Recenſionen anerkannt wurde:

Yorick's empfindſame Reiſe, v. A. Lewald, m. 1 Stahlſt. br. 9 Gr. — 36 kr.

Goldſmith's Landprediger v. Wakefield. Mit 1 Stahlſt. 12 Gr. — 48 kr.

Byron's (Lord) ſämmtliche Werke. 10 Bände. broch. 2 Thlr. 12 Gr. — 4 fl. 30 kr.

Rotteck, C. v., allgemeine Weltgeſchichte. 4 Bde. br. 2 Thlr. 15 Gr. — 4 fl. 30 kr.

Vorräthig in allen ſoliden Buchhandlungen.

---

[553] In der **J. G. Cotta**'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland,

Ein Tagblatt

für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1840.

Größere Aufſätze.

Ruſſiſche Reiſebriefe. Erſter Brief. Zweiter Brief. Dritter Brief. — Batavia in Surinam. — Die Befeſtigung von Paris. — Die Inſel Aruba. — Skizzen aus Madagascar. 4. Die Kaimansjagd. Die Wildſchweinsjagd. 6. Leguévels Reiſe nach Andevourante. — Leguévels Aufenthalt in Andevourante; Benjowsky's Maitreſſe. — Die quarnariſchen Inſeln: Veglia, Cherſo und Oſſero. — Die zehnte Verſammlung der engliſchen Naturforſcher. — Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien. 7. Die Diamantenwäſchereien in Serro Frio. 8. Der Theebau in Minas Geraes. 9. Die Goldwäſchen von Minas Geraes. 10. Der amerikaniſche Strauß. — Luftſtriche und Meeresſtrömungen. — Das Zollweſen und die eigenthümliche Stellung der baskiſchnavarreſiſchen Provinzen. — Die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer bei Petersburg. 7. Pella. 8. Katharinenhof. 9. Die Luſtſchlöſſer auf den Newa-Inſeln. 10. Das kaiſerliche Haus im Sommergarten. — Litterariſche Neuigkeiten aus Paris. — Der Feldzug in Afghaniſtan. 1. Die Flucht von Doſt Mohammed. 2. Operationen gegen die Ghilzis. 3. Reiſe durch Beludſchiſtan. — Skizzen aus London: (Von Dr. Gambihler) Das neue London mit Hinblick auf Paris. — Verſammlung des franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Congreſſes in Beſançon vom 1. bis 10. Sept. — Segovia. — 1. Der Alkaſſar. 2. Die Kirche zum heiligen Kreuz. 3. Die Stiftung des Kloſters del Parral. 4. Das Feſt der heiligen Agueda in Zamarramala. — Die Gefangenſchaft in Algier; das moderne Algier. (Von einem Spanier.) — Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Verſammlung der engliſchen Naturforſcher. — Allgemeine Anſicht des Kaukaſus. (Von Prof. Koch.) — Militärverhältniſſe in England. — Unfälle bei der Dampfſchifffahrt. — Bilder aus Griechenland: Argos und ſeine Umgegend im J. 1838. — Der Baumwollenverkehr Oſtindiens und ſeine Zukunft. — Nachrichten über Lappland. — Polniſche Hochzeitsgebräuche. — Steinkohlen und Dampfſchifffahrt in Braſilien. — Verhältniſſe der Engländer zu den Sikhs. — Die Hexenjagd. — Aus den Erinnerungen eines in Spanien reiſenden Franzoſen. 4. Das Escurial. Malcoms Anſichten von China nebſt einigen Bemerkungen über die Ereigniſſe zu Krawang. — Rußlands Handel mit Aſien. 1. Der Handel gegen Oſten. — Der Sklavenhandel in Aegypten. — Das Feuerland. — Neue engliſche Eiſenbahnen. — Die Wahl des Präſidenten in Nordamerika.

Kleinere Mittheilungen.

Alte perſiſche Münzen. — Die mexikaniſchen Opale. — Vermehrung des neuſeeländiſchen Flachſes. — Schlöſſer zur Entdeckung von Dieben. — Die nordweſtliche Küſte von Neuholland. — Literariſcher Fund. — Frühzeitiger Eisgürtel um Island. — Diebſtahl eines Hauſes. — Die Steinölquelle in Kentucky. — Ergebniſſe der Holzpflaſterung. — Mechaniſcher Orangebaum. — Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. — Neue Art Modellirung. — Vermehrter Gebrauch des Filzluchs. — Preiſevertheilung der franzöſiſchen Akademie. — Auswanderung der Basken. — Beſitzergreifung von Neuſeeland durch die Engländer. — Wiſſenſchaftlicher Congreß in Italien. — Tod durch Spinnen. — Neues Seetelegraphenſyſtem. — Ueber den nicht contagiöſen Charakter der Peſt. — Die Statue Latour d'Auvergne's. — Der Truthahn Neuhollands. — Prieſter für die Neger am Senegal. — Der dießjährige Stockfiſchfang an der Küſte von Neufundland. — Engliſche Colonialnachrichten: Gefecht mit den Eingebornen von Vandiemensland. Plan, Port Philipp mit Südauſtralien zu Einer Colonie zu vereinigen. Klägliche Lage des Barrn Thiery. Port Eſſington. Neuer Angriff der Araber auf Aden. Plan der Franzoſen ſich auf der afrikaniſchen Küſte Aden gegenüber feſt zu ſetzen und Bemühungen der Engländer dagegen. Pottinger als Geſandter nach Perſien. Unruhen in Afghaniſtan und Beludſchiſtan. Priſengeld für die Erſtürmung von Khelat. Anerkennung von Sind als Compagniegebiet. Verſchwörung in Candahar. Zuſammenſetzung der nach China geſandten Truppen. — Zahl der Bettler in Frankreich. — Preisfragen der franzöſiſchen Akademie. — Galliſche Münzenkunde. — Metalliſche Stricke. — Nachrichten aus Abyſſinien. — Erſatz für den ruſſiſchen Hanf. — Kinderſelbſtmord. — Erdbeben am Ararat. — Erweiterte Anwendung comprimirter Luft. — Unfälle

Digitized by Google

bei der Dampfſchifffahrt. — Merkwürdige Aufzeichnung meteorologiſcher Erſcheinungen. — Denkmal Duguesclins. — Kohlenhaltendes Eiſenerz in Schottland. — Wachsthum der ſchwarzen Race in Nordamerika. — Denkmünze auf die Befeſtigung von Paris. — Abſtammung der celtiſchen Sprache aus den ſemitiſchen. — Alte geographiſche Literatur aus Rußland. — Die Kalmüken im Gouv. Aſtrachan. — Das Verhältniß der Männer zu den Weibern im Gouv. Wjätka. — Neue polniſche Zeitſchrift. — Antiquariſche Forſchungen in den römiſchen Staaten. — Tolle Wette. — Gemälde für ein Repräſentantenhaus in Nordamerika. — Die Eastern Zoological Gallery. — Wein in Aegypten. — Der Botaniker Pinel in Braſilien. — Eſſig als Mittel gegen die Wuth. — Neue Art Kugeln.

Inhalt des Literaturblatts.

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora. — Victor Hugo's Strahlen und Schatten: Ein Blick in die Manſarde; Weisheit. — Amerikaniſche Philoſophie. — Neugriechiſche Dichtungen: 1) Volkslieder: Befreiung der Gattin des Liakos; die Erkennung; die Schöne des Schloſſes; Schwalbenlied; Pyrpiruna; Geſang von Perga. — Rosmunda d'Inghilterra. Von Niccolini. — Samuel Taylor Coleridge. — Die Fregatte la Sérieuſe oder die Klage des Capitäns. Nach Alfred de Vigny. — Gedichte von Felicia Dorothea Hemans: 1) Weit entfernt. 2) Grablied zur See. 3) I dream of all things free. 4) Der Engel Ruf. 5) Verwandte Herzen. — Zuſtand und Beruf der Frauen: 1) Das Weib und ſein Herr. 2) Des Weibes Beruf. — Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

---

[531] **Neue Musikalien,**

bei

Friedrich Kistner in Leipzig.

Adhémar, (Ab. d'.) L'esclave chrétien. Romance pour Voix de Bassi. 4 Gr.
— Le Torréador. Romance pour Voix de Bassi. 4 Gr.
David, F., Op. 12. Concertino pour Basson ou Alto av. Orch. B. à 1 Thlr. 16 Gr.
— Le même avec Pianoforte. à 16 Gr.
Hiller, Ferd., Op. 24. Die Zerstörung Jerusalems. Grosses Oratorium nach der heiligen Schrift, von Dr. Steinheim. Klavierauszug vom Komponisten. (Herrn Felix Mendelssohn Bartholdy gew.) geh. 5 Thlr. 20 Gr.
— Die ausgesetzten Chorstimmen hiezu. (Jede einzelne Stimme 16 Gr.) 2 Thlr. 16 Gr.
— Impromptu pour Piano. E. 8 Gr.
Liszt, F., Op. 4. Allegro di Bravura pour Piano. (Nouvelle Edition.) Es. 16 Gr.
Lubin, Léon de Saint. Op. 42. Hommage aux Artistes. Six grands Caprices pour Violon. 20 Gr.
Luft, H., Op. 5. Premier Concertino brillant pour Hautbois av. Orchestre. B. 2 Thlr.
— Le même avec Quatuor. 1 Thlr.
— Le même avec Piano. 1 Thlr.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Op. 50. 6 Lieder für 4 Männerstimmen. (Den beiden Liedertafeln in Leipzig gewidmet.) Partitur & Stimmen. 2 Thlr.
— Ersatz für Unbestand. Gedichtet von Rückert f. 4 Männerstimmen. („Lieblich mundet der Becher Wein.") Partitur und Stimmen. 12 Gr.
Onslow, G., Op. 61. Vingt-cinquième Quintette pour Violon. As. 2 Thlr. 8 Gr.
— Guise, oder die Stände von Blois. Klavierauszug f. Pfte. zu 4 Händen. 3 Thlr. 12 Gr.
Reissiger, F. A., Op. 42. Fünf Gedichte v. Caroline Caspari, für eine tiefe Stimme mit Pfte. (Der Dichterin gewidmet.) 13te Liedersammlung. 16 Gr.
Rietz, J., Op. 7. Concert. Ouverture. Für grosses Orchester für das Niederrheinische Musikfest componirt. à 2 Thlr. 12 Gr.
— Dieselbe Ouverture f. Pianoforte zu 4 Händen eingerichtet vom Componisten. 20 Gr.
Rondonneau, Elise. „Coulez mes jours." Romance avec Piano. 4 Gr.
— „Mes amours de toujours!" Romance avec Piano. 4 Gr.
— „Mon étoile d'amour." Romance avec Piano. 4 Gr.
— Prière des Pêcheurs avec Piano. 4 Gr.
Schumann, Rob., Op. 11. Pianoforte-Sonate. (Neue Ausgabe.) Fism. 1 Thlr. 10 Gr.
— Op. 25. Myrthen. Liederkreis von Goethe, Rückert, Byron, Th. Moore, Heine, Burns und J. Mosen. Für Gesang mit Pianoforte. Heft 1—4. à 16 Gr.

---

[547] In meinem Verlage ſind nachſtehende Lieder-Compoſitionen mit Begleitung des Pianoforte erſchienen:

Mangold, C. A., Sechs Lieder aus Friedrich Rückerts Liebes-Frühling für eine Singſtimme. Op. 7. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.
— — Das Fiſchermädchen, Gedicht von Heine. Op. 9. 5 Gr. oder 24 kr.
— — Aennchen von Tharau, Monat Mai von Heine, Sternenſchein von L. von Plönies, drei Lieder für eine Sopran- oder Tenorſtimme. Op. 12. 10 Gr. oder 45 kr.
— — Wanderlied, gedichtet von Saphir für eine Singſtimme. Op. 12, 1. 6 Gr. oder 27 kr.
— — Liebestroſt für eine Singſtimme. Op. 12, 2. 6 Gr. oder 27 kr.
— — Andenken und Meiden von Lenau, Lieben von Rückert, drei Lieder für eine Mezzo-, Sopran-, Alt- oder Baritonſtimme. Op. 17. 10 Gr. oder 45 kr.
— — Der Fiſcher, ein Gedicht von Goethe für eine Sopran- oder Tenorſtimme. Op. 15. 12 Gr. oder 54 kr.
— — Der wandernde Knabe, Lied von L. von Plönies, für eine Mezzo-, Sopran-, Alt- oder Baritonſtimmen. Op. 17. 10 Gr. oder 45 kr.
— — Die Sennin, Wünſche, Verlangen, drei Lieder für eine Mezzo-, Sopran-, Alt- oder Baritonſtimme. Op. 18. 10 Gr. oder 45 kr.

Dieſe ſo ausgezeichnet ſchönen Lieder verdienen allen Geſangsfreunden empfohlen zu werden; ſie reihen ſich den beliebteſten Lieder-Compoſitionen von Schuberth, Proch und andern würdig an.

Darmſtadt.

L. Pabſt.

---

[522] So eben iſt von der in Deutſchland, England, Holland und Dännemark mit großer Theilnahme aufgenommenen Novelle:

Die Hallig

oder

die Schiffbrüchigen auf einem Eilande der Nordſee

von

J. C. Biernatzki.

8. Altona, Hammerich. geh. Preis 1½ Rthlr.

eine zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage

erſchienen.

Dieſe — bereits in mehrere fremde Sprachen überſetzte — Novelle hat in allen Theilen Deutſchlands zahlreiche und innige Freunde ſich erworben. Biernatzki's Name klingt nicht mehr fremd,

Google

ſeine Schriften befinden ſich nicht nur in jeder Leihbibliothek, nein, auch in den Händen chriſtlicher Familien; Vielen iſt die Hallig ein Haus- und Handbuch geworden, Vielen wird es dies noch werden.

Die neue Auflage iſt vermehrt und die Ausſtattung elegant, der Preis ſehr billig.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands haben Biernatzki's Hallig vorräthig.

---

[471] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Bekenntniſſe eines Opiumeſſers.

Nach dem Engliſchen von Amalie Winter. 8. Weimar, Voigt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Unter die bedrohlichſten Erzeugniſſe des engliſchen Handelsgeiſtes fängt bekanntlich an das Einſchleppen des Opiumgenuſſes in den deutſchen Norden zu gehören, nachdem er in England bereits die gräßlichſten Verwüſtungen angerichtet und zu den furchtbarſten Beförderungsmitteln der Demoraliſation gerechnet wird. Während ſich unſre Regierungen väterlich beeifern, dem ſcheußlichen Branntweingenuß zu ſteuern, fließt uns auf dem Wege des gewiſſenloſeſten Handels ein neues Verführungsmittel, verderblicher als alle übrigen, von Neuem zu. Die vorſtehenden Kenntniſſe, ein Poſthumum eines der größten Staatsmänner (Canning), von denen England bereits in Kürze 7 Auflagen verſchlang, enthalten ein treu nach der Natur gezeichnetes Bild alles aus dieſem vergiftendem Opiumgenuß entſpringenden Jammers und Elendes. Dabei gewähren ſie eine höchſt intereſſante Lektüre.

---

[554] **Geſchenke für die weibliche Jugend.**

Bei F. Rubach in Berlin ſind neu erſchienen:

Satori, J., Buch für Töchter gebildeter Stände. Mit 3 vorzüglichen Stahlſtichen. 1⅓ Rthlr.

Fornet, W., Allgemeine Weltgeſchichte für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbſtunterrichte. Mit 2 ſaubern Kupfern. 1⅓ Rthlr.

---

[548] So eben iſt erſchienen:

Lebenslauf eines Verſchollenen. Hildburghauſen und Meiningen in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 1840. 8. Preis geheftet 8 Gr.

Der vor mehrern Decennien wohlbekannte philoſophiſche Schriftſteller, F. E. Forberg, deſſen atheiſtiſch lautende Aeußerungen damals eine bedeutende Bewegung in Deutſchland veranlaßten, erzählt hier einfach und ſchmucklos die Begebenheiten ſeines wechſelvollen Lebens, und wird beſonders denen, die jene rührige Zeit erlebten, manche intereſſante Erinnerung bieten.

---

[535] Pracht-Ausgabe von Knigge's Reiſe nach Braunſchweig mit 36 Skizzen von G. Oſterwald.

Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt kürzlich erſchienen:

Die Reiſe nach Braunſchweig. Ein komiſcher Roman von Adolph Freiherrn Knigge. Siebente Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfaſſers. Mit 36 Skizzen von G. Oſterwald.

Pracht-Ausgabe in farb. Umſchl. geh. gr. 8. $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Knigge's Reiſe nach Braunſchweig behauptet wegen der ſcharfen und aus dem Leben gegriffenen Zeichnungen wahrhaft komiſcher Charaktere und Ereigniſſe, noch immer einen der erſten Plätze unter den wenigen guten komiſchen Romanen, welche unſere Literatur beſitzt, weshalb auch dieſelbe die ſeltene Anerkennung einer ſiebenten Auflage erlebt, welcher durch eine elegante Ausſtattung und durch 36 größere und kleinere geiſtreiche Skizzen und Vignetten von dem durch ſeine gelungenen Illuſtrationen zu Gellerts Fabeln rühmlichſt bekannten G. Oſterwald ein erhöhter Reiz verliehen iſt, daher dieſer beliebte klaſſiſche Roman von Neuem das Intereſſe des geſammten Leſepublikums wie insbeſondere der Kunſtfreunde erregen muß.

---

[544] So eben iſt bei Th. Fiſcher in Caſſel erſchienen:

ANDREAS & ELENE,

herausgegeben von

JACOB GRIMM.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Liebesnovellen

von

Otto von Münchhauſen.

8. geh. 1 Thlr. 6 Gr.

---

[546] Herabgeſetzter Preis einer ſchönen

Poliglott Ausgabe!

Silvio Pellico le mie prigioni,

italieniſch — deutſch — franzöſiſch

in dreifachen Columnen neben einander gedruckt; mit neuen Lettern, ganz correct auf feinem Druckpapier. 200 Seiten in Quarto, enthaltend 600 Columnen Text.

Statt 1 Rthlr. 18 Gr. nur 20 Gr. ſtatt — 3 fl. nur 1 fl. 20 kr.

Dieſe Ausgabe gehört zu den ſchönſten Poliglott Ausgaben Deutſchlands; ihre Verbreitung wurde leider durch Cenſur-Verhältniſſe vieler Staaten ſehr gehemmt, obwohl Pellicos Schrift, weit entfernt von revolutionärer Tendenz, ſich durch wahre religiöſe Demuth eines Dulders bei 10jährigen Leiden auszeichnet. Die Sprache iſt edel und rein, die franzöſiſche und deutſche Ueberſetzung ſind als vorzüglich gelungen anerkannt, ſo daß das Buch zum Sprachſtudium für junge Leute eine ſehr nützliche Gabe iſt, und ſich beſonders als Weihnachtsgeſchenk eignet. — Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu obigem Preis.

Stuttgart, im Nov. 1840.

F. H. Köhler.

---

[561] Folgende intereſſante Schrift erſcheint ſo eben in meinem Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Nur nicht nach Norden!

Bemerkungen

auf meinen Reiſen in den Jahren 1839 und 1840.

Aus den Memoiren

des

Grafen von S**.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 19. November 1840.

— He is set so only to himself,
That nothing but himself, which looks like man,
Is friendly with him.

Shakespeare.
Timon.

Der Opiumeſſer.

Im Norden von Deutſchland, in der Nähe eines Städtchens, ſtand noch vor ungefähr zwanzig Jahren ein einſames Haus mit einem kleinen umgebenden Garten. Jezt iſt das erſtere in Trümmer geſunken und das zweite ſo verwildert, daß man kaum noch die Spuren der Bearbeitung menſchlicher Hände daran mehr erkennt. Dieſes einſame Haus, als es vor zwanzig Jahren noch ſeinen Giebel über das Gebüſch des Gärtchens erhob, hatte zur Seite links den Gottesacker des Städtchens, zur Rechten dehnte ſich eine unabſehbare Heidefläche aus, die mit einer Hügelreihe ſchloß. Dem Auge gewährten dieſe ſanft geſchwungenen Linien eine angenehme Abwechslung gegen die troſtloſe Einförmigkeit der Heidefläche, und aus dieſem Grunde mochten auch wohl die bewohnten Zimmer des einſamen Hauſes den Hügeln zugekehrt ſeyn. Gegen Süden ging die Landſtraße in einiger Entfernung vorbei, und nach Norden zu wurde das Häuschen von einem See begrenzt, der ein ſtilles, unbewegliches Anſehen hatte und deſſen Ufer nur ſelten von einem Kahne befahren wurden, während über ſeine trübe Fläche ſtets ein Heer von kreiſchenden Sumpfvögeln dahinzog.

Es war in den erſten Stunden eines ſchönen, friſchen Herbſttages, als auf der Landſtraße ſich ein Spaziergänger blicken ließ, der ſeinen Weg nach dem einſamen Häuschen nahm. Er ſchlenderte mit einem Buch in der Hand langſam dahin, und nur von Zeit zu Zeit erhob er ſeine Blicke von den Blättern, um ſie auf der Landſchaft ruhen zu laſſen. Die Stille des Morgens, der einförmige, durch nichts zerſtreuende Charakter der Gegend war den Meditationen des jungen Mannes günſtig, und er verfolgte ſie ſo lange, bis er dicht vor dem Gärtchen ſtand, das den Eingang zu dem einſamen Hauſe bildete. Die Umfriedung ſo wie das Gitter waren mit dem Frühthau bedeckt, die Bäume ſtanden im Nebel und ein röthlicher Duft glimmte vor den kleinen Fenſtern, während auf dem Dach die Vögel zwitſcherten. Dieſes Bild der tiefſten Ruhe machte auf Wilhelm, ſo hieß der Jüngling, einen ſtarken Eindruck; er verglich es mit den wunderlichen Eigenſchaften und dem ſeltſamen Charakter des Bewohners dieſer Räume, von dem die Gegend ſo viel ſprach.

Seit ungefähr dreißig Jahren war der geheimnißvolle Mann angelangt mit Briefen, die er dem damaligen Pfarrer des Kirchſprengels abgab, und die ihn bevollmächtigten, das einſame Haus zu beziehen und es völlig als ſein Eigenthum zu betrachten. Es hatte nicht den Anſchein, als wolle er es jemals wieder verlaſſen, und hätte er dieſes gethan, das Haus hätte nach ihm keinen Bewohner gefunden, ſo wie es vor ihm keinen

Digitized by Google

hatte. Das einſame Haus war vom Schickſal heimgeſucht worden. Viele Jahre vor der Ankunft ſeines jetzigen Beſitzers hatte ſich daſelbſt, an einem Thürpfoſten, den man ſich noch zeigte, ein betrügeriſcher Pächter erhenkt. Ein verarmter Schenkwirth, der dieſen Umſtand nicht gehörig berückſichtigte, hatte das Haus für einen geringen Zins gemiethet; aber der Branntwein ſo wie die geröſteten Fiſche des Städtchens, die in ſo gutem Rufe ſtanden, wollten, an einem ſo verfänglichen Orte genoſſen, keine ihrer guten Eigenſchaften bewähren. Die Schenke ging bald wieder ein, und nachdem ein Hauſirer und ein auf Pfänder leihender Jude ebenfalls ſchlechte Geſchäfte in dem berüchtigten Hauſe gemacht hatten, wurde es verlaſſen und ſtand leer, und würde bis auf dieſe Stunde leer geſtanden haben, wenn ſich nicht recht eigens für das wunderliche, einſame Haus ein wunderlicher, einſamer Mann gefunden hätte. Nur ſo viel wußte man, daß der Doktor Lavinius bei Menſchengedenken in den Straßen von Hamburg war erblickt worden und daß er damals praktiſcher Arzt geweſen ſeyn mochte. Der verſtorbene Pfarrer, der Einzige, dem die nähern Umſtände des Doktors unzweifelhaft bekannt waren, hatte jedoch geleugnet, daß Lavinius jemals etwas anderes als ein privatiſirender Gelehrter geweſen, und zwar einer von den Gelehrten, die Alles, und noch etwas darüber wiſſen und deren Kenntniſſe mit keinem der üblichen gewöhnlichen Maaße auszumeſſen ſeyen.

Dieſe an Bewunderung grenzende Ehrfurcht des Pfarrers, der ſelbſt für einen großen Gelehrten galt, brachte den Unbekannten in der Umgegend in großes Anſehen, und es hätte nur an dieſem gelegen, die Gefühle für ihn zu Vertrauen und Zuneigung zu ſteigern; allein daran ſchien ihm nichts zu liegen. Er wollte einſam bleiben, und darum nahm er ein ſchroffes, beleidigendes Weſen an, wo er merkte, daß man ſich ihm aufdringen wollte, wo er jedoch eine ſolche Abſicht nicht vorausſezte, begnügte er ſich, ſchen und ausweichend zu ſeyn. Er ſprach mit Niemanden und machte lange Spaziergänge immer in die Heidefläche hinaus; nur zweimal, höchſtens dreimal im Jahre ſah man ihn in den Straßen des Städtchens, und das auch nur, um ſeine geheimnißvollen Vorräthe bei dem Apotheker zu kaufen, die er durch Niemand anders beſorgen ließ und immer ſehr vorſichtig ſelbſt nach Hauſe brachte. Der Apotheker wurde häufig mit Fragen angegangen nach der Beſchaffenheit dieſer Einkäufe, er gab aber immer nur ausweichende, ungenügende Antworten, ſey es nun, daß er wirklich Verſchwiegenheit in ſeiner Stellung als Pflicht erkannte, ſey es, daß der Fremde ihn beſtochen hatte. Seinen Haushalt beſorgte eine alte Magd, die aber nicht im Hauſe wohnte.

Bei den Gängen in die Stadt erſchien der Doktor in einem kurzen, erdfahlen Reitermantel, deſſen Kragen, mit Hülfe einer breitkrämpigen Mütze von Leder, ſein Geſicht dergeſtalt einhüllte, daß es dem ſcharfſichtigſten Auge unerkennbar blieb. Sein Gang durch die engen Gaſſen war eilig, und erſt wenn er die Heide erreichte, nahm er, wie auf eigenem Grund und Boden ſich befindend, wieder den gewöhnlichen ruhigen Schritt an, mit dem die Umwohner ihn als den Geiſt dieſer Einöde daherwandeln ſahen. Niemand hatte ihn in Geſellſchaft irgend eines menſchlichen oder thieriſchen Weſens bemerkt; er ſchien dazu beſtimmt, vollkommen iſolirt dazuſtehen; ſein Umgang beſtand in todten Büchern, in denen man ihn wühlen ſah, mit jenem Eifer, den nervenkranke Gelehrte zu haben pflegen. Er wandelte um die Ufer des dunkeln Sees mit einem Buch in der Hand, er ſaß im Kahn, und ohne ſich von der Stelle zu bewegen, verurſachte er nur ein ſanftes Schaukeln, wahrſcheinlich um die tiefſinnigen Ideen ſeines Buches ſich bequem in den Kopf hineinzuſchaukeln. Er ging bei Sturm und Gewitter die Heide entlang, und ebenfalls war ein Buch ſein Begleiter. Dies fanden die Leute ſehr ſonderbar, und obgleich die alte Haushälterin dem widerſprach, behaupteten ſie doch einſtimmig, der Doktor habe die menſchliche Sprache verlernt.

(Fortſetzung folgt.)

Wanderungen in Prag.

(Fortſetzung.)

Das Viertel, auf welches die Juden in Prag beſchränkt ſind, iſt im älteſten Theil der Altſtadt, eng und winkelreich; die Häuſer ſind maſſiv, bald hoch, bald niedrig, in der größten Unordnung durcheinander geſezt, bemooſt von Alter und von Rauch geſchwärzt, hie und da ein neues, anſtändiges, modernes in der ſchlechten Geſellſchaft, am Ende aber ungefähr Alles wie in den meiſten Gegenden der Altſtadt. Das Erdgeſchoß iſt eine fortlaufende Boutike, worin die ſchachernde Induſtrie in allen nur denkbaren Branchen feil bietet. Die Hauptgaſſe, wo dieſer ewige Jahrmarkt am ſtärkſten getrieben wird, heißt der Tandelmarkt, für einen humoriſtiſchen Pinſel ein ganzes Kabinet der pikanteſten Genrebilder. Luxus herrſcht in den Gewölben oder vielmehr Höhlen nicht, noch auch mehr Reinlichkeit, als in ein Judenquartier gehört. Man thut gut, eine Kleinigkeit zu kaufen, um ungeſtörter von der ſtürmiſchen Zudringlichkeit der Gewinnſucht, das lebensvolle Bild zu genießen.

Die Juden Prags und Wiens, überhaupt ganz Oeſterreichs, unterſcheiden ſich nicht wenig von ihren

Digitized by Google

andern Stammgenoſſen in Deutſchland durch Geſtalt und Geſichtsbildung. In den Zügen findet man ſeltener die orientaliſchen Reminiscenzen, welche bei andern auf den erſten Blick ihre Abkunft verrathen; es fehlt das markirte Gepräge, das den Juden unverkennbar charakteriſirt, auch die reiche Fülle des Haupt- und Barthaares kommt weniger vor. Die maleriſche Tracht der polniſchen Juden, der Kaftan von ſchwarzer Seide und die hohe Mütze aus demſelben Stoff, einfach und doch imponirend, verſchwindet; Alles trägt ſich nach Belieben, nach chriſtlichen Moden und in den bunteſten Farben. Auch das Benehmen, all ihr Thun und Treiben zeigt andere Seiten als ſonſtwo. Unausſtehlich geſchwätzig, mehr im Kleinen als im Großen betriebſam, ſind ſie ausgelaſſen heiter und fröhlich; ſie fühlen wenig von politiſchem und bürgerlichem Druck, haben ſich mit dem Volke, unter dem ſie wohnen, vermiſcht und ſcheinen zu wiſſen, daß ſie ein Recht auf den Boden haben, den ſie vielleicht zuerſt bebauten. Die öſterreichiſchen Juden beſitzen eine menſchliche Eigenſchaft, die ihren übrigen Glaubensbrüdern faſt durchgehends mangelt, ſie beſitzen für Juden viel Gemüth. Von ausgeſchnittenen und verſpeiſten Chriſtenkinderherzen weiß ſelbſt der reiche Sagenkreis des Landes kein Beiſpiel zu erzählen. Hier gibt es keine Shylocks, Zadiks und Judas, um ſie zu Nacht- und Racheſtücken zu verarbeiten, höchſtens zur Staffage eines Luſtſpiels einen ſchachernden Iſaac und Jonathan, den Querſack über den Schultern, mit der nie ſtillſtehenden Zunge, und ſo viel Verſchmitztheit, als nöthig iſt, um als ehrlicher Jude zu gelten. Von romantiſchen Scenen bietet die Geſchichte der hieſigen Gemeinde ſo gut wie nichts; denn ſelbſt bei mehreren erlittenen Verfolgungen gaben ſie ihr Geld lieber freiwillig her und behielten dafür das Leben. Daß in frühern Zeiten manche verbrannt, gerädert, nach damaliger Sitte auf mannigfache Weiſe in's Himmelreich geſchickt wurden, iſt leicht möglich, hat aber, da man damals mit einem Chriſtenleben wie jetzt kaum mit einem Hundeleben verfuhr, nicht die geringſte Bedeutung. Greuelthaten, wie ſie die Judengaſſe Frankfurts geſehen hat, haben in Prag nie ſtatt gefunden. Dafür beſizt die Judenſtadt Prags zwei Denkmäler der Vergangenheit, ſo einzig in ihrer Art, daß man ſie den übrigen bekannteren Merkwürdigkeiten mit Recht wenigſtens zur Seite ſetzen kann.

Das erſte iſt die ſogenannte alte Synagoge, welche iſolirt auf einem unregelmäßigen Platze ſteht. Beim erſten Anblick iſt man verlegen, wofür man das Bauwerk halten ſoll. Es könnte ein Gefängniß, ein Magazin ſeyn, zu allerlezt wird man auf einen Tempel Jehovas rathen. Keineswegs Ruine, zeigt das Gebäude doch ſo augenfällige Spuren des Alterthums, daß die umherſtehenden, ſchon viele Jahrhunderte alten Häuſer nur Kinder dagegen ſcheinen. Um das Gemäuer hat die Zeit eine dicke, ſchwarzgraue Kruſte gezogen, daß kein Stein mehr erkennbar iſt, und durch dieſen Mantel der Bau gegen alle Elemente vollkommen geſichert wird. Das Dach iſt aus Hohlziegeln gefugt, durch die Witterung gebleicht, und auf dieſe Weiſe mit dem ſchwarzen Rumpfe effektvoll im Contraſt. Am ganzen Bau iſt kein Fenſter, wenn man nicht die Mauerlücken, welche, Schießſcharten ähnlich, kaum für einen Menſchenkopf Raum haben, ſo nennen will. Eine ſchmale Thüre, die man nur gebückten Hauptes paſſiren kann, iſt die einzige Oeffnung, wodurch man in das Innere gelangt. Bei beträchtlicher Länge und Höhe faſt ohne Oeffnungen, ein ſeltſamer Steincoloß, ganz ohne ſeinesgleichen unter den vielen Monumenten der Vorzeit, dabei düſter und ſchauerlich, daß er in das bunte Bild des Lebens, das ihn umringt, lange Schatten wirft, reizt dieſer Bau zu näherer Betrachtung.

Treten wir ein. Es geht, wie in einen Kerker, mehrere Stufen hinab, durch einen dunkeln, feuchten Gang, bevor wir die lezte Thüre erreichen, deren faſt verſteinertes Holz in roſtigen Eiſenbanden hängt, die ſich ſchrillend hin und her bewegen. Wir ſtehen im jüdiſchen Heiligthum, doch bis das Auge ſich an's Halbdunkel und den blendenden Schein einzelner, wie Irrlichter in den finſtern Wölbungen herumſchwebenden Lampen gewöhnt, thut man wohl, die fröſtelnden Glieder an den Kohlenbecken zu erwärmen, die in den Wandniſchen ſtehen und deren düſtere Gluth das Nachtſtück zauberiſch erleuchtet, deſſen Details allmählig für das Auge hervortreten. Es koſtet Mühe, ſich in dem wunderlichen Chaos zurecht zu finden, denn die bunt durch einander liegenden heiligen und unheiligen Geräthſchaften verſperren allen Raum und erſchweren die Umſicht. Der Bau bildet ein längliches Viereck und ſeine gewölbte Decke wird von ſchwachen, aber recht zierlichen Säulen getragen. Die Höhe iſt mit dem Auge nicht zu meſſen, weil da oben ewige Finſterniß lagert. Durch enge Lucken blickt ſparſam der Tag herein, der Fußboden iſt mit ausgetretenen Steinplatten belegt und die Wände ſollen aus großen Quaderſtücken conſtruirt ſeyn, ſollen, denn wie ein Rauchfang glänzen ſie von tauſendjährigem Schmutz. Keine Mauerkelle darf ſie mit friſchem Anwurf bekleiden, kein Eiſen dieſes Kleinods ſie berauben, nicht einmal ein Nagel eingeſchlagen, geſchweige die Fenſter erweitert, die Thüre erhöht, das Pflaſter erneuert, der ganzen Höhle auch nur ein menſchliches, geſchweige ein heiliges Anſehen gegeben werden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortſetzung.)

Vorbereitungen auf die Entbindung der Königin. Juwelenprozeß. Diorama. Theater.

Ein der Londoner Aufmerkſamkeit noch näher als Brighton liegendes Plätzchen iſt der Buckinghampalaſt, wo Prinz Albert ſeine Zimmer dem oder der abgetreten hat, der oder die — wenn es in Gottes Rathſchlüſſe liegt — einſt das Scepter über Großbritannien führen ſoll. Seit Wochen wird in jenen Zimmern gehämmert, gepocht, eingeriſſen und aufgebaut, um den erwarteten Ankömmling ſammt Ammen gemächlich unterzubringen, und ich brauche nicht zu ſagen, wie allgemein der nicht ausſchließend weibliche Wunſch iſt, einen Blick in die royal nursery zu werfen. Meines Wiſſens iſt davon zur Zeit keine gedruckte Beſchreibung erſchienen; aber mehrere tauſend Geſuche um Einlaß ſollen bereits betreffenden Orts auf Erledigung harren. An die noch in dieſem Monat erwartete Niederkunft der Königin ſchließen ſich die Berichte von den mancherlei Gaben, die, alter Sitte gemäß, von einzelnen Städten und ganzen Grafſchaften überreicht werden ſollen und zum größern Theile bereits fertig ſind. Zu den koloſſalſten und duftigſten dürfte ein Käſe gehören, welchen die Pächter von Middleſex — und London liegt in Middleſex — zuſammengebracht haben, und der 200 Pfund ſchwer ſeyn ſoll. — In juriſtiſchen Kreiſen herrſcht lebhafter Diſput über den muthmaßlichen Ausgang des Prozeſſes, welchen der König von Hannover gegen ſeine königliche Nichte wegen verweigerter Herausgabe gewiſſer Kronjuwelen unter rechtlichem Beiſtande des berühmten Sir Charles Wetherell nunmehr ganz beſtimmt beginnen will. Der Ausſpruch der Kronanwälte iſt entſchieden gegen den König; wer aber den engliſchen Prozeßgang kennt, fühlt ſich zu der Vermuthung bewogen, daß zwar entweder die Königin die ſtreitigen Juwelen behalten oder der König ſie in natura erlangen, in dem einen jedoch wie in dem andern Falle der **Werth** derſelben die Beute der Sachwalter und Gerichte werden wird. — Eine intereſſante künſtleriſche Leiſtung zieht gegenwärtig das Publikum an. Schon mehrere Jahre nacheinander iſt in dieſen Blättern der neuen Gemälde gedacht worden, durch welche die Beſitzer des hieſigen Diorama von Zeit zu Zeit die Schauluſt auffriſchen, und was ſie zu dem Zwecke jezt gewählt haben, ſteht gegen die frühern Objekte in keiner Hinſicht zurück. Ehe die lezte Saiſon ſich zu Ende neigte, ſtellte David Robert, A. R. A., d. h. Associate of the royal academy, d. h. Mitglied der königlichen Malerakademie, ohne Siz und Stimme, eine Reihe ſkizzirter Landſchaften und Anſichten, die er voriges Jahr in Paläſtina, Egypten und Syrien aufgenommen, in dem bekannten Kupferſtichlokale von Moon zur Schau. Darunter befand ſich auch eine innere Anſicht der Nativitätskapelle zu Bethlehem. Nach dieſer Skizze hat der geſchickte Renoux ein treffliches Gemälde für das Diorama gefertigt. Rechts erblickt man die Krippe, in welcher Jeſus gelegen, daneben einen Altar, zu Bezeichnung der Stelle, wo die Weiſen des Morgenlandes in Gebet und Ehrfurcht Geſchenke darreichten, und nicht weit davon eine ſteinerne Bank, auf welcher Maria geſeſſen, als ſie den Weiſen das Kindlein entgegenhielt. Links hat das Pflaſter eine halbkreisförmige Oeffnung, in deren Mittelpunkt ein goldener Stern ſteht, ein Sinnbild des Punktes, wo der Stern ſtehen blieb, der die Weiſen auf ihrer Fahrt leitete. Rings um die Oeffnung hängen vierzehn ewige Lampen, reiche Geſchenke frommer Fürſten und Fürſtinnen, und weiter zurück erblickt man den auf Befehl der Kaiſerin Helena, Mutter des großen Konſtantin, erbauten Altar. Außerdem zerfällt das Diorama in drei Abtheilungen. Zuerſt erſcheint die Kapelle in vollem Tageslichte, leer und ſtill. Dann ſieht man Franziskanermönche bei Lampenſchein im Chor überm Schreine zur Abendmette verſammelt, bis zulezt Lämpchen an Lämpchen die ganze Kapelle erleuchten und man Gläubige vorm heiligen Schreine und am Altare knieend beten ſieht. Der Eindruck, den die Kapelle beſonders in dieſer lezten Anſicht auf das Gemüth des Zuſchauers macht, wird durch eine, in der Ferne verſchwimmende Muſik bedeutend erhöht, und ich kann aus eigener Wahrnehmung verſichern, daß es Mühe koſtet, ſich zu überzeugen, daß alles nur Täuſchung iſt.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die hieſigen Theaterberichte regelmäßig mit Drurylane als der vornehmſten Bühne anfingen. Dies iſt nicht ſo lange her, daß es über meine eigene Erfahrung hinaustäge; aber ſchon in der lezten Theaterſaiſon war dieſe Zeit vorbei, und die jezt eingetretene hat ſie nicht zurückgebracht. Drurylane ſpielt porte fermée, iſt dem legitimen Drama und den legitimen Künſtlern hermetiſch verſchloſſen, hat vergebens durch Hunde, Beſtien und Kunſtſtückmacher ſeine Exiſtenz zu friſten geſucht, und konnte ſelbſt den Muſard-Muſikern, die während der Sommermonate einem ſehr gemiſchten Publikum Sinn für Muſik einſiedeln wollten, kaum ein Stück Brod verſchaffen. Gern überlaſſe ich es Andern, die Gründe dieſer Erſcheinung auszuſpüren. Statt Scharfſinns gehört dazu nur Kenntniß der Lokalverhältniſſe, und wenn ich nicht ſtolz darauf bin, daß ſolche mir einigermaßen beiwohnt, ſo beſcheide ich mich auch, daß in dieſen Blättern nicht der Ort iſt, ſie auszukramen. Genug, unter allen Verwaltungsſyſtemen war das in Drurylane das ſchlechteſte. So hat denn Coventgarden, frei von Angſt vor einem Nebenbuhler, vor feindlichem Intereſſe und feindlichem Verdienſte, aber allerdings auch ohne Anreiz zu Anſtrengungen, die den Sieg bedingen, ſeine Pforten für das Jahr 1840 bis 1841 diesmal allein geöffnet. Das Feindliche des frühern Gegenüberſtehens ergibt ſich ſchon aus der ſtereotyp gewordenen Phraſe: has opened for **the campaign**, eine Phraſe, die gleich mancher bedeutendern nunmehr ihre Wahrheit verloren hat. Die Direktion iſt wieder in den Händen der unverwüſtlichen Veſtris-Mathews und nebenher ihres Gatten, Charles Mathews. Das Beſte, was an Künſtlern für das höhere Drama auf dem Markte zu haben war, hat die Direktion um jeden Preis gekauft; daß aber dieſes Beſte viel und ſehr viel zu wünſchen übrig läßt, rührt zum Theil daher, daß wir alle Feldmarſchälle ſeyn wollen. Iſt es etwa in Deutſchland eben ſo? — Dagegen berechtigt die Liſte der für das Luſtſpiel wie für Poſſe und Burlette engagirten Mitglieder zur Hoffnung, daß die Schauenden das Haus ſtets mit dem Entſchluſſe verlaſſen werden, wiederzukommen, und dies iſt denn doch ein Troſt in einer trüben Zeit. Bei ſolchen Aſpekten für die Repräſentation der tragiſchen Muſe wäre es ſchon im Allgemeinen nicht zu verwundern geweſen, wenn das Intereſſe, das ſich für ein angekündigtes neues Trauerſpiel kund that, weniger den Künſtlern als dem Dichter gegolten hätte, und in gegenwärtigem Falle konnte es nicht anders ſeyn, denn der Dichter hieß **Sheridan Knowles**.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 20. November 1840.

— Servant ac metuunt jus,
Tradidit arcano quodcumque volumine Moses.

Juvenal.

Wanderungen in Prag.

(Fortſetzung.)

„Deß Hand ſoll verdorren und er an Gut, Leib und Seel geſchlagen werden, an ſich, ſeinen Kindern und Kindeskindern, welcher ſeine ſündhafte Hand anlegen mag an den geweihten Tempel des einzigen Gottes," ſo lautet der Fluch, welcher derartige Verſuche zurückzuſchrecken wohl geeignet iſt. Ueber deſſen Urſprung weiß ſelbſt der Jude keine Auskunft, er hat ſich als Tradition von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbt. Und wirklich, je mehr der Jahre vergehen, deſto ſichtbarer zeigt ſich Jehovas Schutz; ſchwerlich kennt ein Archäolog Werke der Menſchenhand, die ſich ſelbſt überlaſſen ſo lange Zeit der Zerſtörung widerſtanden. Man erzählt von einem Verwegenen, der durch das verſuchende Gold eines übermüthigen Chriſten beſtochen, frevelhafte Hand an die heilige Mauer legte. Auf einer Leiter herangeſtiegen, hatte er kaum das Brecheiſen in das Geſtein geſtoßen, als jene unter ihm zuſammenbrach, ein losgeriſſenes Mauerſtück ihn und den Verſucher erſchlug und über den ganzen Stamm Iſrael eine grauſame Verfolgung brachte.

Mit der andächtigſten Scheu betreten die Orthodoxen dieſen Tempel, welcher ihrer Sage nach von den erſten Flüchtlingen aus dem zerſtörten Jeruſalem gebaut wurde. Zu jeder Stunde des Tages findet man ſie betend und ſingend, die ſtrengſten Ceremonien befolgend. Die Augen ſind nach der heiligen Stadt gerichtet, die Hände kreuzweiſe über die Bruſt gelegt; ſie beugen ſich vor der Bundeslade in allen Körpergelenken, ſie wiederholen die Refrains der langen Gebete des Vorſingens in entſetzlichen Tönen; bald ſpringen ſie hoch auf, bald ſind ſie auf die Knie geworfen, und fortwährend die Lippen in raſtloſer Bewegung. Wenn auch nicht von gleichem, aber doch immer noch hohem Alter ſind die heiligen Geräthe; die Kohlenbecken, Leuchter und Kandelaber, die in allen Ecken durch einander liegen, haben antiquariſchen Werth, die Singpulte zeigen hie und da vortreffliche Schnitzarbeit, und ein ausgezeichnetes Werk der Erzgießerei iſt die Bundeslade von maſſivem Silber, das Allerheiligſte, wo das Geſetzbuch aufbewahrt wird und vor welchem die Rabbiner den Gottesdienſt verrichten. Auch die Juden haben ihre Reliquien, wenigſtens gilt das hieſige Geſetzbuch für eines der aus dem Tempel geretteten Exemplare, freilich nur ein kleiner Ruhm gegen den der römiſchen Gemeinde, welche das Original der zehn Gebote beſitzen will. Es war gerade Sabbath und wir ſahen das heilige Buch nahe und deutlich; es wurde rings herum gegeben, von denen, die leſen können, angenommen, einzelne Sprüche daraus abgeleiert, und von Allen ehrfurchtsvoll

Digitized by Google

geküßt. Uebrigens iſt es in der Synagoge vielleicht das einzige Stück, welches man, ohne ſich zu beſchmutzen, anfaſſen kann, denn es wird jährlich in eine ſeidene, mit Gold geſtickte Decke eingeſchlagen, worin es gehalten werden muß, da keiner es mit bloßen Händen berühren darf.

Das Tröſtlichſte an dieſem unheimlichen Ort waren die ſchwarzen Augen der jüdiſchen Frauen und Mädchen, deren Sterne glühende Strahlen aus den Mauerritzen ſchoßen, hinter welchen ſie, getrennt von der männlichen Gemeinde, dem Gottesdienſt beiwohnen müſſen. Dies iſt Gebot des Talmuds; in allen Synagogen trennt ſie ein beſonderer Verſchlag mit Gitterfenſtern von den Männern. Aber hier iſt es doch zu arg, und ſo unartig gegen Damen zu ſeyn, kann ſelbſt ein moſaiſches Geſetz nicht gebieten. Der innere Tempel iſt ein wahres Prunkgemach gegen die Mördergrube, wo die Frauen ihre Andacht halten. Eine Galerie, niedrig, feucht, voll Modergeruch, ſo finſter, daß man die Hände zum Gehen gebrauchen muß, zieht ſich, wie der Gangweg eines Schiffes, rings um das Heiligthum, durch fußdicke Mauern davon geſchieden, und nur durch ſchmale Seh- und Schalllöcher damit verbunden. Hier, unter Ratten und Mäuſen ſitzen die reizenden Töchter Iſraels, den Gott ihrer Väter auf den Lippen, den ſchönen Chriſtenknaben im Herzen, denn in der Liebe werden ſie ſelbſt vom Glauben abtrünnig, und keine mehr als die feurigen Eſthers und Rebeccas von Prag.

Doch die Kerkerluft beengt die Bruſt und das Auge ſehnt ſich nach des Himmels Licht. Man athmet tief auf, wenn man aus der düſtern Nacht wieder an den Tag tritt, und ſchüttelt von Körper und Geiſt die Feſſeln, worin uns das dämoniſche Schauſpiel gefangen hielt. Der bunte Wechſel des Lebens, der uns wieder umgibt, ruft Wirklichkeit und Gegenwart ſchnell zurück. Wie, wann und warum entſtand der merkwürdige Bau? ſolche Fragen drängen ſich, und die ſchon erwähnten Sagen antworten darauf. Allem Anſcheine nach diente er Anfangs neben dem heiligen zu weltlichem Zweck, als ein feſtes Bollwerk in Zeiten der Gefahr, wie dies auch bei chriſtlichen Kirchen früher der Fall war. Darf man übereinſtimmenden Traditionen trauen, ſo iſt er das älteſte auf uns gekommene Menſchenwerk in der ganzen Umgebung, und die Juden, wenn ſie den Bau wirklich angelegt, haben ſchon längſt hier gelebt, als die Czechen das Land in Beſitz nahmen. Immer aber bleibt es wünſchenswerth, daß dieſes Monument einen verſtändigen Forſcher finde.

Nicht weit von dieſem befindet ſich ein zweites intereſſantes Denkmal des Judaismus. Durch ein Gewirr enger Straßen erreichen wir die Pforte eines niedrigen, halb eingefallenen Hauſes, wo wir nach langem Pochen, wobei jeder Schlag ein lautes Echo in den leeren Räumen weckt, den Eintritt erhalten. Wir ſind zwar mitten in der Altſtadt und bewohnter Gebäude; dennoch herrſcht hier gegen die andern Quartiere auffallende Stille und Leere; es ſchreckt der Tod, deſſen Felder wir betreten. Es iſt der alte, jüdiſche Kirchhof, der ſeit 1746 geſchloſſen iſt, von wo an die Todten außerhalb der Mauer begraben werden. Könnte man Jemanden plötzlich ohne ſein Wiſſen dahin verſetzen, es ginge ihm wie bei der Synagoge, er wüßte wahrlich nicht, wo er wäre, ſo originell und phantaſtiſch muß ihm Alles vorkommen. Am eheſten glaubte man unter den Trümmern einer durch Erdbeben zerſtörten Stadt zu ſeyn, oder man dächte an eine Auferſtehung der Todten, wo der Poſaunenſchall die Leichenſteine hoch emporgehoben und durch einandergeworfen. Hier liegt Material genug, den größten Palaſt der Welt zu bauen, hunderttauſende von Grabplatten, in Würfel-, Quader- und Pyramidenform gehauen, mit hebräiſchen Charakteren gezeichnet, wie zu einem Thurmbau an- und übereinander gereiht und geſtellt. Schmale Wege, kaum für Einen gangbar, durchſchneiden dieſes Steinmeer, und wo nur die kleinſte Spalte die Erde frei läßt, hat ſich ein Fliederbuſch an's Licht gedrängt, die Aeſte weit ausgebreitet, und iſt mit den Nachbarn ſo verwachſen, daß ſie über den ganzen Kirchhof eine grüne Decke weben und es unmöglich wird, in das Dickicht einzudringen.

(Schluß folgt.)

Der Opiumeſſer.

(Fortſetzung.)

Je bekannter dieſe Scheu, mit Menſchen in Berührung zu kommen, war, deſto auffallender mußte es erſcheinen, daß man eines Tags den Doktor in Geſellſchaft eines junges Mannes, und zwar in lebhaftem Geſpräch begriffen, erblickte. Es war dies der junge Wilhelm, ein Philolog, der ſeine Studien noch nicht vollendet hatte und ſich jezt auf einer Ferienreiſe befand. Das offene, freundliche Weſen des Jünglings, ſeine Zutrauen erweckende Beſcheidenheit, und mehr als dieſes der gleiche Hang zu Einſamkeit und Grübelei hatte ihn mit dem menſchenſcheuen Gelehrten bekannt gemacht und das Wunder herbeigeführt, daß man nach faſt dreißig Jahren den Doktor wieder auf menſchliche Weiſe verkehren ſah. Das Aufſehen, das dieſe Aenderung erregte, machte jedoch, daß dieſe neue Bekanntſchaft bald ſich in

Digitized by Google

Geheimniß hüllte. Der junge Wilhelm durfte nicht zu jeder Zeit, wenn es ihn gelüſtete, die einſame Wohnung ſeines Freundes beſuchen; es waren ihm dazu nur die ganz frühen Morgenſtunden eingeräumt, und er hielt ſich ſo genau an die Vorſchrift, daß er, wenn die Straßen und Landwege lebendig wurden, ſchon wieder in ſeiner Wohnung im Städtchen war.

Am Morgen, von dem zu Anfang dieſer Erzählung die Rede war, kam er etwas ſpäter, und ſein Gewiſſen machte ihm Vorwürfe, als er die Klingelſchnur berührte und der Ton durch die tiefe Stille innen tönte. Nach einer Weile wurde geöffnet und die hagere Geſtalt des Gelehrten, in einen feuerfarbenen Morgenrock gehüllt, zeigte ſich auf der Thürſchwelle. Dieſe Erſcheinung, durch den Duft der Morgennebel geſehen, hatte etwas Groteskes und zugleich etwas Magiſches. Man mußte unwillkührlich an die alten Sagen denken, in denen Zauberer und Weiſe ſich in räthſelhafter Geſtalt den Sterblichen zeigen, und allenfalls hätte Merlin in einer ſolchen Umhüllung erſcheinen können. Der Morgenwind ſpielte in den ſpärlichen grauen Locken des Mannes und eine durchſichtige Röthe war gleichmäßig über das magere, lange Geſicht verbreitet, die Augen waren matt und erloſchen. Er ſtreckte die dürre Rechte dem Jünglinge entgegen und bot ihm mit hohler Stimme den Morgengruß.

„Ich komme heute ſpäter, wie gewöhnlich," hob Wilhelm mit bittender Stimme an. „Du mußt mir das nicht übel nehmen, Lavinius, allein das Buch, das du mir mitgegeben, hat mich an nichts anderes denken, von nichts anderem träumen laſſen. Doch zürne ich über mich ſelbſt, daß ich deſſen Sprache nicht ganz verſtehe." — „Du verſtehſt ſie nicht, mein Sohn?" fragte der Gelehrte. „Laß dich das nicht wundern. Wer wäreſt du, wenn du ſie verſtändeſt? Die tiefſinnigſten Gelehrten ſind an der Löſung der Aufgaben, die dieſes Buch gibt, geſcheitert, und ich ſelbſt wäre verzweifelt, den Inhalt jemals zu begreifen, wenn mich nicht ein wunderbares Mittel über alle Schwierigkeiten hinweggeleitet hätte." — „Nenne mir dieſes Mittel, Lavinius," rief der Student dringend. — „Der Himmel bewahre mich, daß ich es dir jezt ſchon nennen ſollte," entgegnete der Doktor zurückſchaudernd. „Gebrauche noch deine eigenen unabgenüzten Kräfte, Jüngling, und greife nicht zu einer Hülfe, die Nacht und Dunkelheit umhüllt." — „Sprichſt du von einem Zaubermittel?" — „Ja, von einem Zaubermittel. Fluch und Segen über ſeine wunderſame Kraft! Es hat mich jammervoll elend und himmelhoch glücklich gemacht, es hat mir die tiefen Höhlengänge des Denkens geöffnet und hat mich über ſchauervolle Abgründe des Bewußtſeyns hingeleitet. Es hat mich vergeſſen laſſen, daß ich — doch genug, das Uebrige gehört nicht hieher."

Er drückte ſeine dünnen, blaſſen Finger, die wie die Hände eines Skeletts ausſahen, vor die Augen und blieb Sekundenlang ſo ſtehen. Er ſchwankte und mußte ſich an den jungen Stamm eines Pflaumenbaums lehnen, der ſeine dunkelvioletten, mit friſchem Reif überzogenen Früchte über das Haupt des Unglücklichen hinſtreckte, gleichſam als wolle er in ſeiner Fülle und Jugend, in ſeiner unbewußten und immer neu quellenden Schönheit die arme, mit tauſend Leiden gequälte und an tauſend Uebeln erkrankte Menſchenbruſt verhöhnen.

„Was iſt dir, Lavinius?" hob der Student zögernd an. „Du biſt heute räthſelhafter als je. Tadelſt du mein Streben nach Forſchung?" — „Laß es nicht zu gewaltig anwachſen, Knabe," rief der Doktor. „Auch ich hätte mich begnügen ſollen, und ich that es nicht." — „Erzähle mir etwas aus deinem frühern Leben," bat der Jüngling. „Du weißt, daß du es mir ſchon lange verſprochen haſt. Wir nehmen auf dieſer Bank Platz, die von den erſten Strahlen des jungen Tages beſchienen wird."

„So höre denn," fing der Gelehrte an. „Ich habe eine düſtere, freudenloſe Jugend gehabt. Was Spiel und Knabenfreude heißt, hab' ich nie empfunden. Man bemerkte bei mir den Trieb zum Forſchen und ſtrengte mich frühzeitig übermäßig an, dieſem Trieb Genüge zu thun. Krankheit und frühe Lähmung war die Folge davon. Der Dunſt der Studierlampe zehrte an meinen Jugendkräften, das anhaltende Sitzen ſtörte den Organismus in ſeiner Entwicklung und die fortgeſezte Anſtrengung der Gehirnnerven zog mir frühe Ohnmachten und Schwindel zu. Ich litt an heilloſer Abſpannung und Müdigkeit in den herrlichen Jahren des raſcheſten Muthes, der geſtählteſten Kraft. Traurige Früchte, die durch ſolche Mühen erzielt werden! verlorenes, jammervolles, mit dem Fluch belaſtetes Wiſſen, das mit ſolchen Koſten erworben wird! Ich kam aus dem lethargiſchen Schlafe wüſter Gelehrſamkeit zu mir und warf nun alle Bücher weg. In dieſer Periode meiner entgegengeſezten Thorheit fiel mir unvermuthet eine Erbſchaft zu, mit deren Hülfe ich das Leben genießen konnte. Dies that ich denn auch, aber ſo wild und ſo unweiſe, daß ich Jammer und Schande erntete. Was wußte ich, wo die edeln Genüſſe zu ſuchen waren? was hatten mir meine Studien als Ziel und Zweck des Lebens genannt? Stand in meinen Büchern eine einzige praktiſche Lebensregel? Ach, ich wußte, um was Alles die Gelehrten früher Jahrhunderte gezankt hatten, aber ich kannte die einfachſten Geſetze und Maaße meiner eigenen Exiſtenz nicht; ich kannte die Sitten der Vorwelt, und war ſittenlos aus Unkenntniß der Sitte in meiner eigenen Welt. Betrug und Laſter hatten mit mir leichtes Spiel. Ich folgte mit jener beklagenswerthen Stumpfheit, die jedes eigene Urtheil ausſchließt, den gewöhnlichſten und verbrauchteſten

Digitized by Google

Lockungen, über die der albernſte Knabe erhaben iſt. Dieſe ſchmählichen Genüſſe zehrten meine Kräfte noch mehr aus; meine Leidenſchaften überwältigten jede moraliſche Regung, ich hielt es für ein langentbehrtes Vorrecht, ihnen vollkommene Freiheit zu gewähren, und ach! ich verlezte mein edleres Selbſt grauſam und ſchwer.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortſezung.)

Sheridan Knowles.

Die Nachricht, daß ein neues Stück von Sheridan Knowles in Scene geſezt wird, findet ſtets gute Aufnahme. Sie iſt ein Tribut der Dankbarkeit, auf welchen der Verfaſſer von Hunchback, William Tell, Love u. A. in den Tagen dramaturgiſcher Dürre doppelten Anſpruch hat. Es dürfte nicht zu viel behauptet ſeyn, daß England gegenwärtig nicht einen einzigen Bühnendichter beſizt — und ich weiß recht gut, daß Bulwer und Talfourd für die Bühne ſchreiben — deſſen Leiſtungen Stich halten würden, wenn die Bühne wäre, was ſie ſeyn ſoll. Weil ſie aber hinter dieſer Aufgabe weit zurückbleibt, ſo verdient Knowles mindeſtens die Anerkennung, daß er ſie vor noch weitern Rückſchritten bewahrt. Ja, ſein unleugbar dramatiſches Talent würde die Bühne der Löſung ihrer Aufgabe, einem freilich mit tauſend Schwierigkeiten umringten Ziele, näher bringen können, wenn er in der Lage wäre oder die pecuniäre Belohnung der dramatiſchen Dichter in England ihm erlaubte, ſeinem Talente Zeit zu laſſen, gegen ſich ſelbſt gerecht zu ſeyn. Das aber iſt ja eben der Druck, unter welchem die Literatur verkümmert, daß das Leben Bedingungen hat, deren Erfüllung den Weg zur Unſterblichkeit verlegt. Gehört indeſſen auch Knowles gleich Bulwer zu denen, welche „eine irdiſche Schraube zu ſchnellem Schreiben zwingt,“ ſo darf man doch bei ihm ſtets mit Gewißheit auf Zweierlei rechnen, worauf bei Bulwern nicht zu rechnen iſt, auf Gefühle und Leidenſchaften, wie ſie in der Bruſt des Menſchen ruhen, und auf eine Sprache, wie jene Gefühle und Leidenſchaften ſie reden. Nicht wenig wurde das Theaterpublikum überraſcht, da es glauben mußte, der Dichter ſey gleichzeitig Vater zweier Trauerſpiele geworden, eines, das in Coventgarden unter dem Titel: „die Braut von Meſſina,“ und eines zweiten, das an demſelben Tage im Buchhandel unter dem Titel: „Johann von Procida“ angekündigt war. Es ergab ſich aber, daß es nur zwei Namen Eines Kindes waren, welchem der Vater den leztern und die Pathenſtelle vertretende Direktion den erſtern gegeben; warum, weiß ich nicht und bemerke nur, daß die Coventgardenſche Braut von Meſſina mit der Schillerſchen lediglich nichts gemein hat. Wenn es wahr iſt, daß der Dichter vergebens der Umtaufung widerſprochen und deßhalb der erſten Vorſtellung nicht beigewohnt hat, ſo wäre dies ein weiteres Zeichen von der gedrückten Lage der engliſchen Dramaturgen. — Wie Knowles frühere Erzeugniſſe trägt Johann von Procida neben dem Stempel eines ſchönen dramatiſchen Talentes den bedauernswerther Flüchtigkeit. Schilderungen und Sprache ſind meiſt herrlich, und ich könnte einzelne Stellen hervorheben, die meines Bedünkens mit dem Beſten, das ſeit Shakespeare geſchrieben worden, auf gleicher Fläche ſtehen. Aber ſtatt zu ſteigen, ſchwankt das Intereſſe der Handlung, ja es fällt beinahe in den zwei lezten Akten. Eine der hervorragendſten Schönheiten iſt der Charakter Iſolinens, der Heldin, und dies iſt um ſo erfreulicher, je weniger bisher die Knowlesſchen Frauen im Allgemeinen, und mit Ausnahme ſeiner Virginia, den dramatiſchen Anſprüchen genügten. Iſolina iſt ein liebendes, vertrauendes, ſanftes und edles Weib, ſtark in ihrem Pflichtgefühle und frei von Verſtellung, Argwohn und Selbſtliebe. Dergleichen Charaktere nennen die engliſchen Schauſpielerinnen bad parts — ſchlechte Rollen — und ſie mögen inſofern Recht haben, als dieſe ſchlechten Rollen ein vorzugsweiſe gutes Spiel erfordern. Glücklicherweiſe wurde dies Iſolinen durch Miß Ellen Tree in reichem Maaße zu Theil.

(Schluß folgt.)

Räthſel.

Der Talisman. Aus dem Ruſſiſchen von Puſchkin. *

Dort, wo ewig an die öden
  Felſen brauſ't das wilde Meer,
Wo der Mond im Abendnebel
  Glänzt durch laue Lüfte her,
Wo im Harem ſich ergözend
  Schließt den Tag der Muſelman,
Dort gab mir ein freundlich Herlein
  Einen edeln Talisman.

Schmeichelnd ſprach ſie: O bewahre
  Sorglich meinen Talisman!
In ihm ſind geheime Kräfte,
  Liebe weiht, verſchenkt ihn dann.
Zwar vor Krankheit, vor dem Grabe,
  Vor Gewitter und Orkan,
Wird dein theures Haupt nicht ſchützen
  Mein gefeyter Talisman.

Auch des Orients reiche Schätze
  Zaubert er dir nicht in's Haus,
Zieht den Dienern des Propheten
  Dir zu lieb die Schuh' nicht aus,
Führt dich nicht von läſt'gen Fremden
  Weg auf treuer Freunde Bahn;
Heim nach Norden aus dem Süden
  Trägt dich nicht mein Talisman.

Aber wenn zwei Schelmenaugen
  An dir üben ihre Macht,
Wenn ein Mund dich ohne Liebe
  Küſſen will in finſtrer Nacht:
Lieber Freund, vor neuen Wunden,
  Die dein Herz bedrohn fortan,
Vor Verrathen und Vergeſſen
  Schüzt dich wohl mein Talisman.

J. G. M.

* Da der Verfaſſer nicht wörtlich ſagt, was er unter dieſem Talisman meint, ſo können wir dieſes Gedicht als Räthſel geben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. November 1840.

— Der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem andern nützlich iſt.

Goethe.

Der Opiumeſſer.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen Worten hielt der Gelehrte wiederum inne und bedeckte ſein Antlitz wie vorhin. Wilhelm empfand das regſte Mitgefühl; er klagte ſeine thörichte Neugierde an, die ihn bewogen, nach der Quelle eines ſo tiefen Leids bei ſeinem Freunde zu forſchen. Ihm ahnete, daß er jezt die düſterſten Anklagen hören werde; aber der Doktor glitt ſchnell über die Epoche ſeines Unglücks und ſeiner Fehler hinweg und ſezte gefaßter hinzu: „Ich war dreißig Jahre alt, als ich zum geregelten Leben und zu den Wiſſenſchaften wieder zurückkehrte. Es wäre nicht zu ſpät geweſen, um treffliche Erfolge zu erzielen, wenn ich noch über einen ungeſchwächten Körper zu verfügen gehabt hätte. Dennoch ging ich mit Ernſt und Ausdauer an die Forſchung. Der Wiſſenſchaft, der ich früher nur gleichſam bewußtlos gedient, diente ich jezt mit der tiefgefühlteſten Anhänglichkeit und Achtung. Meine ganze Seele war bei meinen Büchern, ſo wie ſie es noch jezt iſt, und ich kann mich wohl rühmen, daß ich glänzende Reſultate geerntet. Da ich aber keinen Stolz beſitze, ſo regt mich nichts an, der Welt bekannt zu machen, was ich erforſcht und erkundet. Ein Widerwille ohne Maaß erfüllt mich, wenn ich an das Treiben der Menſchen denke, wie ſie das Koſtbarſte, das wir beſitzen, die Wiſſenſchaft, behandeln. Alles, was ich höre und ſehe, iſt ſo tief unwürdig, ſo gänzlich und auf alle Zeiten hin verfehlt, daß ich Grauſen und Schauder empfinde, wenn ich mich ſelbſt im Verkehr mit dieſen Unſinnigen und Thoren denke. Deßhalb bin ich allein und von allen abgeſondert, deßhalb ſcheue ich jedes Geſpräch und fühle mich glücklich, wenn in der Grabesſtille meines Häuschens die nächtliche Lampe brennt und ihren Schimmer auf die Bäume dieſes Gärtchens und auf die nächtliche, öde Heidefläche ſendet. Fern von mir liegen die Wohnungen der Menſchen, fern von mir jene qualvollen Stätten, die ſie Schulen nennen, und wo ich ſo unendlich viel litt, fern von mir endlich die grauſenvollen Plätze, wo Laſter und Schande mich faßten.“

„Welch betrübende Erfahrungen warteten aber auf mich, als ich einige Zeit lang auf dieſe edle Weiſe den Studien gedient! Es war mir plötzlich, als hielte eine unbekannte Macht mich gefangen und vereitelte mit unerbittlicher Strenge alle meine Beſtrebungen. Ich vermochte dem Ideengang des Autors nicht zu folgen, ich mußte mit dem Gefühle der äußerſten Ohnmacht das Buch bei Seite legen, und Thränen des Unmuths, des herbſten Kummers erfüllten mein Auge. Mit aller Gewalt lehnte ich mich gegen die demüthigende Ueberzeugung

auf, ich könne jezt nicht faſſen, was ich als Schulknabe gefaßt und verſtanden hatte. Nach vielen peinlichen Verſuchen zog ich einen Arzt zu Rathe, und dieſer verbot mir alle geiſtige Anſtrengung. Unmöglich! dann wäre ich ja wieder in den jammervollen Zuſtand, in das unwürdige Leben zurückgeſunken, dem ich mich kaum erſt entriſſen hatte. Ich war der Verzweiflung nahe. Meine geliebten Bücher umſtanden mich wie eben ſo viele unerreichbare Schätze; wie dem Verdurſtenden der Quell winkt, ſo winkten ſie mir, und ich konnte ſie nicht erreichen. Ich weiß nicht, in welchen ſchrecklichen Abgrund ich in meiner Troſtloſigkeit geſtürzt wäre, wenn nicht jene Zauberkraft ſich meiner bemächtigt und mich mit ſchneller, glücklicher Götterhand emporgezogen hätte."

„Nie vergeſſe ich den Abend, als dieſer Genius zum erſtenmal in mein Zimmer trat. Vor dem Rauſchen ſeiner Fittiche floh die Melancholie wie ein böſer Traum hinweg; die Pforten des Tempels der Forſchung ſprangen auf und ich ſah die Altäre der Wiſſenſchaft in ihrem herrlichſten Glanze vor mir ſchimmern. Die Weiſen aller Zeiten, die bewunderten Chorführer gelehrter Jahrhunderte gingen prangend an mir vorüber. Ich verſtand die tiefſinnigſten Orakel, und ſtaunenswerthe Probleme, an deren Löſung das Genie aller Zeiten ſich gemacht, lagen wie leichte Kinderfragen vor mir. Meine geliebten Autoren enthüllten alle Reize ihres Geiſtes meinem trunkenen Auge; ich verſtand ſie, ich fühlte mit ihnen, ich nahm ſie in mir auf. Noch mehr, ſelbſt die Schauplätze alter Herrlichkeiten lagen wie wirklich vor meinen Blicken; ich ſah und ſprach die Männer ſelbſt, deren Schriften ich las. Ich ſtudirte die ärztlichen Syſteme der Alten, und Hippocrates und Galen ſtanden vor mir. Ich ſah das kräftige, blühende Geſchlecht von Hellas in den Gymnaſien, bei den olympiſchen Spielen, und vor ſo viel ſchönem Leben verſank unſere kranke, geiſtig überreizte, blaſſe Generation in die Schatten der Nacht, wohin ſie gehört. Ich ſtudirte die Werke der Baukunſt, und die erhabenen Tempel Athens, die ungeheuern Arenen, das Coloſſeum Roms im Glanze der Kaiſerzeit erhoben ſich vor meinen Blicken. Ich verfolgte die tiefſinnigen Ideen der Kunſt, und die Göttergeſtalten des Praxiteles umſtanden mich wie eben ſo viele ſtaunenswerthe Wunder. Alles friſch, Alles lebendig, Alles in Schönheit glänzend. Auch die chriſtlichen Jahrhunderte thaten ſich mir auf. Ich befand mich mit einer Maſſe von Biſchöfen und Prälaten auf dem Concilium zu Conſtanz; ich beſuchte die älteſten Kirchenverſammlungen der Väter und ſah die peinlichſten Streitfragen gelöſt. Die berühmteſten Theologen verkehrten mit mir und legten mir ſelbſt ihre Theſen aus; ich ſah die gothiſchen Dome erfüllt mit dem Gewimmel einer andächtigen Menge, und Michel Angelos herrliche Bilder glänzten in überirdiſcher Pracht. Dies Alles, dies Alles wurde mir zu Theil! mir, dem armen, ſtillen Gelehrten, deſſen Fuß kaum die Schwelle ſeiner Heimath überſchritten! Iſt dies nicht Wunder? Wie fiel ich dankend dem Genius zu Füßen! — „Danke mir nicht!“ rief er mir zu; „dafür, daß ich dich in ſeligen Stunden deinem Elend entreiße, fällt es mit doppelter Schwere auf dich, wenn ich dich verlaſſe. Ich gebe meine Zaubergaben nicht umſonſt; auf dem Grunde des Bechers, den ich reiche, liegt die giftige Hefe, die dir nicht erlaſſen wird. Wahre dich wohl! je öfter du einen neuen Schluck begehrſt, deſto früher kommſt du zu dem lezten, deſto mehr regſt du das Gift auf dem Boden auf.“ — Ach! ich hatte keine Wahl mehr. Ich rief immer öfter den Genius herbei, und jezt kann ich keinen Tag meines elenden Daſeyns ertragen, ohne von ſeinen Gaben gekoſtet zu haben. Ich weiß es, daß ich mein Ende beſchleunige und daß mein Tod ſchrecklich ſeyn wird.“

Wilhelm hatte dieſen Worten mit dem äußerſten Staunen zugehört. Sie enthielten etwas ſo Seltſames, daß ſie an die Mährchen ſeiner Kindheit erinnerten. Noch ſann er dem eben Gehörten nach, als der Doktor ſich erhob und ſich anſchickte, in's Haus zurückzukehren. Das Buch, das Wilhelm ihm zurückgegeben, entfiel ſeiner Hand, und indem es ſich aufblätterte, glitt eine Zeichnung heraus, die das Bild einer jungen Frau darſtellte. Wilhelm hob es auf, der Doktor entriß es ihm heftig und eilte, es wieder zu verſtecken. „Haſt du dieſes Bild im Buche gefunden?“ fragte er. — Wilhelm bejahte es und wagte dabei die ſchüchterne Frage, wen es vorſtelle. — „Wenn dir meine Ruhe lieb iſt,“ ſtöhnte der Gelehrte, „ſo frage mich nicht darnach. Erwähne ſeiner nicht in unſerem Geſpräche; erfahre nur ſo viel, daß der Dämon meines frühern ruchloſen Lebens mich nicht grauſenvoller mahnen kann, als wenn er mir dieſe ſanften, lächelnden Züge vorhält, die ich immer zu verſtecken trachte und die mir immer wieder in die Hände fallen. Fort mit dieſem Buche, fort, in den düſterſten Winkel der Bibliothek!“

(Fortſetzung folgt.)

Wanderungen in Prag.

(Schluß.)

Die Natur iſt auch hier ſich ſelbſt überlaſſen, der Jude läßt ſie ungehindert ſchalten, kaum daß er einzelne Gänge frei hält, welche zu den Gräbern berühmter Rabbinen führen. Dieſe zeichnen ſich vor den andern durch ihre Größe und ſorgfaltigere Conſtruction aus. Es iſt eine Art Katafalk von Stein, bisweilen mit

Digitized by Google

Sculpturen geziert, zur Seite ſeine Gattin, die Kinder und Schüler; eine lange Denkſchrift enthalt den Lebenslauf. Sie werden von Unkraut und Geſtrüpp gereinigt und öfters von Wallfahrten beſucht. Es herrſcht dabei die ſonderbare Sitte, als Zeichen der Verehrung kleine Steine auf das Grabmal zu legen, aus deren Menge man die Verdienſte und den Werth des Todten erkennt. Viel beſucht iſt das Monument des Rabbi Löw, deſſelben, dem die Erfindung der Camera obſcura zugeſchrieben wird. Kaiſer Rudolf, der den gelehrten Mann und Aſtrologen öfters beſuchte und ſelbſt gern den Hexenmeiſter ſpielte, ſoll ganz betroffen geweſen ſeyn, als er plötzlich den großen Hradſchin in der Stube des Juden auf einem Pergament wunderbar genau abconterfeit erblickte. Sämmtliche Alchymiſten und Magier, deren es damals in Prag eine Menge gab, wurden eiferſüchtig und hezten Gott und den Kaiſer gegen den Rabbinen. Doch ſie konnten nicht an ihn, ſein Anſehen ſtieg und er ſtarb, von den Seinigen als Vorlaufer des Meſſias verehrt.

Zum Erſtaunen gut hat ſich auf den meiſten Steinen die Grabſchrift erhalten, und doch iſt die jüngſte bereits 94 Jahre alt. Der Kirchhof, durch die ausgegrabene Erde ſelbſt etwas erhaben, iſt mit einer maſſiven Mauer umgeben, woran die benachbarten Wohnhäuſer hart ſtoßen und ſeine ganze Fläche überſchauen. Er liegt, obgleich eine kleine Stunde im Umfange, doch, wie geſagt, mitten in der Altſtadt, die dadurch eine für die Einwohnerzahl unverhältnißmäßige Ausdehnung bekommt. Auch hier verliert ſich die Geſchichte in die Sage. Wenn man die nur geringe Gemeinde ſelbſt für die Vergangenheit ſo zahlreich annehmen wollte, als ſie jezt iſt, ſo bedürfte es doch mehr als tauſend Jahre, um einen ſolchen Todtenacker zu füllen, wo Stein an Stein nicht gelegt, ſondern geſtellt iſt, das Höchſte angenommen, daß eine Generation in fünfzig Jahren ausſtarb. Freilich iſt es Geſetz, daß eine Leiche nie ausgegraben, noch ein Sarg über den andern geſtellt werden darf; immer aber bleibt es ſchwer begreiflich, wie dieſe Maſſe entſtehen konnte, denn ein jüdiſcher Sarg iſt weiter nichts als „vier Bretter und zwei Brettchen,“ und die Todten neben einander zu legen, war erlaubt, geſchah wohl auch, wie die gehäuften Grabſteine beweiſen. So weit hiſtoriſche Gewißheit geht, überſtieg die Zahl der Juden niemals die jetzige; und es bleibt, um das Seltſame einigermaßen zu erklären, nichts übrig, als einige, vor Kurzem entzifferte Grabplatten zu Hülfe zu nehmen, welche Jahreszahlen trugen, wohin ſelbſt die Mythe nicht mehr reicht. Zweifel an der richtigen Lesart werden nicht fehlen; doch wie dem auch ſey, es läßt ſich vielleicht durch ſolche Spuren ein Zuſammenhang mit der Sage um ſo eher finden, als die beiden Denkmäler von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit ſind, daß ſie mit den andern Bauwerken dieſer an Alterthümern ſo reichen Stadt auf keine Weiſe in Verbindung gebracht werden können. — Das ruinenartige Haus am Eingang iſt die Todtenkammer, wohin noch jezt die Leichen getragen werden; man waſcht ſie, nimmt die nöthigen Ceremonien vor, und dann erſt erfolgt die Beſtattung, nunmehr außerhalb der Ringmauern.

Bevor wir den Ghetto verlaſſen und aus dem tiefen Schacht der Vergangenheit in das Leben der Gegenwart zurückkehren, halt uns ein reinliches Gebaude von gefälliger Form auf. Man ſtaunt, wie ſich ſo etwas hieher verirren kann. Es iſt die neue Synagoge. Wie iſt ſie ſo ganz anders als ihre Schweſter! Gleich einem Herrnhuter Bethauſe von Anſehen, einfach, ein würdiger Aufenthalt für Menſchen, die ihren Gott verehren, und die Frauen ſitzen in geräumigen Gitterlogen und empfinden doppelt die Wohlthat des Sehens und Geſehenwerdens. Und hier iſt auch ein geläuterter Gottesdienſt eingeführt. Die tollen Ceremonien, das Tanzen, Springen, alle Verzuckungen, ſind ganz abgeſchafft, an die Stelle roher Vorſänger ſind muſikaliſch gebildete getreten, und die Kinder werden von früh an im Geſang unterrichtet, ſo daß endlich das Ohren zerreißende Geſchrei einer Judengemeinde aufhören wird. Ein junger Rabbiner predigt mit Verſtand und Geiſt und im Sinne des Fortſchritts allgemeiner Menſchenliebe. Natürlich, daß die alten Zeloten Ach und Weh über die Ketzer ſchreien und alle Gemeinſchaft mit ihnen verfluchen.

Scheerer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

Große Ueberſchwemmung.

Zwei Elemente haben uns ſeit einiger Zeit nicht wenig zugeſezt und Angſt gemacht. Erſt der dicke, blaue Dunſt drohender Emeute, die nächtlichen Zuſammenrottungen auf Gaſſen und Straßen, die Marſeillaiſewuth in und außer dem Theater, wobei man uns vielfach in Art, Sprache und Drohung an 1793 erinnerte und Aehnliches in nahe Ausſicht ſtellte. Bald darauf kamen die Ueberſchwemmungen und Zerſtörungen durch Waſſerfluthen in allen niedrigen und an die Flüſſe ſtoßenden Theilen der Stadt, eine Ueberſchwemmung, die ſeit dem ſechsten Jahrhundert an Höhe, Dauer und Zerſtörungswuth nicht ihres Gleichen hatte. Denken Sie ſich die Saône und Rhone neunzehn Fuß über ihrem gewöhnlichen Waſſerſtand! Ueber den ſogenannten quai infranchissable ging das Waſſer drei Fuß hoch weg und überſchwemmte ganz die zwiſchen beiden Strömen liegende Halbinſel, auf die ein großer Theil des reichen und handeltreibenden Lyons gebaut iſt; ſo ſtand auch der ſchöne Platz Bellecour unter Waſſer und glich einem Landſee. Die gewerbthätigen Brotteaux und die Guillotière ſtanden noch

früher unter Waſſer. Es riß da eine Menge kleiner, aus Lehm gebauter Häuſer ein und ſchwemmte ihre Trümmer mit der Fahrniß der armen Leute fort; ein Glück, wenn ſie ſelbſt und ihre Kinder mit dem Leben davon kamen. Die niedrig liegenden Forts hinter dieſen Stadttheilen können mit ihren Kanonen wohl unruhige und der Ordnung drohende Leute im Zaum halten, nicht aber das Waſſer; es umſtrömte mit Macht die Forts, ſo daß ſie ganz vom Land abgeſchnitten waren, als ſtänden ſie mitten in Landſeen. Die Soldaten machten lange Geſichter, als ſie zwei Tage lang keine Viktualien ankommen ſahen und ihrem Hunger endlich dadurch geholfen werden mußte, daß man mit Lebensmitteln zu ihnen ſchiffte. Das Waſſer iſt in alle Magazine gedrungen und hat auch da ungeheuern Schaden angerichtet. Wiewohl nun dieſer auf Millionen angeſchlagen wird, ſo wiegt er doch nicht ſo ſchwer, als der Jammer in den armen Arbeitsquartieren, wo gar manches Kind nach ſeiner Mutter, gar manche Mutter nach ihrem Kind rief, ohne Antwort. So war es ſchon in den lezten Tagen des Oktobers. Die anhaltenden Regen in der erſten Novemberwoche ſteigerten aber das Unglück noch ſehr, und zwar auf einen Grad, den Lyon ſeit dreizehn Jahrhunderten nicht erlebt hat, ſo oft es auch an bedeutenden Ueberſchwemmungen litt. Im Jahr 1812 war auch eine große Ueberſchwemmung, ſie kann aber ſchon deßwegen kaum mit der jezigen verglichen werden, weil bei ihr das Waſſer über eilf Fuß niedriger ſtand und weil ſie nicht ſo lang dauerte. Vom 30ſten Oktober bis 5ten November ſchwollen die Ströme immer mehr an und fielen nur zu Zeiten um einige Zoll. Die wüthende, zum See gewordene Saône brach ſich mitten durch die Stadt drei neue Wege in die Rhone. Als ſie mehr denn neunzehn Fuß über ihren gewöhnlichen Stand angeſchwollen, war Lyon wie Venedig, nur daß dort das Waſſer ruhig in ſeinen Kanälen fluthet, hier aber in trüben Wellen an die Häuſer tobt, ſich in ihren Grund wühlt und ſie ſchnell zum Stürzen bringt. So ſind allein in der Guilliotière über fünfzig mit aller Habe weggeriſſen worden, oft auch mit den Einwohnern, beſonders mit kleinen Kindern. Man gibt die in der Fluth hier Umgekommenen zu achtzig an, es ſind ihrer aber wohl mehr. Die entſetzlichen Ströme führen außer Häuſertrümmern, Haus-, Küchen- und Kellergeräthen, Betten und Wiegen auch viele Leichname mit und zeigen dadurch, wie ſie auch oberhalb Lyon gewüthet haben. Was man von dort hört, möchte Einem faſt unſer Elend erträglich machen; in den ſchlecht gebauten Dörfern und Städtchen raſen die wilden Waſſer noch ganz anders wie hier, wo ſie in der eigentlichen Stadt doch auf große und feſte ſteinerne Häuſer ſtoßen. Zu dem Waſſerunglück kommt noch Hungersnoth.

(Schluß folgt.)

London, November.

(Schluß.)

Serles Maſter Clarke.

Acht Tage nach der erſten Vorſtellung der mißgenannten Braut von Meſſina brachte das „kleine" Haymarkettheater ein neues fünfaktiges Schauſpiel von Serle. Von dieſem Dichter weiß man in Deutſchland ſchwerlich viel, obgleich er weder ein angehender, noch ein ganz unbedeutender Dramatiker iſt. Schon vor ungefähr zwanzig Jahren, damals aber noch kaum zum Manne gereift, ſchrieb Serle ſchnell nach einander The Yeoman's daughter und The Shadow on the wall. Beim erſten Auftreten eines Dichters oder Schriftſtellers verbinden ſich gewöhnlich die literariſchen Brüder, ihn niederzuhalten, to keep him down, als erblickten ſie in ihm einen Uſurpator ihrer Rechte. So ging es auch dem jungen Serle. Die Kritik zerfleiſchte ſeine Stücke, und Jahre vergingen, ehe er der Kritik und der Bühne ſeinen Merchant of London und ſpäter ſein House of Colberg übergab. Beide Tragödien bewieſen, daß er in der Zwiſchenzeit nicht müßig geweſen und nach Höherem ſtrebe. Auch fanden ſie Beifall vor den Bretern, welche die Welt, und Schonung in den Journalen, welche die Literatur repräſentiren. Dennoch währte es lange, bis er jezt mit ſeinem „Master Clarke" aufgetreten, der Niemand anders iſt als Richard Cromwell. Oliver Cromwell iſt oft genug wahr und falſch geſchildert worden; an ſeinen Kindern, lauter eigenthümlichen Charakteren, iſt man ziemlich ſchweigend vorübergegangen. Die älteſte Tochter, Miſtreß Fleetwood, war eine zu ehrliche Republikanerin, als daß ſie die königliche Gewalt ihres Vaters hätte gut heißen mögen, und die Vorwürfe ſeiner übrigen Töchter verſtummten kaum in ſeiner Sterbeſtunde. Richard, der älteſte Sohn, hatte nichts mit dem Vater gemein; er beſaß weder blinden Fanatismus, noch tollen Ehrgeiz, und war einſam in St. Ives erzogen worden, ehe noch Cromwell daran dachte, ſeinem Könige den Kopf zu nehmen und ſeinem Vaterlande die Freiheit zu geben. Auf ſeinen Knien beſchwor Richard den Vater, König Karl zu ſchonen, und bewies wenig Sinn für den Pomp und die Macht, die ihn umgaben. Wider ſeinen Willen wurde er nach des Vaters Tode Protektor. Er wurde es im September und hörte ſchon im nächſtfolgenden April auf, es zu ſeyn. Dann zog er ſich in ein, an Dürftigkeit ſtreifendes Privatleben zurück, ſah Karl den Zweiten, Jakob, Wilhelm und Marien auf dem Throne und ſtarb unter Königin Anna. Ein ſolcher Charakter mag für die Novelle, ſchwerlich aber für die Bühne paſſen. Wie hat ihn nun Serle vorgeführt? Das Stück beginnt bald nachdem Richard die Protektorwürde angenommen. Der Uebermuth des Heers, die Feigheit des Parlaments und Richards Entſagung füllen die zwei erſten Akte. Der dritte beginnt mit Karls Thronbeſteigung, den der Dichter, wie er damals war, kurz, aber kräftig gezeichnet hat. Im vierten wird Richard dem Könige, der ihm bisher als Maſter Clarke wohlgewollt, verdächtig, und wenig fehlte, ſo fiele er ein Opfer dieſes Verdachtes in Folge eines aus zu großer Sorge für ſeine Sicherheit von ſeiner Gemahlin geſchriebenen Briefs. Der fünfte Akt klärt den Irrthum auf; der König erkennt und erklärt Maſter Clarke für ſeinen Freund, und Richard verläßt freiwillig England. — Ich brauche hienach kaum zu bemerken, daß es dem Stücke namentlich an ſtarker, aufregender Zwiſchenhandlung fehlt. Der Zuſchauer weiß ſo ziemlich im Voraus, was geſchehen wird, und wie ſehr auch bei ruhigem Nachdenken der Charakter des Helden ihm gefallen möge, während Richard an ihm vorüberſchreitet, kann er nur wenig Sympathie für ihn empfinden. Es hat Dichter gegeben, deren Dramen man gar nicht zu hören, nur zu ſehen braucht, um ſie zu verſtehen. Ob Macbeth und Hamlet als Tragödie oder als Pantomime, vor Hörenden oder vor Taubſtummen geſpielt werden, in beiderlei Geſtalt ſind ſie beiderlei Zuſchauern verſtändlich. Dies iſt mit den heutigen Dramen nur ſelten der Fall; das beſte Gehör ſichert nicht immer deutliches Verſtehen, keineswegs weil zu wenig, ſondern weil zu viel geſprochen wird, und das, fürchte ich, gilt auch von Maſter Clarke. Die Sprache iſt meiſt rein und kräftig und ſtets dem Gegenſtande angemeſſen; die ſie aber reden, vergeſſen darüber das Handeln.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 40.

Sonnabend, 21. November 1840.

[577] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio secunda.

Fünfte und ſechste Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore E. Steudel, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Fünfte und ſechste Lieferung: Diosma — Hippion. Subſcriptionspreis für die Lieferung 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erſcheinen und zum Subſcriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben ſeyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten iſt, mehr als 12 Lieferungen umfaſſen, ſo wird der Preis dadurch für die Subſcribenten nicht erhöht, ſondern die nachfolgenden Bogen denſelben gratis nachgeliefert.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie **Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39** und **Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839**) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf,

während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt wird.

Der Druck dieſes Werkes wird möglichſt beſchleunigt, ſo daß jeden Monat eine Lieferung die Preſſe verlaſſen und das vollſtändige Werk innerhalb Jahresfriſt fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[437] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist so eben erschienen:

Dr. J. H. Klenke,

Entwurf eines neuen genetischen Systems der

HISTOLOGIE.

Zugleich als **Grundriss** einer philosophischen Anatomie.

Versuch einer Lehre von der Qualität des menschlichen Organismus im Sinne einer neuen Physiologie.

Preis 1 Rthlr. 8 gGr.

---

[555] **Friedrich Wilhelm III.**

Ein Denkmal dankbaren Erinnerns an ſeine ſegensreiche Regierung.

Berlin, F. Rubach. Preis 6 Gr.

Eine kurze aber gut geſchriebene Biographie des verewigten Monarchen, nebſt Charakterzügen aus ſeinem Leben!

---

[562] Durch alle Buchhandlungen iſt von mir zu beziehen:

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwediſchen.

8. Geh.

I. **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.
II. III. **Die Nachbarn.** Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.
IV. V. **Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden.** Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

Der allgemeine Beifall, den die erſten Bändchen dieſer anziehenden Erzählungen erhielten, dürfte in noch höherm Grade der neueſten Gabe der Verfaſſerin zu Theil werden.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[558] Bei **Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin** ſind folgende neue Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bonnell, E., (Direktor des Friedr.-Werderschen Gymnasiums in Berlin), Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche für die ersten Anfänger, zum allmähligen Fortschreiten nach den lateinischen Declin. und Conj. geordnet, mit Rücksicht auf den Auszug aus Zumpt's latein. Grammatik, nebst einer Anzahl leichter Fabeln, Erzählungen und Gespräche (und einem Wörterbuch) Dritte verm. u. verb. Auflage. 8. 9 Gr.

Dieſterweg, F. A. W., (Seminar-Director in Berlin), Lehrbuch der mathematiſchen Geographie und populären Himmelskunde, zum Schulgebrauch und Selbſtunterricht; mit 41 lithogr. Figuren auf 5 Folio-Tafeln. gr. 8. 21 Gr.

Küſter, S. C. G., (weil Superint. in Berlin und Dr. Theol.), 2 Mal 52 auserleſene bibliſche Hiſtorien aus dem A. u. N. Teſtament, nach Joh. Hübner; mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottſeligen Gedanken und Bibelſprüchen. 3te Aufl. 8. 9 Gr.

Ohm, Mart., (Prof. an der Univerſität zu Berlin), kurzes Elementar-Lehrbuch der geſammten mechaniſchen Wiſſenſchaften, für höhere Bürger-, techniſche Gewerbe- und Militair-Schulen. Mit vielen Uebungsbeiſpielen und 2 lithographirten Figurentafeln. gr. 8. 1 Rthlr.

Weiſe, J. A. C., (Gymnaſial-Lehrer in Berlin), praktiſches Rechenbuch für die unteren Klaſſen der Gymnaſien und der höhern Bürgerſchulen, mit beſonderer Rückſicht auf die Regeln und Gründe zu den Rechnungen für das gemeine Leben. 8. 6 Gr. Dazu gehört:

— (3300) arithmetiſche Aufgaben zur Uebung im praktiſchen Rechnen. 8. 12 Gr.

— Auflöſungen der Aufgaben. 8. 15 Gr.

---

[549] **Oberrheiniſche Sagen und Volkslieder**

geſammelt und herausgegeben

von

Auguſt Stöber.

Mit 12 Stahlumriſſen. Royal-Octav, Velin-Papier.

Deutſcher Sang aus dem Elſaß iſt uns Deutſchen willkommen; doppelt willkommen aber, wenn er uns einführt in die lieblichen Sagen, welche noch im deutſchen Stamm des jenſeitigen Oberrheins leben, wenn uns die anmuthigen und heimiſchen Klänge deutſcher Volkslieder in das friſche, naive und phantaſievolle Volksleben des Elſaßes verſetzen. Schmerz und Freude müſſen ſich in deutſchen Herzen miſchen, wenn zwiſchen Waffengeräuſch und Kriegsdrohung der deutſche Gruß vom andern Ufer herüberſchallt.

Wir erhalten hier die ſchönſten Sagen des Elſaßes theils in den poetiſchen Bearbeitungen unſerer anerkannteſten Dichter Goethe, Schiller, Arnim, Rückert, Chamiſſo u. ſ. w. theils in neuen Bearbeitungen meiſt elſaßiſcher Dichter, welche ſich dieſen würdig anſchließen; dazwiſchen Volkslieder, Kinder- und Hausliedchen aus dem Munde des Volks niedergeſchrieben, friſch und hell in die Töne der neueren Dichter einſtimmend, und ſo das ſchöne Bild vollendend. Der Druck des Werks iſt prachtvoll, und die beigegebenen

Stahlſtiche bilden ein Album, an welchem ſich jeder Kunſtliebende erfreuen wird. Somit halten wir das Buch der Gunſt Deutſchlands empfohlen.

Dieß Sagenbuch erſcheint in zwölf Lieferungen in groß Octav, und wird 600 Seiten faſſen. — Jede Lieferung enthält einen Stahlumriß in 4., und koſtet im Subſcriptionspreiſe 36 Kreuzer oder 8 Ggr. (10 Sgr.) — Auf zehn Exemplare wird eines gratis gegeben. — Text und Bilder erſcheinen ſeparat; zu den letztern, als eigenes Album, wird ein Titel und Umſchlag beigegeben. — Ein Probe-Abdruck der Stahlumriſſe kann in jeder Buchhandlung eingeſehen werden. — Nach Vollendung des Werkes tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

4 Lieferungen ſind bereits fertig und an alle Buchhandlungen verſandt.

Akadem. Verlagshandlung von C. F. Winter in Heidelberg.

---

[559] Durch alle Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslandes iſt zu haben:

Der Arzt als Hausfreund.

Ein treuer und zuverläſſiger Rathgeber für Familienväter und Mütter bei den Krankheiten eines jeden Alters und Geſchlechts.

Bearbeitet von **Dr. S. Ruppricht,**

Kaiſerl. Ruſſiſch. Hofrath, Ritter des St. Wladimir-Ordens, praktiſchem Arzt zu Breslau.

6 Hefte, à Heft 6 Gr. (iſt bereits vollſtändig erſchienen).

Der Verfaſſer, bereits 30 Jahre praktiſcher Arzt, hat durch ſeine Schriften, und beſonders durch ſeine öffentlichen Urtheile über die Gräfenberger Waſſerheilanſtalt bewieſen, daß er zu den aufgeklarten und nicht am alten Schlendrian hängenden Männern gehört. Jede Buchhandlung iſt im Stande, es „zur Anſicht" zu liefern, ehe man es kauft.

---

[560] Durch alle Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Neueſtes, ganz vollſtändiges

Fremdwörterbuch

zur Erklärung der in der heutigen Schrift- und Umgangsſprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten, Vornamen und Abkürzungen, mit genauer Angabe ihres Urſprungs, ihrer Rechtſchreibung, Betonung und Ausſprache.

Von **Dr. L. Kieſewetter.**

1ſtes bis 7tes Heft. Das Heft zu 6 Gr.

Das ganze Werk wird 65 bis 70 Bogen (alſo 13 bis 14 Hefte) groß Octav-Format, und bis Januar 1841 ganz vollendet. — Diejenigen, welche vor Ende d. J. Beſtellung darauf machen, erhalten als Prämie ein Kunſtblatt im Werthe von 2 Thalern, wie auf dem Umſchlage des 1ſten Heftes näher angegeben iſt.

---

[557] Mannheim bei Heinrich Hoff:

Franzöſiſche Luſtſchlöſſer

von Heinrich Laube.

3 Theile. 8. broch. mit 3 Anſichten und 2 Karten.

Preis 6 Thlr. oder 10 fl. 30 kr.

Dieſes höchſt intereſſante und dabei ſehr lehrreiche Werk erregt die allgemeinſte Aufmerkſamkeit und wird dem beliebten Verfaſſer, deſſen frühere Schriften ſchon ſolchen Beifall fanden, einen noch weit größern Leſerkreis zuführen. Es iſt in der That das Beſte, was Heinrich Laube bis jetzt geſchrieben hat.

Frankreichs Geſchichte entwickelt ſich vor unſern Augen; wir ſehen ſeine Sitten entſtehen und ſich bilden, wir lernen ſeine Provinzen kennen; wir bekommen ein vollſtändiges, hiſtoriſches, ſociales und landſchaftliches Bild des alten, wie des modernſten Frankreichs. Die Form iſt originell und neu; alle Schilderungen ſind ſpannend und intereſſant; kurz, das ganze Buch iſt aufs Wärmſte zu empfehlen!

---

[550] In der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung in Baſel ſind nachſtehende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gelzer, Dr. Heinrich, Die zwei erſten Jahrhunderte der Schweizergeſchichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Vorleſungen gehalten zu Baſel. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieſe Vorleſungen ſchließen ſich nach Tendenz und Behandlungsart an das frühere Werk des Herrn Verfaſſers über die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeſchichte; beide bilden nun zuſammen ein Ganzes: die Geſchichte des eidgenöſſiſchen Bundes von ſeinem Entſtehen bis zu ſeiner Auflöſung am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Engelhardt, Chr. Mor. (Mitgl. d. Geſellſchaft d. naturg. Muſeums zu Straßburg u. m. a. g. Geſellſchaften), Naturſchilderungen, Sittenzüge und wiſſenſchaftliche Bemerkungen aus den höchſten Schweizeralpen, beſonders in Südwallis und Graubünden. Mit 5 Anſichten (vom Eringerthal, Monte-Roſa, Matterhorn, Theodulpaß, Hinter-Rheinurſprung) und einer Panoramakarte der Visp-Thäler in Folio und mehreren kleineren Abbildungen. Preis 8 fl. 28 kr. Mit illuminirten Kupfern 14 fl.

Der Herr Verfaſſer hat ſich die Schilderung einiger der merkwürdigſten und am wenigſten beſuchten Alpengegenden, hauptſächlich der Wiege des Rheines und der Rhone, zur Aufgabe geſtellt und ſich beſtrebt, dieſe außerordentlichen Gebirge mit ihren ungeheuren Schneegipfeln und Gletſchern in ihrer ganzen Pracht und Schönheit mit einfachen Worten, wie ſie des Gegenſtandes allein würdig ſind, wahrhaft, ja topographiſch richtig, darzuſtellen. Außer der Beſchaffenheit und Entſtehung der Gebirge richtete er ſein Augenmerk auch auf die Bau- und Kunſtdenkmale der Vor- und Jetztwelt, die Geſchichte, die Sitten und Kultur des Landes. Die beigegebenen Abbildungen, an denen man die größte Treue erkennen wird, ſollen die bedeutendſten und ſeltſamſten Gebirgshöhen und Gegenden veranſchaulichen.

Stockmeyer, Im., und ***Balth. Reber,*** **Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. Zur Feier des Johannistages MDCCCXL herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Mit vielen Holzschnitten. gr. 4. 20 Bog. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 12 Gr.**

Dieses Werk hat den doppelten Zweck, einen Beitrag zur Litteraturgeschichte zu liefern und als Erinnerung an die Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu dienen. Die Herren Herausgeber sind im Stande gewesen, über die Glanzperioden der Basler Buchdruckerkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert die interessantesten Aufschlüsse zu geben. In der äussern Ausstattung ist das Mögliche geleistet

Google

worden, namentlich haben wir uns angelegen seyn lassen, die höchst originellen Wahrzeichen der ältern Buchdrucker getreu in Holz graviren zu lassen.

Spieß, Ad. (Lehrer in Burgdorf), Das Turnen in den Freiübungen für beide Geſchlechter geordnet. 11 Bogen. gr. 8. geh. Preis 1 fl. 21 kr. oder 20 Gr.

Der Herr Verfaſſer hat ſich längſt durch die außerordentlichen Reſultate ſeiner Methode den Ruf eines denkenden Turnlehrers erworben. In dieſer Schrift bemüht er ſich, die Zuſtände des Stehens, Gehens, Hüpfens, Springens, Laufens und Drehens zu verfolgen und zu erklären. Die dahin einſchlagenden Uebungen werden auf dem ebenen Boden ohne Maſchine vorgenommen und eignen ſich aus dieſem Grunde vorzüglich auch für das weibliche Geſchlecht. Es verdient dieſer Verſuch, das Turnen auf naturgemäße Grundſätze zurückzuführen, der Beachtung von Eltern und Lehrern in hohem Grade und wird ſie gewiß auch finden.

Ein Tag in Baſel, oder kurze Darſtellung der Stadt Baſel und ihrer nächſten Umgebungen. Für Fremde und Einheimiſche. Preis geb. 48 kr. oder 12 Gr.; mit illum. Grundriß der Stadt 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.; der Plan auf Tuch gezogen 1 fl. 30 kr.

Ein deutſcher Gelehrter, welcher ſich länger als Jahr und Tag in Baſel aufgehalten, hat ſich während dieſer Zeit vielfach mit der Betrachtung der hieſigen Kunſtdenkmäler ſo wie andrer Merkwürdigkeiten beſchäftigt und eine Beſchreibung davon in Form einer eintägigen Wanderung aufgeſetzt, der von kundiger Hand ein Ueberblick der wichtigſten Ereigniſſe der Geſchichte von Baſel beigegeben worden iſt. Der Grundriß der Stadt iſt mit Berückſichtigung der neueſten Veränderungen aufgenommen worden.

---

[472] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Joh. Aug. Friedr. Schmidt,

Diaconus zu Ilmenau und Adjunctus der Superintendentur und Schulaufſicht,

Handbuch der Bibliothekswiſſenſchaft, der Literatur- und Bücherkunde.

Eine gedrängte Ueberſicht der Handſchriftenkunde, der Geſchichte der Buchdruckerkunſt und des Buchhandels, der Bücherkenntniß (Bibliographie) im engern Sinne, der Bibliothekenkunde und Bibliothekonomie und der literärhiſtoriſchen und bibliographiſchen Schriften. Für Studirende und Freunde der Literatur überhaupt und für angehende Bibliothekare, Buchhändler, Antiquare und Buchdrucker insbeſondere. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Allen denen, welche ſich nicht blos als Buchdrucker ſondern als Bücherfreunde und Literaten im weitern Sinne des Worts ein nützliches Andenken an die vierte Säkularfeier der Buchdruckerkunſt ſtiften wollen, kann dieſes gründlich gelehrte und mit erſtaunenswerthem Fleiße ausgearbeitete Handbuch mit Ueberzeugung empfohlen werden, und willkommen muß allen auf dem Titel genannten Perſonen eine Schrift ſeyn, welche in gedrängter Kürze eine Ueberſicht des ganzen Bücherweſens gewährt, ſie über ein bloßes mechaniſches Verfahren in dem Büchergeſchäfte zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung erhebt und zugleich heilſame Winke zur beſſern Betreibung der Geſchäfte ſelbſt ertheilt. In ihr wird Jeder ein reichhaltiges Repertorium finden, wie wir es in dieſem Umfange noch nicht beſaßen, aus welchem er entweder ihm nothwendige Kenntniſſe ſelbſt ſchöpfen kann, oder doch wenigſtens auf die Schriften hingewieſen wird, in denen er für ſein Studium oder Geſchäft weitere Auskunft zu gewinnen vermag.

---

[572] In allen guten Buchhandlungen iſt zu haben:

Weltgeſchichte

von

Straß und Havemann.

Vierter Band.

Neuere Geſchichte. 1r Band von Dr. **W. Havemann**. 33½ Bogen. Ladenpreis 1½ Rthlr.

Die erſten 3 Bände koſten im Ladenpreis 6 Rthlr. Die letzten 2 Bände werden raſch folgen.

Jena, im Okt. 1840.

Fr. Frommann.

---

[500] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf

einer

Liturgie

für die

evangeliſche Kirche

im

Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf, ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind außer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. November 1840.

Wie in der äußern Erſcheinung die Leute ſich minder unterſcheiden als vordem, ſo iſt es auch der Fall mit ihrem Geräthe. So geht Paris einer Art architektoniſcher Gleichheit und zugleich einer höchſt proſaiſchen Gleichförmigkeit entgegen.

Kölle.
Paris i. J. 1836.

Pariſer Spaziergänge.

3. Die Boulevards.

(Zweiter Brief. ſ. Nr. 272.)

Meinem Verſprechen gemäß ſetze ich die Wanderung über die Pariſer Boulevards fort, welche ich bei der Straße Poiſſonnière abgebrochen.

Der folgende Boulevard Bonne Nouvelle hat zum Theil noch einen glanzvollen, vornehmen Anſtrich, indeß im Ganzen ſchon mehr einen bürgerlich ſoliden und gewerbſamen Charakter. Ganz zu Anfang rechts ſteht der Bazar de l'Industrie française, eine von oben beleuchtete Rotunde von mäßigem Umfang, mit allerlei Holz-, Eiſen- und Blechwaaren; auf derſelben Seite und in den angrenzenden Straßen ſind die großen Waarenlager, wo Straßburg und Mühlhauſen ihren Kattun und ihre Wollenzeuge aufſpeichern. Die hohe Häuſerreihe linker Hand verſteckt uns die Paläſte der reichen Finanzmänner, welche die Rue und Cité Bergère bewohnen. Jener ſchöne Park, der wie ein erquickendes Eiland aus dieſem Häuſermeer auftaucht, gehört dem Bankier Rougemont de Löwenberg. In regelmäßige Felder getheilt und auch ſo bepflanzt, macht dieſer Garten mit ſeinen friſchen Raſenflächen und ſchattigen Alleen, mit ſeinen Springbrunnen und den zahlreichen Marmorvaſen, theils antiken Originalen, theils nach berühmten antiken Vaſen copirt, jenen wohlthuenden Eindruck, der immer hervorgebracht wird, wenn Natur und Geſchmacksbildung, glücklich ſich durchdringend, zuſammenwirken. Es iſt der einzige, welcher von den vielen Gärten, die früher die Linie des Boulevards ſchmückten, übrig geblieben, und wäre unſtreitig ebenfalls ſchon als Bauplatz abgetreten worden, wenn ſein Beſitzer ausſchließlich pekuniären Intereſſen huldigte; denn für das Terrain allein, von etwa zwei Morgen Umfang, haben Bauſpekulanten drei Millionen geboten. Ein anſtoßender Garten iſt bereits zu dieſem Zwecke benuzt worden, und an ſeiner Stelle erhebt ſich ein koloſſales, in Form eines Quadrats zuſammengeſtelltes Gebäude, welches in der Entfernung durch die Geſammtmaſſe die Wirkung eines einzigen Ganzen thut, in der Nähe betrachtet aber aus mehreren einzelnen Häuſern beſteht, die nur architektoniſch zu einer Maſſe vereinigt ſind. Dieſer Bau iſt von Einem Unternehmer ausgeführt und vermiethet, und hat alſo in jeder Beziehung mit den Gebäuden im alten Rom Aehnlichkeit, welche Inſeln genannt wurden. Obſchon man durch dieſes, für unſere Tage ſehr charakteriſtiſche Mittel der architektoniſchen Aſſoziation zu imponirenden architektoniſchen Maſſen gelangt, wie ſie einer großen Stadt würdig ſind, ſo haben doch Gebäude dieſer Art immer den Uebelſtand,

Digitized by Google

daß die einzelnen Eintheilungen, die Stockwerke, die Fenſter, die Thüren, nicht im Verhältniß zur Maſſe des Ganzen, ſondern zu der der einzelnen Wohnungen genommen werden müſſen, wodurch ſie kleinlich werden und das Ganze leicht ein kaſernenartiges Anſehen erhält. Jenes Haus hat ſechs Stockwerke, Erd- und Zwiſchengeſchoß nicht mit eingerechnet. Da der Garten, worauf es gebaut iſt, ein gutes Stockwerk tiefer lag, als der Boulevard, ſo ſind Rez-de-Chauſſée und Entreſol nicht ſichtbar, und man tritt vom Boulevard aus unmittelbar in den erſten Stock, von wo aus eine Hängebrücke zu den übrigen Gebäuden führt, welche den innern Hofraum von vier Seiten umſchließen. In der Rue du Faubourg Poiſſonnière iſt der Eingang zum Rez-de-Chauſſee, von wo aus eine im Hof umlaufende, bedeckte Galerie mit allen vier Flügeln communizirt. In der Mitte des Hofes iſt ein kleines Gärtchen und rund umher im Kellergeſchoſſe ſind Werkſtätten für Tiſchler, Klempner ꝛc. angebracht. Die Leute, welche den Tag über in dieſen Räumen zubringen, haben ihre Schlafzimmer im ſechsten Stock unter dem Dache, ſo daß ſie, gleich den Dioskuren zwiſchen Unter- und Oberwelt getheilt ſind.

Durch die neuen Bauten hat zwar der Boulevard Bonne Nouvelle an Eleganz und Regelmäßigkeit gewonnen, dafür aber an maleriſcher Schönheit und Mannigfaltigkeit verloren; denn die einförmigen Façaden der neuen Häuſer mit ihrem hellen Anſtrich gewähren in künſtleriſcher Hinſicht einen kärglichen Erſatz für die baufälligen Baracken und die prächtig hohen Bäume, welche dieſem Boulevard ein ſo ungemein pittoreskes Anſehen gaben. Die ſonſt unterhalb des Boulevards hinlaufende kothige und halsbrechende Straße Rue baſſe du Rempart iſt geebnet worden und die Rue Hauteville, ehemals durch ein Stück von der alten Feſtungsmauer verſperrt, mündet jezt auf den Boulevard und öffnet eine ſchöne Perſpektive nach der neuen Kirche Saint-Vincent-de-Paul, welche die Stadt Paris nach dem Plane des Architekten Hittorf erbauen läßt. Das naheliegende Theater des Gymnaſe bildet gleichſam den Grenzſtein des Geld- und Finanzviertels, deſſen Lieblingstheater es iſt oder vielmehr war; denn ſeitdem das Gymnaſe das leichtere Luſtſpiel und ſentimentale Vaudeville, worin Scribe ſo viel gute Laune und Grazie entwickelte, mit dem ernſteren Schauſpiel und zügelloſen Drama vertauſcht, iſt ihm ſein ehemaliges Publikum vielfach untreu geworden und werden bei weitem nicht mehr ſo gute Geſchäfte gemacht.

Gegen das obere Ende des Boulevards Bonne Nouvelle miſcht ſich unter die elegante Welt mit einem Mal eine ganz fremdartige; man merkt die Nähe der Quartiere der Halle, und ſo geht es wachſend fort bis zu den Ausgängen der langen Straßen Saint-Denis und Saint-Martin, der zwei Hauptpulsadern des gewerbtreibenden Paris, wo ohne Unterlaß der Lärm und das Gewirre der emſigſten Krämerthätigkeit herrſcht. Nirgends in der ganzen Ausdehnung der Boulevards iſt es vielleicht für einen Fremden unterhaltender, ſtill zu ſtehen und um ſich zu ſchauen, namentlich an einem ſchönen Sonntag Nachmittag, wo hier Hunderttauſende luſtwandeln. Da man hier höher ſteht als an andern Stellen des Boulevards, wo das Terrain minder bewegt iſt, ſo überſieht man von dieſem Standpunkte auf weite Strecken die einherfluthende Menge und erhält das anſchaulichſte Bild von einem eigentlichen unabſehbaren Menſchenſtrom. Indeß auch an gewöhnlichen Tagen in der Woche bietet dieſer Standpunkt das mannigfachſte Intereſſe. Durch die beiden ſtattlichen Thore Saint-Denis und Saint-Martin, welche, jezt einzeln daſtehend, das Anſehen von Triumphbogen haben, geht der Weg in die nördlichen Departements von Frankreich, nach den Niederlanden, Holland, Belgien, Nord- und Süddeutſchland. Diligencen, Extrapoſten, Omnibus, Frachtwagen, Bauernwagen kommen hier hinter und gegen einander und ſperren oft den Stutzern und Stutzerinnen in Kaleſchen den Weg und klemmen ſie in erſchrecklichen Staub und Lärm ein. Es iſt ein Treiben, Lauſen, Schreien, Stoßen und Fluchen, ein Zupſen, Verſtahnen und Rufen, daß man kaum ſeines Bleibens weiß. Der Boulevard Saint-Denis hat ſich in den lezten Jahren anſehnlich verbeſſert: neue, größere Gebäude ſind binnen kurzer Zeit wie aus der Erde hervorgewachſen, und linker Hand hat man einen garſtigen Häuſerklumpen durchgebrochen und unter dem Namen Cité d'Orleans eine neue Straße angelegt, welche Abends mit Thoren verſchloſſen wird und an jedem Ausgange einen Portier hat, wie die Cité Bergère. Eine Merkwürdigkeit dieſes Boulevards iſt die franzöſiſche Kirche des Abbé Chatel, welche ſich ominöſer Weiſe in einem Lokale befindet, wo ſonſt gewöhnlich Beſitzer von Menagerien und Marktcharlatans ihre Beſtien und Künſte ſehen ließen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Opiumeſſer.

(Fortſetzung.)

Der junge Student war kaum auf ſeiner Stube wieder angelangt, als ſich ihm die myſteriöſen Andeutungen in dem inhaltreichen Geſpräche mit dem Gelehrten von Neuem aufdrängten. Ein reines Gemüth, wie das ſeinige, empfand einen Schauder, wenn er an die düſtern Geheimniſſe dachte, die in jenen nur leiſe hingeworfenen

Winken liegen konnten. „Wer war dieſe ſchöne junge Frau, deren Anblick ſolches Entſetzen hervorrief? Welche Schuld mußte der Unglückliche büßen? Welche geheimnißvolle Macht war ihm unter dem Bilde des Genius nahe getreten? All dies, waren es nur Träume, oder war der einſame, harmloſe Gelehrte ein Verbrecher, der gezwungen war, ſich in Nacht und Dunkel zurückzuziehen? und hatte er wirklich Umgang mit übernatürlichen Weſen?“

Wilhelm brachte die Nacht faſt ſchlaflos zu, und den andern Morgen hatte er nicht den Muth, ſeinen Beſuch bei dem Gelehrten zu erneuern. Eine Woche verging, ohne daß er ſich vor dem einſamen Hauſe blicken ließ, ſo ſehr war es für ihn von unheimlichen Schrecken umlagert. Er nahm, um ſeine Gedanken davon abzubringen, ſeine Studien zur Hand, aber ſie wollten ihm diesmal nicht gelingen. Immer wieder traten ihm jene Scenen und Bilder vor Augen, und er wünſchte nichts ſehnlicher, als die trockene, ſchwierige Forſchung auch ſo mit glühendem, wunderbarem Leben gepaart zu ſehen. Er konnte dieſe Unruhe zulezt nicht mehr ertragen, und eines Abends machte er ſich auf, um das einſame Haus aufzuſuchen. Dieſe Stunde gehörte nicht zu den erlaubten, und er mußte fürchten, den Gelehrten nicht zu finden, oder, wenn er ihn vor ſich ließ, Vorwürfe von ihm zu erhalten. Schon hatte er die lezten Häuſer der Stadt hinter ſich, als die Scheibe des Vollmonds am Horizonte aufzuſteigen begann. Die röthlichen Streiflichter, die über die Dunkelheit der Gebüſche und den finſtern, ſchweigenden See dahinglitten, gaben der Gegend einen eigenthümlichen, wunderbaren Charakter. Der Himmel war mit ſchweren Wolken bedeckt und eine Schwüle, wie ſie um dieſe Jahreszeit etwas Ungewöhnliches iſt, lagerte ſich auf die bange Erde. Es war eine von den Nächten, welche die Volksſage mit Geſpenſtern bevölkert, und das Städtchen zählte keine Freigeiſter, die dieſen Einflüſſen einer geheimnißvollen Welt ſich ungläubig entzogen hätten. Die Wege in's Feld ſo wie die Landſtraßen waren daher völlig verödet.

Wilhelm nahm ſeinen Weg dem Häuschen des Gelehrten zu, wozu ein bleicher Lichtſchein aus einem der Fenſter ihm zum Wegweiſer diente; er näherte ſich vorſichtig, und da er nicht den Muth hatte, die Klingel der Hausthüre zu ziehen, überſtieg er die leichte Hecke des Gartens und verſuchte in das erleuchtete Fenſter zu blicken. Er fand die Stube leer, und erſt nach langem Hineinſchauen, als die Blendung der vor dem Fenſter aufgeſtellten Studierlampe ihm nicht mehr hinderlich war, erkannte er in einer dunkeln Ecke die Geſtalt ſeines Freundes, aufrecht ſitzend und mit ſtieren Augen vor ſich hinſehend. Es lag in dieſer Erſcheinung etwas ſo Geſpenſtiſches, daß Wilhelm unwillkührlich zurückbebte und nach einer Weile erſt wieder hinzuſehen vermochte. Der Gelehrte hatte noch immer nicht ſeinen Platz verlaſſen, aber ſein Haupt war nach oben gerichtet, wie in Begeiſterung, und ſeine Arme, dieſer Richtung folgend, beſchrieben ſeltſame Zeichen in der Luft. Plötzlich erhob er ſich und verließ das Zimmer. Wohin eilte er? Der junge Student war zu neugierig, als daß er dem ſtillen Wanderer durch die Nacht nicht hätte folgen ſollen. Der Weg führte an das Geſtade des dunkeln Sees. Der Mond war jezt höher geſtiegen und die ſchwarze Fläche des Sees glänzte in einzelnen darüber hingeſtreuten Funken matten Goldes. Der Doktor in ſeinem feuerfarbenen Schlafrock flog über die dunkle Heidefläche wie ein in den Finſterniſſen des Orkus geſcheuchter Schatten. Seine bleichen Haare flatterten im Nachtwinde, und ſein Antliz war verzerrt über die Schulter gewendet, als verfolge ihn Jemand von der Seite des Sees her. Wilhelm vernahm ſeine Stimme, die durch die Stille der Nacht vernehmlich tönte: „Wohin, wohin, ſchrecklicher Schatten meiner einſt ſo geliebten Selma! wohin treibſt du mich? Wohin ſoll ich fliehen vor deiner drohenden Verfolgung? Hab' ich nicht ſchon genug gelitten? Iſt ſelbſt das Gift, das ich meinen Adern täglich einflöße, nicht mehr ſtark genug, um mich vor dir zu retten? Ha! wie dein bleiches Antliz durch die Nebel der Nacht ſchimmert! Du winkſt mir zu! Was iſt dein Wille, grauſames, unerbittliches Weib? Soll ich mich zu dir in die Tiefe jenes Sees betten? Nein, nein! ich will noch leben! Verbrechen, die die Menſchen nicht richten, ſoll ich an mir ſelbſt richten? Hinab, hinab, verzweifelnder Schatten! ich will leben, ich will meine Geheimniſſe, die ſauer erworbenen Schätze des Wiſſens auf die Nachwelt vererben. Laß mich ſo lange noch meine Tage friſten, bis ich dem Jüngling, den ich würdig gefunden, mein Erbtheil übermacht habe. Laß mich — o laß mich!“

(Schluß folgt.)

Lied.

Wer klagt, auf ewig ſey verſchwunden
Die Poeſie vom Erdenrund?
O wird auf ewig nicht gefunden
Die Perle tief im Meeresgrund?

So lang noch Silberſtröme brauſen,
So lang noch Wetterwolken glühn,
So lang noch Stürme mächtig ſauſen,
So lang noch duft'ge Roſen blühn —

Digitized by Google

So lang es Herzen gibt hienieden
Zu leiden kühn, zu lieben treu,
So lang erwacht in Kampf und Frieden
Die hohe Kunſt der Lieder neu.

Frei heben wir auch das Gefieder,
Uns gönnen edle Geiſter Raum,
Denn andre Tage ſteigen nieder
Die Welt erwacht aus langem Traum.

Sie glaubt an uns, ſie hat begriffen
Daß uns ein gleicher Gott beſeelt,
Und daß den Aether kann durchſchiffen
Wem es an Kraft und Muth nicht fehlt.

Adelheid von Stolterfoth.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

(Schluß.)

Große Ueberſchwemmung.

Aus all den ober- und unterhalb Lyon weithin überſchwemmten Gegenden können nicht wie ſonſt Nahrungsmittel kommen. Hätte auch das wilde Waſſer nicht das Meiſte weggeſchwemmt oder zerſtört, ſo könnte es doch nicht zugeführt werden, weder auf der Saône, noch auf der Rhone, noch auf den überall abgebrochenen und zerrütteten Landwegen und Straßen. Von dem, was in Lyon ſelbſt vor der Ueberſchwemmung vorräthig war, hat die Fluth viel zerſtört oder weggeführt. Wenn aber auch Genügendes vorhanden wäre, ſo könnte man doch nicht dazu kommen, denn die meiſten Einwohner in den niedern Stadttheilen ſind durch die Fluth in ihre Häuſer eingeſchloſſen. Viele ſind glücklicherweiſe mit Kindern und einigen Habſeligkeiten aus den Häuſern in das hochgelegene Freie geflüchtet, wo ſie aber wegen des in Strömen Tag und Nacht fallenden Regens nicht verweilen konnten, ſich vielmehr in die benachbarten Dörfer auf dem Plateau flüchten mußten. Am 5ten war die Noth am größten, denn da ſtanden alle Straßen und Pläze der untern Stadt vier bis fünf Fuß hoch unter Waſſer; es ging auch über die Brücken weg; von den meiſten ragten nur die Geländer noch etwas aus dem Waſſer, zur Andeutung, daß darunter eine Brücke ſey. Von den großen Brücken verloren nur die von Serins, Seguin und der Mulatière ihre Fahrſtraßen, ſo daß bloß die Pfeiler ſtehen blieben; wenn aber der höchſte Waſſerſtand noch einige Tage gedauert hätte, ſo wären wohl alle Brücken auf dieſe Weiſe abgetragen worden, denn der Andrang gegen ſie war nicht nur durch die Waſſerwogen furchtbar, ſondern auch durch die Maſſe von Balken, eingeriſſenem Fachwerk, Brettern, Dachwerk, Hausgeräth, todtem Vieh u. ſ. w., das ſich da anſtaute. In einer halben Stunde, wo der Regen aufgehört hatte, lief ich ſchnell auf den mir nahen Thurm des Obſervatoriums von Fourvières. Zwar war ich auf einen furchtbaren Anblick gefaßt, aber die Wirklichkeit übertraf bei weitem meine Vorſtellung. Das ganze Land von Norden, Oſten und Süden glich einem weiten, ſturmbewegten See, aus dem nur hie und da Inſeln hervorragten. Von dem herrlichen Grün, das ſonſt dieſen Anblick ſo friſch und anmuthig macht, war nichts mehr zu ſehen, und zu meinen Füßen ragten in der Stadt nur die großen Häuſermaſſen aus der trüben Fluth. Ludwigs XIV. Reiterſtatue auf dem weiten Bellecourplaz ſtand wie ein Triton mitten im Waſſer und ſchien ihm kommandiren zu wollen, es kehrte ſich aber nicht an ſein quos ego — Von Zeit zu Zeit erhob ſich in den Brotteaux, der Guillotière oder in der Vorſtadt Vaiſe eine dicke Staubwolke über dem Waſſer. Es war eines der einſtürzenden Häuſer, deren im Ganzen ein paar hundert ſo verſunken ſind. Furchtbar waren beſonders die dunkeln, ſtern- und lichtloſen Nächte, durch deren ſchwarze Leichendecke nur manchmal ein ſcheuer Mondſtrahl brach. Von Straßenbeleuchtung war nicht mehr die Rede, denn das Waſſer hatte die Röhren der Gasconduktoren zerſtört, und an die ſchnelle Einrichtung einer andern Beleuchtung war in dieſen ſchrecklichen Tagen nicht zu denken. Wo an der innern Sicherung des Kays gegen Umwühlung durch die Fluth mit Faſchinen gearbeitet wurde, brannten in der dicken Regenluft Fackeln, verlöſchten aber oft. In das majeſtätiſche Brauſen der zwei zu Einem Meer gewordenen Ströme miſchte ſich der tauſendfache Klage- und Hülferuf von allen Seiten, und zu Zeiten die Glocken der Kirchen, wo Verzweifelnde auf den Knien lagen, beſonders Mütter, die ihre Kinder vermißten. Auf einmal flammte es auf, und mitten aus den tobenden Wogen ſchlug eine mächtige Lohe, ein ſonderbares, faſt ironiſches Spiel des Zufalls. Das Waſſer war in eine Fabrik gedrungen, wo eine Menge ungelöſchter Kalk in Fäſſern lag. In einem Augenblick ſtand das Unterhaus in Flammen; oben wohnten mehrere Familien, die ſich nicht herausretten konnten, weil zehn Fuß hohes Waſſer um das Haus tobte. In der Todesangſt kletterten ſie einen faſt ſenkrechten Felſen hinauf, an den das Haus gelehnt war, und entkamen glücklich; bald hernach ſank das brennende Haus in die Fluth und ſein oberer Theil blieb noch eine zeitlang in Flammen, bis er an der nächſten Brücke ganz zerſchellte und verſank. In den halbeingeſtürzten und verlaſſenen Häuſern kroch Diebsgeſindel herum, raubend und plündernd, was die Armen in der Angſt augenblicklicher Flucht nicht hatten mitnehmen können. Der günſtige Erfolg lockte immer mehr ſolcher Waſſerratten herbei, ſie bildeten ſich zu ganzen Banden, und erſt ſpäter fiel es den Behörden ein, ihnen das abſcheuliche Handwerk zu legen, wobei es einmal zu einem förmlichen Kampf kam, bei dem die königlichen Kanoniere faſt unterlegen wären. So wurden auch arme Flüchtlinge außer der Stadt geplündert, weil an keine Sicherheit und Polizei mehr zu denken war. — Es iſt entſezlich zu ſagen, aber es iſt wahr, daß von den ortskundigen Munizipalbehörden der durch dies Waſſerunglück entſtandene Schaden zu vierzig Millionen Franken angeſchlagen worden iſt. Wie ſoll ſich die Stadt von dieſem furchtbaren Schlag erholen, nachdem ſie durch zwei Inſurrektionen, ihre Folgen, und zulezt durch die Vernichtung des Handels mit Nordamerika in ihrem Wohlſtand und in ihrer Fabrikthätigkeit ſchon ſo heruntergekommen iſt, daß von den ehemaligen vierzigtauſend Seidewebſtühlen kurz vor der Ueberſchwemmung nur noch dreitauſend in Thätigkeit waren! „Es geht ein düſtrer Geiſt durch unſer Haus.“

Beilagen: Literaturblatt Nr. 118 und Proſpectus der „Geſchichte Napoleons.“ Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 24. November 1840.

— A sickness took him,
That makes him gasp, and catch the air, and whisper
The secrets of his overcharged soul.

Shakespeare.

Der Opiumeſſer.

(Schluß.)

Dies waren die in langen Pauſen und mit fiebernder Lebendigkeit ausgeſprochenen Worte, die Wilhelm vernahm; dann ging die Stimme des Sprechenden in ein Stöhnen über, das ſchauerlich um die Ufer des dunkeln Sees ſchallte. Der Doktor ſtand jezt ſtill und murmelte geheimnißvolle Worte. Der Mond zeichnete den Schatten des unglücklichen Wahnſinnigen rieſig groß auf die Ebene; jede ſeiner Bewegungen verrieth dieſer düſtere Begleiter. Auf einmal ſtürzte die Geſtalt und ihr Schatten mit einem kläglichen Seufzer zuſammen; Wilhelm eilte hinzu und fand den Elenden in einer tiefen Unmacht, aus der ihn kein Rütteln und Rufen erweckte. Der ſtarke Jüngling trug den abgemagerten Greis auf ſeinen Schultern in das Haus zurück; er erwachte in den Armen ſeines jungen Freundes, verfiel aber ſogleich in den tiefſten Schlaf, während Wilhelm ſorgenvoll an ſeinem Bette wachte. Erſt als die Morgenſonne wieder leuchtete, ſchlug der Unglückliche die Augen auf, ſo weit erholt, daß die Begebenheiten der Nacht dunkel in ſeinem Bewußtſeyn auftauchten.

„Biſt du um mich geweſen? und ſonſt Niemand?“ fragte Lavinius, und als Wilhelm bejahte, erwiderte er: „O hätteſt du mich hülflos gelaſſen! mein Leid wäre jezt vielleicht auf immer dahin!“ — „Beruhigt Euch, geehrter Herr!“ rief Wilhelm. „Denkt an Euer Wohl, und daß jede Aufregung Euch jezt Schaden bringen kann.“ — „Du nennſt mich nicht mehr deinen Freund!“ klagte der Gelehrte, indem er ſein kummervolles Auge auf den Jüngling richtete. „Ich habe deine Achtung, dein Vertrauen verloren. Du haſt mich in der unſeligen Stunde geſehen, wo ich, vom Opium berauſcht, meinem Dämon entfliehen wollte und doch nicht konnte. Wohlan, ſo ſollſt du denn auch Alles wiſſen. Mein Leben iſt mir zur Laſt. Geh hin und zeige mich dem Gerichte an!“ — „Ihr ſeyd krank,“ rief Wilhelm, „ſehr krank!“ — „Krank am wunden Bewußtſeyn!“ ſtöhnte Lavinius; „dieſe Krankheit heilt kein Heilmittel der Erde, und ſelbſt die Kräfte der Hölle habe ich vergeblich dagegen angerufen. — Einen Theil meines Geheimniſſes weißt du jezt,“ ſezte der Gelehrte erſchöpft hinzu, indem er auf eine am Boden liegende Phiole wies, in der noch ein Reſt dunkelrother Flüſſigkeit ſchimmerte. „Ich habe mich täglich im Opium berauſcht. Dieſes Gift, das die wunderbarſten Entzückungen unſerer Seele ſpendet, vernichtet zugleich die edelſten Kräfte unſerer Natur. Es zaubert uns in den Himmel, um uns dann deſto ſicherer in die Hölle zu

Digitized by Google

ſtürzen. Mit ſeiner Hülfe durchbrach ich die Schranken, die meine körperliche und geiſtige Zerrüttung meinem Forſchungstrieb entgegenſtellte. Es war der Genius, den ich anrief und deſſen todbringenden Becher ich jezt nach dreißig langen Jahren bis auf die Hefe geleert habe. Ich ſtehe am Ziele; ich ſuche den Tod und ich will ihn finden. Hüte dich vor den Lockungen dieſes verführeriſchen Zaubertranks! Aber nicht allein war er zur Förderung meiner Studien mir behülflich; er reichte mir auch ſeine Hand, um zu Zeiten einen Mord mich vergeſſen zu machen, einen Mord an einem geliebten Weibe, das ich einſt im Moment wilder Eiferſucht erſchlug. O, mein junger Freund! welche Qualen habe ich ertragen! ich wäre ihnen ohne den berauſchenden Trank ſchon längſt erlegen. Beklage mich, aber fluche mir nicht. Die Sünden, die Irrthümer meiner Jugend liegen jezt offen vor dir. Wehe mir! ich werde hinfort immer ſtärkere, immer verderblichere Züge aus dem fluchbringenden Becher der Vergeſſenheit thun müſſen!"

Bei dieſen Worten war der arme Wilhelm nicht fähig, die Miene freundlicher Theilnahme zu erkünſteln. Seine Seele ſchauderte vor den Schandthaten zurück, deren ſich derjenige anklagte, den er für den edelſten Bekenner der Wiſſenſchaft und Wahrheit gehalten. Der Doktor erkannte nicht ſo bald die Züge der Mißachtung im Antlitz ſeines jungen Freundes, als er ihm auch winkte, ihn zu verlaſſen. Wilhelm gehorchte, und zitternd verließ er das einſame Haus, das er ſeitdem nicht wieder ſah.

Einige Tage nach dieſem Vorfall war der Gelehrte aus der Gegend, die ihn ſo lange beherbergt, verſchwunden. Niemand wußte, wohin er ſich gewendet. Einige wollten behaupten, er habe ſich im See ertränkt, andere gaben an, er habe ſich ſelbſt beim Gerichte angeklagt und ſey verurtheilt worden; die Wahrheit kam nie an den Tag. Das Häuschen ſtand ſeitdem leer, kein neuer Bewohner fand ſich; denn ſo verſchwiegen auch der junge Student über die Abenteuer ſeines armen Freundes war, ſo verbreitete ſich doch bald das Gerücht, jener einſame, menſchenſcheue Mann habe über geheime Kräfte der Natur geboten und Geiſter gebannt. Wilhelm wurde in der Folge ein ausgezeichneter Gelehrter; aber das Bild, das er in ſeiner Jugend empfangen, hatte ſich ihm tief eingeprägt, und noch in ſeinem ſpäten Alter ſah er die Geſtalt jenes Unglücklichen, wie er um die Geſtade des nächtlichen See's irrte, belaſtet mit der Sünde und dem Irrthum, verfolgt von den gräßlichen Scheingebilden des Zaubertranks, der ihm zum Gifte geworden.

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Die beiden Thore Saint-Denis und Saint-Martin, gegenwärtig von hohen Häuſern umgeben, machen keinen imponirenden Eindruck mehr und hindern die Sicherheit und Schnelligkeit des gerade hier ſehr lebhaften Verkehrs. Beide Thore wurden zu Ehren Ludwigs XIV. und auf Koſten der Stadt Paris nach dem Plane des Architekten Blondel aufgeführt. Die Profile ſind derb und maſſig; in den zahlreichen Rundwerken, welche in ächt monumentaler Weiſe am Gebäude ſelbſt ausgehauen ſind und von den Brüdern Michel und François Anguier herrühren, fehlt es nicht an bizarren Geſchmackloſigkeiten, doch ſind ſie als architektoniſche Skulpturen ſehr ſorgfältig ausgeführt. Am Stirnfelde des Thors Saint-Denis iſt Ludwig XIV. mit der Allongeperrücke und in griechiſchem Koſtüme abgebildet; am Thore Saint-Martin ſieht man auf der Vorder- und Rückſeite Schlachtreliefs und allegoriſche Darſtellungen, wo Ludwig XIV. bald als Herkules mit perrückenartigem Kopfputz, bald als römiſcher Imperator zu Pferde oder auf einem Throne ſitzend erſcheint. Welch gräßliches Durcheinander! ein franzöſiſcher König, griechiſches Koſtüm, holländiſche Schlachten und lateiniſche Inſchriften!

Die Porte Saint-Martin iſt Morgens ein Sammelplatz für Ouvriers, am Mittag ein Rendezvous der Schornſteinfeger, und in den Abendſtunden, bei unruhiger Zeit, ein Herd der Emeutiers. Gleich zur Linken der Porte Saint-Martin erhebt ſich das darnach benannte Theater, noch unlängſt ſo lärmend und geräuſchvoll, ſo ruchlos und verbrecheriſch, gegenwärtig ſo einſam und verlaſſen, ſo unſchuldig und rein, die Wiege und das Grab des modernen franzöſiſchen Dramas; denn ſeit dem Verbot des erſten und lezten Balzac'ſchen Stücks iſt der Saal geſchloſſen. Seit dem Sturz des Theaters der Porte Saint-Martin florirt das Ambigu comique, welches wir auf dem nächſten Boulevard de Boudy antreffen. Es iſt ein gewöhnliches Boulevardtheater, welches außer fürchterlichen Melodramen, wobei oft Menſchen und Thiere in Maſſe um die Wette ſpielen, auch noch Rührſtücke gibt, mit Poſſen und Schwänken untermiſcht. Ich bin nie dageweſen, ohne mich zu langweilen; es wird hier meiſt nur Dummes und Ungeſalzenes aufgetiſcht. Den Umwohnern zu Gefallen führt man Stücke auf mit einer oratio pedestris und Sitten, die freilich Jedermann verſtändlich ſind, die aber auch weiter nichts Anziehendes haben, als dieſe Verſtändlichkeit. Die Dramen und Vaudevilles des Ambigu comique gefallen in der Regel durch das, wodurch ſie ſchlecht ſind: nämlich

Digitized by Google

durch die allzugroße Naturwahrheit und allzu hausbackene Moral, womit dieſe Stücke ausgeſpikt ſind, wenn ihnen keine Immoralität zum Grunde liegt. Wozu ſoll ich mir auf der Bühne noch einmal vorſpielen laſſen, was ich auf jeder Gaſſe ſehen kann? Aber die guten Hausväter und Familienmütter, welche dieſes Theater frequentiren, wollen immer feſten Grund und Boden und können das luſtige Spiel zwiſchen Himmel und Erde nicht lange ertragen, wo die Geſtalten ſelbſt nur ſcheinen und doch ſind. Die dramatiſchen Dichter, welche für das Ambigu comique arbeiten, exploitiren dieſe Stimmung ihres Publikums und fertigen ihre Stücke dutzendweiſe, wobei hie und da einmal eine effektvolle Fabrikwaare zum Vorſchein kommt. Es gibt hier Bühnendichtervereine, wie anderswo Strumpfwirkervereine, und dramatiſche Erzeugniſſe werden auf's Promteſte und um möglichſt billige Preiſe geliefert.

Gegen die Tempelſtraße hin erweitern ſich die Boulevards, ſowohl der Weg der Mitte als die Seitenpromenaden. Das Ende vom Boulevard de Bondy iſt wenigſtens um ein Drittel breiter als der Anfang. Hier haben ſich daher auch die kleinen Gewerbe und Spiele gelagert, die gern einen etwas geräumigen Platz haben; beſonders iſt hier neben den ſtehenden Buden und Wachsfigurenkabinetten der kleine Buch- und Bilderhandel wieder recht im Flor. Linker Hand erhebt ſich das ſogenannte Château d'eau, ein hübſcher Brunnen, deſſen ziemlich dicker Waſſerſtrahl kaskadenartig über drei Schaalen in ein weites ſteinernes Becken fällt, in welches acht an den Ecken liegende, bronzene Löwen Waſſer ſpeien. Unterhalb der Esplanade, worauf dieſer Springbrunnen befindlich, iſt das Diorama und dieſem gegenüber das Waurhall, welches zu mancherlei Zwecken, z. B. zu Wählerverſammlungen, beſonders aber zu Tanzbeluſtigungen dient.

So kommen wir an den Boulevard des Tempels, wo die Jahrmarktsfreude und der Jubel erſt gegen Abend anhebt, wenn die Theater ihre Kaſſen öffnen. Linker Hand, beinahe in einer Reihe, ſind folgende fünf Theater: die Funambules, die Acrobates, die Folies dramatiques, die Gaîté, der Cirque olympique, und durch dieſe geſchaffen, eine Menge Paſtetenbäcker, Limonadiers, Reſtaurans und Kaffeehäuſer. Die beiden zuerſt genannten Theater ſind in unſern Tagen beſonders durch zwei Künſtler berühmt geworden, welche ſo gut eines europäiſchen Rufs genießen, als Mlle. Mars und Talma; ich meine Mad. Sacqui und Debureau. Die Seiltänzerin ſoll ſich in Schweden einen fürſtlichen Palaſt gebaut haben und den Hanswurſt hat Jules Janin den „Napoleon der Grimaſſenſchneider“ getauft. Uebrigens muß man geſtehen, daß Madame Sacqui und Debureau ihre Popularität mit ſaurem Schweiße und vollem Rechte verdient haben, wenn man bedenkt, daß jene ihr halbes Leben auf dem Seile zugebracht und dieſer jeden Abend vier Stunden unter einer dicken Mehlſtaubhülle zubringt. Das Theater der Folies dramatiques, ein ſchmächtiges Gebäude, von ſchlanken Proportionen und einer vertrockneten Mumie ähnlich, iſt in neueſter Zeit nur dadurch merkwürdig geworden, daß Frédéric Lemaitre dieſe Bühne ausgeſucht hat, um darauf den von ihm ſelbſt verfaßten Robert Macaire, ſpitzbübiſchen Andenkens, zu ſpielen. Die Gaîté, wo früher die erſten Forcetouren und die luſtigſten Dinge von der Welt aufgeführt wurden, iſt jetzt, zu einem der ſchlechteſten Boulevardstheater herabgeſunken, unerträglich langweilig mit ſeinen ſchauerlichen Melodramen und weinerlichen Vaudevilles. — Der Cirque olympique iſt eines der populärſten Volkstheater, da es wenig Anſtrengung koſtet, den Dialog der Stücke zu faſſen, die hier gegeben werden; allein auch der Gebildete, welcher in der Entwicklung von Grazie in lebhafteſter Bewegung einen nicht unwürdigen Kunſtgenuß erblickt, findet die vollſte Befriedigung in dem Franconiſchen Cirkus, da hier die beiden graziöſeſten Geſchöpfe, Menſch und Pferd, dieſe Eigenſchaft auf das Kühnſte und Vollkommenſte entwickeln.

Mitten unter dieſen Theatern, dem türkiſchen Garten und Kaffeehauſe gegenüber, liegt das Haus, wo Fieschis Höllenmaſchine in einem Dachſtübchen verborgen war. Ich gehe nie ohne Schauder an dieſem Mordplatze vorüber. Schändlicher, in jeder Hinſicht ſcheußlicher iſt nie ein Plan erſonnen und ausgeführt worden, als dieſer Plan der Hölle. Wenn man auch vergißt, daß dieſer Anſchlag dem Manne galt, der, ein Werkzeug höherer Macht, nach der Revolution von 1830 der Welt den Frieden erhalten ſollte und dieſem großen, beglückenden Geſchäft ſeinen eigenen Frieden geopfert hat; dem Manne, deſſen Tod, wenn der Plan jener Teufel gelungen wäre, neue blutige Umwälzungen, neue Zerſtörungen zur Folge gehabt hätte, ſo iſt der Anſchlag an und für ſich abſcheulich. Um einen Menſchen meuchelmörderiſch zu tödten, ſchmieden feige Böſewichter einen Mordplan, deſſen Gelingen, wie der Erfolg gezeigt hat, allein vom Zufall abhing, und deſſen Gelingen oder Nichtgelingen zugleich den Tod vieler Menſchen, das Elend ganzer Familien mit ſich führte. Ludwig Philipp zeigte ſich damals noch an öffentlichen Orten, ohne das Gehege von Lanzen und Bajonetten, das ihn jetzt umgibt, ſo oft er ausfährt oder öffentlich erſcheint. Aber dieſen feigen Banditen fehlte der Muth, ihn perſönlich anzugreifen; aus einem Hinterhalte wollten ſie ihn und mit ihm viele Andere morden. Unbegreiflich iſt, wie die ſuperkluge Pariſer Polizei, welche von der „Affaire du Boulevard du Temple“ (ſo nennt man hier übertrieben euphemiſtiſch jene meuchelmörderiſche Metzelei) Wind hatte, das Verſteck der Höllenmaſchine

Digitized by Google

nicht ausgewittert. Sie ſoll am Tage vor der Revue alle verdächtigen Schlupfwinkel dieſer Gegend viſitirt und dieſes Haus allein übergangen haben, welches als Schenkwirthſchaft und als Reſidenz zweideutiger Weibsperſonen doppelten Verdacht hätte erregen ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Livorno, November.

Umgeſtaltung und Erweiterung der Stadt.

Wer Livorno ſeit einigen Jahren nicht geſehen, wird die Stadt kaum wiedererkennen. Eine ſo totale Umgeſtaltung, wie die hier vorgenommene, hat wohl ſelten irgendswo ſtattgefunden, und in unſerer Zeit bietet vielleicht nur München ein ähnliches, freilich viel großartigeres Beiſpiel dar. Leopold II. ſcheint die Tage Ferdinands I. zurückgeführt zu haben. Wie unter dem Einen das neue Livorno entſtand, Stadt ward, eine Form erhielt, die ihm mehr denn drei Jahrhunderte blieb, ſo ward durch den Andern eine gänzliche Umformung bewirkt, die bis in die innerſten Verhältniſſe und Zuſtände eingriff. Längſt war das eigentliche Livorno für die Zahl ſeiner Bewohner zu klein geworden und nach allen Seiten hin überſtrömte die Volksmenge. Die Privilegien des Freihafens aber, denen Livorno größtentheils ſeine Blüthe verdankt, blieben auf die alte Stadt beſchränkt, bis der Erlaß vom 25ſten Juli 1834 ſie auf die Vorſtädte ausdehnte. In verſchiedenen Berichten aus den Jahren 1837 bis 1839, die in dieſen Blättern abgedruckt wurden, habe ich bereits Gelegenheit gehabt, von dieſer Verordnung und ihrem Einfluß auf die Stadt, wie von den ältern und neuern merkantiliſchen Verhältniſſen zu reden. Deßhalb laſſe ich jezt leztere unberührt, und hebe vielmehr die Wirkungen auf das Lokale hervor, wie ſie gegenwärtig ſich zeigen. Gerade dieſe ſind erſtaunlich. Die Lage der Stadt erwies ſich dabei als ſehr günſtig. Eine große Ebene, einſt ein ſumpfiger Strich Landes, dann ausgetrocknet und kultivirt, ſchließt ſie ein, da wo der Strand nicht die Grenze bildet, begrenzt an der Südoſtſeite von dem anmuthigen Montenero, der mit ſeinen zahlreichen Villen und ſeiner ſchönen Kloſterkirche an die heitern Höhen um Florenz erinnert. Zum Bauen war alſo Raum, und die neue Stadtmauer, drei und drei Viertel Miglien lang auf der Landſeite, ſchließt ſo viel Terrain ein, daß man noch lange wird bauen können, ohne beengt zu ſeyn. Sollten neue Vorſtädte angelegt werden, ſo iſt auch für ſie Plaz; aber außerhalb der Mauern zu bauen, iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden wenig Veranlaſſung vorhanden, und es wird ſchwerlich gehen wie z. B. in Piſtoja, wo in der Stadt Häuſer leer ſtehen, während dicht vor derſelben in einemfort gebaut wird, weil man da von der Acciſe frei iſt. Die neue Livorneſer Ringmauer, welche auf feſtem Tufboden ſteht, die Strecke ausgenommen, wo ſie den vormaligen Porto piſano durchſchneidet, und wo man ſie auf Pfahlwerk hat gründen müſſen, iſt ein ſchönes Werk, welches dem Architekten alle Ehre macht. Die Höhe beträgt 13½ Braccien. Auch die Thore oder Barrieren ſind ihrem Zwecke vollkommen entſprechend und haben das Gute, daß doppelte Eingänge beſtehen, der eine für die anlangenden, der andere für die abfahrenden Fuhrwerke. Jedem Gedränge, jeder Unordnung wird dadurch geſteuert. Dieſelbe Einrichtung beſteht bei dem Zollamte an dem, Livorno mit Piſa verbindenden Kanal, da wo er in die Stadt tritt, und es iſt hier überdies die Vorſorge getroffen worden, daß die Kähne in einem bedeckten Raume halten, während die Zollbeamten die Unterſuchung vornehmen. Ein junger Architekt, Karl Reishammer, von deutſcher Abkunft, aber in Florenz geboren, hat die Plane zu den meiſten dieſer Bauten entworfen und ihre Ausführung geleitet, und damit Proben eines ſehr anerkennungswerthen praktiſchen Talentes gegeben. Die neue Kirche zu Follonica in der Maremma, wo die großen Eiſenſchmelzen ſich befinden, rührt von demſelben Künſtler her. Tritt man, von der Florentiner Seite kommend, in die Stadt, ſo ſieht man große, breite, geradlinige Straßenanlagen vor ſich, anfangs nur wenige Häuſer, dann beinahe ununterbrochene Reihen; große Pläze mit Brunnen, vieles noch im Niederreißen begriffen, vieles im Aufbauen. So gelangt man an den alten Feſtungsgraben, der das medizeiſche Livorno umſchließt, und befindet ſich in der breiten Via Ferdinanda, welche, die Stadt durchſchneidend, bis zum Hafenthore geht, und in deren Mitte auf beiden Seiten die Piazza d'Arme ſich erſtreckt, ohne Monumente und intereſſante Bauten, da der gegenwärtige Dom, unter Ferdinand I. entſtanden, durchaus nichts Merkwürdiges beſizt, aber, wie dieſer geſammte Stadttheil, von anſehnlichen Häuſern umgeben, unter denen der nicht ſehr palaſtähnliche großherzogliche Palaſt und die jezt neugebaute Wohnung des Gouverneurs, welche auch die Gouvernementsbureaux enthält, genannt werden müſſen. Sonne und Staub findet man auf der Piazza d'Arme, wie in ganz Livorno, mehr als einem lieb iſt. Die Via Ferdinanda hat ihr Aeußeres nicht verändert: Magazin an Magazin, darunter aber wenig ſehr Verſuchendes und in großem Zuſchnitt; ſechs- und ſiebenſtockige, ſolid ausſehende, aber herzlich langweilige Häuſer; hie und da eine Büſte eines medizeiſchen Großherzogs, ſonſt ſtatt der Kunſtprodukte Induſtrieerzeugniſſe an allen Fenſtern und Thüren. Dies iſt der ſtabile Charakter der immer mit Menſchen gefüllten Via Ferdinanda. Auch ſonſt iſt im Innern der Stadt kaum etwas anders geworden, um ſo mehr aber jenſeits der Gräben. Die alten Thore ſind meiſt verſchwunden, als unnüz und hindernd, ein Theil der Feſtungswerke wird gleichfalls abgetragen, die äußere mit der innern Stadt zu verbinden. Die Bauluſt der Livorneſen erregt Staunen, ja beinahe Schrecken. Wenn man auf jeder Seite große, neue Häuſer und Häuſerlinien aus dem Boden hervorwachſen ſieht, ſo fragt man ſich, wo denn die Bewohner herkommen ſollen. Häuſer bauen auf Spekulation iſt ein gefährlich Ding: es iſt um ſo gefährlicher in einer Stadt wie die unſere, wo wenig große Fortünen beſtehen, und wo ſeit geraumer Zeit durch die merkantiliſchen Conjuncturen und durch die veränderten Verhältniſſe des Entrepôthandels, der ehedem Livorno beinahe ausſchließlich gehörte, der Wohlſtand einen bedeutenden Stoß erlitten hat. Wie dem aber auch ſeyn möge, die Livorneſen bauen muthig darauf los. Von der alten Solidität toscaniſcher Bauten iſt nicht mehr die Rede, aber die neuen Häuſer haben im Allgemeinen ein ſehr anſtändiges Aeußere. Einige machen auf Styl Anſpruch, aber ſelten mit Glück. Im Ganzen theilt das Neue die architektoniſche Charakterloſigkeit der ganzen Stadt wie aller modernen Städte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 25. November 1840.

Genus irritabile vatum.

Horaz.

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

Beiträge zur Literaturgeſchichte.

Einer der thätigſten deutſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, und dabei einer der ehrenwertheſten Charaktere in unſerer Literatur war Chriſtian Felix Weiße, Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig, Herausgeber der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und des weit verbreiteten Kinderfreundes, Verfaſſer zahlreicher Trauer-, Luſt- und Singſpiele. Die damaligen Poeten und Schriftſteller ſtanden in ungleich lebhafterem Briefwechſel mit einander als die heutigen, offenbar, weil ſie noch eine geſchloſſenere Corporation bildeten, keine ſo geſtaltloſe, verſchwimmende Maſſe wie jezt. Auch der vielbeſchäftigte Weiße fand immer noch Zeit, mit wahren und falſchen Freunden die neueſten Erzeugniſſe des Witzes, wie man damals ſagte, die Wechſelfälle des offenen und den Scandal des heimlichen Literaturkriegs zu beſprechen, und ſchwerlich wird man in einer irgend bedeutenden Briefſammlung aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Leipziger Steuereinnehmer vergeblich ſuchen. — Dergleichen Ergüſſe ad familiares aus einer Zeit, welche für unſer Gefühl ſo weit hinter uns liegt, haben meiſtens noch weit mehr Unmittelbarkeit und Friſche, als ſelbſt Memoiren; es ſind unbewußte Denkwürdigkeiten in einzelnen leidenſchaftlichen Stücken. Reiht man ſie überſichtlich zuſammen, ſo muß man es ſich der Natur der Sache nach gefallen laſſen, daß bei dieſer augenblicklichen Kritik die böſen Leidenſchaften, in deren Spiel ſich die Literatur immer und überall aufbaut, die Hauptrolle ſpielen und ſehr grell hervortreten. Es wird einem dabei zu Muth, als beſuchte man eine Werkſtätte, wo unter Rauch und Ruß und in ſcheinbarer Verwirrung das zierlichſte Geräthe bereitet wird. Sieht man die Arbeiter in der Nähe, ſo begreift man kaum, wie aus ſo groben, ſchmutzigen Händen das blanke Geſchirr hervorgehen konnte, das fertig im Schranke ſteht. In der Werkſtätte unſerer ältern Literatur ging es gerade ſo zu wie in der heutigen: Neid, Eiferſucht, Bosheit und Grobheit feilten, ſägten, bohrten und pochten dort ſo leidenſchaftlich wie hier. Gegenwärtig erſcheint der literariſche Kampf nur darum hitziger, der Scandal unverantwortlicher, weil er ausgedehnter und öffentlicher geworden iſt. Wie die Stände und Claſſen im vorigen Jahrhundert überhaupt noch geſonderter waren, ſo bildeten auch die Gelehrten und die witzigen Köpfe eine geſchloſſenere Republik als jezt. Der literariſche Kampf wüthete in ihren Bibliotheken, Magazinen, Merkuren, ein Bürgerkrieg, wobei ſich das große Publikum nur für das Schickſal der vornehmſten Nobili oder etwa für eine Hauptbataille intereſſirte. In unſerer encyclopädiſchen

Digitized by Google

Zeit, bei ſchrankenloſem Dilettantismus, bei der ungeheuern Ausbreitung der periodiſchen Preſſe, beſonders aber bei der Herrſchaft des literariſchen Tageblatts, wird der literariſche Lärm in alle Winkel der Geſellſchaft getragen. Die literariſche Oligarchie iſt zu einer reinen Demokratie geworden. Der Reſt der Conſervativen ruft vergeblich: „Was ſoll'n dem Volk glatzköpfige Tribunen?" und die Balgerei der geringſten Klopfechter regt ſo viel Staub auf als einſt Klotz und Leſſing.

Vor uns liegt eine lange Reihe von Briefen Ch. F. Weißes an Johann Peter Uz in Ansbach, dem er ſeine Druckangelegenheiten in Leipzig beſorgte und mit dem er ſein ganzes Leben freundſchaftlich verbunden blieb, obgleich ſie einander nie geſehen. Dieſe Briefe, den Zeitraum von 1766 bis 1780 umfaſſend, geben ein ſehr anſchauliches, lebendiges Bild vom Getriebe unſerer ſchönen Literatur zwiſchen der Culmination Klopſtocks und der beginnenden Aufſteigung Goethes, der von Weiße zum erſtenmal im Jahr 1772 als „ein gewiſſer Gede" ſignaliſirt wird.

Es kann keine Rede davon ſeyn, die Briefe hier unverkürzt mitzutheilen, ſo angenehm ſie ſich auch der Reihe nach leſen und nicht nur den literariſchen, ſondern auch den ganzen ſittlichen Zuſtand der angegebenen Periode lebendig vergegenwärtigen. Wir beſchränken uns darauf, die Stellen auszuziehen, welche uns als kleine Beiträge zur Literaturgeſchichte der Aufbewahrung nicht unwerth ſcheinen. Durch die ganze Korreſpondenz zieht ſich ein Ton des Jammers, der zeigt, daß die Poeſie von jeder Zeit unter Schmerzen geboren wird, und der wohl geeignet iſt, auch im gegenwärtigen Elend unſere Hoffnung aufrecht zu erhalten. Dabei ſcheint uns zweckmäßig, die Bruchſtücke, welche wir überhaupt geben, unverändert abdrucken zu laſſen. Unter dieſen Umſtänden war bei den folgenden Mittheilungen eine gewiſſe Einförmigkeit und hie und da eine Wiederholung nicht wohl vermeidlich. — Zur Bezeichnung der damaligen Lebensart ſtehe hier noch die Bemerkung, daß die Adreſſe der Briefe folgendermaßen lautet: **à Monsieur, Monsieur Uz, Assesseur au siège impérial du Burggraviat de Nurenberg à Anspach.**

Leipzig, 5ten Febr. 1766. — Von Klopſtock bekommen wir auf die Meſſe 5 neue Geſänge des Meſſias nebſt einer weitläuftigen Abhandlung, welche Vorſchläge zu neuen Sylbenmaaßen für die Deutſchen enthält, die mir aber ſehr wunderſeltſam vorkommen, ſo ſehr Gleim vor dem Jahre für einige derſelben eingenommen war. Dieſes Dichters Zwiſt mit Rammlern iſt ſehr bekannt: beyde klagen über einander, und ihre beyderſeitigen Freunde glauben, daß vielleicht keiner ohne Schuld ſey: es wird ſchwer ſeyn, ſie wieder auszuſöhnen. Ich liebe beyde, und ſo lange ſie nicht öffentlich wider einander ausbrechen, ſo kann ich mir's gefallen laſſen.

8ten Febr. 1767. — Das Gedicht eines Scalden, das Sie vielleicht im Meßverzeichniſſe werden bemerkt haben, iſt vom Herrn v. Gerſtenberg. Es iſt viel Schönes darinnen: aber mit der Einführung der Nordiſchen Mythologie aus der Edda kann ich mich nicht vertragen, und in Kurzem werden wir den ganzen Norden mit dieſer Art Gedichten überſchwemmt ſehen. Klopſtock hat die Hymnen der Auserwählten und Engel am Tage der Auferſtehung Chriſti, ein Fragment des 20ten Geſanges der Meſſiade, als ein Manuſcript für ſeine Freunde drucken laſſen. Es ſind lauter neue Versarten: ſie mögen ſchön ſeyn: ſo ſehr ich mich aber martere, einen Geſchmack daran zu finden, ſo kann ich's noch nicht dahin bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spaziergänge.

(Fortſetzung.)

Das Haus, in welchem die Höllenmaſchine aufgeſtellt war, iſt gegenwärtig friſch abgeputzt und allem Anſchein nach von ehrlichen Leuten bewohnt. Vor dem Dachfenſter, hinter deſſen Jalouſie die Höllenmaſchine verſteckt war, ſtehen jetzt Blumentöpfe. Die Meiſten gehen vorüber, ohne nach jenem Fenſter aufzuſchauen; das niederträchtige Attentat iſt bereits bis auf die lezte Spur aus dem Gedächtniß des vergeßlichen Pariſer Volks verſchwunden, obſchon die Kugelnarben der Höllenmaſchine an der gegenüberliegenden Gartenmauer des Café turc noch deutlich ſichtbar ſind.

So gelangen wir endlich über den Tempel hinaus und in die ſtillern Gegenden der Boulevards, die ſich immer weiter von dem Herzblut der großen Stadt entfernen. Freilich dauert der Jahrmarkt auch hier noch fort, aber Alles weit ebener, dünner und ländlicher. Viele Artikel und Diener des Luxus, ſo wie die freiwilligen Hülfsleiſter fangen an auszugehen. Die eleganten Equipagen und Kaleſchen, die ſchönen Reiter und Reiterinnen fliegen hier als ſeltene Erſcheinungen vorüber; wer nicht muß, kommt nur einmal oder zweimal des Jahrs hieher. Nur langſame Karren und Frachtwagen ſtöhnen ſchwerfällig vorüber; nur die Malleposten und Diligencen, welche aus dem Süden von Frankreich kommen, ſchleppen ihren Inhalt dieſen nothwendigen Weg von der Vorſtadt St. Antoine her. Die Kaffeehäuſer ſtehen meiſtens leer und haben von außen und innen wenig Anlockendes. So geht es die Boulevards des **filles du Calvaire** und Saint-Antoine fort.

Digitized by Google

Die Häuſer werden immer kleiner und unzierlicher; man ſieht an den Promenaden ſchon Buden und Werkſtätten der Gürtler, Reiſſchläger, Schmiede und anderer Grobarbeiter, die oben nicht aufkommen konnten. Ganze Strecken ſind bloß mit Staketen und Brettern zugeſchlagen und zu Holzmagazinen eingerichtet.

So ſtehe ich in dieſer öden Gegend mit einem Male auf den Trümmern der alten Baſtille, wo es, wegen des Zuſammentreffens des Ourcqkanals und der lebhaften Straße und Vorſtadt Saint-Antoine, wieder munterer wird. Hier ſteht das Ehrendenkmal der Julirevolution, welches am 28ten Juli d. J. mit großer Feierlichkeit eingeweiht worden. Es zeugt von großer Armuth der Erfindung, daß die Franzoſen, zum Andenken jener wichtigen Begebenheit, nichts anderes zu Stande gebracht haben, als eine ſchlechte Nachahmung der Vendômeſäule, welche ihrerſeits eine Nachahmung der Trajansſäule iſt. Bei der Vendômeſäule machen die Reliefs des Schaftes wenigſtens den Eindruck eines verſchwenderiſchen Reichthums von Kunſt; die Juliſäule aber mit ihrem mager verzierten Schaft, der noch dazu des Reizes der Entaſis (Schwellung) entbehrt, macht einen ſehr armſeligen, nüchternen Eindruck. Das auf der Höhe befindliche Standbild, der beflügelte Genius der Freiheit, in der Rechten eine brennende Fackel, in der Linken eine zerbrochene Kette haltend, beide Hände in die Luft ſtreckend und das rechte Bein in die Höhe hebend, nimmt ſich trotz der koloſſalen Verhältniſſe auf der an 150 Fuß hohen Säule puppenartig und der Seiltänzerſtellung wegen höchſt lächerlich aus.

Am Fuß der Juliſäule endet mein Lauf. Ich habe einen tüchtigen Marſch gemacht; meine Füße ſind müde und mein Magen leer. Ich trete alſo beim Traiteur zum Feu éternel ein, eſſe und trinke gut und mache mich dann langſam auf den Rückweg.

Es iſt ſieben Uhr Abends und ich verſetze mich mit einem Sprunge — einen Schriftſteller beläſtigt der Bauch nicht, und er kann alſo leichte und hohe Sprünge machen — auf den Boulevard du Temple; denn was zwiſchen dem Baſtilleplatz und dieſem Boulevard liegt, hält mich nicht auf. Wer hier vor vier, fünf Stunden geweſen, glaubt jetzt an einem ganz andern Orte zu ſeyn, ſo verändert und verwandelt iſt alles. Hier, wo es am Nachmittag ſo ſtill und bequem herging, herrſcht Abends das lauteſte Getöſe und dichteſte Gedränge. Aus dem illuminirten türkiſchen Garten ſchallt uns luſtige Tanzmuſik entgegen; für einen Franken erkaufe ich mir den Eintritt und erfriſche mich mit einer Eisportion. Ich habe eine Vorliebe für dieſe hübſche Anlage; der Garten iſt klein, aber die Kunſt hat alles gethan, um den beſchränkten Raum durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu vergrößern. In den Tiefen und auf den kleinen Höhen ſind im Gebüſch verſteckte Hütten und Grotten, offene türkiſche Zelte, verſchloſſene Kabinette und natürliche Lauben. An ſchönen Abenden ſind der Garten und die Reihe hell erleuchteter Spiegelſäle des Kaffeehauſes gedrängt voll; man ſchiebt ſich in dem kleinen Garten auf und ab, man verſammelt ſich an kleinen Tiſchen, um Erfriſchungen aller Art zu nehmen und dem Orcheſter zuzuhören, welches unter einem großen türkiſchen Zelte in der Mitte des Gartens abwechſelnd Opernouvertüren, Kriegsmärſche und Contretänze ſpielt. Vor den gegenüberliegenden Schauſpielhäuſern fließt es ebenfalls ab und zu; jedoch iſt der Andrang jetzt nicht mehr ſo ſtark, wie ſonſt, als hier die kleinen Volksbühnen unter freiem Himmel ihre Künſte und Gaukeleien aufführten. Die Polizei und die Civiliſation haben dieſe putzigen Marktſchreierbuden vertrieben, wovon jetzt nur noch eine vorhanden, und zwar in einer den Forderungen des Zeitgeiſtes accommodirten Geſtalt und Benennung: ich meine das Gymnase pittoresque, mécanique et maritime. Eine faſt elegant zu nennende Treppe führt in einen kleinen, ſehr ſauber gehaltenen und mit Koketterie ausgeſchmückten Saal, deſſen Bänke wenigſtens mit dünnem Tuch bedeckt, wenn auch nicht gepolſtert ſind, und worauf etwa 120 Perſonen Platz nehmen können. Dieſes Theater hat noch, wie die gewöhnlichen franzöſiſchen Marktſchaubühnen, ein auf die Straße herausgebautes Gerüſt, auf welchem einzelne Proben gemacht werden, um die Zuſchauer zu ſtimuliren und in's Innere zu locken. Dieſe Außenſpiele haben auch uns bewogen, hereinzutreten. Vier Blinde ſitzen im Orcheſter, der Vorhang rollt auf. Der Komödienzettel kündigt an: Les jumeaux de Bergame oder les deux Arlequins, Luſtſpiel in drei Akten, mit Geſang.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Livorno, November.

(Schluß.)

Umgeſtaltung und Erweiterung der Stadt.

Die Regierung, welche zu dieſer Regſamkeit den Impuls gegeben, bleibt hinter den Einwohnern nicht zurück, und bei den von ihr unternommenen Werken kann man nicht in Abrede ſtellen, daß ſie etwas Grandioſes haben. Von den Mauern und Thoren ſprach ich: nächſt denſelben ſind die Anſtalten zur Waſſerverſorgung zu erwähnen. Die frühern wären bei der großen Zunahme der Volkszahl nicht mehr ausreichend geweſen. Schon im Jahr 1792 ließ der Großherzog Ferdinand den Bau des Aquäducts beginnen, welcher aus den Hügeln von Colognole, ungefähr eilf Miglien weit,

Digitized by Google

vortreffliches Quellwaſſer nach der Stadt führt. Die genannten Quellen liefern in der Mitte des Sommers gegen vierhundert Faß Waſſer in der Stunde, und jezt hat die Stadt etwa 18,000 Faß Waſſer täglich. Bis zu des Großherzogs gezwungener Abreiſe aus Toscana waren gegen $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken auf dieſen Bau verwandt worden; die Geſammtkoſten beliefen ſich auf das Doppelte, und wurden zur Hälfte aus dem Staatsſchaz, zur Hälfte von der Gemeinde beſtritten. Nach langer Unterbrechung ließ der Großherzog Leopold das Werk vollenden und durch den Hofarchitekten Poccianti einen rieſigen Behälter bauen, der im Jahr 1835 fertig wurde. An Bajä's Piscina mirabilis und Conſtantinopels Kaiſer-ciſterne erinnert dieſer großartige Bau. Man glaubt in die Halle eines Gigantenpalaſtes zu treten. Von zahlreichen hohen Pfeilern wird die Wölbung getragen; eine Doppeltreppe führt hinab, während oben herum eine Galerie läuft, von welcher hinabblickend man einen See vor ſich haben wird, wenn die Einrichtung vollendet und das Ganze in Thätigkeit geſezt iſt. Gegen die Façade ließe ſich manches einwenden; der Periſtyl macht eine gute Wirkung, aber die durchgeſchnittene Kuppel, welche, die concave Seite nach auſſen gekehrt, darüber geſtellt iſt, nimmt ſich ſeltſam aus. Bis jezt hat dieſe Ciſternone, wie man den Behälter zu nennen pflegt, nur zu **einem** Zwecke gedient: die Stadt hat nämlich im Jahr 1835 dem Großherzoge, als er ſeine junge Gemahlin auf Toscanas Boden führte, in dieſem Local einen glänzenden Ball gegeben. Die Hize wurde aber, da das Gebäude nicht genug große Oeffnungen hat, bald ſo unerträglich, daß Wenige es aushielten. Seinen eigentlichen Zweck wird es aber wahrſcheinlich bald erfüllen, da der Bau eines kleineren Behälters, der mit ihm korreſpondiren ſoll, ſchon weit vorgeſchritten iſt. Lezterer befindet ſich in der alten Stadt, in der Nähe des frühern Florentiner Thores, und iſt in derſelben Weiſe gebaut, nur in kleinern Dimenſionen. Abgeſehen von ihrer Nüzlichkeit, ſind dieſe Bauten auch in architektoniſcher Hinſicht Zierden Livornos. Unter den übrigen iſt die neue Kirche zu nennen, welche gleichfalls ſchon weit vorgerückt und die erſte von vier Pfarrkirchen iſt, die in den neuen Stadttheilen errichtet werden ſollen. Sie ſind ein Bedürfniß, denn mit Ausnahme eines kleinen Theils im Innern ſind wir keineswegs reich an Kirchen, und der Dom war bis jezt die alleinige Pfarre. Die engliſche Gemeinde hat gleichfalls eine Kirche erbaut, welche beinahe vollendet iſt: eine Kuppel mit einem Porticus an der Fronte. Der Styl iſt nicht ausgezeichnet. Dieſe Kirche liegt dem alten engliſchen Friedhofe gegenüber, auf welchem Tobias Smollet ruht, und der von Jedem, der nach Livorno kommt, beſucht zu werden pflegt, mehr der Erinnerungen als der Monumente wegen, unter denen wenig Geſchmackvolles ſich findet, obgleich das Ganze eine ſehr gute Wirkung macht. Mit dem proteſtantiſchen Begräbnißplaze in Rom an der Pyramide des Ceſtius und dem zu Florenz an Porta Pinti iſt indeß das Lokal in keiner Weiſe zu vergleichen. Vor etwa zwei Jahren wurde die Verordnung erlaſſen, daß, den Sanitätsgeſezen zufolge, innerhalb einer beſtimmten Zeit die Benuzung der Friedhöfe, die durch die neue Ummauerung in den Kreis der Stadt eingeſchloſſen worden, aufhören ſollte, und ſo ſind denn die engliſche Gemeinde ſowohl wie die deutſchholländiſche genöthigt worden, neue Grundſtücke in der Nähe zu dieſem Zwecke anzukaufen. Der alte engliſche Friedhof liegt gerade in einem Theile der Stadt, wo die meiſten Bauten unternommen werden, und wird bald von Häuſerreihen umgeben ſeyn.

Solcher Art iſt die gegenwärtige Umgeſtaltung Livornos. Man rechne dazu, daß, neben der Wegräumung eines Theils der Feſtungswerke, wovon ſchon die Rede war, Brücken über den die alte Stadt umgebenden Graben geſchlagen werden, um die Verbindung zu erleichtern, daß an vielen Stellen das Niveau völlig verändert wird, daß man Häuſerlinien durchbricht, um neue Communicationen zu eröffnen — man rechne alles dies dazu, um ſich einen Begriff davon zu machen, wie Alles ſich verändert und wie Alles in Thätigkeit iſt. Man findet ſich wie in einer fremden Stadt auf toscaniſchem Boden. Die Bevölkerung iſt halb ausländiſch, der Charakter verſchieden von dem der Bewohner des Großherzogthums, von denen man hier nicht bloß durch eine Douanenlinie getrennt iſt. Daß das Sprachen- und Confeſſionengemenge nicht auch von einem Münzenchaos begleitet iſt, danken Einheimiſche wie Fremde der Regierung, die ſeit 1834 einem Unweſen geſteuert hat, welches dem Schurken bequem war und den ehrlichen Mann zur Verzweiflung brachte. — Die Frequenz der Fremden iſt groß. Die Dampfboote, welche einander in den kürzeſten Zwiſchenräumen folgen, toscaniſche, neapolitaniſche, ſardiſche, franzöſiſche und engliſche — Namen aller Art, Leopoldo Secondo und Maria Antonietta, Ferdinando und Maria Chriſtina, Virgilio und Dante, Giano und Romolo, Henri Quatre und Sully, Queen Victoria und John Wood — bringen unausgeſezt eine Menge Leute her. Die Communicationen mit Piſa und Florenz haben dabei ſehr gewonnen. Nach Piſa fahren Omnibus; man kann, wenn man Morgens von Genua oder Civitavecchia ankommt, dieſer Stadt einen Beſuch machen, die Hauptſachen anſehen und zur Abfahrt des Dampfboots, welche gewöhnlich gegen fünf bis ſechs Uhr Nachmittags ſtattfindet, an Bord ſeyn. Zwiſchen hier und Florenz iſt eine Diligenceverbindung eingerichtet; es iſt eine Privatunternehmung, aber die Wagen ſind gut, und was die Schnelligkeit betrifft, ſo kommt man doch immer noch etwas ſchneller fort als mit den alten Vetturinen, die übrigens nun auch in Pontedera und Empoli Relais haben. Im Sommer fährt die Diligence Nachts, im Winter bei Tage. Die Eiſenbahn, an welcher Niemand mehr zu zweifeln ſcheint, ſo lange auch, der Unſchlüſſigkeit der Regierung wegen, die Sache ſich hinzieht, wird dieſe Frequenz noch bedeutend mehren. Auch nach einer andern Seite hin iſt eine Diligenceverbindung etablirt worden, auf der Maremmenſtraße nämlich nach Groſſeto. Die Seltenheit und Koſtſpieligkeit der bisherigen Communicationen in dieſer Provinz machte eine ſolche Einrichtung um ſo erwünſchter. Die Straße iſt vortrefflich und ganz eben. — Daß bei allem dem die Gaſthöfe in Livorno ſchlecht bleiben, einen einzigen, den von St. Marco, ausgenommen, darüber muß man ſich um ſo mehr wundern, wenn man in Anſchlag bringt, wie groß im Sommer die Zahl der Fremden iſt, welche die Seebäder hier gebrauchen und meiſt kürzer oder länger in den Gaſthöfen wohnen. Dieſe Zahl hat in den lezten Jahren zugenommen, obgleich hier Lokalität und Einrichtungen weniger angenehm ſind als anderswo. Die Villen in der Nähe der Stadt und am Montenero werden theuer bezahlt; viele miethen ſich jezt auch in der Stadt ſelbſt ein, wo indeß Hize und Staub nicht gerade einladend ſind. Der lezte Sommer war ſehr lebhaft; viele Florentiner hatten uns beſucht, und zahlreiche Fremde. Auch der Hof war längere Zeit in unſerer Mitte. Viele Livorneſen ſpekuliren auf dieſe Kurzeit, wie in andern Badeorten, und man ſagt, ſie finden nicht ſchlecht ihre Rechnung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 26. November 1840.

Wenn auch der Glanz von ehedem erſtorben,
Zerſtückt ein Reich, das trozte tauſend Jahren,
So ward dafür ein geiſtiges erworben,
Und immer ſchöner wird ſich's offenbaren;
Und fehlt ein Kaiſer dieſes Reiches Throne,
So nimm von uns, die du verdienſt, die Krone!

Platen.

Am Corneliusfeſte,

gefeiert nach Vollendung der Freskomalereien in der Ludwigskirche zu München den 16ten November 1840.

Herein nur die Gäſte, ſo viel man vermag!
Wir feiern heut einen Ehrentag!
Weil der Meiſter glücklich ſein Werk vollbracht,
Hat man gern der alten Sitte gedacht,
Mit Ehrenkränzen ſein Haupt zu zieren
Und ihn zum fröhlichen Schmaus zu führen.

Herein nur die Gäſte, ſo viel man vermag!
Wir feiern heut einen Ehrentag!
Er gilt dem Meiſter des Weltgerichts —
Und wahrlich! Größeres gibt es nichts! —
Er hat es vollendet ſammt andern Bildern,
Wer könnte genügend mit Worten ſie ſchildern?

Herein nur die Gäſte, ſo viel man vermag!
Wir feiern heut einen Ehrentag!
Der ſo lang unſer Meiſter und Vorbild war,
Der wird es auch bleiben noch manches Jahr:
Wir wollen nun einmal von ihm nicht laſſen,
Nur feſter und inniger ihn umfaſſen!

Drum laßt uns gedenken vergangener Zeit,
Wo die deutſche Kunſt noch weit und breit
In ihren Feſſeln gebunden lag,
Erwartend den Auferſtehungstag.
Sie lag in des Heidenthumes Banden,
Bis vor dem beſſern Geiſt ſie ſchwanden.

Da hat, was liebend das deutſche Herz
In Wonne beſeligt, vernichtet in Schmerz,
Unſer Meiſter zuerſt im Wundergedicht
Der *Fauſttragödie* gebracht ans Licht;
Er hat es gemalt mit der Wahrheit Zügen,
Die die frühere Kunſt laut ſtrafte Lügen.

Und er nahm den deutſchen Geiſt und Sinn
Auf ſeine Reiſe nach Rom mit hin;
Und mitten unter römiſcher Kunſt
Bewahrte er Deutſchland ſeine Gunſt;
Von ſeiner Sagen Macht durchdrungen,
Schuf er in Rom die *Nibelungen*.

Jezt ſchwang er ſich mit *Dante* empor
Auf zu der Verklärten ſeligem Chor,
Um dann der *Griechen Götterwelt*,
In Liebe zu ihrem Helden geſellt,
In unerſchöpflich reichen Bildern
Tiefſinnigen Geiſtes uns abzuſchildern.

Digitized by Google

Doch hatte er über die Bildungsmacht
Der Malerkunſt längſt nachgedacht,
Wie ſie im Keim verborgen ſchlief,
Bis das Chriſtenthum ſie zum Leben rief
Und allen Völkern ſeit tauſend Jahren
Auftrug, ihr heiliges Feuer zu wahren.

Sinnbildlich und wirklich hat Er ſie gezeigt
Im Blühen und wie ſie zum Falle geneigt:
Ein geſchichtliches Denkmal der Malerkunſt,
Gehoben, geſtürzt von der Zeiten Gunſt,
Bis ſie ſich in unſern Tagen belebte,
Unter höherem Schutze wirkte und ſtrebte.

Da ſehn wir des Meiſters umfaſſende Kraft
Erhabenen Schwunges emporgerafft,
Als ſie im Dienſt der Religion
Empfing ihrer höchſten Weihe Lohn
Und des Chriſten Glauben voll lebendiger Wahrheit
In Bildern uns malte mit anſchaulicher Klarheit.

Drum herein nur die Gäſte, ſo viel man vermag!
Wir feiern heut einen Ehrentag!
Er gilt dem Begründer der deutſchen Kunſt,
Dem ſtrengen Verächter von Schein und Dunſt!
Es lebe der Meiſter! laßt fröhlich erklingen
Die Gläſer, daß ſie in Stücke zerſpringen.

Rudolf Marggraff.

Pariſer Spaziergänge.

(Schluß.)

Beim Anblick der kleinen Duodezbühne macht man allerlei Conjekturen über das muthmaßliche Alter und den Wuchs der Schauſpieler. Es ſind ſechs Zoll hohe Marionetten, welche ſich eben ſo geſchickt anſtellen und geberden, als viele Schauſpieler großer Bühnen, die nichts mit ihrem Leibe anzufangen wiſſen. Dieſen Puppen fehlt durchaus nichts, als die Sprache, und Alles würde beſſer gehen, wenn man ſie ihnen nicht in den Mund legte. Sie machen davon einen grauſamen Mißbrauch. Zum Glück ſind die drei Akte von ebenſo kurzen Verhältniſſen, als die Akteurs, und dann kommt die Pantomime an die Reihe. Man gibt uns Equilibrir- und Voltigirübungen, und eine Menge Umgeſtaltungen und Verwandlungen, Verrenkungen und Zuſammenſetzungen von Menſchen und Dingen zum Beſten, und die Apotheoſe Napoleons macht jedesmal den Schluß.

Zehn Schritte weiter, und wir ſind in dem Salon des figures, d. h. in einem Kabinet mit Wachsfiguren aller Zeiten, Nationen, Charaktere und Menſchenarten, welche je nach Umſtänden und nach der despotiſchen Willkühr ihres Eigenthümers die Rolle von ruchloſen Böſewichten oder unſchuldig hingemordeten Opfern übernehmen. Auf dem nächſtfolgenden Boulevard, dem Château d'eau gegenüber, finden wir ein zweites Wachsfigurenkabinet, das Musée romain. Ueber der wie ein Triumphbogen geſtalteten Eingangsthür liegen zwei Wachsfiguren in türkiſchem, reich mit Edelſteinen beſätem Koſtüm und dienen als Vorgeſchmack und Aushängeſchild des römiſchen Muſeums. Auf den Namen kommt hier nichts an, und das römiſche Muſeum braucht keine einzige Darſtellung aus dem alten noch aus dem neuen Rom zu enthalten. Für 50 Centimes treten wir ein; der Cicerone mit einem kleinen Stab explicirt die verſchiedenen Gruppen und Figuren. Eine Gruppe ſtellt den Tod Napoleons in Longwood vor. Der todte Kaiſer liegt hier auf einem Staatsbette im ſeidenen, reich galonirten Kleide, mit allen ſeinen Orden und ſtattlich friſirt; um ihn her ſeine trauernden Freunde und einige engliſche Offiziere. Der ſchmähliche Sir Hudſon Lowe, bemerkt der Cicerone, ſieht auf ſeine Uhr und improviſirt die ewig denkwürdigen Worte, welche die Folge bekräftigt hat: „Wenn Napoleon in drei Stunden ſeinen Geiſt aufgibt, wird er nicht mehr am Leben ſeyn.“ — Ein zweites Tableau ſtellt das Grab Napoleons auf St. Helena vor, welches der Sergent Huber hütet. „Dieſer wackere Grenadier, welcher trotz der brennendſten Sonnenſtrahlen nicht müde wird, an der lezten Ruheſtätte ſeines Kaiſers zu wachen, iſt im Schatten einer Trauerweide eingeſchlafen und glaubt im Traum den großen Helden, den Staub von ſeinem grauen Ueberrocke ſchüttelnd, gen Himmel fahren zu ſehen.“ — Ein drittes Gemälde verſezt uns endlich nach Rom. Es iſt eine Skizze von den Verbrechen Neros. Sein Lehrer Seneka, zum Lohn für ſeine Dienſte zum Tode verurtheilt, öffnet ſich die Adern und ſchneidet dem Tyrannen Geſichter. Seine Mutter Agrippina, welche man auf ſeinen Befehl erwürgt, ſcheint vor Wuth und Aerger zu erſticken. Er ſelbſt läßt ſich von einem ſeiner Freigelaſſenen erdolchen, um der Rache ſeiner Feinde zu entwiſchen. Der Brand Roms, welchen ein künſtlich ausgeſchnittener Bogen rothes Papier von der zierlichſten durchbrochenen Arbeit vorſtellt, dient als Hintergrund dieſer allgemeinen Metzelei.

Der ſcheußliche Anblick jagt mich aus der Bude und ich miſche mich in das unendliche Getümmel im Freien, das jezt um neun Uhr in dieſen Revieren herrſcht. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühle läßt man ſich im Gedränge von den Tauſenden, die hier luſtwandeln, fortſchieben, während das Auge von den höhern Stellen

Digitized by Google

über den Menſchenſtrudel hinfliegt und ihn in unendlicher Länge wie zwiſchen zwei Feuerwänden hinwallen ſieht. Das Ohr wird von dem Wagengeraſſel, von dem Lachen und Schreien, von dem Locken und Girren fröhlicher und verführeriſcher Menſchen wie von einem Sirenengeſange bezaubert.

Ich komme nach dem Marſch einer guten halben Stunde auf dem vornehmeren Theile der Boulevards an und ſtürze mich mit dem fröhlichen Strudel in dieſes neue Leben der Freude. Keine lärmende und tobende Geſellſchaften ſind hier, wie auf den Boulevards, die ich ſo eben verlaſſen. Alles athmet den Geiſt des Anſtands und der Feinheit. Es iſt halb zehn vorbei, und noch iſt Alles munter und lebendig. Die ſchönen Häuſer haben noch alle ihre Läden offen und ihre Fenſter erleuchtet; die vornehmen Kaffeehäuſer ſchimmern vom Glanz der Lichter und der Schönheiten. Ich folge dem größten Gewimmel und ſpreche in *Frascati* ein. Der Name thut, wie wir ſchon oben bemerkt, in Paris nichts zur Sache, und man kann in der Regel annehmen, daß ſie ſich widerſprechen in dieſem Lande der Verkehrtheit und der Prahlerei. Unähnlicher iſt ſich nichts, als dieſes Pariſer Frascati dem bei Rom. Zürnt nicht, ihr Manen Ciceros, der Cäſarn und der übrigen großen Römer, daß man euers alten Wohnorts ſpottet und einer lärmenden und glänzenden Pariſer Eisbude und Eſſanſtalt den Namen gibt, den euer ſtilles Tuskulum jezt trägt! Der erſte Unternehmer des Pariſer Frascati, einer eurer Landsleute, hat ſelbſt dieſe beleidigende Translokation verſchuldet. Noch heutzutage ſind die Italiener vielfach im Beſitz der Beluſtigungsplätze in und um Paris.

Einen Schritt über die Gaſſe gethan und wir ſind bei *Tortoni* und vor dem allbeſuchten Café de Paris. Es iſt kein Platz in ganz Paris, der es dieſem an feiner und glänzender Geſellſchaft zuvorthäte; ſo wie auch keiner von den Pariſer Luſtörtern ſich ſo ariſtokratiſch Alles bezahlen läßt, was man von Erfriſchungen und kleinen Imbiſſen fordern mag. Er hat mit der rechten Seite des Tuileriengartens das gemein, daß, obgleich das Sitzen und Vorbeigehen Allen freiſteht, durchaus nichts Unanſtändiges hineindringt. Man ſieht hier nur feine Menſchen und der Ton iſt eben ſo anſtändig. Hier iſt, an ſchönen Sommerabenden beſonders, der Tummelplatz alles Glanzes und aller Pracht, das rechte Glücks- und Intriguenfeld für alle Lüſternen und Koketten beider Geſchlechter. Hier iſt dann ein ewiges Buhlen um Beifall und Liebe, und die ſchönſten Weiber halten hier Parade. Sie ſetzen ſich zur Schau unter die Gaslichter in einer nachläſſig ſchmachtenden oder künſtlich kokettirenden Stellung. Hier im Schimmer der Gas- und Sternenbeleuchtung ſchlägt jedes jugendliche Herz feuriger, flammt jedes verzehrende Auge gefährlicher, und ſtrahlt jede blühende Wange ſchöner. Vor dem Café de Paris iſt wohl im Sommer das ſpäteſte öffentliche Leben der feinen und vornehmen Welt; denn in lauen und ſchönen Nächten dauert das Gewimmel oft bis um Mitternacht. Sobald es aber anfängt abzufließen, iſt Alles in einem Augenblick leer, wie es der Charakter der feinern Welt mit ſich bringt. Einen frappanten Contraſt mit den lärmenden, in heller Gasbeleuchtung ſtrahlenden Boulevards bilden alsdann die einſamen, nur ſpärlich von einzelnen, matt brennenden Laternen beleuchteten Straßen, durch welche ich endlich meinen Rückzug antrete, was ſo ſpät in der Nacht nie ohne ein geheimes Grauen geſchieht, da mir jedesmal die zahlloſen Greuelſcenen, die Ströme unſchuldigen Blutes einfallen, welche hier ſeit Jahrhunderten verübt und vergoſſen wurden. C. C.

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

25ten Mai 1767. — Von Hrn. Gleim habe ich lange nichts gehöret, als was mir der Ruf von ihm geſagt. Doch etwas Seltſames muß ich Ihnen von dieſem guten Manne insgeheim ſagen. Er hat ſich einfallen laſſen, einen ſeiner beſten Freunde in Magdeburg, Bachmann, zu bereden, daß er ſeinen guten Handel aufgebe, und mit ihm eine typographiſche Geſellſchaft errichtet: ſie haben einen Buchhalter angenommen, dem ſie jährlich 800 fl. geben, von dem man mich verſichert, daß er ein Windbeutel ſey: hier und in Berlin große Buchläden gemiethet und noch nichts drinnen: alles ſoll auf's prächtigſte bey ihnen gedruckt, und die Autores auf's herrlichſte bezahlt werden. Was ſagen Sie dazu? hier ſchüttelt man den Kopf. Doch ich bitte Sie um alles in der Welt willen, ſchreiben Sie ihm nichts davon: er will es nicht wiſſen laſſen, ungeachtet es jedermann weiß, und blitzet wie ein Jupiter um ſich, wer ihn in einem ſolchen Verdacht hat; ſeine Freundſchaft iſt mir aber zu lieb, daß ich ſie verſcherzen ſollte. Sie werden eine Menge neuer Bücher von dieſer typographiſchen Geſellſchaft im Meßverzeichniß angekündiget finden.

16ten Oct. — Die Art, die man iezt zu kritiſiren einführet, gefällt mir gar nicht und ich ſehe nicht, was man für Beruf hat, ſich lächerlich machen zu laſſen. Ich verehre Leſſingen, als meinen Freund und einen ſcharfſinnigen Kunſtrichter; aber die Art, wie er mit unſerm ewig geliebten Cronegk umgeht, mißfällt mir: er ſpricht ihm alle Fähigkeit, alles Genie ab, und chicaniret bisweilen über Kleinigkeiten, die höchſtens beweiſen, daß er ein Menſch und noch nicht das war, was er noch gewiß

Digitized by Google

werden konnte. Ueberhaupt ſehe ich nicht, warum man überall nur die Fehler, und niemals die Schönheiten aufſuchet, und was man tadelt, mit Bitterkeit und einem epigrammatiſchen Witze tadelt: Angehende Schriftſteller werden abgeſchreckt, oder auf einmal zu Boden geſchlagen, und ich weiß gewiß, ich hätte niemals weiter einen Verſuch für's Theater gewaget, wenn mir bei meinem allererſten auf dieſe Art wäre begegnet worden. Jezt ſteht Herr Kloz mit einer deutſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften auf: ſehen Sie den Ton, mit dem er ſich im erſten Stücke ankündiget, und was wird es in der Folge werden, da er iezt außerordentlich glimpflich mit ſeinen Schriftſtellern umgegangen zu ſeyn vorgibt? Alles ſchreibt Theorien von Riga bis nach Jena und tadelt, aber keiner wagt es beſſer zu machen. — Klopſtock ſoll wieder ein neues Trauerſpiel haben drucken laſſen, ich habe es aber noch ſo wenig geſehen als eine Tragödie vom Hrn. v. Gerſtenberg, Ugolino. Der lezte hat viel Talente dazu, nur dünkt mich, daß er zu ſehr Klopſtockiſiret.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Blumenglanz. Herbſtfeſt.

Unſer Herbſtflor erhielt durch das fortdauernde naßkalte Wetter eine ungewöhnliche Dauer. Höchſt erfreulich war die Sorgfalt, mit welcher der überhaupt um den Geſchmack und das Gedeihen der hieſigen Gärten und landſchaftlichen Anlagen ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren vielfach verdiente Hofgärtner Treſcheck den mannigfaltigen bunten Glanz reizender Herbſtblumen in dem ſeiner Pflege anvertrauten Garten des japaniſchen Palais zuſammengefaßt und geordnet hatte. Die köſtlichſten Georginen machten den Hauptzweig dieſes Schmuckes aus. An ausgeſuchten Blumen dieſer Gattung wetteiferten übrigens diesmal mehr als je die vorzüglichſten hieſigen Gärten. Laut öffentlicher Ankündigungen den Blumenfreunden zum Beſuche geöffnet, gewährten dieſe Gärten ihnen recht lange eine beſondere Augenweide. Vollends bei der Blumen- und Früchteausſtellung, die im Saale des naturgeſchichtlichen Muſeums ſtattfand, war die volle Pracht der Georginen auf's ſinnreichſte entfaltet. Krone dicht an Krone bildeten ſie den köſtlichſten Teppich um einen aus größtentheils blühenden Gewächſen beſtehenden Rieſenſtrauß, und in des Saales Mitte wölbte ſich ein ebenfalls aus den mannigfachſten, glänzendſten Georginenkronen komponirter hoher Tempel mit der Statue der Blumengöttin. Dieſe umgaben Früchte, wie Ananas, Melonen u. ſ. w., und allerlei, zum Theil ſeltenes Strauchwerk. Dem Auslande durch Verpflanzung in die hieſige Gegend abgewonnenes, ſchönes Obſt und eine große Mannigfaltigkeit von Früchten aller Art füllte den übrigen Theil des geräumigen Lokals. Dieſelbe Witterung aber, welche den Herbſtblumen diesmal eine ungewöhnliche Lebensdauer verlieh, konnte wohl nicht anders als nachtheilig auf das Gedeihen der Traube einwirken. Schon vor einiger Zeit gedachte die aus umſichtigen Weinbergsbeſitzern ſchon lange beſtehende, mehr als je zuvor thätige hieſige Weinbaugeſellſchaft den Herbſt in den nahegelegenen Weinbergen der Lößnitz durch eine angemeſſene Feierlichkeit, durch ein „Winzerfeſt“ zu bezeichnen. Damit ſollte hauptſächlich eine Expoſition von Trauben und dem aus ſächſiſchen Reben gewonnenen Wein verbunden werden. Es war jedoch, dem Vernehmen nach, erſt im Allgemeinen davon die Rede geweſen, da ohnehin die überaus ungleiche Qualität der diesjährigen Trauben ſich zu dem beabſichtigten Feſte wenig zu eignen ſchien. In Folge eines Mißverſtändniſſes machten jedoch die Zeitungen bekannt, daß daſſelbe ſchon im jetzigen Herbſte gefeiert werden ſolle, und ſo ſchickte man ſich wirklich zu demſelben an. In Betracht der für die nothwendigen Vorbereitungen dazu ſehr knapp zugeſchnittenen Zeit, war bei dieſer Feier am Nachmittag des 25ſten v. M. weit mehr geleiſtet, als man erwarten konnte. Sie beſtand in einem aus den Weinbergen der Lößnitz kommenden Zuge, vom Herbſte in Perſon angeführt, der mit gelbem Mantel über einer rothen Tunica bekleidet, das Haupt mit Aſtern und andern Blumen der Jahrszeit geſchmückt, ſich auf ſeinem Wagen recht ſtattlich ausnahm und eine fröhliche Dienerſchaft mit Füllhörnern voller Früchte zum nächſten Gefolge hatte, dem ſich ſodann der Wagen und die muntere, männliche und weibliche Umgebung des Weingottes, mit allen, dem Alterthume entlehnten Attributen, Inſignien, Geräthſchaften und Gebräuchen, theils auf Wagen, theils zu Fuß, nebſt Winzern und Winzerinnen, anſchloſſen. Auf dem einen der Wagen wurde ein Faß, auf einem andern ein Korb im Fahren verfertigt. Noch einer enthielt die Niederlößnitzer Champagnerfabrikation, die, als der Zug vor dem anweſenden König von Sachſen hielt, auf der Stelle eine Flaſche Schaumwein unter Sang und Klang zu Stande brachte, und ſolche in der gewöhnlichen Weiſe gepfropft und verſchloſſen Sr. Majeſtät überreichte. Viele tauſend Menſchen aller Stände aus Dresden, Meißen und einem weiten Umkreiſe waren in der Nähe des Gaſthofs zur Weintraube, wo die Hauptſache vor ſich ging, verſammelt. Die ſinnvolle Einrichtung und Anordnung des Feſtzuges verdankte man hauptſächlich einem Manne, der Sommer und Winter mit Familie auf ſeinem Weinberg in der Lößnitz den Muſen lebt, und nachdem er erſt vor Kurzem das kunſtliebende Publikum mit radirten Blättern zu „Bürgers Gedichten“ erfreut, ſo eben ſich beſchäftigt, Geſtalten aus „Shakespeares Sturm“ in derſelben Weiſe aufzufaſſen und herauszugeben, dem genialen Profeſſor Moriz Retſch. Der Ausführung des grandioſen Zuges durch die Landleute, ſo wie deren muſterhaftem Betragen während der ganzen Dauer des Feſtes, gebührt das unbeſchränkteſte Lob. Dieſe Bemerkung iſt man ihnen um ſo mehr ſchuldig, da von anderer Seite an dieſem Tage Dinge geſchehen ſind, wie ſie zum Glück in hieſiger Gegend zu den unerhörten Erſcheinungen gezählt werden. Eine völlige Zügelloſigkeit hatte ſich nemlich der aufgeſtellten Flaſchen Weins bemächtigt. Das Schlimmſte iſt vielleicht bei dergleichen ſo unerwarteten als ungewohnten Vorfällen, daß die Medisance nicht auszubleiben pflegt. Denn man nennt zum Theil Perſonen als Thäter und Thäterinnen, denen gewiß ſo leicht Niemand dergleichen zutrauen würde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 27. November 1840.

True nobility is exempt from fear:
More can I bear, than you dare execute.

Shakespeare.

Das Banquet auf Chickſand-Caſtle.

Von Levin Schücking.

Unter den Adelsfamilien Englands war im ſiebzehnten Jahrhundert eine der begütertſten und angeſehenſten die der Osbourne von Chickſand in Bedfordſhire. Sie verdankte viel ihres Glanzes zunächſt der treuen Anhänglichkeit, welche ſie immer der Dynaſtie der Stuarts bewieſen hatte. Als im Jahre 1648 König Carl I. auf der Inſel Wight gefangen ſaß, hielt ſich der Chef des Hauſes, Sir Peter Osbourne, mit ſeiner Familie dort in der Nahe des entthronten Monarchen auf, troß der nicht geringen Gefahr, die ihm ein ſolches offenes Geſtändniß ſeiner Geſinnung drohte. Bei der Reſtauration der Stuarts hatte er freilich keine Urſache, dies Wagniß ſeiner Loyalität zu bereuen; deſto unzufriedener aber war der Baronet von Chickſand mit der Vertreibung Jakobs II. und der Uſurpation des Throns durch den Holländer, wie Sir Peter Wilhelms von Oranien Gelangung zur engliſchen Krone nannte. Denn jezt, in einem Alter von 84 Jahren, hatte er mit ſeiner Körperkraft noch ganz die alte, ſtarre Unerſchütterlichkeit in ſeiner einmal gefaßten Anſicht der Dinge, ſo wie von Lehnstreue und ritterlicher Ehrenhaftigkeit bewahrt, die ihn einſt das Gefängniß ſeines angeſtammten Monarchen in Hurſt-Caſtle auf der Inſel Wight hatte theilen laſſen. Er blieb in ſteter Verbindung mit dem Hofe des vertriebenen Jakobs in St. Germain, und zwei Glieder ſeines Hauſes, Gunſtone und Ironſide, waren die Unterhändler, welche Weiſungen, Botſchaften und Plane des frühern Königs an die, beſonders in Irland zahlreiche Partei der mit den Reſultaten der Revolution von 1688 Unzufriedenen überbrachten und dort neue Anhänger für die exilirte Dynaſtie anzuwerben ſuchten. Schon einmal hatte König Wilhelm durch die ſiegreiche Schlacht am Boynefluß eine Empörung gegen ſeine Krone in Irland bekämpfen müſſen; aber waren auch die Unzufriedenen und ihr franzöſiſches Hülfscorps damals auf's Haupt geſchlagen, ſo wußte man doch, daß ſich neue Erhebungen im Stillen vorbereiteten; und deßhalb hielt auch die Regierung des Oraniers fortwährend ein wachſames Auge auf alle Bewegungen in dieſem Lande.

So kam es, daß einſt dem Carl von Portland, König Wilhelms Premierminiſter, Nachricht von dem verdächtigen Erſcheinen zweier Anhänger der Stuarts im Süden Irlands gegeben wurde; darauf folgten mehrere Briefſchaften, deren man ſich bemächtigt hatte, als man ſie in dem Schloſſe eines iriſchen Landedelmanns beherbergt wußte und dort zu verhaften beabſichtigte; ſie waren den Dienern der Regierung durch die Flucht entkommen, eine Liſte der Verſchworenen hatte der Schloßherr

Digitized by Google

verſchluckt, die ergriffenen Papiere aber waren hinlänglich, um gegen die Esquires Gunſtone und Ironſide Osbourne von Chickſand den vollen Beweis des Hochverraths zu liefern.

Das Urtheil, welches die Bench des ſtrengen Königs Wilhelm über ſie ſprach, war ungewöhnlich hart. Nicht nur befahl es die Verbrennung der Bildniſſe der beiden Beleidiger der Majeſtät, welche man auf franzöſiſchem Gebiete in Sicherheit glaubte, ſondern es ſprach zugleich gegen die ganze, ſeit Langem verdächtige Familie der Osbourne das Auslöſchen ihres Namens aus dem Adelsregiſter der Monarchie und das Zerſchlagen ihres Wappens durch Henkershand auf öffentlichem Markt vor dem Heroldsamt zu London aus. Der König war damals auf einem Feldzuge in Flandern abweſend; er würde ſich ſeines Freundes, Sir William Temples Verwandtſchaft mit den Osbourne wahrſcheinlich erinnert und die Sentenz gemildert haben: ſo aber befahl der Graf von Portland die Execution.

Als der Bote der Kingsbench, begleitet von dem Sheriff der Grafſchaft Bedfordshire und zwei Conſtablern, mit dem Urtheil in der Halle von Chickſand-Caſtle vor dem Baronet Sir Peter ſtand und ihm die verſchnörkelten, krauſen Perioden ſeines Briefs vorgeleſen hatte, hielt es Anfangs ſchwer, dem alten Schloßherrn begreiflich zu machen, was man von ihm wolle; dann aber ergrimmte er in ſchäumender Wuth und hieß die Boten der Juſtiz in die Halseiſen vor ſeinem Burgthore ſchließen, bis ſie das ganze Pergament mitſammt dem rothen Siegel und ſeinen Riemen verzehrt hätten, da er leider den Holländer nicht habe, um es ihn wie ſeinen Edamer Käſe ſchlucken laſſen zu können; und als ſein greiſer Haushofmeiſter ihn beruhigen wollte, flog dem älteſten Diener ſeines Hauſes ein ſchwerer Krückenſtock, wie von einer herkuliſchen Kraft geſchleudert, an den Kopf, daß jener blutend zu Boden ſank. Nach dieſem Ausbruche ſeines Zornes fiel der Baronet in einen Zuſtand, in dem er wie leblos, mit ſtieren Augen vor ſich hinſchauend, in ſeinem Armſeſſel lag, ohne Bewegung, ohne zu athmen, wie es ſchien, aber auch nicht ohnmächtig, denn er wehrte unwillig diejenigen ab, welche ſich näherten, um ihm beizuſpringen. So ſaß er mehrere Stunden, die Blicke ſtier und gläſern auf das gemalte große Fenſter ſeiner Halle richtend, wo in der Mitte der Wappenſchild, ein ſpringendes Einhorn, darüber als Zimier die blutende Hand der Baronets, in bunten Farben glühte; ſo ſaß er, bis die ſcheidende Sonne in den grellen Scheiben blitzte und einen blutigrothen Schein hauchte auf das bleiche Antlitz des Greiſes mit den ſtieren, hervorquellenden Augen und den tiefen, wie gezackten Zügen und Furchen, mit dem langen weißen Barte, der bis zu der blanken Silberſpange des Wehrgehenkes hinabhing, welches das Wams aus gelbem Rehleder zuſammenhielt.

Seine Söhne und Enkel, unter ihnen Gunſtone und Ironſide, die ſich in Chickſand-Caſtle verborgen hielten, eine Schaar kräftiger Geſtalten, ſtanden um ihn her, mit Geſichtern, in denen mehr Grimm und Verzweiflung lag, als ſtille Wehmuth, daß das ehrwürdige Haupt ihres Hauſes ſeinen Geiſt auszuhauchen und von ihnen zu weichen drohe mit den Lichtſtrahlen des weichenden Tages, während das erſchütternd verzerrte Antlitz des Greiſes noch aus ſeiner Ohnmacht heraus wie mit dem „böſen Blicke“ Verderben drohte. Ueber ihren Häuptern wehten leiſe flatternd, wenn das neugierige Dienſtvolk die Thüre der Halle auf- und zuſchloß, drei zerſetzte Banner, zwei ſchottiſche, darunter eines von der Hand der Königin Margaretha geſtickt, wie es hieß, und ein franzöſiſches, das ein Osbourne unter dem ſchwarzen Prinzen heimgebracht hatte. Sie waren befeſtigt über Schildern und Tarſchen, die an den Pfeilern hingen, und bildeten an ausgemeißelten Pferdeköpfen das rieſige Horn, den Stolz und das ruhmbedeckte Wahrzeichen der Familie, das jezt die Hand eines Henkers zerſchlagen ſollte; es war, als ob ein Schauder die beſtäubten Sammtlappen mit den verblichenen goldenen Franſen durchrieſelte.

Plötzlich ſprang der Schloßherr, nachdem er einen Seufzer ausgeſtoßen, der faſt dem tiefen Todesröcheln glich, womit ein gewaltiger Kampf beendet wird, in die Höhe, wie von neuer Springfederkraft in ſeinen Gliedern geſtählt, und wies mit herriſcher Stimme die Diener hinaus. Dann wurde ein Familienrath gehalten und nach einiger Zeit ein Knecht abgeſandt, einen Notar aus dem Landſtädtchen Chickſand herbeizuholen. Der Baronet aber wanderte ſelbſt und allein den Bergabhang, worauf ſein Schloß lag, mit rüſtigen Schritten hinab und verlor ſich in die Dämmerung und das Dunkel ſeiner Waldungen, die unten die Thalebene bedeckten.

(Fortſetzung folgt.)

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

19ten Dec. 1767. — Die Ankunft Ihrer Gedichte hat mir eine große Freude verurſachet. Die neu hinzugekommenen Kinder Ihres Genies geben ihren ältern Geſchwiſtern ſo wenig nach, daß ich bei jedem voller Ungedult ausrief: Und dieß iſt der Mann, der für den Witz zu leben aufhören, der ſeine Leyer an die Weiden hängen will? Nein, liebſter Uz, Sie werden, Sie müſſen ſie bisweilen wieder herablangen! Ein Geiſt wie der Ihrige kann nimmermehr auf einmal ſeine Flügel auf den Acten ruhen laſſen, und ich hoffe, daß noch mehrmals ein

Digitized by Google

Sturm kommen ſoll, der ſie wieder emporhebt. Wer des ſüßen Umgangs der Muſen gewohnt iſt, kann ſich ihnen ſo geſchwind nicht entreißen. Was ſoll ich thun, der von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht, Jahr aus Jahr ein, unter dem Geräuſche von Mitteldingern zwiſchen Menſchen und Vieh, die wir Bauern nennen, ſizt, Geld zählet und Ziffern ſchreibt, der iezt fünferlei Einnahmen zuſammen hat, die paar Stunden des Abends mit der Frau ſpielt, oder ſeinen Kindern Oechschen und Eſelchen vormalt? Noch einmal, mein guter Freund, Sie dürfen nicht aufhören, ſonſt folge ich Ihrem Beiſpiele, und A Dieu Wiz und Geſchmack auf immerdar! — Ueber Leſſings Art, unſern ſeel. Freund zu behandeln, bin ich ſchon mehr als einmal in Grimm gerathen. Ueberhaupt iſt ſeine Art von Kritik gewiß nicht der Weg, das Drama unter uns zu befördern: auf Leute, die gewiß ihre großen Verdienſte haben, als Cronegk, Voltaire, Corneille ſchlägt er los und kleine Leute, wie Hippel und der erbärmliche Löwe, werden entſchuldiget; überall wird aus vollem Halſe Shakeſpear geſchrieen, und ich möchte doch ſehen, wie weit ein neuer Shakeſpear käme. So ein großer Verehrer ich von ihm bin, ſo wollte ich doch darauf wetten, daß wenn wir, wie er, alle Regeln, alle Feſſeln der Einförmigkeit abſchütteln, und uns unſerer ungebundenen Einbildungskraft ohne Ziel und Maas überlaſſen dürften, wir gewiß oft eben ſolche launiſche Auſtritte machen könnten. Wenn man Fehler finden will, ſo kann man ſicher welche finden, und ungeachtet ich die Minna als eines unſerer trefflichſten Stücke auf dem Theater bewundere, ſo wollte ich doch bogenlange Kritiken darüber machen.

15ten April 1768. — Ich habe iezt einen höchſt gefährlichen Stand, da ich ſelbſt den Kunſtrichter ſpiele, und die ſtreitenden Partheyen, Nicolai und Kloz, Wittenberg und Duſch mich in ihr Intereſſe zu ziehen ſuchen, und ich mich gern neutral verhalten möchte. Nimmermehr hätte ich die Bibliothek fortgeſchrieben, wenn ich dieſen Zwiſt vorher geſehen hätte. Was thut Leſſing bey aller ſeiner Gelehrſamkeit? gewiß chicaniret und ſubtiliſiret er bisweilen. Shakeſpear iſt der Maasſtab, nach dem alles gemeſſen wird, und mit dieſem ſchlägt er auf jeden los, der nicht das iſt, oder ſeyn kann, was jener iſt. Er vergleichet jezt in ſeiner Dramaturgie meinen Richard mit jenes ſeinem, und ich bitte Sie, beyde zu leſen und mir aufrichtig zu ſagen, wie ich jenen als einen Spiegel brauchen ſollen, um die Flecken in dem meinigen zu ſehen; die kleinen Complimente, die er mit einwirft, verſtehe ich alle. Inzwiſchen benimmt er den Muth und ich habe beinahe alle Luſt verlohren, wieder eine Feder fürs Theater anzuſetzen; wenigſtens iſt dies ſeit der Zeit der blühenden Dramaturgie nicht wieder geſchehen. Ich bin furchtſam, ungewiß, und liebe die Ruhe mehr, als ein Bischen eitlen Ruhm. Und doch bin ich gezwungen, iezt meine kleine komiſchen Opern zuſammen drucken zu laſſen, wenn ich mich nicht noch größern Ahndungen ausſetzen will. Die kleinen Arien mit der Muſik ſind in aller Händen; in Wien, Hamburg und andern Orten haben die Hrn. Direkteurs den proſaiſchen Text nach einer oder der andern Rolle aus ihrem Kopfe ergänzet und ſpielen ſie mit allen möglichen Ungezogenheiten auf meine Rechnung.

9ten Juni 1768. — Von Klopſtocks neuem Theil der Meſſiade habe ich bereits 6 abgedruckte Bogen geſehen: unter uns geſagt wird er immer undeutſcher, und wäre es nicht Klopſtock, ſo wollte ich ſehen, was unſre Kunſtrichter darzu ſagen würden. — Wieland läßt durch mich bei Reichen ein Gedicht: die Philoſophie der Grazien, drucken. Riedel von Erfurth hat mir dieß Geſchäfte aufgetragen, das ich gern übernommen, um den Dichter zu überzeugen, daß meine Kritiken, mit denen er ſehr unzufrieden geweſen, keinen Privathaß zum Grunde haben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die Huldigung.

Man ſchöpft wieder etwas Athem. Wer auch nicht alle, ja wer auch gar keine der öffentlichen Feſtlichkeiten mitgemacht, fühlte doch die allgemeine Dröhnung mit. Die Lüfte ſchwirrten von der Muſik, den Feſtreden, Toaſten, dem Jubel und Rädergeraſſel. Das drang bis in die Stuben der Kranken und gebrechlichen Alten, die mit der Welt nichts mehr zu ſchaffen haben wollen, und die Unterhaltung war natürlicher Weiſe von dem einen Gegenſtande ſo durchwürzt, daß nicht allein Krieg und Frieden darüber vergeſſen ſchien, ſondern auch jede andere Rückſicht. Gewiß, dieſe Huldigungsfeierlichkeiten waren etwas ganz Außerordentliches. Daß wir gerade ſolche Feierlichkeiten noch nicht erlebt, ſolche Auslegung von Pracht und Geſchmack zugleich, lag einmal in der Natur unſerer Verhältniſſe; alle öffentlichen Aktus in Preußen geſtalteten ſich bisher rein militäriſch, dies war ein erſtes großes Nationalfeſt, wo Volk, Bürger, Stände als ſolche ſich wieder fühlten, unbeſchadet der Ehre und dem Selbſtbewußtſeyn des Soldatenſtandes, der, Gott ſey Dank, in Preußen von dem Nationalgefühl ſich nicht zu trennen hat. Es war ein Feſt dieſes Nationalgefühls, eine neue freudige Copulation zwiſchen König und Volk, ein weltgeſchichtlicher Notarialsakt, daß wir *eine* große Familie ſind; nach beiden Extremen hin eine Proteſtation gegen die Principien des Radicalismus wie des Abſolutismus, dahin, daß die preußiſche Familie durch kein chemiſches Meſſer ſich trennen läßt in grundverſchiedene Kaſten, Begriffe, daß vielmehr die Liebe ein Band um Alle ſchlingt, und eine Verheißung, daß gegenſeitige Hingebung und Vertrauen die Riſſe, Zweifel und bedenklichen Fragen ſchlichten und löſen kann. — Des Geſchehenen iſt ſo viel, daß kein Einzelner Alles mit anſehen,

Digitized by Google

geſchweige denn es mitmachen konnte, und doch iſt die Erinnerung an Alles von Wichtigkeit. Es iſt daher gut, daß bereits einige Buchhändler ſich zu einer Feſtbeſchreibung vereinigt und die Redaktion derſelben, die früher Ludwig Rellſtab übernehmen wollte, jezt dem Geheimerath Streckfuß übertragen haben, der, wenn auch nicht Alles aus eigenem Augenſchein, doch aus den offiziellen Quellen zuſammenſtellen wird. Zur Charakteriſtik einer ſolchen Feier gehören aber mehr als eine Schilderung der Hauptaktus, manche Nebenzüge, manche Impromptus des Zufalls, die der Sache die eigentliche Färbung, für den künftigen Hiſtoriker das eigentliche Intereſſe geben. Leider aber werden dieſe Züge von den Geſchichtſchreibern der Gegenwart immer am wenigſten berückſichtigt, entweder weil ſie ihnen zu allgemein bekannt, als daß es Noth thäte, ſie aufzuſchreiben, oder weil ſie ihnen für offizielle Darlegungen zu geringfügig vorkommen. Freilich ſtreift vieles an das Geklatſch, aber wir würden unſern ältern Hiſtorikern danken, wenn ſie in ihre Berichte über die deutſchen Haupt- und Staatsaktionen mehr ſolcher Anekdoten wie vom Schweppermann und den Eiern eingeflochten hätten. Wir kennten alsdann unſere Vorfahren, wie ſie leibten und lebten, und nicht allein ihre Ereigniſſe und Staatshandlungen. Möchte deßhalb ein anderer Schriftſteller ſich nicht abhalten laſſen, jener offiziellen Schrift noch populäre Nachträge beizufügen. Ich will hier nicht verſuchen, Ihnen noch einmal zu beſchreiben, was Sie in ſeinen großen Umriſſen bereits kennen, ſondern nur hie und da von den Seiten her etwas anmerken, was vergeſſen ſeyn könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Dresden, November.

(Schluß.)

Der Marcoliniſche Garten. Theater. Kunſtverein.

Ich befand mich neulich zufällig in der Nähe des vormals gräflich Marcoliniſchen Gartengrundſtücks; da kam ich auf den Gedanken, es in Augenſchein zu nehmen, hauptſächlich weil den ſehr geräumigen Garten noch nicht das Loos ſo manches großen Gartens hieſiger Stadt getroffen, ſeine ſchönſten lebendigen Bäume in todte Steine umgewandelt zu ſehen. Dabei fiel mir auch ein, daß im Sommer 1813 Napoleon das Haus bewohnt hatte, deſſen Inneres ich auch noch nicht kannte. Ich erfuhr, daß die hauptſächlich vom franzöſiſchen Kaiſer benuzten Gemächer ſich noch ganz im vormaligen Zuſtande befänden, und ſo ſah es auch wirklich aus. Das Geräth wie die Bilder an den Wänden, ja faſt Alles trug das Gepräge einer noch weit ältern Periode als das verhängnißvolle Jahr 1813. Neben mehreren, in ganz veraltetem Koſtüm erſcheinenden Bildniſſen des Grafen Marcolini und ſeiner Familie manches recht artige Gemälde, unter andern recht geiſtvolle Sepiazeichnungen, auch ein großes Jagdſtück, den verewigten König Friedrich Auguſt vorſtellend, wie ihm, der mitten im wilden Getreibe der Jagd vom Pferde geſtürzt, der Graf Marcolini zu Hülfe eilt. Unter andern hängt auch noch in einem der Gemächer ein Porträt Napoleons ſelbſt. Als Kunſtwerk nicht eben von Belang, iſt es doch trefflich geeignet, der Phantaſie in Fixirung der damaligen, um das Original ſich drehenden Zeit beizuſtehen und dieſen Aufenthalt des Rieſengeiſtes mit allen Bildern der längſt verſchwundenen Herrlichkeiten und Drangſale wieder zu beleben. — Auch aus dem Garten mit ſeinen Goldfaſanen und den zahlreichen, hochgewachſenen, alten Linden, ſeinen Statuen und einem großen Waſſerkunſtwerke, das allein neunzigtauſend Thaler gekoſtet haben ſoll, blickt uns der Geiſt der Vergangenheit an. Möchte er ſeiner herrlichen Linden nicht beraubt und überhaupt in ſeinem Umfange erhalten werden! — Welch anmuthsvolle Landſchaft könnte ein Käufer, der nicht nöthig hätte die Ausgabe zu ſcheuen, aus dieſer bedeutenden Gartenfläche um ſich her zaubern!

So eben regt ſich hier großer journaliſtiſcher Wetteifer. Drei neue Zeitſchriften tauchen mit einemmale auf, ohne dazu den doch ſo nahen Anfang des künftigen Jahres abzuwarten: „der Dresdener Omnibus,“ „die ſächſiſchen Vaterlandsblätter“ und „der Beobachter an der Elbe.“ Die Tendenz des erſten Blattes ſoll, nach der Erklärung des Herausgebers, H. Meynert, zunächſt dahin gehen, die geſelligen und künſtleriſchen Intereſſen der Reſidenz zu beſprechen und zu vertreten. Die acht erſten Nummern, die mir vorliegen, verſprechen durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und den darin herrſchenden, lebendigen Geiſt viel Erwünſchtes. Das zweite Blatt, wovon die erſten beiden Nummern erſchienen ſind, iſt, wenn ſchon kein eigentlich neues, doch die Fortſetzung des mit Beifall aufgenommenen Dresdener Wochenblatts, nach einem erweiterten Plane. Es ſoll „das conſtitutionelle Leben in ſeiner ganzen volksthümlichen Entfaltung und Reinheit“ zum Hauptgegenſtande ſeines Wirkens haben. — Im Schauſpielhauſe — noch immer dem alten — gab es mancherlei, insgeſammt mit Beifall aufgenommene Neuigkeiten: „Schwärmerei nach der Mode,“ Schauſpiel von C. Blum, „der verwünſchte Brief,“ dramatiſcher Scherz von Schöbler, „der Chevalier von St. Georges,“ Luſtſpiel nach Melesville und Brauvoir, von Th. Hell, und eine neue, nach Körners Hedwig vom Schauſpieler Krick geſchriebene und vom hieſigen Kammermuſikus Dorzauer komponirte Oper. Die beiden lezten Novitäten ſchienen dem Publikum beſonders willkommen zu ſeyn. — In Signora Cordin, welche in der Oper „die Capuleti und Montechi“ als Giuletta debutirte, haben wir eine neue, anmuthige Sängerin gewonnen. — Der „ſächſiſche Kunſtverein“ bietet bekanntlich einen ſteten Wechſel ſehenswerther Werke. Landſchaften ſind gegenwärtig zum Ausſuchen vorhanden, unter andern ein recht effektvoller Abend von Zimmermann. An hübſchen Genre- und Blumenſtücken fehlt es nie. Recht anſprechend ſind zwei elegante Aquarelle von C. Naumann, das eine ein Familienſtück nach der Natur, das andere eine recht ſaubere Copie nach Liotard. Eine treffliche lithographiſche Arbeit von Hanfſtängl zieht Alle an, denen ſie das Gemälde von Folz, welches der diesjährigen hieſigen Kunſtausſtellung zu großer Zierde gereichte: „des Sängers Fluch,“ nach Uhlands Romanze, in's Andenken zurückruft. Das für den Kunſtverein zu München gefertigte Blatt gibt das Eigenthümliche des Originals mit ausgezeichnetem Glücke wieder. — Das Oratorium Paulus von Mendelſohn Bartholdi wurde in der mit Zuhörern gefüllten Kirche zu Neuſtadt, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle und Hofſänger, zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt und fand abermals die glänzendſte Aufnahme.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 278:

Der Verlobungsring.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 120 und Verlagsbericht von Ebner und Seubert in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 28. November 1840.

Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man von den Gelehrten fordert, daß ſie beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft als philoſophiſch ſeyen. Verlangt man noch dieſes, was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden!

Rabener.

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

18ten Oct. 1768. — Was werden Sie zu Leſſings antiquariſchen Briefen wider Klotz ſagen? Die Recenſionen in dem neuen Stücke der allg. Bibliothek ſind nicht gelinder; aber unter uns geſagt, mein liebſter Freund, man hat auch zu viel Muthwillen getrieben, und treibt ihn noch. Sie bekommen ſchwerlich die Wiſche alle zu ſehen, die hier faſt täglich zum Vorſcheine kommen, wo man perſönliche Anekdoten zu erfahren ſuchet, um ſie zu mißbrauchen, ja wo ſelbſt die äußerliche Geſtalt Anlaß zu Spöttereien geben muß. Hr. Jakobi ſagte unlängſt, als er mit Gleimen hier war, Klotz mache ſich eine rechte Freude, je mehr er Widerſacher bekäme; aber da war noch kein Leſſing wider ihn aufgetreten; der Erfolg wird zeigen, ob man mit dieſem auch ſo verächtlich umgehen kann, als mit einem Wichmann und Wilke. Ich bin neutral und billige Leſſings Bitterkeit ſo wenig als jener ihren Muthwillen, die partheyiſch in ihrem Lobe und ihrem Tadel ſind. — Endlich iſt auch Gerſtenbergs Ugolino erſchienen, von dem mir Leſſing eine ſo große Idee gemacht und der mit allgemeiner Neugier iſt erwartet worden. Aber ich kann es nicht leugnen, meiner Erwartung iſt nicht eine Genüge geſchehen; nein, das iſt zu tolle ſhakeſpeariſiret, und wenn alle unſere großen Genies es für ein Wunder anſähen, ſo kann ich mich nicht überreden, daß dies die wahre Sprache der Natur iſt. Ich rede nicht aus Neid, Gerſtenberg iſt mein Freund, ich habe ihn ſelbſt beſtändig zum Theater ermuntert, weil ich glaubte, viel Anlage zur dramatiſchen Dichtkunſt bei ihm zu merken: aber leſen Sie ſelbſt und urtheilen, ob man unſerm Theater durch ſolche Stücke aufhelfen werde. Der Vorſatz, ein Original-Scribent zu werden und niemanden als Shakeſpear dafür zu halten, verführet ihn, ſo wie Leſſingen nicht ſelten in ſeinen Kritiken. — Hr. Wieland hat mir ſeit Kurzem zweimal geſchrieben und mir eben die Erklärung gethan, die er Ihnen durch Riedeln thun laſſen; ein ſeltſamer Kopf, der die Extrema ſehr zu lieben ſcheint, ob ihn gleich ſeine itzige Denkungsart beſſer als die vorige kleidet. Sein Witz und ſeine Imagination iſt unglaublich fruchtbar: ich wünſchte, daß er bei ſeinen Scherzen nicht oft in's Schlüpfrige verfiel, und ſobald wir näher bekannt ſind, ſchreibe ich es ihm einmal.

28ſten Dec. 1768. — Sorgen Sie nicht, lieber Freund, daß ich jemals an den unartigen Zänkereien und Befehdungen auf dem Parnaſſe Antheil nehmen werde, ſo ſchwer es auch iſt, durchzukommen. Alle Aufforderungen weiſe ich ab und zu den Angriffen ſchweige ich ſtille. Leſſing,

Digitized by Google

Klotz, Riedel, Herder, Nicolai, Moses, Rammler, alles ſchreibt an mich, und es koſtet mir mancher Brief itzt mehr Mühe, als ein paar Scenen in einer Komödie, um die Behutſamkeit zu beobachten, daß ich dem einen nicht zu viel nehme und dem andern zu viel gebe, da man ſelbſt freundſchaftliche Briefe an zu mißbrauchen fängt und ſie der Welt im Druck vorlegt. Ich mißbillige, wie Sie, mein lieber Freund, Leſſings harten und bittern Ton in ſeinem Ausfalle auf Klotz. Aber hat es dieſer mit vielen rechtſchaffenen und unſchuldigen Leuten beſſer gemacht, oder machet er es noch in ſeiner Bibliothek bis dieſe Stunde beſſer? vielleicht iſt kein Blatt, wo nicht eine kleine Perſönlichkeit vorkommt, die Sie vielleicht wegen der Entfernung nicht bemerken, und wenn Sie die witzigen und ſchriftſtelleriſchen Bosheiten alle wiſſen ſollten — doch nein, ſeyn Sie zufrieden, daß Sie davon entfernt leben. Solche Streitköpfe haben nach meinen Gedanken immer etwas, darüber man das Hic niger est ſchreiben möchte, und dieſer Leute Freundſchaften machen mir oft bange. Wider Klotz treten itzt Fechter auf, denen er mit vieler Mühe widerſtehen möchte. — Sie räumen dem Ugolino noch mehr Verdienſt ein, als ich. Gerſtenberg iſt mein Freund, aber das geſtehe ich ganz gerne, ich habe ihn bald nicht ohne Abſcheu, und bald nicht ohne Gelächter leſen können. Man ſtellet ſich wahrlich die Sprache und was man ſonſt darinnen ſhakeſpeariſch machen will, weit ſchwerer vor, als ſie es in der That iſt. So bald ich meiner Einbildungskraft die vollen Zügel laſſen will, ein Objekt auf jede nur mögliche Seite drehen will, ſo iſt nichts leichter, als gewiſſe Gedanken zu erhaſchen, die neu und originell ſcheinen, im Grund aber bizarr und unnatürlich ſind. Ich habe den Verſuch gemacht, aber was ſollte aus unſerer Sprache werden, wenn wir alle ſhakeſpeariſiren oder klopſtockiſiren wollten!

19ten April 1769. — Was ſagen Sie, mein Liebſter, zu Wielands Briefe an mich, der ſeiner neuen Ausgabe der Muſarion vorgeſezt iſt? Nicht wahr? Sie werden glauben, daß wir die vertrauteſten Freunde ſind? aber dies iſt erſt der zweite Brief, den er mir in ſeinem Leben ſchreibt. Er ſcheint ein Mann, mit dem man Urſache hat, behutſam umzugehen, indeſſen iſt es mir doch lieber, daß ich ihn unter meine Freunde zählen kann. Von ſeiner Verpflanzung nach Erfurth werden Sie gehört haben: der gute Mann glaubt unter einen griechiſchen Himmel verpflanzet zu werden, ich fürchte aber, daß er einen ſehr deutſchen finden wird und ſich vielleicht wohl gar mit der Zeit nach ſeinem Biberach zurückſehnen möchte. Doch das iſt ſeine Sache! — Seltſam genug iſt es, daß Hr. Herder in ſeinem lezten Briefe an mich auf das Feyerlichſte proteſtiret, daß er Verfaſſer der kritiſchen Wälder nicht wäre; und wenn er auch ſelbſt, wie er zu thun Willens iſt, öffentlich diesfalls eine Erklärung an das Publikum drucken läßt, ſo wird es ihm doch Niemand glauben. Der junge Mann hat noch große Dinge in ſeinem Kopfe, und wenn er ſie alle ausführet, ſo wird er eine wichtige Perſon im Reiche der deutſchen Literatur werden. — Das Aergerniß in unſerer kritiſchen Welt hört nicht auf, und man wundert ſich nur, daß die Leute nicht müde werden zu ſchimpfen, da alle edeldenkenden Seelen lange müde ſind, es zu leſen. Schimpfte man einander über Meinungen, ſo möchte man es thun, daß man aber alle möglichen Anekdötchen und Perſonalitäten auflieſt, um einander vor der Welt zu ſchänden, das iſt eine Unehre für den Witz und das Herz. Sie denken darinnen wie ich: weder die Bodmer, noch die Klotze, noch die Riedel, noch die Leſſinge, noch die Herder, ſie mögen loben oder ſchimpfen, ſollen mich meinem ruhigen Stilleſchweigen entreißen, und es iſt kein einziger unter ihnen, dem ich nicht dieſe Erklärung gemacht habe, und noch vor Kurzem habe ich Klotzen geſchrieben, da er mir drohte, daß ich es bloß ſeiner Freundſchaft verdanken müßte, wenn er nicht meine Erklärung des Caſanoviſchen Steines vor aller Welt lächerlich machte, daß er es thun könne und daß ich ihm verſpräche, kein Wort darauf zu antworten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Banquet auf Chickſand-Caſtle.

(Fortſetzung.)

Die Gegend war unbewohnt nach der Seite hin, auf viele Meilen Weges; nur eine zerſtörte Kapelle lag dort und die einſame Hütte eines alten Weibes, das wahrſagte und mit allerlei Tränken für Menſchen und Vieh, giftigen und geſundenden, die ſie aus Kräutern und zerriebenen Metallen braute, ihr Weſen trieb; ſie dankte dem Baronet ihr Leben, denn er hatte ſie einſt mit mächtigen Fauſtſchlägen einem Pöbelhaufen abgejagt der ſie erſäufen wollte.

Es war tiefe Nacht faſt, als der herbeſchiedene Tabellio, gefolgt von zwei Nachbarn, die ihm als Zeugen bei den Handlungen ſeiner jurisdictio voluntaria zu dienen pflegten, den Weg nach Chickſand-Caſtle hinaufſtieg. Die Sterne glänzten wie in reichen Dolden herab, daß man deutlich das ſchwarze Gemäuer von Chickſand-Caſtle mit dem gewaltigen runden Donjon, der breit und plump wie eine Geburtsanmaßung in der Mitte ſtand und die ſchmalen Zinnen der jüngeren, wohnlicheren Theile des Gebäudes zur Seite drängte, ſcharf umriſſen

Digitized by Google

am dunkelblauen Himmel abgezeichnet ſah. Die Zugbrücke lag nieder, als die drei Männer am erſten Thore angekommen waren, da wo die Burgfreiheit begann; ſie ächzte leis, wenn der Wind, der auf der Höhe vor dem Schloſſe nie ausging, die roſtigen Ketten hin und her bewegte; aber noch ein anderes Aechzen, wie von einer klagenden Menſchenſtimme, glaubte der Schreiber zu vernehmen, als er ſeinen Fuß auf die Brücke ſezte.

„Hörtet Ihr nicht etwas jammern, Maſter Clarke?“ ſagte er zu einem ſeiner Begleiter. — „In der That, aber es muß im Innern des Hofes ſeyn, Maſter Willoughby. Es ſieht düſter aus auf Chickſand-Caſtle heute; daß der alte Will vergeſſen hat, die Pechfackel unter dem Thorweg anzuzünden und die Brücke aufzuziehen, ſonderbar! der vergißt ſonſt nichts, was in ſeinen Dienſt ſchlagt. Mit Sir Peter iſt nicht zu ſpaßen, in keinen Dingen nicht!“ — „Was nur da droben für uns zu thun ſeyn wird?“ ſagte der andere Zeuge; „die ganze Familie iſt zuſammen gekommen, mit Weib und Kind; ſie wollen Johannis zuſammen feiern, und morgen ſoll ein Hetztreiben ſeyn auf den Wolf, der mitten im Sommer aus den Bergen von Wales gebrochen iſt.“ — „So werden wir dem Wolf das Teſtament machen ſollen,“ ſagte Maſter Clarke, indem er laut auflachte über ſeinen Witz, daß das düſtere lange Thorgewölbe, durch welches die drei Männer ſchritten, nachhallte. — „Macht's dem alten Wehrwolf von Chickſand ſelber!“ ſchrie nahe aus dem Dunkel neben ihnen eine keuchende Stimme unter Kettengeraſſel; „denn der Teufel iſt auf dem Wege, ihn zu holen, ſo wahr ich Sheriff Middleton heiße!“ — „Sheriff Middleton! Gott ſey bei uns!“ ſchrie der Tabellio und flog durch den Burghof, ſeine Nachbarn hinter ihm her, als ſäße die Hand des Teufels ihnen ſchon im Genick.

Als die drei Männer der freiwilligen Gerichtsbarkeit in der Geſindeſtube von Chickſand-Caſtle ſtanden, beleuchtete die Gluth des auf dem ſchweren Eichenholztiſche aufgeſteckten Kienſpans drei todtenbleiche Geſichter, daß die Diener verwundert ſie umſtanden. Als aber Maſter Willoughby endlich zu ſich gekommen war und mit emporgeſträubtem Haar die Verſicherung gegeben hatte, unter dem Thorweg gehe Sheriff Middleton mit glühenden Augen und einer dicken Ankerkette als Wehrwolf um, nahm der Haushofmeiſter lächelnd ſein Schlüſſelbund und ſchritt mit einer Fackel hinaus; denn er hatte den ganzen Abend träumend, mit verbundenem Kopf hinter dem Eckſchrank auf der Bank geſeſſen und darüber Sheriff und Conſtabler und ihre peinvolle Situation in dem fatalen Halsband vergeſſen.

Unterdeß war der Baronet von ſeinem nächtlichen Gange zurückgekommen, und als er gehört, daß der Notar mit ſeinen Zeugen da ſey, hieß er ihn hereinführen. Der alte Herr ſaß allein an dem Fenſter der Halle in ſeinem Lehnſtuhle und blickte in die Nacht hinaus; der Haushofmeiſter erſchrack, als er ſeinen Herrn ſah, denn es war Sir Peters Gewohnheit nicht, in der Finſterniß allein zu ſitzen und zu ſinnen voll ſtummer Verſchloſſenheit; lieber hatte er ſeine Söhne oder Enkel um ſich, und den Pokal auf dem Tiſche neben dem großen, bauchigen Burgunderkrug, und eine tolle Geſchichte vom Hofe des luſtigſten der Stuarts oder aus dem Kriegs- und Lagerleben ſeiner jungen Tage dazu.

„Redet ihn nicht an und wartet, bis er Euch fragt; Sir Peter hat ſeine tollſte Montagslaune heute,“ ſagte deßhalb Griffith, der Haushofmeiſter, leiſe zu dem Notar, als ſie eintraten, und hielt ſich im Schatten eines Pfeilervorſprungs im Rücken des träumenden Greiſes; der Tabellio aber nahte ſich dem Schloßherrn und ſtand unterthänig gebückt vor ſeinem Stuhle. — „Seyd Ihr es, Maſter Willoughby? Ihr habt Eile gehabt, ſcheint es,“ ſagte Sir Peter bitter und ſchneidend, als er den Schreiber vor ſich ſah. — „Haben Ew. Gnaden mich nicht rufen laſſen? hab' ich nicht immer Eile gezeigt, Euch zu Dienſten zu ſeyn?“ verſezte der Notar, der nicht wußte, warum der alte Herr ihn ſo herriſch anfahre. — „Ja, es iſt gut,“ fuhr dieſer fort, „aber Ihr kommt zu früh. Sezt Euch unten zum Geſinde und vertreibt Euch die Nacht, ſo gut es geht; laßt aus dem Keller heraufholen, was Ihr mögt, aber bezecht Euch nicht, oder ich drehe Euch den Hals um. Wenn es halb vier Uhr ſchlägt auf der Schloßglocke, ſo macht Euch mit Euern Zeugen auf und kommt in die Halle zurück. Was Ihr dann ſehet, das ſchreibt der Wahrheit nach auf Euer Pergament, leſerlich und ausführlich, und wie es in Euern Geſetzen beſtimmt iſt; dann ſchickt es an das Wappenamt in London. Hört Ihr? halb vier laßt Ihr es ſchlagen, nicht früher und nicht ſpäter; dann aber thut, was ich Euch befohlen habe. Jezt ſcheert Euch hinaus.“ — Als der Notar ſo ſich entlaſſen ſah, ging er hinaus und murmelte kopfſchüttelnd dem lauſchenden Griffith zu: „Fide publica, Maſter Griffith, ich will meinen Kopf verwetten, wenn Sr. Gnaden Brüten nicht über einem faulen Ei ſizt und ein Küchlein ausheckt, das Eurem Hauſe zum rothen Hahn werden kann!“

Den Haushofmeiſter aber litt es nicht länger in der Dunkelheit ſeines Pfeilervorſprungs; er trat vor ſeinen Herrn hin und ließ ſich auf ein Knie nieder, aber die Worte, die ihm auf den Lippen ſchwebten, ſchnitt der Baronet kurz ab, indem er aufſtand und mit milderer Stimme ſagte: „Griffith, du ſollſt ein Banquet in dieſer Halle bereiten und das Beſte heraufſchaffen, was du in den Kellern haſt; gib auch meinen Dienern, ſo viel ſie wollen, und als ſey morgen der jüngſte Tag. Ich will heute Nacht in dieſer Halle ein Feſt halten, wie

Digitized by Google

noch keines darin gefeiert iſt, ſeitdem die Grundmauern von Chickſand=Caſtle gelegt wurden. Mach dich an's Werk und ſieh zu, bei deinem Leben, daß Niemand mehr herauf zu kommen braucht, wenn du den Tiſch mit den Krügen und Pokalen beſtellt haſt, nicht eher, bis die Stunde gekommen iſt, wo du dafür ſorgſt, daß der Notar ſeine Pflicht thue." — Nach dieſen Worten ging der Baronet langſam, mit ſchweren, hallenden Schritten hinaus, der alte Diener aber blieb auf ſeinem Knie liegen und blickte durch das Fenſter zu den blinzenden Sternen hinauf, wobei ſeine Lippen ſich bewegten, als ob er ein Gebet murmle.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Die Huldigung.

Die Regengüſſe beim Hauptaktus der Huldigung im Freien waren freilich ein verdrießliches Impromptu, aber die Art, wie man ſie aufnahm, wie man ſich faßte, ja wie die Berliner Heiterkeit alsbald die Unannehmlichkeit überwand, hatte wieder etwas Charakteriſtiſches. Der König trat während des heftigſten Guſſes an die Freitreppe und erhob, während die wildeſten Tropfen ihm in's Geſicht und auf die Bruſt ſchlugen, ſeine tönende Stimme; ohne die Ungunſt des Wetters wäre ſie wahrſcheinlich von der Mehrzahl der Verſammlung gehört worden. Ja es ſchien, als mehre die Widerwärtigkeit das Feuer auch ſeiner begeiſterten Stimmung, und es iſt ſchade, daß man im Abdruck ſeiner Rede in der Zeitung die Wendung ausgelaſſen, wo er auf ſein theures Vaterland und alle die geiſtigen Keime, die im Aufgehen begriffen, ſo den ſegnenden Thau des Himmels herabwünſchte, als jezt der Regen auf Aller Häupter niederträufte. Einer der Zuſchauer wandte auf den Moment ein hiſtoriſches Dictum an. Blücher rief, als in der Schlacht an der Katzbach ein Platzregen niederbrach: „Siehe das iſt ein preußiſcher Bundesgenoß!" Es wurde jubelnd als gutes Omen von den Umſtehenden begrüßt, und der Improviſator (Prof. Zeune) kleidete es nachher in ein artiges Gedicht, welches die Zeitungen mittheilten. In Widerwärtigkeiten und unter den Schlägen des Schickſals erhob ſich Preußen immer am größten; ſo wollen wir Alle den Regen am Huldigungstage als ein moraliſches Omen betrachten. Aber deßhalb darf man die heiter komiſchen Züge nicht vergeſſen; es war keine leere Förmlichkeit, kein hohles Pathos, das durch einen Schlag von der Pritſche des Hanswurſt an Würde verliert. Dem Publikum ſchienen die traurigen Mienen der bebänderten Kammer- und Standesherrn, die in ihren weißen Beinkleidern auf der Freitreppe dem Regen am meiſten ausgeſezt waren, nicht eben ein ernſtes Mitgefühl einzuflößen. Im Gegentheil ſchien man ſich zu freuen, daß die ritterſchaftlichen Deputirten, nachdem ſie es durchgeſezt, nach einem unbeſtimmten Herkommen in den Sälen des Schloſſes ſeparat zu huldigen, nun doch auch unter freiem Himmel mit dem ganzen Volke naß wurden. Doch war es kein feindlicher Humor. Nur als man Einzelne unter die Treppe retiriren oder ſonſt wo ein Obdach ſuchen ſah, hätte man ein leiſes Gelächter bemerken können. Dieſe ſelben Deputirten mußten in ihren naſſen Kleidern kurze Zeit darauf an der königlichen Tafel erſcheinen, und auch dort hat dies der freudigen Stimmung keinen Eintrag gethan, und was gleichfalls als ein gutes Omen angenommen ward, man hat bis jezt von keiner gefährlichen Erkrankung gehört. Gegen die Hofprediger, Biſchöfe und Muſikdirektoren, welche dem königlichen Befehl zuwider die kirchliche Feier im Dom beinahe um eine Stunde verlängerten und dadurch Anlaß waren, daß der Regen die Feier überholte, ſprach ſich dagegen die Unzufriedenheit recht unverholen aus, und nicht im Volke allein. Die katholiſche Geiſtlichkeit hatte in der Hedwigskirche pünktlich die beſtimmte Zeit eingehalten; das wurde dankbar anerkannt, und man meinte, die proteſtantiſche habe de facto gegen den Text ihrer Predigt: „Seyd unterthan der Obrigkeit u. ſ. w." proteſtirt. — Gegen die Vorſchrift, die Huldigenden ſollen keine Regenſchirme mitbringen, war unter der Bürgerſchaft auch eine ſtille Proteſtation eingetreten, und es war ſehr vernünftig, daß man von Obrigkeit wegen nicht dagegen einſchritt. Als aber beim Regen mehrere Schirme ſich aufſpannten, machte ſich die Polizei unter den Bürgern von ſelbſt, und auch dies ging ohne Störung und Feindlichkeiten ab. Ueberhaupt ſtieg der Humor mit den immer heftiger werdenden Güſſen, als wäre es wirklich ein berauſchendes Getränk, das die Verſammlung erfriſchte und kräftigte. In Paris kommt im Regen keine Emeute zu Stande; in Berlin, hat der Erfolg gezeigt, wird eine Huldigung nicht dadurch geſtört, nicht einmal die Heiterkeit getrübt. — Man ergriff im Gedränge einen Taſchendieb; es wäre zuviel Loyalität von den Dieben gefordert, daß ſie um des Bundes zwiſchen König und Volk willen ihren Beruf aufgeben ſollten. An dem in flagranti Betroffenen wurde ſofort Juſtiz verübt, ohne Polizei und Stadtgericht dabei zu bemühen. Unter den Zurechtweiſungen des Volkes, die empfindlicher als der Regen auf ſeinen Rücken träuften, ſchrie der Schelm: „Is des Huldijung!" Sie ſehen, der Berliner Witz kann ſich unter keiner Situation verleugnen. Am ſchlimmſten ging es den Damen, welche in ihrer feinſten Toilette unter der offenen Tribüne ſaßen, und ſie nicht einmal verlaſſen konnten, als der heftigſte Regen niederſtrömte. Wer verargt es ihnen, wenn da die Regenſchirme ſich plötzlich aufſpannten? Es hatte, von den höhern Punkten aus geſehen, den Anblick einer römiſchen Teſtudo, die von Tauſenden von Schilden ſich plötzlich über den Köpfen der Sturmlaufenden wölbt. Aber das wurde von dem Publikum, welchem dadurch die Ausſicht geraubt war, noch viel weniger geduldet, und hier kam es zu unangenehmen, ja rohen Auftritten. Glücklicherweiſe verhallten und verſchwanden ſie unter dem allgemeinen Jubel.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 41.

Sonnabend, 28. November 1840.

[576]

Lenau's Fauſt, 2te Auflage.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fauſt.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden echter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung gegrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[438] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist **jetzt vollständig** erschienen:

NAPOLEON.

Text von P. M. Laurent. 113 Bogen.

Zeichnungen von Horaz Vernet. 456 Abbildungen.

Subſcriptionspreis: Elegant brochirt. Preis 6 Thlr. 16 Gr. = 10 Fl. Conv.-Mze. = 12 Fl. rhein.

---

[583] Bei Hinrichs in Leipzig iſt eben erſchienen:

Penelope.

Taſchenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von Th. Hell. 30r Jahrg. oder Neue Folge, 1ſter Jahrgang. Mit Stahlſtichen. kl. 8. 26 Bog. eleg. gebd. mit Goldſchnitt. 2 Thlr.

Der anziehende Inhalt: Biograph. Skizzen: Erzherzog Stephan; Marie von Orleans. — Skizzen aus der Schweiz. — Die Hochzeit des Zwiebelkönigs Eps von **Kornfeger**. — Wege Gottes von N. Fronberg. — Das Gold der Pinheiros von Th. Mügge. — Die Felſenmühle von E. d'Eſtrées. — Gedichte von **Seidl, Vogl, Krebs, Kilzer.**

Die noch vorräthigen Jahrgänge 1828 bis 1831, 1833 — 1839 ſind zu 12 gGr. herabgeſetzt.

---

[575]

Weihnachtsbücher,

welche ſich durch Schönheit, gediegenen Inhalt und billigſte Preiſe empfehlen.

Verlag von Weiſe & Stoppani in Stuttgart.

Rebau, H., Volksnaturgeſchichte aller drei Reiche, oder gemeinfaßliche Beſchreibung der merkwürdigſten nützlichſten und ſchädlichſten Thiere, Pflanzen und Mineralien. Nebſt einer ausführlichen Anweiſung, Säugethiere, Vögel und deren Eier und Neſter, Amphibien, Fiſche, Käfer, Schmetterlinge, Würmer, Pflanzen, und Mineralien u. ſ. w. zu ſammeln und aufzubewahren. Nach den beſten Quellen und Hülfsmitteln bearbeitet. Ein Band von 800 Seiten Lexicon-Format, ſchön und ſolid gebunden, mit mehr als 200 illuminirten Abbildungen auf 40 großen Steintafeln und geſtochenem Titel. Zweite verbeſſerte und mit einem Regiſter vermehrte Auflage. 7 fl. 12 kr. — 4 Thlr.

Gebauer, A., das erſte Leſebuch für Kinder. Ein Band, ſchön gebunden, mit 20 Bildern. 1 fl. 30 kr. — 21 Gr.

Hoffmann, Fr., Freundliches für freundliche Kinder von 4 bis 6 Jahren. Ein Band, elegant gebunden, mit 20 Bildern. 1 fl. 30 kr. — 21 Gr.

Poppe, v., Hofrath Dr. J. H. M., der neue Tauſendkünſtler und Magiker. Die Beſchreibung und Erklärung ſeiner Künſte und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt überhaupt, nach richtigen phyſikaliſchen, chemiſchen und mechaniſchen Grundſätzen. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Mit 5 Steintafeln. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. geb. 1 fl. 30 kr. — 18 Gr.

Zimmermann, W. F. A., der phyſikaliſche Jugendfreund. Eine Reihe von Kunſtſtücken aus

Digitized by Google

verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften. Ein Band von 25 Bogen, elegant gebunden, mit 104 Abbildungen auf 14 Tafeln. 2 fl. 24 kr. — 1 Thlr. 8 Gr.

Zimmermann, F. W. A., das Meer, ſeine Bewohner und ſeine Wunder. Seitenſtück zu K. F. V. Hoffmann's Erde und ihre Bewohner. Zwei Theile, ſchön gebunden, mit herrlichem Stahlſtich und 13, zum Theil ausgemalten Tafeln. 4 fl. 48 kr. — 2 Thlr. 16 Gr.

Hoffmann, K. F. V., Wandkarte der alten Welt, in vier großen Blättern, in Stein geſtochen von E. Winkelmann. 3 fl. 36 kr. — 2 Thlr.

Vorräthig in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz.

---

[569] **Neue vierstimmige Männergesänge.**

Durch alle Musik- und Buchhandlungen zu haben:

Reissiger, Blücher am Rhein. Der Sänger Ständchen. Für fröhliche Liedertäfler. Op. 157. 20 Gr. = 1 fl. 27 kr. rhein.

Blücher am Rhein wird gewiss überall rauschenden Beifall gewinnen.

Schmidt, J. P., Preussens Huldigungslied. 10 Gr. = 45 kr.

Banck, 6 Weinlieder. Op. 38. 2 Hefte. à $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Eckert, Der Waffenbrüder letzter Gruss. Volkslied von Förster. Op. 14. $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Taubert, 2 Guttenbergslieder. Op. 51. $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Obige Gesänge für eine Singstimme. à 4 — 12 Gr. = 18 — 54 kr.

Unter der Presse: Die beim Ritterschaftsfest mit grösstem Beifall aufgenommenen Gesänge.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[563] Durch alle Buchhandlungen iſt von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Auguſt Frankl.

8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[500] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf

einer

Liturgie

für die

evangeliſche Kirche

im

Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf, ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind außer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[582] Stuttgart. In Unterzeichneter iſt ſo eben erſchienen und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz vorräthig:

Pantheon

auserleſener Erzählungen des Auslandes.

Mit einem Vorworte von

Albert Knapp.

Preis für alle 6 Bände, enthaltend 75¼ Bogen im Schillerformat auf feinſtem Velinp. 2 fl. 42 kr. rhein. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Mit dem ſechsten Bande iſt nun dieſe treffliche, in ihrer Art einzige Sammlung vollendet, und wir fügen dem ausgezeichneten Beifalle, mit dem ſie in allen Theilen Deutſchlands begrüßt wird, nur noch die Bemerkung bei, daß ſie ganz vorzüglich zu Weihnachts-, Geburtstags- und andern Feſtgeſchenken ſich eignet.

Chr. Belſer'ſche Buchhandlung.

---

[579] Im Verlage des Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Atlas

über alle Theile der Erde in 24 Blättern

für Schulen und zum Selbſtunterricht

nach

Schacht's, Pyſtor's und Zachariä's Lehrbüchern

bearbeitet von

Eduard Wagner.

1ſte Lieferung, gr. Fol. geh. auch unter dem Titel:

Kleiner Atlas für Schulen in 8 Blättern.

Subſcriptionspreis 12 Gr. oder 54 kr.

Dieſer Atlas, unter Mitwirkung mehrerer ausgezeichneten Geographen, nach einer guten Methode bearbeitet, zeichnet ſich auch durch großes Format, Schönheit und Deutlichkeit des Stichs und Drucks, wie durch äußere Eleganz vor den meiſten ähnlichen Werken rühmlichſt aus. In allen Buchhandlungen liegen Exemplare zur Einſicht vor und man bittet [illegible]

Herren Lehrer, ſich durch eigene Anſicht von der Vortrefflichkeit der Karten zu überzeugen. Der Schluß des Atlaſſes erſcheint in 2 Lieferungen noch im Jahr 1840. jede Lieferung koſtet ebenfalls 12 gGr. oder 54 kr. alſo der vollſtändige Atlas Rthlr. 1. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. Subſcribentenſammler erhalten auf 10 Exemplare ein Freiexemplar.

Darmſtadt, 1. Okt. 1840.

L. Pabſt.

---

[571] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Saul.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Karl Beck.

Preis 16 Gr.

Dieſes erſte Trauerſpiel des hochbegabten jungen Dichters vereinigt die jugendlich ſtürmende Gluth und den Gedankenſchwung ſeiner „Nächte" mit der plaſtiſchen Kraft der erſten männlichen Reife. Wir dürfen deshalb nur auf die dämoniſchen Geſtalten: Saul, Marie und die Todtenbeſchwörerin Endor hinweiſen.

In das Nachtſtück, welches der Held ſpielt, tritt verſöhnend und beleuchtend Davids Liebe, Davids milderes Heldenthum.

Das Ganze bietet ein tief ſinnvolles Gemälde der Vorzeit.

Leipzig, Okt. 1840.

L. H. Böſenberg.

---

[567] In dem Verlage der Unterzeichneten iſt erſchienen:

Memoiren

einer

Pairin von England

zu Fox Zeiten.

Herausgegeben

von

Lady Charlotte Bury,

überſetzt

von

Amalie Winter.

Velinpapier, geheftet. Preis: 3 Thlr. 12 Gr.

Braunſchweig, den 1. Okt. 1840.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[585] Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Jahrbuch

der

Novellen und Erzählungen.

Eine Weihnachtsgabe für 1840

von

Eduard von Bülow.

8., ſauber brochirt. Preis 2 Thlr.

Die zu literariſchen Weihnachtsgaben ſeit ſo langer Zeit beliebten deutſchen Taſchenbücher finden immer mehr Urſache, ſich zu regeneriren. Der artiſtiſche Schmuck fällt theilweiſe weg, und die Herausgeber verſuchen dieſen Zweig der Unterhaltungsliteratur wiederum in der Achtung des Publikums zu heben, indem ſie, wie z. B. die neue Folge der Urania, dem Inhalte größere Aufmerkſamkeit widmen. —

In dieſem Sinne erlaubt nun auch die unterzeichnete Verlagshandlung ſich mit einem Taſchenbuche ohne Kupfer der Reihe ähnlicher Unternehmungen anzuſchließen und den erſten Theil dieſes Jahrbuchs als zweckmäßige Weihnachtsgabe dem gebildeten Publikum beſtens zu empfehlen.

Es iſt der Zweck des Herausgebers neben eigenen Novellen und Erzählungen werthvolle neuere und ältere unbekanntere Produktionen der Novelliſtik mitzutheilen. Jedoch ſchließt er bloße Ueberſetzungen davon aus und wird in der Hinſicht vorzugsweiſe nur ſolche Beiträge wählen, die er durch Bearbeitung oder Redaktion ſich mehr oder minder aneignete. Er hofft damit mehr als einen vergeſſenen oder verborgenen Schatz der modernen Novellenliteratur zu neuem Anſehen zu bringen und ſchmeichelt ſich, daß gleich die zweite und vierte Mittheilung dieſes Jahrbuchs als ſolche Schätze anerkannt werden. Die Geſpenſtergeſchichte dürfte das Beſte ſeyn, was der bekannte engliſche Reiſende Grattan geſchrieben hat und iſt hier von der nationalen beliebten Breite befreit. Die Geſchichte des armen Tockenburgers ſpricht gewiß ſelbſt an jedes deutſche Herz, und gehört wohl zu den muſterhafteſten idylliſchen Schilderungen, die wir beſitzen. Hr. v. Bülow hat dieſe poetiſche Goldſtufe von den Schlacken der beiden ſtarken Bände des Originals geſchieden. — Deſſen drei eigne Novellen müſſen von der Leſewelt nothwendig verſchieden aufgenommen werden; eine unparteiliche Kritik wird aber ſicherlich anerkennen, daß ſie die Unterhaltungsliteratur von der ernſten würdigſten Seite repräſentiren. Sie erſchüttern oder ſpannen gleich ſehr und erfreuen poetiſch gewiß ein zahlreiches Publikum. — Hr. v. Bülow gedenkt das Jahrbuch künftig nicht allein fortzuführen, ſondern wird es dankbar anerkennen, wenn geiſtesverwandte Autoren ihm Beiträge anbieten wollen.

Braunſchweig, 1. Okt. 1840.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

---

[570] **Intereſſante Neuigkeit.**

In allen Buchhandlungen liegt vorräthig:

Stammbaum der Napoleoniſchen Familie. Mit den wichtigern hiſtoriſchen Notizen. Von Dr. F. Günther. 5 Bogen in Quarto, mit Napoleons Wappen. geh. Preis 6 Gr.

Eine unſerer Zeit angemeſſene, höchſt wichtige Schrift.

---

[589] Bei E. Kummer in Leipzig iſt erſchienen:

Fox, G., Die geheimnißvolle Sühne. Roman. Auch als Fortſ. der geheimnißv. Schuld, als Anh. zu dem Roman: das Geiſterſchiff, nach Marryat. 2 Bände. 2 Thlr. 4 Gr.

---

[470] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Denkwürdigkeiten und Geſtändniſſe des

Scharfrichters zu London.

Nach deſſen Dictaten niedergeſchrieben von dem Wundarzte des Newgate zu London. Mit dem Bildniſſe des Scharfrichters. Deutſch durch Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. 8. 1½ Rthlr. od. 2 fl. 42 kr.

Mehre deutſche Zeitſchriften, namentlich die Europa, Miscellen der ausländiſchen Literatur ꝛc. machten bereits auf das Original empfehlend aufmerkſam. Es gehört unſtreitig in die Klaſſe der edelſten Unterhaltungslectüre unſerer Tage; aber auch in die der populärſten Bücher: durch lebenvolle und getreue Schilderungen des Gerichts-

Google

und Volkslebens in England, durch die Enthüllung der intereſſanteſten Geheimniſſe aus dem Gebiete des in London ſo mächtigen Banditen- und Gaunerweſens in allen Abſtufungen, durch die treffendſten Winke über die Urſachen der Demoraliſation und Verwilderung der niedern Volksklaſſen, durch luſtige und tragiſche, aber immer ſehr pikante Züge aus Biographien und Gerichtsverhandlungen.

---

[586] Bei G. Bethge in Berlin iſt erſchienen:

Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenland
von Friedrich Rückert.
2 Bände, à 16 Gr.

Der Renommiſt.
Ein ſcherzhaftes Heldengedicht
von J. F. W. Zachariä.
Mit einleitendem Vorwort von Juſtus Zachariä und 8 Federzeichnungen von Hoſemann.
Preis 10 Gr.

Dies alte, bis jetzt an Humor noch unübertroffene Gedicht wird gewiß in der jetzigen Geſtalt vielen eine willkommene Gabe ſeyn.

Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. **Als Beitrag zur Hymnologie herausgegeben von Dr. Lisco. geb. 1 Rthlr. 12 Gr.**

Logiſche Unterſuchungen
von A. Trendelenburg.
2 Bde. 3 Rthlr. 4 Gr.

---

[587] **Empfehlenswerthes Weihnachtsgeſchenk.**

Im Verlage der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Das vierte Gebot
oder
die ungleichen Brüder.
Erzählung für die Jugend von Guſtav Nieritz.
8. br. mit einem Titelkupfer ⅜ Thlr. oder 41 kr.
Ausgabe auf Velinpapier mit illuminirtem Kupfer, geb. ¾ Thlr. oder 1 fl. 22 kr.

---

[590] Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs, der Schweiz u. ſ. w. zu haben:

Das Dekameron von Boccaccio.
Neu überſetzt von Ernſt Ortlepp.
1. 2. 3. Theil; Taſchenformat. Das Bdchn. à 24 kr. — 6 gr.

Dieß berühmte Werk Boccaccios enthält 100 Novellen, welche eine ſolche Anziehungskraft beſitzen, daß man unwiderſtehlich ans Leſen gefeſſelt wird. Eine heitere Geſellſchaft hat ſich der Peſt in Florenz (1378) durch die Flucht entzogen, und verlebt auf dem Lande poetiſche Tage, deren jedem 10 Novellen gewidmet ſind, daher der Name Dekameron.

Der Verleger fordert jeden Freund dieſes humoriſtiſchen klaſſiſchen Werkes auf, dieſe neue Ueberſetzung mit allen bisher exiſtirenden zu vergleichen, und Niemand wird in der Wahl unſchlüſſig bleiben. — Die Fortſetzung folgt ununterbrochen, und wird das Ganze binnen 3 Monaten im Druck beendigt ſeyn.

---

[556] Bei Heinrich Hoff in Mannheim iſt erſchienen:

Meine Lehre
von der
perſönlichen Fortdauer
des
menſchlichen Geiſtes nach dem Tode,
neu bearbeitet.
Meinen Kindern gewidmet
von
Friedrich Groos.
8. broch. 6 Gr. = 24 kr.

In dieſer merkwürdigen Schrift des berühmten Verfaſſers, welche die größte Verbreitung verdient, iſt die perſönliche Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dem Tode auf das Ueberzeugendſte und Anſchaulichſte dargeſtellt in ganz neuer origineller Art, wie der jedem Menſchen ſo wichtige und heilige Gegenſtand noch nie aufgefaßt worden iſt.

---

[568] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schutt.
Dichtungen
von
Anaſtaſius Grün.
Vierte vermehrte Auflage.
gr. 12. broch. 1 Rthlr.

Leipzig, Oktober 1840.
Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[581] Für dramatiſche Künſtler und Schriftſteller höchſt empfehlenswerth:

Die dramatiſche Poeſie der Deutſchen. Verſuch einer Entwicklung derſelben von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geſchichte der Nationalliteratur von J. Kehrein. 2 Bde. 41 Bog. in gr. 8. Velinp. Leipzig bei Hinrichs. 1840. 2¼ Thlr.

---

[602] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke,
von
Johann Heinrich Voß.
Pracht-Ausgabe in Einem Bande.
Mit fünf und zwanzig Kupferſtichen.
Velinpap. in Umſchl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dieſe Prachtausgabe von Homer's Werken reiht ſich in Format und Papier unſern neueſten ſo beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopſtock, Platen und Pyrker an, die ſie übrigens an typographiſcher Ausſtattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Vierunddreissigſter Jahrgang.

1840.

December.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblatter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kunſtwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einſchluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**" . . . . 5 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ausgleichung. Von R. Morning. 291.
Dichtergruß. Von R. E. Prutz. 293.
Der Rhein und die heutigen Rheinſänger. 296.
Kaiſer Friedrich der Zweite zu Saida und Jeruſalem. Von Hammer-Purgſtall. 300.
Auf dem Hochgebirge. Von E. Reinhold. 301.
Gedichte von L. Seeger. 313.

Räthſel.

Die Sprödigkeit. 308.

Erzählungen.

Zwölf neue Stücklein. Von W. v. Chézy. — Von einem armen Narren. 297 — 299. — Des Junkers Hand. 310 — 312.
Der Rathsherr von Bremen. 306 — 309.

Länder- und Völkerkunde.

Aus dem bayriſchen Hochlande. 299. 301. 302. 303. — 311. 312. 313.

Naturwiſſenſchaftliches.

Der Bremickerſche Komet. Von Dr. Nürnberger. 308 — 310.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber, und vom Verhältniß beider zum Leben der Nation. Von H. Leo. 287. 288. 289. 290. 291. 292. — 295. 296. 297. 298. — 302. 303. 304. 305. 306. 307.
Felix Chriſtian Weiße an Johann Peter Uz. 287. — 292. 293. 294. — 296. — 301.
Das Rubensfeſt. 288. 289. 290. 291. — 294. 295.

Korreſpondenz.

Berlin. 287. 288. — 302. 303. 304. 305. — Stuttgart. 289. — Paris. 290. 291. 292. — 303. 304. 305. 306. 307. — Baden-Baden. 293. 294. — Frankfurt a. M. 294. 295. 296. — Hamburg. 297. 298. 299. 300. 301. — London. 306. 307. 308. 309. 310. 311. — Hannover. 309. 310. 311. — Prag. 312. 313.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Deutſche Geſchichte. 1) Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe. Herausgegeben von Leopold Ranke. — 2) Das Stadt- und Landrechtsbuch Ruprechts von Freyſing. Ein Beitrag zur Geſchichte des Schwabenſpiegels. Von G. L. v. Maurer. — 3) Geſchichte Preußens von den älteſten Zeiten bis zum Untergange der Herrſchaft des deutſchen Ordens, von J. Voigt. — 4) J. E. v. Pfiſters Geſchichte der Verfaſſung des würtembergiſchen Hauſes und Landes. Aus deſſen Papieren von E. Jäger. — Lyriſche Dichtkunſt. Lieder von Julius Altreu.

Nro. 123.

Deutſche Geſchichte. 5) Die Geißler, namentlich die große Geißelfahrt nach Straßburg im Jahr 1349. Frei nach dem Franzöſiſchen des L. Schneegans bearbeitet von E. Tiſchendorf. — Politiſche Wiſſenſchaften. 2) Von der Staatslehre und der Vorbereitung zum Dienſt in der Staatsverwaltung. — 3) Römerthum, Chriſtenthum und Germanenthum, und deren wechſelſeitiger Einfluß bei der Umgeſtaltung der Sklaverei des Alterthums in die Leibeigenſchaft des Mittelalters. Von J. Venedey. — Kinderſchriften.

Nro. 124.

Byrons Werke. 1) Byrons Manfred. Einleitung, Ueberſetzung und Anmerkungen. Ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutſchen dramatiſchen Kunſt und Poeſie von Posgaru. — 2) Dichtungen von Byron. Aus dem Engl. von G. Pfizer. — 3) Don Juan. Aus dem Engl. des Lord Byron. Im Versmaße des Originals überſezt von A. v. Mareis.

Nro. 125.

Deutſche Geſchichte. 6) Geſchichte des Hauſes Habsburg von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. — 7) Geſchichte Kaiſer Friedrichs IV. und ſeines Sohnes Maximilian I. Von J. Chmel. — 8) Geſchichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Buchholtz. — Byrons Werke 4) Junckherrn Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Engl. des Lord Byron. Von Dr. Herrmann von Pommer-Eſche. — 5) Byrons ſämmtliche Werke. Nach den Anforderungen unſerer Zeit neu überſezt von Mehreren. — 6) Lord Byrons ſämmtliche lyriſche Gedichte. Ueberſezt von E. Ortlepp. — 7) Lord Byrons Braut von Abydos, Maſeppa und Lebensklänge, deutſch von W. Gerhard.

Nro. 126.

Erziehungsweſen. 1) Die Lebensfrage der europäiſchen Civiliſation und die Bedeutung der Fellenbergiſchen Bildungsanſtalten zu Hofwyl für ihre befriedigendſte Löſung von Dr. Karl Hermann Scheidler. — 2) Die Erziehungsanſtalt zu Stetten im Remsthale im Königreich Würtemberg. Zweiter Hauptbericht, verfaßt von J. B. Strebel. —

Digitized by Google

3) Die Schulmeiſterſchule. Vierte umgearbeitete Auflage. Von Dr. C. A. Zeller. — 4) Principien der Erziehung und des Unterrichts. Wiſſenſchaftlich unterſucht und beleuchtet von den Gebrüdern Paulus. — 5) Claſſiker und Bibel. Von Dr. Ed. Eyth. — Dichtkunſt. Thomas Moores poetiſche Werke. Deutſch von Th. Oelckers.

Nro. 127.

Volksſagen. 1) Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwald und den Vogeſen. Geſammelt von Dr. A. Schreiber. — 2) Rheinbilder von Dr. Theodor Mörtl. — 3) Deutſche Ahnen in Romanzen aus Geſchichte und Sage von Georg Rapp. — Erziehungsweſen. 6) Ueber Jugendbildung von K. Preusker. — 7) Zur Beurtheilung der Zeitbedürfniſſe der deutſchen Gelehrtenſchulen. Von Ch. Döll. — 8) Darlegung einiger Uebelſtände, welche den Volksſchullehrerſtand im Allgemeinen noch drücken, nebſt Angabe der Erforderniſſe zur Hebung derſelben. Von Wilhelm Nehm. — 9) Bericht an Se. Maj. den Kaiſer von Rußland über das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1838.

Nro. 128.

Romane und Novellen. 17) Walter Scotts ausgewählte Romane, überſezt und herausgegeben von C. Immer und H. Clifford. — 18) Der Landprediger von Wakefield. Von Oliver Goldſmith. — 19) Godwie-Caſtle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. — 20) Gullivers Reiſen von J. Swift. Neu überſezt von L. v. Alvensleben. — 21) Hiſtoriſche Romane der Mrs. Bray. Ueberſezt von Bruckbräu. — 22) Claſſiſche Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebertragungen herausgegeben von Dr. Diezmann. — 23) James hiſtoriſche Romane. — 24) Heinrich von Guiſe. Ein Roman von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Suſemihl. — 25) Leben und Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Von demſelben. — 26) Der Gentleman aus der alten Schule. Ein Roman von demſelben. Aus dem Engl. von Suſemihl. — 27) Die Landſtraße. Ein Roman von demſ. — 28) Aurelias lezte Tage. Hiſtoriſcher Roman vom Verf. der Zenobia. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. — 29) Der Pirat im Golf von Barritaria oder Nordamerikas Seeräuber. Aus dem Engliſchen von L. v. Alvensleben. — 30) Das Wirthshaus in den Hochlanden. Von Duncan Mac. Alpin. Aus dem Engl. — Erziehungsweſen. 10) Die Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Aus dem Franz. der Frau Necker Sauſſure überſezt durch C. A. Jacobi. — Landeskunde der Schweiz. 1) Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. Von Dr. J. G. Ebel. Im Auszug bearbeitet von G. v. Eſcher. — 2) Die Schweiz mit ihren Ritterburgen und Schlöſſern. Hiſtoriſch dargeſtellt von vaterländiſchen Schriftſtellern. — 3) Ein Tag in Baſel. Ein Fremdenführer.

Nro. 129.

Sprachlehre. Declamatorik oder vollſtändiges Lehrbuch der deutſchen Vortragskunſt. Von Ch. F. Falkmann. — Kunſtgeſchichte. Skizzen zur Kunſtgeſchichte der modernen Medaillenarbeit (1429 — 1840). von H. Bolzenthal. — Geſchichte. Hiſtoriſch-geographiſcher Handatlas von K. v. Spruner. — Schriften über Blindenanſtalten. 1) Die großherzoglich badiſche Erziehungs- und Bildungsanſtalt für junge Blinde, vom Vorſtand der Anſtalt, Franz Müller. — 2) Der Blinde. Epiſches Gedicht. Von demſelben. — Taſchenbuch auf 1841. Immergrün. — Biographie. Jean Paul Fr. Richter. Von J. Funk.

Nro. 130.

Biographien. 1) Des Sergeanten J. G. Fäßler Militärſchickſale und Reiſe nach Griechenland, Aegypten und dem gelobten Lande. Von ihm ſelbſt erzählt. — 2) Abdelkader oder drei Jahre eines Deutſchen unter den Mauren. Von J. C. Berndt. — 3) Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien von A. Jäger. — Erbauungsliteratur. Jeſus Chriſtus. Tagebuch eines Gläubigen. Von G. Genzel.

Nro. 131.

Philoſophie. 1) Die Idee der Gottheit. Ein Verſuch, den Theismus ſpekulativ zu begründen. Von Dr. C. Ph. Fiſcher.

Nro. 132.

Philoſophie. 1) Die Idee der Gottheit ꝛc. (Schluß.) — 2) Entwicklungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti, dargeſtellt von J. A. Dorner.

Kunſt-Blatt.

Nro. 96.

Ueberſichtliche Beſchreibung älterer Werke der Malerei in Schwaben

Nro. 97.

Lithographie. 1) Voyages et aventures du Docteur Festus. Genève. — 2) Monsieur Pencil. — Neue Radirungen. 1) Album deutſcher Künſtler, in Original-Radirungen herausgeg. von Julius Buddeus. — 2) Deutſche Sprüchwörter und Reime in Bildern. Entworfen und radirt von H. Dyck. — 3) Coſtümbuch für Künſtler herausgeg. von einem Verein von Künſtlern. — 4) Fünf landſchaftliche Radirungen von K. Wagner. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 98.

Ueberſichtliche Beſchreibung älterer Werke der Malerei in Schwaben. (Schluß.) — Bauwerke.

Nro. 99.

Archäologie. 1) Die Akropolis von Athen nach den neueſten Ausgrabungen. Erſte Abtheilung: der Tempel der Nike Apteros. Von Dr. Roß, Ed. Schaubert und Chriſt. Hanſen. — 2) Das Erechtheion zu Athen ꝛc. Nach dem Werke des H. W. Inwood. — Bauwerke. — Bildnerei.

Nro. 100.

Neue Kunſtwerke in München. (Fortſetzung.) — Lithographie. 1) Auswahl der vorzüglichſten Denkmäler des Münchner Kirchhofs. — 2) Studien von Jagdthieren zum Gebrauch für Zeichnungsſchulen und für Jagdfreunde. Nach der Natur und auf Stein gezeichnet von A. Schleich. — Bildnerei. — Kupferſtiche. — Kupferwerke. — Stahlſtichwerke. — Photographie.

Nro. 101.

Die Ausſtellung des großherzoglichen Kunſtinſtituts in Weimar vom 5. bis 20. September. — Archäologie. Herculanum und Pompeji. Geſtochen von H. Roux d. Ae. u. Ad. Bouchet. — Illuſtrirte Werke. — Techniſches. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunſtgeſchichte. — Statiſtik der Kunſt. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 102.

Die Ausſtellung des großherzoglichen Kunſtinſtituts in Weimar vom 5. bis 20. Sept. (Schluß.) — Holzſchnittkunde.

Nro. 103.

Kunſtnachrichten aus Florenz. Oktober. — Neue Kupferſtiche. The Royal Cortege in the Windsor Parck. — Portrait of his Royal Highness the Duke of Cambridge p. Lucas, eng. Cousins. — La bella del Dominichino, Dominichino Zampieri peint. Wilkfield sc. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 104.

Neue Kupferwerke. Ludwig Schwanthaler's Werke. Zweite Abtheilung. Der Kreuzzug des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa. Nach der Originalzeichnung des Künſtlers geſtochen unter der Direktion des Prof. S. Amsler. Mit hiſtoriſchen Erläuterungen von K. Schnaaſe. — Neue Kupferſtiche. Châtelaine partant pour la chasse und Algérienne allant à la chasse, peint par Horace Vernet, grav. par Jazet. — Leonore, peint par Horace Vernet, gravé par Jazet. — La Esmeralda, peint par Steuben, gravé par Jazet. — Galerie Aguado Livr. V. — Der italieniſche Hirtenknabe, gemalt von Pollak, geſt. von Eduard Mandel. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 105.

Die neuentdeckten etruriſchen Gräber bei Chiuſi. — Bildnerei. — Denkmäler.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 30. November 1840.

Der Feind hat uns zum Abgrund hingetrieben;
Es ziemt ſich mehr, von ſelbſt hineinzuſpringen,
Als zu erwarten ſeinen lezten Stoß.

Shakespeare.

Das Banquet auf Chickſand-Caſtle.

(Schluß.)

Die Nacht war kaum um eine Stunde vorgerückt, als ein luſtiges Leben und Toben auf Chickſand-Caſtle laut wurde. Die Diener, die Roßknechte und die zunächſt wohnenden Pächter waren in der Geſindeſtube zuſammengekommen und ſangen und jubelten bei ihren vollen Weinkrügen, daß die Mägde und alle weiblichen Domeſtiken aus Angſt vor der losgebundenen Rohheit davongelaufen waren und ſich in ihre Kammern verriegelt hatten. Nur zwei Männer ſaßen ſtill unter dem allgemeinen Jubel auf der Bank, den Rücken an die Wand gelehnt, neben einander; das waren Maſter Willoughby, der Tabellio, der, von des Baronets Worten erſchreckt, ſich vor dem Bezechen hütete und über das faule Ei nachſann, welches Sr. Gnaden ausbecken könnten, und Griffith, der Haushofmeiſter, der voll Angſt auf die Töne lauſchte, die aus der Ritterhalle herüberdrangen. Von Zeit zu Zeit ſchritt er hinaus und ſtieg ſachte die Wendelſtiege empor, um beſſer vernehmen zu können, was die Herrſchaft dort oben treibe, die ihm ſo ſtrenge befohlen, Niemand herauf zu laſſen. So ſtand er lauſchend, der alte Mann, auf der engen Stiege, eine Hand an ſein Ohr haltend, mit der andern an die Wand ſich lehnend, daß er die ganze Breite der Treppe einnahm. Er ſenkte den Kopf mit einem Stoßſeufzer, daß ſeine Sinne vom Alter ſo ſtumpf geworden und ſein Ohr keinen deutlichen Ton mehr aufzufaſſen vermöge, ſondern jezt ihm eine Todtenſtille vorſpiegle, wo er doch dreizehn kräftige und geſunde Männer beim Banquette und ihren Krügen voll Burgunder- und Xeresweins wußte. Da huſchte plötzlich etwas an ihm weich vorüber, ſein Arm wurde ſachte, aber mit einer Kraft, die keinen Widerſtand zuließ, weggeſchoben, daß er, ſeiner Stütze beraubt, auf das Knie ſinken mußte und an der Kante der ſteinernen Stufe, die zunächſt vor ſeinem Fuße war, das Schienbein ſich wund quetſchte; zu gleicher Zeit ſah er ein lichtes, flatterndes Gewand mit dem lezten Zipfel um die nächſte Biegung der Stiege verſchwinden. Oben wimmerte ein Säugling. — „Gott ſteh uns bei in dieſer Nacht!“ murmelte Griffith, indem ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat. „Das iſt die Jungfrau von Chickſand, die wieder umgeht: es iſt das lezte Mal, daß du ſie ſiehſt, Griffith!“

Seine Angſt ließ ihn nicht länger auf der Stiege; aber er ſchritt nicht hinab, ſondern warf die ſchweren Schuhe von ſeinen Füßen und ſchlich leiſe auf den Socken die Stufen hinauf, die zur Thüre der Halle und dann ſchmaler werdend noch weiter empor führten auf einen Corridor, welcher, an einem Ende nur von einer Baluſtrade geſchloſſen, ſein Licht aus der Halle empfing und

Digitized by Google

einen freien Blick in den großen Raum hinunter gewährte. Hierhin tappte der alte Mann die Stiegen hinauf. Das Ende des Corridors war von den Streiflichtern, die von den unten an den Wänden flammenden Fackeln durch die Stangen der Baluſtrade ſchräg hinauffielen, grell und rothglühend erhellt; aber Griffith hielt ſich ſeitwärts im Schatten an der Wand und lugte ſo unſichtbar in die Halle hinab.

Ihm gegenüber am Ende des ſchweren, gebohnten Tiſches ſaß der Schloßherr in ſeinem hohen Armſeſſel, an beiden Seiten hinab ſeine Söhne, Enkel und Neffen, dreizehn Männer in allem, alle in ihrem beſten Waffenſchmuck, im Harniſch und das Schlachtſchwert ſeitwärts an ihre Sitze gelehnt. Zwei von ihnen hatten Jeder einen Säugling auf ihrem Schoße liegen, ein dritter einen Knaben von etwa fünf Jahren rittlings auf ſeinem Knie. Vor dem Baronet ſtand der große Familienpokal, ein ſpringendes Einhorn, künſtlich gearbeitet aus getriebenem Silber, mit vergoldetem Horn, Schweif und Mähnen; er hatte den Deckel herunter genommen und goß zwei Krüge Weins hinein und nahm dann eine Phiole, aus der er einen braunen Saft dazu miſchte. — „Um vier Uhr, wenn es von Sanct Giles läutet," ſagte er dann mit einer hohlen, wie gebrochenen Stimme, in der eine Art gefaßter Wuth lag, „wird die Hand eines ſchmutzigen Buben dies Sinnbild der Reinheit und der Kraft beſchimpfen, das ſeit Jahrhunderten der würdig behauptete Stolz der Osbourne war; in dieſer Nacht wird der Henker es zerſchlagen, um eine Schande darüber zu bringen, die zu entſetzlich iſt, um ſich dem Lichte des Tages zeigen zu dürfen. Wer den Muth hat, ohne das Wappen zu leben, das ſeine Väter rein und glänzend zu halten wußten, zu leben mit dem Brandmal des Schimpfs auf ſeiner Stirne, hinuntergetreten in die niedrigſte Hefe des Pöbels, der gehe hinaus und lade ſich an der vogelfreien Luft, die ſein Element wird, wenn die Glocke von Sanct Giles viere läutet; der gehe hinaus und verberge ſich in die Nacht, die den Mantel um ſeine Schande breitet: er hat in der Halle der Osbourne nichts zu ſuchen und das Blut ihrer Adern rollt nicht in den ſeinen. Wer aber nicht will, daß man ſage, es habe ein Mackel an dem Namen, ein Flecken auf dem Wappenſchilde ſeines glorreichen Hauſes gehaftet, ſo lange auch nur ein Sproß deſſelben am Leben geweſen ſey, der thue mir Beſcheid aus dieſem Becher: er läßt für uns die Glocke von Sanct Giles keine Stunde mehr ſchlagen."

Der Baronet erhob ſich und trank; dann reichte er ſeinem älteſten Sohne den Familienpokal, der ihn weiter herumſandte, bis ſie Alle in raſchen Zügen geſchlürft hatten. Den Säuglingen wurde mit Löffeln daraus eingetränkt, der Knabe, der verſchüchtert in die düſtern und ſtummen Geſichter ſeiner Ohme ſchaute, ſchlürfte den Reſt mit der Hefe ein, worauf er auf der Stelle Zuckungen bekam und winſelnd ſich zuſammenkrümmte, bis er nach wenigen Minuten mit einem leiſen Schrei todt an die Bruſt ſeines Vaters ſank. Der Schloßherr wiſchte bei dieſem Anblick eine Thräne aus ſeinen grauen Wimpern, lehnte ſein Haupt an die Lehne ſeines Seſſels zurück und ſprach einige Worte, die nicht mehr bis in den Verſteck des lauſchenden Griffith hinaufdrangen. Der alte Haushofmeiſter ſank in die Knie, als er aus dem Tode des Knaben den unſeligen Hergang und das ganze Unheil begriff. Seine Glieder brachen unter ihm zuſammen, eine kalte Todesangſt hauchte ihn an, es war ihm, als läge die eiſigfeuchte Hand der Jungfrau von Chicksand in ſeinem Nacken, auf ſeiner Bruſt, als ſchnüre ſie ihm die Kehle zu. Er ſank beſinnungslos zu Boden.

Als die Thurmuhr mit lauten Schlägen halb vier in die Nacht hineingellte, machte ſich Maſter Willoughby auf, an ſein Geſchäft zu gehen, wie ihm Sir Peter geboten hatte. Von ſeinen Zeugen und einem Knechte, der taumelnd die Fackel hin und her ſchlenkerte, gefolgt, ſtieg er die Wendeltreppe hinan und trat in die Halle.

„Sie haben des Guten zu viel gethan, Maſter Clarke," ſagte er. „Seht, wie ſie da liegen, der eine über dem Tiſche, der andere drunter; eine ſchöne Stunde, einen Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorzunehmen! Du Burſch da, halte die Fackel gerade! das glühende Harz wird dir auf die Bärentatzen laufen. Geh hin und wecke Sir Peter!" — „Thut das ſelbſt, Maſter Willoughby, wenn Ihr es könnt," ſagte der Knecht, indem er ſein Licht vor das bleiche Antlitz des Schloßherrn hielt, der, die Hände krampfhaft über dem Leibe in einander gepreßt, in ſeinem Seſſel zuſammengekauert ſaß, das eine Knie bis an das bärtige Kinn hinaufgezogen. — „Wenn Ihr es könnt, Maſter Willoughby," ſagte der Knecht, „denn bei meiner armen Seele, Sir Peter iſt todt!" — „Todt? Gott ſey uns und ihnen gnädig! Von dieſen Schläfern athmet keiner mehr!"

Trotz dem vergaß der Notar ſeine Pflicht nicht. Ein Dokument, welches nach einer Woche beim Wappenamt zu London einlief, bezeugte für ewige Zeiten, daß kein männlicher Sproß des Hauſes Osbourne die Schande ſeines Namens habe erleben wollen, und daß ſie Alle mit mackelloſem Wappenſchild zur Erde beſtattet ſeyen in der Gruft ihrer Ahnen an der Dorfkirche zu Chicksand in Bedfordſhire.

Felix Chriſtian Weiße an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

9ten Juli 1769. — Ihr Urtheil über Klopſtocks neue Geſänge der Meſſiade iſt auch das meinige, und ſo ſehr

ich mir auch von Pr. Sulzern habe müſſen vorpredigen laſſen, daß ſo was Göttliches über die deutſche Sprache noch nicht geſchrieben worden, als Kl. Fragment über den Hexameter, ſo ſehr muß ich meine Unwiſſenheit geſtehen. Durch ſeine Geſänge habe ich mich noch nicht ganz durchwürgen können. Ich geſtehe ihm ſeine poetiſchen Verdienſte gerne zu, aber wenn jeder ſo wie er mit der Sprache verfahren will, ſo werden wir bald einander ſelbſt nicht mehr verſtehen. Die itzigen kritiſchen Zeiten machen mir das Amt eines Kunſtrichters ſehr unangenehm. Man darf nicht mehr laut ſagen, was man denkt, wenn man nicht einen ganzen Schwarm wider ſich aufbringen will. Ich wollte es nicht wagen, Klopſtocken zu tadeln; Leſſing, Gerſtenberg, Cramer u. A. würden auftreten, um mich zu demüthigen. Mit Klotzen und der Erfurtiſchen Club iſt es noch ärger; denn dieſe werfen gar mit Kothe. Kein witziger Kopf exiſtirt, ich will beinahe den einzigen Rammler ausnehmen, der nicht an einem kritiſchen Monat- oder Wochenblatte mittelbar oder unmittelbar Antheil hat. Nun wage man es, Jemanden dieſer freimüthig zu beurtheilen, ohne gleich Krieg zu haben. Sie werden daher in meiner Bibliothek finden, wie ſehr ich mich hüte, auf einen unſerer witzigen Köpfe zu ſtoßen, und wenn ich es nicht mehr werde vermeiden können, ſo lege ich mein kritiſches Amt, wie Sie das poetiſche, nieder.

11ten Oct. 1769. — Die Lieder nach dem Horatz von Gleim haben auch bei uns nicht viel Beifall finden wollen, und (unter uns geſprochen: denn genus irritabile vatum!) ſollte er zu tändeln aufhören. — Man machet viel Geſchrey von einer deutſchen Dichter-Akademie, die der Kayſer ſtiften will, und Klopſtock ſcheint in ſeiner Dedication an ihn darauf zu deuten; ich aber habe noch keinen rechten Glauben, ungeachtet man es wohl wünſchen könnte; Klopſtock, ſagt man, ſoll Präſident davon werden.

26ſten Jänner 1770. — Daß wir unſern Gellert verloren, wiſſen Sie, und ich zweifle nicht, daß Sie auch auf des frommen, rechtſchaffenen Mannes Grab eine Thräne geweinet haben. Wenig Menſchen werden einen ſo allgemeinen Beifall mit aus der Welt nehmen. Alles machet itzt Klagen über ſeinen Tod, aber wie wenige ſind, deren Klaglieder ihn ehren! Außer Cramers, Denis und Maſtaliers iſt alles, was ich noch geſehen, ſo elend, daß ſich der gute Gellert im Grabe ſchütteln möchte. — Wielands Diogenes wird nunmehr auch zu Ihnen kommen, denn er wird ſeit acht Tagen verkauft. Ein anderes Buch von ihm: Beiträge zur Geſchichte der Menſchheit, eine Nachahmung des Triſtram Shandy in 3 Thl. iſt auch ſchon wieder unter der Preſſe; alles iſt voll von Zügen des Genies und einer feinen Laune; aber das kann ich dem Manne nicht vergeben, daß er eine ſo epikuräiſche Moral unter uns einführen und die Heiligkeit der Sitten durch lauter wollüſtige Gemälde, in denen er ſich noch dazu beſtändig wiederholet, aus dem Herzen unſerer Jugend zu verdrängen ſuchet. Welch ein Pendant zu dem frommen und doch nicht heuchleriſchen Gellert!

25ſten März 1770. — Herr Kretſchmann, der Verfaſſer des Rheigulphs, hat mir ſchon wieder einen neuen ſolchen Bardengeſang auf Kleiſten zugeſchickt: ich bin aber durchaus nicht damit zufrieden. Es ſcheint mir noch dazu ungereimt, daß ein alter Barde von 1500 Jahren her auf einen itzt verſtorbenen Dichter was unter ſeinen Lüftchen hermurmeln ſoll, und der ſeltſame Ton, den ſich dadurch unſere Dichter vollends angewöhnen, die Vernachläſſigung der Sprache, die wunderbare Nachäffung entfernter Sitten und Zeiten — was ſoll daraus werden! Schon lange hätte ich in der Bibliothek einmal einen Ausfall darauf gethan, wenn ich nicht das ganze nordiſche Reich wider mich aufbrächte. Ich habe auf unſern guten Gellert eine ſimple Elegie gemacht, die ich Ihnen zu dem itzigen Stücke der Bibliothek werde beilegen laſſen: ſie wird ohne Zweifel viele Tadler finden, da alles ſich itzt zu den Wolken erheben und Niemand auf der Erde bleiben will; aber wenn ſie nur meine Empfindungen auf eine nicht ganz unwürdige Art ausdrücket, ſo will ich ſchon zufrieden ſeyn. — Eheſter Tage ſollen wir Hrn. Wielanden hier haben. So neugierig ich bin, den Mann kennen zu lernen, ſo furchtſam bin ich auch. Einem öffentlichen Lehrer der Moral kann ich es doch nimmermehr vergeben, wenn er in ſeinen Schriften Zweifelſucht und Wolluſt auf eine ſolche Art wie er prediget. Welch ein Kontraſt mit dem ſeel. Gellert, deſſen ſchönſtes Kapitel in ſeiner Moral die Bewahrung der jugendlichen Unſchuld war. Dieſe Meſſe hat W. uns wieder den Combabus geliefert, dem mehr dergleichen Erzählungen folgen ſollen. Seine Beiträge zur Geſchichte der Menſchheit haben viel Schönes, aber auch viel geſuchten und erzwungenen Witz, vielfältige Wiederholungen und nicht ſelten auch ein ausgedehntes Gewäſche; dies darf man freilich nur einander in's Ohr ſagen, wenn man nicht mit der Hälliſchen und Erfurther Club, oder auch mit ihm ſelbſt Krieg haben will; denn er hat ſehr viel Eigenliebe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Die Huldigung.

Die Deputirten der Städte und der Landgemeinen haben beſchloſſen, wie es die Stadt Berlin gethan, auch ihrerſeits dem König ein Geſchenk darzubringen. Ihre Wahl, ein

Digitized by Google

großes Gemählde der Huldigung ſelbſt fertigen zu laſſen, iſt gewiß zu loben. Aber wie ſoll es ausgeführt werden? Profeſſor Krüger iſt allerdings der Mann für derartige große Parade- und Volksſtücke, und die Mannigfaltigkeit der Trachten, der Gewerbsaufzüge und Uniformen wird ihm zu Hülfe kommen, um das Bild mehr zu beleben, als bei den Paraden, die man ihm früher aufgab. Aber welche Leinwand umfaßt das, was wir ſahen! Will der Künſtler einen Totaleindruck liefern — und es könnte ein impoſantes Bild werden: die großartige, geſchmückte Architektur, die bunten Volksmaſſen, der bewölkte Himmel, die Regengüſſe, die durchbrechende Sonne — ſo muß jeder Anſpruch auf Porträtähnlichkeit wegfallen. Führte er nur den Vordergrund, den König auf der Treppe aus, und entfernte die ſchwörenden Bürger in den Hintergrund, ſo würde das eigentliche Volksbild zu ſehr eine verſchwindende Maſſe werden und der Aufgabe wenig entſprechen. Sie iſt aber ſo bedeutungsvoll, gewiß die ſchönſte, die dem Künſtler je geworden, daß er wohl einen Mittelweg auffinden wird, einen Standpunkt, auf dem wir den König und ſeine Umgebung porträtirt ſehen und zugleich in die Geſichter der frohen Bürger ſchauen. Das Wort des Königs, daß ihm Aller Wohl gleich nahe am Herzen liegt, muß auch durch das Bild repräſentirt werden. — Dieſer Sonnenſtrahl, der durch die Wolken am Schluß der Feier brach, hatte eine ſo entzückende Lichtwirkung, einen Effekt, wie ihn nur der Maler wünſchen kann. Die Tauſende von Fähnlein, Federn, Standarten, die goldenen Stäbe und Embleme der Gewerke, Alles glänzte im Regenſchauer und Sonnenlicht wie eine Erſcheinung aus dem Feenreiche. Möchte der Maler auch nicht die Bäume an der Waſſerſeite des Luſtgartens vergeſſen; ſie ſtrozten zwar nicht von grünem Laube, aber von lebendigen Menſchen. Hunderte von Burſchen hingen in den verwegenſten Stellungen einen halben Tag in den ſchwankenden Aeſten. Auch da ereignete ſich kein merkliches Unglück.

Am Morgen wäre es vielleicht möglich geweſen, daß die Kanonen, hätte man ſie früher gelöst, die drohendſten Wolken vermöge der Erſchütterung durchbrochen hätten. Der Tag war aber einmal dem Regen verfallen, und die Güſſe des Nachmittags hörten auch am Abend nicht früh genug auf, um die Illumination in dem Glanze ſich entwickeln zu laſſen, wie es beabſichtigt war. Es wäre die reichſte und geſchmackvollſte Beleuchtung geworden, die Berlin je ſah. Von dem Wenigen, was zu Stande kam, war Einiges ſchon überraſchend. Eine Illumination läßt ſich nicht beſchreiben; doch wirkten am zauberhafteſten die aus dem dunkeln Himmel herab leuchtenden Kuppeln der Gensdarmenthürme. Die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude, ſo die Kaufmannsbörſe, die allen andern Gebäuden den Rang abgewann, erleuchtete man nachträglich noch einmal am dritten Tage, als das Wetter etwas günſtiger geworden. An heitern Inſchriften, die die Stimmung des Volks und ſeinen Wiz ausdrücken, hat es auch nicht gefehlt. Wer aber konnte Alles aufſuchen! Zu politiſchen Calembourgs, wie der Adler und der Hahn in Magdeburg mit der vortrefflichen Unterſchrift:

Heb Adler deine Flügel kühn und frei
Und fürchte nicht des kleinen Thiers Geſchrei,

erhebt ſich freilich unſer Bürgerſinn noch nicht (dazu hat die Cenſur allzulange bleiern auf unſere Bruſt gedrückt); aber es kamen doch gemüthliche Wünſche zu Tage, die das beſte Zeugniß dafür ablegten, daß die Polizei nichts mit den Arrangements zu thun gehabt. So ergözte zwar nicht die Poeſie in folgendem Transparent eines Friſeurs:

Gott ſey allzeit mit dir im Bund,
Und erhalte dich friſch und geſund,
Bedarfſt du aber einer Perücke,
O komm zu mir zu meinem Glücke!

aber man freute ſich doch, daß ſo etwas wieder, wenn nicht an's Tages-, doch an's Lampenlicht kommen durfte, ohne daß die Polizei Zeter und Wehe ſchrie.

Die Zahl der Fremden hatte man überſchäzt. Eben ſo hatte man ſich unnöthiger Weiſe vor übergroßer Theurung gefürchtet. Eine bedeutende Anzahl der zur Aufnahme von Gäſten vorbereiteten Quartiere iſt unbeſezt geblieben; wer zu früh ſich vorgeſehen, hat dafür freilich ſehr theuer bezahlen müſſen. Die Induſtrie zeigte ſich dabei in ſeltſamen Speculationen. So bot ein Hauswirth auf dem Lande den reſpektiven Haus- und Zimmerwirthen in der Stadt bequeme Interimswohnungen für den Fall an, daß ſie ihre eigenen den fremden Gäſten ablaſſen möchten. Nichts deſto weniger wimmelten unſere Straßen, zumal die belebteren Theile, von Fußgängern und Fahrenden; fremde Geſichter, fremde Uniformen, fremde Sprachen und dazu eine Livreenpracht, die uns in eine Vorzeit entrückte, die man in Berlin nur noch aus Beſchreibungen kannte. Bis auf jenen Streit um die Trennung des Huldigungsaktes fand eine erfreuliche Einigkeit ſtatt zwiſchen Wirthen und Gäſten und den lezteren unter ſich. Dazu trugen viel die großen Feſte bei: ſie waren, eben wie der Huldigungsakt ſelbſt, nicht bloß formelle Aktionen und unumgängliche Zweckeſſen, ſondern bedeutungsvolle Sympoſien, um Eintracht und Herzlichkeit zwiſchen den Deputirten der Provinzen, der Stände, der Hauptſtadt und den Behörden herzuſtellen. Aber noch mehr Bedeutung gewannen ſie durch die Anweſenheit des Königs und das huldreiche, gemüthvolle Weſen deſſelben. Wenn ſchon die große Menge beim Huldigungsakte durch die königliche Anmuth ſeiner Bewegungen beſtochen war, ſo machten die freundliche Grazie ſeines Benehmens, die Gabe der Rede, die zu dem Herzen ſpricht, die geiſtreichen Impromptus in dieſen kleineren und gewählteren Kreiſen eine um ſo größere Wirkung. Ein Gaſt kann nicht artiger und verbindlicher, auch ohne König zu ſeyn, gegen ſeine Wirthe und die Geſellſchaft ſich benehmen. Auch die andern Prinzen des königlichen Hauſes ſah man bemüht, dem Beiſpiele ihres Familienhauptes zu folgen und Liebe und Eintracht zu fördern. So bemeiſterte ſich denn aller Gäſte und Wirthe bei dieſen Feſten eine gleiche Freude und Heiterkeit. Scheinbar fiel der Unterſchied der Stände, des Ranges, der Confeſſionen hinweg. Die Kölner Frage, die Königsberger, Thiers und Palmerſton, der Orient und die Ruſſen waren vergeſſen; man drückte ſich die Hände und umarmte ſich in Morgenrothsträumen. Namentlich ſollen die katholiſchen Geiſtlichen einen ganz andern Eindruck von der preußiſchen Hauptſtadt mit zurücknehmen, als ihre Vorſtellung vorher davon war, und auch unſere proteſtantiſchen Landsleute haben die Prälaten und Herren der römiſchen Kirche vielleicht anders kennen gelernt, als ſie ſich dieſelben dachten, wir wollen als Deutſche hoffen, zu einer gegenſeitigen Einigung. Manche der ſchönen Träume mochten ſich bei der langwierigen Heimfahrt, wenn der Novemberhimmel trüb in ihre Kutſchen ſchien, freilich nur als Champagnerrauſch erweiſen; warum ſollen wir aber nicht zuweilen träumen? und auch ein Rauſch iſt bisweilen für Seele und Leib gleich gut, wenn wir zu lange nüchtern waren.

(Fortſezung folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 121 u. Monatreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. December 1840.

Unſere Sprache ſteht da als ein ſelbſtgewachſener Stamm, verletzt, aber doch nicht zerſtückt von rohen Händen; ſie erſcheint wie ein alter Tempel, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geiſtes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug, die Nation zu faſſen, und dauerhaft genug, um ihr ewiges Denkmal zu ſeyn.

Herder.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber, und vom Verhältniſs beider zum Leben der Nation.

Von H. Leo.

Da man in neuerer Zeit ſo oft, wo ſich Jemand mit Liebe der Erforſchung früherer Zeit zugewendet hat, an ein ſolches Hinwenden auch gleich die Abſicht angedeutelt hat, es liege eine Sehnſucht nach Reſtauration früherer Zuſtände, nach Umkehr darin, dürfte es nicht überflüſſig ſeyn, ſofort im Eingange dieſes Aufſatzes zu bemerken, daß dem Verfaſſer, wie überhaupt alle Reſtaurationsabſichten, ſo namentlich die in der Poeſie völlig fern liegen. Die wahre Poeſie iſt aller Zeit ein Gottgegebenes, Eigenerwachſenes — ſie ſo oder ſo machen zu wollen, wäre der Thorheit Gipfel. Allein für die richtige Schätzung des Werthes, den die Poeſie für das geiſtige Leben einer Zeit hat, mag es ſehr dienlich ſeyn, einmal den Werth, den ſie einer frühern Zeit hatte, ſich zu vergegenwärtigen. Welcher Mann beſchaute nicht einmal mit lebhafteſtem Intereſſe ein Gemälde, auf dem er ſich erblickt, wie er als Knabe war? Die unbeſtimmteren Formen und Züge des Knabengeſichts ſind ein Wechſel auf die Zukunft; wie und in welchem Umfange die Valuta hat eingezogen werden können, beſtimmt erſt den wahren Werth des Wechſels; der ſchönſtgeſchriebene, der aber alle Zahlungspflichtigen im Bankerott trifft, iſt ein armſeliges Stück Papier. Alſo vergleichen wir einmal das Knabengeſicht der deutſchen Poeſie mit ihrem heutigen, welches das Antlitz eines Mannes iſt, den man wohl in altdeutſcher Weiſe einen erwiegenen nennen könnte, einen vielfach geiſtig herumgeworfenen, aufgeregten, ausgekämpften, und der nun die Spuren ſeiner Schickſale, ſeiner Abenteuer, Aufregungen, Kämpfe und der daraus entſprungenen Müdigkeit in ſeinem alten, verwitterten Antlitz trägt.

Kaum iſt es nöthig, auch das noch im voraus zu bemerken, daß die Schriften der Grimms, Lachmanns und ihrer Genoſſen in deutſcher Sprachforſchung bei Verfaſſung des Aufſatzes ſo vielfach als Hülfsmittel und Quelle zu Grunde gelegen haben, daß eine oder die andere bei jeder Zeile citirt werden könnte, und daß dies nur deßhalb nicht wirklich geſchieht, weil es für die Leſer zu ſchleppend und langweilig ſeyn möchte, ſich, wo die Abſicht nur iſt, ſich zu orientiren, bei jedem Schritt an eine ganze Bibliothek gewieſen zu ſehen.

I.

Vom Weſen der älteſten deutſchen Poeſie.

Die Poeſie unterſcheidet ſich dadurch von der Proſa, wenn wir den Unterſchied hier zunächſt bloß äußerlich und

Digitized by Google

als einen formellen feſthalten wollen, daß ſie einander korreſpondirende Sätze oder Satzglieder durch äußere, in das Ohr fallende Mittel in ein ſymmetriſches Verhältniß zu ſetzen ſucht. Dieſes Beſtreben der Poeſie kann ein noch ſehr wenig entwickeltes ſeyn; wie z. B. in dem Parallelismus der hebräiſchen Gedichte nur eine allgemeine Andeutung poetiſcher Form, aber doch ein Anfang davon ſich findet. Es kann dies Beſtreben, eine ſymmetriſche Form zu entwickeln, aber auch zu einer überwiegenden und den Inhalt drückenden Künſtlichkeit fortgetrieben werden. Grimm ſagt ſehr ſchön in ſeiner Schrift über den altdeutſchen Meiſtergeſang S. 36: „Das Weſen alles Geſanges beſteht in einem Maß, wodurch ſich gewiſſe gleiche Abſchnitte oder Ruhen einſetzen, und das man zulezt nur aus demſelben Prinzip zu begreifen vermag, welches das Athmen, das Schlagen des Blutes, die Schritte des Gehens leitet. Ein Satz, durch den auf die Innigkeit der ganzen Natur mit der Poeſie helles Licht fällt, ohne den keine Metrik in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes verſtanden werden kann.“ — Daß die Form der Poeſie überall eine natürliche, eine naturgegebene, mit dem Charakter der Völker im innigſten, geheimnißvollſten Zuſammenhange ſtehende Grundlage habe, ſieht man ganz deutlich an der von den verſchiedenen Völkern, und ganz dem allgemeinen Charakter ihrer Bildung analog, völlig verſchieden entwickelten Kunſt poetiſcher Maße. Man ſieht es auch daran, daß, ſo lange die Poeſie noch gleich der Sprache recht eigentlich Eigenthum der lebendigen Volksbildung iſt, alle ihre Maße klar und rein bleiben und mit dem ſinnigſten Tacte für die verſchiedenen poetiſchen Stoffe verwendet werden; während die, welche die poetiſche Form zum Gegenſtande der Reflexion machen, die Kunſtdichter im Gegenſatz der Volksdichtung, oft fehl greifen und die Maße verwirren oder falſch anwenden — gerade z. B. wie alle Trübungen des Organiſchen in der grammatiſchen Entwicklung unſerer deutſchen Sprache lediglich von unverſtändigen Grammatikern ausgegangen ſind.

Die altdeutſche Religion hat dieſe Feindſeligkeit ſchlechter Reflexion gegen die Reinheit organiſcher Entwickelungen ſehr ſinnig und ſchön gefaßt in dem Mythus von Heimdallr. Heimdallr, der Geiſt der Frühe, des erwachenden und organiſchen Lebens, der den organiſchen Grundlagen des deutſchen Staatslebens, den drei Ständen der Erle, Kerle und Thräle (oder: Edlen, Freien und Knechte) vorſteht, der in Himinbiörg wohnt, der die Regenbogenfarben in ihrer harmoniſchen Pracht ſchützt, und das helle, ſonnige Jahresleben vor dem Einbruch der winterlichen Froſtrieſen bewahrt, der Gras und Wolle wachſen ſieht und hört; Heimdallr, die glänzende, geiſtvolle Göttergeſtalt mit goldenen Zähnen, deren Roß Gulltoppr goldene Mähnen hat, Heimdallr, der Gott der lieblichſten Muſik unſerer Vorväter, deſſen Melodie durch alle Himmel gehört wird; der auf dem Giallarhorn den Schwanengeſang dieſer Welt bläst, hat ſeinen Namen von Heimr, d. i. die bewohnte Welt, und Dallr, welches einen ſprießenden, treibenden Baum bezeichnet; Heimdallr iſt der Geiſt des organiſchen Weltwuchſes, aber ſeinen Tod fand er durch Loki, durch den Geiſt, welcher das Ende und Aufhören alles organiſchen Lebens, welcher deſſen Maß und Schranke bezeichnet. Lokis Schwert aber, eben ſo wie Heimdallrs Schwert, war ein Menſchenhaupt, war der menſchliche Gedanke. Heimdallr — var lostinn manuz höfthi igegnum — ward getödtet durch Menſchenhaupt, heißt es im Skaldſkaparmal. Die ſchlechte Reflexion hat Heimdallr den Tod gebracht; aber ſie ſtirbt mit ihm, denn ſie für ſich, die Negation, iſt inhaltlos und hat ein Ende, wo das ſubſtantielle Leben getödtet iſt. Loki und Heimdallr finden zugleich den Tod.

(Fortſetzung folgt.)

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

20ſten Sept. 1770. — Endlich habe ich auch den Hrn. Wieland kennen lernen, indem er uns 14 Tage lang beſucht. So behutſam man auch itzt in ſeinen Urtheilen ſeyn darf, ſo wage ichs doch, Ihnen, beſter Freund, ins Ohr zu ſagen, daß er es nicht ſeyn würde, den ich zu meinem Buſenfreunde wählen wollte. Er iſt ſo voll von ſich ſelbſt, daß man, um ſeine Gewogenheit zu haben, nichts thun, als ihn bewundern muß, und er lobet ſich gleichwohl ſelbſt ſo ſehr, daß er einem, zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen, nicht viel übrig läßt. Ich glaube nicht, daß er ein böſes Herz hat; aber er ſcheint noch in ſeinen Grundſätzen und ſeiner Denkungsart ſo ungewiß zu ſeyn, daß er ſich oft widerſpricht. Ich glaube, daß vieles bei ihm darauf ankommt, unter was für Leuten er lebt und was für Freunde er um ſich hat. Nach den Eindrücken, die dieſe auf ihn machen, nimmt er auch die Farbe an. Dies erklärt mir auch ſeine ſchnellen Uebergänge von der Frömmigkeit zur Unmoralität, vom Beten zum Spotten. Mit Erfurth war er durchaus nicht zufrieden und er hätte ſehr gern geſehen, wenn wir ihn hätten hier behalten können: aber es iſt leider ſo wenig bei uns, als bei andern Mode, deutſche Dichter zu vociren. Noch in dieſer Meſſe werden wir von ihm ein Gedicht: die Grazien, in drei Geſängen, erhalten, das viel Schönes enthält; auch wird an dem neuen Amadis, einem Gedichte in 16 Büchern und 2 Bänden, gedruckt. Er verſprach, daß damit ſich die Spiele ſeiner

Digitized by Google

Jugend endigen ſollten und daß er dann ernſthafte Stücke liefern wollte. Wenn er immer unter guten Leuten wäre, ſo würde er gewiß gut werden: denn er ſcheint ein empfindliches Herz zu haben und voller Enthuſiasmus gleich für das zu ſeyn, was ihm gefällt.

9ten Oct. 1770. — Wie armſelig iſt diesmal unſer Meßcatalogus ausgefallen! Außer Wielands Grazien und der Moral des frommen Gellerts iſt auch kein Buch, das man zu leſen wünſcht. Wir haben es eben noch nicht ſo weit gebracht, daß unſere Literatur ſchon wieder fallen ſollte; aber beynahe hat es das Anſehen.

28ſten Febr. 1771. — Unſer ehrlicher Gleim hat ſich freylich durch ſeine Auftritte mit ſeinem Jacobi hin und wieder lächerlich gemacht. Man kann ſeine Freunde wohl vor der Welt ehren, aber man muß, zumal in gewiſſen Jahren, nicht vor derſelben tändeln; in vertrauten, freundſchaftlichen Briefen war ihnen auch dies erlaubt; aber der Drittmann, der nicht gleiches Intereſſe hat, lacht und ſpöttelt darüber. Des guten Mannes Schwachheit iſt, daß er von allen Dichtern laut will geprieſen ſeyn. Kaum tritt ein junger Menſch mit etwas Leidlichem hervor, ſo kann er zuverſichtlich einen Brief voll übertriebener Lobſprüche, auch wohl Geſchenke von ihm erwarten; dann kommen poetiſche Dankſagungen, Zueignungsſchriften, Liederchen u. ſ. w., und dieſe müſſen der Welt bekannt gemacht werden. Ich könnte dies mit vielen Beiſpielen belegen, wenn es der Mühe werth wäre. Ich weiß, er iſt Ihr älteſter Freund, aber unſre Freunde können auch Schwachheiten haben, die wir nicht billigen, und Ihre Offenherzigkeit gegen mich iſt auch der meinigen werth. Ich werde auch keinem Menſchen als Ihnen dies in der größten Vertraulichkeit ſagen, denn ich ſchätze ihn hoch und kenne ſeine Verdienſte. Wieland, der itzt ſein Held iſt, hat durch ſeine lezten Schriften vor der Welt mehr verloren als gewonnen. In der That habe ich erſt, da ich ſeine Geſchichte des menſchlichen Herzens mit Bedacht durchleſen, außer vielen ſchönen und glänzenden Stellen, wenig Zuſammenhang, viel Widerſprüche und einen Scepticismus gefunden, der die wahre Tugend unter uns nicht befördern wird. Seine Grazien, unter uns geſagt, ſind auch nicht das vollkommenſte Werk, das des übertriebenen Lobes, mit dem es überhäuft geworden, würdig war. In der That gefiel es mir bei der erſten flüchtigen Lektüre noch mehr als bei der Prüfung. Sein neuer Amadis, ein Gedichte von achtzehn Geſängen, iſt voll wollüſtiger und ſchlüpfriger Gemälde, die immer wiederkommen und endlich Ekel und Ermüdung verurſachen. Der gute Mann iſt mit ſeinem Aufenthalte in Erfurth äußerſt unzufrieden und wünſcht ſich, wie ich höre, hundertmal nach ſeinem Biberach zurück. — Von P. Denis habe ich vor etlichen Tagen ein großes Gedichte von 82 Seiten, die Bardenfeyer am Tage Thereſiens, erhalten, welches viel Schönes enthält; er klagt ſelber in ſeinem Briefe an mich, daß man in Wien die Barden nicht leiden wollte, und ich denke in meinem Herzen, daß die Wiener nicht ſo gar Unrecht haben mögen.

28ſten Aug. 1771. — Wie ſehr hat wieder unſer Gleim ſeinem Kredit durch die Spaldingſchen Briefe Schaden gethan! Man kann des Leztern Avertiſſement in den Zeitungen nicht für zu hart halten, wenn man weiß, wie ſehr ſich der ehrliche Mann mit ſeinem Jacobi in Berlin lächerlich gemacht, und daß ein ſo ehr- und liebenswürdiger Mann, wie Spalding iſt, der in einem ſolchen Poſten ſteht, nicht gleichgültig dabei ſeyn kann, wenn man ſeine jugendlichen Briefe ohne ſein Vorwiſſen drucken läßt. Nicht allen Geiſtlichen ſteht es an, daß ſie, wie Jacobi thut, heute Predigten drucken laſſen und morgen Tändeleien mit den Amorn und Sylphen. Was thut jezt wieder Gleim? Er hat den jungen Michaelis, einen Menſchen, der viel Talente hat, aber ſchon durch jenes Lobſprüche verdorben iſt, zu ſich genommen und fängt es eben in dem Ton wieder, wie mit Jacobi an. Schon ſind zwei Bogen ſolches Gewäſches gedruckt, und was das Schlimmſte iſt, eine Satyre wider Spalding in Form eines albernen Geſprächs zwiſchen Amorn, dem Beichtvater, und Gleim. Unlängſt hat dieſer auch eine Zuſammenkunft mit Wielanden gehabt, und nun werden wir vier Dichter der Grazien haben, die uns mit ihren tändelnden Complimenten und Gegencomplimenten ganz betäuben werden. Es thut mir in der That um den Mann leid, daß er ſo ſehr zum zweyten Gottſched wird, und es iſt nichts als die übertriebene Eitelkeit ſchuld. Doch dies unter uns! Er iſt unwillig auf mich, weil ich weder ihn noch Jacobi in der Bibliothek recenſire; aber ich weiß gewiß, Sie entſchuldigen mich.

21ſten Dec. 1771. — Gellerts Tod hat mir viel Beſchwerde zugezogen: denn die Menge jungen Leute, die hier ſtudiren, überlaufen mich mit ihren witzigen Geburten, da ſonſt Niemand hier iſt, der ſich ſehr mit dem Witze abgibt, daß ich mich kaum zu retten weiß. — Der Prof. Riedel wird Ihnen vermuthlich ſeine Beförderung nach Wien gemeldet haben: an die Stelle, ſagt er, die Winkelmann beſtimmt geweſen! Riedel und Winkelmann! Wie verwegen muß ein Mann ſeyn, der nicht weiter als von Jena nach Erfurth gekommen iſt, eine ſolche Stelle anzunehmen. Aber es gibt gewiſſe Menſchen, die Allen Alles ſind. Vermuthlich wird er auch ein Bischen katholiſch werden müſſen: denn das mag er mir nicht weiß machen, daß man in Wien Proteſtanten Bedienungen gibt, ich kenne dort die Verhältniſſe zu gut: doch ſeine Seele hat er zu verantworten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

D i e H u l d i g u n g.

Außer einigen Soiréen bei den Miniſtern und den Mittagstafeln bei den königlichen Prinzen, waren es eigentlich drei große Feſte, welche dieſen allgemeinern repräſentativen Einigungscharakter trugen, das von der Stadt veranſtaltete Mittagsmahl, das Feſt der Ritterſchaft, und der Ball, welchen der König den Ständen und der Stadt Berlin gab. Das Mittagsmahl war dasjenige, welches ſeiner Bedeutung am meiſten entſprach. Die Apparate wurden zur Nebenſache vor dem Sinn der Einigkeit und Liebe, der ſich in den Reden, den Toaſten und der freien Converſation ausſprach. Schein und Sein waren hier eins geworden. Das ritterſchaftliche Feſt entwickelte die meiſte geſellſchaftliche Pracht. Die Ausſchmückung des großen Opernhauſes, das e i n Saal geworden, überbot an Geſchmack, Kunſt und Glanz Alles, was man bisher der Art in Berlin geſehen. Die Gaſtgeber hatten in ihren Einladungen mit liberaler Umſicht alle Stände und alle Vertreter materieller und ſpiritueller Richtungen herangezogen. War hier etwas zu bedauern, ſo war es nur der Umſtand, daß das königliche Paar beim Abendeſſen nicht in der Mitte der großen Verſammlung, wenigſtens nicht in conspectu omnium ſaß. Für den Hof war im Concertſaal beſonders ſervirt. Indeſſen war dies, was freilich hie und da verlezte, bei der großen Zahl der Geladenen und der bedingten Räumlichkeit kaum zu vermeiden, und der Haupttaktus war ja diesmal nicht das Eſſen, ſondern die Schauſtellung hiſtoriſcher Bilder, welche demſelben voranging. Bei der großen Eile, mit welcher dieſe lebenden Bilder arrangirt werden mußten, konnte man füglich nichts Vollendeteres erwarten. Auch hat die Kritik hier nichts zu thun, ſonſt würde ſie rügen, daß den Bildern der eigentliche Rahmen fehlte. Den Gaſtgebern kann man wohl das hübſche Spiel gönnen, daß die darzuſtellenden hiſtoriſchen Perſonen von Figuranten repräſentirt waren, welche dieſelben Geſchlechts-, oft auch dieſelben Vornamen führen. Nur dünkte einigen eifrigen Berlinern nicht ganz ſchicklich, daß man aus dem dreißigjährigen Kriege den Moment gewählt, wo Berlins Deputirte kniend vor Wallenſtein erſcheinen. — Dem Balle im Schloſſe lag der Gedanke zu Grunde, daß der König von allen Ständen, Klaſſen, Geſchlechtern ſeines Volkes Repräſentanten als Gäſte in ſeinen königlichen Hallen um ſich ſehen wollte. Es ſollte der lezte Schlußakt des großen Familienfeſtes ſeyn. Niemand war de jure ausgeſchloſſen, und namentlich waren aus allen Klaſſen der Bewohner und Bürger Berlins Individuen und ganze Familien geladen. Wie auf jenen Feſten der Landmann und Hallore neben Fürſten und Marſchällen ſich frei bewegte, ſo ſah man hier Gewerksmeiſter und ihre Familien zwiſchen den glänzenden Familienreihen der Ariſtokratie. Es fehlte dem Feſte nichts als Raum, denn auch die weiten Säle des großen Schloſſes faßten kaum die Menge. Schade, daß die Nation eine ſo große Maſſe iſt, und keine Repräſentation ſo vollſtändig, daß jedes Individuum ſich mit dem Vertreter ſeiner Klaſſe identificirt hält. Wie viele die Einladung beſeeligte, dennoch kränkte es noch mehrere, nicht eingeladen zu ſeyn. Und wer rechnet nicht aus, daß er eben ſo und noch mehr als der andere einen Anſpruch darauf hätte? Verſtöße ſind bei ſolchen Angelegenheiten unvermeidlich, zumal die Ausführung am Ende nicht in den Händen der Leitenden, ſondern von Subalternen ruht.

Ueber jene Reibungen in der Conferenz der ſtädtiſchen Deputirten vor der Huldigung, deren ich erwähnte, ſind ſehr verſchiedene Gerüchte im Umlauf. Die anſcheinend officielle Erklärung darüber in der Leipziger Zeitung, wahrſcheinlich vom hieſigen Magiſtrat ausgehend, läßt noch manche Zweifel übrig, und es wäre zu wünſchen, daß auch einer der unabhängigen Deputirten der andern Städte ſich darüber öffentlich ausſpräche. So viel iſt gewiß, daß der Huldigungsakt dadurch keinen Bruch und keine Störung erlitt; das allgemeine Feiergefühl ſiegte über die gereizte Stimmung. Daß aber hier recht ernſte Differenzen der Gegenwart zum Grunde lagen, iſt gewiß, Differenzen, welche ſich wohl durch die loyalen Gefühle, die jeder Preuße in der Bruſt trägt, für den Augenblick ausgleichen laſſen, die aber ſpäter oder früher wieder deſto ſtärker heraustreten. Unſer Oberbürgermeiſter hat in der Stadt eine Partei wider ſich, das iſt nicht zu leugnen. Einige werfen ihm vor, daß er ſich zu ſchmiegſam jedem höheren Willen füge, nicht immer eingedenk der Autorität, die ihm ſein hohes ſtädtiſches Amt verleiht. Andere aber, welche die bürgerliche Freiheit nur in einem harten und ſchroffen Geradeausgehen ſuchen, werfen ihm das vor, daß er den Vermittler zwiſchen ſchroffen Meinungen ſpiele, ſtatt ſich der einen unbedingt anzuſchließen. Das iſt ein ungerechter Vorwurf. Ein Bürgermeiſter der Hauptſtadt des ganzen Staates, halb erwählt, halb ernannt, gehört durch die eigenthümliche Stellung, welche eine Reſidenz zwiſchen Regierung und Bürgerſchaft hat, beiden an, und es ſcheint uns das Vermitteln zwiſchen den Extremen gerade ein Haupttheil ſeiner Pflicht. Darum läge es vielleicht im Intereſſe der Angeſchuldigten ſelbſt, das Publikum über die dunkeln Vorgänge völlig aufzuklären. — Alle Antworten des Königs, die er den Ständen, den Deputationen und den Einzelnen gegeben, ſprechen ebenſo von dem vollen und königlichen Bewußtſeyn und dem reinſten Willen, das Beſte zu thun, als ſie ſeine Vermittlergabe bekunden. Gerade das erwarteten wir am wenigſten von ihm, und wie er uns darin getäuſcht, daß ſein Verſtand und ſeine Liebe die raſchen Entſchlüſſe bewältigt, ſo wird auch das ihm vielleicht gelingen, Riſſe, die unſerm geſellſchaftlichen Zuſtande Verderben drohen, durch ſein verſöhnendes Talent auszugleichen.

Alle Wünſche können nicht erfüllt werden. Die Deputirten einiger rheiniſchen Städte, einige weſtphäliſche Magnaten ſchmeicheln ſich, die gütige Antwort des Königs auf ihren Antrag ſo auslegen zu können, daß dem Erzbiſchof von Köln die Rückkehr angebahnt ſey. Kann dieſe ein König von Preußen gewähren? fragt die Mehrzahl ſeiner Nation; und auch aus dem Rheinlande ſelbſt, von eifrigen Katholiken, ſogar von einem Theil der orthodoxen Geiſtlichkeit ließen ſich hier gar wichtige Stimmen des Inhalts vernehmen: „von unſern Rechten kein Jota, aber man möge uns mit der Perſon des Erzbiſchofs verſchonen!“ Noch ſchwierigere Bedenken ruft die Rede des Grafen Raczinski hervor. Kann ein König dem Einzelrechte etwas zugeſtehen, was der Verſchmelzung zu einer wohlthätigen Staatseinheit entgegen ſtrebt? Daß die Polen ein Recht haben, auf ihren Rechten zu beſtehen, wer verdenkt es ihnen? Es ſind betrübte Colliſionen, welche indeſſen, bei gutem Blute von beiden Seiten, zu keiner tragiſchen Kataſtrophe führen werden. Ein guter preußiſcher Beamter und ein guter Pole ſind aber zwei moraliſche Pole. Wollten und könnten die Polen zu guten Beamten ſich ausbilden, ſo wäre der Streit in ſeinen weſentlichſten Punkten geſchlichtet.

(Schluß folgt.)

B e i l a g e: Kunſtblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. December 1840.

Hier wuchs die Kunſt wie eine Tulipane,
Hier ſcheint auf bunten Wolken ſie zu fliegen,
Gleich einer zauberiſchen Fee Morgane.

Platen.

Die Rubensfeſte. *

Erſter Brief.

Zehn Tage dauerten die Feſte, welche Antwerpen zur Erinnerung an den großen Meiſter feierte; viele andere Erinnerungen ſchien ſie in dieſer einen auflöſen zu wollen. Ueber dem Haupte der Stadt ſind die Stürme der Zeit heftig hinweggerauſcht; aus ihrer Mauerkrone haben ſie die goldenen Reiſe ihrer Weltbedeutung fortgeriſſen; ein Kranz allein iſt ihr geblieben, die Kunſt. Jene fünftauſend Kaufleute, die in frühern Zeiten zweimal des Tags an der Antwerpner Börſe ſich verſammelten und das Schickſal des Welthandels mit weithin greifenden Händen leiteten, haben die Jahre 1585 und 1832 auseinander geſprengt; jene Rieſenwerften, wodurch Napoleon den Hafen von Antwerpen zum Herrſcher der nordiſchen Meere, zum Ueberwinder und Zerſtörer der Seeherrſchaft Altenglands erheben wollte, haben die Traktate von 1814 vernichtet; aber jene friedlichen Wunder, jene ſtillleuchtenden Schätze, womit die Akademie von St. Lucas die Stadt erfüllte, ſind dauernd geblieben. Einige ſtille Männer haben den Ruhm der Stadt feſter erhalten, als all das Gold ſeiner Kaufleute und alle die Schöpfungen des gewaltigen Kaiſers, Männer, von denen die Geſchichte nichts zu erzählen weiß, als: ſie wurden geboren, malten und ſtarben.

Als ich das erſtemal die Räume des Antwerpner Stadthauſes durchſtrich und mein Führer, der zwei-und-ſiebzigjährige Rathsdiener, mir mit zitternder Stimme die Schickſale dieſer ſpitzbogigen Gemächer, in denen Schwert und Gold ſo oft geklirrt haben, erzählte, da kamen wir auch in den Saal, wo in blutigrothem Sammt gebunden und mit goldenen Nägeln beſchlagen, die Stadtbücher liegen. In dem weiten Saale war es ſchaurig dunkel und unheimlich, die Schritte des Greiſes ſchienen mir furchtſamer, ſein weißes Haupt wackelte ſtärker, ſeine Stimme war heiſerer. Ich ſah ihn an, er zwinkte mit den Augen und ſchien mich zu verſtehen. „Ja, ja,“ antwortete er liſpelnd, ohne daß ich ihn fragte, „in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wenn draußen die Stürme wehen, da geht es auch in dieſem Gemache los. In der Nacht des heiligen Lucas, wenn der Rathsthurm den zwölften Glockenſchlag verhallen läßt, da wird es hier heiß und voll. Da ſchwellen die alten Stadtbücher rieſenhaft an und die Namen der längſt vermoderten Bürger, die darin aufgezeichnet ſind, drängen ſich

* Dieſe und die frühern Mittheilungen aus Belgien in dieſen Blättern ſind Bruchſtücke eines Werks, welches J. Kuranda unter dem Titel: „Neubrabant und Altflandern“ herausgeben wird.

Digitized by Google

zuſammen. Und plötzlich ſpringen die beiden rothen Deckel wie zwei Flügelthüren auf und heraus zieht ſich der lange ſchwarze Zug, geiſterhaft lebendig. In ſtummer Finſterniß ſchreitet er über die breiten Treppen und Straßen, an ſeiner Spitze zieht der alte Fürſt von Antwerpen und König von Jeruſalem, Gottfried von Bouillon, und tiefe Seufzer tönen aus ſeiner, mit roſtigem Panzer bedeckten Bruſt, wenn er die leeren Niſchen ſchaut, aus denen die Bilderſtürmer die heiligen Statuen geriſſen. Die fünftauſend Kaufleute umkreiſen in ſchwarzen Trauermänteln das dunkle Börſengebäude und drücken mit tiefem Schmerze die ſchweren Geldſäcke, die ſie tragen, an ihre todte Bruſt. Vom Rathhauſe her aber klingen ſeltſam wonnige Töne und wunderfarbige Lichter flammen durch die Bogenfenſter, auf dem Thurme beginnt das Glockenſpiel ſein kindliches Feiergeläute und der Mond tritt mit vollem Lichte aus den Wolken, und die Dachflügel des Gebäudes fliegen auseinander und in heller Verklärung ſteigen daraus hervor die Namensgeiſter: Quintin, Metſys, Caſpar de Braver, Anton van Dyk, Jakob Jordaens, David Teniers, und in ihrer Mitte, höher als alle, ſchwebt der Genius, in deſſen Lichte alle übrigen zuſammenſtrahlen, jener Meiſter, der für die Verherrlichung des Chriſtenthums nicht minder glänzende Thaten vollführt als Gottfried von Bouillon, und der den Namen ſeiner Vaterſtadt weiter hin getragen als die ſtolze Flotte, die Napoleon in ihrem Hafen ſammelte, es je vermocht hätte: Peter Paul Rubens.“

Rubens, den die Stadt Antwerpen ihren Sohn nennt, iſt nicht in Antwerpen geboren, wie alle Welt weiß; aber auch Köln am Rhein wollen Einige die Ehre ſeiner Geburt ſtreitig machen, und neidiſch behaupten ſie, die kleine Stadt Curenge in der Provinz Limburg ſey es geweſen, welche die auf der Flucht nach Köln begriffene Mutter Rubens mit Geburtswehen überraſchte und die Ehre, die Geburtsſtadt des großen Künſtlers zu ſeyn, als Wegzoll ihr abdrang. Aber ſo wenig als dieſer Umſtand die Brabanter abhält, Rubens den ihrigen zu nennen, ſo wenig werden wir Deutſche uns bewegen laſſen, unſern Antheil an dem großen Meiſter aufzugeben. Nicht der Ort, wo er geboren wurde, hat ihm den Geiſt verliehen, nicht die Stadt, in der er gelebt, hat den kleinen Peter Paul zum großen Rubens gemacht; nein, jener Geiſt war es, der an der Schelde wie am Rhein ſeinen Wohnſitz hat: der germaniſche Geiſt in Rubens.

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Die deutſche Sprache war von den Mitteln der Redebindung und Redemeſſung, durch deren Anwendung eben der Form nach Poeſie entſteht, nie ganz verlaſſen; allein die Neigung der Nation zu dieſer Gebundenheit der Rede befriedigte ſich bei den einfachſten Formen. Die allerälteſten und erſten, vor aller Geſchichte liegenden Anfänge der deutſchen Poeſie ſind wahrſcheinlich religiös-juriſtiſcher Bedeutung geweſen. Bei den feierlichen Opfern bedurfte man der heiligen Formeln; eben ſo bei Eröffnung und Schließung der Gerichte, bei Eidesabnahme, bei feierlichem Eintritt in ein Erbe durch Beſteigung des Hochſitzes im vererbten Hauſe, bei der Verheirathung, bei der Beſtattung, bei der Freilaſſung, bei der Verurtheilung von Verbrechern u. ſ. w. Eide, Erbantritt, Verheirathung u. ſ. w. waren aber alle auch als ſittlich-religiöſe Bedeutung habende Handlungen mit Opfern und Opferſchmäuſen (veitslor) verbunden; ſelbſt alle großen Gerichtsverſammlungen überhaupt waren dies; die Hinrichtung der zum Tode Verurtheilten war, wenn es eine blutige war, ſelbſt ein Opfer, und wenn ſie die Bedeutung einer Sühne hatte, von andern Opfern begleitet. Die bei allen dieſen Handlungen nothwendigen juriſtiſchen Formeln ſtanden mit den Opfern in Verbindung; z. B. bei einer Erbantretung nahm der Erbe in Gegenwart der zum Erbebier geladenen Verwandten und Nachbarn das Trinkhorn, beſtieg damit den hausväterlichen Hochſitz, den heilig gehaltenen Ehrenplatz des Hauſes, und trank hier auf einzelner Götter, die er anrief, und dann auf des verſtorbenen Erblaſſers Namen und Andenken. Auch bei den drei großen Feſten, welche jährlich als Hauptopfer, zugleich als große Gerichtstage gefeiert wurden, rief man einzelne Götter an. Das Sommeropfer hatte ſtatt, wie es die Nordländer bezeichneten, til sigrs (für den Sieg), oder als sigrblót (als Siegesopfer); es iſt das, was nachher den Märztagen der fränkiſchen Könige zu Grunde lag, nach dem Frühlingsäquinoctium, mit welcher dem Donar heiligen Zeit der Gói * oder erſte Oſtermond begann. Nach dieſem Opfer zog man zu kriegeriſchen Unternehmungen aus. Ein zweites Opfer war til árs (für die Jahresfrucht) und fiel in den Haust-mánudhr (Herbſtmond), der mit dem 23ten October etwa begann und deßhalb von den Angel-

* Dieſer Monat hat ſeinen Namen von geyja (gó, geyid), d. h. irridere, weil er in wetterwendiſche Witterung fällt.

Digitized by Google

ſachſen Blótmonadh (Opfermond) genannt ward. Die fränkiſchen Herbſtreichstage und unſere Kirmeſſen und St. Martinsfeiern ſind Reſte dieſer beſonders Wuotan heiligen Feſtzeit. — Das dritte große Opferfeſt fiel zum Mittewinter nach dem 22ſten December; es war til gródhrar (für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres), und ſcheint beſonders Frouwo und Frouwa gegolten zu haben. Reſte davon haben ſich in unſern Weihnachts- und Neujahrsfeiern, im nordiſchen Juul erhalten; der Monat, in welchen es fallt, heißt Frêrmânudhr (Froſtmond), oder bei den Angelſachſen der äftera geóla (Nachjuul), indem der vorhergehende Görmânudhr (Schmutzmond) auch der Vorjuul oder Vorjubel hieß. An allen dieſen Feſten und bei vielen andern Gelegenheiten rief man feierlichſt bei den Opfern Götter an; die Götter aber, welche man anrief, waren nach den Landſchaften und Völkerſtämmen verſchieden. Bei den Allemannen, Sachſen und Dänen tritt Wuotan, bei den Norwegern und Isländern Donar, bei den Schweden Frouwo ſehr hervor. Er war der beſonders geehrte Landesgott (Landâs). Gewöhnlich aber wurden außer dem von dem Stamme am höchſten geehrten Gotte noch zwei andere angerufen, und ward auch bei ihrem Namen zur Opferfeier getrunken. Ebenſo waren die Eide verbunden mit feierlichem Trinken vor Gericht bei der Götter Namen, die dem Wahrheit Redenden helfen, den falſch Schwörenden ſtrafen ſollten; ebenſo die Verheirathungen, wo der junge Ehemann mit der Braut in Gegenwart der geladenen Verwandten und andern Gäſte verlobt ward: der Bräutigam zahlte nämlich an den Mundwald und Verlober den bedungenen Brautkauf, worauf der Verlober Namens der Braut dem Bräutigam ein Schwert und ein Kleid, und dadurch die Braut ſelbſt ſymboliſch übergab, der Bräutigam aber der Braut einen Ring und Schuhe, durch deren Anlegung ſie in ſeine Gewalt eintrat. Den Beſchluß machte ein feierlich den Göttern gebrachter Trunk.

Bei allen dieſen religiöſen und zugleich juriſtiſchen Handlungen brauchte man feierliche Formeln, theils um dieſe Geſchäfte in ſich ſtets gleich bleibenden und einander ebengültigen Formen zu vollziehen, theils um in der dadurch erleichterten Erinnerung der zugegen Geweſenen den Mangel der Urkunden zu erſetzen. Bei den großen Opferſchmäuſen ward außer den Bechern, die den Göttern dargebracht wurden, auch zu der Vorfahren Minne getrunken, d. h. zu Ehren der gefallenen Könige und Führer des Stammes. Dies pflegte mit lobenden, an Religiöſes anknüpfenden Erwähnungen derſelben zu geſchehen, in denen vielleicht die erſten Anfänge epiſcher deutſcher Poeſie zu erblicken ſind. Auch hier hatte man das Intereſſe, die Erwähnungen und Namen in möglichſt gleich bleibenden Formeln feſtzuhalten, weil nur ſo die geſchichtliche Erinnerung ſich einigermaßen ſichern ließ.

Das Bedürfniß feierlicher, religiöſer, rechtlicher Formeln (in dieſer Weiſe wurden wohl urſprünglich auch alle Geſetze gefaßt, gewiſſermaßen formulirt), und das Bedürfniß der Bewahrung dieſer Formeln und anderer an ſie ſich anknüpfender, theils religiöſer Erkenntniß, theils geſchichtlicher Erinnerung — dies iſt ohne Zweifel die erſte, älteſte Quelle der deutſchen gebundenen Rede. Nun iſt aber jedem aus eigener Erfahrung bekannt, daß für das Feſthalten von Namen und Schlagworten im Gedächtniſſe nichts wichtiger iſt, als die Anfangsbuchſtaben der Hauptſylben; hat man dieſe feſt und ſicher, ſo behält man leicht auch, was an ſie ſich knüpft. Außerdem aber werden Hauptſylben, die kurz auf einander folgend mit *demſelben* Anfangsbuchſtaben beginnen, dadurch in das Ohr fallend und bemerklich; ſie werden wie mit einem ſittlichen Accent vor der übrigen dieſelben umgebenden Rede ausgezeichnet und hervorgehoben, was theils, wenn es öfter in einer und derſelben Rede geſchieht, dieſer ſelbſt eine energeriſchere, feierlichere Haltung gewährt, theils auch wieder befeſtigend auf das Gedächtniß wirkt. Und ſo ergab ſich ſicher ohne alle oder mit geringfügigſter Reflexion, natürlich und aus der Sache ſelbſt, wie ein gewachſenes Stück des Daſeyns aus der ganzen Lebenshaltung des alten Deutſchen, daß die urſprünglichſte und allgemeinſte Bildung deutſcher Rede, und bei allen Stämmen vom Nordkap bis nach Italien und Spanien hin, darin beſtand, daß man zwei Hauptſylben eines Satzes mit dem gleichen Laute beginnen ließ, daß man ſie *alliterirte*.

Betrachten wir einige ſolche Wortverbindungen, wie ſie durch Alliteration entſtehen und ſich zum Theil noch an die neuere Zeit heran in juriſtiſchen und andern wichtigen Formeln erhalten haben, zuerſt in neuhochdeutſcher Sprache, dann auch in den andern ältern Mundarten, um uns von der Allgemeinheit und Art der Anwendung ein deutliches Bild zu machen. Da begegnen uns die Ausdrücke: *Erbe* und *Eigen*, *Bank* und *Bette*, *Feuer* und *Flamme*, *Gift* und *Gabe*, *Haber* und *Heu*, *Hals* und *Hand*, *Haut* und *Haar*, *Mein* und *Mord*, *Nacht* und *Nebel*, *Waſſer* und *Weide* und unzählige andere. Einige dieſer Wortverbindungen ſind aus den Gerichten in das gemeine Leben gewandert und erhalten ſich da durch ihre Gebundenheit ſprichwörtlich von Generation zu Generation, z. B. *gang* und *gäbe*, *Haus* und *Hof*, *Mann* und *Maus*, *Kind* und *Kegel*, *Schutz* und *Schirm*, *Wittwen* und *Waiſen* u. ſ. w. Ganz ſo kommen dieſe Zuſammenſtellungen und natürlich weit häufiger in mittelhochdeutſchen oder in altplattdeutſchen Urkunden und Gerichtsbüchern vor; aber ebenſo und noch häufiger in den alten

Digitized by Google

Rechtsbüchern, z. B. angelſächſiſch: ät feo odhdhe ät feorhe (an Gut oder an Leben); hûs and hâm (Haus und Heim), ne sceat ne scylling (nicht Geld, nicht Münze); friſiſch: hûs and hof (Haus und Hof), skat ende skilling (Geld und Münze), skrin and skat (Schrein und Geld), widna and wêsa (Wittwen und Waiſen), wind and wetir (Wind und Wetter); altnordiſch: bast ok band (Baſt und Band), hûs ok hêm (Haus und Heim), medh mund ok mala (mit Hand und Rede), skad ella skuld (Geld oder Schuld), und unzählige andere.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Die Huldigung.

Auch Fürſt Pückler-Muskau war zur Huldigung gekommen, ohne ſeine Abyſſinierin. Man war verwundert, auf dem Geſichte des Reiſenden ſo wenig Spuren von den Wirkungen der afrikaniſchen Sonne zu bemerken. Vielleicht ſah man ihn deßhalb heiter, weil er in den neuen Adelsverleihungen ein Eingehen auf ſeine eigenen Ideen über das Adelsinſtitut erblickte. Das größere Publikum ſieht noch ſehr theilnamlos auf dieſes Werdende hin, doch nicht mit entſchiedener Oppoſition. Man erblickt darin den ernſten und aufrichtigen Willen, aus dem Schein ein Seyn zu machen, und zugleich ein theilweiſes Eingehen in die Gedanken der Zeit. Wäre ein Fürſt mit dieſem Inſtitut früher hervorgetreten, etwa zu der Zeit der Reſtauration, als Canning in England, Martignac in Frankreich den Adel mit der Nation, mit den Fortſchrittsgedanken zu verſöhnen ſuchte, als Walter Scott eine poetiſche Vorliebe für den Adel und ſeine erhebenden Erinnerungen durch ganz Europa zu erwecken wußte, möglich und wahrſcheinlich, daß es da freudig begrüßt worden wäre, daß es Wurzel gefaßt hätte und jezt ſchon kräftig aufwüchſe mit der Nation, von der es ein Theil iſt. Ich fürchte, man hat die gute Zeit verpaßt, und es iſt jezt zu ſpät. Die verſtockten Rückwärtsmänner wollten damals keine Modifikation, ſie wollten Alles wieder haben, nichts fahren laſſen; ſie mordeten den edeln Canning, ſie untergruben und ſtürzten den edeln Martignac, und damit vernichteten ſie ihre lezten moraliſchen Stüzen, und weckten den eingeſchlummerten Haß und die einſeitigen Vorurtheile des Bürgerſtandes. Statt ſich zu erhalten durch eine Verſchmelzung im Unweſentlichen, ſuchten ſie hier eine ſpröde Trennung; dieſe iſt nun da. Schon hat man das neue Inſtitut wieder modificiren müſſen, weil es dem moraliſchen Gefühl der Erhobenen widerſtrebte, eine Würde zu erhalten, die ſie nur dann mit ihrer Familie theilen und darin fortpflanzen konnten, wenn ſie in der Erbtheilung den einen Sohn gegen die andern Kinder bevorzugten. Nun iſt die nächſte Generation von vorn herein mitgeadelt, und man ſchiebt die Entſcheidung, ob der Adel ſich weiter fortpflanzt, weislich in eine ferne Zukunft, wo die Frage vielleicht definitiv entſchieden, vielleicht den dann Lebenden ganz indifferent geworden iſt.

Die Standeserhöhungen und Ordensverleihungen haben das Publikum ſehr gleichgültig gelaſſen. Es meint, einige Herzoge und Fürſten mehr werden dem Staate Preußen eben ſo wenig ſchädlich und förderlich ſeyn, als es vorher die Barone und Grafen waren. Doch mag mancher, der auf ſolchen Titel gehofft und ſich getäuſcht ſah, nicht die Stimmung des Publikums theilen. Orden müſſen bei feierlichen Gelegenheiten ausgetheilt werden. Wenn es auch nicht mehr Auszeichnungen ſind, iſt es doch ausgezeichnet merkwürdig, daß ſich auf der Bruſt der Staatsbeamten noch immer Plaz zu Orden findet. Daß bei den Erhebungen und Verleihungen Kunſt und Wiſſenſchaft, und überhaupt die Intelligenz ſo gar nicht berückſichtigt worden (nur Steffens und Neander wurden Geheime-Regierungsräthe), nimmt viele Wunder bei der geiſtigen Bildung und Richtung unſers Königs. Wenn es einer Vertheidigung bedürfte, würde ſie nicht ſchwer fallen. Vielleicht eben, weil der König die Bedeutung der freien Kunſt und der freien Wiſſenſchaft zu ehren weiß, verſchmäht er es, ſie durch Titel und Bänder zu feſſeln. Würde ein Rauch mehr werden, wenn man ihn zum Grafen erhöbe, oder ein Leſſing, wenn ein ſchwarzer Adlerorden an ſeiner Bruſt hinge? Daß der König weiß, wo eine königliche Intervention der Perſon wie der Sache förderlich iſt, hat er durch die Ludwig Tieck gewährte Gunſt deutlich bewieſen. Im Uebrigen iſt eine große Liberalität gegen die Künſte zu Anfang einer Regierung nicht ein Auſpicium dafür, daß die Liberalität auch in andern Dingen zum Leib- und Seelenwohl der Nation ausdauern wird. Und unſer König verhieß uns ein gerechter und gnädiger König gegen Alle zu ſeyn. Es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß, ſobald die größern Sorgen beſeitigt ſind, Künſte und Wiſſenſchaft in allen ihren großartigen Richtungen an ihm einen eifrigen Beförderer erhalten werden. Was aber ſoll der Monarch von unſerer Redegabe, Poeſie und unſerm Wize denken, wenn ihm der Hofprediger im Dom, der Feſtdichter beim Ständefeſt und der Tapezier Hitzl bei der Illumination, in der Predigt, dem Gedicht und dem Transparent, nichts anderes zu ſagen wiſſen, als daß ſie ihm ſeine eigenen Worte von der Königsberger Treppe herab wiederholen! Wie dem König, der alles Friſche und Lebendige liebt, die bombaſtiſchen Tiraden von Erſterben in Devotion und dergleichen Floskeln und Sesquipedalsworte zuwider ſind, zeigt eine kleine Anekdote. „Wie gefällt es Ihnen hier?“ fragte er auf dem Schloßballe einen ihm wohlbekannten namhaften Gelehrten, der ſich den Schweiß auf der Stirne trocknete. Dieſer antwortete, vielleicht auch halb ſcherzhaft mit Bezug auf die Hize im Saal: „Unter dem Schatten von Ew. Majeſtät Gnade kann einem getreuen Unterthanen nur wohl zu Muth ſeyn“ u. ſ. w. Der König klopfte ihm lächelnd auf die Schulter: „Eine ſchöne Phraſe; die könnte Spontini in Muſik ſezen.“ — Die Huldigungsgerüſte, die Kränze und Fahnen ſind verſchwunden, auch die abgedeckten Dächer wieder eingedeckt; nur der angebaute Saal am Opernhauſe ſteht noch. Hier findet jezt die Ausſtellung der Fahnen, Embleme und Symbole der Gewerke zum Beſten eines milden Zweckes ſtatt. Darüber und über die Kunſtausſtellung, auch über manches Andere, was hier keinen Plaz fand, in meinem nächſten Berichte.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 122 und Proſpeckus eines „Vollſtändigen Handbuchs der Blumengärtnerei“ von J. F. W. Boſſe. Verlag der Hahn'ſchen Hofbuchbuchhandlung in Hannover.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. December 1840.

— Sanctum est vetus omne poema.

Horat.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Man ſieht leicht, daß zwei ſo verbundene Hauptſylben noch keine wahre, weitergreifende Bindung, ſondern nur eine Art betonter Hervorhebung einzelner Vorſtellungen, alſo mehr eine Vereinzelung beſonders da bilden, wo die beiden durch Alliteration verbundenen Worte eine Tautologie enthalten, wie in Feuer und Flamme, Erbe und Eigen. Um zu einer Art poetiſcher Symmetrie zu kommen, bedurfte es wenigſtens zweier ſolcher Satzglieder, während für gerichtliche Feſtſtellungen, für Rechtsſätze, für Formeln feierlicher Handlungen, überhaupt für die feierliche Rede (denn ſelbſt die Predigten waren, als deutſche Redner ſie übernahmen, oft voll Alliterationen), jene zweiſylbige, hie und da auf drei Sylben ſich erweiternde Bindung genug that, wie uns unter anderm recht ſchön und anſchaulich die Geſetzesformel der Frieſen zeigen kann über die drei Hauptnöthe, in welchen es der verwittweten Mutter frei ſtund, ihres Kindes Erbe zu veräußern (setta ende sella). Wir geben die Formel, freilich ohne die eine Alliteration, die in setta ende sella liegt, bewahren zu können, hier hochdeutſch.

„Die erſte Noth iſt: wo irgend ein Kind gefangen und gefeſſelt (fortgebracht) wird, nordwärts über die See, oder ſüdwärts über die Berge, ſo mag die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und ihr Kind damit löſen und ihm des Lebens Nothdurft damit ſchaffen." — „Die andere Noth iſt: wenn theure Jahre kommen und der heiße Hunger über das Land fährt und das Kind Hungers ſterben will, ſo mag die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern, und kaufen ihrem Erzeugten eine Kuh und Eier und Korn, damit dem Kinde des Lebens Nothdurft zu ſchaffen." — „Die dritte Noth iſt: wenn das Kind ſtocknackend iſt oder obdachlos und dann der düſtere Nebel und kalte Winter kommt; dann fährt allermänniglich zu Hofe und zu Hauſe und in verwahrtes Gemach; auch das wilde Thier ſucht den hohlen Baum und der Berge Schirm, allwo es ſein Leben zu erhalten vermag. Da weint und ſchreit das unerwachſene Kind und weist auf ſeinen nackten Leib und auf ſeine Obdachloſigkeit und auf ſeinen Vater (der ſollte es wahren gegen Hunger und nebelkalten Winter), wie daß er ſo tief und trübſelig mit vier Nägeln iſt unter Eichenholz und Erde eingeſchloſſen und bedeckt. So mag dann die Mutter ihres Kindes Erbe veraußern."

Das Poetiſche, was allerdings ſchon dieſe geringe Bindung mit ſich führt, weil ſie Ausdrücke energiſch, ſittlich

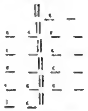
Digitized by Google

hervorhebt und dadurch im Ganzen auch den Redenden zwingt, nach kräftigen Ausdrücken zu ſuchen, damit nicht ein zu dünner Sinn ſich lächerlich in der energiſchen Form ausnehme — dies Poetiſche wird nun bei der Ausdehnung der Bindung auf zwei Satzglieder der Möglichkeit nach bedeutend geſteigert. Da aber theils für manche Anlaute die Bindung von vier Worten, die ihrem Sinne nach einander verwandt ſeyn, oder doch verbunden ſeyn könnten, ſchwer wird; theils durch ein ſtets gleiches Binden je zweier Satzglieder mit je zwei gleichen Anlauten etwas zu Monotones erhalten würde, ſo beſchränkt ſich die Anzahl der gebundenen Hauptſylben in der Regel auf drei, und dies kann man nun als die Grundform des altdeutſchen Verſes anſehen, daß er aus zwei Halbverſen beſteht, von denen jeder zwei Haupt- oder Tonſylben hat, die nun alle vier durch Alliteration zuſammengebunden ſeyn können, von denen in der Regel aber nur drei, zwei nämlich im erſten Halbvers und eine im zweiten alliterirend verbunden ſind. Ja, in einzelnen Fällen, wo die Bindung ſelbſt dreier Sylben Schwierigkeit hat, darf ſich der Dichter erlauben, auch im erſten Halbverſe nur Eine Hauptſylbe zu binden. Allmählig aber hatte ſich dann jene am häufigſten vorkommende Form der drei Alliterationsſylben unter vier Haupttonſylben ſo eingelebt, daß ſie in der weit künſtlicher ausgebildeten nordiſchen Verskunſt im Grunde als die geforderte Form erſchien; und vier Alliterationsſylben, wie ſie ſich bei Hochdeutſchen und Sachſen finden, werden von den ſkandinaviſchen Dichtern nicht ſtatuirt, nur zwei gebundene Sylben aber gelten für unſchön. Zwiſchen die Hauptſylben und vor die erſte und nach der lezten können nun eine Anzahl ſchwach oder gar nicht betonter Sylben treten. Im Nordiſchen, Angelſachſiſchen und Altſachſiſchen iſt hierin große Freiheit; das Hildebrandslied ſcheint der ſächſiſchen Regel zu folgen; hingegen der althochdeutſche Vers hat ſtrengere Regeln: die ſchwacher betonte, je auf eine Hauptſylbe folgende Sylbe, welche die Senkung zu der vorangegangenen Hebung bildet, kann nur dann fehlen, wenn die Hebung einen natura oder positione langen Vokal enthält, und nur der Auftakt läßt mehrere zugegebene Sylben zu, nicht aber die Senkung. Die Ueberfüllung mit ganz unbetonten Sylben, wie ſie in ſächſiſchen Verſen vorkommt, kennt der hochdeutſche Vers nicht; aber auch in ihm, wie in den Verſen der andern deutſchen Stämme, ſind die vier Haupttonſylben, von denen je zwei in jeder Vershälfte ſtehen, die Grundlage des ganzen Versbaues.

Auch dieſe zwei verbundenen Halbverſe bilden noch keine Verbindung für ein größeres poetiſches Ganzes, und ſo mußte man ſich, um dies zu erreichen, nach andern Mitteln umſehen. Die eigentlich deutſchen Dialekte haben es nie zu einer ausgebildeten weiteren Bindung gebracht, und die Angelſachſen nur dazu, daß der Sinn des lezten Halbverſes noch den folgenden erſten Halbvers ergreift, und ſo zwiſchen den beiden Halbverſen eine Cäſur des Sinnes entſteht, z. B.

— — Des freut ſich der ſchlanke
Wolf im Walde, auch der wolkenbüſtre Rabe,
Der leichengierige Vogel; luſtig beide
Schauten den Heerzug, der ſchaffen ſollte
Gefallene in Fülle; ihnen flog eilig nach
Ein aasgieriger Adler u. ſ. w.

Das ſymmetriſche Geripp dieſer Verſe läßt ſich, wenn wir die Alliteration durch einen Apoſtroph und die Sinncäſur durch einen Doppelſtrich bezeichnen, folgendermaßen darſtellen



Durch dieſes Hülfsmittel werden die alliterirenden Sätze mittelſt des Sinnes, die Sinnſätze mittelſt der Alliteration immer den folgenden Sätzen verknüpft, und das ganze Gedicht erſcheint wie eine Kette, aus zweierlei abwechſelnden Gliedern in einander gefügt. Die einzelnen alliterirenden Sätze würden wie die Perlen auseinander fallen, wenn man die Schnur des verbindenden Sinnes herauszöge; ſo aber erſcheinen ſie aufgereiht und wohl zuſammenhängend im größern Ganzen eines Gedichtes. Die hochdeutſchen Gedichte kennen dies Hülfsmittel in der Zeit, wo ſie alliterirten, nur in ſchwachen Anfängen und ſo, daß etwa einmal zwei, drei Verſe alſo verklammert erſcheinen; hingegen ſpäter, in der mittelhochdeutſchen Zeit, hat man dieſe Sinncäſuren neben dem Reim benuzt, um die kurzen epiſchen Verſe in gleicher Weiſe zu verbinden; namentlich hat dies der Meiſter des Reimes, Gottfried von Straßburg, gethan. In alliterirenden Verſen haben dies Bindemittel am reinſten ausgebildet die Angelſachſen in ihrer epiſchen Dichtung. Darin beſteht dann die ganze äußere Bindung epiſcher Maſſen, und da bei den Sachſen zwiſchen die vier Tonſylben unbetonte in großer Freiheit eingereiht werden können, iſt die Künſtlichkeit nach keiner Seite zu groß. Nordländer und Angelſachſen haben auch noch als Mittel, größere poetiſche Maſſen, beſonders feierliche Gedichte, zu gliedern, den Refrain. Noch iſt dieſer aber an keinem althochdeutſchen Gedichte auch nur in einer Spur entdeckt worden, wenn man das Kyrie eleyſon an dem Liede auf St. Peter abrechnet. Hingegen jene einfache Bindung durch Sinncäſuren hätte ſich ſicher auch in Deutſchland

Digitized by Google

bald rein ausgebildet, wäre nicht die ganze alliterirende Verskunſt in Abgang gekommen. Sie iſt wirklich nur wie ein einfaches Athemholen; wie dieſes in den Blutſchlag des Menſchen eine einfache, ausreichende Bewegung bringt, ſo dieſe einfache Bindung einen ſchrittähnlichen Rhythmus in die epiſchen Darſtellungen. — Die ſpätere, künſtleriſch ausgebildete nordiſche Dichtkunſt nimmt dann auch den Reim zu Hülfe, und ſucht auf dieſe Weiſe kunſtreiche Strophen zu bauen, was uns hier nichts angeht. Allein da die alte deutſche Dichtart nur im Norden ſo lange gelebt und gedauert hat, daß man anfing, ſie zum Gegenſtande einer Art wiſſenſchaftlicher Behandlung zu machen, wollen wir die hiebei entwickelte Terminologie doch beachten, die uns weiter manches hieher gehörige an die Hand geben wird.

(Fortſetzung folgt.)

Die Rubensfeſte.

(Fortſetzung.)

Wenn ich über die Erſcheinung von Rubens und ſeine Schule nachdenke, ſo wächst dieſer Mann zu immer höhern Dimenſionen vor mir auf, und es will mir bedünken, als hätte der alte, kräftige niederländiſche Meiſter noch eine höhere Sendung vollbracht, als die der Kunſt; als wäre er einer jener Helden, welche die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit ausſendet, um ihre Geſetze auf Erden aufrecht zu erhalten. Wenn wir Deutſche mit Betrübniß ſehen, wie in den ſüdlichen Niederlanden der flämiſch-germaniſche Geiſt mit dem von Frankreich herüberkommenden Romanismus zu kämpfen hat und in dieſem Kampfe allmählig zu unterliegen droht, dann dürfen wir nur an Rubens denken, um friſchen Muth zu erhalten und einzuſehen, daß dieſe Erſcheinung, die uns ſo traurig macht, nur eine Fortſetzung iſt des alten Kampfs, den wir von jeher durchgekämpft. Im Mittelalter war es Italien, welches den Romanismus über Deutſchland ausgoß. Italien, welches das deutſche Schwert ſo oft beſiegte, war ſtets eine gefährliche Eroberung für uns. In roher, aber kräftiger Mannesherrlichkeit betrat der Germane den italieniſchen Boden, erfocht Siege und Schlachtruhm und kehrte dennoch beſiegt zurück; nicht im offenen Kampf erlag er, aber im geheimen, äußerlich ſiegte er, innerlich war er überwunden. Die germaniſche rohe Kraft vertauſchte er gegen romaniſche feinere Sitte, und ſeine Selbſtſtändigkeit ging dabei in den Kauf. Jene Ritter, welche die deutſchen Kaiſer auf ihren Römerzügen begleiteten, lernten dort Bedürfniſſe kennen, die mit ihrem heimathlichen Himmel im Widerſpruche ſtanden, Sitten, die für den heimathlichen Boden nicht paßten, Neigungen, die daheim nicht zu befriedigen waren. Das Selbſtvertrauen, der kräftige germaniſche Stolz war in ihrer Bruſt untergraben. Ein ähnliches Schickſal hatten auf ihren Römerzügen jene brabantiſchen und flandriſchen Maler, die im ſechzehnten Jahrhundert nach Italien gingen, um dort die Werke Raphaels, Buonarottis, Correggios, Paul Veroneſes, Giulio Romanos, Titians und ihrer Nachfolger zu ſtudiren. Das einfache, aber edle Erbe, welches ſie von ihren Vätern Van Eyk und Memling überkommen hatten, wurde ihnen zu geringe, wenn ſie ſahen, welche Fülle von Schätzen an Farben und Geſtalten der Wälſche verſchwendete. Jetzt ſtürzten ſie ſich kopfüber in das neue Element, und jene brabantiſch-italieniſche Schule erſtund, als deren Haupt gewöhnlich Franz Floris genannt wird, Franz Floris, der von ſeinen Zeitgenoſſen den Namen: der belgiſche Raphael, erhielt. Der belgiſche Raphael, in dieſen zwei Worten iſt die ganze Niederlage und Erſchlaffung jener Zeit ausgeſprochen. Sobald die einheimiſche Kunſt zur Bezeichnung ihres Repräſentanten nach einem ausländiſchen Namen greift, iſt es um ſie geſchehen. Die franzöſiſche Kunſt in ihrem ſogenannten goldenen Zeitalter gibt hievon ein trauriges, aber ſchlagendes Beiſpiel, jene Zeit, wo es einen franzöſiſchen Phidias und einen franzöſiſchen Sophokles gab und wo der große Ludwig als griechiſcher Gott abgemalt wurde. Und die brabantiſch italieniſche Schule hat viele Beziehungen mit jener ſchaumgoldenen, claſſiſch franzöſiſchen Zeit gemein, traurige und luſtige Beziehungen: traurige, denn eine Reihe reicher Talente, die, wenn ſie ſich in nationaler Freiheit entwickelt hätten, vielleicht Außerordentliches und gewiß Selbſtſtändiges erzeugt hätten, fielen dem Geiſte der Zeit, der nichts als Nachahmung verlangte, zum Opfer; und auch Luſtiges, denn wie die Griechen und Römerinnen Corneilles und Racines zu komiſchen Figuren für uns werden, wenn wir ſie uns mit ihren Reifröcken und Schönpfläſterchen auf der Bühne vorſtellen, ſo iſt es nicht minder komiſch, wenn wir aus den Altarbildern des Floris, Porbus, Franks und ſelbſt Martin de Voß, mitten unter dem, den Italienern ſo mühſam nachgezeichneten Himmel und Faltenwurf, mitten unter der Raphaelſchen Idealität plötzlich das viereckige Geſicht eines ehrlichen flämiſchen Zunftmeiſters, eines grobſchrötigen, biergeſegneten Oberalteſten der Fleiſchergilde uns entgegen glotzen ſehen, ein Geſicht, welches die Natur zu ſeinem ehrenfeſten Bauche ganz harmoniſch fügte, und das auch ſpäter von den Teniers eben ſo harmoniſch in der Kunſt verwendet wurde, das aber in Mitten einer italieniſchen Landſchaft wie jener Nachtwächter auf dem Balle der Fürſtin ſich ausnimmt, oder wie der Held des Mardigras unter den Blumen, mit denen man ihn bekränzt. Der Pinſel jener Malerſchule überſezte nicht ſelten Petrarchiſche Sonette in

ſteinzerſchmetternde flämiſche Kernworte, oder den kurzen, kräftigen Donnerkeil eines flämiſchen „God verdoom!“ in die weichen Gondelſchläge italieniſcher Stanzen. Wie heiter jene Zeit auch ſchien, eine trübe war's. Während in Deutſchland Albrecht Dürer ſeinen ſtrengen nationalen Arm erhob, während bei den Italienern ſelbſt — wie ein großer deutſcher Kunſtkritiker ſich ausdrückt — „die geheimnißvolle Quelle, aus der ihnen bisher ſtets neue Formen des Schönen offenbart waren,“ ihr Rieſeln einzuſtellen begann, erhob der in ſeiner Heimath erſchöpfte Geiſt hier in den Niederlanden um ſo höher ſein Haupt; der Romanismus rang mit dem Germanismus den lezten Kampf auf Tod und Leben, und ſchon drohte dieſer niederzuſinken — da erſchien Rubens, und der Sieg hatte ſich gewendet.

Iſt das nicht dieſelbe Geſchichte, von der Tacitus ſchon erzählt? Als einſt die Bataver im heiligen Haine verſammelt waren, da erhob einer ihrer Mitbürger ſeine Stimme. „Sagt mir, Brüder,“ rief er, „ſind wir denn noch wie ehemals die Bundesgenoſſen und Freunde dieſer Römer? Sind wir nicht vielmehr zu ihren Sklaven herabgeſunken? Auf, Brüder! zu keiner Zeit war Rom ſo ermattet als jezt! Laſſet euch durch den großen Namen ſeiner Legionen nicht ſchrecken, ſein Joch abzuwerfen. Germanien ſteht zu uns, und ſelbſt Gallien gelüſtet es, ſich zu erheben. Auf! die Götter ſind mit dem Tapfern!“ So ungefähr lautete der Inhalt jener Rede, welche die Herrſchaft der Römer über das alte Volk der Belger und Bataver untergrub. Claudius Civilis hieß der kühne Redner von damals; anderthalb Jahrtauſende ſpäter hieß er Peter Paul **R u b e n s**.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

. Stuttgart, December.

Beſorgniſſe. Gemäldeausſtellung.

Die geographiſche Lage unſeres Landes erklärt es hinlänglich, wenn gegenwärtig unſere Blicke vorzugsweiſe weſtwärts gerichtet ſind, und die Ausſicht auf einen möglichen Krieg mit Frankreich faſt alle andern Intereſſen in den Hintergrund ſchiebt. Woran wir ſeit fünfundzwanzig Jahren ſelten gedacht haben, das erſcheint uns jezt nicht wenig bedenklich: wir ſtehen weit vorwärts auf dem linken Flügel der deutſchen Macht, der, ſelbſt die Einigkeit dieſer Macht vorausgeſezt, bei weitem die ſchwächſte iſt. Die weſtliche Wand des Thalkeſſels, in dem Stuttgart liegt, heißt der Haſenberg; über ihn führt die Straße in den Schwarzwald. Unſere Stadt hat lebendig das Andenken an den Tag bewahrt, wo im Sommer 1796 auf einmal von jenem Berg die franzöſiſchen Bajonette herunterglänzten. Wir kennen recht gut die materiellen und moraliſchen Unterſchiede zwiſchen damals und jezt; wir wiſſen vollkommen, in was allem wir ſtärker, ſie ſchwächer geworden ſind; wir freuen uns der allgemeinen Stimmung, die ſich in Deutſchland ausſpricht, und theilen ſie; aber die Beſonneneren ſind darum weit entfernt von blinder Zuverſicht. Wohl iſt es ein erfreuliches Schauſpiel, wie die franzöſiſche Preſſe Tag für Tag die Auflöſung und Schwäche der Nation ausplaudert; man kann es andererſeits ſogar als momentan nüzlich hinnehmen, daß die deutſche Preſſe unfreiwillig ſo viel discreter iſt; aber ſo manche Aber beſtehen deßhalb doch, über die einen das neue ſogenannte Volkslied: „Sie ſollen ihn nicht haben,“ um ſo weniger wegbringt, je zweifelhafter bei der verdächtigen Abſichtlichkeit der Werth und die Bedeutung deſſelben iſt. Jenſeits bringt es die leidenſchaftliche Eitelkeit gar nie zu einer billigen, verſtändigen Geſichtsbetrachtung; dieſſeits hat man die Lehren der Geſchichte trefflich gemerkt, ſo lange man ſie nicht brauchte. Wäre es möglich, daß ſie in der Stunde der Prüfung wiederum vergeſſen werden könnten? Ein hypochondriſcher Gedanke; um ihn zu faſſen, muß man den wehrloſen Oberrhein, oder wenigſtens den Haſenberg im Angeſicht haben. — Man erſchrickt, wenn man daran denkt, wie vielen lebendigen Schöpfungen des Friedens ein Krieg die Nerven abſchneiden würde, ob er nun den Feind auf den deutſchen Boden brächte oder nicht. Da wird bei uns bald ein Kunſtgebäude fertig. Eine Reihe friedlicher Budgets ſollte es mit Kunſtwerken füllen; im Krieg müßte der Staat ſogleich etwas vergeſſen, das ihm erſt nach langer Friedenszeit als nothwendiges Bildungsmittel und daneben als Anſtandspflicht erſchienen. Werden wir doch ſelbſt im glücklichſten Fall noch längere Zeit hinſichtlich des Kunſtgenuſſes auf die Ausſtellungen des Kunſtvereins und auf wandernde Gallerien verwieſen ſeyn. Eine der leztern zieht in dieſem Augenblick Liebhaber und Künſtler an. Schon öfters iſt in dieſen Blättern von den ausgezeichneten Gemälden die Rede geweſen, welche ſich im Beſiz des Herrn von Mezler aus Frankfurt a. M. befinden. Dieſer Mann iſt mit einer Auswahl ſchöner, zum Theil ſehr bedeutender Werke älterer und neuerer Meiſter hier angekommen und hat eine Ausſtellung veranſtaltet. Der Beſizer verſteht es, den Schauenden den Genuß zu erhöhen, während ſein Charakter ganz geeignet iſt, denen, welche etwas zu erwerben gedenken, Vertrauen einzuflößen. Schon vor Eröffnung der Ausſtellung ſind die Gemälde mehrmals von Sr. Majeſtät dem König beſehen worden, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, um ſeinen Schaz von ausgezeichneten Kunſtwerken zu vermehren. — Wir werden anderswo auf dieſe Bilder zurückkommen; hier erwähnen wir nur eines derſelben, das uns bei der erſten Betrachtung vorzüglich aufgefallen iſt: der Europa des Guido Reni. Auf einem ſechs Schuh breiten, fünfthalb Schuh hohen Tableau ſieht man die Tochter Agenors, wie ſie, auf dem Rücken des mit Blumen bekränzten Stiers, wie auf einem Ruhbett hingeſtreckt, mit leidenſchaftlicher Geberde, von Liebesgöttern umflattert, auf den Wogen hinſchwimmt. Die ganze großartige Compoſition, Zeichnung, Colorit, Gewandung verrathen ſo deutlich den genannten Meiſter, daß es kaum eines hiſtoriſchen Zeugniſſes für die Aechtheit des Bildes bedürfte. Es iſt aber daſſelbe Gemälde, deſſen unter Andern d'Argenville erwähnt, mit der Bemerkung, daß es Guido Reni für Wladislaw, König von Polen gemalt; ein Nachfolger des erſten Beſizers machte es dem kaiſerlichen Geſandten Grafen von Stadion zum Geſchenk, und aus des leztern Familie iſt es faſt unmittelbar in die Hände des jezigen Beſizers gekommen.

B e i l a g e: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. December 1840.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt!

Goethe.

Die Rubensfeſte.

(Fortſezung.)

„Die Räder der Geſchichte kreiſen immer in denſelben Bahnen, und immer ſind es dieſelben Speichen, die wieder zum Vorſchein kommen. In unſerer Zeit iſt es Frankreich, welches die Hand nach Belgien ausſtreckt, und der Staat iſt die Loſung; früher war es Spanien, und Religion hieß der Schlachtenruf; zu einer andern Zeit war es Italien, und der Kunſt galt der Angriff. Immer aber war es derſelbe romaniſche Geiſt, gegen den ſchon Claudius Civilis ſeine Mitbürger aufrief, und der ſpäterhin an Wilhelm von Oranien, an Rubens und vielen ähnlichen Männern ſeine Sieger fand. Verzweifeln wir nicht an der germaniſchen Selbſtſtändigkeit Belgiens; die Schlacht von Waterloo wird nicht der lezte Sieg ſeyn, den wir über den Romanismus erfochten.

Eine Frage drängt ſich hier auf. Wie kommt es, daß die Gemälde des Rubens, der doch durch die höhere Individualiſirung der Charaktere, durch kräftige, geſunde Sinnlichkeit, durch das freiere Recht, welches er der Naturwahrheit eingeräumt, das germaniſche Element in ſeiner Welt überall erkennen läßt und der deutſchen Richtung ſo nahe verwandt iſt, wie kommt es, daß man für ihn in Deutſchland einen weit geringern Enthuſiasmus findet als für viele andere, tiefer oder wenigſtens uns ferner ſtehende Meiſter? Dies erklärt ſich daraus, daß man in Deutſchland zu viel und zugleich zu wenig Bilder von ihm beſizt. Zu viel, denn welche etwas bedeutende Galerie hat nicht ein oder mehrere Stücke von dieſem Maler aufzuweiſen? zu wenig, denn mit Ausnahme von München, beſizt faſt keine deutſche Galerie den rechten Rubens; ſie haben Stücke von ihm, aber nicht ihn ſelbſt in ſeiner Ganzheit, in ſeiner vollſtändigen Individualität, in ſeiner Rieſenhaftigkeit. So kommt es, daß jeder von den Millionen Aeſthetikern und Kunſtrichtern in Deutſchland ſein Urtheil über dieſen Meiſter abgibt, und zwar mit ehrlicher deutſcher Gewiſſenhaftigkeit, denn er hat ja wirklich ein Original oder gar mehrere von ihm in ſeiner Kreisſtadt oder in der Sammlung des Geheimeraths X und des Freiherrn von Y. geſehen, einen großen Heiligen, mit breitem, muskuloſem Rücken, oder eine Jungfrau mit ſtrotzender Bruſt, einen ächten Rubens, wie ſie zu ſagen pflegen. Aber den wahren Rubens müßt ihr nur hier auf dem üppigen, reichen Boden ſeines Vaterlandes ſuchen, wenn ihr ihn kennen lernen wollt.

Man braucht nur das Leben des Rubens zu betrachten, um dieſe Erſcheinung zu erklären. Ich äußerte ſchon einmal, wie die Induſtrie in Belgien ſogar auf die Kunſt ihren Einfluß übt, und in der That, dieſer

Digitized by Google

Einfluß ſpielt eine bedeutende Rolle in der Geſchichte unſers Rubens. Gegen fünfzehnhundert Bilder zählt der Engländer John Smith auf, die alle von dem Pinſel dieſes Malers herrühren. Waren es immer nur die Intereſſen der Kunſt, welche die Farben ſeiner Palette miſchten? Man macht es den neuern Schriftſtellern zum Vorwurf, daß ſie Dinte und Feder zum Erwerb benutzen; warum macht man dieſen Vorwurf nicht den Malern? Man hätte ſeit Jahrhunderten Gelegenheit dazu. Die Maler waren oft mehr als auf Erwerb bedacht, und der Geiz des Rembrandt iſt ſprüchwörtlich geworden. Von Rubens erzählen ſeine Biographen manchen Zug, der ſeine Vorliebe für die Induſtrie durchſchimmern läßt, und unſer ehrlicher Sandrart drückt ſich in ſeinem alten, unhöflichen Deutſch mit den Worten aus: „Rubens iſt nicht von Gebenhauſen geweſen, dannenhero ihn viele beſchuldiget haben, daß er das baare Geld gar zu hart in Händen halte.“ Von ſolcher drückenden Beſchuldigung haben zwar die neuern Biographen Rubens auf's Glänzendſte gereinigt, und in der That war Rubens nicht nur nicht geizig, ſondern er liebte es vielmehr, ſich mit einer wahrhaft fürſtlichen Prächtigkeit zu umgeben und ſeinen Ruf als Fürſt der niederländiſchen Maler gewiſſermaßen auch äußerlich zu rechtfertigen. Sein Haus war eines der glänzendſten in Antwerpen, und er hatte dabei die kleine Schwachheit, ſeinen diplomatiſchen Charakter gehörig in's Auge zu ſtellen. Mit dieſem diplomatiſchen Berufe war es zwar nicht beſonders weit her. Seine Geſchäfte beſtanden meiſt nur im Ueberbringen einiger Artigkeitsbezeugungen an den ſpaniſchen oder engliſchen Hof. Hiezu paßte die ſchöne, impoſante Geſtalt des Flamänders, ſein großer Ruf, ſeine freie Haltung, ſein ritterlicher Charakter und ſeine Kenntniß aller modernen Sprachen freilich ganz beſonders. Auch ſcheint es, daß man damals ſchon das heutige Syſtem befolgte und die Geſandten an fremden Höfen die Ehre ihres Poſtens aus ihrem eigenen Sackel bezahlen ließ.

Rubens war nicht geizig, aber um ſolchen Aufwand, wie er ihn liebte, beſtreiten zu können, durften die Farben auf ſeiner Palette nicht lange trocken bleiben. Man ſagt, er habe zu ſeinen größten Gemälden nicht mehr als vierzehn Tage gebraucht; ſolcher Produktionskraft liegt ein gewiſſer Leichtſinn nicht ferne, und dieſer Leichtſinn iſt auch in den meiſten ſeiner Bilder, die er weit aus ſeiner Nähe, nach Deutſchland, Frankreich ꝛc. ſandte, nicht zu verkennen; dieſer Leichtſinn iſt Schuld, wenn ſein Genius, wie er auf ſeinen Antwerpner Bildern in ganzer Größe ſich zeigt, anderswo verkannt wird. Denn in Antwerpen und überhaupt in ſeinem Vaterlande, wo er ſeine Werke den ſcharfen, neidiſchen Blicken Janſens, Kronbergers und anderer verdrängten Zeitgenoſſen ausgeſezt ſah, hier, wo ihn die Conkurrenz ſeiner Genoſſen und Schüler ſpornte, hier war es ihm Luſt und Nothwendigkeit, ſeine ganze ſieghafte Herrlichkeit zu entwickeln, in jenen, durch Farben und Scenerie, durch anatomiſche Wahrheit wie dramatiſche Erſchütterung unvergleichlichen Schilderungen des „Chriſtus zwiſchen den beiden Schächern,“ der „Abnahme vom Kreuze“ u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Wir haben zunächſt zu bemerken, daß ein Vers ein Lied genannt wird, und der Halbvers Halblied, und zwar ſind die Halbverſe entweder Vorderzeilen: Vorlieder, oder Hinterzeilen: Nachlieder. Die alliterirenden Buchſtaben, welche das Vorlied und Nachlied an einander heften, heißen den Nordländern: Liedſtäbe. Die Alliteration kann man alſo, wie auch ſchon oft geſchehen iſt, mit Fug und Recht als Stabreim bezeichnen, und die durch den Stabreim verbundenen Worte geſtabte Worte nennen. Die geſtabte Sylbe des Nachliedes hat immer durch dieſe Form der Dichtung den entſchiedenſten Nachdruck; ſie tritt am ſtärkſten hervor, und der Dichter hat zu ſorgen, daß der dieſer Sylbe zu Grunde liegende Begriff nicht zu dünn ſey. Der Reimſtab des Nachliedes heißt der Hauptſtab, die Reimſtäbe des Vorliedes ſeine Stützen oder Stollen. Dies moraliſche Verhältniß des Accentes wird aber getrübt, ſo bald auch die zweite Tonſylbe des Nachliedes geſtabt iſt; deßhalb beſonders ſcheuen die nordiſchen Sänger vier Liedſtäbe, während ſie ſchon eher nur zwei ſtatuiren. Die tonloſen Sylben des Auftaktes und der Senkungen heißen: Redefüllſel (málfylling). Was die Alliteration ſelbſt betrifft, ſo alliteriren alle Vokale zuſammen; wenn der Hauptſtab alſo ei iſt, dürfen die Stollen getroſt a und u ſeyn, z. B.

— poum ni kistendit
einic in erdu ahâ artruknênt —

Bei den Zuſammenſetzungen sk (sc, sch) st und sp gilt es für unſchön (im Norden geradezu für falſch), wenn ſie einerſeits den Hauptſtab bilden und dann andererſeits in den Stollen ſich bloß ein anlautendes, einfaches s oder ein s mit einem andern Conſonanten (bei sp im Hauptſtabe etwa sk und st in den Stollen) findet. Als Selbſtlauter, gewiſſermaßen als mit den Vokalen ſtabender Halbvokal gilt im Norden j, v und h, wenn ein Vokal darauf folgt; bei den Angelſachſen

Digitized by Google

nur j und gë mit folgendem Vokal (in welchem Falle gë eigentlich nur andere Schreibart für j iſt, z. B. geár, ſpr. jär); bei den Altſachſen nur j; im Hochdeutſchen j und in gewiſſen Fällen h.

Man würde ſehr irren, wenn man den alten deutſchen Stämmen gebildeten Sinn abſprechen wollte. Es hat unter denen, die, wie Robertſon, ſich gefallen haben in Vergleichung der alten Deutſchen mit den Wilden, an ſolchen nicht gefehlt, welche die gebildete Art, wie Cäſar den Arioviſt, Tacitus den Arminius ſich äußern läßt, lediglich der Auffaſſung dieſer Römer zugeſchrieben haben; allein das Gedicht von Beówulf kann deutlich zeigen, wie durch dies alte Heldenleben eine feinere Hofſitte und ſehr verſtändige Aeußerung hindurch geht. Auch erſcheint die in dieſem Gedichte dargeſtellte Bildung nicht etwa als eine neu eingeführte, eben erworbene, ſondern ſie trägt überall den Charakter einer alt eingelebten, tief in dem ganzen Leben und Weben des Volkes begründeten. Iſt nun das Gedicht, wie höchſt wahrſcheinlich, aus dem ſiebten, höchſtens achten Jahrhundert, ſo kann es, eben weil es ſchon eine entwickelte Hofbildung, und ganz im *inneren Germanien*, auf der däniſchen Halbinſel und auf den Inſeln Dänemarks darſtellt, auch als ein Zeugniß gelten für mehrere Jahrhunderte früher; denn in ſolchen Zuſtänden wechſelt das geſellſchaftliche Daſeyn der Menſchen nur ganz allmählig und langſam ſeine Geſtalt. Die römiſchen Schriftſteller mögen alſo immerhin den deutſchen Fürſten andere Gedanken in den Mund legen, als ſie geäußert haben; darin aber haben ſie gewiß recht, daß ſie ſich bemüht haben, ſie als verſtändig-gebildete Männer erſcheinen zu laſſen. Nur muß man immer im Auge behalten, daß der Mittelpunkt alles Wiſſens und alles Intereſſes der Deutſchen die Rechtskunde war, mit welcher aber Poeſie und Religion im nächſten, natürlichſten Zuſammenhange ſtanden. Die Bildung, die man ſuchte, beruhte beſonders in dem Verſtändniſſe und in der Einprägung jener geſtabten Reime, in denen die Rechtsgrundſätze, die Formeln für rechtliche und religiöſe Handlungen, die Eide, Gelübde, Gebete zu den Göttern und das Andenken der früheren Helden gefaßt waren.

Dieſe Dichtungsgattungen ſind uralt und werden zum Theil ausdrücklich von Tacitus und andern alten Schriftſtellern erwähnt, zum Theil läßt ſich auf ihr Daſeyn ſchon in jener Zeit aus abgeriſſenen Andeutungen ſchließen. So wird, wer altdeutſche Bildung in ihrer Geſammtheit kennt und vor Augen hat, wenn er im zehnten Kapitel der Germania die Beſchreibung der Looſe lieſt, keinen Moment zweifelhaft ſeyn, daß die preces und die interpretatio deſſen, welcher die Looſe warf, in geſtabten Worten ſtatt hatten; ja, die *Stabreime* der interpretatio ſcheinen eben *durch das Looß geſucht worden zu ſeyn*. Wie ein Looßen in der Gewährung von Reimbuchſtaben beſtanden haben könne, wird aber nur der verſtehen, welcher weiß, was man im Norden Kénningar nannte. Kénning wird durch nota characteristica erklärt; die surculi notis quibusdam discreti enthielten alſo Kénningar. Unter dieſem Worte verſteht man übrigens feſtſtehende, typiſche und topiſche Bezeichnungen der in geſtabten Gedichten gewöhnlich zur Sprache kommenden Gegenſtände und Vorſtellungen, indem es ſich von ſelbſt fand, daß, da der in einem beſtimmten Buchſtaben anlautenden Worte aus einem und demſelben Begriffskreiſe nicht zu viele waren, ſich *ſtehende* Bilder und Weiſen des Ausdrucks feſtſezten. Wollte z. B. der Angelſachſe Himmel und Erde zuſammen nennen in einem geſtabten Verſe, ſo konnte er ſchwerlich die gewöhnlichen Worte dazu verwenden, denn heofon, der Himmel, und eordu, die Erde, alliteriren nicht; wählte man aber das Wort roderas (die Himmelswölbungen), und ſezte dazu rûme grundas (die geräumigen Gründe, ſtehender Ausdruck für „Erde"), ſo hatte man in den Worten roderas and rûme grundas einen poetiſchen Topos, der zugleich ein geſtabter Halbvers war, und ein Kenning von Himmel und eines von Erde enthielt, ſelbſt aber in ſeiner ſtehenden, typiſchen Weiſe Ein Kenning bildete.

Die Zahl dieſer ausgeprägten poetiſchen Ausdrücke zu vermehren, die vorhandenen ſowohl als die neugebildeten in kunſtgerechter Weiſe in der formulirenden Dichtung zur Anwendung zu bringen, war hauptſächlich die Aufgabe des dichteriſchen Genies; und wir haben auf dieſe Weiſe in den nordiſchen, ſächſiſchen und altdeutſchen Gedichten eine Anzahl herrlicher, wahrhaft poetiſcher Ausdrücke erhalten. Die Dichtung ward durch die Anwendung dieſer Kenningar, die wie in ihrer Farbenpracht und in ihrer Schleifung *bekannte* Edelſteine in eine Künſtlercompoſition von getriebener Arbeit einzuſetzen waren, auf der einen Seite beſchränkt und gebunden (ſo daß man wohl begreift, wie in der Gewährung einer Anzahl Kenningar durch das Looß ein Orakelſpruch veranlaßt werden konnte), auf der andern Seite erleichtert und in hohem Grade zum Gemeingute gemacht, zu einer Art objektiveren Ausdrucks geſtempelt. Später, als die Subjectivität der Dichter ſich in dieſen Kenningar unangenehm eingeengt fühlte, als man wünſchte, alles und in allen Verbindungen ausdrücken zu können, verloren dieſe Kenningar an den Höfen der nordiſchen Fürſten und Häuptlinge mehr und mehr ihr Beſchränkendes, indem man auf das Künſtlichſte und Erzwungendſte Ausdrücke für alles und jedes in allen möglichen Stabreimen zu ermöglichen ſuchte. Da entſtanden die hundert geſuchten Ausdrücke für Schwert, Schild, Held, Fürſt, Schiff ꝛc.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die medizinische und die Rechtsfakultät. Volksunterricht.

In der vergangenen Woche wurden die Vorträge an der medizinischen ſo wie an der juriſtiſchen Fakultät eröffnet, und zwar in beiden mit einer Rede des Doyens oder Dekans der Fakultät und mit Vertheilung der Preiſe. Was an der medizinischen Fakultät jezt mehr, als die gewöhnlichen Vorträge, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſind die Verſuche, welche Orfila an Thieren, beſonders an Hunden, über die Wirkungen der Gifte öffentlich vor einer bedeutenden Menge von Zuhörern anſtellt. Seit Magendie ein paar hundert arme Hunde erwürgt hat, um die Erſcheinungen des Verdauungsprozeſſes zu beobachten, fand keine ſolche Verfolgung dieſer Thiere mehr ſtatt, wie jezt, da der berüchtigte Kriminalprozeß der Wittwe Lafarge den Aerzten und auch den Richtern die Mangelhaftigkeit der bisherigen Kenntniſſe gezeigt hat. Sogar Orfilas, des großen Toxicologen Autorität wurde in jenem Prozeſſe beſtritten, und der Dekan der medizinischen Fakultät hat daher wohl gethan, nicht allein im Intereſſe der Menſchheit und der gerichtlichen Arzneikunde, ſondern auch zur Behauptung ſeiner eigenen Autorität öffentliche Verſuche anzuſtellen, welche Jedermann zur Belehrung dienen können. Es iſt freilich ſchlimm, daß die armen Hunde dazu dienen müſſen, die Wirkungen des Giftes zu beweiſen, und wäre Orfila in England, ſo würde Herr Marten, der berühmte Vertheidiger und Beſchützer der Thierwelt, nicht ermangelt haben, ihn beim Parlament zu verklagen, wie er vor Jahren Magendie als einen Thierquäler verklagt. Aber ſchon lange Zeit müſſen die Thiere ſich zum Opfer geben, wenn es ſich vom Wohl der Menſchheit handelt, und Paris hat einen ſolchen Ueberfluß an Hunden, daß die Polizei zuweilen für nöthig hält, die vagabunden Thiere, deren es eine Menge gibt, aus dem Wege zu räumen. Die Chiffoniers machen ihrer Seits Jagd auf die herum ſtreichenden Hunde und Kazen; dieſen Leuten iſt alles gut, was nur einige Sous einbringen kann, und manchmal geben ſie ſich nicht einmal die Mühe, die herrenloſen Thiere von denjenigen zu unterſcheiden, welche Jemanden zugehören. Sie ſind die Hundelieferanten für die Aerzte, welche Experimente anſtellen, ſo wie ſie den Inhabern der Hunderte von ſchlechten Kneipen, welche ſich um Paris befinden, Kazen liefern, die als Kaninchen zugerichtet und verzehrt werden. — Da die Rechtsfakultät dieſes Jahr zum erſten Mal Preiſe ertheilte und öffentlich Rechenſchaft gab von ihrem Thun und Treiben, ſo hatte man, um mehr Zuhörer aufnehmen zu können, den großen Hörſaal des Sorbonnegebäudes, wo bekanntlich die wiſſenſchaftliche und die belletriſtiſche Fakultät ihren Siz haben, zur Feierlichkeit gewählt. Der Dekan Blondeau hielt eine Rede, worin er die Geſchichte der Pariſer Rechtsfakultät kurz zuſammenfaßte, von der Zeit an, wo das kanoniſche Recht mehrere Profeſſoren, das bürgerliche aber nur einen oder zwei beſchäftigte, bis auf den heutigen Tag, wo das kanoniſche Recht auf Null reducirt iſt und keinem Advokaten oder Richter in Frankreich mehr etwas zu ſchaffen macht, wogegen das bürgerliche Recht eine ſolche Ausdehnung gewonnen hat, daß zwölf Profeſſoren kaum hinreichen, es vorzutragen, und noch mehrere Suppleanten mit Vorleſungen über einzelne Theile deſſelben beſchäftigt ſind. Das den Advokaten ganz entbehrlich gewordene kanoniſche Recht iſt in die theologiſche Fakultät verwieſen, und wird daſelbſt wahrſcheinlich nur hiſtoriſch behandelt. Zu keiner Zeit war die Zahl der die Rechte Studirenden ſo beträchtlich als ſeit der Julirevolution. Die ſtatiſtiſchen Angaben in der Rede des Dekans verdienen aufgezeichnet zu werden. Während der Napoleonſchen Regierung war die Zahl der ſich dem Rechtsſtudium widmenden Jünglinge nicht ganz 1700, obſchon damals das Reich eine ſo große Ausdehnung hatte. Damals freilich konnte man leichter im Heere als in der gerichtlichen Laufbahn avanciren, und daher hatte Mars viel mehr Anhänger als Themis. Unter der Reſtauration, als es mit den kriegeriſchen Ausſichten zu Ende ging, nahm das Studium der Rechtsgelehrſamkeit einen bedeutenden Aufſchwung; die Zahl der Studenten ſtieg auf 2500, ein einziges Mal ſogar auf 2800, im Durchſchnitt blieb ſie jedoch unter 2500, wie ſie während des Kaiſerthums unter 1700 ſtehen geblieben war. Nun folgte die dritte Epoche, die der Revolution von 1830; von dieſem Jahre ſtieg die Zuhörerzahl bis zu 3454, und zwar im Zeitraum von fünf Jahren. Die eben angeführte Zahl wurde im Jahr 1835 eingeſchrieben und iſt bis jezt die höchſte; im vorigen Jahr betrug die Zahl der eingeſchriebenen 3143. Noch iſt aus der Rede des Dekans anzuführen, daß in dieſem Jahre die Examina an der Rechtsfakultät auf die ungeheure Zahl von 3828 ſtiegen. Sie machen einen beträchtlichen Theil der Einkünfte der Profeſſoren und Suppleanten aus und nehmen ihnen viele Zeit weg. Da ſie jedoch nur neun Monate im Jahr vortragen, und zwar wöchentlich dreimal, ſo bleibt ihnen noch Zeit zum Vorbereiten und zu literariſchen Arbeiten. Auch dauert ein Examen ſelten über eine Stunde, und im Sommer werden in den Morgenſtunden zuweilen bis zwei Duzend Studenten abgefertigt, da zu gleicher Zeit in mehreren Sälen Examina gehalten werden. — Nach der Rede des Dekans erſtattete Prof. Oudot, welcher das Civilgeſezbuch für die Studenten des dritten Jahres vorzutragen pflegt, einen Bericht über die Preisbewerbung, wobei er die Geſchichte der Stiftung derſelben erzählte. Dieſer Bericht, der über eine Stunde dauerte, wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Profeſſor Oudot gilt für einen der ausgezeichnetſten Lehrer der Rechtsfakultät, obſchon er in der juriſtiſchen Literatur unbekannt iſt. In ſeinem 25ſten Jahre wurde er ſchon Suppleant, iſt jezt 56 Jahr alt und trägt ſehr gut vor. Er iſt auch der lebensfroheſte der Profeſſoren der Rechtsſchule, und in ſeinem Hauſe finden die Jünglinge, welche er aufnimmt, nicht allein juriſtiſche Belehrung, ſondern auch heitere Geſellſchaft und angenehme Unterhaltung. — Ueber den jezigen Zuſtand des Volksunterrichts iſt neulich eine gehaltreiche Ueberſicht von Boulay de la Meurthe erſchienen, als Anhang zu ſeinem lezten Berichte über die Arbeiten des freien Vereins zur Beförderung des Elementarunterrichts. Der Verfaſſer beginnt dieſe Ueberſicht mit der Epoche des Kaiſerthums, und bedauert, daß Napoleon nicht die erforderliche Zeit gefunden habe, um den Volksunterricht zu begründen. Jedoch wurde auf ſeinen Befehl durch Cuvier und Noel jene Unterſuchung des Elementarunterrichts in Holland vorgenommen, welche einen Bericht zur Folge hatte, den man als den Keim der jezigen Einrichtungen in Frankreich betrachten kann. Sogar die Reſtauration hatte einige gute Augenblicke, und erließ bekanntlich die Ordonnanz vom 29ſten Februar 1816, welche Unterrichtskomites anordnete.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. December 1840.

Die Perſon des Dichters iſt niemals ausgezeichnet und bedeutet in der That nichts anders als den lebenden Mund der Sage.

W. Grimm.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Waren dieſe künſtlichen Kenningar aus der Natur der Dinge genommen, wie z. B. der Ausdruck „Ulmenſchwalbe“ für Pfeil, weil die Bogen von Ulmenholz zu ſeyn pflegten und der Pfeil ſich von dem Ulmenbogen wie eine Schwalbe im raſchen Fluge bewegte, ſo mochten ſie noch gehen; aber wenn man die z. Th. lokalen Mythen zu Bezeichnungen verwendete, oder dunklere Beziehungen, und alſo z. B. weil Heimdallr fallen ſollte durch ein Haupt, und weil Heimdallr Loki fallen ſollte mit einem Haupt, das Haupt „Heimdallrs Schwert“ nannte, entſtand eine ſo gezierte Ausdrucksweiſe, daß ſie ohne eine ganze Wiſſenſchaft der Mythen und dichteriſchen Beziehungen und Bezeichnungen gar nicht mehr zu verſtehen war. Die Dichtung ward ſo im Norden völlig zur Hofdichtung, zur Kunſtdichtung, ja zu einer durch Ueberkünſtlichkeit der Form und des Ausdrucks in ſich ſelbſt abſterbenden, pedantiſchen Aeußerungsweiſe und dem Volke völlig entfremdet. Auch früher ſchon hatte die höhere, allgemeinere Bildung im alten deutſchen Leben verlangt, daß man die poetiſchen Ausdrücke, die ſtehenden dichteriſchen Formeln, die Kenningar kannte, verſtand und anzuwenden wußte, und auch ein mittelmäßig begabter Mann, der dieſe Bildung der Edlen und Freien hatte, konnte vermittelſt derſelben Formeln faſſen und dichten; wie in einer Zeit verbreiteter, geſchmackvoller Kunſtformen auch ein mittelmäßig begabter Juwelier gefällige Arbeit zu liefern vermag, wenn er ſich nur an die vorhandenen Muſter hält. Hingegen im Norden ſuchten allmählig dieſe Wortjuweliere ſich durch geſuchte Ausdrucksweiſen zu überbieten und ſubjektive Auszeichnung durch ihre Leiſtungen zu gewinnen, wovon die Folge war, daß die Dichtung zu ſeelenloſer und bedeutungsloſer Künſtelei erſtarb, während bei den deutſchen Stämmen der Vorrath vorhandener poetiſcher Zuſammenſtellungen ähnlicher Begriffe, Beiwörter, Umſchreibungen, Bilder, kurz das, was man im Norden Kenningar nannte, nur eine Erleichterung anziehenden Ausdrucks gewahrte, der erſt ſchwindet, als bei immer mehr ſich ausbreitender chriſtlicher Auffaſſungsweiſe der größte Theil der alten Kenningar bedeutungslos und trümmerhaft ward.

Die Angelſachſen haben noch lange, ſelbſt zu Darſtellung der Stoffe chriſtlicher Sage, die alten typiſchen Ausdrucksweiſen aus der Zeit heidniſcher Bildung beibehalten, wie Grimm das in ſeinem Vorwort zu Andreas

Digitized by Google

und Helene ſehr ſchön ausführt. Von ſelbſt aber verſteht es ſich, daß von der älteſten deutſchen Poeſie durch dieſe formelle Entwicklung derſelben in hohem Grade ſubjectives Empfinden ausgeſchloſſen war, indem gerade für ſolche poetiſche Lichtpunkte, an die ſich das Subjekt mit ſeinem Empfinden anhängen kann, wie z. B. die Beſchreibung der Wirkungen des Sonnenlichtes beim Schwinden der Nacht, beim Schwinden des Winters, beim Erwachen der Tages- und Jahreswonne, oder umgekehrt die Beſchreibung des hereingebrochenen nächtlichen Dunkels, des Scheidens von Leib und Leben, des Scheidens von geliebten Freunden, oder der Freude wie der Angſt, der Liebe wie des Leides, *ausgeprägte*, man kann ſagen *religiös ausgeprägte* Formeln als poetiſches Gemeingut der Nation vorhanden waren. Die Erſcheinungen des Naturlebens wie des ſittlichen Lebens, ſo weit ſie in der Poeſie zur Darſtellung kamen, traten in feſtgeſeztem Kleide auf, welches im Einzelnen zu verändern der einzelne Dichter allerdings die Freiheit hatte, aber nicht in Schnitt und Haltung im Ganzen. Einzelne neue Wendungen, Formeln, Ausdrücke mochte der Dichter zufügen; da ſie aber nur Anerkennung erhielten und im Angedenken blieben, wenn ſie mit dem Ganzen der volksthümlichen Dichtung und ihrer Weiſe in Harmonie waren, tritt durch ſie weniger ein Unterſchied in den alten Dichtungen hervor, als in der mindern oder größern Gewandtheit, ſich überhaupt in dieſen Kleidern angemeſſen, und nicht zu unbeholfen und weitläufig zu bewegen. Eben ſo aber wie die Erſcheinungen des natürlichen und ſittlichen Lebens, waren auch alle Gegenſtände, die bei epiſchen Actionen und religiöſen oder gerichtlichen Begehungen in Beziehung kommen, alle Waffen und Kleider, Roſſe, Schiffe, alle ſtändiſchen Unterſchiede, alle Theile des Wohnhauſes und alle hervortretenden Umgebungen des Menſchen in ſtehenden Ausdrücken, oft in ſtehenden Formeln, in geſtabten Ausdrucksverbindungen, wie für den Schriftſetzer die Lettern in den einzelnen Fächern, vorhanden; man hatte nur gewandt herumzugreifen und ſie herbeizuziehen, was dem, der eine Anzahl älterer Heldenlieder im Gedächtniß bewahrte, nicht eben zu ſchwer werden konnte. Daß ſich mitten in dieſem überkommenen Apparate auch die geniale Eigenthümlichkeit, und gerade durch *Vermehrung* des Apparats in eigenen Zuſammenſtellungen geltend machen, daß man auch *neuen* Dichterruhm ernten konnte, war zwar nicht ausgeſchloſſen, aber das Subjektive blieb immer das geringere; mehr oder weniger reducirte ſich der Ruhm des Dichters darauf, eine in feſt ausgeprägten Formen vorhandene Geiſtesäußerung wohl zu repräſentiren, und das, was an dieſer Repräſentation ſubjektiv-genial war, ging ohne Weiteres in der poetiſchen Erbſchaft der Nation unter.

Die Dichtkunſt war ungefähr auf demſelben Fuße, wie vor Giotto die Malerei; erſt allmählig und nicht ohne ein Durchgehen durch einen Zeitraum des Verderbens der alten Dichtung brach ſich die Subjectivität freie Bahn. Und ſo ſind uns auch faſt nur mythiſche Sänger, wie Horand, und kein Dichter als hiſtoriſche Perſon aus dieſer ganz alten Zeit namhaft geblieben *, eben weil die Perſon des Dichters als ein unbedeutendes Moment bei der ganzen Sache erſchien. Der Dichter war entweder ein Edelfreier ſelbſt; dann galt ſein Kriegsruhm, ſein Reichthum, ſein Hofleben ſo viel, und ſeine Dichtung ſchwand zwiſchen den andern Strahlen, die ihn umgaben, ſo zuſammen, daß man ihrer kaum beſonders gedachte; bis auf einen gewiſſen Grad war die Fertigkeit gebundener Rede bei ſo hoch Stehenden wohl ohne Weiteres vorausgeſezt. Oder der Dichter war Hofdienſtmann, Degen; dann erſchien ſeine Sangesübung nicht um ſo viel ausgezeichneter als die Speer-, Pfeil-, Schwert-, Reit- und Schwimmübung anderer und, ſo weit er an denſelben Theil nahm, ſeiner ſelbſt, daß man ſeinen Namen wie den der Helden hätte kommenden Geſchlechtern bewahren ſollen. Er war dann eben der ritterliche Dienſtmann, der zur Harfe ſang; und die Goldringe, die er dafür erhielt, ſchienen vollkommen ausreichende Belohnung, ſo daß es eines Namensruhmes nicht bedurfte. Er hatte ſeinen Lohn dahin. Niemand weiß, wer die Lieder der Edda, wer den Beowulf, wer die Nibelungen und die Gudrun gedichtet, und in der That hat dieſe Lieder kein Einzelner gemacht; ſie ſind durch vieler Sänger Hände gegangen und als ein Gemeingut der Nation erwachſen, wenn auch lezte Faſſungen der einzelnen Lieder, oder Zuſammenſtellungen derſelben zu größerem Ganzen nothwendig durch Einzelne vollbracht ſind.

(Fortſetzung folgt.)

* Man müßte denn den Sänger Schilling im Wandererslied als eine hiſtoriſche Perſon betrachten wollen.

Die Rubensfeſte.

(Fortſetzung.)

Für die Beſtellungen hingegen, die aus weiter Ferne, von allen Enden Europas an Rubens gelangten, glaubte er es ſich bequemer machen zu dürfen, und es iſt nicht zu leugnen, daß er dabei mehr an ihre Verwerthung als an ihren Gehalt zu denken ſchien. So müſſen wir in Rubens einen doppelten Charakter unterſcheiden, den des Künſtlers und den des Kaufmanns. Daß Rubens als ein ächter Niederländer ſich auch auf den Handel mit allen ſeinen praktiſchen Nebendingen

Digitized by Google

verſtand, wird Einem recht klar, wenn man die Quittungen, die er über die Bezahlung ausſtellte, aufmerkſam durchlieſt. In dieſen Dokumenten, von denen viele zur Erinnerung aufbewahrt wurden, herrſcht ein ſo gutes Stück Handelsproſa, wie ſie nur je auf dem Pulte eines Krämers geſchrieben wurde. Ich theile eine ſolche Quittung, die ſich hier im Beſitze der Familie Vande Verde befindet, im Originale mit. — Jk onderschreven bekenne ontfanghe te hebben, it handen van Mynheer Jaspers Charles, de somma van Zeven hondert en vyftig guldens, tot volkomen betalinghe vaan een stuck Schilderey door myne handt gemaekt, staende in St. Franciscus Kerke tot Antwerpen. Ende t'oirkonde der waerheydt hebbe ik dese quittancie geschreven en onderteekent, deze 17 May 1619.

(geteekent)
Pietro Paulo Rubens.

Welch praktiſche Nüchternheit ſpricht aus dieſer „Quittancie" über ein Stuck Schilderei! Mit Veränderung einiger Worte kann dieſelbe einem jeden ehrlichen flamiſchen Weber dienen, der ein Stück Linnen, von „ſeiner Hand gemacht," verkauft hat. Aber dieſe Miſchung von Handels- und Künſtlergeiſt iſt bis auf den heutigen Tag den niederländiſchen Malern nachzuweiſen, und ihr Herr und Meiſter Rubens war auch hier ihr Führer, und gewiß, ſein Malergewiſſen wie ſeine Kaufmannsklugheit vereinigten ſich beide dahin, daß er ſeine ſchwächſten Bilder am weiteſten von ſich ſchickte, während er die Meiſterwerke in ſeiner unmittelbaren Nähe behielt. So kommt es, daß man außer Belgien gewöhnlich nur den Kaufmann Rubens, nicht den Künſtler kennen lernt. Wir Deutſche aber ſollten in unſern Urtheilen beſonders vorſichtig ſeyn; denn wie würde Jemand über Goethe urtheilen, wenn er nichts als die natürliche Tochter, Stella und Aehnliches von ihm geleſen hätte? Ich habe die Galerien von Dresden, Wien und die an Rubensſchen Werken ſo reiche Sammlung des Louvre in Paris geſehen, und mit eigenen Augen die Ueberzeugung gewonnen, daß die meiſten dieſer berühmten Bilder nur natürliche Töchter ſind. Die eigentlichen legitimen Kinder ſeines Genies, denen er die Ehre, ſeinen Namen fortzupflanzen, übertragen, hat er nicht aus ſeiner Nähe gelaſſen, ſie haben die Grenze ihres Vaterlandes nicht überſchritten; nur hier findet ihr den Meiſter und den Götz mit der eiſernen Hand.

Zwei Wanderer — erzählt Le Sage — fanden auf ihrem Wege einen Grabſtein, worauf die Inſchrift eingegraben war: Aqui està encerrada el alma del licenciado Pedro Garcias. (Hier liegt begraben die Seele des Licentiaten Pedro Garcias.) — „Thor!" rief der Eine aus, „wie kann die Seele eines Menſchen begraben ſeyn?" und lachend ſchritt er weiter. Der Andere aber, ein ſinniger Geſelle, grübelte dem Sinne der Worte nach. Er lockerte den Stein auf, und ſiehe da, ein reicher Schatz lag unter ihm verborgen. Wahrlich, die Stadt Antwerpen könnte keine paſſendere Deviſe führen als die Worte: Hier liegt begraben die Seele des Rubens!

Ja, Rubens iſt nicht in Antwerpen geboren, und doch hat keine Stadt ein größeres Recht, ſtolz auf ihn zu ſeyn als ſie: nicht weil ſeine Eltern da geboren, nicht weil ſeine todten Gebeine innerhalb ihrer Mauern ruhen; ſondern weil dieſe Mauern ſein beſtes, eigentliches Leben umſchließen. Seine glänzendſten Farbenthaten hat er ihr geweiht, und wie die Waffen, die ein Held in der heißeſten Schlacht getragen, über ſeinen Sarg gehängt werden, ſo hängen hier in der Grabesſtadt des Meiſters die freudigſten Siegeszeichen ſeines Genies.

(Schluß des erſten Briefs.)

Ausgleichung.

Die braune Erde ſprach zur Roſe,
Die wie ein Eng'lein lag im Mooſe:
Du kannſt wohl roth und duftig ſeyn;
Der Duft und Farbenſchmelz iſt mein,
Du haſt das Blut mir ausgeſogen,
Den ſüßen Odem mir entzogen;
Davon biſt du ſo ſchön geworden,
Großmeiſterin vom Blumenorden.
Ich aber bin nun ſchwarz und braun
Und unerquicklich anzuſchaun.

Die bleiche Roſe ſprach zur ſüßen
Biene mit Wachs- und Honigfüßen:
Du kannſt wohl ſüße Honigwaben
Und ſchöne wächſerne Zellen haben!
Den Honig haſt du mir geſtohlen
Aus meinen ſüßen Nektarbowlen,
Die Zellen haſt du mir geraubt
Aus meinem Kelche, goldbeſtaubt!
Ich aber werde nun bleich und alt,
Verwelke ſchon und ſterbe bald.

Und ſterbend ſprach darauf die Imme
Zum Menſchen, klug und ſüß von Stimme:
Du kannſt wohl ſprechen in ſüßem Reim,
Du iſſeſt von meinem Honigſeim!
Du kannſt wohl Lichtgedanken hegen
Von meines lichten Wachſes wegen!
Ach, aber ach! mit mir iſt's aus,
Der Hauch des Todes durchzieht mein Haus!
Du wirſt darum nicht ewig leben,
Du mußt's der Erde wiedergeben!

Richard Morning.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Volksunterricht. Pariſer Armuth.

Seit der Julirevolution iſt ein Geſetz über den öffentlichen Unterricht zu Stande gekommen; ſo unvollkommen es auch noch iſt, ſo iſt es doch ſchon viel; denn man kann es als die magna Charta des Elementarunterrichts betrachten. Dieſes Geſetz nämlich ſanktionirt die Freiheit des Unterrichts und behält doch dem Staat ſeine Rechte vor; es hat Hülfsquellen eröffnet, die Comités begründet, Normalſchulen und Prüfungskommiſſionen eingeſetzt. Seit zehn Jahren ſind 8500 Gemeinden mit Schulen verſehen worden; man zählt eine Million Schüler mehr als zuvor; 5 bis 6000 Gemeinden haben Schulgebäude erhalten, und es ſind für Unterrichtszwecke 50 bis 55 Millionen Franken ausgegeben worden. 61 Normalſchulen ſind geſtiftet; ihnen iſt es zu verdanken, daß ſich das Perſonal der Schullehrer gebeſſert hat; die Arrondiſſementskomités und die Prüfungskommiſſionen haben ihren Nutzen bewährt; es gibt keine Departements mehr, denen man eine Steuer zum Behufe des Volksunterrichts von Staatswegen aufzulegen hat; endlich hat man Inſpektoren und Unterinſpektoren angeſtellt, welche über den Unterricht zu wachen haben. Mich dünkt, eine Revolution, aus welcher ſo viel Gutes hervorgegangen, wenn ſie auch ſonſt gar keine Staatseinrichtung gebeſſert hätte, verdiente wohl, daß ſich ihre Feinde mit ihr ausſöhnten, wenn ihnen anders das Wohl des Volks am Herzen liegt. Aber freilich iſt Frankreich von einem befriedigenden Zuſtand des Volksunterrichts noch weit entfernt, und dies verhehlt Boulay de la Meurthe keineswegs. Zwei Millionen Kinder, ſagt er, könnten die Kleinkinderſchulen von 38,000 Gemeinden beſuchen; es ſind aber nur 575 Kleinkinderſchulen in 321 Gemeinden vorhanden, welche von weniger als 50,000 Kindern beſucht werden. Zehn Departements haben keine einzige Anſtalt der Art. Fünf Millionen Knaben und Mädchen ſollten zur Schule gehen; es gehen aber keine drei Millionen im Winter und kaum 1,800,000 im Sommer hin. Mehr als die Hälfte der Mädchen bekommt gar keinen Unterricht. Vierzehn Millionen Erwachſene können weder leſen noch ſchreiben. Man zählt nicht mehr als 50,000 erwachſene Schüler in weniger als 2000 Klaſſen, die ihnen offen ſtehen. Fügt man nun auch ungefähr 50 bis 60tauſend Unteroffiziere und Soldaten hinzu, welche die Regimentsſchulen beſuchen, ſo hat man doch nicht mehr als etwas über 100,000 erwachſene Schüler. Mehr als 5600 Gemeinden mangelt es noch immer an Elementarſchulen; 87 haben noch keine höhere Schule, wie es ihnen das Geſetz zur Pflicht macht; mehr als 21,000 haben nur eine einzige Schule für beide Geſchlechter, mehr als 20,000 beſitzen nicht ſelbſt die Häuſer, worin ihre Schulen gehalten werden. Um dieſe Häuſer zu bauen oder anzukaufen, wird man mehr als 72 Millionen Fr. verwenden müſſen. Unter den Schulen, welche den Gemeinden angehören, gibt es wenige helle, geräumige, geſunde und ihrer Beſtimmung angemeſſene, und noch wenigere mit dem nöthigen Zubehör verſehene; die meiſten ſind in erbärmlichem Zuſtande. Die 74 vorhandenen Normalſchulen zur Bildung der Volksſchullehrer können dem Mangel an hinlänglichen Subjekten lange nicht abhelfen. Man braucht beinahe 1500 Schullehrer jährlich und die Normalſchulen liefern nicht einmal 900. Was die Normalſchulen für Volkslehrerinnen betrifft, ſo gibt es deren kaum zwei oder drei. Es iſt noch gar keine öffentliche Anſtalt zur Bildung der Vorſteherinnen von Näh- und Kleinkinderſchulen vorhanden. Schullehrervereine gibt es nur wenige, und ſie ſcheinen eher ab- als zuzunehmen. Der Staat, welcher bis zum Jahr 1829 nur 50,000 Fr., in jenem Jahre aber 100,000 Fr. für den Volksunterricht hergab, hat im Budget für's Jahr 1841 den Poſten auf 1,800,000 Fr. erhöht, wozu die Kammer der Deputirten noch 200,000 Fr. zugelegt hat, um zur Anlegung von Kleinkinderſchulen aufzumuntern. Das Perſonal der Mauthverwaltung, bemerkt Boulay de la Meurthe, koſtet eben ſo viel, die Geiſtlichkeit $\frac{2}{3}$ mehr, ohne das zufällige Einkommen mitzurechnen, das Kriegsweſen koſtet aber in Friedenszeiten, Algier nicht mitgerechnet, zwölfmal mehr. Zuletzt bemerkt Boulay de la Meurthe noch, daß die Schulen, welche von geiſtlichen Brüderſchaften gehalten werden, jetzt in ſtärkerem Verhältniſſe zunehmen, als die von weltlichen Schullehrern gehaltenen. Wie es ſcheint, befördert die legitimiſtiſche Oppoſition dieſe Anſtalten aus Parteigeiſt; in manchen Gegenden Frankreichs herrſcht noch viele Bigotterie, und die geiſtlichen Brüder werden allen andern Lehrern deßhalb vorgezogen, weil ſie ihre Schüler fleißig zu Andachtsübungen anhalten. Da ſie kein Schulgeld nehmen, weil ihre Ordensſtatuten es ihnen verbieten, ſo mag dies ein Grund weiter ſeyn, weßhalb ſie von manchen Gemeinden berufen werden und die Schullehrer der Armen geworden ſind. Sie verlangen bloß, daß die Gemeinden für ein Schulgebäude und für ihren Unterhalt ſorgen, und oft leiſten ſie auf beides Verzicht, wenn die Gemeindevorſteher ſich in die Leitung ihrer Schulen miſchen wollen. Boulay de la Meurthe fragt, wie dieſe Brüder denn beſtehen können? wahrſcheinlich durch Beiträge von außen und von innen, durch Vermächtniſſe, heimliche Gaben u. ſ. w. Dieſe geiſtlichen Brüderſchaften hängen alle zuſammen und ſtehen im Einverſtändniſſe mit dem römiſchen Hofe. Durch ſie ſucht die Curie auf's franzöſiſche Volk zu wirken, und wirkt auch in einem gewiſſen Grade auf daſſelbe. Die Regierung wird wohl thun, wenn ſie dem ſchnellen Wachsthum dieſer Brüderſchaften nachſpürt und unterſucht, woher es kommt, daß geiſtliche Schulen ſo leicht emporkommen, indeß ſie mit den Bürgerſchulen ſo große Noth hat. — Beim herannahenden Winter laſſen die Maires der verſchiedenen Pariſer Arrondiſſements einen Aufruf an die Bewohner ergehen, worin ſie um Unterſtützung der vielen Nothdürftigen bitten und eine Schilderung ihres Elends entwerfen, welche mit den Ankündigungen ſo vieler glänzenden Verſammlungen und öffentlichen Beluſtigungen ſchneidend contraſtirt. Nicht alle Arrondiſſements ſind gleich arm; das elendeſte von allen iſt das zwölfte, in welchem der Pflanzengarten, die Salpetrière und andere Hoſpize und ſonſtige öffentliche Anſtalten liegen, und wo ſich manche enge und dunkle Straßen befinden, deren alte Häuſer von einer Maſſe armer Familien bewohnt werden. Die Straße Mouffetard iſt wegen ihrer Chiffoniers berüchtigt; auch arme Schuhflicker und eine Menge von Taglöhnern bewohnt dieſes Stadtrevier, aus welchem ſich die Reichen faſt gänzlich weggezogen haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 42.

Sonnabend, 5. December 1840.

[442] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen:

J. A. ROMBERG, Form und Construction
der Feuerung ersparenden Oefen, Kochheerde, Kamine und Bratöfen.

Ein Handbuch für Töpfer, Architecten und Bauherren.
4. Mit 56 lithographirten Tafeln. 2 Rthlr.

[591] **Cervantes.**

So eben ſind bei **Metzler** in Stuttgart erſchienen, in Format, Papier und Druck wie die Taſchen-Ausgabe von Schiller:

Miguel de Cervantes
Romane und Novellen.

Aus dem Spaniſchen zum erſten Mal vollſtändig übertragen von A. Keller und Fr. Notter. In 12 Bänden. 4r u. 8r Bd. Subſcr.-Preis für den Bd. 27 kr. oder 6 Gr.

Von dieſer anerkannt trefflichen Uebertragung des Cervantes ſind jetzt 7 Bände ausgegeben: Don Quixote, 1 — 4 Bd., Novellen, 1 Bd. und Perſiles und Sigismunda, 2 Bde. Da die Krankheit eines der Hrn. Herausgeber, die bisher die Erſcheinung verzögert, nun gehoben iſt, ſo hoffen wir die noch rückſtändigen 5 Bde. noch vor Oſtern verſenden zu können. Mit der Vollendung wird der Subſcr.-Ps. erhöht. — Subſcription nehmen alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie an.

[500] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf
einer
Liturgie
für die
evangeliſche Kirche
im
Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf, ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind außer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. **Cotta**'ſcher Verlag.

[606] Herabgeſetzte Preiſe.

Folgende werthvolle Werke unſers Verlags ſind zu den beigeſetzten ermäßigten Preiſen durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Hirſchfeld, C. C. L., Theorie der Gartenkunſt. 5 Bde. Mit vielen Kupfern. gr. 4. 1779—785. früher 18 Thlr. 8 Gr. jetzt 4 Thlr.

Jöcher, Chr. G., allgemeines Gelehrten-Lexikon. 4 Bände und Adelungs Fortſetzung. 2 Bde. gr. 4. 1750—87. früher 25 Thlr. 8 Gr. jetzt 8 Thlr.

Jördens, Karl Heinrich, Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten; enthält kurze Biographien der Schriftſteller, nebſt Anzeige der Quellen, desgl. eine Charakteriſtik derſelben, beſonders aber Nachrichten von ihren Werken, deren Ausgaben und Inhalte der wichtigſten, ſo wie eine Nachweiſung der vorzüglichſten öffentlichen Beurtheilungen und andern Literarnotizen. 6 Bde. gr. 8. 1806 — 12. früher 15 Thlr. 9 Gr. jetzt 6 Thlr.

Muſenalmanach, deutſcher. 1r—3r Jahrg. 1830—32; herausgegeben von Amad. Wendt. 5—10r Jahrg. für 1833—39. Herausg. von A. v. Chamiſſo und G. Schwab. Mit den Porträts von Goethe, Tieck, A. W. v. Schlegel, Chamiſſo, Rückert, Schwab, Uhland, Heine, A. Grün, Platen. 10 Bde. 16. früher 15 Thlr. jetzt 4 Thlr.

Ramlers, C. W., Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften. Nach dem Franzöſiſchen des Hrn. Batteur,

Google

mit Zuſätzen vermehrt. 4 Bde. Fünfte verbeſſerte Aufl. 8. 1802. früher 3 Thlr. jetzt 1 Thlr. 8 Gr.
Sturz, H. P., Schriften. Neue verb. Aufl. 2 Thle. 8. 1786. früher 1 Thlr. 8 Gr. jetzt 20 Gr.
Sulzers, Joh. George, allgem. Theorie der ſchönen Künſte. Zweite verm. Aufl. 5 Thle. mit Reg. gr. 8. 1792—99. früher 8 Thlr. 14 Gr. jetzt 3 Thlr.
Zimmermann, J. Georg, über die Einſamkeit. 4 Thle. 8. 1784 und 85. früher 4 Thlr. 4 Gr. jetzt 2 Thlr.
— — Fragmente über Friedrich den Großen, zur Geſch. ſeines Lebens, ſeiner Regierung und ſeines Charakters. 3 Bde. 8. 1790. früher 2 Thlr. 20 Gr. jetzt 1 Thlr.
Leipzig.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[617] Als beſtes Bildungs-, Geſellſchafts- und Unterhaltungsbuch können wir jungen Leuten empfehlen, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

Galanthomme,

oder der Geſellſchafter wie er ſeyn ſoll.

Eine Anweiſung, ſich in Geſellſchaften beliebt zu machen und ſich die Gunſt der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 muſterhafte Liebesbriefe, 28 poetiſche Liebeserklärungen, eine Blumenſprache, eine Farben- und Zeichenſprache, 24 Geburtstagsgedichte, 40 declamatoriſche Stücke, 28 Geſellſchaftslieder, 30 Geſellſchaftsſpiele, 18 beluſtigende Kunſtſtücke, 24 Pfänderlöſungen, 93 verfängliche Fragen, 30 ſcherzhafte Anekdoten, 22 verbindliche Stammbuchsverſe, 80 Sprüchwörter, 45 Toaſte, Trinkſprüche und Kartenorakel. Herausgeg. vom Prof. S . . . t. 8. broch.

Dieſes Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Geſellſchafters nöthig iſt, weßhalb wir es zur Anſchaffung beſtens empfehlen, und im Voraus verſichern, daß Jedermann noch über ſeine Erwartungen damit befriedigt werden wird.

---

[564] In meinem Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Don Juan.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten von **S. Wieſe.**
8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[601] **E. L. Bulwer's Werke.**

Einzige vollſtändige Ausgabe.

Bei Gebr. Schumann in Leipzig (früher in Zwickau) iſt ſo eben erſchienen:

E. L. Bulwers Werke. Aus dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. 60 bis 62r Theil. 16. geh. Preis jedes Theils 6 Gr. od. 27 kr.

Durch dieſe, den neueſten Roman Bulwers

Godolphin

enthaltende Fortſetzung iſt nun dieſe Ausgabe vollſtändig, und es iſt dieſelbe, da die Stuttgarter Ausgabe von Bulwers Werken vergriffen iſt, jetzt die einzige vorhandene deutſche Ausgabe von Bulwer's ſämmtlichen Werken. Wer daher, neben den Romanen und Erzählungen, auch die ſämmtlichen Bulwer'ſchen Dramen, „England und die Engländer," den „Gelehrten" und „Athens Aufſchwung und Fall" beſitzen möchte, kann dieſen Zweck nur erreichen durch Anſchaffung der vorliegenden, ganz von Dr. Bärmann übertragenen Ausgabe. Der Preis ſämmtlicher 62 Theile iſt $15\frac{1}{3}$ Thlr. oder 27 fl. 7 kr. Zu haben in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[614] Auswahl einiger der vorzüglichſten Schriften zu

Chriſt-, Geburtstags-, Pathen- und Brautgeſchenken,

die bei

Fr. Volckmar in Leipzig

erſchienen ſind und in jeder Buchhandlung zur Anſicht bereit liegen.

Hannchen und die Küchlein von **A. G. Eberhard.**

8te Aufl. mit 10 Stahlſtichen von **Otto Spekter.** 12. in Golddecke gebunden 1 Thlr. 8 Gr.

Urania von **C. A. Tiedge.**

Ausgabe mit 7 Kupfern in Goldſchnitt gebunden 1 Thlr. 12 Gr., brochirt ohne Kupfer 18 Gr., Stereotyp-Ausgabe brochirt 8 Gr.

Aug. Mahlmanns ſämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait in Stahlſtich. Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr.

Reinecke der Fuchs,

treu metriſch bearbeitet. 3te verbeſſerte Aufl. mit 10 Kupfern vom Prof. Richter in Dresden. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Nützliches Buch für die Küche

bei Zubereitung der Speiſen von **A. E. Lehmann,** Lehrer der Kochkunſt in Dresden. 6te verbeſſerte Aufl. gebunden 2 Thlr.

---

[610] **Für Journalzirkel.**

Mit dem Januar 1841 beginnt

Das Dampfboot,

eine Zeitſchrift für Scherz und Ernſt,
redigirt von **Julius Sincerus** (Dr. Laſker).
Danzig, Verlag von **Fr. Sam. Gerhard,**
ſeinen eilften Jahrgang. — Wöchentlich erſcheinen drei Nummern in gr. 4. und drei Nummern der Beilage: „Schaluppe", und der Preis für den Jahrgang iſt 4 Rthlr., wofür daſſelbe durch alle Buchhandlungen, in regelmäßigen wöchentlichen Lieferungen, zu beziehen iſt.

Zur Empfehlung des Dampfboots etwas hinzuzufügen dürfte unnöthig ſeyn, da daſſelbe häufig von den geachtetſten Zeitſchriften lobend erwähnt und von vielen Journalen benutzt wird. — Es iſt eine Zeitſchrift, welche in jedem Journalzirkel gerne geleſen werden wird.

Google

[417] Bei Fr. Volckmar in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Dampfmaſchine, faßlich beſchrieben und erklärt, insbeſondere in ihrer praktiſchen Anwendung auf Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt nebſt Winken über Eiſenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. D. Lardner. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt mit veranſchaulichenden Abbildungen. 8. broch. Preis 16 Gr.

Es iſt dies die erſte praktiſch und wiſſenſchaftlich bewährte Schrift, welche über Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen erſchienen iſt. Der Verleger hofft und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und ſtellt in dieſer Erwartung den Preis ſo niedrig, als bei einem ſo trefflichen Buche wohl kein zweites Beiſpiel zu finden iſt. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klaſſiſchen Text.

---

[418] In allen Buchhandlungen iſt zu finden:

Blicke in die geheime Werkſtätte der Natur bei Zeugung ꝛc. des Menſchen von Dr. U. Kaſtor. 8. broch. Preis 1 Rthlr.

---

[607] Bei Eduard Meyer in Cottbus iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Betaltar unterm Sternenzelt.

Gott gewidmete Abendgeſänge.

Ein Beitrag zur häuslichen Erbauung von

M. Pilz. 12 Bogen 8.

Elegant gebunden in lithogr. Umſchlag 20 Sgr.
Feine Ausgabe mit Goldſchnitt . . . 25 Sgr.

Dieſe Geſänge bilden ein würdiges Seitenſtück zu Witſchels und anderen ausgezeichneten Liederſammlungen.

---

[517] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde.

Von

P. Scheitlin,

Profeſſor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Beſtimmung der Begriffe, Seele, Thiere, Thierſeele und Thierſeelenkunde. 2) Denkbarer Urſprung einer Thierſeelenkunde des erſten Zeitalters. 3) Thierſeelenlehre der Hebräer und Chriſten nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöſe Thierſeelenkunde der Inder, Perſer und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpſychologie durch die Dichter. 9) Anſichten der Philoſophen und Naturkenner unter den Griechen und Römer, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und ſeine Nachfolger oder die neueſte Zeit. 12) Andeutungen aus der Geſchichte der Behandlung der Thiere oder der praktiſchen Thierpſychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpſychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpſyche. 15) Von der Pſyche der Thiere im Beſondern. 16) Pſychologiſches Thierſyſtem. 17) Charakteriſtiken unſerer vorzüglichſten Hausſäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Beſondern, oder von den pſychiſchen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom telluriſchen oder vom Schein- und vom wahren Menſchen. 20) Von den Verhältniſſen des Thieres.

Wir hoffen mit dieſem Werke jedem denkenden Menſchen, beſonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienſt erwieſen zu ſehen. Der Herr Verfaſſer beabſichtigt durch die Mittheilung ſeiner Anſichten nicht den Menſchen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu ſtellen und den Menſchen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeſchichtliche, unwahre Kluft zwiſchen Thier und Menſch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Weſen zu lehren und geſchichtlich zu degründen, welche der allweiſe Schöpfer neben uns in das Welt-All geſtellt hat.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[474] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Das Aſyl auf dem Felſeneiland und ſein Bewohner

oder

Nur Chriſti Chriſtenthum.

Von G. Rittſchlag. gr. 8. geh. ½ Rthlr. — 54 kr.

Motto: Wehe Denen (Myſtikern, Pietiſten u. Fanatikern), die aus Licht — Finſterniß machen! —

Liebſt Du, in mitten ſchäumender Wogen und rollender Donner auf ſchwerkämpfendem Schiffe zu weilen; liebſt Du, auf romantiſchem Eilande einſame Wanderungen zu machen; liebſt Du, die Wonne des Wiederſehens zweier Herzensfreunde nach langer Trennung zu theilen; liebſt Du Geißelhiebe auf die Vordermänner der Finſterlinge und Fanatiker mit kräftiger Hand führen zu ſehen; liebſt Du endlich, das Credo eines geläuterten Geiſtes, eines reinen für Wahrheit und Licht erglühten Gemüths zu hören: dann Lieder, biſt Du unter den Geladenen und das hier Gebotene wird Dir zuſagen. So lies denn ſelbſt; Genuß und Befriedigung erwarten Dich.

---

[597] **Neuer Roman.**

So eben erſchien bei Metzler in Stuttgart:

Das Leben kein Traum.

Roman von Jean Charles. 3 Bände. 8. geh.
4 fl. 24 kr. oder 2 Thlr. 16 Gr.

Dieſer Roman dürfte in Kurzem Epoche machen, und den Namen des Hrn. Verfaſſers den ausgezeichnetſten Romandichtern des In- und Auslandes anreihen. Vor Allem iſt es die geiſtige Verwandtſchaft unſers Dichters mit George Sand, die frappirt: dieſelbe Lebenskenntniß; dieſelbe Auffaſſung der ſocialen Zuſtände, nur mit reinerer, geklärterer Weltanſchauung; daſſelbe ſcharfe Ausprägen des Charakters, beſonders des weiblichen; derſelbe ſichtende und ſondernde Verſtand. Wie jener nimmt auch er überall Anlaß, ſich über Alles zu ergehen, was den Geiſt erheben, das Gemüth ergreifen, rühren, erſchüttern und beruhigen kann; er theilt mit ihm die Verehrung für das weibliche Weſen und verklärt es nach den herzzerreißenden Conflicten, in die es die Verhältniſſe der Jetztzeit ſo häufig bringen. — Dabei iſt er in Handhabung des Süjets geſchickter, erfindungsreicher, fantaſtiſcher; zumal ſind ſeine Schilderungen tragiſcher Momente von wahrhaft draſtiſcher Wirkung. Es iſt dieſer Roman ein wahres Lebensbuch, obſchon es nur den Lebenslauf eines Mannes bis zu ſeinem vierundzwanzigſten Jahre zum Gegenſtande hat, bringt

Google

in intereſſanten Situationen die wichtigſten Fragen der Ethik und Moral zur Anſchauung und drängt in den engen Raum einer einzigen Erzählung Stoffe für viele, und dieß in einem Style, der friſch, glänzend, kräftig, man kann ſagen leuchtend, mitunter blitzend iſt, und durch das Ganze wie im Fluge dahinträgt. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[612] Bei Goedſche in Meiſſen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taſchenbuch auf 1841

von der erſten deutſchen Improviſatrice.

Herbſtgabe.

Ein Taſchenbuch auf das Jahr 1841.

III. Jahr mit 4 Abbildungen,

von **Caroline Leonhardt-Lyſer.**

Meiſſen bei Goedſche 1 Thlr. 20 Gr.

Von derſelben Verfaſſerin iſt erſchienen:

Ausſteuer für Deutſchlands Töchter

in allen Verhältniſſen ihres Lebens. Ein Buch zur Belehrung und Bildung. Mit vielen colorirten und ſchwarzen Abbildungen.

Ein Weihgeſchenk. Gebunden 1 Thlr. 18 Gr.

Das Orakel

oder die Todtenmeſſe der Vertriebenen.

Hiſtoriſcher Roman von **F. Schreiber.**

2 Thle. Meiſſen, Goedſche. 1 Thlr. 16 Gr.

---

[611] So eben iſt bei Heinrich Franke in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marie Capelle

oder

Charles Lafarge's Tod.

Roman aus der neueſten Zeit

von

Julian Chownitz.

Drei Bände. Preis in ſaubern Umſchlag geheftet 2 Thlr. 18 Gr.

Vorſtehendes Werk, welches den berühmten Prozeß der Madame Lafarge, der in der neueſten Zeit die Aufmerkſamkeit von ganz Europa im höchſten Grade erregt hat, behandelt, dürfte zu den intereſſanteſten literariſchen Erſcheinungen gezählt werden, weshalb wir daſſelbe allen Gebildeten als eine höchſt anziehende und unterhaltende Lectüre empfehlen können.

---

[608] Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Religionsgeſpräch

zu Marburg im Jahr 1529.

Von Licentiat, Pfarrer Schmitt zu Marburg.

gr. 8. br. 9¼ Bogen — 16 Gr. = 1 fl. 12 kr.

Juſti, Dr. K. W., Ober-Conſiſtorialrath ꝛc. zu Marburg. Die Vorzeit. Zehnter Jahrgang. Mit fünf Kupfern. gr. 12. 18 Bogen. gebunden. Rthlr. 1. 16 gr. = fl. 3. —

Junia Romana, das Wildhaus. Novelle. 2 Bände. gr. 12. broch. 21½ Bogen. Rthlr. 2. — = fl. 3. 36 kr.

Roſa. Ländliche Erzählung in vier Idyllen von Dr. W. Heſſe. gr. 12. gebunden — 19 gr. = 45 kr.

Scheffer, Dr. H., Crayonsſkizzen. Erſter Band: Die Chiotin. Bojarenleben. gr. 12. br. 11½ Bog. Rthlr. 1. — = fl. 1. 48 kr.

Sternberg, Karl, Gedichte. gr. 12. br. 11½ Bogen. Rthlr. 1. — = fl. 1. 48 kr.

Marburg, im Nov. 1840.

N. G. Elwerts Univerſitäts-Buchhandlung.

---

[574] Bei Weiſe und Stoppani in Stuttgart iſt ſo eben in Commiſſion erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blüthen.

Eine Sammlung

der gewählteſten ſchönwiſſenſchaftlichen

Literatur des In- und Auslandes.

Erſter Band.

Preis brochirt 1 fl. 36 kr. — 1 Rthlr.

Inhalt des erſten Bandes.

Der Meineid, Novelle. — Gabriele, dialogiſcher Roman von G. Sand. — Die Königreiche, geſchichtliche Novelle. — Die ſchlechte Partie, Novelle nach dem Franzöſiſchen. — Die moderne Heirath, ein Zeitbild. — Ein Abend auf dem Meere. — Sage von Hippokrates. — Die Mediceer, geſchichtliche Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Wenige Worte werden hinreichen, den Zweck dieſes Unternehmens kund zu geben. Was Almanache jährlich und Zeitſchriften täglich oder in größeren beſtimmten Perioden der gebildeten Welt an ſchönwiſſenſchaftlichen Stoffen darbieten, das ſoll ſich hier in unſern Blüthen zu verſchiedenen Jahreszeiten zwanglos erſchließen. Gedichte und Novellen, Sagen und Mährchen, Reiſeſkizzen und Bilder aus dem Volksleben werden in Originalien oder gediegenen Bearbeitungen ausländiſcher Produkte eine bunte Reihe daran bilden. Die beliebteſten Schriftſteller ſollen zu Beiträgen für dieſe Sammlung gewonnen werden.

---

[519] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Essai critique sur la peste

par

J. B. F. E. Lefèvre,

Docteur médecin de la faculté de Paris, au service de S. A. le vice-roi d'Egypte.

gr. 8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: I. Cause de la peste. II. Contagion de la peste. III. Durée de l'incubation de la peste, déduite de la théorie des miasmes. IV. Observations critiques dirigées contre un rapport, sur la peste, de Mr. de Ségur Dupeyron, adressé au gouvernement français. V. Réflexions critiques inspirées par la lecture d'une brochure intitulée: Relation sur la peste qui a régné en Grèce en 1827 et en 1828 par Mr. le Docteur Cosse de Genève. VI. Quelques réflexions critiques touchant les publications sur la peste de Mrs. les Drs. Boyer et Bulard. VII. Projet d'organisation hygiénique.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. December 1840.

La discorde est partout, et le public s'en raille;
On se hait au Parnasse encor plus qu'à Versaille.

Voltaire.

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

24ten Febr. 1772. — Die Lemgower Schrift hat einen gewiſſen Mauvillon zum Verfaſſer, ein Sohn des bekannten Autors der Lettres germaniques. Es hat derſelbe hier ſtudiret, war etwas locker, beſaß aber viele Fähigkeiten. Jezt iſt er Lector in der franzöſiſchen Sprache an einer Schule im Hannövriſchen. Er war ſchon hier Gellerts Freund nicht: vermuthlich mochten ihm ſeine Ermunterungen zur Religion und Tugend mißfallen, und der Geiſt des Widerſpruchs ſchien ihn auch zu beſeelen. Man kann nicht leugnen, daß viel Wahres in ſeiner Schrift iſt, aber es bleibt immer niederträchtig, eines ſo tugendhaften Mannes, als Gellert war, Grab mit Füßen zu treten und das gute Vorurtheil, wenn es ja Vorurtheil wäre, einer Nation zu entreißen, die ohnedies für ſeine Dichter ſo kalt und gleichgültig iſt. Es bedarf nichts weiter, als daß man unſere Großen lehrt, Gellert war nichts, den ſie noch einzig laſen und hochachteten, um ihnen alle unſere Dichter vollends verwerflich zu machen. — Der Verfaſſer der Gedichte nach Grecourts Geſchmack iſt ein preußiſcher Hauptmann, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Ich habe ſie nicht geleſen und nicht leſen wollen, denn ich verabſcheue Talente, die man anwendet, unſerer Deutſchen Herzen zu verderben. Wieland hat uns ohnedies ſchon Geſchmack genug an Frivolitäten beygebracht.

15ten Mai 1772. — Jezt iſt ein neues Trauerſpiel von Klopſtock, David, zum Vorſchein gekommen, meinem Bedünken nach ein unerträglich Werk: wehe inzwiſchen dem, der auftritt und es ſaget! Leſſing, Gerſtenberg, Herder, Mauvillon werden ihn zu Boden ſchlagen. Des erſtern Emilia Galotti iſt ein Trauerſpiel voll großer Schönheit, aber gewiß nicht ohne große Fehler. Was für wunderliche Theorien ziehen die Journaliſten daraus ab! Nun behauptet einer (unfehlbar Gerſtenberg) in der neuen Hamburger Zeitung, weil in einer Stelle von Leſſing geſagt wird: „Die Frauenzimmer thäten alles beſſer ꝛc.,“ nur Weiber ſchickten ſich zu wahren tragiſchen Perſonen und die Männer wären bloß die Hebel. Dürfte es unſer einer nur wagen, eine Bedenklichkeit über eine Leſſingiſche Zeile zu äußern, ohne in den heftigſten Streit zu gerathen? — Wielands goldner Spiegel iſt meinen Gedanken nach ein ausgezerrter Uhſong, der noch vier Bände nachſchleppen ſoll, und ſo bald ein Recenſent den Kopf dabey ſchüttelt, wird ihn der Dichter (wie ich ſchon einmal von ihm gehört) für einen Schurken erklären, der Naſenſtüber verdiente. Spalding klaget, daß Gleim freundſchaftliche Privatbriefe ohne ſein Vorwiſſen drucken läßt, und gleich werden ganze Bogen gereimte und ungereimte Flüche

Digitized by Google

wider die ganze Geiſtlichkeit ausgeſchüttet. Mauvillon will Gellerten die Löwenhaut abziehen; alſo war dieſer gute Mann mit einem Worte ein Eſel. — Gewiß, bey ſolchen Dichtern und Kunſtrichtern verliert man alle Luſt zu ſchreiben und zu urtheilen. Keiner von uns iſt wenigſtens mehr ſicher, daß ſich dieſe Herren noch auf unſerm Grabe herumtummeln und es niederzutreten ſuchen.

16ten Juli 1772. — Sich mehr furchtbar als geliebt machen, iſt in der kritiſchen Welt keine ſchlimme Maxime. Ueber Leſſings Galotti habe ich noch keinen Kunſtrichter gefunden, der einem nicht einen wichtigen Tadel in's Ohr ziſchte, und in allen Journalen und Zeitungsblättern weiß man nicht, wie weit man den Mund zum Lobe derſelben aufſperren ſolle. So geht es mit Wieland, mit Klopſtocken u. a. m. O daß alle Dichter in der Beſcheidenheit meinen Uz zum Beyſpiele nähmen! und wie viel ſind ſolche Dichter, wie Er? Wenn man ſo in der Mitte der meiſten Sänger, wie ich in Leipzig, ſitzt, ſo hört man bisweilen wunderliche Anekdoten von dieſer Leute Stolz. Seitdem ich den Witz aus meiner Bibliothek ziemlich weggeſtrichen habe, erhalte ich von meinen Mitbrüdern in Apollo nicht den zehnten Theil der Complimente mehr, wie vormals, denn ich kann nun nicht mehr loben; itzt ſchriebe mir wenigſtens Wieland gewiß ſeine Muſarion nicht zu. Dieſer iſt bitter und böſe, daß die Louisdor auf ſeinen Agathon nicht ſo zu fliegen, wie er erwartet hatte, ungeachtet er, wie Sie ſich mit Recht ausdrückten, ordentlich mit dem Hute herumgegangen und an Fürſten und Prälaten geſchrieben. Auch Jacobi ſchmält jämmerlich auf die Undankbarkeit des deutſchen Publikums, daß Niemand auf die Gleimiſchen Werke ſubſcribiren will. Aber die kleinen poetiſchen Schriftchen, die itzt immer mit Michaelis ſeinen Bogen von dieſem unſerem Freunde einlaufen, ſind keine captationes benevolentiae. — Mauvillon iſt eine guter Kopf, der aber viel von dem Leſſingiſchen Widerſprechungsgeiſte hat. Ein allgemeines Lob, ein zu guter Ruf iſt genug, um ſie zu empören, und dann iſt es doch keine Kleinigkeit, wenn man einer ganzen Welt zeigen kann, daß man es beſſer verſteht wie ſie. J. J. Rouſſeau machte es beinahe ſo in Frankreich. Man hatte dieſen niemals widerlegen, ſondern nur recht loben ſollen, ſo wäre er der erſte geweſen, der widerſprochen hätte. Dies bewies der Beifall, den man ſeinem Devin de village gab. Als ich zu ihm ſagte, daß ich ihn mit Vergnügen in Paris ſpielen ſehen, ſagte er zu mir: „Ah! ne m'en parlez pas. Je ne l'ai fait, que pour voir, quelles bêtes sont ces François là, pour applaudir à une telle bêtise.“ So macht es gerade auch Leſſing, und Mauvillon iſt ſeine Kopie. Wehe einem andern, der es zu ſagen wagete!

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Eine andere Art Einfluß, den die alliterirende Form auf den Charakter der Poeſie übte (und zwar je älter die Lieder ſind, je geringer alſo die Maſſe der ausgebildeten Kenningar war, um ſo mehr übte), lag darin, daß der Dichter gezwungen war, um von Stabreim zu Stabreim zu kommen, gewiſſermaßen ſprungweiſe in ſeiner Darſtellung fortzuſchreiten. Erſt ſpät kam man zu ſolcher Gewandtheit, daß eine ganz ruhig fortſchreitende, ſich leicht an einander ſchmiegende Darſtellung möglich ward, wie wir ſie auch nur bei den Sachſen ausgebildet finden. Was wir von althochdeutſchen und altnordiſchen geſtabten Gedichten haben, bewegt ſich in raſchen, die ſpäteren nordiſchen Gedichte in künſtlich geſuchten, die früheren mehr in wildphantaſtiſchen Wendungen, und iſt ſo abgefaßt, daß es den eigentlichen Inhalt der Sage als den Zuhörern bekannt vorausſezt und nur die Höhenpunkte der Sage raſch berührt, die Helden etwa in kurzen Reden und Antworten und Liedern auftreten, und auf ihre Schickſale und gegenſeitigen Verhältniſſe nur anſpielen läßt. Auch bei den Sachſen muß es in der älteſten Zeit ſo geweſen ſeyn, denn das alte Lied von Hengeſt und Finn, welches in dem 16ten Geſang des Beowulf eingelegt iſt, berührt auch nur die Höhenpunkte der Sage von Finn, und ſezt bei den Zuhörern in der Halle Bekanntſchaft mit dem Ganzen voraus. Dieſes ſprungweiſe, anſpielende Fortſchreiten der Gedichte veranlaßt oft die kühnſten Wendungen und Uebergänge, und gibt der ganzen Dichtungsart ein eigenthümliches Gepräge. Wilhelm Grimm in ſeinem Werke über die deutſche Heldenſage ſpricht hiervon S. 365, und er vergleicht treffend den Standpunkt, den dieſe alten Dichter zu ihren Stoffen nehmen, einer Ausſicht aus der Höhe über Höhen hin, wo die verbindenden Thäler und Niederungen dem Auge verdeckt liegen, und dieſes nur auf den hervorragenden Gipfeln ruht. Dieſem Charakter der Dichtung angemeſſen iſt es, daß ſie oft, ſtatt die Sache zu beſchreiben, nur einfach den Eindruck bezeichnet, den die Sache hervorbringt, und ſtatt ſich in die handelnde Perſon zu vertiefen, vielmehr die Handlung ſelbſt nur kurz bezeichnet. So als Gunnorr, von Brynhild aufgereizt, an Sigurds Mord denkt und ſich als Werkzeug den Bruder, den Gudormr, auserſehen hat, wird die ganze That mit folgenden wenigen Worten abgefertigt:

Leicht war's aufzureizen den Frevelgierigen:
Im Herzen ſtund der Stahl dem Sigurdur.

Da ſich dieſe raſche, kühne Faſſung der Gegenſtände, die ein bequemes, ſubjectives Entfalten als ihr Gegentheil ausſchließt, hauptſächlich an die Form der Gedichte anknüpfte, inwiefern nämlich dieſe Form jedes andere Verhalten außerordentlich erſchwerte und überdies ihrem ganzen Charakter nach auf das energiſche Hervorheben, Markiren einzelner Punkte trieb, gibt es für das Weſen der mittelalterlichen deutſchen Dichtung keinen mächtigeren Wendepunkt als den Untergang der Stabreime und das Aufkommen der Endreime. Der Uebergang ſelbſt bietet viel Unbeholfenes und Geiſtloſes; aber ſo wie die Dichtungsart mit Endreimen ausgebildet erſcheint, erſchließt ſich auch ſofort die ganze Welt der ſubjectiven Empfindung und der malenden Darſtellung.

Es kann in Darſtellung, Auffaſſung, Färbung, im Charakter und der Geſinnung der Handelnden und in den Motiven der Handlung nichts von einander Abweichenderes geben als das Hildebrandslied und Gottfrieds Triſtan und Iſolde. Das eine Gedicht ſtellt uns in kurzen Zügen Menſchen vor Augen, die ſelbſt da, wo die dringendſte Veranlaſſung iſt, ſich ſubjectivem Empfinden hinzugeben, ſich auf das Aeußerſte hierin beſchränken, ſich ganz der friſchen, tapfern Sitte der Nation, dem, was ihr zu Folge die Ehre verlangt, unterordnen, während das andere ſeine Hauptperſonen in ſittlicher Haltungsloſigkeit auseinander fließen und zwiſchen der Schickſalswirkung eines Zaubertrankes und Gott weiß welchem Empfinden herumtaumeln läßt. Es iſt aber auch nicht unbedeutend zu achten, daß das erſte Gedicht noch den ungebrochenen, ungetrübten Geiſt der germaniſchen Nationen ausdrückt, und das andere eine Zeit darſtellt, wo durch lateiniſche und walſche Schriften, ſo wie durch das perſönliche Zuſammentreffen auf den Kreuzzügen vermittelt, die deutſche Natur, und namentlich die ſüddeutſche, die im Blute des Volkes ſelbſt noch ſo manche keltiſche Elemente bewahren mochte, mächtige Einflüſſe keltiſcher Sinnesweiſe durch franzöſiſche Bildung und Ritterſchaft erfahren hatte.

Es iſt zwiſchen Deutſchland und Frankreich alle Zeit ein Verhältniß geweſen, wie zwiſchen Pflicht und Belieben, zwiſchen anſpruchsloſer Sittenübung und anſpruchsvoller Neigung, zwiſchen einfacher Frömmigkeit und einem Herumſchwanken zwiſchen Gottloſigkeit und ſentimentalem Frommthun. Aller Einfluß Frankreichs auf Deutſchland hat immer und jeder Zeit dazu gedient, ſubjektives Weſen loszuketten, die allgemeinen Bezüge zu lockern und dem Belieben die Thüre aufzuthun; und ſo iſt es allerdings ein ſehr erfolgreiches Zuſammentreffen, das des Untergangs des Stabreimes und das des wachſenden geiſtigen Verkehrs zwiſchen den in Frankreich ganz keltiſirten Franken und den deutſch gebliebenen Stämmen in Deutſchland; denn daß ſchon im zehnten Jahrhundert Kenntniß der romaniſchen Dialekte in Frankreich beim deutſchen Adel nicht ſelten war, beweist die Chronik des Auersberger zum Jahr 937 (ex nostris etiam fuere, qui gallica lingua loqui sciebant); daß bald nach dem Beginn der Kreuzzüge die Sitte, Franzoſen und Franzöſinnen zu halten, um von ihnen den Kindern die franzöſiſche Sprache lehren zu laſſen, beim deutſchen Adel ſchon im Gange war, zeigt der Roman von Berte aux grands piés, und deutlich iſt, daß dabei der lothringiſche, und beſonders der niederlothringiſche, wie wir jezt ſagen, der belgiſche Adel hiebei mit ſeinem Beiſpiel voranging, der rheiniſche und ſüddeutſche folgte.

Es führt uns dieſe Bemerkung ganz folgerecht auf die Frage: welches waren denn im *alten* Deutſchland die religiöſen und ſittlichen Ausgangspunkte für die in den älteſten Werken deutſcher Dichtung herrſchende Welt- und Lebensbetrachtung? — Hievon im nächſten Abſchnitt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, November.

Die Saiſon von 1840.

Mein langes Schweigen Ihnen gegenüber verdiente wohl den Vorwurf der Nachläſſigkeit, welchem ich auch ſchwerlich entgehen würde, wenn es ſich nicht im Verlauf des Sommers und Herbſtes zufällig gefügt hätte, daß ein ſeltener Reichthum von Ereigniſſen, Schaugeprängen und ſonſtigen wichtigen Vorfällen den in Ihrem Blatt für briefliche Mittheilungen beſtimmten Platz in Anſpruch genommen, und mithin vor ſo viel ganz Neuem kaum ein Plätzchen geblieben wäre für die Scenerie auf einem allbekannten Schauplatz, auf welchem Sommer für Sommer ein anziehendes, wechſelvolles, aber dennoch in Anlage und Entwicklung immer ähnliches Spiel vor den Blicken des Beſchauers vorüberzieht; und wenn ich nun vollends ſage, daß ich in der That ohne dieſe außerordentlichen Umſtände Ihnen früher geſchrieben haben würde, ſo iſt die beſte Ausrede fertig, mit der je ein Korreſpondent ſeine Trägheit bemäntelte.

Der ſonnenhelle April dieſes Jahres lockte den Vortrab der reiſeluſtigen Welt diesmal früher, als gewöhnlich, aus den Thoren der Städte; ein guter Theil davon eilte dem ſchönen Baden zu, und zwar ſo überraſchend zahlreich, daß noch vor Ablauf des Monats Wirthe und Hausbeſitzer ſich zu einer Vorſtellung an die Regierung vereinigten, um eine frühere Eröffnung des Converſationshauſes zu erbitten, was jedoch nicht gewährt werden konnte, da man alle Hände voll zu thun hatte, um die Eröffnung nur vertragsmäßig bis zum 20ſten Mai bewerkſtelligen zu können; denn im Innern des Hauſes waren neue Verſchönerungen vorgenommen, als deren wichtigſte der kunſtreiche Parquetboden aus Eichenholz erſchien, welcher den großen Salon nebſt einem Nebenſaal ſchmückt und eine Fläche von 8 bis 10.000 Quadratſchuhen deckt, und die Außenſeite mit Schildereien ausgeſtattet worden; auch traf Benazet ſelbſt erſt gegen die Mitte des Mais ein. Zu den frühen Gäſten gehörte *Aurora Demidoff*, welche in der reizenden Einſamkeit der Villa Chezy die erſten Trauerwochen verlebte und das Andenken des hingeſchiedenen

Digitized by Google

Gemahls durch prunklos geſpendete Wohlthaten an dem Ort feierte, welcher dem edeln Todten einſt ſo werth geweſen. — Als der vielfach erſehnte 20ſte Mai endlich erſchien, war ſchon eine glänzende Geſellſchaft verſammelt; eine dichtgeſchaarte Galerie umdrängte die grünen Tiſche im Innern des Converſationshauſes, zahlreiche Luſtwandler belebten die Promenade, die Menge der Zeitungsleſer fand kaum Platz im Marxſchen Leſekabinet, ſo wie die der Neugierigen im Laden dieſes geſchmackvoll eingerichteten Etabliſſements, das an Eleganz, Reichthum und Auswahl nicht leicht ſeines Gleichen findet, und wo wiederum das Neueſte und Koſtbarſte ausgeſtellt war, was der Pariſer Kunſtfleiß von hieherpaſſenden Gegenſtänden eben erſt hervorgebracht und der Machtſpruch der Mode als vollgültig anerkannt hatte. Doch wenn auch an dem genannten Tage der Mittelpunkt des Badelebens, das Converſationshaus, eröffnet worden, ſo ward dennoch die eigentliche Feier bis zum Pfingſtfeſt verſchoben, an deſſen Abend Benazet alle ſechs Säle vollſtändig beleuchtete und dem Zudrang preisgab, während von der Tribüne laute Muſik niederrauſchte.

(Schluß folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Armuth und Luxus. Die Mars. Rachel. Berlioz.

Nach dem ſo eben ergangenen Aufrufe des Maire, ſeiner Adjunkten und der Munizipalräthe befanden ſich am 1ſten Januar 1840 im zwölften Arrondiſſement 6495 arme Haushaltungen mit 15,117 Individuen, wogegen ſich am 1ſten Januar des vorigen Jahres nur 13,365 arme Individuen gefunden hatten. Im Zeitraume von einem Jahre hat ſich alſo die Zahl der Nothdürftigen daſelbſt beinahe um 2000 vermehrt, und leider bemerkt man eine fortwährende Zunahme, denn am 1ſten Juli dieſes Jahres zählte man in jenem Arrondiſſement 6755 arme Haushaltungen mit 15,752 Individuen; in einem halben Jahre waren alſo ungefähr 600 Arme hinzugekommen. Woher dieſe Vermehrung, welche, wie mir dünkt, wohl geeignet iſt, die Stadtbehörde und die Regierung nachdenklich zu machen? Vielleicht ziehen manche Arme aus andern Stadtvierteln in jenes hinüber, wo ſie für ein Geringes eine elende Wohnung beziehen. Man bemerkt jedoch nicht, daß die Zahl der Armen in andern Stadtrevieren abnimmt. Vielleicht trägt auch die allgemeine Vermehrung der Bevölkerung das ihrige bei. Jedenfalls wird man durch das zunehmende Elend, in der Nähe der größten Ueppigkeit und Pracht, zu ernſten Betrachtungen geführt. Was hilft es, daß Gewerbfleiß, Handel und Künſte das Erſtaunlichſte hervorbringen und ſich mit bewunderungswürdigen Entdeckungen und Erfindungen bereichern, wenn die Zahl der Hülfsbedürftigen in jedem Jahr um mehr als tauſend in einem einzigen der zwölf Arrondiſſements von Paris ſteigt! Man ſollte glauben, gerade die Fortſchritte im Gewerbfleiß müßten auch das Wohl des Volkes befördern und ihm mehr Erwerbsquellen verſchaffen; dies muß aber nicht der Fall ſeyn. Die Pariſer überlaſſen ſich jedoch dieſen Betrachtungen nicht lange, und indeß für den ſüdöſtlichen Theil der ungeheuern Stadt das Mitleid der reichern Bewohner in Anſpruch genommen wird, bieten die Läden im nordweſtlichen Theil und im Innern der Stadt die koſtbarſten Waaren, und zwanzig Schauſpiele buhlen um den Zuſpruch und Beifall des Publikums; und während man dort den Winter wegen der Leiden und Entbehrungen in ſeinem Gefolge fürchtet, rüſtet man ſich hier zu einer langen Reihe von Luſtbarkeiten, welche den Reichen kaum Zeit laſſen, zur Beſinnung zu kommen. — Dlle. Mars tritt häufig im Théâtre français auf, und da man weiß, daß dieſe 60jährige Schauſpielerin künftige Oſtern die Bühne auf immer verlaſſen wird, ſo will Alles noch ſo viel als möglich die Schauſpielerin genießen, welche nun ſchon ſeit vierzig Jahren die Pariſer entzückt. Talma iſt bisher nicht erſezt worden; Dlle. Mars wird eben ſo wenig erſezt werden. Glücklicherweiſe beſizt das Théâtre français noch immer Dlle. Rachel, und ſo oft dieſe in einer Tragödie auftritt, iſt es voll im Theater. Leider beſchränkt ſie ſich auf ein halb Duzend Rollen in alten claſſiſchen Trauerſpielen; ſie geht nicht darüber hinaus, in einem neuen Stücke iſt ſie noch gar nicht aufgetreten, ſo daß man noch gar nicht weiß, ob ſie im Stande iſt, eine Rolle zu creiren, wie man hier ſagt. — Berlioz hat kein Glück mit ſeiner gigantiſchen Muſik. Während der lezten Feier der Julitage, als er von einigen hundert Muſikanten ſeinen hymne funèbre aufführen ließ, hatten ihm die Trommeln der vorüberziehenden Nationalgarde die Freude verdorben, die Pariſer ſeine großartigen Kompoſitionen hören zu laſſen. Seitdem arbeitete er aus allen Kräften daran, ein ungeheures Concert, ein Concert monstre, wie die Pariſer ſagen, an der Oper zu Stande zu bringen, welches als Erſatz für die unterbrochene Trauermuſik dienen ſollte. Die große Opernbühne war in ein Amphitheater umgeſchaffen. Oben ſtanden, wie ſich ein kleines Tageblatt ſchalkhaft ausdrückt, fünfzig Pauken an einander gereiht; in einer zweiten Reihe gähnten den Zuſchauern ſechzig Trombonen und Trompeten entgegen; tiefer unten wurden achtzig Klarinetten, Flöten u. ſ. w. aufgeſtellt. Auf beiden Seiten erſchollen zweihundert Stimmen, und Berlioz ſtand unten mit dem Marſchallſtabe und dirigirte das Ganze. Aber nun trat wieder Berlioz's feindliches Geſchick dazwiſchen. Ein gewiſſer Bergeron, welcher ſich über den berüchtigten Emile de Girardin, Inhaber der Preſſe und Begründer ſo mancher induſtrieller Anſtalten, zu beklagen hatte, und ihn in einer Loge gewahrte, begab ſich zu ihm und verſezte ihm eine ſo derbe Ohrfeige, daß es durch den ganzen Saal hallte und das friedliche Publikum aufgeſchreckt wurde. Weg war nun alle Luſt an der Muſik, alle Ruhe, alles Vergnügen. Die Ohrfeige hatte ſämmtliche Zuhörer unempfindlich gegen den Reiz der Berlioziſchen Kompoſition gemacht, und das Concert mußte aufhören. Nun hat das Polizeigericht zwar den Bergeron zu zweijähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt; was frommt dies aber dem Tonkünſtler, welcher mit unſäglicher Mühe von der Direktion ein ſo zahlreiches Orcheſter herausgeſchlagen hatte, und dem man ſchwerlich zum zweiten Male dieſelbe Gefälligkeit erweiſen wird? Es iſt ſchlimm, daß Berlioz 250 Muſikanten nöthig hat, um ſeine Symphonien hören zu laſſen. Es werden nicht immer Julitage gefeiert und Napoleonſche Marſchälle beerdigt, und die große Oper kann nicht oft die Koſten eines 250 Mann ſtarken Orcheſters beſtreiten. Vielleicht geräth Berlioz einmal auf den Einfall, etwas für ein gewöhnliches Orcheſter zu ſezen, und ſtatt des Außerordentlichen, Ungeheuern, ſchwer zu Erreichenden, eine leicht aufzuführende und für's große Publikum faßliche Muſik hören zu laſſen. Vielleicht iſt er auch im künftigen Winter ſo glücklich und kann ein Concert zu Ende bringen, ohne Dazwiſchenkunft einer feindſeligen Ohrfeige. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. December 1840.

Was berauſcht die Leyer vorgeſungen,
Hat des Schwertes freie That errungen.
Th. Körner.

Dichtergruſs.

Ein Gruß von euch, ihr deutſchen Sanggenoſſen,
Aus weiter Ferne freundlich mir geſandt?
Ich glaubte mich einſam und ausgeſchloſſen,
Ein ſtiller Klausner, der ſich ſelbſt verbannt:
Ihr Andern ſchwärmt auf ſonnig grünen Triften,
Die Traube lacht, euch rauſcht der goldne Rhein;
Ich ſitze grübelnd hinter alten Schriften,
Und meine Lampe wacht mit mir allein.

Mag Jeder ſo das beſte Loos ſich wählen,
Wie es der Gott im Innern ihm gebeut!
Laßt ohne Groll ſich auf die Seite ſtehlen,
Wen Einſamkeit, die ſelige, erfreut!
Fern iſt das Ziel, und ach! der Weg iſt enge,
Es iſt nicht gut, daß man zu Zweien geht:
Leicht überſchreit das Lied ſich im Gedränge
Und dem Poeten taugt nicht der Poet.

Und doch ein Gruß dem Fernen, Ungekannten,
Den euer Auge niemals hat erblickt?!
Habt warmen Dank! und Allen, die ihn ſandten,
Sey dieſes Lied zum Gegengruß geſchickt!

Das ſoll ſich raſch in munterm Fluge ſchwingen,
Kein Adler freilich, keine Taube zwar,
Und dennoch wird's zu euch hinüber dringen,
Weil ja mein Herz in dieſem Liede war.

Wohl mißlich iſt's in dieſen lauten Tagen,
Wenn ſich des Liedes leiſer Klang erhebt:
Der Hammer dröhnt, die Räder hör' ich jagen,
Von Geiſterathem wunderſam belebt;
Und horch, da gellt mit langgezognem Rufe
Ein Wächterhorn den deutſchen Rhein entlang,
Und näher brauſt's, wie Stampfen raſcher Hufe,
Wie Waffenlärm und kriegriſcher Geſang!

Auch iſt's ja wieder hier und dort zu leſen,
Was man ſchon oft, nur ſtets in's Waſſer, ſchrieb:
Daß deutſche Kunſt und deutſches Lied geweſen,
Und daß die Hefe nur im Becher blieb;
Man zürnt uns gar, daß wir noch ſingen wollen,
Daß noch ein Lied aus heitrer Bruſt uns glückt,
Da ſchon die Donner aus der Ferne rollen
Und ſchon der Blitz aus dunkler Wolke zückt.

Wir ſcheu'n es nicht! Nie an der Hämmer Dröhnen,
Noch an der Räder rauhe Melodie
Wird ſich ein Ohr, ein menſchliches, gewöhnen,
Wenn Gott zum Ohr ein Herz zugleich verlieh.

Digitized by Google

Und wie ſich auch der laute Markt mag treiben,
Ob auch das Beil die Waldung niederhaut:
Es wird ein Platz doch in der Seele bleiben,
Auf den ihr Neſt die Nachtigall ſich baut.

Und jener Klang, der jezt bergauf und nieder,
Ein Kriegesherold, durch die Welt ſich ſchwingt,
Er ſtimmet wohl zum Echo unſrer Lieder,
Ein friſcher Klang, der unſer Herz durchdringt.
Denn wer hat ſo des Vaterlandes Wunden,
Das Meſſer ſo, das unſern Leib zerwühlt,
Und Ruhm und Schmach — wer hat ſie ſo empfunden,
Wie des Poeten warme Bruſt ſie fühlt?

Auch nicht unkundig ſind wir der Gefechte,
Die, dumpf und ſchwer, wie Wetterwolken, drohn:
Am Licht der Sonne brüſtet ſich das Schlechte
Und die Gemeinheit ſpricht dem Edlen Hohn;
Das ſind die Feinde, die wir längſt bekriegen,
Tollkühnen Muthes, unſers Gottes voll,
Das iſt der Drache, der zu Boden liegen
Und unſre Ferſe zitternd küſſen ſoll!

Krieg iſt ein friſches, fröhliches Gewerbe:
Sey denn der Klage Jammerton verbannt!
Vergeßt es nicht! Es ruht ein heilig Erbe,
Die deutſche Leier ruht in eurer Hand!
Für dies Panier laßt uns zuſammenſtehen,
Ihr aus dem Süden, aus dem Norden wir,
Und die ſich nie in's Angeſicht geſehen,
Zu Kampf und Sieg verbrüdert ſind ſie hier!

So wandeln wir, gleichwie mit ſtolzen Tritten,
Aufrechten Blicks, mit ſchallendem Geſang,
Die Barden einſt vor ihren Heeren ſchritten,
Und Jeder folgte freudig ihrem Gang:
So wandeln wir den Schlachten künft'ger Zeiten,
Ein ſieggewohnter, muntrer Chor voran;
Und jedes Wort, um das die Welt wird ſtreiten,
Prophetiſch klingt's in unſern Liedern an.

Sie kommt gewiß — es muß ja endlich tagen,
Ein Morgen dämmert nach der längſten Nacht! —
Sie kommt gewiß, ſie wird gewiß geſchlagen,
Die köſtliche, die deutſche Freiheitsſchlacht!
O wenn ſie kommt, wenn raſch, wie Donner gleiten,
Ihr heil'ger Kriegsruf durch die Ebne rauſcht,
O Freunde, dann das goldne Spiel der Saiten
Sey mit des Schwertes blut'gem Ernſt vertauſcht!

Es wird ein Kampf, wo alle Lieder ſchweigen!
Und doch, wenn einſt der Schlachtenlarm verklang,
Dann himmelan wird eine Lerche ſteigen
Mit wonnevoll laut ſchmetterndem Geſang.

Ja, die ſo lang kein holdes Lied vernommen,
Die Menſchen werden voll Entzücken ſtehn,
Aus allen Thälern wird ein Echo kommen
Und nimmer wird das deutſche Lied vergehn!

Halle, October 1840.

R. E. Prutz.

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

13ten Oct. 1772. — Sie haben Recht, unſere Kunſtrichter ſind eine ſeltſame Nation. Man weiß oft nicht, wie man ſich aus allen Widerſprüchen herausfinden ſoll. Kennen Sie ſchon die gel. Zeitung von Frankfurth am Main? Unter vielen guten und richtigen Urtheilen kommt viel Wunderbares und Eigenes darin zum Vorſchein: richterliche, partheyiſche Ausſprüche, und wehe dem, den ein Verdammungsurtheil trifft! Man richtet alles nach einer beſondern Theorie, redet beſtändig von Ideal und Intuitionsgefühle. Kein Gedicht iſt ein wahres Gedicht, was nicht Handlung hat, d. i. kein Drama iſt, kein Drama aber gut, was nicht mit Leib und Seele Shakeſpear iſt. Nach dieſer Theorie werden ſelbſt Geßners Idyllen verworfen. Unter den Deutſchen iſt Niemand Dichter als Gerſtenberg, Klopſtock, Leſſing und Wieland. Jacobi kriecht nebſt Gleimen auch bisweilen durch, aber für dieſe ſcheint die perſönliche Freundſchaft irgend eines Mitrecenſenten zu ſprechen. Wir hier halten alle für einen der Hauptverfaſſer Herdern, denn ſeine Sprache verräth ihn. In Lemgo kömmt eine andere Bibliothek heraus, die ſich wider die Frankfurther Zeitung auflehnet: nach dem erſten Theile zu ſchließen, den ich bloß durchgeblättert, ſind aber die Recenſenten weit ſeichtere Köpfe. In der That vergeht einem bei ſolchen Kunſtrichtern alle Luſt zu dichten. Zwar Leſſings Galotti ſchreckt mich nicht. Es iſt wahr, ſein Dialog hat viel Glänzendes, aber auch viel Widernatürliches, Zugeſpiztes und ſo Zerſchnittenes, daß kaum ein Acteur damit fortkömmt; bei ſeinen Charakteren wäre auch manches zu erinnern: die Scenen, die Perſonen, die wir am liebſten ſehen möchten, handeln meiſtens hinter dem Vorhange, und die Auflöſung revoltirt Jedermann. Wo es überhaupt auf innere Empfindungen und die Sprache des Herzens ankömmt, da fehlt es ihm immer und er hilft ſich bloß mit ſeinem Scharfſinn und Witze durch. Ueber Klopſtocken denken wir wie Sie. Ich habe ſeinen David noch nicht geleſen und ſeine Oden habe ich ſchon mehr als einmal aus der Hand geworfen. — Im Meßkatalogus werden

Digitized by Google

zwei Bände Briefe deutſcher Gelehrten an Klotzen angekündiget, und mir iſt angſt und bange, was für verhaßte Dinge da zum Vorſcheine kommen können. Kloß lockte allen Menſchen Urtheile über einander in ſeinen Briefen ab, und wer nicht vorſichtig genug geweſen, kann nunmehr auf die unſchuldigſte Art in Krieg verwickelt werden. Was für eine gottloſe Art, Privatbriefe ohne Vorwiſſen der theilnehmenden Perſonen drucken zu laſſen! Ich hörte hier ſchon Riedeln ſich damit kitzeln, daß manches Reich der Freundſchaft dadurch würde zerſtört werden; ich ſagte ihm meine Meinung darüber frei: er iſt aber der Mann, der gerne mit der Katze ihrer Pfote die Kaſtanien herauslangte. Wielands Glück in Weimar werden Sie wiſſen; mit ſeinem Agathon wird wohl die Subſcription zurückgehen und die Verſchwörung, die er mit Gleimen und Jacobi gemacht hatte, die Buchhändler zu ecraſiren, zu Endk gehen; ich könnte Ihnen davon ſeltſame Anekdoten ſchreiben. Wohl dem, der ſeines geraden Weges fortgeht. Dies wollen wir thun und einander ewig lieben. Auf den deutſchen Horaz freue ich mich.

28ſten Dec. 1772. — Die Frankfurther Zeitung iſt allerdings ein ſeltſames Werk: auf einer Seite hat ſie viel Gründlichkeit, auf der andern viel ſeltſame Anforderung an unſere Schriftſteller, eine unerklärliche Theorie, übertrieben in Lob und Tadel und viel Partheylichkeit. Unfehlbar iſt Herder nebſt einem gewiſſen Gede Hauptverfaſſer, ſo wie er auch bei der allg. Bibliothek Verfaſſer von verſchiedenen Recenſionen iſt, die ſich gleich durch die Sprache kenntlich machen. Ich werde vermuthlich den Zorn dieſer Herrn ſehr auf mich laden: denn in dem Stücke der Bibliothek, das itzt die Preſſe verlaſſen wird, ſteht eine Recenſion der lezten Geßneriſchen Idyllen, worinnen die Frankfurther Recenſion, die Geßnern ſo tief herabſezte, gerade widerleget wird. Man kriegt itzt einen wahren Ekel vor dem Schreiben. Ich habe ſeit zwei Jahren ein Trauerſpiel liegen; aber ſo gern ich mich beſcheidenen Kritiken unterwerfe, ſo möchte ich doch nicht ſcurriliſiret werden. — Hr. Wieland wird mit dem Anfange des neuen Jahres einen deutſchen Merkur, monatlich in ſechs Bogen, ausgeben; er ſoll dem franz. Mercure ähnlich ſeyn. Die Mitarbeiter werden vermuthlich Hr. Gleim und Jacobi ſeyn; vermuthlich wird ſich auch eine kritiſche Anzeige von neuen Büchern darinnen finden. Fallen aber ſeine Urtheile ſo aus, wie ich ſie in manchen ſeiner Privatbriefe geleſen, ſo wird es wohl auch heißen: nous ne louons que nous et nos amis.

24ſten Marz 1773. — Literariſche Neuigkeiten habe ich itzt für Sie wenig. Wir erwarten itzt voll Neugier Wielands Merkur. Das Unternehmen gibt ihm bloß die Begierde Geld zu verdienen ein. Er will die Urtheile anderer Journale berichtigen? da kann er itzt in Deutſchland etwas zu thun finden, wo eine gelehrte Zeitung der andern widerſpricht.

5ten May 1773. — Das erſte Quartal des deutſchen Merkur iſt nun auch hier; wie ſehr werden die großen Erwartungen der Subſcribenten hintergangen werden, wenn ſie nach den hohen Ankündigungen nichts Wichtigeres finden! wenigſtens nach dem Geſchmacke der meiſten Leſer. Kein Buch wird dieſe Meſſe mehr Aufſehen machen, als das Leben und die Meynungen des M. Sebaldus Nothanker, ein Produkt von Nikolai, nicht nur als Buchhändler, ſondern auch als Verfaſſer. — Wieland weiß ſeinen Witz geltend zu machen. Er hat auf ſeinen Merkur 2600 Subſcribenten; was aber Herr Gleim und Jacobi, die mit ihrer Subſcription zu des erſten Werke nicht fortkommen, ſagen werden, weiß ich nicht. Ein Glück iſt es, daß ſie mit Wielanden itzt alliiret ſind und die drei Dichter der Grazien ausmachen.

14ten Auguſt 1773. — Sie werden nunmehr auch wohl den dritten Merkur haben. Ich weiß nicht, ob ſich die Subſcribenten dabei beſſer befinden werden, aus ſo einem ſtolzen Tone auch der Herausgeber ſpricht. Die Urtheile über die deutſche Literatur und die deutſchen Schriftſteller ſind ſo allgemein und oben weg, daß, wenn man nicht das αὐτὸς ἔφα erkennen will, jedem noch die Frage einfallen muß: Iſt es auch wahr? — Auch hier verſtehe ich ziemlich alle Bücklinge, die dem und jenem gemacht werden, ſo wie die ſchiefen Seitenblicke, die mancher erhalt. So viel iſt gewiß, daß wer ſeine Ruhe liebt und die kleinen Schriftſtellerränke, Lob und Beifall in Journalen und Zeitungen zu erſchleichen, haßt, itzt nicht mehr ſchreiben muß.

11ten Dec. 1773. — Herr Nicolai hat mir durch ſeine Recenſion freilich ein ſchlechtes Freundſchaftsſtückchen erwieſen; er ſpricht, er habe ſie nicht durchgeleſen, als ſie abgedruckt worden; allein ich zweifle, ob er dieſe Entſchuldigung bei mir würde gelten laſſen. Zum Dank laſſe ich ihn dafür vor dem künftigen Band der Bibliothek in Kupfer ſtechen. Großmuth iſt es von meiner Seite nicht. Er brachte mir aber an Oſtern ungebeten ſein Bildniß von Chodowiecky gezeichnet mit und meynte, es könnte mir vielleicht an Porträten zur Bibliothek fehlen; es wurde auch fertig, aber da er die Meſſe mit ſeinem Nothanker zum Vorſchein kam und verſchiedener Perſonen hieſigen Orts darinnen geſpottet war, ſo ließ ich es das leztemal nicht vordrucken, um nicht den Verdacht zu erregen, als ob ich ihn deßwegen ehren wollte. Nun darf ich es aber nicht weglaſſen, weil es einer zu kleinen Rache ähnlich ſähe. Er reiste nach der Meſſe nach Weimar, gerade da Wielands Alceſte aufgeführet wurde. Dieß ſchmeichelte dem Verfaſſer ſehr, der nun ſagen konnte, man ſey von Berlin gekommen, ſeine Alceſte zu ſehen, ob Nicolai gleich eigentlich nach Erfurth

Digitized by Google

zu einem Buchdrucker reiſete; ſie haben ſich indeſſen da verſöhnet und machen itzt einander Komplimente und Gegenkomplimente. So ſehen immer die geheimen Urſachen der Kunſtrichter aus, und bey der meiſten Lob und Tadel könnte man ſicher eine kleine Anekdote zur Erläuterung hinzufügen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, November.

(Schluß.)

Die Saiſon von 1840.

Mit dem Monat Juli begannen die Reunions, jene reizenden Verſammlungen der auserleſenſten Geſellſchaft Europas, im ſogenannten Blumenſaal, der, parallel an den Hauptſaal angebaut, von ſeinem Blumenſchmuck den Namen trägt. Die erſte Reunion beehrte unſer Großherzog mit ſeinen zwei Söhnen, in Geſellſchaft des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig, mit ſeiner Gegenwart. Zu den hervorſtechendſten Erſcheinungen dieſes Monats gehören noch der Graf von Syrakus, Bruder des Königs von Neapel, der Herzog Bernhard von Weimar und der Fürſt Doria Pamfili mit ſeiner Gemahlin, einer Gräfin Shrewsbury, welche für die ſchönſte unter den anweſenden Frauen galt; ſie iſt die Schweſter der im Oktober verſtorbenen Fürſtin Borgheſe, von der man rühmt, ſie ſey noch reizender geweſen als dieſe uns bekannte Blüthe des Stammes Talbot. — Eine auszeichnende Merkwürdigkeit dieſes Sommers war, daß, im Gegenſatz zu den Reunions, welche überaus glänzend und belebt von Anfang bis zu Ende erſchienen, die ſonſt ſo berühmten großen Sonntagsbälle den Stempel einer gewiſſen Mittelmäßigkeit trugen, mit Ausnahme von zweien oder dreien im Auguſt. Im Juli trat überdies mit dem ſchlechten Wetter eine Art Stillſtand im Zuſtrömen der Gäſte ein, der eine Zeit lang Sorgen erregte, doch nur unbegründete, wie die Folge zeigte. Der Tod des jungen Malers Berot aus Mans gab Anlaß zu allerlei Gerüchten, weil Niemand recht wußte, weßhalb der Unſelige die frevelnde Hand an ſich ſelbſt gelegt; aus Noth iſt es nicht geſchehen, denn in ſeinem Nachlaß fanden ſich noch bedeutende Werthſchaften vor. — Es wäre eine eitle Mühe, alle die ausgezeichneten Gäſte namentlich anführen zu wollen, welche die glänzendſte Zeit der Saiſon zu Baden vereinigte; auch das treueſte Gedächtniß könnte ſchwerlich dazu ausreichen, ſie zu zählen und zu nennen, und ſo müſſen Sie es mir ſchon zu gut halten, wenn an mir, dem träumeriſch Einherwandelnden, die bunte Menge eben nur wie ein wirrer Traum vorübergezogen iſt, und ich nichts als einzelne Geſtalten feſtzuhalten vermochte, wie vor allen andern die Erſcheinung Sr. M. des Königs von Würtemberg, der, von Aix kommend, die Langeweile einer im Uebrigen wohlgelungenen Cur vollends abſchüttelte. An muſikaliſchen Genüſſen erſten Ranges war der Sommer überſchwänglich reich. Die Mode gibt vor allen andern Künſten der Muſik den Vorzug, und nicht nur um der Mode zu fröhnen, ſondern aus eigener wahrer Neigung bringt Benazet der Muſik, nämlich der wahren, ausgezeichneten, große Opfer; kein Künſtler kommt nach Baden, dem er nicht wenigſtens den Blumenſaal, hellerleuchtet, koſtenfrei zur Verfügung ſtellte, doch nur unter der Bedingung, daß dieſer Künſtler zu den anerkannten Meiſtern gehöre; die Mittelmäßigkeit wird ſtreng und unerbittlich von der Schwelle gewieſen, und ſelbſt das vielverheißende Talent findet kaum und dann nur unter den günſtigſten Umſtänden Zutritt, weil Baden nicht der Ort iſt, einen Künſtlerruf zu begründen, ſondern nur, den begründeten zu bewähren. — Unter den zwanzig und einigen Concerten der Saiſon war kein mittelmäßiges, außer denen, die nicht im Converſationshaus ſtatt hatten, und mithin von der Geſellſchaft unbeachtet blieben; die glänzendſten Genüſſe gewährten, der Reihe nach, Liszt, Ole Bull, die liebliche Anna Zerr, der Flötenſpieler Wolfram und die jugendliche Pianiſtin Mattmann, noch ein halbes Kind, auf deſſen frühreifes Talent durch beſondere Umſtände die Welt ſo bald aufmerkſam geworden iſt; zuerſt die Herzogin von Orleans bei ihrem bräutlichen Einzug in Frankreich, dann Benazet, und durch dieſen hier die Gräfin Stroganoff, welche ſich an die Spitze der Gönnerinnen ſtellte. Thalberg hat ſich diesmal nicht hören laſſen, obwohl er längere Zeit hindurch hier verweilte; er ſcheint Liszts Nähe gefürchtet zu haben, obſchon er mit demſelben in erneute freundſchaftliche Beziehung trat, und beide Künſtler den Streit ihrer Champions um den Vorzug des einen vor dem andern zu vergeſſen ſchienen. — Da hier angedeutet worden, was Benazet in Hinſicht auf Muſik für das Vergnügen der Gäſte gethan, ſo erfordert die Gerechtigkeit, wenigſtens im Vorübergehen zu erwähnen, was er ſonſt noch Außerordentliches veranſtaltet, um die Annehmlichkeit des Aufenthaltes zu erhöhen, nachdem das Ganze ſeines großartigen Wirkens auch in dieſen Blättern ſchon früher ſeine Würdigung gefunden, und ich Bekanntes zu wiederholen Scheu trage. Neu waren die prachtvollen Hirſchjagden im Gebirg, die kein Fürſt glänzender und vollkommener eingerichtet einer erleſenen Geſellſchaft edler Jäger zu bieten im Stande ſeyn dürfte, und bei denen, wie ſich von ſelbſt verſteht, weder der Klang der Blechmuſik, noch nach den Mühen des Waidwerks die Erquickung aus Küche und Keller fehlte, und ein ausgezeichnetes Feſt an des Großherzogs Geburtstag (29ſten Auguſt). Feuerwerk und Ball, auf welch lezterem alle Anweſenden als eingeladene Gäſte bewirthet wurden, während das Eintrittsgeld ohne den geringſten Abzug der Armenkaſſe anheimfiel und einen Betrag von etwa 1200 Gulden abwarf. — Die erhabene Gönnerin Badens, die verwittwete Großherzogin Stephanie, verweilte im Juni nur wenige Tage, und als ſie zu Anfang Septembers wiederkehrte, ward ſie von einer Krankheit ergriffen, deren Verlauf lebhafte Beſorgniſſe erregte; doch krönte, zu allgemeiner Freude, die treuen Bemühungen der Aerzte ein befriedigender Erfolg, und ſie ward bis zu Ende des Monats ſo weit hergeſtellt, daß ſie unbedenklich die Rückreiſe nach Mannheim antreten konnte. — Jezt iſt der wechſelvolle, bunte Traum der Saiſon längſt verrauſcht; mit dem 25ſten Oktober hat das Converſationshaus ſeine Pforten geſchloſſen, und unſer freundliches Städtchen ſchläft den Winterſchlaf, aus dem es, ungeſtört von kriegeriſchen Stürmen, zu rechter Zeit zu neuer Luſt erwachen möge, wenn am blauen Himmel die Frühlingsſonne wieder lacht, die Wälder und Fluren in friſchem Grün prangen, und unter den Hufen eilender Roſſe, die uns der friedlichen Gäſte unzählbare Menge zuführen, der Staub der Landſtraße aufwirbelt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. December 1840.

Indeed, it is a strange disposed time!

Shakespeare.

Die Rubensfeſte.

Zweiter Brief.

Die Erinnerung an den Eindruck, den der erſte Tag der Rubensfeſte auf mich machte, wird noch lange unverwiſcht in meiner Seele haften. Als ich die Tauſende von feſtlich geſchmückten Landleuten und Bürgern durch die blanken Straßen ſich drängen ſah, die grünen Zweige an den Häuſern, die langen Züge der Magiſtratsperſonen in ihrer Feierkleidung, die unzähligen Anſtalten zur Illumination und andern Feſtivitäten, an allen Fenſtern und Thüren den Namen des Meiſters mit transparenten Ueberſchriften, ſymboliſchen Figuren und Porträts, und vor Allem die Freude und den Feſtglanz, der auf allen Geſichtern ausgegoſſen lag, da wurde mir das Herz weit und mein Blut rollte heißer und freier durch ſeine Röhren.

Ich hatte nie einem Feſte dieſer Art beigewohnt; das Schillersfeſt, das Gutenbergsfeſt kenne ich nur aus den Zeitungen. Aber geboren und erzogen in einer ſo ſtreng katholiſchen als monarchiſchen Stadt, konnte mir die Außenſeite ſolcher Feſte nicht fremd ſeyn. Ich habe den feierlichen Einzug des jezt regierenden Kaiſers in meine Vaterſtadt geſehen, wobei es an feſtlich gekleideten Magiſtratsperſonen und Bürgern, an Illuminationen und Transparenten gewiß nicht gefehlt hat. Noch mehr, auf der Prager Brücke ſteht die Bildſäule des heiligen Johann von Nepomuk, dem man faſt auf allen Brücken des katholiſchen Deutſchlands begegnet. Dieſer heilige Johannes war ein frommer Prager Prieſter, der wie Johann Huß und Hieronymus den Heldentod für ſeinen Glauben geſtorben iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe zu Märtyrern wurden, weil ſie redeten, jener, weil er ſchwieg. Er war der Beichtiger der Königin, und die ſchöne Frau legte einſt ein ſchwer Bekenntniß im Schooße der Kirche nieder. War es ein Herzensgeheimniß, das ſie geſtand? Der König wollte es wiſſen; er ließ den Prieſter holen und forderte ihm das Geheimniß ab; der Prieſter ſchwieg. Da faßten die Diener des Tyrannen den Diener Gottes und ſtürzten ihn von der Brücke in die tiefe Fluth der Moldau. Aber der Strom, erſchrocken über die tyranniſche That, ſpie den Leichnam des Gemordeten an's Ufer aus, und als Nachts die Fiſcher ihn fanden, ſiehe, da glänzten fünf helle Sternlein um ſein bleiches Haupt. Und der fromme Prieſter ward gerächt. Dem Wahnſinn nahe, vom Kaiſerthron verſtoßen, von ſeinem Volke verflucht, ſtarb Wenzel, und auch nach ſeinem Tode verfolgten ihn die Rachegeiſter: Madame Birch-Pfeiffer hat ihn zu einem Drama verarbeitet. Du aber, ſtiller Heiliger, ſtehſt in bronzener Ruhe auf der großen weltgeſchichtlichen Steinbrücke meiner Vaterſtadt, und die fünf Sternlein umringen dein fromm geſenktes

Digitized by Google

Haupt, und die ewige Lampe, die zu deinen Füßen brennt, dient als Pharus den fernen Schiffern, die von Podskal und von dem alten Libuſſaſitz den Strom herabkommen, und alljährlich, wenn die Johanniskäfer in den ſtillen Sommernächten am feurigſten leuchten, da kommen aus den ſechzehn Kreiſen des ſonſt ſo ſtillen Böhmens die Landleute in ihren vielfarbigen Trachten herbeigeſtrömt, und an dem heiligen Johannistage lagern ſie ſich an die vierzigtauſend zu deinen Füßen, und ſicher, daß du ihre Beichte nicht verrathen wirſt, klagen ſie dir all ihre geheimen Schmerzen und Leiden, und in hellklingenden böhmiſchen Tönen proteſtiren ſie laut gegen den Abſolutismus des alten Königs Wenzel, und dazwiſchen ſingen die Bauern aus der Saazer Ebene und die Mägde des Egerthales den altdeutſchen Geſang:

Heiliger Johann von Nepomuk,
Der du ſtehſt auf Prager Bruck,
Der du haſt mußen
Dein Leben bußen
In Moldauflußen.

An dieſem Johannesfeſte aber ſchmückt ſich alljährlich die alte Moldauſtadt wie an einem Brauttag; die Straßen ſind mit Blumen und die Häuſer mit Kränzen geſchmückt, und die Magiſtratsperſonen und die k. k. Beamten tragen ihre Feierkleider und auf dem altſtädter Ringe und auf dem Berghof drängen ſich Bürger und Landleute in unbeſchränkter Preßfreiheit, und unzählige Häuſer ſind illuminirt, und ölgetränkte Transparente tragen den Namen des Schutzpatrons, des Heiligen, der die große Kunſt zu ſchweigen verſtand und für ſie geſtorben iſt.

All dieſe Bilder ging ich in meiner Erinnerung durch, als ich das Antwerpner Feſt vor Augen hatte. Aber eben weil mich dieſes Feſt an die Krönungsfeier und an den heiligen Johann von Nepomuk mahnte, weil ich ſah, daß hier dem Malerpinſel die Ehren des kaiſerlichen Scepters bereitet worden, daß die menſchlichen Wunder des Künſtlers gleich dem Mirakel des Heiligen angebetet und verherrlicht ſind, dachte ich: ſo iſt es denn wahr, was einige Philoſophen lehren, daß es außer Staat und Kirche noch eine Fakultät gibt, welche Geſellſchaft heißt und eine von jenen ganz unabhängige Macht bildet, die ihre eigenen Geſetze befolgt und ihren Willen neben dem jener beiden ſelbſtſtändig ausdrückt? Gutenbergsfeſte, Schillersfeſte, Rubensfeſte — der Staat iſt es nicht, der ſie in's Leben ruft; die Kirche verweigert ihre Glocken dazu, und doch entſtehen ſie auf den Wunſch von Millionen; nicht etwa von Millionen mit Staat und Kirche Zerfallener, nein, Herzen die für den Staat wie für eine Geliebte glühen, Seelen, die ſich vor dem Prieſter wie vor Gott ſelber beugen, nehmen an jenen Feſten Theil und opfern Gaben und Empfindungen. Es ſchwebt ein eigener Geiſt über den Waſſern unſeres Jahrhunderts und neue Elemente ſteigen daraus hervor. Auch im Mittelalter hat man Poeten bekränzt; aber der Staat war es, der es übernahm, die Geſellſchaft zu vertreten. Der Kaiſer war es, der Poeten wie Dukaten ſtempelte, und man muß geſtehen, die kaiſerlichen Dukaten waren populärer und beliebter als die kaiſerlichen Poeten. Gab es nicht eine Zeit, wo auch die Kirche dem Staate unterthänig war? Aber die Kirche emancipirte ſich von der Staatsgewalt und etablirte neben ihr ihre eigenen Geſetze. Sie errichtete Statuen ihren Helden und ſprach zum Volke: Vor dieſen knieet nieder! ſie ſchrieb Feſte aus und ſprach zum Volke: An dieſen Tagen ſchmücket eure Häuſer und Herzen. Jetzt iſt es das Weltbürgerthum, das ſich vom Staatsbürgerthum zu emancipiren ſucht, und es braucht nicht erſt zum Volke zu ſagen: Vor dieſem beuget euch, und an jenem Tage laßt eure Herzen feiern; denn das Volk iſt es ja, welches die Statuen errichtet und die Feſttage ordnet.

(Schluß folgt.)

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

12ten Febr. 1774. — Haben Sie bereits Schlötzers Ausfall auf Herdern in ſeinem zweiten Theile der Univerſalhiſtorie geleſen? Grob iſt ſie genug, aber Herder geht auch nicht ſäuberlich mit andern Schriftſtellern um, und ſeine geſchraubte Art ſich auszudrücken, ſein einſeitiger und ſeltſamer Geſchmack verrückt unſern jungen Leuten allen die Köpfe: alles herderiſiret in Proſa und klopſtockiſiret in Verſen. Wieland hat durch ſeinen Merkur, aus dem ſein Stolz und Eigennutz zu deutlich hervorleuchten, viel von ſeinem Kredit durchgängig verloren. Er iſt bitter und böſe auf mich, daß ich ſeine neueſten Schriften nicht in der Bibliothek präconiſiret habe: aber wer den Mann kennet, hütet ſich wohl, ihm Wahrheiten zu ſagen, und für untrüglich kann ich ihn unmöglich halten. Auch fehlt es mir gänzlich an Recenſenten, da mir vollends Garve abgegangen iſt, und Gott weiß, wie ſauer es mir wird, ein Stück vollzuſtoppeln; auch habe ich mir ein ganz kurzes Ziel geſetzet, um dieſer Qual loszuwerden.

3ten April 1774. — Wir werden dieſe Meſſe einen ungeheuern Wuſt mit manchem Unſinn erhalten. Haben Sie ſchon Klopſtocks Gelehrten-Republik geſehen? Vor ein paar Tagen iſt mir der erſte Bogen in die Hände gefallen. Wüßte ich nicht, daß es von Klopſtock wäre, ſo würde ich glauben, der Verfaſſer ſey aus einem Tollhauſe entſprungen. Gleichwohl ſoll er 4000 Subſcribenten

Digitized by Google

haben. Hr. Herder kommt mit einem großen Quartanten Theologie und Philoſophie zum Vorſcheine. Mein Freund Zollikoffer hatte zwei Stellen in der Breitkopfiſchen Druckerei geleſen nnd verſtund auch nicht ein Wort. Er gibt auch einen oder gar zwei Bände alter deutſcher Lieder heraus, wovon vermuthlich das von deutſcher Art und Kunſt der Prodromus iſt; dieß laß ich eher geſchehen, als wenn er verlangt, daß wir alle wieder ſo ſingen, denken und reden ſollen, wie man vor 300 Jahren geredet hat, und man mag mir noch ſo viel vorſagen, ſo kann ich die neuen Minne- und Wonnelieder und Balladen und Romanzen (wenig ausgenommen), nicht ausſtehen und ich eile von einer ſolchen Lektüre allezeit zu meinem ſüßen und unſterblichen Uz, um meinen unwilligen Geiſt wieder in Heiterkeit und Freude zu bringen. Keiner verdrüßt mich mehr, als unſer Gleim, der immer hinter den Herrn Bürger, Claudius und Unzern, und wie die andern Minneſänger heißen, in Bocksſprüngen hereilet; doch dieß unter uns. — Neuer Journale habe ich vom Anfange des Jahres nicht weniger als zehn gezählet. Wieland dreht ſich immer nach dem Winde; wenn aber das, was er in ſeinem Merkur für raiſonnirende Urtheile über die deutſche Literatur ausgibt, es in der That ſind, ſo weiß ich nicht, was unraiſonnirende ſind; übrigens beſizt er die Gabe im hohen Grade, ſeine Waare geltend zu machen.

25ſten Nov. 1774. — Ich könnte Ihnen viel von unſerer itzigen Litteratur ſchreiben; aber mir ekelt beynahe davor. Unſere guten alten Schriftſteller werden beynahe ganz vergeſſen; die jungen ſehen auf ſie mit einer verächtlichen Miene herab, und wenn auch unter ihnen Genies ſind, ſo reden ſie doch eine Sprache, die ich nicht verſtehe und nicht lernen mag. Ich denke aber doch immer, es ſoll eine Zeit kommen, wo der Rauſch ausgeſchlafen iſt, und laſſe mich auch nicht abhalten, bisweilen etwas in der Stille für mich aufzuſetzen und es in meinem Pulte reif werden zu laſſen. So habe ich vor kurzem wieder ein Trauerſpiel ausgearbeitet, das ich einmal, wenn es ausgeſchrieben iſt, Ihrem Urtheile unterwerfen werde; vielleicht laſſe ich es auch aufführen, aber drucken durchaus nicht. — Was wird uns Klopſtock zum zweiten Theile der Republik liefern? Mir ſagte unlängſt jemand aus Weimar, daß Gleim Wielanden ein Werkchen unter dem Titel *Viſionen* zugeſchickt, und daß dieß in Klopſtocks Gelehrten-Republik würde eingerückt werden. Ich wünſche zu Gleims Ehre, daß es beſſer als ſeine übrigen lezten Poeſien ſeyn möge. Mit meiner Bibliothek ſchleppe ich mich immer noch fort, ungeachtet kein Theil herauskommt, mit dem ich nicht zu endigen feſt entſchloſſen bin; aber dann quält mich die Verlegerin und etwan ein Kunſtfreund, und ich bin immer wieder der gutmüthige Narr und laſſe mich noch zu einem bereden. Gleichwohl bringt dieſes Journal alle witzige Köpfe wider mich auf, weil ich über ihre Werke ein tiefes Stillſchweigen beobachte. Vielleicht errathen ſie, was ich davon ſagen würde, wenn ich reden ſollte.

7ten Jan. 1775. — Die Zeit iſt nicht vorbey, da Sie, liebſter Freund, gegolten; alle wahre Kenner und Freunde der ächten Poeſie werden Sie leſen und verehren, ſo lange nur ein Bischen Geſchmack noch in Deutſchland iſt, und der alberne Schwindel der Barden, Minne- und Wonneſänger kann nicht ewig dauern. Der größte Theil davon iſt eine Bande junger Göttinger, die dem Wandsbecker Boden, oder Hr. Asmus Boden in Hamburg nachlaufen, der durch ſeine vermeynte Laune, weil er nicht ſpricht wie andere vernünftige Menſchen, ihre Bewunderung auf ſich ziebt. Klopſtock hat ſich durch ſeine Gelehrten-Republik mehr Tort gethan, als alle ſeine Widerſacher nicht hätten thun können. Hier in Leipzig kenne ich auch nicht eine Seele, die nicht dieſer Neuerung zuwider wäre. Klopſtock hat auch nicht einen einzigen Subſcribenten gefunden. Ein einziger Profeſſor Eck, der ſich überall an Leute, die einen Namen haben, anhängt, hat für ſich auf Spekulation auf 25 Exemplare ſubſcribiret, die er nun für 8 Gr. verkaufen muß, um ihrer wieder loszuwerden.

20ſten May 1775. — Aus dem Meßverzeichniſſe werden Sie ſehen, was für eine reiche Ernte literariſcher Neuigkeiten ſie uns verſchafft; ob die Früchte gut oder ſchlecht ſind, muß die Zeit lehren, denn noch habe ich wenig davon gekoſtet. Des Seb. Nothanker 2ter Theil, Lavaters Phyſionomik und einige Brochüren ſind alles geweſen. — Lavaters Phyſionomik — o was läßt ſich nicht alles darwider ſagen und wird auch geſagt werden! Noch iſt wenig oder nichts von phyſionomiſchen Grundſätzen und Uebungen darinnen. So viel weiß ich, daß ich nicht für einen Theil 18 fl. bezahle, und ſo Gott will, ſollen ihrer *wenigſtens* ſechs werden. Derjenige Brief, der über Lavater in Berlin gedruckt worden, und wovon der Prof. Hottinger in Zürch Verf. iſt, wird dem guten L. einen großen Stoß geben. In der That nimmt die Schwärmerey ſehr zu, ſo wie die gute Poeſie ab. Seit langer Zeit habe ich nicht ein gutes, vortreffliches Gedicht, ja nicht einmal ein correktes geleſen. Wieland gibt uns witzige Sächelchen genug; es ſind aber immer wieder dieſelben Ideen, die man ſchon zehnmal von ihm unter etwas veränderter Geſtalt geleſen hat, und Goethes Beyſpiel, daß man ein Drama ohne viel Regeln ſchreiben könne, hat die üble Folge, daß wir alle Romanen in Trauer- und Schauſpiele verwandelt bekommen. Wie klein iſt noch der Schritt zu den alten Haupt- und Staatsaktionen! — Ich habe Ihnen, lieber Freund, glaube ich, ſchon geſchrieben, daß Leſſing unlängſt acht Tage bei uns geweſen. Es ſchien, als ob ſeine alte Freundſchaft gegen

Digitized by Google

mich wieder bei ihm erwachet wäre, und wir haben uns dieſe Zeit über ſehr vertraulich und angenehm unterhalten. Er war ſehr gegen Göthen, Lavatern, Herdern und andere dieſer Parthey aufgebracht, und vielleicht wäre dieſe Meſſe ſein Eifer losgebrochen, wenn ihn nicht ganz unvermuthet der Prinz Leopold v. Braunſchweig von Wien aus mit nach Italien genommen hätte; doch dies bleibt unter uns.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Overbeck und de Keyſer. Muſeum.

Zwei Bilder von Overbeck und de Keyſer, die im Städelſchen Inſtitute aufgeſtellt waren, und von denen das erſtere Eigenthum des Inſtituts, das zweite Eigenthum der belgiſchen Regierung iſt, haben nicht nur die Kenner, ſondern noch mehr die Maſſe angezogen und zu mancherlei Discuſſionen, privaten und öffentlichen in den hieſigen Journalen, Veranlaſſung gegeben. De Keyſer, der aus einem Hirtenjungen ein Maler wurde, der an Rubens hinanreicht, hatte natürlich mit ſeiner impoſanten und in großen Formen gehaltenen Schlacht bei Waringen die Maſſe für ſich, und die Kenner fühlten ſich deßhalb um ſo mehr bewogen, für Overbeck das Wort zu nehmen, ohne de Keyſer zu nahe zu treten. Was mich betrifft, ſo halte ich dafür, daß zunächſt die Direktion des Städelſchen Inſtituts ſehr unrecht gethan hat, beide Bilder einander gegenüber aufzuſtellen. Man denke ſich eine Allegorie, welche die Entwicklung der Kunſt aus der Religion darſtellt, und ein geſchichtliches Bild im engeren Sinne, in Lebensgröße, mit Pferden und Helden, mit Geſichtern aus dem friſchen Leben, und man wird leicht einſehen, wohin ſich die Maſſe wenden wird, die ſich hier durch unmittelbare Anſchauung der Kunſt erfreuen kann, während zum näheren Verſtändniß des Overbeckſchen Bildes die Lektüre eines Büchleins erforderlich iſt, das der Künſtler ſelbſt ſeinem Bilde beygegeben. Hätte man doch wenigſtens zu der gleichzeitigen Ausſtellung verſchiedene Säle gewählt! Jezt las man von denen, die für Overbeck ſchwärmten: die Pferde auf de Keyſers Bild ſeyen ſo natürlich, daß man ſie zu riechen vermeine, und bedachte nicht, daß wir in unſerm Jahrhunderte lieber Pferde als Engel riechen. Daß de Keyſer, abgeſehen von der Natur und der Geſchichte, die er dargeſtellt hat, mehr zu der Maſſe dringt, erkläre ich mir aus dem ganz natürlichen Grunde, daß Overbeck mit ſeiner Inſpiration ziemlich allein ſteht. Dieſer Maler iſt nicht, wie Raphael und Andere, aus ſeiner Zeit hervorgegangen, er hat eine alte Zeit, die durch die Reformation zu Grabe geleitet wurde, in ſich aufgenommen. Overbeck mag mit derſelben Inbrunſt und Hingebung malen, wie die größten Maler der italieniſchen Schule, aber im Volke findet ſich nicht jener Spiritualismus, der ſeine Gemälde durchdringt; mochte man vor der Reformation ſich an dieſem Bilde erheben, auch wenn man es nicht verſtand, jezt will man ſchon zunächſt Aufſchlüſſe, Erklärungen, Commentare. Die ſiegende Allgewalt der Hiſtorienmalerei iſt vor der Reformation zerfallen; der Glaube, jener ſelige Glaube, der damals nicht nur den Künſtler in den Himmel trug, ſondern auch die, welche ſein Bild anſchauten, iſt dahin; von der Hiſtorienmalerei iſt nur die Kunſt übrig geblieben, ohne warme Wechſelwirkung des Lebens. Raphael und die Andern malten für die alleinſeligmachende Kirche. Herr Overbeck hat uns ein Bild gemalt für das Städelſche Kunſtinſtitut. Das Bild iſt vortrefflich, und ich glaube gern denen, die in demſelben an die ſchönſten Epochen der italieniſchen Schule erinnert werden. Overbeck hat ſich ganz und gar in jene Zeit des Glaubens verſenkt, wo die Kunſt aus dem Heiligthum der Religion als ihre ſchönſte Blüthe ſproß. Da iſt nichts Gemachtes und Erdachtes, da iſt Alles unmittelbare Inſpiration, Gefühl, Leben und himmliſche Inbrunſt. Aber dennoch tritt ſelbſt in dieſe Richtung die Reformation hemmend ein; Overbeck kann ſich der Eindrücke des größten kirchengeſchichtlichen Moments ſeit Chriſtus nicht in dem Grade entledigen, daß er es ungeſchehen mache: eine polemiſche Hinneigung blizt offenbar durch dieſes Bild, das durch ſeine herrlichen Einzelheiten und durch ſeine wunderbaren Gruppirungen, durch ſeine ſanfte Farbenpracht Auge und Herz entzückt.

Die Schlacht bei Waringen ſtellt ein hiſtoriſches Moment aus der Geſchichte von Brabant dar, den Sieg Herzogs Johann von Brabant über den Erzbiſchof von Cöln und die mit ihm Verbündeten, bei Brauweiler, Angeſichts des erzbiſchöflichen Schloſſes Waringen, das jener belagert hielt und zu deſſen Entſatze der Erzbiſchof ſeine Bundesgenoſſen mit folgendem Gleichniß herbeigerufen hatte: „Ein ungeheurer Wallfiſch, wie ihn dieſe Gegenden noch nicht geſehen, iſt auf's rechte Ufer der Maas geworfen worden und zappelt im Felde bei Waringen; ſeyd ihr ſchnell, könnt ihr ihn fangen." — De Keyſer hat in der That große Aehnlichkeit mit Rubens, nur malt er mehrere Jahrhunderte ſpäter, was ſo viel ſagen will, daß de Keyſer kein Hiſtorienmaler im engern Sinne werden wird, ſelbſt nicht in dem Sinne, in welchem Rubens ein ſolcher war. Aber alle Welt drängte ſich zu dem Bilde, und die Maler, die Overbeck noch ſo wohl wollten, mußten doch eingeſtehen, daß hier Urkräftiges geleiſtet und die tiefſten Beziehungen einer Schlacht, von dem Trompeter an bis zum Feldherrn, vom unterſten Beſiegten bis zu dem triumphirenden Sieger hinauf, zu Tage gefördert worden ſeyen. Dann aber mußte man vor Allem die große Einheit des Bildes, zu welcher alle Details ſich zuſammenfanden, anerkennen, und hatte zugleich Gelegenheit, bei jedem einzelnen Geſichte, ſelbſt die Pferde mit eingeſchloſſen, ein pſychologiſches Studium zu machen.

Mit dem 29ſten Oktober iſt unſer Muſeum wieder eröffnet worden; man verſteht unter dieſem klingenden Namen einen Verein aus mehreren Klaſſen, die ſich in produktive und Geld beiſteuernde theilen. Die produktive Klaſſe iſt im Laufe der Zeit ſehr herabgekommen, ich meine nicht qualitativ, ſondern quantitativ, und ſomit muß man ſie durch Deklamatorien der Schauſpieler und durch Vocal- und Inſtrumentalmuſik ergänzen. Diejenigen, welche zahlen, können aber deßhalb nicht als die Hauptſache angeſehen werden, weil es hier nicht heißt: ſo lange ihr zahlet, werden wir auch etwas vortragen, ſondern weil wirklich die Unterhaltung ſehr mannigfaltig und belebt iſt, ſo daß die Muſeumsabende alle andern Concerte und muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltungen überflüſſig machen. Wenn ſich nun zugleich der Vorſtand angelegen ſeyn läßt, alle artiſtiſchen Kräfte, die Frankfurt berühren, in das Bereich des Muſeums zu ziehen, ſo mag man um ſo mehr für die Erhaltung eines angenehmen Inſtituts ſeyn, das darauf verzichtet hat, eine Akademie zu werden, weil es die Durchſchnittsbildung beleben und anregen will.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 10. December 1840.

Turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adaequare.

Tacitus.
Germania.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber, und vom Verhältniſs beider zum Leben der Nation.

Von H. Leo.

II.

Am Ende des vorigen Abſchnitts ſind wir auf die Frage geführt worden: welche religiöſen und ſittlichen Momente im Leben unſerer Vorväter der in den älteſten deutſchen Dichtungen herrſchenden Welt- und Lebensbetrachtung zu Grund gelegen.

Wir treffen hier auf denſelben Contraſt, der in herbſter Schärfe das ganze altdeutſche Leben durchdringt. Politiſch z. B. finden wir da auf der einen Seite die höchſte Freiheit und den ſprödeſten Troß auf die perſönliche Freiheit, deren ungeſchmälerter Beſitz allein die höchſte Ehre des Mannes bringt, und auf der andern Seite die treueſte Hingebung zum Dienſt bis in den Tod in den Gefolgs- und Verwandtſchaftsbeziehungen, in allen eigentlich ſittlichen Verbindungen zwiſchen Menſchen; wie ſich das noch ſo rührend in Rüdigers Thun im Nibelungenliede darſtellt. Einerſeits ein Auseinanderſpringen in unvermittelt neben einander ſtehende, von einander freie, politiſche Punkte, andrerſeits ein Zuſammenhängen wie bei Bienen. Von allen deutſchen Stämmen hat der engliſche dieſen Grundcharakter am treueſten bewahrt, deſſen Coloniſationen namentlich am reinſten noch immer dieſe Gegenſätze darſtellen, und eben durch dieſe Gegenſätze, gleich den alten deutſchen Colonien in der Völkerwanderung, ſich ſo weltbeſiegend ausbreiten. Dieſen in der politiſchen Welt ſichtbaren Kontraſten entſprechen auch die ſittlichen Vorſtellungen des alten deutſchen Lebens. Die Grundlagen nämlich der ſittlichen Welt bilden auf der einen Seite die Bethätigung ungebrochener Manneskraft, die, wo es das einmal Vorgeſezte gilt, es mit dem Tode und mit jedweder Marter aufnimmt; auf der andern Seite das gänzliche Hin- und Verlorengeben der Perſon an die Pflichten, die man dem Blute und dem einmal übernommenen Dienſte ſchuldig iſt. Man ſieht leicht, beide Seiten des deutſchen Charakters ſind nur Triebe, welche einer und derſelben Wurzel entſproſſen ſind.

Das Gefühl ungebrochener Manneskraft tritt bei den Helden der alten deutſchen Welt ſo mächtig hervor, das eine Art Erforderniß, eine ſittliche Anforderung an ſie iſt, daß ſie ſich ſelbſt loben, daß ſie, wenn wir einen unedlen Ausdruck brauchen dürfen, renommiren. Die „Gilpevidhe“ iſt ein Zug, der durch die alten Heldenlieder überall durchgeht, von Beowulf bis auf Waltarius. Aber unmittelbar hängt damit zuſammen und bildet

Digitized by Google

gewiſſermaßen einen Theil des gilpevedhan, daß man die Handlungen anderer herabſezt. Der Hohn über andere tritt ſo mächtig hervor, als das Eigenlob. Er tritt beſonders roh hervor im Hohn über Wunden und Narben, im Hohn über Verletzungen des Sittengeſetzes, die ſich Jemand hat zu Schulden kommen laſſen. So wirft Béowulf, nachdem er die von ihm bewieſene, unübertroffene Schwimmkraft gerühmt, dem Hunferdh, der ihm ſeine That hatte verkleinern wollen, vor, daß er an ſeinen Verwandten gefrevelt, ſeine Brüder getödtet habe. Solcher Hohn über Unglück, Wunden und ſchmähliches Thun würde als niedrigſte Rohheit erſcheinen, ginge er nicht unmittelbar hervor aus der Tapferkeit, zu welcher ein deutſcher Mann ſittlich gezwungen war. Ein deutſcher Mann hatte gegen Gleiche eine Art fürſtlich freier Stellung, und dieſer Stellung gemaß die Aufgabe, ſich nichts bieten zu laſſen. Er verlor ein Stück ſeiner Ehre, wenn er zugab, daß ein anderer über ihn trat; und ſo war es nicht Aeußerung roher Eitelkeit, ſondern Ehrenpflicht, daß er ſich geltend machte, daß er überall die möglichſt hohe Stellung einnahm, ſich dabei tapferlichſt und ſelbſt dadurch behauptete, daß er andern, die über ihn treten wollten, die Endlichkeit ihrer Vorzüglichkeit vorwarf, ſie um ihrer Wunden willen, beſonders wenn dieſe von Verſtümmelungen und Geſichtsentſtellungen begleitet waren, verhöhnte, ihnen in's Gedächtniß rief, wenn ſie einmal geflohen, einmal gefangen geweſen, wenn ſie einmal die Treue gebrochen, wenn ihnen einmal die Braut oder Tochter entführt worden war, wenn ſie an dem Heiligthum der Blutsfreundſchaft ſelbſt gefrevelt oder für ſolchen Frevel, den andere gegen ſie geübt, noch keine Rache genommen hatten.

Der Wind, der die Segel, mit denen der deutſche Mann fahren ſollte, aufblies, der Geiſt, der ihn mit ſo gewaltigem Selbſtbewußtſeyn erfüllte — das war eben das Weſen, das man Wuotan nannte. Ein Held war, wer dieſes Geiſtes theilhaftig war, und in dieſer Theilhaftigkeit dem Geſchick, allem Unglück, aller Marter und dem Tode trozte. Mehr als einmal iſt es vorgekommen, daß ſich ein Häuflein ſolcher Helden, kaum ein Dutzend zuſammen, wie ſie ſagten, von Wuotan getrieben, auf kleinem Segelkahn einſchiffte, dem Weltmeer trozte, an entfernten Küſten landete und Angeſichts ganzer Bevölkerungen zu heeren, d. h. zu morden und zu plündern anfing; troz aller ſichern Ausſicht, daß ſie nothwendig ſammt und ſonders erſchlagen, von der Maſſe der Gegner erdrückt werden müßten. Solch wuotaniſcher Geiſt hat Island, hat Amerika lange vor Columbus durch deutſche Stämme entdecken laſſen; ſolcher Geiſt trieb die Normannen nach allen Küſten des Sachſen-, Franken- und Saracenenlandes. Solcher Geiſt hat Britannien der deutſchen Welt erobert, wie es ja Galfried (III. 1.) Hengſt ausdrücklich in den Mund legt: Mercur habe ihn und ſeine Genoſſen nach England geführt. Das war die furia tedesca, welche noch die Italiener des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts an den ſchwäbiſchen und rheinfränkiſchen Reitern zu rühmen hatten, die bei ihnen das Waffenhandwerk trieben. Von den Edlen und Fürſten, von den Aedhilingen und Irlen, forderte man dieſen Heldengeiſt geradezu, und denen, die ihn bewieſen, ſchrieb man wuotaniſche Herkunft zu. Es iſt dieſem Heldengeiſte gemäß, daß er außer ſich ſo wenig Unterſtützung ſuche als möglich; ſo tödtet Béowulf den Grendel nicht mit Waffen, ſondern mit der Fauſt; ebenſo den Führer der Chattuarier, den Tagraben, mit der Fauſt; ſo ſagt Sigurdur in Fafnis Lied:

„Muth iſt beſſer als Stahleskraft, wo Tapfere ſollen kämpfen;
Weil ich ſehe den kühnen Mann jedesmal erkämpfen, auch
mit ſtumpfem Schwerte, den Sieg.“

Högni lacht, als ihm das Herz aus dem Leibe geſchnitten wird, und Gunnarr, eben ſo wie Ragnar Lodbrok, ſingt ſein Heldenlied unter Schlangen und Würmern ſitzend, von ihnen umſchlungen und zu Tode gebiſſen.

So erſcheint aber auch der noch gar nicht recht, als über den andern geſiegt habend, der ihn nur todtſchlägt, oder ihn etwa durch irgend einen dem andern unglücklichen Zufall gefangen nimmt: der iſt der rechte Sieger erſt, der den andern in eine Lage bringt, wo er zittert, wo ihn Wuotans Geiſt verläßt, wo er feig vor einem grauſigen Schickſal in ſich zuſammen ſinkt, und hieraus entwickelt ſich die wildeſte Grauſamkeit gegen gefangene Feinde. Es liegt in dieſer Grauſamkeit der Helden ein Wettkampf des einen, der das Entſetzliche erdenkt und an den andern bringt, und des andern, der es aufnimmt und verachtet. Ein Edler darf vor nichts beben, ein Gentleman durch nichts außer Faſſung kommen.

Die Schmach, die einer durch Feigheit auf ſich geladen, entſchuldigt ſogar den nächſten Verwandten, wenn er ihn tödtet. Chlodwig braucht als Vorwand, als er ein paar andere fränkiſche Häuptlinge, ſeine Verwandten, erſchlägt, daß ſie ſich hätten binden laſſen, daß ſie dadurch Schmach auf das Königsgeſchlecht geladen. Sigmund, in der Volſungaſaga, tödtet mit der Mutter eigener Bewilligung ſeiner Schweſter Söhne, als dieſe ſich fürchten, Mehl zu einem Teige zu kneten, in welches er eine Schlange gelegt hat. Hildebrand kämpft lieber auf Tod und Leben mit dem eigenen Sohne, als daß er den Vorwurf auf ſich laßt, er ſcheue den Kampf. Unter allen Umſtänden ein von außen, ſelbſt durch das entſetzlichſte Schickſal, nicht zu brechender Muth — die Gemeinſchaft mit dem treibenden Geiſte Wuotans — das iſt die conditio sine qua non des deutſchen Heldenthums; und wie dieſe Heldengeſchlechter faſt alle ihr Daſeyn von Wuotan

Digitized by Google

ableiteten, ſo erſchien aus der Art geſchlagen, wie eine Schmach des Geſchlechtes und deßhalb zu vertilgen, wer in ſeinem Leben des göttlichen Ahnherrn Geiſt verleugnete.

(Fortſetzung folgt.)

Die Rubensfeſte.

(Schluß.)

Ich ſtand mit dieſen Gedanken vor der St. Paulskirche; verſöhnliche Orgeltöne drangen aus ihren Räumen. Ich trat ein, die Orgel hörte in dieſem Augenblick auf. Ein langer, hagerer Prieſter betrat die Kanzel. Ich war begierig, welchen Stoff er an dieſem Tage behandeln werde, am Tage, wo die Gedächtnißfeier eines Mannes ſtattfand, der die Kirche ſo vielfach verherrlicht. Unglücklicherweiſe war die Predigt in jenem Antwerpner Patois, das unter all den verſchiedenen Ausſprachen der flamändiſchen Mundart für den Deutſchen am ſchwierigſten zu verſtehen iſt. Die wenigen Kenntniſſe, die ich mir während meines Aufenthalts in Brüſſel in dieſer Mundart angeeignet, reichten nicht aus, und ich war darüber um ſo ärgerlicher, als ich im Verlaufe der Predigt aus den Mienen der Zuhörer erſah, daß ein intereſſantes und wichtiges Thema ihre Aufmerkſamkeit feſſeln mußte. Die Einen ſtarrten mit geöffnetem Munde in unbeweglicher Gläubigkeit zur Kanzel hinauf, andere lächelten verlegen und zweideutig. Einige beſſer gekleidete und der höhern Welt angehörige Perſonen ſchüttelten mit unverhaltenem Unwillen den Kopf, und bei einer Stelle, wo der Prediger einen größern Anlauf der Stimme nahm und mit mehr Leidenſchaft und Pathos deklamirte, ſtand ein Offizier mit vielem Geräuſche von ſeinem Sitze auf und ging mit klirrenden Schritten und dem Ausdruck der Empörung in den Mienen zur Thüre hinaus.

Ich folgte ihm, um mir das Räthſel erklären zu laſſen, und als wir draußen waren, bat ich ihn, mir als einem Fremden, der die Landesſprache nicht verſtehe, den Inhalt der Predigt gefällig mitzutheilen. Ich hatte in dem Krater eines Vulkans gerührt. Ein Feuerregen von Schimpfreden und Verwünſchungen gegen die Kirche und ihre Diener entlud ſich der Bruſt des erzürnten Kriegsmanns. „Iſt es nicht empörend," ſagte er endlich mit etwas mehr Mäßigung, „wie dieſe Prieſter, welche Rubens mit ſeinem Pinſel in ihrer Herrſchaft unterſtützt, nun bemüht ſind, das Bischen irdiſchen Ruhm, das er ſich erworben, zu untergraben und zu zerſtören! Wiſſen Sie, was die Predigt, die Sie ſo eben hörten, enthielt? Die Achterklärung über alle, die an dem heutigen ſchönen Feſte Theil nehmen. „Wer iſt dieſer Rubens? ſagte ſo eben der Mann da drinnen auf der Kanzel; wer war dieſer Rubens, für den ich alle die Pracht und all das Geld und all die Ehren verſchwendet ſehe? Ein Sünder, wie ihr Alle ſeyd, und während ihr ihm Feſte bereitet und ſeinen Namen auf dem Thurme dieſer Stadt in die Wolken ſchreibt, ſchmachtet er vielleicht in den Qualen des Fegefeuers. Welche Ehren wollt ihr denn eurem Gott und euren Heiligen erzeigen, wenn ihr ſolche Ehren einem Menſchen erzeigt, einem Menſchen, der gegeſſen hat, wie ihr, der geſoffen hat, wie ihr, der Unzucht getrieben, wie ihr — nein, noch mehr als ihr; denn ihr wißt es vielleicht nicht, während dieſe Maler das Bildniß einer Heiligen des Himmels malen, ruht ihr weltliches Auge auf dem entblößten Körper irgend eines Weibes, das Gott und ihre Keuſchheit vergeſſen hat und einen ſündhaften, hölliſchen Handel mit ihren irdiſchen Leibesgaben treibt. Morgen iſt Sonntag und das Feſt der gebenedeiten Mutter, und wie jedes Jahr wird man ihr wunderreiches Bildniß durch die Gaſſen und Plätze dieſer Stadt umhertragen. Und da wird ſie an den Häuſern die bunten Fetzen ſehen, die ihr ausgehängt, und die Fahnen, die ihr ausgeſteckt, und die Lampen, die ihr bei Nacht illuminirt, und ſie wird ſagen: „ei, ei, ihr guten Bürger, ei, ihr frommen Chriſten, wie habt ihr dieſesmal euch angeſtrengt! wie habt ihr dieſesmal mir zu Ehren ſo große Anſtalten gemacht!" Was für verdammte Geſichter werdet ihr da ſchneiden, wenn ſie euch das fragt? Werdet ihr vor ſie hintreten und ſagen: nein, heilige Maria, nicht für dich und nicht zu deiner Ehre haben wir unſere Stadt und unſere Häuſer herausgeputzt, nein, es geſchah zu Ehren des Rubens? „Und wer iſt dieſer Rubens?" wird die Mutter Gottes fragen. Werdet ihr dann den Muth haben und ſagen: es war ein Farbenkleckſer, ein Weiberkonterfeier, ein Sinnenknecht, ein Höllenbraten, der jezt flackert, wie ihr einſt flackern werdet? Seid ihr Chriſten? Heiden ſeyd ihr! und Gott wird euch finden für all das ſchmähliche Geld, welches ihr, ſtatt es zu ſeiner Ehre zu verwenden, auf ſo läſterliche Weiſe hinausgeworfen " " u. ſ. w. —

Wenn Sie etwa glauben, daß mein erhizter Offizier etwas zu ſtark aufgetragen hat, oder wenn Sie vielleicht mir ſo viel Phantaſie zutrauen, daß ich dieſe Predigt erfunden habe, ſo muß ich dieſe Ehre von mir ablehnen und auch die Wahrheitsliebe jenes Kriegsmanns in Schutz nehmen, und das Faktum hinzufügen, daß die Predigt, von der ich ein Bruchſtück gab, während der zehntägigen Dauer der Feſte den Stoff zu vielfacher Unterhaltung bot. Am andern Tage war wirklich das Marienfeſt, und das Bild der Mutter Gottes wurde wie alljährlich in feierlicher Prozeſſion durch die Stadt getragen. Aber allgemein bemerkte man, daß der Pomp,

Digitized by Google

der in andern Jahren bei dieſer Feierlichkeit von Seiten der Kirche aufgewendet ward, dieſesmal in ſehr geringem Maaße ſich ſehen ließ. Die Commiſſion, welche die Rubensfeſte angeordnet, hatte, um Fremde anzuziehen, auch dieſer Prozeſſion in ihrem Programme Erwähnung gethan, und die Antwerpner Kirchenherrn freuten ſich, der Commiſſion ein Dementi geben zu können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

(Fortſetzung.)

Gedenkbuch der Gutenbergsfeier. Heine und Gutzkow über Börne.

Von dem Frankfurter Gedenkbuch der Gutenbergsfeier habe ich Ihnen bereits geſchrieben; es iſt nun nachträglich eine Beſchreibung der Feſtfeier mit allen Details aus Creizenachs Feder, der in jenes Gedenkbuch „das Dachſtübchen eines deutſchen Gelehrten," voll ſinniger Bezüge, geliefert hatte, erſchienen. Auch hat man die durch die Aengſtlichkeit des Druckers eigenmächtig entfernten Seiten aus: „die Ritter, oder der neue König Lear," von Niklas Vogt, nachgehends geliefert. Dieſer Beitrag: „divina Comedia, vulgo Puppenſpiel, nach Ariſtophanes und Shakespeare, 1831" betitelt, enthält nämlich politiſche Anſpielungen, denen der Verfaſſer die Bemerkung hinzugefügt hatte: „Die in dieſer Poſſe vorkommenden, aus Shakespeares Stücke entnommenen Perſonen beziehen ſich auf keine hiſtoriſchen Individuen, ſondern ſind nur allegoriſche Figuren. König Lear iſt das alte deutſche Reich; Regan und Goneril ſtellen die zwei feindſeligen Parteien in Deutſchland vor; Cordelia vertritt das gute deutſche Volk. Treuhold entſpricht dem Kent und Blindſchleich dem verrätheriſchen Haushofmeiſter. Frankreich wird durch Napoleon repräſentirt. Ich halte dies Stück für das beſte meiner komiſchen Werke. Die drei erſten Aufzüge ſind geſchrieben im Jahre 1808, die zwei lezten 1816; das Ganze wurde 1831 nur für meine Freunde gedruckt." Der verſtorbene Schöff Vogt war Metternichs Lehrer, und der große Staatsmann war auch unter jenen Freunden zu verſtehen, denen Vogt ſein komiſches Werk mitgetheilt hatte, das von dieſem Geſichtspunkte aus bei allen die beſte Aufnahme fand. Wenn die Literatur und Poeſie Frankfurts im Jahre 1840, die ſich nach Beiträgen um beide verdienter Frankfurter umſah, jene Worte: „das Ganze wurde nur für meine Freunde gedruckt," nicht als eine lezte Willensbeſtimmung des Verſtorbenen anſehen zu müſſen glaubte, wie denn ja auch in dieſen Worten nur eine Verwahrung des Verfaſſers enthalten iſt, ſo hatte auch die Cenſur den erwähnten Beitrag mit ihrem imprimatur verſehen. Der Drucker aber ſchied einen ganzen Bogen aus dem Zuſammenhange, ſo daß man von Seite 176 bis zu Seite 185 überſpringen mußte. Damit wäre nun in der Hauptſache wenig geholfen geweſen, denn alle Welt mußte ſich natürlich fragen, weßhalb hier acht Seiten fehlen? wenn aber noch hinzukam, daß man in einer ſatiriſchen Poeſie keine publiciſtiſche Wahrheit erblicken wollte, ſo darf man in dieſer Toleranz der höchſten Behörde eine hinlängliche Compenſation für die buchdruckeriſche Aengſtlichkeit des Jahres 1840 erblicken, die nur beweist, daß wir Deutſche häufig noch mehr thun, als man von uns verlangt.

Heine über Börne hat hier, wo dieſer in engern geſellſchaftlichen Beziehungen fußt und perſönliche Freunde hat, viel Aufſehen gemacht. Wenn man aber faſt beſorgt erſchien, Börne könne unter einer Behandlung leiden, die vorzugsweiſe als eine Heineſche bezeichnet werden kann, ſo war ſolche Beſorgniß eine kleinliche. Heine hat über andere bewährte Charaktere und Talente in derſelben Weiſe geſchrieben, und wer befürchtet, man werde ihn gerade in ſeinem Buche über Börne als einen Charakteriſtiker anſehen, der mißkennt die deutſche Beſonnenheit. Daß man in dem Grade für Börne Partei nahm, mag allerdings daher rühren, daß Börne auf ſeine Ueberzeugung geſtorben iſt, daß man ihn auf dem Schilde zu Grabe trug. Zudem wird dem unbefangenen Leſer nur zu klar werden, daß Heine vergebens nach faulen Flecken bei Börne ſucht; er taſtet an ſeiner Perſönlichkeit nach einer Achillesferſe umher, die in dem Charakter Börnes nicht enthalten iſt. — Ganz anders als Heine über Börne iſt Gutzkows Leben Börnes gehalten. So weit ſich der Charakter aus ſeinen Privatbeziehungen und Schriften auffinden läßt, iſt er hier wiedergegeben. Das Buch iſt in ruhiger und objektiver Faſſung gehalten, aber nicht ohne jene belebende Wärme, die dem Biographen, der den geheimen Motiven nachſpürt, ſtets nothwendig iſt, und die Börne um ſo mehr anſprechen kann, als er in der That an Liebe ſo groß war, mochte auch die Form ſeyn, welche ſie wollte. Er liebte Deutſchland, und all ſein Wort haß war nur das Grollen eines Liebenden. Ich will ſeine Briefe nicht vertheidigen. Auch ſeine Maßſtäbe für Perſönlichkeiten waren Parteimaßſtäbe, aber ſeine edle Conſequenz fußte auf Wahrheit und Ehre, und Gutzkow, der nie feiner iſt, nie draſtiſcher, ſelbſt in ſeinen Stücken nicht, als in Charakterſchilderungen, hat in ſeinem Leben Börnes ein Meiſterwerk geliefert, das um ſo mehr zu würdigen iſt, als es ſchwer hält, für einen ſo bewegten und von den jähen Einwirkungen des Jahrhunderts inſluirten Schriftſteller einen ruhigen Geſichtspunkt zu finden. Die Einleitung des Gutzkowſchen Buchs iſt beſonders vortrefflich, und wenn man bedenkt, wie ſchwer es einem Biographen Börnes werden mußte, ſeinen Charakter denen, die denſelben aus perſönlicher Bekanntſchaft mehr oder weniger näher kannten, zu deuten, während der Biograph ſelbſt dieſem Charakter im Leben ganz fern ſtand, ſo muß man dem Gutzkowſchen Buch um ſo mehr Anerkennung zollen. Auffallend iſt es, daß beide Bücher, das Heineſche wie das Gutzkowſche, aus demſelben Verlage hervorgingen. Wenn man ſich jezt nur bei dem Ausſpruche Gutzkows beruhigte; aber, weil man Börne gefährdet glaubt, ſo tritt auch hier wieder die alte Wahrheit ein, daß man ſich gegen ſeine Feinde wehren kann, während die Freunde uns oft zu todt lieben. Wäre nicht Beckers: „Sie ſollen ihn nicht haben," dazwiſchen gekommen, ſo würde man noch in allen Blättern die kleinſten Stimmen über eine Angelegenheit vernehmen, die nicht eher richtig wird gewürdigt werden können, als bis Gras darüber gewachſen iſt und bis einige Perſonen, die in dem Heineſchen Buche in einem ſehr unwahren Lichte dargeſtellt wurden, im Uebrigen aber der Literatur und der Zeitgeſchichte ganz fern ſtehen, die bittern Kränkungen verziehen haben, womit ſie Heine überſchüttet hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. December 1840.

Thou wear a lion's hide! Doff it for shame!

Shakespeare.
King John.

Der Rhein und die heutigen Rheinſänger.*

Wie goldne Aepfel klingen
In ſilbernem Gefäß,
Schallt überall das Singen
Der deutſchen Marſeillaiſ'.

„Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein!"
So ſingen wackre Knaben,
Und Männerbaß ſtimmt ein.

Und Jung' und Alte wähnen,
Sie ſeyen kampfbereit:
Doch unter Löwenmähnen
Steckt nur — ein woll'nes Kleid.

Wie wunderbar beſcheiden
Spricht nicht das Lied uns an:
Mehr wollen wir nicht leiden,
Als was man uns gethan.

Und was iſt nicht geſchehen
Dem deutſchen Volk zur Schmach!
Der Rhein hat es geſehen,
Und ſieht's noch jeden Tag.

Wo Hochgebirge ragend
Des Fluſſes Quell' umfah'n,
Wohnt nun ein Völkchen, fragend:
Was geht uns Deutſchland an?

Bei Straßburg auf der Brücke
Schaut eine Fahn' empor;
Ihr ſeht beim erſten Blicke:
Die Fahn' iſt tricolor.

Und in den Niederlanden
Hält, uns zum Hohn, Mynheer
Den ſchönen Strom in Banden
Und grinſt: jusqu'à la mer!

Sie ſollen ihn nicht haben,
So lange wir nicht todt. —
Dies mahnt an jenen Knaben,
An's Huhn und Butterbrod.

Bleibt uns auch nur die Krume,
So ſind wir hochbeglückt;
Wir rechnen es zum Ruhme,
Daß wir uns durchgeflickt.

* Da die Oppoſition dieſes, von geachteter Hand eingeſandten Gedichts gegen das bekannte „Rheinlied" ihren Grund nur in ehrenhafter, ächt deutſcher Geſinnung hat, ſchien die Verſchiedenheit der Anſicht kein genügender Grund, ihm die Aufnahme zu verweigern. D. Red.

Digitized by Google

Was wir von je beſeſſen,
Das haben wir — o Scham! —
In dumpfem Sinn vergeſſen,
Sobald der Feind es nahm.

Nur Eines noch erfahret,
Dies Eine haltet feſt:
Wer nicht das Ganze wahret,
Behält auch nicht den Reſt.

Drum klimpert nicht, ihr Guten,
Vom freien deutſchen Rhein.
Laßt uns die theuern Fluthen
Verdeutſchen und befrei'n.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Dieſer Heldengeiſt Wuotans iſt der Siegverleiher, und nur wen er verläßt, der wird beſiegt, wie man wohl paradox ausgeſprochen hat, Niemand ſterbe, als wer aufhöre, feſt zu wollen, daß er lebe. Wer in Wuotans Heldengeiſte bleibt bis zum Tode, der iſt allein würdig ſeiner Genoſſenſchaft auch nach dem Tode, und während die andern der Ackergottes Thor Sklavenſeelenreiche oder dem traurigen, dunkeln Abgrundsreiche der Hela verfallen, führt der auch im Tode ungebrochene Held mit Wuotan ein Heldenleben fort auch nach dem Tode, in ſteten Kämpfen, Siegen, Fallen und Erſtehen zu neuer Heldenthat.

Neben dieſem Trotz einer freien Seele, wie er ſich im deutſchen Heldenleben zeigt, ſteht nun aber die härteſte Gebundenheit durch das Blut in der Familie. Uns fällt die Familie mehr auseinander. Das einzelne Individuum mit ſeinem ſubjectiven Daſeyn tritt uns losgelöster, atomiſtiſcher geſtellt entgegen. Im alten Deutſchland hingegen ruhte die Sicherheit der Perſon, der Ehre, des Eigenthums hauptſächlich und zuerſt auf dem Schutze, den die Familie gewährte. Die Familie erſchien deßhalb als das höchſte irdiſche Heiligthum, und wer ſich an ihr verſündigte, war ein Wolf (ein Abzuwehrender, ein Verfluchter, ein Warg) im Heiligthume: vargr î veum. Er hatte kein Landrecht und keinen Frieden mehr und mußte als friedloſer zu andern Stämmen gehen, ob er etwa bei ihnen einen Frieden wieder gewinnen könnte. Die **Blutrache** iſt in dieſem Sinne die heiligſte, höchſte Pflicht; ſie bildet eine Entſchuldigung für Alles; die Verpflichtung, ſie zu üben, entbindet von allen menſchlichen Pflichten. Als Chlodwig den Chloderich, Sigberts Sohn, verführt hat, den Vater zu tödten, tritt er dann ſelbſt als Bluträcher des Sigbert auf, und darf aus dieſem Grunde ohne Vorwurf den Chloderich tödten laſſen. Signe, um für ihren erſchlagenen Vater, Völſung, und ihre Brüder Rache zu nehmen, darf ſich über alle Pflichten als Gemahlin und Mutter hinwegſetzen, und dem Sigmund ihre eigenen Kinder, daß er ſie tödte, in die Hände liefern. Gudrun, um für ihre Brüder Gunnar und Högni an Atli, ihrem Gemahl, Rache zu nehmen, tödtet, ehe ſie Atli den Tod gibt, ihre mit ihm erzeugten Söhne, und läßt ihn ihre Herzen eſſen, läßt ihn aus ihren Schädeln Wein trinken. Die Hinrichtung der Gefangenen, das Todtenopfer nach dem Siege iſt zugleich eine Aeußerung der Blutrache für die gefallenen Verwandten der Sieger. Geſchlechterweiſe zieht man in die Schlacht, daß ein Verwandter dem andern beiſtehe und für ihn, wenn er fällt, die Blutrache nehme.

Ganz der Familie analog iſt aber das Verhältniß der Gefolgſchaft. Der Friede, der unter Blutsfreunden gilt, heißt sib, Verwandtſchaft; ſo aber heißt auch das Verhältniß zwiſchen Adoptivvater und Adoptivſohn, zwiſchen Gefolgsherrn und Gefolgsmann. Der Gefolgsherr iſt der aldor, der senior, wie ihn dann das Latein des Mittelalters, den deutſchen Ausdruck überſetzend, nennt. Die Gefolgsleute ſind die Degene, d. i. *τέκνα*; die Knechte, d. i. geniti; die valsatâ, d. i. procreati; die jungiron, d. i. juniores des Gefolgsherrn oder aldor. Er erſcheint gewiſſermaßen als ihr Adoptivvater, und ſeine Gewalt über ſie iſt ein Analogon der väterlichen; ſie heißt auch gleich der väterlichen und eheherrlichen Gewalt Mundi (von Mund, d. i. manus). Die Pflicht, welche die Gefolgſchaft verbindet, iſt eine Verwandtenpflicht, und wie der Verletzer der Blutspflichten ein vargr î veum, ein Wolf im Heiligthum iſt, Ehre und Landrecht verliert, ſo auch der Verletzer der Pflichten, welche das Verhältniß der Gefolgſchaft auflegt. — Aber hier trifft der Schlag härter; denn wer den Bruder erſchlagen hat und deßhalb landesflüchtig geworden iſt, findet noch wohl bei einem auswärtigen Gefolgsherrn ritterlichen Dienſt und Unterkommen; wer aber den Gefolgsherrn tödtet, verräth oder in der Noth verläßt, der iſt dem Vatermörder gleich geachtet; kein auswärtiger Gefolgsherr nimmt ihn mehr in ſein Gefolge auf. Selbſt die gegen den Gefolgsherrn eintretende Pflicht der Blutrache entſchuldigt nicht ganz (Blutrache gegen den Vater war rechtlich unmöglich). Sifka, obwohl ſein Gefolgsherr, Ermenrek, ſeine Gemahlin entehrt, gilt doch als Verräther, weil er, um ſich zu rächen, Ermenrek verführt, daß er nach und nach alle eigenen Söhne und nächſten Verwandten tödtet, während doch ſonſt die Blutrache in Verwandtſchaftsverhältniſſen von einem Theile der Blutspflichten entbindet. — Ganz den Blutspflichten und

Gefolgſchaftspflichten analog iſt auch die Pflicht der Frau gegen den Eheherrn, in deſſen väterlicher Gewalt ſie ja auch ſteht: er iſt auch ihr senior, und ſie iſt ihm Treue zum Tode ſchuldig, die in älteſter Zeit, wie bei den Hindu, durch Mitverbrennen der Wittwe (aber ohne die ſchmutzigen Wolluſtgräuel, welche ähnliche Sitte bei ſlaviſchen Völkern begleiteten) geübt worden zu ſeyn ſcheint. Die Pflicht der Blutrache entbindet nun zwar die Frau von ihrer Pflicht der Treue gegen den Gemahl; doch nur bis die Rache geübt iſt, und dann tritt die eheliche Treue wieder mit größter Strenge in ihr Recht ein, ſo daß alſo eine Frau gegen ihren Gemahl die Blutrache nicht üben kann, ohne ſich nachher ſelbſt den Tod zu geben, wenn ſie nicht endloſe Schmach auf ſich häufen will. Sigurd hat nach der nordiſchen Sage ſich der Brynhild vermählt, iſt ihr dann untreu geworden und hat ſie an Gudrun verrathen. Dadurch gewinnt ſie ein Recht der Rache; ſie läßt ihn tödten, aber als er todt iſt, er, ihr früherer, ihr in ihren Augen einzig rechtmäßiger Gemahl, gibt ſie ſich den Tod, um ſich mit ihm verbrennen zu laſſen. Sie macht der Gudrun einen Vorwurf daraus, daß ſie es nicht thut, daß ſie den Sigurd, der ja auch ihr Gemahl geweſen, überlebt:

„Ziemender wär, daß Gudrun ihrem erſten Manne folge, dem todten;
Wenn man ihr gäbe guter Leute Rath, oder ſie hätte einen Sinn, uns gleich."

So läßt Signe, nachdem ſie Völſung und deſſen Söhne an ihrem Gemahle Siggeir gerächt, ſich freiwillig mit dieſem verbrennen; denn ſie kehrt zu der brennenden Halle zurück, nachdem ſie von Sigmund und Sinfiötle außerhalb derſelben Abſchied genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Fortſetzung.)

7ten Oct. 1775. — Wie ſehr ich der Bibliothek ſatt bin, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Vormals, als man noch mit Auszügen und einem allgemeinen Urtheil vorlieb nahm, war es ein Spielwerk. Jetzt aber verlangt man raiſonnirte Recenſionen; dazu gehört viel Zeit und ein philoſophiſcherer Kopf, als ich habe. — Freilich iſt Gleims Halladat beſſer, als was er bisher geliefert hat; aber wehe mir, wenn dieſes Buch wirklich ſo ſchön iſt, als es Wieland anpreiſet; denn mit aller Mühe habe ich es nicht empfinden können. Er dreht ſich um einige ganz gute Gedanken von Anfang bis an's Ende herum, iſt aber einem Begeiſterten gleich, der unendlich mehr verſtanden wiſſen will, als er ſagt; ich denke mir aber nur ſo viel als da ſteht, und das iſt ſo gar viel nicht; doch das zu einem Freunde geredet, vor dem ich nichts verhehle. Mit Rammlern habe ich niemals von der Urſache ſeiner Entfernung von Gleimen geſprochen; indeſſen hat er immer über des leztern ſeine Eitelkeit geklaget, die ihn verleitete, ſeine alten Freunde zu verlaſſen, die ihm die Wahrheit ſagten, und ſich an ganz junge Leute und Journaliſten zu hängen, die jener opferten; und dies mag auch wohl ſeine Schwäche ſeyn, wie ich ſelbſt aus unzähligen Beiſpielen weiß. Auch gegen mich iſt er ganz kalt geworden, ſeit ich ſeine lezten poetiſchen Tändeleyen nicht mehr in der Bibliothek recenſiret habe, und wie konnte ich anders, wenn ich ihn durch die Wahrheit nicht beleidigen wollte, da ich ſie größtentheils ſeiner für unwerth hielte? Hingegen iſt kein witziges Männchen in unſerer Gegend mit einer kleinen Scharteke hervorgetreten, den er nicht ſogleich ſchriftlich mit oft ſehr unverdienten Lobſprüchen überhäuft. Wer den witzigen Kabalen ſo in der Nähe zuſieht, wie ich hier Gelegenheit habe, und die kleinen Kunſtgriffe bemerkt, Beifall zu erbetteln, um ſich Anhänger zu erwerben und Partheyen zu machen, muß in der That oft vor den witzigen Köpfen einen Ekel bekommen. Noch immer habe ich deswegen für die Verfaſſer der Bremiſchen Beyträge Hochachtung, die ſich zu einerlei Zwecke vereinigten, und weder an den Gottſchediſchen noch Schweizer Streitigkeiten Theil nahmen. Leſſing war über Goethes und Kompanie Haupt- und Staatsaktionen ſehr aufgebracht und ſchwur das deutſche Drama zu rächen. Er hatte gehört, daß Goethe einen Doktor Fauſt liefern will, und tritt er ihm da in Weg, ſo müßte ich ihn ſehr verkennen, wenn er nicht Wort halten ſollte; beſonders verdroß ihn Lenzens Gewäſche über das Drama, das er einem überſezten Stücke von Shakeſpeare vorgeſezt. Beiläufig werde ich auch ein Wörtchen in der Vorrede zur neuen Ausgabe meiner Trauerſpiele ſagen; aber in keine Streitigkeiten laß ich mich nicht ein; ich bin zu furchtſam, zu wenig gerüſtet, liebe zu ſehr den Frieden, als daß ich nicht dabei zu kurz kommen ſollte.

12ten Jan. 1776. — Leſſing hoffe ich eheſter Tage hier zu ſehen. Er iſt bereits in München und Wien geweſen und hat an beiden Orten geſagt, daß er über Leipzig zurückgehen werde. Sie ſollen alsdann erfahren, was von ſeinen Unterhaltungen mit dem Pabſte wahr iſt; geſchrieben hat er von dort aus an keinen Menſchen, ſelbſt in den dringendſten Angelegenheiten. — Freylich ſpielt Goethe izt in Weimar Komödie, iſt der Vertraute des Herzogs und wird alſo auch nothwendig vom Hofe bewundert. Man erzahlt viel Schwänke von ihm, die man Laune nennt und wir alten Leute ungeſittet heißen. Ueberhaupt merke ich, daß Yorick unſern jungen Witzlingen die Köpfe verrückt. Sie wollen alle in ihren Schriften Yoricke ſeyn

Digitized by Google

und glauben es auch durch Handlungen werden zu können, wenn ſie alles im Widerſpruche mit andern Menſchen thun; die ganze niederſächſiſche Almanachsclub affektirt dergleichen. Wieland ſoll ſo demüthig vor Goethen kriechen, daß ſich ſelbſt ſeine Verehrer ärgern. Der Merkur des Jänner ſoll Beweiſe ihrer Verſöhnung liefern. Es kann leicht kommen, daß wir einen Beſuch von Goethen hier erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

(Schluß.)

Theater. W. Wagner.

Auf unſerer Bühne iſt Herr Döring von Stuttgart mit großem Erfolg aufgetreten. Derſelbe iſt ein ſehr beweglicher Darſteller in der höhern oder vielmehr tiefern Bedeutung des Worts: er liefert vollendete Porträts und ſeinen Charakteren fehlt höchſtens die allgewaltige Ruhe, die man Seydelmann unbedenklich zuſprechen muß. Wenn der Erfolg des leztern, wegen der Sicherheit und der Ueberlegenheit, die ſich in ſeinen Leiſtungen, dem Publikum gegenüber, ausſpricht, überall ohne irgend einen Einſpruch der Maſſe ſeyn wird, die er überwältigt und erſt wieder nach dem Fallen des lezten Vorhangs freigibt, ſo hat Döring doch am Ende noch eine größere Zukunft als Seydelmann. Die Mimik jenes, die ſich auf die beweglichſten Geſichtsmuskeln ſtüzt, iſt jezt vielleicht noch zu ungeregelt; aber dieſes Mittel muß vom größten Erfolge werden, wenn Döring ſich, wie nach Außen — denn hier ſteht ſein Ruf feſt — auch nach Innen zu befeſtigt. Ich meine, daß Döring ſo gewaltige Mittel hat, wie der verſtorbene Ludwig Devrient, bis auf jene Phantaſie, über die man keine Kritiken ſchreiben kann, und die ſich ſchwerlich bei irgend einem andern Schauſpieler in dem Grade vorfinden wird. Hätte er Devrients Phantaſie, ſo möchte er eben ſo ungemeſſen und wild mit ſeinen Mitteln ſchalten. Jezt aber muß er ſeine Vollendung in der Objektivität ſuchen, zu der Kunſtruhe erforderlich iſt, die Seele der Kunſt, der Geiſt, der über den Waſſern ſchwebt, aus welchen die Welt an's Licht treten ſoll. Döring iſt nach Seydelmann unbeſtritten, und vielleicht neben Seydelmann einer jener Darſteller, welche die moderne dramatiſche Literatur mit der Charakteriſtik der ältern vermitteln können. Dörings Spiel iſt vielleicht, oder vielmehr gewiß, weit weniger berechnet, als Seydelmanns. Dieſer läßt aber nie ſeine Berechnung ſehen, während jener die Abſicht der Wirkung häufig zu ſehr zur Schau trägt. Der Beifall, den Döring hier bei ſeinem zweiten Gaſtſpiele errang, ſtand frühern Erfolgen nicht nur nicht nach, ſondern überragte ſie vielmehr. Alle äußern Zeichen des Beifalls, welche die Kunſt nur anſprechen kann, ſind ihm zu Theil geworden. Als ausgezeichnete Leiſtungen dieſes Künſtlers nennen wir Mephiſtopheles und Franz Moor. Als jener war er, ſonderbar genug, ohne alle Abſicht, oder vielmehr ohne alles diaboliſche Gewicht, der Junker Teufel, voll leichten Humors und anziehender Gewandtheit, die Seydelmann einem allerdings imponirenden Nachdrucke opfert. Als Franz Moor dürfen wir Dörings Leiſtung, als ſelbſtſtändig, dem Genialſten an die Seite ſetzen, was Ludwig Devrient und Seydelmann in dieſem Fache boten. — Nächſtens werden wir Gutzkows zweites dramatiſches Erzeugniß: „Werner," auf unſerer Bühne ſehen, dem wir zum Voraus einen noch beſſern Erfolg, als ſeinem „Richard Savage" verbürgen möchten, da hier jedenfalls die Bücher noch zu ſehr ſprechen, während dort ungleich mehr dramatiſches Leben neben einem feinen, nicht zu hoch geſpannten Dialog zu finden iſt. Jedenfalls ſind ſolche Originaldichtungen Ueberſetzungen vorzuziehen, die, wie Devrients „Fabrikant" (nach Souveſtre), mit franzöſiſchen Prämiſſen und geſellſchaftlichen Verirrungen einen ſehr alltäglichen Hintergrund verbinden. Man wird nicht wohl darthun können, „Werther" ſey weniger Poeſie, denn der Strumpfwirker Cantal; und das Gewöhnliche, das Ifflandſche in dem Sinne, daß uns der Jammer des Lebens in ſeiner ganzen proſaiſchen Haltung und mit allen ſeinen Schwächlingen, die beim Schluſſe des Stückes wieder zu Gnaden von der Geſellſchaft aufgenommen werden, aufgetiſcht wird, kann doch jezt nicht mehr als ausreichender Vorwurf eines Dramas angeſehen werden. Da unſere Geſellſchaft zudem ſo ganz und gar nivellirt worden iſt, daß der geſellſchaftliche Unterſchied der Stände, vom Geheimenrath bis zum Regierungsſekretär herab, häufig nur noch in der Uniform beſteht, da ſelbſt die äußern geſellſchaftlichen Beziehungen erloſchen ſind, da Kleidung und anderer Luxus keine Unterſcheidungsmerkmale mehr bieten, ſo wird man zunächſt, ſtatt durch Porträts und Charakteriſtik der Stände, das Drama und Luſtſpiel durch Situationen und Handlung intereſſant machen müſſen. Statt der Formen der Geſellſchaft werden wir jezt die Principien derſelben einander gegenüberſtellen müſſen.

In der Literatur fällt hier wenig Neues vor. Von W. Wagner ſind „Licht- und Schattenbilder" erſchienen, die größtentheils früher in der hieſigen Didaskalia gedruckt waren, deren eigentlicher Redakteur Herr Wagner iſt. Wagner gehört noch jenen Literalen an, die ſich nicht überwinden können, mit ihren Erzeugniſſen ohne Vorwort, das gleichſam wie eine Entſchuldigung oder Rechtfertigung klingt, aufzutreten. „Es gibt der Bücher ſo viele — und doch wieder ein neues? Und warum nicht?" u. ſ. w. Der Verfaſſer thut nun dar, daß Bücher immer Bedürfniß bleiben werden, und weist auf die Zeit hin, wo Bücher um ſo willkommener ſind, auf Weihnachten. Dieſe Beſcheidenheit hätte der Verfaſſer gar nicht nöthig; es findet ſich in ſeinen Licht- und Schattenbildern mehr des Lichtes als des Schattens und in den Gedichten ein wohlthuendes Stillleben. Hier iſt W. Wagner ſogar originell, weil er ſich ganz ſeiner Subjektivität überläßt, von äußern Einwirkungen ungeſtört. Nur in den proſaiſchen Aufſätzen iſt er häufig alltäglich. Das erwähnte Buch wird den zahlreichen Freunden der Didaskalia um ſo willkommener ſeyn, als es ihnen eine ſinnige Auswahl aus dem Beſten eines Mannes bietet, der ſeit Jahren mit raſtloſem Eifer und mit einer Gemüthlichkeit, die nur dann und wann durch unverdiente Anfeindungen einen Stachel erhält, die aber einem populären Blatte Noth thut, auf die mittleren Volksklaſſen vortheilhaft einzuwirken und dieſelben eben ſo ſehr mit den höhern Intereſſen des Geiſtes, wie mit der Entwickelung der Zeit zu vermitteln ſucht. Wir ſind überzeugt, daß kein Anderer dieſe Stelle mit gleicher Gewandtheit und Schmiegſamkeit, mit gleicher Geduld und Unermüdlichkeit, ausfüllen würde.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. December 1840.

— What he spake, though it lack'd form a little,
Was not like madness.

Shakespeare.
Hamlet.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

XI.

Von einem armen Narren.

Der ſanfte, aber ſtete Hauch des Oſtwindes, der unten auf dem breiten Strom die Segel der zu Berg ſteuernden Frachtſchiffe ſchwellte, ſchaukelte oben auf dem Hügel die Wipfel der alten Linden im Schloßgarten und entführte ihnen manches Blüthenblatt, um damit den Umfang der beſchatteten Rundung zu beſtreuen, von wo über die niedere Bruſtwehr und den tiefer gelegenen Hof hinaus ſich eine ſtattliche Ausſicht öffnet: auf das Schloß mit ſeinen weißgetünchten Mauern und blanken Fenſtern, auf das alterthümliche und doch ſo freundliche Städtchen zu ſeinen Füßen, über die krauſe Waſſerfläche in das blühende, fruchtbare Land hinaus, dahin, wo blaue Berge ſich duftig am Himmel zeichnen und in immer ſchärfern und beſtimmteren Linien ſüdwärts ziehen, bis ſie in deutlicher Nähe als ſpitze Kegel ragen und ſich weiterhin gegen den gewaltig aufſtrebenden Grat des Hauptzuges verlieren. — Zu dieſem anmuthigen Schattenplatz kamen zwei junge Offiziere in bürgerlicher Tracht, und da der, welcher einige Schritte vorausgegangen, ſich auf eine der blüthenbeſtreuten Bänke niederließ, blieb der andere ſtehen und blickte, den Gefährten ſeinem Sinnen überlaſſend, in den Hof hinab, wo ein buntes Treiben die Aufmerkſamkeit anzog und feſſelte. Eine Menge von Leuten jeden Alters war da zu ſchauen, alle in grobes graues Tuch gekleidet, mithin alle Genoſſen einer und derſelben Beſtimmung. Und dennoch ſchien keiner den andern auch nur wahrzunehmen, ſondern jeglicher ſtierte vor ſich hin, wie in die leere Luft; einige gingen ſchweigſam mit verſchränkten Armen umher, andere kauerten in irgend einem Winkel oder lagen in der Sonne, andere jauchzten, ſchrieen, lachten, lärmten, heulten, klagten, tanzten, hüpften, ſangen und wimmerten durcheinander, und wiederum welche handhabten irgend ein muſikaliſches Inſtrument, ohne daß der Zuſchauer ſich klar machen konnte, ob Flöte, Guitarre und Geige wirklich geordnete Töne von ſich gaben.

Nach einer geraumen Weile erwachte der Sitzende aus ſeinem Sinnen und fragte: „Wo haben Sie unſern Führer gelaſſen, Bärenklau?" — „Ich meinte, Durchlaucht hätten ihn fortgeſchickt," verſetzte der Gefragte; „denn als ich zufällig ein wenig zurückgeblieben war, ſah ich ihn mit einemmale rechts abſchwenken." — „Ich habe ſeine Entfernung gar nicht bemerkt," fuhr der Erſtere wieder fort; „und ich find' es unverzeihlich, daß er in dieſem Narrenreich uns ſo ohne Weiteres unſerm Stern überläßt.

Digitized by Google

Doch, da wir vom Stern reden: Sie vergeſſen, daß ich ohne Stern hier erſcheine und in einem Incognito, das noch keine Zeitung ausposaunte." — „Vergebung, Durchlaucht —" — „Werfen Sie ſchon wieder mit Durchlauchten um ſich?" — Der Adjutant ſchlug ſich auf den Mund und ſagte lachend: „Ich bin eben von jeher die offenkundigen Geheimniſſe unſerer Incognitos ſo gewohnt —" — „Daß Sie ſich in ein wahres Geheimniß nicht zu finden wiſſen. Doch, dort ſeh' ich Jemanden herbeikommen, der uns ſicherlich wird Auskunft ertheilen können."

Bei dieſen Worten zeigte der Prinz auf einen ältlichen Mann in anſtändiger, wenn auch ſehr einfacher Kleidung, der gemeſſenen Schrittes näher kam und in ziemlicher Entfernung ſchon grüßend den Hut zog. „Mit wem haben wir die Ehre?" fragte der Prinz, worauf der Nahende mit geheimnißvollem Ton verſezte: „Man nennt mich hier Woldemar. Sie aber, meine Herrn, ſcheinen fremd zu ſeyn?" — „Zu dienen, mein Herr." — „Demzufolge bin auch ich Ihnen fremd; dennoch möge es Sie nicht befremden, wenn ich es wage, Sie auf einen kleinen Umſtand aufmerkſam zu machen, denn die Erläuterung dürfte dazu dienen, Sie hier einzubürgern." — Die beiden Offiziere lachten und Woldemar fuhr fort: „In gewiſſer Hinſicht haben Sie vollkommen recht, dieſe Einbürgerung von ſich zu weiſen. Doch das ſind eitel Spitzfindigkeiten, die wir bei Seite ſetzen wollen. Hören Sie: ich kann es durchaus nicht, oder wenigſtens nicht durchaus billigen, daß Sie ſo plötzlich den Mann ſich ſelbſt überließen, den Sie vorhin die Güte hatten, in Ihre Obhut zu nehmen. Ohne meine, glücklicherweiſe nicht verſpätete Dazwiſchenkunft hätte der Unſelige ſich unfehlbar über die Baluſtrade hinabgeſtürzt." — „Er ſprach doch ganz vernünftig," bemerkte der Prinz. Woldemar lächelte fein: „Das darf Sie hier nicht irre führen, denn die Vorſtellung iſt bei uns noch zehnmal ärger, als in der großen Welt, und ich betheure Ihnen, daß ich den Mann keinen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen darf." — „Der Aermſte wäre alſo wirklich verrückt?" rief Bärenklau voll Verwunderung und Mitleid aus; da ſah ihn Woldemar mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Zornes und geiſtiger Ueberlegenheit an und verſezte mit feierlicher Betonung: „Die wunderbarſten Bande ſind es, welche den rohen Stoff, den thieriſchen Körper, mit dem ätheriſchen Fluidum, der ſogenannten Seele, auf geheimnißvolle Weiſe vereinen. Die gröbern Sinne und Nerven nehmen zuerſt die äußern Eindrücke auf, führen dieſelben den feinern Lebenskräften zu und empfangen ſie dann verarbeitet als Gedanken und Bilder zurück. Das geht ungefähr wie in einer Camera obscura. Wenn nun dieſer Zuſammenhang geſtört wird, daß die Eindrücke nicht mehr ihren regelmäßigen Kreislauf machen können, ſo iſt allerdings die kunſtreiche Maſchine aus ihren Fugen gerückt, und Sie reden nicht mit Unrecht von Verrückung, reſpektive Verrücktheit. In dieſem Hauſe aber, meine Herren, werden ſolche Zuſtände, wenn ſie in Wuth ausarten, als Leiden, in minderem Grade als Krankheit bezeichnet." — „Ich verſtehe," ſagte der Prinz, „und wir werden nicht ermangeln, dieſen Wink zu benutzen." — „Sie wünſchen ohne Zweifel, unſer Gebäude und die Einrichtungen zu beſehen?" fragte Woldemar, und da der Prinz entgegnete: „Vor Allem wäre mir erwünſcht, durch den Anblick der Kranken und Leidenden Gelegenheit zu finden, meine geringen pſychologiſchen Kenntniſſe zu erweitern," fuhr er fort: „So werde ich denn die Ehre haben, Sie zu führen. Doch muß ich Ihnen vorher bemerken, wie hier nichts zu lernen, als daß Pſychologie nur ein leeres Wort iſt, oder wenigſtens von Pſyche herkommt, wie lucus a non lucendo." — „Laſſen Sie uns gehen," unterbrach ihn der Prinz und ziſchelte ſeinem Begleiter zu: „Mir wird ſchwindlig; wenn hier die Klugen ſchon ſo ſprechen, was bleibt den Narren?"

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Wir haben ſchon im Vorübergehen erwähnt, daß zuweilen Pflichtencolliſionen eintraten und daß hiebei die Pflicht der Blutrache allen andern vorging; indeſſen gab es doch auch für die Blutrache eine Sühne; nur galt es für heldenmäßiger, dieſe nicht zu nehmen. Es war ſchon ein Aufgeben der höchſten Stellung ſtolzen Muthes, wenn Jemand Vertrag und Sühne annahm und Frieden ſchloß. Dann aber galt es immer noch für ehrenvoller, ſo Sühne zu nehmen, daß man ſelbſt den Betrag derſelben beſtimmte, als ſo, daß man ihn durch einen andern beſtimmen oder vom Geſetze hernehmen ließ. Am mindeſten ehrenvoll war es, die Sühne von dem, der ſie zu gewähren hatte, beſtimmen zu laſſen; doch konnten auch Edle zuweilen dieſen Weg, zur Sühne zu gelangen, wählen, wenn ſie nämlich andeuten wollten, daß ſie ein Freundſchaftsverhältniß mit dem, der die Sühne zu gewähren hatte, höher achteten, als die Verletzung, die ſie erlitten hatten. Das mag ſelten genug vorgekommen ſeyn, doch gewährt uns die Nialsſaga Beiſpiele. Wenn in älteſter Zeit Helden ja Sühne annahmen und ſelbſt den Betrag beſtimmten, ſcheint ein phyſiſches Decken des zu ſühnenden Gegenſtandes das allein ehrenvolle; es ſcheint dies die höchſte Buße geweſen zu ſeyn. So als Loki den Ottur getödtet,

Digitized by Google

fordert Hreidhmarr für ihn die Buße, daß Loki den ganzen Ottur mit Golde zudecke. Andere Berichte machen wahrſcheinlich, daß der Erſchlagene aufgerichtet, ihm ein Spieß in die Hand gegeben und nun das Gold aufgeſchüttet ward, bis der Mann mit dem Spieße bedeckt war. Indeſſen, da dies eine unzahlbare Buße geweſen wäre (zu geſchweigen, daß gemünztes Gold den älteſten deutſchen Zuſtänden in hohem Grade fremd war), iſt wohl anzunehmen, daß in ſolchen Angaben eben dies enthalten ſeyn ſolle, daß edle Familien ſich mit keiner menſchlich zahlbaren Buße begnügen ſollen; wenn es nicht mit Grimm ſo zu deuten iſt, daß Geld und Gold (das rothe Gold) nur an die Stelle des ältern „rothen Weizens," des Getreides, deſſen man ſich zu dieſem Aufſchütten bedient hatte, getreten ſey.

Mit dieſen Bußenzahlungen ließen ſich, ſo weit ſie ſtatthaft waren, viele Colliſionen ausgleichen und Friede herſtellen. Nach genommener Sühne noch der Rache zu gedenken, gilt für einen der ärgſten Frevel; das Sühnopfer bindet. Der Gott, der aller Sühne vorſtund, der Friedensgott, ſcheint Frouwo geweſen zu ſeyn. Alle Colliſionen indeſſen ließen ſich doch damit nicht aufheben; alſo namentlich die nicht, wo der Rache fordernde und Buße zahlende in Eine Perſon zuſammenfielen, wie z. B. im Beowulf Hrêdhla für den erſchlagenen Herebeald, ſeinen Sohn, Buße zu fordern und für den Thäter, den zweiten Sohn Haethkyn, ſie zu zahlen gehabt hätte, da er die Rache, indem die That nicht mit Abſicht, ſondern aus Verſehen geſchehen war, doch auch kaum im Zorne wirklich nehmen konnte. Der Dichter hat in dieſem Beiſpiele ein geradezu unlösbares Verhältniß der heidniſch deutſchen ſittlichen Weltbetrachtung hingeſtellt, und auch als einzige Löſung den Untergang, den Tod Hrêdhlas am gebrochenen Herzen, gefunden. Da der Blutsverwandtſchaft, der Gefolgſchaft und der Ehe, alſo den drei Verhältniſſen, welche Sib und Mundi begründen, auf welchen ſich der deutſche Staat erbaut, Schutzverhältniſſe ſind und zur Racheübung, wo ſie verlezt werden, verpflichten, allen ein analoger Friede zu Grunde liegt, indem der Eid in den beiden lezteren als Band an die Stelle des Blutes tritt, ſo iſt überhaupt Treuloſigkeit die Bezeichnung der zweiten Todſünde bei den Deutſchen; die erſte war Feigheit. Am Ende der Welt, wenn die Frommen und die Böſen in Gimlir und Hel geſchieden ſind, beſtehen die Böſen, die in Hel in Schlängengeiſer waden, aus den Meineidigen, aus den treuloſen Mördern, aus den Ehebbrechern (menn meinsvara ok mordhvarga ok thann annars glepr eyrarûno) — wohl auch (wenn wir die Andeutungen unſeres deutſchen Muspilli hinzunehmen) aus den falſchen Richtern; denn auch der leztere iſt ein Verletzer eines heiligen Friedens, weil die, welche in gemeinſamem Recht ſtehen, alſo in ihren Streitigkeiten von einem Richter, wie die Kinder deſſelben Hauſes vom Vater, die Degene deſſelben Gefolges vom Gefolgsherrn Recht nehmen, zuſammen auch einen heiligen Frieden haben, den der falſche Richter gerade da bricht, wo er ihn zu ſchützen berufen iſt *.

Außer dem ungebrochenen Muthe in allem Kampfe mit der Natur und mit den Menſchen, welchen Wuotan verleiht; — außer der ungebrochenen Treue gegen die Blutsfreunde, gegen Gefolgsherrn und Gefolgsgenoſſen, oder auch des Herrn gegen die Degene, ferner der Ehegatten gegen einander, und überhaupt aller, die in einem Frieden leben (welche Treue überall Ziu oder Tyr ſchüzt: healdedh tryva vel vidh ädhelingas), iſt eine dritte Cardinaltugend des deutſchen Heldenlebens die Freigebigkeit. Schon Tacitus ſpricht davon in zweierlei Beziehungen; nämlich einmal da, wo von dem Verhältniſſe des princeps (aldor) zu den comites die Rede iſt; ſodann bei Gelegenheit deſſen, was er über die Gaſtfreundſchaft der Deutſchen ſagt. Exigunt principis sui liberalitate illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam; nam epulae et quamquam incompti largi tamen apparatus pro stipendio cedunt. Gerade ſo finden wir die Zuſtände des deutſchen Hoflebens in dieſer Hinſicht auch noch im Beowulf. Roſſe und Waffen erhält die Gefolgsmannſchaft vom Gefolgsherrn; koſtbare Roſſe und ſchöngearbeitete Waffenſtücke ſind auch da noch durchaus die ehrenvollſten Gaben. Außerdem aber ſchmaust das Gefolge, und geht in des Fürſten Halle, und wird da reichlich bewirthet. Alle Stellen, welche von den Tugenden der Fürſten ſprechen, heben die Freigebigkeit — die Milde, wie dieſe Eigenſchaft ſpäter genannt wird — hervor. Die Gedichte laſſen aber noch eine andere Gattung von Geſchenken wahrnehmen, als häufig und an der Stelle deſſen ſtehend, was bei uns das Geld iſt; das ſind Ringe: bouc (angelſ. beáh, altnord. bauge) bezeichnet jedes ringförmig (gebogen) gearbeitete Metall, auch ringartig getragene Ketten, daher armbouc ein Armring, eine Armkette, eine Armſpange, halsbouc Halsring, Halskette, Halsſpange heißt. Daß dieſe Ringe und Ketten wirklich die Bedeutung damals hatten, die bei uns Geld hat, ſieht man daraus, daß gothiſch bugjan (prät. baúhta) und angelſ. bycgean (ſprich: bycjah; prät. bohte) kaufen heißt, und das leztere augenſcheinlich durch Umlaut des eá in y von beáh abgeleitet iſt.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Eine Andeutung dieſer religiöſen Stellung des Richters enthalten auch deutlich die frieſiſchen Landrechte: „Thipreſter ande thi asega hia scelen alle riuchtine thing dema ande dela, alsa scelen hia hira sele biholda."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Sommerwitterung. Induſtrie. Eiſenbahn.

Die traurigen Novembertage bringen für unſere Gegenden immer bereits den Anfang des Winters, mit Nebel, Reif, Schnee und unendlichem Schmuze. Die Temperatur ſtand den ganzen Sommer hindurch auf einem ſo niedrigen Grade, daß nicht einmal die Fliegen den Muth hatten, ſich hervorzuwagen; man will in keinem Jahre deren ſo wenige bemerkt haben. Bei der ſchlechten Witterung im Frühjahr fürchtete man ernſtlich eine Mißernte; dieſe Furcht ging indeß nicht in Erfüllung, das Getreide wuchs und reifte vortrefflich. Das Obſt, welches ſehr groß und überaus ſchön von Anſehen wurde, entbehrte dagegen des Aromas und der Süße; ſelbſt das dem Anſcheine nach trefflich gerathene Gemüſe war weniger wohlſchmeckend, als in andern Jahren, und vom Wein wurden nur die allerfrüheſten Sorten genießbar. Heftige Stürme und Hagelſchauer — leztere ſind eine Seltenheit in unſerer Gegend — thaten dem Obſte großen Schaden und zerſtörten auch auf ganze Landſtriche das Gemüſe, ſo daß die Unbegüterten kaum zum Genuſſe der eben ſo geſunden, als erfriſchenden jungen Schooten, Bohnen u. ſ. w. kommen konnten, welcher in beſſern Jahren ihnen nicht entſteht; denn bei uns iſt das Gemüſe im Verhältniß zum Fleiſche und den Fiſchen ſehr billig, da es in der Umgegend auf großen Feldern, wie das Getreide und die Erdbeeren, gebaut und in unglaublicher Menge zur Stadt gebracht wird. Der Hamburger liebt es, täglich wenigſtens zwei, oft drei bis vier Arten von Gemüſe auf ſeinem Tiſche zu haben, wogegen er ſich gern mit einer Fleiſchſorte oder gar mit Fiſchen begnügt. — Die Spekulation, welche ſich aller Produktion in unſerm Handelsſtaate dermaßen bemächtigt, daß ſie nicht nur Glas, Knochen, Papierabfall u. ſ. w., ſondern ſogar den Ruß, welcher ſich in den Eſſen der Zuckerſieder anſezt, auf großen Schiffen nach dem ſüdlichen Frankreich führt, wo er als Düngungsmittel in den Weinbergen benuzt wird, der Spekulationsgeiſt, ſage ich, hat auch das in unſerer Gegend in ſo großer Menge und Vortrefflichkeit gebaute Gemüſe nicht unbeachtet gelaſſen, und ſo wurden viele Schiffe mit jungen Schooten nach Havre geſchickt, von wo ſie ihren Weg nach Paris nahmen. An einem einzigen Tage wurden 50,000 Körbe, am folgenden 20,000 dahin verſandt; ein ſolcher Korb enthält ungefähr zwei Mezen oder zwanzig Pfund. Es klingt faſt fabelhaft, daß wir von unſerm Norden dergleichen Erzeugniſſe dem Süden zuführen; dies hat aber darin ſeinen Grund, daß einmal der Gemüſebau mit außerordentlicher Sorgfalt betrieben wird (ſo haben wir z. B. vom Anfang Junis bis Ende Oktobers immer friſche junge Schooten), zum andern aber die jungen Gemüſe bei ſehr großer Hize nicht mehr gedeihen. Iſt man daher in Frankreich über den Mai hinaus, ſo hat man keine jungen Erbſen mehr, und es läßt ſich alſo mit dieſem Artikel auf den Märkten der großen Städte etwas machen, da der Transport durch die Dampfſchiffe jezt überaus raſch vor ſich geht. Zu Anfang des Frühlings verſorgt uns dagegen Frankreich mit den Erſtlingen ſeiner Feld- und Gartenprodukte. Im Sommer, wo wir in der Regel einen ſo großen Ueberfluß an Stein- und Kernobſt haben, ſenden wir dieſe dem fernen Rußland zu, und ſogar die etwas weichliche Kirſche wird, in luftdichte Fäſſer ſorgfältig eingepackt, auf den Markt von St. Petersburg gebracht, woſelbſt der Kirſchbaum nicht mehr im Freien gedeiht. — Wenn nun ſchon durch die Dampfſchifffahrt ſo außerordentliche Reſultate für den Handel erzielt werden, wie groß werden erſt die ſeyn, welche das Nez der Eiſenbahnen gewähren wird, womit man jezt ganz Europa überſpannt! Wir werden vermittelſt derſelben die uns ſo vielfach beneideten Produkte zweier Meere in das Herz von Deutſchland führen. Unſere Eiſenbahn, mit der ſich drei andere, nach Berlin, Hannover und Magdeburg führend, vereinigen werden, ſchreitet unter der Leitung geſchickter engliſcher Ingenieurs raſch vorwärts, und man hofft ſie im nächſten Herbſte befahren zu können. Wie heilſam es war, das Expropriationsgeſez auch auf ſie auszudehnen, obgleich ſie ein Unternehmen von Aktionärs iſt, ſtellt ſich ſchon jezt heraus, indem ſonſt nichts daraus hätte werden können. Es wurden zu Anfang unglaubliche Summen für die benöthigten Landſtrecken gefordert und zum Theil bezahlt; jezt aber wird zur gerichtlichen Taxation geſchritten, ſobald man mit eigenſinnigen Grundbeſizern nicht fertig werden kann, und obgleich man bei der Taxation nach ſehr liberalen Grundſäzen verfährt und das Intereſſe jedes Einzelnen ſo viel als möglich zu berückſichtigen ſucht, ſo thut man doch vielleicht beſſer, ſich auf gütlichem Wege mit der Aktiengeſellſchaft abzufinden. Es ſind aber bereits mehrere Fälle vorgekommen, wo das Expropriationsgeſez in Anwendung gebracht werden mußte. Am meiſten werden die Eigenthümer der hinter dem Deiche liegenden Grundſtücke leiden. Der Deich iſt ein hoher, breiter Damm, der, an beiden Seiten mit Häuſern beſezt, eine wohl eine Stunde lange Straße bildet. Dieſer Deich beſchüzt die am rechten Elbufer gelegenen Niederungen gegen Ueberſchwemmungen und wird deßhalb mit außerordentlicher Sorgfalt im Stande gehalten; ja, es beſteht eine eigene Commiſſion, die den Namen der Deichgeſchworenen führt, welche über die Inſtandhaltung dieſes wichtigen Bollwerks gegen die unruhige Elbe zu wachen hat. Die unterhalb dieſes Dammes gelegenen Niederungen wurden bisher, ihrer freien Lage und ihres üppigen Graswuchſes wegen, hauptſächlich zu Bleichen benuzt und deßhalb ziemlich theuer verpachtet oder vermiethet. Hier iſt es, wo Alles wieder ſeinen frühern Glanz erhält, was in der großen Stadt durch den Gebrauch beſchmuzt wurde; hier iſt der ſchöne, ſaftgrüne Raſen Jahr aus, Jahr ein mit ſchneeweißer Wäſche bedeckt; hier regen ſich vom Morgen bis zum Abend unzählige fleißige Hände. Dieſes alles wird, wie zu fürchten ſteht, mit dem Befahren der Eiſenbahn aufhören müſſen, indem dieſe quer durch die Niederungen — der Hammerbrook genannt — geht. Denn wenn die Wieſen früher ſchon durch den Steinkohlendampf der Fabriken im Oſten und Süden litten, ſo wird der, welcher durch das Locomotiv von Nordweſt nach Süden verbreitet werden wird, ſie vollends für den angegebenen Zweck unbrauchbar machen. Dadurch verlieren nun natürlich dieſe Grundſtücke an Werth, indem ſie bisher zu einem doppelten Zwecke, einmal zum Bleichen, dann aber auch zum Heumachen benuzt wurden. Dies läßt ſich aber, wo es auf das Allgemeinwohl ankommt, nicht berückſichtigen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 43.

Sonnabend, 12. December 1840.

[623] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente
zu Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von
Karl Hoffmeiſter.
Erſte Abtheilung: Nachleſe und Variantenſammlung.
Dritter Band:
Gedichte und Dramen der dritten Periode von Schillers Rückkehr zur Dichtung bis zu ſeinem Tode.
Taſchenformat. Velinpapier. Preis 45 kr. oder 12 Gr.

„Die verſchiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngſten Zeit erſchienen ſind, und das ungemeine „Intereſſe, welches Deutſchland für Alles an den Tag legt, was Schillers geiſtiges Wirken und ſeine Perſon betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeſchiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags=Buchhandlung der Schiller'ſchen „Werke **Supplemente** zu denſelben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig ſeyn und ſo viel als möglich in „ſeinem eignen Geiſte veranſtaltet werden ſollen."

Durch vorſtehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernſt von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'ſchen Familie das Werk an, deſſen zwei erſte Bände bereits erſchienen.

Dieſe Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufſätze und Varianten, die den bisher erſchienenen Nachträgen fehlen, ſondern auch eine bedeutende Sammlung von Briefen Schillers und zeichnet ſich durch ihre Anordnung und durch die ſtrenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologiſches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum beſſeren Verſtändniß der Werke ſelbſt dienen, theils wird es für den Leſer ein Leitfaden ſeyn, durch welchen er den Zuſammenhang der einzelnen Beſtandtheile dieſer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht erſehen und ihre Stelle ſchnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[613] Bei **H. B. König** in **Bonn** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kàlidàsae Meghadùta et Sringaratilaka, ex recensione Joannis Gildemeisteri. Additum est Glossarium. gr. 8. 2 Rthlr.

Malarika et Agnimitra drama indicum Kàlidàsae adscriptum. Textum primus adidit, in latinum convertit, varietatem scripturae et annotationes adiecit Otto Fridericus Tullberg. Lex. 8. 2 Rthlr. 12 gGr.

Pàmini's acht Bücher grammatische Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Böhtlingk. 2 Bde. gr. 8. cart. 20 Rthlr.

Band I. enthält:
Die sùtra's mit Indiſchen Scholien.

Band II:
Die Einleitung, den Commentar, die Erklärung der grammatiſchen Ausdrücke, alphabetiſches Verzeichniß der sùtra's und einen Ganapàtha.

Radices linguae sanscritae, ad decreta grammaticorum definitae atque copia exemplorum exquisitiorum illustratae. Ed. N. L. Westergaard. Danus. Lex. 8. 2 Rthlr. 8 gGr.

Die zweite und letzte Abtheilung erſcheint bis zum 1. Februar 1841.

Weber's, M. J., Dr., Handbuch der Zergliederungskunde und Kunſt des menſchlichen Körpers. Des IIten Bandes 2tes Heft. 20 Gr.
Das Werk wird bis Oſtern 1841 vollendet ſeyn.

---

[594] Bei Metzler in Stuttgart erſchien ſo eben:

Lady Cheveley,

oder: die Frau von Ehre. Eine neue Verſion von „Cheveley, der Mann von Ehre." Aus dem Engliſchen überſetzt nach der 2ten Aufl. 16. geh. 18 kr. oder 4 Gr.

Die Uebertragung dieſer Ehrenrettung E. L. Bulwer's wurde durch eine dringende Aufforderung veranlaßt, hierdurch den ungünſtigen Anſichten zu begegnen, welche ſich über Bulwer, in Folge des Buchs ſeiner Gattin, in Deutſchland verbreitet haben möchten, da Bulwer auf Deutſchlands Gunſt und Urtheil hohen Werth legt. Jeder Freund der Bulwer'ſchen Muſe wird dieſe kleine poetiſche Schrift mit Intereſſe und Befriedigung leſen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

[626] So eben ist erschienen und nehmen alle Buch- und Musikhandlungen Subscription an:

Méthode des Méthodes de Piano.

Die vollständigste Pianoforte-Schule,

Die Kunst des Pianofortespiels, als Resultat einer genauen Prüfung der besten Werke dieser Gattung, insbesondere der Lehrbücher

von *Bach, Marpurg, Türk, Müller, Dussek, Clementi, Adam, Cramer, Czerny, Hummel* und *Kalkbrenner*,

so wie der Vergleichung und Würdigung der verschiedenen Spielarten und Systeme der berühmtesten Meister, nebst

Anfangsübungen und fortschreitenden Etüden

von *Moscheles, Czerny, Cramer, Scarlatti, Bach* etc.

und neuen, für Spieler höherer Ausbildung componirten Etüden von

F. Chopin, Th. Döhler, Heller, Ad. Henselt, F. Liszt, F. Mendelssohn-Bartholdy, Moscheles, Taubert, Thalberg.

Für die Königl. Conversatorien und Musikschulen herausgegeben von

J. MOSCHELES UND FETIS.

Auch mit französischem Text.

9 Lieferungen (jede von 6 Bogen) in gr. Folio-Format. Subscriptionspreis für jede Lieferung nur 16 Gr. = 1 fl. 12 kr. rhein. = 1 fl. Conv. Mze.

Von Neujahr an tritt der gewöhnliche Ladenpreis von 1 Thlr. für die Lieferung ein.

Der Titel des Werkes gibt einen anschaulichen Begriff von dem Inhalt desselben. Keine Schule existirt bisher, welche mit dieser zu vergleichen wäre; sie nimmt einen durchaus eigenthümlichen Standpunkt unter den Pianoforteschulen ein; sie ist

eine gedrängte, durch Beispiele erläuterte Darstellung alles Guten, was sowohl die bisher erschienenen Schulen als auch die neuen von Meistern wie Chopin, Liszt, Moscheles und Thalberg gegründeten, enthalten.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[439] Bei J. J. Weber in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. W. EICHHOFF, Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien.

Untersuchung der wichtigsten, romanischen, germanischen, slavischen und celtischen Sprachen durch Vergleichung unter sich und mit der Sanscritsprache, nebst einem Versuche einer allgemeinen Umschreibung der Sprachen. Preis geb. 4 Thlr. 12 Gr.

---

[592] Für ſämmtliche Beſitzer ſowohl der Zwickauer, als der Stuttgarter Taſchen-Ausgabe von Bulwers Werken iſt, im gleichen Formate, mit dem Titel:

Supplemente zu E. L. Bulwers Werken

ſo eben erſchienen der höchſt intereſſante Roman von E. L. Bulwer's Gattin:

Cheveley

oder der Mann von Ehre. Von Lady Lytton Bulwer. Nach der 3ten engl. Aufl. überſ. von Guſtav Pfizer. Vollſtändig in 8 Bändchen. 16. geh. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. od. 1 fl. 36 kr.

Neben ihrem äſthetiſchen und literariſchen Werthe hat dieſe Schrift auch dadurch die allgemeinſte Theilnahme erregt, daß die Verfaſſerin hier nicht nur ihr eigenes Bildniß, ſondern auch das Bild ihres berühmten Gatten, letzteres mit nicht ſehr ſchmeichelhaften Farben gemalt, uns vorführt. Wer Bulwer's Schriften beſitzt, wird daher gewiß auch dieſes Buch mit Intereſſe leſen und gerne ihnen anreihen. Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[631] In der Voss'schen Buchhandlung in Berlin erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hoefer, Prof. Dr. A., Vom Infinitiv, besonders im Sanskrit. Eine etymologisch-syntactische Abhandlung als Probe einer Sanskritsyntax. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

— — Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. Band I. Zur Lautlehre. gr. 8. 1839. geheftet. 2 Thlr. 15 Sgr. oder 12 gGr.

Berlin, Nov. 1840.

Digitized by Google

[448] Jn Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Deutſche Vierteljahrs-Schrift für 1840.

4tes Heft oder Oktober bis December.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Jnhalt: Die Controverſe des Pietismus und der ſpekulativen Theologie in Württemberg. — Die Slaviſchen Völker und ihr Verhältniß zu Deutſchland. — Adel und Grund-Eigenthum. — Ueber deutſchen Unterricht auf Gymnaſien. — Ueber die Errichtung ſtaatswirthſchaftlicher Fakultäten auf den deutſchen Univerſitäten. — Ueber die Kaltwaſſer-Heilmethode. — Die deutſchen Gewerbe-Vereine. — Ueber die Hoffnungen unſerer Zeit. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[620] **(Geſundheitskunde.)**

Das ſehr nützliche Hausbuch iſt in allen Buchhandlungen zu haben, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

500 der beſten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menſchen;

als: Huſten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenſchwäche, — Magenſäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorhoiden, — Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüſtigkeit, — Schwindſucht, — Verſchleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hyſterie, — Kolik, — Wechſelfieber, — Waſſerſucht, — Scrophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrauſen, — Herzklopfen, — Schlafloſigkeit, — Hautausſchläge ꝛc. Nebſt:

Hufeland's Haus- und Reiſeapotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieſer Art ſollte billiger Weiſe in keinem Hauſe, in keiner Familie fehlen: man findet darin die hülfreichſten, wohlfeilſten und zugleich unſchädlichſten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, oder mindeſtens durch dieſes Buch guten Rath ſeinen leidenden Mitmenſchen geben kann.

---

[468] Jn allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Opfer der Inquiſition

oder die Verbrechen eines Mönchs.

Hiſtoriſcher Roman nach Leynadier. Deutſch von Ferdinand Freiherrn von Biedenfeld. 2 Bändchen. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Wie Religionskriege unſtreitig ſchon an ſich zu den pikanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit gehören, ſo nimmt gewiß unter ihnen Roms Kampf gegen die Albigenſer in dieſer Hinſicht mit die erſte Stelle ein. Dieſer Periode einer ſich oft bis zur Entmenſchung ſteigernden Grauſamkeit und Barbarei, dieſem Schauplatz der gräßlichſten Greuelſcenen iſt der vorſtehende hiſtoriſche Roman entnommen. Wahrhafte auf Urkunden gegründete Thatſachen bieten in ihm ein Gewebe der außerordentlichſten Begebenheiten aus der Zeit einer verwilderten Geiſtlichkeit und Kloſterwelt, wo ſich die Jnquiſition auszubilden begann. Man kann wohl ſchwerlich bequemer hiſtoriſche Kenntniß eines der wichtigſten Zeitabſchnitte erlangen als durch dieſe belehrende und unterhaltende Lectüre.

---

[609] Jn unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Gedichte

von

Ernſt Moritz Arndt.

Neue verbeſſerte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe.

Brochirt. Preis 2 Rthlr.

Vor Kurzem iſt fertig geworden:

Erinnerungen aus dem äußeren Leben von Ernſt Moritz Arndt. Zweite unveränderte Auflage. Mit Arndt's Bildniß. Cartonnirt. Preis 2 Rthlr.

und früher:

Schwediſche Geſchichten unter Guſtav dem Dritten, vorzüglich aber unter Guſtav dem Vierten, Adolf. Von E. M. Arndt. Preis 3 Rthlr.

Leipzig, 13. Nov. 1840.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[634] Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

M. T. Cicero's ſämmtliche Briefe,

überſetzt und erläutert

von

C. M. Wieland.

Elegante Taſchenausgabe in 12 Bänden.

Subſcriptionspreis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Leipzig 1841. Friedrich Fleiſcher.

Die 3 erſten Bände ſind erſchienen, und werden die

übrigen Bände im Januar, April, und Juny 1841 vollſtändig und ſicher erſcheinen. Die Zahlung braucht jetzt nur zur Hälfte, die andere Hälfte bei Empfang des 7 — 9. Theils geleiſtet zu werden. In Format und Ausſtattung ſchließt ſich dieſe Ausgabe ganz der neuen, jetzt von C. M. Wielands Werken erſchienenen, vollſtändig an. Der Verleger glaubt zur Empfehlung eines Werkes, das zwei der größten Schriftſtellernamen der alten und neuen Zeit an der Spitze trägt, nichts hinzufügen zu dürfen, und bemerkt nur, daß da die letzte Ausgabe (7 Bände in gr. 8.) 12 Thaler koſtet, wohl eigentlich erſt jetzt der günſtige Zeitpunkt der allgemeinſten Verbreitung eingetreten iſt, der durch Gewährung eines Freiexemplars auf 12 Exemplare gern noch unterſtützt werden ſoll.

---

[639] Als geeignete Feſt-Geſchenke empfiehlt die Buchhandlung von Alexander Duncker in Berlin:

Gedichte

von

Emanuel Geibel.

8. eleg. geh. 1 Thlr.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

A ſ t r a l i o n.

Eine Arabeske.

8. eleg. geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Eine anſprechendere Gabe dürfte Damen nicht leicht geboten werden können.

Gedichte

von

Auguſt Kopiſch.

8. geh. $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Deutſche Gedichte für die Jugend.

Herausgegeben

von

Ernſt Wilhelm Kaliſch,

Profeſſor an der Königl. Realſchule in Berlin.

Mit 6 Bildern eleg. geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Schulausgabe in 3 Abtheilungen à $\frac{1}{4}$ Thlr.

---

[621] Allen Reitluſtigen iſt die 3te verb. Auflage zu empfehlen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

1) Adolph Krüger's

Neuer praktiſcher Reitunterricht,

oder Anweiſung, in kurzer Zeit, ohne fremde Anleitung, ein Pferdekenner und guter Reiter zu werden. Zum Selbſtunterricht für Reitluſtige.

8. broch. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Es handelt: Von den Theilen, von den Schönheiten und Mängeln eines Pferdes, nebſt den beim Ankauf zu beobachtenden Regeln. — Von den Kennzeichen des Alters des Pferdes, — vom Zaum und Sattel. — Ferner vom Auf- und Abſitzen, — vom Sitz zu Pferde und von dem Gebrauche der Hand; — vom Schritt, Trabe, Galopp, Carriere, von der Volte, vom Traverſiren, von den Hülfen und Strafen. — Allgemeine praktiſche Regeln.

---

2) Zur Erinnerung wichtiger, erlebter Tage:

200 Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon,

ſowie deſſen letzte Lebenstage und Tod.

Nach zuverläſſigen, authentiſchen Quellen bearbeitet von Robertin. 8. broch. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

---

[565] In meinem Verlage erſcheint ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Unächtheit der Lieder Oſſian's

und des Macpherſon'ſchen Oſſians insbeſondere.

Von Talvj.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[637] Ankündigung.

Von dem mit ſo großem Beifall aufgenommenen Werkchen:

Die Jungfrau

nach den Anforderungen des vernünftigen, gebildeten und gefühlvollen Mannes

von

Friedrich von Sydow

mit Titelkupfer, geh. Preis 1 Rthlr.

iſt eine 2te ſehr verbeſſerte Auflage erſchienen, ſo wie die Fortſetzung unter dem Titel:

Die

Gattin, Mutter und Hausfrau.

Von

Friedrich von Sydow.

Mit Titelkupfer, geh. Preis 1 Rthlr.

Für diejenigen, welche das erſtgenannte Werkchen bereits kennen, bedarf es keines Wortes der Empfehlung für das zweite; es iſt die ſich genau an das erſtere anſchließende Fortſetzung. Diejenigen, die noch nicht Gelegenheit hatten daſſelbe zu prüfen, bitten wir, in einem der beiden nur wenige Seiten zu leſen und gewiß werden ſie ſich ſogleich von der Vortrefflichkeit und dem Werthe überzeugen. Ein ſehr geachteter Recenſent ſagt davon: „Der Herr Verfaſſer hat hier aufs Neue ſein ungewöhnliches Schriftſtellertalent beurkundet, indem er ſein Thema mit einer Gewandtheit und Zartheit behandelt, welche das Herz jeder ſchönen Leſerin gewinnen und ihren Einfluß darauf nicht verfehlen wird. Auf jeder Seite ſind die edelſten Geſinnungen und Anſichten, welche in der ſo wichtigen Beziehung — einer glücklichen Ehe — gehegt und gepflegt werden können, ausgeſprochen. Keine gebildete deutſche Frau ſollte ſäumen ſich dieſen vortrefflichen Rathgeber anzuſchaffen."

Rein'ſche Buchhandlung.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. December 1840.

Id nomen, ea gloria est, si numero ac virtute comitatus emineat. — Muneribus ornantur, et ipsa plerumque fama bella profligant.

Tacitus.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſezung.)

Tacitus fügt obiger Aeußerung bei: materia munificentiae per bella et raptus; und auch dies wird durch die Sprache erläutert. Réf oder eigentlich reáf heißt angelſächſiſch das Kleid, der Mantel, aber auch der Raub; und reáſjan, was davon abgeleitet iſt (wie hycgëan von heáh) heißt rauben; sigereáf, das Siegskleid, aber auch die Siegsbeute; bereáſjan heißt entkleiden und berauben. Althochdeutſch kommt roup nur in der Bedeutung von rapina vor; aber im mittelalterlichen, dem Deutſchen angebildeten Latein heißt rauba ſowohl spolium als vestimentum, supellex, wie das angelſächſiſche reáf, und ſo iſt ſicher auch in den hochdeutſchen Dialekten die Verbindung beider Bedeutungen des Wortes vorhanden geweſen. Koſtbare Kleidung und Schmuck erhielt man als Gabe der Reicheren, oder als Raub und Beute; die Reicheren erhielten ſie als Gabe der römiſchen Imperatoren für Bündniß als Subſidie, oder für Kriegsdienſt mit ihrem Gefolge als Sold, oder als Ehrengeſchenk, oder ebenfalls als Beute.

Außer dieſen Kleinods- und Waffen- und Kleidergaben kommen noch Landgaben vor; dieſe aber nicht zu vollem Eigenthum, ſondern der Fürſt gab ſie als Belohnung für geleiſtete oder weiter zu leiſtende Dienſte, zur Nutznießung als widerrufliches Leben. So zwar, daß ein Theil des Dienſtgefolges wohl bei größern Herrſchaften ſchon im heidniſchen Deutſchland auf ſolchen Gütern ſaß und nur dann und wann an den Hof kam. Weil ſolche Verleihungen vom Hochſitze des Hauſes aus gemacht wurden, nannte man dieſen den gifstól, d. i. Lehensſtuhl; und Eroberungen hatten für deutſche Häuptlinge beſonders deßhalb großen Werth, weil dieſe dadurch in den Stand geſezt wurden, ihr Gefolge bedeutend zu vergrößern. Ein Fürſt, der eine Landſchaft erobert hatte, erhielt deßhalb Zuzug aus allen Theilen des deutſchen Landes, und ward in der Regel, wie ſchon Arioviſt, wie die kleinen fränkiſchen Häuptlinge, als ſie noch auf Brabant beſchränkt waren, wie die erſten in Britannien ſich ſelbſtſtändig einrichtenden ſächſiſchen Häuptlinge, durch den Andrang tapferer Kriegsleute gezwungen, ſeinen Eroberungen immer größere Ausdehnung zu geben. Dadurch allein erklart ſich aber auch, wie der kleine Sachſenſtamm, der zuerſt nur in Holſtein erwähnt wird, ſich über den größten Theil Norddeutſchlands und über England und das ſüdliche Schottland ausdehnen konnte; daraus erklärt ſich, wie die kleinen fränkiſchen Häuptlinge

Digitized by Google

von Dispargum in Brabant, und wie ihre Nachfolger allmählig ganz Gallien und einen großen Theil von Deutſchland ſich unterwerfen konnten; wie die Gothen von den Küſten der Oſtſee aus ihr Reich über ganz Polen, das ſüdliche Rußland und einen großen Theil von Ungarn auszudehnen vermochten. Wo die Natur die Möglichkeit der Landgaben beſchränkte, wie in Island, konnten auch keine Fürſtenherrſchaften entſtehen, und die kleinern Häuptlinge ſanken allmählig bei der Zerſplitterung des keiner Ausdehnung fähigen Familienvermögens zu großen Bauern herab, während ſie auf anderem Terrain vielleicht Könige und Stifter weltbeherrſchender Dynaſtien geworden wären. — Daß man urſprünglich außer Schatzkleinodien und Land keinen Reichthum als Vieh hatte, geht ebenfalls aus der Sprache hervor; denn alle andern Worte, welche Reichthum oder Geld bezeichnen, bezeichnen, wenn ſie deutſchen Urſprungs ſind, zugleich Vieh; ſelbſt ein fremdes, von den Slaven herübergenommenes hat dieſelbe Grundbedeutung: ceáp heißt angelſächſiſch Vieh und Kauf; ceápjan (oder cypan) heißt emere — es iſt unſer Wort kaufen. Das alte deutſche vihu (angelſächſiſch feoh) heißt: Vieh und Geld, Vermögen; scaz (angelſ. sceat) ſtammt vom altſlaviſchen skot, das Vieh. Die Worte hingegen, welche gemünztes Geld urſprünglich bezeichnen, ſind fremden Urſprungs, und zwar von weſtlichen und ſüdlichen Stämmen übernommen: muniza (angelſ. mynte), vom lateiniſchen moneta; phendig, phennig oder phenning (angelſ. penig und penning), vom keltiſchen bon oder buin, das Gepräge der Münze. * Bei den Hofhaltungen der Häuptlinge konnte aber Vieh wenig in Betracht kommen; es erſchien nur als Zugabe des Landes, und Land und Kleinodienſchatz waren allein die Grundlagen fürſtlicher Stellung. Wer mit Land und Kleinodien karg umging oder karg umgehen mußte, hatte nicht nur keinen Zuzug zu hoffen, ſondern die vorhandenen Dienſtleute kündigten dann auch gelegentlich ihren Dienſt auf und ſuchten ſich beſſere Herren, wie es dem böſen Fürſten Heremód, deſſen das Beowulfslied gedenkt, an ſeinem Hofe erging.

Ueber allen dieſen Gemüthsgewalten des Muthes, der Treue und der Freigebigkeit, wie über den niedern Gewalten der Habſucht und der Leidenſchaften, die ſich an den Reichthum anheften, waltet nun aber ein höheres Schickſal, dem auch die Repräſentanten der Gemüths- und freundlichen Naturgewalten, die heidniſchen Götter, die Anſen, ſo gut wie die Vorſteher des kleinen Treibens um Geld und Gut, um Schatz und Schilling, die Zwerge nämlich und Elben, und die wilden, elementariſchen Naturmächte, die Rieſen, Thurſen und Eoten unterworfen ſind. Ueber allen dieſen, ſo gut wie über den Menſchen waltet das Schickſal. Den Tod kann Niemand von ſich abwehren; wer feigi (ſo heißt das Wort althochdeutſch, altnordiſch feigr, angelſ. faege *) iſt, der muß ſterben; das Schickſal hat es ſo beſtimmt, Niemand kann dieſer Beſtimmung entgehen. Und hier nun ſehen wir in der Vorſtellung des deutſchen Heldenthums auch in den Heldenliedern offenbar einen ältern, zurückgedrängten und deßhalb nicht recht klar vortretenden Begriff des Göttlichen überhaupt, der Gottheit, wie ſie der Monotheismus kennt. Dieſer Begriff ſcheint nur noch in den allgemeinen, das göttliche Weſen bezeichnenden Ausdrücken hindurch und in dem von dieſem höchſten göttlichen Weſen beſtimmten, über die niedern Götter und Menſchen waltenden Schickſale. Jene Ausdrücke zu Bezeichnung der Gottheit im Allgemeinen enthalten den Begriff einer meſſenden, maßgebenden, geſtaltgebenden, ſchaffenden Macht; das ſächſiſche metod (altnord. miötudr), das hochdeutſche scefo (angelſ. scyppend) bezeichnet den meſſenden, ſchaffenden Gott. Dieſer höchſte Gott hat das Schickſal geſchaffen und gelegt: das ſächſiſche giscapu oder orlag (althochd. urlac), die Urbeſtimmungen. Dieſe oberſte, geſtaltgebende, ſchaffende Gottheit wird wohl auch, wie von den alten Iſraeliten, mit einem Plural: regin, als die weltordnenden, rathſchlagenden Mächte, und dann das Schickſal als reganogiscapu, als von dieſen rathſchlagenden Mächten ausgehende Geſtaltgebung der Welt bezeichnet.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

* Der keltiſche Anlaut b oder bh geht oft in deutſches p oder ph über.

* Dies Wort ſezt ein altes, verlorenes Zeitwort fáigan (fáifáig) voraus, welches buchſtäblich das griechiſche παγω, πηγω, πηγνυμι, das lateiniſche pango (paciscor) wäre; das Wort feigi bedeutet alſo urſprünglich pactum, das, was feſtgeſtellt, beſtimmt iſt.

Von einem armen Narren.

(Fortſetzung.)

Sie waren noch nicht weit gegangen, als Bärenklau den Begleiter am Aermel zupfte und auf eine ſchlanke Mädchengeſtalt deutete, die langſam und traurig, geſenkten Blickes, an den ſchlaff herabhängenden Armen die Hände verſchränkt, auf ſie zuſchritt. „Kennen Sie dieſe Züge, Durchlaucht?" — Der Prinz fuhr mit der flachen Hand ſich über Stirn und Augen. „Mein Gott!" ſagte er nachdenklich, „iſt das nicht die ſchöne und muntere Eliſe, die Nichte des Kanzlers, die Königin aller Bälle des vergangenen Winters? Wie kommt ſie hieher,

die Aermſte? Ich will ſie anreden." — „Nein, laſſen Sie ſie gehen," rief Woldemar heftig; „ſie iſt ſehr krank, verſtehen Sie mich, ſehr!" — „Unglückliches Kind!" ſagte der Prinz; „dennoch will ich ſie begrüßen. Vielleicht wirkt die Erinnerung an fröhliche Stunden wohlthätig auf ſie." — „Wenn Sie denn durchaus wollen, ſo reden Sie mit ihr," verſetzte Woldemar; „doch ſprechen Sie mit Schonung, denn ſie iſt meine Mutter." — Die beiden Kriegsmänner ſahen ſich mit zweifelhaften Blicken gegenſeitig an; doch ehe ſie noch zur Beſinnung gelangen konnten, war die junge Dame herbeigekommen, blieb vor dem Prinzen ſtehen und, ohne die geſenkten Wimpern zu erheben, ſtürzte ſie ſich plötzlich mit einem grellen Schrei an ſeine Bruſt. „Eliſe, kennen Sie mich noch?" fragte er mit bewegter Stimme, worauf ſie leidenſchaftlich ausrief: „O mein Geliebter, ich kenne dich! Meine Seele hat nur allzugetreu dein Bild bewahrt. Jezt biſt du gekommen, mich zu retten. Endlich, endlich biſt du gekommen, langerſehnter, theurer, böſer Mann!" — Während ſo die Schöne ihn feſt an ſich drückte, ſagte der Prinz, als ſpräche er zu ſich ſelbſt: „Wie? hätte eine tiefliegende Neigung ſie krank gemacht, eine Neigung, die unerwidert blieb, ſchon darum, weil ich bei meinem Aufenthalt in der Reſidenz auch nicht die geringſte Ahnung davon hatte? So gehen wir Thoren, blind mit offenen Augen, oft an einem ſüßen Glück vorüber. Doch, wie immer, noch wird es mit Gottes Hülfe nicht zu ſpät ſeyn." — „Warum ſo ſtumm, mein Trauter?" rief Eliſe, „weßhalb ſo kalt, Geliebter? Komm, komm, wir wollen glücklich ſeyn, glücklich ohne Unterlaß. Schon leuchtet die vertraute Ampel im Brautgemach, ſchon rufen die Cymbeln zum Reigen, Alles lebt und regt ſich, nur du biſt todt und kalt."

In den lezten Worten ſteigerte ſich unverkennbar ihre Leidenſchaft, obwohl ihr Ton ſchwächer ward und in Liſpeln verhallte, bis endlich die Geſtalt der Wahnſinnigen zuſammenknickte, ſo daß ſie wie leblos in des Mannes haltenden Armen hing, während die aufgeſchlagenen Augen, in wunderbarer Verzückung verdreht, keinen Stern mehr zeigten. „Was iſt dir, Mutter?" ſchrie Woldemar; „Maria, was denkſt du?" — „Wer ſind Sie denn eigentlich?" fragte der Prinz, worauf jener mit dem Ausdruck ſelbſtbewußter Würde verſezte: „Ich bin Chriſtus, und glaube nicht an mich, ich bin der Sohn Gottes, und doch gibt es keinen Gott..." Da nun die zwei Fremden ihres Führers Narrheit erkannten und auf ſeinem Antlitz wahrnehmen konnten, wie in ihm die Wuth ſich ſteigerte, während die Verzückung Eliſens in ſtarre Ohnmacht überging, ward ihnen ſchier unheimlich und grauſenhaft zu Muthe. „Schaffen Sie Hülfe, Bärenklau," bat der Prinz; dem Begleiter aber ſchien es allzubedenklich, ſich unter ſolchen Umſtänden zu entfernen und den andern in der tollen Genoſſenſchaft allein zu laſſen; doch war jeder Verſuch, den Raſenden von dannen zu bewegen, vergeblich. Bärenklau fügte ſich in ſeine Einbildungen und ſprach in dieſem Sinne freundlich zu ihm. Statt aber auf ſolche Weiſe den Kranken zu beſchwichtigen, reizte er ihn nur noch mehr; denn urplötzlich verdrehte Woldemar die Augen, Schaum trat auf die blauen Lippen, er kreiſchte laut auf und wollte ſich auf den Prinzen ſtürzen, der ſo mit der Ohnmächtigen beſchäftigt war, daß er die drohende Bewegung nicht einmal wahrnahm und nicht ſah, wie ſein Begleiter mit dem Raſenden rang, der in der Wuth des Wahnſinns den jüngern und ſtärkern Gegner erdrücken zu wollen ſchien, bis endlich Bärenklau, nachdem er ſich unter der Wucht des Drängers ein wenig zuſammengeduckt, mit voller Manneskraft emporſchnellte und die Laſt weit von ſich ſchleuderte; zum Unglück aber ging der Stoß gegen die Bruſtwehr, an die der arme Woldemar ſo gewaltig anprallte, daß er das Gleichgewicht nicht zu halten vermochte und kopfüber in den Hof hinabſtürzte, auf deſſen Pflaſter er wie todt liegen blieb, ohne daß die Geſellſchaft ringsumher ſich um ihn bekümmert hätte. — „Was hat's gegeben, Bärenklau?" fragte der Prinz, endlich emporblickend, indem der andere hochaufathmend ſagte: „Ich glaube, die Luft hier ſteckt an."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Baudeputation. Sittliche Gebrechen.

Ein anderer Uebelſtand hat ſich durch die Anlegung des Bahnhofes gerade an dieſer Stelle herausgeſtellt; der neue und alte Theerhof liegen nämlich ganz in der Nähe deſſelben. Der Theerhof iſt ein Magazin, worin die Kaufmannſchaft alle brennbaren Materialien, als Theer, Pech, Schwefel, Vitriol u. ſ. w. unter beſonderer Aufſicht aufſpeichern läßt. Da nun aber Unglücksfälle auf andern Eiſenbahnen, namentlich auf der Wiener, zur Genüge dargethan haben, wie gefährlich eine große Nähe der Bahn für die am Wege liegenden Gebäude werden kann, ſo muß die des Theermagazins beſonders große Beſorgniſſe einflößen, weil nicht nur dieſes ſelbſt, ſondern ein Theil der Stadt dadurch bedroht wird. Weßhalb legte man aber, da man einmal eine Eiſenbahn projektirte und dieſe von hieraus ausgehen *mußte*, gerade hier auch das neue Theermagazin an? Es iſt nicht erlaubt, mit einer brennenden Pfeife oder Zigarre am Theermagazin vorüber zu gehen, und die an jedem Ende deſſelben

poſtirte Schildwache arretirt Jeden, der dieſen Befehl übertritt; man denke ſich aber das ſprühende Locomotiv in einer ſolchen Nähe! Die große Gefahr einſehend, hat man jezt beſchloſſen, dieſe Gebäude durch eine, nach der Seite der Eiſenbahn hin aufzuführende, zehn Fuß hohe Mauer zu ſchüzen; allein bei Orkanen oder nur einigermaßen heftigen Winden aus Norden wird dieſer Schuz ſo gut wie gar keiner ſeyn. Das iſt denn wieder ein Bauunglück, wie wir deren ſo viele aufzuweiſen haben! Alle haben aber ihren Grund darin, daß unſere obere Baubehörde — die ſogenannte Baudeputation — größtentheils aus Männern zuſammengeſezt iſt, die nicht das Geringſte von der Sache verſtehen, aus Senatoren, Kaufleuten u. ſ. w. Dieſe verwalten ihr Amt einige Jahre und machen, wenn ſie ſich einigermaßen Einſicht in die Sache erworben haben, wieder andern Plaz, die anfangs eben ſo unwiſſend ſind. Man wird eine ſolche Einrichtung kaum glaublich finden. Auf dieſe Weiſe erhalten wir, troz ungeheuern Koſten, nicht ein einziges öffentliches Gebäude, an dem Sachverſtändige nicht ſehr viel auszuſezen hätten. Einen ſchlagenden Beweis für dieſe Behauptung liefert wieder die neue Börſe, die man nicht nur auf einen ſehr beſchränkten Plaz geſtellt, ſondern auf dieſem noch ſo in den Winkel geſchoben hat, daß man ſie, troz ihres bedeutenden Umfangs, erſt ſorgfältig ſuchen muß, wenn man ſie zu Geſicht bekommen will. Um den Unverſtand voll zu machen, hat man die Pläze neben dieſer Börſe an Spekulanten verkauft, die darauf Häuſer gebaut haben, welche nicht nur das öffentliche Gebäude weit überragen, ſondern auch verdunkeln. Ueber dieſen neuen Mißgriff machte man ſich durch eine Satire: „die Zwergin neben Rieſen,“ luſtig; allein dem Uebelſtand kann durch einen Wiz post festum nicht abgeholfen werden. — Im Handel iſt es, ſeit ſich die Ausſicht auf Krieg immer drohender herausſtellt, zwar etwas ſtiller oder, wie man hier ſagt, *flauer* geworden; allein es werden doch noch immer gute Geſchäfte gemacht, und man hört weder von Falliſſements, noch namhaften Verluſten. Dies hat ſeinen Grund darin, daß man nicht ſo viel auf Staatspapiere ſpeculirt, wie an der Börſe von London und Paris, ſondern mehr auf Waaren. Es würde aber ſelbſt der Krieg keine allzugroße Stockung im Handel hervorbringen, wenn die Engländer nicht wieder auf den Einfall kämen, die Elbe zu blokiren, welche Ausſicht freilich ein Schreckbild für den Kaufmann iſt.

Verbrechen der ſchlimmſten Art, Mord, Brandſtiftung, kommen leider gegenwärtig häufiger vor als ſonſt, und außerdem haben wir eine Menge geringerer Vergehen zu beklagen. So wurden allein im Monat September 96 Bettler von der Polizei zur Haft gebracht, drei Verbrecher an andere Staaten ausgeliefert und 51 Vagabunden transportirt. Wegen Trunkenheit wurden 24, wegen Diebſtahls 16, wegen öffentlich getriebener Unzucht 10, und wegen verübter grober Frevel 160 arretirt; außerdem fielen in dieſem Monate drei Selbſtmorde vor, namentlich der einer jungen Schauſpielerin vom St. Georgstheater, die, von ihrem Geliebten entehrt und dann verlaſſen, ſich eine Kugel durch's Herz ſchoß. Die Unglückliche hatte ſich ſo gut getroffen, daß ſie auf der Stelle todt war. Ein befreundeter Arzt, der hinzugerufen wurde, verſicherte mir, ſie müſſe ſich vorher anatomiſche Kenntniſſe verſchafft haben, um ſo ſicher und gut zu treffen; die Kugel ging mitten durch das Herz. — Wenn wir uns nun nach der Quelle ſo vieler Verbrechen und Vergehungen umſehen, ſo iſt ſie nicht ſchwer zu entdecken, und wir finden ſie in der ſich von Jahr zu Jahr ſteigernden *groben* Genußſucht und dem mit ihr gleichen Schritt haltenden Kleiderluxus der niedern Stände. Wird man mich nicht vielleicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn ich hier mittheile, daß nicht nur die Frauen und Töchter der meiſten Handwerker, ſondern ſogar die Wäſcherinnen für den Sommer ſich im Tivolitheater abonnirten, und die Woche für eine verlorene anſehen, in der ſie nicht wenigſtens dreimal von den vieren, wo geſpielt wird, dort geweſen ſind? Dem iſt buchſtäblich ſo. Dieſes Vergnügen iſt zwar ein an ſich nicht unanſtändiges, aber troz dem höchſt verderblich, indem es einestheils die Vergnügungsſucht nährt und vom Fleiße entwöhnt, anderntheils aber Veranlaſſung zur Puzſucht gibt. Denn an einem Orte, wo man ſich am hellen Tage einfindet und einander durch den fortwährenden Beſuch kennt, will es die Eine der Andern an Kleiderpracht zuvorthun, indem eben dieſe Klaſſe keinen andern Werth anzuerkennen vermag, als den das Kleid gibt. Auch glaubt man, wenn man von oben auf das Publikum im Parterre herabſieht, nicht ehrbare Handwerkersfrauen nebſt Töchtern, Wäſcherinnen, Dienſtmädchen u. ſ. w. nicht Schuhmacher, Schneider, Arbeitsleute ꝛc. vor ſich zu haben, ſondern, wie man in England ſagt, Ladies and Gentlemen. Welchen verderblichen Einfluß der häufige Beſuch der Volkstheater auf die Arbeitſamkeit der niedern Stände ausübt, läßt ſich ſchon aus dem Umſtande abnehmen, daß, obgleich die Vorſtellungen erſt zwiſchen vier und fünf Uhr Nachmittags beginnen, ſich um zwei Uhr der Raum ſchon zu füllen anfängt. Da die Vorſtellungen bis neun Uhr, oft ſogar noch länger dauern, melden ſich natürlich auch Hunger und Durſt, und ein reich gefülltes Büffet hilft beiden Bedürfniſſen, aber auf Koſten des Wohlſtandes ab, und auch hier verführt das Beiſpiel, verbunden mit der Prahlſucht, zu übertriebenen Ausgaben. Im Winter, wo die Volkstheater aufhören, treten andere Vergnügungen, außer denen der wohlfeilen kleinern Theater, an die Stelle, und Menſchen, die es einmal gewohnt ſind, ſich an drei bis vier Tagen in der Woche außerhalb ihres Hauſes zu ergözen, ſuchen das Vergnügen mit Begierde auf. Da öffnen ſich nicht nur an Sonn- und Feſttagen, ſondern ſelbſt in der Woche, die Thüren der Tanzlocale; da werden ſogar Maskenbälle angekündigt, woran, neben dem verworfenſten Theile der weiblichen Bevölkerung, die Dienſtboten beiderlei Geſchlechts Antheil nehmen; da zeigt ſich die Köchin entweder im Maskenanzuge oder im ſeidenen Kleide, mit Federhut, Blondenmüze und goldenem Geſchmeide, da hat der gewandte Johann einen eben ſo feinen Rock, eine eben ſo moderne Weſte an, wie nur immer ſein Gebieter, wenn er zu Ball geht; da fließt nicht nur der Punſch und Grog, ſondern auch der Champagner in Strömen; da werden verderbliche Bekanntſchaften gemacht; dahin führt der bereits in's ſittliche Verderben tief hineingerathene Kaufmannslehrling ſeinen noch unverdorbenen Mitlehrling; dort tanzt die ſonſt ehrbare Handwerkertochter mit dem geſchminkten Laſter in derſelben Colonne; dort wird ſo mancher Wohlſtand, ſo mancher häusliche Friede zu Grunde gerichtet durch übertriebene Anforderungen an Puz und materielle Genüſſe aller Art. Iſt ein Dienſtmädchen hübſch, ſo wird es ihr nicht an Verfolgungen von Seiten der Männer, oft ihres verderbten Brodherrn ſelbſt, fehlen, und die Puzſucht führt ſie faſt immer dem Verführer in die Arme.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. December 1840.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Luſt und Sommer ſchmückt,
Euch ungeſtört zu ſehen,
Iſt was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beſchämt der Gärten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Hagedorn.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

1. Starenberg.

München liegt ſchon weit hinter uns und wir fahren durch den Starenberger Forſt, ein Dutzend Ausfliegende nämlich in einem Stellwagen. Die Morgenſonne ſpielt freundlich auf den erholungsluſtigen Geſichtern; da und dort knüpft ſich eine Bekanntſchaft an, hin und wieder lobt einer das ſchöne Wetter. Das Gras glänzt im Frühthau, die Blumen ſchwingen ſich im lauen Winde, aus dem Waldesdunkel klingt Vogelſang, Rehe ziehen über die Straße und die Lerchen ſteigen trillernd in die Lüfte.

Das iſt Alles ſehr ſchön; aber der Forſt dauert etwas lange, und es dient zur allgemeinen Erheiterung, wenn der Wagen aus dem Walde rollt und hinauf kommt auf die Höhe von Starenberg, wo der See erſcheint und ſeine hellen Schlöſſer an den dunkeln Ufern und ein gut Stück Land dazu und ein blauer Kamm von Bergen am Horizonte. Vergnüglicher Anſtrich von neuer Wonne, der ſich jezt aufthut auf jedem Antlitz! Da liegen nun mit einem Blicke zu überſchauen, nah und fern, geſehen oder geahnt, alle die Schönheiten, nach denen wir uns ſeit dem lezten Herbſt ſo heiß geſehnt, und jeder ſucht ſich ſchon mit lüſternen Augen jene heraus, in der er am gierigſten ſchwelgen will. Jezt löſen ſich auch alle Zungen. Einer deutet auf die dunkeln Waſſer, er freut ſich auf ein kühles Bad; der andere weist auf eine Villa, er wandelt ſchon in ihrem Garten; ein Dritter ſtreckt den Finger aus gegen das Gebirge, in jene Thäler geht ſein Weg, und ein wackerer Fünfziger dreht ſich nach dem Wirthshaus um und ſpricht: „Die Seekarpfen ſind ſehr gut in Starenberg.“

Das bayriſche Hochland iſt von München aus vor nicht gar langer Zeit entdeckt worden. Es iſt eine Erfindung der neuern Zeit, draußen „bei den Bauern“ oder gar am Fuße der Hochgebirge, in engen Alpenthälern, an Waſſerfällen, in den Sennhütten, auf den Gletſchern und über den Schneefeldern ſeine Erholung zu ſuchen, und der Ruhm der Alpenroſen iſt noch kein Jahrhundert alt. Ebenſo ſind auch das Getümmel, der Lärm und der Qualm der Städte erſt vor Kurzem zu ihrer Anrüchigkeit gekommen. Unſere Vorfahren ſcheinen gar keine Ahnung gehabt zu haben, daß dieſe Dinge läſtig ſeyen, und wenn Horaz ſehnſüchtig ausruft: O rus, quando ego te aspiciam u. ſ. w., ſo galt dies wohl nur als ein Spruch zur allenfalſigen Tröſtung für den Landadel und die Dorfpfarrer. So viel iſt gewiß, die Sucht nach Naturgenüſſen hängt mit den Anfängen unſerer Poeſie im vorigen Jahrhundert zuſammen, als die Städter neugierig wurden und hinausgingen, um die Gegenſtände

Digitized by Google

einzuſehen, welche die wunderlichen Poeten ſo in Begeiſterung verſezten. Indeſſen wuchs die Theilnahme nur langſam heran, denn Albrecht von Haller hatte ſchon lange geſungen, ehe Waldeinſamkeit und derlei Sonderlichkeiten zu den Ehren gelangten, die ihnen jezt allgemein erwieſen werden. Als aber die Regung einmal unwiderſtehlich um ſich griff, da war für dieſe Breiten Starenberg ein ſehr gelegener Ort. Die regierenden Herrn hatten, hier wie anderswo, ohne die Poeten abzuwarten, war's auch nur der Jagd wegen, die Landluſt ſchon vorlängſt anticipirt, und Starenberg mit ſeinem Schloſſe hatte ſeine Zeiten, wo es gar beſonders ausgezeichnet und im Herrſcherglanz hervorgehoben wurde. Es iſt zwar ſchon lange her, aber durch Kupferſtiche iſt's verewigt, wie der ſchöne Seeſpiegel, der zum Binnenmeere wurde, mächtige Flotten trug — eine churfürſtliche Luſtmarine — wie da Feſte aller Art, Fiſchzüge, Bootrennen, Hirſchjagden und Bauernhochzeiten auf dem See, Feuerwerke und muſikaliſche Waſſerfahrten im Mondſchein gefeiert wurden. Von ſolchen Begebenheiten her war dieſem Burgdorfe ein fröhlicher Klang geblieben in den Ohren der Hauptſtädter, und als nun die erſten Züge in's Gebirg unternommen wurden, gingen die Entdeckungsreiſenden vor Allem gerne nach Starenberg, um ſich dort zu ſammeln und zu beſinnen, wohin. Das alte Schloß, der Siz der landesherrlichen Pfleger, auf ſeiner Höhe, im Angeſichte des Gebirgskranzes, mit dem See unter ſich, der wie ein breiter, blauer Finger bedeutſam aufwärts weißt — es war der Berg, von dem ſie das Land der Verheißung ſchauten, er diente ihnen als Warte, um den Strich ſich auszuſehen, den ſie überziehen wollten, und dann wurde dreifach Erz vor die Bruſt genommen und der ſchwanke Einbaum beſtiegen, um oben in einer andern, erhabenern Natur zu landen. Der Durchzug ſo vieler begeiſterter Wanderer lockte auch wieder ſolche herzu, die nur ergötzliche Geſellſchaft ſuchten, die aber dabei dieſen lachenden Erdenwinkel lieb gewannen und nach und nach auf Wochen oder Monden ihr ganzes Hausweſen hieher verlegten. Jezt ſind zwar viele andere Steige aufgefunden worden, die in's hohe Wunderland hinauf führen, aber die Vorliebe der ſtädtiſchen Nachbarn zu dem ſchönen Seegeſtade und das alte fröhliche Leben an ſeinen Ufern iſt geblieben, und als deſſen Zeichen mag man unter andern betrachten mehrere mittelgute Wirthshäuſer mit luſtigen Gärten, verſchiedene Villen, zwiſchen Obſtbäumen lieblich verſteckt, und ein wohlhäbiges Ausſehen der Häuſer der Bauern und Fiſcher, die aus ihren Gäſten gar ausgiebigen Segen ziehen.

Wir eilen an den See, der hier unten an niedern, feuchten Wieſen endet, während auf beiden Seiten der ganzen Länge nach waldige Hügelketten hinſtreichen. Es iſt ein großes Vergnügen, da am Ufer zu ſtehen und hinauf zu ſehen über die himmelblaue Fläche bis an die Benediktenwand und ihre Nachbarn, die hehr und mächtig im Hintergrunde prangen. Da erſcheinen zehn, fünfzehn Schlöſſer am Geſtade, die ſpiegelnd mit ihren Thürmen tief, tief hinunter ſtechen in die ſtillen Gewäſſer, da erblickt man die myſtiſchen Schiffhütten, in denen ſo mancher Familienbucentaur ſchläft, da überſieht man auch die langen Reihen der Forſte, die einen melancholiſchen Zug in dies Gemälde zeichnen. Die Fichten ſteigen oft zu ganzen Wäldern herunter an's Geſtade, oft treten ſie nur einzeln herab, um ſich im Waſſer zu beſchauen. Kornfelder und Wieſen unterbrechen die Wälder. Bauernhäuſer, Gaſthöfe und Kapellen ſtehen zwiſchen den Schlöſſern, bewimpelte Nachen ſtreichen über den See. Heerdengeläute tönt darein oder die Mittagsglocken aus den Dörfern, und über Alles ragen in ferner Majeſtat die Alpen.

(Fortſezung folgt.)

Von einem armen Narren.

(Schluß.)

„Auch ich frage, was es hier gibt?" ſprach ein hochgewachſener Mann; „gehören die Herrn etwa zu meinen Patienten und ſpielen ihre Antrittsrolle?" — Bärenklau forſchte eine Weile in den ſtrengen und doch ſo milden und ruhigen Zügen des Fragers, und entgegnete dann: „Beim Himmel, wenn ich in dieſen Umgebungen noch nicht ganz mein Bischen Unterſcheidungskraft verloren habe, ſo müſſen Sie der van Aken dieſes Schloſſes ſeyn." — „Ich bin allerdings der Arzt und Aufſeher der hier verſammelten Kranken," ſagte der Ankömmling, „und Sie?" — Raſch verſezte der Prinz: „Ich bin heute ein beſſerer Heilkünſtler, als Sie, Herr Hofrath. Dieſe Kranke werde ich heute heilen und Ihnen entführen. Laſſen Sie anſpannen. Nur aus Liebe zu mir iſt Eliſe wahnſinnig geworden, und was die Liebe verſchuldet, macht die Liebe wieder gut. Das Fräulein ſtammt aus einem alten reichsgräflichen Haus und iſt eine angemeſſene Partie für einen apanagirten Prinzen, wie ich." — Der Arzt legte die Hand auf des ſonderbaren Freiers Schulter und ſagte mild, aber dennoch nicht ohne einen Anflug von Spott: „Mögen Sie ſeyn, wer Sie wollen, junger Mann, auf jeden Fall haben Sie den Zuſtand dieſer hyſteriſchen Kranken verſchlimmert, die Ihnen wahrſcheinlich das wiederholt hat, was ſie jedem Manne ſagt, ſo oft es ihrer Liſt gelingt, ſich den Augen der Wärterinnen zu entziehen." — „O, Sie

Digitized by Google

mühen ſich vergeblich, mich von der rechten Fährte abzubringen," rief der Prinz; „ich durchſchaue das Gewebe höfiſcher Kabalen, zu dem auch Sie die Hände geboten haben. Aber mein Oheim iſt gerecht und weiſe; ich werde ihm die Augen öffnen. Sie mögen wiſſen, daß ich Eduard bin. Verſtehen Sie mich? Uebermorgen ſpäteſtens treffe ich aus der Reſidenz wieder hier ein, und bis dahin haftet mir Ihr Kopf für Eliſen." Mit dieſen Worten ſtürmte der Prinz davon; der Arzt ſah ihm kopfſchüttelnd nach, während die herbeigekommenen Wärter das immer noch ohnmächtige Mädchen forttrugen. „Das ſind die Gebildeten, die Klugen und Großen der Erde," ſprach er für ſich; „dieſer Eduard hält ſich für einen der größten Philoſophen des Jahrhunderts, hat ein geiſtreiches Buch über die Eitelkeit geſchrieben und verliebt ſich dennoch in die erſte beſte Närrin, die ſich in hyſteriſchen Krämpfen ihm an den Hals wirft." Dieſe Betrachtungen unterbrach eine Botſchaft, die den Arzt dringend zu dem berief, welchen Bärenklaus Fauſt ſo unſanft über die Bruſtwehr hinabgeſtoßen hatte.

Des armen Woldemar Betäubung ging unter ſorgſamer Pflege während der Nacht in einen erquickenden Schlummer über, und als am nächſten Morgen der Arzt an ſein Lager trat, ſchlug er die Augen auf, ſtreckte die Glieder, die alleſammt, troz des ſchweren Falles, ganz und heil waren, und ſah mit heitern Blicken die Umgebungen an. Doch die Heiterkeit wandelte ſich bald in einen Ausdruck, der düſter und immer düſterer ward, und indem er dem Arzt die Hand reichte, ſagte er endlich: „O mein beſter Herr Hofrath, ich bin der unglücklichſte Menſch von der Welt." — „Schämen Sie ſich," verſezte dieſer, „und preiſen Sie des Himmels Güte. Nehmen Sie ſich zuſammen und denken Sie nach; ich bin feſt überzeugt, daß Sie ſich erinnern werden, was geſchehen iſt, ſobald Sie nur wollen. Ich befehle Ihnen, zu wollen." Da richtete ſich Woldemar mit halbem Leibe auf dem Lager empor und ſprach: „Verſtehen Sie mich recht; ich weiß leider nur allzugut, was geſchehen iſt; ich beſitze auch nicht die geringſte Fähigkeit mehr, mich dem Drange meiner krankhaften Einbildungen hinzugeben, wie geſtern noch, ſondern ich habe mein volles Bewußtſeyn wieder gefunden, und der wohlthätige Wahnſinn hat mich verlaſſen. O lieber Herr, die Erinnerung kehrt mir zurück, ich gedenke meiner Sünden, meines ſelbſtverſchuldeten Unglücks..." — „Schweigen Sie," unterbrach ihn der Arzt; „Sie haben auf's Neue die Fähigkeit erlangt, das Geſchehene zu bereuen und durch einen muſterhaften, thätigen Lebenswandel wieder gut zu machen, geleitet von dem Licht der neuerwachten Vernunft." — „Was ſagen Sie da von Thätigkeit? Meine Hände ſind zu ſchwach, den Spaten, die Haue oder die Axt zu führen, und meine frühere Laufbahn iſt mir verſperrt nicht ſowohl um meiner Sünden willen, als mehr noch wegen meines — Unglücks." Nach dieſen Worten begann Woldemar bitterlich zu weinen, und ſchluchzte dazwiſchen: „Wehe mir, jezt beraubt mich der heilende Sturz auch noch meiner lezten Zufluchtsſtätte und wirft mich als Bettler oder Dieb in die weite Welt." Der Arzt ließ ihn eine Weile gewähren und ſagte dann: „Wären Sie geneigt, wenn Sie ein Aemtchen erhalten könnten, treulich und ſtandhaft gegen den feindſeligen Drang anzukämpfen, der, vom Böſen in uns erregt, uns ſo gern zum Wahnſinn verlockt? Sie wiſſen noch beſſer, als ich ſelbſt, daß dieſe Krankheit ſich unſerer nicht gänzlich zu bemeiſtern vermag, wenn wir von unſerer Seite ſie nicht durch ſträfliche Nachgiebigkeit ermuntern; denn Sünde und Wahnſinn ſind eines und deſſelben Urſprungs." Da nun Woldemar den Sprecher mit beifälligem Lächeln anſah, fuhr dieſer fort: „Ich meine, Sie werden gern als Krankenwärter bei mir bleiben; Sie haben die Fähigkeit dazu, und ſind weniger der Anſteckung ausgeſezt, als ein anderer, der noch nicht eine ſolche Schule durchgemacht. Denken Sie darüber nach und melden Sie mir in drei Tagen Ihren Entſchluß. Gott befohlen indeſſen." — Der Arzt ging und Woldemar ſagte zu ſich ſelbſt: „Warum ſollt' ich's nicht annehmen? Im ſchlimmſten Fall trete ich von den hütenden wieder in die Reihe der gehüteten Narren über, dann bei Gelegenheit wieder herüber, und ſo vergeht meines Daſeyns Reſt in angenehmer Abwechslung."

Nachdem der Arzt ſich von Woldemars vollkommener Geneſung überzeugt, übergab er ihm das Amt, wie er es nur in halbem Ernſt verſprochen, als er an der Dauer der Heilung noch einigermaßen zweifelte, und die Anſtalt hat bisher noch keinen zuverläſſigeren und liebevolleren Wärter beſeſſen. Der Prinz aber kehrte nicht zurück, ſondern ward des nächſten Tages nach ſeiner Ankunft in der Reſidenz mit einer ehrenvollen Sendung an einen fernen Hof geſchickt, und vergaß ſo ſchnell, als ſie ihn ergriffen, die Leidenſchaft des erregten Augenblickes, ganz wie ſein weiſer Oheim es vorausgeſehen hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſezung.)

Sittliches Verderben der Jugend.

Für die Häßlichen des weiblichen Geſchlechts iſt eine andere Klippe vorhanden, an der ihre Tugend, ihre Sittlichkeit, das Glück ihrer Zukunft ſcheitert. Eine ſolche will

Digitized by Google

auch einen Liebhaber haben, auch zum Balle, in's Theater u. ſ. w. geführt werden, und ſucht jenen unter dem Militär, das ſchon vorlieb nimmt, natürlich aber unter der Bedingung, von der unſchönen Geliebten genährt, mit Geld verſehen und beſſer gekleidet zu werden, und da der rechtmäßige Erwerb zur Befriedigung ſolcher Anſprüche nicht ausreicht, wird geſchwindelt und geſtohlen. Allen dieſen Urſachen und Veranlaſſungen zum ſittlichen Verderben würde aber vielleicht durch das Schließen der öffentlichen Locale an den Wochentagen, durch das ſtrenge Verbot der Maskenbälle für die niedere Volksklaſſe, und am ſicherſten durch eine ſtreng gehandhabte Geſinde- und Kleiderordnung zu begegnen ſeyn, und ſo lange wir dieſe nicht haben, wird das Verderben, und mit ihm die Zahl der Verbrechen ſich in jedem Jahre mehren. Ueberdies müßte es der dienenden Klaſſe ſtreng verboten werden, ſich in einem und demſelben Locale mit den öffentlichen Mädchen zu zeigen. Erhielte ein Dienſtmädchen, falls es von der Polizei in einem ſolchen Locale betroffen würde, keine Dienſtcharte mehr, ſo würde es ſich ſchon in Acht nehmen, ihre ganze Wohlfahrt durch den Beſuch derſelben auf's Spiel zu ſetzen. Freilich gehörte eine ſehr ſtrenge Aufſicht von Seiten der Polizei, eine außerordentliche Wachſamkeit dazu; allein wenn man nur ernſtlich wollte, ſo müßte die Sache doch möglich gemacht werden können, beſonders in einem ſo kleinen Staate, wie dem unſrigen. Um der mit jedem Jahre mehr überhand nehmenden Trunk- und Spielſucht zu ſteuern, müßte man die Zahl der Kneipen und Schenken möglichſt beſchränken. Hier beſteht die Einrichtung, daß Jeder, der dem Staate jährlich eine kleine Summe — etwa vier Thaler preußiſch — erlegt, eine ſolche Schenke errichten und ſogenannte ſitzende Gäſte darin haben darf; ſolche ſitzende Gäſte vertreiben ſich aber die Zeit mit Trinken und Karten- oder Silentiumſpiel, welches leztere ein Lotterie-, folglich ein Hazardſpiel iſt. Wenn man nun in den lezten Jahren die Erlaubniß, eine Schul- oder Penſionsanſtalt errichten zu dürfen, ſehr beſchränkt und ſie an gewiſſe Bedingungen geknüpft hat, wodurch die Gewerbsfreiheit ja auch gewiſſermaßen beſchränkt wird, ſo ſollte man dies doch noch mehr bei der Anlage neuer Kneipen thun. Sie wird aber jedem geſtattet, der darum anhält, wenn er nur im Stande iſt, die kleine geſetzliche Taxe dafür zu entrichten. Könnte man es den Apothekern und Gewürzhändlern nicht eben ſo gut unter ähnlichen Bedingungen geſtatten, Gifte zu verkaufen? Es leidet gewiß keinen Zweifel, daß, ſelbſt wenn eine ſolche Erlaubniß ertheilt würde, dennoch hundertmal mehr Menſchen durch die Branntweinspeſt dahin gerafft werden würden, als durch Vergiftungen. — Bei dieſer Gelegenheit will ich zugleich auch eine Quelle des ſittlichen Verderbens ſo vieler Jünglinge aus den gebildeten Ständen aufdecken, und ich glaube den Dank wahrhafter Menſchenfreunde dadurch zu verdienen. Es iſt nämlich hier Sitte, daß die Kaufleute ihre Lehrburſchen an den Poſttagen mit den zu befördernden Briefen auf die verſchiedenen Poſtcomptoirs ſenden, die in allen Theilen der Stadt zerſtreut liegen. In der Regel werden dieſe Briefe erſt in der lezten Stunde vor Abgang der Poſt fertig, und ſomit findet ein ungeheures Gedränge um dieſe Zeit vor den Poſtcomptoirs ſtatt. Dieſen Umſtand haben ſich gewinnſüchtige Schenkwirthe zu Nutze gemacht und Locale in der Nähe der Poſten gemiethet. In dieſe begeben ſich nun die jungen Leute, entweder weil ſie wiſſen, daß ſie noch lange nicht werden ankommen können, oder weil die Witterung ſchlecht iſt. Hier nun iſt für jede Art von Verlockung des Gaumens geſorgt, und obendrein iſt der oft kaum dem Knabenalter entwachſene Jüngling der Gefahr ausgeſezt, verderbliche Bekanntſchaften zu machen, die er ſonſt wohl, von ſeinen Eltern überwacht, ſchwerlich gemacht haben würde. Dies iſt der Ort, wo die Tugend manches ſonſt wohlgearteten Jünglings durch verderbliche Beiſpiele und Ueberredungen zu Grunde gerichtet wird; hier gewöhnt ſich ſein Ohr nach und nach daran, ſittenloſe Redensarten und Scherze ohne Erröthen anzuhören; hier werden für den nächſten Sonn- oder Feſttag weit über ſeine pecuniären Mittel hinausgehende Vergnügungspartien verabredet. Kurz, hier wird der Grund zu dem ſittlichen Verderben gelegt, das ihn entweder nach Jahr und Tag zu einem elenden Siechling für die Zeit ſeines Lebens macht, oder ihn doch aus der Heimath fort, in die Fremde hinaus, wohl gar in einen andern Welttheil treibt, weil für ihn, der kaum in's Leben getreten, daheim ſchon Alles verloren iſt. Mit dieſen Poſtſendungen der Briefe durch die Comptoirlehrlinge iſt ein zweiter, höchſt gefährlicher Uebelſtand verbunden. Gewöhnlich liegt es dem jüngſten Burſchen ob, die Briefe zur Poſt zu befördern; dies iſt aber in der Regel noch ein Knabe. Damit dieſer nun die Mittel beſitze, das nöthige Porto beſtreiten zu können, wird ihm eine Summe Geldes, oft 100 Mark (40 Thlr. preuß.) und darüber, je nach der Größe des Geſchäfts, übergeben, und er muß Buch über die von ihm gemachten Ausgaben führen. Dieſes Portobuch wird aber nur alle Monat — und oft in noch längerer Friſt — revidirt. Aber Genüſſe aller Art winken dem jungen Leichtſinnigen, die Verführung lauert auf allen Wegen, ein ſogenannter Freund ſpricht ihn in angeblicher großer Noth um ein Darlehen an, und die Kaſſe des Prinzipals wird — nicht beraubt, denn ſo möchte man es nicht nennen — ſondern es wird, in der Hoffnung baldigen Erſatzes, aus ihr entlehnt. Geht dies einigemal glücklich ab, ſo wird man dreiſter und immer dreiſter, bis endlich ein Deficit und mit ihm die Schande da iſt, wenn die Eltern nicht zu Hülfe kommen. Auf dieſe Art ſind viele Jünglinge zu Grunde gegangen, und es werden noch viele zu Grunde gehen, wenn man dieſem Uebelſtande nicht abhilft. Gewiß ſoll der angehende Geſchäftsmann daran gewöhnt werden, mit fremdem Gelde umzugehen; gewiß ſoll man ihm kein entehrendes Mißtrauen zeigen und ihn dadurch in ſeiner Selbſtachtung herabſetzen; allein man ſoll von einem fünfzehnjährigen Knaben nicht fordern, was man von dem achtzehn- bis neunzehnjährigen Jünglinge zu fordern berechtigt iſt. Sollte ich etwa das ſittliche Elend zu grell ausgemalt haben? Ich glaube nicht. Noch ganz andere, weit troſtloſere Bilder hätte ich aufſtellen können, ohne der Wahrheit im Mindeſten zu nahe zu treten. Man frage nur ſorgſame, für die Moral ihrer Söhne wahrhaft beſorgte Eltern, mit welcher Angſt ſie jene jezt in das Geſchäftsleben hinausſchicken; man frage die Schiffskapitäne, wie viele junge Verlorene ſie alljährlich nach fremden Welttheilen hinüberführen, damit ſie dort, wo möglich, ein ganz neues Leben anfangen und ſich erſt wieder ſuchen, was ſie hier ſchon hatten: Brod und anſtändige Beſchäftigung.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. December 1840.

Circa religiones negligentior.
Sueton.

Kaiſer Friedrich der Zweite zu Saida und Jeruſalem.

Ein Nachtrag zu Knapp's Hohenſtaufen.

Rudert friſch nach Saida's Strande,
Wo die alte Sidon ſtand!
Laſſet wehn die Adlerfahnen,
Kaiſer Friedrich ſteigt an's Land!

Er, der hohe Hohenſtaufe,
Eingeladen vom Sultan,
Daß er wider deſſen Neffen
Böt' ihm ſeine Hülfe an.

Drei der Löwen auf dem Schilde,
Drei zu Lorch am Ahnengrab,
Sind ein Vorbild, das Weiſſagung
Einſt den Hohenſtaufen gab:

Löwen drei ſind die drei Kaiſer,
Die zum heil'gen Grabe zoh'n,
Leu'n, vor deren Mähnenſchütteln
Schon die Saracenen floh'n

Saida iſt der Tyrus Schweſter,
Jene Sidon, dieſe Sur,
Von der Schönheit, von der Größe
Ohne Denkmal, ohne Spur.

Männer Sidon's, die als Tücht'ge
Und geſchickt zu jeder Kunſt,
Uns Homeros ſchon gerühmet,
Wo iſt euere Geſpunſt?

Die zu Stoffen ihr verwirktet,
Reichen, ſeidenen und Sammt,
Sidon, Saida, deren Namen
Unſre Seide iſt entſtammt,

Seidne Tücher und Tapeten,
Byſſus, Sindon, Atlas, Taft
Kleideten ſonſt deine Wände
Und der tauſend Säulen Schaft;

Von den tauſend ſind nur zehen
Kleine übrig aus Granit, *
Als verwunſchne Zwerge zeugend,
Was die Stadt an Jammer litt.

* Michaud correspondance d'Orient. V. 518.

Digitized by Google

Nur die Tamarinden ſtehen,
Wie Cypreſſen, frei und hoch, *
Der Bananen Früchte gilben
Wie das Honig, ſüßer noch.

Sidon, ſchöne Fürſtentochter,
Dich die reiche Königin,
Ach! es haben dich entmantelt
Chriſten und die Moslimin.

Seit die Franken und Moslimen
Zum Beſitze ſich gezweit,
Warfen ſie die Mauern nieder,
Sich zu ſichern gegenſeit.

„Fort, hinaus, ihr Saracenen,
„Saida bleib' dem Hohenſtauf!
„Chriſten ſollen nur hier herrſchen
„Und die Mauern ſteigen auf. **

„Hat des ſchönen Mailand Mauern
„Einſt geſchleift mein großer Ahn,
„Mailand, das mit Saida eifert
„In der Seide lobeſan:

„Will dafür ich Sidon's Mauern,
„Die geſchleiften, bauen auf;
„Einem andern Friedrich dienen
„Sie vielleicht zum Ruhmsanlauf."

Als der hohe Hohenſtaufe
So geſprochen ahnend Wort,
Zog er ſeines Weges weiter
Nach dem Ziel der Pilger fort.

Nach Jeruſalem, der heil'gen,
Lenket er die Zügel hin
Unterm ſicheren Geleite
Des Emires Fachreddin.

Gerne tauſcht mit ihm der Kaiſer
Worte und Gedanken aus,
Freien Sinnes über Manches,
Das hier anders als zu Haus,

Ueber Wiſſenſchaft und Künſte,
Logik und Philoſophei,
Mathematik, Dialektik,
Poeſie und Falknerei.

* Berggren's Reiſen. II. S. 17.
** Abulfeda. IV. 547.

Viel bewandert war der Kaiſer
In arab'ſcher Disciplin,
Liebt Gaſellen und Ghaſele,
Jägerei und Medizin.

Wort zu wechſeln gegenſeitig,
War beim Reiten ihm genehm,
Und ſo kamen disputirend
Beide nach Jeruſalem.

Vor den Thoren kam entgegen
Ihnen Scheich Schemseddin,
Richter zu Nablus, geſendet
Vom Emirol-Muminin,

Um des hohen Gaſtes Schritte
Zu geleiten in die Stadt,
Mit Verbot, daß Nichts ihn ärgre,
Was Bezug auf Chriſtus hat,

Mit Verbot, daß man nicht pred'ge
In dem Tempel, itzt Moſchee,
Daß der Mueſin nicht rufe
Von der Minareten Höh'.

Weil der Richter mit dem Kaiſer
Abends ſprechend lange ſaß,
Den Befehl noch heut zu geben,
Jener Schläf'rige vergaß.

Kaum daß Abſchied er genommen
Von des Kaiſers Majeſtät,
Tönet Ausruf des Gebetes
Von der nächſten Minaret.

Und um ſichrer noch zu ſtören
Seines hohen Nachbars Ruh',
Sezt der Mueſin noch einen
Vers aus dem Koran hinzu.

„Wie wär's möglich, daß der Höchſte,
„Dem die Welten Hymnen weih'n,
„Einen Sohn gezeuget hatte
„Mit Marie, der Jungfrau rein!"

Wenig ſtöret dies den Kaiſer;
Doch der Richter von Nablus
Hat ob des Zeloten Ausruf
Um ſo größeren Verdruß.

Digitized by Google

Nichts ließ ſich der Kaiſer merken,
Doch als niederſank die Nacht,
Schwiegen alle Minareten,
Während Friedrich horchend wacht.

„Warum," fragt am nächſten Morgen
Er den Richter und Emir,
„Schwieg denn geſtern jener Ausruf,
„Der vorgeſtern tönte mir?" —

„Herr! o gnädigſter und höchſter
„Deutſchen Lands Imbelator!
„Gott behüte, daß mißfalle
„Jene Stimme deinem Ohr!" —

„Unrecht hattet Ihr, Herr Richter,
„Dieſes zu geſtatten nicht.
„Warum werdet Ihr denn untreu
„Eures Glaubens ſtrenger Pflicht?"

„Kämet Ihr in meine Länder,
„Hörtet Ihr dort früh und ſpät
„Euern Betruf niedertönen
„Von der hohen Minaret."

„Sind im Chor Moslim und Chriſten
„Noch nicht Sänger Eines Stall's,
„Werden ſie doch einſt als Brüder
„Sich noch fallen um den Hals *."

Hammer-Purgſtall.

* Nach dieſer Erzählung ſezt Reinaud in ſeinen extraits des historiens arabes p. 432 hinzu: Le texte arabe est ici mutilé, on apperçoit seulement en marge quelques mots isolés qui semblent dire qu'au fond Frédéric méprisoit la religion dans laquelle il étoit né, et que s'il n'avoit pas craint de soulever ses sujets il auroit manifesté ses veritables sentimens. Es iſt zu wundern, daß noch keiner der in Paris lebenden deutſchen Orientaliſten den Text dieſer ſo merkwürdigen Erzählung aus der arabiſchen Handſchrift kund gemacht, und den Verfaſſer derſelben herauszubringen ſich die Mühe gegeben; denn daß es nicht, wie Reinaud in der Vorrede angibt, Jafii ſeyn könne, iſt ſchon bei der Anzeige des Werkes Reinaud's in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, Band LII., S. 19 dargethan worden.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſetzung.)

Berg iſt ein königliches Luſtſchloß, das gegenüber von Starenberg, in einem Garten verborgen, dicht am Seegeſtade liegt. Es wird zu Schiffe in einer halben Stunde erreicht. Jezt ſind es gute, geräumige Barken, die auf dem See den Dienſt verrichten, ehedem waren es Einbäume, das heißt ausgehöhlte Eichenſtämme, roh und kunſtlos, die ſich wohl kaum von jenen unterſchieden, mit denen die erſten Menſchen die Grundlagen zur Nautik legten, ſo ſchmal und ſchwank, daß einer, der's gewohnt war, mit Actionen zu ſprechen, ſich jeden Augenblick in Lebensgefahr bringen konnte. Schade iſt's, daß keine Segel gebraucht werden. Die Schiffer meinen, es wechsle der Wind zu oft, allein nichtsdeſtoweniger wird eingeräumt, daß bei ſchönem Wetter Morgens Südwind, Abends Nordwind wehe. Dann wäre es erſt ſchön, im Abendroth über die glatten, ſtillen Waſſer dahin zu gleiten, wenn weiße Schwingen die Barke beflügelten und der Gondolier ruhig am Steuer ſäße, ſeine Barcarole ſummend, kein Geräuſch auf dem feierlichen See, als das Murmeln der Wellen, die an die Bruſt des Nachens ſchlagen. Wie es jezt iſt, kommt man gar oft nicht ſo recht zur Entzückung; denn immer iſt uns der geplagte Fiſcher vor Augen, der im Schweiß ſeines Angeſichts die ächzenden Ruder zieht.

Ein Spaziergang dem Ufer des Sees entlang wird mit Recht empfohlen. Schon der königliche Park zu Berg iſt ein guter Anfang, und wenn man hinaustritt, kommt man bald in die heimlichſten Waldpfade, die den Hügel auf und ab führen, neben üppigen Waldkräutern, unter ſäuſelnden Buchen. Erdbeeren winken am Wege, und Preißelbeeren in ganzen Feldern. Oft geht man unten am See, oft ſieht man ihn von der Höhe herab ſtückweiſe durch die Bäume glänzen; dann hört man wieder nur von ferne in den Wald herein das Plätſchern am Geſtade oder das Rufen der Fiſcher. Aus den Wäldern tritt man in die offenen Gärten der Villen. Dieſe ſelbſt ſind meiſt nach der ſchönen Art der Häuſer im Gebirg gebaut, mit weit hervorſpringenden, ſanft geneigten Schindeldächern, deren Giebel ausgeſchnizte Löwen- oder Drachenhäupter zieren. Die Wände ſind von Holz, mit heller Oelfarbe angeſtrichen, oder von Stein mit blendend weißem Anwurfe. Um den erſten Stock lauft rings eine Galerie und die Fenſter prangen mit grünen Läden, auch oft mit rothſeidenen Vorhängen, und von unten reichen Roſen hinein. Aber insbeſondere hat die Luſt zu Anlagen hier den herrlichſten Boden gefunden, und die Wälder ſind zu Feengärten geworden. „Bowling-greens" und „Pleaſure-grounds" legen ſich um die Häuſer. Mitten im Haine blühen die ſchönſten Blumenbeete. Dort ſteigt aus einem Malvenbuſche ein hoher Buchbaum und auf jenem Felſenſchopfe wiegen ſich die bunten Tulpen. Fein gekieste Fußwege führen zu beſchatteten Ruhebänken, die den See beherrſchen. Das grüne, helldunkle, liebliche Gebiet durchrieſelt vom Hügel herab ein Bach; zwiſchen Fliederbüſchen rauſcht ein

Digitized by Google

Waſſerfall, der durch unterſchobene Felſenſtücke noch großartiger geworden, und wohl den ländlichen Bewunderungsſtuhl verdient, der unter dichter Laube vor ihm ſteht. Endlich, um über der Erde das Waſſer nicht zu vergeſſen, ſo ehrt den See ein künſtlicher Molo, aus großen Quadern erbaut, vor dem die ſchön gemalten Gondeln ankern.

Wir gehen ungern aus dem Gehege dieſer Paradieſe, um uns in den hohen Kornfeldern zu verlieren. Sie dauern nicht lange; bald ſind wir wieder im Waldesſchatten, hören wieder die Vögel ſingen und die Zweige flüſtern, und bald nicht mehr dies allein, ſondern auch Kegel fallen und Vivatrufen und Tanzmuſik. Das kommt aus dem Wirthshauſe, welches am Saum des Waldes ſteht, und in welchem Kirchweih iſt. Bald ſind wir auch dabei, mitten unter den fröhlichen Zechern, unter vielen Frauen und Mädchen, ſchön gekleidet und friſirt, die ſich luſtig auf dem holprichten Tanzplatz ſchwingen, und den Parquetboden, den ſie zu Hauſe haben, im Kirmesjubel gar nicht mehr vermiſſen. Neben dran ſteht zwiſchen Alleebäumen ein hohes Schloß, hinter ſeinen Gärten wohl verſchanzt. So geht es fort — ſonnige Felder, ſchattige Haine, ſchöne Villen, ſtolze Schlöſſer, zur Seite der blaue See, vor uns die blauen Alpen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Literatur. Theater.

Gern möchte ich dem Leſer, um für dieſe traurigen Bilder zu entſchädigen, recht heitere, erfreuliche vorführen; wo ſie aber finden? Bei der Literatur? Da wird nur eingeriſſen und nivellirt, nicht wieder aufgebaut. Die erſten und edelſten deutſchen Geiſter ſchweigen trauernd. Bei uns iſt nun vollends von einem literariſchen Leben kaum eine Spur zu finden. Zwar lebt Gutzkow noch immer in unſerer Mitte, und hat ſich in neuerer Zeit viele Freunde durch ſeine Vorrede zu dem „Leben Börnes“ erworben, die in ſtyliſtiſcher Hinſicht meiſterhaft, in Hinſicht der darin ausgeſprochenen Geſinnung aber höchſt ehrenwerth iſt. Auch fährt er fort, Dramen zu ſchreiben und ſoll wieder ein neues, diesmal ein geſchichtliches, fertig haben; auch redigirt er ſeinen „Telegraphen“ mit Luſt und Umſicht; allein wie eine Schwalbe noch nicht den Sommer, ſo macht auch eine Literaturkraft noch kein literariſches Leben. Ludwig Wihl, der ſich hier längere Zeit aufhielt, eilt ſeiner Heimath am ſchönen Rhein wieder zu. — Der zulezt von dem Herrn Clemens (Gerke), früher von Oettinger redigirte „Argos“ iſt ſeit dem erſten Oktober eingegangen. Dagegen unternimmt Dr. Weidemann eine neue Zeitſchrift: „Nord und Süd,“ auf die ich in der Folge zurückkommen werde. Ludolph Wienbarg, der in dem nahen Altona den „Altonaſchen Merkur“ redigirt und dieſes politiſche Blatt wieder ſehr gehoben hat, übernimmt jezt auch die Redaktion der „Kritiſchen und literariſchen Blätter der Börſenhalle,“ und man erwartet das Beſte von dieſem kenntnißreichen Schriftſteller für die genannte Zeitſchrift. Kleinere Blätter kommen und gehen; es verlohnt ſich aber nicht der Mühe, über ihr Entſtehen und Sterben zu reden. Bei Julius Campe iſt Heines neueſtes Buch: „H. Heine über L. Börne,“ erſchienen und hat die verſchiedenartigſten Urtheile, meiſt aber abfällige, hervorgerufen. Von L. Wienbarg erſchien bei Karl Aue in Altona „Quadriga,“ eine ſehr werthvolle Schrift, wenn ſie gleich ſchon früher gedruckte Aufſätze bringt. Bei Aue ſoll auch eine gereimte römiſche und griechiſche Mythologie für Frauen von Fr. Clemens erſcheinen. Der wackere J. G. Herold, ein für die Literatur, wenn gleich mehr für den Sortimentshandel, überaus thätiger Mann, iſt geſtorben. Er wurde nur 55 Jahr alt und ſoll ſich, wie man ſagt, überarbeitet haben. Eine raſtloſere Thätigkeit, wie die dieſes Mannes, läßt ſich kaum denken; allein er hielt auch ſein ſehr bedeutendes Geſchäft in einer wahrhaft muſterhaften Ordnung; überdies erwarb er ſich den Namen eines biedern, ſtreng rechtlichen Mannes. Sein Neffe, der unter ſeiner Aufſicht ſich zum Buchhändler bildete, wird im Verein mit der Wittwe des Verſtorbenen das ſehr bedeutende Geſchäft fortſetzen.

Von der Literatur gehe ich zum Theater über. Auf dieſem prädominirt noch immer die Oper; ich glaube aber, daß die Vorliebe des Publikums für ſie im Sinken, die für das Drama im Steigen iſt, was uns eine beſſere Zeit für das Theater überhaupt, namentlich aber für die Dramenſchreiber, verheißen würde. Gutzkows „Werner“ iſt neu einſtudirt und, wie es heißt, vom Dichter verändert worden. Hebbels „Judith,“ die in Berlin, troz des Spiels einer Stich-Crelinger, nur getheilten Beifall beim großen Publikum, dagegen ehrende Anerkennung von Seiten der Kritik fand, wird bald auch hier gegeben werden. Ein nach einer Erzählung von E. Souveſtre verfertigtes Drama: „der Fabrikant,“ das wir E. Devrient verdanken, machte Glück; ſogar Kotzebues „Menſchenhaß und Reue“ wurde wieder auf die Bühne gebracht und fand ſein Publikum. Auch einige Ifflandſche Stücke wurden wieder aufgenommen, und für die Lachluſt durch A. B. Herman durch die Uebertragung der „Findlinge“ geſorgt. Die franzöſiſche Schauſpielertruppe aus Berlin gab in der lezten Zeit eine Reihe von Gaſtſpielen auf unſerm Stadttheater und füllte das Haus, troz den ſeichten Produktionen, die ſie zur Aufführung brachte. Hier war es wohl nicht allein der Reiz des Neuen, was die Räume füllte, ſondern wohl auch die Eitelkeit; viele wollten zeigen, daß ſie ſo viel franzöſiſch verſtehen, um den Darſtellungen mit Genuß beiwohnen zu können. Einige Mitglieder der Geſellſchaft waren übrigens ſehr brav. Eine italieniſche Truppe bot in der Aufführung von Opern und Operetten eine andere Abwechslung dar. Die Stimmen waren mit wenigen Ausnahmen bereits abgenuzt, die Manier und Fertigkeit, ſo wie der Geſchmack beim Vortrage aber vortrefflich, ſo daß deutſche Sänger viel lernen konnten. Mit ſehr beſchränkten Mitteln wurde oft unglaublich viel geleiſtet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. December 1840.

— Und jezt mach auf die Augen,
Dich an den lichten Alpenhöhn
Inbrünſtig feſtzuſaugen.

L. Seeger.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſezung.)

Wenn man nun ſo beſchaulich den See hinaufſchlendert, da und dort Erdbeeren pflückt, in's Grün geſtreckt auf die Vögel horcht, hier dem Kegeln, da dem Tanzen zuſieht und von Zeit zu Zeit eine labende „Halbe“ trinkt, ſo fühlt man gar nicht, daß das Gewäſſer eine Länge hat; aber wenn man oben ſteht und in die Berge hineinſieht, ſo merkt man wohl, daß man ihnen näher gekommen, denn der duftige Schleier, der denen draußen im Blachlande ihre Züge ſo ſchön verhüllt, iſt nun gefallen und viele ihrer Geheimniſſe liegen jezt am Tage. Was am frühen Morgen von Starenberg aus ein Gürtel ſchien von blauem Schmelze in ſcheinbar gleicher Ferne, das hat ſich am Abende auseinander gezogen und iſt eine nahe, greifbare Gebirgslandſchaft geworden. Manche Häupter ſind zurückgetreten, andere ganz verſchwunden, ein mächtiger Stock von Alpen lagert in allen ſeinen Geſtaltungen erkennbar vor uns da. An einigen dieſer Höhen ziehen ſich Halden von fahlem Grün hinauf, die in der Nähe ſmaragden werden; bei andern deckt die Kuppen ein dunkelgrüner Filz von Tannen; andere zeigen ihre Wände zerriſſen in gewaltigen Schluchten von oben bis unten. Nun iſt auch ein ergiebiger Blick erlaubt in die Schneefelder, die hoch oben zwiſchen dem grauen Geſteine im ſilbernen Bette ſchlafen, und ein Blick auf die kahlen Zinken und Hörner darüber, auf denen die Gemſen ſpringen und die Adler horſten.

Vom obern Ende des Sees ſind indeß immer noch einige Stunden bis an den Fuß der Vorberge. Wir gehen auf einſamen Fußwegen durch ſchöne Forſte und über grüne Hügel, zwiſchen denen ſich große Weiher durchziehen, ſtarrend von Binſen und Rohr, bis wir mit dem lezten Abendroth in einem Dörfchen anlangen, das auf dem Scheitel einer waldigen Höhe liegt, die aus einem dieſer Teiche aufſteigt. Ein manierliches Wirthshaus nimmt uns auf und ein freundlicher Willkomm der Leute. Es iſt ein ſchöner, warmer Abend, der nothwendig auf der Sommerbank verbracht werden muß. Das Abendroth verglimmt, die Abendglocke läutet. Was ſind dieſe Dörfer friedlich um Ave Maria! Die Gebirge ſchauen hoch herein in ihre ſtillen Gaſſen, der Mond glänzt in dem Brunnen, der zur Seite ſprudelt, die Häuſer ſehen uns ſo heimlich an in ihrer idylliſchen Alpentracht. Zuweilen ſchleicht ein müder Nachbar vorüber und wünſcht leiſe gute Nacht. Hie und da läßt ſich ein wachſamer Haushund hören, oder aus fernen Gärten tönt Geplauder oder Mädchengekicher oder Senſendengeln. In der dunkeln Stube hört man durch die offenen Fenſter die

Digitized by Google

große Wanduhr picken. Jezt wird's Licht drinnen und außen Nacht. Das Abendeſſen für das Geſinde wird aufgetragen in einer ungeheuern Schüſſel. Die Knechte und die Dirnen ſammeln ſich und beginnen das Tiſchgebet zu ſechs oder ſieben Stimmen. Das fällt, ihnen unbewußt, muſikaliſch aus, denn Unter- und Oberdirn ſingen monoton Discant und Alt, und die Knechte bilden ein Quartett von Männerſtimmen. Es iſt ein langer, langer ſchwebender Accord und klingt ahnungsvoll und feierlich, wie ferner, wohlgeſtimmter Glockenklang. Die Andern, beim Abendeſſen nicht Betheiligten, nehmen die Hüte ab und falten ſchweigend die Hände. Das Gaſthaus iſt heute nicht ſtark beſucht, ein reiſender Scheerenſchleifer iſt der einzige Fremde, der da zu treffen. Auch der bricht die Unterhaltung zeitig ab, um zu Bette zu gehen, und ſo hören wir dem Geſinde zu, das am Ofentiſche ſeinen Abendtrunk zu ſich nimmt und verſchiedene unterhaltliche Dinge zu beſprechen hat. Und wie's auch an dieſem Tiſche ſtille wird, gehen wir ebenfalls zur Ruhe, voll Freude auf den Morgen, der uns hineinführen wird in dieſe Berge, die uns heute den ganzen Tag ſo mächtig anziehend vor den Augen geſtanden.

II.

Das Paſſionsſpiel im Ammergau.

Auguſt 1840.

Wer dieſen Sommer auf ſeiner Gebirgsfahrt Partenkirchen, Hohenſchwangau oder das Amperthal beſucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reiſe ſo einzurichten, daß er auf einen „Spieltag" nach Oberammergau kommt; und wenn er auch noch ferner iſt, wenn er nur auf zwanzig Stunden ſich nahe findet, ſo muß es ihn hinziehen, wenn er auch in dieſer Ferne noch die paſſionsluſtige Regung unter Alt und Jung, die lobpreiſenden, entzückenden Erzählungen der Dortgeweſenen, die ſehnſüchtige Freude derer, die noch hinzugehen trachten, gewahrt. So macht er ſich alſo auf, und welchen Weg er auch eingeſchlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom ſchönen Murnau ausgegangen ſeyn, das nach ſeinen Bränden herrlich wieder auferſtanden, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechſtadten, von Füßen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpenwegen aus dem Tyrol herauswandern — überall wird er am Vorabend des Feſtes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirthshäuſer bis in's Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen ſchwierig finden. Im Dorfe Ammergau ſelbſt iſt das Gedränge und der Lärm am größten: ganze Schaaren von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen von andern kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom roheſten Leiterwagen bis zum feinſten Cabriolets, raſſeln durch die Menge, einzelne Reiter kommen herbeigeſprengt, viele Hunderte ſtehen da, um die bunten Ankömmlinge zu muſtern; alle Fenſter ſind beſezt, alle Thüren ſtehen voll; Zuruf und Begrüßungen an allen Enden. Jede Stunde bringt ihr Tauſend mit ſich; die Gaſthäuſer ſind ſchon lange zu enge und die Gäſte ſtehen dicht und ſummend vor den offenen Pforten.

Zufällig ſind wir ſchon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erſt gegen Abend ſich erhebt, ſo haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wieſen, aber unergiebige Felder hat, und weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau einladet. Die Berge gegen Ettal hin, obwohl noch weit unter der Schneehöhe, ſind ſchroff und wild, in ihrer Art recht anſehnlich, und der Ammergauer Kofel zuvörderſt ſteigt ſehr fürnehm gegen den Himmel. Auf der andern Seite, an der Amper hinab, ſtrecken ſich die Höhen wie eine Scheere gegen die Ebene aus, werden zuſehends niederer und verflachen ſich bald. Wenn dem Gelände die erhabene Schönheit der höhern Alpenthäler mangelt, ſo ſpricht es uns doch in ſeiner mildern Gebirgsnatur freundlich und erhebend an. Die Häuſer der Ammergauer ſind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Weſen der Einwohner ſelbſt, ſichtlich zum Stadtiſchen hin. Die flachen Dächer mit den Giebelzierden und den beiden Vorſprüngen ſind erhalten, aber die maleriſchen Balkone laſſen ſich meiſt vermiſſen. Dafür ſind alle Wände bemalt mit frommen Darſtellungen aus der Schrift, oder aus den Geſchichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderſeite prangt faſt überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es ſind wohl lauter Leiſtungen der Ammergauer Kunſtſchule aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muſcheln, Schuppen und aller Apparat des Roccoco reichlich angebracht erſcheinen.

(Fortſetzung folgt.)

Felix Chriſtian Weiſse an Johann Peter Uz.

(Schluß.)

2ten Aril 1776. — Herrn Bertuchen habe ich Ihr Anliegen wegen ſeines Don Quixote gemeldet, aber noch keine Antwort erhalten. Er ſteckt in vielen Geſchäften, ohne die gerechnet, die ihm Goethe und Wieland machen, und die Komödien, die ſie nebſt dem

Digitized by Google

Herzog aufführen. Der erſte iſt itzt hier. Er hat Niemanden die Ehre angethan, zu beſuchen. Mich allein hat er beſuchen wollen; ich habe ihn aber ein paarmal am dritten Orte geſprochen. Er beobachtet über Wieland, der ſich bis in Staub vor ihm demüthiget, ein tiefes Stillſchweigen. Ob bei ihnen die Freundſchaft, die, wie Wieland und Bertuch vorgeben, ſie einander auf ewig gelobt haben, feſt hält, zweifle ich ſehr. Da er des Herzogs ganzes Herz in Händen hat, ſo muß freilich Wieland viel daran liegen, ſeine Gunſt zu erhalten. Wer aber das menſchliche Herz nur ein wenig kennt, merkt bald, daß Wielands Opfer erzwungen ſind. Goethe hat nunmehr auch Herdern nach Weimar gezogen, wo er mit nächſtem als Generalſuperintend eintreffen wird. Vielleicht werden Sie manches hinzudenken, was ich nicht gern ſchreibe. Von Lavaters Phyſionomik erſcheint dieſe Meſſe der zweite Theil, noch ſtärker als der erſte. Die Zugaben darinnen ſind immer von Goethe. — Noch bin ich immer unſchlüſſig, ob ich die neue Ausgabe meiner Tragödien, die itzt erſcheinen wird, nicht durch einen neuen Band von zwei Trauerſpielen, die ich ſchon ſo lange liegen habe, vermehre. Dürfte ich auf ein unpartheyiſches Publikum rechnen, ſo würde ich mich nicht ſcheuen. Aber alles iſt itzt Lavateriſch, Goethiſch, Herderiſch und Lenziſch, und gerade die Kunſtrichter, die ſich nicht von dem Neologiſchen in der Denkungsart und Sprache hinreißen laſſen, beobachten ein tiefes Stillſchweigen. Leſſing iſt zu tief in Gelehrſamkeit vergraben, ſonſt brach unfehlbar ein Wetter über Goethen und Lenzen los, von denen er kein Freund iſt.

29ſten März 1777. — Der Geſchmack in der Literatur, der itzt herrſchet, iſt nicht der meinige, und ich wollte viel darauf wetten, auch nicht der Ihrige. Von den neuen Poeſien kann ich kaum Etwas zu leſen mich überwinden; Wohlklang und Harmonie verſäumt man ganz, und wenn ich ein paar Seiten in einem Muſenalmanach geleſen habe, ſo muß ich allezeit wieder eine Ode von meinem Uz leſen, um meine Geiſter wieder zu ſtärken. Der größte Theil der dramatiſchen Dichter iſt vollends ganz unausſtehlich, und ich werde es bald mit dem Paſtor Götz halten, um mich öffentlich wider die Bühne zu erklären. Ein großer Theil der beſten Köpfe unſerer proſaiſchen Schriftſteller ſchwärmt ebenfalls, ſchwazt von Kraft, Empfindung und Wundern, und möchte uns gern um unſern ganzen geſunden Verſtand bringen, und wer nicht mitſchwärmt, in Räthſeln ſchreibt, und wie andere ehrliche Leute ſpricht, iſt ein ſeichter Kopf; indeſſen heben die Herren einander in Himmel. Ich las vor etlichen Tagen im dritten Theil der Phyſionomik, der dieſe Meſſe zum Vorſchein kommt, eine Beſchreibung von Goethen; kaum kann Chriſtus von ſeinen Apoſteln ſo ſeyn geprieſen worden. Was ich hier unter unſern jungen Leuten thun kann, um ſie von dieſem neologiſchen Geſchmacke abzuhalten, das thue ich, und ich ſchätze deßwegen die Berliner Bibliothek, die ſich dem Uebel auch widerſezt.

20ſten Okt. 1777. — Die Meſſe hat uns, ſo viel ich von Neuigkeiten geſehen, eben nichts ſonderlich Merkwürdiges mitgebracht. Ein Werklein über die ſchönen Wiſſenſchaften von einem Schüler des Herrn Schubarts, Verfaſſer der deutſchen Chronik, mag viel Seltſames enthalten; noch habe ich es nicht durchſtudiret, aber ſo viel daraus gehöret, daß Leſſing und ich im Drama uns durch Fleiß die Miene gegeben, als ob wir Genie hätten; die einzigen wahren deutſchen Tragödien wären Ugolino und Götz von Berlichingen. Was wird er mit Ihnen im Lyriſchen anfangen, oder wen Ihnen entgegen ſetzen? Unſer Engel iſt endlich einmal wieder mit einem zweiten Theile des Philoſophen für die Welt erſchienen, worinnen angenehme Aufſätze ſtehen.

2ten April 1778. — Der Meßkatalog iſt ein ganzes Buch geworden. Unter dem vielen Wuſt iſt doch manches Gut; aber Gott weiß, wo man itzt die Zeit hernehmen wollte, Alles zu leſen, zumal wenn man die ausländiſche Literatur auch nicht übergehen will. Unter den vielen Büchern, deren Werth ich ſelbſt nicht kenne, weil ich noch nichts davon geleſen habe, will ich bloß Düval und Charmille erwähnen, ein Trauerſpiel von der Gellertſchen Korreſpondentin Mſll. Lucius, die itzt einen Dorfprediger bei Weißenfels hat. Ich bin der Herausgeber, und mich däucht, es nimmt ſich immer unter den übrigen albernen Dramen, womit wir itzt überſchwemmt werden, vorzüglich aus. Die Geſchichte iſt beinahe buchſtäblich vor Kurzem in Dresden vorgegangen, nur mit dem Unterſchiede, daß das junge Frauenzimmer ſich ſelbſt mit dem verehlichten Liebhaber die Kehle abgeſchnitten.

Auf dem Hochgebirge.

Ueber dem trunkenen Wechſel von Farben unendlicher Landſchaft
Siehe, wie dorten ſich hebt einſam der Gipfel empor!
Einſam und einzig. Ich denke mir dort die Sitze der Götter,
Alles umher nur ein Traum, wechſelnd ihr Aug' zu erfreu'n.
Ja, es ſpürt ſich dein Hauch, Altvater; lächelnd da droben
Siehſt du den menſchlichen Tand unter dir rollen hinweg.
Darum, wenn er uns lange verließ, kreiſt Helios nochmals
Um das erhabene Haupt langſam und feierlich her.

Digitized by Google

Siehe, dann lächeln die Götter und roſiger Schimmer erblühet,
Himmliſcher Trunkenheit voll zittert dem Berge das Mark.
Alles verwiſcht mir der Anblick, die Thräne ſelber in Lächeln
Rinnet mir leiſe hinweg, wie dieſe Wolke vergeht.
Eurer gedenk' ich nun nur, ihr wenigen einſamen Geiſter,
Die ihr um himmliſchen Lohn ſtießet die Erde zurück,
Waret im Leben verkannt von den Beſten, vom Pöbel mißhandelt,
Ach, und ihr Beifall zumeiſt hat euch zum Jammer gereicht.
Aber ihr kanntet, was köſtlicher iſt; im ſeligen Aether
Badetet, Göttern geſellt, ihr das unſterbliche Haupt.
Und ſo raget ihr jezt, unnahbar große Geſtalten,
Denen ſich Niemand vergleicht, über dem grinſenden Volk;
Feierlich prächtig umkreiſet euch ewig die Sonne der Geiſter,
Göttliche Marken dem Blick, der auf Unſterblichkeit ſinnt.

E. Reinhold.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Schluß.)

Theaterunweſen.

Wenn gleich der geniale Hoffmann, in ſeinen „Leiden eines Theaterdirektors," die Leiden und Bedrängniſſe eines ſolchen Mannes mit kräftigem Pinſel ausgemalt hat, ſo iſt er troz dem doch wohl noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben, und nur ein ſo langjähriger Direktor, wie unſer F. L. Schmidt, könnte ein genügendes Bild von allen jenen Leiden geben. Der beſtändige Kampf mit den Prätentionen der Bühnenkünſtler ſelbſt iſt wohl nur der kleinſte Theil der Aufgabe. Es ſtreift an das Unglaubliche, welche Hinderniſſe ihm von Seiten des vielköpfigen Publikums entgegengeſtellt, welche oft ſich ſchnurſtracks widerſtreitenden, alſo völlig unvereinbaren Anforderungen an ihn gemacht werden, wie er nicht ſelten mit der Unvernunft oder gar mit der Bosheit zu kämpfen hat. Da wird von ihm gefordert, daß er einen contraktbrüchigen, durchgegangenen Mimen oder gar einen andern, der ſich bereits auf lebenslänglich bei einer Hofbühne engagirt hat, wieder gewinne; man fordert eine vollkommene, mit jugendlichen Kräften ausgeſtattete Oper und zugleich die Beibehaltung der nicht mehr tauglichen Subjekte von ihm. Man will, daß er die ausgedienten Künſtler penſionire, obgleich die Penſionskaſſe leer iſt, weil er die ſich hier Engagirenden zur Beiſteuer zu dieſer Kaſſe nicht zwingen kann. Wird aber ein Sänger oder eine Sängerin verabſchiedet, bevor ſie ihre Stimme gänzlich verloren haben, ſo heißt es, man hätte ſie noch lange benutzen können, und ihre guten Freunde erheben bei ihrem Abgange entweder im Theater ſelbſt oder in den öffentlichen Blättern einen Scandal. Ein Künſtler, der ſeine Mittel ſchwinden fühlt, geht aber nicht von ſelbſt; der bricht ſicher ſeinen Contrakt nicht, geht der Direktion nicht durch: er bleibt und wartet auf ſeine Penſion; da man ihm aber ſolche nicht geben kann, welches Mittel bleibt der Direktion übrig, als ihn bei Zeiten gehen zu heißen? Kann eine Privatbühne, die durchaus keine Unterſtützung von Seiten des Staates hat, zu einer Verſorgungsanſtalt für invalide Künſtler gemacht werden? und woher die Fonds zu dieſen großmüthigen Zwecken nehmen? Früher, wo das Stadttheater mit ſeinen vielen berühmten Künſtlern noch der Stolz des Hamburgers war, und er ſich hier von den Geſchäften des Tags auf eine, ſeiner Bildung Ehre machende Weiſe zu erholen ſuchte, beſaß die Theaterkaſſe freilich größere Mittel und durfte in beſondern Fällen der Großmuth Gehör geben; jezt aber, wo man mit überſättigten Sinnen nur noch rohere Genüſſe aufſucht, wo man im zweiten, vielleicht gar im dritten Theater oder in der Bude des Kunſtreiters bei tollen Poſſen und halsbrechenden Sprüngen ſich beſſer unterhält, als bei einem dramatiſchen Meiſterwerke, woher jezt das Geld nehmen, um alle dieſe widerſtreitenden Anſprüche zu befriedigen? Sehen wir nicht das Theater faſt allemal, namentlich den erſten Rang, völlig leer, wenn ein wirklich gediegenes Stück angekündigt iſt, und gehörte es nicht namentlich in den beiden lezten Wintern zum guten Tone bei unſern Matadoren, den ganzen erſten Rang des zweiten Theaters für ſich und ihre Freunde in Beſchlag zu nehmen, um dort der tollſten Poſſe beizuwohnen? Hier kann man es ſich freilich leiblich und geiſtig bequem machen, allenfalls ſeine Zigarre rauchen, hier darf man von Herzen zu Frivolitäten lachen, aber der Bildung und dem Geſchmacke macht dies keine Ehre; und wenn es ſo fortgeht, wird das Stadttheater, einſt der Stolz und die Zierde Hamburgs, vollends ruinirt werden. Schillers bekannter Ausſpruch, der den Verfall der Kunſt immer den Künſtlern aufbürdet, iſt auf die hieſige Bühne nicht anzuwenden; hier iſt der Verfall das Werk des Publikums. Zuerſt war es die Oper, jezt iſt es die rohe Schau- und Lachluſt, welche Alles zu Grunde richtet. Geht das noch zehn Jahre ſo fort, ſo haben wir keinen einzigen wirklichen dramatiſchen Künſtler mehr, ſondern nur noch Hiſtrionen. Es iſt auffallend, mit welcher offenbaren Ungunſt die Direktion, namentlich ſeit einiger Zeit, in mehreren hieſigen Blättern beurtheilt wird, und man kann ſich kaum des Gedankens erwehren, daß hier eine Partei exiſtirt, welche, um Privatzwecke zu verfolgen, die Direktion beim Publikum verhaßt machen und damit zum Abtritt von ihrer Stelle zwingen will. Sollte vielleicht irgend Jemand darauf ſpeculiren, hier Theaterdirektor werden zu wollen? Die Erſcheinungen der lezten Zeit laſſen wohl auf eine Abſicht der Art ſchließen; denn nie ſind Theaterdirektoren hier ſo unwürdig behandelt worden, wie die zwei gegenwärtigen, und doch ſind beide tüchtige, kenntnißreiche und in jeder Hinſicht ehrenwerthe Männer, ſo daß die Anſtalt bei einem Wechſel ſchwerlich gewinnen würde.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. December 1840.

> Eine metaphyſiſche Sprache, die nach Jahrtauſenden der Abartung ſelbſt wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, civiliſirt und humaniſirt worden, eine ſolche Sprache kann wenig oder nichts von der Kindheit ihrer Mutter wiſſen.
>
> Herder.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber, und vom Verhältniſs beider zum Leben der Nation.

Von H. Leo.

III.

Der naturgemäße Entwicklungsgang der Kunſtform iſt überall der, daß ſie ſich an dem Bedürfniß entwickelt. So z. B. bei der bildenden Kunſt: das Leben verlangt für ſeine Bedürfniſſe Gefäße; man bereitet ſie urſprünglich auf das einfachſte, eben nur den einfachſten Anforderungen entſprechend, im Hauſe. Allmählig wird das Leben reicher; beſondere Handwerke ziehen die Erledigung des Bedürfniſſes an ſich; geiſtige Kräfte wenden ſich darauf, demſelben in höherem Grade genug zu thun; neue Fertigkeiten werden gewonnen, die endlich auch die ſchlichte, durch die Sitte gegebene Form weiter führen, ihr eine höhere Bedeutung geben und das Gefäß, das urſprünglich durch das einfachſte Bedürfniß verlangt ward, zum Kunſtwerk erheben. So hat ſich die Kunſt der irdenen und metallenen Formung, der Bildnerei überhaupt, ſo hat ſich analog die Malerei und die Architektur dem Bedürfniß, dem Handwerk entwunden und zur Kunſt gebildet. Dieſen naturgemäßen Gang ſahen wir von der alten deutſchen, heidniſchen Dichtkunſt hinſichtlich der Form vollkommen eingehalten. Ihm gemäß iſt auch der natürliche Entwicklungsgang des Denkens. Die Geſchichte der Sprache beweiſt, daß alle urſprüngliche Bezeichnung von einfachen, dringend nahe gelegten Abſtraktionen ausgeht, wie die Kunſt der Formung von den einfachſten Linien und Flächen; die Geſchichte der Sprache beweiſt, daß urſprünglich nur Abſtraktionen an den Dingen zur Sprache kommen, und der Menſch einen langen Kampf geiſtigen Ringens zu beſtehen hat, ehe er auch zum Ausdruck des Individuellen gelangt. Wer denkt bei uns daran, daß Vater urſprünglich einen *Ernährer*, Mutter eine *Müherin*, Mann einen *Denkenden*, *Erinnernden*, Frau eine *Herrin*, *Gebieterin*, Knecht einen *Erzeugten*, Magd und Mädchen, eben ſo wie Tochter eine *Erzeugte*, Bruder einen *Wärmer*, *Beſchützer*, Haupt das *Erhabene*, Hals das ſich *Neigende*, Bauch das ſich *Biegende*, Hand das *Faſſende*, *Fangende*, Fuß das *Faßende*, Welt das *Seyende*, Gott das a se datum, increatum, das *Durchſichſelbſtſeyende* bezeichnet? Dieſe Worte ſind uns gangbare Münzen geworden, die wir nehmen und geben, ohne ihren urſprünglichen Inhalt, ihre Legirung zu unterſuchen. Daß ihnen urſprünglich Abſtraktionen zu Grunde lagen, haben wir faſt überall vergeſſen; die

Digitized by Google

Abſtraktion hat ſich großentheils auf andere Gebiete begeben, ſie iſt an den nächſten äußern Umgebungen des Menſchen nun zu Schanden geworden, und nachdem ſie die Mühwaltung übernommen, für dieſe Umgebungen Bezeichnungen zu ſchaffen, ſind die bezeichneten Geſtalten mit aller Macht des ihnen beiwohnenden Concreten aufgetreten, haben die Abſtraktion wieder abgeſtoßen und gelten in der Sprache ſo unmittelbar, wie im Leben ſelbſt. Die Abſtraktion hat es dann, wenn die Dinge mit der ihnen urſprünglich inwohnenden Macht unmittelbaren Daſeyns auch in der Sprache zur Geburt gekommen ſind, mit dem Verhältniß der Dinge noch zu thun, wie in der Mathematik mit dem Verhältniß der Größen, und ſobald dieſe Verhältniſſe der Dinge allmählig auch in ihrem urſprünglichen, in ihrem rechten Daſeyn klar geworden ſind, ſobald ſie geoffenbart ſind, verliert auch an ihnen die Abſtraktion ihr Amt, und mag ſich von ihnen immerhin zurückziehen, wenn ſie nicht ein erzwungenes, erkünſteltes, geiſterbleiches Nachtleben neben den Mächten des Tages führen will. Die Abſtraktion hat in dieſer Beziehung zum Leben ein ähnliches Verhältniß wie der Traum zum wachenden Bewußtſeyn: wie dieſer Typen des künftigen, wirklichen Lebens gewährt, ſo die Abſtraktion Typen des nachherigen concreten Geiſteslebens. So iſt die geoffenbarte Religion nur die concrete Wirklichkeit zu dem Traume der Philoſophie; und eine tiefe Wahrheit liegt darin, wenn man in der dem Chriſtenthum vorausgegangenen Philoſophie ſchon die Andeutung des Chriſtenthums ſucht und findet, wie in den vorangegangenen Träumen die Andeutung des nachher wirklich Geſchehenen. Theoſophie in der Gegenwart hat aber nur die Bedeutung, daß der Theoſoph für ſeine Perſon noch nicht zum geoffenbarten Gotte erwacht iſt. Will man die Armuth der Philoſophie im Vergleich mit dem unmittelbaren Leben, die Einſeitigkeit, Schattennatur der Abſtraktion im Vergleich mit den Stoffen, die ſie ſich wählt, erkennen, ſo faſſe man nur obige, aus der Sprache genommene Beiſpiele in's Auge. Iſt das Weſen der Mutter in ſeiner concreten Macht erſchöpft, wenn wir ſie als Müherin faſſen? iſt das Weſen des Halſes in ſeiner concreten Macht erſchöpft, wenn wir ihn das Neigende nennen? — und wenn wir hundert einzelne Eigenſchaften der Mutter in ihrer abſtrakten Einzelheit auffaßten und dann ſämmtliche in eine eben ſo abſtrakte Geſammtheit zuſammenwürfen, würde dennoch in dem Worte Mutter, wie es uns nun unmittelbar etwas durch die Natur Gegebenes bezeichnet und deckt, noch ein Etwas, noch ein unerreichtes Etwas liegen, was eben aller Abſtraktion ſpottet, und doch da iſt. Und ſo iſt's mit Allem und mit dem Verhältniſſe der Philoſophie zu Allem. Sie hat gut ſchelten auf die Abſtraktion, ſie bringt es doch nicht über dieſelbe hinaus und verfällt ihr, und die eigentlich concreten Mächte der Welt ſpotten ihrer.

Auch den ſittlichen Geiſt des deutſchen Volkes ſehen wir nun in der heidniſchen Zeit jenen ganz naturgemäßen Gang gehen. Die ärmlichen deiſtiſchen Abſtraktionen eines alles meſſenden, ſchaffenden, geſtaltenden göttlichen Weſens und eines durch dieſes Weſen gegebenen unabwendbaren Schickſals erſcheinen als der älteſte Rahmen des deutſchen ſittlichen Lebens. Dieſe Vorſtellungen ſind ſchon verdunkelt, zurückgedrängt in der Zeit der Herrſchaft der Vorſtellungen, die wir im engeren Sinne als germaniſche oder deutſche Mythologie bezeichnen. Der Geiſt erſcheint in dieſer ſpäteren Zeit ſchon über jene ärmlichen, hohlen Abſtraktionen hinaus gelangt; er ſucht die Gottheit zu faſſen als die concreten Weltmächte, als die immanenten geiſtigen Triebe der Welt, die er perſonificirt, und ſo erwächst ihm eine Anzahl Göttergeſtalten; aber die Einheit der Welt geht ihm darüber verloren, und zwiſchen den ſich erhaltenden fataliſtiſchen Vorſtellungen und den Vorſtellungen perſonificirter, freigewordener Weltmächte erwachſen widerſtreitende Berührungspunkte, die aber noch in Confuſion bleiben, weil die wahre Freiheit des Geiſtes noch nicht offenbart, alſo auch eine wahre geiſtige Auflehnung dagegen nicht möglich iſt. Die ſittliche Welt, welche uns die alten Gedichte zeigen, iſt die freie der Anſen und ihrer Genoſſen und ihrer Feinde durch Vanen, Thurſen und Zwerge bis zu den Menſchen; um dieſe Welt lagert an den äußerſten Enden wie ein wenig gekannter, zurückgedrängter, einfaſſender Ocean, die Abſtraktion des Fatums und einer unperſönlichen, abſtrakten, göttlichen Weltmacht, die noch über den Anſen ſteht und Alles regiert. Dieſe Mittelſtufe einer Verehrung perſönlicher Göttergeſtalten mußte die deutſche Bildung nothwendig durchlaufen, wenn ſie welthiſtoriſche Trägerin des Chriſtenthums werden, und dieſes nicht ſofort in hohlſter, rationaliſtiſcher Weiſe auffaſſen, oder vielmehr nur die chriſtlichen Benennungen auf jene anfänglichen, ſchlechten deiſtiſchen Abſtraktionen übertragen ſollte.

(Fortſeyung folgt.)

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſetzung.)

Die Einwohner betrieben ſeit mehr denn fünfzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzſchnitzerei, deren Erzeugniſſe, wie die der Grödner, Berchtolsgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Dieſe Induſtrie hat eine völlig fabrikmaßige Ausbildung erhalten, auch

Digitized by Google

darin, daß die Kinder von klein auf mit arbeiten. Dieſes lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmeſſer oder den Pinſel in der Hand, in den niedern Stuben, die wegen des Trocknens der Farben ſtets geheizt werden, und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunſt ſind, iſt dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegeriſchen Ausdruck der Schlierſeer, den ſtolzen Anſtand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau ſo wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Friſche der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers“ gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbeſucht laſſen darf. Da iſt ein freundliches Wiederſehen all der Wonnen unſerer Kinderjahre, die hier in ſtrahlender Verherrlichung auf langen Rahmen funkeln. Hier liegen die gelenkigen Hanswurſte, die noch in der Kinderſtube ein Leben friſten, das ihnen die Bühne grauſam abſprach; da ſtehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Penſionate von braven Puppen; ſo iſt Alles hier zu ſehen, was den Knaben freut und das Mädchen ergötzt, alles nagelneu und glänzend in farbenreichem Wechſel. Das Koſtbarſte, was das Waarenlager aufzuweiſen hat, ſind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanſtrich, theils Conterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So ſieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geſchnitzt; Friedrich von Preußen ſcheint noch ſo wohl ſeine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern ſteht da für reiſende Engländer das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, wahrſcheinlich nicht nach Porträts gemacht, aber doch mit Benützung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibs läßt an ſchöner Fülle nichts zu wünſchen übrig. Dieſe Bildchen ſtehen im Werthe zwiſchen ſechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunſtwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.

Dieſe Werke zeugen, wenn auch nicht von helleniſcher Technik, ſo doch von wohlgeübter und fleißiger Hand. Es ſcheinen die Probeſtücke der vorzüglichſten Arbeiter zu ſeyn, die aber Alle nur das Meſſer führen, nicht auch das Reisblei, ſo daß keiner das, was er ſchnitzt, auch zu zeichnen vermag. Dieſer Umſtand erklärt wohl auch die Typik in den übrigen untergeordneten Sorten von Schnitzwerk, welche ſeit vier Decennien ſtationär geblieben, ja noch ganz in den Traditionen befangen ſcheinen, die die Ammergauer von den Grödnern, ihren Lehrmeiſtern, überkommen haben. Dies zeigt ſich am deutlichſten an all den Figuren, welche neueres Coſtüm tragen; denn dieſe haben noch ſämmtlich die Moden aus den Zeiten des Direktoriums beibehalten: die Damen die kurzen Taillen, die engen Gewänder und die erbärmlichen Hütchen, die Männer die lappenreichen Röcke und Weſten ſammt Zubehör, was uns jezt alles ſo ſchlumpicht vorkommt. Derſelbe antiquirte Styl zeigt ſich auch ſonſt allenthalben, wo der Geſchmack der Arbeiter Gelegenheit hat, hervorzutreten, an architektoniſchen Verzierungen z. B., und namentlich an etlichen koloſſalen, vergoldeten Uhrgehäuſen, die im Magazine ſtehen und ihren Abſatz wohl ſchon lange überlebt haben. Die Kunſt der Ammergauer findet ſich nicht heraus aus dieſen Ueberlieferungen, weil ſie bisher Niemand auf beſſere Vorbilder aufmerkſam machte. Es iſt dies ein bedenklicher Zuſtand, der gegründete Beſorgniſſe über die Zukunft dieſes Induſtriezweiges erregen muß, zumal wenn man an die Concurrenz der Nürnberger denkt, denen allerdings ein Eingehen in die Anforderungen, die die neuere Blüthe der plaſtiſchen Künſte mit ſich bringt, weit näher gelegt iſt, als unſern Ammergauern in ihren einſamen Bergen. Solches wohl ermeſſend, hat die Regierung in den lezten Jahren eine Zeichnungsſchule im Dorf angelegt, von der wir ein recht erfreuliches Wirken hoffen wollen. Mehr ſoll noch geſchehen, und der Kronprinz gab bei ſeinem jüngſten Aufenthalt ebenfalls die Zuſage, eine Auswahl von Vorlagen ſchicken zu wollen, was von allen Einſichtigen mit herzlichem Danke aufgenommen wurde. Etwas Herculanum und Pompeji oder etwas Erwin von Steinbach könnte dem alten Gewerbe einen neuen fröhlichen Aufſchwung geben.

Des andern Tags früh um acht Uhr finden wir uns unter vielen Tauſenden vor der Bühne des Paſſionsſpiels. Das Drama von Oberammergau iſt ſchon in ſeiner lezten cycliſchen Epoche — vor zehn Jahren — der Aufmerkſamkeit reiſender Autoren nicht entgangen, und hat auch dieſesmal wieder ſeine Darſteller gefunden, ſo daß wir die Bauart der Bühne ſowohl als des Schauplatzes als bekannt vorausſetzen dürfen. Wir bemerken in Bezug auf erſtere nur nochmals rekapitulirend, daß aus dem breiten, doch nicht tiefen Proſcenium, das durch keinen Vorhang geſchloſſen wird, rechts und links die Einſicht in die Straßen von Jeruſalem offen ſteht, während im Mittelgrunde zwiſchen zwei Pfeilern, welche Balkone tragen, eine kleinere bedeckte Bühne ſich eintieft, die nach Bedürfniß durch einen Vorhang verhüllt werden kann, ſo daß die ganze Einrichtung nicht allein, wie uns verſichert wird, der Bühne des Sophokles, ſondern im Weſentlichen ebenſowohl der Shakeſpeariſchen, wie wir ſie aus Tiecks jungem Tiſchlermeiſter kennen lernen, ähnlich iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Bürgerſpiel in Ernſt und Spaß.

Auf dem Opernplatze ſteht noch der Anbau mit dem Renaiſſance-Saal; aber die Novemberwetter peitſchen ſchon gewaltig das Bretterwerk, und es wäre wohl das rathſamſte, durch Menſchenhand die Zerſtörung zu beginnen, die nicht ausbleiben kann. Es war allerdings eine Prachthalle in jener Abendbeleuchtung, der Eintritt von der Treppe herab hatte etwas Ueberraſchendes, man glaubte auch architektoniſch noch nichts Aehnliches in Berlin geſehen zu haben, und die Maſſe froher Menſchen, die vollen beſetzten Tafeln, die Lichter, Federn, Fahnen, Gläſer, vollendeten den zauberhaften Eindruck, ſo daß bei vielen ſich der Wunſch regte, es möchte der Saal und das Haus, zur Erinnerung des ſchönen Feſtes, der Nachkommenſchaft erhalten werden. Auch der König hat ihn ausgeſprochen, in der pietätvoll dankbaren Geſinnung für die ſchönen Tage jener Vereinigungsfeier. Indeſſen wird er ſchwerlich zur Ausführung kommen. An der jetzigen Stelle kann der Anbau nicht ſtehen bleiben; ihn anderswo hin zu verſetzen, hat ebenfalls ſehr viel Mißliches. Es iſt, ſeinem Stoffe nach, ein dürres Bretterhaus, das an anderer Stelle wieder aufzubauen nicht viel weniger koſten würde als der Neubau. Um es aber gegen die Witterung zu erhalten, brauchte es Veranſtaltungen, welche den Werth weit überſtiegen. Auch iſt ſchon viel von dem Luſtre verloren gegangen, als man den Saal anders gefüllt, bei anderer Gelegenheit und Beleuchtung ſah. So laſſe man denn die Bretter, ehe ſie ſich werfen und Waſſer ziehen, auseinander nehmen; die Vorſtellung davon bleibt doch, und, wenn man will, auch die Riſſe und Perſpektiven, um, wo es erforderlich wäre und man ſich vor keiner Wiederholung ſcheute, die Idee wieder in's Leben zu rufen.

Jene Gelegenheit, wo das Publikum den viel beſprochenen Saal zu ſehen bekam, war die Ausſtellung der Gewerbsfahnen und Inſignien, die zum Beſten milder Zwecke erfolgte. Obwohl Berlin durch zwei Tage die Gewerksaufzüge zu ſehen Gelegenheit hatte, waren unter den 300.000 Einwohnern doch viele, welche wenig davon zu Geſicht bekamen, und Andere wollten dieſe Symbole des bürgerlichen Stolzes gern mit mehr Muße betrachten, als es bei einem flüchtigen Vorüberzug möglich war. Der Erfolg hat beſtätigt, daß das Unternehmen ein ſehr populäres und zweckmäßiges war. Keine bisherige Ausſtellung iſt ſo beſucht worden, hat ſo reichen Beifall gefunden und ſo großen Ertrag gewährt. Sehr erklärlich, da nicht allein die patriotiſche Neugier, ſondern auch das bürgerliche Selbſtgefühl dabei intereſſirt war. Der ganze Bürgerſtand mit ſeinem Familienanhang mußte eine Ausſtellung ſehen, welche er ſich ſelbſt gab. Die prächtigen, koſtbaren Fahnen, die zierlichen und geſchmackvollen Arbeiten waren in angemeſſener Beleuchtung gut aufgeſtellt und gruppirt, und der Totalanblick hatte etwas ſehr erfreuliches, obgleich durch die Fülle der Gegenſtände die Architektur etwas verdeckt wurde. Aus den Jahreszahlen, welche auf die Fahnen geſtickt waren, erfuhr man, wo es ſich nachweiſen laſſen, das Alter der Gewerke. Dabei kam indeſſen auch mancher witzige Ahnenſtreit zur Sprache. So erklären ſich, wie ich glaube, die Täſchner und Gürtler für das älteſte Gewerk, weil der hohe Prieſter Aaron ſich bereits, nach der Schrift, einen Gürtel fertigte. Die documentirte Herkunft unſerer Zünfte iſt nicht ſehr alt, ſehr natürlich, da es unſere Stadt ſelbſt nicht iſt. Die nächſte praktiſche Folge der Huldigung und des königlichen Einzugs wird — nicht die Wiederherſtellung der Zünfte, aber deren Reorganiſation ſeyn. Es wird thätig daran gearbeitet, und diesmal mit Wünſchen, die von allen Seiten harmoniren. Möchte man aber mit der größten Vorſicht dabei zu Werke gehen. An geſchloſſene Zünfte, an einen wieder einzuführenden Zunftzwang denkt indeſſen wohl kein Vernünftiger, ſondern nur an eine geſellſchaftliche Organiſation der zur Zeit ganz getrennten und iſolirten Gewerksgenoſſen — der Ausdruck paßt nicht mehr — mit der Abſicht, die Unberufenen, was Fähigkeiten, Mittel, Ehre anlangt, von der Erwerbung der meiſterlichen Rechte abzuhalten und dadurch einen Kanal zu verſtopfen, aus welchem jahraus jahrein unſere ſtädtiſchen Armen einen ſchreckenerregenden Zufluß erhielten.

Unſere Straßenjugend ſpielt ſchon lange nicht mehr Räuber und Wanderer; auch die Ritter ſind aus der Mode. Das Soldatenſpielen ſchien ſtereotyp geworden. Welche Umwandlung muß in unſern ſittlichen Zuſtänden erfolgt ſeyn! die Bürgerkinder ſpielen Bürger und ſind ſeelenfroh dabei. Durch mehrere Wochen konnten Sie auf unſern Straßen und Plätzen die großen Gewerksaufzüge en miniature wiederholt ſehen, und die Knaben hatten es zu einer merkwürdigen Gewandtheit gebracht im Schwenken und Werfen der papiernen Fahnen. Der Lärm, den ſie dabei machten, mochte freilich dieſem und jenem einmal verdrießlich werden; es war ja aber die Nachdröhnung eines ſeltenen Feſtes, und ſie wären von ſelbſt überdrüſſig geworden. Die Polizei ſoll das Kinderſpiel nun verboten haben. Das bringt mir jene charakteriſtiſch Berliniſche Anekdote in's Gedächtniß, die in jenen Tagen umlief. Des Königs ſchönes Vertrauen, wonach er bei den Feſtlichkeiten Militär, Gensdarmen und Polizei ſo viel wie möglich entfernt wiſſen wollte, damit der Bürger ſich ſelbſt die Ordnung ſchaffe, hat in der Stadt den vollſten Anklang gefunden. Es iſt vielleicht das, was dem Monarchen im Bürgerſtande die meiſten Herzen gewann, und der Umſtand, daß an allen dieſen Tagen, ſo viel man weiß, keine Unfälle eintraten, hat noch ein fataliſtiſches Siegel darauf gedrückt. Nun lautet der Berliner Witz: Ein Gensdarme will einen Bürger, der ſich ungebärdig beträgt, arretiren, der aber ſchüttelt ſtolz freundlich den Kopf und antwortet: „Ne, Herr Gensdarme, jezt arretir' ich mir alleene." Was ſollte aber aus der Polizei werden, wenn der Grundſatz durchgriffe! Wenn die Polizei das Kinderſpiel unterſagte, ſo hat es der König ſelbſt dafür deſto huldreicher aufgenommen. Am Geburtstage der Königin zog eine Schaar dieſer Kinder nach Sansſouci mit ihren ſelbſtgefertigten Inſignien und Fähnchen, ein paar Spielleute und zwei oder drei Fackeln voraus. Man war ganz unvorbereitet darauf, die Ceremonienmeiſter und Hofmarſchälle wußten nichts von ſolchen Präſentationen; aber der König, ſobald er erfuhr, was es gelte, öffnete den Kindern ſelbſt die Glasthüren des Saales und ließ ſie ein, wo ſie dann ihre Fahnen ſchwenkten, ihre Vivats brachten und ihnen auf des Königspaares Befehl ein heiteres Abendeſſen bereitet wurde. Auf des Königs Koſten wurden ſie dann mit der Eiſenbahn nach Berlin zurückgeſchickt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. December 1840.

Wer ſind die Spieler? — Männer, hart von Fauſt,
Die in Athen hier ein Gewerbe treiben.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſetzung.)

Das Spiel beginnt; der Chor tritt auf. Er beſteht aus fünf Sängern und ſechs Sängerinnen, ſämmtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr ſo, wie man ſich die Genien denkt. Dieſe ſtellen ſich halbkreisförmig im Proſcenium auf und leiten die Darſtellung, vom Orcheſter unten begleitet, mit einem Geſange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf und wir ſehen Jeſus in Jeruſalem einziehen. Dieſe erſte Scene iſt vielleicht die beſte des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eſelin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proſcenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn, ſchwingt die Zweige, breitet die Kleider aus, Hoſanna! tönt es, Hoſanna! Männer und Greiſe, Weiber und Kinder rufen und ſingen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die es Tags zuvor ſeine Rolle repetiren ließen. Der ganze Auftritt wird mit ſo lebendiger Freude, ſo liebevollem Eifer, zugleich mit ſo feinem Sinne für maleriſche Zuſammenſtellung durchgeführt, daß ſich jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung verſezt fühlt.

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel; die Verkäufer erſcheinen mit draſtiſchem Anachronismus in dem Koſtüme der polniſchen Juden, und dann geht Jeſus wieder nach Bethania; der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet ſingend die vorhergegangene Scene, knüpft ſie an die nächſte und erklärt den Zuſammenhang, in dem die plaſtiſche Vorſtellung, die wir nun ſehen ſollen, mit den Ereigniſſen ſteht, denen ſie vorausgeht. Dies iſt überhaupt ſeine mühevolle Aufgabe während des Tages, die Scenen zu vermitteln, den Zuſchauer zu ſtimmen und ſeinen Empfindungen zur Sprache zu verhelfen, in welchem Beſtreben er allerdings dadurch unterſtüzt wird, daß auch der ſchlichteſte Bauersmann ſein Spielbüchlein mitbringt und ſo dem Geſange zu folgen im Stande iſt. Wenn nun der Augenblick für die plaſtiſche Darſtellung gekommen iſt, ſo theilt ſich der Chor, ſtellt ſich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang nun emporgeht, auf und fährt ſingend in ſeiner Erklärung fort; dann tritt er ganz ab, um wieder den dramatiſchen Auftritten Raum zu geben. In größern Zwiſchenräumen kommt es dann auch vor, daß der Choragos, der der Gemeindevorſteher und ein Kürſchner iſt, umgeben von ſeinen

Digitized by Google

Sängern, in feierlich gehaltener Proſa einen Inbegriff der gegenwärtigen Lage der Dinge gibt und auf das Kommende aufmerkſam macht.

So haben wir nun die erſte plaſtiſche Vorſtellung. Die Söhne Jakobs beſchließen, ihren Bruder Joſeph aus dem Wege zu räumen. Dieſes Bild, wie faſt alle ſeiner Art, verdient billig unſere Bewunderung. Der Moment der Kataſtrophe iſt ſo richtig herausgegriffen, die Figuren ſo gut geſtellt und ihre Haltung ſo unbeweglich, der engere Rahmen der Mittelbühne ſelbſt iſt der Darſtellung ſo zuträglich, daß in der That ein Effekt erzielt wird, der ſo nah an ein Gemälde auf todter Leinwand hinreicht, als es mit lebenden Menſchen möglich iſt. Dieſe Tableaux ſind nun alle aus dem alten Teſtamente gewählt und kommen, wie ſchon aus dem Geſagten hervorgeht, lediglich in der Mittelbühne zur Erſcheinung, da ſie des Vorhangs bedürfen, um ſich aufzuſtellen und zu ordnen, und veränderlicher Dekorationen, um die Verſchiedenheit der Lokalitäten anzudeuten. Jedoch iſt dieſe Mittelbühne, wie ebenfalls ſchon erwähnt, nicht für dieſen Zweck allein da, ſondern ſie eröffnet ſich, nachdem der Vorhang gefallen und die Gemälde beſeitigt worden, immer wieder auch für die dramatiſchen Scenen, wie denn beſonders Alles, was der Natur der Sache nach in geſchloſſenem Raume vorzugehen hat, in ihr ſeine Darſtellung findet, ſo die Rathsverſammlung der Prieſter und Phariſäer, das Abendmahl u. ſ. w. Einzelne dieſer Gemälde nun ſind einfach und beſtehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und ſeine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradieſe; andere ſind wieder aus mehreren hundert Perſonen zuſammengeſezt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufſteigender Gruppirung, von den zweijährigen Kindlein, die vorne an der Grenze des Proſceniums theils ſtehen, theils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Tableau abſchließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darſtellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche ſehr gelungen ſchienen, ſo namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüſte das Manna ſchickt, wo das ganze Volk Iſrael, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moſes und Aaron auf erhöhtem Standpunkte imponirend unter der Menge ſtehen und das Manna, durch kleine Papierſchnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterſchneit. Dieſe Darſtellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in überſichtlichen Tauſenden auf die Leinwand gebracht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Was uns aber auffallen muß, im Vergleich mit unſerer Verwendung der Dichtkunſt, iſt, daß die Poeſie im alten Deutſchland gar keinen andern als einen ſittlichen Inhalt hatte. Ihre Form war erwachſen mitten in den Bedürfniſſen und Geſchäften des Lebens, deſſen feierliche Begehungen ſie begleitete. In den hiſtoriſchen Erinnerungen, in denen ſich das ſittliche Leben des Volkes, an denen ſich das ſittliche Urtheil des Volkes ebenſo darſtellte als weiter bildete, hatte ſie ein weiteres Terrain, in dieſer Weiſe dann auch die Form gefunden, um eigentlicher religiöſer, juriſtiſcher, ſittlicher, hiſtoriſcher Belehrung zu dienen. Anſen und Thurſen begegnen einander wie im phyſiſchen, ſo im geiſtigen Streit, im Streit um die höhere Einſicht und Kenntniß, und indem dieſer Streit poetiſch dargeſtellt wird, entwickelt ſich vor uns ein Blick in das, was jene Dichter für die höchſte Erkenntniß hielten. Ein Ans reist auf Erden, tritt mit verſchiedenen Menſchenpaaren in Beziehung und gründet, indem er ſich ihren Weibern vermählt, des bürgerlichen Gemeinweſens verſchiedene Stände; indem aber dieſe in ihrer urſprünglichen Aufgabe und Stellung geſchildert werden, ſehen wir, was der Dichter als das Rechtliche und Sittliche an dem Weſen der Stände betrachtet. Ein andermal ſtellt ſich der Dichter ſelbſt als lang Herumgereisten dar, und indem er berichtet, bei welchen Völkern er geweſen, von welchen Königen er gehört, mit welchen Helden er gelebt, gibt er einen Umriß der geographiſch-hiſtoriſchen Vorſtellungen ſeiner Zeit. Daß die chriſtlichen Prieſter nachher, da ſie bemüht waren, die dem Chriſtenthum feindlichen heidniſchen Elemente zu unterdrücken, viele Gedichte ihres Inhaltes wegen als unſittliche bezeichneten, iſt natürlich; aber das hindert nicht, daß dieſe Gedichte vom Standpunkte des Heidenthums ſelbſt ſittlichen Inhalt hatten. Wo die Götter nur einzelne concrete Weltmächte repräſentiren, iſt der Spott über ihre Endlichkeit ein weſentliches Ingredienz der Religion, und während der Teufel in der That ein armer Schelm iſt dem wahren Gott gegenüber, wird er in dieſem deutſchen Heidenthum mit ſeinem Hohn ſelbſt zur mächtigen Gottheit. Ein Gedicht wie Lokaſenna mußte dem chriſtlichen Prieſter im höchſten Grade anſtößig ſeyn, da es die Bezeichnung als göttliche Weſen auf Geſtalten anwendete, denen die ſchmutzigſten Dinge vorgeworfen wurden; ihm mußte das ganze Gedicht diaboliſch und albern zugleich erſcheinen; im Heidenthum hat es ſeine tiefe ſittliche Bedeutung.

Digitized by Google

Wo die Empfindungen und Seelenzuſtände, welche die ſinnliche Liebe begleiten, und der lezteren Fruchtbarkeits-Myſterium und Wunder göttliche Repräſentanten haben, können Winelieder nichts unſittliches ſeyn. Kurz, um es nochmals zu wiederholen: *die Form unſerer alten deutſchen Dichtung iſt naturgemäß und volksthümlich durch und durch; ihr Inhalt iſt ſittlich und volksthümlich durch und durch.* Sie dient nirgends ſubjectiven Leidenſchaften, Begierden, Kämpfen, Empfindungen, die mit der ſittlichen Maſſe des Volkslebens in Conflict träten, dieſe als eine hindernde Schranke fühlten; ſie dient nie dergleichen Dingen zum Ausdruck, und überhaupt iſt nichts in ihr, was einer dramatiſchen Dialectik ähnlich ſähe, als allenfalls in ſchwachem Anfang das Verhältniß Lokis zu den Anſen; nichts iſt in ihr lyriſch, als die an hymnenartige Faſſung erinnernden Kenningar, in denen das aufſteigende Sonnenlicht, das wiedererwachende Jahr, das Zuſammenbrechen von Licht und Leben im Tode, die ſich vorbereitende Schlacht, der Götter Mächte und dergl. geprieſen werden. Aber auch dieſe an das Lyriſche anſtreifenden Stellen ſind durch ihren formelhaften Charakter ganz dem Bereiche bloß ſubjektiven Ausdrucks entrückt, dem Feierlichen, Sittlichen näher geführt. *Die altdeutſche Poeſie iſt ganz religiös, epiſch und ethiſch.*

Wie ſteht es nun mit unſerer jetzigen epiſchen Poeſie? Das wahre Epos verlangt vor Allem einen poetiſchen Grund und Boden im ſittlichen Leben des Volkes. Bei uns aber wird das Leben des Volkes in ſeiner beſondern Erſcheinung nur in der Art von allgemeineren ſittlichen Bewegungen ergriffen, wie das Leben der Pflanze von den Bewegungen der ſie umgebenden Atmoſphäre. Nicht mehr in der einzelnen Familie ſelbſt wurzelt die Macht der ſittlichen Bewegung; der Staat hat dem Hauſe die ſchwere Laſt der natürlichen Strafgewalt, die dem Familienvater zuſteht, abgenommen, hat den Schutz des Hauſes übernommen; aber damit ſind auch dem häuslichen Leben die eigentlich poetiſchen Sehnen durchſchnitten; Gemüthsgewalten können ſich hier nur noch im Einklang mit der umgebenden Sphäre entwickeln; ſie ſind gezähmt, zum Theil nicht bloß dies, ſondern ſogar hundezahm, und wo ſie noch einen epiſchen Anflug nehmen wollen, taumeln ſie augenblicks haltlos zwiſchen dem Wege der Lächerlichkeit und dem des Verbrechens; das Volk würde nur entfernt noch eine Art Verſtändniß ſolchen Handelns haben, eines Handelns aus dem epiſchen Bewußtſeyn natürlicher Menſchenberechtigung heraus. Und im Uebrigen verlaufen die allgemeineren ſittlichen Bewegungen, die der Staat an ſich genommen, die das Haus jezt bedingen, ſchützen und umgeben, ſeyen es Kirchenactionen, Kriegsactionen, Kampf oder Friede, in gelehrten oder etiquettenmäßigen, dem Volksleben ſelbſt fremden Formen. Das häusliche Leben unſerer Fürſten und Helden wird entweder in dieſe, dem Volksleben fremden Formen hereingezogen und iſt dem Volke dann ebenſo ungemüthlich und gleichgültig, wie das Formelle jener Actionen ſelbſt; oder aber, wenn es volksmäßig, innig und vom Volke gern geſehen und geprieſen weiter beſteht, erſcheint es ganz als Abbild des bürgerlichen Familienlebens und ebenfalls als ſeparirt von dem gelehrten, diplomatiſchen, militäriſchen Thun. Will man ſich hiervon ein recht deutliches Bild machen, ſo wähle man die Freiheitskriege zum Gegenſtand der Betrachtung. Gewiß hatten dieſe, wie kein anderes Ereigniß der neueren deutſchen Geſchichte, einen wirklichen Grund und Boden im ſittlichen Leben des Volkes. Aber es verſuche es nur einer, ſie epiſch zu faſſen, und ſehe zu, wie weit er kommen wird. Ueberall, wo es die Darſtellung der entſcheidenden Handlungen und Verhandlungen gilt, wird er auf völlig unpoetiſchen, diplomatiſchen, militäriſchen, gelehrten Stoff ſtoßen, an welchem die Dichtung ſcheitert, oder an deſſen Stelle ſie allgemeine Faſſungen, ſubjective Fictionen ſchieben muß, d. h. auch ſcheitern muß; denn die epiſche Dichtung fordert vor allem, zwar nicht hiſtoriſche Genauigkeit, aber wirkliche, lebendige, objective Seelenwahrheit und objective Wahrheit der geſchilderten Zuſtände.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Modeſchriftſtellerei.

Nichts iſt in der hieſigen Literaturwelt gewöhnlicher, als Prozeſſe der Autoren mit ihren Verlegern; leztere ſuchen ſo wenig und ſo ſpät zu zahlen, als nur möglich, und liegt im Vertrage etwas Drückendes für ſie, ſo kann man im voraus überzeugt ſeyn, daß ihre Schlauheit Mittel finden wird, ihrer Verbindlichkeit zu entgehen. Dann bleibt dem Autor nichts übrig, als ſie vor's Handelsgericht zu ziehen. Vor einiger Zeit war es Alphonſe Karr, der humoriſtiſche Schriftſteller deutſcher Herkunft (ſein Vater, aus dem Zweibrückiſchen, iſt Tonſetzer und ein guter Klaviermeiſter in Paris), welcher gegen ſeinen Verleger klagte. Karr hat ſo lange an Zeitſchriften gearbeitet, daß er es endlich für gut fand, ſelbſt eine herauszugeben, aber freilich eine ganz kleine in Duodezformat, betitelt les Guèpes, die Weſpen. Wie es ſcheint, war er mit ſeinem Verleger übereingekommen, daß dieſer ihm für den Jahrgang ein Honorar von 10,000 Fr. zahlen ſolle; der Verleger behauptete aber, niemals ſich zu mehr als der Hälfte verſtanden zu haben, und der Eigenthümer der Zeitſchrift zu ſeyn, wogegen A. Karr die Weſpen in Gang gebracht zu haben ſich rühmte. Da die Richter aber nur nach ſchriftlichen Dokumenten urtheilen können, und dieſelben fehlten, ſo wurde Karrs Klage abgewieſen und ihm befohlen, ſeiner Zeitſchrift, falls er künftig eine herausgeben wolle, nicht mehr den Titel, *die Weſpen*, zu geben. Der Verfaſſer erzählt den Vorgang ziemlich drollicht

in der Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift: „Ich fragte die Herren, ob ich mich, nach wie vor, Alphonſe Karr nennen dürfte? Sie antworteten ja; worauf ich ihnen dankte und mich zurückzog.“ Er hat alſo ſein Monatſchriftchen kurzweg Alphonſe Karr betitelt und eine Vignette hinzugefügt, welche einen Richter darſtellt, der eine Weſpe in zwei Stücke ſchneidet. Außerdem nimmt Karr noch an andern Zeitſchriften Antheil. Balzac, der fruchtbare Romanſchreiber, wollte gleich Karr ſeine eigene Zeitſchrift haben, und zwar eine mit höhern Anſprüchen, nämlich eine Revue; ſie hatte aber keinen Fortgang, und er gibt dies Unternehmen jezt auf, um wieder Romane zu ſchreiben. Dies iſt jezt auch die Hauptbeſchäftigung des Alexander Dumas, dem das Theater nicht genug einbringt. Ein Roman iſt bald geſchrieben. Einige Kapitel ſind hinreichend, um mit Hülfe vieler leeren Seiten und eines weitläuftigen Druckes zwei Bändchen zu füllen; und da es einige hundert Leſekabinette gibt, welche alle Novitäten beliebter Schriftſteller ſich anſchaffen müſſen, ſo iſt der Verleger des Abſatzes ziemlich gewiß. Alle dieſe Modeſchriftſteller verhehlen nicht, daß es ihnen nur um's Honorar zu thun iſt, und daß ſie viel ſchreiben, um viel zu gewinnen und ein flottes Leben zu führen. Sie treiben ſich in der großen Welt umher, wo man nur mit vielem Gelde ſich alle möglichen Bequemlichkeiten und Vergnügungen verſchaffen kann, und ſie wollen die Genüſſe, die ihnen bei den Reichen geboten werden, in ihrem eigenen Hauſe haben. Um es dahin zu bringen, müſſen ſie ihren literariſchen Ruf ausbeuten, vom Theater zu den Journalen eilen, und von da in ihr Kabinet, um Romane und Novellen zu ſchreiben. Leider ſtehen aber die Brüſſeler Nachdrucker unaufhörlich bereit, alle in Paris Aufſehen erregenden Novitäten nachzudrucken und ihre Nachdrücke in die ganze Welt zu verſenden, ehe die Originalauflage aus Frankreich kommt. Um dieſes Uebel, welchem, wie es ſcheint, auf diplomatiſchem Wege nicht abzuhelfen iſt, etwas zu lindern, ſind einige Pariſer Buchhändler auf den eben nicht neuen Einfall gerathen, ſelbſt große Sammlungen wohlfeiler Ausgaben zu veranſtalten und in bedeutenden Quantitäten zu verſenden. Natürlich kommen aber die belletriſtiſchen Werke erſt dann in dieſe Sammlungen, wenn ſchon eine oder mehrere theure Ausgaben davon abgeſezt ſind. — Eine Revue démocratique kam in Gang, aber die Regierung fand darin gefährliche Artikel; ſie hat die Zeitſchrift vor die Aſſiſen gezogen, worauf ein Urtheil erfolgt iſt, welches den Herausgeber zu zweijähriger Haft verurtheilt.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Geburtstag der Königin. Kunſtausſtellung.

Der Geburtstag der Königin iſt auf ihren Wunſch in Stille vorübergegangen. An einer innigen Theilnahme von Seiten der Bürger Berlins fehlte es gewiß nicht. Es iſt ebenſowohl die edle Perſönlichkeit der hohen Fürſtin, und ihre wohlthätigen Einflüſſe, was ſie dem Volke theuer macht, als die Vorſtellung, daß Preußen, nachdem ſie dreißig Jahre ihm gefehlt, wieder eine Königin, eine Landesmutter beſizt. Doch iſt an dieſem Tage eines öffentlichen Gaſtmahls zu gedenken, welches die unbeſoldeten Communalbeamten dem Tage, ihren Freunden oder ſich zur Ehre, im ehemaligen Jagorſchen Locale, gaben. Es war gewiſſermaßen ein ſtädtiſches Oppoſitionsmahl. Bei den Einladungen zum Huldigungsdiner waren, bei manchen Vergeßlichkeiten, die vorgefallen ſind, auch mehrere gerade der Deputationen übergangen, welche die meiſte Arbeit und dafür die geringſte Anerkennung zu haben glauben. Sie ſezten ſich dafür ſelbſt in ihre Rechte ein, und waren Gaſtgeber und Gäſte. Indeſſen ſcheint die Oppoſition in harmloſer Weiſe abgelaufen. Man wollte ſich auch außerordentlich freuen und hat ſich gefreut. — Nun aber ſind wir feiermüde.

Die Ausſtellung der Gewerbsembleme hat an 15,000 Thaler eingebracht, die große Kunſtausſtellung nicht volle 5000! In frühern Jahren erreichte ſie jenes Quantum. Die Bruttoeinnahme ſoll diesmal nicht vollſtändig die Koſten decken. Dies unerhörte Reſultat iſt indeſſen gewiß nicht einer Abnahme des Intereſſes an der Kunſt, ſondern lediglich andern, ſehr naheliegenden Umſtänden zuzuſchreiben. Eine große Geldcirculation hat während der Huldigung in Berlin ſtatt gefunden, ſie ging aber nur durch gewiſſe Adern, in andern blieb dafür eine völlige Erſchöpfung. Zum Beiſpiel haben die Buch- und Kunſtläden, troz der Anweſenheit ſo vieler reichen und vornehmen Fremden, im Ganzen während der Zeit ſchlechte Geſchäfte gemacht. Auch von den Gewerken haben nur wenige gewonnen. In den Händen der Schnittwaarenhändler, der Reſtaurateurs und einiger Kaufleute mögen ſich allein die Gelder zu Kapitalien geſammelt haben. Auch muß der Erlös für Wein, namentlich für Champagner, außerordentliche Summen betragen haben. Mit den Hiſtörchen, wohin das koſtbare Rebenblut gefloſſen, und wo man nach den Feſten dergleichen gefunden, will ich Sie nicht unterhalten. In alten Zeiten ſprudelte der Wein in offenen Fontänen für das Volk bei dergleichen Staatsfeſten; ſeit man dieſe für gut befunden hat zu verſtopfen, iſt es natürlich, daß er andere Kanäle ſucht und findet, um in's Volk zu kommen. Es iſt in der Ordnung der Dinge, daß bei königlichen Feſten nicht die Controle einer Privatökonomie eintreten kann. — Kurz, es iſt ſo viel in dieſer Zeit verausgabt worden, und aus den vollen Taſchen in andere Taſchen übergegangen, daß für die Kunſt kein Geld übrig blieb, aber noch weit weniger Aufmerkſamkeit. Es war des Bunten und Blendenden, der großartigen Schauſpiele ſo viel, daß, was die Farben auf Leinwand zaubern können, dagegen matt erſchien. Wen ſollte zum Exempel das Gemälde des vorjährigen Florafeſtes noch ergözen, der eines der wahrhaften Nationalfeſte, voller Glanz, Geſchmack und Bedeutung, angeſehen hatte? Die nächſte Urſache der geringen Theilnahme iſt der wirklich geringere Werth der ausgeſtellten Gegenſtände. Wir ſind belehrt, daß unſer Wunſch nach jährlichen Ausſtellungen ein unvorſichtiger war. Die Schöpfungskraft bedarf längerer Zeiträume, um ſich zu ſammeln. Auch fehlten diesmal wieder die Bilder aus der Düſſeldorfer Schule. Es iſt ein wahrhaft ärgerlicher Zwiſt, der der preußiſchen Hauptſtadt die Gemälde aus ihrer vorzüglichſten Kunſtſchule vorenthält. Wenn auch hier wirklich geſündigt wäre, und man die Bilder der Düſſeldorfer in ein ungünſtigeres Licht gehängt hätte (der Berliner Witz nennt die mit dem Aufhängen Beſchäftigten die Henker), als worauf ſie, nach ihrem Werth, Anſpruch haben, ſo müßten doch ſolche kleinlichen Rückſichten vor einem höhern patriotiſchen Tribunale verſchwinden. Es ſoll des Königs ernſte Weiſung dahin ergangen ſeyn, dieſe verdrießlichen Zwiſtigkeiten in irgend einer Weiſe auszugleichen. Endlich iſt noch ein Grund des geringen Beſuches die geringe Meinung, die man von der Ausſtellung vornweg hatte. Gegen dieſen Fluch iſt kein Widerſtand in Berlin.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 44.

Sonnabend, 19. December 1840.

[622] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's ſämmtliche Werke,

mit neuen Zuſätzen vermehrte, neugeordnete

vollſtändigſte Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Zweite Lieferung oder 16r — 20r Bd. Subſcriptionspreis 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Gallerie

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und ſeinen Schülern,

in Stahl geſtochen von

Steifenſand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Zweite Lieferung:

Fauſt, 2s Blatt, — Egmont — Legende — Clavigo — Wahlverwandtſchaften.

Subſcriptionspreis 40 kr. oder 10 Gr.

Dieſe Ausgabe wird die erſte **durchaus vollſtändige** von Goethe's Schriften zu nennen ſeyn, indem ſie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in II Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836 — 37 erſchienenen, ſondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar ſowohl durch eine beſchränktere Bände-Zahl als die Ausgabe von 1826, wie beſonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr ſämmtliches Material zuſammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zuſammenſtellung des Zuſammengehörigen möglich geweſen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo ſelbſt während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verſchiedene Werke erſt im Entſtehen waren, und man über den dereinſtigen Nachlaß nur noch wenig Entſchiedenes vor Augen hatte.

Dieſe beſſere Zuſammenſtellung möglichſt in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewiſſenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür ſprechen, daß der dieſe neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Beſprechung des Gegenſtandes mit Goethe ſelber noch in friſcher Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, ſo ſind zum Vortheil dieſer neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, ſondern es ſind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuſcripte zu Rathe gezogen, ſo daß man denn nicht allein die beſte Lesart hat wählen, ſondern auch vielfältige, durch mehrere Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beſeitigen können.

Die weiteren Lieferungen, je zu 5 Bänden, werden ſich von Monat zu Monat folgen, ſo daß alle 40 Bände bis zur Oſter-Meſſe 1841 fertig ſeyn werden.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[625] So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

2 patriotische Lieder comp. von Fr. Kücken. Op. 32.

1) Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein (von N. Becker) f. 4 Männerstimmen 12 Gr., für eine Singstimme mit Piano oder Guitarre 6 Gr.

2) Held Friedrich zog mit seinem Heer (von Firmenich) für 4 Männerstimmen 12 Gr., für eine Singstimme mit Piano 8 Gr., mit Guitarre 6 Gr.

Reissiger's berühmter Chorgesang „Blücher am Rhein." Op. 157 (Preis 20 Gr.) erscheint baldigst arr. f. eine Singstimme mit Piano oder Guitarre.

Mit glänzendem Erfolg sind diese Gesänge in Berlin ausgeführt worden!

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[658] Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Der Meſſias

von

Friedr. Gottl. Klopſtock.

3 Theile in Einem Bande in Taſchenformat mit Klopſtocks Portrait.

Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Oden

von

Friedr. Gottl. Klopſtock.

2 Theile in Einem Bande in Taſchenformat.

Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Wir haben von dieſen klaſſiſchen Dichtungen eine wohlfeile Ausgabe veranſtaltet, welche in engliſch ſchwarzer Leinwand gebunden, ſich vorzüglich zu Feſtgeſchenken eignen.

Leipzig, im November 1840.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

---

[566] Durch alle Buchhandlungen iſt von mir zu beziehen:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1835—40. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Vorläufig iſt mit dem ſo eben erſchienenen vierten Hefte des zweiten Bandes dieſe für die altdeutſche Literatur ſo intereſſante Sammlung geſchloſſen.

Leipzig, im Okt. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[627] **Wohlfeile Ausgabe.**

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an auf die wohlfeile Ausgabe von

G. E. Leſſings Werke,

Octav-Ausgabe in 8 Bänden

mit Leſſings Portrait in Stahlſtich.

Preis ſauber brochirt acht Thaler.

Von dieſer ſehr gefälligen und wohlfeilen Ausgabe, die wegen ihrer trefflichen Biographie und Charakteriſtik Leſſings beſonders geſchätzt iſt, ſind die Vorräthe nicht mehr bedeutend; die vielen Verehrer Leſſings machen wir daher aufmerkſam, die Gelegenheit, die Werke eines der erſten Claſſiker ſich zu ſo billigen Preiſen anzuſchaffen, nicht vorübergehen zu laſſen.

Die Großoctav-Ausgabe von Leſſings Schriften herausgegeben von Karl Lachmann, 12 Bände auf Velinpapier mit Portrait in Stahlſtich koſtet jetzt im Ladenpreiſe Thlr. 16. — und der dazu gehörige Supplementband. Thlr. 1. 10 Sgr. oder 8 gGr.

Berlin, den 1. November 1840.

Voß'ſche Buchhandlung.

---

[598] **Engliſche Claſſiker.**

Bis zur Oſter-Meſſe 1841 werden nachſtehende, bei Gebr. Schumann in Zwickau erſchienene, korrekt und ſchön gedruckte Taſchen-Ausgaben engliſcher Claſſiker zu folgenden höchſt bedeutend herabgeſetzten Preiſen abgegeben:

Cooper, works. 33 vol., ſtatt 4 Thlr. 3 Gr. oder 7 fl. 14 kr. für 3 Thlr. oder 5 fl. 15 kr.

Walter Scott, works. 144 vol., ſtatt 18 Thlr. oder 31 fl. 30 kr. für 13½ Thlr. oder 23 fl. 37 kr.

Verzeichniſſe des Inhalts der einzelnen Theile dieſer Werke ſind in jeder Buchhandlung zu erhalten. Mit der Oſter-Meſſe treten die beigeſetzten höhern Preiſe wieder ein. — Beſtellungen übernehmen alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[619] In allen Buchhandlungen iſt zu haben: in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Die bewährteſten Mittel gegen

alle Fehler des Magens und der Verdauung,

als:

Magenſchwäche, — Magenverſchleimung, — Magenkrampf, — Blähungen, — Unordnung des Stuhlgangs, — Diarrhöe, — Kolik, — Verſtopfung, — Schwindel, — Kopfſchmerz, — Schlafloſigkeit, — Hypochondrie, — Leberleiden, — ſo wie auch gegen Schnupfen, — Bruſtverſchleimung, — Bluthuſten, — Urinbeſchwerden, — Verhaltungsregeln bei Erkaltungen — und eine Anweiſung zur Heilung der Trunkſucht. 5te verb. Aufl. Preis 10 Ggr. oder 45 Kr.

Allen, die an dieſen Uebeln leiden, iſt dieſe Schrift als ſehr hülfreich zu empfehlen.

---

[663] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sachſens große Erinnerungen.

Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner.

13 Bogen in 8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Es war die Abſicht des Verfaſſers bei dieſer Sammlung von Gedichten, ſeinem ſächſiſchen Volke die reiche Geſchichte des Vaterlandes in einzelnen Bildern vor's Auge zu führen. Dem Landmann wie dem Bürger

Digitized by Google

namentlich der heranwachſenden Jugend ſollten die erhebendſten Thatſachen, die edeln Züge der ſächſiſchen Fürſten und Helden in einfacher dichteriſcher Behandlung zur Belebung des volksthümlichen Geiſtes dargeſtellt werden.

Nach den geſchichtlichen Gedichten iſt noch ein Anhang von Sagen gegeben, und zum Schluſſe geſchichtliche Belege und Anmerkungen, aus alten ſächſiſchen Chroniken.

Zu dem bevorſtehenden Weihnachtsfeſte iſt dieſes Büchlein als eine willkommene Gabe zu empfehlen.

---

[638] Ankündigung.

Der Jüngling und der Mann,

in Bezug zu ſich ſelbſt, wie auch zu Welt und Menſchen.

Von

Fr. von Sydow.

Mit einem Titelkupfer. geh. 1⅓ Rthlr.

Rein'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[635] In unſerm Verlage ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gellerts ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Taſchenausgabe in 6 Bänden **mit Gellerts Bildniß** in Stahlſtich von Karl Barth.

Brochirt. Preis 2 Rthlr. 20 Gr.

Leipzig, im Nov. 1840.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[659] **Gubitz Volks-Kalender für 1841,**

mit 120 vortrefflichen Bildern geziert.

(Preis: 12½ Sgr., 10 gGr. ſächſ., 45 kr. rhein.)

Dieſes allgemein beliebte Volksbuch, als der unterhaltendſte und nützlichſte der erſcheinenden Volks-Kalender anerkannt, im Jahrgange 1841 ſeine ſechs Vorgänger bei weitem übertreffend, fehlte eine Zeit lang; jetzt aber iſt derſelbe wieder in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben, und als angenehmes, zugleich ſo wohlfeiles Weihnachts- und Neujahrs-Geſchenk zu empfehlen.

Berlin, im December 1840.

Vereins-Buchhandlung.

---

[593] **G. P. R. James' Romane,**

herausgegeben von

Fr. Notter und G. Pfizer.

Von dieſer bei Metzler in Stuttgart erſcheinenden billigſten deutſchen Taſchen-Ausgabe der beliebten Romane des gefeierten James' ſind ausgegeben:

Der Zigeuner. 6 Bdchn.
Der Hugenotte. 8 Bdchn.
Darnley. 7 Bdchn.
Richelieu. 1 — 3s Bdchn.

Für den Werth der Ueberſetzungen bürgen die Namen der Hrn. Herausgeber. Jedes Bdchn. koſtet nur 3 Gr. oder 12 kr. Die Fortſetzung folgt ohne Unterbrechung, und ungefähr jeden Monat erſcheinen 2 Bdchn. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[618] Um Whiſt und Boſton gewinnreich zu ſpielen, dient als beſte Anleitung und iſt in allen Buchhandlungen zu haben, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

1) Der Whiſt- und Boſtonſpieler,

wie er ſeyn ſoll,

oder Anweiſung, das Whiſt- und Boſtonſpiel, nebſt deſſen Abarten, nach den beſten Regeln und allgemein geltenden Geſetzen ſpielen zu lernen, nebſt 26 beluſtigenden Kartenkunſtſtücken und 3 Tabellen zu Boſton-Whiſt. 4te ſehr verb. Aufl. br. 12 gGr. oder 54 Kr.

2) Zur Erheiterung in Geſellſchaften:

Der beluſtigende Kartenkünſtler,

eine Anweiſung zu 113, größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchſt überraſchenden Kartenkunſtſtücken. Von A. Meerberg.

Preis 8 Ggr. oder 36 Kr.

3) Zur Unterhaltung für die Jugend:

Der kleine Zauberer

oder 26 beluſtigende Kunſtſtücke

durch Karten, — Würfel, — Kugeln, — Eier, — Erbſen, — Geld und Uhr darzuſtellen, einen Luftballon zu verfertigen und die Geheimſchrift kennen zu lernen.

Sauber brochirt. Preis 8 Ggr.

---

[651] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verſuch einer Phyſiologie der Sprache

nebſt hiſtoriſcher Entwicklung der abendländiſchen Idiome nach phyſiologiſchen Grundſätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Erſter bis dritter Band.

gr. 8. Preis 7 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr.

Der Verfaſſer hat ſich die neue Aufgabe geſtellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin ſich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu ſchildern. Neben getreuer Benützung der ſtrengwiſſenſchaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, ſind ſeine Vorbilder insbeſondere Stark, deſſen Unterricht er in Kopenhagen aufgeſucht hat. und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie ſie geſprochen werden, verdankt er die Auffaſſung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgeſtaltigen Erſcheinungen deſſelben, hier vorerſt der Lautlehre, weiß er darzuſtellen als Ausſtrahlungen einer urſprünglichen Einheit. Dieß wird beſonders anſchaulich durch das Band einer gleichmaßigen Orthographie, mit deren Beiſtand er den oft ſo wunderlichen Eigenſinn der beſtehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben ſind in dieſer Geſammtorthographie gegeben und meiſt von Ueberſetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erſte Band enthält die Theorie d. h. die Laute und die Erſcheinungen der Quantität und des Accents, ſowie ſich dieſe Seiten der Sprache auf dem Geſammtgebiet der beigezogenen Sprachen darſtellen; außerdem noch den Anfang der hiſtoriſchen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechiſch, Latein, Gothiſch. — Im zweiten Band ſind die mittelalterlichen Sprachen dargeſtellt:

Google

Byzantiniſch, Provenzaliſch, Nordfranzöſiſch, Altnordiſch, Angelſächſiſch, Nieder- und Oberdeutſch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausſchluß des Deutſchen, von dem nur das Niederdeutſche aufgenommen iſt, indem das Oberdeutſche ſammt unſrer Schriftſprache einem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[599] Bedeutende Preisherabſetzung.

Bis zur Oſter Meſſe 1841 werden die nachſtehenden, von der bei Gebr. Schumann in Zwickau erſchienenen, beliebten Ueberſetzung Walter Scotts in Taſchenformat noch vorhandenen, auf Velinpapier gedruckten 138 Theile:

Walter Scott's Romane. 87 Thle. 5 Thlr. 10 Gr. oder 9 fl. 29 kr.
— — Lebensbeſchreibungen der ausgezeichnetſten Romandichter. 3 Thle. 6 Gr. oder 27 kr.
— — Leben Napoleons. 21 Thle. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 4 kr.
— — ſämmtl. poet. Werke. 20 Thle. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 fl. 55 kr.
— — Geſchichte von Schottland. 7 Thle. 14 Gr. oder 1 fl. 2 kr.

zuſammengenommen, anſtatt 9 Thlr. 16 Gr. 16 fl. 55 kr. zu dem höchſt geringen herabgeſetzten Preiſe von:

7 Thlrn. oder 12 fl. 15 kr.

abgegeben. Verzeichniſſe des Inhalts der einzelnen Theile ſind in jeder Buchhandlung zu haben. Mit der Oſter-Meſſe treten die oben beigeſetzten höheren Preiſe wieder ein. — Beſtellungen übernehmen alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[469] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Lord Ellis, Erinnerungen und

Geſtändniſſe eines Gauners

aus der vornehmen Welt. Deutſch von H. Gauß.
2 Theile. 8. 2½ Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Dieſes Buch lieſ't ſich zwar wie ein Roman, iſt aber allem Anſcheine nach keiner, ſchon aus dem Grunde nicht, weil noch lebende oder doch gelebt habende Perſonen darin eine Rolle ſpielen. Der Held deſſelben iſt mehr ein leichtſinniger als ein ſchlechter Menſch, der, ein Sohn und Zögling des Unglücks und der Armuth, mitten in den Stürmen eines höchſt wechſelvollen Lebens, doch überall Zeugniß von einem im Grunde guten Herzen ablegt.

---

[633] In allen Buchhandlungen iſt, neu erſchienen, zu haben:

Salomon Geßner's
ſämmtliche Werke.

Neue Stereotyp-Ausgabe.
2 Bände, Velinp. Mit einem ſchönen Portrait.
Preis 1⅙ Thlr. 2 fl. 6 kr. rhein.

Leipzig 1841. Friedrich Fleiſcher.

Der Verleger dieſer, für ſeinen Verlag erworbenen Werke eines Schriftſtellers, der bereits ſo lange Zeit der Liebling der deutſchen Nation geweſen iſt, glaubt obiger Anzeige nur noch hinzuſügen zu müſſen, daß dieſe Ausgabe durch einen achtungswerthen Gelehrten auf das Sorgfältigſte geleitet und viele in den früheren Ausgaben nicht befindliche ſehr ſchätzbare Vermehrungen erhalten hat. Hinſichtlich der äußern Ausſtattung ſchließt ſie ſich den neuerdings erſchienenen ſo beliebten Ausgaben von Schiller, Wieland, Klopſtock, Gellert u. a. m. vollkommen an, und iſt durch ein von K. Barth ſehr ſchön geſtochenes Portrait noch beſonders geziert.

---

[662] **Ein neuer Roman von L. Mühlbach.**

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Des

Lebens Heiland.

Ein Roman
von

L. Mühlbach.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieſe neue Dichtung der Verfaſſerin von „Frauenſchickſal" und „Zugvögel" behandelt in ſehr intereſſanten und anregenden Bildern eine Bekehrungsgeſchichte der allerneueſten Zeit. Die Verfaſſerin thut hier unter der anſprechenden Form der Dichtung tief ernſte Blicke in das innere pſychologiſche Leben der Gegenwart und führt zugleich in eine buntbewegte Welt von Ereigniſſen und Charakteren, in deren glänzender Entfaltung die Verfaſſerin von Neuem ihr jugendlich lebensvolles Talent bewährt hat.

Altona, im December 1840.

J. F. Hammerich.

---

[657] Herabgeſetzter Preis des Taſchenbuchs:

Cornelia.

(Sind durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.)

Die Jahrgänge	1824 — 1840	zu	12	Thalern.	
„ „	1828 — 1840	„	10	„	
„ „	1828 — 1831	„	2	„	
„ „	1832 — 1834	„	2	„	
„ „	1835 — 1838	„	3	„	8 Gr.
„ „	1839 — 1840	„	3	„	16 Gr.

Ich verbinde hiermit die Anzeige, daß mit dem Jahrgang 1842 die Cornelia wieder in meinem Verlage erſcheint und es beginnt damit eine neue Folge.

Auch empfehle ich ferner zu ſehr paſſenden Feſtgeſchenken:

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Feſtgeſchenk für edle und gebildete deutſche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weiſe. Mit einem Stahlſtich. 12. geb. 1 Rthlr. 15 Gr.

Chriſtliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geſchlechts von A. Schoppe, geb. Weiſe. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Feſtgabe in zehn neuen dramatiſchen Spielen für die deutſche Jugend. Mit colorirten lithogr. Darſtellungen. Von Lina Reinhard. 12. geb. 1 Rthlr. 15 Gr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogeſen. Geſammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung oder 2tes Bändchen. 12. broch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Heidelberg, im November 1840.

Joſ. Engelmann.

---

[660] In allen Buchhandlungen vorräthig, in Leipzig bei H. Hunger:

Illuſtrationen
zu
Wieland's Oberon.

24 Blätter in 4 Lieferungen. Jede Lieferung 8 Gr.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 21. December 1840.

Bei unſern alten Malern ſind die Kriegsknechte, welche um das Gewand Chriſti würfeln oder ſein Grab bewachen, ächte deutſche Landsknechte. So konnte noch eine nicht ſehr ferne Zeit ihr Leben, ihre ganze Sittlichkeit als poetiſche Folie gebrauchen. Seit dies nicht mehr möglich iſt, hat ſich das ganze Verhältniß der Poeſie zur Kultur umgewandelt.

Wielands Merkur.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Unſere Fürſten der Völkerwanderung und der früheren Zeit des Mittelalters führen ein Leben aus Einem ſittlichen Guſſe; ihre Liebe zu Frauen greift in ihr politiſches Leben, ihr politiſches Leben in ihr Haus in untrennbarer Einheit ein; und die Formen wie die Motive des fürſtlichen Handelns ſpiegeln ſo im Leben des ganzen Volkes wieder, daß dieſes in ihnen die Flügelmänner des eigenen ſittlichen Daſeyns erkennt. Einzelne Perſonen unſerer lezten Kriege nähern ſich nun allerdings dieſer ächt epiſchen Haltung, Männer z. B. wie Hofer, Schill, Blücher; und das Volk hat dafür den richtigen, poetiſchen Takt behalten, hat ihr Andenken gerade in aller Weiſe gefeiert; die Lieder zu ihrem Preiſe ſind noch in dem Munde von Alt und Jung; aber bei ſolchen einzelnen Liedern muß es auch bleiben, denn ſo wie es Jemand unternähme, das Leben dieſer Heldenfiguren mit den andern Figuren der Zeit in ſeiner Verwicklung und Begründung zu zeigen, würde er ſofort von dem Lande der Poeſie Abſchied nehmen oder ſubjective Fiction ſchaffen, die nie und nirgends etwas epiſches hat. Ginge unſere hiſtoriſche Gelehrſamkeit nicht bei Alt und Jung und aus allen Schulen fortwährend den Anfängen und Anſätzen der Poeſie zur Seite her, ſo könnten wohl aus den Motiven einzelner Lieder von Rückert, Arndt, Schenkendorf und Körner allmählig im Munde des Volkes größere poetiſche Kreiſe, Anfänge wahrer Epopöen zuſammenwachſen, indem das Poetiſche der Einzelfiguren in der Volkserinnerung weiter wucherte, die Lieder ſich um und einander näher bildeten,* ſich gegenſeitig in Verhältniß ſezten und ſo eine epiſche Darſtellung der Freiheitskriege erfolgte, die zwar auch Fictionen, aber keine ſubjectiven, ſondern ſolche enthielte, welche zur Geſtalt gediehene, ſittliche Gedanken des Volkes und aus der wahrſten Auffaſſung wirklicher Zuſtände hervorgegangen wären. So aber macht das controlirende, gelehrte Bewußtſeyn, das bis zum Dorfſchulmeiſter herab das Leben des Volkes durchdringt, die Bildung eines Epos, eines ſittlichen Gemäldes der Regungen des Volkslebens, wie es die alten Heldengedichte gewähren, ſchlechthin unthunlich, und für uns bleibt keine Möglichkeit einer epiſchen Darſtellung, man müßte denn einen ſolchen Namen auch auf künſtliche Werke, wie ſie die Italiener ihrem Taſſo und Arioſt verdanken, anwenden.

* Man ſieht jezt freilich nicht recht, durch welches Organ, indeſſen das würde ſich ſofort mit dem Zurücktreten der Lectüre von ſelbſt finden.

Digitized by Google

Solche Kunſtepopöen braucht man nur flüchtig zu kennen, um den ganzen mächtigen Unterſchied zu fühlen, der zwiſchen ihnen und zwiſchen Werken beſteht wie die homeriſchen Geſänge oder das Nibelungenlied ſind. Taſſos befreites Jeruſalem hat nirgends, weder in den Zeiten der Kreuzzüge noch in denen Taſſos eine Wahrheit in objektiven Zuſtänden; ſeine ganze Wahrheit beruht in dem darin dargeſtellten ſubjectiven Element, in der Seele des Dichters, und es iſt eben ein Zeichen von dem Verfall der ſittlichen Grundlagen des Volkslebens, wenn dergleichen entſtehen und ſo entſtehen kann, daß ihm die Bewunderung nicht nur, nein, die Liebe des Volkes zu Theil wird. In den reali di Francia konnte das Rittervolk des Appennin noch ein Abbild ritterlichen Treibens und Denkens in's Poetiſche erhoben erblicken; in Taſſos Geſängen konnte nur ſchwelgen, bei wem die ſubjective Empfindung und die Liebe für ſchöne Form das höchſte Intereſſe geworden. Anſätze epiſcher Dichtung nun, wie jene Epopöen des ſechzehnten Jahrhunderts in Italien ſind, ließen ſich bei uns denken; aber der Herr bewahre die Nation in Gnaden vor Meiſterwerken dieſer Gattung, oder wenigſtens vor Zuſtänden, in denen das Volk in weiterem Sinne an dergleichen Theil nähme; ſolche Gedichte verweichlichen, geben ſubjectiven Stimmungen und Beſtrebungen eine Berechtigung, weit, weit über Alles hinaus, was unſere Literatur, ſelbſt unſere dramatiſche, gegenwärtig ſchon an ſchlechten Motiven nährt.

Selbſt was in neuerer Zeit von religiös-epiſcher Dichtung verſucht worden iſt, hat ganz den Weg dieſer Kunſtepopöen genommen, und die Nation hat ſich dadurch ſelbſt ein ſchönes Zeugniß richtigen Urtheils ausgeſtellt, daß ſie von all dergleichen ſo gut wie keine Notiz genommen. Klopſtocks Meſſias hat ſie im Grunde gar nicht berührt; ſie verhält ſich dazu, als ginge ſie das Gedicht ſo gut als gar nicht an und wäre nur zur Freude künſtlich gebildeter Kreiſe in's Deutſche überſezt. Auch ſolche Gedichte wollen ihre hiſtoriſche Grundlage im Leben des Volkes, wenn ſie gedeihen ſollen. Als unſere Vorfahren Chriſten geworden waren, ſahen ſie die Geſchichte des Reiches Gottes als einen herrlichen epiſchen Stoff an, ergriffen ihn, und einigen iſt die Behandlung bewundernswürdig gelungen, aber eben nur deßhalb gelungen, weil man am eigenen Volksleben ſofort die breiteſte epiſche Grundlage für die Behandlung fand. Holofernes in der Judith erſcheint ganz als ein deutſcher Häuptling, die Einwohner von Bethulia als eine deutſche Volksgemeinde, Judith ſelbſt wie eine deutſche Heldenjungfrau: es war deutſches Leben, was ſofort wie lebendiges Fleiſch um den religiöſen Stoff wuchs und die Träger des Stoffes zu rechten ſittlichen Repräſentanten des eigenen Volkslebens machte. Man prüfe nur, ob nicht alles, was an der epiſchen Bearbeitung der Geſchichten des alten Teſtamentes, die unter Cädmons Namen geht, was an der epiſchen Bearbeitung der evangeliſchen Geſchichte, der man den Namen Heliand gegeben, was an der epiſchen Bearbeitung der Legende vom heiligen Andreas, und ſelbſt am Muspilli wirklich ſchön und poetiſch iſt, ob nicht Alles das eben auf der richtigen Durchdringung des eigenthümlichen deutſchen Elementes und des allgemein religiöſen Elementes ruht? Man verſuche doch dergleichen jezt und laſſe die Stadtverordneten von Bethulia und die Flügel- und Generaladjutanten des Holofernes eine Judith umgeben, und Bomben und Congreveſche Raketen ſpielen, und beim Gelag an Holofernes Hofhaltung Ananas-Cardinal und Bayonnerſchinken auftragen und zum Nachtiſch Veroneſer Aepfel — man wird ſehen, wie weit man kommt.

(Fortſezung folgt.)

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſezung.)

Die erſte plaſtiſche Darſtellung, wie ſich die Brüder Joſephs über ſein Verderben berathen, entſpricht nun ſymboliſch der Rathsverſammlung der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, wie ſie Jeſum fangen und tödten können. So ſehen wir, nachdem der Chor vorerſt gethan, was ſeines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jeruſalem. Dies iſt nun aber, gelinde geſagt, eine ſehr lang dauernde Scene. Die beiden Hohenprieſter, Annas und Caiphas, halten ſehr gründliche, aber nichts deſto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche ſofort die Abſtimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt ſein Votum beſonders; die meiſten ſind mit den hohenprieſterlichen Anträgen einverſtanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu ſagen, in gutgewählten Synonymen eine Periphraſe der Meinung des Proponenten, ungefähr ebenſo, wie es noch heutzutage in den Collegien die jüngern Beiſitzer machen. Ich will nicht leugnen, daß mir überhaupt der hohe Rath bei ſeinem Auftreten, ſey's nun in der Sitzung oder auf der Gaſſe, etwas ſchleppend zu verhandeln ſchien, und zwar deßwegen, weil der Text, in der guten Abſicht, jedem ſeine Rolle lieb und werth zu machen, allenthalben jedem etwas in den Mund legt. Daß dieſes weitläufige Vociferiren aber nicht mir allein unbehaglich war, ſchien mir daraus hervorzugehen, daß ich neben mir bei wiederholtem Erſcheinen des Synedriums zu öftern Malen den Ausſpruch hören mußte: „O, die ſind ſchon wieder da!" Worte, die zuverſichtlich nicht den unpopulären Tendenzen der Auftretenden allein galten.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jeruſalem bei der Feier des Paſſamahles.

Digitized by Google

Hier verſinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernſt, in die fromme Weihe der Darſtellung, die in ihrer bibliſchen Einfachheit, ohne alle Zuthat redneriſcher Zierden mächtig ergreift. Dann ſehen wir wieder Judas vor dem redſeligen Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeſchichte. Den jezt folgenden Scenen nun, wenigſtens vom Gebete auf dem Oelberge bis nach der Dornenkrönung, wünſchten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Reviſion. Wie empörend wirkt es, wenn Jeſus im Todeskampfe dreimal auf das Angeſicht fällt und platt und langgeſtreckt jedesmal faſt eine Minute liegen bleibt. Dies iſt eine Unſchönheit, mit der wir uns auch dann nicht ausſöhnen konnten, als wir einſahen, daß ſie nothwendig geweſen, weil während dieſer Lage auf die Stirne des Heilands, die bis in die Couliſſe reichte, lange, ſchwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vor's Publikum tritt. Es wird ſchon ſchwierig ſeyn, dieſen blutigen Schweiß in der Darſtellung vor den Urtheilsfähigen zu rechtfertigen; nun iſt aber ſelbſt noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herunterrieſelt, und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch mehrmal von dem Marterſtuhl herunter auf den Boden geſtoßen, obgleich nach Hofrath Oken ſchon im Jahr 1830 eine Bauerfrau Zweifel an der Authenticität dieſer Rohheit geäußert hat, und obgleich dieſe Zweifel durch das Stillſchweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterſtüzt werden. Indeſſen geben wir gerne zu, daß das Spiel durch eine Richtung in unſerm Sinne bei dem Volke leicht eben ſo viel verlieren könnte, als es für andere Augen gewänne. Ein einflußreicher Mann der Gegend war derſelben Meinung, indem er auf meine Vorſchläge ganz entſchieden antwortete: Alles umſonſt! das Volk ſchenkt keinen Tropfen Blut her.

Die Scene auf Golgatha ſteht in erſchütternder Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne iſt vor uns aufgerollt; Chriſtus und die beiden Schächer ſind an's Kreuz genagelt, einer nach dem andern aufgerichtet. Weinen und lautes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuſchauer. Die römiſchen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den teufliſchen Spott der Juden und die lezten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geiſt auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmuth anſehen können, weil die Knittel elaſtiſch ſind; dann tritt Longinus heran und durchſticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher ſofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen worden, und Römer und Juden die Bühne verlaſſen haben, die Abnahme Chriſti vom Kreuze in ſtiller Heiligkeit mit bewundernswerther Ruhe und Würde. — Zwei plaſtiſche Vorſtellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfiſch geſund an's Land geſezt, dann das Volk Iſrael, trockenen Fußes durch's rothe Meer ziehend, und darauf ſehen wir fröhlich Chriſtus auferſtehen. Das Schauſpiel ſchließt mit einer ſchönen allegoriſchen Vorſtellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben nun hiemit die Hauptmomente der Vorſtellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwiſchentreten der Tableaux und des Chors, ſo an äußerem Umfange gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, ſondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgeſpielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darſtellenden haben ſchon bedeutende Gewährsmänner ſich rühmend geäußert, und wir treten ihren Ausſprüchen beſcheiden bei. Die thätigern Rollen werden natürlich aufgefaßt und friſch und kräftig weggeſpielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages ſcheint mir dem Chriſtus zu gebühren, der uns das Weſen des menſchgewordenen Gottes, ſo weit es für uns Sünder erreichbar iſt, mit weihevollem Anſtand vorführte. Auch das Spiel des Judas iſt ſehr zu loben, wie denn überhaupt Niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des ſprachlichen Vortrags, und denen ſey zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom ſprechen, in dem ſich bayriſche und ſchwäbiſche Elemente unentwirrbar miſchen, und daß ſie mit den Tyrolern das harte r gemein haben, das immer dreifach klingt; deßwegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen, und ſich an dem Hervortreten der Gutturalbuchſtaben nicht ſtoßen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Kunſtausſtellung.

Man war nicht ganz gerecht. War auch kein eminentes Bild da, und, wie immer, mehr Mittelgut, als Gutes, ſo fehlte es doch nicht an ſchäzenswerthen Stücken, und an andern, wo der bedeutende Anſaz erkannt werden muß, wenn auch die Vollendung noch abgeht. In der Sculptur boten Rauchs beide Polenkönige, jezt in Erz gegoſſen, einen überraſchend ſchönen und befriedigenden Anblick. Es iſt eines der vollendetſten, in ſich abgerundetſten Werke des Künſtlers, das zu jedem ſpricht, was es ſoll. Ihrem Korreſpondenten, der ſich noch wohl des Modells entſinnt, das vor mehreren Jahren ausgeſtellt war, ſchien der unendlich milde und kräftige Charakter beider Chriſtenkönige noch ſprechender aus den ſanften Flächen und Wölbungen des dunkeln Thons hervorzutreten, als die blendende Vergoldung des ſtarren Metalls es zuläßt. Kunſtkenner, die ich ſprach, ſind

Digitized by Google

nicht meiner Meinung. Solcher Goldreichthum eignet ſich, meines Erachtens, mehr für Helden und Könige, die durch Weltthaten und äußern Glanz in der Geſchichte ſich einen Namen machten, als für zwei fromme und ſtarke Bekenner. Doch darf man freilich auch die Beſtimmung der Statuen nicht außer Acht laſſen. In einem ſlaviſchen Volke muß jede Größe, auch die kirchliche, von Glanz umgeben, hingeſtellt werden, wenn ſie wirken ſoll. — Begas Chriſtus und ſeine Jünger über Jeruſalem iſt unter den Gemälden, ſeiner Anlage, Umfang und zum Theil auch ſeiner künſtleriſchen Handhabung nach, das bedeutendſte. Es hat nicht den Eindruck hervorgebracht, den der Künſtler nach der Begeiſterung und dem Fleiße, den er darauf verwandt, hoffen durfte. Was der Vorzug der Polenkönige iſt, fehlt dieſem Bilde. Es drückt nicht aus, was es ſoll. Man muß ſich die Intention, daß Chriſtus Jeruſalems Untergang prophezeit, erklären laſſen. Dennoch iſt es ein ſchönes Bild, eine vortrefflich componirte Gruppe, eine ſchöne Landſchaft, edle Geſtalten, ſchöne, ausdrucksvolle Geſichter, auch das des Chriſtus, wenn ſich überhaupt von den Neuern ein Chriſtus malen läßt. — Von einem wenig bekannten Maler aus Gotha, Jacobs, war ein Effektſtück: der Sultan und die Shehezarade. Bei etwas franzöſiſcher Schule, die aber wohl verarbeitet iſt, trat doch eine kräftige Eigenthümlichkeit in dieſem Bilde heraus. Die Lichtwirkung überraſcht; man glaubt, wenn man in's Zimmer tritt, ein wirkliches Feuer beleuchte die beiden ſchönen Geſtalten, die herrliche Ornamentur. Das Geſicht des Kalifen iſt der lebendige Ausdruck des geiſtvollen Staunens, das der Shehezarade Schönheit, Sinnigkeit, Geiſt und Angſt, verkörpert in der lieblichſten Geſtalt. Was dem Bilde einen ungemeinen Reiz gibt, iſt, daß das Geiſtige bei allem ſinnlichen Material, was in der Situation und den Attributen des Orients von ſelbſt gegeben iſt, die ſinnlichen Gedanken ganz überwältigt. Das orientaliſche Wundermährchen ſelbſt iſt in dem Bilde repräſentirt. Iſt der Maler noch ein junger Mann, darf man viel von ihm erwarten. Denn fertig iſt das Bild als Gedanke wohl, auch in der einzelnen Ausführung, aber noch nicht als Kunſtwerk. Poeſie iſt darin, glühend, friſch, kräftig, dem Ganzen fehlt aber ihr weicherer Anhauch, die ſanfte Verſchmelzung der Theile zu einem Ganzen, die Subordination des Unbedeutenden zu dem Bedeutenden. So ſtörten Ihren Korreſpondenten z. B. die zu exekt geſtickten und von verſchiedenem Leder genähten Pantoffeln des Kalifen, welche er dem Zuſchauer in's Geſicht hält. Ein halbes Knieſtück, eine verdeckende Staffage hätten den charakteriſtiſchen Werth des Gemäldes bedeutend erhöht. An Landſchaften und trefflichen Porträts war kein Mangel, wohl aber iſt hier Mangel an Raum, um in die Details der Ausſtellung weiter einzugehen.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Didots Druckerei. Vereine. Académie française.

Lamennais Prozeß ſoll nun ebenfalls vorgenommen werden; die Aufmerkſamkeit des Publikums iſt ſehr darauf geſpannt; man weiß aber noch nicht, ob Lamennais perſönlich erſcheinen wird, um ſich zu vertheidigen, oder nicht. Unterdeſſen hat der berühmte Schriftſteller ein philoſophiſches Werk herausgegeben, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß ihn die Politik nicht ausſchließlich in Anſpruch nimmt. — Die Didotſche Buchhandlung beſchäftigt mehrere junge deutſche Gelehrte für die Ausgaben alter klaſſiſcher Werke und großer neuer Lexica. Dabei hat dieſe Officin den Druck der Abhandlungen und ſonſtigen Bekanntmachungen der königlichen Akademien zu beſorgen, mit Ausnahme einiger wenigen, welche in der königlichen Druckerei erſcheinen. Jezt ſchafft ſich die Didotſche Druckerei auch orientaliſche Typen an, um in dieſer Hinſicht mit der königlichen Druckerei wetteifern zu können, welche ſonſt die einzige Anſtalt in Paris war, wo Werke in orientaliſchen Sprachen gedruckt wurden. Da dieſe Druckerei aber ſehr hohe Preiſe ſtellt, ſo iſt es gut, wenn eine Privatdruckerei wohlfeiler daſſelbe leiſten kann, wie die königliche. — In dieſem Herbſt fand wieder ein ſogenannter hiſtoriſcher Congreß ſtatt. Der Privatverein: institut historique, hat nämlich allerlei hiſtoriſche, zuvor bekannt gemachte Aufgaben öffentlich verhandelt, und viele junge Gelehrte haben daran Theil genommen. Wenn auch für die Wiſſenſchaft dadurch kein bedeutender Vortheil erwächst, ſo haben dieſe öffentlichen Erörterungen doch den Nutzen, daß ſie die jungen Gelehrten im Vortrage üben, und ſie gewöhnen, ſich einem großen Publikum verſtändlich zu machen. Es fehlte nie an einer großen Anzahl von Zuhörern, was beweist, daß die Pariſer ſehr bildungsluſtig ſind, obſchon ſie im Ruf ſtehen, daß ſie nur dem Vergnügen nachgehen. Zu den vielen bereits beſtehenden Vereinen hat ſich ein neuer geſellt: institut oratoire, welcher großen Nutzen ſtiften kann, wenn er gut geleitet wird. Er ſoll nämlich die jungen Leute in der Redekunſt üben und allen offen ſtehen, welche ſich zu öffentlichen Vorträgen berufen fühlen. Die Redekunſt wird jezt in Frankreich unentbehrlich. Kein Miniſter kann ohne dieſelbe Einfluß auf die geſetzgebenden Kammern üben, und wenn er der beſte Staatsmann wäre. Ein Deputirter oder ein Pair, der nicht frei ſprechen kann, oder ſchlecht ſpricht, wird überhört, und man unterhält ſich laut während ſeiner Rede. Dem Franzoſen iſt es nicht möglich, eine ſchlechte oder langweilige Rede anzuhören, er wird ungeduldig. Für die Profeſſoren iſt die Kunſt, aus dem Stegreife zu reden, eben ſo unentbehrlich; vorleſen wird in Frankreich als ein Beweis des Unvermögens zu reden angeſehen, und ſelten nehmen öffentliche Lehrer zu dieſem Hülfsmittel ihre Zuflucht; kein Profeſſor wird hier berühmt, wenn er nicht ſein Wiſſen in wohlgeſezter Rede vorzutragen weiß. Ich glaube aber, daß die Rednerbühne der Deputirtenkammer und die Pariſer Gerichte beſſere Schulen der Redekunſt ſind, als ein institut oratoire. — Kürzlich hielt die académie française eine öffentliche Sitzung zur feierlichen Aufnahme Flourens, der ſchon vor einigen Monaten an die Stelle des verſtorbenen Dichters und Geſchichtſchreibers Michaud gewählt worden iſt. Die académie française geht nicht ein Haarbreit von dem alten Gebrauche ab, wornach der neue Akademiker eine Lobrede auf ſeinen Vorgänger halten muß. Nur in einem Punkte weichen dieſe obligaten Lobreden von den alten ab. Ehemals mußte Ludwig XIV. gelobt werden, weil er die Akademie geſtiftet, der Kardinal Richelieu, weil er den erſten Plan einer Akademie entworfen, und der Kanzler Séguier, weil er auch etwas zur Begründung der Akademie gethan; dann mußte auch ein kleines Lob des herrſchenden Königs eingeſtreut werden. Von dieſen vielen Lobpreiſungen hat die jetzige Zeit manches geſtrichen. Sie findet die Lobrede auf den Vorgänger des neuen Akademikers ſchon ſehr lang, zumal nach dem alten Gebrauche der Vorſtand der Akademie auch ſeinerſeits den Verſtorbenen, und obendrein ſeinen Nachfolger lobt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. December 1840.

Was ſie verſehen, ihnen nachzuſehen,
Sey unſre Luſt. Was armer, williger Eifer
Zu leiſten nicht vermag, ſchäzt edle Rückſicht
Nach dem Vermögen nur, nicht nach dem Werth.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſetzung.)

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es iſt ein erſtaunliches Werk für eine nicht ſehr wohlhabende Landgemeinde von 1500 Seelen, dieſes große Drama mit allen ſeinen Attributen in ſo würdiger Geſtalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verluſt an Arbeitsſtunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieſes Orcheſter, bis dieſer Chor, die plaſtiſchen Darſtellungen, die dramatiſchen Auftritte zu ſo ſtörungsfreiem Zuſammenſpiel eingeübt waren, und dies von einfachen Schnitzern, von Greiſen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Perſonen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die meiſten ſtolz ſind auf ihr Werk, das ſo wohl gelungen, und finden es auch erklärlich, daß ſie in ihrem Bewußtſeyn empfindlich ſind gegen den Tadel; dies ſind ſie aber auch in hohem Grade. — Haben wir nicht ſelbſt erlebt, daß der wohlmeinende Verfaſſer des Artikels über „das Theater im Mittelalter und das Paſſionsſpiel in Oberammergau“ in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern, dem wir durch ſeine Prolegomena ſo viel Dank ſchuldig geworden ſind, ein bitteres Gefühl gegen ſich aufregte, weil er die Muſikanten des Orcheſters ſtatt in ſchwarzen Fräcken und weißen Beinkleidern lieber in der grauen Joppe geſehen hätte, da doch jene Tracht nach der Meinung derer, die darin ſtecken, die höhere Bildungsſtufe, die ſie über ihre Nachbarn im Gau errungen, gerade recht markant bezeichnet. Indeſſen laſſen wir's uns nicht nehmen, in beſter Abſicht auch Einiges vorzubringen, was uns während des Spiels ſich aufdrängte, und was vielleicht deßwegen günſtiger aufgenommen wird, weil es nicht die Spielenden ſelbſt betrifft, ſondern den Text. Wir meinen nun alſo zuvörderſt, daß das Drama zu lange dauert, und legen dies zunächſt, außer der ſchon oben berührten Gedehntheit einiger geſprochenen Scenen, den oft gewaltig langen Chorgeſängen zur Laſt. Einmal werden drei-und-vierzig Zeilen in tragiſch langſamem Zeitmaß abgeſungen, und ein paar andere Male nicht viel weniger. Die Laſt und die Mühſal, die auf den Singenden ruht, wird da zu ſchwer mitempfunden, und ſo ſehr man die Idee dieſes Chors loben muß, ſo wenig iſt man öfter mit der luxurirenden Verwirklichung zufrieden. Ferner würde es auch nach unſerer Meinung recht zuträglich ſeyn, wenn die elegiſchen Stellen — die Klagen Maria vor allem — im Rhythmus gehalten wären. Die Proſa fällt da ſo hart, ſo eckig und peinlich in das Ohr. Ein melodiſcher Rhythmus würde dieſe Trauerreden mit ſanfter Wehmuth in die Herzen

Digitized by Google

der Hörer tragen, während ſie jezt, weinerlich herausgeſtoßen, eindruckslos verhallen. Endlich wollen wir auch aufmerkſam machen, daß bei der lezten Reviſion des Textes, die vor nicht gar langer Zeit ſtatt gefunden haben ſoll, noch manches ſtehen geblieben iſt, was verſchwinden dürfte. So macht es einen gar ſeltſamen Eindruck, wenn einer der Schriftgelehrten den aufbrauſenden Hohenprieſter mit den Worten beſchwichtigt: „Ereifern Sie ſich doch nicht ſo, Herr Hoherprieſter!" oder wenn einer der Soldaten, der einen Auftrag auszurichten hat, Vollzugsanzeige im beſten Curialſtyl des Jahrhunderts abſtattet und zu Pilatus ſpricht: „Auf dero gnädigſten Befehl habe ich die Ehre zu melden u. ſ. w.," oder wenn Petrus, nach der Gefangennehmung des Herrn, mit Johannes ſtill und trauernd durch die Gaſſen von Jeruſalem wandelt und dieſen endlich in brüderlicher Herzlichkeit anredet: „O du mein lieber Johann!" Solche Anachronismen im Texte reißen immer wieder für einige Zeit aus der Stimmung und wären leicht herauszuheben.

Wem daran liegt, auch das Treiben, das Zuſammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem iſt es nicht verſagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unverſehens in eine der Straßen von Jeruſalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wiſſenswerthen gefälligſt unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Couliſſen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch im tiefen, frommen Ernſt geſchieht, während der wiederholten Vorſtellungen bricht doch der natürliche, unſchuldige Frohſinn der Gebirgsländer wieder hervor und das Spiel iſt ihnen kein laſtendes Gelübde mehr, ſondern eine ſchöne, gern gelöſte Aufgabe. So wandeln wir alſo mit unſern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüſtkammer und haben unſere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu ſehen ſind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchſe Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Joſephs, das Schurzfell Evas, den Felſen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der ſich Achitophel erhenkt, die eherne Schlange Moſis, den Wallfiſch Jonä und vieles andere mehr. In dieſer Gegend wird auch Bier geſchenkt zur Erquickung für die Spielenden, die deſſen an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig ſind. Hieher kommen auch zuweilen die Apoſtel, um eine Halbe zu trinken, und die römiſchen Soldaten ſcherzen ehrbar und züchtig bei vollen Gläſern mit den Mädchen von Ammergau.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Hieran, daß wir unſer ordinäres Leben nicht mehr in der Poeſie brauchen können, daß unſer Leben, wie ſchon oben bemerkt ward, entzwei gegangen in eine ſtrebende, förmliche, gelehrte und in eine bürgerliche, genießende, empfindende Hälfte — an dieſem Bruche wird auch jeder Verſuch ſcheitern, Stoffe der frühern deutſchen Geſchichte wieder epiſch in Fluß zu bringen; denn entweder ſtellt man ſie auf die Baſis der ſittlichen Zuſtände der Zeit, in die ſie fallen; dann verliert man ſich in einen gelehrten Mantel, der doch nur Flickwerk iſt; — oder man nimmt es nicht ſo genau mit dieſer Baſis; dann wird die Sache hauptſächlich wieder auf das Feld der ganz ſubjectiven Poeſie gezogen, wo die italieniſchen berühmten Heldengedichte ſtehen. — Solche Stoffe keck auf die Baſis unſerer eigenen Zeit zu ſtellen, geht nicht, denn theils ſpotten unſere Kabinets- und Hofkriegsräthe aller poetiſchen Behandlung, theils iſt zu viel Gelehrſamkeit im Volke, als daß nicht ſofort alle Phantaſie gebrochen wäre, wenn wir Heinrich I. eine Garde und einen Kriegsminiſter zugetheilt ſähen. Unſere Vorfahren, in ihrem einigen, reſoluten Leben hatten das beſſer; ihnen wird der Herr Gott ſelbſt zum deutſchen Steuermann, der ſein ſchlankes Schiffchen durch die Wogen führt, während wir es ſchon lächerlich finden und ein Aergerniß daran nehmen, wenn in einer alten Ueberſetzung des Livius die römiſche Kriegerſchaar in deutſcher Landsknechtstracht und Scipio in Pluderhoſen erſcheint. Jene führten ein epiſches Leben, darum konnten an dem Baume deſſelben auch Früchte epiſcher Poeſie gedeihen; wir führen ein entzwei gebrochenes und haben deßwegen auch nur gelehrte Geſchichte oder Roman. Der Roman, namentlich der hiſtoriſche, vertritt für unſer Leben recht eigentlich die Stelle, welche in dem Leben unſerer Altvordern das Epos einnahm; und das möge uns denn auch als Reſultat dieſer Betrachtung bleiben, daß ſich unſere Poeſie zu der der Väter großentheils verhalte wie Roman zum Volksepos, zum allein wahren Epos. Das, was uns dem wahren Epos analoges geblieben iſt, was noch möglich iſt, ſind kürzere Gedichte: Gedichte in Preis und Schimpf oder im Romanzen- und Balladenton, in denen ſich noch einzelne Heldenfiguren der Gegenwart, oder einzelne Heldenthaten der frühern Zeit lebendig in Bewegung ſetzen, wie wir denn ſolche Lieder von Rückert, Arndt, Schenkendorf, Körner, Schwab, und vor allem von Uhland wirklich herrliche beſitzen, die auch täglich noch und mit nicht verſiegender Liebe ihre Feier und Anerkennung im Munde des Volkes finden, zum Zeichen,

Digitized by Google

daß in dieſem noch alle natürliche Empfindung und Seelentiefe, die für ein epiſches Leben erfordert würde, vorhanden iſt, wäre man nur den Bruch wieder los, den das Leben ſelbſt durch adminiſtrative Weitſchichtigkeit, durch gelehrte Superklugheit und durch das Hereinſpucken der nächtlichen Triebe der Philoſophie erlitten hat.

Nicht viel anders aber wie mit der epiſchen Poeſie ſieht es mit der religiöſen Poeſie im engern Sinne aus. Unſere alte heidniſche Dichtung hat ſogar dogmatiſche Gedichte, und die älteſte Form dieſer Art ſcheint in der Aufzählung von Götternamen beſtanden zu haben. Nämlich wie mit den concreten Dingen der Außenwelt ging es der Nation auch mit dem, was ſie für concrete, innere Macht der Dinge, für göttliche Weſen hielt. Als ſie dieſe perſonificirt hatte und ſich dieſer Perſonifikation recht deutlich bewußt zu werden ſuchte, fing ſie wieder mit Abſtraktionen an, wie denn aller Anfang des Denkens Abſtrahiren iſt. Man faßte, was man als Natur des Gottes abſtrahirt hatte, in ein Wort, in einen Namen; bald ſah man, daß dieſer Name entfernt nicht genug that, man fügte zu der erſten Abſtraktion des Weſens des Gottes eine zweite, zu dem erſten Namen einen zweiten. Nun iſt aber oben ſchon bemerkt, daß auf dieſe Weiſe die Dinge unerſchöpflich ſind; und ſo hing die Reihe der Namen, die ein Gott erhielt, lediglich in ihrer Länge ab von dem Intereſſe der Nation an der Weltmacht und Weltlebensthätigkeit, die durch den Gott repräſentirt ward. So zählt das lexicon mythologicum im dritten Bande der Kopenhagener Ausgabe der Sämundiſchen Edda 72 Namen Wuotans aus der alten Edda, und 119 aus der jüngern Edda auf. Dieſe Namen enthalten nun keineswegs alle Abſtraktionen; viele ſind Mythen entnommen, enthalten Anſpielungen auf deren erzählenden Inhalt, und ſind alſo eigentliche Kenningar; aber eine große Anzahl dieſer Namen enthält doch nichts als eine Ausſage über das Weſen des Gottes, Abſtraktion. Noch gibt es dogmatiſche Mythen, die einen tiefern Inhalt haben als jene Abſtraktionen, wie z. B. die Mythe vom Weltbaume, vom Weltuntergang; und an poetiſche Behandlungen religiöſer Stoffe der leztern Gattung, ſchließt ſich unmittelbar an, was wir von chriſtlich-poetiſcher Aeußerung aus dieſen alten Zeiten haben. Dafür iſt unſerer Zeit aller Sinn abgeſtorben; wie lau iſt z. B. Rückerts Verſuch, die evangeliſche Geſchichte zu behandeln, aufgenommen worden! Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß wir kein religiöſes Epos mehr erwarten können; aber etwas Analoges, wie wir ſtatt des weltlichen Epos in den Romanzen, Balladen und andern Liedern haben, haben wir in Behandlung kürzerer Legenden und einzelner Züge aus dem Heiligenleben und aus der Geſchichte des Reiches Gottes. Es iſt hiemit gerade ebenſo, wie mit dem weltlichen Heldenlied. Wir dürfen dieſe Art Poeſie nur recht werth halten! Dergleichen nimmt wohl auch noch Grund und Boden ſeines Beſtehens geradezu in der Gegenwart, und dann haben wir, wo der wahre Dichtergeiſt den Stoff belebt, das Herrlichſte auch jezt noch unſern Dichtern zu danken. „Die Einladung" von Albert Knapp möchten wir hier als ein Beiſpiel anführen; wer hat dieſes Gedicht wohl ohne innige Bewegung geleſen?

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Flourens in der Akademie. Michaud.

Ueber die Aufnahme des Phyſiologen Flourens in die Akademie haben die kleinen Tageblätter viel geſpottet. Indeß zwölf Literatoren ſich um einen Fauteuil bewerben, und vollgültige Schriften aufzeigen, läßt die Akademie ſie bei Seite und wählt den Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu ihrem Mitgliede. Die kleinen Tageblätter behaupten, dieſer Mann ſey den Mitgliedern der académie française ſo wenig bekannt geweſen, daß ſie auf den Wahlzetteln ſeinen Namen auf ſechs verſchiedene Arten geſchrieben haben. In der Phyſiologie mag Flourens wichtige Entdeckungen gemacht haben, er mag ſeine Sprache geſchickt genug handhaben, und ein ſo guter Styliſt ſeyn, daß er verdient hat, von der Akademie der Wiſſenſchaften zum Secrétaire perpétuel an Cuviers Stelle ernannt zu werden; aber als Literat iſt er ſicher nicht ſo ausgezeichnet, als zehn und zwölf ſeiner Mitbewerber, und ſo lange Victor Hugo keinen Siz in der Akademie hat, iſt es unverzeihlich, daß ſie einen Kandidaten in einer andern Akademie ſucht, und einen Phyſiologen zum Nachfolger eines Dichters wählt. Mignet, als Vorſtand der Akademie, behauptete in ſeiner Antwort auf die Rede des neuaufgenommenen Akademikers: die académie française habe ſtets dazu beigetragen, die Verbindung zwiſchen der Literatur und den Naturwiſſenſchaften zu fördern; Fontenelle, Dalembert, Condorcet ſeyen Mitglieder beider Akademien geweſen. Freilich, ſo lange die verſchiedenen Akademien einzeln daſtanden und eines gemeinſchaftlichen Bandes entbehrten. Seit der Stiftung des Nationalinſtituts aber ſind die Akademien Theile eines Ganzen, welches das geſammte menſchliche Wiſſen umfaßt. Es iſt alſo ungereimt, Jemand, der ſchon zum Nationalinſtitut gehört, nochmals in eine andere Abtheilung deſſelben als Mitglied aufzunehmen. Guizot gehört zu drei Akademien, iſt alſo dreifaches Mitglied einer und derſelben Anſtalt; Dupin, Mignet und mehrere andere gehören zwei Akademien an; Thiers ſteht im Begriff, auch zum zweiten Mal Mitglied des Nationalinſtituts zu werden. Da dieſe Herren anderwärts ſehr beſchäftigt ſind, ſo folgt daraus, daß ſie den Sizungen ſelten beiwohnen, und daß ſie wenigſtens in einer Akademie nichts thun. Die beiden Reden von Flourens und Mignet waren kaum gehalten, als ſie ſchon in den Abendzeitungen erſchienen. Den verſtorbenen Michaud haben beide Herren gut gelobt, und in der That war der Mann lobenswerth. Er war einer der Herausgeber der berüchtigten Quotidienne, und alſo

Digitized by Google

ein Anhänger der legitimiſtiſchen Partei. Dabei war er aber doch ein ſelbſtſtändiger Mann, welcher nicht blindlings allem Alten anhing, nicht unbedingt allem beiſtimmte, was die Bourbonen nach ihrer Rückkehr in Frankreich thaten oder thun ließen, und es wurde in Mignets Rede rühmlich erwähnt, daß Michaud troz ſeiner Anhänglichkeit an das ancien régime dem Vorſchlage beiſtimmte, eine Bittſchrift wider die damaſige Cenſur an den König zu richten. Er wurde dafür mit dem Verluſte ſeiner Stelle als königlicher Vorleſer und des damit verbundenen Gehaltes von 5000 Fr. beſtraft, weßhalb er auch in der Folge zum König ſagte, er habe nur drei Worte in der Akademie geſprochen, und jedes dieſer Worte habe ihn 1000 Fr. gekoſtet; nun ſey er nicht mehr reich genug, um zu reden. Die Bittſchrift der Akademie that aber eine ſehr gute Wirkung; die Cenſur konnte nicht beibehalten werden, und die Nation bekam die Preßfreiheit wieder, welche die Bourbonen ihr in der Verfaſſungsurkunde zugeſagt hatten. Michaud wurde zulezt der Journalarbeiten müde und legte ſich auf die Geſchichte. Erſt nachdem er ſein Werk über die Kreuzzüge völlig ausgearbeitet nnd mehrmals herausgegeben hatte, dachte er daran, den Orient zu beſuchen und den Schauplaz jener wichtigen Begebenheiten ſelbſt zu ſehen. Dies hätte er zwanzig Jahre früher thun ſollen; indeſſen hat er die Reſultate ſeiner Reiſe einer neuen Auflage ſeiner Geſchichte, welche erſt jezt erſcheint, eingewebt. Dagegen hat ihm dieſe Reiſe den Gedanken zu einem neuen Werke gegeben, welches nach dem Urtheile mehrerer manche Vorzüge vor der Geſchichte der Kreuzzüge hat und wenigſtens einen originelleren Charakter trägt: es iſt der mit ſeinem jungen Reiſegefährten und Mitarbeiter Poujoulat geführte Briefwechſel über den Orient, ein Werk, welches eben ſo belehrend als unterhaltend iſt, und in Frankreich vielen Beifall gefunden hat. (Fortſezung folgt.)

Berlin, November.

(Schluß.)

Theater. Preſſe. Grollmann. Ruſt. Bilger.

Auf unſerem Theater ſpuckt noch einmal der Geiſt der Tragödie: Hamlet, Lear, Clavigo, Iphigenie, Fauſt ſchreiten wieder allwöchentlich über die Bretter, die, an die Berührung leichter Tanzſchuhe gewöhnt, ſich an den ſtählernen Fußtritt der Helden erſt wieder gewöhnen müſſen. Wird es ein Fortſchritt ſeyn, oder werden es Revenants bleiben? — Daß eine neue tragiſche Kraft ſich rege, auch nur verſuche, davon zeigt ſich noch keine Spur. Raupach hat eine neue Poſſe: die Belagerung von Grüneberg, erſcheinen laſſen. Sie ward mit dem Proteſt des ganzen Publikums zurückgewieſen. Gerade die patriotiſchen Zeitanſpielungen wollte man ſich, troz der patriotiſchen Stimmung, nicht gefallen laſſen. Der Direktor Cerf läßt den Taſchenſpieler Döbler zaubern und die Araber ſpringen. Er kennt die Zeit und die Menſchen. Die geſchäzte dramatiſche Dichterin, die Prinzeſſin von Sachſen, welche Zeit und Menſchen von einer andern Seite kennt, und ſie bei ihrer ſchwachen Seite, aber in wohlwollender Weiſe, zu faſſen weiß, war vor mehreren Wochen zum Beſuche hier. Ihr zu Ehren erſchienen wieder die bürgerlichen Schauſpiele vorzugsweiſe auf dem Repertoire, welche ſich, auch ohne ihre fürſtliche Herkunft, durch ihre gemüthliche Wahrheit noch immer auf den Brettern halten. Man erzählt von einer intereſſanten Zuſammenkunft der fürſtlichen Schriftſtellerin mit der Verfaſſerin des Godwie Caſtle, welche die hohe Achtung bekundete, die jede dieſer beiden ſo verſchiedenen Schriftſtellerinnen vor der Eigenthümlichkeit der andern nährt. — Dem franzöſiſchen Theater droht, wenn auch noch nicht die Auflöſung, doch ein furchtbarer Abfall ſeiner Gönnerinnen. Der Direktor Delcour hat ſich mit dem Schauſpieler St. Aubin überworfen und ihn entlaſſen. Allerdings iſt St. Aubin ein bedeutender Schauſpieler, ein erſter Künſtler, aber hier iſt er mehr, der Abgott der Damenwelt, die das franzöſiſche Theater beſucht. Delcour iſt demnach ein Verräther, ein eigennüziger, unverantwortlicher Dirigent. Alle Strafen der verlezten Majeſtät des Publikums müßten ihn treffen. Noch aber iſt kein Bliz niedergeſchmettert. Ja, und das klingt unerhört, die Damen haben noch keinen Ritter gefunden, der für ſie und die erlittene Kränkung die Lanze bricht. Sie müſſen die Gerechtigkeit ihrer Sache und ihren Zorn den Gerichten überlaſſen, die in der Prozeßſache St. Aubin contra Delcour entſcheiden werden.

Auch literariſch iſt Todtenſtille. Das neue Preßgeſez iſt noch nicht erſchienen. Man zweifelt, ob es den gehegten Erwartungen entſprechen, und unſern geſunkenen Buchhandel und die Literatur wieder heben wird. Auffallend iſt, daß, troz der ausgedehnten Amneſtie, eine ganze Section von Schriftſtellern, gegen die ein jüngſter Bannfluch erging, das ſogenannte junge Deutſchland, noch unter dem damals ausgeſprochenen Interdicte verharrt. Hat man ſie vergeſſen, oder will man durch eine Rücknahme der Maßregel nicht gern an deren Exiſtenz erinnern? Der Bann, voreilig geſchleudert, war freilich ſo angethan, daß er nie in ganzer Ausdehnung in wirkliche Anwendung kommen konnte. Die Mehrzahl der jungen Talente hat inzwiſchen ſeparatim das Ihre gethan, ſich aus der Kategorie loszumachen. Es iſt indeſſen ſchlimm, daß der tödtende Buchſtabe noch immer beſteht. — Theodor Mundt ſagt im neueſten Hefte ſeines Freihafens ſehr richtig darüber: „Allen dieſen Schriftſtellern that man darin Unrecht, daß man von vorn herein nicht an ihre Zukunft glaubte, ſondern ihr Erſtes ſofort auch für ihr Leztes nahm, und die Bücher ihrer Jugendentwickelung, die mehr wie Programme und Vorreden, kaum wie wirkliche Schöpfungen ausſahen, zu Verurtheilungen der ganzen Exiſtenz benuzte.“ Er bittet, daß jezt, nachdem die Kategorie des jungen Deutſchlands verjährt und verfallen, eine Zeit des Vertrauens folgen möge. Und mit Vergnügen unterſchreiben wir ſeine Schlußworte: „Programme und Vorreden kann man allenfalls auch ohne Vertrauen liefern. Die Schöpfungen ſelbſt, die Werke der wahren Liebe und der ächten Hoffnung, zu denen ſich noch die ganze Jugend ausbreitet, entſprießen nur dem Vertrauen.“

Zum Schluß meines Berichts habe ich noch einiger Todten zu gedenken. Wenige Monden vor ſeinem vollendeten hundertſten Jahre iſt der Präſident von Grollmann geſtorben. Sein König, der ihm verheißen, in Perſon ihm zu gratuliren, wenn er hundert volle Jahre erreicht, war ihm auch nur um einige Monate vorausgegangen. Der Präſident Ruſt, das zeitige Haupt unſerer gelehrten Chirurgen, ſtarb in Jahren und Ehren, und von den Gebrechlichkeiten des Alters bereits angegangen, in Schleſien; noch in der Blüthe der Jahre Herr von Bilger, früher Offizier, ein Mathematiker, der ſich durch ſeine ſyſtematiſche Kunſt des Schachſpiels und die überraſchenden Reſultate einen Namen erworben hatte. Ob der geniale Baukünſtler Schinkel noch der Welt und ſeiner Kunſt wird erhalten werden können, ſteht ſehr dahin; wenn er es nicht wird, ein doppelt ſchmerzlicher Verluſt zu einer Epoche, wo ſeine Schöpferkraft ſich wahrſcheinlich am freieſten und kühnſten hätte entfalten können.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. December 1840.

Liebenswürdige Häuslichkeit — die Poeſie hat erhabenere Stoffe, das Leben hat kein ſchöneres Bild.

Sterne.

Der Rathsherr von Bremen.

Eine Volksſage.

Es war im Sommer des Jahrs 1749, als in der freien Reichsſtadt Bremen in dem Hauſe des Rathsherrn Sebaldus Beerlein die Familie beiſammenſaß und ſich auf gewohnte Weiſe die Abendſtunde von acht bis neun mit Geſprächen und einfachen kleinen Spielen der jüngern Genoſſenſchaft verkürzte. Die Familie befand ſich in einem geräumigen Gemach, das nach der Sitte damaliger Zeit mit geſchniztem Holzwerk belegt und hier und da mit nicht werthloſen Oelgemälden, die der Vater des Herrn Sebald auf ſeinen Reiſen in Holland eingekauft, verziert war. Die alte Großmutter des Rathsherrn ſaß in einem Armſtuhl von gepreßtem Leder, mit Goldblumen geziert, auf erhöhter Fenſterſtufe und blickte, wie ſie es gewohnt war, in das Abendroth hinein, wie es über die Dächer hereinſchimmerte und die Spitzen der fernen Kirchen erhellte. Sie murmelte dabei für ſich ein altes Kirchenlied von Paul Gerherd, das von der Ruhe der Frommen nach dem Tode handelt und diejenigen glücklich preist, die in der lezten Erdennoth gut beſtanden und alles Weh der Zeitlichkeit nun weit hinter ſich haben. Sie zählte achtzig Jahre, und ſomit hatte ſie wohl Grund genug, ein ſolches Lied zu ſingen. Catharine Beerlein, die Rathsherrin, eine geborene Ruhbergin, von dem reichsſtiftlichen Geſchlechte derer von Ruhberg aus Hildesheim, eine ſtattliche, noch junge Dame, ſaß nicht weit vom Fenſter ab an einem kleinen Tiſchchen und ſpielte mit ihrem Vetter, dem Rathscopiſten Ruhberg, einem noch faſt knabenhaften jungen Menſchen, eine Partie Landsknecht. Sie verwechſelte im Dämmerlicht die Karten, der Jüngling benuzte dieſes und betrog abſichtlich ſeine Muhme, und dieſe verwies ihm ſeine loſen Streiche mit lauten Scheltworten und lachendem Gezänk. Eine Gruppe Kinder ſaß in der Mitte der Stube beiſammen, und die kleine Sigismunde, die älteſte Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, erzählte ihren Geſchwiſtern mit leiſen, heimlichen Tönen ein langes Mährchen, das mit lautloſer Neugier angehört wurde. Theobald Ahlwert, ein alter treuer Diener des Hauſes, ſtand an der Ofenecke und überrechnete ſtill für ſich die heutige Einnahme eines kleinen Kramladens, den ſeine Frau hielt, und, wie er zu vermuthen Urſache hatte, nicht zum beſten hielt. So war jedes Mitglied der kleinen Familie auf ſeine Weiſe beſchäftigt und kümmerte ſich nicht um das Treiben des andern.

Herr Sebaldus Beerlein ſelbſt ſaß auf dem Kanape, und die eine Hand in die Weſtentaſche geſteckt, auf die andere den Kopf geſtüzt, blickte er in die Dämmerung

Digitized by Google

vor ſich hin, freute ſich der lachenden Stimme ſeiner Frau, der leiſe flüſternden Töne ſeines Kindes, und richtete von Zeit zu Zeit ſeinen Blick auf die dunkle Geſtalt der Großmutter, wie ihr zitterndes Haupt und ihre edlen, ſcharfgeformten Züge ſich gegen den Abendhimmel abzeichneten. Solche Augenblicke haben für einen Familienvater großen Werth. Er überdenkt dann ſein früheres Leben, er zählt die Schätze an Glück und Frieden, die ihm geworden, nnd für die Zukunft macht er Plane, alles, was er Liebes hat, zu erhalten, wo nicht noch zu vermehren.

Die Glocke des nahen Thurms ſchlug jezt die neunte Stunde. So wie die lezten Töne verhallt waren, ſtand der Rathsherr auf, nahm ſeinen Hut und Stock und ſchritt eilig zur Thüre hinaus. „Sebald!" rief ihm die Frau nach, „gehſt du in's Comptoir und willſt du, daß man Licht hinunterbringe?" Der Rathsherr antwortete nicht, man hörte ihn die Treppe hinabſteigen und bald darauf die ſchwere Hausthür hinter ihm zufallen. — „Wo geht er hin?" fragte die Großmutter. „Ich weiß es wahrhaftig nicht," entgegnete die Tochter. „Er wollte den Abend mit uns zubringen. Es muß ihm plötzlich etwas eingefallen ſeyn." Die Alte ſchüttelte das Haupt, erwiderte aber nichts. Es wurde Licht gebracht, die kleine Familie ſezte ſich am runden Tiſch zuſammen; Catharine ſtellte einen Teller mit Nüſſen und Backwerk auf; die Großmutter bekam ihr Näpfchen von bemaltem Steingut mit der Abendſuppe. Der Platz für den Hausherrn blieb leer, denn Jedermann war der feſten Ueberzeugung, daß er gleich wieder in die Stube treten werde; aber er kam nicht. Es ſchlug ein Viertel vom Thurme, dann halb, dreiviertel und endlich zehn Uhr, und er war noch nicht da. Theobald ward ausgeſandt, bei dem Weinhändler gegenüber anzufragen, ob vielleicht der Rathsherr in deſſen Stube ſich eingefunden, und ob ein paar Freunde ihn dort aufgehalten. Theobald kam wieder und verſicherte, der Weinhändler habe den Herrn nicht geſehen. Catharine ſcherzte nun über dieſes eilige Hinweggehen ihres Eheherrn, aber Niemand wollte in dieſe Munterkeit einſtimmen, beſonders weil die alte Großmutter ein ſo ernſthaftes Geſicht machte. Sie hatte ſich ſeit einigen Tagen unwohl gefühlt nnd ſagte jezt: „Es iſt nicht recht, daß er ſo fortgeht; ich muß jeden Augenblick gewärtig ſeyn, abgerufen zu werden, und leid thäte es mir, wenn ich ihn nicht mehr ſehen ſollte." Catharine ſchalt wegen dieſer Aeußerung auf die Großmutter und verwies ihr ſolch böſe Reden. Die Alte hielt ihr Abendgebet und ließ ſich dann von Catharine in ihr Schlafgemach führen. Die Kinder wurden ebenfalls zu Bette gebracht, der junge Ruhberg empfahl ſich, Catharine blieb in der Stube allein wach und ſezte ſich mit ihrer Arbeit zum Licht, entſchloſſen, nicht früher zur Ruhe zu gehen, als bis ihr Mann zurückgekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Fortſetzung.)

Wie ſich an unſere guten, einfachen, tüchtigen Heldenlieder eine Menge Zeug voll ſubjectiver Empfindung und kränkelnder Sentimentalität andrängt, ſo auch an dieſe religiöſen Gedichte, und auf Eine gute Behandlung eines Stoffes dieſer Art können wir immer ein paar hundert Produkte zählen, die nichts als die ſchlechteſten ſubjectiven Empfindungsfratzen abbilden. Man fühlt hier recht, wie der Sinn für den wahren religiöſen Ausdruck, für das Feierliche in typiſchen Ausdrücken und Wendungen, in formelhaften, feſtſtehenden Aeußerungen, wie ſie überall ein kirchliches und nicht bloß ſubjectiv-religiöſes Leben verlangt, abgeſtorben iſt. Man verfolge nur die Geſchichte einer Gattung von religiöſen Gedichten, die nur zur Hälfte dem Heidenthum bekannt ſeyn konnten, nämlich der Gebete und Kirchenlieder. Nur Gebete konnte das deutſche Heidenthum kennen; was wir aber von dieſen noch muthmaßen können aus den älteſten, epiſch formulirten und daher unmittelbar in die Fußtapfen der heidniſchen Gebete eintretenden chriſtlichen, wie z. B. aus dem Gebete der Judith, aus dem Weſſobrunner Gebet, aus den alten geſtabten oder halbgeſtabten, halbgereimten Eidesformeln, das beweiſt ein tiefes Verſtändniß der Macht formelhaften Ausdrucks, wie es der Nation jezt faſt ganz abhanden gekommen.

Ein großer Theil der Poeſien, die ſich jezt als Gebete ausgeben, iſt gutgemeintes, aber zerfahrenes, verblaſenes, ſubjectives Empfindungsgewäſch, deſſen Gebrauch die Menſchen über ihr Verhältniß zu Gott und Kirche nur noch unklarer machen, dies Verhältniß noch mehr trüben muß. Wo das ganze Bewußtſeyn einer Nation in einer und derſelben klaren, religiöſen Bewegung iſt, wird ſich allezeit typiſcher und topiſcher Ausdruck bilden. Das alte ebräiſche Pſalmenbuch, dies herrliche und unübertroffene Vorbild unſeres Kirchenliedes, iſt deſſen ein beredtes und ſchlagendes Zeugniß. Auch hat die Zeit, welche unſer Kirchenlied zu ſeiner Vollendung geführt, die lutheriſche, auf der Baſis, die das alte Pſalmenbuch gewährte, alsbald einen neuen kirchlichen Sprachgebrauch geſchaffen, und wer mit ſeinen Liedern in deſſen Bereich ſich hält, wird ganz unmöglich in das ſubjective, ſentimentale

Digitized by Google

Herumtaumeln in flachen oder krankhaften Empfindungen, Sehnſuchten und Anſichten gerathen können, was die meiſten der neuern Gebete und Kirchenlieder auszeichnet. Die Nothwendigkeit, ſich in dieſen Dingen an feſte, kirchliche Typen zu halten, iſt ſelbſt von ſolchen nicht immer klar erkannt worden, die in neuerer Zeit all ihr Leben und Streben an die Wiederbelebung kirchlichen Sinnes geſezt haben; im Gegentheil, ſie haben recht oft, gerade *ſie* recht oft, ungeſundes Zeug in Gebeten und Liedern an die Kirche und an das kirchliche Leben zu bringen geſucht. Da wäre es denn beſſer, man begnügte ſich mit dem herrlichen und in der That ausreichenden Schatze, den wir zu kirchlichem Gebrauche aus älterer Zeit haben, und verzichtete auf die Eitelkeit, ſeinen Namen in Geſangbüchern und Gebetbüchern zu leſen. Doch wäre es ungerecht, nicht anerkennen zu wollen, daß, wie die Nation im Ganzen das richtige Gefühl für die Würdigung der alten, guten Stücke bewahrt hat, ſie ſo gegenwärtig auch noch einzelne tüchtige Organe würdigen kirchlichen Ausdrucks gefunden hat. Hey's ſchönes Lied: „Wenn je du wieder zageſt" — Stiers Gebet: „Licht, das in die Welt gekommen," Arndts Lied: „Geht nun hin und grabt mein Grab" — mögen hier nur als einzelne Beiſpiele genannt ſeyn, die ſich leicht mehren ließen. Im Allgemeinen wird man bei dieſer Gattung einräumen müſſen, daß Norddeutſchland die Fähigkeit derſelben beſſer bewahrt hat; doch iſt, wie manches Tüchtige ſich auch noch, auch bei ſüddeutſchen Dichtern, an Gebeten und religiöſen Liedern findet, die *große* Fluth der Gedichte dieſer Art ganz elend, und um ſo verderblicher, irreligiöſer, je verſteckter und dem Feſten und Wahren näher gelegt hier das Auflöſende, Willkührliche, Sentimentale auftritt. Welchen Werth typiſche Redeweiſe für das kirchlich-fromme Leben habe, hat unter anderem Savonarola energiſch hervorgehoben, der ſogar der Frömmigkeit keines ſeiner Freunde ganz traute, ſo lange dieſer nicht die Reſignation hatte, ſich zum Ausdruck ſeines religiöſen Lebens der Worte und Wendungen zu bedienen, welche in der Gemeinde Savonarolas recipirt, welche in ihr ſtehende Typen waren. So lange der Einzelne in der Kirche noch eine ſubjective Auszeichnnng behaupten will, iſt wenigſtens dies deutlich, daß die eigentliche Bedeutung der Kirche ihn noch nicht ganz ergriffen hat.

Was endlich die ethiſche Dichtkunſt anbetrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei der völligen Entwicklung der Jurisprudenz zur gelehrten, hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, bei ihrer gänzlichen Lostrennung von aller Poeſie, an Gedichte, welche den Urſprung und die Bedeutung rechtlicher Inſtitute feierten, wie etwa das Rigsmál iſt, nicht weiter gedacht werden darf. Aber auch ſonſt gibt es Gedichte, die das wirkliche, ſittliche Bewußtſeyn des Volkes zum Ausdruck brächten, nirgends. Entweder es iſt der einſeitig theologiſch-moraliſche Standpunkt, den man feſthält. Da zeigt ſich nun gleich, daß die katholiſche Kirche ſeit der Reformation ihr naives Verhältniß zum Volksleben verloren, die proteſtantiſche Kirche, außer in Luthers eigener Perſon, es nie gehabt hat. Unſere ganze theologiſche Moral riecht nach Stubenluft, nicht nach blühendem Feld und Wald, oder bewegtem Rathhaus. Sittliche Aeußerungen, wie das Dictum aus den Freiheitskriegen:

Schlagt ſie todt, das Weltgericht
Fragt euch nach der Urſach nicht!

ſolche Aeußerungen, ſo lebendig, ſo wahrhaft ſittlich ſie im Volke Anklang gefunden, haben zu dieſer Stubenmoral, wie ſie in erbaulichen Gedichten, Morgen- und Abendopfern u. dgl. zum Vorſchein kommt, gar kein Verhältniß.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Niederkunft der Königin. Karrikaturen.

Am 21ſten vorigen Monats, in der dritten Nachmittagsſtunde, hat Königin Victoria ihrem Gemahl ein Töchterlein und ihrem Königreiche eine präſumtive Thronerbin geſchenkt. Kanonendonner, Glockengeläute und bunte Flaggen und Wimpel haben dem treuen Volke das wichtige Ereigniß kund gethan; aber die Illumination iſt von den guten Londonern in der Freude ihres Herzens vergeſſen worden. So entſchuldigt die Times die Unterlaſſung. Mir dünkt es jedoch wahrſcheinlicher, daß entweder die guten Londoner nicht im Ernſt an eine Freudenbezeugung gedacht haben, die zu ihren ſchwachen Seiten gehört, oder daß es ihnen gegangen iſt wie den Bewohnern des Buckinghampalaſtes, die mit den, die Niederkunft betreffenden Vorbereitungen noch keineswegs zu Ende waren. Geſchieht es in einer bürgerlichen Familie, daß ein Kind erſcheint, ehe die Wäſche gebügelt, zu ſeinem Empfange Alles blank und fertig liegt, ſo ſind Baſen und Nachbarinnen ſchnell mit Urtheilen über die ſorgloſe Mutter bei der Hand, und mögen im Allgemeinen nicht unrecht haben. In einer königlichen Haushaltung iſt das etwas anderes. Da trifft die Verantwortung die Hohen und Niedern, denen es obgelegen, die Empfangsanſtalten zu treffen. Deßhalb iſt es doppelt auffallend in einem Lande, wo der Begriff der Verantwortlichkeit feſt genug ſteht, daß jene Leute ſich unverzeihlicher Sorgloſigkeit ſchuldig gemacht haben. Wahr iſt es aber auch, daß, als die Kunde im Palaſte umging, die entſcheidende Stunde ſey nahe, die ſich ſchuldig Fühlenden bei weitem mehr Zeichen des Schreckens als der Freude offenbarten. Noch waren ſogar die Zimmerleute in der Ammenſtube beſchäftigt, und wie viel erfordert nicht die Wohnlichkeit eines Zimmers, nachdem die Zimmerleute ihre Aufgabe vollbracht! Für's Erſte mußten alſo der Neugebornen andere Räume angewieſen werden. Dann fehlte es an einer Menge Kleinigkeiten, die für unerläßlich gelten und wohl auch ſind, und ſoviel iſt gewiß, daß die

Digitized by Google

kleine königliche Hoheit ihr erſtes Bad in einem Gefäße bekommen hat, das nirgends eine Badewanne heißt. Inzwiſchen hat dies, philoſophiſch oder ſtaatsrechtlich betrachtet, durchaus nichts auf ſich. Das Wichtigſte, die Geſundheit der Königin, iſt geſichert, und wie verſchieden gefärbt der politiſche Glaube in England auch ſeyn mag, die Ueberzeugung, daß nach menſchlichem Dafürhalten ein großer Theil von Englands Wohlfahrt am Leben der Königin hänge, hat, glaube ich, nur Eine Farbe. — Welches Gericht innerhalb des Palaſtes über die Saumſeligen ergangen, ſteht dahin; weſſen ſie außerhalb des Palaſtes ſich zu gewärtigen hatten, war leicht vorherzuſagen. Bald machten ſich geſchäftige Hände daran, ſie in verſchiedenen Situationen abzuconterfeien; ſie ſahen ſich an den Bilderladen ausgehangen und nahmen daſelbſt die Stelle der mannichfachen Karrikaturen ein, mit welchen der Witz in der jüngſten Zeit den Grafen Cardigan und den armen Lord Hill gegeißelt hat. Bei einer Mittheilung für das Ausland hat das Beſprechen ſolcher Zerrbilder das Bedenkliche, daß ſie meiſt auf Lokalumſtände anſpielen, die hier männiglich kennt, die aber dem überſeeiſchen Leſer erſt des Langen und Breiten erklärt werden müſſen. Dies ſcheint mir jedoch gerade bei einer Karrikatur unnöthig, die hier ſehr vielen Beifall gefunden hat; denn Veranlaſſung und Folge des Cardigan-Reynoldſchen Streites darf ich als bekannt vorausſetzen. Das fragliche Spottbild führt die Unterſchrift: „eine neue Standarte, dem elften Huſarenregiment vom Commandeur en Chef verehrt.“ Der Standartenſtab läuft in eine grüne Flaſche aus mit der Etikette: Moſelwein, die Stelle der Quaſten vertreten zwei Weingläſer. Mitten im Felde der Standarte liegt ein Löwe, in ſeinen zwei Vordertatzen eine Piſtole und einen geſiegelten Brief haltend. Auf dem Kopf hat der Löwe eine Grafenkrone und ſein Geſicht iſt ein ſprechendes Conterfei des Grafen Cardigan. Ein fliegender Drache ſchwebt über ihm, den Denkſpruch tragend: Betrug, Schlechtigkeit, Bosheit, Tyrannei und Rache. Die Einfaſſung bilden: das Unionskreuz, die Gerechtigkeit mit verkehrter Wage, ein betrunkener Offizier, ein anderer auf dem Sopha zur Seite einer Dame, ein Bündel Ketten und ein mit der neunſchwänzigen Katze gezüchtigter Soldat.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Akademien. Die Königin Chriſtine.

In der erwähnten öffentlichen Verſammlung der académie française fehlten dieſesmal alle Staatsmänner, welche zu derſelben gehören, Guizot, Thiers, Dupin, Salvandy u. A. Sie hatten in der Deputirtenkammer zu thun. Zwei Stellen ſind nun in dieſer Akademie wieder leer, und Victor Hugos Freunde werden nicht ermangeln, wieder für ſeine Ernennung zu arbeiten. Die Akademie wird nun einmal als die höchſte literariſche Inſtanz in Frankreich angeſehen, und ein Literat von Ruf muß zu derſelben gehören. Freilich iſt es in jetzigen Zeiten, wo der Schriftſteller ſo viele ſind, und ſo manche ſich auszeichnen, thöricht, die Zahl der Auserwählten, der Meiſter in der Kunſt, auf vierzig beſchränken zu wollen. Man iſt aber einmal an dieſe Einrichtung gewöhnt, und ſo lange ſie beſteht, wird jeder Schriftſteller in Frankreich, ſo hoch er auch in der öffentlichen Meinung ſtehen mag, ſeine Stellung ſo lange für einſeitig anſehen, bis er zum akademiſchen Corpus gehört und andere richten kann, anſtatt gerichtet zu werden. Zwar macht ſich manches Tageblatt über die Entſcheidungen der Akademie luſtig, und ſchon Montesquieu ſagte, die Akademie ſey eine Korporation, welche ſtets Urtheile fälle, deren Entſcheidungen aber vom Publikum ſtets kaſſirt werden, wodurch er wahrſcheinlich auf das berüchtigte Dictionnaire de l'académie française anſpielte, welches als Richtſchnur der Sprache dienen ſoll, aber bei jeder neuen Auflage die von der Nation unterdeſſen eingeführten Ausdrücke und Wörter aufnehmen muß, trotz allem, was die Akademie dawider entſchieden hat. Auch ſind zu allen Zeiten mittelmäßige Schriftſteller in die Akademie aufgenommen worden. — Die Akademie der Inſchriften arbeitet ſchon beinahe ſeit einem halben Jahre an der Ernennung eines Secrétaire perpétuel. Ich glaube, es iſt ſchon dreißig oder vierzig Mal darüber abgeſtimmt worden; eine Partei will den Orientaliſten Burnouf, eine andere den Philologen Naudet, welcher jezt auch Direktor der königlichen Bibliothek iſt, zum Sekretär haben; einige wenige ſtimmen auch für den Orientaliſten Quatremère; keine Partei will nachgeben, jede ſucht Ueberläufer zu bekommen. So gehen denn manche Sitzungen mit unnützem Abſtimmen hin. Da einundzwanzig Stimmen zur Wahl eines Secrétaire perpétuel erforderlich ſind, und bisher Burnouf und Naudet nur achtzehn oder ſiebzehn bekommen konnten, ſo werden diejenigen zulezt den Ausſchlag geben, welche für Quatremère ſtimmen, je nachdem dieſe ſich auf die Naudetſche oder Burnoufſche Seite wenden, um dem langwierigen Streite ein Ende zu machen. Mit dieſer Stelle iſt ein Gehalt von 6000 Fr. und großer Einfluß, wie auch direkter Verkehr mit den Miniſtern verbunden. Guizot iſt einmal gekommen, um für Burnouf zu ſtimmen; aber ſeitdem halten ihn die Debatten in der Deputirtenkammer feſt, und dadurch iſt die Wagſchale der Burnoufſchen Partei etwas leichter geworden, und in der lezten Sitzung hatte die Naudetſche ein wenig die Oberhand. — Paris hat nun eine Königin mehr, nämlich Marie Chriſtine, Königin von Spanien; dies macht aber in Paris wenig Aufſehen, zumal ſie nur ein ſehr geringes Gefolge hat und wenig Aufwand machen kann. Sie hat die öffentlichen Anſtalten, beſonders die großen Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen beſucht, wie man aus den Zeitungen erfahren konnte; aber die miniſteriellen Blätter haben verſchwiegen, daß ſie auch die Sammlung der Kronjuwelen beſucht hat. Von dieſer Sammlung ſprechen die miniſteriellen Blätter niemals, und Niemand, ausgenommen gekrönte Häupter oder Perſonen, welchen die königliche Familie eine beſondere Ehre erzeigen will, bekommen ſie zu ſehen. Da die Sammlung ſich im Erdgeſchoß des Tuilerienſchloſſes befindet, ſo will man wahrſcheinlich nicht, daß das Volk, welches ſchon zweimal dieſes von aller Befeſtigung entblößte Schloß erſtürmt hat, Kenntniß von einem ſolchen Schatze bekomme. Die Juwelen befinden ſich in einem eiſernen, ſehr feſten Schranke, der mit drei Thüren und eben ſo vielen ſtarken Schlöſſern verſehen iſt. Von den drei Schlüſſeln bewahrt der Intendant des königlichen Hofes oder der Civilliſte einen, der Schatzmeiſter der Krone den zweiten und der Hofjuwelier den dritten. Nur auf Befehl des Königs erſcheinen die drei Herren, um den Schrank in ihrer Gegenwart aufſchließen zu laſſen. Dies geſchah neulich zu Gunſten der Königin Marie Chriſtine. Das Hauptkleinod in dieſer Sammlung iſt der berühmte **Regent**, ein Diamant, welcher vielleicht ſo viel werth iſt, als alle andern Juwelen zuſammen, und wenig oder vielleicht gar nicht ſeines Gleichen hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Mittwoch, 23. December 1840.

[661] **Für Bibliotheken, Muſeen und Leſecirkel.**

Auch für 1841 erscheint die: **Allgemeine**

PRESS-ZEITUNG.

ANNALEN
der Presse, der Literatur und des Buchhandels.

Redigirt unter der Leitung von **Dr. Julius Eduard Hitzig**, Vorsitzendem im literarischen Sachverständigen-Verein für die Preuss. Staaten in Berlin.

Zweiter Jahrgang, 104 Nr. ½ Bogen hoch 4. Preis 4 Thlr.

Leipzig, im December 1840.

J. J. Weber.

---

[640] Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken,

in Umrissen gezeichnet und gestochen von

Moritz Retzsch.

V. Lieferung: der Sturm. 13 Platten.

Mit Erläuterungen von Professor Dr. Hermann Ulrici.

Deutsch und in englischer Uebersetzung.

Quer gr. 4. Elegant cartonirt. Subscriptionspreis 5 Thlr. oder 7 fl. 30 kr. C.-M.

Diese längst erwartete Fortsetzung der überall mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommenen Shakspeare-Gallerie schliesst sich den früheren Lieferungen, wovon

I. Hamlet à 6 Thlr.	) beide zusammengenommen	III. Romeo et Julia à 5 Thlr.
II. Macbeth à 5 Thlr.	(jetzt 8 Thlr.	IV. König Lear à 5 Thlr.

enthalten, würdig an und dürfte sowohl den zahlreichen Verehrern des grossen Dichters, als den Freunden der Kunst eine willkommene Erscheinung seyn.

Ferner erschienen bei mir:

Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen: Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. 15 Blätter. Mit Bürger's Text und Erläuterungen von *C. B. v. Miltitz*, deutsch und in englischer Uebersetzung. Cartonirt. Subscriptionspreis **3 Thlr. 12 Gr.**

---

[653] **Preisherabſetzung von** Mozin Dictionnaire de poche. II Vols.

Seitheriger Preis für beide Bände 3 fl. oder 2 Rthlr.

Herabgeſetzter Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Da die letzte Auflage des kleinen Dictionnaire portatif von Mozin (à 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.) ſeit einiger Zeit vergriffen iſt, und deshalb die bedeutenden Nachfragen darnach nicht befriedigt werden können, bis die neue, bereits unter der Preſſe befindliche, elegant ausgeſtattete und bedeutend verbeſſerte Auflage fertig iſt, ſo haben wir, um dem Publikum die Anſchaffung eines wohlfeilen Mozin'ſchen Wörterbuches nicht zu erſchweren, den ſeitherigen Preis von 3 fl. oder 2 Rthlr. des Dictionnaire de poche auf 1 fl. 48 oder 1 Rthlr. 6 Gr. herabgeſetzt. Wir bemerken noch, daß die zweckmäßige Einrichtung und der Wortreichthum dieſes kleinen Wörterbuchs, dem großen in 4 Bänden gleichgeſtellt werden kann.

Die neue Auflage des vergriffenen, wird in 2 Abtheilungen ausgegeben werden, von denen die erſte — die deutſch-franzöſiſche — bereits ſo weit im Drucke vorgeſchritten iſt, daß ſie in kurzer Zeit ausgegeben werden kann; die zweite wird derſelben in möglichſter Bälde nachfolgen.

Ebenſo iſt die ſchön ausgeſtattete, neue Auflage des nouvel ABC allemand-français par Mozin im Drucke beinahe fertig, und kann demnächſt wieder bezogen werden.

Wir fügen hier noch ein Verzeichniß der übrigen in unſerem Verlage erſchienenen franzöſiſchen Lehr- und Unterhaltungsbücher deſſelben Verfaſſers bei, die zu den beigeſetzten Preiſen ſtets von uns zu beziehen ſind:

Mozin premier ABC de l'enfance. 10 kr. oder 3 Gr.

— Anecdotes françaises-allemandes. 4te Aufl. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Digitized by Google

Mozin petite bibliothèque. 12 Vols. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.
— petit cadeau. 2te Aufl. 20 kr. oder 6 Gr.
— la correspondance familière. 2te Aufl. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.
— la correspondance des negocians. 2te Aufl. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.
— Elementarbuch der franzöſiſchen Sprache. 1ſter Theil. 36 kr. oder 9 Gr.
— franzöſiſche und deutſche Geſpräche. 30 kr. oder 8 Gr.
— franzöſiſche und deutſche Handlungsbriefe. 6te Aufl. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.
— Ueberſetzung derſelben. 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.
— franzöſiſche Sprachlehre. 11te Aufl. 1 fl. 24 kr. oder 20 Gr.
— vollſtändiger Auszug der franzöſiſchen Sprachlehre. 1 fl. oder 16 Gr.
— nouvelle grammaire allemande. 5te Aufl. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.
— franzöſiſche und deutſche Uebungsſtücke. 6te Aufl. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[595] So eben erſchienen bei Metzler in Stuttgart:

Lieder

von

Julius Alfret.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 12 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[588] Bei mir iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Erſter Band oder erſte bis vierte Lieferung.

Subſcriptionspreiſe:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maſchinenvelinpapier, die **Lieferung** 12 Gr., der **Band** 2 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die **Lieferung** 1 Thlr., der **Band** 4 Thlr.

Jeden Monat erſcheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Leipzig, im Nov. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[632] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Reiſe

durch alle Theile

des Königreichs Griechenland.

Im Auftrage der K. Griech. Regierung unternommen von

Dr. K. G. Fiedler.

K. Sächſ. Bergcommiſſär.

2ter Theil mit 5 lith. Anſichten und 1 geolog. Karte.

Leipzig 1840. Friedrich Fleiſcher.

Preis 4½ Thlr.

Hiermit iſt ein Reiſewerk geſchloſſen, das wohl ohne Uebertreibung als das vollſtändigſte und gründlichſte, was wir in neueſter Zeit über den griechiſchen Staat erhalten haben, angeſehen werden darf. Die ſehr ſchöne geologiſche Karte iſt als die erſte dieſer Art, eine gewiß ſehr werthvolle Zugabe und für Liebhaber auch apart zu 1 Thlr. zu haben.

---

[673] Im Verlag von **C. F. Oſiander in Tübingen** und **F. H. Köhler in Stuttgart** iſt erſchienen:

Die chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft, dargeſtellt von Dr. David Friedrich Strauß. Erſter Band. gr. 8. 46 Bogen. 5 fl. 24 kr.

Die Verlagshandlung übergibt hiemit dem Publikum ein neues Werk des berühmten Verfaſſers des Lebens Jeſu, welches mit Begier erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Laufe des Jahres 1841 erſcheinen.

---

[596] Von der in 45 bis 50 Theilen, brochirt à 4 Gr. oder 18 kr., erſcheinenden neuen Schiller-Ausgabe von

E. L. Bulwer's ſämmtlichen Romanen.

Aus dem Engliſchen

ſind nachſtehende 7 Theile ausgegeben und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Godolphin, überſ. v. Bärmann. 3 Thle.
Eugen Aram, überſ. v. Notter. 4 Thle.

Dem erſten Theile iſt Bulwer's Bild in Stahlſtich beigegeben. — Auf dieſe ſchöne und höchſt billige Ausgabe kann ſubſcribirt werden in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[616] Wichtigen Inhalts iſt die für Jedermann höchſt belehrende Schrift, wovon in kurzer Zeit 4000 Exemplare abgeſetzt wurden, und in allen Buchhandlungen zu haben iſt, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

☞ Vom Wiederſehen nach dem Tode und dem wahren chriſtlichen Glauben, — **vom** Daſeyn und der Liebe Gottes, — dem Jenſeits — und der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele.

Herausgegeben von Dr. Heinichen, 4te verb. Aufl. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Digitized by Google

[672] Neues

muſikaliſches Wörterbuch.

Bei C. F. Oſiander in Tübingen iſt ſo eben erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der

muſikaliſche Sprachmeiſter,

oder

Erklärung ſämmtlicher in der Muſik vorkommenden techniſchen Kunſtausdrücke, Abbreviaturen, Zeichen ꝛc.,

ſo wie der aus fremden Sprachen entlehnten muſikaliſchen Terminologien,

alphabetiſch geordnet

von

Dr. Guſtav Schilling.

12. geh. Preis 1 fl. — 16 Gr.

Es bedarf wohl nur des Namens des berühmten Herrn Verfaſſers, um die Aufmerkſamkeit des geſammten muſikaliſchen Publikums, insbeſondere aber der vielen jüngeren Muſiker und Dilettanten, auch auf dieſe neueſte ſeiner Arbeiten hinzuleiten, und was das, zugleich auch im Aeußern gut und bequem ausgeſtattete Buch enthält, beſagt der Titel hinlänglich: einen Lehrmeiſter, der wo nur irgend ein Wort, ein Zeichen oder irgend ſonſt Etwas als unbekannt vorkommt, ausführliche mit einer zwar kurzen, aber immer der bündigſten und genügendſten Erklärung bei der Hand iſt; einen Sprachmeiſter, der, bei ſeiner außerordentlichen Vollſtändigkeit, niemals im Stiche läßt, wo es darauf ankommt, ſchnell Auskunft und Zurechtweiſung über irgend etwas zu erhalten, was die muſikaliſche Technik insbeſondere angeht.

---

[655] In der **J. G. Cotta'ſchen** Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Polytechniſches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erſtes Novemberheft 1840.

Inhalt: Verbeſſerungen in der Conſtruktion der Dampfmaſchinen für die Schifffahrt, von Joſeph Maudslay und Joſhua Field. Mit Abbild. — Ueber ein einfaches Hebelwerk, mittelſt deſſen ſich das Abſpannen des Wagenzugs bei Unfällen der Locomotive auf Eiſenbahnen leicht bewerkſtelligen läßt, nebſt einer zweckmäßigen Vorrichtung zum Selbſtaushängen der Locomotive. Von Clemens Reifert jun. Mit Abbild. — Ueber das von Hrn. Arnoux vorgeſchlagene Syſtem, um mit den Locomotiven und Waggons auf Eiſenbahnen Krümmungen von jedem Halbmeſſer ungeſtört befahren zu können; ein der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften von Hrn. Arago erſtatteter Bericht. — Ueber Laignels Syſtem Krümmungen von Eiſenbahnen zu befahren. — Ueber Jarry's Vorſchlag, Holzſtraßen anſtatt Eiſenbahnen zur Befahrung mittelſt Dampfwagen anzulegen. — Betrachtungen über die Stärke von Schrauben und die Geſtalt des Gewindes; von Dr. Mohr in Coblenz. — Ueber die Theorie der Brückenwage und die Mittel dieſelbe richtig zu conſtruiren; von Demſelben. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an Chronometern, Taſchen- und Standuhren; von George Philcox. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Maſchinen zur Fabrikation von Röhren, röhrenartigen Cylindern und andern Artikeln aus Metall ꝛc.; von John Hanſon. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Oscar Leclerc-Thouin über Dubucs Pumpe zum Begießen der Gartenbeete ꝛc. — Beſchreibung eines von Hrn. Bournet conſtruirten Thürſchloſſes mit ſchließender Falle. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in dem Mechanismus, um faſerige Stoffe zum Spinnen vorzubereiten, und in der Methode gewiſſe Faſerſtoffe zu ſpinnen; von Joſeph Gibbs. — Bericht des Hrn. Theodor Olivier über die von Hrn. Decoſter in Paris errichteten Werkſtätten zur Conſtruction von Maſchinen zum Kämmen und Spinnen des Flachſes. — Maſchine für das Ausheben des Waſſers aus Bergwerken nach einem neuen Princip; von Henry Adcock. Mit Abbild. — Ueber die irdenen Waſſerleitungsröhren aus der Fabrik des Hrn. Reichenecker in Ollwiller; Bericht des Hrn. Amédée Rieder. Mit Abbild. — Beſchreibung des in Perſien gebräuchlichen Verfahrens, um Stabeiſen durch eine einzige Operation aus den Erzen zu gewinnen; von James Robertſon. Mit Abbild. — Miscellen. Ueber Cleggs Luft-Eiſenbahn. — Neuer Dampfbrander. — Werth und Gewicht eines Schiffes. — Ueber die Leiſtungen der Centrifugal-Trocknenmaſchinen für Wollenzeuge ꝛc. — Soyers galvaniſches Verfahren zum Copiren von Bildhauergegenſtänden. — Neues Verfahren Lichtbilder zu erzeugen; von Dr. Schafhäutl. — Dr. Mohrs Verfahren Morphium zu bereiten. — Methode der Gebrüder Bouffier von Genf bei der Auswechslung der Unterlagen von Seidenwürmern. — Wie kommt es, daß Kartoffeln unter der Erde faulen?

Zweites Novemberheft.

Neues Sicherheitsſyſtem gegen die Exploſionen der Dampfkeſſel; von Hrn. B. Chauſſenot, Civilingenieur in Paris. Mit Abbild. — (Sicherheitsventil. Waſſerſtandszeiger für feſtſtehende und bewegliche Keſſel. Sicherheitsſchwimmer. Waſſerſtandszeiger für die Schifffahrt.) — Ueber Luftpumpenkolben aus Filz; von Otto Autenrieth, Mechaniker in Ulm. — Beſchreibung der Vorrichtungen zum Trocknen des Torfes auf der k. würtemb. Eiſenhütte zu Königsbronn; von Friedrich Roſcher. Mit Abbild. — De Gournay's verbeſſerte Pferdehufeiſen, um die Pferde ohne Nägel zu beſchlagen. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in dem Mechanismus zum Winden, Spinnen und Dubliren der Seide und anderer Faſerſtoffe; von William Naſh. Mit Abbild. — Verfahren Glasfäden als Einſchlag bei ſeidenen, wollenen ꝛc. Geweben zu verwenden, worauf François Bouillon ein Patent erhielt. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Apparaten zur Lichterzeugung und Lichtvertheilung (an den Oel- und Gaslampen überhaupt, den intermittirenden Gaslampen der Dampfwagen ꝛc.); von Goldworthy Gurney Esq. von Bude, und Frederik Rixon. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Apparaten, um gashaltige Flüſſigkeiten (kohlenſäurehaltiges Waſſer, Sodawaſſer) zu fabriciren und in Flaſchen zu füllen; von Miles Berry. Mit Abbild. — Verfahren die Rotheiſenſteine und andere reiche Eiſenerze im Hohofen auszuſchmelzen; von Auguſt Tull. — Neue Verfahrungsarten in der Wollenfärberei, worauf Karl Köper, gegenwärtig in Leeds, in England, ein Patent erhielt. [1) Anwendung des zweifach chromſauren Kali's als Beizmittel, anſtatt Alaun und Eiſenvitriol. 2) Verfahren die Wollentuche ächtgrün zu färben. 3) Indigküpe mit Soda, Kalk und Kleie, welche ſtatt der Waidküpe dient.] — Ueber Boucherie's Verfahren dem Holz eine längere Dauer zu ſichern; von Hrn. Eduard Köchlin. — Kritiſche Ueberſicht der deutſchen technologiſchen Journaliſtik. Von Karl Karmarſch. Dritter Artikel. (Polytechniſches Centralblatt. Magazin der neueſten Erfindungen ꝛc. Berliner Polytechniſche Monatsſchrift. Polytechniſches Archiv. Allgemeine polytechniſche Zeitung. Allgemeines Journal für Induſtrie, Handel und Schifffahrt. Zeitſchrift für und über Oeſterreichs Induſtrie und Handel. Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen.) — Miscellen. Verzeichniß der vom 3. bis zum 24. Sept. 1840 in

Digitized by Google

England ertheilten Patente. — Vollendung engliſcher Eiſenbahnen. — Die Nord-Midland-Eiſenbahn. — Dietz Maſchine zum Austrocknen der Sümpfe und Seen. — Eugene d'Hanens Lampe. — Eiſenerz, aus welchem durch die Hitze allein das Metall gewonnen werden kann. — Johnſtons Tabelle über die Zuſammenſetzung der foſſilen Brennmaterialien. — Ueber das Mattätzen von Glastafeln. — Ueber die verſchiedenen Methoden des Talgausſchmelzens. — Neuer Appret für Zeuge und zum Bügeln; von Hrn. Gouche in Paris. — Künſtliche Schieferplatten. — Leslie's Apparat zum Anmeſſen von Kleidern.

* * *

Von dieſem gemeinnützigſten und wohlfeilſten Journale Deutſchlands erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 ſind fortwährend einzeln zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[683] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Griechiſche

Schul-Grammatik

von

J. A. Hartung.

gr. 8. Preis 1⅓ Thaler.

Geſchichte

und heutige Verfaſſung

der

katholiſchen Kirche Preußens

von

Dr. E. A. Th. Laspeyres,

ordentlichem Profeſſor an der Univerſität Halle-Wittenberg.

Erſter Theil. gr. 8. Preis 3⅔ Thaler.

Das Werk, welches wir hiemit ankündigen, hat ſich die Aufgabe geſtellt, die jetzige Organiſation der katholiſchen Kirche Preußens, unter möglichſt vollſtändiger Berückſichtigung des Provincialrechts, hiſtoriſch zu entwickeln. Der vorliegende erſte Theil, welchem der zweite und letzte möglichſt bald folgen wird, enthält die Geſchichte der katholiſchen Kirche, mit vorzugsweiſer Rückſicht auf das Verhältniß zur weltlichen Macht und zur evangeliſchen Kirche, je nach den einzelnen Provinzen bis auf die neueſte Zeit herabgeführt, und damit theils eine Charakteriſtik der Preußiſchen Provincial- und Landes-Geſetzgebung über die katholiſchen Kirchenangelegenheiten, theils eine Ueberſicht der durch die politiſchen Ereigniſſe dieſes Jahrhunderts herbeigeführten Reorganiſation der katholiſchen Landeskirche, theils eine Zuſammenſtellung der kirchlichen und weltlichen, allgemeinen und particularen Quellen des heutigen Kirchenrechts verbindet.

---

[678] **Gubitz Volks-Kalender für 1841,**

mit 120 vortrefflichen Bildern geziert.

(Preis: 12½ Sgr., 10 gGr. ſächſ., 45 kr. rhein.)

Dieſes allgemein beliebte Volksbuch, als der unterhaltendſte und nützlichſte der erſcheinenden Volks-Kalender anerkannt, im Jahrgange 1841 ſeine ſechs Vorgänger bei weitem übertreffend, fehlte eine Zeit lang; jetzt aber iſt derſelbe wieder in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben, und als angenehmes, zugleich ſo wohlfeiles Weihnachts- und Neujahrs-Geſchenk zu empfehlen.

Berlin, im December 1840.

Vereins-Buchhandlung.

---

[675] Bei **C. F. Oſiander** in **Tübingen** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keller, Dr. H. A., Altfranzöſiſche Sagen. 2r Band. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 45 kr.

Inhalt: Sankt Brandan. Nach Jubinals Ausgabe in La Legende latine de S. Brandaines. — Robert der Teufel. Nach Trebutines Ausgabe. — Die lange Nacht. Nach dem Fabliau dou prestre con porte bis Meon IV. 20. Partenoper von Blois. Nach Le grand d'Aussy. (V. 203) und Crapelets Ausgabe.

Mit dieſem 2ten Bande ſchließt die Sammlung. Der Verleger darf mit Recht hoffen, daß derſelbe ebenſo günſtig aufgenommen werde als der erſte, welchem die gewichtigſten kritiſchen Journale entſchiedenen Werth zugeſtanden haben.

---

[676] Bei **Eduard Meißner** in **Leipzig** erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Zwei Kapitel

aus einem Manuſcripte

über

deutſche Angelegenheiten.

1) Ueber den Beruf und die vornehmſte Aufgabe deutſcher Publiciſten.
2) Ueber den deutſchen Adel und ſeine Reform in geſchichtlicher, ſtaatsrechtlicher, nationalökonomiſcher und politiſcher Beziehung, mit beſonderer Hinweiſung auf die neueſten Erſcheinungen in Preußen. gr. 8. broſch. 16 Gr.

---

[630] In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenstädt, Dr. I., Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. gr. 8. geheftet. **2 Thlr. 10 Sgr.** oder 8 gGr.

Ogienski, **Dr.** Immanuel, Hegel, Schubarth und die Idee der Perſönlichkeit in ihrem Verhältniß zur Preußiſchen Monarchie. gr. 8. geh. 12½ Sgr. oder 10 gGr.

Berlin, im Okt. 1840.

Voß'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. December 1840.

— Wir erröthen nicht,
Nur dies von einer Kunſt zu fordern?
Und daß es ſelber bei deiner Gnüge,
Entglüht kein Zorn dir, Dichter? So duld' es denn!
Doch büß' auch deine Demuth durch zirkelnden
Entwurf (Verzeichnung iſt er!) —
Durch Leidenſchaft, in Bildergewand gemummt,
Durch jedes Knöſpchen, Blümchen der Zierlichkeit!

Klopſtock.

Von den Anfängen der deutſchen Poeſie, dem heutigen Zuſtand gegenüber.

(Schluß.)

Alſo entweder dieſer Geſichtspunkt iſt es, den man feſthält, oder es iſt eine gebildete, allgemein humane, aber dabei doch rein ſubjective Weltbetrachtung, welche als Quelle ſittlich poetiſcher Aeußerung erſcheint. In dieſe Kategorie gehört faſt Alles, was Rückert Didactiſches, Gnomiſches gedichtet oder nachgebildet hat, und wo das Leztere der Fall iſt, kommt der fremde Urſprung noch dazu, um es in ſeiner Wirkung, und zum Glück, nur auf die künſtlich gebildeten Kreiſe zu beſchränken. Auch Schefers Gedichte dieſer Art, ein wie feiner Lebensbeobachter der Dichter ſelbſt ſeyn mag, ſind derſelben humanen, auf dem Boden der Subjectivität, oft auf dem Boden einer ganz ungeſunden, trüben Philoſophie erwachſenden Gattung, Goethes und Herders zu geſchweigen, die bei uns dieſer Art Dichtung recht eigentlich ihr Anſehen verſchafft haben. Während das Volk in Art und Abſtammung und in dem Erbſtück, was noch von ſittlicher Weiſe der Väter auf daſſelbe in hunderttauſenden kleiner Kreiſe gekommen iſt, eine Wurzel, die immer von Neuem in volksthümlicher Weiſe Empfindungen und Handlungen hervortreibt, bewahrt hat, ſind nun ungeſunde Richtungen über ein Jahrhundert thätig, durch ein Gemiſch human-ſentimental-ſubjectiver Sittenlehre, die faſt allein noch, höchſtens in etwas kirchlich tingirter Bekleidung zum Worte kommt, jene Wurzel todt zu machen und ihre Triebe immer von Neuem als Unkraut abzuſicheln. Wie aber iſt da eine ſittliche Dichtung zu denken, wo nicht das, was von ſittlichen Gedanken wirklich mit den geheimſten, kräftigſten, ſchöpferiſchſten Geiſteskräften der Nation im Einklang ſteht, zur Sprache kommt, ſondern nur fremd Hergebrachtes, oder zwiſchen künſtlicher Bildung und unter deren Einfluſſe Erwachſenes! Wir möchten, wenn wir nicht fürchteten mißverſtanden zu werden, die Grimms und ihre Freunde, in dem, was ſie zu Weckung des Sinnes für einfache deutſche Volksart gethan, unſere ſittlichſten Dichter nennen, obwohl ſie vielleicht keinen Vers gemacht. Wir möchten die ſeparatiſtiſchen und die katholiſcheſten Richtungen, die altkirchliches Leben in der einen oder andern Weiſe im Volke belebt haben, für die Vorarbeiter künftig vielleicht wieder möglicher chriſtlich-deutſcher Sittendichtung halten; aber für den Augenblick iſt eine ſolche, ſelbſt in ihren Grundbedingungen, noch weniger möglich als ein wahres Epos.

Die Haltung aber eines großen Theiles deſſen, was uns unſere Zeit als didactiſches, gnomiſches Dichten bietet,

Digitized by Google

führt uns nun auf einen andern Uebelſtand unſerer Literatur: das iſt das Ausſchließen fremder Literaturen in der Art, daß deren Erzeugniſſe in unſere eigene als integrirende, wirkſame Beſtandtheile angeeignet werden. Die Türken ſind der Meinung, wer eine fremde Sprache lerne, erhalte eine neue Seele, und gewiß hängt an dem eigenthümlichen Ausdruck, an den ſprachlich ausgeprägten ſittlichen Begriffen, an den Gedankenwendnngen und ſelbſt ſchon an der etymologiſchen Stellung der einzelnen Wörter in jeder Sprache eine andere Seele. Das aber, was uns unſere überſetzenden Dichter und Anbildner aus fremden Literaturen herüberzubringen ſuchen, iſt eben das Seeliſche der fremden Sprachen ohne die fremden Wörter; wie man aromatiſche Oele von allen möglichen Blüthen und abgezogene Waſſer von allen möglichen Früchten hat, ſo vermählt ſich nun der Stoff unſerer deutſchen Seele mit Braminen- und Türkenſeelen, und mit was weiß ich für ſeeliſchen Elementen. Nimmt ein Gelehrter einen ſolchen Vermählungsprozeß vor, ſo hat er das Original und in ihm Maß und Unterſchied des Fremden vor ſich, und daß er die Sache überhaupt ſo weit bezwungen, beweiſt ſchon in ihm eine geiſtige Energie, die es am Ende mit mehreren Seelen aufnimmt, ohne daß er dadurch zum Blendling zu werden braucht. Was nun aber die Nation von dem Fremden in deutſchen Drucken bekommt, iſt einerſeits fremd und andrerſeits nicht fremd; man lieſt es zuerſt aus Curioſität, um mitreden zu können, oder auch wohl wirklich, um an dem Fremden das ihm eigenthümlich Schöne zu bewundern, zu genießen, ſo weit es ſich ohne eigene Arbeit bewundern und genießen läßt; das Reſultat aber im Ganzen, bei der Leſewuth der gebildeten und halbgebildeten Kreiſe, die mit einheimiſchen Stoffen nicht mehr ſatt gemacht werden können, ſondern außer einigen engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen Nahrungsmitteln nun auch anfangen aus ruſſiſchen und wo möglich zingaleſiſchen und bimborriſchen Produkten Nahrungsſtoffe gegen die Langeweile zu ſich zu nehmen — das Reſultat im Ganzen iſt eine Blendlingsbildung der ganzen Nation, die, weil ſie täglich Unterhaltung ſucht und findet, am Ende nur noch durch das Pikanteſte, Fremdeſte, Alambiquirteſte gereizt wird, die die Fähigkeit ruhiger Beſchauung, einfachen Genuſſes, nationaler Würdigung deutſcher Rede, deutſcher Maße, deutſcher Stoffe verliert und durch ihre Begierden und Anerkennungen auch ihre Schriftſteller verdirbt, abnuzt und auf falſche Bahnen wirft. Wie wenig die Männer, welche an unſern altdeutſchen Geiſteswerken, an deren Seelentüchtigkeit, welche an der natürlichen Schönheit und ſeeliſchen Einfachheit unſerer mittelhochdeutſchen Poeſien, welche an Luther, Gerhard, welche an den deutſchgefärbteſten Dichtern der neueren und neueſten Zeit ein Gegengewicht zu erziehen und zu pflegen ſuchen gegen dieſe ausländernde Blendlingsdiät, wie wenig ſie noch Einfluß gewonnen haben auf die Maſſe der Leſenden, ſogenannten Gebildeten, kann die Beobachtung jeder Leihbibliothek täglich lehren. — Und ſo wäre denn das Reſultat unſerer Vergleichung, daß unſere Poeſie, wie in der Form nur noch zur Hälfte deutſch, ſo ihrem Inhalte nach nur noch bruchſtückweis epiſch, religiös, ethiſch und national iſt.

Der Rathsherr von Bremen.

(Fortſetzung.)

Es ſchlug eilf, es ſchlug zwölf, und kein Schritt draußen ließ ſich hören. Die Straßen waren ſtille und ausgeſtorben, in einer entfernten Gaſſe blies der Wächter, und aus dem verhängten Fenſter einer Erkerſtube klang der leiſe Geſang der Wächterinnen, die bei einer Leiche wachten. Der Nachthimmel war bedeckt und aus den ſpärlichen Wolkenriſſen blickten Sterne, die Catharinens Auge zählen konnte. Sie ſtand am Fenſter, und jeder an den nahen Häuſern vorbeiſchleichende Schatten ſchien ihr der endlich zurückkehrende Sebald zu ſeyn; aber er war es immer nicht. Wie ſie wieder zum Tiſch an die Arbeit zurückkehrte, fühlte ſie eine Mattigkeit und Beängſtigung. Sie bedachte jezt ernſtlich, daß es gar nicht in Sebalds Weiſe lag, ſo plötzlich, und ohne ein Wort zu ſagen, fortzugehen und ſo lange wegzubleiben. Hatte er ſeinen Entſchluß geändert und mußte er den Abend noch einen Gang machen, ſo hätte er gewiß ein paar Worte ſeiner nicht weit von ihm ſitzenden Frau zugeflüſtert; nie ging er auch nur auf eine Stunde weg, ohne daß er Catharinen benachrichtigte und ſie bat, das Abendbrod für ihn aufzuheben, und jezt blieb er die ganze Nacht fort. Sie überdachte ſein Betragen den Tag vorher, und unruhig, wie ſie war, glaubte ſie ſich zu erinnern, daß es nicht ganz ſo wie gewöhnlich geweſen, und dennoch konnte ſie, bei noch ſchärferem Nachdenken, nichts Beſtimmtes angeben. Jeder unbedeutende Zwiſt wurde von der ängſtlichen Frau erwogen; aber dann ſprach ſie wieder zu ſich ſelbſt: „Welch ein Zwiſt müßte der geweſen ſeyn, der einen Mann alſo von ſeinem Weibe triebe, und Sebald hatte es nicht in ſeiner Art, ſo ernſtlich zu grollen.“ Auch ſeine Vermögensumſtände bedachte Catharine; aber, ſo viel ihr bewußt, waren dieſe geordnet, und wären ſie auch noch ſo zerrüttet geweſen, der allgemein beliebte und verehrte Rathsherr hätte doch deßhalb nicht in Nacht und Nebel zu verſchwinden gebraucht; dafür hatte er Freunde und reiche, theilnehmende Verwandte.

Digitized by Google

Ueber dieſen Betrachtungen brach die Morgenſtunde an und Catharine löſchte ihre Lampe. So ermüdet ſie war, kam doch kein Schlaf in ihre Augen. Nach und nach wurde das Haus lebendig, die Thüren gingen und im Zimmer der alten Großmutter kündete der trockene Morgenhuſten ihr Erwachen an. Die Kinder kamen und Catharine verſchwieg ihnen und der Alten die Abweſenheit ihres Mannes. Aber wie lange konnte ſie das? Geſchäftsleute ſprachen vor, der Rathsdiener kam, Freunde fragten, endlich mußte ſie geſtehen, ſie wiſſe nicht, wo ihr Mann ſey. Man wartete einen Tag; dann ging das Gerücht in der Stadt umher, der Rathsherr Beerlein ſey ſpurlos verſchwunden. Jezt wollten einige am Ufer des Stroms den Hut und den Stock des Mannes gefunden haben, andere ſprachen von einem, zur nächtlichen Stunde gehörten Schuß im nahen Walde, und die Leiche des Selbſtmörders ſollte von heimlich gedungenen Köhlern in der Stille des Morgens in die Stadt geführt worden ſeyn. Noch wunderlichere Gerüchte erzählten, Herr Beerlein ſey mit einer Eskorte über die Grenze geführt worden, um wegen plötzlich bekannt gewordener Verbrechen im Nachbarlande ſeine Strafe zu empfangen. Man kann ſich denken, was Catharine und die Ihrigen bei dieſen Reden litten. Immer noch glaubte die arme verlaſſene Frau, der Mann werde ſtündlich, täglich erſcheinen, und immer ward ſie getäuſcht. Es verging ein Monat, es vergingen zwei, endlich ein Vierteljahr, und keine Spur von dem Rathsherrn Beerlein war zu ſehen. Die Aufrufe in den Zeitungen fruchteten nichts, eben ſo wenig die im Geheim unermüdlich angeſtellten Nachforſchungen. Der Mann war und blieb verloren, wie unter die Erde geſunken. Niemand hatte ihn aus dem Thore wandeln ſehen, Niemand ihn auf der Straße bemerkt; ſo genau ſeine Kleidung, ſein Geſicht, ſeine Figur beſchrieben wurden, nirgends in den nahe liegenden Orten war eine ſolche Geſtalt geſehen worden.

Drei Jahre waren vergangen, Niemand ſprach mehr von dem verſchollenen Rathsherrn, als eines Abends ſpät, es war wiederum im Hochſommer, ein Mann an die Thüre des Beerleinſchen Hauſes klopfte und Einlaß begehrte. Er ſah bleich und ermüdet aus. Man fragte ihn, was er wolle. Der Unbekannte war ſichtlich beſtürzt über dieſe Frage. „Wer ſeyd Ihr?“ fragte er dagegen den jungen Mann, der ihm die Thüre geöffnet hatte. „Wie kommt Ihr in mein Haus?“ — „In Euer Haus?“ rief der Jüngling und maß den Fragenden von Kopf bis zu Fuß. „Ich bin der Commis der Weinhandlung und dieſes Haus gehört dem Herrn Van Peters.“ — „Van Peters!“ rief der Fremde. „Was fällt Euch ein, einfältiger Spaßvogel! Weiß ich denn nicht, wo die Weinhandlung und wo mein eigenes Haus iſt?“ Mit dieſen Worten drängte er ungeſtüm den jungen Burſchen bei Seite und ſtieg die wohlbekannte Treppe hinauf. Er ging über den Gang; dieſer war mit unbekannten Möbeln und Gemälden verſehen; er wollte die Stubenthür öffnen, da ſchallte ihm lautes, ſchallendes Gelächter, Gläſerklang und rauhe, ſtreitende Stimmen entgegen. „Iſt es möglich!“ rief er bei ſich, „hat Catharine Gäſte? und noch dazu ſo ungebührlich laute?“

Leiſe öffnete er die Thür und ſah ſchaudernd eine Reihe trunkener Geſichter um einen Wirthstiſch geſchaart. Im Zimmer ſah es wüſte aus, und Tabaksqualm erfüllte den ſonſt ſo behaglichen, reinlichen, zierlich geputzten Raum. Das Täfelwerk war beſchädigt und hie und da von der Wand abgelöst, der Stuhl am Fenſter, wo die Großmutter zu ſitzen pflegte, war von einem dickbauchigen Schläfer eingenommen. Aber die Abendſonne ſchien wie damals durch die Scheiben und ihr goldener Schein ſchnitt dem armen, wiedergekehrten Rathsherrn wie mit ſcharfen Schwertern in's Herz. Er ſtand auf der Schwelle ſeines lieben Zimmers, er ſuchte die theuern Geſtalten, die er vor einer Stunde hier verlaſſen, und Alles war ſchreckenvoll umgewandelt, wie in einem ängſtlichen, wahnſinnigen Traum. Der Arme rieb ſich die Stirne, er ſchloß die Augen, öffnete ſie wieder und ſchwankte wie Einer, den die Beſinnung zu verlaſſen droht. Die Gäſte wurden ſeiner anſichtig und ſpotteten des bleichen Mannes, der, in das Wirthshaus kommend, ſchon betrunken ſchien. Da ſchrie auf einmal des Wirths laute Stimme dazwiſchen: „Herr Jeſus, das iſt ja der verſchollene Rathsherr!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Scribes „Glas Waſſer.“ Die Mars. Die Rachel.

An den Pariſer Luſtbarkeiten hat die Königin Mutter von Spanien keinen Antheil genommen, wenigſtens keinen öffentlichen; aber ſchwerlich konnte eine ſo lebensfrohe Prinzeſſin der Verſuchung widerſtehen, die franzöſiſche und die italieniſche Oper wenigſtens incognito zu beſuchen, und man verſichert, daß ſie bald abreiſen, aber zum Carneval wieder nach Paris kommen wird, wo ſie dann das jezt Verſäumte reichlich einbringen kann. Schon jezt gibt es Bälle und Concerte in Menge, und die Schauſpiele bringen jede Woche etwas Neues. Das Théâtre français iſt wieder mit einem Scribeſchen Luſtſpiele beglückt, das „Glas Waſſer,“ oder, wie die Witzlinge ſagen, es zieht viele Gäſte herbei, obſchon es ihnen nur ein Glas Waſſer anzubieten hat. Scribe hat

Digitized by Google

dieſes Glas Waſſer allerdings ſo angenehm zuzubereiten gewußt, daß ſich das Publikum an demſelben ſehr erlabt, und die ganze elegante Welt die bekannte Anekdote von dem der Königin Anna von Großbritannien gereichten Glas Waſſer von dem witzigen Theaterdichter dramatiſirt ſehen will. Der politiſchen Anſpielungen gibt es in dieſem Stücke ſo viel man nur will; es iſt faſt eine politiſche Komödie; aber unter Scribes Händen wird der ſonſt ſo ſpröde und ſchwer zu behandelnde politiſche Stoff ein komiſches Element, und da hier große Theaterfreiheit herrſcht, ſo konnte er ſich nach Belieben ausdrücken. Während Scribe nun den vollen Beifall des Publikums im Théâtre français erndet, ſteht ihm wahrſcheinlich ein nicht kleinerer Triumph in der komiſchen Oper bevor, wo er heute mit Auber die neue Operette Zanetta gibt, von welcher man ſchon im voraus viel Gutes ſagt. Für das Théâtre français hatte er ein anderes Stück beſtimmt: „die Großmutter.“ Die Direktion hatte ihn nämlich gebeten, ein neues Stück zu verfertigen, in welchem Dlle. Mars noch eine ihr angemeſſene Rolle ſpielen könnte. Bekanntlich hat dieſe berühmte Schauſpielerin den Eigenſinn, trotz ihrer 62 Jahre, keine andere als Mädchen- oder junge Frauenrollen ſpielen zu wollen. Die Direktion wünſchte daher ein Stück zu haben, in welchem ſie eine Rolle bekommen könnte, die ihre Anmaßungen befriedigte und doch dem Publikum nicht widrig auffiele. Scribe ſchrieb daher ein Stück, worin die Hauptperſon eine nicht ſehr bejahrte und ſo liebenswürdige Großmutter iſt, daß ein junger Mann ſie ihrer Enkelin, um welche er ſich bewarb, vorzieht und heirathet. Als Scribe ſein Stück fertig hatte und es der Dlle. Mars mittheilen wollte, verſammelte dieſe ihren Hof, das heißt ihre Freunde und Schmeichler; ein Tag wurde anberaumt, Scribe kam und las ſein Stück vor; nach jedem Aufzuge wurden ihm Komplimente über das ſchöne, heitere und witzige Stück gemacht. Als er zu Ende geleſen hatte, hörte er zufällig einen der Schmeichler die Dlle. Mars fragen, welchen Anzug ſie für die Rolle der Enkelin wählen wolle. Scribe, welcher der 62jährigen Schauſpielerin die Rolle der Großmutter, nicht aber die eines 16jährigen Mädchens zugedacht hatte, ſteckte ſein Manuſcript in die Taſche und begab ſich weg. Er ſchob einige Lieder in das Stück ein, machte ein Vaudeville daraus und gab es der Direktion des Gymnase dramatique. Hier wird das Stück nun ſeit einiger Zeit mit dem gewöhnlichen Beifall gegeben. Dlle. Mars ſcheint ſich nicht überzeugen zu können, daß das Alter ſie ſo wenig als andere verſchont hat. Sie iſt noch immer bewundernswürdig, und ihre ſchöne Sprache, ihr Anſtand, ihr bezauberndes Weſen iſt noch immer da; nur wird der Eindruck, den alles dieſes auf den Zuſchauer macht, durch den Widerſpruch geſtört, der im Alter der Schauſpielerin und ihren Rollen liegt. Dieſer Widerſpruch wird immer greller, und die große Kunſt, welche Dlle. Mars auf ihren Anzug und auf ihr ganzes Aeußere verwendet, iſt nicht mehr im Stande, ihn aufzuheben. Dlle. Rachel beſchränkt ſich noch immer auf das halb Dutzend Rollen aus dem alten claſſiſchen Repertoire, ſo oft auch angekündigt worden iſt, daß ſie nun bald in neuen Rollen erſcheinen werde. Es ſcheint, ſie fürchtet, den Ruhm, den ſie ſich in jenen erworben hat, durch neue Rollen auf's Spiel zu ſetzen. Es wird ihr aber nicht wohl möglich ſeyn, das Publikum lange mit ſo Wenigem hinzuhalten. Die Pariſer wollen Neues haben, und ſo viel Vergnügen ihnen auch das Vollendete in jeder Gattung macht, ſo ſehen ſie es doch gerne, wenn der große Künſtler einige Mannigfaltigkeit in ſeine Darſtellungen bringt und ſeine Meiſterſchaft in mehr als einer Gattung bewährt. D g.

London, December.

(Fortſetzung.)

Prinz Albert.

Bei Gelegenheit will ich hier erwähnen, daß, obwohl der Rittmeiſter Reynolds durch das Sendſchreiben, in welchem er die Gerechtigkeit des über ihn gefällten Kriegsgerichtsſpruchs anerkannt hat, bei Allen angeſtoßen, die eben auf den Grund der Ungerechtigkeit dieſes Spruchs für ihn Partei genommen — was mit ſeltenem Einklange ſämmtliche Journale gethan haben — doch zahlreiche Petitionen an die Königin eingehen, ihm in einem andern Regimente eine, ſeinem verlorenen Range gleiche Stellung zu verleihen. Auch der berühmte Lumber troop, deſſen Daſeyn, Eigenthümlichkeiten und politiſches Gewicht vor längerer Zeit den Inhalt eines beſondern Aufſatzes in dieſen Blättern ausgemacht haben, iſt von ſeinen ſoldatiſchen Sympathien zu Abfaſſung einer Adreſſe bewogen worden, zu deren Ueberreichung der Tag beſtimmt war, an welchem die Königin entbunden wurde; — für den Rittmeiſter ein unangenehmes Contretemps, denn einer ſolchen Demonſtration hätte die Königin kaum widerſtehen können. — Wie oft bereits Prinz Albert das Schickſal aller derer in England getheilt hat, die, weil ſie hoch ſtehen, ſie mögen thun oder nicht thun, was ſie wollen, in den Mund des Volkshumors und in die Hände der Lithographen gerathen, dürfte ſchwer zu ermitteln ſeyn. Nie aber iſt er vielſeitiger und ſtärker angegriffen worden, als ſeit jüngſt das Hofcirkular die ſeltſame Bemerkung enthielt: Prince Albert's dogs appeared in good condition, und gleichzeitig bekannt wurde, daß ſeinem Wunſche zufolge und auf öffentliche Koſten in Windſor ein ſplendider Hundeſtall gebaut werden ſolle. Da erſchien der Prinz auf einem Bilde, von ſeinen Hunden umſprungen und dem fetten John Bull, der jedoch ſehr finſter ausſah, die Wangen ſtreichelnd, mit der Unterſchrift:

„I want a kennel for my dogs,“
The swaggering German youngster cried. —
„God knows I pay enough to keep
One German puppy,“ Bull replied.

Auf einem andern Bilde ſteht der Prinz in voller Uniform, eine Peitſche in der Rechten, einen Reif in der linken Hand. Durch den Reif ſpringt ein Hund; ein Dutzend andere üben ſich in verſchiedenen Kunſtſtücken, und zum Fenſter ſieht der wohlbeleibte John Bull herein, in der Linken einen dicken Spazierſtock, mit der Rechten ſich unterm Hute den Kopf krauend. Die Beiſchrift lautet: Princely pastime. „Ah, ah, Mistare Pull, you sall see de grand perfection I sall pring dem to when I get mine new kennel.“ — „Zounds, Albert! is that the only employment you can find, at such a time as this, when England expects every man to do his duty!“ — So unehrerbietig dies dem Fremden klingt, weiß doch jeder Engländer, daß die Darſtellung keinen andern Zweck hat und keinen andern erreicht, als ihn lachen zu machen. Alſo lacht er und bleibt ein Muſter von Loyalität. Auch iſt der Contrakt über den Bau des betreffenden Hundeſtalls bereits abgeſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. December 1840.

Wenn die Planeten die Höflinge der Sonne ſind, die, um ihren Thron gereiht, ſie nie aus den Augen laſſen, ſo gleicht der Komet dem Landedelmann, der nur von Zeit zu Zeit an's Hoflager kommt, ſeinen Reſpekt zu bezeugen und ſeine Geſchäfte abzumachen.

Ungenannter.
Morgenblatt 1834.

Der Bremickerſche Komet.

Von Dr. Nürnberger.

Schon wieder ſteht an unſerm Himmel ein Kometengaſt, mit dem ich die Leſer ſchnell bekannt machen muß, da er ganz unerwartet aufgetreten iſt und keck am Himmel vorſchreitet. Dieſer Komet iſt zuerſt vom Berliner Aſtronomen Dr. Bremicker am 26ſten Oktober im Sternbilde des Drachen geſehen worden; jezt (Ende Novembers) eilt er auf den Kopf der Eidechſe zu.* Er hält etwa drei Bogenminuten Durchmeſſer und zeigt in lichtſtarken Fernröhren einen deutlichen Kern, aber noch keinen Lichtſchweif. Wo kommt er nun aber ſo plötzlich her? Iſt er eine neue Schöpfung? oder wenn er ſchon länger exiſtirt, in welchen Himmelsregionen hat er ſich bis jezt verborgen gehalten? und warum hat, unter dieſer leztern Vorausſetzung, die Aſtronomie ſeine gegenwärtige Wiederkehr nicht eben ſo gut wie die des Halleyſchen, Enckeſchen, Bielaſchen Kometen zur rechten Zeit ankündigen können? — Auf alle dieſe Fragen, welche mir noch geſtern bei der Abendtafel eine gelehrte Dame im Tone des Vorwurfs für die Sternkunde vorgelegt hat, und welche auch wohl von andern Seiten her erhoben werden, habe ich befriedigende Antwort, welche in folgender Darſtellung enthalten iſt, für die ich daher nur einige Aufmerkſamkeit zu erbitten brauche.

Unſer Sonnenſyſtem beſteht jezt (denn früher ſcheint dem, wie wir gleich näher ſehen werden, anders geweſen zu ſeyn) aus zwei, durch eine ſcharfe Grenzlinie von einander abgeſonderten Theilen: den Kometen und den Planeten. „An jenen ſehen wir," wie ſich der geniale Petersburger Aſtronom Schubert, welcher ſich um Ausbildung der hier vorzutragenden neuern Hypotheſe über die Urbeſchaffenheit unſeres Syſtems beſonders verdient gemacht hat, ausdrückt, „Spuren des urſprünglichen Zuſtandes des Sonnenſyſtems, dieſe zeigen uns deſſen ſpätere Umbildung." — Die Planeten (mit Ausnahme der vier zulezt entdeckten ſogenannten Planetoiden: Ceres, Juno, Pallas, Veſta, welche die eigentliche planetariſche Natur noch nicht angenommen zu haben ſcheinen und erſt in einem Mittelzuſtande ſchweben) umringen die Sonne ſämmtlich beinahe in einer und derſelben Ebene, nämlich der erweiterten Ebene des Sonnenäquators. Man denke ſich eine durch den leztern gelegte, weit in den Himmelsraum hinein reichende Scheibe, und ſtelle ſich vor, daß alle Planetenbahnen

* Die ungünſtige Witterung hat ſpätere Beobachtungen ſehr ſchwer gemacht; eine am 2ten December geglückte Wiederauffindung dieſes Kometen zeigte ihn auf den Stern α in der Andromeda losrückend.

Digitized by Google

in dieſer Scheibe liegen. Außerdem ſind dieſe Bahnen ſämmtlich wenig vom Kreiſe verſchieden und die Planeten bewegen ſich in denſelben ebenfalls ſämmtlich nach Einer Richtung, nämlich von der Rechten zur Linken (*nach* der Folge der Zeichen).

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den *Kometen*: ihre Bahnen neigen ſich unter allen möglichen Winkeln gegen jene eingebildete Scheibe, ja, ſtehen zuweilen ſenkrecht auf derſelben; dieſe Bahnen ſind ferner allermeiſtens ſehr excentriſche Ellipſen und werden von den Kometen bald von der Rechten zur Linken, bald umgekehrt von der Linken zur Rechten (*nach* der Folge der Zeichen und *wider* dieſelbe) durchlaufen. Unter hundert beobachteten Kometen bewegten ſich eben ſo viele nach der einen als nach der andern Richtung, und die Neigungswinkel der hundert Kometenbahnen gegen die zur Verſinnlichung gewählte Scheibe, oder die der Lage nach davon wenig verſchiedene Ebene der Ekliptik, fanden ſich von Null bis neunzig Grad ziemlich gleichförmig vertheilt.

Die Urſache dieſer höchſt merkwürdigen Verſchiedenheit zwiſchen den Planeten und Kometen ſucht nun die eben erwähnte Hypotheſe über die Urbeſchaffenheit unſeres Sonnenſyſtems, welche ich, da ſie von dieſen beiden berühmten Männern beſonders einnehmend vorgetragen wird, die Laplace-Schubertſche nennen will, folgendermaßen zu erklären. Die Fixſterne (Sonnen), und alſo auch *unſere* Sonne, waren *vor* den ſie erſt ſpäter umringenden Trabanten vorhanden. Das unermeßliche Aethergebiet zwiſchen den Fixſternen fand ſich aber und findet ſich in minderem Grade noch jezt, mit dem Stoffe geſchwängert, aus deſſen Zuſammenballung alle Weltkörper entſtanden ſind. Die durch die ſchöpferiſche Kraft der Natur bewirkten erſten, duftigſten Zuſammenballungen dieſes Weltſtoffes lieferten nur Kometen, mit denen wir alſo, neben den ſchon vorhandenen Sonnen, das Univerſum *damals* erfüllt annehmen müſſen. Denken wir uns jezt um unſere Sonne (wie um jede andere) eine große Sphäre, bis zu deren Grenze die Anziehungskraft dieſes mächtigen Centralkörpers reicht, und die wir mit dem Namen der Sonnenfang- oder Gravitationsſphäre bezeichnen wollen, ſo mußten natürlich alle in dieſe Sphäre gerathenden Kometen anfangen, Bahnen um die Sonne zu beſchreiben; und da dieſer Eintritt in die Sonnenfangſphäre für jeden Punkt und für jede Richtung gleich wahrſcheinlich war, ſo wurde die Sonne nach *allen* Seiten hin von Kometen umringt, welche bei ihrer Bewegung um dieſelbe regellos bald dieſer, bald jener Richtung folgten. Die Natur des Kegelſchnitts ferner, deſſen Geſtalt dieſe Bahnen annahmen, hing offenbar von der verſchiedenen Geſchwindigkeit des betreffenden Kometen und der darin durch den Anziehungseinfluß der Sonne vorgehenden Modifikation ab, dergeſtalt, daß *paraboliſche* und *hyperboliſche* Bahnen, *Kreiſe* und *Ellipſen* von *aller* Art gleich wahrſcheinlich waren, nur daß in den beiden erſten Fällen die Kometen *unſerm* Syſteme natürlich wieder entführt werden mußten, die ſehr excentriſchen Ellipſen aber, als die ihrer Beſchaffenheit nach häufigſte Form die vorherrſchende blieb, ganz wie wir es allerdings noch jezt in der Wirklichkeit beobachten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Rathsherr von Bremen.

(Fortſetzung.)

Dieſer Ausruf packte mit paniſchem Schrecken die Gäſte, ſie ſezten ſchnell ihre Gläſer hin und ſtarrten zur Thüre, wie auf ein Geſpenſt. Niemand erwiderte den Gruß des Mannes, der nun ſtill kam und ſich auf die Ecke der Bank hinſezte. Die Andern rückten von ihm weg, der Wirth allein machte ſich an ihn. „Herr Rathsherr," rief er, „wo ſeyd Ihr geweſen? Man hat Euch drei Jahre vergeblich geſucht." — „Drei Jahre!" wiederholte Beerlein und ſah ſtarr den Wirth an. — „Dieſes Haus," fuhr jener fort, „iſt nicht mehr Euer; Eure Wittwe, oder Eure Frau, wollt' ich ſagen — vergebt, ich ſpreche zu Euch, wie zu einem Todten — hat im zweiten Jahr, da Ihr nicht kamt, das Haus mir verkauft und wohnt jezt in einem kleinen Städtchen in der Nachbarſchaft." — „Meine Großmutter?" fragte Herr Beerlein. — „Sie ſtarb wenige Wochen nach Eurem Verſchwinden." — „Meine Kinder?" — „Sind todt; eine Seuche, die im vorigen Jahre in unſerer guten Stadt wüthete, hat ſie dahingerafft."

Bei dieſen Antworten ſank des armen Rathsherrn Haupt immer tiefer, er gab keinen Laut des Schreckens oder des Schmerzes von ſich, aber ſein ganzes Weſen drückte ein geheimnißvolles, unendliches Leid aus. So ging er ſtill aus der Stube, wie er gekommen war. Der Wirth folgte ihm, faßte ihn an der Treppe und fragte ihn laut und ſchneidend: „Wo ſeyd Ihr geweſen, Nachbar?" — „Fragt mich nicht," erwiderte der Arme; „Gott hat mich in ein wundervoll Gericht geführt. Ich fühle, daß ich ſterben werde." — Mit dieſen Worten fiel er in eine tiefe Ohnmacht. Man ſorgte dafür, daß er zu ſeinem Weibe gebracht wurde, und man kann ſich Catharinens Schrecken und Freude denken, als ſie den Verlorenen ſo heimkehren ſah. Sie empfing ihn in ihren Wittwenkleidern, die ſie dann ſogleich ablegte, um ſie

Digitized by Google

wenige Wochen darauf, diesmal mit vollem Rechte, wieder anzulegen. Denn Herr Sebaldus Beerlein verſchied, wie er es vorhergeſagt hatte, eines ſanften Todes. Vorher jedoch vertraute er ſeinem Seelſorger die ſeltſame Geſchichte ſeines Verſchollenſeyns, und die Familie bewahrt noch dieſe Urkunde auf. Sie iſt beglaubigt und unterſchrieben von vielen damals lebenden Zeugen, die den Rathsherrn hatten verſchwinden und wiederkommen ſehen, und die Gerichte haben ihre Siegel darunter geſetzt. Der weſentliche Inhalt der Schrift iſt folgender.

Am Sonntage Trinitatis des Jahrs 1749, ſo erzählt der Rathsherr in dem eben angeführten Bekenntniſſe, Abends zwiſchen acht und neun Uhr ſaß ich ruhig und in den freudigſten Gedanken über meine Familie, die ſich um mich verſammelt hatte, als ich deutlich ein Klopfen an der Thüre hörte. Ich achtete deſſen nicht, und meinte, Ahlwert, mein Diener, der ſich dicht an der Thüre befand, werde ſchon öffnen, oder der Anklopfende werde, wenn man ſein Zeichen nicht beachte, ſelbſt hereintreten. Aber es geſchah nicht; ſtatt deſſen klopfte es jezt dreimal hintereinander ſehr ſtark. Mich wunderte, daß Niemand im Zimmer dieſes laute Pochen zu hören ſchien; Alle blieben ruhig an ihren Plätzen. Plötzlich war es mir, als ſpräche zu mir eine Stimme: „Steh auf, nimm Hut und Stock und folge." Ich beſchwichtigte dieſe ſeltſame innere Aufforderung und blieb ſitzen, allein eine Beklemmung, eine Bangigkeit ergriff mich jezt, wie in der ſchwerſten Krankheit; es ward mit dieſem peinlichen Gefühl ſo arg, daß ich nicht anders konnte, ich mußte Stock und Hut nehmen und zur Thür hinaus gehen.

Als ich im Gange ſtand, erblickte ich einen Mann neben mir, der mich mit feſtem Blicke anſah, und wiederum tönten die Worte in mein Ohr: „Komm, folge mir." Ich kannte den Mann nicht und wußte nicht, was er von mir wollte; ich fühlte aber, daß er von dem Augenblick, wo ich die Schwelle meines Zimmers überſchritten, Macht über mich hatte, und ich folgte. Wir ſtiegen die Hintertreppe hinab und gingen durch einen Gang am Nachbarhauſe, von deſſen Daſeyn ich nie früher etwas gewußt habe. Es war ein gewölbter Gang, und ſo viel ich mich beſinne, ſtanden Tonnen und leere Waarenbehälter an den dunkeln Wänden aufgehäuft. Er wurde enger und enger, und zulezt war ich genöthigt, gebückt einherzuſchreiten, meinem Führer nach, der immer gerade vor mir herging. Wir gelangten an ein dunkles Gewäſſer, das ich für einen bedeckten Kanal hielt; das Waſſer floß aber unheimlich und finſter; die zwei Bretter, die zur Brücke dienten, waren baufällig und ſchwankten ſtark, als ich darüber ſchritt; mein Führer jedoch ging leicht wie eine Feder und völlig geräuſchlos über dieſen gefährlichen Steg.

Endlich kamen wir in's Freie und ich ſah den geſtirnten Himmel über uns. Im Weſten verglühte noch die Abendröthe, und ich beſinne mich, als ich umſchaute, noch den Thurm unſerer Hauptkirche deutlich geſehen zu haben; alles Andere war wie in einen Nebel gehüllt. Wir gelangten jezt auf eine weite, unabſehbare Fläche, die mir völlig unbekannt dünkte. Kein Baum, keine Hütte, ſelbſt kein Weg war zu ſehen. Die Erde war wie mit vertrocknetem oder verſengtem Graſe bedeckt, ſo als hätte vor langer Zeit eine gewaltige Feuersbrunſt hier gewüthet. Ich theilte dieſe Bemerkung meinem Führer mit, indem ich ihn zugleich fragte, wo er mich denn hinbringe. Ohne zu antworten, machte er eine ſtumme Bewegung, daß wir weiter ſchreiten ſollten. Dies geſchah auch; ohne ein Wort zu wechſeln, gingen wir mit einander die Heidefläche entlang. Die Abendröthe verſchwand gänzlich und ein Nebel verbreitete ſich über den Sternenhimmel, ſo daß Erde und Himmel in denſelben grauen, bleifarbenen Schimmer gehüllt waren. Ich kann nicht ſagen, wie ſchauervoll und die Seele bedrückend dieſe Einſamkeit war. Wie labend wäre mir auch nur der kleinſte Laut des Lebens geweſen! ſelbſt unſere eigenen Schritte hörten wir nicht auf dem weichen Boden. Von Zeit zu Zeit wehte ein kühles Lüftchen über die Fläche, aber es erquickte mich nicht, denn es führte einen unleidlichen Moderduft mit ſich.

Wie wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen ſeyn mochten, erblickte ich ein Haus, das auf der Ebene ganz einſam ſtand und deſſen Fenſter hell erleuchtet waren. Es war in einem Styl ausgeführt, wie man Paläſte baut, Säulen trugen das Dach und koſtbare Wappenſchilder, prächtige Treppen und ſchöne vergoldete Statuen zierten den Bau. Mein Gefährte winkte mir, hereinzutreten. Ich ſtellte ihm vor, daß ich das Haus und ſeinen Beſitzer nicht kenne. „Du wirſt ihn kennen lernen," entgegnete er; „nur hüte dich, irgend eine Frage an ihn oder ſeine Umgebung über das, was deine Augen ſehen werden, zu richten. Stumm, wie du kommſt, geh wieder und zeichne in deinem Gedächtniß auf, was du ſiehſt."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Todesfälle. Theater.

Ein ſchmerzliches Ereigniß war vor Kurzem der freiwillige Tod des nur ſechsundzwanzig Jahre alten George

Digitized by Google

Ellis Inman. Sein Name gehört zwar nicht zu den Illuſtrationen der engliſchen Literatur; doch waren ſeine Fähigkeiten gewiß geeignet, ihn auf eine hohe Stufe zu führen. Zuerſt entwickelte ſich in ihm das Talent für Dichtkunſt, und mehrere ſeiner Lieder, von Biſchof und Andern in Muſik geſezt, haben ſich langen, noch jezt dauernden Beifall erworben. Vor drei Jahren veröffentlichte er einen Band Gedichte, welche der ehrwürdige Sänger, Samuel Rogers, kein Bedenken trug, Blüthen eines reichen Geiſtes zu nennen. Hierauf widmete er ſeine Feder einigen der geachtetſten Journale, und die beabſichtigte Sammlung ſeiner daſelbſt niedergelegten Aufſätze und Poeſien dürfte die obige Bemerkung rechtfertigen und die Trauer um den Frühgeſchiedenen erhöhen. Was ihn zu dem raſchen Entſchluſſe getrieben haben mag, im St. Jamesparke mittelſt einer Piſtole ſich den Tod zu geben, hat die Unterſuchung nicht nachgewieſen. Das Verdikt der Geſchworenen lautete auf temporären Wahnſinn. Ein anderer Todesfall erregt nicht minder trübe Betrachtungen. Louis Charles Janſen, geboren zu Aachen um das Jahr 1774, durch ſeine Schweſter Schwager des berühmten Kupferſtechers Bartolozzi und Oheim der gefeierten Veſtris, kam ſehr jung nach London und öffnete ſich in kurzer Zeit als Tonkünſtler eine glänzende Laufbahn. Er hielt und konnte Equipage halten, war gern gelitten in der beſten Geſellſchaft und nicht ſelten Tiſchgaſt Georgs IV. Corri und Clementi, beide damals hochſtehende Componiſten, würdigten ihn ihrer Freundſchaft, und ſelbſt Haydn zeichnete ihn während ſeines Aufenthalts in London aus. Da traf Janſen der erſte ſchwere Schlag, ſchwer genug, ſein ganzes zeitliches Glück zu zertrümmern, — die Entführung ſeiner Frau. Von Stunde an ergab er ſich dem Trunke und blieb dieſer Leidenſchaft treu, bis er ſtarb. Unter ſeinen zahlreichen Compoſitionen befindet ſich vieles Herrliche. Aber nur zu oft zerquetſchte die Schraube der Noth ſein ſchönes Talent, und ſpäter kam ſein Name in ſo übeln Geruch, daß er einen fremden annehmen mußte, um für ſeine Compoſitionen Verleger zu finden. In ſeinen lezten Jahren erreichte ſeine Noth die höchſte Staffel. Von ſeinen Freunden aufgegeben, beſaß er kaum Lumpen, ſeine Blöße zu decken, und in mancher kalten Winternacht war das Straßenpflaſter ſein Pfühl. Da wurde er im Armenhauſe von Marylebone verſorgt, wo er kürzlich geſtorben iſt.

Als vor Jahresfriſt das hieſige Adelphitheater den nach Ainsworths Novelle dramatiſirten Jack Sheppard auf die Bühne brachte, das Haus jeden Abend für die herbeiſtrömenden Schauluſtigen zu klein war, und bald nachher die Polizeiberichte von einem Dutzend jugendlicher Diebe erzählten, die offen erklärten, daß Jack Sheppards Beiſpiel ſie unwiderſtehlich zur Nachahmung verlockt, erhob ſich ein geachteter Theil der Preſſe wider ſolch unmoraliſche Darſtellungen, und als ſpäter Courvoiſier das Geſtändniß ablegte, daß er aus Jack Sheppard den Gedanken geſchöpft, ſeinen Dienſtherrn zu ermorden, wurde es dem Oberkammerherrn, Grafen von Uxbridge, zur Pflicht gemacht, ſeine Cenſurgewalt gegen derartige dramatiſche Produkte auf das Strengſte zu üben. Dies mußte man wiſſen, um den Unwillen zu begreifen, in welchem jener Theil der Preſſe bei der Nachricht aufloderte, daß Friedrich Yates, der Direktor des Adelphitheaters, im Begriff ſtehe, die unglückliche Berühmtheit der Madame Lafarge in Scene zu ſetzen; denn in der Regel bekümmert **kein** Theil der hieſigen Preſſe ſich um theatraliſche Zukünftigkeiten. Yates antwortete, er führe etwas Unmoraliſches durchaus nicht im Schilde, und der Erfolg war, daß ihm nicht geglaubt, er einmal über das andere an das hic niger est erinnert und der Oberkammerherr förmlich aufgefordert wurde, der Abſicht des Mannes entgegen zu treten. Alles dies hatte die ſehr natürliche Wirkung, daß an dem Abend, wo das neue Drama: Lafarge, or Self-will in Woman, zum erſten Male gegeben werden ſollte, Stundenlang vor Eröffnung der Thüren das Gedränge ungeheuer war. Wer aber der Vorſtellung beigewohnt, ſah bald, daß die Preſſe nicht nöthig gehabt hätte, ſich und den edeln Grafen zu inkommodiren, und als am Schluſſe der ſtürmiſch gerufene Yates gehorſamſt anfragte, ob „der hohe Adel und das verehrungswürdige Publikum“ einen Verſtoß gegen Moralität oder Schicklichkeit wahrgenommen, empfing er ein einhelliges Nein zur Antwort. Das Stück hat Aufſehen erregt und wird unſtreitig Glück machen. Auch hat der ungenannte Verfaſſer den Stoff mit gewandter Diſcretion behandelt. Alle durch den Prozeß veröffentlichten, auf Lafarges Tod ſich beziehenden Umſtände, ſowie den die geſunde Rechtsphiloſophie höhnenden Prozeß ſelbſt hat er anſtändiger Weiſe unberührt gelaſſen und ſich auf frühere Vorgänge beſchränkt, die — ob wahr oder nicht — jedenfalls romantiſcher ſind und ſeinem Zwecke beſſer dienten. Die Art, wie Lafarge durch Vermittelung eines Pariſer Eheprokurators mit Marie Capelle bekannt wird, die Zuſammenkunft und Verſöhnung dieſer mit ihrem geliebten Charles Clavé, ihr feſter Entſchluß, ſich mit Lafarge nicht zu vermählen, ihr Aufruf an das Ehrgefühl des leztern und ſeine entſchiedene Weigerung, ſie des Contrakts zu entlaſſen, endlich der Verſuch der Liebenden, ſich den Tod zu geben, und das verhindernde Dazwiſchenkommen Lafarges und ſeiner Diener: — dies iſt der Inhalt des erſten Akts, ſoweit er die Heldin betrifft. Zwiſchenhandlungen porträtiren franzöſiſche Eigenthümlichkeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Du biſt nicht werth, daß Dichter dich beſingen,
Du häßlich ſtarrer, ſpitzer Dorn der Roſe!
Du zauberſt Nieten unter unſre Looſe:
Drum will auch ich ein Pereat! dir bringen.

O, möcht' es dieſem Pereat gelingen,
Gar zu vernichten dich, mit all der Proſe
In deiner Atmoſphäre, die der loſe
Cupido haßt vor allen böſen Dingen!

Wie würde da die Poeſie auf Erden
Ein luſtig ſich ausbreitend Wäldchen werden,
Wie viele Runzeln glatt, wie viele Fratzen

Todt, wie viel Nägel ſtumpf, die jezt noch kratzen!
Wie würde, was ſich liebt, ſich luſtig finden,
Und Sieger Siegerinnen Kränze winden!

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. December 1840.

— Was iſt Lebenswiſſen, und du
Der Götter Geſchenk, Prophetengeſicht, und der Ahnung
Vorſingende Zauberſtimme!

Herder.

Der Rathsherr von Bremen.

(Schluß.)

Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre eines großen, prächtigen Saals, und ich ſah beim Glanze von tauſend Kerzen eine gepuzte Geſellſchaft an den Wänden ſitzen, die ihre Blicke auf mich richtete. Es waren vornehme Herrn und wunderſchöne Frauen, aber ich kannte Niemanden. Es waren Geſichter, die ich nie in meinem Leben geſehen. Mein Begleiter, der an der Thür in einer ehrerbietigen Stellung zurückblieb, winkte mir, mich der Geſellſchaft zu nähern. Ich that es, obwohl ſcheu, und man erwiderte meinen Gruß mit einer abgemeſſenen, aber nicht unfreundlichen Verbeugung; denn Jeder ſchien mit ſich und ſeinem Nachbar beſchäftigt, und Niemand bekümmerte ſich weiter um mich. Ich hatte Zeit zu beobachten, und es fiel mir bald auf, daß alle dieſe ſchönen Damen an ihren wie Alabaſter weißen Hälſen kleine rothe Schnüre hatten; die Herrn trugen über ihren Halsbinden gleichfalls dieſes Zeichen. Als ich bemerkte, daß man mich frei herumgehen ließ, trat ich an einen Spieltiſch am Fenſter und ſah den vier ernſthaften Herrn zu, die ſich hier vereinigt hatten. Sie ſahen kalt und gleichgültig aus, es lag ihnen wie Schlaf auf den Augen; ihre Kleider waren auf das Prächtigſte mit Gold geſtickt und breite Ordensbänder lagen über der Bruſt. Auch ſie hatten die kleinen rothen Bändchen um den Hals, und noch mehr erſchrak ich, als ich ſah, daß die Karten, mit denen ſie ſpielten, mit Blutflecken beſchmuzt waren. Schaudernd wendete ich mich ab und trat in ein Nebenzimmer. Es war noch koſtbarer als der Saal dekorirt, mit rothen Sammttapeten; auf einem Sopha ſchlummerte ein Mann, ſein Haupt war tief auf die Bruſt geſenkt, und auch er hatte das rothe Bändchen. Wie ich auf den Boden blickte, ſah ich mit Schrecken eine Blutſpur, die in's nächſte Zimmer leitete. Ich folgte ihr und ſah einen zweiten Saal, in dem aber alles leer und ausgeſtorben war. Die Lichter brannten düſter und eine Anzahl muſikaliſcher Inſtrumente, die in einer Ecke aufgehäuft lagen, zeigten an, daß hier zum Tanz aufgeſpielt worden war, oder werden ſollte. Aber kein Muſiker war zu ſehen und die tiefſte Stille herrſchte. Die Hinterwand des Saals nahm eine Thür von ungeheurer Größe ein; ſie war verſchloſſen und mit koſtbaren vergoldeten Verzierungen umgeben. Die Blutſpuren leiteten hierher; aber ſo vermeſſen ich war und ſo viel Mühe ich mir gab, die Thür zu öffnen, das Schloß wankte und wich nicht. Ich fürchtete, durch das Geräuſch, das ich verurſachte, die Geſellſchaft herbeizulocken, deßhalb ließ ich von allen weitern Verſuchen

Digitized by Google

ab. Ueber der Thür war in großen ſchwarzen Ziffern 1789 angeſchrieben. Dieſe Zahl hat ſich mir tief eingeprägt, ſo wie das verſchloſſene Gemach und die Blutſpur, die ſich darin verlor.

Ich weiß, daß ich über dieſe Dinge nachdachte und in eine Art von Betäubung verfiel, ſo daß ich mich in einem Winkel des Saals auf einen Stuhl ſezte. Wie lange ich geſeſſen haben mag, weiß ich nicht; als ich aus meinen Grübeleien erwachte, hörte ich eine Uhr ſchlagen und zugleich ein lebhaftes Geräuſch im Geſellſchaftsſaale. Schnell erhob ich mich und eilte durch die Gemächer, um meinen Führer wieder aufzuſuchen. Er ſtand noch da, um mich zu erwarten. Wir verließen ſogleich den Saal und das Haus. Ich wandelte wieder auf der einſamen Haide und mein Begleiter ging wieder ſtumm neben mir. So kamen wir vor die Stadt, wo er mit einer ſtummen Geberde von mir Abſchied nahm. Ich fühlte mich matt und wie im Sterben. Kaum hatte ich Kraft genug, die Stadt zu erreichen, wo ich mich freute, die wohlbekannten Straßen wieder zu ſehen. Als ich wieder Straßenlärm und menſchliche Stimmen hörte, war es mir, als würde mein Herz geſund. Das Bild der geſpenſtiſchen Verſammlung mit ihren fürchterlichen Anzeichen wich immer mehr aus meiner Seele, aber jene prophetiſche Zahl blieb mir beſtändig vor Augen und wird es auch bleiben, ſo lange ich athme; denn es iſt nur zu gewiß, daß mich der Herr ein wunderbar Geſicht hat ſchauen laſſen.

Dieſe Bekenntniſſe erhielten ihre volle Würdigung, als vierzig Jahr darauf die franzöſiſche Revolution ausbrach. Es wurde in jenem Jahre ein Büchlein gedruckt, das den Titel führt: „Wunderſame und wahre Hiſtorie von dem verſchollenen Rathsherrn zu Bremen, wie derſelbige durch Gottes beſondere Zulaſſung künftige Zeitläufte und ihre Werke vorausgeſehen.“ — Dieſes Büchlein liegt der hier erzählten Sage zu Grunde.

Der Bremickerſche Komet.

(Fortſezung.)

Man ſieht, daß nach dieſer Hypotheſe die Kometen (und nicht die Planeten), nächſt der Sonne, die „Urbewohner“ unſeres Syſtems waren, wie es Schubert ſo bezeichnend ausdrückt, und daß ſie die ganze Gravitationsſphäre unſerer Sonne, leztere als ihren allgemeinen Centralkörper gedacht, *nach und wider* die Folge der Zeichen durchſchwärmten. Wie konnte es aber, werden nun die Leſer fragen, wie konnte es nun mit der *Bildung der Planeten*, mit ihrem Verharren in einer beſtimmten Ebene, der erweiterten Ebene des Sonnenäquators, und mit der eintretenden Regelmäßigkeit ihrer Bewegung, ſämmtlich nach der Folge der Zeichen, zugehen?

Dies macht unſere Hypotheſe von dem Umſtand abhängig, daß, wie dem Leſer bekannt iſt, die Sonne in der *nämlichen* Richtung der Folge der Zeichen ſich um ihre Axe dreht. In der Urepoche unſeres Syſtems erſtreckte ſich die Sonnenatmoſphäre, beſonders in der Ebene des Aequators der Sonne, nach Art der Scheibe, welche wir oben zur Verſinnlichung gewählt haben, ſehr weit in die Sonnengravitationsſphäre hinein, theilte aber dennoch, wie noch jezt bei der Beſchränkung auf engere Grenzen, die Rotationsbewegung des Sonnenkörpers ſelbſt, und ergriff, wenn ich dieſen Ausdruck gebrauchen darf, ſolchergeſtalt vorzugsweiſe die *in dieſer Ebene* laufenden *Kometen*; ſie zwang dieſelben dadurch nicht nur zu der *ihr* beiwohnenden *rechtläufigen* Bewegung in *kreis*artigen Bahnen, ſondern bewirkte, mittelſt ihres phyſiſchen Einfluſſes, auch die Umformung gerade *dieſer* Kometen in Planeten. Die oben erwähnten vier neuern Planeten (wegen ihrer Kleinheit Planetoiden oder Aſteroiden, Geſtirnchen genannt) ſcheinen dieſe Umwandlung aus Kometen erſt ſpät erfahren zu haben * und ſchweben, wie ihr bloßer Anblick, neben andern Unregelmäßigkeiten lehrt, daher auch noch zwiſchen der neuen planetariſchen und der urſprünglich kometariſchen Natur.

Noch jezt aber darf der das Univerſum urſprünglich erfüllende Weltſtoff, troz der Formation ſo unzähliger Geſtirne, nicht als erſchöpft betrachtet werden; die Schöpfung iſt kein geſchloſſener, ſondern fortgehender Akt der Naturthätigkeit. Es iſt alſo, um nach dieſen Auseinanderſezungen auf die oben erhobenen Zweifel, welche dazu Veranlaſſung gegeben haben, zurückzukommen, bei Erſcheinung eines Kometen (es ſey denn, wie der Halleyſche, Enckeſche, Bielaſche, ein ſchon *mehrmals* dageweſener und demnach zu einer beſtimmten Zeit wieder zu erwartender) unmöglich, augenblicklich anzugeben, ob ſich derſelbe aus älterer oder neuerer Zeit herſchreibt; und nur eine, erſt nach mehreren Beobachtungen ausführbare Berechnung der Bahn des Kometenankömmlings und die Vergleichung mit früher berechneten Kometen kann im erſtern Falle zeigen, ob man einen ſchon berechneten Kometen in wiederholter Erſcheinung vor ſich habe. Es iſt aber noch manches Andere dabei zu erwägen.

---

* Ich bemerke, daß es namentlich der Petersburger Aſtronom Schubert iſt, welcher dieſe Anſicht vertheidigt. Democritus dixit, non ego.

Digitized by Google

Da die Kometen nämlich, wie angeführt, die ganze unermeßliche Sonnenanziehungsſphäre einnehmen, in welcher die Planeten dagegen nur einen einzigen Durchſchnitt behaupten, ſo läßt ſich daraus auf eine unermeßliche Zahl dieſer Geſtirne ſchließen. Schon a priori kann man dieſe Zahl als ſehr groß anſchlagen, da die Vorſehung die Anziehungs-, Licht und Wärmewirkungen der Sonne gewiß nach allen Richtungen hin und nicht bloß in der angegebenen planetariſchen des Sonnenäquators in Anſpruch genommen hat, in allen dieſen übrigen Richtungen aber ſich nur allein Kometen bewegen. Auch vergrößert die Beobachtung die Anzahl der für den irdiſchen Beobachter zur Sichtbarkeit gelangenden Kometen täglich und läßt daraus auf diejenigen ſchließen, welche wegen der Lage ihrer Bahnen gegen die Erde unſerm Fernrohr für immer verborgen bleiben. *

Hiezu kommt ferner die außerordentlich lange Umlaufszeit der meiſten Kometen, welche nach Maßgabe der beſtimmten Bahnelemente, oder doch der Schmalheit ihrer Ellipſen, woraus ſie gefolgert werden kann, für viele dieſer Geſtirne mehrere Jahrtauſende betragen dürfte. Man überſieht alſo, wie außerordentlich ſchwer es der Aſtronomie fallen muß, unter ſo unzähligen und oft erſt ſo ſehr ſpät wiederkehrenden Geſtirnen, ſelbſt beim Vorhandenſeyn früherer Beobachtungen, bald über die Identität zu entſcheiden. — Zugleich ſieht man aber beim Vergleiche dieſer unermeßlichen Zahl der Kometen mit den wenigen *Planeten*, welche unſer Syſtem enthält, und deren wir bekanntlich nur eilf zählen, wenn nicht, wie man uns jezt ſchmeichelt, jenſeits des Uranus bald ein zwölfter nachgewieſen werden ſollte — man ſieht hieraus, ſage ich, daß wir wahrſcheinlich ſehr unrecht und dünkelhaft verfahren, wenn wir dieſe wenigen Planeten, weil *wir* einen derſelben bewohnen, mit Hintanſetzung der Kometen, für die Hauptſache im Syſtem anſehen; und dieſe Betrachtung führt mich natürlich wieder auf die *Beſtimmung* der Kometen im Univerſum, und alſo auf ihre *phyſiſche Beſchaffenheit*, wiewohl es, da wir dieſen Gegenſtand ſchon wiederholt behandelt, ſchwer halten wird, noch etwas Neues darüber vorzubringen.

Da ſich die Kometen, wie wir nachgewieſen haben, in *allen*, durch die Sonne, als allgemeinen Centralpunkt gedachten Durchſchnitten der Sonnen-Gravitationsſphäre vorfinden, während die Planeten nur einen einzigen dieſer Durchſchnitte mit ihnen theilen, und da ſie zugleich die äußerſten Grenzen dieſer Sphäre erreichen, ſo ſcheint, wie oben auch ſchon angedeutet worden, und wie wir hier nur weiter ausführen, ihre Hauptbeſtimmung die Benützung der Gravitations-, Licht- und Wärmeausflüſſe der Sonne im *ganzen* Sonnengebiete zu ſeyn, welche Ausflüſſe von den Planeten nur nach Einer Richtung und auch in dieſer nur auf mindere Entfernung in Anſpruch genommen werden. Und da ſich nun ferner die Planeten, wegen der vom Kreiſe wenig abweichenden Geſtalt ihrer Bahnen, in jedem Momente ihres Umlaufs immer in faſt gleicher Entfernung von der Sonne befinden und alſo der Einflüſſe dieſes Centralkörpers in immer gleichem Maaße genießen, wogegen ſich die in äußerſt excentriſchen Ellipſen laufenden Kometen der Sonne bald ſehr nähern und bald wieder überaus weit * von ihr entfernen, ſo *muß* dieſer Umſtand einen generiſchen Unterſchied zwiſchen den phyſiſchen Eigenſchaften der Planeten und Kometen begründen.

(Schluß folgt.)

* Der Aſtronom *Wurm* ſchlägt die ganze Zahl der in unſerm Sonnengebiete zu rechnenden Kometen auf über 64 Millionen an, und man kann den Gründen, welche er für dieſe Schätzung beibringt, mit Wahrſcheinlichkeit nichts entgegenſetzen.

* Der bekannte Halleyſche Komet z. B. kommt der Sonne in ſeinem Perihel bis auf zehn Millionen Meilen nahe und entfernt ſich dagegen im Aphelium über 600 Millionen Meilen von ihr. Welch ungeheure Verſchiedenheiten in allen Sonneneinflüſſen müſſen die Folgen davon ſeyn!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hannover, December.

Schlechter Ruf der Stadt und Ehrenrettung.

Als der große Mendelsſohn in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einer reichen jüdiſchen Bankierfamilie in Hannover zum Beſuche war und gewiß mit allem möglichen Comfort ein noch zu ſehendes Luſthaus am Eingange der ſchönen und lebhaften Herrenhäuſer Avenue bewohnte, ſchrieb er dennoch ſeinem Freunde Leſſing: „Antworte mir nicht zu früh auf meinen Brief aus Hannover, denn in der Sehnſucht nach Deinen Nachrichten wird mir die Langeweile meines jezigen Aufenthalts erträglicher ſeyn.“ *Börne*, der die Stille eines kleinen Hôtels an der Burgſtraße unſerer Reſidenz gewählt hatte, um ſeine geſammelten Schriften in ungeſtörter Ruhe zu ordnen, hat das herbe Wort geſprochen: in Hannover könne er nur arbeiten oder ſterben; und unter vielen diis minorum gentium hat auch der literariſche Epicier M. G. Saphir in einem erträglichen Witze die Sterilität des hannöverſchen Vergnügungslebens gegeißelt. Ich bin kein ſo blinder Verehrer gerade dieſer Seite meiner Vaterſtadt, um gegen eine ſolchergeſtalt hiſtoriſch gewordene Langweiligkeit der hannöverſchen Hauptſtadt mit Wort und That mich auflehnen zu wollen; auch reicht meine Erinnerung nicht weit genug, um zu beurtheilen, wie es zu Mendelsſohns, nicht einmal wie es zu Börne's Zeit war. Allein mir kommt es doch vor, als ob der Vorwurf heute keine Kraft mehr habe. Hannover iſt eben eine Stadt

wie andere mehr, ihrem Klima nach nicht ſo warmen Himmels und Blutes wie die Städte des Südens, ihrer Seelenzahl nach nicht ſo lebhaft, wie manche andre von gleichem Umfange, auch nicht ſo raffinirt auf das liebe Vergnügen, wie die Wieneriſche Sorgloſigkeit, aber keineswegs todt, nicht einmal ſtumpf, vielmehr einer energiſchen Regung wohl fähig, wenn es ein ernſtes Wort, eine ernſtliche That gilt. Wir könnten geſelliger ſeyn, wir könnten das Rad des Fortſchritts ſchneller treiben, wir könnten überhaupt viel beſſer ſeyn, als wir ſind; aber der Charakter der Väter erbt ſich fort, wie ihr Geld, und das geerbte Geld iſt viel ſchneller in die Schanze geſchlagen, als der geerbte Charakter. Genug, daß wir wiſſen, wo wir ſchwach ſind, und daß wir abzuhelfen den Willen haben. Mir ſchwebt jezt nicht bloß mehr der Mendelsſohn-Börneſche Vorwurf vor, ich denke an all den Tadel, den das arme Hannover von jeher hat erdulden müſſen, bis endlich die lezten Jahre ihm Sympathien erweckten. Es gehört auch Gelegenheit, Erfahrung dazu, um mit Erfolg fortzuſchreiten; dieſe Gelegenheit bot die neueſte Zeit; ich glaube, wir haben ſie benuzt, und das Mißgeſchick hat alſo doch auch ſeinen Segen, nicht bloß Gefährten, im Gefolge gehabt. — Wir ſtehen wieder nahe an einem Abſchnitt unſeres öffentlichen Lebens: das neue Jahr wird die auf der Verfaſſung vom 6ten Auguſt dieſes Jahrs beruhende Landesrepräſentation zuerſt verſammelt ſehen. Der König hat das neue Wahlgeſez, den nothwendigen Vorboten des Landtags, verkündigt, ein Geſez, das in der Merkwürdigkeit ſeiner Beſtimmungen ſeines Gleichen nicht hat, und das ſeltſamerweiſe buchſtäblich ſo, wie es iſt, gerade von dem opponirenden Theile des Landes dem Geſezgeber in die Feder diktirt wurde; denn was die Oppoſition gethan, um ihr Recht zu behaupten, hat der Legislator auf ſeine Tafeln geſchrieben und wirkſame Mittel dagegen erſonnen. Die Mehrheit der Corporation verweigert die Wahl: forlan genügen drei Stimmen, um einen Deputirten gültig zu wählen, und wo fänden ſich in einer Corporation nicht drei Beamte des Königs oder drei Seelen, die gewonnen werden können? Die verhöhnte Theorie der Minoritätswahlen iſt zum Geſez erhoben. Ferner, die Weigerung der Corporationen verhindert die Beſchlußfähigkeit der Kammer: in Zukunft genügen uns dreißig Deputirte; die Corporationen wählten mit Vorbehalt oder ſandten ihre Deputirten mit Proteſtationen verſehen zum Landtage: von jezt an haben ſie nur zu wählen, jede weitere Handlung iſt ihnen unterſagt. In dieſem Sinne geht das Geſez fort. Was bleibt der Oppoſition zu thun übrig? Soll ſie das Princip der Wahlverweigerung aufgeben? ſo gewinnt die neue Verfaſſung an Kraft, denn ſie gewinnt an Anerkennung; ſoll ſie nicht wählen? ſo wird die zweite Kammer ein Verein von lauter Kabinetsmännern. Ich deute die Schwierigkeit der jezigen Lage der Oppoſition an; ich kann die Frage hier nicht weiter erörtern.

(Fortſezung folgt.)

London, December.

(Fortſezung.)

Neue Theaterſtücke.

Der zweite Akt des Dramas „Selfwill in Woman" verſezt nach Glandier, dem wüſten Schloſſe des finanziell und körperlich zerrütteten Eiſenhammerbeſizers. Hier dreht ſich das Hauptintereſſe um den wechſelſeitigen Haß der Neuvermählten, um die Rohheit des Eheherrn und um Maries Zuſammentreffen mit ihrer frühern Freundin, der Gräfin Leotaud, in deren Hauſe ſie Charles Clavó wiederfindet. Er überredet ſie, mit ihm zu fliehen. Aber ihm und ihr fehlen die Mittel, ſich vor Mangel zu ſchützen, und Marie — entwendet die Juwelen der Freundin. Da bebt Charles vor dem Weibe zurück, das ſolcher That fähig, und verläßt ſie. In der Verzweiflung miſcht ſie Gift; Lafarge ſtört ſie: halbberauſcht fängt er an ſie zu ſchelten, ſpricht von Rechten, die er geltend machen werde, fordert Waſſer, und ehe ſie es zu hindern vermag, trinkt er das Gift. Marie ſinkt betäubt zu Boden, und des Mordes verdächtig, wird ſie verhaftet. — So ſchließt das Stück, und dadurch, daß Lafarge ſich unwiſſentlich vergiftet, hat der Verfaſſer wenigſtens die Klippe umſchifft, über Mariens Schuld oder Unſchuld ein Urtheil fällen zu müſſen. Von den erwähnten Zwiſchenhandlungen gefiel beſonders eine Sonntagsſcene in einem Pariſer Cabaret. Zwei Repräſentanten des jungen Frankreichs erſchöpfen ſich in den hochtrabendſten Drohungen gegen England, und John Bull, der im Theater nichts lieber thut als lachen, lachte aus Herzensgrund. — Weniger Glück dürfte eine andere, unter dem Titel: The old Curiosity Shop, or an hour from Humphreys Clock, von Edward Stirling auf der Adelphibühne erſchienene Neuigkeit ſich verſprechen. Ich brauche kaum zu ſagen, woher das Material genommen iſt. Meiſter Humphreys Wanduhr, von Boz, hat bereits den Weg nach Deutſchland gefunden. Wie gern inzwiſchen auch Charles Dickens geleſen wird, und wie treu und dramatiſch ſeine Schilderungen ſind, für die Bühne taugen ſie nicht. Werke von dem Umfang eines Nicholas Nickleby, Oliver Twiſt u. A. müſſen ſich in einem weiten Kreiſe bewegen und viele dramatis personas vorführen. Zwei oder drei Akte haben dafür nicht Raum, und Abkürzungen beeinträchtigen die Charaktere wie die Fabel. Als daher vor ungefähr vier Jahren die Pickwick Papers auf die Bretter gebracht wurden, erlebten ſie mit Mühe eine dritte Vorſtellung, und ich vermuthe, dem „alten Novitätenladen" wird es nicht beſſer gehen. — Dagegen bringt ein kleines Luſtſpiel: Fashionable Arrivals, der Direktion des Coventgardentheaters jezt namhaften Gewinn. Und wirklich iſt es auch ein Stück, dergleichen jede Direktion ihrem Publikum als Nachſpiel bieten ſollte. Man lacht, geht vergnügt nach Hauſe und hat dies und jenes behalten, worüber man noch am folgenden Morgen lacht. Der Verfaſſer heißt Mark Lemon, und die engliſche Bühne dankt ihm bereits vier oder fünf ähnliche Gaben. Da er noch jung iſt, jede folgende Gabe bisher die vorhergegangene an Güte übertroffen hat und von ſeiner Gewandtheit im Dialog wie von der Fruchtbarkeit ſeiner Phantaſie ſo glückliche Beweiſe vorliegen, ſo hoffen die Theaterfreunde, in ihm einen tüchtigen Luſtſpieldichter aufwachſen zu ſehen, welches Geſchlecht überall dem Ausſterben nahe ſcheint. Das Komiſche der „faſhionabeln Gäſte" liegt vorzugsweiſe in der heitern, treffenden Auffaſſung eines ſehr einfachen Stoffes, in der Fülle dramatiſcher Effekte, die, weil ungezwungene Folgen alltäglicher Begebenheiten, deſto mehr anſprechen, in der fortdauernden Lebhaftigkeit der Handlung, mit Einem Worte, in dem gelungenen Beſtreben, alles Langweilige zu verbannen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 46.

Sonnabend, 26. December 1840.

[679] Bei F. O. Weigel in Leipzig ist so eben erschienen:

E. G. VOGEL.

Literatur
früherer und noch bestehender europäischer öffentlicher und Corporations-Bibliotheken.

gr. 8. Velinpapier. 3 Thlr. 20 Gr. Pr. Crt. = 5 fl. 45 kr. C.-M. = 6 fl. 36 kr. Rhein.

---

[674] **Religiöſe Feſtgabe.**

Bei C. F. Oſiander in Tübingen iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Chriſtoterpe. Ein Taſchenbuch für chriſtliche Leſer auf das Jahr 1841. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von Albert Knapp. Mit 6 Stahlſtichen. 12. Eleg. geb. mit Goldſchnitt u. in Futteral. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Haben die früheren 8 Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah und fern einen großen Leſerkreis gewonnen, ſo dürfte dem obigen noch ein größeres Intereſſe geſchenkt werden, da die Reihe der geſchätzten bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden iſt, und aus der Feder des Herrn Herausgebers dießmal mehr Beiträge gefloſſen ſind, als demſelben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt ſich noch, die Ueberſicht des Inhalts hier folgen zu laſſen:

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeſchichte. Von D. Chr. G. Barth. — Naturbilder aus der Schweiz. Von Abel Burkhardt. — Saul unter den Propheten. Von D. Eduard Eyth. — Gedichte von J. C. Lange. — Die Zeichen des Lebens. Von D. G. H. von Schubert. — Sprüche der Väter. Von Ebendemſelben. — Gedichte von Ernſt Moritz Arndt. — Die drei Freunde. Von L. Vogel. — Gedichte von D. Heinrich Puchta. — Schweizeriſche Waſſerfälle. Von J. C. Lange. — Der Weihnachtsabend. Von D. Franz Theremin. — Die Bernſteinhexe. Proben aus einer ungedruckten Erzahlung, von Wilhelm Meinhold. — Vermiſchte Gedichte. Vom Herausgeber. — Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg. Vom Herausgeber. — Gedichte der verborgenen Chriſtin. Von Ebendemſelben. — Gedichte von D. J. L. von Meyer. — Dienſt und Gegendienſt. Eine Erzählung nach amerikaniſchen Quellen, von D. Chr. G. Barth. — Gedichte von Julius Krais.

---

[656] Bei F. Kupferberg in Mainz hat die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen des ſpaniſchen Bürgerkrieges. Aus dem Spaniſchen von A. Eggenberg. 1te, 2te Lieferung. 8. geheftet. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieringer, F. X., Syſtem der göttlichen Thaten des Chriſtenthums oder Selbſtbegründung des Chriſtenthums, vollzogen durch ſeine göttlichen Thaten. 1ter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Fibel für den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben, nach der Schreibleſe-Methode. gr. 8. cart. 4 Gr. oder 18 kr.

Jakobi, G. A., Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der europäiſchen Feldartillerien. 7tes Heft: Beſchreibung des Materials und der Ausrüſtung der K. Schwediſchen Feldartillerie. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. geheftet. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Külb, Dr. Ph. H., Geſchichte der Entdeckungsreiſen vom Ende des 15ten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit beſonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Induſtrie, nach den Quellen bearbeitet. 1te Abtheilung Reiſen und Entdeckungen in Afrika. 1ter Band mit 2 Karten und einem Portrait. gr. 8. geheftet. 2 Rthlr. 8 Gr. oder 4 fl.

Sammlung der beliebteſten und bekannteſten Lieder mit Melodien für die deutſche Jugend. 3te Auflage. 24. geheftet. 4 Gr. oder 18 kr.

Staudenmaier, Dr. F. A., Encyclopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften als Syſtem der geſammten Theologie. Mit Angabe der theologiſchen Literatur. 1ter Band. 2te umgearbeitete, ſehr vermehrte Ausgabe. gr. 8. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 5 fl. 36 kr.

---

[628] Im Verlage der Voß'ſchen Buchhandlung zu Berlin ſind neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Fölſing, Dr. J., Lehrbuch der engliſchen Sprache. gr. 8. 20 gGr. oder 25 Sgr.

Schulausgabe Shakſpeariſcher Dramen. **School-Edition of Shakspeare's plays, arranged by Dr. J. Fölsing. Vol. I. Julius Caesar. — The Tempest. Vol. II. King Richard II. — Merchant of Venice. 8. geh.**

à 12 gGr. oder 15 Sgr.

---

[685] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Fries,

Die

Geſchichte der Philoſophie

dargeſtellt

nach den Fortſchritten ihrer wiſſenſchaftlichen Entwicklung.

Zweiter Band. Preis 4 Thlr.

Inhalt: 1) Die Geſchichte der Philoſophie vom Anfang der chriſtlichen Lehre bis zur Erfindung der Methoden der Erfahrungswiſſenſchaften oder von Paulus dem Apoſtel bis auf Galileo Galilei und Bacon von

Verulam. 2) Die Geſchichte der Philoſophie von der Erfindung der Methode der Erfahrungswiſſenſchaften bis zur Auffindung der Principien aller metaphyſiſchen Erkenntniſſe oder von Bacon von Verulam und Galileo Galilei bis auf Kant. 3) Anhang. Polemiſche Bemerkungen über neuere große Rückſchritte.

Der erſte Band (erſchienen 1837), Preis 3 Thaler, enthält: 1) Einleitung. 2) Die Geſchichte der Philoſophie bei den Griechen von Heſiodos bis zu Paulus dem Apoſtel.

---

[670] **Anzeige**

für

Mathematiker, Mineralogen, Chemiker, Apotheker ꝛc., Lehrer an Real- und Gewerbeſchulen, und alle, die ſich für Naturwiſſenſchaften intereſſiren.

Bei **C. F. Oſiander in Tübingen** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Methode der Krystallographie.

Ein Lehrbuch für Anfänger und Geübte

von

Fr. Aug. Quenstedt,

Professor in Tübingen.

Mit 7 lithogr. Tafeln. gr. 8. 4 fl. — 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verfaſſer hat die Aufgabe zu löſen geſucht, das geſammte Gebiet der Kryſtallographie auf rein anſchauliche Weiſe ſo darzuſtellen, daß auch dem mit Mathematik weniger Vertrauten dadurch eine gründliche Einſicht in die complicirteſten Kryſtallverhältniſſe möglich wird. Das Werk beginnt auf eine ihm eigenthümliche Methode mit der Betrachtung der einzelnen Flächen, und ſchreitet von den Elementen langſam zu den verwickelten Flächenverbindungen fort. Indem bei dieſer Art der Darſtellung nichts vorausgeſetzt iſt, ſondern die einfachſten Sätze bewieſen werden, ſo iſt es ein Lehrbuch für Anfänger. Der weitere Verfolg des Weges führt aber zuletzt zu den ſchwierigſten Problemen der Kryſtallographie, und wenn dieſe mit den einfachen am Anfange gelehrten Sätzen gelöſt ſind, ſo wird auch der geübte Kryſtallograph gar manche Belehrung finden.

---

[686] **Aufforderung**

an Gelehrte Deutſchlands und des Auslandes zur Theilnahme an einer

Commiſſions-Anſtalt

für Selbſt-Verlag von Gelehrten

bei

Friedrich Fleiſcher,

Buchhändler in Leipzig.

Der deutſche Buchhandel, ſo wie die Produktivität der deutſchen Literatur haben in neuern Zeiten eine ſolche Ausdehnung gewonnen, daß die bisherigen Mittel zu deren Förderung öfters nicht mehr ganz zu genügen ſcheinen.

Manche Schwierigkeiten gewährt beſonders oft der ſchnelle Bezug der Artikel, welche im Selbſtverlage von Gelehrten und oft nur in ſo kleinen Auflagen erſcheinen, ſo daß ſchon deßhalb ihre allgemeine Verſendung nicht ausführbar iſt.

Dieſen Schwierigkeiten dürfte aber wohl ziemlich vollſtändig zu begegnen ſeyn, wenn in Leipzig, dem Hauptſitze des Buchhandels, ein Lager von ſolchen Schriften errichtet würde, und man alſo ſicher ſeyn könnte, das Gewünſchte von daher ſchnell beziehen zu können.

Dieß zu vermitteln iſt der Zweck oben erwähnter Anſtalt und es ergeht daher an alle reſp. Selbſtverleger die Aufforderung den beabſichtigten guten Zweck durch eine baldige und fortgeſetzte rege Theilnahme kräftig zu unterſtützen.

Die beſtimmten Aufgaben der Anſtalt ſind:

1) Alle neu erſcheinenden Werke von Selbſtverlegern in einer geeigneten Anzahl in Commiſſion zu nehmen;
2) für deren zweckmäßige Bekanntmachung durch Verzeichniſſe, Inſerate in Blättern und Catalogen und da thunlich, auch Verſendung, die größte Sorgfalt zu tragen;
3) den Eigenthümern nach Ablauf einer jeden Oſtermeſſe darüber genaue Abrechnung und prompte Zahlung zu gewähren.

In dem Rufe den ſich meine Handlung nun ſeit einer ſo langen Reihe von Jahren zu bewahren geſucht hat, dürfte wohl für das Unternehmen einige Garantie liegen. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß meine Abſicht hier lediglich iſt, etwas Nützliches und Gutes zu fördern, keineswegs aber beſtehende Verhältniſſe ſtören, oder irgend Jemand zu nahe treten zu wollen.

Wegen der näheren Bedingungen bitte ich, ſich gefälligſt ſchriftlich mit mir verſtändigen zu wollen und einer ſofortigen Antwort ſtets ſich verſichert zu halten.

Leipzig, im November 1840.

Friedrich Fleiſcher.

---

[500] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf

einer

Liturgie

für die

evangeliſche Kirche

im

Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umſchl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verſchiedene Gründe haben den Wunſch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangeliſche Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs das Geſchäft einer Reviſion derſelben einer Commiſſion von Geiſtlichen übertragen. Die allgemeinen Grundſätze, welche ſie bei dieſer Arbeit befolgen zu müſſen glaubten, ſind mit wenigen Worten folgende:

Der Geiſt eines wahrhaft chriſtlichen Gebets, und vorzüglich der Geiſt der chriſtlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenſte Weſen, nie zurücktreten darf ſoll die Gebete durchdringen und beherrſchen.

Die Formularien ſollen nicht nur die bibliſchen Lehren darſtellen, ſondern auch, ſo viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anſpielungen und Beziehungen auf bibliſche Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubenslehre an ſich tragen.

Endlich ſollen ſie einfach, für das chriſtliche Volk faßlich und verſtändlich ſeyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch ſowohl der lehrende als erzählende Ton möglichſt zu vermeiden war.

Mit Feſthaltung dieſer Grundſätze ſind außer der älteren und neueren württembergiſchen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgiſche Sammlungen der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und ſpäteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[668] Bei C. F. Oſiander in Tübingen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Strauß, Dr. D. F., Das Leben Jeſu, kritiſch bearbeitet. 2 Bände. Vierte Auflage.
6 Rthlr. 8 Gr. = 10 fl. 48 kr.

Das Werk, welches, obwohl gegen den urſprünglichen Plan des Verf., der es nur für Theologen geſchrieben hatte, durch die Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes und ſeiner anſprechenden Form in die Hände von Leſern aus allen Ständen gekommen iſt, bieten wir dieſen hier in einer aufs Neue ſorgfältig durchgeſehenen Auflage zum erſtenmale auch mit deutſchen Lettern gedruckt, ſo daß ſich nun an daſſelbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erſchienenen „Streitſchriften" in ganz gleichem Druck und Format anſchließen. Letztere, welche in drei Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eſchenmayer, Menzel, der evangeliſchen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik und der theologiſchen Studien und Kritiken enthalten, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerk, und koſten zuſammen
2 fl. 42 kr. = 1 Rthlr. 16 gGr.

---

[600] Durch alle Buchhandlungen iſt bis zur Oſter-Meſſe 1841 zu dem beigeſetzten höchſt billigen herabgeſetzten Preiſe zu beziehen:

Walter Scott's

Leben Napoleons.

Mit einem einleitenden Ueberblick der franzöſiſchen Revolution. Aus dem Engliſchen von Dr. G. N. Bärmann. Vollſtändige Ausgabe in 21 Theilen.
Zwickau bei Gebr. Schumann,
für 21 Gr. oder 1 fl. 32 kr. (ſtatt 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 4 kr.)

Mit der Oſter-Meſſe tritt der höhere Ladenpreis wieder ein.

Von der ebendaſelbſt erſchienenen engliſchen Ausgabe:

Walter Scott

the Life of Napoleon.

Complete in 18 volumes.

ſind ebenfalls noch Exemplare für 2 Thlr. 6 Gr. oder 3 fl. 57 kr. zu erhalten durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der öſterreichiſchen Monarchie.

---

[681] **Für Journalzirkel.**

Die Eilpoſt für Moden,

nebſt Beiblatt:

„Der Salon,"

herausgegeben von

Ferd. Stolle,

beginnt mit 1841 ihren fünften Jahrgang. Preis von 52 wöchentlichen Nummern à 1—1⅓ Bogen Text in gr. 4. auf feinem Velinpap. mit 1—2 fein geſtochenen und ſauber colorirten Kupfertafeln, jährlich 250—300 Figuren darſtellend, iſt nur 6 Rthlr.; ohne Kupfer 3 Rthlr.; die Kupfer allein 4 Rthlr. Alle Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an, durch welche auch Probenummern gratis zu erhalten ſind.

Leipzig, im Dec. 1840.

Eduard Meißner.

---

[660] Im Verlage von *Th. Chr. Fr. Enslin* in **Berlin** ist nun *vollständig* erschienen:

Lehrbuch der Chirurgie.

Zum Gebrauche bei Vorlesungen
und
für praktische Aerzte und Wundärzte
von

Dr. M. Troschel.

Drei Bände 6 Rthlr. Parthiepreis bei Abnahme von mindestens 10 Exemplaren nur 5 Rthlr.

Ueber die praktische Brauchbarkeit und den wissenschaftlichen Werth dieses Werkes, haben kritische Blätter bereits auf das Vortheilhafteste entschieden; da es nun bei sehr guter Ausstattung auch überaus billig ist, so darf wohl mit Zuversicht einer allgemeinen Anerkennung entgegen gesehen und auf die Einführung derselben an Universitäten und chirurgischen Lehr-Anstalten gerechnet werden. Es ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu haben.

---

[636] In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken iſt zu haben:

Ernſt und Scherz oder das

Felſenſchloß am Meere

und der

Roßmarkt zu Wibourg.

Zwei Erzählungen von Friedrich Stohmann.
2te Aufl. (Quedlinburg bei Ernſt). Preis 1 Thlr.

Der Leſer wird ſich an der erſten Erzählung durch die darin vorkommenden wunderbaren Schickſale reichlich ergötzen — das Lachluſtige Publikum durch die zweite ſcherzhafte Erzählung über alle Erwartung befriedigt ſehen. —

---

[669] Bei C. F. Oſiander in Tübingen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sigwart, Dr. H. C. W., Das Problem des Böſen oder die Theodice. gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Vorliegende Abhandlung ſchließt ſich genau an die früher erſchienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menſchlichen Willens, an. In letzterer hat der Herr Verf. mit Rückſicht auf die ſogenannte ſpeculative Zeitphiloſophie die Frage geſtellt: Wie ſich die Lehre von der Unfreiheit des menſchlichen Wollens in demjenigen Syſtem ausnehme, welches Gott als die ewige perſönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieſer Vernunft, den menſchlichen Geiſt als unſterbliches Weſen anerkennt, und von dem Ernſt der ſittlichen Idee durchdrungen iſt. In derſelben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menſchlichen Wollens ſelbſt dargeſtellt, und in obiger, das Problem des Böſen oder die Theodice, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philoſophiſchen Lehre möchte dem Werke wohl allgemeines Intereſſe zuwenden.

[692] # Steudel Nomenclator botanicus.

Editio secunda.

Siebente Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Siebente Lieferung: **Hippion — Linaria.** Subſcriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erſcheinen und zum Subſcriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben ſeyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten iſt, mehr als 12 Lieferungen umfaſſen, ſo wird der Preis dadurch für die Subſcribenten nicht erhöht, ſondern die nachfolgenden Bogen denſelben gratis nachgeliefert.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchuelle und vollſtändige Aufklarung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dieut dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdecknngen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie **Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39** und **Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839**) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger eutbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in Englaud cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt wird.

Der Druck dieſes Werkes wird möglichſt beſchleunigt, ſo daß jeden Monat eine Lieferung die Preſſe verlaſſen und das vollſtändige Werk in kürzeſter Friſt fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

oogle

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. December 1840.

— Ego in meo
Pectore prius ita paravi copias duplicis, triplicis, dolos,
Perfidias, facile ut spoliem meos perduellis. —
Quo sum genere gnatus, magna me facinora decet efficere.

Plautus.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

XII.

Des Junkers Hand.

Er war ein ſtattlicher Knabe, der Franzoſe Philibert, welchen die Bewohner der Stadt nur den „wälſchen Junker" nannten. Wenn er, aufrecht und ſtraff, durch die Straßen von Zürich ſchritt, auf dem von Puder ſchneeweiß glänzenden ſtarken Haar den Treſſenhut, an der Seite den langen Degen, in der vom befranſten Stülphandſchuh bekleideten Hand das ſpaniſche Rohr mit dem Goldknopf, an den hohen Reitſtiefeln die klirrenden Sporen, und in dem friſchen, von Sonne, Wind und Wetter gebräunten Antlitz den keck emporgewirbelten Schnurrbart, an Glanz und Farbe den dunkeln Augen gleich, da hatten die Väter gut ſchelten und die Mütter gut wehren; denn trotz aller Verbote und Mahnungen klirrte manches Schiebfenſterlein auf, ſchob mancher Vorhang ſich zurück, fiel mindeſtens mancher Blick, verſtohlen und deßhalb nur um ſo ſehnſüchtiger, durch die runden Scheiben. Der Gegenſtand aber all dieſer Neugierde und ſtillen Wünſche ſchaute nicht um, wenn ein Fenſter ſich öffnete, äugelte nicht, gleich einem Gecken, zu allen Erkern empor, ſondern wandelte ganz ruhig ſeines Weges einher, und Niemand hätte ahnen mögen, daß ſeinen Falkenblicken nichts von dem entging, was zu beiden Seiten der Straße ſich begab, daß in der ganzen Stadt kein ſchönes Mägdlein war, von welchem er nicht gewußt hätte, und nur die Erfahrenern vermochten die kluge Berechnung dieſes anſcheinenden Gleichmuthes zu würdigen.

Wie der Weiber geheime Neigung, verſtand Philibert auch der Männer offenkundige Gunſt zu gewinnen, und obſchon Niemand recht wußte, von wannen er kam und wohin er ging, ſo drängte ſich dennoch die Jugend aus den erſten Häuſern der Republik um ihn, hegte keine Scheu, ſich von ihm mit dem Beſten bewirthen zu laſſen, was der Keller und die Küche der edeln Herberge zum Schwert nur aufzubringen vermochten, und ſelten ward es eher dunkel und ruhig in ſeinen Zimmern, als zu der Zeit, da die Einwohner der ſtillen Stadt ſich ſchon wieder vom Lager zu erheben pflegten. Da ſahen die Nachbarn gar oft, ihre Läden öffnend, wankende Geſtalten mit bleichen, überwachten Geſichtern aus dem Schwert ſchleichen und mit ſcheuem Tritt an den hohen Häuſern ſich hindrücken oder über die Brücke von dannen eilen. Und dieſe nächtlichen Gelage waren es, welche mehr als alles andere Thun und Treiben des räthſelhaften Fremden die Gemüther in Bewegung ſetzten, die Neugier reizten, Zwietracht und Hader in das Innere

Digitized by Google

der Häuſer brachten, wenn ſorgliche, fromme Eltern ihre verwildernden Söhne ermahnten, ſolch gottloſem Leben zu entſagen, und ihnen ſtatt des gewohnten Gehorſams offener Widerſpruch entgegentrat. Selbſt einem edeln Rath kam mancherlei darüber zu Ohren, es fehlte ihm nicht an Aufforderungen, thätig einzuſchreiten, und manche Stimmen ſogar ſagten laut und frei heraus, daß allnächtlich verbotenes Spiel im Schwert geſpielt werde; da aber Niemand vor Gericht klagte, weil die, welche ſo ſprachen, nichts beweiſen konnten, und die Theilnehmer wohlweislich ſchwiegen, ſo fand eine hohe Obrigkeit ſich nicht bewogen, die Gaſtfreundſchaft gegen einen Fremden hintanzuſetzen, welcher in der Stadt ſo viel Geld in Umlauf brachte, und ein Kunde war, wie der Schwertwirth ſeit langer Zeit keines ſich erfreute; der Wirth zum Schwert aber ſaß ſelber im Rath und ſeine Stimme war der gewichtigſten eine.

Die böſen Zungen logen indeſſen nicht, und in der That war es der Reiz des verbotenen Spieles, welcher Philiberts Geſellſchaft die langen Nächte hindurch feſſelte, wenn er, zu Häupten des Tiſches ſitzend, die bunten Blätter miſchte, ſie gleichmüthig umlegte und mit eintöniger Stimme Gewinn oder Verluſt verkündete, als gingen beide ihn nichts an. Nie hatte ein Bankhalter zierlicher und flinker die Karten zur Rechten und zur Linken auf den grünen Teppich fallen laſſen, und nie hatte einer, trotz ſeines ungewöhnlichen Glückes, weniger Mißtrauen eingeflößt, ſo wie, was davon etwa in der innerſten Seele der Verlierenden aufſtieg, ſich nicht zur Zunge emporwagte, weil ein jeder billige Scheu trug, den Zorn des hitzigen Wälſchen zu wecken, der im Ehrenpunkt keinen Scherz verſtand und den langen Degen nicht zu eitler Zierrath trug, wie ſchon der Schnurrbart verkündete, der zu jener Zeit der glattgeſchorenen Geſichter noch etwas zu bedeuten hatte. So verloren denn die jungen Patrizier von Zürich ihre Piſtolen und Dublonen mit eben ſo viel Anſtand, als Philibert ſie ruhig einzog, und nirgends ward eine Klage der Betheiligten laut, während im Stillen der Haß gegen den Fremdling mehr und mehr die Herzen der Hausväter und ehrbaren Mütter gewann.

Jeglichem Ding aber iſt ein Ziel und Ende geſteckt, und ſo geſchah es denn eines Morgens, daß, noch glühend von Spiel und Wein und mit rothen, übernächtigen Augen, ein Mann unverſehens den Bürgermeiſter antrat, wie er eben die Schwelle des Rathhauſes überſchritt, um ſich in die Sitzung des Rathes zu verfügen. „Mein ſehr edler Herr iſt der Lord Mayor dieſer Stadt?" fragte der Fremde, mit der Hand grüßend und ohne den Hut zu rücken; der Angeredete ſtemmte ſich feſt auf den linken Fuß, ſetzte den rechten in zierlicher Tänzerſtellung vor, ſtieß den Stock mit ausgeſtreckter Hand auf die Steinplatte des Eſtrichs nieder, hielt ihn, wie ein päbſtlicher Schweizer die Partiſane hält, und muſterte bedächtig den Unbekannten, eine ungefüge Geſtalt mit überlangen, dünnen Beinen und Armen, an denen plumpe Füße und Hände, gleich Gewichten an den Schnüren einer Schwarzwälderuhr hingen, mit bleichen, abgelebten Geſichtszügen, vorn im Mund die blanken Nagezähne, an denen ihr unter den Thieren die Verwandten des Rattengeſchlechtes, unter den Menſchen die Kinder Altenglands leichtlich erkennen mögt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bremickerſche Komet.

(Schluß.)

Die Beobachtung zeigt deutlich, worin dieſer Unterſchied beſteht. Diejenigen Kometen, welche unter ſo günſtigen Umſtänden erſcheinen, daß ſie hinreichend lange vor dem Durchgange durch ihre Sonnennähe beobachtet werden können, erſcheinen gewöhnlich ganz rund und ohne allen Schweif, weil ihre alsdann noch dichte Atmoſphäre einen ſehr kleinen Raum einnimmt: „ſie haben ſich," wie der Petersburger Schubert in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe ſagt, „am Ende der langen Winterreiſe, von der ſie erſt jezt zur Sonne zurückkehren, noch feſt in ihren Pelz gewickelt." — Kaum aber nähern ſie ſich nun der Sonne, kaum fühlen ſie deren erſten Wärmeeinfluß, ſo lüften ſie ihr Gewand, indem ſie die umringende, bisher in den dichteſten Raum zuſammengezogene Atmoſphäre zu „Haar und Schweif," wie man dieſe kometariſchen Erſcheinungen nennt, ausdehnen. Dieſe durch die ſo ſehr excentriſch-elliptiſche Geſtalt der Bahnen bedingten, abwechſelnden atmoſphäriſchen Zuſammenziehungen und Ausdehnungen ſind wohl dasjenige Moment im Naturleben der Kometen, wodurch ſie ſich am charakteriſtiſchſten von den Planeten unterſcheiden. Sie kommen aus den fernſten Regionen der Sonnenſphäre heran zu dieſem Geſtirne, gleichſam um ſich mit Licht- und Wärmeſtoff zu verſorgen, deſſen Aufnahme durch die atmoſphäriſche Aufſchwellung bezeichnet wird; „Haar und Schweif" ziehen ſich aber, zur beſſern Bewahrung des alſo eingeſammelten Vorrathes, nach dem Durchgange des Kometen durch das Perihelium bald wieder zuſammen, und das Geſtirn durchläuft nun, neuerdings verſorgt, abermals die ſo viel längere Winterhälfte ſeiner Bahn.

Dieſer vorſorgliche Schutz vor den Extremen, welcher bei den Planeten angeführtermaßen mittelſt der faſt kreisförmigen Geſtalt ihrer Bahnen und des davon abhängigen immer gleichen Abſtandes von der Sonne bewirkt und wodurch ihre *Bewohnbarkeit* geſichert wird,

Digitized by Google

leitet alſo, als unverkennbares Mittel eines nämlichen Zweckes, auf die Annahme einer ähnlichen Bewohntheit der Kometen von Weſen, welche gegen dergleichen Extreme empfindlich ſind und alſo einer von der unſrigen nicht *gänzlich* verſchiedenen Organiſation genießen. Da die Hauptabſicht der Natur überall Leben iſt, ſo wäre die Meinung von der Bewohntheit der Kometen dadurch ſchon überhaupt gerechtfertigt; die unverkennbare Natureinrichtung dieſer Geſtirne und die auf viele Millionen nachgewieſene Anzahl derſelben geben aber noch eben ſo viele beſondere Gründe dafür ab.

Man könnte noch fragen, welche beſondere Gründe den Schöpfer beſtimmt haben dürften, einem Naturplan zu folgen, bei dem die Zahl der Kometen in unſerm Sonnenſyſteme, im Verhältniſſe zur Zahl der Planeten, ſo unverhältnißmäßig groß ausfallen mußte? Dieſe Frage läßt ſich wiederum befriedigend aus der Beſchaffenheit dieſer Geſtirne beantworten. Der außerordentlich geringe Maſſengehalt der Kometen, wovon uns ſchon ihr duftiger Anblick überzeugt, macht gerade ſie geſchickt, die Sonnengravitationsſphäre in ſo großer Menge und ſo ſehr verſchlungenen Bahnen zu erfüllen, ohne daß von ihren gegenſeitigen Perturbationen eine zerſtörende Wirkung befürchtet werden durfte. Die Geringfügigkeit dieſes Maſſengehalts und des davon abhängigen Perturbationseinfluſſes geht ganz unwiderleglich daraus hervor, daß niemals, ſelbſt wenn ein Komet ſehr nahe an einen oder dem andern Planeten unſeres Syſtems vorübergegangen, im Laufe des leztern die mindeſte Störung beobachtet worden iſt; wogegen der Lauf die *Kometen* ſelbſt durch den perturbirenden Einfluß der ſo viel bedeutenderen Planetenmaſſen ganz augenfällig geſtört wird. Wäre die Sonnengravitationsſphäre, ſtatt mit *Kometen*, in allen *dieſen* angewieſenen Richtungen mit *Planeten* erfüllt, ſo würden die bedeutendſten gegenſeitigen Perturbationen und der Sturz des ganzen Syſtems unvermeidlich geworden ſeyn. Ich glaube ſogar, daß ſich aus der Himmelstheorie Gründe ableiten laſſen, aus welchen die Unzuläſſigkeit von Planetenbahnen in einer andern Ebene als der durch den Aequator der Sonne ſelbſt oder doch in großer Nähe gedachten folgt, dergeſtalt, daß die übrigen Schnitte der Sonnengravitationsſphäre durch die Sonne, als deren Centralpunkt, mit Weltkörpern von anderer Naturbeſchaffenheit, d. h. mit Kometen, beſezt werden *mußten*.

Schließlich muß ich nochmals auf die Hypotheſe eines „Weltſchöpfungsſtoffes" zurückkommen, von welchem im Laufe der gegenwärtigen Darſtellung angenommen worden, daß er das Univerſum erfülle, daß er den Urſtoff aller Geſtirne und namentlich der hier betrachteten Kometen abgebe, und daß er, durch die Formation der vorhandenen Weltkörper nicht erſchöpft ſey, ſondern ſich noch jezt zu neuen ſolchen Formationen darbiete. — Dieſe Hypotheſe gehört urſprünglich dem großen *Herſchel* an. Seine Ideen darüber finden ſich am überſichtlichſten zuſammengedrängt im „Éloge historique de Sir William Herschel" vom franzöſiſchen Akademiker *Fourier*, und ich entnehme daraus die betreffende Stelle. „Dringt man," ſagt Fourier daſelbſt, „tiefer in das Geheimniß der Entſtehung der Himmelskörper ein, ſo fühlt man ſich unwillkührlich zur Idee eines feinen, überall verbreiteten, leuchtenden Weltſchöpfungsſtoffes geführt. Dieſer, in allen Gebieten des Univerſums vorhandene Stoff findet ſich ſehr ungleich verdichtet; ſo zeigt er ſich z. B. in manchen Nebelſternen, in den Umhüllungen der Kometenkerne u. ſ. w. noch in völliger Dampfform. Das Gravitationsprincip offenbart ſich nicht bloß zwiſchen den verſchiedenen Körpern unſeres Syſtems; daſſelbe iſt vielmehr in allen Punkten des Raumes thätig, und überall der Expanſivkraft entgegengeſezt. Man begreift alſo, wie die Attraction den Weltſchöpfungsſtoff allmählig vereinigen und ſo verſchiedene Bildungen hervorbringen konnte: ihre Wirkungen äußern ſich nicht durchgängig mit gleicher Energie; bei einigen Arten von Himmelskörpern, namentlich bei den Planeten, tritt, im Dualismus der Contraktions- und der Expanſivkraft, das Uebergewicht der erſtern ſchon deutlicher hervor, als namentlich bei den Kometen."

In der fortdauernden lebendigen Thätigkeit dieſer beiden Grundkräfte der Natur iſt alſo auch die von uns oben behauptete, jede Beſtimmung über die Identität der Kometen noch mehr erſchwerende Möglichkeit der täglichen Entſtehung ganz neuer Kometen begründet; und ſo wiederholen wir unſere am Eingang vorgetragene Andeutung mit den beſtimmteren Worten: daß nämlich der Schöpfungsakt keineswegs als ein *geſchloſſener*, ſondern als ein noch ſtets *fortgehender* zu betrachten ſey.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſezung.)

Neue Theaterſtücke.

Kaum ſind die Lachmuskeln in Ruhe, ſo werden ſie auf's Neue in Bewegung geſezt. Zu beſchreiben, wie der Verfaſſer das bewirkt, würde eine ſehr undankbare Mühe ſeyn. Um über dergleichen zu lachen, muß man es hören und ſehen. Die Achſe, um welche das Ganze ſich dreht, beſteht darin, daß ein alter philanthropiſcher Herr, der eheliches Glück und häusliches Comfort für die höchſten Güter dieſes Lebens hält, eine Zahl Gäſte beiderlei Geſchlechts auf ſein

Digitized by Google

Landhaus eingeladen hat, ohne die Einladung ernſtlich gemeint zu haben. Die faſhionabeln Gäſte ſtellen ſich ſammt und ſonders ein und verurſachen dem alten Herrn mancherlei Ungemach. Erſt als es ihm gelungen, ſie los zu werden, wird er ſeines Lebens wieder froh. — Gleichzeitig und mit gleich günſtigem Erfolge gab das Haymarkettheater von demſelben Verfaſſer ein anderes Luſtſpiel, deſſen Intrigue zwar ebenfalls nichts Außerordentliches iſt, ſich aber ſchon eher erzählen läßt, und nebenbei, ziemlich treu, in eine Londoner Küche, below stairs, verſezt. Der Titel iſt: Out of place, und die Hauptperſon die Köchin Sally Sollekins. Sie iſt von Burton nach London gekommen und hier in den Dienſt einer Familie getreten, die auf Belgrave-ſquare wohnt. Ihr nach London folgt ein Sattlergeſelle, der ſie und den ſie liebt, mit dem ſie ſich jedoch in Burton entzweit und deßhalb Burton verlaſſen hat. Weil in Burton der Briefträger Jedermann kennt, wendet ſich der Sattlergeſelle mit ſeinen Fragen nach Sally an jeden Briefträger, den er erblickt, und da keiner ihm Auskunft gibt, geht er geraden Wegs auf die Poſt. Auch hier iſt er nicht wenig überraſcht, daß ſelbſt der oberſte Direktor — wofür er, wegen ſeines Treſſenrocks, den Portier nimmt — Sally Sollekins nicht kennt. Der Zufall will aber, daß er bald nachher der Geliebten auf der Straße begegnet. Seine Treue rührt ſie und er erhält Erlaubniß, ſie auf Belgrave-ſquare zu beſuchen, nur ſoll er ohne Schurzfell kommen. Der Poſtportier iſt der einzige Menſch in London, deſſen Theilnahme an ſeinem Glücke der Sattlergeſelle ſich verſichert hält. Zu ihm alſo eilt er, ihm ſein Glück zu vertrauen; aber der Portier iſt eine boshafte Seele, fragt nach Sallys Kleidung, und wie der entzückte Liebhaber ſie ihm beſchrieben, ſchüttelt er den Kopf und wirft Winke hin, die in dem Sattlergeſellen die Gefühle eines Jago wecken. Inzwiſchen iſt Miß Sollekins nach Belgrave-ſquare zurückgekehrt. Seit ſie den Geliebten geſehen, empfindet ſie die Abhängigkeit ihrer Lage und wird in ihrer Küchendeklamation von der Gebieterin überraſcht, die ihr den Vorſchlag thut, eine Zeit lang die Stelle ihrer Tochter zu vertreten. Es ſoll nämlich die Probe gelten, ob ein junger Mann, der um die Tochter wirbt, ohne ſie perſönlich zu kennen, mehr ihre Perſon oder ihr Vermögen im Auge hat. Sally iſt ſchnell bereit, und in dem nunmehrigen Rollenwechſel liegt der Humor des Stücks. Die Liebeserklärung des getäuſchten Freiers unterbricht der Sattlergeſelle; der Glücksritter zieht ab, und der Schluß vereinigt die Liebenden. Von Bulwer wird nächſter Tage ein neues Stück unter dem Titel: Money, Geld, auf die Bühne kommen. Mein nächſter Brief wird ſich damit zu befaſſen haben. — Hiermit endigt nicht bloß die Liſte der dermaligen Theaterneuigkeiten, ſondern ich möchte ſagen, der Theater ſelbſt; denn das einſt claſſiſche Drurylane begnügt ſich mit Concerts d'hiver, die unter Monſieur Muſards Leitung ſtark beſucht werden; das zu Hebung der engliſchen Oper errichtete English Opera-house friſtet ſeine Exiſtenz durch promenade-concerts, und das niedliche Theater in der Oxfordſtraße, the Princess's theatre, weiß auch nichts Beſſeres zu thun als Concerte zu geben.

(Schluß folgt.)

Hannover, December.

(Fortſetzung.)

Oeffentliche Zuſtände.

Ich bleibe noch einige Augenblicke bei den öffentlichen Angelegenheiten ſtehen und erwähne, in Fortführung meines lezten Briefes, der Vertheidigungsſchrift, mit welcher Stüve für den der verlezten Ehrerbietung gegen die Majeſtät angeklagten Magiſtrat bei der hieſigen Juſtiz aufgetreten iſt. Die Schrift füllt 48 Quartbogen im Druck und iſt in Jena im Buchhandel erſchienen. Die aktenmäßige Darſtellung enthält die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Wahlumtriebe im ganzen Lande; was man früher nur aus vagen Gerüchten kannte und wußte, liegt jezt, zum Theil freilich ſehr abweichend zum Schlimmen wie zum Guten, aktenmäßig begründet vor. Eine ſolche Enthüllung der Wahrheit mußte der Regierung allerdings ſehr ungelegen ſeyn, die denn auch entſchloſſen ſeyn ſoll, die Strafbeſtimmungen des Cenſuredikts von 1705 (wornach kein Hannoveraner im Auslande ohne hannöverſche Cenſur drucken darf) gegen Stüve anzuwenden und beim deutſchen Bunde ein allgemeines Verbot der Schrift zu beantragen. — Gleichfalls in meinem lezten Schreiben gedachte ich der großen Hoffnungen, die wir an die Heilung des Kronprinzen knüpften; ſie haben leider klein geendet. Man tadelte die Zaghaftigkeit der hieſigen Aerzte, mit der ſie ſich der Ausführung einer Operation entzogen, die doch ein fremder Arzt auszuführen den Muth hatte; jezt lobt man ihre Vorſicht. Sollte es wirklich nur ein Blendwerk gegolten haben zur Umgehung eines ſpeciell verantwortlichen Miniſteriums oder einer Tutel der Agnaten nach altem deutſchen Fürſtenrecht? Freilich iſt es nichts ganz Gleichgültiges und Geringes um einen König, der nicht weiß, ob er eine Schenkung oder ein Todesurtheil in der Hand hält. — Und nun laſſen Sie mich zum Beſchluß der Ueberſicht unſerer öffentlichen Zuſtände noch zweier Rufe gedenken, die über den Kanal uns zugekommen. Der erſte verkündete die Geburt einer Thronerbin für das weite großbritanniſche Reich, von dem wir ſeit länger als hundert Jahren einen Theil gebildet hatten. Starb die junge Königin Victoria ohne Hinterlaſſung eines Erben, ſo wurden die beiden Königreiche wieder unter dem Scepter Ernſt Auguſts vereinigt und zu einer abermaligen Trennung war dann wenig Ausſicht. Auf Ernſt Auguſt folgte deſſen jugendlicher Sohn als König des vereinigten Reichs, auf dieſen, wenn die ältern königlichen Prinzen Englands (Suſſex und Cambridge) ihn nicht überlebten, der junge Prinz Georg von Cambridge; die Wahrſcheinlichkeit, daß zwei ſo junge Fürſten ohne Erben bleiben würden, war nicht vorhanden. Durch die Geburt der Kronprinzeſſin von England hat die Anwartſchaft des hannöverſchen Königs auf den großbritanniſchen Tyron aufgehört, und das Land wird deſſen um ſeiner ſelbſt willen froh ſeyn; ich glaube, es würde ſeine gänzliche Unabhängigkeit von England gern noch theurer erkaufen, als es bisher gemußt. — Die zweite engliſche Nachricht betrifft das Vorhaben des Exherzogs Karl von Braunſchweig, durch einen Angriff auf Braunſchweig und Hannover ſein ehemaliges Herzogthum wieder zu erobern. Die Nachricht iſt dem Miniſterium wirklich zugekommen, denn daſſelbe hat in einem offiziellen Rundſchreiben alle Obrigkeiten des Landes zur Wachſamkeit aufgefordert. Ob aber der Herzog Karl, wie ein excentriſcher Kopf er auch ſeyn mag, den Angriff wirklich beabſichtigt habe, ob das Ganze nicht vielmehr als eine Myſtification zu betrachten ſey, iſt eine andere Frage. Die Rolle des franzöſiſchen Prätendenten hat doch wahrlich kläglich genug geendet, um in ſo friſcher Erinnerung von einem ähnlichen, nicht minder wahnſinnigen Beginnen zurückzuſchrecken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. December 1840.

Ein bethürmtes Schloß, voll Majeſtät
Auf des Berges Felſenſtirn erhöht.

Matthiſſon.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

Hohenſchwangau.

Hohenſchwangau! du freundliche Apotheoſe vergangener Jahrhunderte, du gothiſch geſchnittenes Elfenſchloß, das die Männer von eh' erbaut und die Künſtler von heute geſchmückt! wie prangſt du ritterlich mit Zinnen und Thürmen auf dem Felſenhals zwiſchen dem dunkeln Tannenwald! wie ſcheint die Sonne glänzend auf deine ragenden Mauern und in deine hohen Fenſter! wie geſegnet ſtehſt du da in deiner Herrlichkeit, reiche Auen zu deinen Füßen, die Alpen über deinem Haupte! Grüne Bergſeen ſind deine Fontänen und das Hochgebirge dein engliſcher Garten.

Kleine, niedliche Häuſer ſtehen unten am Schloßberge. Wenn man aber den geſchlungenen Weg hinauf wandelt zur Burg, ſo iſt es, als habe man ein altes Mährlein aufgeſchlagen und leſe jezt den freundlichen Eingang, wo gleich Waldesgrün und Vogelſang entgegenkommen, goldene Lauten im Graſe liegen und junge Ritter in den Büſchen koſen mit unendlich ſchönen Mädchen. Da iſt zur einen Seite ein ſtiller Teich, eingezackt in den Felſen, und auf dem ſmaragdnen Waſſer ſchwimmen die Schwäne, die ſtolzen Wappenvögel der Burg. Und zur andern Hand liegt ein Gemſenzwinger, wo das Wild gefangen weidet; das ſieht wohl auch oft ſehnſüchtig hinauf zu den Spitzen des Seiling, wo ſeine Heerden in der Alpenfreiheit ſpielen. Dann geht man unter ſchönen Reihen von Buchen durch, die hoch über dem Wanderer ihre grünen Spitzbögen wölben. Da laufen Fußpfade ab und zu, die an heimliche Ruhebänke, auf moosbewachſene Felſenblöcke führen; da athmet Alles den ſüßen Waldduft. Ueber dem erſten Burgthor prangt ein ſteinernes Wappen, in kernhafter gothiſcher Zierlichkeit gemeißelt: die bayriſchen Rauten auf einem Schilde, und auf dem andern der Löwe von der Pfalz am Rhein. Das iſt wieder einmal der alte heraldiſche Löwe, der Herr iſt in ſeinem Felde, die Tatzen ſtreitbar ausſtreckt in ſeinem Reviere, den Schweif kampfluſtig ſchlägt und den grimmen Rachen dem Beſchauer drohend weist. — Ueber dem zweiten Thorweg ſtehen zwei gewappnete Bannerherrn, auch aus Stein gehauen, mit jugendlichen, edlen Geſichtern, wie ſie Schwanthaler an die Stelle der alten, bärtigen Eiſenfreſſerphyſiognomien zu ſetzen liebt. Der eine der Ritter iſt der Kämpe von Bayern, der andere iſt einer der Schwangauer, der edlen und feſten, und führt das Wappen der Burg in ſeinem Schild.

Nun ſind wir in dem Thorweg der zweiten Pforte. Hier iſt kühle, gothiſche Dämmerung, aber von jenſeits ſcheint die Helle des Burghofs herein; da ſtehen die

Digitized by Google

ſonnigen Zacken der Mauern, und über die Zinnen ragen ſtarke Aeſte und ſchwanke Zweige. und durch das Laub fallen die Schlaglichter und ſpielen und weben in dem Gemäuer, grün nnd golden, ſtill und fromm, wie in dem Kreuzgang eines alten Kloſters. Nun kommen wir in den Burghof, aus dem das Schloß mit ſeinen Eckthürmen gebietend emporſteigt, überall ſichtbar in dem Felſen wurzelnd und in allen ſeinen Grundfeſten mit Laub bekränzt, mit Epheugewinde, mit jungen Bäumen und ſchönen Blumen. Aus der Ringmauer bricht unter alten Linden ein ſprudelnder Born und, darüber blüht in heiliger Schönheit die Jungfrau Maria, blau wie das Element, über dem ſie thront. Der Burghof iſt ein zauberiſches Felſengärtlein, wie in ein Krönlein gefaßt durch die zackige Mauer, jeder Fußbreit mit erfinderiſcher Hand geziert, mit ſorgſamer gepflegt. In der dunkeln Laube hier ſtehen Bank und Tiſch von Stein zum Veſperbrod im heißen Sommer; dort an den niedern Zinnen ein Ruheſitz für den Abend, um in die Sonne zu ſehen, wenn ſie hinter den Algäuerbergen untergeht. Auf der Treppe zum Hauptpförtlein ſtehen Aloe, Oleander und Orangen, und nebenan blühen Ehrenpreis und Augentroſt, Dorant und Doſten, die altdeutſchen Wunderpflanzen. So geht es um die Burg herum, alles Blumengarten und Bosket, alles Duft und Wohlgeruch; aber dazwiſchen tritt auch wieder die Kunſt heraus, die die ſchönen Brunnen geſchaffen hat, den Schwanenbrunnen, auf dem der eiſerne Burgvogel Waſſer ſpeit, und den der Löwen, ein Abbild der mauriſchen Fontäne in der Alhambra zu Granada. Dann ſteht im Burghof auch das Haus, in dem die Gäſte ihr Quartier erhalten.

Mittelalterlich angehaucht, treten wir in die Pforte und leſen in der Vorhalle den freundlichen Gruß:

Willkommen Wand'rer, holde Frau'n!
Die Sorgen gebt dahin!
Laßt eure Seele ſich vertrau'n
Der Dichtung heiterm Sinn!

Die Halle, welche nun den Beſucher aufnimmt, wird von Säulen getragen und iſt des Schloſſes Waffenkammer. Hier ſtehen auf ihren Pfeilern zur männlichen Erinnerung die Eiſengewänder der alten Kämpen, vom Stechhelm herunter bis zum rieſigen Sporn, mit geſchloſſenen Viſiren, der Handſchuh an den Speer gelegt oder auf das hohe Schwert. An den Wänden hängen die Waffen jener Zeiten in ihren abenteuerlichen Geſtalten, die Flamberge, die mit beiden Fäuſten zu führen, die geſtirnten Streitkolben, die Aexte, die ſo zugig in der Hand liegen. Da iſt wohl manches Gezeug darunter, das weit hinauf reicht in die Tage der Kreuzfahrten und der Römerzüge. „Das Eiſen zieht den Mann an;" der Wanderer erfreut ſich all des ſtählernen Geſchmeides, aber dann erſt, meint er, wäre das Vergnügen ganz, wenn er mit all dieſen Schwertern gehauen, alle die Streitäxte geſchwungen hätte; ja, mancher mag ſich beim Anſchauen dieſer Helme ſchon mit dem Gedanken getragen haben, welch herrliches Gefühl es ſeyn müßte, wenn er unter dem Viſire ſeine eigene Naſe herausſtrecken könnte. Auch an der Thüre, die laut der luſtigen Reime, die darüber ſtehen, zur „edlen Leibſalbe" hinunterführt, wird der Freund voller Humpen nicht ohne Empfindung vorübergehen.

(Fortſetzung folgt.)

Des Junkers Hand.

(Fortſetzung.)

Der Britte hielt dieſe Muſterung ruhig aus, dann wiederholte er ſeine Anrede. „Wer iſt Er? was will Er?" fragte der Konſul entgegen, worauf jener ſich vernehmen ließ: „Ich bin der ſehr ehrenwerthe Maſter Townsheed und will vor Euern Stuhl eine Klage bringen." — „So komm' Er mit hinein; hier kann ich Ihn nicht anhören." — „Well, Mylord!" — Worauf der Bürgermeiſter, voranſchreitend, hinzufügte: „Den Pudel laß Er draußen!" Er hatte nämlich die Bezeichnung „Mylord" nach landesüblichem Brauch ſich ausgelegt und keine Ahnung, daß er ſelbſt damit gemeint ſey.

Vor dem verſammelten Rath hob der Engländer in ziemlich geläufigem, aber fremdartig betontem Deutſch ſein Sprüchlein an. Er ſey, ſagte er, „der ſehr ehrenwerthe Maſter Townsheed, vor etwa acht Tagen in der Stadt angekommen, im Schwert abgeſtiegen, habe Briefe an einen jungen „Edelmann" mitgebracht, welcher ihm alle möglichen Aufmerkſamkeiten erwieſen und ihn unter andern auch in den ſehr „comfortablen" Abendcirkel bei dem Franzoſen Philibert eingeführt habe. „Wir unterhielten uns jeden Abend," fuhr er fort, „und ich habe auf allen meinen Reiſen noch keine Geſellſchaft gefunden, in der man ſo tapfer getrunken und ſo unerſchrocken geſpielt hätte." — „Geſpielt? was habt ihr geſpielt?" unterbrach ihn der Bürgermeiſter. „Ein ganz gentiles Spiel, meine Herrn: Pharo," entgegnete Townsheed unbefangen, und wußte nicht, was der Laut der Verwunderung aus dem Munde der Verſammlung und des Schwertwirthes Erröthen bedeuten ſollte, den er jezt unter allen den ſchwarzen Herrn erkannte; doch ohne ſich weiter darum zu kümmern, ſprach er fort: „Geſtern nun, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, ereignete es ſich, daß wir in ganz kleinem Ausſchuß bei Herrn Philibert waren; Niemand, als der Junker Göldli und ich. Philibert hielt, wie immer, die Bank, und Göldli hatte, wie

Digitized by Google

gewöhnlich, einen Rauſch. Das Glück war ihm nicht hold; welche Karte er auch beſetzen mochte, alsbald fiel ſie rechts, und im Handumwenden war ſeine Baarſchaft verſpielt. Da ſtellte er an mich das Begehren, ihm Geld zu leihen. Nun iſt es zwar eigentlich gegen meine Grundſätze, im Spiele Geld zu verborgen, dennoch aber ließ ich mich bewegen, erſtens, weil ich dem Junker Göldli Verbindlichkeiten ſchuldig war, und zweitens, weil durch ſein Abtreten die Partie geſtört worden wäre, was ich dem Bankhalter um ſo weniger zu Leid thun mochte, als ich ſelbſt ganz leidlich im Zuge war und ohnedies heute abreiſen will; ſo gab ich ihm denn hundert Piſtolen — ungefähr Alles, was ich bisher gewonnen. Das war ein Tropfen auf einen heißen Stein; er verlor wieder, während ich gewann, und da ich das erſtemal ſeiner Bitte willfahrt hatte, konnte ich ſie das zweite, das dritte, das viertemal nicht abweiſen, und ſo fort. Kurz und gut, als wir endlich aufhörten, hatte ich weit über zehntauſend Piſtolen gewonnen, und doch keine hundert noch davon in der Taſche, weil ich ſie alleſammt nach und nach meinem unglücklichen Gefährten geliehen hatte. Ueber unſerm Spiel war es heller Tag geworden, ich befahl meinem Diener, Pferde zu beſtellen, nahm Abſchied von Göldli und ſagte ihm, er ſolle mir zur Stunde mein Geld ſenden. Er verſprachs, ging und ſchickte nichts. Endlich kamen die Pferde, wurden angeſchirrt, und da noch keine Botſchaft von Göldli angelangt war, ließ ich meinen Fußmann zu ihm gehen, um ihn zu erinnern, daß ich auf dem Sprung ſtände, und dieſer brachte, ſtatt des Geldes, die Meldung zurück, der Junker ſchlafe noch. Da ging ich denn ſelber, drang in ſeine Kammer, wo ich ihn richtig in ſeinem Bette liegend fand, weckte ihn und machte ihm die verdienten Vorwürfe über ſein Betragen. Er glozte mich aus großen Augen an, ſchien noch dumm von Claret und Champagner, und Mühe zu haben, mich zu verſtehen; endlich meinte er, ich ſolle ihn zufrieden laſſen, und da ich auf meiner gerechten Forderung beſtand und mit den Gerichten drohte, wandte er ein, die Schuld ſey eine Spielſchuld und daher nicht klagbar; zulezt ſagte er mir etwas, was eben nur ein grober Schweizer zu ſagen im Stand iſt, und wandte mir den Rücken, um weiter zu ſchlafen. Die Schuld aber iſt keine Spielſchuld; denn wenn der Göldli das von mir entlehnte Geld an einen andern verſpielt hat, ſo hab' ich's ihm doch baar vorgeſchoſſen und nicht von ihm im Spiel gewonnen, ſondern vom Bankhalter, und ich verlange von euch, meine Herrn Aldermen und Mylord Mayor, Gerechtigkeit." — Der Bürgermeiſter verſezte ganz kurz auf dieſen langen Vortrag, die Rathsverſammlung werde den Fall alsbald in ernſte Erwägung ziehen, und Kläger möge indeſſen nur abtreten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hannover, December.

(Schluß.)

Preſſe. Literatur.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt auch hier begangen worden mit Feſtreden, Tafel und Tanz. Die Beſchreibung der Feſtlichkeiten und der verſchiedenen durch dieſelben hervorgerufenen Reden und Gedichte ſind in einem ſchön ausgeſtatteten „Gutenbergalbum" zuſammen gedruckt worden. Aber ſo lange das Cenſuredikt von 1705 bei uns in Kraft ſteht, haben wir keine Urſache zu jubeln, daß die Preſſe erfunden wurde, jenes Edikt, das, wie erwähnt, in ſeinen Beſchränkungen ſo weit geht, daß es jedem Hannoveraner verbietet, im Auslande auch nur ein Wort drucken zu laſſen, das nicht mit dem hannöverſchen Imprimatur verſehen iſt. An der Unausführbarkeit dieſer Beſtimmung iſt das Edikt keineswegs verſchieden, vielmehr iſt es bis in die neuere Zeit mehrmals wiederholt in Erinnerung gebracht worden, und ſoll, wie ich oben erzählt habe, in dieſem Augenblicke wieder in Anwendung kommen. Was ſoll eine Gutenbergsfeier an einem Orte, wo der Abdruck des bekannten Beckerſchen Rheinliedes in einem Zeitblatte nicht geſtattet wurde? Dieſes merkwürdige Faktum, von der Allgemeinen Zeitung zuerſt berichtet, von einer bekannten Feder im Hamburger Korreſpondenten nachgehends in Abrede gezogen, hat ſich in der That hier ereignet. Wahr iſt allerdings, daß, nachdem dieſes Ereigniß hier zum größten Unwillen des Publikums bekannt geworden war, der Cenſor eines andern Blattes durch Zulaſſung des Gedichts das Verſehen ſeines Collegen einigermaßen wieder gut machte; allein was ſoll man dazu ſagen, wenn man die Cenſur in den Händen von Männern ſieht, die nicht Einſicht genug beſitzen, um eine ſolche Verkehrtheit zu vermeiden? Der Paſſus des Staatsgrundgeſetzes, welcher die Preßfreiheit unter Beobachtung der Bundesvorſchriften zu geſtatten verhieß, iſt in das neue Verfaſſungsgeſetz nicht übergegangen; wir wiſſen demnach, was wir zu hoffen haben. Gewiß iſt es dieſen Umſtänden mit zuzuſchreiben, wenn Hannover namentlich in der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur von jeher etwas ſchöpfungsarm geweſen iſt. Wer Produktionskraft in ſich fühlt, ſucht ſich eine beſſere Heimath für ſeine Muſe. Ich könnte von A. W. Schlegel an bis auf den Tragödiendichter Rogge herab manchen Ausgewanderten nennen. Rogge, der als armer Handwerkerlehrling Anlagen verrieth, fand Unterſtützung von einigen Männern von Anſehen; wie ſein Talent zum Verſemachen ausſchlug, hörte die Unterſtützung auf, weil der arme Jüngling Austria trieb. So folgt Eines aus dem Andern. Der Lyriker R. Kullmann, der, wenn ich nicht irre, zuerſt durch das Morgenblatt bekannt wurde, gibt ſeine geſammelten Gedichte heraus; Eduard Wedekind, der Dichter des Abälard und Prometheus, als welcher er Hoffnungen erweckte, iſt als Bürgermeiſter einer kleinen oſtfrieſiſchen Stadt durch die politiſchen Ereigniſſe der Literatur entzogen worden; gleiches habe ich in meinem lezten Briefe von einigen andern befähigten Köpfen bedauern müſſen. Friedr. Voigts, einigemale mit Lob genannt, iſt mit den Jahren ganz lokal geworden und hat ſeinen reichen poetiſchen Fonds nicht ſo ausgebeutet, wie er vermocht hätte; mit Emile d'Estrées (Emil Althaus) gab er jüngſt die Pandora heraus, in welcher ſchöne Blüthen aus ſeiner frühern Zeit

Digitized by Google

duſten. Von H. Harrys iſt der Anfang eines vollſtändigen Sagen- und Legendenbuchs aus Niederſachſen erſchienen, das gelobt wird. Robert Gödeke, der tüchtigſte und thätigſte der hannöverſchen Literaten, im Fache der Kritik wirklich bedeutend, verſieht die größern periodiſchen Blätter mit ſeinen Arbeiten, ohne bis jezt an ſelbſtſtändige Produktionen zu gehen; ſein „König Kodrus“ iſt nur Fragment einer größern Dichtung geblieben, deren Kern die Cenſur zurückbehielt. — An Unterhaltungen läßt es der beginnende Winter nicht fehlen. Im Theater wurde die Donizettiſche Lucia von Lammermoor italieniſch gegeben; für deutſche Zungen nicht übel; aber warum nicht lieber gleich deutſch? Guzkows „Werner“ ſoll in dieſen Tagen aufgeführt werden. Die Sängerinnen Gentiluomo und Spatzer haben ihr Berliner Engagement aufgegeben und hier neuerdings mit 7000 Thalern Gehalt kontrahirt. — Quartett-Soiréen, von den beſten Künſtlern der Hofkapelle veranſtaltet, finden viele Liebhaber. Ein ruſſiſcher Geiger, Jerome Gulomy, ohne Namen, aber nichtsdeſtoweniger den beſten lebenden Virtuoſen vergleichbar, iſt im Theater mit großem Beifall aufgetreten, und vierzig Bergſänger aus den Pyrenäen, die ſich als „claſſiſche Wohlthätigkeitsanſtalt zum Beſten der armen Hirten des Thals“ anzeigen, haben für ihre eigenthümlichen Vorträge gleichfalls Hörer gefunden. Größere Inſtrumentalconcerte ſtehen im Theater bevor, der Zeitpunkt der Gemäldeausſtellung rückt heran, Beſuche von Kunſtgäſten werden uns verheißen, folglich haben wir die ſchönſte Ausſicht, unſere Tage ſo heiter zu verleben, als es bei unſern beſcheidenen Anſprüchen ſeyn kann.

London, December.

(Schluß.)

Umwandlung des engliſchen Volkscharakters.

Dieſe Vorliebe für Muſik im Londoner Publikum iſt eines der mehrfachen Zeichen einer ſeit ungefähr zwanzig Jahren immer deutlicher hervortretenden Veränderungen in der Denkungsart und dem Gefühlszuſtande des engliſchen Volks überhaupt. Neulich fand unweit von hier ein großer Boxkampf ſtatt — a great prize fight, wie der Anſchlag es nannte — zwiſchen den zwei lezten Trägern des Boxruhms, Caunt aus Cornwallis und Braſſey aus Yorkſhire. Sie kämpften um den Preis von zweihundert Pfund, zu welchem natürlich jeder die Hälfte ſelbſt geſteuert. Vor zwanzig oder dreißig Jahren wäre das eine Generalluſt für London geweſen; Arm und Reich, Jung und Alt, Vornehm und Gering hätten zugegen ſeyn müſſen, und in den Zeitungen wären ſeitenlange Berichte erſchienen. Auch diesmal fehlte es nicht an Bekanntmachungen; aber als Augenzeuge kann ich verſichern, daß troz des ungewöhnlich ſchönen Wetters die Zahl der Zuſchauer unbedeutend, und darunter vielleicht mancher war, den, gleich mir, der Zufall dazu geführt. Eben ſo wenig Notiz hat die öffentliche Preſſe davon genommen, die Preſſe, die eigentlich von Allem Notiz nimmt und in einer Zeit, wo das Parlament nicht ſizt, auch in der That von Allem Notiz nehmen muß, um ihre mächtigen Spalten zu füllen. Ein einziges Wochenblatt, Bell's Life in London, hat eine Art Beſchreibung geliefert; die politiſchen Morgen- und Abendblätter haben den Fauſtkampf keiner Sylbe gewürdigt, und doch wurden hundert brave Gänge gefochten, dem einen Boxer ein Auge, dem andern drei Zähne ausgeſchlagen. Wenn ſolche Theilnahmloſigkeit ſich bei einer der älteſten engliſchen Luſtbarkeiten offenbart, die ſicher auf den engliſchen Charakter nicht ohne Einfluß geweſen iſt, und wenn daſſelbe von geiſtesverwandten old English sports gilt, wie Stierhetzen, Bärenhetzen, Hunde-, Hahnen- und Dachsgefechte, da kann gewiß ein in der Denkungsart und dem Gefühlszuſtande des Volks eingetretener Wechſel nicht bezweifelt werden. Eine Beſtätigung des Geſagten finde ich in einem ſehr leſenswerthen Pamphlet eines Herr Macconnell, on the present condition of the people of this country, and the best means of improving it. „Die Sitte,“ heißt es dort, „Thiere zu hetzen, wie Bären, Ochſen, Dachſe und andere, kommt täglich mehr in Verfall, und wo noch Ueberbleibſel ſich erhalten, wird die öffentliche Stimme wider den barbariſchen Gebrauch immer lauter und ſtärker, und in Kurzem wird er aufgehört haben. Der Fauſtkampf, noch vor wenigen Jahren ſo hoch begünſtigt, ſo öffentlich gefeiert, iſt in der allgemeinen Achtung ſchon tief geſunken, und Boxer aller Art, ob gelernt oder nicht, gelten jezt für den Auswurf der Gemeinheit. Blaue Augen, blutige Naſen, zerfleiſchte Backen und ausgeſchlagene Zähne ſind nicht mehr Ehrennarben.“ — Ich ergreife übrigens dieſe Gelegenheit, jedem, den der betreffende Gegenſtand intereſſirt, die erwähnte Schrift zu empfehlen. Sie enthält vieles zur Berichtigung ehemals richtiger, jezt aber falſcher Anſichten über den engliſchen Volkscharakter. Selbſt der im proteſtantiſchen Theile der engliſchen Nation noch vor Kurzem ſo tief gewurzelte Haß gegen die Katholiken verliert ſich immer mehr. Davon gab der vierte November d. J. ein neues ſprechendes Zeugniß. Jedermann weiß, daß der fünfte November der Jahrestag der entdeckten Pulververſchwörung von 1605 iſt, und ebenſo, mit welcher Beharrlichkeit die Engländer das Gedächtniß dieſes Tags erhalten haben. Der braucht nicht eben alt zu ſeyn, der ſich erinnert, wie am fünften November auf allen Hügeln Freudenfeuer brannten, Flinten knallten, Feuerwerke aufſtiegen und Guy Fawkes in Geſellſchaft von Prieſtern und Henkern auf Schleifen und Karren im Triumph durch die Straßen geſchleppt wurde, wie die Figuranten dieſer Aufzüge reiche Geldgaben empfingen, und des Jubelns und Singens, des Eſſens und Trinkens den ganzen Tag und die ganze Nacht kein Ende war. Alles das iſt faſt bis auf die lezte Spur verſchwunden, und wenn dieſes Jahr die Gaſſenjugend in Brighton den Lord Cardigan als Guy Fawkes dem Flammentode übergeben hat, ſo iſt das ein Extraamüſement, das der Bedeutung des Tags und dem Haſſe gegen die Katholiken fern ſteht. Da kam es nun einem frommen proteſtantiſchen Geiſtlichen, Namens Sullivan, in den Sinn, für den Vorabend des berüchtigten fünften Novembers ſeine Glaubensgenoſſen nach Exeter-hall zu berufen und den Sechs- bis Siebenhundert, die ſich eingefunden, einen gottesfürchtigen Vortrag zu halten „über die zahlloſen Aergerniſſe, welche die Katholiken in's Land gebracht.“ Mit großer Beredſamkeit erinnerte der geiſtliche Herr an Alles, wovon er fürchtete, daß die Zuhörer es vergeſſen hätten, wovon er wünſchte, daß ſie es nie vergeſſen möchten, und wovon allerdings zu erwarten iſt, daß es ohne dergleichen chriſtliche Aufforderungen bereits vergeſſen wäre. Die Pulververſchwörung mußte zum Anlaß dienen, eingeſchlummerten Groll zu wecken, von veralteten Geſchichten den Moder abzufegen, nach Irland und nach Italien zu zeigen, und mit Begeiſterung an die proteſtantiſchen Gefühle zu appelliren. Nach ſolchem Aufruf war es wenigſtens nicht des Redners Schuld, daß die Verſammlung ruhig aus einander und der fünfte November ohne Hohn für die Katholiken, ohne die geringſte Störung des öffentlichen Friedens vorüberging.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. December 1840.

Das Geſetzbuch der Ehre iſt ſo wunderlich in dem, was es verbietet, als in dem, was es gut heißt.

Fielding.

Des Junkers Hand.

(Schluß.)

Es war faſt ſchon Mittag, als der Junker Göldli aus dem tiefen, wenn auch fieberiſchen Schlummer emporfuhr. In jegliches Menſchen Bruſt gibt es eine Stimme, welche oft, wenn es der Anlaß mit ſich bringt, inmitten der verworrenſten Träume ſich hörbar macht und die bunten Bilder plötzlich verſcheucht; ſo ſtanden denn auch mit einemmal die Erinnerungen der lezten Nacht und des frühen Morgens vor des Schläfers Seele klar und deutlich da, vergeblich verſuchte er, eine geraume Weile hindurch die Augen auf's Neue ſchließend, das ſchwindelnde, öde Haupt wiedernm in Tränme und Schlaf zu lullen; unzufrieden mit ſich und der Welt erhob er ſich, fuhr in die Kleider und hätte gar zu gern ſich überredet, alles ſey nur ein wüſter Traum geweſen; das war aber verlorene Müh, und kaum wollte ihm gelingen, ſich einzubilden, Maſter Townsheed ſey auf und davon gefahren, und werde ihm nächſtens ſchreiben. Da trat ſeine ehrwürdige Mutter in die Kammer, fiel ihm weinend um den Hals und ſagte ſchluchzend, ſein Schimmel ſtehe geſattelt und mit gepacktem Felleiſen im Hof, er ſolle aufſitzen, durch den Garten reiten, das Feld gewinnen und ſich ſpornſtreichs nach Baden begeben. Er fragte nach Grund und Urſache, aber die Matrone faßte des Sohnes Hand, zog ihn die Treppe hinab, durch den Flur in den Hof, wo das Roß ſeiner harrte, rief: „Fort, fort! und ſollteſt du das Thier zu Schanden reiten!“ befahl dem Knecht, die Gartenpforte hinter dem Flüchtling zu ſchließen, und eilte in's Haus zurück, in welches zu gleicher Zeit die Boten des Gerichts von der Straße aus traten, die den Junker ſuchten, um ihn, wie ſchon mit Philibert und Townsheed geſchehen, in den Wellenberg zu bringen, in jenen uralten Thurm, welchen die Wogen der Limmath rings umſpülen und in deſſen feſten Gewölben im Lauf der Jahrhunderte ſo mancher Seufzer verhallte.

Der reiſende Britte lag bei weitem nicht ſo lange im Wellenberg, als dereinſt jener Habsburger, welchen die von Zürich mit gewaffneter Hand gefangen; gegen Erlegung einer Geldbuße und Zurücknahme der Klage gegen Göldli ward er ſchon nach dreien Tagen los und ledig, und hätte ſeine Reiſe ungehindert fortſetzen können, wenn ihn nicht die Theilnahme an Philiberts Geſchick in der Stadt feſtgehalten hätte. Er hielt ſich für verpflichtet, wo möglich demjenigen mit Rath und That beizuſtehen, an welchem er, freilich nur aus Unkenntniß der Geſetze und in blindem Zorn, wider Wiſſen und Willen zum ſchnöden Angeber geworden war, und welchen nun, wie Townsheed mit Schrecken vernahm, eine harte Strafe

bedrohte. Doch ſein Einſchreiten war eben ſo vergeblich, als das aller andern Freunde und Bekannten des Franzoſen; denn der langgenährte Haß der ältern Spießbürger kam endlich zum Ausbruch und wollte das in ſeine Krallen gerathene langerſehnte Opfer nicht ſo leichten Kaufes fahren laſſen.

Vor Gericht behauptete der Gefangene eine ſtolze und ſichere Haltung. Auf die oft wiederholten dringenden Fragen nach Stand, Herkommen und Namen entgegnete er, er ſey Cavalier und Soldat, in Zürich unter dem Namen des Junkers Philibert allgemein bekannt, und die Herrn möchten, wenn es nicht anders ſeyn könne, ihn in des Himmels Namen ſo lange feſthalten, bis die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit käme, in welcher ein Mehreres zu offenbaren ihm vergönnt ſeyn werde. Daß er eine Pharobank aufgelegt, leugnete er keineswegs, doch widerſtand er jeglicher Zumuthung, die zu nennen, welche bei ihm geſpielt. Aber ſo feſt und mannhaft Philibert auch den Richtern gegenüberſtand, endlich kam die Stunde, welche ſeinen Muth erſchüttern ſollte, als vor verſammeltem Rathe der Bürgermeiſter ihm das Urtheil verkündete, welches ihn als Verführer der Jugend zu verbotenem Spiel zur Strafe des Schellenwerks verdammte. „Wie?“ rief er heftig aus, „iſt es an dem, daß ihr einen Edelmann beſchimpfen, einen Offizier durch Auflegen knechtiſcher Arbeit für immerdar entehren dürft? Dazu habt ihr kein Recht.“ — „Weſſen Offizier iſt Er?“ fragte der Bürgermeiſter entgegen. — „Das werdet ihr ſeiner Zeit erfahren, jezt darf ich's noch nicht ſagen,“ verſezte Philibert. — „Es kümmert uns eigentlich auch nicht,“ fuhr jener fort; „diene Er nun dem Kaiſer, dem König von Frankreich, oder dem Satan, wir ſind freie Schweizer, laſſen keinen Unterſchied vor dem Geſetz gelten, und Er, mein hochmüthiger Junker, wird ſo gut als irgend einer in den Straßen, durch die er kürzlich noch hindurch ſtolzirt, die Schaufel und den Beſen führen, und den Ochſenziemer ſpüren, wenn er ſich ungeſchickt anſtellt.“ — Nun legte Philibert ſich auf's Bitten. Er ſtellte in beweglicher Rede vor, daß es eben ſo grauſam als unrecht ſey, ihn mit einer Strafe zu belegen, die ihn ſein ganzes übriges Leben für den ehrenhaften Stand der Waffen untüchtig mache, weil eine Hand, welche das Werk eines Knechtes verrichtet, nimmermehr den Degen führen dürfe; die ſtarrköpfigen Republikaner blieben unerbittlich und ſchenkten ihm eben ſo wenig geneigtes Gehör, als er um Friſt und Aufſchub bat, um ſeinen Diener zum Geſandten ſeines Königs gen Bern mit heimlicher Botſchaft zu ſenden, und, da auch nicht ein Tag ihm zugeſtanden ward, in zorniger Verzweiflung ausrief: „Wohlan denn, lieber Tod als Schande! Liefert mich aus an den König von Frankreich. Ich bin Oberſt in Sr. Majeſtät Heer, der Vicomte Philibert von Lautrec, ein Sohn des Herzogs von Ventadour, und um eines Zweikampfs willen auf flüchtigem Fuß, während meine Freunde bei Hof die Angelegenheit zu vermitteln ſuchen. Ihr habt kein Recht an mich; liefert mich aus, denn es iſt beſſer für mich, durch eines franzöſiſchen Henkers Schwert zu fallen, als von ſolch ungeſchliffenem Pöbel mich entehrt zu ſehen.“

Am nächſten Morgen lief das Volk in hellen Haufen zuſammen, um den wälſchen Junker ſchellenwerken zu ſehen, und da Philibert, aus dem Gefängniß herbeikommend, aus dem Nachen an's Land ſtieg, begleitet von den Schergen, welche Schaufel und Beſen trugen und drohend ihre Stöcke emporhielten, um des Verurtheilten Gehorſam zu ertrotzen, trat Townsheed hinzu, um ihn zu tröſten und ihm vorzuſtellen, daß die von ſolchen Leuten an ihm verübte Gewaltthätigkeit nicht im Stande ſey, ſeiner Ehre Eintrag zu thun; er ſelbſt habe, fügte er hinzu, noch in der verfloſſenen Nacht einen Boten nach Bern abgefertigt, um den franzöſiſchen Geſandten zum Beiſtand zu rufen. Philibert ſchüttelte dem Britten die Hand, trat, wie um ihm etwas leiſe zu ſagen, ein paar Schritte mit ihm zur Seite, wo juſt ein Holzhauer, Säge und Axt neben ſich auf dem Hackklotz, bei einem Haufen von Scheitern müßig gaffend ſtand, und erfaßte mit raſchem, ſicherem Griff die blanke Axt, die er plötzlich drohend über ſeinem Haupte ſchwang, ſo daß alle, ſelbſt Townsheed nicht ausgenommen, erſchrocken zurücktraten. — „Jezt entweiht, ſo ihr vermögt, dieſe ritterliche Hand durch ſchmähliche Arbeit!“ rief Philibert mit Donnerſtimme, und bevor die Schergen, welche nicht anders meinten, als der verzweifelnde Mann wolle mit der mörderiſchen Waffe ſie anfallen, ſich zum Widerſtand bereiten konnten, hatte er die Axt ſchon in die linke Hand genommen, und vor den Augen der erſchreckten Menge mit einem einzigen Streiche die eigene Rechte auf dem Klotz ſich damit abgehackt. „Bringt das euern Rathsherrn!“ ſagte Philibert, ſchleuderte das abgehauene Glied den Schergen zu und ſank ohnmächtig nieder.

Als er wieder zum Bewußtſeyn erwachte, fand er ſich auf ſeinem Bett und von befreundeten Geſtalten umgeben. „Er iſt gerettet.“ — „Ihr ſeyd frei, der Geſandte hat die Sache beigelegt.“ — „Des Königs Gnade verzeiht dir Neufvilles Tod,“ ſagten zu gleicher Zeit der Arzt, Maſter Townsheed und der Oberſtlieutenant Graf de la Tour, Philiberts vertrauteſter Freund, der, nach Zürich eilend, um dem Flüchtling die Freudenbotſchaft zu bringen, nur wenige Stunden nach dem franzöſiſchen Geſandten eingetroffen war, der auf des Engländers dringende Botſchaft ſich ſofort von Bern auf den Weg gemacht hatte, um für Lautrec einzuſchreiten.

Als Philibert geneſen und in ſeine Garniſon zurückgekehrt war, verſammelte er die Offiziere ſeines Regiments,

Digitized by Google

trug ihnen getreulich vor, was zu Zürich in der Schweiz ſich mit ihm begeben, wies ſeinen verſtümmelten Arm und fragte ſie, ob ſie glaubten, daß er ſeine Ehre ſo rein und unbefleckt aus dieſem Handel davongetragen, daß ſie, als geborene Edelleute und Seiner Majeſtät tadelloſe Offiziere, noch ferner unter ihm dienen könnten, worauf ſie nach kurzer Berathung einſtimmig auf ihr Ehrenwort erklärten, er habe ſich wie ein Ritter betragen, und ihre Hochachtung für ihn ſey nur noch größer, als ſie vordem geweſen. — So iſt denn die Ehrenſache durch einen gültigen Spruch entſchieden worden; Rechtskundige aber werden höchlich bedauern, daß die Streitfrage über die Spielſchuld nicht vor den Gerichten zum Urtheil kam.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſetzung.)

Aus der Waffenhalle ſteigen wir über die Wendeltreppe hinauf in die berühmten Gemächer. Pracht, Glanz und Herrlichkeit, wie ſeyd ihr hier verſchwendet! Das ganze weite Schloß iſt ein Bilderſaal des deutſchen Volkes, alle Wände zeigen ſeine Mähren und Geſchichten, ſein Trachten und ſein Dichten von den grauen Jahrhunderten der Völkerwanderung herab bis zum Beginn der neuern Zeit. Da iſt der Saal vom Schwanenritter, der zu Nimwegen für die Herzogin von Bouillon gekämpft, und in einem andern Gaden ſehen wir die Helden der Vilkinna Sage. Auch die alte Geſchichte von der ſchönen Bertha, die den großen Karl gebar auf der Reismühle im Würmthale, iſt geſchildert, und der junge Longobardenkönig, wie er ſeine Streitart in die Eiche ſchleudert, um zu zeigen, welche Hiebe Autharis führt. Dann ſehen wir im Gemach der Hohenſtaufen die Deutſchen im Morgenland auf dem großen Schlachtfeld von Iconium und die Bayern nach dem Sieg bei Ampfing in dem Saal der allzeit herrlichen Schyren. In dieſem ſind uns auch noch andere anziehende Begebenheiten dargeſtellt: ſo das Turnier zu Landshut bei der Hochzeit Herzog Jörgs mit Fräulein Hedwig, des Königs von Polen Tochter, wo der junge Herzog Chriſtoph von München den dicken, prahlenden Woiwoden von Lublin aus dem Sattel zu todt warf; ſo auch die luſtige Geſchichte, wie Herzog Ludwig von Bayern Ludmillen, der ſchalkhaften Gräfin von Bogen, die Ehe gelobte, wähnend, es ſeyen die Zeugen nur drei gemalte Ritter an der Wand, während drei lebendige aus der Tapete hervortraten; oder wie ſich Kaiſer Ludwig mit dem ſchönen Friedrich verſöhnt, der ſtarke und weiſe Herr mit dem edeln und milden, der ſorgenreiche mit dem kummervollen. Ferner iſt den Thaten der verwandten Welſen ein Gemach gewidmet, und da erſcheint Heinrich, der Leu, wie er München, das Dorf, zur Stadt erhebt, und wie er vom Sultan von Rum feſtlich empfangen wird, eine Schilderei, die in vorbildlichem Zuſammenhang ſteht mit einer andern, die wir noch ihres Orts bewundern werden.

In einem Erkerſtübchen ſind dann wieder Ereigniſſe abgemalt, die ſich auf dem ſchmalen Lechrain, zu Füßen oder auf der Burg zu Hohenſchwangau ſelbſt zugetragen haben. Da ſehen wir Conradin von Schwaben, den bald enthaupteten Erben der Kronen von Neapolis und Sicilien, von ſeiner bangen Mutter Abſchied nehmen unter der Burg von Schwangau — eine wehmüthige Erinnerung. Auch Kaiſer Lothar, den Sachſen, erblicken wir ſterbend zu Breitenwang bei Reutti auf dem Rückwege aus Welſchland; Herzog Heinrich der Stolze, der Welf, ſteht am Todtenbette und nimmt die Krone des Reichs zu Handen. Mit frohern Augen ſehen wir den Minneſänger Hilpolt von Schwanſtau, dichtend im ſchattigen Hain, oder den Doktor Martin Luther, den der Herr von Langenmantel von Augsburg ſchützend in dieſe Mauern geleitet. Noch ſind zwei Säle da, deren einer das Leben der adeligen Frauen im Mittelalter ſchildert, der andere den Erdengang der ritterlichen Mannen. Dort iſt in ſchönen Bildern, durch treffliche Sinnſprüche ausgelegt, zu ſchauen, wie das Edelfräulein in kindlicher Blüthe aufſproßt und liebt und in Mutterfreuden lebt; hier aber iſt uns des Ritters Laufbahn aufgethan, wie er als Junker den Rappen tummeln lernt, die erſte Waffenwache hält, den Ritterſchlag und nach dem Turniere den Dank empfängt und auf der Falkenjagd ſich erluſtigt; dann wie er liebt und vom liebenden Gemahle Abſchied nimmt, im Morgenlande ſeines Helmes Büſche wehen läßt und endlich heimathsſehnſuchtsvoll und wiederſehensfroh ſein angeſtammtes Schloß betritt und Weib und Sohn in hohen Freuden umarmt. Auch dieſer Bilder Bedeutung iſt uns in ſchönen poetiſchen Zeilen erläutert, deren Dichter wir wohl errathen, aber nicht nennen mögen.

So haben wir denn mit unzureichenden, tändelnden Worten einen Theil des Bilderſchatzes, der hier angebracht, verzeichnet. Es iſt mißlich, das Eine zu nennen und das Andere nicht; aber wo iſt der Raum, um alle dieſe Herrlichkeiten nach Gebühr zu beſprechen? und ihr müßt wiſſen, daß der Boden und die Decken, in ihrer Art, eben ſo gut und reichlich von der Kunſt bedacht worden, als die farbenſtrahlenden Wände, daß kein Fenſter in der Burg, das nicht in alten, von überall her geſammelten, dem Untergang entriſſenen Glasmalereien ſeinen Schmuck hätte, daß auch aller Hausrath

Digitized by Google

in Geſchmack und Pracht den Schildereien der Böden, Decken und Fenſter entſpricht; daß einen auch aus den Schreinen Geſchirre und Humpen anglänzen, nicht minder alt und nicht weniger werth, als die Rüſtungen, die Flamberge und die Streitärte in der Waffenhalle; daß mit einem Worte nicht ein Zoll im weiten Schloſſe iſt, der nicht zur Herrlichkeit des Ganzen ſtimmt.

Und ſo haben wir nun das Mittelalter in flüchtiger Erwähnung vorübergeführt, aber noch gar nicht bedacht, daß auch der Orient in Hohenſchwangau ſein Prunkgemach erhalten hat, und zwar das Türkenzimmer, das die Erinnerungen an die Reiſe des Burgherrn nach Conſtantinopel aufbewahrt. Der Sultan hat ſelbſt einen Theil der Ausſchmückung übernommen und koſtbares Gewebe verehrt aus ſeinen Reichen, und die Abendländer haben mitgeholfen, um ein Selamlik herzuſtellen, daß Chalif zu Bagdad oder König von Granada nie in ſchönerem der Ruhe pflog. Dazu kommt eine Zierde, die der Koran jenen verſagte, nämlich außer den Landſchaftsbildern aus der Levante auch noch andere Darſtellungen aus dem Gang der Reiſe, die um der angebrachten Porträts willen gar angenehm ſind. So vor Allem der Beſuch des Burgherrn bei dem Padiſchah, der an das Bild von Heinrich dem Löwen und dem Sultan von Iconium erinnert.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, December.

L i t e r a t u r.

Bei Kronberger iſt das erſte Heft eines großartigen Werkes erſchienen: „Böhmiſches Archiv," von dem ſtändiſchen Hiſtoriographen, Franz Palacky, welches in ſeiner weitern Folge eine reiche Fundgrube für die vaterländiſche Geſchichte und Sittenkunde, ſo wie für die böhmiſche Sprachwiſſenſchaft zu werden verſpricht, da es beſtimmt iſt, eine ſorgfältige und kritiſche Auswahl alles deſſen zu geben, was ſich an öffentlichen und Privatdokumenten, an Stiftungs- und Schenkungsurkunden, Privilegien, Verträgen, Kauf- und Verkaufsbriefen, Sendſchreiben, Gerichtsakten u. ſ. w. aus älterer Zeit und in böhmiſcher Sprache erhalten hat. Das Werk kommt auf Koſten der böhmiſchen Stände in zwangsloſen Heften heraus, deren fünf immer einen Band bilden werden, und das ſo eben erſchienene erſte Heft enthält: Schreiben Kaiſer Sigismunds vom Jahre 1414 bis 1437, König Wenzel und der Herrenverein von den Jahren 1394 — 1401, und Schreiben des Herrn Wilhelm von Pernſtein vom Jahr 1520. — Das fünfte Heft der „Bilder aus Böhmens Vorzeit" von Würbs und Gerle iſt (bei Haaſe Söhne) erſchienen und bringt zwei intereſſante böhmiſche Burgen: Bürglitz und Pöſig, welche der Verfaſſer uns beide in Momenten vorführt, wo dieſelben als Staatsgefängniß für Perſonen der böhmiſchen Herrſcherfamilie verwendet wurden. Wir ſehen hier Carl IV. als Kind, von ſeinem Vater nach Bürglitz in Haft geſandt, und lernen Pöſig in dem Momente kennen, wo die Wittwe Premisl Ottokars II. den Burggrafen Herrmann mit arger Liſt täuſcht, um aus jener Veſte zu entfliehen. Bürglitz galt im Mittelalter für unüberwindlich, denn es war für die Kriegskunſt jener Zeit von allen Seiten unzugänglich, ein einziger Eingang von der Südſeite führte in die Burg, und um das ganze Gebäude, ſelbſt um die Kirche herum, lief eine Galerie, wahrſcheinlich dazu beſtimmt, einen andringenden Feind mit einem Steinregen zu begrüßen. Drei Thürme ſcheinen die drei Ecken der Burg zu bewachen, von welchen der ſüdweſtliche, Hungerthurm genannt, das Burgverließ in ſich enthält. Die Veſte hat durch öftern Brand viel gelitten und ein ſchwarzes und räucheriges Anſehen erhalten. Das Hauptgebäude ſteht leer und wüſte, und nur die Nebengebäude ſind von den Beamten bewohnt. Auch Pöſig hat nach jener Zeit noch mannigfaltige Schickſale erlebt, bis es in den lezten Jahrhunderten zur Ruine wurde. — Die „Bohemia" enthält wieder einmal einen merkwürdigen Beitrag zur Kenntniß f r a n z ö ſ i ſ c h e r Länder- und Völkerkunde in einem Auszuge aus einem langen Aufſatz über Böhmen im „Siècle." Der Collaborateur dieſes Pariſer Blattes meldet nämlich, daß von der D o n a u aus eine Eiſenbahn über den B ö h m e r w a l d nach B u d w e i s führe, und beſchreibt die „brauſende und ſtampfende Locomotive, die mit Adlerflug den unabſehlichen Zug von Waggons durch ausgedehnte Berberitzengebüſche dahin führt" — auf einer Eiſenbahn, die nur mit P f e r d e n befahren wird. Ferner erfahren wir höchſt intereſſante Neuigkeiten. „Der Herrſchaftsbeſitzer," ſagt der Mann des Jahrhunderts, „theilt die Ländereien ab. Die ſtärkere Hälfte behält er für ſich, die ſchwächere vertheilt er in größern oder kleinern Stücken an die Bauern. Wem ein Stück Feld zugetheilt wird, das er mit v i e r Pferden bearbeitet, der heißt ein g a n z e r Bauer, mit z w e i Pferden arbeiten die h a l b e n Bauern; die Bauern der dritten Klaſſe vereinigen ſich, und mehrere zuſammen halten ein oder zwei Pferde. Die Bauern der vierten und ärmſten Klaſſe haben jeder nur ein Stückchen Feld um ihre Hütten her und heißen G ä r t n e r." Sodann vernehmen wir hier, daß die ſlaviſche Sprache in Böhmen durch den t ſ e k i ſ c h e n Dialekt herrſche, wie in U n g a r n durch den m a g y a r i ſ c h e n; ferner, daß der Mägdekrieg nach Libuſſas Tode im vierzehnten Jahrhundert ausgebrochen ſey, und man vom P r e b i ſ c h t h o r das Schloß T e t ſ c h e n ſ e h e n könne, zu dem man auf einer in G r a n i t gebauenen Treppe h i n a b ſteigt. Die Lampenanzünder in Prag hält der ſcharfſinnige Ethnograph für M ö n c h e, die mit zu Maria Zell geweihten Kerzen die Straßenlaternen anzünden, und das alterthümliche Bergſchloß hüllt ſich ihm „Abends in die metalliſchen Ausdünſtungen des W i n t e r b e r g e s und B ö h m e r w a l d e s, welche der Nordweſtwind über den Hradſchin jagt!" — Wie viel in der öſterreichiſchen Monarchie erfunden wird, beweiſen die Verzeichniſſe der von der Hofkammer verliehenen ausſchließenden Privilegien, deren Zahl vom 12ten Auguſt bis 4ten September nicht weniger als 42 betrug. — Unſer Landsmann, der berühmte Klaviervirtuos I g n a z M o ſ c h e l e s, Kammervirtuos des Prinzen Albert von England und Profeſſor an der königlichen Akademie der Muſik in London, hat im Theater ein Concert zum Beſten mehrerer Wohlthätigkeitsinſtitute gegeben, und eine ſehr ehrenvolle Aufnahme gefunden, er ließ ſich mit ſeiner neueſten Compoſition für das Pianoforte hören, worunter auch 7 Etuden waren.

(Schluß folgt.)

B e i l a g e: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 47.

Mittwoch, 30. December 1840.

[684] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

COMMENTARII
DE BELLIS
C. IULII CAESARIS.
RECENSUIT ET ILLUSTRAVIT
CAR. ERN. CHRIST. SCHEIDER
LITT. ANT. PROF. VRATISL.
PARS I.
C. IULII CAESARIS COMMENTARIORUM
DE BELLO GALLICO
LIBRUM I—IV. CONTINENS. 8 maj.
Preis $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Euklid's Elemente,
funfzehn Bücher,
aus dem Griechiſchen überſetzt
von
J. F. Lorenz.
Aufs neue herausgegeben
nebſt einem Anhange
von
M. C. Pippe.
Mit 10 Kupfertafeln. 6te verbeſſerte Ausgabe. gr. 8.
Preis $1\frac{1}{3}$ Thaler.

---

[694] Bei G. Bethge in Berlin iſt eben erſchienen:
Hanke, Henriette, geb. Arndt. Herbſtblätter. In drei Erzählungen. 1 Rthlr. 4 Gr.

---

[691] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1840.

Größere Aufſätze.

Details einer großen ruſſiſchen Meſſe. 1) Einleitung; 2) Der Pferdemarkt; 5) die Ankunft der Kaufleute; die ruſſiſchen Karavanſerais; 4) die Baumwollen- und Seidenwaaren; 5) die Pelzwaaren; 6) Tuchwaaren; 7) die Schlafrocktataren; 8) die Silberbuden; 9) die Buchläden; 10) Wein und Meubles-Magazine; 11) Häuſerverkauf; 12) Lederwerk; 13) Eiſen- und Kupferhandel; 14) Eßwaaren; 15) Galanteriebuden; 16) Porcellan; 17) Holzwaaren; 18) die handelnden Nationen; 19) die Fuhrleute; 20) die Wechsler. — Die indiſche Preſſe in Bengalen. — Manilla. — Aphorismen aus den Verhandlungen der engliſchen Naturforſchergeſellſchaft. — Skizzen aus Madagascar. 8) Die Owaharmee; 9) bürgerliche Geſetze; Radamas Gerechtigkeitsſinn; 10) Jean Rene's Zug gegen die Wurimen; die Ratten in Maruſſie; 11) die Antaymuren; neue Art eines Gottesurtheils in Matatane und Fort Dauphin; 12) die Iſchawoais und Schafsaten; Beendigung des Feldzugs gegen die Wurimen. — Die engliſchen Stationen im Mittelmeer in medicíniſcher Hinſicht. — Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien; 11) der Nachtpapagei; 12) Eiſenlager, Eiſenwerke von Ypanema; blei- und zinkhaltiges Antimonium, Silberſpuren; mineraliſches Kali; neue Diamantſtriche in Matto Groſſo. — Die ſchwediſche Verfaſſungs-Angelegenheit. — Die Orgelberge in Braſilien. — Einführung des Alpaca in England. — Lord Cardigan und Capitän Reynolds. — Der Chiloe- und Chonos-Archipel. — Stimmen über Texas. — Das Concurs-Examen in Paris. — Quartalſitzung der nordiſchen Alterthumsgeſellſchaft in Kopenhagen. — Die franzöſiſchen Seerüſtungen. — Schreiben aus Orenburg über die Expedition gegen Chiwa; zweites Schreiben über dieſe Expedition von der Emba. — Ueber Poſtanſtalten und Straſſen in Italien. — Palembang. — Ausflug nach Finnland; 8) Rückkehr aus Helſingfors auf dem Landwege. — Ein Gaſtmahl bei den Tſcherkeſſen. — Der Handel Rußlands mit Aſien; 2) der Handel gegen Süden. — Agaſſiz über die frühere Ausdehnung der Gletſcher. — Bemerkungen über das engliſche Landheer. — Tananarivo, die Hauptſtadt der Owahs. — Engliſche Colonialzuſtände: die auſtraliſchen Colonien. — Der Chef der Claqueurs vor Gericht. — Spanien und Frankreich. (Von Höfken.) — Das Kloſter Bodbi in Signach. — Die Stadt Abo.

Chronik der Reiſen.

Boré in Perſien.

Kleinere Mittheilungen.

Magnetiſche Station in der Nähe des Nordcaps. — Seide aus Afrika. — Aufbau von Häuſern vermittelſt Dampf. — Alter der großen Pyramide zu Memphis. — Die Minen von Kongsberg in Norwegen. — Preisausſetzung der Geſellſchaft für Induſtrie-Aufmunterung in Oneglia. — Gefecht zwiſchen Texanern und Comanches. — Indigo aus Sägſpänen. — Beſiegung des Dampfbootes Archimedes. — Die ruſſiſche Nordexpedition. — Neue Lettern. — Tſchantaburi in Siam. — Kielmayers Tod. — Nachricht über die Zulas und die Boers. — Tunnel durch den Montcenis. — Merkwürdige Pflanze aus Cayenne. — Shakſpeare-Geſellſchaft in England. — Jasmin, der Troubadour. — Beachtenswerthe Notizen aus der naturwiſſenſchaftlichen Verſammlung in Turin. — Erdbeben in Unteritalien. — Niederkunft von Martins Löwin. — Wirkung der Datura fastuosa. — Die Einſchließung der Metidſchah. — Nachricht aus Buenos-Ayres. — Neues Gewehr. — Stockfiſchfang. — Paganini's Geigen. — Merkwürdiger Zweikampf. — Spielhäuſer in Paris. — Spaniſche Räuber. — Unterirdiſche Paſſage durch die Cevennen. — Franzöſiſche Miſſionäre auf Madagascar. — Auffindung von Schwefel in England und Irland. — Pedionomus ocellatus. — Die Inſel Formoſa. — Vom Meer umhergeworfenes Branntweinfaß. — Entwurf zu einem Grabe Napoleons. — Verurtheilung des Namens Guêpes. — Die Bretagner (nach der Schilderung eines Engländers). — Farbenwechſel mikroſkopiſcher Thierchen. —

Reiche Bleiminen in Frankreich. — Preisfrage über die Geſchichte des Hennegaus. — Haltung der Neger auf Jamaika. — Walliſiſche Literatur. — Ausbruch des Vulkans Gontier auf Preanger. — Rochet in Abyſſinien. — Gewehr zu ſechs Schüſſen. — Ueber den Zuſammenhang der Sternſchnuppen mit den Nordlichtern. — Merkwürdige Foſſilien. — Uebergewicht der Frauen über die Männer in Schweden. — Rückkehr der Aſtrolabe und Zélée. — Chineſen in Frankreich. — Entdeckung eines Jorbaens. — Leichenbegängniß eines Tſcherkeſſen. — Niederer Preis für Dampfboote. — Agaſſiz' Theorie der Gletſcher. — Der Reiſende Brooke. — Der Reiſende Ainsworth. — Verbeſſerte Methode für Waſſerbauten. — Beſuch des Vulkans von Kirauea auf Hawaii. — Seidenbau in Central-Amerika. — Krieg zwiſchen Texanern und Comanches. — Ein alter Bureaubeamter. — Aegyptiſche Dramen. — Auffindung eines altgriechiſchen Basreliefs.

Inhalt des Literaturblatts.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande oder Philemon und Baucis unter den Koſaken. Nach Gogol. — Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe." — Zuſtand und Beruf der Frauen. — Boadicea. Von Cowper. — Balladen. Von R. Southey. 1) Rüdiger. — Der Schnee. Von Alfred de Vigny. — Beatrix. Von H. de Balſac. — Mauriſche Romanzen. Von Joaquin de Mora: Das Vergißmeinnicht; der Fiſcher; der Schmetterling. — Jack Sheppard. Von Harriſon Ainsworth. — Lord Ronalds Kind. Von John Wilſon. — Frau von Soubiſe. Von A. de Vigny. — Feldblumen. Von Campbell. — Coſima, oder der Haß in der Liebe. Von George Sand. — Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und Mrs. Landon-Maclean, nach dem Versmaße der Originale verdeutſcht von Franz. — Gedichte von Don Joaquin de Mora: Albina.

---

[682] Im Verlage von **Tendler und Schaefer**, Buchhändler in **Wien**, iſt ſo eben erſchienen, und in deren Filiale zu **Mailand**, Galleria De Christoforis Nr. 59, 60, wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen

von

allen Farben,

von

J. F. Caſtelli.

4—6ter Band, mit farbigen Titeln in Congreve-Umſchlägen, brochirt. Preis 2 Rthlr. 18 Gr. Pr. Crt.

Inhalt:

IV. Band. Die Erſcheinungen auf dem Wege durch die Stadt. Ein allegoriſches Mährchen. — Peter-Paul und Paul-Peter. Novelle. — Die Belagerung von Amaſi. Eine orientaliſche Erzählung. — Künſtlerleidenſchaft. Novelle. — Laura, oder die aufgeregte Phantaſie. — Der Invalide. Eine kleine pſychologiſche Novelle. — Die Mordhöhle. Criminalgeſchichte. — Drei komiſche Geſpenſtergeſchichten. — Der Blinde von Clermont. Eine einfache Geſchichte. — Asmolan. Ein Mährchen. — Ein muthwilliger Jugendſtreich. Skizze aus dem Leben. — Die Kirche zum Glas Waſſer. Sage.

V. Band. Das letzte Mittagsmahl. Eine kleine Erzählung. — Der Altar des Künſtlers. Legende. — Die Heilung. Humoriſtiſche Erzählung. — Der alte Kamin. Eine Italieniſche Sage. — Das Reſedaſtöckchen. Gemälde aus dem Leben. — Die rächende Maske. Novelle. — Das Bild. Eine kleine Novelle. — Der Chriſtinos. Hiſtoriſche Novelle. — Zwei Nächte in Rom. Novelle. — Die Zauberbrille. Ein Mährchen. — Das letzte Opfer des Spiels in Paris. Eine Tagsbegebenheit. — Der Spottname. Tragikomiſche Erzählung. — Geſchichte Ruſtans, Napoleons Leibmameluken. Aus dem Franzöſiſchen. — Die Wahrheit. Ein Indiſches Mährchen. — Ein Mittagsmahl bei Beethoven. Eine phantaſtiſche Erzählung. — Das blaue Sacktuch. Eine rührende Geſchichte.

VI. Band. Begriffe von Gott. Ein Mährchen. — Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers Erzählung. Vier kleine rührende Erzählungen, und zwar: 1. Lieber ſterben! Eine einfache Geſchichte. 2. Die beiden Mütter. Wahre Begebenheit. 3. Der Kunſtreiter. Eine kleine Novelle. 4. Der Bettler. — Die Verwandten. Ein Mährchen nach dem Franzöſiſchen. — Die Phyſiognomiſten. Ein Mährchen. — Fünf Tage auf dem Lande. Ein Lebensbild. — Die Pantoffeln des Sultans. Orientaliſche Erzählung. — Die Eroberung von Jvre. Skizze aus dem Italieniſchen Feldzuge. — Wie ſtiftet man Heirathen? Ein Gemälde aus dem Leben. — Der Räuber Kara-Aly. — Zanubio und Teana. Eine Italieniſche Novelle. — Künſtlerzerſtreuung. Eine wahre Begebenheit.

Die im vorigen Jahre erſchienenen erſten 3 Bände enthalten:

I. Band. Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen. Erzählung aus dem Leben. — Der Sargmacher. Nachtſtück. — Oberſt Graf Chabert. Militäriſche Novelle. — Der Dichter. Traum eines Griechiſchen Philoſophen. — Acht vernünftige Tage. Anekdote aus dem Leben eines Künſtlers. — Der Grundſatz. Lebensſkizze. — Die drei Rieſen. Allegoriſches Mährchen. — Die rothe Roſe. Gräuelgeſchichte aus dem Vendéer Kriege.

II. Band. Die ſchöne Jüdinn von Willeika. Novelle aus dem Ruſſiſch-Polniſchen Kriege. — Fra Diavolo. Eine Räubergeſchichte. — Meine Frau iſt ein Engel. — Meine Frau iſt ein Satan. Zwei Lebensbilder. — Das Nothwendige und das Ueberflüſſige. Ein Mährchen. — Capitän Rabe. Scene aus dem Militärleben. — Der erſte und letzte Kuß. Wahre Begebenheit. — Der Unbekannte. Geheimnißvolle Geſchichte.

III. Band. Die Baſe aus der Provinz. Einfache Geſchichte aus dem Engliſchen. Zwei Dornenkronen. Geſchichtliche Novelle. — Die beiden Freunde, oder die Reiſe nach Mekka. Mährchen. — Die Schauſpielerinn eines einzigen Abends. Erzählung aus den Zeiten Ludwig des XVI. — Eine Nacht in der Diligence. Komiſche Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde. — Das Parkgitter. Räubergeſchichte. — Canovas Jugendliebe. Eine Künſtlernovelle. — Der rothe Mantel. Ein Nachtſtück. — Der Nagelſchmied zu Paris. Biographiſche Skizze, zur Beachtnahme für Väter. — Muff und Puff. Eine rührende Geſchichte. — Die fixe Idee. Eine einfache Malergeſchichte. — Auge und Herz. Novelle.

---

[671] Bei **C. F. Oſiander** in **Tübingen** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Collection of english poems from the best modern authorities. 12. 12 Gr. — 54 kr.

Eine Auswahl von Gedichten, geeignet, in der edelſten Form die engliſche Ausſprache zu erlernen. Lehrer und Schüler ſind für die Anſtrengung, ſich durch die Schwierigkeiten derſelben durchzuarbeiten, durch dieſe Poeſien reichlich entſchädigt.

Die Namen von Wordsworth, Cowper, Byron, Moore, Mallet, Percy, Scott, Addiſon ꝛc., beurkunden den Werth derſelben hinlänglich.

[624] **Neue ganz elegante Taſchen-Ausgaben.**

In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann und Dorothea

von

G o e t h e.

Eleganteſte Taſchen-Ausgabe in engliſchem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlſtich.
Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Wilhelm Tell.

Ein Schauſpiel

von

S ch i l l e r.

Eleganteſte Taſchen-Ausgabe in engliſchem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlſtich.
Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In demſelben Format erſchien ſchon früher:

Goethe's Fauſt.

Eine Tragödie.

2 Theile in engliſchem Einbande mit goldenem Schnitt und einem Stahlſtich.
Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Dieſe neue, in typographiſcher Ausſtattung alle früheren weit übertreffende Ausgaben empfehlen ſich wohl von ſelbſt.

In gleichem Format und in derſelben Ausſtattung werden in künftigem Jahr die weiteren Schiller'ſchen Theaterſtücke, ſo wie die in unſerm Verlag erſchienenen Lyriker: **Schiller, Goethe, Herder, Uhland, Lenau, Platen, Zedlitz, Schwab, Kerner, Freiligrath** u. ſ. w. dieſer hübſchen Sammlung ſich anreihen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[687] Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Der Braut Tagebuch.

Von

Henriette Hanke,

geb. Arndt.

gr. 8. 1840. geh. Preis 2⅓ Rthlr.

---

[690] Im Verlage der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ueber das künſtliche

Auffüttern der Kinder,

oder die

Ernährung derſelben ohne Mutterbruſt.

Von Dr. Fr. Ludwig Meißner, prakt. Arzte und Geburtshelfer. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. 8. broch. (6 Bog.) Preis 10 Gr.

Da ein tauglicher Rathgeber zur gedeihlichen Auferziehung der Kinder ohne Mutterbruſt in der ganzen Literatur fehlte, ſo ſchrieb vor einigen Jahren der rühmlich bekannte Herr Verfaſſer obiges Werkchen, welches von allen Seiten mit dem verdienten Beifall und dem größten Danke aufgenommen worden iſt, ſo daß eine zweite Auflage nöthig wurde, die — nun mit den vielſeitigen inzwiſchen noch gemachten Erfahrungen des Hrn. Verfaſſers bereichert iſt. Etwas zum Lobe des Buches noch hinzuzufügen, hält die Verlagshandlung für überflüſſig, da über die Gediegenheit deſſelben allgemein nur eine Stimme herrſcht.

---

[664] Bei A. Bielefeld, früher Groos'ſche Buchhandlung in Carlsruhe iſt in Commiſſion erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lenchen im Zuchthauſe

von

W. Reinhard.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſes Buch, das weit mehr leiſtet, als der Titel erwarten läßt, führt, in der anziehenden Form einer Novelle, nicht blos in die Wüſte des Zuchthauslebens mit ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtänden, ſondern macht dieſe Wüſte durch praktiſche Lichtblicke und pſychologiſche Aufſchlüſſe zu einer ergiebigen reichen Flur, welche dem Geſchäftsleben ſowohl als dem Studium des menſchlichen Herzens eine gedeihliche Erndte bietet. — Belehrung und Unterhaltung erſcheinen hier Hand in Hand.

[667] In allen Buchhandlungen iſt zu haben die ſo eben erſchienene erſte Lieferung von:

Allgemeine Weltgeſchichte

in anmuthigen, zuſammenhängenden Erzählungen, nebſt bildlichen Darſtellungen der Hauptereigniſſe, nach der J. Gottfried'ſchen Chronik gezeichnet von Prosper Landau und von Wallment.

Dieſes Geſchichtswerk erſcheint in halbmonatlichen Lieferungen, à 3 Bogen Text und 3 ſchön lithographirten Bildern und wird im Ganzen 3 Bände umfaſſen. Preis jeder Lieferung 4 Gr. — 18 kr.

Subſcribentenſammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 12 Exempl. 1, auf 25 — 3 Freierempl.

Fr. Neumann in Saarbrücken.

---

[615] Eine für Jedermann empfehlenswerthe Schrift iſt in allen Buchhandlungen zu haben, in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Prag bei Haaſe Söhne — Wien in der Gerold'ſchen Buchhandlung:

1) Die Kunſt

ein gutes Gedächtniß zu erlangen,

auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet.

Zum Beſten aller Stände und Lebensalter. Herausgegeben vom Dr. Hartenbach.

8. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Zur Empfehlung dient, daß in kurzer Zeit zwei Auflagen davon abgeſetzt wurden, und jetzt die dritte verbeſſerte Auflage davon erſchienen iſt.

2) Ein für Jedermann nützliches Buch iſt folgendes:

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangsſprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen.

8te verbeſſerte Auflage von J. Wiedemann.
Preis 10 Gr. oder 45 kr.

---

[666] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen:

Correſpondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthſchaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XVIII. Jahrgang 1840.

Zweiter Band. Erſtes und zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt.

Erſtes Heft. **I. Aufſätze und Abhandlungen.** Ueber den Unterſchied der Hopfenerndte. **II. Mittheilungen der Centralſtelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe.** 1) Rechenſchaftsbericht über die Lehr- und Verwaltungs-Jahre 1835 — 37 vom K. würtemb. land- und forſtwirthſchaftlichen Inſtitute zu Hohenheim. 2) Bekanntmachung erloſchener Patente. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** Die Vertebraten Würtembergs. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber Erwärmung durch heißes Waſſer und Ventilation von Gebäuden. 2) Schwefelſäure als Düngungsmittel. 3) Mittel gegen die Eutergeſchwülſte der Kühe. **V. Literatur.** 1) Ueber die Mittel, die Waldſtreu für die Landwirthſchaft möglichſt entbehrlich zu machen. Von Carl Knaus, Domänenrath zu bien, Wirthſchaftsrath. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1840.

Zweites Heft: **I. Aufſätze und Abhandlungen.** Aphorismen über den Land- und Waldbau. **II. Mittheilungen der Centralſtelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe.** 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralſtelle. a) Ertheilung der gn. ausgeſetzten Jahrespreiſe für das Jahr 1840. b) Unterſtützung. c) Hohenheim. Verzeichniß der Vorleſungen bei der Königlich würtembergiſchen land- und forſtwirthſchaftlichen Lehr-Anſtalt für das Winterhalbjahr 1840—1841. d) Erfahrungen über Anpflanzung der Madia sativa. e) Entfuſelung des Kartoffelbranntweins. f) Patentertheilungen. g) Beiträge zu den Sammlungen. 2) Bekanntmachung erloſchener Patente. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Das landwirthſchaftliche Feſt zu Canſtatt. 2) Ueber einen Uferbau bei Eßlingen. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber neue Kulturen in Frankreich und Fortſchritte in der Seidezucht. 2) Ueber die Seidenhaarziege von Angora. 3) Ueber die Claſſifikation der Bodenarten. 4) Ueber eine neue Anwendung der galvaniſchen Kupferpräcipitation zur Vervielfältigung von Gemälden und Zeichnungen in Tuſchmanier durch den Druck. 5) Ueber die Luftſpinnen und den fliegenden Sommer. **V. Literatur.** 1) Der praktiſche Rieſelwirth. Anleitung natürliche Wieſen durch Bewäſſern in ihrem Ertrage zu erhöhen und unfruchtbare Ländereien in fruchtbare Wieſen umzuſchaffen. Nach eigenen Erfahrungen von G. E. Patzig, Adminiſtrator der Gräfl. Gersdorffſchen Rittergüter. 2) Ueber die neue empfohlene Schafwäſche. Für Gutsbeſitzer und Landwirthe überhaupt, ſo wie für Wollmanufakturiſten, von J. Ph. Wagner. **VI. Meteorologiſche Chronik.** Januar bis Juni 1840. Von Prof. Plieninger. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1840.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1840.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[693] In allen guten Buchhandlungen iſt zu haben:

II. Verzeichniß

werthvoller Bücher aller Fächer

aus dem Verlage von 25 angeſehenen Buchhandlungen, welche

auf unbeſtimmte Zeit bedeutend im Preiſe herabſetzt ſind,

herausgegeben von **Fr. Frommann** in Jena.

Preis 1¼ Sgr. oder 4½ kr. rhein.

---

[629] In der Voß'ſchen Buchhandlung in Berlin ſind neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem Leben eines Berliner Arztes. Zweite unveränderte Ausgabe. 8. geheftet. 22½ Sgr. oder 18 gGr.

Heinrich Fremond. Pſychologiſches Bild des Prieſters von Julius La Beaume. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von A. v. F. geb. v. K. 2 Theile. 8. geh. 2 Thlr.

Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe, von Heinrich Smidt. Zweite, durch eine Karte vermehrte Ausgabe. 12. geh. 20 Sgr. oder 16 gGr.

---

[695] Bei G. Bethge in Berlin iſt eben erſchienen:

Die Philoſophie des Anaxagoras von Klazomenä nach Ariſtoteles. Ein Beitrag zur Geſchichte der [illegible]

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 31. December 1840.

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Schiller.

Gedichte von L. Seeger.

Auf dem Rothhorn bei Brienz.

Auf jähem Gipfel ſteh ich hier,
An allen Gliedern munter,
Den Staub der Ebne ſchüttl' ich mir
Von Leib und Seel' herunter.
Blauäugig ſteigt der junge Tag
Aus ſeinem Wolkenbette,
Im Kreiſe blüht, Ein Roſenhag,
Die blanke Alpenkette.

Dort ſchläft der Wald, das Sennenhaus,
Der See im tiefſten Grunde,
Die Urne leert der Gießbach aus —
Kein Laut gibt davon Kunde;
Der Oſtwind flüſtert leiſe nur,
Die Feier nicht zu ſtören;
Den Morgenſegen der Natur
Mein' ich im Geiſt zu hören.

Iſt wohl ein Elend auf der Welt,
Das hier nicht Lindrung fände,
Das, wenn darauf das Frühlicht fällt,
Nicht wie ein Wölkchen ſchwände?
Die Bergluft fegt die Stätte rein,
Wo finſtre Geiſter ſpucken,
Und Himmelsſtrahlen dringen ein
Durch die geheimſten Lucken.

Die Welt geht auf in Roſenſchein;
Vom Lager der Titanen
Bis an die blauen Hügelreihn,
Welch weites, ſtolzes Ahnen!
Die Majeſtäten hoch und hehr,
Die Jungfrau über Allen,
Geneigt in Demuth um ſie her
Die trotzigen Vaſallen!

Was uns dort unten quält und hemmt,
Wer ſpürt es noch hier oben?
Der Stein, der uns die Bruſt beklemmt,
Iſt wunderbar gehoben.
Hat eine Fee mein Haupt vielleicht
Berührt mit ihrer Ruthe?
Mir iſt ſo frei, ſo federleicht,
So königlich zu Muthe!

Der Alpenſee.

Willſt du ſichre Stätte finden
Vor des Lebens Haſt und Drang:
Wo ſich Felſenpfade winden,
Einſam wandle deinen Gang.

Digitized by Google

Willſt du ſtets im tiefen Grunde
Irren, der von Nebeln raucht,
Wo der Krankendunſt Geſunde
Selbſt mit ſeinem Gift behaucht,

Taumeln, irren wie ein grauer
Dämmerfalter durch die Nacht? —
Schwing empor dich, wo dir blauer
Aether in die Seele lacht!

Ueber'm irdiſchen Gebrauſe,
In des klarſten Himmels Näh,
Fühlt das Herz ſich recht zu Hauſe,
Ruhet ſtill, wie dieſer See.

Durch den Gletſcher bricht, ein ſchmales
Bächlein, er ſich Thür und Thor,
Aus dem Hintergrund des Thales
Sprang er jugendlich hervor.

Doch es war ein kurzes Sprudeln,
Das ſich tobend ſelber lahmt,
Und die Kraft zu wilden Strudeln
Liegt am Felſendamm gezähmt.

Und die Wolken und die Sterne
Und der Himmel, blau und rein,
Blicken oft und blicken gerne
In die ſtille Fluth hinein.

Und dem Wandrer käme Schauer,
Der in dieſe Oede tritt?
Schauer nicht, nur fromme Trauer
Nimm zur niedern Heimath mit.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Schluß.)

In feierlicher Audienz ſehen wir gegenüber dem jugendlichen Königsſohn aus dem Abendlande mit ſeinen Rittern den hochſeligen Sultan Mahmud Chan in ſeiner neuen Tracht von eigener Invention, das rothe Fes auf dem Haupte, den violetten Mantelkragen über dem Rücken, in Ueberrock und Hoſen, beide dunkelblau und ſchmucklos. Was ſieht der Mann miſerabel aus, wie er ſo daſteht und die Franken freundlich grüßt, recht froh, daß ſie ihm die Ehre ſchenken, dem Sohn des ſiegreichen Sultan Abdul Hamid, dem Nachfolger des Propheten, dem Herrn von Mekka, Medina und Kuds, dem Padiſchah der drei ungeheuern Städte Iſtambol, Edreneh und Bruſſa, dem Beſchützer der Sonne und des Monds — wenn mir recht iſt. Hinter ihm und anderwärts im Saale ſind ſeine Würdenträger, was ein drolliges Corps ſeyn muß, wenn es ſo ausſieht, wie hier. Zuvörderſt ſieht Chosrew-Paſcha, auch in blauer Uniform, mit einer niederträchtigen alten Trödeljuden-phyſiognomie, dabei kurz und dick, eine Figur, widerlich zum Uebermaß, die man aber doch immer wieder anſehen muß, weil ſie ſo gar ſchnurrig iſt. Das Bild verſinnlicht ſo gut, als der geiſtreichſte Zeitungsartikel, wie der Stern der Osmannen im Untergehen, und wie himmelhoch ihnen die Größe des Abendlandes über den Kopf gewachſen.

Nun ſind noch zwei Badekammern da, eine im Erdgeſchoſſe des einen Eckthurms, mit ſüßen, üppigen, köſtlichen Malereien: Meerfrauen, die ſich baden, und Elfen, die in den Lüften daherſchweben. Die herrliche Wendeltreppe, die in der Mitte des Kämmerleins ſich emporringelt, iſt gothiſche Arbeit, mit vielen tauſend Spitzen und Schnörkeln. Das andere Bad iſt in den Felſen gehauen, gerade unter der Burg. Wir treten aus dem Garten durch eine hohe Glasthüre in die glatte Grotte und ſchaudern überraſcht zuſammen, wenn ſich die Pforte wieder ſchließt. Da ſtehen wir in unterirdiſcher, roſiger Dämmerung, denn durch die rothen Scheiben fällt das Licht magiſch gebrochen herein, wie die lezte Glut eines Sommerabends, und auch draußen iſt Alles mit ſo ſeltſamen, zaubervollen Farben übergoſſen; die Lämmerwolken hängen am Himmel wie zerpflückte Roſenblätter, der blaue Aether und die grünen Berge ſpielen in einander violett und purpurroth, die Lilien im Garten erglühen in ſanftem Feuer und die Schmetterlinge flattern darauf herum wie fliegende Carfunkel. Dann iſt auch ein Fenſter gerade über unſern Häuptern in die Wölbung des Felſens gebrochen, durch das wir mitten in den Himmel hinaufſehen, an dem die Sonne hängt, ſo daß Alles roſenroth flimmert und glänzt, und in den roſenrothen Feuernebel ſteigt ſenkrecht über uns, Stockwerk auf Stockwerk, ſchwindelnd hoch und wie aus Gold gegoſſen, die Burg von Hohenſchwangau empor.

Wer möchte wohl nicht Tage lang in dieſem Bildergarten auf und ab ſchlendern, von dem Felſenbade bis zu den Zinnen hinauf, und aus den Thürmen herunter wieder in die Waffenhalle, durch die vielfarbigen Gemächer der Sagen und der Geſchichten! Wie ſelig muß es ſeyn, da zu träumen und vergangenen Jahrhunderten nachzuſinnen, in dem Dufte der großen Zeiten unſeres Volks! Es thut uns wehe, aus der Burg zu gehen, aber wenn wir herauskommen aus dem Farbenglanz, ſo ſind dann wieder die Alpen da, die grünen Seen und die dunkeln Wälder, und ſprechen freundlich zu uns und winken. Da kommt's nun darauf an, wollt ihr auf den

Digitized by Google

Alpſee ſchiffen gehen, oder über den Schwanſteig nach Füßen in Sanct Magni Kloſter und zum brauſenden Lechfall, oder nach Weißenſee an ſeinen ſtillen Waſſern, oder nach Reutti und Breitenwang im fröhlichen Lechthal, oder nach dem Ammerwald zur ſchönen Marile, von wo ihr an den Planſee hinabkommt und zum Stuibenfall? Das mögt ihr euch einrichten nach Luſt und Gelegenheit, aber auf die Jugend, zum Böllatfalle und auf die alte Burg muß ein Jeder.

Eines von den erſten Häuſern, die unten am Schloßberge ſtehen, trägt über der Thüre einen ſchnakiſchen Spruch, weil der Eigenthümer Baron heißt und keiner iſt, ſondern der Cicerone der Fremden, und bei dieſem Hauſe geht man über die Wieſe hinauf und kommt ſchnell in den Wald. Ein ſchmaler Steig führt in's feuchte, grüne Tannendunkel und kriecht dann ſchattig aufwärts, bald mit gefallenem Laube gepflaſtert, bald mit niedlichen Knütteln eingelegt und geſtaffelt. Nach halbſtündigem Steigen kömmt man zur „Jugend." Jugend heißt hier eine Bank, welche hoch oben am Berge über ſteilem Abgrunde ſteht am äußerſten Rand. Da ſezt man ſich hin, die ſüßen Schauer des Waldes hinter ſich und alle Freuden eines weiten Umblicks über Land und Waſſer vor ſich. Unten aus der Tiefe herauf ragt das Schloß aus ſeinem Walddickicht, auf einer Seite der Schwanſee, halb in der Ebene, halb im Gebirge; auf der Gegenſeite der Alpſee in ſeinem Felſenzwinger, ſchauerlich ſchön und düſter lieblich. Am Lech hinunter, der nicht aufhört zu blitzen und zu glitzern, ſo lange man ihn ſieht, liegt die Ebene, weithin flach. Helle Straßen laufen durch, wie gelbe Schnüre auf dem grünen Jagdkleid der Erde, über das der Strom ein ſilbernes Wehrgehänge zieht. In der Ferne ſtehen ſtruppige, halbgelichtete Wälder auf niedern Hügeln, weiße Kirchen glänzen herauf und rothe Dächer, auch noch ein paar Seen. Das iſt recht gut, aber es iſt viel ſchöner, in die Alpen hineinzuſchauen, in den langen, hohen Kranz, wo die Berge ſo wild und ſtürmiſch durcheinander geworfen ſind, als hätten ſie erſt aufgehört zu fluten und zu wogen. Die Hügel der Ebene, ſo ſanft und grün ſie ſind, kommen nicht auf gegen dieſe Löwen, die mit ausgereckten Gliedern übereinander her lagern, ſtarr und ſtolz, in finſterer Majeſtät.

Von der „Jugend" geht es wieder abwärts durch den Wald in eine jähe Schlucht. Allmählig hört man ein Toſen durch die Bäume, und dann ſieht man weiße Waſſergüſſe in dunkler Felſenenge, und zulezt ſteht man vor dem Böllatfalle. Hier ſteigen ungeheure Wände, ſchwarz und roth, unerklimmbar in die Höhe. Auf den höchſten Zinnen wehen die Tannen im Sonnenſchein, an den ſchroffen, ſchattigen Platten herunter kriecht das Moos, aus den Ritzen des Geſteins ſprießen junge Fichten, aus dem Mooſe wachſen Glockenblumen, die die Köpfchen neugierig herunterbiegen in den tobenden Schlund, und mitten durch ſtürzt donnernd, in einem Falle von oben bis unten, die Böllat. Unten ſammeln ſich die Waſſer in runder Felſenſchale, ſpritzen in weißem Schaume auf und ſchlagen hellgrüne Wellen. Wer da am Rande ſteht und rückwärts ſchaut, der ſieht nur noch die ſteinernen Wände, die ſich hinter ihm aufgezogen haben, und nichts mehr von der weiten Welt, und ſteht allein, wie verloren und verſunken im tiefen Schacht, allein mit dem toſenden Fall, zwiſchen den ſchauerlichen Wänden. Oben am ſchmalen Himmel ziehen die weißen Sommerwolken, die Fichten rauſchen, die Blumen klingeln, der Sturz donnert, die Schale ſiedet, Alles regt, Alles bewegt ſich, der Herenkeſſel dreht ſich. Nur ein bischen Nicken, ein wenig Träumen, und da ſind die alten Elfen wieder, jugendlich und herrlich, mit den goldgelben Haaren und den weißen Leibern, ſpielend und tändelnd im grünen Born. Lebt wohl, ihr weißen Wolken, ihr rothen Felſen, ihr dunkeln Tannen, ihr blauen Blumen! das Waſſer rauſcht, der Traumchor ſingt, die Quellwaid winkt, er fühlt den weichen Arm an ſeinem Nacken, den feuchten Buſen an ſeiner Bruſt — „halb zieht ſie ihn, halb ſinkt er hin — es iſt um ihn geſchehn."

Das iſt aber nur eitel Phantasmagorie; wer ſich feſt an die Felſenmauern lehnt, der fällt nicht in den Herenborn, und in geziemender Entfernung ſteht auch eine ſteinerne Bank, von wo aus der Sturz noch ſicherer zu betrachten iſt. Aber am Rande der Schale, unter dem fürchterlichen Toſen des fallenden Waſſers, in der zitternden Atmoſphäre ſeiner Nähe, wie auf der ſteinernen Bank, die in der wilden Schlucht im Tannenſchatten ſteht, wo man zum erſten Male ſein eigenes Wort wieder deutlich hört, allenthalben ſteht der Wanderer unter dem Eindrucke des Zauberiſchen, Mährchenhaften, das in dieſem ſchauerlichen Gewürfel der himmelhohen Felſen, in dem grauſen Toben des Waſſers ſpuckt.

Nicht weit von dem Böllatfalle, auf ragender Höhe, ſtehen die Trümmer der alten Burg von Schwangau: zwei dachloſe, verfallene Vierecke, die wohl ehedem zuſammenhingen. In den ritterlichen Stuben wachſen jezt die Buchen und ſtatt der Tapeten kriecht Ephen und anderes Schlingkraut an dem Gemäuer herum. Den Boden deckt hoher Schutt, durch die Schießſcharten ſieht man hinaus in das ferne Land, auf Burgen, die nun auch verfallen ſind, auf Falkenſtein, Freiberg und Eiſenberg. Unten liegen die grünen Auen des Lechrains und ſeine Dörfer weit umher zerſtreut. Einwärts aber, gegen die Berge zu, klafft die Schlucht der Böllat; der Fall erſcheint und ſein Toſen tönt herüber. Ueber dem Sturze ſteigt der kahle Seiling in die Höhe. Zu oberſt auf ſeinem grauen Haupt liegt eine kleine, grüne Waide; da tummeln ſich die Gemſen, das Wild der Ferner. — —

Digitized by Google

So, lieber Leſer! nun biſt du mit mir in Hohenſchwangau geweſen; jezt geh träumend wieder nach Hauſe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Unſere Bühne hat in der lezten Zeit ziemlich viel Neues — gerne würden wir, wenn es möglich wäre, ſagen, auch Bedeutendes geliefert. Die erfreulichſte Erſcheinung war: „Eine Nacht im Gefängniß, oder Leichtſinn und ſeine Folgen," Schauſpiel in fünf Akten nach Alexander Dumas von Dr. Römer, das von der Wiener Hofbühne auf die unſrige übergegangen iſt und gefallen hat, dem beſſern Theile des Publikums wenigſtens, wenn es auch für die Galerie, die bei uns den meiſten Lärm macht, zu nobel und zu ſpirituell iſt. Dr. Römer hat ſich ſchon früher als ein dramaturgiſcher Theſeus bewährt, dem ſein Talent den Ariadnefaden durch das Labyrinth unſerer Cenſur darbietet, und ſo hat er denn auch dieſe „Mademoiſelle de Belle Isle" den öſterreichiſchen Repertoires gewonnen, ein Stück, das, troz der großen Opfer, welche der Bearbeiter bringen mußte, doch noch ein wirkſames und geiſtreiches Drama geblieben iſt. Womit wir uns aber durchaus nicht befreunden können, iſt der Titel: „Leichtſinn und ſeine Folgen," und es iſt wahrlich mehr als Delikateſſe, den ungeheuern Frevel, den Richelieu — hier iſt es ein namenloſer Herzog — und ſeine verlaſſene Geliebte mit dem Rufe eines tugendhaften Mädchens treiben, nur Leichtſinn zu nennen. — „Frauenemancipation" heißt ein Originalluſtſpiel in drei Akten von Dr. Marchland, welches nach der einſtimmigen Ausſage aller Wiener Blätter dort ſehr gefallen haben ſoll; als es aber auf unſere Bühne einwanderte, trat leider das zweite Hülfszeitwort an die Stelle des erſten. Der Stoff iſt nicht allein ſehr zeitgemäß, ſondern zugleich ganz für das Luſtſpiel geeignet, und wir haben uns ſchon lange gewundert, daß derſelbe nicht von einem unſerer beſſern Bühnendichter bearbeitet worden, während ſchon mehrere Talente ſich daran gewagt haben, die nicht die geiſtige Kraft beſaßen, den ſchwierigen Vorwurf zu bewältigen. Das Luſtſpiel iſt nicht ſchlecht gedacht, doch iſt die Erfindung zu arm, die Charaktere und ſelbſt die Situationen mehr ſkizzirt als ausgeführt, die Epiſoden theils ſchlecht in das Ganze verwebt, theils rein überflüſſig, und der Dialog ſo wizleer, daß das verzweifelte Publikum ſich gezwungen ſah, darüber zu lachen, daß der Schneider Stöpſel heißt. Am Schluſſe wurden die geduldigen Zuſchauer mürriſch, ziſchten und pfiffen ſogar ein wenig. — „Ines de Caſtro," hiſtoriſch-dramatiſches Gedicht in fünf Akten von Dr. Adolf Wiesner, hat, bei vielem Langweiligen und Ueberflüſſigen einige wirkſame Momente, und iſt ziemlich beklatſcht, doch bis jezt noch nicht wiederholt worden. — Nach Cumberland hat Schröder ſein altes Luſtſpiel: „Das Blatt hat ſich gewendet," bearbeitet, und nun, nachdem auch dieſes wieder völlig Rococo geworden, bringt uns Herr von Holbein einen „Pantoffel und Degen," Luſtſpiel — nach dem Zuſtande heutiger converſationeller Geſittung dürfte „Poſſe" bezeichnender ſeyn — in vier Akten, frei nach Schröder; das Merkwürdigſte aber an der Sache iſt, daß troz zweimaliger Umſchmelzung der engliſche Kern noch keineswegs überwältigt worden iſt, ſondern vielleicht noch immer zu derb durchſchimmert. Das Stück iſt draſtiſch-komiſch, und hat nicht allein hier ſehr gefallen, ſondern wird ſeine Wirkſamkeit wohl überall bewähren, wo nicht ein etwa zu delikates Publikum ſich an den Freskogeſtalten deſſelben ſtoßen ſollte. — Neu einſtudirt erſchien König Heinrich IV. von Shakespeare, in vier Akten, mit Benüzung der Ueberſetzungen von Auguſt Wilhelm Schlegel und Heinrich Voß, für die Bühne bearbeitet von A. W. Weſt. Dieſe Produktion bewies aber nur auf's Neue, daß die Kräfte unſerer Bühne, ohne bedeutenden Gaſt, für die Darſtellung eines Shakespeareſchen Werkes nicht ausreichen. — Halevys „Bliz" iſt recht gut gegeben worden und gefiel ſehr, dagegen hatte „der Scherif," komiſche Oper in drei Akten nach Scribe, aus dem Franzöſiſchen überſezt von W. A. Swoboda, Muſik von Halevy, keinen günſtigen Erfolg. — Von 5 — ſage fünf — neuen Poſſen in ungefähr ſieben Wochen enthält „das Preisſtück," von Friedrich Kaiſer (Muſik von A. Müller), bei vielen langweiligen Scenen und Gemeinheiten, auch manchen guten Wiz und viele drollige Momente. „Die Wiener Stubenmädchen, oder der Ball in der Schuſterwerkſtatt," von Karl Haffner (Muſik von M. Hebenſtreit), iſt eine ziemlich verunglückte Verarbeitung des „Griſettenballs" von Paul de Kock, was man jedoch mit großer Mühe an einzelnen Zügen erkennt, oder vielmehr erräth. Franzöſiſche Zuſtände nach Oeſterreich zu transferiren, iſt ſelbſt dem talentvollen Neſtroy nicht gelungen; noch mehr nehme ſich ein Poſſendichter davor in Acht, der ſo tief unter jenem ſteht. Unter die ſchlechteſten Produkte dieſer Art gehören noch: „Kupferſchmied, Koch und Kappelmacher, oder die Goldſpinnerin in der Scharka" von Hepp; „der Schneider und ſeine Töchter, oder der Schwager aus Amerika," abermals von Karl Haffner, und endlich: „der Hut als Heirathsſtifter, oder die Araber aus der Wüſte Sahara im Wirthshausgarten." Auf welch hohe Stufe Direktor Stöger ſein Kunſtinſtitut zu heben ſucht, zeigen Ankündigungen, wie etwa folgende: „Heute wird Herr J. Chr. Tſchuggmall, Naturmechanikus aus Tyrol, mit den von ihm ſelbſt erfundenen und verfertigten Automaten, welche eine Geſellſchaft von Acrobaten, Pantomimikern und Gymnaſtikern bilden, eine Vorſtellung in vier Abtheilungen zu geben die Ehre haben, unter dem Titel: die Wunder der Mechanik, oder das Leben durch Maſchinen." Und etwas tiefer unten lieſt man auf dem Zettel: „Ein Automat als Schlappſeiltänzer, allgemein als Unübertrefflicher oder non plus ultra bekannt." Nicht minder pomphaft wurden die Vorſtellungen der Araber aus der Wüſte Sahara angeprieſen (z. B. die außerordentliche Vorſtellung wird in drei Abtheilungen gegeben, und zwar enthält die erſte Abtheilung Purzelbäume, die zweite Trampolinſprünge, und die dritte große äquilibriſtiſche und athletiſche Spiele, Obelisken und Pyramiden). Uebrigens wurden alle dieſe Künſte mit vieler Behendigkeit und Energie ausgeführt und gewähren nebſt dem Werthe des Kunſtſtücks noch ein höheres ethnographiſches Intereſſe. Freilich wurden ſonſt in den Zeiten der Finſterniß dergleichen Kunſtſtücke in Buden gezeigt, aber Herr Stöger führt Araber und Automaten, Marionetten und Elephanten in den Kunſttempel ein.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 308:
Die Sprödigkeit.

Beilagen:
Kunſtblatt Nr. 105 und Monatsregiſter December.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google